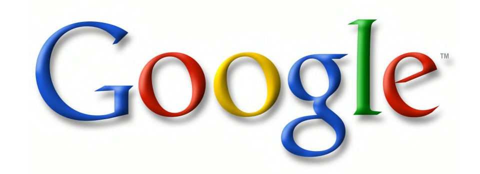
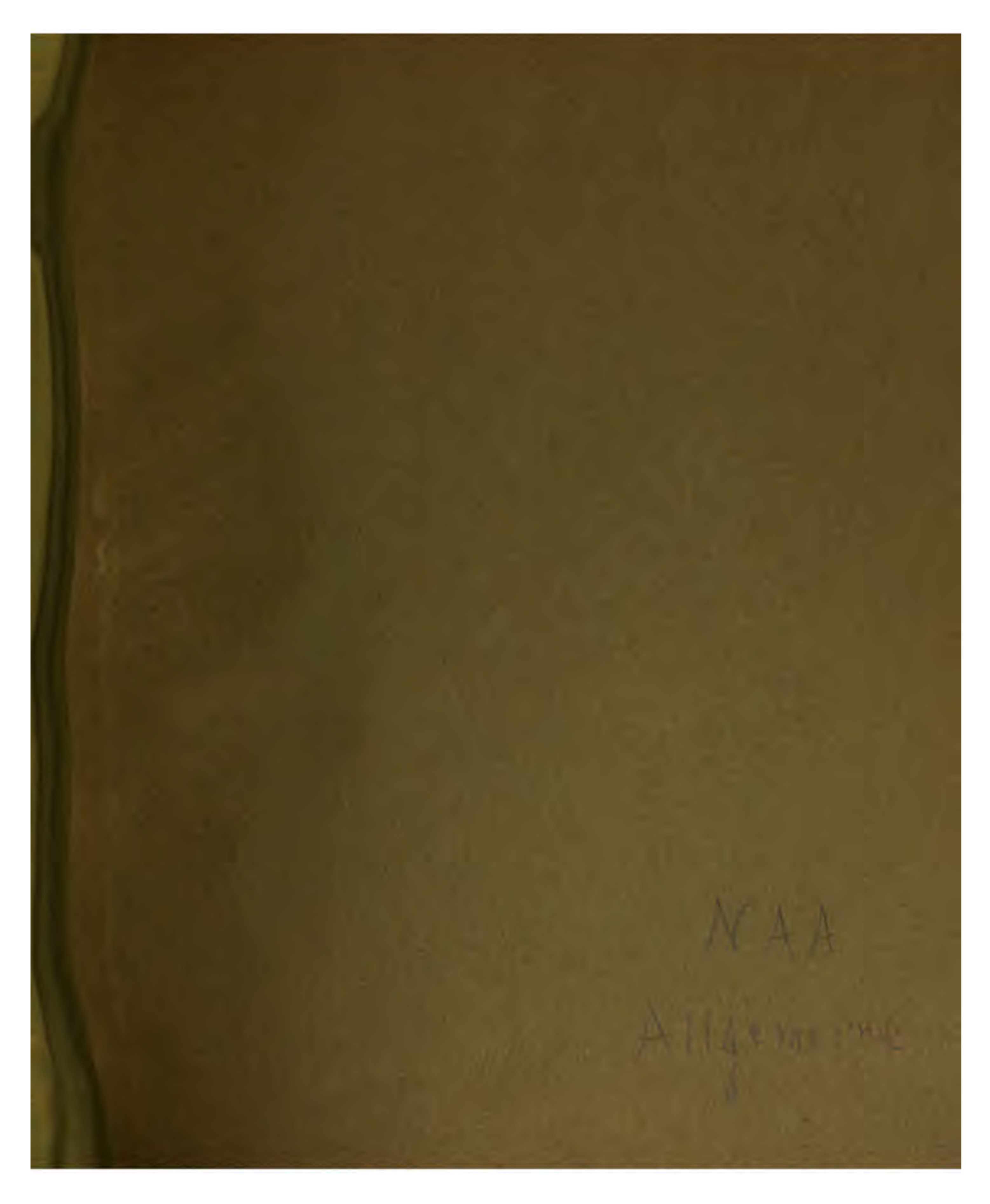
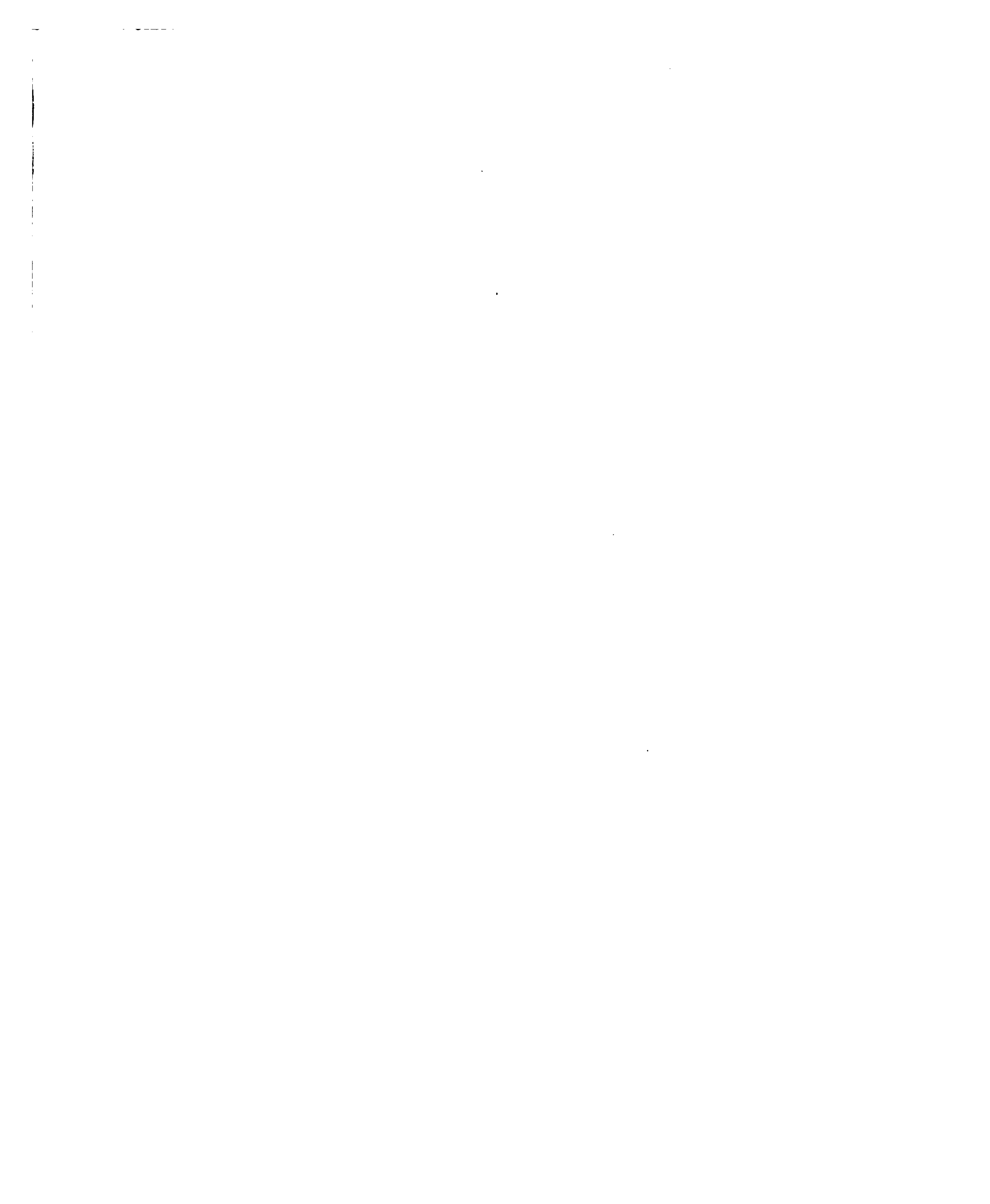
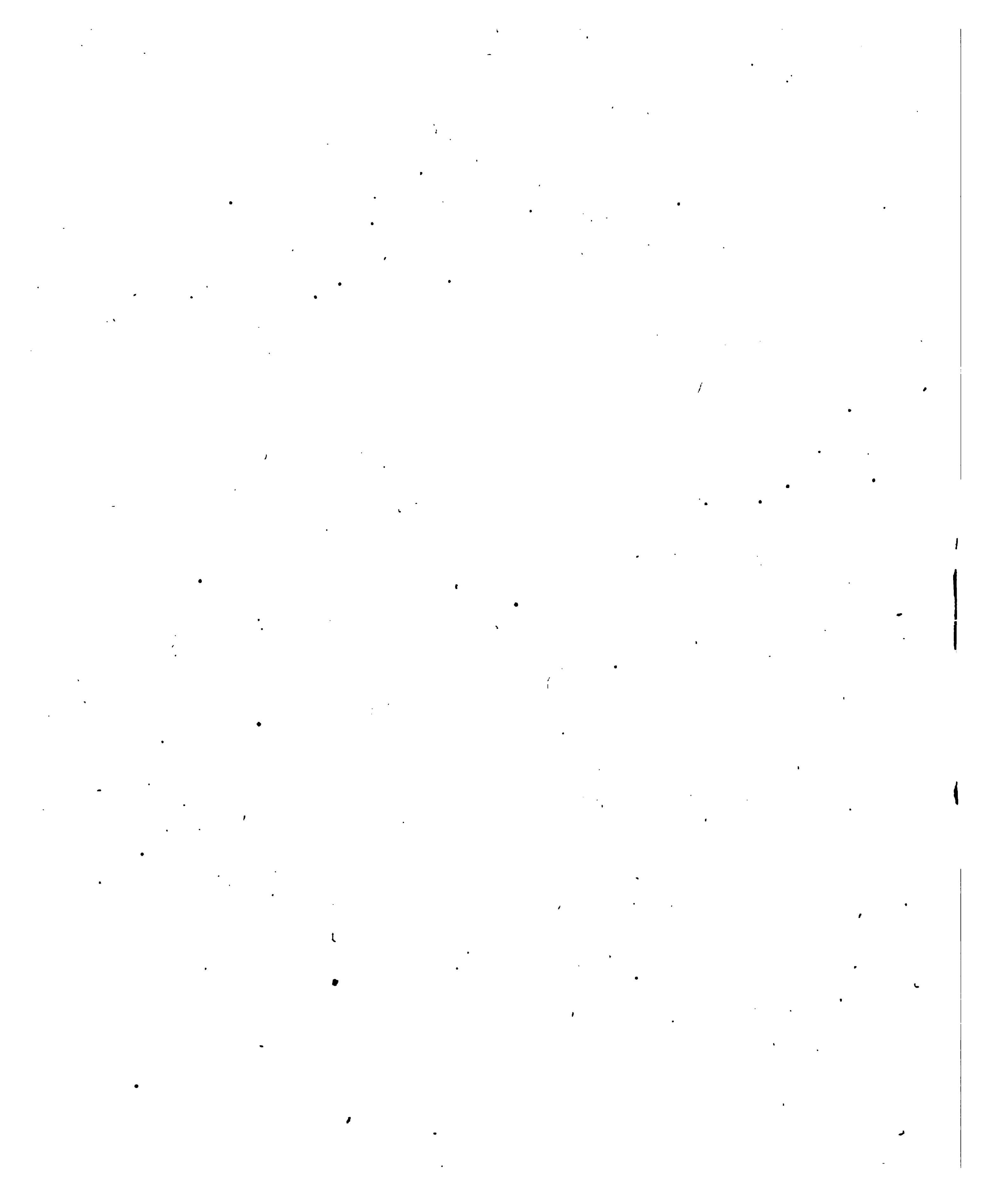


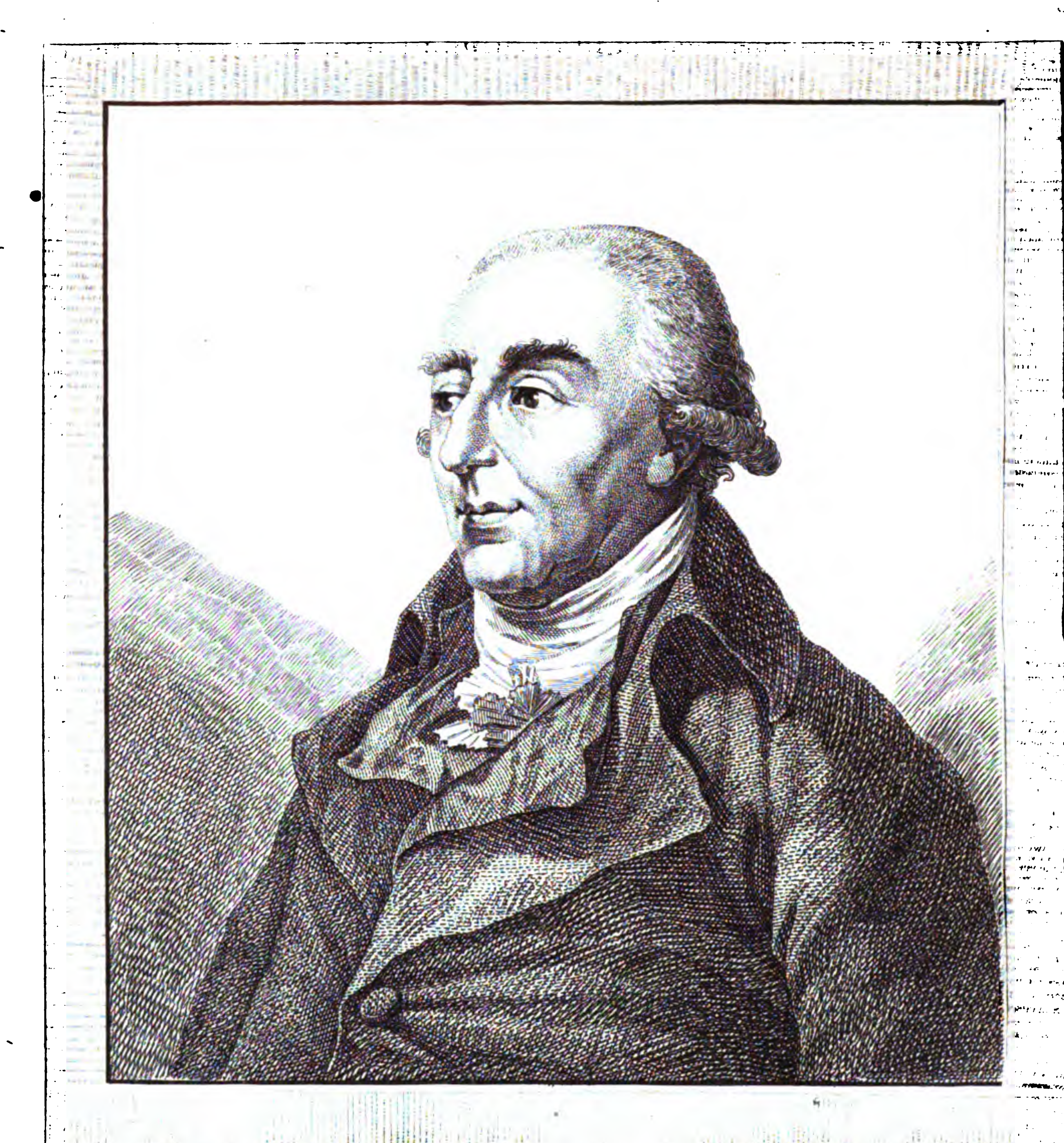




NAA

8346





Joh. Christoph Adelung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

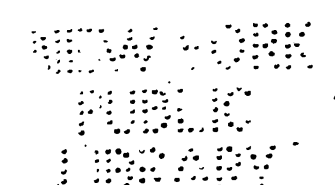
VOM JAHRE

1807.

ERSTER BAND.

(MIT DEM BILDNISSE DES HRN. HOFRATHS ADELUNG.)

JANUAR bis JUNIUS.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1807.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Januar 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Crusius: *Lexici in Interpretes graecos Vet. Testam. maxime Scriptores Apocryphos Spicilegium.* Post Bielium et Schleusnerum congessit et edidit *Carolus Gottlieb Bretschneider*, Ordin. Philos. in Acad. Vitebergensi Adjunctus ordin. 1805. VI u. 281 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Liber Jesu Siracidae, graece.* Ad fidem codicum et versionum emendatus et perpetua annotatione illustratus a *C. G. Bretschneider.* 1806. XVI u. 758 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Crusius: *Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des alten Testaments*, von *K. G. Bretschneider.* — *Erster* Band, die Dogmatik enthaltend. 1805. XVI u. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es scheint, als ob für die so lange vernachläfsigten Apokryphen des A. T. jetzt eine günstigere Zeit anheben wolle. Auch das gegenwärtige dreyfache Werk eines jungen Schriftstellers liefert einen schätzbaren Beytrag zur Erklärung dieser Bücher, obgleich das Ganze nicht leistet, was man zu erwarten berechtigt wäre, und obgleich jedem einzelnen Theile desselben eine gewisse Unvollkommenheit anklebt, die Rec. weniger auf Rechnung des guten Willens, als des Vermögens setzen möchte.

Das blofs vom *Fleiß* hergenommene Lob eines Schriftstellers hat immer eine gewisse Zweydeutigkeit, und bezeichnet mehr ein negatives als positives Verdienst. Obgleich aber Rec. weit entfernt ist, dem Vf. die übrigen Tugenden eines guten Autors abzusprechen: so muss er doch bekennen, dafs, wenn von den schriftstellerischen Vorzügen des Hn. *B.* die Rede seyn soll, der Fleiss zuerst genannt werden muss. Dieser zeigt sich nämlich in den vor uns liegenden Werken nicht nur in der sorgfältigen Angabe und Benutzung aller ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel und in der gleichförmigen Erwägung aller Momente, worauf es etwa bey der Erklärung einer Stelle, oder bey der Beurtheilung eines Schriftstellers ankommen könnte, sondern auch in der unermüdlichen Stätigkeit, womit er seinen Schriftsteller von Anfang bis zu Ende begleitet und in allem, was er sagt, den gleich-treuen Dolmetscher seiner Worte und Gedanken macht. Man kann es Hn. *B.* nicht zum Vorwurf machen, dafs er irgend einen apokryphischen Schriftsteller mit besonderer Vorliebe auszeichne, und dagegen den andern mehr vernachläfsige. Allein eben diese Allgemeinheit der Liebe hat, wie uns dünkt, die Stärke derselben etwas geschwächt.

Dafs ein Rec., bey diesem gerühmten Fleifse, nicht über Mangel an Vollständigkeit zu klagen Ursache haben werde, läfst sich im voraus erwarten. Eher möchte er das Gegentheil in Anspruch nehmen, und das tadeln, dafs zu vieles erläutert wird, und dafs der Vf. bey seinen Expositionen dem eignen Nachdenken des Lesers zu wenig überläfst. Hr. *B.* versteht die Kunst nicht genug, mit wenig Worten viel zu sagen und durch eine einzige, aus der Seele des zu erklärenden Schriftstellers geschriebene, Bemerkung eine ganze Reihe von Observationen überflüssig zu machen. Möchte er sich *Hugo Grotius* hierin zum Muster genommen haben, der in kurzen Anmerkungen so reich an Illustration war! Wir sind überzeugt, dafs die beiden letzten Werke ungleich zweckmäfsiger seyn würden, wenn der Vf. den Inhalt derselben auf die Hälfte der Bogenzahl zu concentriren verstanden hätte.

Nach diesem allgemeinen Urtheil versuchen wir, das Eigenthümliche jeder einzelnen Schrift herauszuheben, und sowohl die guten als fehlerhaften Seiten derselben bemerklich zu machen. Die Ordnung, in welcher wir oben ihre Titel aufgeführt haben, bezeichnet auch den verhältnifsmäfsigen Rang, der unserm Urtheile zufolge jeder derselben anzuweisen seyn möchte.

Demnach gebührt also Nr. 1. der Vorzug. Schon der Zusatz auf dem Titel: *maxime scriptores Apocryphos*, zeigt an, dafs Hr. *B.* die alexandrinische Version weniger berücksichtigt habe, als die Apokryphen. Nach Einleit. S. 14. 15. erstreckte sich seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf das *zweyte* und *dritte Buch der Makkabäer* und auf das *dritte Buch Esra's*, weil er fand, dafs nicht nur *Trommius*, *Kircher* und *Biel*, sondern auch *Schleusner*, gerade diese Bücher am meisten vernachläfsigt haben. Ausserdem fanden wir aber auch vorzüglichen Fleiss auf das *Buch der Weisheit* verwendet, wozu sich der Vf. in einer schätzbaren Gelegenheitsschrift: *de libri Sapientiae parte priore* etc. Part. III. (1804.) S. 27 ff. (vgl. A. L. Z. 1805. Nr. 227.) schon vorgearbeitet hatte. „*In conscribendo vero*, heisst es weiter, *hoc spicilegio id maxime studuimus, ut verborum significationes praetermissas adderemus, illas vero quae nondum satis firmatae viderentur, exemplis comprobaremus, singulares loquendi formulas adspergeremus, potissimum vero ut integra, quae adhuc* de-

deessent, vocabula adponeremus; quibus quidem, quo lector illa esse recens addita, neque in Bielii Thesauro, nec etiam in S. V. Schleusneri Spicilegiis legi, statim intelligat, asterisci signum praeposuimus."

Rec. hat bey Zählung der mit einem Sternchen bezeichneten Wörter gefunden, dass dieses *Spicilegium* 118 Zusätze (nicht 133, wie ein anderer Rec. angab) enthält, und dass bloss die Buchstaben *A* und *E* jeder 24 dergleichen liefern. Wenn nun gleich hierunter manche gar zu unbedeutende sind, wie S. 130. ἤδη, *jam*, oder S. 18. ἄγαν, *valde*, oder S. 249. σφοδρῶς, *valde*, oder S. 172. μὲν, *quidem*, oder καθάσων S. 139., oder τὲ S. 253. u. a. — so bleibt dennoch eine bedeutende Anzahl von Wörtern übrig, die man, als Bereicherung der Wörterbücher, dem Vf. verdankt. Bey diesen sind nicht nur die Stellen, wo sie vorkommen, genau nachgewiesen, sondern die Bedeutung derselben wird auch theils aus dem orientalischen Sprachgebrauch, theils aus Profanscribenten zweckmässig erläutert. Als Beyspiele führen wir an ἀγερωχος S. 19., ἀγριόω S. 21. (der von *Biel* ausgelassene Artikel ἀλλος S. 29. ist aus *Trommius* aufgenommen), ἀνατείνω S. 35., ἀπειδω S. 40., ἄρκος S. 46., διαιτέομαι S. 65., εἴργω S. 83., ἐπανδρέω S. 104., κατανωτίζομαι S. 148., μακροτονέω S. 169. u. a. Doch dürfen wir, zu *Biel's* und *Schleusner's* Rechtfertigung, nicht unbemerkt lassen, dass ein grösser Theil dieser neu hinzugekommenen Artikel *Varianten* sind, worauf beide Lexicographen nur gelegentlich Rücksicht genommen haben. Hr. *B.* hat mehrere bloss historisch aufgeführt, bey andern aber ein Urtheil der Erwählung oder Verwerfung hinzugefügt.

Wir führen von beiden einige Proben an. Bey dem Wort μυσταθεία (*Sapient.* 12, 16.) S. 180. 181. werden die Varianten μυστήρια σου, μυστας τε θειασμοῦ, μυστὰς θείας und μύστας θιάσου und die verschiedenen Erklärungen derselben angeführt. Zum Beschluss heisst es denn: „*In tanta vero loci difficultate equidem judicium mihi arrogare nolo, sed illud relinquo docto lectori, cui ea, quae hactenus disputata sunt, narrare ipsique potestatem judicandi facere volui."* Um den Leser in den Stand zu setzen, ein eignes Urtheil zu fällen, hätten die verschiedenen Erklärungen theils sämmtlich aufgeführt (Rec. vermisste aber unter andern die von *Hasse* S 97.), theils mit ihren wichtigsten Gründen dargelegt werden müssen. Noch kürzer ist der Vf. bey ἀγαπητῶς S. 18., ἀντανίστημι S. 37., γεννητόρεις S. 58., διασχίπτω S. 67., ἐπαρχία S. 105. u. a. Hier steht weiter nichts, als die Bedeutung des Worts, ohne weitern Beweis, und die Anzeige, dass es Leseart dieser oder jener Recension sey. Dagegen findet der Leser bey andern Wörtern, wenn auch kein entscheidendes Urtheil, doch solche motivirende Gründe angegeben, dass er es selbst leicht fällen kann. Ein gutes Beyspiel hiervon liefert παράσημος S. 202. 203., μήνιμα S. 177., ἐπίδοξος S. 111. u. a.

In einigen Stellen hat Hr. *B.* nicht ohne Glück die Lesart zu ändern vorgeschlagen. Wir heben darunter drey Stellen aus, die der Vf. selbst für die gelungensten zu halten scheint, und begleiten sie mit einigen Erinnerungen. *Sapient.* 5, 14. ὡς πάχνη ὑπὸ λαιλαπος u. s. w. „*Sed non intelligitur,* heisst es S. 207., *quomodo pruina tenuis possit disjici a turbine, cum potius solvatur a sole, vel ab aura; nec imago pruinae convenit imaginibus pulveris et fumi quibuscum nectitur. Vid. etiam c.* 16, 29. *ubi alio profecto modo pruinae imagine usus est autor. Vulgatus vertit* spuma *et legit haud dubie* λάχνη, *spuma maris. Sed spuma a turbine non dispergitur, immo augetur. Nisi vero egregie fallor, legendum est* ἄχνη, *palea, gluma. Hesychius:* "Αχνη· τὸ ἄχυρον· „ὡς δ' ἄνεμος ἄχνας φόρει" *Iliad. E.* 499. *Scriptum vero erat proprie* ὥσπερ ἄχνη, *e quo deinde propter scribendi compendium* ωσπ. *nata est vulgaris lectio, conjuncta litera* π *cum sequente* ἄχνη. *Quod vero rem conficit, est Syri autoritas, qui vertit:* ܐܝܟ ܥܘܪܐ *velut gluma s. pulvis paleae."* Diese Vermuthung ist gewiss beyfallswürdig; was indess für πάχνη noch sprechen könnte, wäre der Umstand, dass im ersten Versglied χοῦς, *pulvis*, noch zweifelhaft ist, indem die andere Leseart χνοῦς, *lanugo*, welche dem πάχνη λεπτὴ recht gut entspricht, eben so viel Autorität für sich hat; wozu noch kommt, dass der Vf. des Buchs der Weisheit ungewöhnliche Bilder und Vergleichungen liebt, wovon allein dieses 5te Kapitel mehrere Beweise liefert. Judith 11, 6. will Hr. *B.* S. 253. τέλειον statt τελείως lesen, nach der *Vulgata: rem perfectam.* Rec. scheint die Erklärung von τελείως durch: εἰς τὸ τέλος לכלה vorzuziehen. Ob Judiths That an sich eine *vollkommne* war, darauf kam es hier weniger an, als auf die Versicherung: *dass sie vollkommen gelingen und die vollkommenste Befreyung verschaffen werde.* 3 Esr. 5, 55. (S. 270.) ändert der Vf. χάῤῥα (wofür der *Cod. Alex.* und *Aldin.* Κάῤῥα, nach *Biel* und *Schleusner* Κάῤῥον, haben) in χάραγμα oder χαράγματα, *nummi, monetae:* „*Quod quidem vocabulum optime toti loco convenit. Quod vero rem utique conficit est textus hebraeus Esdr.* III, 7. *ubi pro* χάῤῥα *legitur* שמן (LXX: ἔλαιον), *quod h. l. non oleum est vertendum, quoniam ineptum esset, sed eo sensu accipiendum, quo saepius chaldaeum שמן et Syrum* ܡܫܚܐ (*Matth.* 5, 26. *Luc.* 21, 2.), *semissis, quadrans: de qua significatione v. Castelli Lexic. heptagl.* p. 3778. *Hoc autem loco posita est species pro genere et significat pecuniam simpliciter."* Auch hier giebt es doch noch einige Schwierigkeiten. v. 54. ist schon ἀργύριον genannt; dann folgen ποτὰ καὶ βρωτὰ. Wir begreifen daher auch nicht, wie der Vf. sagen konnte, „*ineptum esset,"* wenn man Esra 3, 7. שמן durch ἔλαιον übersetzen wollte. Auch hier folgen die Preise und Geschenke so: כסף, מאכל und משתה, worauf denn unmittelbar שמן steht. Eben so *Joseph. Antiq.* XI. c. 4. (*Ed. Oberthür.* T. II. S. 25.) χρήματα und τὰ πρὸς τροφήν. Dass *Oel* ein Handelsartikel der Palästinenser war, ist bekannt. Wir möchten χάῤῥα eher für ein orientalisches Wort halten, das hier griechisch transscribirt ward; nur sind wir noch zweifelhaft, ob es für חר *cicer frixum*, oder für das chald. חררא oder חררה *placenta* zu halten sey. Sollte es aber mit שמן einerley

ley seyn müssen: so könnte die Bedeutung von חור, *album esse*, eine Bezeichnung für *feines*, *vorzüglich reines Oel* geben. Vielleicht hatte Josephus den griechischen Esra vor sich, und hielt dieses χάῤῥα für das griechische χαρᾶ: denn er setzt a. a. O. hinzu: τοῖς τι Σιδωνίοις ἡδὺ καὶ κοῦφον ἦν u. s. w.

Bey den andern Artikeln, die in *Biel* und *Schleusner* ebenfalls stehen, werden entweder neue Bedeutungen nachgetragen, oder, was am häufigsten der Fall ist, neue Beweisstellen hinzugesetzt. Das letztere ist bey bekannten Wörtern zwar von keiner grossen Wichtigkeit; indess kann es dem künftigen Lexicographen doch von Nutzen seyn. Für überflüssig kann aber doch gelten, wenn S. 96—97. sämmtliche Bedeutungen der Präposition ἐν aufgezählt werden; eben so S. 143—45. die von κατά (καθά wird S. 137. besonders verzeichnet und *Sap.* 3, 10. ἀσεβεῖς δὲ καθὰ ἐλογίσαντο ἕξουσιν ἐπιτιμίαν [nicht ἐπιτημίαν, wie hier unrichtig steht] soll es *praeter opinionem* bedeuten); ferner δίκαιος und δικαιοσύνη S. 70. 71. 72., ὀφθαλμός S. 194. 195., παῖς κυρίου S. 197. 198. In der Erklärung mancher Wörter in Beziehung auf einzelne Stellen ist Hr. *B.* oft glücklich, wie z. B. S. 83. 84., wo εἰρήνη in dem Sinne: *status prosper et tranquillus* gegen *Nachtigal* in Schutz genommen wird, oder S. 219., wo πόνος „*de opere venereo et concubitu*" in der Stelle *Sap.* 3, 15. recht gut passt. Das Wort κριτός, *selectus*, *nobilis*, welches S. 162. wegen Sir. 8, 14. μὴ δικάζου μετὰ κριτοῦ u. s. w. formirt wird, scheint uns unzulässig, auch nach dem, was Hr. *B.* Nr. 2. S. 159. darüber vorgebracht hat. Da κριτής die Bedeutung *princeps*, *praefectus* u. s. w. unläugbar hat, so passt auch die so sehr urgirte δόξα auf ihn. Bey Φῶς ὀφθαλμῶν S. 269. wäre auf Tob. 10, 5. (besonders nach *Ilgen's* ausführlicher Erklärung S. 91 ff.) Rücksicht zu nehmen gewesen. Der Ausdruck Φωστήρ, *luminare* 3 Esdr. 8, 79. S. 269. ist dadurch nicht hinlänglich erklärt, dass es heisst: „*in textu hebraeo Esdr.* 9, 8. *est* עינים, *oculi. coll. Matth.* 6, 22." Wenn es auch Uebersetzung seyn sollte: so wollte der Uebersetzer doch offenbar etwas anderes ausdrücken. Es ist *Oeffnung für das Licht*. Dass ἄδεια *Sap.* 12, 11. *licentiam peccandi* (nach S. 22.) bedeute, ist nicht dem Context gemäss, sondern vielmehr gegen denselben, weil es v. 10. heisst: ἐδίδους τόπον μετανοίας — — ὅτι οὐ μὴ ἀλλαγῇ ὁ λογισμὸς αὐτῶν εἰς τὸν αἰῶνα. Noch weniger lässt sich erweisen S. 22.: „Ἅδης *pro eo, qui inferni imperium tenet. Sap.* 1, 14. *Est vero Diabolus*, *cujus sorte digni esse dicuntur impii* v. 16. *coll.* c. 2, 24. *Inde lucem accipit* 1 *Cor.* 15, 26. 55. *coll. Hebr.* 2, 14." Es ist nicht mehr und weniger als שאול, von dem βασίλειον eben so gut gebraucht werden kann, als ihm so häufig *actus personales* zugeschrieben werden. S. 23. wird die Lesart ἀιδιότης, *aeternitas*, *Sap.* 2, 23. verworfen und ἰδιότητος vorgezogen. Diess hätte nicht so unbedingt geschehen sollen, da die verworfene Lesart durch das vorhergehende ἀφθαρσία und das nachfolgende θάνατος εἰσῆλθεν εἰς τὸν κόσμον, ja, selbst durch die angeführte Stelle *Genes.* 1, 27. eben so gut unterstützt werden kann, als ἰδιότης.

Es ist unangenehm, in einer solchen Schrift auf so häufige Druckfehler zu stossen, dergleichen hier überall sind. Wir geben einige an, wie sie sich darbieten. S. 50. Z. 15. ἠμάτιον st. ἱμάτιον. S. 110. Z. 16. ἐξανίστιμι st. ἐξανιστημι. S. 137. Z. 19. ἐπιτημιαν st. ἐπιτιμίαν. S. 139. Z. 1. καθήσταμαι st. καθίσταμαι. S. 232. Z. 3. 1 Tim. V, 10. st. VI, 10. Am schlimmsten aber ist es S. 181. Z. 2. v. u., wo steht: ولا يغغر لهم anstatt: ولا يغفر لهم بكنتي قرابيهم بكنشن قرابيهم. Sonst nimmt sich der Druck sehr gut aus.

Schon die Seitenzahl von Nr. 2. bezeuget den grossen Umfang dieses Commentars, der unter allen neuern dieses Buchs der ausführlichste ist. Wir wollen zwar keinesweges läugnen, dass Hr. *B.* in demselben viel Brauchbares zu Erklärung des Jesus Sirach zusammengetragen habe, und dass seine Arbeit die bisherigen weit übertreffe. Allein dessen ungeachtet hat sie die Vollkommenheit und Zweckmässigkeit nicht, die wir ihr wünschen. Dieses Urtheil wird sich durch nähere Betrachtung der einzelnen Momente rechtfertigen.

I. Der Text kündigt sich an als ein „*ad fidem codicum et versionum emendatus*", eigentlich aber ist es nur der gewöhnliche *vaticanische*. „*Hujus libri (codicis Vaticani ex edit. Sixtina) textu*, sagt *Excurs.* I. S. 692., *quem dederunt Bosius, Lindius et Augustius, tanquam fundamento usus sum, ad quod aliorum lectiones referrem.* Den kritischen Apparat, der ihm zu Gebote stand, beschreibt Hr. *B.* S. 691. mit folgenden Worten: „*Ac primum quidem ad codices quod attinet, fatendum est, mihi non contigisse, quod valde optabam, ut codices mss, quorum nulla adhuc esset cognitio publica, nanciscerer. Impressos autem libros, quorum in critica ratio videretur habenda, congessi et diligenter invicem contuli. Ad manus enim habui Camerarii editionem utramque, Hoeschelii textum, editiones Basileenses, itemque Grabii, Breitingeri, Lamb. Bosii, Fabricii, Lindii et Augustii editiones; praeterea vero Drusii quoque Grotii et Bendtsenii commentarios criticos et biblia polyglotta Londinensia, e quibus etiam versionum Vulgati, Syri et Arabis cognitio mihi patuit. Ex his igitur peritior quisque facile intelliget, me in colligenda lectionis varietate, quae legitur in Aldina et Complut. non fontes ipsos, sed alios libros sequutum esse, videlicet Lamb. Bosium et Hoeschelium, praetereaque et editiones Camer. e Complut. et Basileenses ex Aldina descriptas.*" Aus diesem Geständniss ergiebt sich, dass der krit. Apparat nur der gewöhnlichste war. Sollte Hr. *B.* die *Aldina* und die *Complutensia* nicht haben zum Gebrauch erhalten können? Beym Gebrauch der Versionen wäre auch wohl mehr kritische Hülfe zu finden gewesen, wie *Ilgens* Beyspiel sattsam beweiset. Auf die Allegationen der Kirchenväter ist nur beym *Clemens Alex. Origenes* und *Chrysostomus* Rücksicht genommen; theils nach *Höschel* und *Bendtsen*, theils nach *Keil* (der dem Herausg. eine *Sylloge lectionum e Clemente* mittheilte

theilte S. 695.), theils nach eigener Vergleichung (des Origenes). — In mehreren Stellen hat der Herausg. eine Leseart, die nach seiner Einsicht den Vorzug verdiente, in den Text aufgenommen, und diess durch das Zeichen ∽ angedeutet. Ausserdem bestehen die meisten Veränderungen darin, dass mehrere Sentenzen als Glossen ausgemerzt sind, was theils durch kleinern Druck, theils durch ["] angedeutet wird. S. 708 f. findet sich ein Verzeichniss der wichtigsten im Texte vorgenommenen Veränderungen. Zwischen dem Text und exegetischen Commentar stehen kritische Bemerkungen, worin die Verschiedenheit der Leseart angeführt und beurtheilt ist. Diess hätte, unsers Erachtens, weit kürzer geschehen können, zumal in solchen Stellen, wo die Variante von keiner grosen Wichtigkeit ist. Beyspiele solcher unnöthigen Weitläuftigkeit sind überall zu finden, besonders aber S. 197 — 199. 212. 229. 247. 477. 484. 494. 495. 498. 499. 541. 608. 615. 630. 631. 648. 649. 653 u. a.

Die *kritischen Gesetze*, welche sich Hr. *B.* S. 705 f. vorgeschrieben hat, sind im Grunde ganz richtig; nur scheint uns in der Anwendung derselben zuweilen gefehlt zu seyn. Es ist wahr: „*Liber potius abbreviandus quam augendus videtur, quum in aprico sit, quanta additamentorum copia vel margini adscripta vel textui inserta fuerit.*" Nur gehört ein sehr feiner Takt dazu, welche Sentenz die originelle, und welche die beygeschriebene sey. Man vergl. K. 5, 2. S. 112. K. 12, 5 — 8. S. 197 f. K. 30, 31. S. 447 u. a. Das „*glossematis speciem prae se ferunt verba*" ist leichter gesagt, als wahrscheinlich gemacht. Auch da, wo Gründe der Wahrscheinlichkeit angeführt werden, wie K. 49, 10. S. 662., sind diese doch so beschaffen, dass Rec. dadurch nicht überzeugt wurde. Diess gilt auch von der Regel: „*Lectiones, quae Christianum sapiunt, rejiciendae sunt, quippe adscriptas a lectoribus christianis, qui quidem hoc libro frequentius utebantur, quam Judaei.*" Wie leicht ist hier Missbrauch möglich! Dass der Vf. nicht davon frey sey, wird sich sogleich an einigen Beyspielen zeigen lassen. — Wir wollen die kritischen Observationen zu Kap. I. näher prüfen. v. 3. wird καὶ σοφίαν richtig vertheidigt. Die Worte nach v. 4. πηγὴ σοφίας — — ἐντολαὶ αἰώνιοι werden als Glosse verworfen. Doch fällt, nach der eignen Erklärung des Vfs. *Excurs.* III. S. 732 — 33.: „*Verbum Dei revelatum est fons sapientiae cognoscendae, et aeterna Dei praecepta (liber praeceptorum) profluxus sapientiae sunt i. e. canales, per quos profunditur illa* — λόγος Θεοῦ τοῦ ὑψίστου —" der Verdacht, dass diese Worte „*christianismum sapiunt,*" hinweg, und sonach könnte die Sentenz gar wohl als echt betrachtet werden. Nach v. 6. wird als Zusatz aus dem *Cod. Aug.* bemerkt: Ἐπιστήμη σοφίας — — τίς συνῆκε mit der Bemerkung, dass *Breitinger* diese Worte als *Additamentum* habe, und dass sie der *Vulgatus* enthalte. Sie können aber als Exegesis des vorhergehenden Satzes gelten, und die πολυπειρία (Reichthum an Erfahrung, Mannichfaltigkeit, Umfang u. s. w.) bestimmt den Begriff von πανουργεύματα (wofür die Alexandrin. Recension πανουργήματα hat, welches aber einerley ist). Dieser Ausdruck ist, wie K. 42, 18 ganz etymologisch zu nehmen: *Allwirksamkeit*, *efficacia perfecta.* Hr. *B.* verwirft die gewöhnliche Bedeutung: *callide factum*, und will es durch: *absconditam cognitionem*, *abscondita consilia* übersetzen. Allein diese Bedeutung ist, wenigstens durch die vom Hesychius angeführte Glosse, nicht gerechtfertigt. v. 9. u. 10. weicht der Vf. von der gewöhnlichen Interpunction ganz ab. Er hat: αὐτὸς ἔκτισεν αὐτὴν, καὶ εἶδε, καὶ ἐξηρίθμησεν αὐτὴν, καὶ ἐξέχεεν αὐτὴν ἐπὶ πάντα τὰ ἔργα αὐτοῦ μετὰ πάσης σαρκὸς κατὰ τὴν δόσιν αὐτοῦ, καὶ ἐχορήγησεν αὐτὴν τ. ἀγαπῶσιν αὐτόν. Dadurch wird der Sinn offenbar leichter. Dass δοσις so viel sey als *benigna Dei voluntas*, ist aus K. 11, 17. zu erweisen. Indess kann die gewöhnliche Erklärung auch gar wohl vertheidigt werden. v. 13. ist εὐλογηθήσεται der Leseart εὑρήσει χάριν vorgezogen, weil letztere Worte „*Christianum sapiunt, et primum explicandi causa margini adscripta, in textum deinde reposita videntur. Non autem intelligeretur, cur aliquis* εὑρήσει χάριν *mutaverit in* εὐλογηθήσεται." Rec. kann sich nicht von dem hier vermutheten Christianismus überzeugen; die Redensart: εὑρήσει χάριν, ימצא חן, ist eben so gut Hebraismus als εὐλογηθήσεται, נברך. Ueberdiess passt εὑρήσει χάριν nicht nur eben so gut zu dem vorhergehenden εὖ ἔσται, sondern entspricht auch der ἡμέρα τελευτῆς noch weit besser. Die auf diesen Vers folgenden Worte: Φόβος κυρίου — — εἰς ὅρασιν αὐτοῦ, desgleichen ἀμφότερα — εἰς εἰρήνην und πλατύνει — ἀγαπῶσιν αὐτόν v. 17. u. 18. werden mit Recht für Glossen ausgegeben. Ob aber v. 18. καὶ εἶδε καὶ ἐξηρίθμησεν αὐτὴν, welche so bedeutende Autoritäten für sich haben, so geradezu zu verwerfen sind, wie vom Vf. geschieht, dürfte noch bezweifelt werden. Es ist wahr, sie sind „*nude posita;*" aber darum noch nicht „*inepto loco.*" Der Fehler der Glossatoren ist sonst eben nicht, den Text zu verdunkeln, vielmehr sucht ihn der gemeine Verstand derselben recht deutlich und verständlich zu machen. Oder liebt etwa der Vf. unsers Buchs nicht Wiederholungen und Amplificationen? Warum sollte man nicht auch von ihm sagen können: „*repetita verba e versu 9. eo consilio, ut intelligeretur sapientiam quoque esse donum Dei, quod quidem suo arbitrio distribuat?*"

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Januar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Crusius: *Lexici in Interpretes graecos Vet. Testam. maxime scriptores Apocryphos Spicilegium.* Post Bielium et Schleusnerum congessit et edidit *Carolus Gottlieb Bretschneider* etc.

2) Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Liber Jesu Siracidae, graece.* — — A. *C. G. Bretschneider* etc.

3) Leipzig, b. Crusius: *Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des alten Testaments,* von *K. G. Bretschneider* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 1. abgebrochenen Recension.*)

Von dem Zusatz v. 20.: φόβος κυρίου — — δυνήσεται δικαιωθῆναι heisst es S. 69.: „*Lindius haec verba genuina illa arbitratus, recepit, quia, ut ait, sequentia aptissime antecedunt. At rectius ea reprobavit Augusti; destituta enim sunt codd. optim. auctoritate, nec a sententiarum nexu exiguntur; imo non constant sibi codices.*" Hier ist Meinung gegen Meinung, Gefühl gegen Gefühl! Die Varietät der Lesart möchte eher für die Echtheit beweisen, so wie die Allegation bey *Clemens Al.* und *Athanasius.* v. 23. giebt Hr. *B.* der alexandrinischen Lesart χείλη πολλῶν den Vorzug vor χείλη πιστῶν: „*quia hoc rescriptum videtur a lectoribus christianis, referentes hunc locum ad martyres et omnes, qui religionis causa vexabantur. Adscripsit igitur aliquis* πιστῶν, *quo significaret, illorum memoriam non apud quoscunque, sed inprimis apud Christianos (hi enim sunt illi* πιστοι*) nunquam extinctum iri; quod quidem glossema deinde in textum irrepsit.*" Hier ist abermals der Hebräismus שפתי אמה oder שפתי באמנים mit dem Christianismus verwechselt worden. Die citirte Stelle K. 39, 9. αἰνέσουσι τὴν σύνεσιν αὐτοῦ πολλοὶ kann hier nichts beweisen. v. 25. wird ἐπιθυμήσας statt des verworfenen ἐπεθύμησας gesetzt; doch kann letzteres an *Histor. Susan.* v. 15. eine Unterstützung finden. — Wenn hier, wie in vielen andern Stellen, der kritische Werth dieses Commentars nicht eben hoch angeschlagen werden kann: so ist doch der Vf. in manchen Stellen in der Wahl der Lesart recht glücklich gewesen. Wir rechnen dahin K. 7, 23. κάμψον αὐτὰ ἐκ νεότητος αὐτῶν statt: κάμψον ἐκ νεότητος τὸν τράχηλον αὐτῶν; K. 13, 11. ἰσηγορεῖσθαι st. εἰσηγορεῖσθαι; K. 14, 20. μελετήσει st. τελευτήσει; K. 17, 31. ἀνὴρ ὃς st. πονηρος u. a. — Hin und wieder hat Hr. *B.* den Text durch *Conjectur* zu verbessern gesucht und diess durch ein in den Text eingerücktes „*forte,*" oder „*rectius,*" oder „*lege*" bemerkt. Folgendes werden die wichtigsten seyn. K. 9, 9. αἵματι statt πνεύματι (letzteres sey von einem „*lettore christiano.*" Aber das vorhergehende ἡ ψυχη spricht offenbar dafür). K. 25, 25. παῤῥησίαν ἐξόδου st. πονηρᾷ ἐξουσίαν. K. 27, 18. τὴν θήραν statt τὸν ἐχθρὸν αὐτοῦ (der Commentar S. 401. macht diese Vermuthung sehr wahrscheinlich. Sollte aber nicht ἐχθρος in dieser Beziehung das vom Jäger verfolgte Wild bedeuten können?). K. 28, 11. ῥητινη καὶ πισσα st. ἔρις κατασπευδομένη. K. 29, 23. παροικίας st. οἰκίας. K. 34, 2. ἀποστήσει st. ἀπαιτήσει. K. 34, 6. πλανηθήσεται st. πλησθήσεται. K. 35, 18. ἀλλὰ πονηρὸς st. ἀλλότριος. K. 37, 9. κλοιον st. κλῆρον. K. 37, 11. ἐπετείου st. ἐφεστίου. K. 39, 11. ἐπιποθεῖ αὐτὸν oder αὐτῷ st. ἐμποιεῖ αὐτῷ. K. 40, 11. πάντα ὕδατα st. ἀπὸ ὑδάτων. K. 42, 2. εὐσεβῆ st. ἀσεβῆ. K. 43, 15. ἴσχυσεν νεφέλαι st. ἴσχυσε νεφέλας. K. 43, 17. καταδύουσα st. καταλύουσα. K. 46, 3. ἐπανήγαγεν st. ἐπήγαγεν. K. 50, 9. ὥσπερ λίβανος st. ὡς πῦρ καὶ λίβανος. K. 51, 6. ψευδοῦς εἰς πληρῶσαι κατὰ διαβολὴν st. ψευδοῦς, βασιλεῖ, διαβολῆ. K. 51, 9. ἐπὶ ταπεινώσεως st. ἀν. ἐπὶ γῆς. K. 51, 19. χειρῶν μου st. λιμοῦ. Um nicht zu weitläufig zu werden, müssen wir das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieser kritischen Vermuthungen der eignen Beurtheilung der Leser überlassen.

II. In den *erklärenden Anmerkungen* steht viel Gutes. Die Natur einer „*adnotatio perpetua*" brachte es mit sich, dass viel Bekanntes und Triviales mitgenommen und bey dem Leser gar zu wenig vorausgesetzt ward. Dahin gehören z. B. die Anmerkungen über παρὰ κυρίου S. 57., μετὰ S. 62., εἰρήνη S. 67., δοκιμάζειν S. 78., ἀγ[illegible]εσθαι S. 471. u. s. w. Sollte aber auf die ersten Anfänger gesehen werden: so musste dagegen noch vieles mitgenommen werden, was wir hier übergangen finden. Dass bey einem *Gnomologen,* wie Jesus Sirach, auf die Denksprüche anderer Nationen des Alterthums, besonders der Griechen und Araber, die hieran so reich sind, vorzügliche Rücksicht zu nehmen sey, versteht sich von selbst, und der Vf. hat dieser Forderung auch einigermassen Genüge geleistet. Bey den *Arabern* aber hat er noch viel zu wünschen übrig gelassen. Wir fanden, dass er hauptsächlich nur den kleinen Vorrath, den *Scheidii Select. ex Proverb. arab.* darbieten, nicht immer ganz glücklich benutzt habe. Hier sowohl als bey den Griechen sind die Citate nicht mit der einem Philologen geziemenden Genauigkeit beygebracht. Wie unsicher sind nicht die Citate: *Homerus, Euripides, Ovidius* u. s. w.! Da suche einer den voluminösen Schriftsteller durch, um sich davon zu überzeugen, ob Hr. *B.* treu und verständig seine Beweise aus demselben vor-

vorbringe! Man vgl. S. 126. 128. 129. 139. 153. 163. 184. 322. 335. 353. 376. 475. u. a. S. 96. lesen wir: *Grotius e Sophocle.* S. 107. *Affert Grotius locum Homeri.* S. 118. *itemque facere solent Gnomici Arabum* (welche? und wo?). S. 153. *versiculi poetae.* S. 182. *versus a Grotio laudatos* u. f. w. Unbequem ist auch die Anordnung der Noten, welche oft mehrere Seiten hinter dem Text her folgen. — Bey der Erklärung selbst hat Hr. *B.* seinen Autor in vielen Stellen deutlicher gemacht, als er es nach den bisherigen Auslegern war. Doch fehlt es auch nicht an solchen, wo das vom Vf. gegebene Licht nicht befriedigen will. Wir heben einige Stellen von verschiedener Art zum Beleg aus. K. 1, 30. wird συναγωγη richtig durch ἐκκλησία erklärt; aber es ist schwerlich richtig, wenn es weiter heisst: „*idem quod* ὄχλος, οἱ πολλοι v. 23. *hebr.* עם *Lev.* X, 3. *et* המון *Dan.* XI, 11. *ubi Theod.* ὄχλος." Hier war der Hebräismus עשר oder בתוך המון anzuführen. K. 5, 2. sollen die Worte τῇ ψυχῇ σου καὶ ein Glossem seyn (was sie aber schwerlich sind, da ψυχη durch ἐν ἐπιθυμίαις καρδίας und τῇ ἰσχύϊ durch τίς με δυναστεύσει erläutert wird). Indess wird ψυχη richtig durch *animi libidines* erklärt. Wenn es aber weiter heisst: „*Lutherus recte: Folge deinem Muthwillen nicht, ob du es gleich vermagst (legitne fortasse καὶ εἰ ἰσχύσῃ?)* — so dürfte diese Vermuthung schwerlich wahrscheinlich seyn, indem Luther, der im Sirach überhaupt ziemlich frey übersetzte, auch den gewöhnlichen Text so ausdrücken konnte. — K. 39, 13. folgt der Vf. der alexandrinischen Lesart: ῥεύματος ὑγροῦ st. ἀγροῦ, und erklärt ὑγρον für synonym von ὕδωρ. Man könnte erinnern, dass erst die ganze Redensart diese Bedeutung habe. Allein der Vaticanische Text lässt sich schon erklären, wenn darunter *ein den Acker wässernder Bach*, *Fluss* u. f. w. verstanden wird. — In der Stelle K. 21, 27. 28. (vgl. *Excurs.* IV. S. 738.) soll durchaus nicht vom *Satan* die Rede seyn, sondern bloss vom *Verläumder*. „*Mirandum, quod Noster in aliis locis, ubi non solum occasionem habuisset, Satanae commemorandi, sed adeo debuisset de illo dicere, prorsus de genio illo siluerit,* v. c. XV, [illegible]seqq. XXV, 24. *Deinde in Hebraeo fuisse* שטן *hocque vocabulum* διαβολον *f.* ψιθυριζων, *calumniatorem, optime verti posse, dubio caret; sicque vertendum fuisse, suadet* ψιθυριζων, *quod est in versu sequenti.*" Das letzte Argument beweist nichts, da ὁ ψιθυρίζων die verläumderische Natur des Satans am besten bezeichnet, und da die παροικήσις das Reich der Hölle bedeuten kann. Beym ersten Argument aber könnte man in den angeführten Stellen die Nothwendigkeit, vom Satan zu reden, läugnen, oder überhaupt das Postulat: dass ein Dogma durch mehr als eine Stelle bewiesen seyn müsse, als ungegründet verwerfen. Wir enthalten uns der weitern Bemerkungen hier um so mehr, da uns die Anzeige der Schrift Nr. 3. noch zu mehrern Veranlassung geben wird.

III. Dem Commentar sind *fünf Excursus* angehängt. I. *De* κρισει *textus hujus libri*, worüber wir schon oben einiges bemerkt haben. II. *De usu hujus libri in interpretando N. T.* Der Vf. liefert Nachträge zu *Schleusner* und *Kuinöl*, deren Arbeiten er voraussetzt, und beschäftigt sich vorzüglich mit der Sacherklärung, wobey er die einzelnen Bücher des N. T. der Reihe nach durchgeht. Beym Briefe Jacobi hätten wir, nach *Storr's* Vorgange, etwas Ausführlicheres und Vollkommneres erwartet. Ueberhaupt wäre hier viel zu erinnern. III. *De* σοφια. Dasselbe, was in Nr. 3. S. 191 ff. weiter ausgeführt wird. IV. *De Theologia Siracidae.* Wie beym vorigen Abschnitt. Die ganze Abhandlung zerfällt in folgende Rubriken: *de* θεολογια *(sensu strictiori)*, *de* πνευματολογια, *de* ἀνθρωπολογια und *de* σωτηριολογια. Unter letzterer wird die Erwartung eines *Messias* verstanden; die Untersuchung ist äusserst kurz, weil der Vf. die Hauptstelle K. 48, 10. 11. geradezu für einen „*locus spurius*" erklärt. Wir müssen es den Lesern überlassen, ob sie sich durch die S. 653 — 54. dafür beygebrachten Wahrscheinlichkeitsgründe davon überzeugen können. Vom *heiligen Geiste* hätte nicht unter der Rubrik: *de* πνευματολογια S. 738 — 39., sondern früher *de* θεολογια, wo S. 736. zwey Zeilen: „*de trinitatis vestigiis*," vorkommen, gehandelt werden sollen. V. *De morum doctrina Siracidae.* Hier hatte der Vf. an *Schulze* (f. dessen Abhandl. in *Henke's* N. Magazin B. VI. S. 40 ff.) einen guten Vorgänger.

IV. Die *Prolegomena* (S. 1 — 40.) handeln die gewöhnlichen Punkte der Einleitung mit Vollständigkeit und Gründlichkeit ab. Am besten gefielen dem Rec. die Bemerkungen gegen *Eichhorn's* Hypothese, dass unser Buch aus *drey verschiedenen Aufsätzen* zusammengesetzt sey. Die Vertheidigung der Einheit der Schrift und der Identität des Vfs. (S. 16 — 31.) ist Hn. *B.* am besten gelungen, und er verdient dafür den aufrichtigen Dank aller unbefangenen Exegeten. Ueber den Zusammenhang zwischen Jesus Sirach, den Salomonischen Schriften und dem Buch der Weisheit findet sich S. 7. u. 37. (nach *Fabricius*) eine Andeutung. Eine genauere Erörterung dieses Punkts aber wäre verdienstlich gewesen. Vorr. S. XVI. verspricht Hr. *B.*: „*Quodsi Viri docti me officio interpretis et critici satisfecisse judicaverint, nec haec mea studia improbaverint, mox, ubi Deus vires et otium concesserit, librum Sapientiae, aeque praestantem, et ut multi judicabunt, libro Siracidae nobiliorem, eodem modo illustrabo et explicabo.*" Wir bitten, das „*Mox*" nicht zu sehr zu beschleunigen und das „*eodem modo*" nicht auf die fehlerhafte Beschaffenheit dieses Commentars auszudehnen.

Wenn wir von Nr. 3. das Zeugniss ablegen, dass Hr. *B.* ein würdiges Seitenstück zu *Bauer's* biblischer Theologie geliefert habe: so gestehen wir dadurch allerdings seinem Werke einen gewissen Grad von Brauchbarkeit zu; aber von vorzüglich hoher Bedeutung ist, in unserm Sinne, dieses Lob nicht. Wir erhalten hier eine Menge einzelner exegetischer Observationen, die nach gewissen allgemeinen Rubriken zusammengereihet werden: aber einen innern Zusammenhang, eine lebendige Auffassung des Geistes dieser

ser Schriftsteller darf man hier nicht suchen. Wir machen dem Vf. nicht den Vorwurf, dass er weniger geleistet habe, als er versprach; denn er hat nicht mehr versprochen, als was folgende Angabe S. X. besagt: „Es war nicht mein Plan, eine *raisonnirende Geschichte der Theologie der Apokryphen* zu schreiben: denn diese scheint nicht eher gearbeitet werden zu können, als bis vorher grammatisch und historisch der Ertrag der Quellen ausgemittelt worden ist, der dann die Belege und die Grundlage enthält, auf welche sich der Historiker stützen muss. Deswegen, glaubte ich, liege mir mehr das Geschäft des Exegeten als des Historikers ob, und wählte die Art der Bearbeitung, nach welcher die Resultate in Paragraphen zusammengedrängt (?), und die Belege dann im Einzelnen aufgeführt werden." — Nur darüber sind wir mit ihm unzufrieden, dass er eine höhere Forderung entweder *gar nicht* kannte, oder dieselbe, als seine Kräfte *übersteigend*, unerfüllt liess. Wir sind nicht so unbillig, den Mangel an Vorarbeiten, worüber mit Recht geklagt wird, zu verkennen; aber von einem guten Schriftsteller erwarten wir, dass er, auch ohne geleisteten Vorschub, sich aus freyer Geistesthätigkeit über die Vorarbeiten erhebe. Das Nacharbeiten bleibt immer eine missliche Sache.

Durch die bisherigen zum Theil über die Gebühr gerühmten Theologieen des A. und N. T. ist in der That sehr wenig geleistet worden. Wer ihnen *folgt, wird sich schwerlich auf einen Standpunkt erhoben fühlen*, von wo aus der Zusammenhang des A. und N. T. und die Verbindung der einzelnen Schriftsteller unter einander ihm klar und deutlich vor Augen läge. So bey diesem Werke, welches das Mittleramt zwischen dem alten und neuen Bunde nur sehr unvollkommen verwaltet. Hr. *B.* verspricht sich S. VIII f. viel von einer ähnlichen Darstellung der dogmatischen und moralischen Ideen des *Philo* und *Josephus*. Bey *Philo* sey durch *Stahl* ein schätzbarer Anfang gemacht, „obgleich seine Arbeit nur kurz und rhapsodisch sey" (Rec. hält diese Kürze für den grössten Vorzug der Stahlschen Arbeit); für *Josephus* gedenke er selbst, wenn es ihm seine Lage erlaube, etwas Aehnliches zu leisten. Rec. ist weit entfernt, den Vf. von seinem Vorhaben abrathen zu wollen; aber er muss es freymüthig sagen, dass er sich von diesen Darstellungen (so wie von einer ähnlichen der Lehren der Rabbinen) nicht viel Gewinn für Schrifterklärung und Dogmengeschichte verspricht, so lange sie über diesen Leisten geschlagen werden. — Schon die Trennung der *Dogmatik* und *Moral* ist ein Grundfehler bey Schriftstellern, wo Glaube und Thun, Meinung und Gebot in so inniger Verbindung stehen. Auch hier ist der Vf. durch seinen Vorgänger *Bauer* übel berathen worden. Der ganze Charakter des orientalischen Schriftstellers muss bey einer solchen Manipulation verloren gehen. Nicht besser ist es bey den Halbromanen der jüdischen Geschichte, und bey den reinhistorischen Producten dieser Nation. — Aber auch bey dem vom Vf. befolgten Plane hätte er vieles anders machen, und besonders so viele überflüssige Theile seines Buchs weglassen sollen. Es gehört dahin die *historische Einleitung* S. 1 — 50., worin eine kurze Recapitulation der jüdischen Geschichte gegeben wird. Höchstens war die Uebersicht der wichtigsten Schicksale der Nation *nach* dem Exil S. 37 f. an ihrer Stelle. Dagegen hätten wir die Charakteristik der einzelnen apokryphischen Bücher S. 51 — 56. ausführlicher und eingreifender gewünscht. Für völlig überflüssig müssen wir die bey K. 3, 1. Abschn.: Von den Engeln und Dämonen, S. 168 f. beygebrachte Literatur erklären. Sie gehört in ein Lehrbuch der Dogmatik, da sie lauter allgemeine Werke namhaft macht. Unter 15 Büchern gehören nur zwey hieher. Ferner die Literatur vor der Abhandlung über σοφια, λογος und πνευμα ἁγιον S. 190 f. Endlich wozu die ausführliche Darstellung des Inhaltes der einzelnen Dogmen, da es genug war, unter Voraussetzung der allgemeinen Begriffe, blos die in den Apokryphen enthaltenen eigenthümlichen Ansichten herauszuheben? Wie vieles steht nicht aber hier, was seinen Platz in einer Theologie des A. T. finden sollte? Man vergleiche nur den Artikel: *Gott* (S. 76 bis 143.), um sich sogleich hiervon zu überzeugen.

Ob es nöthig gewesen wäre, so viele Beweisstellen *in extenso* und häufig mit den in die Uebersetzung eingeschobenen Originalworten mitzutheilen, möchte Rec. ebenfalls bezweifeln. Die exegetischen Bemerkungen konnten wenigstens da wegbleiben, wo die Stelle entweder an und für sich nicht dunkel war, oder wo die Erläuterungen selbst sich über die unbedeutendsten Dinge erstrecken. Beyspiele davon liefern S. 78. 92. 93. 100. 117. 124. 130. 139. 148 u. a.

Rec. hat sich eine bedeutende Anzahl von Stellen angestrichen, wo ihn weder Uebersetzung noch Erklärung des Vfs. befriedigt haben. Seinem Grundsatze S. XI.: „Bey der Uebersetzung sah ich mehr auf Treue als Schönheit, und erlaubte mir bisweilen, die Hebraismen des Originals beyzubehalten" — ist Hr. *B.* keinesweges ganz treu geblieben. Zu dem Satz: dass Gott die jüdische Nation besonders liebe und beschütze, wird S. 84 f. das ganze Gebet Sirach K. 33, 1 — 11. eingerückt. *Nimm dich unserer an*, ἐπίβλεψον drückt etwas anderes aus. *Abgöttischen Völker.* Ἔθνη ἀλλότρια: Völker, die den Jehovah nichts angehen, nicht sein Eigenthum sind. Weder die Anmerk. S. 85., noch der Commentar (Nr. 2.) S. 470. führen diese Bedeutung an. Der Begriff von ἀλλοιοω ist auch nicht erschöpft. *Verherrliche deine Macht*, δόξασον χεῖρα καὶ βραχίονα δεξιον. Ferner: *Erhebe dich im Zorn; gieß deinen Grimm aus.* Dazu die Anmerkung: „Εγειρειν, *acuere.* Ἐκχεειν, *ausgießen*, ist Bild der Menge und Grösse einer Sache (?). K. 18, 11. 24, 35. vergl. K. 16, 11." Der Commentar hat bey ἐγειρειν noch הקים, הקיץ und העיר, *excitare*, *acuere*. Für die letztere Bedeutung hätte doch wenigstens שנן angeführt werden müssen. „*Beflügele die Zeit* (der Rettung), σπευσον, *sensu hiphilico* הקריב, *accelera*, *ut Jes.* 16, 5."

Hier

Hier war *beschleunige* hinlänglich. *Vom strafenden Feuer werde der Räuber verzehrt*, ἐν ὀργῇ πυρὸς καταβρωθήτω ὁ σωζόμενος. Hiebey die Bemerkung: „Ὁ σωζόμενος, der Räuber. Es war wahrscheinlich im Hebräischen נמלט, das nach der Bedeutung von מלט im Arabischen, wo es auch *diripuit*, *abripuit* heisst, *diripiens* hätte sollen übersetzt werden." Nicht doch! Sollte ja der arabische Sprachgebrauch auf den hebräischen übergetragen werden, so müsste נמלט ja das Passivum: *der Ausgeplünderte*, seyn, was hieher nicht passt. Wie weit näher liegt doch der gewöhnliche Sprachgebrauch! Ὁ σοζόμενος ist מושיע, *victor*. Der Sieger werde vertilgt, den Bedrücker des Volks treffe Verderben. — In der Stelle Sir. 32, 1—7. (S. 88. 89.) ist der Begriff von πλεονάζει προσφορὰς nicht erschöpft. „*Des Gerechten Opfer ziert den Altar*, λιπαίνει θυσιαστήριον, eigentlich: macht den Altar fett; das kann bedeuten: er opfert fleissig, oder: er schmückt den Altar mit seinem Opfer. Denn *Fett* steht oft für alles Vortreffliche überhaupt. Ich möchte die letzte Bedeutung wegen des Parallelismus vorziehen." Es muss übersetzt werden: *er bringt fette Opfer auf den Altar*. Der Commentar (S. 464.) hat hier richtiger: „*ornare sacrificiis praestantissimis.*" — Wenn Sir. 45, 2, S. 72. unter der δοξη ἁγιων (mit *Grotius* und *Drusius*) die *glänzenden Engel* verstanden werden: so ist diess ganz richtig; aber der Vermuthung, v. 3. κατὰ πρόσωπον βασιλέων durch *gegen den Willen der Könige* zu übersetzen, wird man schwerlich Beyfall abgewinnen können. Der Commentar (S. 621.) übergeht sie daher auch ganz mit Stillschweigen. „Κρίματα habe ich Verheissungen und Drohungen übersetzt, weil es mit διαθηκη parallel ist." Κριμα ist das hebr. משפט, was so oft *Einrichtung*, *Anordnung* u. s. w. ist. Weisheit 4, 10. erklärt der Vf. ἠγαπήθη für eine ekelhafte Tautologie, und schlägt daher mit *Hasse* ἡρπαγη, ἠγαγηθη oder ἀπηχθη (vergl. Sir. 44, 16. Hebr. 11, 5.) vor, oder glaubt, dass, wenn der Autor aus einem hebräischen Buche schöpfte, הביא mit אהב verwechselt worden sey. Die Stelle lässt sich aber ohne Tautologie erklären, wenn man ἠγαπηθη durch: *er erhielt den Beweis von der göttlichen Liebe*, *indem* u. s. w. übersetzt.

Am ausführlichsten ist der Vf. in der Untersuchung über σοφια, λογος und πνευμα ἁγιον S. 191—275. Er bestreitet vornehmlich die Meinung neuerer Ausleger, dass λογος und σοφια blosse Personificationen wären, und zeigt, dass der σοφια im Buch der Weisheit Substantialitat zugeschrieben werden müsse. Einen Auszug aus dieser ausführlichen Untersuchung können wir nicht geben; so viel aber müssen wir versichern, dass Hr. *B.* seinen Gegenstand mit Gründlichkeit und Scharfsinn erörtert habe.

Nach dem Vf. (S. 51 f.) kann man die apokryphischen Bücher in Rücksicht ihrer Dogmatik in drey Klassen ordnen: I. *Chaldäisch-Palästinensische Bücher*. „Sie zeichnen sich aus durch Abscheu vor dem Götzendienst; durch ausserordentliche Erhebung des Werthes der Almosen und anderer Werke der Mildthätigkeit; durch eine weit ausgesponnene Lehre von den Engeln, ihren Verrichtungen und Schutz, besonders von den Dämonen; durch Wunderglauben; durch bestimmtere Begriffe der Fortdauer der Frommen nach dem Tode, welche für das Glück der Lebenden bey Gott bitten, und die man durch Gebet und Opfer verehrt; und durch die feste Hoffnung, dass diese Frommen dereinst auferstehen werden." Hieher werden das *zweyte Buch der Makkabäer* und *Tobias* unbezweifelt, und das Buch *Baruch*, die *Geschichte der Susanna* und die andern *apokr. Stücke aus Daniel* mit Wahrscheinlichkeit gerechnet. II. *Reinpalästinensische*. „Bücher von dieser Klasse zeichnen sich aus durch besondere Ehrfurcht gegen das Gesetz, die heilige Stadt, den Tempel und den mosaischen Gottesdienst; durch die erhabenen Beschreibungen, die sie von diesen Gegenständen machen, und den hohen Werth, den sie ihnen beylegen; durch Bigotterie für ihre Religion, indem sie sich als das heilige Volk, und alle andere Völker als unreine betrachten; durch rohe Begriffe von der göttlichen Strafgerechtigkeit; durch dürftige Vorstellungen über Fortdauer nach dem Tode; durch seltene Erwähnung der Engel, und noch seltnere der Dämonen; durch gänzliches Stillschweigen über die Auferstehung, und endlich durch eine geringere Geneigtheit zu Wunder- und Aberglauben. Dahin gehört das erste Buch von den Makkabäern, das Sittenbuch Jesus, Sirachs Sohn, und vielleicht auch das Buch Judith." III. *Alexandrinisch-jüdische*. „Den Schriften dieser Klasse ist allen ein gewisser philosophischer Anstrich eigen; sie philosophiren über den Menschen, über die Welt, und ihre heil. Geschichte; sie weben überall moralische Betrachtungen ein; auch ihnen ist der Judaismus theuer, die Juden sind auch nach ihrem Urtheil das heilige Volk; aber sie sehen hierbey doch weniger auf das Aeussere des Mosaismus, und setzen jene Heiligkeit der Nation mehr in wahre Gottesverehrung und ein heiliges Leben; sie dringen vorzüglich auf Enthaltsamkeit und Bezähmung der Leidenschaften; sie kennen gute Engel, aber keine Dämonen (?); sie haben reinere Begriffe von Unsterblichkeit, platonische Ideen von der menschlichen Seele, von der göttlichen, alles schaffenden und regierenden Weisheit, erwähnen aber die Auferstehung der Todten mit keinem Worte. Das wichtigste Buch dieser Klasse ist das *Buch der Weisheit*, das aus *drey* verschiedenen Abhandlungen zusammengesetzt zu seyn scheint." Auch das dritte und vierte Buch der Makkabäer und die Fragmente des Buchs Esther scheinen ägyptischen Ursprungs zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *Ueber den Thatbestand der Verbrechen, die Urheber derselben und die zu einem verdammenden Endurtheile erfoderliche Gewißheit des erstern, besonders in Rücksicht der Tödtung*, nach gemeinen in Deutschland geltenden und chursächsischen Rechten. Von Dr. *Christoph Karl Stübel*, churfürstlich-sächsischem Hofgerichts- und Consistorial-Assessor des Schöppenstuhls und der Juristenfacultät Beysitzer und der Rechte ordentl. Professor auf der Universität zu Wittenberg. 1805. 482 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Dieses gehaltvolle Werk ist ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft des peinlichen Rechts. Die auf dem Titel angegebnen Materien sind noch nirgends so ausführlich von allen Seiten untersucht und erörtert worden, als es hier geschieht. Und dass diese Ausführung mit befriedigender Gründlichkeit und Vollständigkeit geschehen sey, dafür bürgt nicht nur der Name des Vfs., der schon durch frühere Schriften sich als trefflichen Criminalisten legitimirt hat; auch die Ueberschrift des Inhalts wird es zeigen. Der *erste* Theil ist der Lehre vom Thatbestande und den Urhebern eines Verbrechens und der Tödtung insbesondere gewidmet. Die an sich sehr verschiednen Lehren vom Thatbestande und den Urhebern einer Missethat hat der Vf. dadurch in Verbindung gebracht, dass er einen realen und personalen Thatbestand annimmt, unter dem ersten gewisse Wirkungen und die Handlung, welche sie hervorbringt, unter dem zweyten gewisse persönliche Verhältnisse und Eigenschaften versteht, in so fern diese die Zurechnungsfähigkeit nicht begründen. Dadurch wird es erklärbar, was man sich auf den ersten Anblick nicht erklären kann, warum der Vf. zwey so verschiedne Materien auf diese Art vereinigt hat. Der *zweyte* Theil behandelt die Lehre von der Gewissheit des Thatbestandes der Verbrechen, welche zum verdammenden Endurtheile nöthig ist, wo treffliche Bemerkungen über Gewissheit, Wahrscheinlichkeit, deren Eintheilungen und Gründe vorkommen. Nur muss Rec. bemerken, dass der Vf. diese Lehren zwar in allgemeiner Rücksicht vollständig und gut vorgetragen hat; aber die Anwendung davon auf das Verbrechen der Tödtung minder ausführlich und unvollständig gerathen ist. Der Vf. hat sich bloss dahin beschränkt, die Lehre von rationalen Zeugen (Sachverständigen) und ihrer Glaubwürdigkeit mit Anwendung auf den Todschlag darzustellen, und etwas von den Anzeigen desselben zu sagen. Aber die Lehre von Sectionen ist hier nicht ausführlich genug behandelt, und überhaupt die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf das Verbrechen der Tödtung zu kurz und nicht vollkommen befriedigend. — Gegen die systematische Anordnung des Ganzen ist, wenigstens nach unsrer Meinung, nichts zu erinnern, so wie es sich von selbst versteht, dass ein Werk dieser Art keines Auszugs fähig ist. Wir gehn also auf das Detail der Grundsätze über, und legen dem Vf. einige Zweifel vor, welche uns bey dem Durchlesen dieses Werks aufgestossen sind. Gleich mit dem Begriffe des Thatbestandes §. 1. können wir nicht einverstanden seyn. Es heisst: er sey der Inbegriff aller Thatsachen, auf welche die im Criminalgesetze bestimmte Strafe erfolgen soll, in wie fern diese Thatsachen nicht in der Zurechnungsfähigkeit enthalten sind. Wir glauben nicht, dass der Begriff des Thatbestandes aus der Folge, nämlich der Bestimmung der Strafe, könne abgeleitet werden. Sieht man darauf, so ist nicht abzusehen, wie man, wie der Vf. ausdrücklich thut, den *Dolus* und die *Culpa* ausschliessen könne: denn diese werden eigentlich von den Gesetzen bestraft, nicht die Thatsachen an sich. Warum hat der Vf. nicht den natürlichen Begriff gewählt: den Inbegriff aller jener Thatsachen, welche zum vollen Begriffe einer Handlung erfordert werden? — Dass jeder Unterthan schuldig sey, ohne Ausnahme Verbrechen Anderer zu verhindern, wie §. 45. behauptet wird, davon können wir uns nicht überzeugen. §. 91. stellt der Vf. den Fall auf, dass Jemand an einer Wunde stirbt, welche hätte geheilt werden können, aber wegen Nachlässigkeit anderer Menschen nicht geheilt ward: hier erklärt der Vf. den Urheber der Verwundung auch geradezu für den Urheber des Todes. Unsers Bedünkens ist diese Behauptung zu streng, da hier die Todesursache nicht in der Wunde allein, sondern vorzüglich in der Nachlässigkeit Anderer liegt: auch widerspricht dem vom Vf. aufgestellten Satze die von ihm selbst S. 145. angeführte L. 30. §. 4. D. *ad L. Aquil.* offenbar. — Die Tödtung eines, der darein willigt, ist nicht bloss Theilnahme an Selbstmord, wie der Vf. §. 106. annimmt, sondern wahrer Todschlag: denn das Leben ist, wie der Vf. selbst sagt, ein unveräusserliches Recht: also die Entsagung desselben muss als nicht geschehen, als rechtlich nichtig betrachtet werden. — Mit Recht fordert der Vf. §. 114. eine tödtliche Verletzung zum Todschlage; wenn er sich aber zum Beweise auf römische Gesetze beruft: so geschieht diess mit Unrecht, da bekanntlich die *Lex Cornelia de Sicariis* diess Erforderniss nicht aufstellt, was auch die §. 112. angeführten Gesetze

setze deutlich beweisen, welche schon das *ambulare cum telo hominis occidendi causa* mit der ordentlichen Strafe bedrohen. — Im Falle wenn Jemand von Mehrern verschiedne Wunden erhält, von denen keine für sich, sondern alle den Tod zusammen verursachen, erklärt der Vf. S. 125. jeden Verwunder für einen Miturheber des Todschlags. Diess ist offenbar zu hart. Denn man kann von keinem allein sagen, dass er tödtlich verletzt habe, was der Vf. selbst zum Thatbestande des Todschlags erfordert: jeder Einzelne liefert nur einen Beytrag zur Tödtlichkeit: diese kann man aber keinem Einzelnen imputiren, weil daran auch Andere Antheil haben, deren Handlung dem ersten nicht zugerechnet werden kann. Im nämlichen §. heisst es: „Ist aber auch erwiesen, wer diejenigen gewesen, die dem Getödteten mehrere tödtliche Wunden beygebracht haben, jedoch noch ungewiss, an welcher Wunde derselbe eigentlich gestorben: so können deswegen die Urheber einer jeden Wunde als Mörder nicht gestraft werden, weil nur eine Wunde den Tod zur Folge gehabt hat, und die übrigen Wunden ohne Erfolg geblieben sind." Diese Entscheidung widerspricht aber nicht nur derjenigen, welche kurz zuvor oben angeführt ward, sondern sie widerspricht auch den deutlichen Worten des Art. 148. der P. G. O. offenbar. — Den Beweis definirt der Vf. §. 226. zu eng, dass er jene Ueberzeugung des Richters sey, welche nicht durch eigne Einsicht in das Object der Untersuchung oder durch das Geständniss des Angeschuldigten, sondern aus andern Gründen entsteht. Warum sind eigne Einsicht und Geständniss ausgeschlossen, da sie doch auch Ueberzeugung bewirken, also beweisen? §. 266. tadelt der Vf. die von *Klein* und *Kleinschrod* 1798. aufgestellte Preisaufgabe über die Massregeln gegen Verdächtige bey unvollkommnem Beweise. Er sagt, es liege darin eine *contradictio in adjecto*. dass man den Fall annehme, dass Jemand nicht überführt sey, und dennoch nicht könne freygesprochen werden. Es ist aber nicht einzusehen, worin dieser vermeintliche Widerspruch liegen soll. Die Frage geht wörtlich auf solche, welche zwar nicht überführt, aber so verdächtig sind, dass sie nicht können freygesprochen werden. Dieser Fall ist nicht nur leicht denkbar, sondern auch sehr häufig. Kann man den Beschuldigten geradezu freysprechen, der verdächtig ist und den Verdacht nicht entkräften kann? Auch wird bey der aufgestellten Frage nicht, wie es §. 269. heisst, aus der Beschuldigung des Verbrechens die Furcht abgeleitet, dass der Inculpat zu gesetzwidrigen Handlungen aufgelegt sey, sondern es wird gegen den Inculpaten verfahren, weil er ein zweydeutiger Mensch ist, und den Verdacht dieses Verbrechens nicht entkräften kann. Halber Beweis soll nach §. 282. seyn, dessen Gründe mit den für die Wahrheit des Gegentheils noch übrigen Gründen an Zahl und Stärke von gleicher Erheblichkeit sind. Aber wenn die Gründe von beiden Seiten ganz gleich sind: so heben sie sich gegenseitig auf, und bleibt gar kein Beweis übrig. Wenn endlich §. 349. der Vf. zur Section die Gegenwart des Gerichts für unnöthig hält: so kann ihm Rec. nicht beystimmen, da ohne diese Gegenwart die Section bloss eine private — keine gerichtliche Handlung seyn, also keine volle rechtliche Wirksamkeit haben würde, und auch andere bekannte Gründe die Gegenwart des Gerichts erfordern.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Geistinger: *Oestreichisches Magazin für Armenhülfe, Industrie - Anstalten und Dienstbotenwesen.* Herausgegeben von *Joh. Wilh. Klein*, Armenbezirks - Director. *Erster* Band, welcher die *drey ersten* Hefte enthält. Mit einem Kpfr. 1805. 19 Bog. 8. (18 gr.)

Durch dieses Magazin sollen dem Publicum authentische Nachrichten von besonders, doch nicht ausschliessungsweise, östreichischen Anstalten, die das Armen-, Industrie- und Dienstbotenwesen betreffen, und die noch gar nicht, oder doch nicht hinlänglich, beschrieben sind, geliefert, und praktische, auf Erfahrung gegründete, Ideen und Vorschläge, die sich auf jene Gegenstände und die zweckmässigste Einrichtung der dahin gehörigen Institute beziehen, verbreitet werden. Hiernach hat das Magazin eine sehr löbliche Tendenz, und der würdige Herausg., Hr. Armenbezirks - Director *Klein* zu Wien, der, wo Rec. nicht irrt, schon in frühern Jahren über Armuth und Armenversorgung geschrieben hat, verdient deswegen allen Dank, besonders da die in den vorliegenden *drey* Heften gegebenen Aufsätze jener Absicht vollkommen entsprechen, und von allen, die für Sachen der Art Sinn haben, gelesen zu werden verdienen.

Das *erste* Heft stellt zuerst den *Plan* dieses Magazins auf, das sehr viel umfassend ist, aber über das Dienstbotenwesen zu schnell wegzueilen scheint. Doch ist diess nicht der Fall in der Ausführung selbst. Denn gleich dieses Heft enthält einen sehr durchdachten Aufsatz, mit der Ueberschrift: *Verderben des Dienstgesindes und Mittel zur Bildung tauglicher Dienstboten.* Der Vf. liefert uns nicht nur ein Verzeichniss der den Dienstboten gewöhnlichen moralischen Fehler, sondern er geht auch auf die Quellen derselben zurück, und macht die sehr richtige Bemerkung, dass die Herkunft der Dienstboten aus den niedern Volksklassen verursache, dass sie alle Erziehungsfehler derselben an sich haben, die hernach durch ihre besondere Lage und Verhältnisse, und oft selbst durch das Benehmen der Herrschaften gegen sie, vermehrt werden. Diese Bemerkung leitet ihn zugleich auf eine andere, die gleichsam als Resultat aus jener hervorgeht, nämlich, dass nicht Gesinde - Ordnungen u. dgl. helfen, sondern dass *theils* und hauptsächlich bessere Erziehung das sicherste Mittel sey zur Erhaltung besserer Dienstboten; wobey der Vf. zeigt, worauf bey dieser Erziehung, wenn durch sie jener Zweck erreicht werden soll, vorzüglich Rücksicht zu nehmen ist, als z. B. auf höchste Einfachheit in Befriedigung aller Bedürfnisse, Abhärtung des Körpers, strenge

Pünkt-

Pünktlichkeit in Erfüllung erhaltener Vorschriften u. s. w., *theils* von Herrschaften selbst zur Bildung und Besserung der Dienstboten mitgewirkt werden muss; wobey er Gelegenheit nimmt, von Prämien, Pensionen, Ausstattungs- und Sparcassen u. dgl. seine Meinung zu sagen. — Ein anderer Aufsatz verbreitet sich *über die Mängel der häuslichen Erziehung und deren schlimme Folgen.* Wir hätten gewünscht, dass der Vf. sein Thema in specieller Rücksicht, und besonders in Beziehung auf die Lage, in die der Mensch dadurch in seinem künftigen Leben versetzt wird, auf Verarmung und Armuth, abgehandelt, und das übrige andern pädagogischen Schriften und Journalen überlassen hätte. Dann würde er nicht so viel Bekanntes haben wiederholen dürfen, und der Aufsatz würde weniger weitläuftig geworden seyn. — Mehrere *Nachrichten und Actenstücke, die neue Einrichtung des Armenwesens zu Wien seit* 1801. beschliessen dieses Heft.

Das *zweyte* Heft hebt mit einer Abhandlung *über Industrieschulen; ihren Zweck und Nutzen* an. Freylich auch hier viel Allgemeines und Bekanntes, aber es ist doch recht gut zusammengestellt, und ist vielleicht nur der Prodromus zu mehrern Abhandlungen, die sich nach unserm Wunsch über einzelne Aufgaben verbreiten und jene allgemeine Ideen speciel behandeln müssen. So stellt z. B. der Vf. S. 104. über die einzuführenden Arbeiten Grundsätze auf, die im Allgemeinen sehr wahr und gut sind, aber auf welche Schwierigkeiten stösst man, wenn zur nähern Anwendung jener Grundsätze nach dem Locale geschritten werden soll? Besonders bleibt die Beschäftigung des *Knaben* immer sehr schwierig, wie Rec., der selbst Vorsteher einer solchen Anstalt ist, aus Erfahrung weiss. Eine Uebersicht der verschiedenen Arbeiten in verschiedenen Industrieschulen verschiedener Gegenden, mit den dabey gemachten Erfahrungen, würde deswegen gewiss vielen Lesern sehr willkommen seyn. *Wagemann* hat in seinem Magazin schon viele Beyträge dazu geliefert. — Historische *Nachrichten von den Einkünften des Armen-Instituts in Wien* seit dessen Errichtung, *vom Armenstand in Wien* von 1787. und 1804. füllen, nebst der *Instruction für die Armenväter*, den übrigen Raum des Hefts. Die letztere ist auch besonders gedruckt zu haben. Sie führt den Titel: *Instructionen für die von Sr. Kaiserl. Königl. apostol. Majestät zur Untersuchung des Zustandes der hiesigen Armen allergnädigst ernannten Armen-Väter und Bezirks-Directoren. Mit Noten und einer vollständigen Sammlung aller in Druck gelegten Stücke, welche auf diese Untersuchung Bezug haben.* Wien, b. Pichler, 1804. 68 S. 8. Die meisten der genannten Noten stehen auch im Magazin, wo man auch die angedeuteten in Druck gelegten Schriften findet.

Das *dritte* Heft, mit welchem sich der *erste* Band schliesst, enthält, ausser einer *Beschreibung eines, von dem Herausg. mit einem neunjährigen Knaben, Jacob Braun* (er ist auf dem Titelkupfer abgebildet), *angestellten Versuchs, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden*, der sehr lesenswerth ist, und ausser dem *Plan der zu Prag errichteten Versorgungsanstalt* für Männer, welche ohne ihr Verschulden verunglückt sind, und deren Witwen und Waisen, einen Aufsatz mit der Ueberschrift: *Zweck und Einrichtung des Arbeits- und Besserungshauses, in Wien und der Corrections-Anstalt für junge Leute.* Er zog die Aufmerksamkeit des Rec. vorzüglich auf sich, da er schon in mehrern Journalen diese Anstalten gerühmt gefunden hatte. Besonders verweilte er mit Vergnügen bey der letztern. Denn so zweckmässig auch die Einrichtung des Wiener Arbeits- und Besserungshauses seyn mag — worüber Rec. nicht hinlänglich urtheilen kann, weil die davon hier gegebene Nachricht nur oberflächlich ist, und dem Sachkundigen noch viel zu fragen übrig lässt — so verdient doch vornehmlich die Corrections-Anstalt für junge Leute beachtet zu werden. Denn es fehlte in der That noch an einer Anstalt der Art in den meisten Städten Deutschlands, wenigstens an einer zweckmässig eingerichteten, da die Institute, die etwa junge Wüstlinge aufnehmen, sie von verderblichen Abwegen zurückbringen, und der häuslichen Correction, die sich dazu unzulänglich fand, hülfreiche Hand bieten sollten, nur selten das leisteten und leisten konnten, weil sie nicht ausschliessungsweise für diesen Zweck bestimmt waren, was man in dieser Hinsicht von ihnen erwartete. In andern Ländern und Gegenden von Europa, z. B. in Frankreich, Holland, Genua, hatte man mehr an diese Menschenklasse gedacht; aber die für sie gemachten Einrichtungen waren doch noch immer sehr unvollkommen. Die Wiener Anstalt hebt sich über sie. Sie scheint das mit einigen kleinen Abänderungen realisiren zu wollen, was in *Wagnitz'ens* Ideen und Planen zur Verbesserung der Polizey- und Criminalanstalten Heft 2. S. 85 ff. gewünscht wurde. Unter jene Abänderungen gehören z. B. die, dass in der Wiener Anstalt die Zeiträume der strengen Einsamkeit abgekürzt sind, dass die Kost weniger mager ist u. s. w. Rec. haben seine psychologischen und anderweitigen Erfahrungen und Beobachtungen den Mittelweg gehen heissen, ob er es gleich übrigens gern zugiebt, dass bey der nähern Bestimmung und Anwendung der hieher gehörigen Vorschriften alles auf das Individuum ankommt, welches man vor sich hat; daher die mitgegebene Charakteristik desselben von dem moralischen Arzt genau zu prüfen, und mit den Beobachtungen, die er macht, sorgfältig zu vergleichen ist. Noch bemerken wir, dass dieser Aufsatz auch einzeln unter einem besondern Titel (Wien, Triest u. Baden 1806.) für 4 gr. von dem Verleger verkauft wird. — Wir sehen mit Verlangen der Fortsetzung dieses Magazins entgegen.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Ideen über Getreide-Magazine*, nach ökonomisch-statistischen Ansichten, sammt Prüfung der dabey gemeiniglich angenommenen Grundsätze und Vorschlägen, wie durch andere damit zugleich in Verbindung stellende Mittel zur Verkaufs-Concurrenz, Theurung und Hungersnoth am sichersten entfernt wer-

werden können; von *Heinrich Wilhelm Schulter*, H. S. Altenburg. Ober-Steuer-Secretär. 1803. 69 S. fol. (1 Rthlr. 8 gr.).

Wer in künstlichen Magazin-Anstalten und Markt-Ordnungen noch ein Mittel sucht, das Volk gegen Hungersnoth und Theurung zu schützen, wird in dem obigen Werke mitunter recht gute und treffende Vorschläge finden, ob es gleich in einem ermüdend weitschweifigen und höchst altfränkischen Stile geschrieben ist, der den Leser in frühere Zeiten zurück versetzt.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, b. Arnold: *Abbildung der Chursächsischen Armee.* — *Erstes* und *zweytes* Heft. 1805. 8 Bl. kl. fol. Mit beygefügten Tabellen. (7 Rthlr.)

Unter allen bisher erschienenen Darstellungen der Uniform europäischer Heere behauptet diese durch eine gute Gruppirung und reinliche Illuminirung der Figuren den Vorzug, obgleich die Figuren nicht durchgehends richtig gestellt und gezeichnet sind, wie z. B. die Pferde der beiden Dragoner-Officiere, und der mit dem Rücken vorwärts gewandte Ingenieur-Officier auf einem andern Blatte. Durch die seit kurzem bey der sächsischen Armee eingeführten Veränderungen sind überdiess verschiedene Unrichtigkeiten entstanden, wohin die gänzlich abgeschafften Tressenhüte bey der Cavallerie und Feld-Infanterie, so wie die kleinen oder Interims-Röcke bey letzterer und der Artillerie gehören. In diesen beiden Heften findet man: 1) Einen Cürassier-Officier vom Regiment Kochtizky und drey Dragoner-Officiers von Johann, Albert und Polenz, zu Pferde. 2) Ingenieur-Officiers in ihren verschiedenen Kleidungen mit einem Detaschement Lagerabstecker, von einem Officier zu Pferde angeführt. 3) Officiers und Gemeine von der Grenadier-Garde, mit dem Platzadjutanten und einem östreichischen Deserteur in Unterredung. 4) Ein Gefreyter vom nunmehrigen Infanterie-Regiment Bevilaqua meldet einen Officier von demselben Regiment, bey dem ein anderer von Kurfürst steht. Im Hintergrunde das Lager und auf verschiedene Weise beschäftigte Soldaten. 5) Artilleristen, die ein Geschütz eben aufgeprotzt haben, und noch das Ladezeug in den Händen tragen. Vorne sind vier Officiere im Gespräch begriffen, denen die Federbüsche fehlen, welche die Artillerie seit einem Jahre bekommen hat. 6) Schweizer in ihrer verschiedenen Uniform. 7) Zwey Officiers mit Soldaten von den Regimentern Prinz Xavier und Thümmel. 8) Tirailleurs von den Regimentern Prinz Anton und Prinz Maximilian.

Die beygefügten gedruckten Tabellen enthalten den Namen und die Stärke, die Beschreibung der Uniform, den Chef und Commandeur, das Jahr der Errichtung, die mitgemachten Feldzüge, den Quartierstand und den Werbebezirk des Regiments.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dietrich: *Ueber die Caution für die Wiederklage.* Zur Ankündigung seiner Vorlesungen im Winterhalbenjahre 1805—1806. von *G. H. Oesterley* dem ältern, Doctor der Rechte. 72 S. 8. (4 gr.) — In einem Programm von wenigen Bogen konnte freylich der auf dem Titel angezeigte Gegenstand nicht erschöpft werden. Diess war aber auch nicht die Absicht des Vfs. Diese ging bloss dahin, einen Beytrag zu einer richtigen und anwendbaren Theorie der so wichtigen und so praktischen Lehre vom Vorstand der Wiederklage halber zu liefern; 1) sucht er zu zeigen, dass, in Ermanglung specieller Processordnungen und nach dem gemeinen Processrecht, es bey dem römischen Rechte sein Bewenden behalten müsse, und daher der Wiederverklagte nur allein dafür Caution zu bestellen schuldig sey, dass er den gegen ihn erhobenen Rechtsstreit auswarten wolle. Diese Caution finde ohne Unterschied Statt, der Wiederverklagte sey dem Gerichtsstand, wo die Wiederklage anhängig gemacht worden, unterworfen oder nicht, und die Wiederklage werde gleichzeitig mit der Vorklage, oder erst nach Beendigung derselben, angestellt; doch dürfe diese Caution ohne ausdrückliche Verordnung einer speciellen Processordnung nicht auf Sicherstellung wegen der Folgeleistung des künftigen Erkenntnisses ausgedehnt werden. Der Richter sey aber doch auf Ansuchen des Wiederklägers schuldig, in allen den Fällen, welche die Anlegung eines Arrests begründen, auch für die Sicherheit desselben, wegen Folgeleistung des künftigen Erkenntnisses in der Wiederklage, Sorge zu tragen. 2) Sucht der Vf. auszuführen, dass, wenn specielle Processordnungen dem Wiederverklagten die Verbindlichkeit auflegen, dem Wiederkläger eine Caution *de judicatum solvi* zu bestellen, der Richter schuldig sey, ihm auf Begehren des Wiederklägers ohne Unterschied dazu anzuhalten, ob der Wiederverklagte unter dem Richter stehe, bey welchem dieselbe angebracht werde, oder nicht, und ob die Wiederklage mit der Vorklage im gleichzeitigen Processe verhandelt werde, oder nicht. Endlich könne 3) nach des Vfs. Meinung dem Wiederverklagten weder eine Caution *de judicio sisti*, noch *judicatum solvi* aufgelegt werden, wenn die vom Kläger in der Vorklage eingeklagte Forderung schon so liquid und so beträchtlich sey, dass man voraussehen könne, der Wiederkläger werde seinem Gegner mehr oder wenigstens eben so viel bezahlen oder leisten müssen, als der Gegenstand der Wiederklage werth ist.

Da es für diese Blätter zu weitläuftig seyn würde, diese drey Sätze genau zu prüfen: so will sich Rec. nur gegen den ersten Satz auf folgende Bemerkung einschränken. Obgleich *Justinians* Gesetzgebung in Ansehung der Cautionsleistungen so übel nicht, und besser als diejenigen Rechtsnormen ist, welche das gemeine Processrecht davon aufstellt, und obgleich nicht behauptet werden kann, dass das römische Recht, was diesen Punkt betrifft, auf unsere Gerichtsverfassung unanwendbar sey: so hat eben doch die Praxis, welche ein eigensinniges und unbiegsames Ding ist, bey der Vorstandsleistung über *Justinians* Verordnung die Oberhand erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Januar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Kölln, b. Keil: *Briefe für Aerzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate.* Ein Beytrag zur medicinischen Polizey, von *J. G. Rademacher.* 1804. 259 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass die Aftermedicin ein Uebel ist, wer wird es läugnen? oder, wer wird nicht empört, wenn er sieht, dass nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft durch Unwissenheit und Ruchlosigkeit getödtet, oder auf immer ihrer Gesundheit beraubt werden? Besonders in unsern Tagen sind die Klagen über Aftermedicin nicht allein lauter geworden, sondern man hat, in einer Art von Verzweiflung, Vorschläge zur Abschaffung derselben gethan, die immer zu schimärisch und selbst zu wenig menschenfreundlich waren, um Aufmerksamkeit zu erregen. Rec. wagt hier die Behauptung, dass man schwerlich einen recht klaren Begriff von dem gefasst hat, was man Aftermedicin nennt, wenn man sie strenge verfolgt und gänzlich zu vertilgen strebt. Von der Kenntniss und Geschicklichkeit eines *Pet. Frank* oder *Hensler* oder *Portal* bis zu der blinden Uebung eines Dorfbarbiers oder einer Wehmutter, welch ein Abstand! Und doch ist diese ungeheuer scheinende Kluft durchaus mit Wesen angefüllt, die sich für eben so viele *Franks* oder *Henslers* oder *Portals* in ihren Kreisen halten, wenn sie gleich nur den Verstand und die Kenntnisse einer Wehmutter oder eines Dorfbarbiers haben. „Wie aber, wenn hier auf privilegirte Aerzte gedeutet würde, die doch gewiss nicht mit Afterärzten zusammen geworfen werden dürfen!" Allerdings wäre dieser Unterschied sehr bedeutend, wenn die Privilegien wirklich geschickten und gebildeten Aerzten ertheilt würden. Aber, so lange die Mitglieder der Facultäten genöthigt sind, einen Theil ihrer Einkünfte aus den Gebühren für die Privilegien zu ziehn; so lange beym akademischen Unterricht und beym Examen von Landes-Collegien nicht mehr auf wesentliche Kenntnisse gesehen wird; so lange Leute zum medicinischen Studium zugelassen werden, die nicht die mindesten Vorkenntnisse haben; so lange wird auch zwischen einen privilegirten und einem Afterarzte keine sichere Gränzlinie gezogen werden können; so lange sind alle Klagen über Aftermedicin vergeblich, und alle anderweitige Vorschläge dem Uebel zu steuern, müssen als Schimären angesehn werden. Unser Vf. ist ganz auf dem rechten Wege, die Aftermedicin für ein nothwendiges Uebel zu halten, gegen welches alle Klagen und alle Anstalten fruchtlos sind, und das noch viel ärger wüthet, als man es verfolgt. Um diess zu zeigen, deckt er die Ursachen der Medicasterey mit grosser Unbefangenheit und Wahrheitsliebe auf. . . Die meisten Menschen sind unvermögend einen Arzt zu bezahlen: sie wenden sich also an einen Afterarzt. Dieser Umstand hat aber wieder mehrere Ursachen, unter welchen Rec. besonders die eine wichtige bemerklich macht, dass der Staat meistens nur solchen Individuen das Privilegium ertheilt, die als Doctoren einen gewissen Rang behaupten, einen bestimmten Aufwand machen und sich also strenge an die Taxe halten müssen. Gäbe es Aerzte ohne Titel und ohne Ansprüche auf einen gewissen Rang, so würde der gemeine Mann mehr Zutrauen zu ihnen haben und sich auch eher mit ihnen abfinden können. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass die Anhänglichkeit an gewissen Lehrmeinungen, die Verblendung durch Hypothesen den Arzt am freyen Handeln hindern und der Medicasterey Vorschub thun. Ferner beschuldigt er das anstössige Betragen der Aerzte, ihren Neid, ihre Verläumdung, ihre Geldgier, den unnöthigen Aufwand von Arzneyen, und vorzüglich ihren Mangel an Menschenliebe. Wie wichtig ist daher, was der würdige Vf. so eindringend sagt: Das vorzüglichste Mittel zur Verhütung der Medicasterey ist die Sorgfalt der Aerzte für die Armen. Junge und alte Aerzte sollten, statt über Afterärzte zu seufzen oder zu lärmen, jeden Armen, der ihre Hülfe verlangt, eben so sorgfältig behandeln als den Reichen, so würden sie des Seufzens und Lärmens bald überhoben seyn. Es ist schimpflich, auf diesen Act der Menschenliebe, der sich noch dazu so reichlich belohnt, dringen zu müssen, da die Moral ihn befiehlt, und der Hippokratische Eidschwur schon dazu verpflichtet.

Höchst wichtig und interessant ist, was der Vf. über die Gebrechen der Heilkunst selbst und ihren Einfluss auf die After-Medicin sagt. Es ist ein unwiderleglicher Satz, dass die Medicin keine Wissenschaft sondern eine Kunst ist, deren Regeln auf bloss wahrscheinlichen Principien beruhn. Wenn nun die Aerzte, durch die Vorurtheile der Schule geblendet, die Wahrscheinlichkeit der Kunstregeln mit der Wahrheit wissenschaftlicher Sätze verwechseln, so sind sie selber Schuld an der Ausbreitung der Medicasterey. Könnten wir, sagt der würdige Vf. sehr gut, uns über unser Zeitalter erheben, und das, was die besten Köpfe aller Zeiten und aller Völker gesagt haben, ohne Vorurtheil prüfen: so würden wir gewiss gute Heilkünstler werden. Die meisten, besonders die so ge-

genannten gelehrten Aerzte tragen die Fesseln ihres Zeitalters. Das beste Mittel sich davon zu befreyen, ist das Studium der Geschichte und der alten Aerzte. Aber dazu gehören mehr Vorkenntnisse, als man von gewöhnlichen Aerzten fordern kann. Es werden also die niedern Schulen erst verbessert, es wird bey Jünglingen der Sinn für das Alterthum geweckt, die Kenntniss alter Sprachen und des Besten, was uns die Vorwelt hinterliess, befördert werden müssen, ehe man das Studium alter Aerzte empfehlen kann. Vollkommenen Beyfall verdient der Vf., wenn er den Aerzten das Verbergen der Unvollkommenheiten ihrer Kunst ernstlich widerräth, weil gerade dadurch die Medicin dem grossen Haufen am verächtlichsten wird, wenn man die in die Augen fallenden Mängel derselben nicht eingestehn will. Rec. weiss, dass *die* Aerzte, welche ehrlich genug sind, die Mängel ihres Wissens und ihrer Kunst nicht zu verhehlen, nur desto mehr an Zutrauen bey ihren Kranken gewinnen, und dass sie dadurch am sichersten der Medicasterey in ihrem Kreise steuern. Glaubt aber der Arzt im Gegentheil Philosoph zu seyn, und die glauben es gewöhnlich am leichtesten, die den geringsten Begriff von Philosophie haben: so ist er wohl gar so unglücklich, sich selbst mit einem Schein von Gewissheit zu täuschen, auf den die Medicin eben so wenig Ansprüche machen kann, als jede andere Kunst.

Hierauf schildert der Vf. die Ursachen der Aftermedicin, die in den Krankheiten selbst und in der Natur der Dinge liegen. Volkskrankheiten haben einen gewissen Charakter, einen festen Gang, und bestimmte Zufälle, an denen man sie bey einiger Aufmerksamkeit leicht erkennen kann. Was Wunder, wenn der Afterarzt, vollends wo der privilegirte Arzt sich zu vornehm dünkt oder zu sehr auf den baaren Gewinn bedacht ist, unter der ärmern Klasse gerade in solchen Volkskrankheiten sein Glück macht! Es gehört ja weder Gelehrsamkeit noch tiefe Kenntniss dazu, um herrschende Brust-Entzündungen, die bey mehrern hundert Menschen auf gleiche Weise verlaufen, oder die Kinderblattern gut und glücklich zu heilen. Endlich ist es sehr wahr, dass es in vielen (vielleicht in den meisten) Fällen ganz gleichgültig ist, aus welchem Gesichtspunkte man eine Krankheit ansieht, wenn man nur die Naturkräfte walten lässt. Denn die Natur ist der Arzt der Krankheiten! Werden nicht die Menschen bey den verkehrtesten Methoden geheilt, und sterben sie nicht bey der Anwendung des schicklichsten Verfahrens? Wenn nun der Afterarzt, ohne die Theorie der Entzündung zu kennen (und wie viel privilegirte Aerzte kennen sie denn!), ein Entzündungsfieber verkehrt behandelt, aber die obwaltende Naturkraft hilft sich selber; wird da die Medicasterey nicht von der Natur selbst beschirmt?

Endlich über die Mittel, die man gegen die Aftermedicin vorgeschlagen hat. „Halbärzte sollen aufs platte Land geschickt und ihnen die Sorge für die Armen übergeben werden?" Nein, sagt der Vf., als Menschenfreund und Rec. mit ihm, Halbärzte und Medicaster sind zu verwandt mit einander, und der Staat darf schlechterdings keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen machen. „Wären, setzt der Vf. hinzu, die Heilkünstler Rechenmeister, und die Krankheiten Exempel, so würde sich alles vortrefflich einrichten lassen. Man könnte Leute anstellen, die es bloss mit ganzen Zahlen zu thun hätten, andere welche die Brüche berechnen müssten, und so weiter, bis man endlich zur Algebra käme, für welche man in jeder Provinz einen Meister anstellen müsste." Da diess nun aber nicht angeht, so darf der Staat auf keine Weise, und unter keinem Titel, Halbärzten das Gesundheitswohl seiner Bürger anvertrauen. Der Halbarzt bildet sich desto mehr ein, je weniger er weiss, und ist also desto verblendeter und ungeschickter. Ihn bloss auf die Anwendung unbedeutender Mittel in gewöhnlichen Fällen einschränken wollen, heisst eine Unmöglichkeit fordern. Denn, wie soll der Halbarzt den versteckten aussergewöhnlichen von dem gewöhnlichen Fall unterscheiden? Wie kann er z. B. ein verlarvtes Wechselfieber erkennen, ohne mehr als Halbarzt zu seyn? Und was sind unbedeutende Heilmittel?

Was folgt aus allem diesen? Die Aftermedicin ist, so wie die Sachen jetzt liegen, ein nothwendiges Uebel, welches ganz auszurotten unmöglich ist. Aber es zu erleichtern, dazu können die Aerzte sehr viel beytragen, wenn sie selbst in jeder Rücksicht an ihrer intellectuellen und moralischen Ausbildung unablässig arbeiten. „Lasst uns besser werden; so wirds besser seyn." Rec. kann nicht umhin, am Schlusse dieser Anzeige noch die angenehme, lebhafte Schreibart zu rühmen, die in dieser äusserst lesenswerthen Schrift herrscht.

Leipzig, b. Crusius: *Alexander Philipp Wilson*, Arzt am Provincial-Krankenhause zu Winchester — *über die Erkenntniß und Kur der Fieber*, a. d. Engl. übers. v. *Gottlieb Wilh. Töpelmann.* — *Erster* Band. 1804. 580 S. *Zweyter* Band. 512 S. *Dritter* Band. 458 S. gr. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat bey seiner Arbeit keinesweges die Absicht, ein neues System aufzuführen, sondern eine möglichst vollständige Uebersicht von demjenigen zu geben, was man gegenwärtig von der Natur und Heilart der Fieber weiss. Er beurtheilt die *Cullenschen* Definitionen und Eintheilungen vom Fieber nach einander mit Strenge, und giebt statt derselben folgende: *Erste* Klasse, idiopathische Fieber; nach vorhergegangener Ermattung findet sich geschwinder Puls und vermehrte Hitze ein, ohne dass ein gewisser Theil des Körpers ursprünglich leidet. *Erste* Ordnung, Wechselfieber und nachlassende Fieber. *Zweyte* Ordnung, anhaltende Fieber. *Erste* Art, entzündungsartiges anhaltendes Fieber (*Synocha*). *Zweyte* Art, *Typhus*. *Dritte* Art, *Synochus*, eine ansteckende Krankheit, welche aus dem entzündungsartigen anhaltenden Fieber, *Synocha* und dem Typhus gebildet wird, anfänglich mehr der Synocha, weiterhin aber dem Typhus sich nähert. *Erste* Abänderung, einfacher Synochus. *Zweyte* Abänderung, *Syno-*

Synochus mit Petefchen. *Dritte* Abänderung, *Synochus* mit Friefel. *Vierte* Abänderung, *Synochus* mit Schwämmchen. *Fünfte* Abänderung, *Synochus* mit Rothlauf. *Sechste* Abänderung, *Synochus* mit Blafen. *Dritte* Ordnung. Ausfchlagsfieber, anfteckende Krankheiten mit idiopathifchem Fiebern anfangend, welchem Ausfchläge folgen, Pocken u. f. w. *Zweyte* Klaffe, fymptomatifche Fieber. *Erfte* Ordnung, fieberhafte Entzündungen, hierunter wird auch der Rheumatismus und die Gicht gezählt. *Zweyte* Ordnung, fieberhafte Blutflüffe. *Dritte* Ordnung, fieberhafte widernatürliche Ausleerungen. (Man fieht voraus, dafs der Vf. mehrere Abweichungen von den bisherigen nofologifchen Eintheilungen macht, unter denen die dritte Art, *Synochus*, wohl die mifslichfte feyn dürfte. Denn wenn er fagt, dafs fie mit Zufällen der *Synocha* anfange, fo heifst das doch wohl nichts anders, *als* es ift Anfangs Hitze und gereizter Puls zugegen. Das giebt aber keinen Grund, fie wirklich für eine Zufammenfetzung beider zu halten.) Diefe verfchiedenen Fiebergattungen und Arten geht nun der Vf. alle einzeln und mit der gröfsten Weitläuftigkeit durch: Namen, Zufälle, Diagnofis, Prognofis, Urfachen und Heilart. Von allen ausfetzenden Fiebern, meint er, werden die dreytägigen am leichteften, und die viertägigen am fchwerften geheilt. (So findet fich doch nirgends die Beobachtung unfrer deutfchen Brownianer, *Weikard*, *Markus*, u. f. w. beftätigt, dafs es umgekehrt der Fall fey.) Der Tod foll, *gegen die Meinung* der meiften Aerzte, am häufigften *während* der Hitzperiode erfolgen. Die kritifchen Tage vertheidigt der Vf. Es fcheine, fagt er, mehr das Refultat oberflächlicher Unterfuchung diefes Gegenftandes, als reiflicher Ueberlegung zu feyn, wenn man fie als völlig unnütz betrachte. Es gebe freylich keinen Tag, an welchem fich nicht eine kritifche Veränderung zutragen könne, doch feyen fie an den angenommenen am häufigften. Diefe ganze Lehre ift inzwifchen vom Vf. in der That viel zu weitläuftig abgehandelt worden. Warum manche Wechfelfieber fich mehr der anhaltenden Natur nähern, fucht der Vf. in einem beträchtlichen Grade vorhandener Schwäche oder der fogenannten *Diathefis phlogiftica*, einem Zuftande, welcher bey der *Synocha* im Körper die Oberhand behauptet, und eben das fey, was man unter vermehrter Erregung zu verftehen habe (Welche wunderliche Verwirrung!). Die Urfachen theilt er in vorbereitende und erregende. In den meiften Fällen werde das Wechfelfieber durch Ausfetzung einer Atmofphäre von befonderer Art erregt. Den Einflufs diefes fogenannten Sumpfmiasma belegt der Vf. mit fehr fchönen Beobachtungen aus allen Ländern gefammelt. Die Behandlung der Fieber theilt unfer Vf. in die palliative während, und in die kurative aufser dem Anfalle. Für das wirkfamfte Mittel, den Zeitraum der Hitze herbey zu führen und den der Kälte zu verkürzen, hält er die Operation des Brechens. Oft werde der Paroxysmus dadurch gänzlich verhindert, wenn es noch vor dem Anfalle des Fieberanfalles gereicht werde. Abführende Mittel und Aderläffe fchicken fich nicht für den Froft. Veficatorien paffen, wenn Schlaffucht oder Delirium da fey. Wie mangelhaft diefs alles fey, wird jeder Lefer fo gut fühlen, als es der Ueberfetzer gefühlt und durch eine gewichtvolle Note zu verbeffern gefucht hat. Den Anfall der Hitze fucht man durch Ausbruch des Schweifses zu erleichtern. Diefs kann gefchehen durch Entfernung aller Urfachen, welche Reiz hervorbringen, durch Verdünnung der Säfte, fchweifstreibende Mittel, Unterftützung der Kräfte bey Schwäche, und wo Synocha ift durch Herabftimmung der Erregung. Die Heilart in der fieberfreyen Zeit befteht in Erfatz der verlornen Kräfte und Unterdrückung des Fiebers. Die China, glaubt der Vf., wirke hauptfächlich durch den befondern Eindruck, welchen fie auf Magen und Darmkanal hervorbringe. Mit gleicher Ausführlichkeit, wie das Wechfelfieber, ift das anhaltende Fieber behandelt. Rec. findet befonders die Gefchichte des Typhus fehr gut aus einander gefetzt und befchrieben. Hypothetifch fcheint es uns, wenn der Vf. die verfchiedenen Niederfchläge aus dem Fieberharn, aus der vor dem Fieber geführten Diät ableiten will, z. E. dafs der rothfarbige Bodenfatz am häufigften entftehe bey fäuerlicher Diät, kleienartiges Sediment bey alkalifcher Diät. Unter die entfernten Urfachen des anhaltenden Fiebers rechnet der Vf. hauptfächlich die Kälte und die Anfteckung. Die erfte handelt der Vf. wider feine Gewohnheit und unverdienter Weife kurz ab; was er über die letzte fagt, ift weitläuftig, aber gut. Von der *Brownifchen* Lehre urtheilt der Vf. in einem befondern Abfchnitte ziemlich günftig, ohne jedoch derfelben unbedingt zu huldigen. Die Behandlung der anhaltenden Fieber theilt er in *zwey* Abfchnitte: Mittel, das Fieber bey feinem Entftehen durch Veranlaffung einer Krifis zu heben, und Behandlung, wenn es nicht gelingt, diefe zu Anfange des Fiebers herbey zu führen. Zu den erftern Mitteln gehören befonders folche, die Schweifs treiben, wozu auch der Vf. das Begiefsen mit kaltem Salzwaffer rechnet, was neulichft *Currie* empfohlen hat, ohne jedoch eigene Erfahrungen darüber aufzuftellen. Bey der zweyten Behandlung find die Anzeigen in der *Synocha* die übermäfsige in mäfsige Erregung, beym Typhus die Atonie in mäfsige Erregung umzuändern. Bey allen einzeln aufgeführten Heilmitteln, dem Weine, Mohnfaft u. f. w. zeigt der Vf. eine überaus grofse Mäfsigung und Vorficht. Er führt bey allen diefen Mitteln die Autoritäten älterer und neuerer Schriftfteller an, um defto deutlicher anzuzeigen, unter welchen Umftänden das eine oder das andere diefer Mittel nütze oder fchade.

Der *zweyte* Band enthält die hitzigen Ausfchläge, Rothlauf, Schwämmchen, Peft. Alles ift auch hier eben fo weitläufig behandelt, wie im *erften* Band. Der Friefel könne unter verfchiedenartigen Umftänden entftehen, wo nur überwiegende Neigung zu Schweifsen da ift. Die Behandlung mufs zwar hiernach eingerichtet werden, doch ift es faft immer nothwendig, die tonifchen Mittel in gröfserem Umfange anzuwenden und den Gebrauch der Ausleerungen

gen mehr einzuschränken, als in solchen Fällen, wo kein Ausschlag vorhanden ist. Idiopathische Schwämmchen sind bey Erwachsenen selten. Die Mitleidenheit der Haut und der ersten Wege giebt nicht selten die Ursache der Schwämmchen ab, wenn die Function jener gestört und die Verdauung fehlerhaft ist. Die erregenden Ursachen der Rose sind dieselben, wie bey den Entzündungen, eine der häufigsten ist Kälte mit wechselnder Hitze, reichliche Kost, Missbrauch geistiger Getränke, Unterdrückung gewohnter Ausleerungen; häufig wird die Rose durch örtliche Reizung, chemisch oder mechanisch, hervorgebracht; auch scheint sie eine grosse Aehnlichkeit mit den symptomatischen Ausschlägen zu haben und aus Störungen im Unterleibe herzukommen. Die bekannte Kinderrose hält der Vf. gegen die Mehrheit seiner Landsleute, für eine blosse Phlegmasie. Die Menschenpockenkrankheit ist sehr vollständig abgehandelt, die Kuhpockenimpfung verhältnissmässig zu kurz. Von den Masern nimmt er drey Arten an, gemeine und gewöhnliche, unregelmässige und mit Halsentzündung verbundene, *Rubeola anginosa*. Sollten das letzte nicht die streitigen Rötheln seyn, über welche noch eine genaue Monographie fehlt? Der Vf. glaubt, die *Homischen* Impfungsversuche hätten nicht den Grad von Aufmerksamkeit erregt, welchen sie wohl verdienten. Besonders verlohne sichs, sie bey skrophulösen Constitutionen zu unternehmen. Sollte es sich bestätigen, was die letztern Masernepidemien fürchten lassen, dass auch diese Ausschlagskrankheit in den neuesten Zeiten gefährlicher als sonst wird: so wird man sie leider wieder in Anregung bringen müssen. Der Vf. hat hiebey den hitzigen asthmatischen Zustand und die Pneumonien vergessen, welche den Masern so oft nachfolgen. Den Scharlach theilt der Vf. in den einfachen und den mit einer Bräune verbundenen; jener soll ohne Halsentzündung seyn. Man wird aber selten dergleichen Epidemien zu beobachten haben. Besonders macht er auf die Ohrdrüsengeschwulst, als eines der ungünstigsten Symptome aufmerksam, welches Rec. bestätigen kann. Der Tod erfolge selten in einer sehr frühen Periode des Scharlachs; nach dem Rec. aber fast immer in den ersten acht Tagen, selten im wassersüchtigen Zeitraum. Die Behandlung ist nicht genügend, und der Vf. bezieht sich auf das, was er von der bösartigen Bräune angiebt. Die Pest schliesst diesen Band.

Der *dritte* Band behandelt die symptomatischen Fieber, d. h. solche, die Folgen eines örtlichen Leidens sind. Hieber rechnet der Vf. die fieberhaften Entzündungen, die Hämorrhagien und die fieberhaften Ausleerungen. Es giebt zwey Arten von Entzündung, die eine mit Bläschen, Pusteln, die andere mit Flecken, Streifen, Erhabenheiten der Haut, Erythem. Bey beiden ist die Temperatur des Theiles erhöht. In einem entzündeten Theile befinden sich die Capillararterien in einem Zustande von Schwäche, die grössern in einem Zustande erhöhter Erregung. Passive und active Entzündung hängt vom Zustande der grössern Arterien ab. So bald die Haargefässe in solchem Grad erregt werden, und die grössern Arterien in ihrer übermässigen Thätigkeit so geschwächt sind, dass die Energie der erstern zu der fortstossenden Kraft das gehörige Verhältniss behaupten kann, sobald hat die Entzündung ihr Ende. Wir bedauern, dass uns der Raum nicht erlaubt, diese Theorie der Entzündung des Vfs, welche, wie auch der Uebersetzer bemerkt, der *Röschlaubischen* nahe kommt, in ihre Einzelheiten zu verfolgen. Sie ist mit Scharfsinn durchgeführt. In besondern Abschnitten wird von der Phlegmone, dem Erysipelas, der Phrenitis und andern topischen Entzündungen gehandelt. Wir wollen nur den Abschnitt *Cynanche* ausheben. Der Vf. nimmt fünf Arten davon an: *C. tonsillaris maligna*, *trachealis*, *pharyngea* und *parotidea*. Unter der ersten begreift er, wie mehrere Engländer, den bösartigen Scharlach. Die Abwesenheit dieses Ausschlags sey ein schlimmes Zeichen. Als Heilmittel werden empfohlen antiseptische und nachher adstringirende Gurgelwasser, indianischer Pfeffer, Myrrhe, Salzsäure und Wein oder Alcohol verdünnt. Den spanischen oder indischen Pfeffer, *Capsicum*, empfiehlt der Vf. auch innerlich. Den Beschluss machen Versuche und Bemerkungen über die Umstände, welche bey Fiebern auf den Bodensatz im Harn einen Einfluss haben, die mit grosser Genauigkeit angestellt sind. Das Werk ist mit diesem Bande noch nicht gänzlich geschlossen. Wir hätten aber gewünscht, der Uebersetzer hätte uns nur einen Auszug von demselben gegeben. Die voluminöse Beschaffenheit desselben hält zuverlässig manchen Käufer zurück, und es ist auch nicht zu läugnen, dass nicht nur in den Sachen selbst, sondern auch im wörtlichen Vortrage gar manches hätte können kürzer gefasst werden. Wie es gegenwärtig ist, wird es dem Literator mehr, als dem bloss praktischen Arzte werth seyn, obgleich wir nicht läugnen wollen, dass die Schrift auch der Aufmerksamkeit des letzten würdig sey.

CHEMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Christoph Gottlieb von Murr — Literarische Nachrichten zu der Geschichte des sogenannten Goldmachens.* 1805. 154 S. 8. (12 gr.)

Diese für Literatoren sehr interessante Schrift enthält: 1) einen Versuch einer chronologischen Geschichte der Alchemie, mit grosser Belesenheit, Fleiss und Sorgfalt bearbeitet; 2) eine Sammlung Briefe alchemistischen Inhalts von *Oswald Croll*, *Hans Kaper*, *Lorenz Zazer*, *Thomas Hiller*, *Conrad Scherer*, *Sebald Schwärzer* und D. *Fabre*, von 1594 bis 1596., aus dem Plassenburgischen Archive. Wem die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes nicht uninteressant ist, der wird diese Schrift nicht unbefriediget aus den Händen legen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Januar 1807.

PHILOSOPHIE.

Görlitz, b. Anton: *Briefe über die philosophische Rechts- und Staatswirthschaftslehre.* Herausgegeben von *J. A. Dori.* 1805. 254 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der *Vf.* geht von *Kantischen* Principien aus, sucht aber durch mehrere ihm eigenthümliche Wendungen seine Rechts- und Staatswirthschaftslehre, wovon er bloss die allgemeinsten Grundzüge hier giebt, zu begründen. Das formale Gebot der praktischen Vernunft erhält nach ihm erst dadurch Leben, dass es in ein materiales übergeht, und heisst als solches (S. 47.): Befördere die Glückseligkeit anderer so viel du kannst. Alle Pflichten sind nach ihm Pflichten gegen andere, und es giebt keine Selbstpflichten. Da jenes Gebot nur allgemein ist: so gebietet es die gegenseitige Beförderung der Glückseligkeit, und dieser Gegenstand wird als ein nothwendiges Object des Willens aufgestellt. Da nun die Beförderung der gegenseitigen Glückseligkeit auch durch Zwang möglich ist, indem der Wille, der an sich nicht immer Neigung hat, dieses zu thun dazu gezwungen werden kann, und die praktische Vernunft die Realisirung ihres Objectes wollen muss: so gebietet sie auch, dass auf den Fall, wo der gute Wille die Glückseligkeit anderer nicht von selbst befördert, die gute That erzwungen werde. Sie fodert also, dass ein Zwang organisirt werde, welcher zum Zwecke hat, alle Menschen zu zwingen, gegenseitig ihre Glückseligkeit nach einer gewissen Regel zu befördern. Die organisirte Zwangsanstalt, welche diesen Zweck hat, ist der *Staat.* Diesen zu organisiren, fodert also die praktische Vernunft, und jeder kann gezwungen werden, nicht ausser irgend einem Staate zu leben. Das Zwangsmittel in der Hand des Staats ist die *Strafe.* Das Princip des Zwanges der praktischen Vernunft ist das was man *Recht* nennt, das also das praktische Vernunftgesetz selbst sey, in wie fern es Zwang gebietet. Es heisst formal und material zugleich: Ein jeder werde auf eine allgemein gültige Weise gezwungen die Glückseligkeit anderer *negativ* und *positiv* zu befördern. Die negative gegenseitige Beförderung der Glückseligkeit ist nicht anders möglich, als wenn jedem vernünftig freyen Wesen ein Theil des Aeusseren ausschliesslich angehört. Folglich muss auch dieses so seyn, und die vernünftigen Wesen müssen gezwungen werden, in einer solchen Beschränkung in Rücksicht des Aeusseren auf einander zu leben, und das *Eigenthum* ist daher eine *a priori* zu erkennende Bedingung der Glückseligkeit. Das Eigenthum, das jedem vernünftigen Wesen auf diese Art *a priori* als nothwendige Bedingung der Glückseligkeit zugesprochen werden muss, nennt der Vf. S. 97. das *Ureigenthum*, welches ein allen vernünftigen Wesen zustehendes Recht ist. Auf ähnliche Weise wird nun auch gezeigt, dass das Recht der freyen und ungestörten Arbeit, und des ausschliesslichen Besitzes der Arbeits-Produkte Bedingungen der Glückseligkeit sind, und so *ein Urrecht der eigenthümlichen Sphären* deducirt und zerlegt (S. 99.). Das ursprüngliche Eigenthum entspringt also aus keinem Vertrage, es ist die Basis alles Eigenthums, das der Staat näher vertheilen oder bestimmen soll. *Bearbeitung* und *erste Besitzergreifung* werden als Rechtsbegründungen eines bestimmten Eigenthumes gänzlich verworfen. Nach völlig gleichen Principien wird S. 113. *das Recht der Persönlichkeit* als ein Urrecht abgeleitet, wozu noch in der Folge das Urrecht der Verstärkung der subjectiven Kraft durch die Kräfte anderer kömmt, welches letztere eigentlich die Bedingung der positiven Beförderung der gegenseitigen Glückseligkeit ist. Diese gründet sich auf den Vertrag, und daher macht die Lehre vom Vertrage die Einleitung zur Deduction des zuletzt erwähnten Urrechtes aus. Im Vertrage (S. 114.) bildet die gegenseitige Willkür zwischen zwey oder mehrern Individuen ein Pflicht- und Rechtsverhältniss, das einem *a priori* erkennbaren Pflicht- und Rechtsverhältnisse gleich zu halten ist, da es eine *a priori* erkennbare Bedingung der Glückseligkeit ist. Eben deshalb muss der Staat das durch einen Vertrag entstandene Pflicht- und Rechtsverhältniss und die im Vertrage selbst bestimmte Zeit aufrecht erhalten. Es giebt keine Pflicht zu Abschliessung eines Vertrages, ausser zu drey Verträgen, deren Abschliessung also auch der Staat erzwingen kann. Diese sind (S. 118.): 1) der *Vereinigungsvertrag*, der jedoch einseitig soll aufgehoben werden können, um so gleich einen andern zu schliessen (S. 119.); 2) der *Amtsvertrag.* Nach dem Vf. kann jedermann zu Uebernehmung eines Amtes gezwungen werden; endlich 3) der *Ehevertrag.* Der Staat hat das Recht, (S. 123.) die ehescheuen Individuen zur Strafe zu ziehen. Aber die Aufhebung des Ehevertrages soll eben so wohl nach dem einseitigen als gegenseitigen Entschlusse erfolgen können (S. 123.). Die Gegenstände der willkürlichen Verträge sind *Dienst-* und *Arbeitsproducte*, die also ein jeder durch Verträge erwerben und dadurch seine subjective Kraft verstärken kann.

Ob nun gleich durch Verträge schon eine positive Beförderung der gegenseitigen Glückseligkeit erreicht wer-

werden kann: so ist diese doch noch nicht hinreichend, sondern da wechselseitige *Hülfsleistungen* schlechterdings dazu gehören: so muss diese der Staat bestimmen und von den Gliedern der Gesellschaft erzwingen. Denn alles was geschehen *soll*, das *muß* auch geschehen. Damit nun der Staat bestimmen kann, was ein jeder positiv zur gegenseitigen Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit beytragen solle, muss er die Kräfte der Individuen, so wie ihre Zwecke kennen lernen, und dann die Dienst- und Arbeitsproducte die jeder leisten und hergeben soll, jedem zumessen, und in diesem Geschäft besteht, nach dem Vf., die *Staatswirthschaft*. Zur allgemeinen Kenntniss der Individuen gelangt der Staat durch die Erziehung, die daher der Staat pflichtmäsig übernehmen muss, der so dann jedem nach dieser erlangten Erkenntniss ein Amt zutheilt, und ihn allenfalls zu Uebernehmung eines nützlichen Geschäftes zwingt. — Die in der Gesellschaft zu erreichenden Zwecke reducirt der Vf. S. 177. auf *moralische*, *scientifische*, *artistische* und *animalische*, und theilt darnach die Stände ein. Die erstern besorgt das Heer der *Staatsdiener*, die andern die *Gelehrten*, die dritten die Künstler, die vierten die *Handarbeiter*. Wie nun jedem arbeitenden Einzelnen der Staat den ihm gebührenden Theil aus der Masse der Arbeits-Producte zumessen solle, setzt der 12te Brief aus einander. Alles Eigenthum fällt, nach der Meinung des Vfs. S. 225., an den Staat zurück, und es giebt weder rechtsgültige Testamente noch Beerbungsrechte, sondern der Staat ist der rechtmäsige Erbe aller Bürger.

Dieses ist der kurze Abriss der Resultate einer Schrift, deren Vf. durchgängig Scharfsinn und Nachdenken verräth. Es ist ihm aber gegangen wie allen denen, welche *allzuviel a priori* ableiten wollen. Die Begriffe werden einseitig und unvollständig bestimmt, und wenn dann die Schlüsse noch so richtig gezogen werden: so führen sie nur um so sicherer zu falschen Resultaten. Der Grundsatz: Was soll seyn, muss auch seyn, oder soll erzwungen werden, ist offenbar falsch. Denn wenn er wahr wäre, müsste der Staat auch das der so genannten Liebespflichten erzwingen können und müssen, welches doch wohl der Vf. selbst nicht will. Der öffentliche Zwang bedarf daher ganz anderer Bestimmungen, als diejenigen sind, welche der Vf. durch jenes Princip festsetzt. Die Idee des Ureigenthums auf den Begriff der Bedingung der moralischen Wirksamkeit zu gründen, ist ganz gut: aber der letztere ist doch selbst nur ein empirischer Begriff. Denn woher wüssten wir, dass die äusseren Dinge keines gemeinschaftlich beliebigen Gebrauchs fähig sind, wenn uns nicht die Erfahrung solches lehrte. Und diese lehrt zugleich, dass auch dieses nicht einmal allgemein sey, da es eine Menge äusserer Dinge giebt, die einen gemeinsamen Gebrauch zulassen, und aus diesem Grunde selbst manche Arbeitsproducte keine Zueignung zulassen. Daher die Begründung des Eigenthumsrechtes auf alle Arbeitsproducte *a priori* ohne Grund ist. Denn wie kann z. E. der Chemiker, welcher die Atmosphäre um eine Kupferhütte von Bleydämpfen reiniget, das Product seiner Arbeit (die reingewordene Luft) als sein Eigenthum in Anspruch nehmen. Es ist nichts als die Idee der besseren Brauchbarkeit der Dinge, zur Beförderung menschlicher Zwecke, welche das Gesetz des Eigenthums begründet, und diese Idee erwartet bloss empirische Bestimmung. Nichts ist hierin *a priori*, als, dass alles was als allgemeines Gesetz gedacht, der Bestimmung des Menschen zuträglich ist, auch realisirt und ausgeführt werden soll. Werden also Erbverträge, Testamente u. s. w. als mögliche Institute zu diesem Zwecke erkannt, lässt sich erweisen, dass dadurch das Eigenthum desto mehr vervollkommnet werde: so verdienen sie als Gesetze eingeführt und lediglich darnach modificirt zu werden. Der consequente Scharfsinn fürchtet sich vor Ungereimtheiten nicht, und auf diese Weise sind auch unserm Vf. deren mehrere entschlüpft, wie die Zwangspflicht zur Verehlichung, zur Uebernehmung eines Amtes u. s. w. beweisen. Die Zwecke welche der Mechanismus der Selbstliebe befördert, liegen gänzlich ausser der Sphäre des Staatszwecks. Nur das was sich von Privatkräften nach psychologischen Gesetzen nicht erwarten lässt, und was demnach allgemeiner Zweck ist, soll der Staat durch seine Gesetze realisiren. Kein Corpus ist wohl weniger geeignet die Erziehung zu betreiben als der Staat. Wer möchte sein Kind, das er lieb hat, einem solchen Wesen anvertrauen? Wie stark und treibend ist dagegen das Interesse der Aeltern, aus ihren Kindern brave und geschickte Leute zu machen! Eine allgemeine Staatserziehung gehört daher zu den politischen Ungeheuern des Plato. Der Vf. thut gleich darin einen Fehlgriff, dass er der Pflicht bloss die Beglückung anderer anweiset. Ist die Vervollkommnung seiner selbst, auch da wo sie gar keine Beziehung auf anderer Wohl hat, nicht auch Pflicht? Muss Unmäsigkeit, Selbstbeflekkung bloss deshalb vermieden werden, weil sie uns zum Dienst anderer unbrauchbar macht? und könnte diese Rücksicht ein solches Verbot allein zum allgemeinen Gesetz erheben?

Die Form des Vortrags ist übrigens gänzlich verfehlt. Es sind Briefe an ein Frauenzimmer, die so abstrus geschrieben sind, sich in solchen speculativen Höhen herumtreiben, dass gewiss ein Frauenzimmer ohne Affectation nicht zwey Briefe durchlesen wird. Süssliche Einleitungen ohne alles Interesse, wie gleich beym ersten Briefe; witzelnde Wendungen wie S. 122. wo es bey Gelegenheit des Ehevertrags heisst: „Es wird Ihnen, meine Hochverehrte, zu Ohren gekommen seyn, dass dieser Vertrag von zwey physischen Personen verschiedenen Geschlechts eingegangen wird;" machen die Lectüre vollends ganz widerlich und beschwerlich.

München, b. Lindauer: *Versuch einer Auflösung der* von der philosophischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin für 1805. aufgestellten *Aufgabe*: „*Die Natur der Analysis und*

und der analytischen Methode in der Philosophie genau anzugeben u. s. w. 1805. 116 S. 8.

Rec., der kürzlich zwey Schriften desselben Vfs., und unter ihnen auch *Prolegomenen* zur Auflösung der gegebnen Preisfrage, wovon vorliegende Schrift die Auflösung selbst ist, in diesen Blättern (1806. Nr. 187.) anzeigte, bleibt der dabey gemachten Aeusserung treu, bloss als Referent des Inhalts zu erscheinen, und übrigens die Sache auf sich beruhen zu lassen, welche ihm, ungeachtet der wiederholten Darstellungen, nicht einleuchtender werden will. Der Vf. bemerkt, es komme bey Beantwortung der Preisfrage darauf an, dass man von einer unbestrittenen, allgemein bekannten, allgemein geltenden Kenntniss ausgehe, und eine solche sey die *logische* Analysis, von welcher man daher füglich ausgehen könne, um das Eigenthümliche der *philosophischen* Analysis zu untersuchen. Vielleicht liege gar in *jener* der verborgene Grund, dass *diese* noch nicht entdeckt sey. Alle Analysis geht aus auf das Bewusstwerden oder Wahrnehmen des vollständigen Unterschiedes und Zusammenhangs an dem zu Analysirenden. Sie schreitet fort von Unterscheidung zur Vereinigung und von dieser wieder zur Unterscheidung, bis sie zu *derjenigen* Vereinigung gelangt, welche *keine* Unterscheidung mehr *über* sich hat, und *unter* welcher also *alle* vorhergegangnen Unterscheidungen und Vereinigungen enthalten seyn müssen. Die logische Analysis gilt zwar bis jetzt allgemein für die im Bewusstseyn vor sich gehende, und bis zur Erschöpfung eines *Begriffes* fortgesetzte Unterscheidung und Vereinigung. Allein die Logik selbst ist, obgleich sie allgemein gilt, wohl schwerlich schon die Analysis der logischen Analysis. *Kant* hat, obgleich er die Logik zu rasch für vollendet hielt, doch durch die Tafeln der Formen der Urtheile und der Reflexions egriffe die heiligen Gesetztafeln geliefert, die von der speculirenden Vernunft bis auf den heutigen Tag befolgt werden, unter deren unüberwindlichen Botmässigkeit *Schelling* das Universum construirt. Indessen giebt es doch noch andre Denkformen, die sich schwerlich auf diese beiden Gesetztafeln zurückführen lassen. Man müsste sie daher einer Kritik unterwerfen. Man müsste genauer angeben, was man unter Mannichfaltigkeit, Einheit, Unterscheidung, Zusammenhang u. s. w., verstände, unter welchen Namen gewöhnlich ein sehr verschiedenes begriffen wird. Das höchste Gesetz, wodurch dieses vom Zusammenhang und Unterschied *entblösste Mancherley* des Unterscheidens und Vereinigens in seiner *mannichfaltigen Nichtmannichfaltigkeit* zusammen gehalten wird, ist und heisst der *Satz des Widerspruchs.* Er sagt aber unter allen bisherigen Formen nichts anders aus, als: das Widersprechende sey widersprechend. Diess ist aber tautologische Sinnlosigkeit.

Der bisher angegebnen allgemein geltenden logischen Analysis steht die nicht allgemein geltende logische Analysis entgegen. Sie ist keineswegs die Unterscheidung und Vereinigung des *Mischbaren* und *Trennbaren* im Vorstellen durch *Trennung* und *Mischung desselben.* Sie ist keineswegs die *Auseinandersetzung des Zusammengesetzten* im Bewusstseyn. Sie ist die Unterscheidung und Vereinigung des Identischen, und als solchen, *an sich Unmischbaren* und *Untrennbaren von*, und *mit* dem Nichtidentischen, und als solchen, *Mischbaren* und *Trennbaren* — folglich die *nichtausschließende* und *unterwerfende* Unterscheidung und Vereinigung im Bewusstseyn. Als die unwandelbare nicht ausschliessende Unterscheidung und Vereinigung des Identischen — von und mit dem Nichtidentischen, — setzt die *logische* Analysis — die Unmischbarkeit und Untrennbarkeit der Identität, *als der Identität*, mit der Nichtidentität, *als solcher* voraus. Die *Unterscheidung* und *Vereinigung* der Identität und der Nichtidentität, als des an sich selbst Unmischbaren und Untrennbaren, ist das Wesen der logischen Analysis, und umgekehrt. Die logische Analysis ist ihrem Wesen nach die *Aufhebung* des Widerspruchs, oder der Unmöglichkeit im Bewusstseyn, und umgekehrt. Der Widerspruch wird ein negatives Criterium der logischen Analysis, er ist, als solcher, dasjenige Vorstellen, in welchem und durch welches die Identität *nicht als* die Identität, und die Nichtidentität *nicht als* die Nichtidentität vorgestellt wird. Er mischt und trennt Identität und Nichtidentität im Vorstellen, er thuts unter dem *Schein* der *Vereinigung* und *Unterscheidung* von beiden. Die rechte Unterscheidung der Identität von der Nichtidentität, ist die Unterscheidung *jener* als der *Thesis*, von *dieser* als der *Hypothesis.* Hieraus ergiebt sich auch das unwandelbare Verhältniss beider. — Das positive Criterium der logischen Analysis ist die *Anwendung der Identität.* Die Identität, als die Thesis in ihrer Antithesis und Synthesis mit der Nichtidentität, als der Hypothesis — ist die *Anwendung der Identität als der Identität* — das Identische, *als das Identische* — der *positive Nichtwiderspruch.*

Es ist unmöglich, aus den nach diesen Prämissen fortgesetzten Definitionen und Paragraphen der Schrift einen Auszug zu geben. Er würde weder deutlich genug seyn können, noch auch durch Neuheit Entschuldigung verdienen: denn die Leser der sonstigen Schriften des Vfs. finden hier denselben Gedanken ganz wieder, wie denn das bey Expositionen dieser Art nicht anders zu erwarten steht. Der Vf. handelt noch in den folgenden Abschnitten *von der logischen oder intellectuellen, und der analogischen oder sinnlichen Gewissheit; von der philosophischen Analysis, ihrem Grund und Wesen nach;* (sie ist nach S. 70.: „die Unterscheidung der Anwendung der Identität, als solcher, in ihrer *Unmischbarkeit* und *Untrennbarkeit* mit der Anwendung der Nichtidentität als solcher im Bewusstseyn.") *von der Eintheilung der philosophischen Analysis; von der Ausführung der reinen logischen Analysis.* — Am Schlusse giebt der Vf. die Probe einer solchen Ausführung der philosophischen Analysis.

OEKONOMIE.

Erfurt, b. Beyer und Maring: *Der Rathgeber in der Holzzucht* vom ersten Keime an bis zum vollendeten

deten Wachsthum des Stammes, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenschaften und der Benutzung in alphabetischer Ordnung, von *A. C. Spitz*, vormaligen Kurf. Mainz. Kammer- und Stadtrathskämmerer, auch Mitgl. der Akad. nützl. Wissensch. zu Erfurt. 1805. XLII u. 230 S. 8. (16 gr.)

Der Endzweck dieses Werks ist, eine Anleitung zu geben, wie wüste Gegenden durch Anlagen von Lustgebüschen, verschönert und zugleich die Holzcultur befördert werden könne. Der Vf. hat *Willdenow*, *Du Roi* und *v. Burgsdorf* zu Rathe gezogen. Er bringt für solche Anlagen bloss unsere deutschen, nebst einigen andern an das deutsche Klima gewöhnten, naturalisirten Holzarten in Vorschlag, und bemerkt ganz richtig, dass der Ankauf des fremden, tauben, nicht keimenden Holzsamens schon manche Summe Geldes aus manchem Lande gezogen habe, die weit nützlicher auf Culturen mit vaterländischen Holzarten hätte verwendet werden können. Um solche Anlagen sowohl zur Verschönerung der Gegenden zu machen, als auch um manches Brennholz zu erziehen, werden sich hie und da öde Plätze genug vorfinden und diese Anleitung dürfte für manche Gegend nützlich werden, wenn man die mancherley von dem Vf. gemachten Erfahrungen dabey benutzt. Er hat zu dieser Absicht 97 verschiedene Arten von Bäumen und Sträuchen in Vorschlag gebracht, bey deren Beschreibung meistens die Naturgeschichte derselben übergangen; und nur der Anbau und die Behandlung mit vorzüglicher Rücksicht auf Lustgebüsche, hie und da aber zu weit ausgeführt wird. Jedoch fehlt es nicht an guten praktischen Bemerkungen. Diese abgerechnet, hätte das Ganze mehr zusammengezogen werden können.

BRESLAU, b. Korn d. ä.: *Die Rathgeberin für Bräute, die sich ihre Ausstattung anschaffen wollen, oder für junge Hausmütter; welche die ihrige vermehren wollen.* Ein Versuch zur *Waarenkunde* für Frauenzimmer, von *Amalien*. 1805. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit Recht nennt die Vfn. in der Zuschrift an ihre Schwägerin die *Haushaltungskunst* die *wichtigste aller Künste*, welche heranwachsende Töchter zu erlernen haben, und hiezu gehört denn ohne Zweifel auch eine gründliche Kenntniss der Waaren. Freylich muss der praktische Unterricht erfahrner Mütter und eigne Anschauung noch dazu kommen, um diese Kenntniss vollständig zu machen; aber eine schriftliche Anweisung kann doch schon einen guten Grund legen und allenfalls den Mangel des mündlichen Unterrichts — denn wie viele Mütter sind im Stande, ihn zu geben? — ersetzen.

In vierzehn an ihre Nichte geschriebnen Briefen handelt die Vfn. von der Leinwand und dem Garne; von Schleyern, Batist u. s. w.; von der Baumwolle und baumwollnen Geweben; von der Seide und seidnen Geweben; von der Wolle und wollnen Geweben; von Federbetten, Matratzen u. s. w.; von echten und falschen Edelsteinen; von Kanten, Blumen, Federbüschen u. s. w.; von Handschuhen, Schuhen und Hüthen; vom Pelzwerk; von Tapeten, Möbeln u. s. w.; von Spiegeln, Porzellan, Steingut u. s. w.; von Zinn, Kupfer, Eisen u. s. w. Der Vortrag ist leicht und angenehm, die Schreibart nicht immer correct; auch darf man von einem Frauenzimmer nicht erwarten, dass es sich genau an die systematische Naturgeschichte halten werde. So heisst es z. B. S. 116.: Vigognewolle kommt von dem Vicunnathier, welches eine *Art Kameelziegen* ist u. s. w. Auf der folgenden Seite wird vom Seidenhasen gesagt, er sey aus dem *Geschlechte der Kaninchen*. Uebrigens können wir das Buch als zweckmäsig insonderheit auch den Lehrern und Lehrerinnen an Töchterschulen empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Elberfeld*, b. Vf.: *Systematisch geordnete Uebersicht der gemeinnützigsten Kenntnisse für die Bildung rechtschaffener Staatsbeamten.* Als Leitfaden akademischer Vorlesungen über die Encyklopädie der ökonomischen und politischen Wissenschaften entworfen, und mit einigen Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Verbindung kameralistischer Kenntnisse mit den juristischen begleitet, von *Joseph Schramm*, zu Düsseldorf öffentl. ordentl. Lehrer des Naturrechts und der Encyklopädie der ökon. und polit. Wissenschaften. 1805. 100 S. (8 gr.) — Ein wohlgeschriebenes Werkchen, in welchem gerechte Klagen über den traurigen Zustand des juristischen Studiums erhoben, und ein kurzer Grundriss der kameralistischen Wissenschaften gegeben wird, welcher verräth, dass der Vf. über diesen Gegenstand nachgedacht hat, so dass Rec. glaubt, dass die versprochene weitere Ausführung einer nach diesem kurzen Grundrisse ausgearbeiteten Kameral-Encyklopädie dem Publicum willkommen seyn werde. Der Vf. theilt seine Encyklopädie in *zwey* Theile, wovon der *erste* in *vier* Abschnitten die von ihm sogenannten ökonomischen Wissenschaften abhandelt, nämlich: die Natur-Productenkunde, die Gewerks- und Kunstproductenkunde, das Bauwesen und die Güterveranschlagung (die schwerlich hierher gehören), und die Handelsbetriebskunde. Der *zweyte* Theil giebt einen Abriss der Politik, worunter der Vf. die Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungslehre begreift, und sie unter den Titeln: Polizey, Staatswirthschaft, Finanzwissenschaft und Kameralrechnungsführung vorträgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig (ohne Angabe des Verlegers): *Ein sicheres, aber auch einziges Mittel, die Länder zu bevölkern, die Gutsbesitzer zu bereichern und die Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen.* Von *B. Oelschläger.* 1805. 120 S. 8. (10 gr.)

Eine interessante Schrift, in einem treuherzigen, etwas altväterischen Tone, nicht frey von Fehlern des Stils, aber voll treffender und anwendbarer Bemerkungen. Sie ist ganz in Beziehung auf den preussischen Staat abgefasst, und deckt Mängel in demselben auf, die der Patriot lieber hören und lesen wird, als die vielen schalen Lobeserhebungen, welche Staatsbeamte und Schriftsteller so reichlich ausspenden, und die oft nur dazu dienen, das Auge von den drückenden Uebeln, die so sehr der Abhelfung bedürfen, abzuwenden. Wenn die Wunden alt und durch Gewohnheit verharscht sind: so ist es oft nützlich, sie aufzureissen und offen darzulegen, weil dieses zu desto schnellerer Kur auffordert. Eine kurze Anzeige des Inhalts dieses Büchleins wird gewiss unsern Lesern angenehm seyn. Der Vf. beweiset zuerst, dass das alte Mutterland, nämlich Brandenburg, Pommern und Altpreussen, sehr schlecht bevölkert ist, und kaum die Hälfte so viel Einwohner enthält, als das benachbarte Sachsen, Lausitz und Schlesien; dass man in der Mark Brandenburg (667 Q. Meilen) nicht mehr als 900,000 Menschen annehmen kann, da von Berlin wenigstens 100,000 Einwohner den übrigen Provinzen zufallen, indem gewiss um so viel weniger daselbst leben würden, wenn Berlin nur die Hauptstadt von Brandenburg wäre; dass die Mark Brandenburg und Pommern jetzt viel weniger als ehemals bevölkert sind, ungeachtet die statistischen Tabellen das Gegentheil davon vorspiegeln. Die wahren Ursachen dieser schlechten Bevölkerung liegen nicht in dem Mangel an Fruchtbarkeit, wie die studirten Leute glauben, die, beyläufig gesagt, der Vf. nicht leiden kann, weil sie (sollte heissen „*wenn* sie) bloss aus Büchern urtheilen. Wenn die Sache gründlich und unparteyisch betrachtet wird: so findet sich, dass die Mark Brandenburg eben so fruchtbar ist, und nicht mehr Sand hat, als Schlesien, und viel fruchtbarer, als die Lausitz. Aber die vornehmste Ursache der schlechten Bevölkerung in der Mark, Pommern und den ihnen ähnlichen Ländern, sind die sehr grosen Feldmarken, und daher die wenigen Dörfer. Dass diese Einrichtung nur eine tatarische oder kalmückische Feldwirthschaft zulasse, zeigt der Vf. sehr klar. Denn 1) muss dabey immer ein sehr groser Theil zur Weide und Brache liegen bleiben, 2) wird der Anbau der entfernten Aecker kostbar und dadurch oft unmöglich, und 3) darf der Besitzer den Acker nur nach dem Herkommen oder so benutzen, wie es der grosse Haufen will. So lange diese Verfassung bleibt, hält der Vf. eine grössere Bevölkerung für unmöglich, und zeigt sehr gut, wie kraftlose Mittel hierzu die künstliche Anlegung von Fabriken und die Ansetzung der Handwerker sind, auf welche die Volksvermehrer aus Friedrichs II. Zeiten so viel halten. „Dann, heisst es S. 20., sucht man die Bevölkerung dadurch zu befördern, dass man das Ansetzen neuer Bürger zu erleichtern sucht; z. E. durch Freyjahre, Baugelder u. dgl., das ist alles unnütz. Die Bürger werden sich schon allein ansetzen, so bald sie sehen, dass sie als solche Nahrung erwerben können. Ist diess der Fall: so brauchen sie keine höhere Hülfe; ist diess der Fall nicht: so ist alle höhere Hülfe unzulänglich." Will man in den preussischen Staaten die Bevölkerung auf eine solide Art vermehren: so muss man das platte Land mehr bevölkern; finden auf den Dörfern mehr Menschen ihr reichliches Auskommen: so vermehren sich die Menschen in den Städten von selbst. So sind die Städte Landsberg, Friedberg und Driesen durch die angesetzten Kolonisten in einen ausnehmend blühendern Zustand gekommen, als sie vorher waren. Nach den jetzigen herrschenden Grundsätzen ist aber eine Vermehrung der Dorfbewohner nicht möglich, weil zwar genug überflüssiges Land vorhanden ist, aber doch alles Land seine Eigenthümer hat, und kein Eigenthümer etwas abgeben will.

Wie nun durch eine bessere Vertheilung der Aecker unter eine grössere Anzahl von Eigenthümern der allgemeine Wohlstand befördert und die Bevölkerung der genannten Provinzen leicht um ½ vermehrt werden könnte, zeigt der Vf. im *siebenten* Abschnitt auf eine sehr anschauliche Art, so wie auch in dem folgenden, dass die Gutsbesitzer von einer solchen Austheilung ihrer Ländereyen an einzelne Familien nicht nur nichts verlieren, sondern vielmehr ihre Einkünfte sehr ansehnlich vermehren würden. Ein gleiches könnte mit den königl. Domänenämtern geschehen. Wirklich hat auch der Minister Voss angefangen, Versuche dieser Art in der Mark zu machen, die ganz trefflich gelungen sind (wie man aus *Nöldechens* Briefen über den Oderbruch sehen kann). „Und doch (S. 69.) ist dieser Sache plötzlich Einhalt geschehen. Die

Die Ränke, Kunstgriffe und Maschinen, die hier gebraucht worden, sind unglaublich. Das meiste mag wohl gewirkt haben; dass die Schlächter sich dawider gesetzt – freylich nicht ohne Bezahlung — und vorgegeben, sie würden die Hauptstadt nicht mehr mit hinlänglichem Schlachtvieh versorgen können u. s. w." Sollte wohl ein so grundloser Einwand bey den preussischen Behörden eine Wirkung haben können? Der Vf. spielt in mehrern Stellen deutlich darauf an, dass der in der Mark so glücklich angefangne Abbau durch die Bestechung der Oekonomie-Beamten rückgängig gemacht, oder die Erweiterung davon verhindert worden sey. Der Vf. freuet sich über das kürzlich angefangne und immer weiter gehende Abbauen der adelichen Güter in Schlesien und über die jetzigen neuen Einrichtungen der königl. Aemter in Brandenburg und Pommern (das hauptsächlich in dem Zusammenlegen der Baueräcker und in dem Ausbau der Bauern besteht), wodurch allein manches Bauergut von einem Werthe unter Null bis auf 4000 Rthlr. und mehr gestiegen ist. Dass viele Bauern sich zu einer, für sie so vortheilhaften, Veränderung doch sehr ungern verstanden haben, davon wird S. 77. folgender Grund angeführt: „weil auch hier alle Künste unter der Hand angewandt worden sind, um den Bauer misstrauisch und hartnäckig zu machen, damit die Landesverwaltung endlich verdriesslich werden, und alles beym Alten lassen soll; und zweytens vorzüglich deswegen, weil der Bauer dabey in eine ganz neue, ihm unbekannte Welt gekommen ist. Er hört das alte Lied, dass diese Veränderung zu seinem Wohl geschehen solle. Er siehts mit seinen eignen Augen und glaubts nicht, weil diess der erste Fall ist, wo er nicht verlieren, sondern gewinnen soll. Er kann sich also von der Neuigkeit noch gar nicht erholen und zu sich selbst kommen, dass diess wirklich seinen Zustand vollkommner machen wird; und dass dahinter nicht irgendwo eine Hinterlist verborgen seyn." Obgleich diese Ansicht der Dinge manchem etwas hypochondrisch vorkommen dürfte: so ist sie doch, leider! nur allzu wahr. Die Aufstellungen, welche der Vf. an diesem Verfahren dennoch zu machen findet, sind (S. 78.) folgende: 1) dass man die grossen Feldmarken und den Aemtern ihre ganzen Aecker gelassen hat; 2) dass man die Bauern nur so separirt, dass sie ihren Acker nur in jedem der drey Felder beysammen haben, statt ihnen denselben in einem Felde anzuweisen; man hätte also 3) die Feldmark in mehrere Dörfer eintheilen und einem jeden seinen Acker so anweisen sollen, dass er zusammen dicht an den Wohnungen liegt. Eben so tadelt der Vf., dass man die Vorwerke an einzelne Personen in Erbpacht gegeben, statt ein grosses wohlhabendes Dorf damit zu stiften. Die Dismembrationen in Neuostpreussen, die unter der festen Hand des Minister *Schrötters* und seiner, mit den wahren wirthschaftlichen Grundsätzen so vertrauten, Departementsräthe so glücklichen Fortgang haben, sich ganz in der Stille immer weiter ausdehnen und sich durch ihre kluge und vortreffliche Einrichtung bewähren, scheint der Vf. gar nicht zu kennen: denn sonst würde er bey diesen wohl am längsten verweilt seyn, und ihrer im *neunzehnten* Abschnitte, der die Dismembrirung für die neupreussischen Provinzen in Polen so sehr empfiehlt, erwähnt haben.

Richtig wird (S. 56.) bemerkt, dass von den jetzt so sehr empfohlnen Separationen, die darin bestehen, dass der herrschaftliche Acker von den Unterthanenacker getrennt, letzterer aber in Gemeinschaft gelassen werde, nicht viel Erspriessliches zu hoffen sey. Soll die Separation nützlich seyn: so muss dadurch ein jeder sein Stück Land beysammen und, so nahe als möglich, an seiner Wohnung erhalten. Von den Separationen der ersten Art erzählt der Vf. sehr viel Böses.

Was über die polnischen Provinzen gesagt wird, contrastirt so sehr mit den Vorstellungen, die manche preussische Staatsbeamten davon geben, dass die Wahrheit auch wohl hier in der Mitte liegen wird. Dem Vf. zufolge hat der polnische Bauer nichts unter der neuen Regierung gewonnen, wohl aber die Edelleute als Güterbesitzer, weil die Erzeugnisse der Güter in weit grösserer Proportion gestiegen seyn, als die Abgaben der Gutsbesitzer. Allein dass der Bauerstand, und so auch mehrere Städte unter der preussischen Regierung, besonders des jetzigen Königs, grosse Vortheile erhalten haben, darüber sprechen doch auch so viele Nachrichten von unparteyischen Augenzeugen, so manche offenkundige Thatsachen, dass die Angaben des Hn. *O.*, so richtig sie in einzelnen Fällen seyn mögen, doch unmöglich so allgemein gelten können, als sie hier ausgesprochen werden. Indessen verdienen seine Vorschläge zu fernern Landesverbesserungen alle Aufmerksamkeit. Dahin gehört der Vorschlag, deutsche evangelische Kolonisten anzusetzen und sie durch eingerichtete vortheilhafte Acker-Etablissements ins Land zu ziehen, damit sie unter die Eingebornen gemischt werden und unter diesen nach und nach einen andern Geist verbreiten helfen. Dabey kann des Vfs. Meinung wohl nicht dahin gehen, die Eingebornen von der Acquisition der neuen Grundbesitzungen auszuschliessen; vielmehr ist die Tendenz der ganzen Schrift dahin gerichtet, auch den polnischen Bauer von den Fesseln der Leibeigenschaft oder Erbunterthänigkeit, wie das preussische Gesetzbuch dieses harte Uebel milder benennt, loszureissen, und ihnen Gelegenheiten zu eröffnen, freyes Landeigenthum zu erwerben.

CHEMIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Ueber die chemischen Kennzeichen und die Bestandtheile der Mineralien*, von *J. B. Vogelmann*, Prof. der Naturgesch. zu Würzburg. 1805. 184 S. 8. (16 gr.)

Sehr richtig bemerkt der Vf., dass diejenigen, welche Mineralogie studiren, ohne chemische Kenntnisse

nisse keine Fortschritte in dieser Wissenschaft machen können. Er entschloss sich also, als Einleitung in die Mineralogie einen kurzen Leitfaden zum Gebrauche für seine Vorlesungen herauszugeben, worin die zur Mineralogie erforderlichen chemischen Kenntnisse kurz vorgetragen sind. Zuerst handelt er von der Wirkung des Feuers auf die Mineralien, dann von den Auflösungs- oder Niederschlagungsmitteln; den grössten Theil des Buchs nimmt endlich eine Charakteristik der einfachen Bestandtheile ein. Das Bekannte ist hier ohne bedeutende Fehler zusammengestellt; neue Bemerkungen wird man nicht erwarten, aber einen praktischen Unterricht, welcher zwar mehr Mühe erfordert hätte, erhält man auch nicht. Die Charaktere der Metalle sind nach ihrem Verhalten in vollkommenem Zustande angegeben, worin sie der Mineraloge selten findet, und man vermisst die Kennzeichen, wodurch man sie in ihren Verbindungen, besonders bey der Prüfung mit dem Löthrohr, erkennt. Eben dieses ist der Fall mit den Erden und Sauren. Eine Anleitung zur Erkennung der Bestandtheile in ihren Verbindungen und verschiedenen Zuständen würde dem Anfänger sehr willkommen gewesen seyn, da er sich die Charaktere mit Mühe aus den speciellen Beschreibungen der Mineralien zusammensuchen muss. Gerade das sonderbare Verhalten vor dem Löthrohre hat die Mineralogen oft auf die Vermuthung neuer Erden und Metalle gebracht, und gerade die Kunstgriffe, das Bekannte von dem Unbekannten unterscheiden zu lernen, sollte der Anfänger in Anleitungen, wie diese, nicht vergebens suchen.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Benjamin Bergmann's historische Schriften.* — *Erstes* Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Johann Reinhold von Patkul* vor dem Richterstuhle der Nachwelt.) 1806. (eigentl. 1805.) 1 Alph. — *Zweytes* Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Die Kalenderunruhen in Riga* in den Jahren 1585 bis 1590.) 1806. 20 Bog. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf., Sohn eines nicht unberühmten liefländischen Historikers, des noch lebenden Hn. Pastors *Gustav Bergmann* zu Ruien, beginnt, wie es scheint, mit diesem Werke seine schriftstellerische Laufbahn. Er fasste den beyfallswürdigen Vorsatz, seine Musse auf Darstellung interessanter Gegenstände der Geschichte seines Vaterlandes zu verwenden, sich folglich an die Reihe der *Hiärne*, *Arndte*, *Gadebusche*, *Schwarze* u. a. anzuschliessen, und dadurch einem künftigen liefländischen *Gibbon* in die Hände zu arbeiten. Nach Durchlesung der beiden Bändchen glauben wir, ihn zur fleissigen Fortsetzung ermuntern zu dürfen. Er besitzt die zu einem solchen Geschäfte nöthigen Kenntnisse, Geduld zum Sammeln der Materialien, kritischen Geist zu ihrer Sichtung, wie auch Geschicklichkeit zu ihrer Zusammenstellung. Erst giebt er ein nach Klassen geordnetes literarisches Verzeichniss seiner Vorgänger, theilt alsdann den Stoff in gewisse Perioden, und bearbeitet ihn so, dass er dessen Bestandtheile in einer fortlaufenden Erzählung darstellt, die Citate aber, Abweichungen der Vorgänger von ihm und Prüfungen derselben in die, zum Theil weitläufigen, Anmerkungen unter den Text verweiset. Diese bestimmt er für die Forscher: Lesern, denen es bloss um eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu thun ist, giebt er den Rath, sie zu überschlagen. Jedes Bändchen ist überdiess mit Beylagen versehen. Das *erste* ist der Geschichte des berühmten oder, wenn man lieber will, berüchtigten *Patkul* gewidmet. So viel auch schon über diesen im J. 1707. auf Befehl des schwedischen Königs, Karl des 12ten, geräderten liefländischen Staatsmann und russischen General geschrieben worden ist: so sind doch durch alles diess nicht alle Dunkelheiten aus dessen Geschichte verbannt worden, selbst nicht durch das neueste, aus drey Octavbänden bestehende, von uns (im Jahrg. 1793. Nr. 20. und in den Erg. Blättern Jahrg. 1805. Nr. 21.) ausführlicher beurtheilte Werk: *Patkul's Berichte an das Zaarische Kabinet in Moskau* u. s. w. Hr. *B.*, der zur Geschichte seines Helden mehr Materialien, als irgend einer seiner Vorgänger, benutzte, schmeichelt sich, nicht bloss, bey dem Gebrauch handschriftlicher Papiere, neue Umstände ausgemittelt, sondern auch manche Probleme aufgelöst zu haben: gesteht aber dessen ungeachtet ein, dass noch sehr viel für künftige Bearbeiter dieses Gegenstandes übrig geblieben sey. Zu diesem *sehr viel* gehört der noch immer fortdauernde Mangel an Nachrichten von Patkul's frühern Lebensjahren. Selbst sein Geburtsjahr kann noch immer nicht bestimmt angegeben werden. Auch unser Vf. lässt ihn, wie der Herausg. der eben erwähnten Berichte, um das J. 1660. geboren werden. Auch von seiner Erziehung und vom Anfange seiner schwedischen Kriegsdienste weiss man nichts. Ehe sich Hr. *B.* auf Patkul, den Geschäftsmann, einlässt, giebt er eine zweckmässige Nachricht von der Güterreduction im schwedischen Reiche unter Karl dem XI., weil *P.*, als Deputirter der liefländischen Ritterschaft, eine Hauptrolle dabey spielte, und dadurch den ersten Grund zu seinem Ungemach legte. Der zweyte war sein übel abgelaufener Process gegen den Generalgouverneur Hastfer zu Riga; wobey einige vorher unbekannte Umstände vorkommen. Die wichtige Frage, ob *P.* den König Friedrich August von Polen zum nordischen Krieg, um Liefland wieder an Polen zu bringen, verleitet habe? und die auch wir in jener Recension prüfen halfen, verneinet Hr. *B.*, und behauptet vielmehr, Zar Peter habe Augusten dazu ermuntert (S. 103 ff.). — In wiefern *P.* Veranlassung gegeben, dass der Kurfürst Friedrich von Brandenburg die Königswürde angenommen, wird S. 100 u. 107. untersucht. — S. 115. und anderwärts wird *P.* gegen Nordberg und andere schwedische Geschichtschreiber vertheidigt. — *Patkul's* Mitwirken bey dem nordischen Krieg wird, wie sich's erwarten lässt, genau erörtert, und unter andern gezeigt, dass *P.* in polnischen

ſchen Dienſten keine militäriſche Rolle geſpielt habe; ſo auch, daſs ihn wahrſcheinlich ſeine Uneinigkeit mit den neidiſchen polniſch-ſächſiſchen Miniſtern zum Uebertritt in ruſſiſche Militär- und Civildienſte bewogen habe. Der König ſelbſt ſchätzte ihn, welches ſchon daraus erhellet, daſs der Zar ihn bald darauf als Geſandten an ihn ſchickte. — *Patkul's* Prahlereyen als ruſſiſcher Generallieutenant (S. 181 ff.). — Seine Fehde mit dem ſächſiſchen Oberſten von Görz (S. 195 ff.). — Ueber die Urſachen der Verhaftung *Patkul's* in Dresden (S. 219 ff.). — Schon allbekannt ſind die Umſtände von deſſen empörenden Auslieferung an Karl XII. und von der noch empörendern Hinrichtung. — In der am Ende beygefügten, ſehr gut getroffenen Charakterſchilderung wird erinnert, *P.* würde, bey ſeinen natürlichen und ausgebildeten Geiſteskräften, der erſte Staatsbürger ſeines Zeitalters geworden ſeyn, wenn kein ſo auffallendes Miſsverhältniſs zwiſchen ſittlichen und geiſtigen Anlagen bey ihm geherrſcht hätte; bewundernswerth ſey ſeine kühne Gewandtheit in leichten, ſo wie in ſchwierigen Verhältniſſen, die Mittel zum Zwecke zu lenken, Hinderniſſe zu entfernen, und Widerſacher auf ſeine Seite zu ziehen; ſchlau und verſchlagen habe er die Geſinnungen der Menſchen, mit denen er zu thun hatte, ergründet, ohne ſich ſelbſt ergründen zu laſſen; erfindungsreich in Planen ſey ſein Geiſt nie untergelegen, wo andere verzweifelten; ſeine Schriften enthielten zwar viele harte Wendungen, viele derbe Ausfälle auf die Gegenpartey; aber zugleich auch eine Menge Bemerkungen, die mit Edelſteinen in einer ſchlechten Einfaſſugn verglichen werden können; ſeine genaue Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften und mit lebenden und todten Sprachen — er verſtand auch Griechiſch — bewieſen, wie ſorgfältig er ſeine Jugendzeit müſſe angewendet haben: aber auf der andern Seite iſt auch ſeine Ränk-, Ruhm- und Rachſucht, ſeine mitunter ausgeübte Ungerechtigkeit und Grauſamkeit weder zu verkennen, noch zu vertheidigen.

Der Inhalt des *zweyten* Bändchens iſt zu local und zu individuell, als daſs wir uns, in Hinſicht auf den gröſsten Theil unſerer Leſer, lange dabey verweilen dürften. Bekanntlich verwarfen die Proteſtanten den im J. 1582. von dem Kaiſer durch Papſt Gregor XIII. mit Recht verbeſſerten, auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeſchlagenen, Kalender bloſs aus Eigenſinn und Religionserbitterung, nur weil die Sache vom Papſt herrührte und vom Kaiſer unterſtützt wurde. Die Bürger der Stadt Riga, und mit ihnen alle proteſtantiſche Liefländer, thaten daſſelbe, als ihr damaliger Regent, der katholiſche König Stephan von Polen, auch in Liefland den Gregorianiſchen Kalender einführen, und dadurch, da er in Polen ohne Widerſtand eingeführt ward, in allen ſeinen Staaten eine gleichförmige Zeitrechnung bewirken wollte. Indeſſen iſt es doch lehrreich, auch an dieſem Hergange zu ſehen, wie weit blinder Religionseifer gehen, was für abſcheuliche Ausſchweifungen, ja ſogar Grauſamkeiten, er veranlaſſen könne, und in welche weitläufige Ungelegenheiten durch fünfjährige Widerſpenſtigkeit die Stadt Riga verwickelt wurde. Hr. *Bergmann* ward durch eine Menge groſsentheils ungedruckter Actenſtücke und anderer Hülfsmittel, die er beym Eingange ſpecificirt und beſchreibt, in den Stand geſetzt, weit mehr, als alle ſeine Vorgänger, zu leiſten. Drey der wichtigſten Schriften hat er am Ende unabgekürzt beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Notitia et recenſio codicum MSS., qui in bibliotheca epiſcopatus Numburgo-Cizenſis aſſervantur. Particula prima.* Auctore *Ch. G. Müller.* 1806. 23 S. 8. — Schon früher hat der Vf. in einigen Programmen einzelne handſchriftliche Schätze der Bibliothek, welcher er vorſteht, zur Kenntniſs des Publicums gebracht; noch verdienſtlicher iſt es, daſs er ſich nunmehr entſchloſſen hat, ein vollſtändiges kritiſches Verzeichniſs der ſämmtlichen dort befindlichen Handſchriften in einer Reihe von Aufſätzen zu geben. Die vom Biſchof Julius Pflug im 16ten Jahrh. gegründete Stiftsbibliothek iſt vorzüglich durch den Ankauf der Bibliothek von Thomas Reineſius mit griechiſchen, weniger mit lateiniſchen, Handſchriften von Claſſikern und mit ſolchen, die ſich auf die Reformations-Geſchichte beziehen, bereichert worden, wozu noch ältere Drucke und ſeltne Bücher, und viele Werke mit beygeſchriebnen, gelehrten Anmerkungen von Reineſius kommen. Der Vf. beginnt ſeine Beſchreibung der griechiſchen Handſchriften mit einem Codex der noch ungedruckten Scholien des Olympiodorus über Plato's Gorgias, Alcibiades I., Phaedon und Philebus, der zwar erſt aus der Mitte des 16ten Jahrh., aber, wie hier nachgewieſen wird, die Abſchrift einer Venetianiſchen Handſchrift der St. Marcus-Bibliothek aus dem 10ten Jahrh. iſt, und nicht nur das Anſehen der beſten Handſchriften unterſtützt und manche Conjecturen der Herausgeber des Plato beſtätigt, ſondern auch neue, nicht verächtliche, Lesarten darbietet. Der Vf. beſtätigt dieſes Urtheil theils durch Mittheilung von Lesarten des Plato ſelbſt, deſſen Text mit in die Handſchrift eingerückt iſt, theils durch Proben von den Scholien, die mit den Ruhnkeniusſchen verglichen werden. Der S. 14 angeführte Vers des Empedocles iſt aus dem dritten Buch περὶ φύσεως bey *Sturz* p. 526. v. 295. Das Programm umfaſst nur die Beſchreibung der erſten Hälfte dieſes Codex.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Januar 1807.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, beym Vf.: *The Heathery, or a monography of the genus Erica*, by H. *Andrews*. 1804—1806. 8. Nr. 1—17. Jede Numer mit 6 Kupfern kostet 3 Sh. 6 d.

Man weiss, dass der Vf. schon seit mehrern Jahren ein grosses Prachtwerk über die Heiden herausgegeben, wovon das vor uns liegende eine wohlfeilere Ausgabe ist, die zugleich alle neue Entdeckungen in dieser Gattung enthält. Es wird also dieses Werk einem jeden Botaniker künftig als Quelle unentbehrlich seyn, zumal da die charakteristischen Kennzeichen mit der äusserten Sorgfalt bemerkt und die natürlichen Farben ganz vortrefflich angegeben sind. Wir wollen, um die Benutzung dieses Werks zu erleichtern, und zugleich den Besitzern der *spec. plant.* einen Dienst zu erweisen, die wichtigsten Bemerkungen, nach der Ordnung in *Willd. spec. plant.* ausheben.

I. *Ericae antheris aristatis, foliis quaternis.* *E. depressa* (*Andr.* n. 4.), *foliis crassiusculis obtusis glabris patentibus, floribus terminalibus ternis subsessilibus subcylindricis, antheris inclusis.* Die Blumen sind gelb, die Art ist neu, und gränzt an *E. Pattersonia*, welche gleichwohl durch die zugespitzten Blätter unterschieden ist. Mit *E. depressa Willd.* n. 4. muss sie nicht verwechselt werden... *E. plumosa* (n. 8.), *foliis linearibus obtusis villosis patentibus, floribus axillaribus verticillatis campanulatis, pedunculis calyceque ciliato coloratis, antheris styloque inclusis.* Gränzt so nahe an *E. amoena Willd.* n. 30., dass man diese bloss durch *fol. imbricata* und *bracteas pedunculo longiores* unterscheiden kann... *E. cylindrica* (n. 11.), *foliis linearibus erectis glabris, floribus cylindricis axillaribus sessilibus confertis laciniis revolutis, antheris inclusis.* Wieder nicht mit der gleichnamigen *Willd.* zu verwechseln, welche stumpfe Antheren hat. Die letztere blüht weiss, und diese scharlachroth... *E. sessiliflora* (n. 17.), *foliis erecto-patentibus linearibus acutis glabris, floribus cylindricis spicatis confertis, antheris inclusis, perianthio duplici colorato, foliolis concavis obtusiusculis.* Steht neben *E. gilva Willd.* n. 33., nur dass die Kelche doppelt sind.

II. *Ericae antheris cristatis*; a) *foliis sparsis.* *E. droseroides* (n. 2.), *foliis patentibus linearibus obtusis piloso-glandulosis, floribus terminalibus umbellatis ventricosis costatis viscosis ore coarctato, antheris inclusis, pedunculis calyceque coloratis.* Diese Art steht als synonym mit *E. glutinosa* in *Willd.* n. 1., aber die letztere hat gegrannte Antheren... b) *foliis ternis.* *E. leucanthera.* (n. 7.), *Willd.* n. 80., aber am unrechten Orte: denn die Antheren sind nicht stumpf, und stehn nicht aus der Blume hervor, sondern stecken drin... *E. glauca* (n. 8.), *foliis erecto-patentibus glabris glaucis subulatis, floribus terminalibus umbellatis ventricosis, antheris inclusis, pedunculis bracteis calycibusque patentissimis coloratis.* Neu und schön... *E. ardens* (n. 15.), *foliis subulatis patenti-reflexis, floribus subglobosis axillaribus cernuis ore contracto, antheris inclusis, pedunculis calyceque coloratis.* Beide letztere Arten gehören als neu hinter *E. australis* n. 54. *Willd.* c) *foliis quaternis.* *E. cernua* (n. 1.), *Willd.* n. 62. Aber die Thunbergsche Differenz passt hier nicht: es muss heissen: *foliis linearibus, floribus umbellatis terminalibus, calycibus serratis*... *E. physodes* (n. 1.), *Willd.* n. 61. Hier muss in der Thunbergschen Differenz hinzugesetzt werden: *foliis linearibus obtusis viscosis*... *E. barbata* (n. 4. 8.), *foliis oblongis patentibus subtus incanis ciliatis, floribus terminalibus umbellatis urceolatis, antheris inclusis, pedunculis calycibusque coloratis ciliatis.* *E. acuta* (n. 6.), *foliis subulatis glabris erectis, floribus ternis terminalibus urceolatis, calycibus coloratis ciliatis.* *E. rubens* (n. 6.), *Willd.* n. 51. Aber die Blätter stehn zu vieren, und nicht zu dreyen, wie *Thunberg* behauptet. *E. stricta* (n. 13.), *Willd.* n. 26. Aber die Antheren sind nicht gegrannt, sondern kammförmig. *E. Solandra* (n. 15.), *foliis linearibus obtusis erecto-patentibus hispidis, floribus terminalibus capitatis subglobosis, antheris inclusis, calycibus linearibus coloratis hispidis.* *E. squamosa* (n. 16.), *foliis erectis obtusis margine serrulatis, floribus terminalibus confertis globosis, antheris inclusis, calycibus coloratis squamosis*... d) *foliis senis.* *E. empetroides* (n. 4.). Von *E. empetrifolia* weiter nicht als durch die Gestalt der Antheren verschieden. Rec. glaubt, dass beide vereinigt werden können.

III. *Ericae antheris bicornibus.* Diese Abtheilung hat *Andrews* zuerst, und wie Rec. glaubt, mit Recht gemacht, wenn gleich bey einigen Arten diese Form nicht so deutlich ausgedruckt ist. a) *foliis sparsis.* *E. obliqua* (n. 3.), *Willd.* n. 42., wo sie fälschlich unter denen mit kammförmigen Antheren steht. b) *foliis ternis.* *E. jasminiflora* (n. 1.), *foliis trigonis acutis patenti-reflexis, floribus ampullaceis viscosis costatis, ore contracto, limbo patenti, antheris inclusis, stylo subexserto.* Eine köstliche neue Art. *E. setacea* (n. 11.), *foliis linearibus obtusiusculis patentissimis ciliatis, floribus globoso-urceolatis glabris, antheris inclusis.* *E. sexfaria* (n. 13.), *Willd.* n. 78. *E. Nivenia* (n. 13.), *foliis oblongis duplicato-ciliatis, floribus terminalibus umbellatis turbinatis costatis, laciniis*

niis revolutis, *antheris exsertis*, *calycibus apice barbatis*. *E. fimbricata* (n. 16.), *foliis oblongis subtus carinatis tenuissime ciliatis patentissimis*, *floribus terminalibus globosis capitatis*, *antheris inclusis*, *calycibus coloratis ciliatis*. c) *foliis quaternis*. *E. conspicua* (n. 1.) Willd. n. 115. *E. obbata* (n. 5.), *foliis reflexis rigidis ciliatis*, *floribus terminalibus erectis globoso-ventricosis*, *limbo patenti*, *laciniis biglandulosis*, *antheris inclusis*, *calycibus squamosis apice coloratis*. Eine köstliche neue Art, die sich durch drüsenförmige Körper auf den Blumenblättern auszeichnet. *E. cubica* (n. 7.) Willd. n. 136. *E. tenella* (n. 10.), *foliis linearibus patentissimis glabris*, *floribus terminalibus congestis ventricosis*, *antheris inclusis*. *E. gracilis* (n. 12.). Ist nur eine Abart der vorigen, die sich durch gefärbte rosenrothe Kelche auszeichnet.

IV. *Ericae antheris muticis*. a) *foliis oppositis*. *E. lutea* (n. 8.) Willd. n. 2., wo fälschlich ihr gegrannte Antheren gegeben werden. b) *foliis ternis*. *E. versicolor* (n. 2.) Willd. n. 96. *E. pulchella* (n. 2.) Willd. n. 100. *E. costata* (n. 4.) *foliis linearibus obtusis pubescentibus erectis*, *floribus terminalibus cylindricis costatis*, *antheris inclusis*, *stylo subexserto*; *calycibus imbricatis pubescentibus*. Neu und prächtig, rosenrothe Blumen mit weissen Spitzen. *E. Bruniades* (n. 5.) Willd. n. 84. *E. albens* (n. 6.) Willd. n. 66. *E. flammea* (n. 6.) *foliis subquaternis erectis filiformibus glabris*, *floribus tubulosis axillaribus sessilibus*, *antheris inclusis*, *calycibus sublinearibus*. *E. nigrita* (n. 8.) Willd. n. 10., wo ihr aber fälschlich gegrannte Antheren gegeben werden. *E. Sebana* (n. 10.) Willd. n. 93. *E. eriocephala* (n. 10.) kommt am nächsten mit *E. Bruniades* überein, von welcher sie sich bloss durch die eingeschlossenen Antheren unterscheidet. *E. taxifolia* (n. 10.) Willd. n. 83. *E. umbellata* (n. 11.) Willd. n. 70. *E. Linnaea* (n. 11.) *foliis fasciculatis linearibus villosis*, *floribus axillaribus subverticillatis pilosis*, *laciniis erectis*, *antheris inclusis*. Eine wunderschöne neue Art, mit weissen durchsichtigen, an der Basis röthlichen Blumen. *E. bicolor*, *foliis erectis linearibus villosis*, *floribus terminalibus tubulosis*, *antheris inclusis*, *stylo subuncinato exserto*, *pedicellis calycibusque imbricatis villosis coloratis*. Neu und prächtig. Die Blumen sind an der Basis roth, gehn in der Mitte ins Gelbliche über, und sind an der Spitze grün. *E. Petiverii* (n. 12. 13.) Willd. n. 91. Drey Abarten; eine mit rauchharigen Blättern, purpurrothen Blumen und gelbrothen Kelchen; die andere mit glatten Blättern und gelben Blumen und Kelchen, und die dritte mit pomeranzenfarbenen Blumen und grünrothen Kelchen. *E. flexuosa* (n. 12.) *foliis linearibus obtusis glabris erectis*, *ramis flexuosis*, *floribus subcampanulatis ore connivente*, *antheris exsertis*; *calycibus imbricatis coloratis*. Weisse kleine Blümchen mit braunen Antheren. *E. capitata* (n. 12.) Willd. n. 83. *E. flava* (n. 13.) *foliis linearibus patentibus*, *floribus axillaribus congestis pedunculatis nutantibus urceolatis costatis*, *antheris subinclusis*. Neu und angenehm. *E. Leea* (n. 14.) Willd. n. 104. *E. tetragona* (n. 16.) Willd. n. 69. Mit *E. flava* zu nahe verwandt, aber glatte Blätter, nicht gewimperte, wie Thunbergs Differenz sagt. *E. latifolia* (n. 16.) *foliis ovatis remotis patentissimis pubescentibus*, *subtus incanis*, *floribus axillaribus pendulis subglobosis*, *antheris exsertis*, *pedunculis bracteatis coloratis*. *E. marifolia* Willd. n. 14. unterscheidet sich durch gegrannte eingeschlossene Antheren, und eine fast kegelförmige Blumenkrone. c) *foliis quaternis*. *E. exsurgens* (n. 1.) Eine Abart von *E. grandiflora* Willd. n. 108., von welcher sie sich bloss durch die Zahl der Blätter unterscheidet. *E. viscaria* (n. 1.) Willd. n. 129. *E. curviflora* (n. 2.) Willd. n. 110. *E. Melastoma* (n. 3.) *foliis linearibus rigidis scabris fasciculatis*, *floribus pendulis conicis ore connivente*, *antheris longissime exsertis*, *calycibus imbricatis coloratis*. Neu und sehr schön; die Blumen gelb mit schwarzer Mündung. *E. tubiflora* (n. 3.) Willd. n. 112. *E. radiata* (n. 4.) gehört ohne Bedenken als Abart zu *E. concinna*. *E. serratifolia* (n. 5.) *foliis linearibus acutis patentissimis serratis*, *floribus terminalibus sessilibus cylindricis*, *antheris inclusis*. Eine ungemein schöne Art mit pomeranzenfarbenen Blumen. *E. ignescens* (n. 6.) *foliis linearibus glabris erecto-patentibus*, *floribus axillaribus clavatis pubescentibus*, *antheris inclusis*, *stylo exserto*. *E. comosa* (n. 6.) Willd. n. 126. *E. Walkeria* (n. 9.) *foliis linearibus nitidis patentibus*, *floribus terminalibus fastigiatis erectis subquaternis ventricosis*, *limbo patenti*, *antheris inclusis*, *calycibus linearibus serratis*, sieht der *E. obbata* etwas ähnlich. *E. hispida* (n. 10.) *foliis linearibus remotis hispidis divaricatis*, *floribus racemosis subglobosis pubescentibus*, *ore connivente*, *antheris exsertis*, *calycibus coloratis ciliatis*. *E. fastigiata* (n. 11.) Willd. n. 123. *E. campanulata* (n. 12.) *foliis filiformibus glabris erectis*, *floribus terminalibus solitariis campanulatis cernuis*, *antheris inclusis*, *calycibus acutis coloratis*. *E. horizontalis* (n. 15.) *foliis linearibus obtusis glabris horizontalibus*, *floribus terminalibus subternis pendulis ore connivente*, *antheris exsertis*, *calyce imbricato obtuso*. Weisse Blümchen mit schwarzer Mündung. *E. palustris* (n. 15.) *foliis linearibus obtusis divaricatis pubescentibus*, *floribus axillaribus tubulosis pubescentibus*, *antheris inclusis*, *calyce colorato*. Sehr schön, rosenroth, mit weissen Spitzen. *E. spuria* (n. 16.) *E. procera* Willd. n. 114. *E. conferta* (n. 17.) *foliis subulatis senioribus deflexis confertissimis*, *floribus subcapitatis globosis*, *antheris subinclusis*, *calycibus coloratis*. d) *foliis senis*. *E. pinea* (n. 2.) Willd. n. 103. *E. Archeria* (n. 3.) *foliis rigidis patentibus serrato-ciliatis*, *floribus axillaribus tubulosis villoso-viscosis*, *laciniis erectis*, *antheris inclusis*, *stylo subexserto*. *E. filamentosa* (n. 5.) *foliis filiformibus appresso-imbricatis*, *floribus axillaribus campanulatis nutantibus*, *antheris inclusis*, *pedunculis coloratis*. *E. rosea* (n. 13.) *foliis filiformibus erectis glabris*, *floribus solitariis tubulosis*, *laciniis erectis*, *antheris styloque inclusis*. *E. vestita* (n. 14. 15.) Willd. n. 102. Drey Abarten: eine hoch purpurrothe, eine schön weisse mit rosenrothen Spitzen, und eine hoch rosenrothe. *E. concinna* (n. 14.) Willd. n. 107. *E. purpurea* (n. 16.) Willd. n. 106. *E. coccinea* (n. 17.) Willd. n. 105.

Leip-

Leipzig, b. Kummer: *Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium.* E methodo Persooniana. Cum tabulis XII aeneis pictis, species novas XCIII sistentibus. Auctoribus *J. B. de Albertini, L. D. de Schweinitz.* 1805. XXIV u. 376 S. 8. (8 Rthlr.)

Eine so merkwürdige Erscheinung, wie das vor uns liegende Werk, verdient das aufmerksamste Studium und eine genaue Anzeige: denn es ist Frucht eines von tiefer Kenntniss geleiteten Eifers, die noch immer vernachlässigten Bürger des Gewächsreiches, die *Linné*, mehr witzig als gerecht, den Pöbel zu nennen pflegte, genauer kennen zu lernen. Die Gegend, welche die Vff. untersuchten, ist der waldige und sumpfige Theil der Oberlausitz, der nordlich von Bauzen und Görlitz sich bis nach Schlesien erstreckt. Es sind die grossen Waldungen, der Moholzer, der Eulenwald, die Gegenden bey Kosel, Ullersdorf, Jänkendorf, Qualsdorf, Quizdorf u. a. Während eines Zeitraums von fünf Jahren brachten die Vff., besonders aus den grossen Fichten-Waldungen jener Gegenden eine so unglaubliche Anzahl von Schwämmen und Gastromycen zusammen, dass allein 93 neue Arten hier abgebildet sind. Sie erwarben sich das Verdienst, die Schwämme, welche die gemeine Fichte hervorbringt, und die sich am *Ledum palustre* finden, zuerst genauer untersucht und bestimmt zu haben: denn diese Pflanze wächst bekanntlich in jenen Gegenden unglaublich häufig, so selten sie auch anderwärts ist. *Hr. v. Schweiniz* hat die neuen Arten auf den beygefügten Kupfertafeln mit besonderer Geschicklichkeit und grosser Treue selbst gezeichnet, gestochen und illuminirt. Nur einige *Agarici* blieben zurück, weil diese zu viel Raum weggenommen hätten. Die Vff. richteten sich streng nach *Persoon's syn.*, weil diess das einzige vollständige System von Schwämmen ist. Man kann ihr Werk als einen trefflichen Commentar zu jenem System ansehn, und wenn man die Ordnung nicht verändert, keine neue Ansichten über die Gattungen, und keine beträchtlichen Widersprüche gegen den Meister in der Schwammlehre findet: so ist die Bescheidenheit der Vff. davon die einzige Ursache. Diese liebenswürdige Bescheidenheit hielt sie auch ab, mehr neue Arten anzunehmen, als die Noth erforderte. Doch sollte man meynen, dass sie bey manchen Gattungen, z. B. bey den Sphärien und Pezizen, wohl von der Persoon'schen Ordnung hätten abweichen müssen, um ihrem Werke mehr Brauchbarkeit zu geben.

Wir wollen uns bey dieser Anzeige hauptsächlich auf die wichtigsten Bemerkungen und auf die neuen Arten einschränken, die wir selbst zu vergleichen Gelegenheit gehabt haben. *Sphaeria.* Unter den Xylarien kommt *Sph. filiformis* vor, die zwar der *Hypoxylon* verwandt ist, aber sich durch die höckerige Oberfläche des Käulchens mit verdünnter Spitze auszeichnet. Sie wächst auf den Blättern der *Syringa vulgaris*, und sieht beym ersten Anblick einer *Rhizomorpha* ähnlich. Auf *Sph. rubiginosa* fanden die Vff. sehr häufig *Dematium virescens*. *Sph. Tubulina* (zu *Pers.* n. 25. 26.) ist zwar der *Sph. deusta* verwandt, unterscheidet sich aber durch die Grösse der kegelförmigen Röhren, und durch die beständige Erdfarbe. *Sph. viridis* (zu *Pers.* n. 27. 28.) ganz grün, filzig, hökerig, kommt häufig auf fauligen *Agaricis* vor. *Sph. lutea* (zu *Pers.* n. 36. 37.) würde Rec. doch für eine Abart von *Sph. flavo-virens* genommen haben. *Sph. rimosa*, sehr nahe mit *Sph. Anethi* und *nebulosa* verwandt, und dadurch besonders unterschieden, dass die Kügelchen im Anfange inwendig weiss sind. *Sph. Pini* (zu *Pers.* n. 71. 72.) eine gelbe, in der Folge staubige Unterlage und runde Kugelhäufchen, deren Mündungen gekräuselt sind. An Fichtenstämmen; auch an dem Holze von *Ledum palustre*. Rec. scheint die letztere eher *Sph. tumida* zu seyn. *Sph. pulchella* fanden die Vff. und *Persoon* vorzüglich unter der Rinde der Kirschbäume, Rec. eben so häufig unter der Rinde der Pflaumenbäume. *Sph. lineata* gehört als Abart wohl eher zu *Sph. fissa Pers.* n. 154. *Sph. flexuosa* (zu *Pers.* n. 118. 119.) kommt auf trockenen Blättern der *Paeonia officinalis* vor, und zeichnet sich durch die gebogenen schmutzig gelben *ostiola* aus. *Sph. rosea* (zu *Pers.* n. 133. 134.) von *Sph. aurantia* durch die Rosenröthe der Unterlage, mit weissem Filze eingefasst, und durch die gleiche Farbe der kegelförmigen Kügelchen unterschieden. Auf der Erde unter Moosen. *Sph. strigosa*, sehr nahe mit *Sph. canescens Pers.* n. 139. verwandt, und bloss durch die braunen steifen Haare unterschieden. Beym ersten Anblick glaubt man ein *Dematium* zu sehen. *Sph. rhodostoma* (zu *Pers.* n. 166.) schmutzig schwarz auf gleichfarbiger Unterlage, mit blassrother Mündung. *Sph. exilis* (zu *Pers.* n. 167.) tellerförmig, einer *Lecidea Achar.* ähnlich, ganz schwarz und haarig; die kleinste unter allen, auf Espenholz. *Sph. Dianthi* (zu *Pers.* n. 173.) äusserst klein, schwarz, auf gelber Unterlage, an den Kelchen der Gartennelke. *Sph. atrovirens* (zu *Pers.* n. 177.) schwarzgrün und kugelicht; die Kügelchen reissen nachher an der Spitze auf. Auf Misteln und Buchsbaum. *Sph. Pteridis*, umgekehrt kegelförmig und braun: der *Sph. turbinata* sehr nahe verwandt. *Sph. hemisphaerica.* Oben auf sitzt ein weisses Kügelchen. Man könnte meynen, einen *Sphaerobolus* zu sehen. *Hysterium sphaerioides*, sehr klein, halbkuglicht, schwarz mit elliptischer Ritze; auf den Blättern von *Ledum palustre*. Bey *H. Pinastri* bemerkten die Vff. sehr deutlich das Samenbehältniss als Kern. Die *Xylomata* theilen sie in *epixyla* und *epiphylla* ein. Zu jenen gehören als neu: *X. Pini*, rund, platt, schwarz mit weissem Kern. *X. Ledi*, halbkugelicht, schwarzbraun, mit violettem Kern. *X. rubrum* nehmen die Vff. noch auf; aber wir können uns nicht überzeugen, dass es hieher gehöre. *X. nervale*, auf den Rippen der Erlen- und Birkenblättern, länglich, schwarz, runzlig, mit weisslichem Kern. *X. herbarum*, ein weiches schwärzliches Behältniss, mit weisslichem Kern, auf den Blättern von *Cerastium vulgatum*. *Tubercularia ciliata*, weiss und ringsum mit Haaren besetzt.

Sarcocarpi. (Rec. möchte diese Abtheilung lieber *Morphospermi* nennen und *Stilbospora* dazu rechnen, die sonst neben *Sphaeria* keinen guten Platz hat.)

Zum

Zum *Sphaerobolus* zählen die Vff. noch eine Art, *Sph. Solen*, einer *Peziza Solenia* ähnlich. Auf einer weissen an der Spitze gezähnten Röhre, die einen rothen Saft von sich gab, sass eine kleine Blase, die aber nicht mit Schnellkraft weggeworfen wurde. *Thelebolus terrestris*, auf einem dichten Filz ein pomeranzenfarbenes Samenbehältniss. (Kommt doch zu sehr mit *Ph. stercoreus Tode* tab. 7. f. 56. überein.) *Sclerotium vaporarium*, gross, hart, schwarz und runzlig; auf der Lohe. *Scl. scutellatum*, einer *Peziza* ganz gleich, und Rec. weiss nicht, warum keine *Peziza?* Die Vff. fanden sie auf den Blattstielen der Esche, Rec. öfter auf trocknen Fichtenstielen. *Tuber virens*, gross, etwas unförmlich, mit genetzter brauner Oberfläche, inwendig graugrün. *Pisolithus arenarius*: Eine schöne neue Gattung von Bauchpilzen, wo innerhalb eines gemeinschaftlichen viele kleine *Peridia* eingeschlossen sind. *Scopoli* beschrieb schon (*delic. insubr.* I. p. 40.) ein ganz ähnliches Gewächs unter dem Namen *Lycoperdon arrhizon*, und wir wüssten wirklich keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden anzugeben. Diese Art wächst an Wegen auf sandigem Boden. *Lycogala atrum*. Die innern Haare bilden ein Bäumchen, welches sich auch im *Lyc. argenteum* findet. Sie meynen eine neue Gattung *Trichodendron* daraus machen zu können; allein der baumartige Bau der Samenfäden dürfte doch wohl allgemeiner und zufälliger seyn. *Fuligo muscorum*, schmutzig grau mit schwarzem Pulver, auf Moosen. *Diderma squamulosum*, gestielt, graublau mit weissem Mittelsäulchen. *Physarum reticulatum*, gebogene lange pomeranzenfarbene *Peridia*, deren Aeste netzförmig zusammenhangen. *Ph. sulfureum*, gestielt, kugelicht, schwefelgelb, etwas schuppig. *Ph. Clavus*, einem *Helotium* ganz ähnlich, aber mit dem Charakter von *Physarum*; grau und unten schwarz. *Stemonitis Tubulina*, einer *Tubulina* ganz ähnlich, mit langen cylindrischen Haarsäulchen. *St. physaroides*, einem *Physarum* ganz gleich, nur dass ein Säulchen bis auf die Mitte des *Peridii* geht; diess ist auswendig wie ein Silberblättchen gefärbt. Die Cribrarien wollen die Vff. mit zu dem Gymnospermen zählen, worin *Schrader* schon vorgearbeitet hat. *Licea strobilina*, braunroth, mit gelblichem Pulver, auf den Zapfen der Edeltanne. *L. incarnata*, ziegelfarben, mit violettem Pulver. *Chordostylum capillare* nehmen die Vff. von *Tode* auf, und finden diese Gattung von *Mucor* und *Himantia* verschieden. *Onygena corvina*, auf Rabenfedern, mit braunem Knopf und weissem Stiel. Die *Aecidia* theilen die Vff. nach ihrem Standorte in *frondicola* und *acicola*. Jene haben ein *Peridium* mit regelmässig gezähnter Mündung, bey diesen reisst es unregelmässig auf. *Aec. Viola*, auf violetter Unterlage erheben sich gelbe schüsselförmige *Peridia*. *Aec. abietinum*, auf gelbrother Unterlage längliche weisse *Peridia* mit brandgelbem Pulver. *Aec. columnare*, ohne Unterlage cylindrische an der Spitze weisse *Peridia* mit gelbem Pulver. *Aec. elatinum* macht den Uebergang zu der Gattung *Uredo*, elliptische zerrissene *Peridia*, mit goldfarbenem Pulver. Von *Puccinia graminis* beschreiben die Vf. eine Abart mit langen Schwänzen, und in der Mitte zusammengezogen, die sich auf den Kartoffelstrünken findet. Aber die gemeine Art auf Getreideblättern ist eben so gestaltet. Auch die Vff. meynen, *Uredo* könne in *Puccinia* übergehn: denn viele Samen der erstern seyen mit Querstreifen versehen, woraus die Verengerungen der *Puccinia* entstehen könnten, und *U. Ficariae* und *flosculosorum* der Vff. seyn schon geschwänzt. Doch kann man bey den Puccinien die geschwänzten Kapseln von den Samen selbst unterscheiden. *Uredo* aber besteht aus blossen Samenhaufen.

Bey den *Agaricis* bemerken die Vff., dass die Farbe des Samenpulvers vielleicht ein unterscheidendes Merkmal ausmache, welches man durch Aufbewahren der Schwämme auf einem Bogen Papier erkennen könne. Inzwischen geben sie vor der Hand der Persoon'schen Eintheilung Recht, welche auch wirklich, wenn man die Gymnopoden und Pratellen ausnimmt, sehr gut ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, alle neue Arten anzugeben, welche die Vff. in dieser zahlreichen Gattung entdeckt haben. Wir hätten nur gewünscht, dass sie von den Pleuropoden noch die *Agaricos resupinatos acaules* unterschieden hätten, die nicht selten vorkommen, und die man gleichwohl vergebens im *Persoon* sucht. *Daedalea suaveolens* findet sich hier nicht; sie ist aber von *Boletus suaveolens* gewiss unterschieden. Die *Sistotremata* werden noch alle nach *Persoon* aufgeführt; diese Gattung möchte sich aber wohl am wenigsten erhalten. *Hydnum concrescens* ist in der Oberlausitz selten, in der Gegend von Halle häufig; noch häufiger aber *Thelephora caryophyllea*, die die Vff. *rarissimam* nennen. Bey der *Spathularia flavida* bemerkten sie auch den Rauch, den Rec. bey *Peziza leporina* und *porosa* beständig wahrnimmt. *Leotia truncorum*, gelber Hut mit weissem Stiel, auf faulem Holz. *Tremella saligna*, gehört doch wohl nicht hieher, sondern ist entweder eine *Licea*, oder ein *Xyloma*. *Peziza Clavus* (warum keine *Leotia* oder kein *Helotium?*). Die dunkle *Peziza leporina*, ist sie nicht eher *P. porosa?* Eine beträchtliche Menge neuer Pezizen müssen wir übergehen. *Ascobolus lignatilis*, mit *A. furfuraceus* verwandt, ward in Wasserleitungen gefunden. *Helotium radicatum*, goldfarbene Hütchen und weisse Stiele, auf faulem Fichtenholz. *Hel. gibbum*, weiss mit vertieftem häutigem Hut (keine *Peziza?*) auf Tannzapfen. *Epichysium Tode* wird von den Vff. bestätigt; sie fanden diesen Schwamm auf Schweinemist. *Ceratium*, eine neue Gattung, die man mit *Isaria* zusammengezogen hat, die die Vff. aber durch ihren fleischigen Bau und durch die Fäden, mit elastischen Samen versehn, unterscheiden. *Cer. hydnoides* (*Isaria mucida Pers.*). *Cer. pyxidatum* (hat Rec. auch schon gefunden). *Cer. porioides*, gelb, mit geraden Hörnern, auf Tannenholz. *Dematium epiphyllum*, *virescens* und *herbarum* weiss Rec. nicht zu unterscheiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. Januar 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

AMBERG, b. Uhlmann: *Erdbeschreibung der gesammten pfalzbairischen Besitzungen* mit steter Hinsicht auf Topographie, Geschichte, physische Beschaffenheit, Land- und Staatswirthschaft, von *Joh. Georg Prändel*, Prof. der Mathematik, Naturgeschichte und des Geschäftsstyls an der kurfürstl. Pagerie, auch Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften. *Erste* Abtheilung, die Globuslehre im Verbande mit mathematischer Geographie, die bairischen Besitzungen im Allgemeinen; das Herzogthum Baiern; die obere Pfalz mit Sulzbach, und Pfalzneuburg enthaltend. 1805. VIII u. 470 S. *Zweyte* Abtheilung, die pfalzbairische Provinz in Schwaben, die beiden Fürstenthümer Bamberg und Würzburg, und das Herzogthum Berg enthaltend. 1806. VIII und 415 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ist je ein Zweig der Literatur in Bayern bisher weniger, als man hätte wünschen mögen, bearbeitet worden, so war es die Geographie dieses Landes. Ausser *Westenrieders* schon im J. 1784. erschienenen *Erdbeschreibung der bayerisch-pfälzischen Staaten*, und der im J. 1797. neu aufgelegten *Geschichte und Erdbeschreibung von Pfalzbayern* u. s. w. von den Vffn. der Kinderakademie, hatte Bayern seit 22 Jahren nichts anders in diesem Fache aufzuweisen. Allein in beiden ist die Geographie nur sehr kurz gefasst; erstere enthält, da die Globuslehre, und die Beschreibung von Asien, Afrika, Amerika, Europa und Deutschland ungefähr die Hälfte des Buches einnimmt, nur 13 Bogen; die zweyte wohl gar nur neun Bogen. In beiden ist auch die damals mit Bayern vereinigte Rheinpfalz, und in der letztern Schrift auch Zweybrücken aufgenommen. Beide Stücke gehören jetzt nicht mehr zu Bayern; dafür sind andere, in dem schwäbischen und in dem fränkischen Kreise gelegene Länder hinzugekommen, und ausserdem hat Bayern seit wenigen Jahren durch verschiedene innere Einrichtungen eine so sehr veränderte Gestalt bekommen, dass es nun beynahe als das Werk einer ganz neuen Schöpfung erscheint. Eine neue Geographie von Bayern war daher wirklich ein Bedürfniss, und Hr. *P.* hat sich durch die Bearbeitung derselben gewiss ein grosses Verdienst erworben: denn was in den neuern Zeiten *Hazzi* in seinen *statistischen Aufschlüssen über Bayern*, und einige andere Schriftsteller lieferten, sind nur Materialien, die erst einer Ergänzung und weitern Verarbeitung bedürfen.

Der Vf. scheint diese Schrift nicht zu einem Lehrbuche, welches zum Leitfaden bey dem öffentlichen, oder bey dem Privatunterricht dienen sollte, sondern zu einem Handbuche, woraus jedermann sich selbst über die geographischen Merkwürdigkeiten Bayerns hinlänglich belehren kann, bestimmt zu haben. Für den erstern Zweck wäre es zu weitläufig angelegt; der zweyte hingegen ist durch die Zuverlässigkeit der meisten darin mitgetheilten Nachrichten, durch Ausführlichkeit und klaren Vortrag ohne Zweifel erreicht. Nur die vorangeschickte Erdglobuslehre in Verbindung mit der mathematischen Geographie fanden wir hier in einem Handbuche, welches die Leser nur mit einem einzigen Lande in geographischer und statistischer Hinsicht bekannt machen will, überflüssig.

Nach welchem Plane dieses Werk angelegt sey, ist zum Theil schon auf den Titelblättern angezeigt. Der *erste* Abschnitt enthält eine Beschreibung der pfalzbayerschen Besitzungen im allgemeinen. Hier von den Quellen der Geographie der bayerschen Länder, von den Schicksalen und Veränderungen der bayerschen Staaten bis auf die heutigen Zeiten, und, nach einer Uebersicht der gesammten bayerschen Besitzungen, von den dermaligen Gränzen, von der geographischen Lage, und dem mathematischen Klima, von der geometrischen Grösse, der Bevölkerung, den Staatseinkünften und Landesproducten, von der Regierungsform, Kriegsmacht, und herrschenden Religion. Der Flächeninhalt der gesammten bayerschen Länder mit Inbegriff derjenigen, die in Schwaben und Franken liegen, beträgt nach des Vfs. Berechnung 1200 Quadratmeilen, und die Bevölkerung 2 Millionen 225,000 Menschen, so, dass im Durchschnitte 1854 Menschen auf eine Quadratmeile kommen. Von den Einkünften aller bayerschen Provinzen, die man sonst auf 12 Mill. Gulden schätzte, konnte der Vf. nichts Bestimmtes angeben, „da die Finanzen unter der jetzigen Regierung weit zweckmässiger eingerichtet werden, und durch die allgemeine Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifte ein ungeheurer Zuwachs der Staatsgefälle entstanden ist. Von Staatsschulden wird in Bayern bald nicht mehr die Rede seyn." Dieses glaubt wenigstens der Vf.; wir sind einer andern Meinung. Die oberste Leitung aller Staatsgeschäfte besorgt das geheime Staats- und Conferenzministerium. Der geheime Staatsrath besteht aus den Staats- und Conferenzministern, und den geheimen Referendarien der vier Ministerialdepartements. Die Kriegsmacht besteht aus ungefähr 45,600 Mann. In dem *zweyten* Abschnitte wird das dermalige Herzogthum Bayern, als arrondirtes Land, mit Ausschluss der Pfalz beschrieben. Unter denjenigen Stücken, aus

aus welchen das eigentlich sogenannte Herzogthum Bayern besteht; zählt der Vf. nicht nur die theils in ältern Zeiten, theils erst seit dem Reichsdeputations-Hauptschluss mit Bayern vereinigten, in dem bayerschen Kreise gelegenen Besitzungen, sondern auch von den aus dem schwäbischen Kreise an Bayern gefallenen Stücken diejenigen auf, die mit diesem Lande geographisch zusammen hängen; aber mit Unrecht. Eine solche Zusammenstellung kann den unkundigen Leser leicht auf die falsche Meinung leiten, dass diese Stücke dem eigentlichen Herzogthum politisch einverleibt seyen, und einen integrirenden Theil desselben ausmachen. Dieses ist aber nicht der Fall. Sie gehören zur Provinz Schwaben, welche, obgleich ein bayersches Eigenthum, doch ein abgesondertes Land bilden, und eben darum, gemeinschaftlich mit den übrigen schwäbischen Besitzungen, ihre besondere Landesdirection haben. In diesem Irrthume dürften unkundige Leser um so mehr bestärkt werden, da hier nicht bloss der geographische Zusammenhang dieser Stücke mit dem Herzogthum Bayern kurz angedeutet ist, sondern sie auch nach ihrem Flächeninhalt, ihren Bestandtheilen, ihrer Bevölkerung, Fruchtbarkeit, und nach ihren Einkünften ziemlich ausführlich beschrieben sind. Durch diese Behandlungsart setzte sich der Vf. einerseits, da er von den schwäbischen Ländern hier nur so viel beschreiben wollte, als mit Bayern zusammenhängt, ohne Nutzen in die Nothwendigkeit, von manchem Lande nur einen Theil zu beschreiben, z. B. vom Fürstenthum Augsburg, und die Beschreibung des übrigen Theiles, der von Bayern weiter entfernt liegt, wegzulassen; andrerseits aber entstand durch diese Zusammenstellung die Unbequemlichkeit, dass der Vf. genöthiget war, im *zweyten* Theile, wo er von der ganzen schwäbischen Provinz absichtlich handelte, alles dasjenige, was er davon schon im *ersten* Theile gesagt hatte, beynahe wörtlich zu wiederholen. Wenn die Einkünfte des Fürstenthums Freysingen in diesem Abschnitte auf 20,000 Fl. geschätzt werden, so ist dieses vermuthlich ein Druckfehler. Mit Einschluss desjenigen, was die Bischöfe ehemals aus den in Oestreich gelegenen hochstiftischen Besitzungen gezogen haben, mögen sich die Einkünfte auf etwas mehr, als 200,000 Fl. belaufen haben. Als Flächeninhalt des Herzogthums Bayern, ohne die von Zeit zu Zeit hinzugekommenen Ländereyen, nimmt Hr. *P.* 576 Quadratmeilen, und für das dermalige Bayern mit dem ganzen Zuwachs 680 Quadratmeilen an; allein nicht nur sind hier die oben angeführten neuen schwäbischen Besitzungen mit ungefähr 70 Quadratmeilen ohne Grund zum Lande Bayern gezogen, und müssen weggenommen werden, sondern auch selbst der Ansatz für das alte Herzogthum Bayern scheint zu hoch zu seyn, wenn gleich die Autorität des *Münchner Staatskalenders vom Jahre* 1802. demselben zum Grunde liegt. Nach *Hazzi*, aus dessen Angaben der Flächeninhalt in den gedachten Staatskalender eingerückt worden ist, nur mit dem Unterschiede, dass man anstatt seiner Decimaleintheilung runde Summen angenommen hatte, beträgt der Flächeninhalt mit Einschluss des Freysingischen Gebiets, der Regensburgischen Herrschaften, der Herrschaften Alt- und Neufraunhofen, der Grafschaften Ortenburg und Neuburg, des passauischen Pfleggerichts Riedenburg am Inn, und der jetzt dem Herzogthum Neuburg zugetheilten Bezirke von Donauwörth und Wemding nur $520\frac{6}{10}$ Quadratmeilen. Aus diesem Grunde kann auch die Totalsumme für das bayersche Gesammtland, nämlich für das Herzogthum Bayern, Freysingen, Oberpfalz, Sulzbach und Neuburg, mit 877 Quadratmeilen nicht als richtig gelten, indem nicht nur jene Quadratmeilen, welche die neuerworbenen Länder in Schwaben einnehmen, sondern auch diejenigen, um welche der Flächeninhalt des alten Hauptlandes zu hoch angesetzt seyn dürfte, abgezogen werden müssen. Eben so verhält es sich mit der Bevölkerung des Herzogthums Bayern, die sich nach der hier befindlichen Angabe auf 1,085,700 Seelen belaufen soll. Streicht man die Bevölkerung eines Theiles der neu erworbenen schwäbischen Lande, die nicht hierher gehören, mit ungefähr 184,700 Seelen davon weg: so bleiben nur 901,000, oder, wie der Vf. selbst sagt, nach den neuesten Volkszählungen, nahe an 900,000; und als Totalsumme für das eigentlich bayersche Gesammtland anstatt 1,411,200, die hier angenommen sind, nur 1,226,500 Einwohner. Aus dem *dritten* Abschnitte lernen wir Bayerns physische Beschaffenheit, Gebirge, Thäler, Fruchtbarkeit und physisches Klima kennen. Mit dem *vierten* Abschnitte fängt endlich Hr. *P.* an, das eigentliche Herzogthum Bayern im bayerschen Kreise zu beschreiben: denn bisher war immer nur von Bayern, als arrondirtem Lande, folglich auch von den mit Bayern zusammenhängenden schwäbischen Stücken die Rede gewesen. Jetzt erst wird man mit den wahren Gränzen des Herzogthums bekannt, da sie im Gegentheile zuvor weiter über die Linie, welche den bayerschen Kreis von dem schwäbischen trennet, hinausgesetzt waren. Nach dieser Gränzbestimmung folgt eine ziemlich ausführliche und gute Beschreibung von den grössern und kleinern Flüssen in Bayern, von den Seen, Moosen (Moorländern), Waldungen, und Strassen. Wir sehen nicht ein, warum der Vf. von den Gebirgen Bayerns schon im vorhergehenden Abschnitte, da er es noch mit dem *arrondirten* Lande zu thun hatte, von den Flüssen aber jetzt, da von dem Herzogthum allein die Rede ist, handelt. Bekanntlich zieht nur ein geringer Theil des südlichen Gebirgs von Schwaben her; der grössere Theil, so wie die nördlichen Gebirge, erstrecken sich dahin gar nicht. Die Flüsse sind zwar auch grösstentheils in Bayern einheimisch; aber zwey derselben, die Donau und der Lech, berühren doch den schwäbischen Boden. Dass hier die Strassen Bayerns nach allen ihren Richtungen, nach ihrer Länge und Breite, mit den vornehmsten an denselben liegenden Oertern, und mit ihren Poststationen angegeben sind, finden wir sehr nützlich. Die Resultate, welche hierauf aus dem vorhergehenden gezogen werden, sind nicht weniger merkwürdig. Die Flüsse nehmen nach des Vfs. Berechnung 20 Quadratmeilen, die Seen 10, die

Mose (Moorländer) 16, die Waldungen 100, die Strassen 20, die Gebäude 12, und die ödeliegenden Gründe 20 ein. Der Cultur entgehen daher 198 Quadratmeilen. (Vielleicht beläuft sich ihre Anzahl noch höher, wenn man auch die Hofräume an den Gebäuden, die Lustgärten, und die kahlen Sand- und Felsenberge hinzurechnet, welche hier vergessen zu seyn scheinen.) Mit Abzug des Landes, welches brach liegt, oder zum Anbau des Flachses, der Hülsenfrüchte, des Hopfen, der Rüben, Gemüsearten, Erdäpfel u. s. w. verwendet wird, nimmt der Vf. nur 116 bis 117 Quadratmeilen an, die als Saaten, oder als reifende Fluren da stehen. Aecker und Wiesen mögen sich ziemlich gleich verhalten. Oberbayern hat mehr Wiesen, als Aecker; Niederbayern mehr Aecker, als Wiesen. Da die Quadratmeile 16,136⅔ bayersche Jucharte hält, ein Juchart aber im Durchschnitte drey Scheffel Getreide abwirft, so werden in Bayern jährlich mehr, als 5½ Millionen Scheffel erzeugt; das Land selbst verzehrt 3½ Millionen; es bleiben daher zum Verkaufe ins Ausland 2 Millionen Scheffel übrig, die mehr als 25 Millionen Gulden (bey den gegenwärtig hohen Preisen wohl mehr als 30 Millionen) betragen können. Anstatt einer summarischen Aufzählung aller Städte und Märkte (Flekken) Bayerns in §. 31. und 32. wäre es, wenigstens in Ansehung der erstern, wohl hinlänglich gewesen, wenn nur ihre Zahl überhaupt angegeben worden wäre, indem ohnehin alle Städte Bayerns in den gleich darauf folgenden Paragraphen mit allen ihren Merkwürdigkeiten beschrieben werden. Ihre Zahl beträgt, seitdem Cham von Bayern getrennt, und mit der Oberpfalz vereiniget worden, 34; der gefreyten, mit ständischen Privilegien versehenen Marktflecken zählte der Vf. 68. Es giebt aber auch noch andere, mit eigener Gerichtsbarkeit versehene, oder so genannte *Bannmärkte*, wovon jedoch hier nur wenige genannt sind. Die Hauptstadt *München* zählt mit den Vorstädten und übrigen Umgebungen mit Inbegriff des Militärs von 4700 Mann 48,745 Menschen. (Uebrigens hatten wir unter dem Titel: Münchens geographische Lage, und andere *mathematische* Bestimmungen, eine Anzeige der Bevölkerung, der Zahl der Gassen, der Laternen u. s. w. nicht erwartet.) Die Zahl der Gemälde in der kurfürstlichen, nunmehr königlichen Bildergallerie wird auf 2000 Stücke geschätzt. Seit einigen Jahren sind zu München 15 grössere und kleinere Kirchen theils niedergerissen, theils in Wohnungen, oder zu andern Zwecken umgeschaffen worden. Ungern vermissten wir bey der Beschreibung der Kirchen sowohl in München, als in andern Städten eine Anzeige der besten darin befindlichen Gemälde. In der ehemaligen Jesuiten- und nunmehrigen Malteserkirche zu St. Michael waren einst 37 Pfund Gold, und 62 Centner Silber ohne die übrigen Kostbarkeiten vorhanden. München hat viele wohlthätige Anstalten: ein Schullehrerseminar mit Stipendien für 30 unbemittelte Candidaten, wovon jedes monatlich 8 Fl. abwirft, (leider wird nur die erfreuliche Nachricht von diesem Schullehrerseminarium durch das Andenken an den bisher erbärmlichen Zustand der Landschullehrer getrübt), eine männliche Feyertagsschule für Handwerksbursche und Lehrjungen, eine weibliche Feyertagsschule, eine Militärakademie mit 122 Eleven, eine Artillerieakademie, ein chirurgisches Institut zur Bildung guter Wundärzte, eine Hebammenschule für männliche und weibliche Lehrlinge, eine Veterinärschule u. s. w. Die Bauschule gerieth in Verfall. Unter den übrigen wohlthätigen Anstalten in München bemerken wir hier, ausser den vielen Waisenhäusern, Spitälern und Krankenhäusern, die Fiakeranstalt, die Niederkunftsstube und das Findelhaus, die Rettungsanstalt für Ertrunkene. Von Fabriken, die sich in München befinden, werden hier die Utzschneidersche Lederfabrik, die schon im zweyten Jahre ihrer Existenz gegen 100,000 Stück Felle verarbeitete, nebst drey andern Lederfabriken, eine Pers- und Cottonfabrik, zwey Tabakfabriken, die Porzellanfabrik zu Nymphenburg (es ist nicht angemerkt, dass sie auf landesherrliche Rechnung betrieben wird), die Voglische Gold- und Silberdrahtfabrik, die Göblische Spielkartenfabrik, die Frankfurter Schwärze- und Tuschfabrik, eine Wachsbleiche, eine Zeugmanufactur, vier Papiermühlen, und fünf Gypsmühlen genannt. Hier, oder bey den Gewerben hätten die vortrefflichen Malerpinsel, die ein Pinselmacher in München verfertiget, und welche in ganz Europa gesucht werden, genannt zu werden verdient. Auffallend ist es, unter den bürgerlichen Gewerben der Stadt München auch acht Schullehrer zu finden. Die bey der Beschreibung der Stadt Burghausen angeführte landwirthschaftliche Gesellschaft besteht seit geraumer Zeit nicht mehr. *Ingolstadt* hat unsers Wissens nur drey, nicht vier Pfarreyen. Freylich fehlt es der Stadt an Handel und Verkehr: Womit soll sie auch handeln, oder wohin sollte der Handel auf der Donau gehen, seitdem Oestreich gesperrt ist? Dass die Salinen zu Traunstein und Reichenhall jährlich, auch ohne Berchtoldsgadensche Salzsteine, 400,000 Centner zu 2 Fl. 12 Kr. erzeugen können, wollen wir dem Vf. wohl glauben; aber angenehm wäre es uns gewesen, wenn er zugleich angezeigt hätte, wie viel Salz im Inlande verzehrt, und besonders wie viel gegenwärtig ins Ausland abgesetzt wird, seitdem die helvetische Republik conventionsmässig ihr Salz nicht mehr aus Bayern, sondern aus Frankreich bezieht. *Straubing* hat viele wohlthätige Stiftungen. Unter denselben merken wir hier vorzüglich die *Schwaigersche* Stiftung an, welche den armen Handwerksleuten die nöthige Geldsumme zur Anschaffung ihrer Werkzeuge mittheilt. Unter den Gewerben der Stadt *Erding* sind der Eisenhammer, die Oelschlägerey, und die Sägemühle nicht genannt. Zu *Landshut* wurde im J. 1787. ein Inquisitionsgericht eingeführt, welches aus einem Kanzler, einem Exjesuiten, und dem Dominikanerprior bestand. Auch diese Stadt hat viele wohlthätige Anstalten; aber, was hier nicht bemerkt worden ist, dessen ungeachtet ausserordentlich viele Bettler. Von den bürgerlichen Gewerben dieser Stadt finden wir hier gleichfalls keine Anzeige,

da

da sich doch daselbst eine Papiermühle, eine Sägemühle, ein, freylich ziemlich unbedeutender, Kupferhammer, eine Tabakfabrike, und besonders viele Strumpfstricker und Stärkemacher befinden, deren Waaren einen starken Absatz ins Ausland haben. Auch von der dort befindlichen Universität wusste der Vf. nichts anders zu sagen, als dass sie von Ingolstadt in diese Stadt versetzt worden, und dass die akademischen Hörsäle sich auszeichnen. Also nichts von dem starken, in den neuern Zeiten sehr vermehrten Fonds der Universität; nichts von der grossen Zahl, von der Gelehrsamkeit und Celebrität der Professoren, nichts von der Freygebigkeit, womit ein Theil, und von der Kärglichkeit, womit der andere Theil derselben besoldet ist; nichts von der zahlreichen Bibliothek, von dem reichhaltigen physikalischen Armarium, von der gleichfalls zahlreichen Kupferstichsammlung, von dem Vorrathe der aus Paris herbeygeschafften, in Gyps geformten Statuen, und von der Dürftigkeit, womit die grossentheils auf Kosten des Stadtkrankenhauses unterhaltene Klinik zu kämpfen hat; nichts von dem Mangel an einer Sternwarte, an einer Münzensammlung u. s. w., kurz; nichts von den Vorzügen der Universität; nichts von ihrem äussern Glanz, und von ihren innern Gebrechen! Bey *Neustadt* ist ein mineralisches Wasser, der Stinker genannt, nicht angeführt. Bey *Passau* hätte das schöne grosse Krankenhaus nebst einigen andern milden Stiftungen, ingleichen das gut eingerichtete Gymnasium und Lyceum nicht übergangen werden sollen. Dass der Verkehr der Stadt zum Theil in einigem Porzellan besteht, welches daselbst verarbeitet wird, ist falsch. – Die von Privatleuten dort angelegte Porzellanfabrik ist schon seit ungefähr 12 Jahren, bald nach ihrer Entstehung, aus Mangel an geschickten Arbeitern, und an Absatz wieder eingegangen. Bey *Stadt am Hof* vermissen wir eine Anzeige der dort befindlichen Tabakfabrik. Ueberhaupt hätten wir gewünscht, dass der Vf. bey Beschreibung der Städte auf die daselbst blühenden bürgerlichen Gewerbe mehr Rücksicht genommen, und ihre Bevölkerung öfter angegeben hätte. Der *fünfte* Abschnitt stellt das Herzogthum Bayern nach der neuesten Eintheilung in seine Landgerichte und Rentämter dar. Hier bemerken wir im dritten §. eine Unrichtigkeit im Ausdrucke, welche einen bedeutenden Irrthum veranlassen könnte. Es heisst nämlich: „Gegenwärtig bestehen im ganzen Lande nur die zwey Regierungen, *München* und *Straubing*." Allein für das ganze Herzogthum Bayern besteht nur eine einzige Regierung, nämlich die Landesdirection zu München. Wohl aber bestehen zwey Hofgerichte, eines für Oberbayern zu München, das andere für Niederbayern zu Straubing, unter welche die gesammten ihnen untergeordneten Landgerichte vertheilt sind. Das Herzogthum hat nach der neuesten Eintheilung 50 Landgerichte, welche der Vf. mit Angabe der vornehmsten dazu gehörenden Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Herrschaften, Hofmarken, Edelsitze, nach ihrem Flächeninhalt, der Zahl ihrer Einwohner und der Herdstätten u. s. w. in alphabetischer Ordnung beschreibt. Bey Beschreibung des Landgerichts Schongau hätte der merkwürdige Handelsgeist der Einwohner von Ammergau nicht unberührt bleiben sollen. Beym Landgericht Kellheim wird der sogenannte Kellheimer Marmor nicht erwähnt. Bey Pfater, im Landgericht Stadt am Hof, ist der berühmten Pfaterrüben (Steckrüben), die einen guten Absatz haben, nicht gedacht. Ueberhaupt vermissen wir bey Beschreibung der meisten Landgerichte sehr ungern eine Anzeige der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, von dem Viehstande, von den Gewerben, u. s. w. Selbst von wichtigern Zweigen der Industrie, von Kalk- und Kienrussbrennereyen, von Potaschensiedereyen, von Kupfer- und Eisenhämmern, von Glashütten und Papiermühlen, deren es in Bayern mehrere giebt, fanden wir, ein Paar Fälle ausgenommen, nichts angezeigt. Alle diejenigen, das Herzogthum Bayern betreffenden, Artikel, welche dem Vf. in einen der vorhergehenden Abschnitte nicht zu passen schienen, werden endlich im *sechsten* Abschnitte nachgeholt. Diese sind: fremde Staaten im Herzogthum Bayern, nämlich Regensburg und Ortenburg, deren wohl schon im §. 3. des *ersten* Abschnitts, wo von den gesammten bayerschen Besitzungen die Rede war, hätte gedacht werden können; bayersche Producte, von denen schon §. 6. des *ersten* Abschnitts, wiewohl nur im Allgemeinen, und sehr kurz, die Rede war. Da der Vf. im *dritten* Abschnitte die physische Beschaffenheit des Landes, und im *vierten* die Flüsse, Seen, Waldungen u. s. w. bereits beschrieben hatte; so würde sich diesen beiden Artikeln eine Beschreibung der Producte sehr natürlich angeschlossen haben, und eine Zerstückelung und Wiederholung eines und desselben Gegenstandes vermieden worden seyn. Charakter der Bayern, Religion, wovon gleichfalls schon im *ersten* Abschnitte §. 9. gehandelt worden, Bevölkerung (nach *Hazzi* 878,237 Seelen ohne Militär, und ohne die neuen Erwerbungen; mit denselben nimmt der Vf. 946,597 Menschen an), Viehstand (im allgemeinen. Um das J. 1800. hatte das Herzogthum Bayern 83,483 Ochsen, 214,792 Kühe, 143,229 Rinder, u. s. w.), Staatseinkünfte, Staatsschulden, und Staatsausgaben (gleichfalls aus *Hazzi*), die Ritterorden, die Verhältnisse Bayerns, in so fern dessen Regent zugleich Kurfürst, und Glied des deutschen Reiches ist, Titel, Wappen, Masse, Gewichte und Münzsorten.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Januar 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Amberg, b. Uhlmann: *Erdbeschreibung der gesammten pfalzbairischen Besitzungen* — — von *Joh. Georg Prändel* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 8. abgebrochenen Recension.*)

Die folgenden Abschnitte sind der Beschreibung der *pfälzischen* Länder gewidmet. Dem einmal angenommenen Plane gemäss geht im *siebenten* Abschnitte eine Beschreibung der pfälzischen Provinzen im Allgemeinen voran, und die Beschreibung jeder einzelnen folgt nach. In jenem kommen nach Absteckung der Gränzen, nach der Anzeige der Bestandtheile der pfälzischen Länder, und nach der Erzählung ihrer Geschichte Nachrichten von den pfälzischen Gebirgen, von der physischen Beschaffenheit der pfälzischen Provinzen, alsdann von den gemeinschaftlichen Flüssen, von den stehenden Gewässern, und von den Heerstrasen derselben vor. Bey Beschreibung der *obern Pfalz*, und des mit derselben verbundenen Herzogthums *Sulzbach*, im *achten* Abschnitte, finden wir den Plan dieses Werkes in so weit verbessert, dass der Vf. die Beschreibung der Städte nicht mehr von der Beschreibung der Landgerichte absonderte, sondern ausser der Hauptstadt Amberg, die allerdings eine besondere Berücksichtigung verdiente, die Städte sogleich bey jedem Landgerichte, worin sie liegen, beschrieb. Die gesammte obere Pfalz hat auf 192 Quadratmeilen 335,612 Einwohner, 22 Städte, wovon drey auf Sulzbach fallen, und 42 Marktflecken, wovon neun dem Herzogthum Sulzbach angehören. Die Hauptstadt Amberg, deren Bevölkerung gegenwärtig die Zahl von 6000 Menschen übersteigen mag, hat nur zwey Fabriken; eine Fayence- und eine Tabaksdosenfabrik. Unter den Handwerkern, und andern Arbeitsleuten dieser Stadt finden wir auch fünf Thorwärte (Thorhüter) verzeichnet. Sie hat sechs milde Stiftungshäuser, worin sich gegen 120 Personen befinden; aber es gebricht ihr doch noch immer an einem eigentlichen Armenhause, worin der Dürftige zu jeder Zeit, vorzüglich im Winter, gegen Bezahlung Arbeit finden könnte. Weder ein Eisen- noch ein Kupferhammer haben jemals daselbst existirt; die Pulvermühle, und der Drahthammer sind eingegangen. Am Erzberge jenseits der Vils ist ein Bergbau auf Eisenstein, und sogenanntes Kreiselerz angelegt, aus welchem jährlich gegen 50,000 (vermuthlich 5000) Centner erbeutet werden. Am Fürstenhof, wo man vor kurzem noch mehrere hundert Centner Steinkohlen jährlich gefördert hatte, werden keine mehr gegraben. Die obere Pfalz ist in 17 Landgerichte, und eben so viele Rentämter getheilt. Das Hauptproduct dieses Landes ist Eisen, wovon jährlich 28,000 Centner erzeugt werden, die eine Summe von mehr als 200,000 Fl. abwerfen. (Wenn die oben angegebenen 50,000 Centner aus dem Erzberge kein Druckfehler sind: so stehen diese beide Angaben im auffallendsten Widerspruche). Man zählt im Lande 45 Eisenhämmer, 6 Drahthämmer, 2 Drahtfabriken, 12 Waffenhämmer, 2 Glashütten, 34 Spiegelschleifen, 2 Glaspaterlhütten, 25 Pottaschsiedereyen, 3 Pulvermühlen, 12 Papiermühlen, sehr viele Leinen-, Wollenzeug- und Tuchmanufakturen, u. s. w. Die Versuche auf Bley, Zinn und Kupfer sind unbedeutend. Die gesammten Waldungen der Oberpfalz sollen 379,861 Jucharte betragen; aber wahrscheinlich ist diese Summe zu hoch. Die gesammten reinen Staatseinkünfte aus diesem Lande beliefen sich im J. 1798. auf 621,152 Fl. 5½ Kr. Die Ausgaben auf 267,800 Fl. 28½ Kr., flossen daher in die Staatskasse 353,351 Fl. 37 Kr. Die oberpfälzischen Staatsschulden betrugen im J. 1797. die Summe von 637,669 Fl. 8½ Kr.

Das Herzogthum *Neuburg*, welches auf 52 Quadratmeilen 97,100 Einwohner zählet, ist der Gegenstand des *neunten* und letzten *Abschnittes* der *ersten* Abtheilung. Es ist ungleich fruchtbarer, als die Oberpfalz, und enthält neben den schönsten Getreidefeldern auch viele Wiesen und Waldungen von Eichen, Buchen, Eschen, Erlen, Fichten und Tannen. Selbst kleine Förste von Lerchenbäumen lassen sich hier antreffen. Alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten wachsen darin im Ueberflusse. Auch der Flachsbau ist sehr beträchtlich. Die Gärten liefern das köstlichste Obst. Hornvieh, Pferde und Schafe scheinen da eigentlich zu Hause zu seyn. Die Flüsse und Teiche wimmeln von Fischen. In dem östlichen Theile des Nordgaus finden sich hier und da Eisenerze, und in der Gegend von Dieteldorf Steinbrüche von weissem Marmor. — Diese Nachricht kömmt §. 2. des *neunten* Abschnitts unter der Aufschrift: *Physische Beschaffenheit und Producte der Mittelpfalz* vor; es wäre daher nicht nöthig gewesen, sie §. 23. unter der Aufschrift: *Producte und Gewerbsstand im Pfalzneuburgischen* zu wiederholen. Der Hopfenbau, der hier hinzugesetzt wird, hätte gleich §. 2. angeführt werden können. Der Viehstand in diesem Lande würde hier auch mehr an seinem Platze gewesen seyn, als zwischen §. 22. *Ueber den Charakter der Mittelpfälzer*, und §. 24. *Religion im Pfalzneuburgischen*. Der folgende §. 25. hat die Aufschrift: *Regierungsform im Pfalzneuburgischen*. §. 26. *Steuergefälle in Pfalzneuburg*. §. 27. *Eintheilung des Flächeninhalts*

inhalts von Pfalzneuburg in Aecker, Wiesen, Waldungen u. s. w. §. 28. *Verhältniß des Herzogthums Neuburg zum deutschen Reiche.* Welche Unordnung! Die Angaben des Viehstandes, der Summe der Einkünfte aus dem Neuburgischen, und der Ausgaben, der Zahl der Jucharte an Aeckern, Wiesen, Waldungen, Teichen, Sümpfen und öden Plätzen sind nach des Vfs. eigenem Geständnisse theils zu alt, theils auch in anderer Hinsicht nicht ganz richtig. Bey Beschreibung der Stadt Neuburg ist unter den milden Stiftungen auch das Seminar für arme Studirende noch angeführt. Vermuthlich bestand es noch zur Zeit, da der Vf. schrieb. Allein seit kurzem ward leider der Fonds desselben dem Schulwesen entzogen! Bey dem Landgerichte Neuburg ist die Papiermühle zu Stockach nicht angezeigt. Bey den Neuburgischen Landgerichten überhaupt sind die darin befindlichen Hofmarken und Edelsitze nicht angegeben.

Die *zweyte* Abtheilung dieses Werkes handelt von den ausserhalb des bayerschen Kreises gelegenen bayerschen Besitzungen; und zwar grösstentheils in derselben Ordnung, die der Vf. in der *ersten* Abtheilung beobachtet hat; weswegen wir uns hier kürzer fassen können, und uns nur auf einige wenige Bemerkungen einschränken wollen. Was im *zehnten* Abschnitte, womit die Beschreibung der *bayerschen Provinz in Schwaben* anfängt, von den alten Sueven gesagt wird, dass sie von den langen Haaren, welche sie in einen Schweif zusammengeflochten hatten, so genannt worden seyen, möchten wir nicht unterschreiben, wenn der Vf. gleich den Tacitus als Gewährsmann aufführet. Wo von den Producten in und um Ulm die Rede ist, hätte die Bemerkung nicht vergessen werden sollen, dass in dieser Gegend vorzüglich guter Spargel wächst, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Das S. 78. angeführte ehemals bischöflich augsburgische Priesterhaus, oder Seminar zur Bildung angehender Geistlicher existirt nicht mehr daselbst, sondern ist nach Dillingen versetzt worden. Dass die Hauptstädte des bayerschen Schwaben, welche ihre eigene Stadtgerichte, und landesherrliche Commissare mit repräsentativem Charakter haben, wie auch diejenigen, welche noch keinem Landgericht einverleibt sind, nicht bey Beschreibung der Landgerichte, sondern in besondern Paragraphen hier aufgeführt werden, können wir nicht anders als billigen; wir sehen aber nicht ein, warum auch den Städten Dillingen, Kaufbeuren und Kempten, welche wirklich unter Landgerichten stehen, diese Ehre wiederfährt. Bey Beschreibung der Stadt Leutkirch hätte auch von den freyen Leuten auf der Leutkircher Heide ausführlicher gehandelt werden sollen, und zwar schicklicher als im *ersten* Bande. Im *zwölften* Abschnitte von den Producten des bayerschen Schwaben, von den Einkünften, von dem Charakter, von der Religion u. s. w. bemerken wir manche Wiederholung, welche wohl hätte vermieden werden können. §. 4. giebt Nachricht von dem Handel und Gewerbe der Stadt Memmingen; das meiste von dem, was auf diesen Gegenstand sich bezieht, ist aber schon im *zehnten* Abschnitte §. 35. vorgetragen worden. Den im *zwölften* Abschnitte §. 5. beschriebenen Handel der Stadt Ulm hat man schon grösstentheils aus §. 34. des *zehnten* Abschnitts kennen gelernt. Die Beschreibung des Handels der Stadt Kempten, wovon §. 6. des *zwölften* Abschnitts handelt, hätte entweder hier, oder §. 39. des *zehnten* Abschnitts wegbleiben sollen. Indessen finden sich hier verschiedene gute Nachrichten, und unter denselben auch solche, die man in andern Schriften vergeblich suchen würde. Die ganze schwäbisch-bayersche Provinz beträgt ungefähr 130 Quadratmeilen, und enthält 317,000 Seelen, so, dass man auf die Quadratmeile 2438 Einwohner annehmen kann. Die alten bayerschen Besitzungen in Schwaben haben einen Flächeninhalt von 13 Quadratmeilen, und eine Bevölkerung von 26,030 Seelen. Die gesammten Waldungen in der Provinz Schwaben betragen 281,947 Jucharte, oder 17½ Quadratmeilen; dem Staate allein gehören davon 138,518¼ Jucharte. Sie zählt 18 Städte, und 32 Marktflecken ohne Göggingen und Zusamaltheim, welche gegenwärtig auch anfangen, als Flecken ausgeschrieben zu werden. Die Einkünfte der durch den Reichsdeputations-Hauptschluss erworbenen Besitzungen in Schwaben belaufen sich auf 1,848,000 Fl. Zu Memmingen bestand schon im Jahr 1482. eine Buchdruckerey. Die öffentliche Stadtbibliothek ist reich an kostbaren Werken. Zur Aufnahme der Musik wurde 1655. ein Collegium musicum, und 1610. eine Singschule gestiftet. Der einst ungemein beträchtliche Leinwandhandel der Stadt Kempten geräth seit einiger Zeit sehr ins Stokken. Zur Erleichterung der zahlreichen Weberschaft besteht eine besondere Stiftung, die Keselsche genannt, deren Verwaltung von den Interessen eines Capitals zu 10,000 Fl. Garn einkauft, und es den ärmern Webern so lange auf Credit giebt, bis es von ihnen verarbeitet, und das Product verkauft ist. — Im *dreyzehnten* Abschnitte, worin die bayerschen Besitzungen im fränkischen Kreise beschrieben werden, scheinen uns die ersten fünf Paragraphen, die sich über einige Merkwürdigkeiten des ganzen fränkischen Kreises ausbreiten, überflüssig zu seyn. Nur mit §. 6. welcher die bayerschen Besitzungen in diesem Kreise, damals noch mit Einschluss von Würzburg, aufzählt, fängt die Beschreibung der in diesem Kreise gelegenen, eigentlich bayerschen Ländern an. Der Flächeninhalt derselben lässt sich nicht leicht angeben: denn ausserdem, dass das Würzburgische durch den Reichsdeputations-Hauptschluss unter mehrere Herrn getheilt wurde, besitzt die Reichsritterschaft ohne Zweifel den dritten Theil der beiden bayerschen Fürstenthümer in Franken. Im ganzen Umfange des Fürstenthums *Bamberg* sind nach §. 6. des *vierzehnten* Abschnitts nebst drey Hauptstädten 16 Municipalstädte, und 23 Marktflekken. Allein aus §. 20., wo sie namentlich aufgezählt werden, ersieht man, dass dieses Fürstenthum ausser den drey Hauptstädten mit Einschluss derjenigen, die aus dem Würzburgischen demselben einverleibt wurden, 17 Municipalstädte hat. Von zweyen versichert der Vf., dass sie Festungen seyen, ohne ihre Namen anzugeben. Die Zahl der Marktflecken beträgt 23,

der

der grössern und kleinern Dörfer 715, und der einzelnen Höfe und Häuser 170. Wie hoch sich die Volkszahl im Fürstenthum Bamberg belaufe, lässt sich mit Gewissheit nicht angeben. Aus S. 174. ersehen wir, dass auch in Bamberg die Stiftung für arme Studirende, die unter dem Namen des Aufseeischen Seminars bekannt war, aufgehoben wurde. Ehemals wurden darin 36 Studirende in allem frey unterhalten. Im J. 1804. zählte die Hauptstadt Bamberg 18,610 Einwohner mit Einschluss des Militärs. Die Handwerksklasse hatte 1370 Meister, 1039 Gesellen, und 238 Lehrjungen. Der Handelsstand zählte 40 Kaufleute, 41 Handlungsdiener, und 31 Lehrjungen. Der Hauptactivhandel des Fürstenthums besteht in Samenwaaren, Süssholz, Lakritzensaft, u. s. w. Die Gärtner in Bamberg machen eine Zahl von 386 Meistern aus. Theils in der Hauptstadt, theils im Fürstenthum zerstreut bestehen verschiedene wohlthätige Anstalten. In das Spital zu Weischenfeld, welches für 7 arme Personen gestiftet ist, soll nach der ausdrücklichen Vorschrift des Stiftungsbriefes keiner aufgenommen werden, der nicht das Vaterunser, den englischen Gruss, und den Glauben (die Glaubensformel) hersagen kann. Im *sechzehnten* Abschnitte stehen die abgehandelten Gegenstände wieder ein wenig bunt unter einander: Schul- und Bildungsanstalten im Bambergischen, physische Beschaffenheit, Fruchtbarkeit und Producte des Landes, Gärtnerey, Viehzucht, Wälder, Mineralien, merkwürdige Naturerscheinungen (*die Höhlen und Grotten*), Exklöster im Bambergischen, Verhältniss des Fürstenthums Bamberg zum deutschen Reiche, Religion im Bambergischen, Bambergisches Mass und Gewicht. Wir würden wenigstens die Artikel: Schul- und Bildungsanstalten, Religion und Exklöster zusammengestellt, und den Artikel vom Verhältniss des Fürstenthums zum deutschen Reiche unmittelbar haben nachfolgen lassen. Die Nachricht vom Mass und Gewicht würden wir an die Beschreibung der Producte und der Industrie angereiht haben. Wo von diesen letztern die Rede ist, vermissen wir eine Anzeige des nicht unbeträchtlichen Saffranbaues im Bambergischen. Die Fischotter am Mayn, und die sehr häufig vorkommenden Blutigel sind gleichfalls unangezeigt geblieben. Unter den Mineralien hätten die Kalksteine, die man in dem Amtsbezirke Bechhofen auf den Feldern findet, um so mehr angeführt zu werden verdient, da sie im Ueberfluss, und von vorzüglicher Güte vorhanden sind, weswegen auch die Regierung im J. 1804. zur Anlegung einer Kalkbrennerey daselbst unter Zusicherung gewisser Vortheile aufgemuntert hat. Eben so verhält es sich mit einem erst um diese Zeit am sogenannten Hörsch dicht am Rödelfluss in der Staatswaldung entdeckten, 12 Schuhe mächtigen, graulichtschwarzen Dachschiefer.

Die beiden letztern Abschnitte dieses Werkes beschäftigen sich mit der Beschreibung des Fürstenthums Würzburg, und des Herzogthums Berg, welche freylich seit kurzer Zeit nicht mehr zu Bayern gehören. Aber eben darum, weil sie während der Zeit, da wir diese Anzeige schrieben, von dem gedachten Lande abgerissen wurden, hätten wir gewünscht, dass es dem Vf. möglich geworden wäre, in Ansehung einiger statistischer Merkwürdigkeiten etwas mehr von diesen Ländern, als er in den *Regierungsblättern*, und in *Schöpfs historisch-statistischer Beschreibung des Hochstifts Würzburg* fand, anzuführen, damit man im Stande wäre, Verlust und Entschädigung mit einander zu vergleichen. So lässt der Vf. seine Leser sowohl über die Zahl der Quadratmeilen, als auch über die gegenwärtige Bevölkerung des Fürstenthums Würzburg, wovon sich erstere ehemals auf 94, und letztere auf 282,000 Einwohner belief, in Ungewissheit. Er glaubte, dass dieselben um so weniger angegeben werden könnten, da sehr viele Aemter dieses Fürstenthums an andere Herrn abgetreten worden, im Gegentheile aber dafür nebst Schweinfurt und Rothenburg einige preussische Stücke durch Tausch, auch einige Bezirke des Bambergischen hinzugekommen sind. Allein über die Bevölkerung hätte ihn selbst das fränkische Regierungsblatt (*Beylage* zu Nr. 37. des J. 1804.) belehren können. Dort wird die Bevölkerung der 28 würzburgischen Landgerichte (mit Einschluss der zwey Rothenburgischen), doch ohne die Bevölkerung der Städte Würzburg und Schweinfurt, auf 209,502 Seelen angesetzt. Giebt man der Stadt Würzburg mit dem Vf. selbst etwas mehr, als 19,000, und der Stadt Schweinfurt 6361: so möchten es wohl in runder Zahl 235,000 Einwohner seyn, die in dem Fürstenthum Würzburg leben. Wohl hat der Vf. die Zahl der Städte und Flecken angezeigt. Ersterer sind 29, letzterer nur 6. Von dem Herzogthum *Berg* sind zwar Flächeninhalt, Bevölkerung, und Zahl der Städte und Flecken angegeben (54½ Quadratmeilen, 267,479 Einwohner; 14 Städte und 11 Freyheiten, oder Flecken); aber nach einer Anzeige der Einkünfte und Staatsschulden sowohl des Fürstenthums Würzburg, als des Herzogthums Berg sahen wir uns vergebens um. Auffallend war es uns, dass wir auch von der Universität zu Würzburg, ausser ihrem Daseyn, ihrer Kirche, und ihrer Sternwarte, nichts angeführt fanden. Wenigstens wäre die Universitätsbibliothek, die einige seltene Schätze an Handschriften besitzt, einer Bemerkung werth gewesen. Was das Elisabethenhaus, und das Gabrielhaus in Würzburg für eine Bestimmung haben, dürfte so, wie diese Benennungen hier unter den milden Stiftungen ohne alle Erklärung hingeworfen sind, den meisten Lesern ein Räthsel seyn. Ein auffallender Zug im Charakter der Einwohner im Herzogthum Berg ist ihr unüberwindlicher Hang zum Processiren. Die Hauptstadt Düsseldorf soll demselben einen grossen Theil ihrer Lebhaftigkeit und Gewerbsamkeit zu danken haben, indem viele Leute ihrer Processe wegen sie entweder selbst besuchen, oder doch grosse Summen dahin schicken. Bloss durch die Handwerksprocesse der Bürger von Solingen sollen der Stadt jährlich 4000 Rthlr. zufliessen.

Da sich übrigens Bayerns Besitzstand, während wir dieses niederschreiben, schon wieder geändert hat,

hat, das Fürstenthum Würzburg, und das Herzogthum Berg weggefallen, und ein beträchtlicher Strich von Schwaben, Tyrol, der Rest vom Passauischen, das Eichstädtische, und das Markgrafthum Anspach mit Bayern vereiniget worden sind: so erwarten wir, dass der Vf., wofern eine *zweyte* Auflage dieses Werkes gegen unsere Vermuthung so bald nicht erfolgen sollte, wenigstens bald einen Nachtrag liefern, und in demselben diese neue Besitzungen beschreiben werde.

Mit der Beurtheilung dieses, im Verhältniss zu den damit verknüpften Schwierigkeiten im Ganzen wohl gerathenen, Werkes wollen wir sogleich die Anzeige folgender Schrift verbinden:

Ebendaselbst, b. Ebendems.: *Joh. Georg Prändel*, Professors an der kurfürstl. Pagerie in München u. s. w.: *Geographie der sämmtlichen kurpfalzbaierschen Erbstaaten*, ins Kurze gefasst. 1806. XII u. 266 S. 8.

Dieser Auszug aus dem eben angezeigten grössern Werke kann bey dem Unterricht in den Schulen, wozu er bestimmt ist, wie auch bey dem Privatunterricht mit Nutzen gebraucht werden, besonders, wenn der Lehrer es nach der Fassungskraft, und nach den Bedürfnissen seiner Zöglinge zu benutzen versteht. Alles, was in jenem Werke weitläufiger vorgetragen worden, ist hier enger zusammengezogen; verschiedene, dort ziemlich weit von einander getrennte, Gegenstände, die ihrer Natur nach zusammen gehören, sind hier zusammen gestellt; die dort am Ende angehängten Verbesserungen und Zusätze sind hier in den Text eingerückt. Dadurch hat dieses Lehrbuch vor dem grössern Werke unstreitig gewonnen. Ganz neu ist hier die Angabe der Quadratmeilen eines jeden bayerschen Landgerichts, und ihrer gegenseitigen Gränzen. Wenn wir ja etwas wegwünschten, in so fern diese Schrift ein Lehrbuch, und zum Unterricht der Jugend bestimmt ist, so wären es die Namenverzeichnisse der ehemaligen Landgerichte in Bayern, in der Oberpfalz, und in dem Herzogthum Neuburg mit den Zahlen ihrer Quadratmeilen, ihrer Einwohner, und der darin befindlichen Feuerstellen; ingleichen die trockenen Namen aller neuen Landgerichte mit den Namen ihrer Cordonsstationen, und aller ihrer Gränzörter. Durch eine so grosse Menge Namen und Zahlen, wovon erstere nach der neuen Eintheilung des Landes gar nicht mehr bestehen, dürfte das Gedächtniss der Schüler unnützer Weise zu sehr überladen werden. Zweckmässiger würden dieselben in dem grössern, zu einem Handbuche für jedermann bestimmten, Werke gestanden haben, wo sie zur Vergleichung des neuen Zustandes mit dem vorigen gedient haben würden. Hier hätte der Vf. besser gethan, wenn er, anstatt alle diese Namen und Zahlen, wie auch die Namen aller Städte und Flecken aufzuzählen, nur ihre Zahl überhaupt angegeben, und alsdann die merkwürdigern der beiden letztern beschrieben hätte. Selbst was die Angabe der Quadratmeilen, und der Gränzen jedes einzelnen Landgerichts betrifft, hätten wir gewünscht, dass es dem Vf. möglich gewesen wäre, sie in sein grösseres Werk einzutragen. In einem Lehrbuche scheinen sie am unrechten Orte zu stehen. Aber damals fehlte es noch an einer dazu geeigneten Karte.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt* a. M., b. Guilhauman: *Ueber das Antike und Moderne*, als die zwey entgegengesetzten Bildungsstufen des Menschengeschlechts. Probevorlesung gehalten den 30. Decemb. 1803., von D. *Molitor*. 1804. 30 S. 8. (4 gr.) — Hingeworfene Ideen, welche der Vf. bereits in einigen neuern Schriften genauer zu entwickeln, zu modificiren und zu bestimmen gesucht hat! — Einige geistreiche Männer haben bekanntlich unlängst den Gegensatz zwischen Alterthum und neuer Welt so bestimmt, dass in jenem Alles in Einem mit ungetheilter Kraft aus der Quelle entsprungen sey, in dieser hingegen Alles sich mannichfaltiger theilen und künstlicher entfalten, der menschliche Geist sich gleichsam zersetzen und seine Kraft sich ins Unendliche trennen müsse; und diese, eben so einfache, als fruchtbare Idee ist es vornehmlich, welche der Vf. in dieser Schrift an Beyspielen der Geschichte, von welcher er einen kurzen Ueberblick giebt, zu erläutern sucht. Gegen manche seiner Sätze könnte freylich die Historie sowohl als die Philosophie gegründete Einwürfe machen. Trautere Bekanntschaft mit der empirischen Geschichte, von welcher, soviel wir wissen, der Vf. bis jetzt wenigstens noch keine öffentliche Proben gegeben hat, wird ihm den kräftigsten Schutz gegen einseitige Ansichten der Historie gewähren, und die Keime fruchtbarer Ideen über diese, welche wir bereits bey ihm gefunden haben, zu einer schönen Blüthe entfalten. Ohne Philosophie ist keine echte Historie möglich, aber auch ohne Historie keine echte Philosophie über Historie. Mag immerhin der Philosoph mit Stolz auf den Historiker herabblicken, dieser, wenn er nur im eigenen Gemüthe einheimisch ist, vergisst im vielseitigen Umgang mit der Historie des Schulphilosophen ganz und gar. Gar sehr verächtlich sind aber jene, die, weder der Historie noch der Philosophie mächtig, über jene philosophiren wollen. Nach diesen müsste der Historiker stets ein Compendium der Seelenlehre in der Hand haben, das *Menschthum*, wie sie sagen, psychologisch-historisch zergliedern, und diese anatomisch-historischen Präparate gleich Pflanzen, die man nach einer gewissen Classification auf Papier klebt, anordnen. Doch wir kehren zur vorliegenden Schrift zurück und fügen in Beziehung auf dieselbe nur noch die einzige Bemerkung bey, dass wie den Ideen, die sie enthält, so auch der Darstellung derselben die Gediegenheit fehle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Januar 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation*, von *Joh. Matthias Schröckh*, ord. Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. *Erster* Theil. 1804. 744 S. (2 Rthlr.) *Zweyter* Th. 1804. 820 S. (2 Rthlr. 8 gr.) *Dritter* Th. 1805. 732 S. (2 Rthlr. 8 gr.) *Vierter* Th. 1805. 728 S. (2 Rthlr. 8 gr.) *Fünfter Th.* 1806. 680 S. gr. 8.

Es übertraf gewiss die Erwartung, welche die Meisten bey der ersten Erscheinung der *Schröckh*'schen christlichen Kirchengeschichte und bey deren weitern Ausdehnung hatten, dass der würdige Vf. dieses Werk in 36 Jahren, ohne es zu verkürzen oder zu übereilen, bis auf die Kirchenreformation im 16ten Jahrhundert, vollenden würde. Noch mehr aber muss man bewundern und sich freuen über den Muth, mit dem er es, schon im hohen Alter, wagt, noch weiter zu gehen als die Meisten, welche ausführliche Werke über die christliche Kirchengeschichte geschrieben haben, und diese Geschichte von der Reformation an bis auf unsre Zeit fortzuführen; und noch mehr über den Fleiss, mit dem er diese neuere Geschichte in noch nicht völlig drey Jahren in vorliegenden *fünf* Bänden, schon bis zur Hälfte oder bis zum westphälischen Frieden, glücklich vollendet hat, so dass wir nicht nur von Herzen wünschen, sondern auch hoffen können, es werde auch die übrige Hälfte nicht zurückbleiben, da er sie vermuthlich, bis zur Anlegung der letzten Hand, schon ausgearbeitet hat.

Da uns schon mehrere Recensenten in Beschreibung der ersten Bände dieser neuern Kirchengeschichte zuvorgekommen sind; wir auch in einer allgemeinen Anzeige dieses Werkes den Fehler, welchen Hr. *S.* so sehr zu vermeiden suchte, bekannte Sachen nicht zu wiederholen, noch weit mehr zu vermeiden Ursache haben: so setzen wir das, was auch jeder, selbst Anfänger in dieser Geschichte, in vorliegendem Werke erwarten muss, als etwas voraus, was sich von selbst versteht, und schränken uns bey unserer Anzeige bloss auf die Ordnung, die hier befolgt ist, und auf die Art ein, welche der Vf. in Darstellung der Sachen beobachtet hat, und werden nur noch ausserdem auf einige Partieen dieses Werks aufmerksam zu machen suchen, die entweder von Andern übergangen, oder doch hier besser ausgeführt sind, als bey andern allgemeinern Verfassern dieser Geschichte. Dass Hr. *S.* die vornehmsten Quellen nicht nur benutzt, sondern auch, wie in seiner ältern Kirchengeschichte, den Lesern angegeben habe, kann man ohnehin voraussetzen; und dass er sich dabey nur auf die allgemeinern, desgleichen auf diejenigen besondern Schriften eingeschränkt habe, in welchen, wie z. B. in den Strobelschen, ganz vorzüglich besondere Stücke untersucht sind, war seinem Zwecke gemäss, die neuere christliche Kirchengeschichte im Allgemeinen darzustellen; selbst diese Einschränkung zeugt von der guten Wahl, die er bey einer solchen Menge und Mannichfaltigkeit der Hülfsmittel beobachtet hat, welche einem guten Schriftsteller oft schwerer fällt, als der Vortrag der Sachen selbst, und zu den nicht in die Augen fallenden, daher auch so sehr verkannten, Tugenden eines Buchs gehört.

Mit Recht beginnt diese neuere Kirchengeschichte mit der Geschichte der im 16ten Jahrhundert erfolgten Kirchenreformation, die deswegen auch billig hier besonders gestellt ist, und das *erste* Buch, oder den *ersten* und *zweyten* Theil dieses Werks einnimmt. Denn sie ist die folgenreiche Hauptveränderung im Zustande der christl. Religion, von der alle neuern Schicksale derselben in den Abendländern abhängen. Den Schluss dieser Reformationsgeschichte setzt Hr. *S.* sehr schicklich ins Jahr 1598., weil ja hier auch die Reformation ausser Deutschland in Anschlag kommt, und in gedachtem Jahre die Reformirten durch das Edict von Nantes die Rechte einer freyen Religionsgesellschaft in Frankreich erhielten. Voran geht, wie allerdings nothwendig war, im *ersten* Abschnitt des *ersten* Buchs ein gedrängter Abriss des Zustandes von Europa bey dem Anfange der Reformation, sowohl des *politischen* (Theil I. S. 12 f.), als des *wissenschaftlichen* (S. 35 f.) und des *kirchlichen*, auch *religiösen* Zustandes (S. 72—104.); woraus sich die Nothwendigkeit und Heilsamkeit dieser Reformation sowohl, als die Beförderungsmittel derselben (bey welchen beiden Stücken die Meisten allein zu verweilen pflegen) von selbst ergeben müssen. So kurz der *politische* Zustand der europäischen Staaten, wo die Reformation einigen Eingang fand, angegeben ist (denn die Darstellung desselben musste sich auf die mehrere oder mindere Disposition jedes Landes oder dessen Regierung zu dergleichen kirchlichen Reformation einschränken), so bündig ist sie doch. Die Beschreibung des *wissenschaftlichen* Zustandes verweilet besonders bey den grossen Verdiensten des *Erasmus* um die Vorbereitung einer Reformation, welche letztere er doch weder geradezu sich zum Zwecke setzte, noch bey seiner Denkart und Lage durchsetzen konnte; und giebt besonders Auszüge aus seiner *Ratio s. methodus compendio perveniendi ad veram Theologiam* und aus seinem

nem *Ecclesiastes;* da diese Bücher bey weitem alles übertreffen, was jemals vorher unter den Christen über die Verbesserung der Theologie und Religion geschrieben war. Der Beschreibung des damaligen Zustandes der *Religion* lässt Hr. *S.* eine des Zustandes der *Kirche* vorangehen, weil die abendländischen Christen schon lange einem geistlich-weltlichen Monarchen gehorchten, der ihnen Glauben und Betragen vorschrieb; daher er von dieser damals wirklichen Macht der römischen Bischöfe, wie des ganzen Clerus, handelt, und wider die gewöhnlichere Vorstellung zeigt, dass die päpstliche Macht, zumal unter Leo X., lange noch nicht so gesunken gewesen sey, dass man eine Reformation der Kirche oder deren glücklichen Erfolg habe erwarten können. Bey dem Zustande der *Religion* aber bemerkt er, dass, ob man gleich damals allgemein angenommen, die Grundlage des ursprünglichen Christenthums sey noch, wenigstens in dem apostolischen Symbolum, vorhanden, und die heil. Schrift habe noch, als Quelle der Religion, in Ehren gestanden, dennoch die christl. Religion damals eigentlich in dem bestanden habe, was Kirchenväter, Concilien, Päpste und Scholastiker darüber festgesetzt hatten, wohin viele Meinungen und Einrichtungen gehörten, von welchem das erste Christenthum gar nichts wusste. Bey dieser Gelegenheit wird auch S. 96 f. der grosse Unterschied des damaligen päpstlichen Ablasses von dem ehemaligen erläutert, und zuletzt erinnert, dass damals niemand an Beantwortung der Frage zu denken geschienen habe: ob bey der fortwährenden *Regierung der Kirche* eine wesentliche und feste Veränderung in der Verfassung dieser Kirche und der Religion selbst gestiftet werden könne? welches freylich von jener Regierung unmöglich zu erwarten war.

Hierauf folgt in einem *zweyten* Abschnitt die *Geschichte der deutschen Reformation* in vier Zeiträumen: bis 1520, 1530, 1546 und 1555, wobey wir uns, als bey etwas Bekanntem, nicht aufhalten, sondern nur vorzüglich auf die Geschichte des Bauernkrieges und des Sacramentsstreits aufmerksam machen, und bemerken, dass durch schickliche Auszüge einiger Hauptschriften *Luthers*, besonders seiner *Thesium*, seiner *Resolutionum* derselben, und seiner Schrift an den deutschen Adel, gezeigt wird, wie Luther nach und nach zu immer weiterer Kenntniss der Religion gelangt sey. Der ganze Abschnitt wird mit einer Anzeige der vornehmsten Schriftsteller geschlossen, welche diese Reformationsgeschichte im Zusammenhange beschrieben oder die Reformation gegen allerley Angriffe vertheidigt haben.

Ein *dritter* Abschnitt — und dieser füllt den ganzen *zweyten* Theil oder Band des Werks — beschäftigt sich mit der *auswärtigen*, wirklichen oder versuchten, *Reformation*, in Schweden, Dänemark, der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, Schottland, England, Polen, Ungarn und Siebenbürgen, Italien und Spanien, die überall bis auf die Zeit fortgeführt ist, wo sie eine gesetzliche Consistenz in einem Lande, d. i. Bestätigung von der Landesregierung, erhielt, wenn sie nämlich irgendwo dieses Glück hatte. Mit vollkommnem Rechte versichert unser Vf. auch hier den ungemeinen Reichthum des Stoffs, den die Geschichte darbietet, mit so vieler Sparsamkeit gebraucht zu haben, als es, ohne undeutlich oder auffallend mangelhaft zu werden, geschehen konnte. Ueberhaupt verdient er für die Darstellung dieser ausserhalb Deutschlands ausgebreiteten Reformation von allen, welche noch nicht genug mit diesen Sachen bekannt sind, desto grössern Dank, da diese Geschichte in den allgemeinen Werken über die Reformationsgeschichte entweder nicht, wie sie in *allen* diesen Ländern erfolgte, oder nur ihrem *Anfange* nach in denselben, oder doch nicht im *Zusammenhange* dargestellt ist. Was er über den Unterschied der schwedischen und dänischen Reformation von der in Deutschland und den Ursachen dieses Unterschieds (S. 3. f.) sagt, nebst der sehr unparteyischen Vergleichung des Charakters und der Handlungsart Zwingli's und Luthers, als Reformatoren betrachtet (S. 161 f.), nebst dem, was in dieser Absicht über Calvin gesagt ist (S. 179 f.), verdient vorzügliche Aufmerksamkeit.

Nach dieser Vorbereitung auf die neuere Kirchengeschichte durch die Geschichte der kirchlichen Reformation im 16ten Jahrhundert kommt nun der Vf. im *zweyten* Buche, welches den ganzen *dritten*, *vierten* und *fünften* Theil oder Band einnimmt, auf die allgemeine *Geschichte der christlichen Religion und Kirche* (eigentlich der einzelnen Parteyen in der christl. Kirche und einiger Gegner des Christenthums), vom Jahre 1517 bis zum J. 1648. oder bis zum westphälischen Frieden. Ein *erster* Abschnitt dieses *zweyten* Buchs beschreibt den *politischen* (auch *sittlichen*) und *wissenschaftlichen* Zustand von Europa unter dem Einflusse der Reformation, und zwar den *politischen* Zustand, so weit die Verfassung der Staaten durch dieselbe irgend eine Veränderung erlitten; wobey doch sehr richtig erinnert ist, dass man die *unmittelbaren* Folgen der Reformation, welche aus ihrer wesentlichen Bestimmung, aus den erklärten Absichten ihrer Stifter, und aus den Mitteln flossen, die sie zur Erreichung derselben gewählt hatten, sorgfältig von den *mittelbaren* Folgen unterscheiden müsse, welche aus fremden Antrieben und Gegenbestrebungen, d. i. äusserlichen Verhältnissen und politischen Ursachen, erwuchsen, und zwar oft genug auf die Rechnung der Reformation selbst geschrieben, auch ein Vorwand wurden, die Anhänger der Reformation zu verfolgen, an welchen sie selbst aber keinen Antheil hatte, so wie sich auch die Spuren ihrer traurigen Folgen, z. B. des schmalkaldischen Krieges, grösstentheils verloren haben. — Bey dem Einfluss der Reformation auf die *Sitten* (Th. III. S. 81 f.) schränkt sich der Vf. auf die Anmerkung ein: dass allerdings viele Evangelische durch ihren Eifer und die Aufopferung zeitlicher Vortheile, selbst des Lebens, diesen Einfluss bewährt haben; Luther auch durch seine Herabwürdigung der sogenannten guten Werke, woneben er doch Glauben ohne gute Werke für ganz unfruchtbar erklärte, nicht den Einfluss seiner gereinigtern Lehre auf Besserung gehemmt

hemmt habe; gegen vorhanden gebliebene Unordnungen aber nichts übrig gewesen sey, als eine Kirchenzucht von gemäfsigter Strenge durch den Kirchenbann; um welche Kirchenzucht besonders Calvin sich grofse Verdienste erworben habe, die aber freylich dahin, wo er sie brachte, nur unter Umständen konnte durchgesetzt werden, wie sie zu Genf, aber keineswegs in Deutschland, waren. (Hier hätten wohl die Ursachen weiter aufgedeckt zu werden verdient, warum in der evangelisch-lutherischen Kirche die Reformation so wenig auf die Verbesserung der Sitten wirkte. Eine davon ist sicherlich in dem Bestreben Luthers und der Seinigen zu suchen, vor allen Dingen erst eine verbesserte Theorie in der Lehre zu Stande zu bringen und die darin liegenden Quellen der verdorbnen Sitten zu verstopfen; wodurch aber, *zumal* nach Luthers Tode, unter dessen Anhängern *so viele* Streitigkeiten erzeugt wurden, worüber die Verbesserung der Sitten vergessen oder wodurch sie doch sehr geschwächt wurde. Ausserdem glaubte man in Entfernung vom Papstthum und Vermeidung auch des geringsten Scheins einer Wiederannäherung an dasselbe nicht weit genug gehen zu können. Daher die Verwerfung aller guten Werke, nicht blofs der im Papstthum vorzüglich so genannten, sondern aller guten Handlungen der Menschen, als nicht nothwendig zur Seligkeit; daher alles Gute dem Menschen abgesprochen, als der nur Böses wollen und thun könne, und dem nicht der geringste Einflufs auf seine Besserung zukomme. Wir wissen recht wohl, dafs man allen diesen Behauptungen einen guten Sinn untergelegt und ganz und gar nicht eine Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht angenommen, vielmehr Besserung des Herzens und Lebens empfohlen habe. Aber man denke sich doch den grofsen Haufen, der die Subtilitäten der Schullehre nicht versteht, und dem es nur um seine Seligkeit, selten darum zu thun ist, wahrhaftig tugend- und gewissenhaft zu werden; man verbinde damit den so leichten und beynahe unvermeidlichen Misbrauch der Lehre vom Verdienste Christi, der anstatt der Menschen alles Gute gethan, alle Strafen abgebüfst haben solle; das Dringen auf Vergebung der Sünden, d. i. Verschonung mit Strafen, als der Hauptsache des Christenthums; und die Beybehaltung des aus dem Papstthum übriggebliebnen Wahns, dafs geweyhete Priester nicht nur jemanden Vergebung der Sünden ankündigen, sondern durch ihre Absolution sie den Beichtenden wirklich bey Gott verschaffen könnten u. s. w.: so wird man sich, wenn man unbefangen urtheilt, leicht überzeugen, wie nachtheilig dieses alles der Sittenverbesserung bey den meisten habe seyn müssen. Eine Vergleichung von diesem allen mit den Sitten der böhmischen Brüder jener Zeit, die aber auch jene Meinungen nicht, und vom Glauben einen ganz andern Begriff hatten, wird dieses noch deutlicher machen können.) — Etwas umständlicher ist Hr. *S.* über den Einflufs der Reformation auf beynahe alle Wissenschaften und edlern Künste, vornehmlich auf freyere Behandlung der Philosophie, wobey dann auch gelegentlich von Manchen Nachricht gegeben wird, die sich hier besonders hervorgethan haben, als *Joh. Lud. Vives*, *Petr. Bembus*, *Jordanus Brunus*, *Cardanus*, *Campanella*, *Corn. Agrippa*, *Franc. Baco*, *des Cartes*, *Gassendi* u. a.

Ein *zweyter* Abschnitt fafst nun die Geschichte der römischen Kirche vom Anfange der Reformation bis zum westphälischen Frieden in sich, wird aber erst im *vierten* Theile oder Bande geendigt. Sehr wohl hat unser Vf. hier dreyerley unterschieden und in besondern Abtheilungen beschrieben: Geschichte der Päpste (Theil III. S. 206.) und der päpstlichen Monarchie (S. 403 f.) — Geschichte des römisch-katholischen Clerus und der Ausbreitung dieser Kirche (S. 452 — 718.) — und Geschichte der Theologie, des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten dieser Kirche (Theil IV. S. 1 — 329.) — Die *erste* Abtheilung, und zwar die Geschichte der *Päpste*, schildert jedes in dieser Periode regierenden Papstes Charakter, sein Verhältnifs und seine Streitigkeiten mit den weltlichen Mächten, nebst deren für ihn glücklichen oder nachtheiligen Erfolg, besonders sein Benehmen in Angelegenheiten der Kirche und der von ihr getrennten Parteyen. Wer kann auch nur die vornehmsten Merkwürdigkeiten auszeichnen? Wir verweisen nur vorzüglich auf Sixtus den Fünften und Paul den Fünften, gelegentlich auf die bey der Geschichte der Streitigkeiten des letztern mit Venedig beygebrachten Lebensumstände und Verdienste *Pauls Sarpi* (S. 366 f.). Die hier eingeschaltete Geschichte der berüchtigten Bulle in *Coena Domini* (S. 387 f.), welche man in den gewöhnlichen Kirchengeschichtbüchern vermisst, ist auch hier nur kurz angegeben und mehr bey ihrem Inhalt verweilt; sie hätte wohl in ihren allmähligen Fortschritten bis auf Urban VI. mehr auseinander gesetzt zu werden verdient. — Von dieser Geschichte der Päpste hat Hr. *S.* mit Recht die Geschichte der *päpstlichen Monarchie* oder des sogenannten *Papstthums* getrennt, d. i. die Geschichte der Schicksale der geistlich-weltlichen Macht, Besitzungen, Rechte und Anmafsungen der Päpste in dieser Zeit. Diese Geschichte ist jedoch in jene so sehr verflochten, und was dahin gehört, ist zum Theil schon so ausführlich in der Geschichte der Päpste aufgeführt, dafs der Vf. die Geschichte des Papstthums in dem schon angegebenen Sinn schwerlich noch besonders hätte aufstellen können, wenn ihm nicht die gegen die ultramontanischen Grundsätze von den Rechten des Papstes gerichteten Widersprüche, sonderlich die Principien der gallicanischen Kirche und deren Vertheidigung von *P. Pithou*, *Charl. du Moulin*, *P. du Puy* und *Edm. Richer* u. a. dazu Gelegenheit gegeben hätten, worauf denn auch hier fast alles eingeschränkt ist. — Die *zweyte* Abtheilung des *zweyten* Abschnitts ist dann der Geschichte des römisch-katholischen Clerus, die Mönche mit eingeschlossen, und der Ausbreitung dieser Kirche gewidmet. Eigentlich werden hier nur die Reformen aufgezählt, welche das Concilium zu Trident wenigstens entwarf, wenn gleich nicht wirklich ausführte (S. 454 — 463.; das Uebrige bis zu Ende des ganzen *dritten* Theils betrifft

trifft die Reformen, die mit einzelnen Mönchs- oder Nonnenorden vorgegangen, nebst dem Ursprung und Fortgang neuer Orden oder Congregationen, unter welchen letztern die Gesellschaft Jesu am weitläuftigsten, nach ihrem Ursprung, besondern Vorrechten, Einrichtungen und besonders Schicksalen in verschiednen Ländern, vorzüglich in Frankreich, Abyssinien und Ostindien, beschrieben ist. Die Streitigkeiten der Jesuiten mit andern, eigentlich die über die sinesischen Gebräuche, sind nur kurz berührt, die Missionen andrer Orden der römischen Kirche übergangen worden, und den Beschluss macht eine ganz kurze Beschreibung der zu Rom errichteten *Congregationis de propaganda fide*.

Der *dritte* Abschnitt, die römisch-katholische Kirche betreffend, macht ungefähr die Hälfte des *vierten* Theils oder Bandes aus: *Geschichte der Theologie, des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten* der römischen Kirche. Unter diesem Titel hat der Vf., doch, wie uns scheint, nicht in der bequemsten Ordnung, Folgendes vereinigt. Unter dem Titel: *Geschichte der Theologie* (deutlicher wäre wohl gewesen: Geschichte der theologischen *Wissenschaften* und *Hülfsmittel*): Allgemeiner ausgebreitetes Studium der hebräischen, auch anderer morgenländischen Sprachen, wo besonders die Lebensumstände und Verdienste eines *Franc. Vatabli*, *Santes Pagninus*, *Jo. Alb. Widmanstad* und *Andr. Masius* aufgeführt sind. Nun etwas von der Antwerpischen Polyglottenbibel und ihrem vornehmsten Herausgeber *Arias Montanus;* alsdann etwas weniges von den Bombergischen und den Robert-Stephanischen Ausgaben des hebräischen; wie von den Erasmischen, Stephanischen und Löwenschen Ausgaben des griechischen Textes Neuen Testaments. *Jac. Sadolet's* und *Casp. Contarini*, *Joh. Gagney*, *Augustinus Steuchus Eugubinus*, *Claud. Espencaeus*, *Joh. Maldonat's*, *Casp. Sanctius*, *Joh. von Pineda* und einiger Unbedeutendern Verdienste um bessere Auslegung der heil. Schrift; auch, nach einer eingeschalteten Nachricht von der Pariser Polyglotte, die ähnlichen Verdienste des *Cornel. a Lapide*, *Joh. Steph. Menochius* und *Marinus Mersennus*. Zu dieser Geschichte der *Theologie* gehört wohl noch das, was der Vf. über den Einfluss der verbesserten Exegese auf die *dogmatische Theologie* (S. 63 f.) sagt, vorzüglich von *Melchior Canus*, aus dessen *locis Theologicis* ein ausführlicher Auszug (S. 68 — 82.) gegeben ist; auch wird von *Maldonat's* und *Dionys. Petav's* hieher gehörigen Verdiensten, zumal durch einen Auszug aus des letztern *Theologicis dogmatibus*, einige Nachricht gegeben. Weniger wurde die *christliche Sittenlehre* bearbeitet; doch sind hier (S. 99 f.) die darüber gemachten Versuche sowohl einiger Mystiker, namentlich *Franciscus von Sales* und des Cardinals *Joh. Bona*, als auch der Scholastiker, *Vasquez*, *Suarez*, *Sanchez*, *Laymann*, *Joh. Caramuel Lobkowitz* u. a. angegeben, obgleich ihre Moral mehr in Casuistik überging. Das Aufsehen, welches die Jesuiten mit ihrer Moral gemacht, und die Händel, die sie sich dadurch zugezogen, sind hier bloss berührt, und der Geschichte der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorbehalten. Zuletzt wird noch einiges, aber sehr kurz, von dem, seitdem *Baronius* den Anfang gemacht hatte, jetzt fleissiger getriebenen Studium der Kirchengeschichte angegeben.

Alle diese Verbesserungen und glücklichen Fortschritte in den Wissenschaften wirkten mächtig auf Einzelne und im Ganzen auf die immer gemeiner gewordnen Wünsche einer Reform der Kirchenlehren; aber eine Veränderung dieser oder des *Glaubens* der römischen Kirche brachten sie nicht hervor. Die Geschichte der Kirchenversammlung zu Trident beweiset dieses deutlich. Sie wird deswegen hier (S. 126 f.) so weit vorgetragen, als sie den Lehrbegriff betraf, der gegen die durch die Reformatoren erregten Widersprüche sollte festgesetzt und feyerlich bestätigt werden, wobey dann auch der Folgen dieser Kirchenversammlung, der *Professionis Tridentinae*, des *Catechismi Tridentini* (hierbey gelegentlich von *Canisius* Catechismus), eines verbesserten *Breviarii* und der *Indicum librorum prohibitorum*, Erwähnung geschieht. — Indem unser Vf. zuletzt auf die *Streitigkeiten der römischen Kirche* kommt (S. 225.), beschreibt er erst die von *Georg Cassander* und *Georg. Wizel* geäusserten Friedensvorschläge, besonders die des erstern in seinem Buch *de articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis*, woraus ein weitläufiger Auszug (S. 229 — 241.) gegeben wird. Diesen folgen die Nachrichten von den Vorschlägen des Cardinal *Richelieu* und anderer, die sogenannten Ketzer wieder mit der Kirche zu vereinigen, bis S. 255., und dann des Cardinal *Bellarmin's* Versuche, die Macht und das Ansehen des Papsts, so wie die Kirchenlehren zu vertheidigen, in einem Auszuge besonders aus seinen *Disputationibus de controversiis Christianae fidei*, auch das, was von Jesuiten, namentlich von *Mart. Becanus*, hierin geschehen ist. — Hieran schliesst sich, von S. 283. an, die *Geschichte der Streitigkeiten in der römischen Kirche selbst*, eigentlich nur und hauptsächlich die über die *Gnadenhülfe* mit *Mich. Bajus*, *Ludw. Molina* und *Cornel. Jansenius;* letzte doch nur dem Anfang nach: denn die Geschichte der Jansenisten selbst gehört erst in die folgende Periode.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13 Januar 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation*, von *Joh. Matthias Schröckh* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 10. abgebrochenen Recension.*)

Die übrige grössere Hälfte des *vierten* Theils, oder der *dritte* Abschnitt des *zweyten* Buchs, enthält *die Geschichte der evangelischen* (evangelisch-lutherischen) *Kirche* in dem schon mehrmals angegebnen Zeitraum bis auf den westphälischen Frieden, und dessen *erste* Abtheilung soll die *Schicksale* und *Verfassung* dieser Kirche beschreiben. Indessen, da jene schon in der Reformationsgeschichte bis auf den Augsburger Religionsfrieden 1555. erzählt worden sind, findet man hier bloss die mancherley Religionsbeschwerden, welche hernach die Katholischen und Evangelischen gegen einander äusserten; eine kurze Beschreibung der Urtheile des verkappten *Franc. Burgkard in seinem Werke de Autonomia* über die den Evangelischen nicht zukommenden Rechte der Religionsfreyheit in Deutschland; eine Erwähnung des dreyssigjährigen Kriegs, besonders der dabey geforderten Zurückgabe der geistlichen Güter, die in den Händen der Evangelischen waren, und der im westphälischen Frieden den Evangelischen bestätigten Rechte und eingeräumten Kirchen. Hierauf, von S. 349. an, die Bedrückungen, welche sie, seit dem Religionsfrieden, im Oestreichischen, in Ungarn und Polen erlitten, nebst ähnlichen, aber misslungenen, Versuchen unter König Siegmund in Schweden. Nachher einige zerstreute Nachrichten von *Peter Paul Vergerius*, dessen Uebertritt zur evangelischen Kirche und Verdiensten um dieselbe, hinwiederum vom Uebergange des Markgrafen Jacob von Baden zur römischen, so wie des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz, der Anhaltischen Fürsten, des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel, und des Kurfürsten Johann Siegmunds von Brandenburg zur reformirten Kirche. Zuletzt noch einiges Wenige von dem noch so schwankend gebliebenen evangelischen Kirchenrechte und dem wenigen Einfluss der gebesserten Lehre auf den Wandel der Evangelischen. — Die *zweyte* Abtheilung: *Geschichte der Theologie* in dieser Kirche, beschreibt kurz: die Verdienste mancher Theologen, namentlich *Chytraeus, Joh. Gerhard's* und *Georg. Calixtus* um die Anweisung zum rechten Studium der Theologie; *Flacius* und *Glassius* um die Hermenevtik, *Luthers, Melanchthons, Flacius, Vict. Strigel's, Joach. Camerarius* und *Mart. Chemnitz'ens* in seiner *Harmonia* um die Exegese, nebst der im 17ten Jahrhundert eingerissenen Einschränkung der Erklärung der heil. Schrift; desgleichen den Einfluss des exegetischen Studiums auf die Dogmatik, die Vernachlässigung der Moral, und die Einschränkung ihres Studiums auf Casuistik oder auf erbauliche Anwendung durch *Joh. Arndt* und Andere. Alles zu bekannt und ohne neue Ansichten, als dass wir hier etwas auszuzeichnen fänden.

Eben deswegen verweilen wir nicht bey der *dritten* Abtheilung (S. 469—710.): *Geschichte des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten* dieser Kirche, sondern begnügen uns, das anzugeben, worauf sich Hr. *S.* hier eingeschränkt hat. Eingeführte Verpflichtung nicht bloss der Religions-, sondern, in manchen Provinzen, auch der Schullehrer, Hofbedienten und obrigkeitlichen Personen auf die symbolischen Bücher. Eingeführter Unterschied zwischen der veränderten und unveränderten Augsb. Confession (der hier wohl etwas deutlicher hätte mögen angegeben und beurtheilt werden), und der dadurch herbeygeführte Beschluss auf dem Fürstentag zu Naumburg 1561., nebst der Concordienformel. *M. Chemnitz'ens, Joh. Gerhard's* und *Ge. Calixtus* vorzügliche Verdienste um die Polemik. Verunglückte Religionsgespräche, die Streitigkeiten zwischen den Evangelischen (Lutherischen und Reformirten) beyzulegen. Nun die Streitigkeiten der Evang. Lutherischen selbst mit Schwenckfeld, Joh. Agricola, den Adiaphoristen, Majoristen, Synergisten, Flacianern, Osiandristen und Stancaristen. Melanchthons Tod, Charakter und friedfertige Gesinnung. Erneuerter Sakramentstreit, Kryptocalvinismus und Geschichte der Concordienformel. Hubersche, Rothmannische und zwischen den Giessenschen und Tübingischen Theologen geführte Streitigkeit. Dergleichen über Val. Weigel und Jac. Böhme. Separatisten und Propheten in der evangelischen Kirche. Syncretistische Händel. Man kann leicht denken, dass Hr. *S.* sie, oder die Art, sie zu führen, kurz und billig werde beurtheilt haben.

Die Nachrichten von allen übrigen Parteyen in der christlichen Kirche sind nun in dem *fünften* Theile (Bande) zusammengedrängt; und dieses konnte um so eher geschehen, da entweder vieles, was man hier erwarten konnte, in der allgemeinen und Reformations-Geschichte schon erzählt worden ist, oder in den meisten derselben, nach ihrem ersten Ursprung, wenige oder doch wenig bekannte Veränderungen vorgegangen sind. Den Anfang macht die Geschichte der *reformirten Kirche*, zu der auch die bischöfliche in England, nach der neueren Gewohnheit, gerechnet ist, ob sie gleich, theils in manchen Lehrsätzen, theils noch

noch mehr in ihrer Verfassung, von der eigentlich sogenannten reformirten, verschieden ist und selbst durch Staatsgesetze ganz getrennt von ihr erhalten wird. Diese Geschichte der reformirten Kirche in jenem weitern Sinn macht den *vierten* Abschnitt des *zweyten* Buchs aus (S. 3—374.), und die Geschichte der Arminianer oder Remonstranten ist mit ihr hier verbunden. Abtheilung 1.: Ihr Ursprung und ihre Schicksale in verschiedenen Ländern, vorzüglich in Frankreich, in England (wo besonders von den Puritanern, den aus ihrer unter den Stuartischen Königen versuchten Unterjochung entstandnen bürgerlichen Unruhen, und von den Independenten bündige Nachricht gegeben ist); in den vereinigten Niederlanden (wo der Vf. sich am meisten bey den Streitigkeiten über das dort bestrittene und behauptete Recht der Obrigkeit in Kirchensachen aufhält), und in Ungarn. — Abtheil. 2.: Geschichte der Theologie in der reformirten Kirche, in eben der Ordnung und auf eben die Art, wie wir es vorher in der evang. lutherischen Kirche angegeben haben. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen der Auszug, den der Vf. aus *Andreae Hyperii* Büchern *de Theologo s. de ratione studii theologici* giebt; die Nachrichten von den Lebensumständen und Verdiensten Mehrerer, welche das Studium der morgenländischen Sprachen und der Kritik des alt- und neutestamentlichen Textes, und die Erklärung der heiligen Schrift durch Ueberfetzungen und Erläuterungen, so wie der christlichen Kirchengeschichte, in hohem Grade befördert haben. (In keiner Kirche dieser Zeit haben sich die gelehrtesten Männer durch Betreibung dieser erwähnten Kenntnisse so ausgezeichnet, als in der reformirten, und zu keiner Zeit standen in dieser Kirche die gedachten Studien in solchem Flor, als in der, wovon hier die Rede ist.) — Abtheil. 3.: *Geschichte des Glaubens und der Religionsstreitigkeiten*, von S. 175—374. Abänderung, die Zwingli's Lehrbegriff vom heil. Abendmahl und der Prädestination durch Calvin besonders gelitten. Heidelbergischer Katechismus. Vorzügliches Bestreben Mehrerer in dieser Kirche, Friede zwischen den uneinigen Christen zu stiften. Streit über das Recht, Ketzer am Leben zu strafen. Vereinigungs-Synoden und Unterhandlungen darüber. Streitigkeiten mit der römischen und evangelisch-lutherischen Kirche; weit ausführlicher aber, obschon in zweckmäßsiger Kürze, die Arminianischen und Remonstrantischen Streitigkeiten (wobey auch umständlich von *Hug. Grotius* vornehmsten Schriften und Verdiensten S. 298—320.), der Ursprung der Reinsburger Collegianten und der sogenannten Latitudinarier, Streitigkeiten mit *Amyraut*, *Placaeus* und *le Blanc*.

Mitten unter den Nachrichten von den aus der römischen Kirche ausgegangnen Parteyen steht hier in einem *fünften* Abschnitte die *Geschichte der griechischen Kirche*; der auch unser Vf. das Wenige, was man von den andern morgenländischen Kirchen weiss, so fern es nicht schon in vorigen Theilen berührt worden ist, beygefügt hat. Besser hätte doch wohl diesen Kirchen ein Platz am Ende der ganzen Periode angewiesen werden können, theils weil man nicht absieht, warum ihre Geschichte hier unter die Geschichte der aus der römischen entsprungenen Kirchen gestellt ist, theils weil die Reformation im 16ten Jahrhundert eigentlich gar auf sie keinen Einfluss gehabt hat. Nach einer kurzen Anzeige von *Alexander Helladius* Buche: *Status praesens Ecclesiae Graecae*, und des Drucks oder der Freyheiten, welche der griechischen Kirche unter türkischer Herrschaft widerfahren, stehen hier die Versuche Melanchthons, und noch weit mehr der tübingischen Theologen, diese Kirche der evangelischen näher zu bringen, die Händel und Schicksale des Patriarchen *Cyrillus Lucaris*, die Geschichte und der Hauptinhalt der *Confessionis orthodoxae*; endlich die wenigen Veränderungen in der russischen Kirche und die misslungenen Versuche des Jesuiten *Petri Possevin*, die russische Kirche mit der römischen zu vereinigen. Den übrigen morgenländischen Kirchen sind kaum über drey Blätter gewidmet; auch könnten wir in diesen Nachrichten Manches berichtigen und ergänzen, was das neuere Verhältniss derselben gegen die römische Kirche betrifft, wenn es der Zweck unsrer Anzeige erlaubte.

Auch die Geschichte der sogenannten Wiedertäufer ist in dem *sechsten* Abschnitt (S. 428—481.) sehr ins Kurze gezogen. Ihr Ursprung und Schicksal in der Schweiz, den Niederlanden, und seit den von ihnen zu Münster erregten Unruhen, in Deutschland. *Melchior Hofmann's* und *Menno Simons* gemachte Aenderungen in ihrer Lehre. Spaltungen unter den Mennoniten in feine und gröbere, und beider wieder in besondere Parteyen. Ihre vornehmsten Bekenntnisse. *Sebastian Franck*, *Heinrich Nicolai* Liebesfamilie, mit mehrerm Recht *David Joris*, sind auch hieher gezogen; dem letzten, seinen Schriften und Lehren, ist hier der weiteste Raum gewidmet. — Da viele der ersten, auch noch der spätern, Gegner der kirchlichen Lehre von der Dreyeinigkeit die Kindertaufe verwarfen: so macht unser Vf. sehr natürlich von den Wiedertäufern den Uebergang zu den *Antitrinitariern*, deren Geschichte den *siebenten* Abschnitt einnimmt. Es verdient gerühmt zu werden, dass hier mehrere Auszüge theils aus den Katechismen und Confessionen dieser Partey, theils aus den Hauptschriften ihrer vornehmsten Schriftsteller, *Faustus Socinus*, *Joh. Voelkel's* und *Joh. Crell's*, *Christoph Ostorod's*, *Val. Schmalzens* und *Andr. Wissowatius*, gegeben sind: denn schwerlich hat man irgend einer christlichen Partey weniger Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als dieser, und ihr nur zu oft aufgebürdet, was Einzelne unter ihnen gelehrt hatten, oder was man als blosse Consequenz aus ihren Lehren zog, oder auch zu wenig bedacht, dass ihre gemeinsamen Schriften mehr Apologieen und Katechismen sind, wo man keine Erklärung über gelehrte Schulfragen erwarten sollte. Einige Nachrichten von den Schicksalen dieser Partey ausserhalb Polen und Siebenbürgen, so wie von der nächsten Veranlassung ihrer harten Behandlung in Polen, wird man hier ungern vermissen.

Den

Den Beschluss dieser *ersten* Hälfte der neuern christlichen Kirchengeschichte macht ein *achter* Abschnitt, wo unter dem Titel: *Allgemeine Geschichte der christlichen Religion*, theils ganz im Allgemeinen bemerkt ist, was die Reformation, bey aller übeln Wendung, die sie hie und da, besonders durch bittere Streitigkeiten nahm, doch für Gutes gestiftet habe; theils einige, mit Recht oder Unrecht beschuldigte, Gegner der Religion, wenigstens der geoffenbarten, als *Joh. Bodin*, *Jul. Caes. Vanini*, *Ed. Herbert* Bar. *von Cherbury* und *Thom. Hobbes* aufgestellt werden. — Brauchbare Register sind jedem Bande beygefügt.

Unser ehrwürdiger Vf. äussert die Besorgniss: man möchte diesem seinem Werke das Alter des Vfs. ansehen. Diess haben wir doch nirgends gefunden, ob wir gleich bekennen, dass die drey letzten Bände etwas eilfertiger gearbeitet zu seyn scheinen, als die *ersten*. Diess konnte aber kaum anders seyn, da er *in so* kurzer Zeit fünf starke Bände dem Druck übergab, um noch bey seinem Alter seine christliche Kirchengeschichte vollständig zu liefern; und diess muss auch billig zur Entschuldigung dienen, wenn man den noch zu erwartenden Bänden, wo einige der neuesten Geschichte ganz eigene Schwierigkeiten eintreten werden, Mangel an Vollständigkeit oder strengerer Wahl vorwerfen zu müssen glauben sollte. Es ist immer viel, sehr viel, was der Fleiss des vortrefflichen Vfs., seinem eingeschränkten Zwecke nach, *geleistet hat.*

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Prag, a. K. d. Vfs.: *Ueber die Bedeutung, Abwandlung und den Gebrauch der cechischen Zeitwörter*, mit 30 cechischen und teutschen Gesprächen und Erzählungen etc. Von *Franz Tomsa*. 1804. 224 S. 8.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Ueber die Veränderungen der cechischen Sprache*, nebst einer *cechischen Chrestomathie seit dem 13ten Jahrhundert bis jetzt*. Von *Franz Tomsa*. 1805. 263 S. 8.

Hr. *Tomsa*, der durch eine bessere böhm. Sprachlehre die elende Pohlische schon vor 23 Jahren entbehrlich gemacht hat, erwirbt sich durch diese Schriften ein neues Verdienst um die böhm. Literatur. So reich aber auch Nr. 1. an guten Bemerkungen ist, die man der genauen Bekanntschaft des Vfs. mit den ältern böhm. Schriftstellern verdankt, so sehr vermisst Rec. doch deutliche Darstellung und lichtvolle Anordnung darin. Wozu soll die vielfache Eintheilung der Zeitwörter S. 9—12. in *singularia*, *pura* und *mixta*; *durativa*, *prolongata*, *frequentativa* und *iterativa* dienen? Alle *Verba singularia* sind entweder *perfecta* oder *imperfecta*, wie die ältern Sprachlehrer sie nannten, d. i. bestimmte von einer kürzern Zeit ohne Währung, oder unbestimmte von einer längern Zeit, die übrigen sind *frequentativa*. Besser wäre es, die sechs Formen der Zeitwörter der Reihe nach aufzustellen, und ihre Bedeutungen in Rücksicht der bestimmten oder unbestimmten Zeit deutlich anzugeben, als alle Formen der Zeitwörter unter einander zu werfen. Unglücklich war die Anwendung der verschiedenen Bedeutung in Rücksicht der Zeit überhaupt auf die Präterita S. 14. Dadurch musste nothwendig nur Verwirrung entstehen, so gross auch das Bestreben des Vfs. seyn mochte, diese dunkle Lehre aufzuhellen. Hätte der Vf. selbst einen deutlichen Begriff vom Plusquamperfectum gehabt, unmöglich hätte er schreiben können: *psal sem byl* ist nicht mehr als *psal sem*. *Ich hatte geschrieben* ist gewiss mehr, als *ich habe geschrieben*. Matth. 18, 31. könnte für *co se bylo stalo* nicht stehen *co se stalo*, weil letzteres die vorher vergangene Zeit, *quod factum fuerat*, nicht so genau ausdrücken würde. Im gemeinen Leben verwechselt man wohl diese Zeiten, behilft sich aber doch, wenn es nöthig ist, mit Adverbien, um die frühere, eher vergangene Zeit anzuzeigen. Wer kann es billigen, wenn der Vf. die bestimmten Futura (*Fut. unitatis*) des Indicativs immer nur als *futura exacta* und ihre Infinitive als Präterita darstellt? *Pobudu* ohne Conjunction kann nicht heissen: *ich werde gewesen seyn*, und *wykopat* nicht durch *ausgegraben haben* übersetzt werden; sondern ersteres heisst: *ich werde seyn oder bleiben* (eine kurze Zeit), letzteres schlechtweg *ausgraben* (wenn es nur einmal geschieht). — Im *zweyten* Abschnitte S. 18—101., der von der Conjugation handelt, werden die Bedeutungen der Präpositionen und der daraus zusammengesetzten Zeitwörter sehr gut auseinandergesetzt. Für die erste Conjugation nahm Hr. *T.* nur ein einziges Muster (*mnu*) an. Er hätte drey annehmen sollen, wie er es bey der zweyten Conj. gethan hat, um die Ausnahmen zu verringern. Der Imperativ von *mecy* ist nicht *mecy* (S. 80.), sondern *met* ohne *i*, im Plur. *mecte*. — Im dritten Abschn. S. 101—144. erläutert er den Gebrauch der böhm. Zeitwörter, rügt hie und da die Latinismen älterer Schriftsteller, und zeigt endlich die Rection in einzelnen Beyspielen. Seine Gespräche sind gut böhmisch, besser als andere neuere, davon die letzten zwey aus den Gesprächen des Hn. *M. Dolz* genommen sind. S. 152. wird *striz*, Grundeis, Eisnadeln, männlich gebraucht. Es ist aber weiblichen Geschlechts. Die Gelegenheitsgedichte am Ende sind zwar gut gereimt und versificirt, sollten aber nicht Oden heissen, da ihnen Kraft, Schwung und Feuer fehlt.

Nr. 2. besteht aus einer Einleitung S. 9—67., und aus der Chrestomathie von 55 Stücken, worunter das erste aus dem 13ten, die drey folgenden aus dem 14ten, V—X aus dem 15ten, XI—XXXI aus dem 16ten, die zwey folgenden aus dem 17ten Jahrhunderte sind. Vom J. 1613. macht der Vf. einen Sprung bis zum J. 1723., den sich Rec. nicht zu erklären weiss. Hier hätten wohl gut gewählte Stellen aus *Comenii* und *Kadlinsky's* Schriften diese Lücke ausfüllen können. Wie es scheint, hat der Vf. auch Proben von schlechtem Böhmisch geben wollen; sonst würde er Nr. XXXVI und XXXVII. nicht aufgenommen haben. Diese und die weitern Auszüge aus neuern gedruckten Werken hätten, da sie jeder Liebhaber

haber der böhm. Sprache leicht haben kann, füglich wegbleiben können, und dafür mehrere Proben aus alten Gedichten, nämlich aus solchen, wie die Nr. II. sind, geliefert werden sollen. Hätte der Vf. bloss den Unterschied der böhm. Sprache in verschiedenen Epochen darstellen wollen: so wäre es zweckmässiger gewesen, unter den alten Text des *Solfernus* aus einer Handschrift (Nr. IX.) die Hajekische Umarbeitung zu stellen. So würde Rec. unter den ältesten Text der Bibel vom J. 1411. (Nr. V.) den Text der jüngern Handschrift (Nr. VI.), und unter den Text der Prager Bibel von 1488. (Nr. X.) sogleich die beträchtlichern Abweichungen der Bibelausgaben von 1506. (Nr. XII.), von 1529. (XIII.), von 1540. (XX.), von 1549. (XXIII.), von 1556. (XXV.), von 1579. (XXVI.), von 1613. (XXXIV), endlich von 1804. (LIII.) gesetzt haben. Bey einigen Stücken hätten die Verschiedenheiten in der Orthographie genauer bemerkt werden sollen: so hätte man doch wenigstens erfahren, wann und wo das punktirte *ě* für *ie*, *aú* für *ú* u. s. w. zuerst eingeführt worden. Rec. verkennt gewiss nicht den Werth der Bemerkungen über die Veränderung der böhm. Sprache in einzelnen Buchstaben und Wörtern, in den Biegungen, in der Wortfügung und Rechtschreibung, die die Einleitung ausmachen; findet aber mancherley daran zu rügen. Das Beyspiel (S. 12.): *swiat*, passt gar nicht dahin, weil die Böhmen die Welt nie anders nannten, als *swiet*, wie im Altslawonischen, Russischen. Nur der Pole spricht *swiat*. S. 15. *dlauho* soll aus *dolgo* entstanden seyn. Nicht doch, sondern beides entstand aus *dlgo* (*dlg* ohne Vocal). Der Böhme setzte ein *u* (*au*) nach *l*, der Russe ein *o* vor *l*, um die Aussprache zu mildern. S. 23. fehlt das böhm. Wort *draha*, womit das poln. *droga*, das russ. *dorega* verglichen werden soll. Zum Beweise, dass *weleti* im Altslawonischen *sagen* bedeute, werden S. 23. drey Stellen aus dem N. Test. vom J. 1771. angeführt. Allein dieses N. T. enthält nicht die altslawonische, sondern eine neue windische Uebersetzung. *Weleti* heisst im Altslaw. *wollen*. *Nagj* (S. 34.) ist nicht der Accusativ des Plurals, sondern der Genitiv des Duals. So ganz unnütz ist der seit einigen hundert Jahren fest bestimmte Unterschied zwischen *jich* und *jejich* nicht, wie der Vf. S. 34. glaubt. S. 36. passen die Beyspiele *naleze*, *poče*, *dosede* nicht zur Bestätigung der Regel. Denn diese Formen sind keine Futura, sondern einfache Praeterita der dritten Person, wie im Altslawonischen. Kommt ein *ch* hinzu: so erhält man die erste Person: *nalezech*; die zweyte Person war ehedem der dritten gleich, wie S. 39. aus alten böhmischen Bibeln gezeigt wird. S. 40. werden die Ausgänge *wa*, *wě* richtig für die erste Person des Duals erklärt; nur hätte noch bemerkt werden sollen, dass *wa* der männliche, *wie* aber der weibliche Ausgang sey. Das *i* des Infinitivs findet der Vf. zu schleppend S. 44. Sonderbar genug, dass er nicht vielmehr das *e* nach *em* in *budeme* u. s. w. schleppend fand, da es doch die Alten (S. 37.) schon häufig ausliessen. Welcher Redner würde *dat*, *stat* u. s. w. zwischen zwey einsylbigen Wörtern dem Infinitiv *dáti*, *státi* etc. vorziehen? Hier muss also der Wohlklang und Numerus entscheiden. Die Ordnung *mi se*, *mu se* erklärt er S. 44. für richtiger, als die üblichere *se mi*, *se mu* u. s. w. Sollten denn die Neuern gar kein Recht haben, von den Alten abzuweichen? So dürfte man denn das *i* des Infinitivs auch nicht weglassen. In *hauba tie* ist *tie* gewiss kein Accusativ S. 49., sondern der kürzere Genitiv für *tebe*. Dass der Vf. die einfachen Praeterita in der trojanischen Geschichte S. 51 – 54. wiederum für Praesentia und Futura angesehen, rührt wohl von dem Umstande her, dass die Böhmen das charakteristische *t* der dritten Person im Praesens nicht mehr haben. Im Altslawonischen ist *priide*, *sbode* das einfache Praeteritum, *priidet*, *sbodet* hingegen das Futurum. Es war also natürlich, dass die Böhmen die alten Praeterita durch die zusammengesetzten verdrängt haben. S. 39. führt der Vf. ein Beyspiel an, wo die zweyte Person *dawasse*, *pochowawasse* schon in der Prager Bibel von 1488. durch *dawal*, *pochowawal sy* umschrieben wird. Die dritte Person im Plural: *dawachu* etc. hat sich am längsten erhalten. Aber auch diese, so wie alle übrigen, erklärte schon im J. 1535. ein böhm. Sprachlehrer für veraltet.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Braunschweig*, b. Reichard: *Ueber Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit zum Religionskultus auf dem Lande.* Justizbeamten und Predigern zur weitern Beherzigung vorgelegt von *Friedr. Röver*, Prediger zu Klus und Dankelsheim im Braunschweigschen. 1804. 31 S. 8. (3 gr.) — Der Vf. will diese Mitwirkung der Obrigkeit gar nicht auf positive Gesetze und Anordnungen ausgedehnt wissen, woran er auch ganz Recht thut; sondern die Justizbeamten sollen dadurch zur Förderung des Religionscultus auf dem Lande beytragen, dass sie ihren Einfluss auf den Landmann, die Achtung und das Zutrauen, welches sie, wenn sie anders gerecht und billig sind, geniessen, zu jenem Zweck anwenden, und durch sanfte Erinnerungen und gelegentliche Ermunterungen, durch Beyspiel, Vorgang u. s. w. sich der guten Sache annehmen. Alles diess nun soll in Vereinigung mit dem Prediger geschehen; denn ist diess nicht der Fall, ist der Gerichtshalter ein Feind des Predigers, und wirkt dieser jenem öffentlich oder in der Stille entgegen: so möchte freylich nicht viel gethan werden können. — Doch der Vf. denkt sich für seinen Zweck und dessen Erreichung verständige Justizbeamte und gewissenhafte Prediger. Und dass diese gemeinschaftlich des Guten viel für Religiosität und Cultus wirken können, wird Niemand läugnen, wenn auch der Erfolg ihrer Anstrengung nicht durchaus der seyn sollte, den sich der Vf. verspricht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn: *Briefwechsel zwischen Christian Garve und Georg Joachim Zollikofer*, nebst einigen Briefen des erstern an andere Freunde. 1804. 1 Alph. 6 Bogen. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Briefwechsel zwischen *G.* und *Z.* besteht aus 94 Briefen, die beide vertraute Freunde 16 Jahre hindurch, von 1772 bis 1787. wechselten; vom J. 1784. an fehlen aber die Briefe des am 27. Jan. 1788. verstorbnen *Z. Garve* folgte ihm den 1. December 1798. Die Briefe von *G.* an *Z.* erhielten die Herausgeber, die Hrn. *Manso* und *Schneider* in Breslau, von ihrem Inhaber, Hn. D. *Kapp* in Leipzig, abgekürzt, wie sie im Publikum erscheinen sollten, und sie selbst fügten denselben die Antworten von *Z.*, die sich in ihren Händen befanden, bey. Von S. 395. folgen dann noch neun Briefe von *Garve* an den Geh. Rath *v. Thümmel*, den Dichter, die dieser den Herausg. mittheilte und noch zwey Briefe von *G.* an *Lavater*, worauf Anmerkungen und Erläuterungen einiger Stellen in *Gs.* Briefen den Beschluss machen.

Wenn man die hier gelieferten Briefe, ein schönes Seitenstück zu denen an *Weisse* und andre Freunde, auch nur als Muster des guten Geschmacks und der guten Schreibart in Briefen, für junge Leute, die sich den Studien widmen, betrachtet: so werden sie schon von grossem Nutzen seyn. Sie sind correct, leicht, urban und gefällig, voll mannichfaltiger Wendungen in den Aeusserungen der Freundschaft, der Theilnahme und des Wohlwollens. Aber auch dem Menschenkenner, dem Literator und Philosophen gewähren sie nicht selten ein noch höheres Interesse, durch manche helle Ansicht, manche treffende Urtheile und feine Bemerkungen über merkwürdige Menschen, Schriften und Ereignisse der Zeit, in welcher sie geschrieben sind, und durch die offenen und lebendigen Darstellungen der Ueberzeugungen, Denk- und Empfindungsweise ihrer würdigen Vff. Der Hauptgegenstand der Briefe sind die Nachrichten, welche sich Briefsteller von ihrem Befinden, von ihren freundschaftlichen Gesinnungen, von ihren Unternehmungen, ihrem Zustande und ihrer Art zu seyn geben; das Literarische, Philosophische und das, was andere, ihre Persönlichkeit nicht unmittelbar angehende, Gegenstände betrifft, ist nur als Zugabe anzusehen. Die Briefe von *G.* tragen fast vom Anfange bis zum Ende die Farbe der Hypochondrie an sich und sind voll von Klagen über seine Schwäche, Erschlaffung und Reizbarkeit, ob man gleich in ihnen nirgend eine Spur von Schwäche findet; selbst da, wo nicht von wissenschaftlichen und philosophischen Gegenständen die Rede ist, in Aeusserungen seiner freundschaftlichen Gesinnungen, in Erzählungen, Schilderungen, sind seine Perioden durchdacht, ästhetisch geformt und verrathen dem Kenner, bey allem Anschein von Natur, doch eine Kunst, die ihrem Urheber, eben um jene Natur hervorzubringen, ungemeine Anstrengung gekostet haben muss. *Zollikofer*, auch schwächlich und hypochondrisch, scheint doch hierin eine grössere Herrschaft über sich selbst gehabt zu haben; seine Briefe haben einen froheren, leichtern und muthigern Ton, man geräth bey ihnen gar nicht auf den Gedanken, dass sie ihm Mühe und Anstrengung gekostet haben; da hingegen die von *G.* mehr die Arbeit eines Schriftstellers für die Welt, als die freye, ungezwungene Unterhaltung eines Freundes mit dem Freunde darbieten. Wenn man auch nur diese *Garveschen* fast stets in einem kranken Zustande geschriebenen Briefe liest, so wird man verleitet zu glauben, dass dieser Zustand, wenigstens zuweilen, mehr eingebildet als wirklich war; und da sich *G.* an einigen Stellen selbst der Eitelkeit zeihet, so geräth man dadurch ganz unwillkürlich auf den Gedanken, ob es nicht vielleicht auch eine kleine Eitelkeit von ihm war, kränker zu scheinen, als er sich fühlte. Wir sind weit entfernt, diess für wahr zu halten; aber es ist doch schwer zu begreifen, wie man so krank und schwach an Körper und Geist seyn, und doch zugleich so gründlich, gewandt und schön schreiben kann, wie es hier und in andern Schriften *Gs.* der Fall ist. Besonders schwächlich fühlte sich *G.*, wenn er andern gegenüber stand, von welchen er glaubte, dass sie ihn, wo nicht an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, doch an Witz und Talenten des geselligen Umgangs überlegen wären. Sehr charakteristisch in dieser Hinsicht ist wenigstens das, was er S. 27 ff. schreibt: „Eitelkeit, ja Eitelkeit ist es, die mich verfolgt, die mich auch bis in die Briefe an meine Freunde und bis in die Unterredungen mit meiner Mutter verfolgt. Schon dreymal habe ich das Stück Brief durchgelesen, und habe mich gefragt: ist es auch gut geschrieben? — Ich sehe wohl, wie das Ding ist. Ich will immer Versuche machen, um zu erfahren, ob ich auch durch meine Krankheit so viel verloren habe, als ich mir zuweilen einbilde. (Das wäre aber im Grunde noch keine Eitelkeit!) Das wankende Urtheil, das ich über mich selbst fälle, macht mich jetzt fast begieriger nach dem *günstigen* Urtheil anderer." Und nun erzählt er von seinem Zu-

Zustande in einer ausgesuchten Tischgesellschaft bey dem bekannten Domprobst *Bastiani* in Breslau. „Unter solchen Leuten erschien ich mit einem höchst schwachen Kopfe. Denn gerade schickt mein guter Schutzgeist, der mich demüthigen, oder vielmehr zu der rechten, vernünftigen und gesetzten Fassung bringen will, dann mir die gröfste Schwäche zu, wenn ich unter andern und vorzüglich unter Fremden erscheine. — Ich sah, dafs sie eben nicht die schlechteste Meinung von mir hatten, und doch war ich sehr unzufrieden mit der, welche ich zu verdienen glaubte. Wie würdest du, dacht' ich zuweilen, unter diesen Leuten *geschienen* haben, wenn dein Kopf stark und deine Nerven gespannt gewesen wären. Du würdest eine Superiorität über sie haben behaupten können, da sie jetzt höchstens — aber was brauche ich das weiter auszuführen? Der Fall kömmt hundertmal vor, und ich sehe jetzt wieder recht deutlich, dafs, wenn Leib und Seele gesund sind, wie sie seyn sollen, solche Gedanken weniger entstehen; dafs sie also eben defswegen fehlerhaft sind, weil sie aus einem unvollkommnen Zustand der Menschheit herrühren." Wir begreifen gar wohl, wie man, ungeachtet des Gefühls von Schwäche, unter Fremden und Bekannten noch zu scheinen und hervorzustechen wünschen kann; aber diese Sucht zu scheinen ist doch weniger die Folge unserer körperlichen und Geistesschwäche, als unseres Willens. Wer bey dem Gefühl eines höchst schwachen Kopfs noch scheinen und glänzen will, verfehlt natürlich seinen Zweck; ohne jene Sucht hilft oft die gesellschaftliche Unterhaltung dem Kopfe wieder auf und giebt dem gelähmten Geiste neue Schwungkraft. Die Verläugnung unserer Natur und die Uebertreibung unserer Ansprüche an sie und an den Beyfall anderer, die man auch bey einem kränklichen Zustande des Körpers vermeiden kann, verderben die Lage, in der wir uns andern gegen über befinden, die sich auch geltend zu machen wissen, eher, als dafs sie solche verbessern sollten. Ueberhaupt hätte *G.* über diesen Punkt sich wohl etwas Treffenderes und Richtigeres sagen können. *Zoll.* und andere Leipziger Freunde *Gs.* hielten diesen auch wirklich für stärker, als er selbst zu seyn glaubte. „Sind Sie, schreibt *Z.*, mit diesem Urtheile nicht zufrieden, so müssen Sie künftig schlechtere Briefe schreiben. Wir finden Ihre Briefe so gut, wir finden so viele richtige, starke, wohl ausgedrückte Gedanken darin, dafs wir zuweilen ganz vergessen, dafs sie ein Kranker geschrieben hat." — Wenn *Gs.* Briefe reicher an Gedanken, Raisonnements und Bemerkungen sind: so sind dagegen die des liebenswürdigen *Z.* freundlicher, tröstender und voller Beweise seines unbefangenen Gemüths und seiner echt frommen Fassung; ohne den Verstand unbeschäftiget zu lassen, reden sie mehr an das Herz, und auch da, wo eine trübere Stimmung in ihnen herrscht, sind sie nicht ohne Anmuth und Sanftheit. Uebrigens erwecken *Gs.* Briefe, so wie seine andern Schriften, das Bedauern, dafs ein so vorzüglicher Kopf durch wirkliche und auch wohl mit unter nur eingebildete Kränklichkeit abgehalten wurde, sich seinem Lieblingsfache, der Philosophie, in einem gröfseren Umfange, nach einem sicher entworfenen Plane, und auch der kritischen ein mehr als oberflächliches Studium zu widmen. In literarischer Rücksicht verdienen folgende Urtheile und Nachrichten ausgezeichnet zu werden. Auf *Zs.* Empfehlung las *G.* die Briefe der *Pompadour* und fand sie schön, leicht, aus dem Herzen geschrieben, ohne alle Ansprüche und doch nicht leer. *D'Alemberts* Brief habe schon einen ganz andern Charakter; man sehe gleich den Gelehrten von Profession. Der Mann sey in allen seinen Schriften ein wenig schwerfällig, und man werde es, wenn man, wie er, tief denkend, stolz und eitel sey. „Wer leicht und gut schreiben will, fügt *G.* hinzu, sorge dafür, dafs er lerne und denke, so viel er kann, und dann diefs auskrame, ohne sich darum zu bekümmern, wie es geräth. Er bleibt doch einmal so, wie er ist. Also sich nur erst gut gemacht; und dann sich gezeigt, wie man ist. So mache ich es gegen sie, und bemühe mich, es gegen alle Welt zu thun. Aber ich bemühe mich noch, und das bringt schon zuweilen etwas Affectation in mein Betragen." Von *Z.* erfährt man, dafs ihm von der Uebersetzung der *Sulzerschen Abhandlungen* das meiste angehöre. Beyfälliges Urtheil von *Bahrdts* Uebersetzung des N. T. Er übernimmt die verdriefsliche Arbeit, die Handschrift von *Lavaters Tagebuch* und *Toblers Schriften* zu corrigiren, zu berichtigen und zu verdeutschen. Von den Vorzügen des Geschäftslebens schreibt *Z.* sehr richtig: „Ich habe diesen Sommer den Grafen *Lynar*, ehemaligen dänischen Staatsminister, kennen lernen, und da ist mir die Idee wieder sehr lebhaft geworden, dafs ein geschäftiges Leben in einem erhabenen Stande (warum nicht auch in untergeordnetern?) die Seelenkräfte des Menschen weit besser entwickelt, und ihn selbst bey mittelmäfsigen Gaben zu einem weit höheren Grade der physischen und moralischen Vollkommenheit führen kann, als er bey weit gröfsern Gaben auf seiner Studierstube würde erreicht haben." (Versteht sich, dafs der Geschäftsmann die Kenntnisse, die zu seinem Stande und Berufe gehören, in ihrem ganzen Umfange wisse und in der allgemeinen Aufklärung mit fortschreite. Aber dem eigentlichen Gelehrten aller Facultäten ist die Berichtigung, Begründung und Erweiterung seiner Wissenschaft insbesondere vorbehalten; und wer sich nicht dazu berufen oder stark genug fühlt, sollte zeitig einen andern Stand in dem sogenannten Geschäftsleben wählen). S. 102. eben desselben sehr interessante Charakter-Schilderung von *Diderot*. Folgende artige Bemerkungen *Gs.* S. 114. sind wohl nicht ohne Grund: „Der Hunger und die Liebe sind die zwey vornehmsten körperlichen Empfindungen, die Begierden erregen. Wo eins fehlt oder nicht lebhaft genug ist, da herrscht das andere zum Nachtheil. Ein verliebter Mensch, eine wollüstige Nation, ist selten unmäfsig im Essen. Ein rechter Esser und Trinker ist selten verliebt. Der, bey welchem diese beiden Sinne ganz herrschend werden, wird grob, viehisch, liederlich und dumm. Bey welchem

chem beide einander das Gleichgewicht halten, bey dem entsteht eine gewisse ruhige Disposition, wo die andern Sinne besser wirken und gehört werden u. s. w." S. 129. erfährt man, dass Z. der Uebersetzer von *Brydone's Reise durch Sicilien und Malta* ist. S. 139 ff. über den stolzen und päpstischen Ton in *Basedow's* Ankündigung seines *neuen Elementarwerks*. Ganz klar und bestimmt ist es nicht, was G. bey dieser Gelegenheit von der Philosophie sagt: „sie ist gerade die Wissenschaft, die, wenn sie bleiben soll, was sie ist, mit den Menschen, die sie lernen, fort und zurückgehen, und alle die Wendungen und Krümmungen nehmen muss, die der Charakter und die Geistesfähigkeit eines jeden nimmt. Also muss sie bey dem speculativen Denker abstractere Theorie, bey dem Beobachter subtilere Erfahrung, bey dem *man of plain sense* richtige und gesunde Gedanken hervorbringen." Wenn die Philosophie alle Wendungen und Krümmungen des Charakters und der Geistesfähigkeit eines jeden, der sich ihr widmet, annehmen muss: so dürfte wohl die *Basedowsche*, wegen ihrer Eigenheiten, den Tadel nicht verdienen, mit welchem sie G. belegt. Wir dächten, nach jener Behauptung müsste eine Philosophie um so vorzüglicher seyn, je mehr sie den individuellen Charakter ihres Urhebers an sich trüge. Auch *Lavaters* Philosophie und jede andere ihr ähnliche, auch noch so phantastische, müsste bestehen, da sie die Wendungen und Krümmungen seines Charakters und Geistes so deutlich ausspricht. Das Wahre ist: *es giebt eine Methode* zu Philosophiren und Gegenstände der eigentlichen, d. i. der reinen Philosophie, die unveränderlich sind, und an die sich jeder halten muss, der sich mit Philosophie beschäftiget; das Gewand, in das er sie kleidet, mag seinen individuellen Charakter tragen, wenn es nur nicht entstellt oder erdrückt. S. 75 ff. Gs. enthusiastisches Lob der *Leiden des jungen Werthers*. Z. übersetzte die *Conversations d'Emilie* mit kleinen Veränderungen, besonders darin, dass er an die Stelle der *Natur* den *Schöpfer* setzte. — Vom Pater *Gaßner*; Philanthropin in Dessau. Urtheile über *Lavater*. Z. corrigirt und berichtiget *Schillers Uebersetzung von Robertsons Geschichte von Altgriechenland*. Mehreres die *Garvesche* Verdeutschung und Bearbeitung von *Cicero's Abh. von den Pflichten* betreffend. S. 285. sind die Schilderungen Gs. von Weimar, Gotha, Cassel und Göttingen interessant. Mit Recht wundert sich Z., bey *Weimar* nichts von *Wieland*, *Göthe* und *Herder* gesagt zu finden. S. 310 ff. Gs. Urtheil über *Rousseau's Briefe*, *Rousseaus Juge de Jean Jacques* und *Confessions*, über *Jacobi's etwas das Lessing gesagt hat* und über *Müllers Reisen der Päpste*. Von des letztern Schreibart sagt G.: „sie ist doch nicht die wahre, gute historische; es sind zum Theil Räthsel." S. 328. ein verbindlicher Brief *Friedrichs* II. an G., seine Uebersetzung des Cicero von den Pflichten betreffend. Unter den übrigen wegen dieses Gegenstandes an G. eingelaufenen Briefen, nennt er, ausser dem von *Lavater*, auch einen von dem damaligen Hn. Statthalter *von Dahlberg*, jetzigen Fürsten Primas des rheinisсen Bundes,

wegen seines bestimmten Urtheils über diese A[...] und einen von dem verstorbenen Herzog *Ern[...] S. Gotha*, wegen des Tons einer darin herrsche[...] aufrichtigen Zuneigung und Achtung. Wir wü[...]ten, dass auch diese zwey Briefe mitgetheilt wo[...] wären, im Fall sie noch vorhanden sind, beso[...] der letztere, da nach dem letzten Willen des gele[...] und dabey so bescheidenen Herzogs, dessen hint[...]sene Handschriften vernichtet werden mussten, nur sehr wenige schriftliche Denkmale seines G[...] bekannt geworden sind. Im J. 1784. liess der F[...] *Garven* rufen und gab ihm für seine Uebersetzun[...] Geschenk von 300 Rthlrn. Aller Beyfall, sagt G. er mir giebt, geht auf die Uebersetzung; von m[...] eigenen Gedanken nimmt er keine Notiz u. [...] Ueber *Lavater*, *Mesmer*, *Mendelssohn* und *J*[...] auch etwas, obgleich nur sehr Weniges und Unb[...]digendes über *Kants* Moralprincip. G. hält *Ja*[...] Vorgeben, den Glauben an eine Offenbarung ein[...]fen zu wollen, indem er den Atheismus durc[...] Vernunft zu beweisen suche, nicht für Ernst, so[...] für ein blosses Blendwerk, das er seinen Lesern[...]che. Dessen ungeachtet sey es seltsam, dass auch e[...] einem Theil der Freymaurer zusammenhänge; [...] auch sein Buch bey Löwen in Breslau, einem ei[...] Anhänger der religiösen Freymaurerey, verleg[...] Wenn *J.* bey jenem Einfall ein Freymaurer ist, [...] das doch weniger seltsam, als sein Einfall selbst, der Glaube an eine Offenbarung darum nothw[...] sey, weil die Vernunft selbst in ihrer Speculatio[...] den Atheismus führe. Der Einfall ist wirklich fromm, und passt zur sogenannten frommen, [...] vielmehr religiös schwärmerischen Freymaurere[...] sie unter *Wöllner* blühte, so gut wie zum obscu[...]den, gleich viel Catholicismus oder Protestanti[...] der keine Autorität der Vernunft, sondern nu[...]des, so Gott will, geoffenbarten Kirchen[...]bens anerkennt. Mit Missvergnügen haben [...] eine Stelle S. 389. gelesen. G. erregt näm[...]gegen die *Kantische* Philosophie den Verd[...] dass sie die atheistischen Grundsätze, die ihm [...] den jungen Philosophen Raum zu gewinnen schi[...] begünstiget haben möchte. Die Gründe, mein[...] mit welchen *Kant* vernichte, wären leichter ein[...]hen, als die, mit welchen er wieder aufbaue u. [...] Aber sind denn jene Gründe andere, als die G. für unstatthaft hält? Wer wäre denn der, welch[...] die Stelle dieser mangelhaften Gründe, kräfti[...] unumstösslichere und jedem gesunden Verstande [...]leuchtendere gesetzt hätte? und was für Gründe[...] Glaubens an Gott und Unsterblichkeit gäbe es [...] die wahrer und fasslicher wären, als die von *Kan*[...] gestellten? Rec. kennt dergleichen nicht, auch k[...] die G. gelehrt hätte. Und wie konnte dieser die[...]nichtung von Gründen tadeln, die er selbst ver[...] und deren Unhaltbarkeit, bey dem Mangel der [...]haltbaren praktischen von *Kant* entdeckten, ge[...] den Unglauben befördern half? Aus den Briefe[...] den Geh. R. *v. Thümmel* gedenken wir nur der N[...]richten von dem Cheval. *de Boufflers*, den G. in A[...]

burg im Hause des geistvollen gothaischen Ministers *von Thümmel*, dem Bruder des Dichters, im J. 1792. kennen lernte; seines Urtheils über *Aenesidemus*, das der liebenswürdige Prinz *August* von S. Gotha, Bruder des verstorbenen Herzogs, von ihm zu hören wünschte; seiner Meinung über die Declaration des *Prinzen von Coburg* an die französische Nation, von *Dumourier* und der damaligen Regierung in Frankreich; seines Urtheils über *Weishaupts* Art zu philosophiren und dessen Vorhaben, die Unsterblichkeit der Seele unumstösslich zu beweisen; über *Gotters Vasthi* und *Esther* und *Göthens* Meisters Lehrjahre. In den zwey Briefen an *Lavater* aus den Jahren 1784. und 1785. werden die Begriffe vom sittlichen Gefühl und vom Gewissen, und ihr Unterschied gut entwikkelt, und diesem sonst noch mancherley Nützliches und Wahres über seine Art zu raisonniren und sich auszudrücken, durch Beleuchtung mehrerer unverständlicher Stellen in seinen Schriften, auf eine sehr humane Art gesagt. *Lavaters* Manier zu denken und zu schreiben war aber wohl damals schon zu fest gewurzelt, als dass diese wohlgemeinten Erinnerungen eine Aenderung in der Richtung des Gedankenganges dieses Mannes noch hätten bewirken können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Kopenhagen, gedr. b. Schulz: *Hospitalet.* Et Lystspil i fem Akter, (*Das Hospital.* Ein Lustspiel in *fünf* Akten,) af *Levin Christian Sander*, Prof. i Pädagogiken. 1805. 128 S. 8. (8 gr.)

Je seltener die Originalarbeiten für das dänische Theater sind: mit desto grösserm Interesse nahm Rec. dieses Lustspiel zur Hand. Er muss aber bekennen, dass es ihn nicht ganz befriedigt hat. Zwar ist die Einkleidung gefällig, der Dialog natürlich, die Handlung abwechselnd, und die Charaktere der handelnden Hauptpersonen sind, wenn gleich zum Theil fehlerhaft entworfen, doch meist wohl gehalten; auch ist die Sprache durchgängig so rein und der Ausdruck so gewandt, dass wohl schwerlich Ein Leser in dem Vf. einen gebornen Deutschen erkennen wird; dem Plan des Ganzen aber fehlt es an Einheit, Natürlichkeit und Interesse. Den Namen *Hospital* führt das Lustspiel aus dem einzigen Grunde, weil das Schloss, in welches die meisten Scenen verlegt sind, von dessen Besitzer, der sichs zum Gesetze gemacht hat, den Menschen, welche in seine Nähe kommen, so viel, wie möglich, wohlzuthun und Freude zu machen, die uneigentliche Benennung *Hospital* erhalten hat. Aus den beiden als Vorrede vorgesetzten Motto's sieht man, dass es die Absicht des Vfs. war, zweyen Thorheiten unserer Zeit, dem Hange zur mystischen Philosophie, und dem Geschmacke an Räuberromanen entgegen zu wirken. Aber das ist auf eine Art geschehn, dass sich Rec. keinen grossen Erfolg davon verspricht. Der aufgeführte Naturphilosoph benimmt sich viel zu ungeschickt, albern und abgeschmackt, als dass sich in dem ganzen dänischen Publikum, wo ohnehin jene Philosophen noch ganz unbekannt sind, auch nur Ein Original zu dieser Carrikaturkopie finden möchte; auch enthält das Stück nichts, woraus man sehn könnte, wie und wodurch dieser Thor von seiner Thorheit gründlich und dauerhaft wäre geheilt worden. Dieses letzten Fehlers hat sich nun zwar der Vf. in der Darstellung des Obersten *Juel Tordenörn*, eines durch das Lesen von Räuberromanen verschrobenen Kopfes, der vielmehr für seine Thorheit arg genug geängstigt und gezüchtigt wird, nicht schuldig gemacht; auch möchten sich im dänischen Publikum Menschen genug finden, denen die Räuberromane die Köpfe verrückt haben. Gleichwohl ist es ein so verunglückter Gedanke und eine so unnatürliche Erfindung, hier einen sonst sehr besonnenen und wohldenkenden Mann aufzuführen, den bloss eine übelgewählte Lectüre dazu verleitet haben soll, eine Truppe Komödianten, allein, um sich einen Spass zu machen, zu überfallen und zu plündern: dass auch diese Darstellung schwerlich das allergeringste dazu beytragen wird, den Räuberromanen ihren grossen Credit zu entreissen. Kurz: Rec. der das Hospital freylich nur im Druck, nicht auf dem Theater, gesehn hat, kann sich davon, nach seiner Ueberzeugung, keine grosse Wirkung versprechen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Nürnberg*, b. Lechner: *Freymüthiges Schreiben an die S. P. T. Herren Friedrich von Kress und Kaufmann Cremer, die von ihnen an Nürnbergs Bürger erlasene Einladung zu Beyträgen zu Luthers Denkmahl betreffend.* 1805. 1 Bog. (1 gr.) — Der anonyme, als ein Nürnberger Patriot unterzeichnete, Vf. wiederholt in diesem unbedeutenden Schreiben manches von dem, was von andern das Unternehmen der Mannsfeldischen Gesellschaft verkennenden Antagonisten desselben schon oft gesagt ist, und zwar in einer platten Manier. Darin mag er aber Recht haben, dass Nürnberg in der jetzigen traurigen Lage, der Hülfsbedürftigen viele hat, und also die Wohlhabendern unter den Bürgern ihr Geld für diesen Augenblick zu wohlthätigern Zwecken verwenden können, als zu dem Zweck des obigen Unternehmens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Januar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Münster u. Leipzig, b. Waldeck: *Zwo Schriften des heiligen Augustinus von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche.* Mit Beylagen und Anmerkungen von *Friedrich Leopold*, Gr. zu *Stolberg*. 1803. 351 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Hinter dem Namen des Vfs. auf dem Titel steht noch das signalisirende Motto: *Christianus mihi nomen est; catholicus vero cognomen*, welches wahrscheinlich auf den Uebergang des Hn. Grafen aus der protestantischen Kirche zur katholischen hindeuten soll, der aber auch sonst schon bekannt genug ist. Uebersieht man das Ganze dieser Schrift mit einem Totalblicke: so bleibt sie immer eine sehr merkwürdige Erscheinung unserer Zeit: denn sie beurkundet auf der einen Seite den grossen Hang ihres Vfs. zum crassesten Mysticismus, und auf der andern seine intolerante Zelotypie für die katholische Kirche und gegen die protestantische neuere Theologie. Die letzte offenbart sich besonders in den Anmerkungen, welche die Hauptsache zu seyn scheinen, wozu die Uebersetzung nur als Mittel gebraucht ist. Es ist in der Erfahrung gegründet, dass der Eifer eines Proselyten der feurigste zu seyn pflegt, und er läfst sich aus der Psychologie auch sehr leicht erklären. Man braucht sich also hier eben nicht darüber zu verwundern, da diese Schrift nicht lange nach dem Uebergange des Hn. Grafen zur katholischen Kirche erschienen ist; aber es läfst sich auch schon mit psychologischer Wahrscheinlichkeit erwarten, dass der erste Feuereifer jetzt bereits verraucht ist, weshalb Rec. die harten Aeusserungen gegen die protestantische Kirche und einzelne Schriftsteller derselben nicht streng rügen will, wenn er gleich einiges davon zur Probe anführen muss, nachdem er zuvor die ganze Einrichtung dieses Buchs angegeben, und die Uebersetzungen kurz charakterisirt haben wird. Zuerst sind die beiden Schriften *Augustin's de vera religione* und *de moribus ecclesiae catholicae* (beide vorzüglich gegen die Manichäer gerichtet) übersetzt. Alsdann folgen die Anmerkungen des Hn. Grafen mit den Anmerkungen einer französischen Uebersetzung, welche bey der ersten Schrift benutzt ist. Den Schluss machen zwey Beylagen: 1) ein schöner Excurs des Hn. Grafen über eine Stelle Augustins, wo er vom Sokrates und der Platonischen Philosophie redet; 2) eine Uebersetzung der kleinen Schrift des *Hugo von St. Victor: Vom Wesen der Zuneigung und der Liebe.* Wer die Schriften Augustins aus eigener Lectüre kennt, weiss, dass das Verständniss derselben nicht leicht, und eine Uebersetzung derselben noch schwerer ist. Wenn gleich *Augustin* kein *Tertullian* ist: so herrscht doch auch in seinen Schriften eine wilde afrikanische Phantasie, und ein schwerfälliger afrikanischer Stil. Es bleibt daher fast unmöglich, sie wörtlich zu übersetzen, und man muss gewöhnlich nur den Sinn auszudrücken suchen, wenn die Uebersetzung verständlich seyn soll. Da ferner der gröfste Theil der Augustinschen Schriften polemischen Inhalts ist: so bedarf es einer grossen patristischen Gelehrsamkeit, um sie richtig zu verstehen; weil man die Grundsätze der Gegner genau kennen muss, um den Sinn der Bestreitungen und Anspielungen richtig aufzufassen. Hieraus ergiebt es sich nun schon an und für sich, dass der Hr. Graf bey dieser Uebersetzung mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und dass es eben kein Wunder ist, wenn Er sie nicht alle überwinden konnte. Bald ist zu wörtlich, bald zu paraphrastisch übersetzt, und der Sinn häufig ganz verfehlt, wodurch die Uebersetzung bisweilen völlig unverständlich wird, z. B. S. 148.: „Zu verehren *das Wort*, durch welches alle Dinge nach ihrem Wesen und Beschaffenheiten gemacht worden, *und die Gabe seiner Milde, durch welche gefiel, und seinem Urheber, daß es nicht umkäme, versöhnt ward, was von ihm durch das Wort gemacht worden.*" Wer vermag die cursiv gedruckten Worte zu verstehen? Für den Kenner ist das Original deutlich genug; aber man muss wissen, dass *Augustin* unter *donum benignitatis Dei den heiligen Geist* versteht, und dass hier von der Verehrung des Vaters, Sohnes und Geistes die Rede ist. Alsdann werden sich die Worte: *et donum benignitatis ejus, quo placuit et conciliatum est auctori suo, ut non interiret, quicquid ab eo per verbum factum est* — wenigstens dem Sinne nach, deutlich genug übersetzen lassen. Sollten also diese Schriften übersetzt werden (wovon Rec. zwar keinen Nutzen absieht, da dasjenige, was damals gegen die Manichäer gesagt wurde, jetzt keine Anwendung mehr findet): so würde der Hr. Gr. durch eine Einleitung, worin die Veranlassung zu denselben, die Hauptpunkte ihres Inhalts, und besonders das manichäische System gehörig entwickelt wären, dem Verständnisse für sich selbst und für seine Leser sehr zu Hülfe gekommen seyn. Da diess aber nicht geschehen ist: so werden diese Schriften in der gegenwärtigen Uebersetzung den meisten Lesern unverständlich bleiben, welche bey schwierigen Stellen das Original nicht vergleichen können, und nicht die nöthige patristische Gelehrsamkeit mit hinzu bringen, um sich die einzelnen Behauptungen erklären zu können. Die Anmerkun-

kungen der französischen Uebersetzung sind dazu nicht hinreichend: denn man sieht daraus, dass der Vf. derselben das manichäische System selbst nicht recht verstanden hat. Er muss also wohl aus einem Zeitalter seyn, wo die bessern Untersuchungen über dieses System noch nicht ergangen waren. Die Schrift des *Hugo von St. Victor* (welche sich gewöhnlich unter den Schriften *Augustins* befindet) ist dagegen fliesender und deutlicher; allein die Lesung derselben wird durch die geschrobenen scholastischen Spitzfindigkeiten und Antithesen, so wie durch den überall durchscheinenden Mysticismus, durchaus widerlich. Ohne zu suchen, wählt Rec die erste beste Probe, woraus man auf das Ganze schliessen kann; S. 218.: „Wohlgeordnet nimmt die Liebe ihren Lauf *aus* Gott, und *mit* Gott und *zu* Gott. *Aus* Gott läuft sie, wenn sie von ihm das *empfähet* [*alias* empfängt; aber der Uebersetzer liebt die Archaismen und Solöcismen in der deutschen Sprache], womit sie ihn liebt. *Mit* Gott läuft sie, wenn sie seinem Willen in nichts zuwider ist. *Zu* Gott läuft sie, *wenn sie in ihm zu ruhen begehrt.*" — S. 220.: „Das ist also unsres Herzens wahre Ruhe, *wenn es durch Verlangen in die Liebe zu Gott versenkt wird, fürder nichts begehrt, sondern an dem, was es hat, in seliger Sicherheit ergötzt wird*" u. s. w. Rec. zweifelt, dass es zu unserer Zeit noch Viele unter den gebildeten Klassen giebt, welche an solchen mystischen Tändeleyen Vergnügen finden. Schwerlich wird der Hr. Graf auf diesem *invita Minerva* betretenen Wege weiter fortfahren, da er für ihn nur mit Dornen bestreuet ist, sondern wird lieber zur Klassik zurückkehren, wo er Palmen sammeln kann. Sollte ihm aber seine jetzige religiöse Stimmung Uebersetzungen aus den Kirchenvätern zum Bedürfniss machen: so würde Rec. rathen, dass er sich an einen sachverständigen Freund wendete, damit dieser ihm bessere Stücke aus dem *Lactantius*, *Ambrosius* u. a. aussuchte, als die gegenwärtigen sind, die sehr wohl unübersetzt hätten bleiben können. — Nun noch etwas von der intoleranten Ereiferung gegen die protestantischen Theologen in den Anmerkungen. Dass der Uebergang des Hn. Grafen zur katholischen Kirche nicht ohne Sensation in der protestantischen Kirche bleiben, und dass sich manche protestantische Schriftsteller darüber äussern würden, liess sich schon erwarten. Am meisten war man begierig, was der Hr. Graf auf den Brief *Lavater's* und das treffliche Gedicht seines Freundes *Voss* über seinen Uebertritt erwiedern würde. Hier findet man aber dagegen nirgend etwas gesagt; wohl aber kämpft der Vf. in den Anmerkungen gegen die Berliner Monatsschrift, gegen den Protestantismus, und gegen die neuern protestantischen Theologen überhaupt. Rec. muss sich hier mit der Anführung einer einzigen Stelle begnügen, die aber auch schon hinreichen wird. Ein Ungenannter hatte in der Berliner Monatsschrift gesagt, dass *die Infallibilität des Papstes* ein Glaubensartikel der katholischen Kirche sey. Diess läugnet der Hr. Graf sehr eifrig, ohne zu bedenken, dass er nach den römischen Grundsätzen ketzerisch denkt, indem er dieses läugnet. „Aber, setzt der Hr. Graf S. 349. hinzu, diese *durchaus unwahre Beschuldigung* darf uns nicht befremden, wenn sie aus dem Munde eines Mannes kommt, der sich nicht entblödet, den *verfluchten* Grundsatz: dass die Mittel zu gut geglaubten Zwecken gleichgültig seyn, der katholischen Kirche aufzubürden. Welche Lästerung unserer Religion! welche Verläumdung Aller, die sich zu ihr bekennen! Was soll man von dem Menschen sagen, der sich dieser Lüge erkühnen darf? — — Ausser dem Illuminatenorden hat es noch keine Gesellschaft gegeben, welche diesen alle Gesellschaft zerstörenden Grundsatz behaupten wollte. Er ist *der* Gesellschaft allein eigen, deren ganzer Zweck es ist, alle Gesellschaften zu stürzen; deren dauernde Bemühung alle Gesellschaften zu untergraben strebt. Im Munde dieser Leute ist indessen dieser Satz auch in so fern heuchlerisch, als sie selbst den Zweck, *welchen sie auch durch Gift und durch Greuel befördern wollen*, deren Erwähnung Zucht und Scham mir hier nicht gestatten, nicht für gut ansehen können. Denn wer wird aus Liebe zum Guten für Anarchie und Atheismus arbeiten? Jener Satz, wiewohl heuchlerisch im Munde der Illuminaten, ist an sich so ruchlos und so abscheulich, dass ich sogar *gewisse Männer* nicht beschuldigen möchte, ihn anzunehmen, selbst dann nicht, wenn ich sehe, *dass sie mit ununterbrochener Verletzung ihres Gewissens bald Lehren, zu denen sie sich bekennen, arglistig untergraben, bald dreister grade zu sie angreifen — Lehren, zu deren Aufrechthaltung und Verbreitung sie gleichwohl beym Antritte ihres Lehramtes eidlich sich verpflichten.*" Wozu diese auffallende Ereiferung, da es ja bekannt ist, dass die katholische Kirche bey *ihrem Compelle intrare* und ihren Blutgerichten der Irrenden jenen Grundsatz praktisch befolgt; und wozu die Zusammenstellung der Illuminaten mit den neuern Theologen, die in der letzten empörenden Schilderung bey aller ihrer Unkenntlichkeit, doch eigentlich gemeynt sind? Der Hr. Graf spricht an einer andern Stelle S. 344. von einem Geiste der Liebe, der die wahren Katholiken beseele. Rec. bezweifelt dieses nicht bey dem bessern Theile, und kann es nur bedauern, dass sich unser neue Proselyt in dieser Schrift wenigstens noch nicht dazu erhoben hat. Wenn die wahren Katholiken nach jenem Geiste der Liebe Anstand nehmen „Jemanden einen Ketzer zu nennen" so werden sie sich wohl hüten, eine ganze Klasse von Gelehrten einer ununterbrochenen Gewissenlosigkeit, der Arglist und des Meineides zu beschuldigen, da sie ohnediess wissen, dass die Schande solcher unerwiesenen Beschuldigungen nur ihre Urheber trifft.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Nova opuscula theologica* scripsit *Christoph Friedr. Ammon.* 1803. 224 S. 8. (20 gr.)

Die *opuscula theologica*, worin Hr. *A.* vier seiner frühern Gelegenheitsschriften zu Erlangen 1793. wieder abdrucken liess, sind in der A. L. Z. 1794. Nr. 85. angezeigt worden. Diese neue Sammlung enthält 12 Pro-

Programmen, die nachher bey verschiedenen Gelegenheiten geschrieben wurden. Die Nachfrage nach einzelnen Programmen, die bereits vergriffen waren, und die genaue Verwandschaft, worin mehrere Abhandlungen mit verschiedenen Abtheilungen des von Hn. A. herausgegebenen Lehrbuchs, *summa theologiae christianae*, in Ansehung des Inhalts stehen, gaben Veranlassung, auch diese Sammlung zu veranstalten. Vielen wird sie gewifs willkommen seyn, da diese Abhandlungen manches eigene enthalten, das einer nähern Prüfung werth ist. Wir wollen den Inhalt nur kurz anzeigen. 1) *De prologi Johannis evangelistae fontibus et sensu.* Der Vf. prüft die verschiedenen Erklärungen, die man von dem Ausdruck λογος gegeben hat. Er verwirft die Behauptung, welche unter λογος den νους des Plato versteht, und zeigt, dafs die beiden andern Erklärungen, welche λογος entweder für das *ewige Wort* oder die *Weisheit* Gottes halten, mehr in den Namen als in der Sache verschieden sind. Doch zieht er das letztere vor, und führt die Stellen aus den Sprichwörtern, dem Buch der Weisheit und des Jesus Sirach an, die mit dem Ausdruck Johannes übereinstimmen. Allerdings ist die Uebereinstimmung nicht zu verkennen; aber doch scheint dem Rec. die andere Bedeutung der ganzen Absicht des Evangelisten und dem damaligen aramäischen Sprachgebrauch gemäfser zu seyn. Der Sinn des 14. v. wird S. 16. also bestimmt: *sapientia divina humanam sibi induit speciem*, und nachher wird noch zur nähern Erläuterung hinzugefügt: *Videtur autem nisi certum, probabile tamen, λογος ex mente Johannis non hac ratione σαρκα factum esse, ut a numine avulsus et in hominem Jesum quasi transfusus separaretur, id quod sine blasphemia et contradictione ne cogitari quidem potest; sed ita potius, ut natura Jesu intelligens εκ του λογου seu fonte suo exiret, adeoque sapientiae infinitae, in angustos corporis humani limites coarctatae (hominis sapientissimi) speciem mortalibus conspiciendam praeberet.* Dafs man sich bey λογος das מימרא als Hauptbegriff zu denken habe, sieht man nicht allein aus v. 2., sondern auch insbesondere aus v. 18. 2) *Inquiritur in narrationum, de vitae Jesu Christi primordiis, fontes, incrementa et nexum cum religione christiana.* Hier werden die Schriftsteller von der Geschichte Jesu unter drey Klassen gebracht und näher charakterisirt. Zur ersten Klasse gehören diejenigen, welche das öffentliche Leben Jesu beschrieben haben, zur andern diejenigen, welche auch von dem Privatleben Jesu und seiner Kindheit Nachricht zu geben suchten, und zur dritten Paulus und Johannes, welche den göttlichen Ursprung des Messias nicht historisch, sondern durch dogmatische Beweise bestätigten. Die Nachrichten der zweyten Klasse stellt der Vf. als aus der Sage entstandene und durch die Weissagungen veranlasste Erzählungen dar; inzwischen ist in dieser Darstellung vieles einseitig und blos angenommen. Ganz richtig sagt er, dafs der Glaube an Christum den Sohn Gottes in diesen die Hauptsache sey; wenn er aber meynt, es sey bey genauer Erwägung offenbar, dafs einige von den Aposteln die Erscheinung Christi im Fleisch als unentschieden dahin gestellt seyn liessen: so ist diefs doch nicht eigentlich erwiesen. Daraus, dafs ihr Hauptbestreben dahin geht, den Glauben an Christum zu wecken und zu nähren, folgt noch nicht, dafs sie es als unentschieden betrachteten oder so angesehen haben wollten. 3) *Adscensus Jesu Christi in coelum historia biblica.* Der Vf. bringt die Stellen des neuen Testaments unter folgende Klassen. 1) Eigene Aussprüche Jesu, der zwar von seiner Rückkehr zum Vater, aber niemals von einer sichtbaren Himmelfahrt redet. 2) Zeugnisse des Matthäus und Johannes, die Augenzeugen der Thaten Jesu waren, und zwar von seinem Abschied, aber wieder nicht von seiner sichtbaren Auffahrt reden. 3) Die Nachrichten des Lucas und Marcus, welche die Aufnahme in den Himmel recht ausgemalt darstellen; und 4) Stellen der übrigen Schriftsteller, die blofs von der Aufnahme Christi in den Himmel und seinem erhöheten Zustand als Sache des Glaubens reden. Daraus wird nun die Folgerung gezogen, dafs gleich anfangs in der christlichen Kirche zwey verschiedene Vorstellungen von der Himmelfahrt Jesu gewesen seyen. Die eine habe sich bey dem simpeln Glauben an den Weggang Christi begnügt, die andere habe aber dieses mehr ausgemalt, und sey der Einbildungskraft durch verschiedene Traditionen zu Hülfe gekommen. Rec. glaubt, dafs auch hier die Folgerung zu rasch ist. Freylich erzählen nur Marcus und Lucas die sichtbare Himmelfahrt umständlich; aber alle andere Stellen widersprechen diesen Nachrichten nicht, sondern reden nur kürzer und allgemeiner von der Sache, oder setzen sie gar als bekannt voraus. Aus der Verschiedenheit des Ausdrucks folgt noch gar nicht, dafs in dem neuen Testamente zwey verschiedene Vorstellungsarten aufgestellt sind. 4) *De vestigiis theologiae Judaicae in epistola Pauli ad Romanos.* Mit Recht empfiehlt der Vf. das Studium der chaldäischen und aramäischen Sprache zur nähern Aufklärung des N. T., und besonders der Paulinischen Schriften. Einige Stellen in dem Brief an die Römer werden hier aus Rabbinischen Schriften erläutert. 5) *Ambigitur de argumentis, quibus ductus Johannes evangelista nativitatem Jesu Christi Bethlehemiticam silentio praetermiserit.* Zuerst werden die Stellen bemerkt, wo der Evangelist Veranlassung gehabt habe, etwas von der Geburt Jesu zu Bethlehem zu sagen. Darauf wird untersucht, warum Johannes von der frühern Geschichte Jesu ganz schweige. Der Vf. verwirft die gewöhnliche Meinung, nach welcher man sich auf das Zeugnifs des Clemens von Alexandrien und des Eusebius stützt, und antwortet: Johannes habe nur Supplemente zu den übrigen Evangelien geschrieben, und also das übergangen, was die andern Evangelisten schon beschrieben hatten. Er selbst findet den eigentlichen Grund in der Absicht des Johannes, welcher zeigen wollte, dafs Jesus Christus in moralischer Hinsicht der Messias, der Sohn Gottes sey. Liesse sich aber beides nicht gewissermafsen mit einander verbinden? Rec. möchte wenigstens nicht mit Hn. A. behaupten, dafs Johannes die übrigen Evangelien nicht einmal gekannt

kannt und gelesen habe. Was Eusebius und Hieronymus sagen, ist freylich kein eigentliches Zeugniss, sondern sie wussten es aus der Tradition; aber folgt daraus, dass die Tradition nicht gegründet sey, oder dass sie keinen Glauben verdiene? 6) *Illustratur locus difficilis Matth.* XXIII, 35. Vorerst werden über die verschiedenen Lesearten in dieser Stelle Bemerkungen gemacht, und darauf führt der Vf. die verschiedenen Erklärungen der Ausleger an. Zuletzt wird auch die Meinung angeführt, nach welcher von dem Zacharias, dem Sohn Baruchs, der nach Josephus von den Zeloten kurz vor der Eroberung Jerusalems durch die Römer im Tempel ermordet wurde, die Rede sey. Hr. *A.* findet es wahrscheinlich, dass der griechische Ueberſetzer des Matthäus diese Stelle vielleicht aus einem aramäischen Exemplar, das schon mancherley Zusätze erhalten hatte, interpolirt habe. 7) *Disquiritur, quatenus disciplina religionis et theologiae Christianae pendeat ab historia Jesu Christi.* Der Vf. sucht zu zeigen, dass die christliche Religion und Theologie, was den Grund und die Form der Lehre betrifft, keineswegs von der Geschichte Jesu abhängig sey, da es jeder eingestehn müsse, dass acroamatische und moralische Sätze durch Thatsachen zwar erläutert, aber nicht bewiesen werden könnten. Er zeigt aber zugleich, wie die Geschichte Jesu zur Bestätigung der theoretischen Wahrheiten könne genutzt werden, und wie vortheilhaft sie auch für den öffentlichen Religionscultus ist. 8) u. 9) *De notione miraculi.* Die verschiedenen Definitionen eines Wunders werden untersucht. Der Vf. selbst stellt folgende Erklärung auf: *miraculum est factum insolitum ad commendandum legatum divinum et doctrinam ejus evehiens.* Man sieht leicht, dass er dadurch der Einmischung einer übernatürlichen Ursache aus dem Wege zu gehen sucht. Auch Naturereignisse sollen bloss um des Zwecks willen Wunder seyn können. Rec. kann dieser Erklärung nicht beystimmen. Eigentlich liegt doch in dem Begriff eines Wunders überhaupt das Merkmal einer übernatürlichen oder übersinnlichen Ursache. So bald man erkennt, dass eine ungewöhnliche Begebenheit in der Natur ihren Grund hat, nennt man es kein Wunder mehr. Auch gegen die Folgerungen des Vfs. lässt sich manches erinnern, dazu ist aber hier der Ort nicht. 10) *Vindicatur morum doctrinae arbitrium liberum, rejecta libertate stoica ethicae Kantianae.* Der Vf. erklärt sich hier gegen die Kantischen Grundsätze, die er ehemals selbst in seiner christlichen Sittenlehre angenommen hatte. Er sagt jetzt von jenen Grundsätzen, sie seyen so beschaffen: *ut cum paradoxa propagent manifesta, tum verae felicitatis adipiscendi studium, quod a virtute omnino separari nequit, e morum doctrina et vita adeo communi secludant.* Seine Bemerkungen verdieneh nachgelesen zu werden. 11) u. 12) *Brevis argumentationum pro summi numinis existentia recognitio.* Der ontologische und cosmologische Beweis wird in der *eilften*, und der physicotheologische und Mendelssohnische in der *zwölften* Abhandlung kurz vorgetragen und genauer erwogen. Am Schluss heisst es: *Videmus itaque, argumenta, quae summi numinis existentiam probare debeant, cum metaphysica, tum mixta, sive ad pantheismum, sive ad σκεψιν tristissimam nos proclives esse reddituro nisi probatione morali suffulta novis iisque majoribus persuadendi viribus augeri et quasi ditari possent.* Der lateinische Stil des Vfs. könnte besser seyn. Schon aus dem wenigen, was hier ist angeführt worden, sieht man das Unbehülfliche im Ausdruck.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen.* Das vom Hn. Geh. J. R. *Heyne* verfasste Programm zum Prorectoratswechsel den 1. Sept. 1806. hat die Ueberschrift: *Censura Boëthii de consolatione philosophica.* X S. fol. — Der Vf., der sich einst bey der Belagerung von Dresden mit Epiktets Philosophie gegen das Unglück waffnete, griff jetzt zu dem berühmten Werk des Consul Boëthius, der im Gefängniss Trost und Beruhigungsgründe über sein unverschuldetes Missgeschick in der peripatetischen Philosophie suchte und sich durch Ausarbeitung seines Werks zerstreute. Von diesem wird hier im Allgemeinen folgendes Urtheil gefällt: „*Habet utique ille laudes suas, quibus se commendet; multo magis, si, quo tempore ille scriptus sit, memineris; profuit nec minus posita ab ejus auctore Boëthio opera in libris Aristotelicis latine vertendis et illustrandis, opera, inquam, inter homines doctos per superiora saecula summa in laude habita; maxima tamen ex parte celebritas libelli de consolatione philosophica debita est miseriae humani generis, quod per omnia saecula, multoque magis a Boëthii inde temporibus, calamitatibus omnis generis aerumnisque vexatum, solatia malorum circumspexit cupideque arripuit oblatum sibi munus ad levandas aegritudines. Laetus itaque est libellus a multis millibus, mitigati quoque, quod credere licet, multorum animi, dolore exulcerati: cepit quoque aliquas carminum dulcedo; conversus est libellus in multarum gentium sermonem, ab rege Alfredo etiam in Linguam Anglosaxonicam; editiones curatae complures et conscripti commentarii. Jam autem aetas nostra iis oppressa est calamitatibus, tot obsepta terroribus, ut facile aliquis tantarum aerumnarum et malorum medelam anquirens incidat in recordationem libelli tot hominum manibus triti, utque, eo in manus sumto, videat, quid ex ista consolatione in se medicinae loco ipse adhibere possit.*" Ungeachtet dieses im Ganzen vortheilhaften Urtheils wird jedoch durch eine kurze Analyse und Kritik des Werks gezeigt, dass die metaphysischen Spitzfindigkeiten der peripatetischen Philosophie über das Uebel in der Welt und über das höchste Gut keine sonderliche Beruhigungskraft haben dürften, oder doch höchstens nur bey denen, die an ein abgezognes Denken gewöhnt sind. An diese Kritik werden Betrachtungen über die mannichfaltigen Arten von Trostgründen und über die Behandlung der Leidenden angereiht und dasjenige gemustert, was in den Werken der Alten, vorzüglich der Philosophen und Dichter, darüber vorkommt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. Januar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. d. O., in d. Akad. Buchh.: *Ueber Gesetzgebung insbesondere in den Deutschen Reichs-Staaten.* Mit Rückficht auf den *neuen Plan der Russisch-Kaiserl. Gesetz-Commission* und mit *Entwickelung der ersten Grundsätze des positiven Rechts.* Von *Joh. Fr. Reitemeier*, Königl. Dän. Staatsrathe und Ordinarius der Juristen-Facultät in Kiel. 1806. 192 S. 8. (16 gr.)

Bekanntlich kann es dem Hn. Etatsrath *Reitemeier* kein juristischer Schriftsteller, keine Gesetz-Commission, kein Recensent zu Danke machen. Ausser seinem Systeme ist kein Heil: Er trägt dasselbe in seinen zahlreichen Schriften immer von neuem wieder vor, in der Hoffnung, dass seine Stimme doch endlich durchdringen werde: und auch die eben anzuzeigende Schrift ist in derselben Absicht und Tendenz geschrieben.

Natürlich leistet ihm der neue Plan der Russ.-Kaiserl. Gesetz-Commission ebenfalls keine Genüge. Wir wollen ihn selbst darüber hören: (S. 49—53.) „Der *erste* Theil enthält die organischen Gesetze, welche sich auf die Staatsverwaltung beziehen; als da sind: Die Aufstellung der geheiligten Majestätsrechte des Monarchen und der kaiserlichen Familie, die Verhältnisse der Unterthanen zum Beherrscher, desgleichen die Verfassung der von der höchsten Gewalt bestätigten Regierungs-Behörden. Der *zweyte* Theil fasst die allgemeinen Rechtsprincipien in sich. Hieher gehört die Bestimmung der erforderlichen Requisite der Gesetze und ihrer Eintheilung überhaupt; die Art wie dieselben sanctionirt, promulgirt, und wieder aufgehoben werden; ihre Anwendbarkeit in Beziehung auf specielle Verhältnisse und Localitäten; ihre Erklärung und Auslegung; ferner die Grundsätze in Rücksicht der aus den gesetzlichen Vorschriften sich entwickelnden Rechte und Verbindlichkeiten; desgleichen die Strafen auf die Rechtsverletzung und die gesetzlichen Zwangsmittel, welche die Beobachtung der Gesetze sichern; die Ausübung der Rechte; der Verlust und die Vernichtung derselben: dann die Bestimmung der Gegenstände selbst, auf welche sich die Gesetze beziehen; nämlich die Personen, Sachen, Handlungen, Willenserklärungen; die Bestimmung und Eintheilung jedes dieser Gegenstände; endlich der Uebergang zum Besitz und Eigenthum, als Gegenstand und Resultat der Gesetze, in allen ihren Beziehungen; die verschiedenen Arten, Besitz und Eigenthum zu erwerben, zu übertragen und zu verlieren. Der *dritte* Theil enthält die allgemeinen, das ganze Reich verbindenden, und in eben der Ordnung aufgestellten Gesetze, angewandt auf Personen, Sachen, Handlungen, Willenserklärungen und Verträge, und auf Besitz und Eigenthum. Der *vierte* Theil, der in *zwey* Abtheilungen zerfällt, enthält in der *ersten* die Strafgesetze; in der *andern* die Polizeyordnung, und alles, was sich darauf bezieht. Der *fünfte* Theil begreift die Mittel in sich, durch welche die Gesetze ausgeübt werden, und die Art der Ausübung und Anwendung derselben; die Organisation der Judicialbehörden, Prozessform und die Eintheilung und Darstellung der verschiedenen Prozessarten. Der *sechste* Theil umfasst alle Specialgesetze. Dieser Theil zerfällt in so viele Abtheilungen, als Gouvernements, Städte oder Gemeinden sind, denen in Betracht der örtlichen Verhältnisse besondere Rechte ertheilt worden sind. Hieher gehören ferner die speciellen Anordnungen in Betreff der Finanzen, des Commerzwesens, der Häfen u. s. w. Diese Specialgesetze werden nach eben dem systematischen Plane angeordnet, der dem Codex der allgemeinen Gesetze zum Grunde liegt. Es würden sich in diesem Plane die Vortheile des für das Publikum geeigneten Systems ohne Schwierigkeit bey dem öffentlichen Rechte, nach der vorhin angezeigten Modification, in folgender Art erreichen lassen. I. Allgemeine Rechte und Pflichten des Unterthans. Theil I. II. und V. doch so, dass aus Th. I. das eigentliche Staatsrecht; aus Th. II. das zum Civilrechte zu ziehende über Mein und Dein; und aus Th. V. der eigentliche Process, für einen Anhang, wegbliebe. II. Freyheiten und Pflichten der Unterthanen in ihren besondern Verhältnissen. Th. IV. ganz und grösstentheils, Th. VI. aber zu Anhängen von dem speciellen Polizeyrechte. Von dem Provinzialrechte ist unten die Rede. III. Landeslasten der Unterthanen mit den Bürgervortheilen. Th. VI. zum Theil. Das Allgemeine gehört in das Gesetzbuch, das Specielle in einen Anhang. IV. Schutzbürgerrecht; diess scheint in dem Plane zu fehlen; ob es gleich nur kurz ist, so beruht es doch auf besondern Grundsätzen; ist auch für den Verkehr mit dem Auslande wichtig, und verdient daher eine besondere Rubrik."

Ein allgemeines Gesetzbuch muss den Unterthan und Bürger über alle seine rechtlichen Beziehungen im Staate unterrichten. Welche ist aber wichtiger, als die zu dem Staate im allgemeinen selbst und zu dem Regenten, eine Kenntniss von der Natur der Staatsverfassung selbst? Damit fängt die russische Gesetzgebung im *ersten* Theile an, und dieser Gegenstand ist von so eigener Art, dass es am besten ist, ihm einen be-

besondern Theil zu widmen. Die solchergestalt befolgte Methode ist so natürlich, dass der Vf. nicht auf den Beyfall des Publikums rechnen darf, wenn er zugleich in diesen Theil den von den allgemeinen Rechtsprincipien handelnden *zweyten* Theil, so wie den *fünften* mit aufnehmen will. Dabey ist zu bemerken, dass er doch in dem letztern den eigentlichen Process nicht vorträgt. Offenbar bleibt der Vf. nicht consequent. Die allgemeinen Rechtsprincipien über Mein und Dein will er nicht in diesem allgemeinen Theile abgehandelt haben, sondern sie sollen mit dem Civilrechte zugleich vorgetragen werden; wenn er dagegen dem *fünften* Theile hier eine Stelle erlaubt: so finden sich daselbst die allgemeinen Rechtsprincipien, welche der Lehre von dem Process zu Grunde liegen, von der eigentlichen Gerichtsordnung getrennt. In dem einen Falle will er also das Allgemeine mit dem Besondern vereinigt, in dem andern davon getrennt wissen. Noch mehr, an einem andern Orte scheint er wieder vergessen zu haben, was er eben als eine Bedingung eines systematischen Plans verlangte. Nach S. 108. nämlich zu urtheilen, sollen die Gesetze über die gültige Abschliessung der Verträge nicht in dem Privatrechte vorgetragen werden, in dieses nur sollen die Bestimmungen von Mein und Dein aus Verträgen, die schon als geschlossen voraus gesetzt werden, gehören. Wo will er aber jene Gesetze über die gültige Abschliessung der Verträge anders hinbringen, als in diesen allgemeinen Theil, der so viele andere Stücke seines sogenannten öffentlichen Rechts enthält? Unläugbar ist es ein grosser Fehler eines Systems, wenn Theile von solcher Wichtigkeit, wie die Gerichtsordnung ist, in dem System selbst keine schickliche Stelle finden, sondern in einen Anhang verwiesen werden müssen, und in diesen Fehler ist der Vf. gefallen. Nimmt man nun endlich des Vfs. *Allgemeines deutsches Gesetzbuch* in die Hand, so finden wir die Processlehre keineswegs Anhangsweise abgehandelt, sondern dem Hauptwerke eingeschoben, nach einer Ordnung, die wir uns ein andermal noch besonders zu beleuchten vorbehalten. Bey der *dritten* Abtheilung: „Landeslasten der Unterthanen mit den Bürgervortheilen" macht der Vf. die Erinnerung: dass in diese Abtheilung der *sechste* Theil des Russischen Plans gehöre, doch nicht ganz. Das Allgemeine gehöre nämlich in das Gesetzbuch, das Specielle in einen Anhang. Er bemerkt aber nicht, dass nach dem Russischen Plane im *sechsten* Theile durchaus nichts Allgemeines enthalten sey, sondern dass dieser Theil lediglich die Specialgesetze befassen wird, und es keines besondern Anhangs bedarf, welche Zugabe immer ein Zeichen einer schlechten Anordnung der Materialien ist.

Der Vf. glaubt endlich, die Redacteurs der Russischen Gesetz-Commission hätten das Schutzbürgerrecht ganz vergessen; allein es wird dieses in dem *ersten* oder *zweyten* Theile eine sehr natürliche Stelle finden. Wenn nämlich von der Unterwerfung der Bürger und Unterthanen unter die Gesetze die Rede ist, so findet sich ein sehr natürlicher Platz, um zu bestimmen, wie weit sich die Kraft der Gesetze auch auf die Schutzbürger und Fremde erstrecket.

Was *die Art der Ausarbeitung* anlangt, so ist es uns in der That auffallend gewesen, dass die Gesetz-Commission es dem Vf. selbst darin nicht Recht gemacht hat, dass sie das Ganze auf einmal liefern will. Er will das Gesetzbuch stückweis erscheinen lassen, und der erscheinende Theil kann gleich mit Gesetzeskraft versehen werden. Nach unserer Meinung kann ein solches Verfahren zwar nöthig und gut seyn, in einer bürgerlichen Gesellschaft, der es noch bisher an Gesetzen gebrach, oder wo die bestehenden Gesetze durch eine Revolution umgestürzt wurden, so dass niemand wusste, was eigentlich Gesetz sey oder nicht? In solchen Verhältnissen ist es allerdings eine Wohlthat, nicht erst so lange zu warten, bis das Ganze vollendet ist. Es ist schon viel gewonnen, wenn ein und der andere Theil des Staats vorläufig eine feste Organisation bekommt. Sind sie aber alle auf diese Art nach und nach geformt worden: so ist immer noch ein grosser Kopf nöthig, welcher die sämmtlichen Theile zusammen überschaue, und in eine völlige Harmonie bringe. — Ganz anders verhält es sich in einem Staate, wo eine solche Eile aus der eben erwähnten Ursache nicht nöthig ist: da warte man doch billig mit der Promulgation und Sanction so lange, bis alle Theile der Gesetzgebung vollständig ausgearbeitet sind; man nehme sich die Zeit, die einzelnen Theile in ihrem Zusammenhange zum Ganzen zu untersuchen, die Lücken auszufüllen, die Wiederholungen abzuschneiden, manches an eine passende Stelle zu bringen, und alsdann kann man gewisser seyn, ein wirklich zusammenhangendes, vollständiges und von einerley Geiste belebtes, *ganzes* Werk geliefert zu haben.

Der Vf. kommt nun auf seinen Lieblings-Gegenstand zurück, nämlich auf sein allgemeines deutsches Gesetzbuch. Was die Erfordernisse einer solchen Privatsammlung und ihren Nutzen anlangt, so sagt er: S. 148. für den Praktiker giebt sie ein Repertorium des gemeinen Rechts ab, das ihm, mit dem Vorzuge von *lauter praktischen und bestimmten Rechtssätzen* und bey der Zurückführung derselben auf Grundsätze bis jetzt noch fehlt. Enthielte nur des Vfs. Werk auch wirklich lauter bestimmte Rechtssätze, und wäre überhaupt das gemeine Recht von der Art, dass ein Repertorium desselben *lauter bestimmte Rechtssätze* enthalten *könnte!* Wenn ein Gelehrter von den zahllosen Rechts-Controversen eine gewisse Meinung annimmt, so ist sein Werk darum noch nicht ein Repertorium des gemeinen Rechts, in welchem sich lauter praktische und bestimmte Rechtssätze fänden. Es ist es dann um so weniger, wenn die Meinung desselben nicht immer durch gehörig entwickelte Gründe zur Genüge motivirt worden ist. Des Vfs. Allgemeines Deutsches Gesetzbuch hat allerdings die *Form* eines aus lauter bestimmten Rechtssätzen bestehenden Repertoriums, weil er die einzelnen Rechtssätze wie Gesetze abgefasst, in kurzen Paragraphen vorträgt. Aber darum sind sie nicht durchaus richtig und unbezweifelt,

felt, mithin nicht lauter praktische Sätze. Die Beylagen sollen zwar die Gründe aus einander setzen, warum er gerade die im Text vorgetragene Meinung angenommen habe; allein der Vf. ist weit davon entfernt, diess bey allen Rechts-Controversen zu thun; auch wird er nicht behaupten wollen, dass er überall seine Leser für seine Meinung gewonnen habe.

Der Vf. täuscht sich gewiss, wenn er glaubt, ein solches Werk werde eine gleiche Kraft dereinst erhalten können, wie im Mittelalter der Sachsen- und Schwabenspiegel bekommen haben. Das allgemeine deutsche Gesetzbuch wird von dem Publicum nie anders betrachtet werden können, als jedes andere Lehrbuch, oder auch, wenn es vollendet seyn wird, als der Vorschlag einer neuen Gesetzgebung, gegründet auf das sogenannte gemeine Recht und auf das Preussische Landrecht. Es kann, vorausgesetzt nach seiner Vollendung, von Nutzen seyn dem Gesetzgeber, wenn *de lege ferenda* die Rede ist; es wird aber in den *deutschen* Gerichten, wo nur *de lege lata* die Frage *ist*, und namentlich in den Gerichten, wo noch gemeines Recht gilt, nie mit Erfolg allegirt werden können, weil ihm immer der Einwurf entgegen stehen wird, dass es nicht reines gemeines Recht enthalte, und mit vielen Sätzen theils aus dem Preussischen Landrechte, theils aus des Vfs. eigenthümlicher Vorstellung, die er von dem Brauchbaren und Nichtbrauchbaren, Passenden und Nichtpassenden hat, vermischt sey. — Der Vf. sagt S. 151. ferner selbst, dass *seine Absicht gewesen* sey, zugleich eine Grundlage *für ein neues* Landrecht in einem Reichsstaate zu geben. *Dazu* kann es allerdings dereinst dienen; allein unvereinbar ist der damit nach S. 151. verbundene Zweck, *ein* Repertorium des gemeinen Rechts und ein Surrogat eines deutschen Gesetzbuchs zu liefern. Denn bey dem Gebrauch desselben wird man erst sorgfältig die Quellen selbst untersuchen und seine *Corpora juris* aufschlagen müssen, um gewiss zu seyn, dass das von dem Vf. vorgetragene Gesetz auch wirklich genau, richtig und rein von ihm vorgetragen worden sey.

Wenn es schon in seinem Plane lag, die in den Quellen mit dem gültigen Rechte verbundenen ungültigen Rechtssätze wegzulassen, und bey Rechts-Controversen auf die Gründe der Zweckmässigkeit die Entscheidung ankommen zu lassen; so wird man Ursache haben gegen das Werk, als *Surrogat der Quellen* der in *D.* geltenden Rechte betrachtet, misstrauisch zu seyn und die Gränzen einer Privatarbeit überschritten zu sehen mit Recht besorgen müssen. Man wird lieber die Quellen selbst, oder diejenigen Lehrbücher aufsuchen, welche nur dieselben nach ihrem wahren Inhalte darstellen oder ihren richtigen Sinn zu erklären suchen; die häufige Aufnahme solcher Sätze endlich, welche das Preussische Landrecht vorträgt, wird in den Gerichten wo das gemeine Recht gilt, den praktischen Nutzen der Arbeit des Vfs. vollends ganz zweifelhaft machen, unbeschadet der Vortrefflichkeit dieser Legislation.

Die S. 164. vorgebrachte Entschuldigung seines Plans ist nicht befriedigend. Von der Autorität eines fremden Gesetzbuchs in unsern Gerichten ist so lange nicht die Rede, als es nicht daselbst wirklich durch den Gesetzgeber aufgenommen worden ist. Es giebt allerdings unzählige Rechtssätze, welche aus dem natürlichen Rechte oder aus dem Begriffe eines gewissen Rechtsinstituts mit Nothwendigkeit folgen, und die mit Vorschriften des Preussischen Landrechts übereinstimmen. Diese kann ein Lehrer des gemeinen Rechts in einem vollständigen System des Rechts aufnehmen; allein sie bekommen ihre Autorität lediglich, weil sie aus dem Begriffe des Rechts und des in Frage befangenen Instituts fliessen, nicht weil sie die Autorität des Preussischen Landrechts für sich haben. Jene Ableitung aus den ersten Principien und der Natur der Sache muss der Richter und der Advocat in den Gerichten, wo das gemeine Recht gilt, deduciren: diese Uebereinstimmung mit dem Preussischen Recht anzuführen, ist aber nie hinlänglich, nicht einmal zulässlich, und kann es nie seyn. Denn so interessant es ist, die Vorschriften des allgemeinen Preussischen Landrechts zu studiren, so ein reicher Schatz von Erfahrungen, den ein neuer Gesetzgeber benutzen kann und muss, darin enthalten ist: so kam doch dasselbe in den deutschen Gerichten, wo noch das sogenannte gemeine Recht gilt, als Autorität nie citirt werden. Die Schriften der Juristen werden allegirt, weil sie nichts als den wahren Sinn der wirklichen bestehenden Gesetze zu erforschen und zu erklären bemüht sind, und es kann von der grössern oder geringern Autorität eines oder des andern Rechtslehrers in den Gerichten allerdings die Frage seyn, indem man nämlich zeigt, dass ihre Meinung mit dem Geist und Sinn des Gesetzes am meisten übereinstimmen (so ist z. B. die Autorität von *Berger* und *Kind* in den Sächsischen Gerichten gross,): allein ein fremdes Gesetzbuch kann durchaus nicht in demselben Verhältnisse stehen, weil es mit ganz andern Rücksichten und Zwecken und oft nach einem ganz verschiedenen Geiste abgefasst ist. Noch mehr, wir könnten aus einigen Theilen des Criminal-Rechts, besonders aber aus den Processlehren, sehr viele Beyspiele anführen von Sätzen die der Vf. wörtlich aus dem Preussischen Landrecht entlehnt hat, die aber nicht gemeines Deutsches, in allen deutschen Ländern ausserhalb der Preussischen Staaten wirklich geltendes Recht sind (der Vf. kann diess selbst nicht abläugnen S. 169.), und die der Vf. nicht aus dem Grunde, dass sie aus der Natur der Sache und dem Begriffe des Rechts, so wie aus vorausgeschickten, unläugbaren Rechtssätzen nothwendig folgten und abgeleitet wären, sondern auf die blosse Autorität des Preussischen Landrechts angeführt hat. Rec. ist mithin gewiss nicht zu tadeln, wenn er behauptet, dass dergleichen Stellen des *R.* Werks, wo die Autorität des Preussischen Landrechts angeführt worden ist, nicht anders wirklich gelten und in einen deutschen Volks-Codex aufzunehmende Rechtssätze seyn können, als wenn sie die Sanction der gesetzgebenden Macht erhalten haben, und dass sie ausserdem durchaus keinen rechtlichen Eingang in den Gerichten erhalten, auch nicht

mit

mit Erfolg von den Sachwaltern angeführt werden können.

Auf der andern Seite sind ungleich mehrere Sätze in dem allgemeinen deutschen Gesetzbuche enthalten, welche durchaus keine Anwendung in den Preussischen Gerichten leiden; daher schmeichelt sich der Vf. vergeblich mit der Hoffnung, dass sein Werk auch als Commentar über das Preussische Landrecht praktischen Nutzen haben werde. Er will es jetzt wieder damit gut machen, dass er sagt S. 163. dass nie sein Plan gewesen sey, auf einen Commentar über das Landrecht auf Kosten des Repertoriums hin zu arbeiten. Allein läugnen kann er nicht, dass er gesagt hat, sein allgemeines deutsches Gesetzbuch solle auch als Commentar über das Preussische Landrecht dienen, und eben so unläugbar ist es, was Rec. bemerkt hat, dass diess zwey verschiedenartige, mit einander unvereinbare Zwecke seyen, welches der Vf. auch jetzt durch seine Protestation selbst eingesteht.

Der Vf. will, um sich gegen eine Erinnerung des Rec. zu vertheidigen, nicht gesagt haben, dass sein Gesetzbuch durch die Kritik gereinigt und ergänzt nach und nach von selbst in den Gerichten gesetzliche Kraft erhalten solle, so dass sich auf diese Art das deutsche Publikum selbst sein Gesetzbuch geben werde, ohne die Sanction der gesetzgebenden Macht. Er hält eine solche Meinung für ungereimt. S. 161. Allein er hat sie wirklich vorgetragen. In dem *zweyten* Abschnitte der Schrift über die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs sagt er mit dürren Worten: dass von der Reichsversammlung oder einer auf dem Reichstage angeordneten Gesetz-Commission kein deutscher Gesetz-Codex zu erwarten stehe. Es bleibt also nach seiner Meinung nichts anders übrig, als das Werk durch eine Privatarbeit zu unternehmen (s. daselbst S. 32.) die er unter den jetzigen Umständen für möglich und ausführbar hält, doch unter der Bedingung, dass die Kritik durch Ergänzungen und Berichtigungen das Werk unterstütze. S. 41. „Hoffentlich, fährt er fort, würde man durch Benutzung dieses Mittels zu einem Zwecke von Vollkommenheit gelangen, den eine blosse Gesellschaft oder Gesetz-Commission dem Werke nicht geben könnte; und da so viele minder wichtige Gegenstände eine öffentliche Ermunterung zur Bearbeitung finden: so wäre es kein so kühner Gedanke, wenn man zu dem Patriotismus Deutschlands das Zutrauen hegte, dass auch der wichtige Gegenstand der Gesetze für seine Aufmerksamkeit und Theilnahme nicht zu gering seyn werde. Es könnte doch immer zu den rühmlichen Anstrengungen gerechnet werden, *wenn* der ungünstigen Verfassung ungeachtet, *das sachverständige Publikum sich ein schon lange entbehrtes deutsches Gesetzbuch selbst geschaffen*, und sich auch in einem der wichtigsten Zweige öffentlicher Anordnungen mit der Gewissheit des Rechts seine Originalität wieder gegeben *hätte.*" Was hat also Rec. anders gethan, als des Vfs. Meinung treu referirt? und wie kann Hr. *R.* jetzt läugnen, dass er die Hoffnung gehegt und geäussert, dass das Werk von selbst gesetzliche Kraft in den Gerichten erhalten könne? was sollen sonst die Worte bedeuten: Das deutsche Publikum hätte sich ein schon lange entbehrtes Gesetzbuch selbst geschaffen? welche Worte, was nicht übersehen werden darf, auf die Behauptung folgen, dass von einer Gesetz-Commission in Deutschland ein Gesetzbuch nicht zu erwarten stehe.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Brosson: *Tableau de l'école de botanique du Muséum d'histoire naturelle*, par Mr. *Desfontaines*. 1804. 238 S. 8.

Sehr erwünscht und längst erwartet war diess Verzeichniss der Schätze des berühmtesten und reichsten Gartens der Welt: das Werk selbst ist des Namens seines Vfs. werth. Es ist nach *Jussieu's* System geordnet: die Arten sind bloss mit den Trivialnamen und den Namen der Schriftsteller angegeben, die Dauer, das Vaterland und der französische Name hinzu gesetzt. Besonders angenehm ist die sorgfältige Berichtigung der Synonymie, die der Vf. mit Zuziehung der grossen Sammlungen in Paris ungemein genau hinzu gefügt hat. Die Zahl der sämmtlichen Arten mag sich leicht über 6000 belaufen. Manche Gattungen sind besonders reich; andre aber zum Erstaunen arm. So sind 35 Ranunkeln, 33 Aster, 49 Solane, 27 Hyperica, 35 Siden, 59 Salvien, 106 Gerania, Pelargonia und Erodia, 54 Mimosen, 85 Eriken u. s. f. Dagegen nur 7 Proteen, 17 Ixien, 11 Gladiolii. Unter den Palmen sind 4 Zamien, *Cocos nucifera*, *Corypha Hystrix*, *Laetania chinensis*, *Hyphaene thebaica*, unter den Musen, *Ravenalia madagascarensis*, unter den Scitaminen, *Hedychium coronarium*, ferner *Myristica aromatica*, *Crescentia Cujete*, *Atractylis gummifera*, drey Gouanien, *Lasiopetalum ferrugineum*, u. s. w. Für den kritischen Botaniker ist diess Verzeichniss sehr wichtig, wegen der Sorgfalt, womit die Synonymie berichtigt ist. So ist *Croton moluccanum* richtig zu *Aleurites*, *Cassine Peragua* zum *Ilex*, *Vicia tomentosa Willd.* zum *Orobus*, *Clitoria micrantha* zu *Galega*, gezählt. Dagegen ist *Paspalum membranaceum* vielmehr eine neue Gattung *Ceresia Pers.*; die Mimosen und Geranien stehn noch alle unter einer Gattung; *Pinus* und *Abies* sind als verschiedene Gattungen getrennt. *Rosa maxima*, *remensis*, *scotica*, *semperflorens* sind als besondere Arten aufgeführt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. d. O., in d. Acad. Buchh.: *Ueber Gesetzgebung insbesondere in den Deutschen Reichs-Staaten.* — — Von *Joh. Fr. Reitemeier* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 14 abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. hält es (S. 162.) jetzt für eine einfältige Meinung zu behaupten, dass der oder jener §. des Gesetzbuchs als eine Decision streitiger Rechtsfragen betrachtet werden könne, ohne Hinzukunft der gesetzgebenden Gewalt. Allein des Rec. Schuld ist es nicht, dass der Vf. wirklich die Meinung vorher geäusert hat. Dass er sie aber in der That gehabt haben müsse, ist daraus ersichtlich. In seinem Gesetzbuche sind unzählige Rechts-Controversen decidirt. Nun aber soll sein Gesetzbuch ohne das Dazwischenkommen der gesetzgebenden Gewalt in Deutschland bloss durch das Publikum sich selbst constituiren; also doch wohl auch die darin enthaltenen Decisionen der *Rechts-Controversen.* Nirgends ist S. 35. davon die *Rede*, dass wenigstens die §§. des allgemeinen deutschen Gesetzbuchs, worin die Entscheidung von Rechts-Controversen enthalten sey, von dem Gesetzgeber ausdrücklich müsse genehmigt werden. Mithin ist auch auf die Controversen das zu beziehen, was er S. 42. von dem Gesetzbuche überhaupt gesagt hat, dass es nämlich sehr rühmlich seyn werde, wenn sich das deutsche Publikum sein Gesetzbuch selbst, ohne eine Gesetz-*Commission*, gegeben hätte.

Rec. hat immer dafür gehalten und hält noch dafür, dass die drey Zwecke: einen Volks-Codex, ein Repertorium des gemeinen Rechts und einen Commentar über das Preussische Recht in Einerley Werke zu liefern, zu verschiedenartig seyn, als dass die Ausführung gelingen könne. Es ist nicht deutlich, wie der Vf. diese Erinnerung dadurch zu entkräften gedenkt, dass er sagt (S. 163.) es solle nicht ein das Allgemeinste und Fasslichste enthaltendes Lesebuch für das grosse Publikum enthalten, sondern ein vollständiges Gesetzbuch nach der Vorstellungsart und Sprache des gebildeten Publikums seyn. Beleuchten wir diese Entgegnung etwas genauer: Es soll seyn, ein vollständiges Gesetzbuch: aber für wen? für den Preussischen Unterthan? dieser wird doch lieber sein allgemeines Landrecht, das in der Sprache und Vorstellungsart des gebildeten Publikums abgefasst ist, zu Rathe ziehen. Also für den deutschen Unterthan ausserhalb der Preussischen Staaten? Wie wenig des Vfs. Werk, als Gesetzbuch und Sammlung der *wirklich geltenden* Rechtswahrheiten betrachtet, in den deutschen Gerichten praktische Brauchbarkeit habe, ist zur Genüge von dem Rec. gezeigt worden. Der Vf. sagt in seinem allgemeinen deutschen Gesetzbuche Tit. IV., um unter vielen nur ein erläuterndes Beyspiel anzuführen, von dem Hochverrath §. 5., dass der Hochverräther mit der härtesten und schrecklichsten Leibesstrafe hingerichtet werde. Wollte der Vf. ein das allgemeinste und fasslichste enthaltendes Lesebuch schreiben, so war diese Bestimmung ausreichend. Das will er aber nicht, vielmehr will er ein vollständiges Gesetzbuch für den deutschen Bürger schreiben. Dann hätte er aber ausdrücklich die Strafe des Hochverraths nach der peinlichen Gerichtsordnung und der goldnen Bulle, so wie den Gerichtsbrauch nach bewährten Criminalisten, anführen sollen.

Der Vf. ist endlich sehr unzufrieden mit den Erinnerungen, die der Rec. gegen des Vfs. Eintheilung der Gesetze in *befehlende* und *erklärende* gemacht hat. So heftig auch seine Antikritik wird, so giebt er doch nicht — was eben Rec. vermisste, — eine deutliche und bestimmte Definition des Begriffs, und es bleiben mithin alle die Erinnerungen der Recension unbeantwortet. Wie kann, müssen wir nochmals fragen, folgendes eine deutliche Vorstellung von den erklärenden Gesetzen geben: S. 53. über die Redaction heisst es: „Diese erklärende Gesetze haben das Eigene, dass sie theils positive Begriffe und Vordersätze, welche in den befehlenden enthalten sind, voraussetzen, theils, dass sie, durch Ableitung aus diesen Vordersätzen, nach den Regeln der Logik gebildet werden, ein Schaffen, das leicht und sicher ist, und nicht gerade der Vorschrift des Gesetzgebers bedarf." — Ist es denn ein Unterschied zwischen: *sie setzen Vordersätze* voraus, und *sie werden durch Ableitung aus den Vordersätzen gebildet?* Warum unterscheidet denn der Vf. beide Glieder durch die Partikel: Theils! Ist hier ein deutlicher Begriff bey dem Vf. selbst ersichtlich? Bald sind die erklärenden Gesetze dem Vf. wirklich positive Vorschriften, bald nur solche Rechtssätze, welche aus den allgemeinen Principien des Rechts und aus dem Begriffe eines gewissen rechtlichen Instituts abgeleitet werden. Wir wünschen, der Vf. möge, wenn sein allgemeines deutsches Gesetzbuch noch vollendet werden sollte, demselben eine Deduction beyfügen, und darin beweisen, dass er den von ihm gemachten Unterschied zwischen befehlenden und erklärenden Gesetzen überall befolgt habe, und dass *durch die Art, wie er diess gethan*, Vortheile bey der Redaction sich ergeben hätten, die bey einer andern Methode nicht zu erreichen gewesen wären. Alsdann mag das unterrichtete Publikum urtheilen.

zigen Foderungen, die man an ein oryktognostisches Handbuch dieser Art machen kann; und diese hat der Vf. nach des Rec. Urtheile so ziemlich befriediget. Solche Bemerkungen wie Th. I. S. 76. vom Milchquarz: „Ein ungemein schönes Fossil.“ S. 77. Vom Prasem: „Kann mit zu den schöneren Steinen gerechnet werden,“ hätten füglich wegbleiben können; dagegen hätte der Angabe der Bestandtheile der Name des Zerlegers hinzugefügt werden sollen, da man sich auf die Analysen oft so wenig verlassen kann. Kleine Nachlässigkeiten wie S. 58., wo unter Nr. 4. die Schwefelsäure einmal Vitriol- und das andremal Schwefelsäure genannt wird, kommen selten vor; sollten aber auch in einem Handbuche, wo es auf die gröfste Bestimmtheit des Ausdrucks ankommt, sorgfältig vermieden werden. Uebrigens hat der Vf. eine nützliche Uebersicht einiger der vorzüglichsten altereren und neueren Mineralsysteme gegeben, und die Auswahl einer brauchbaren Literatur für angehende Mineralogen, und einen Versuch einer tabellarischen Uebersicht der Geschichte der Mineralogie angehängt. Die dem *ersten* Theile beygefügte Farbentabelle und auch Taf. II., die unrichtig sogenannten Grundgestalten der Krystallisationen enthaltend, ist durchaus dieselbe, wie die in *Widenmanns* Handbuche der Mineralogie, welches vor zehn Jahren bey demselben Verleger erschien.

Der *zweyte* Theil enthält noch ausser dem was auf dem Titel angegeben ist, und wovon die geognostischen Fragmente nichts etwa neu beobachtetes oder gedachtes liefern, von S. 134. an, Nachträge zum oryktognostischen Systeme des *ersten* Theils nach den Neuern, unter 107 Numern; ferner Beylagen zu der Auswahl einer brauchbaren Literatur für angehende Mineralogen; dann *Werners* Mineralsystem vom Jahre 1803.; und einige Sippschaftstafeln, welche nur als Versuch aufgeführt und, so wie sie hier stehen, ohne die mündlichen Erläuterungen des Vfs. nicht eben sehr nützlich zu seyn scheinen.

Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Naturgeschichte der Canarienvögel*, oder Anleitung zur Kenntnifs und Wartung derselben und was in der Hecke zu beobachten, nebst einigen Anekdoten von diesen Vögeln. Von M. *August Immanuel Kellner*, Prediger in Suhl. 1805. 152 S. 8. (12 gr.)

Mit Vergnügen hat Rec. diese Anleitung gelesen. Sie rührt von einem Manne her, der selbst beobachtet hat, und daher das Bekannte theils aus eigener Erfahrung bestätiget, theils Regeln angiebt, wie man sicherer als gewöhnlich, zu seinem Zwecke gelangen kann, gute und dauerhafte Canarienvögel zu erziehen und zu erhalten. Er handelt von der Gröfse, Farbe, dem Gesange, den guten und bösen Eigenschaften, dem Futter, Alter, den Krankheiten, der Hecke, den Käfigen der Canarienvögel, liefert zwey artige Gedichte zum Lobe derselben, und beschliesst seine Schrift mit einigen nicht uninteressanten Anekdoten.

Unter den Krankheiten führt er eine an, die man in andern Schriften von diesem Vogel vergeblich sucht, und die er den Eyersack (Rec. lieber den Eyerbruch) nennen möchte; wenn nämlich in dem Legdarm ein Dotter sitzen bleibt, an welchen sich dann mehrere, ohne abzugehen, hängen, so entsteht daraus ein Sack. — Die Schweissucht der Weibchen hält er für unschädlich. — Nach ihm trügen alle gewöhnliche Kennzeichen, die man von den jungen Hähnchen angiebt. Keins hält ihm Stich, als das an einander hängende Dichten, so bald sie ausgeflogen sind. — Die schönsten Vogelbauer sind ihm diejenigen, welche die Gestalt eines Luftballons mit einer Gondel von Pappe oder einer Urne haben. — Unter den Anekdoten ist die siebente überschrieben: Ein Canarienvogel erscheint nach seinem Tode. Die erzählte Geschichte ist der bekannten *Wezelschen* ähnlich. Ob die Erscheinung Spott oder Ernst seyn soll, läfst sich nicht wohl errathen. Nach dem ernsten Eingange zu urtheilen und dem angeführten Spruch Röm. 8, 18., von dem Seufzen der Creatur, möchte man das letztre vermuthen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Schüppel: *Beschreibung des Kochpultes*, oder einer sehr einfachen holzsparenden Anlage zum Kochen, Braten u. s. w. auch zur Erwärmung der Stube, von *G. C. F. Schlimbach*. 1804. 32 S. 4. m. 2 Kpf. (12 gr.) — Um das Feuer in einem Kasten eingeschlossen zu halten, und dadurch seine Wirkung zu verstärken, wird eine Vorrichtung von Mauersteinen auf dem Herd aufgeführt, welche die Form eines Schreibpultes hat, und oben mit einer oder auch mit zwey Klappen verschlossen werden kann. Der Feuerkasten befindet sich mit seinen Zuglöchern und seinem Aschenherde an der vordern Seite des Pults, mit welchen andere auf der hintern oder höhern Seite des Pults correspondiren, und das Feuer in den Raum des Pultes hineinziehen. In diesem sind zunächst die Töpfe in gewissen Abständen, wobey sie dem Feuer Spielraum lassen, zugesetzt, während hinter diesen für einen Bratspiess und in dem hintersten Theil des Pultes noch Platz für eine Caffeetrommel ist; wobey man übrigens den vordern oder hintern Raum mit Steinen versetzen kann, wo man nur braten, oder kochen und nicht braten will; auch läfst sich ein blecherner Bratofen auf dem Pult mit Vortheil anbringen; und das Ganze selbst sich mit einem Aufsatz mit Rauch-Röhren versehen, so dass es in einer Stube aufgestellt, zugleich als Stubenofen Dienste leisten kann; wozu der Vf. noch eine eigene Anweisung giebt. Erfahrungsmaximen über diese Vorrichtungen giebt der Vf. nicht an; sie scheinen nur Project zu seyn. Am Ende bemerkt er noch einiges über die Glasur und Figur der Kochgeschirre, zu welchen er, wegen der gröfsern Berührungsfläche mit dem Feuer, die prismatische statt der runden Figur vorschlägt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Januar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Landshut, b. Attenkofer: *Versuch einer Lebenserhaltungskunde*, von *Georg Aug. Bertele*, D. u. Prof. *Erster* Theil. 1803. 468 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

Dieses Buch enthält in *zwey* Abschnitten eine sehr gelungene Abhandlung über die Luft und über die Speisen und Getränke. Von der Luft werden die Quantität und Qualität, Schwere und Leichtigkeit, Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, Ruhe und Bewegung, Richtung, Helle und Dunkelheit, Elektricität, die chemischen Veränderungen und Beymischungen durch thierische, vegetabilische und Krankheitsstoffe, durch Stoffe aus dem Mineralreiche, salzichte Dünste, luftförmige Flüssigkeiten, brennbare und metallische Dünste u. s. w. in Betrachtung gezogen. Die Speisen und Getränke behandelt der Vf. auch nach Bestimmung der Quantität und Qualität, Temperatur, Nahrungsfähigkeit, Verdaulichkeit, Zubereitung, der Gefäfse, Art und Weise und Zeit des Essens. Die Getränke eben so in Hinsicht auf Quantität und Qualität, Temperatur und Zubereitung, natürliche und künstliche Getränke durch Gährung, Aufgiessen, Kochen, Destilliren und andere Mischungsveränderungen; auch nach den verschiedenen Reichen der Natur, Getränke aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche; endlich in Absicht auf Art und Zeit zu trinken. Schon aus dieser magern Uebersicht läfst sich die Reichhaltigkeit dieser Schrift und der Fleiss des Vfs. bey der Ausarbeitung derselben erkennen. Deutlicher springt der letzte und überhaupt die reiche Summe von Kenntnissen des Vfs. bey näherer Ansicht des Buchs selbst ins Auge. Mit grofser Mäfsigung spricht z. B. der Vf. von dem Einflusse der Wärme und Kälte auf den Organismus. Er zeigt sehr wahr und richtig, dafs die mittlere Temperatur die für den Menschen günstigste ist, dafs aber Alter, Geschlecht, Anlage, Krankheit eine Aenderung in dieser Ansicht geben. Inzwischen ist es doch nur halbwahr, dafs, so wie Rom und Griechenland sich durch kühne Thaten, körperliche und geistige Energie ausgezeichnet habe, man gegentheils kein ähnliches Beyspiel von intensivem Leben in der Geschichte sehr nördlicher oder südlicher Völker aufweisen könne. Nur beym höchsten Grade von Hitze oder Kälte ist dieser Mangel an Nationalenergie richtig; die Thaten der Normänner, Gothen, Hunnen und Saracenen, ja selbst der Germanen unter Hermann, die Thaten der Schweden unter Gustav Adolph und Karl XII., Peter der Grofse u. s. w. beweisen, dafs unter jedem Himmelsstrich Energie möglich sey, wenn sie nur gehörig geweckt und durch kluge Anführung genutzt werde. Ist der Himmelsstrich schuld, dafs die Deutschen so tief gesunken sind, oder fehlten ihnen nur günstigere Umstände, sich vortheilhaft zu zeigen? — Bey der Bestimmung der Luftbeschaffenheiten ist noch nothwendig zu erinnern, dafs die nachtheiligen Folgen einer Gattung derselben sich besonders bey dem langen Anhalten derselben, oder der schnellen Aenderung in die entgegengesetzte am deutlichsten zeigen. Allzu lange anhaltende trockene Ostluft erzeugt ganz gewiss katarrhalische Beschwerden. Schneller Uebergang von Hitze zu Kälte und umgekehrt erzeugt ganz gewiss Krankheiten. Beym Regen rechnet der Vf. auch auf den Tropfenfall, wenn jemand nicht ganz gut bekleidet ist. — Mit Recht wird der Windstille mehr Nachtheil zugeschrieben, als dem Winde. — Richtig ist zwar, dafs jedes Stück Land ein abgeändertes klimatisches Verhältnifs hat, aber die allgemeinen Bestimmungen von den Winden bleiben doch fast durchgängig, z. B. Ostwind ist fast durch ganz Europa trocken, Nord kalt, West feucht. Es scheint also nicht allein in dem Uebergange eines Windes über eine Steppe, oder einen See zu liegen, dafs er trocken oder feucht wird. — Recht wahr und schön ist der Einflufs des Lichts, auch aufser dem Sehen, auf die ganze organisirte Welt angegeben worden. — Dem Monde scheint der Vf. einen Einflufs auf Reguliren der Mädchen, Schwängern der Weiber, Keimen der Pflanzen, Wachsen der Haare u. dgl. beyzulegen. — Sollte es nicht misslich seyn, so positiv und geradehin, wie der Vf. S. 77. zu behaupten, dafs der Mensch keine eigentliche Empfänglichkeit für das Ansteckungsvermögen des thierischen Krankheitsstoffs habe? — Das Einsaugen und Aushauchen der Pflanzen bindet sich nicht allein an Licht und Sonne, oder einzelne Theile, sondern auch an diesen Theilen selbst ist es wieder verschieden, z. B. an dem Untertheile der Blätter anders, als an den obern Flächen. — Die Warnung des Vfs., die Tünche der Zimmer nicht mit Arsenik zu versetzen, wie man, um Wanzen zu vertreiben, empfohlen hat, ist um so nöthiger, je allgemeiner dergleichen Künste heut zu Tage angewendet werden. Er glaubt, dafs, indem diese lästigen Insecten vertrieben würden, man oft einen Keim zu den fürchterlichsten und langwierigsten Krankheiten lege, welche um so schwerer zu heilen seyen, da man selten auf den Grund und die Ursache des Uebels falle. — Interessant ist das Kapitel von den Veränderungen des

des Athmungsraumes durch Erden, obgleich noch mancher Zusätze fähig. Es ist eine unläugbare Beobachtung, dass beym Ackern und Pflügen ein eigener, erquickender und gesunder Dunst aus dem Boden aufsteige, welcher die Ackerleute sogar mitunter zum Niesen zwingt. Der treffliche *Münchhausen* setzt diesen Geruch in seinem Hausvater unter die Zeichen einer fruchtbaren Erdart. — Der Bestimmung der Speisemenge nach dem Alter (S. 136.) tritt Rec. zwar bey, nur muss er widersprechen, wenn der Vf. meynt, Greise bedürften nur einer geringen Menge von Speisen. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil; alte Leute essen gewöhnlich mehr, als Menschen von guten Jahren, nur fordern jene andere Zubereitungen. — Die Wärme bey den Speisen sieht der Vf. theils als ein Erregungsmittel und theils als ein chemisches Agens an. Der seit mehrern Jahrhunderten eingeführte Gebrauch, sich immer meist sehr warmer Speisen zu bedienen, mag eine von den Ursachen mit seyn, dass der gröfste Theil der Menschen auf einen so energielosen Zustand zurück gesetzt worden ist, sagt Hr. *B.* S. 150. — Eine der gröfsten Modethorheiten unserer Tafeln ist, dass man am Ende derselben Gefrornes reicht. Die gröfste Gefahr aber verbreitet der Genuss des Gefrornen auf Bällen, wo schon mancher junge Mensch durch den unvorsichtigen Gebrauch desselben den Grund zu Schwindsuchten legte und früher ein Opfer seiner Unwissenheit und Unvorsichtigkeit ward (S. 156.). — Zu den viel nährenden nahrungsfähigen Grundlagen zählt der Vf. die Gallerte sammt dem Gummi, den Eyweifsstoff, das fette Oel, den Zucker und den thierischen Faserstoff. Unter die nahrhaftesten Speisen für Arbeitende gehören ohne Zweifel die Mehlspeisen. Eine Mischung aus Roggen und Weizenmehl giebt nach dem Vf. die beste Brodsorte. Nur die schönste, glaubt Rec., nicht die beste, noch weniger die haltbarste. Brod von türkischem Korn wird sehr spröde. Das Kleienmehl giebt gerade nicht die schlechteste Sorte Brod. Rec. hat Commisbrod gesehen, wo der Kleienbestand beybehalten, und welches ein recht kräftiges, obgleich schwarzes Brod war. Unter den Zusätzen zum Brod hätten besonders die Kartoffeln, Erbsen, Wicken einer Erwähnung verdient, wovon in der Gegend des Rec. zu den jetzigen Zeiten der Noth nicht selten Gebrauch gemacht worden ist. — Das eingepöckelte Fleisch, wenn es gut zubereitet, nur mit Salz eingerieben, nicht zu lange in Salzwasser oder Lacke gelegen ist, hält Rec. für leichter verdaulich als das frische. — Die Zuckerwurzeln (S. 221.) fordern keine kraftvolle Verdauung, sie sind ohne Zweifel die leichteste Speise, die es giebt. Kartoffeln mit Butter gedünstet, gedämpft oder warm mit Butter bestrichen, hält der Vf. S. 225. für mürber, etwas gesunder, verdaulicher und nahrhafter. Rec. hält die blofs gekochten für die gesundesten. Das Mehl der Kartoffeln, wenn es von seinem schleimigen und faserichten Stoffe gehörig befreyt ist, ist das trockenste, was man hat; daher so vorzüglich zu Biscuit. Skorzonenen und Haberwurzel gehören zur ersten Klasse (S. 221.). — Warum sollen sanft gewürzhafte Gemüse, die im Ganzen nicht sehr nähren, wenig reizen, nur (S. 234.) im Stadium der Reconvalescenz von indirect - asthenischen Krankheiten gegeben werden? — Der Spargel bewirkt, nach dem Rec., keinen vermehrten Harnabfluss, eher verminderten, theilt aber dem Harn einen specifisch unangenehmen Geruch mit. — Auch hat der Vf. wohl Unrecht, wenn er die Artischocken nur höchstens zu einem Spielwerke bey der Tafel dienen lässt; es ist nach unserm Bedünken eine sehr nahrhafte, aber blähende Speise. — Die Pflaumen hält der Vf. für verdächtig, und glaubt, es sey Pflicht der Polizey, im Verkaufe derselben strenge Obsorge zu tragen (S. 249.). Sollten sie wirklich mehr Vorsicht fordern, als *jedes* andere unreife Obst? Inconsequent ist es, wenn der Vf. S. 250. sagt, man benutze dieselben bey hypersthenischem Leiden, oder bey direct asthenischen Krankheiten. Im letzten Falle sollten sie wenigstens nicht ohne Einschränkung gegeben werden. Die Kranken verdauen sie auch wirklich selten. Unter die säuerlich schleimigen Früchte werden mit Unrecht die köstlichen Pfirschen, Pomeranzen und Maulbeeren gerechnet. Sehr ist es die Frage, ob gedämpfte Aepfel gesunder sind, als frische; vorausgesetzt, dass die Früchte zu den edlern Sorten gehören und vollkommen reif geworden sind. Von den vegetabilischen Nahrungsmitteln geht der Vf. zu den animalischen über und vergisst kein einziges, sogar bis zu den Fröschen und Schnecken, welche letztere Rec. doch wirklich für nahrhafter hält, als der Vf. zugeben mag. Sehr richtig und bündig sind die Gründe (S. 302.) für eine gemischte Nahrung, als die dem Menschen angemessenste. Unter der Benennung Zuspeisen führt Hr. *B.* solche Dinge auf, welche den Hauptspeisen eine gewisse Färbung, einen andern Geruch und Geschmack geben, Gewürze, Säuren, Salze; sogar auf die Gefäfse, in denen die Speisen zubereitet werden, lässt sich der Vf. ein. Zu den Regeln, die schicklichste Weise zum Essen zu bestimmen, werden gerechnet, dass man nicht zu hastig esse, alles wohl kaue, sich beym Essen aller Geistesanstrengung enthalte, nach dem Essen körperlich und geistig ruhig bleibe, heiter sey, Ordnung halte. Die Zeit zum Essen sollte eigentlich vom Daseyn des Hungers abhangen; doch glaubt der Vf., Eine Mahlzeit sey für Erwachsene in 24 Stunden hinreichend. Und diese verlegt er auf den Abend. Für diese Zeit wäre auch Rec., wenn man unter Abend 4 — 5 Uhr versteht. Man sollte dann um 10 — 11 Uhr Morgens reichlich frühstücken und könnte sich doch um 10 — 11 Uhr Abends zu Bette legen. Mit gleicher Ausführlichkeit und Aufmerksamkeit, wie bisher die festen Nahrungsmittel, geht der Vf. auch die Getränke durch. Er zeigt sehr deutlich, welche Trinkmittel die gemeinnützlichsten sind, wie sie in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Wohlbefinden abzuändern seyen, welch grofser Unterschied in Absicht auf Temperatur statt finde. Nur vom Cyder oder Apfelwein hat unser Vf. noch zu wenig angegeben. Man hat in Fran-

Franken und den rheinischen Gegenden Cyder, welcher an Wohlschmack dem Mosel-, Neckar- und Tauberwein gleich kommt und in Rücksicht auf Gesundheit ihnen nicht nachsteht. Wir sehen der Fortsetzung dieses sehr fleissig bearbeiteten Buchs, welches gemäsigte und richtige medicinische Grundsätze zur Basis hat, mit Verlangen entgegen.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Dyk: *Magazin der pädagogischen Literaturgeschichte*, angelegt von *Friedr. Erdm. Petri*, Profess. am Gymnas. zu Fulda. *Erste* Sammlung. 1805. X u. 130 S. 8. (10 gr.)

Die Vernachläffigung der Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtskunde veranlasste den Vf., ein Magazin derselben anzulegen, mit dem Entschlusse, es mit dem vorigen Jahrhunderte bey dem Zeitpunkte zu schliessen, von welchem die *Gutsmuthische* pädagogische Bibliothek anfing. Eine Probe davon ist diese *erste* Sammlung. Sie liefert I. den Begriff einer Literaturgeschichte der Pädagogik im Unterschiede von dem der Geschichte der Erziehung nach *Lehne* bestimmt. II. Einige Vorarbeiten zur Literaturgeschichte der Pädagogik, von *Wagenseils pera librorum juvenilium* (Altorf. 1695. VI. Vol. 8.) und *Morhofs Polyhistor literarius* an bis auf des Vfs. Neue Damenbibliothek, Leipzig 1800. III. Moses und die Propheten, oder *die Religionsurkunden* der alten Israeliten (vom 15ten *bis in das 6te* Jahrh. vor Chr.). Das vierte Gebot ist das Einzige, was für die Pädagogik aus Moses zu holen ist. Späterhin kommen zu den gymnastischen Uebungen noch die musikalisch-poetischen Prophetenschulen, von denen man, in neuern Zeiten, wie der Vf. *nicht* bemerkt, Gebrauch gemacht hat bey der Rhapsodik unter den Griechen, doch mit Widerspruch, wie aus Heinrichs Epimenides erhellet. IV. Das Hindu-Gesetzbuch. Ausser *Hüttner's* deutscher Uebersetzung des von *Will. Jones* aus der Samskrittsprache wörtlich ins Englische übersetzten Hindu-Gesetzbuchs ist hier nichts angeführt. Also ist diese Literatur, welche seit *Anquetil du Perron* sehr bereichert wurde, ganz mit Unrecht vernachlässigt worden. V. Altgriechische (hellenische) Pädagogik. Heroen. Spartaner. Athener. Seltsam rechnet der Vf. die Aegyptier, Perser unter die altgriechische Pädagogik. *Plato*, Vater der Pädagogik, nach *Tennemann. Aristoteles* bis auf *Plutarch*, welcher aber nicht mehr zu der altgriechischen Pädagogik gehört, so wenig als spätere, die auch über diesen Gegenstand griechisch schrieben, als *Basilius* u. a. VI. Ueber die Erziehung und Belehrung der Jugend bey den alten Römern. Sehr gut. VII. Vergleichungen mancher ältern und neuern Erziehungsart und Lehrmethode. VIII. Historisch-kritischer Versuch über den Erziehungsbegriff einiger älterer und neuerer Schriftsteller, von Platon bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts. Von den ältern wird bloss Plato angeführt, und dann sogleich zu *Rousseau* geeilt, weder historisch noch kritisch genau. Hieran knüpft der Vf. die Musterung der Grundbegriffe, die in einigen pädagogischen Schriften unsrer Jahrzehnde aufgestellt wurden. Nach Hn. *Trapp* ist Erziehung die Bildung des Menschen zur Glückseligkeit (f. dessen Versuch einer Pädagogik, Berlin 1780. S. 502.). Das Flache und Unphilosophische dieser Erklärung wird gut gezeigt. Dann folgen die Bestimmungen des Begriffs der Erziehung von *Delacoste, Bahrdt, Rudolphi, Schwarz, Schuderoff, Greiling, Götze, Heusinger, Heynatz, Eberhard, Niemeyer, Fähse, Kant, Stephani, Fichte* und *Albrecht*. Diese dem Vf. zur Ehre gereichende Beurtheilung erhält IX. durch die Entwickelung und Erläuterung des Begriffs: *Erziehung*, die gehörige Begründung. *Erziehen* im Allgemeinen heisst ihm mit Recht: Alle dem zu erziehenden Wesen inwohnende Kräfte aus ihrem Schlummer zur höchst möglichen harmonischen Wirksamkeit hervorrufen. Also ist Beförderung harmonischer Kraftäusserung wesentliches (nur zu oft übersehenes) Merkmal aller wahren Erziehung. Folglich ist jede einseitige Bildung nur widernatürliche Verziehung, ja pflichtwidrige Verwahrlosung. Die eigentliche Erziehung des Menschen kann und darf demnach keine andre als *reinmenschliche* seyn, kann nur das, was ursprünglich in ihm ist, entwickeln und ausbilden, ohne äussere Zwecke seiner empirischen, allgemeinen und besondern gesellschaftlichen Bestimmung zu berücksichtigen. Die Brauchbarkeit eines so erzogenen Menschen für Staatszwecke leidet keinen Zweifel. Der Erzieher muss nur planmäsig verfahren, und eine natürliche Stufenfolge in der Entwickelung der menschlichen Kräfte zur harmonischen Wirksamkeit beobachten, und allmählig vom Sinnlichen zum Ueberfinnlichen, von Sinneneindrücken und Gefühlen zu Begriffen und Ideen fortschreiten. Nur im Gleichgewichte der Kräfte ist Gesundheit, sagte *Schiller*. Diess bestätigt auch die Erfahrung: grosse Künstler aller Art sind oft empfindlich, launicht, unordentlich, ja liederlich, eben deswegen, weil der gesammte Mensch unter einer zu grossen Ausbildung seiner Kräfte für *ein* Fach des Wissens, oder eine Art von Fertigkeiten leidet. Wenn nun die Erziehung allgemein gleich seyn sollte: so müssen dagegen Unterricht und Cultur unendlich mannichfaltig modificirt seyn, je nachdem der eine Mensch für dieses, der andre für jenes Geschäft des Lebens gebildet werden, und für das Gemeinwohl wirksam seyn soll u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. 1) *Königsberg*, gedr. b. Hartung: *De Mohammede resurrectionis Christi teste et Mohammedanis in Neo-Borussia orientali.* Sectio I. 1802. 12 S. Sect. II. 1803. 12 S. Sect. III. (welche den bestimmtern Titel hat: *De Mohammedanorum in Neo-Borussia orientali articulis fidei et ritibus sacris*). 1804. 16 S. 4.

2) Eben-

2) *Ebendas.*: *Augustus Caesar Christi nasciturі forsan non ignarus ad Luc.* II, 1. *Sect. I.* 1805. 12 S. 4.

3) *Ebendas.*: *Historiae de Christo in vitam et coelum redeunte evangelicae, ex narratione Livii de Romuli vulgo credita divinitate, illustratio.* 1805. 14 S. 4.

Diese Programme haben den vor Kurzem verstorbenen Conf. Rath *Hasse* in Königsberg zum Vf., einen Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und ungemeinem Scharfsinn, dessen neue Ansichten und zum Theil kühne Hypothesen doch wenigstens dazu dienten, den Prüfungsgeist des Zeitalters zu wecken und vor Einseitigkeit zu bewahren. Es wäre nicht gut, wenn alle Gelehrten die oft sehr bizarren Grundsätze dieses verdienten Mannes befolgten; aber es ist eben so wenig zu wünschen, dass es zu irgend einer Zeit an Männern fehle, die, mit der gewonnenen Wahrheit sich nicht begnügend, nach neuen Ansichten streben und im Gewinn des Neuen die einzige Ausbeute eines den Wissenschaften geweihten Lebens finden.

Die Natur des in Nr. 1. abgehandelten Gegenstandes brachte es mit sich, dass sich der Vf. bloss an den gegebenen Stoff halten und keine originellen Ansichten einmischen durfte. Als Beytrag zur allgemeinen Religions- und Kirchengeschichte aber ist diese Abhandlung vorzüglich wichtig. Die *erste* Abtheilung kann als eine *Christologia Corani* betrachtet werden. Der Vf. stellt die im Koran vorkommenden Aeusserungen über Christus, besonders über seine Auferweckung vom Tode (S. 8.) zusammen. Man kann es als eine kurze Recapitulation von dem betrachten, was *Mill*, *Warner*, *Frey*, *Schröder*, *Augusti* u. a. über die Christologie des Korans haben. Sie wurde vom Vf., nach S. 11., vorausgeschickt, um zu beweisen: „*Mohammedem non fuisse contemtorem vel depravatorem doctrinae christianae, sed eandem in Corano faciem satis liberalem habere; et Mohammedanos, tenaces doctrinae Moslemicae custodes, si legibus pareant et institutis civitatis, si fidem principi datam servent, et a vi armisque abstineant, in civitatibus christianis omnino posse tolerari, nec propterea, quod Mohammedani sint, exterminandos esse.*" Das *zweyte* Spec. giebt hierauf Nachricht von den seit dem J. 1795. unter Preussische Bothmässigkeit gekommenen Mohammedanern. Sie sind ihrem Ursprunge nach Tataren, welche unter *Badu*, dem Enkel von Dschingis-Chan, und seinen Nachfolgern den muhammedanischen Glauben angenommen hatten. Ein Anführer derselben, *Toktamir* oder *Tachtamir Czar*, ward ums Jahr 1370. von *Kinstoud* (Keistud), Grossfürsten von Litthauen, gegen die deutschen Ritter zu Hülfe gerufen. Seit dieser Zeit gab es in Litthauen beständig Muhammedaner. Sie heissen bey den Türken *Lipka Tatari*, d. h. litthauische Tataren. In den Jahren 1672. u. 1676. suchten ihnen die Türken einen freyen Abzug aus Polen zu bewirken, und versprachen ihnen in der Krim, oder wo es ihnen sonst gefiele, gute Aufnahme und Schutz; allein sie zogen den Aufenthalt in Polen vor, und haben auch noch bis jetzt ihre Verfassung und ihren Religionscultus erhalten. Sie haben gegenwärtig zwey Moscheen zu Winsznupiach und Bohonik bey Sokolka. Der grösste Theil derselben kam 1795. an Preussen. Die Kriegs- und Domänen-Kammer zu *Bialystock* veranstaltete 1797. eine Revision derselben, und der Vf. hat die bey dieser Gelegenheit geführten Acten (Auszug aus den Kammer-Acten, die Vernehmung des Obristen *v. Baranowsky* und des Iman *Wikalaiewicz* über die Mohammedaner in Neuostpreussen 1797.) benutzt. *Sect. III.* liefert die Glaubenssätze derselben und die Nachrichten von ihren religiösen Einrichtungen, nach ihrer eigenen Angabe zum Vernehmungs-Protocoll vom J. 1797. Man findet hier die bekannte *Fides Islamitica*, wie sie die Sunniten, welchen diese Tataren angehören, bekennen. In den Anmerkungen hat Hr. *H.* viel Nützliches beygebracht.

In Nr. 2. sucht der Vf. wahrscheinlich zu machen, die Absicht des Evangelisten Lucas sey unter andern auch gewesen „*indigitare et instituisse hunc censum Augustum, ut cognosceret, quinam ex antiqua regum familia perstarent in Judaea posteri, et mox de Christo domino in urbe regia (Davidica v.* 11.) *nato sine dubio aliquid ex tabulis censoriis comperisse.*" Der Beweis dafür wird, wie es nicht anders seyn konnte, aus historischer Induction geführt, und man sieht wenigstens die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, wie der Imperator auf den erwarteten König in Judäa aufmerksam gemacht werden konnte. Der Vf. zeigt eine schöne Belesenheit in den römischen Historikern; doch scheint er uns auf die *sibyllinischen Bücher* mehr Gewicht zu legen, als eine vorsichtige Kritik gestatten will.

Die Parallele (Nr. 3.) stellt die Erzählung des Livius von der Apotheose des Romulus (*Liv.* I. c. 15. 16.) und die Nachrichten der Evangelisten von der Himmelfahrt Christi synoptisch zusammen. Diese Zusammenstellung giebt zu mancher interessanten Beobachtung Veranlassung, und man freut sich der Geschicklichkeit, womit der Vf. die hier mitgetheilten Thatsachen und historischen Bemerkungen combinirt hat. Aber billigen können wir es nicht, wenn zu Gunsten der postulirten Harmonie die evangelische Geschichte ihrer miraculösen Hülle entkleidet wird. Die Stelle Apostg. I, 11. wird so erklärt, dass sie zwar von einer gehofften *Versetzung in den Himmel*, aber nicht von einer *Himmelfahrt Christi* handelt. Der Vf. will nicht zugeben, dass ἐλευσεσθαι für παλιν ἐρχεσθαι stehe; er verbindet εἰς τον οὐρανον mit ἐλευσεται, und trennt davon πορευομενον durch ein Comma, nachdem er die Worte: εἰς τον οὐρανον zwischen ἀφ' ὑμων und οὗτος ἐλευσεται für unecht erklärt hat. Die ganze Stelle muss, nach seiner Meinung, so gefasst werden: *Was steht Ihr noch mit gen Himmel gekehrtem Blick? Dieser Jesus, der von Euch nun weggenommen ist, wird auf dem Wege, wo Ihr ihn gesehen habt weggehen, (gewiss und ohne Euch) in den Himmel kommen.*" Wir müssen es dem Urtheil der Leser überlassen, ob sie dadurch das ὃν τροπον für erschöpft halten und den Sinn der ganzen Stelle im Geist der evangelischen Geschichte (was wir bezweifeln) aufgefasst finden können. Nur das ziehen wir noch bemerken, dass wir in das S. 13. u. 14. gezogene Resultat nicht ganz einstimmen können. Wir sind zwar einverstanden, „*et posse scriptores sacros cum classicis conferri, et, comparatione facta, non minui dignitatem, sed augeri;*" aber daraus möchten wir doch nicht die Folgerung machen: „*Nam inde clarius expromitur, quid sit vere actum gestumve, et quid loquendi ejus temporis et gentis rationi unice tribuendum, adeo, ut ex his tanquam involucris et exuviis nuda prodeat veritas, nihilque obstet, quo minus et ipsi classici sint et habeantur*" u. s. w. Der Vf. meynt zwar: *Si angeli ubique adsint per miracula, nihilque ad naturae leges fiat, facile lectores in ἀπιστιαν incidunt, ne male creduli videantur, et tum resurrectio Christi, tum ejus in coelum abitus praefracte negatur. At si in his nihil est, nisi loquendi modus in rebus insolentibus nec tam naturae repugnantibus, eamque superantibus, quam praeter consuetudinem et usum quotidianum evenientibus, quis est, qui non videat, ex hac ipsa narrandi ratione id tanquam verum et indubitatum nasci, Christum et ex mortuis, in quorum numerum referebatur, redivivum, et mox, terra relicta, coelestem factum esse?* Wie man diesen Satz, ohne Annahme eines Wunders, für *wahr* halten könne, gesteht Rec., nicht begreifen zu können. Man müsste denn mit den Worten *redivivus* und *coelestis factus* ein loses Spiel treiben, und sich da mit leeren Phrasen begnügen, wo man eine bestimmte Erklärung der Sachen fordert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Januar 1807.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Immanuel Kant* über die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1791. ausgesetzte *Preisfrage: Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht hat?* Herausgegeben von D. *Fr. Th. Rink*. 1804. 204 S. kl. 8. (16 gr.)

Die obige Preisfrage der Berl. Akademie hatte nicht allein an sich eine grosse Wichtigkeit, sondern auch noch besonders für den unsterblichen *Kant*. Denn sein philosophisches System war es, welches bey der Beantwortung derselben auch vorzüglich erwogen und berücksichtigt werden sollte. Unter den Bewerbern waren die Hnn. *Schwab*, *Reinhold* und *Abicht*, welche den Preis davon trugen. In der Folge fand sich, dass auch *Kant* an der Beantwortung dieser Frage gearbeitet, allein sein Werk nicht zu Vollendung gebracht hatte. Den Freunden der Metaphysik war es jedoch sehr angenehm, dass Hr. D. *Rink* auch die unter seinem Nachlass gefundnen Fragmente nicht verloren gehen liess, sondern sie, wie sie waren, dem Druck übergab.

Kant, der alles, was er seiner Untersuchung unterwarf, auf eine eigne und originelle Art anzusehn gewohnt war, hat auch zur Beantwortung dieser Frage einen von den bisher bekannten ganz verschiedenen und ihm eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Es lässt sich nun zwar schon erwarten, dass die Antwort dem bekannten Geiste seines Philosophirens angemessen und in Uebereinstimmung mit demselben ausgeführt sey; da aber sowohl die Seite, von welcher er die Frage auffasst, als auch die mitunter laufenden Reflexionen, worauf er bey dieser Gelegenheit getrieben wird, etwas Interessantes darbieten: so wollen wir von beiden einige Auskunft geben.

Die Schwierigkeit, der Aufgabe der Akademie zu genügen, wird sehr richtig (S. 8.) aus dem Punkte motivirt, dass die Wissenschaft, deren Fortschritte seit *Leibnitz's* und *Wolf's* Zeiten aufgewiesen werden sollen, *Metaphysik* sey. Denn diese sey „ein uferloses Meer, in welchem der Fortschritt keine Spur hinterlasse, und dessen Horizont kein sicheres Ziel enthalte, an dem man wahrnehmen könne, um wie viel man sich ihm genähert habe."

Wenn dem so ist, so muss man freylich sehr weit ausholen, und zuerst fragen: Was denn die Vernunft eigentlich mit der Metaphysik wolle? Welchen Endzweck sie mit ihrer Bearbeitung vor Augen habe? — Dieser ist kein anderer, als „die Wissenschaft von der Erkenntniss des Sinnlichen zu der des Uebersinnlichen durch Vernunft fortzuschreiten." Es ist also hier nicht genug, etwas Nichtsinnliches, z. B. Begriffe und Grundsätze, welche ihren Ursprung und Sitz im Verstande haben, aufzuweisen; wenn dieses Nichtsinnliche am Ende doch von weiter keinem, als bloss für die Erfahrung geeignetem, Gebrauche ist. So wird die ganze Ontologie, in so fern sie Elemente der Erkenntniss *a priori* enthält, aber doch noch keine bestimmten Gegenstände zur Erkenntniss bringt, ungeachtet der Nichtsinnlichkeit ihrer Begriffe und Sätze, doch nur zum Vorhof der Metaphysik gehören, selbst aber noch keine Metaphysik seyn, weil sie keine positive Erkenntniss des Uebersinnlichen liefert. — Es springt in die Augen, dass durch diese Begränzung des Begriffs der Metaphysik der eigentliche Fragepunkt sehr nahe ins Auge gerückt; die Beantwortung desselben aber auch auf unübersehbare Schwierigkeiten geleitet wird. Denn wenn Metaphysik nun nicht blosse Logik und Ontologie, sondern eine *bestimmte Erkenntniss* des *Uebersinnlichen* seyn soll: so entsteht allerdings die erhebliche Frage: wie es möglich sey, mit unserm Verstande, der zwar im Gebiete des Sinnlichen sehr gut fortkommt, über die Gränze des Sinnlichen hinaus zu kommen, und von dem, was jenseits liegen soll, nicht etwa blosse Gedanken, Ideen oder Vermuthungen, sondern eine bestimmte und bewährte Erkenntniss einzuholen?

Die Preisfrage setzt nun voraus, man habe *vor* und *zur* Zeit *Leibnitzens* und *Wolf's* schon einige Erkenntniss der Art gehabt, und will nur wissen, welche Fortschritte man nach dieser Zeit in ihr gemacht habe? Um aber einen Masstab für dasjenige zu haben, was neuerdings in der Metaphysik geschehen ist, muss man dieses und das, was in ihr von je her gethan ist, mit dem vergleichen, was darin hätte gethan werden sollen.

Die ersten und ältesten Schritte, nämlich die der *Dogmatiker*, in der Metaphysik geschahen mit völliger Zuversicht des Gelingens, ohne vorher über die Möglichkeit solcher Erkenntnisse sorgsame Untersuchungen anzustellen. Man wandelte an dem Leitfaden ontologischer Principien, hütete sich nur vor Widersprüchen in den Urtheilen, und begnügte sich damit, dass die Behauptungen auf dem Wege der Erfahrung, wenn gleich nicht bestätigt, doch auch nicht widerlegt werden konnten. Dieser Gang ist von noch älterer Zeit, als der des Plato und Aristoteles, und schliesst den eines *Leibnitz's* und *Wolf's* mit ein. — Der zweyte, beynahe eben so alte, Schritt war dagegen

gen ein Rückgang, und gründete sich auf das Misslingen aller Versuche in der Metaphysik. Er war der Gang der *Skeptiker*, der noch immer in sehr guten Köpfen fortdauert. Seine Ausdehnung aber sogar auf die Principien der Erkenntniss des Sinnlichen und der Erfahrung selbst kann man nicht füglich für eine ernstliche Meinung halten. — Der dritte und neueste Schritt, welcher über das Schicksal der Metaphysik entscheiden muss, ist die *Kritik* der reinen Vernunft selbst, nämlich ihres Vermögens, die menschliche Erkenntniss überhaupt *a priori* zu erweitern. Wenn diese geleistet hat, was sie verspricht, so ist die Frage der Akademie dadurch aufgelöst.

Kant stellt auf solche Art drey Stadien auf, welche die Philosophie zum Behufe der Metaphysik zu durchgehen habe, das des *Dogmatismus*, *Skepticismus* und *Kriticismus*. — „Diese Zeitordnung ist in der Natur des menschlichen Erkenntnissvermögens gegründet. Wenn die zwey ersten Stadien zurückgelegt sind: so muss nach einem allenfalls interimistischen Hin- und Herschwanken das dritte eintreten."

In der *ersten* Abtheilung giebt er eine Geschichte der Transcendental-Philosophie unter uns in neuern Zeiten. Er versteht aber hierunter nichts anders, als die wichtige Begebenheit, dass der Unterschied zwischen *analytischen* und *synthetischen* Urtheilen bemerkbar gemacht, die *Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori* und einer Erkenntniss aus ihnen untersucht sey. Was er hierüber sagt, verdient, ob es gleich aus seinen andern Schriften schon der Sache nach bekannt ist, doch auch hier nachgelesen zu werden. Wir wollen nur Folgendes ausheben. „Das *Subjective* in der Form der Sinnlichkeit ist die Darstellungsart von dem, wie unser Sinn von Gegenständen (den äussern oder den innern, d. i. von uns selbst) afficirt wird, um sagen zu können, dass wir diese nur als *Erscheinungen* erkennen." Erscheinung ist also ein Object, in so fern es vom Subjecte in der ihm eigenthümlichen Anschauungsart vorgestellt wird. Object überhaupt ist nichts anders, als der Verstandesbegriff von einem Etwas, welches als Materie des Denkens dem Denken gegenüber steht. Es kann nun überall nichts gedacht oder erdacht werden, was nicht, es sey selbst auch nur Gedanke oder Begriff, zum Gegenstand des Denkens gemacht werden könnte. So ist auch selbst das Förmliche in der Sinnenvorstellung, Zeit und Raum, ein Gegenstand des Denkens. Insbesondere aber ist es nun die Materie der Sinnenvorstellung, d. h. das, was sich uns durch Empfindung giebt, mithin in der Zeit und im Raume wahrgenommen wird, was wir *Gegenstand* nennen, und dieser Gegenstand ist nun nicht ein Gegenstand des Verstandes an sich, d. h. ausser der Form des Sinnlichen oder unabhängig von ihr, sondern nur durch dieselbe und abhängig von ihr; daher ist er denn auch etwas Zeitliches oder Räumliches, d. h. *Erscheinung*.

„Ich bin mir meiner selbst bewusst: ist ein Gedanke, der schon ein zwiefaches Ich enthält, das *Ich als Subject*, und das *Ich als Object*. Wie es möglich sey, dass ich, der ich denke, mir selber ein Gegenstand der Anschauung seyn, und so *mich* von *mir selbst* unterscheiden könne, ist schlechterdings unmöglich zu erklären, obwohl es ein unbezweifeltes Factum ist. Es zeigt aber ein über alle Sinnenanschauung so weit erhabenes Vermögen an, dass es, als der Grund der Möglichkeit eines Verstandes, die gänzliche Absonderung von allem Vieh, dem wir das Vermögen, zu sich selbst *Ich* zu sagen, nicht Ursache haben beyzulegen, zur Folge hat, und in eine Unendlichkeit von selbstgemachten Vorstellungen und Begriffen hinaussieht." Man muss doch diesen feinen Denker immer bewundern, wie er bey schwierigen Dingen wenigstens den richtigen Fragepunkt trifft, wenn er sich auch gleich nicht immer die erwünschte Auskunft geben kann. Die Frage von dem, was eigentlich den Unterschied zwischen der Menschheit und Viehheit ausmache, hat gewiss ihre grossen Schwierigkeiten, wenn man hier nicht mit Begriffen *en gros* verhandeln, und die Sache im Dunkeln lassen will. Die Identitäts-Grübler statuiren bekanntlich gar keinen *specifischen*, sondern allenfalls nur einen *graduellen* Unterschied zwischen der Menschheit und Viehheit, ja nach ihnen hat auch die Pflanze und der Stein Vernunft, nur in einem ihnen angemessenen Grade. Nach *Gall* haben die Thiere eben so gut einen Verstand, als die Menschen, ja, *si diis placet*, hat jeder Sinn seinen Verstand, der Tonsinn den seinigen, der Ortssinn u. s. w. Man sieht wohl, dass alle diese Denker und Nichtdenker eigentlich nicht wissen, was der Verstand sey, in so fern derselbe als ein dem Menschen *eigenthümliches* Erkenntnissvermögen betrachtet werden muss. Er ist das Vermögen der *Selbstschöpfung von Vorstellungen aus Gründen der Einheit des Bewußtseyns*, wovon das *Ich*, als der Begriff, wodurch er sich selbst festhält, die Folge ist. Dieses *Ich*, oder vielmehr das dynamische Princip, wovon es der Reflex ist, hat seine eigne Natur und Gesetze, und diese legen sich in den Urbegriffen (Kategorieen) dar.

„Von dem Ich in der ersten Bedeutung (dem Subject der Apperception, dem logischen Ich, als Vorstellung *a priori*) ist schlechterdings nichts weiter zu erkennen möglich; es ist gleichsam das Substantiale, was übrig bleibt, wenn ich alle Accidenzen, die ihm inhäriren, weggelassen habe. Es kann nicht weiter erkannt werden, weil die Accidenzen gerade das waren, woran ich seine Natur erkennen konnte. Denn die Gedanken, als factische Bestimmungen des Vorstellungsvermögens, gehören schon zu den Accidenzen jenes Ichs, als Subjects der Apperception; so auch die Urbegriffe, welche sich in seinen Urtheilen hervorthun, und von aller Materie des Denkens abgesondert, eigentlich die Form des Verstehens ausmachen.

„Das Ich aber in der zweyten Bedeutung (als Subject der Perception, das psychologische Ich, als empirisches Bewusstseyn) ist mannichfacher Erkenntniss fähig." Dieses sinnliche Ich bedeutet die Fähigkeit des Subjects, durch Eindrücke Vorstellungen zu gewinnen, und wird selbst von dem logischen Ich (z. B. vermittelst des Acts der Aufmerksamkeit) afficirt

cirt und bestimmt. Nur muss man hierbey nicht an zwey verschiedene Substanzen denken: denn das Substantiale ist hier nur ein Einziges; sondern an zwey verschiedene Vorstellungsarten eines und desselben Subjects: denn es ist am Ende nur ein einziges Ich, welches alles auf sich selbst bezieht, und sich durch diesen Act als die schöpferische Einheit alles zu ihm gehörigen Mannichfaltigen bewährt.

Den eclatantesten Beweis eines reinlogischen (von aller Sinnenvorstellung und Anschauung unterschiedenen) Vermögens giebt die *Vorstellung* des *Zusammengesetzten:* denn diese erfordert der Begriff einer Zusammensetzung, so fern er auf die Anschauung in Raum und Zeit angewandt wird; dieser Begriff ist also nicht von Anschauungen, als eine in diesen enthaltene Vorstellung abgezogen, sondern ein Grundbegriff *a priori.* Das erste, wodurch sich der logische Act der Apperception erweist, ist die Zusammensetzung des durch die Sinne gegebenen Mannichfaltigen. Thäte diess der Verstand nicht, so könnte es nie zu einem Gedanken kommen: denn jeder Gedanke ist *Einheit* des vorgestellten Mannichfaltigen; die Sinne aber vereinigen nicht, sondern bieten nur, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit, ein Mannichfaltiges zur Vereinigung dar. Die Urbegriffe des Verstandes sind nun nichts anders, als *Arten der Zusammensetzung mit Bewußtseyn.* Durch die Anwendung dieser Begriffe auf das Gegebene der Sinnlichkeit entspringt *Erfahrung*, die zwar einerseits Data enthält, *aber auch andrerseits gemacht* seyn will; das Machen ist aber hier die Angelegenheit der synthesirenden Apperception. Diese macht nun, an sich betrachtet, ein eignes System aus, und jedes Urtheil ist ein Fall, in welchem sie sich mit allen ihren Functionen erweist. Sondert man in einem Urtheile die Form von der Materie: so hat man an jener noch die reinen Züge der Apperception.

Nach solchen und noch manchen andern schätzbaren Erläuterungen schreitet der Vf. zur nähern Darstellung der drey Stadien. Er zeigt, dass der ganze Umfang der theoretischen Vernunfterkenntniss sich nicht weiter als auf *Gegenstände* der *Sinne* erstrecke; handelt von der Art, den reinen Verstandes- und Vernunftbegriffen objective Realität zu verschaffen; von der Trüglichkeit der Versuche, solchen Begriffen auch ohne Sinnlichkeit objective Realität zuzugestehen; von dem, was seit der *Leibnitz-Wolfischen* Epoche in Ansehung des Objects der Metaphysik, d. i. ihres Endzwecks, ausgerichtet worden u. s. w. Die summarische Antwort hierauf ist: dass *Leibnitz* und *Wolf* zwar vieles zur Analyse der Begriffe beygetragen, allein in Ansehung des eigenthümlichen Zwecks der Metaphysik doch um keinen Schritt weiter gekommen seyen. Die Gründe dieser Entscheidung müssen in dem Werke selbst nachgesehen werden. Sie sind zum Theil dieselben, welche wir schon in den grössern Werken des Vfs. finden, zum Theil aber doch auch mit einigen nicht unbeträchtlichen Bemerkungen verstärkt oder verdeutlicht.

Hierauf wendet er sich zur Auflösung der akademischen Aufgabe selbst, und frägt: „Was für Fortschritte *kann* die Metaphysik in Ansehung des Uebersinnlichen thun?" (S. 109.) Nachdem er bemerkt, „dass es über die Gegenstände der Sinne hinaus schlechterdings kein theoretisches Erkenntniss, und, weil in diesem Falle alles *a priori* durch Begriffe erkannt werden müsste, kein theoretisch dogmatisches Erkenntniss geben könne, weil allen Begriffen irgend eine Anschauung untergelegt werden muss, wenn ihnen objective Realität verschafft werden solle; mithin wir von der Natur übersinnlicher Gegenstände (Gottes, unsers eignen Freyheitsvermögens und unsrer Seele, abgesondert von Körper, — als der eigentlichen Objecte der Metaphysik) gar nichts erkennen: so, fährt er fort, komme also darauf an, ob es nicht dessen ungeachtet von diesen übersinnlichen Gegenständen ein *praktisch* dogmatisches Erkenntniss geben könne? — In diesem Falle würden wir das übersinnliche Ding nicht nach dem bestimmen, was es an sich ist, sondern nur, wie wir es zu denken und seine Beschaffenheit anzunehmen haben, um dem praktisch-dogmatischen Objecte des reinen sittlichen Princips für uns selbst angemessen zu seyn." Hier findet der Vf. nun, wie bekannt ist, nur den Ausdruck des *Glaubens* allein dem Fürwahrhalten jener Gegenstände angemessen, und versteht darunter eine Annehmung, die nur darum nothwendig ist, weil eine objective praktische Regel des Verhaltens als nothwendig zum Grunde liegt, bey der wir die Möglichkeit der Ausführung und des daraus hervorgehenden Objects an sich zwar nicht theoretisch einsehen, aber doch die *einzige* Art der Zusammenstimmung derselben zum Endzweck subjectiv erkennen.

Diese Erklärung hält Rec. für so angemessen und gegründet, dass sie weiter nichts vermissen lässt. Auch findet er hierin eine grosse Consequenz mit dem ganzen übrigen philosophischen Systeme des Vfs., und hiermit zugleich einen Vorzug, dessen sich noch kein speculatives Gebäude zu rühmen hat. Der Miss- und Fehldeutungen dieser Wendung seiner Speculation hat es genug gegeben; aber wer soll diese verhüten, da die Talente, sich in den Geist eines Systems hinein zu studiren, so verschieden sind? Bald hat man gemeynt, *Kant* führe eine *doppelte* Vernunft ein, weil er von einer theoretischen und praktischen Vernunft rede, bald: er lasse nur eine *halbe* Vernunft gelten, bald: er suche nur eine *lahme Krücke*, um sein baufälliges theoretisches System zu stützen, und welche dergleichen Ansinnungen mehr sind. Es ist aber klar, dass er nur von *einer* Vernunft rede; diese aber in einem zwiefachen Verhältnisse, erstens zu dem Erkenntniss- und dann zu dem Begehrungsvermögen erwäge. Sein theoretisches System ist auch allerdings geschlossen und macht ein Ganzes für sich aus: denn dass am Ende aus ihm hervorgeht, wir können durch das blosse theoretische Vermögen nicht zum Uebersinnlichen gelangen, benimmt ihm nichts von seiner Vollendung und Haltung. Es ist auch gewiss nichts wichtiger als dieses, dass wir, wenn unsere Vernunft ein

ein blofs fpeculirendes Vermögen wäre, gar nicht daran denken würden, je mit ihr über die Sinnenwelt hinauszugehen: denn alle ihre theoretifche Ideen haben nur eine Beziehung auf die Natur und wollen nur für die fortgehende Wiffenfchaft derfelben in Gebrauch gefetzt feyn. Nur diefes, dafs eben diefelbe Vernunft auch praktifch ift, mithin Principien des Thuns und Laffens für die Willkür hergiebt, regt und bewegt uns erft, uns noch nach etwas Anderem umzufehen, als was uns allein die Sinnenwelt darbietet. Denn wie es auch immer mit den Objecten der Ideen ftehen mag: fo ift fürs Erfte und unmittelbar doch klar, dafs uns das praktifche Gefetz der Vernunft zu Maximen verpflichtet, welche in der Sinnenwelt wohl ihre Herrfchaft beweifen, aber in derfelben durchaus nicht ihre *Gränzen* finden follen. Wenn daher die Frage ift, nicht, was wir erkennen, fondern, was wir *thun* follen: fo findet fich ein jeder gehalten, die Ideen von Freyheit, Unfterblichkeit und Dafeyn Gottes zu *Regeln feiner Praxis* zu machen. Wenn er alfo z. B. auch klar einfähe, dafs er morgen nicht mehr leben würde, fo würde er es fich doch nicht verhehlen können, dafs es feine Pflicht fey, auch in dem letzten Augenblick feines Lebens fo zu handeln, wie wenn er feine Unfterblichkeit objectiv vor Augen hätte.

Das dritte Stadium der Metaphyfik macht nun einen Kreis aus, deffen Gränzlinie in fich felbft zurückkehrt und fo ein Ganzes von Erkenntnifs des Ueberfinnlichen befchliefst. Der Fortfchritt der Metaphyfik in diefem dritten Stadium ift auch der leichtefte unter allen, und der gemeinen Menfchenvernunft eben fo begreiflich als dem Philofophen, und zwar fo fehr; dafs fich die letztern durch die erftere zu orientiren genöthigt fehen, um fich nicht ins Ueberfchwengliche zu verlaufen. Diefen Vorzug hat die Philofophie als Weisheitslehre vor ihr als fpeculativer Wiffenfchaft von nichts anderm, als dem reinen *praktifchen* Vernunftvermögen, d. i. von der Moral, fo fern fie aus dem Begriffe der Freyheit abgeleitet wird.

„Der vorgeblichen Argumente für das Dafeyn Gottes aus theoretifchen Gründen find nur zwey. Entweder man fchliefst aus dem Begriffe des allerrealften Wefens auf das Dafeyn deffelben, oder aus dem nothwendigen Dafeyn irgend eines Dinges auf den Begriff, welchen wir uns von ihm zu machen haben (S. 127.). Aufser diefen beiden Beweifen giebt es zwar noch einen dritten, den fogenannten phyfico-theologifchen; allein diefer legt nur ftatt der Erfahrung überhaupt eine *beftimmte* Erfahrung zum Grunde, geht dann von diefer zu jener über und fucht doch in dem kosmologifchen erft feine wahre Haltung. Da wir uns nun von einem fchlechthin nothwendigen Wefen keinen beftimmten Begriff machen können: denn wir können diejenige Befchaffenheit gar nicht nachweifen, welche es machen foll, dafs etwas nothwendiger Weife exiftire: fo bleibt der Begriff hier immer leer und müfste feine Ergänzung zur Gegenftändlichkeit in dem Begriffe des Allerrealften fuchen. Sonach würde alles am Ende auf den erften Beweis, den ontologifchen, hinaus laufen. Allein diefer nimmt an, dafs die Exiftenz ein Prädicat des Objects fey, welches doch nicht richtig ift: denn fie ift nur ein Prädicat des Verhältniffes deffelben zu unferm Urtheilsvermögen, trifft alfo nur unfere Erkenntnifsart und die Frage: ob uns zu unferm Begriffe das Object gegeben fey oder ob wir nur einen bloffen Begriff davon haben. Da wir nun keinen Begriff haben, welcher die Nothwendigkeit enthielte, feinen Gegenftand zu fetzen, vielmehr immer das Seyn und Nichtfeyn durch ihn unbeftimmt bleibt: fo fällt die Anmafslichkeit des Beweifes aus dem bloffen Begriffe von Gott in die Augen, und es ift klar, dafs es überall keinen theoretifchen Beweis für das Dafeyn Gottes geben könne.

Wenn dem fo ift, und doch jedermann eine fo grofse Anhänglichkeit an die Realität der Ideen von Gott, Unfterblichkeit u. f. w. beweift: fo mufs der Grund dazu gewifs anders worin, als in einer vermeynten Theorie und theoretifchen Speculation liegen. Wirklich ift es auch nur das moralifche Intereffe, welches den Menfchen fo fehr an die Realität jener Ideen bindet, und ihn beftimmt, fie anzunehmen, ohne durch irgend einen Schritt in der Erkenntnifs der Dinge dazu geführt zu feyn. Wenn wir aber einmal diefen Schritt gethan haben, fo können wir dann unfern Begriff näher beftimmen, und obgleich nur analogifch, fo doch hinreichend zu aller unferer Abficht.

Diefs ift die Summe von dem, was der Vf. als einen wahren, nach der *Leibnitz-Wolfifchen* Zeit gemachten Fortfchritt in der Metaphyfik angiebt. Und hierin wird er wohl Recht behalten, wie beredt manche auch noch ganz andere Dinge preifen und als Gewinn anfetzen wollen.

(*Der Befchlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Nürnberg*, in d. Lechner. Buchh.: *Kritik oder vorurtheilsfreye und unbefangene Prüfung der von J. S. A—r. herausgegebenen Vertheidigung und Empfehlung des Herlefens der Predigten auf der Kanzel, angeftellt von einem Freunde der Wahrheit.* 1805. IV u. 77 S. 8. (4 gr.) — Eine höchft langweilige Kritik über ein oft, und auch von uns (A. L. Z. 1805. Nr. 307.) gebührend abgefertigtes Buch, aus welchem diefer Kritiker doch noch einen lebhaftern Stil hätte lernen können, an welchem es ihm ganz fehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1807.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Immanuel Kant* über die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1791. ausgesetzte Preisfrage: *Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitzens und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht hat?* Herausgegeben von *D. Fr. Th. Rink* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 17. abgebrochenen Recension.)

Jetzt wollen wir noch ein Paar zerstreute Bemerkungen ausheben. S. 144. heisst es: „Dass der Mensch nicht ganz und gar bloss Körper sey, lässt sich, wenn diese Erscheinung als Sache an sich betrachtet wird, strenge beweisen; weil die *Einheit des Bewusstseyns*, die in jedem Erkenntniss, mithin auch in dem seiner selbst, nothwendig angetroffen werden muss, es unmöglich macht, dass Vorstellungen unter viele Subjecte vertheilt, Einheit des Gedankens ausmachen sollten. Daher kann der Materialismus nie zum Erklärungsprincip der Natur unsrer Seele gebraucht werden. Betrachten wir aber Körper und Seele nur als Phänomene, welches, da beide Gegenstände der Sinne sind, nicht unmöglich ist, und bedenken, dass das Noumenon, was jener Erscheinung zum Grunde liegt, d. i. der äussere Gegenstand, das Ding an sich selbst, vielleicht ein einfaches Wesen seyn möge." — — Hier ist im Manuscripte eine leere Stelle geblieben, die entweder durch ein besonderes Blättchen ergänzt war, oder vielleicht erst ergänzt werden sollte. Es ist zu bedauern, dass *Kant* diese Ergänzung nicht selbst gegeben hat: denn hier war er, in der That auf einen sehr intricaten Punkt der Speculation getrieben. Es kann aber diese Stelle einen andern Denker auffordern, zu vermuthen, was *Kant* wohl noch habe hinzu setzen können: denn sein Gedanke steht nur erst zur Hälfte da. — Rec. hält dafür, *Kant* habe sagen wollen: Seele und Körper seyn nichts als Erscheinungen eines Etwas, das *an sich* durch keine Prädicate bestimmt werden kann, die wir von dem Innern oder Aeussern des Menschen entlehnen, folglich weder als Körper noch als Seele gedacht werden müsse: denn beide seyn nur Zustände und Bestimmungen jenes Substantials. In wie fern nun Körper und Seele als etwas gedacht werden, das seinen gemeinschaftlichen Grund in Etwas hat, das gar nicht erscheint, können sie nicht als zwey von einander verschiedene und besondere Substanzen, sondern nur als *Daseyns-Arten* eines einigen Substrats betrachtet werden, und derselbe Mensch, welcher sich seiner Körperlichkeit und Beseeltheit nach bewusst ist, ist doch nur eine einzige und einige Person. Diesem nach sagt die Gemeinschaft des Körpers mit der Seele nichts mehr, als die Gemeinschaft zweyer von einander specifisch verschiedener positiver Bestimmungen eines einigen Grundwesens, als Dinges an sich. Ob wir nun gleich nicht vermögend sind, in das Substrat unsrer Natur einzuschauen und also das Object zur Idee zu erreichen: so ist doch die Annahme desselben, als eines intelligibeln Grundes der Einheit, die Einzige, welche unser Denken hierüber in Einstimmung mit sich selbst bringt. Denn nimmt man an, dass Körper und Seele zwey verschiedene Substanzen sind: so können die Zustände zweyer so verschiedener Substanzen nicht als Bestimmungen eines einigen Individuums gedacht werden. Als solche aber werden sie factisch wahrgenommen und gedacht. Wir können also nur entweder Körper und Seele als zwey verschiedene Substanzen annehmen und dann müssen wir die Einheit unsers Bewusstseyns aufgeben oder diese, da sie factisch ist, behaupten, und dann Seele und Körper nur als Bestimmungen eines einigen Subjects denken; in diesem letztern und allein vernunftmässigen Falle aber müssen wir dann beide, Körper und Seele, für blosse Erscheinungen von einem Etwas ansehen, das nicht erscheint und immerdar für uns etwas bloss Denkbares (*mere intelligibile*) bleibt. — Auf diese Art verschwinden auch die Schwierigkeiten wegen der Gemeinschaft zwischen Seele und Körper, und man hat nicht nöthig, zu einer vorherbestimmten Harmonie seine Zuflucht zu nehmen; eine Hypothese, die zwar an sich keinen Grund hat, aber doch ihrem Urheber (*Leibnitz'en*) viel Ehre macht, denn man sieht doch, dass dieser tiefe Denker die Schwierigkeit, sich eine Uebereinstimmung zwischen Seele und Körper zu denken, wenn man beide für Substanzen hält, richtiger als alle seine Vorgänger erkannt habe. Denn wie von der Seele die Zustände ihres Körpers vorgestellt werden können, wenn beide Substanzen sind, das erklärt kein physischer Einfluss: denn, wie soll man sich vorstellen, dass Etwas, das im Raume ist, auf Etwas, was nicht im Raume ist, einfliesse und seine Bestimmungen übertrage? Wir können daher nicht sagen, der Körper denke, eben so wenig, als wir sagen können: die Seele erfülle einen Raum; denn beides ist widersprechend; wohl aber können wir sagen: das Substrat des Menschen erscheint als Körper und Seele, und diese Erscheinungen stehen in wechselseitiger Abhängigkeit von einander, weil die intelligible Substanz in ihrer Existenz und Dynamik daran gebunden ist, ihre psychischen Evolutionen

nen unter ſomatiſchen Bedingungen zu beginnen. — So etwas, dünkt dem Rec., ſchwebte wohl *Kant'en* hierbey vor.

„Die Begriffe der *Nothwendigkeit* und *Zufälligkeit* ſcheinen nicht auf die *Subſtanz* zu gehen. Auch fragt man nicht nach der Urſache des Daſeyns einer Subſtanz, weil ſie das iſt, was immer war und bleiben muſs und worauf, als ein Subſtrat, das Wechſelnde ſeine Verhältniſſe gründet. Bey dem Begriffe einer Subſtanz hört der Begriff der Urſache auf; ſie iſt ſelbſt Urſache, aber nicht Wirkung." Dieſe Bemerkung iſt ſehr tief und richtig aus der Natur unſers Erkenntniſsvermögens geſchöpft. Es iſt wohl ein Geſetz unſers Verſtandes, überall nach den Urſachen der Begebenheiten zu fragen; allein er hat dabey immer nur *Beſtimmungen* oder Accidenzen im Auge, nicht aber die Subſtanz. Unter dieſer denkt man ſich dasjenige, was die Grundlage aller Accidenzen und Inhärenzen ausmacht; was mithin als *immer ſeyend*, weder als entſtehend noch als vergehend, betrachtet wird. Dieſes Subſtantiale hat wohl Cauſalität, iſt wirkend, und enthält die Bedingung der Anwendbarkeit des Begriffs der Urſache; ſteht aber nicht ſelbſt unter ihm, ſo daſs man nach der Urſache ſeines Daſeyns fragen könnte, ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen. Im Begriffe der Subſtanz wird ein Daſeyn ſchlechthin und mit dieſem der Grund der Wirklichkeit (die Urſache) alles wechſelnden Daſeyns (des Entſtehenden und Vergehenden) gedacht. Urſache iſt eine Subſtanz, *in ſo fern* ſie Grund der Wirklichkeit eines Etwas iſt. Der Begriff der Urſache drückt alſo ein *Verhältniſs* der Subſtanz aus, in ſo fern etwas durch ſie wirklich wird; er ſetzt folglich das Daſeyn der Subſtanz immer ſchon voraus, und der Gedanke vom Entſtehen einer Subſtanz iſt nicht bloſs leer, ſondern genau betrachtet, völlig nichtig. — Es iſt von groſser Wichtigkeit, fürs Erſte nur mit ſolchen Begriffen aufs Reine zu kommen, ehe man zur Anwendung derſelben ſchreitet. Wie viele Kreuz- und Quer-Züge der Speculation würden unterbleiben, wenn man ſich vor allen Dingen erſt mit ſeinen Begriffen zu orientiren ſuchte!

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Vom inwendigen Bau der Gewächſe und von der Saftbewegung in denſelben.* Eine Schrift, welcher die Soc. der Wiſſ. zu Göttingen das Acceſſit zuerkannt, von *L. C. Treviranus.* Mit Kpfrn. 1806. 208 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine von den wenigen Schriften über den Bau der Gewächſe, die allein aus eigenen Unterſuchungen und vorurtheilsfreyem Nachdenken hervorgegangen, einen jeden, auch den tiefſten Kenner der Natur durch neue Entdeckungen und überraſchende Anſichten ergötzen und belehren, ohne durch Anſprüche zu beleidigen. Rec. insbeſondere, der gewiſs länger und mehr Pflanzen unterſucht hat als Hr. *Tr.*, geſteht aufrichtig, daſs ihm unter allen neuern Schriften keine bekannt iſt, die ihm ſo viele Belehrung gewährt hätte, als dieſe. Da indeſſen die Natur ſich unter mannichfaltigen Geſtalten zeigt, da dieſelben Erſcheinungen dieſen Beobachter auf andere Schlüſſe führen können als jenen: ſo kann es nicht fehlen, daſs Rec., bey der gröſsten Achtung für den Vf., für ſeinen Scharfſinn und für ſeinen Beobachtungsgeiſt, dennoch über manche Gegenſtände ganz anderer Meinung iſt: und er will hier unbefangen den Kennern mittheilen, welche abweichende Anſichten er von denſelben Gegenſtänden hat.

Die Urform des Organismus iſt die zellige: ſie iſt am allgemeinſten verbreitet, wenn ſie gleich in unvollkommenern Pflanzen aufhört, um dem faſerigen Gewebe Platz zu machen. Von der Entſtehung dieſer Zellform muſs alle Unterſuchung ausgehn: auch der Vf. fängt mit ihr an, indem er ganz auf *Sprengels* Seite tritt, der die körnerförmigen Niederſchläge aus den Pflanzenſäften, die in der Folge zu Bläschen werden, als die erſten Keime der Zellform anſieht. Die ſtrahlenförmigen Körper, welche ſich in der *Nymphaea lutea* und in einigen andern Gewächſen finden, hält der Vf. zwar anfangs für die zuſammenſtoſsenden Wände des Zellgewebes; da ſie indeſs einzeln und zerſtreut ſtehn und von einem ſtraffern Bau ſind als die übrigen Zellen: ſo geſteht er, darüber noch nicht im Klaren zu ſeyn. Rec. hält ſie für ähnliche Kryſtalliſationen als die Spieſse und Pyramiden, die durch die Zellen der *Agave americana* ſetzen, und ſich als Niederſchläge der eſſigſauren Salze auch in andern Pflanzenſäften finden. Auf die Zwiſchenräume, welche nothwendig zwiſchen den Wänden des Zellgewebes bleiben, wendet der Vf. beſondere Aufmerkſamkeit. Er findet in ihnen oft die eigenthümlichen Säfte, und glaubt, daſs dieſe, nach dem Durchſchwitzen durch die Wände ſich in dieſen Zwiſchenräumen aufhalten und ſich in ihnen fortbewegen. Rec. geſteht, daſs er dieſer Behauptung, ſo allgemein ausgedrückt, nicht beytreten kann. Denn, wenn es gleich augenſcheinlich iſt, daſs runde Zellen Zwiſchenräume laſſen müſſen, wenn es gleich nicht unwahrſcheinlich iſt, daſs auch Säfte in dieſen Zwiſchenräumen enthalten ſind: ſo erſcheinen ſie, z. B. im *Chelidonium*, doch nur mit Saft erfüllt, wenn man einen Schnitt gemacht hat, und es giebt überdieſs eine groſse Menge Pflanzen, deren Zellgewebe gar keine Zwiſchenräume zuläſst, ſondern wo die Wände alle unmittelbar an einander ſtoſsen, z. B. die ſechseckigen Zellen der ſaftigen Gewächſe.

Ueber die vegetabiliſche Faſer und deren erſten Urſprung glaubt Rec. klarere Anſichten zu haben als der Vf. Wenn *Malpighi* vom gegliederten Bau der Faſer ſpricht: ſo ſcheint Hr. *Tr.* dieſs gar nicht deuten zu können. Aber es liegt eine ſichere Beobachtung zum Grunde. Denn beym Aufwachſen der zarteſten Mooſe ſieht man deutlich, daſs die Körner oder Kügelchen linienförmig zuſammen treten, und auf dieſe Art erſcheint die jüngſte Faſer gegliedert. Aber auch die ältere erſcheint ſo. Denn die geſtreckten Zellen, allmählig immer mehr verengt und doch noch

mit

mit Scheidewänden versehn, zeigen sich als gegliederte Fasern. Dass die Fasern hohl seyn, wird von dem Vf. etwas zu allgemein behauptet, und eben so wenig kann Rec. der Meinung seyn, dass der Saft in diesen Fasern sich nicht bewege, sondern stocke. Wenn die Fasern aus Zellgeweben entstanden sind, wie der Vf. selbst zugiebt, und wenn sie in den zartesten Pflanzen die einzigen Werkzeuge sind, die die Säfte auftreiben: so kann man wohl nicht daran zweifeln. . . In Rücksicht des Baues der Spiralfasern neigt er sich auf *Bernhardi's* Seite, der einen äussern häutigen Kanal annimmt, innerhalb welches sich die Schraubengänge locker fortwinden. Rec. hält diesen Kanal nicht für eigenthümlich, sondern für die Wände des umgebenden Zellgewebes. Aber ganz einverstanden ist Rec. mit dem Vf. über die Färbung der Schraubengänge durch die gefärbten Flüssigkeiten und über den daraus gezogenen Schluss auf die Höhle dieser Fasern. Gewöhnlich erscheinen die Fasern selbst farbelos, wenn sich die Farbe auch in das angränzende Zellgewebe gezogen hat. Aber es mag seyn, dass bey längerm Verweilen sich von aussen etwas Färbestoff anlegt, den man aber selbst abspülen kann, und der auf keine Weise auf eine innere Höhle schliessen lässt. Dass keine wahre Zerästelung der Schraubengänge vorkomme, ist dem Vf. ebenfalls klar.

In den Treppengängen oder falschen Spiralgefässen sieht Hr. *Tr.* Querspalten und keine Hervorragungen oder Falten, wie *Bernhardi.* Er zeigt nämlich, dass die Risse quer durch diese Spalten gehn, welches nicht seyn könnte, wenn sie Hervorragungen wären. *Bernhardi's* Ringgefässe, die man in Gräsern und Cyperoiden so häufig gewahr wird, sieht der Vf. mit Recht auch als eine Abänderung der Spiralgefässe an. Eine eigene Gattung von Gefässen im Holze nennt der Vf. getüpfelte. Er beweist sehr gut, dass die Wände derselben keine Löcher haben, sondern dass es Körner und Kügelchen sind. Rec. glaubt, dass es eben die gestreckten Zellen sind, welche sich so häufig neben den Schraubengängen im Holze finden und die mit körnigen Niederschlägen angefüllt sind. Vortrefflich zeigt der Vf., dass die Schraubengänge bey ihrem Entstehn und bey ihren Uebergängen wurmförmige Körper darstellen, wie sie in den Knoten der Gräser, in den Zwiebeln und Knollen, in den Enden der Blattrippen der Farrenkräuter erscheinen: dazu rechnet selbst der Vf. die Schraubenform der Samenschleudern der Jungermannien und des Equisetum. Die Annahme der eigenthümlichen Gefässe hält der Vf. mit Recht für überflüssig. Die Entstehung der Schraubengänge sucht der Vf. aus getüpfelten Gefässen zu erklären; aber seine Erklärung ist in der That etwas zu willkürlich, und hat Rec. nicht befriedigt. Sehr belehrend sind aber die Versuche, die der Vf. anstellte, um das Aufsteigen luftförmiger Flüssigkeiten in die Schraubengänge zu prüfen. Dass den Wurzeln die Schraubengänge fehlen, ist eine Behauptung, die von Uebereilung und Mangel an Untersuchung zeugt: denn gerade in den Wurzeln sieht man sie am schönsten. *Velley's* Beobachtung über die Schraubengänge in den Tangarten fand der Vf. nicht bestätigt: aber über den Bau der Moose, Flechten, Farrenkräuter und Palmen kommen hier sehr belehrende Bemerkungen vor, die das bestätigen, was Rec. bemerkt hat.

Den Splint hat Hr. *Tr.* nicht genau und unbefangen genug untersucht: sonst würde er ihm nicht die wahren Schraubengänge abläugnen, die sich nirgends als im Splint finden: sonst würde er nicht den Widerspruch sich erlauben, dem Bast alle Schraubengänge abzuläugnen und doch aus demselben den Splint entstehn zu lassen: sonst würde er nicht einen wesentlichen Unterschied zwischen falschen und wahren Schraubengängen annehmen, der durch sichere Beobachtungen widerlegt wird. Diese Irrthümer, zu denen er durch *Bernhardi* verleitet wurde, sind schon bey der Anzeige der Schrift des letztern beleuchtet worden. Das Mark läugnet der Vf. den Wurzeln ab, worüber man sich mit ihm verständigen kann, weil aus der gleichen Ursache auch in ältern Aesten fester Bäume das Mark verschwindet, ohne von Anfang zu fehlen. Eben so leidet die Bewegung der Säfte in der Rinde auch eine andere Deutung, wenn man *Mirbel's* neueste Lehre von der Bewegung des *Cambium* damit vergleicht.

Die Kupfer sind vortrefflich, und machen einzelne Gegenstände ganz ungemein deutlich.

PARIS, b. Schöll: *Monographies des Melastoma et autres genres de cet ordre: par Alex. de Humboldt et Aimé Bonpland.* I. Livr. 1806. fol. max.

Wie alle Theile der Naturgeschichte durch den Aufenthalt des Hn. *v. Humb.* in Amerika an neuen Entdeckungen gewonnen haben: so scheint die Botanik ganz vorzüglich dadurch bereichert worden zu seyn. Ausser der Sammlung tropischer Gewächse hat der edle Vf. auch diese Monographie unternommen, welche eine sehr reiche und schöne Familie von Gewächsen begreift, deren Gattungen nicht einmal bisher sicher bestimmt waren. Denn *Rhexia* und *Melastoma*, weniger durch die Zahl der Staubfäden, als durch die Form der Frucht (bey ersterer eine Kapsel, und bey letzterm eine Beere) unterschieden, waren so häufig verwechselt worden, dass nicht einmal die Normalart: *Melast. Malabathrum* den Gattungscharakter hatte. Die Hrn. *v. Humb.* und *Bonpland* fanden über 150 Arten, die sie auf das sorgfältigste untersuchten, und vermittelst des Gebrauchs der grossen Sammlungen in Paris bestimmten. Sie rühmen auch *Richard's*, der sich acht Jahre in Amerika aufhielt, Bereitwilligkeit, und die Kunst der Hrn. *Turpin* und *Poiteau*, die, Maler und Botaniker zugleich, diese Pflanzen mit unübertrefflicher Sorgfalt und Schönheit dargestellt haben. Da man die Blattrippen als das vorzüglichste Unterscheidungszeichen der Arten ansieht: so geben darüber die Vff. Regeln an, die sie bey den Kunstausdrücken befolgten.

Die in diesem Hefte vorkommenden Arten sind: *Melastoma aplostachya, foliis lanceolatis trinerviis*

viis integerrimis supra glabris, subtus exilissimo tomento rufidulis, spica terminali simplicissima. Von den Ufern des Orinoko. *M. setinodis, nodis setaceo-ciliatis, foliis oblongo-ovalibus spinuloso-serratis quinquenerviis, imis nervis barbatis, racemo terminali, floribus consertis dodecandris.* Vom Berge Quindiu. *M. capitellata, foliis ovalibus serrulatis, supra subpapilloso-hirtis septemnerviis, racemis axillaribus, floribus capitellatis.* Mit *M. agrestis Aubl.* verwandt, aber vorzüglich durch den Blüthenstand unterschieden. Von den Ufern des Magdalenenflusses. *M. octona, foliis cordatis septemnerviis bulloso-reticulatis hirtis, racemis laxis, calyce 8dentato, staminibus 16, bacca 8loculari.* Auf dem Quindiu. *M. laura, foliis oblongo-lanceolatis quinquenerviis, racemo terminali, ramulis sessilibus secundifloris, calycis glabri laciniis lauro-ciliatis.* Eben daher.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, im Verl. d. L. Industrie-Compt.: *Des Freyherrn v. Erdmannsdorf architektonische Studien*, in Rom gezeichnet und zur Uebung für Bau- und andere Werkzeichenschulen bestimmt. 1805. Mit 24 Kpfrtaf. u. 1 Blatt Vorerinnerung. gr. Folio. (6 Rthlr.)

Nicht allein gute Muster für Anfänger, welche sich im Architekturzeichnen üben wollen, sind diese Studien, sondern sie können auch gebildeten Künstlern sehr nützlich werden, weil der für die Kunst zu früh verstorbene *v. E.* mehr als gewöhnlichen Fleiss und Sorgfalt auf dieselben verwendete, unstreitig auch die erforderlichen Kenntnisse und Kunstfertigkeit besass. Wir fügen noch hinzu, dass die Kupfertafeln mit festen kräftigen Strichen ausgeführt sind. Einiges ist bloss durch Umrisse angedeutet, manches andere empfing Licht und Schatten, so viel die Deutlichkeit zu erheischen schien, doch allemal ohne Ueberfluss von Strichen, ohne gekünstelten Effect. — Eine nähere Anzeige des Inhalts der Kupfertafeln wird Sachkundige noch mehr von dem Geschmack des Vfs. und der Brauchbarkeit seines Werks überzeugen. Tab. I. II. und III. stellen Gebälke und Capitäle von den Tempeln des Jupiter Tonans und Jupiter Stators in Rom dar; nebst verschiedenen schön verzierten Kragsteinen im Hofe des Palastes Mattei. Tab. IV. u. V. die Ruine vom Marstempel im Forum des Nerva, auch die Verzierungen der Decke daselbst. Tab. VI. vier antike Rosetten im Kloster der Madonna del popolo, und eine Patera aus dem Friese des Tempels des Jupiter Tonans. Tab. VII — X. verschiedene Theile vom Theater des Marcellus. Tab. XI. Gebälke und Fussgesims in der Kirche der Madonna del popolo, Architectur von Raphael. Tab. XII. ein zweytes Gebälk eben daher, und das Fragment eines schönen antiken Gebälkes zu Albano. Tab. XIII — XVI. betreffen den Triumphbogen des Titus. Tab. XVII u. XVIII. den Triumphbogen des Trajan am Hafen zu Ancona. Die noch übrigen sechs Tafeln sind mit Grund- und Aufrissen verschiedener Theile des Farnesischen Palastes angefüllt. Die lesenswerthe Vorerinnerung beurkundet nicht weniger als die gezeichneten Studien den Geschmack und die gründlichen Einsichten des Urhebers dieses Werks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *Freyberg*, b. Gerlach: *Dankbare Erinnerungen an unsern verewigten M. Daniel Gotthold Jos. Hübler*, Conrector am Gymnasio zu Freyberg, im Namen vieler seiner Schüler; nebst einem herzlichen Glückwunsch für dessen würdigen Nachfolger Hrn. *K. G. Schelle*, niedergeschrieben von M. *Chr. Gottl. Flade*, drittem Lehrer am Gymnasio. 1805. 29 S. 8. (3 gr.) — Der sel. *Hübler* ist dem Publicum durch seine historischen, mit verdientem Beyfall aufgenommenen, Arbeiten noch in zu vortheilhaftem Andenken, als dass ihm nicht einige Nachrichten von demselben angenehm seyn sollten. Diese hat uns ein dankbarer, und seines trefflichen Lehrers würdiger Schüler, Hr. *Flade*, mitgetheilt, und man hat Ursache, ihm dafür zu danken. Wahrheit und Gefühl sprechen sich in diesen Erinnerungen sehr deutlich aus. Man lernt den guten und gelehrten und Menschen kennenden *Hübler* eben so sehr daraus schätzen, als man den geübten Schulmann lieb gewinnt, und man bedauert es mehr als einmal bey der Lectüre dieser anziehend geschriebenen Notizen und Betrachtungen, dass es dem Vf. nicht gefallen oder rathsam geschienen hat, etwas Mehreres von der Art, wie der Verstorbene sich gebildet hat u. dgl. beyzufügen. Auch würde eine kleine Sammlung seiner ins grössere Publicum nicht gekommenen Aufsätze gewiss eine dankenswerthe Beylage gewesen seyn. Man erfährt nicht einmal, wenn der sel. *Hübler* geboren und gestorben sey u. dgl. Einen Auszug erlauben übrigens diese Erinnerungen nicht. Befremdend schien es Rec., dass der sel. *Hübler*, ungeachtet der so sehr verdienten und allgemeinen Achtung, welche derselbe diesen Erinnerungen nach in Freyberg genoss, doch nie hinauf rückte. Da dieser Gedanke vermuthlich mehrern auswärtigen Lesern auffallen wird: so wäre es gewiss sehr gut gewesen, wenn der Vf. hierauf seinen Blick zu richten nicht unterlassen hätte. Auch hätten wir gern gesehen, dass der Vf. uns die Formel, nach welcher derselbe handelte, und die er dem Vf. anvertraute, mitgetheilt, und, wenn sie der Vertheidigung bedurfte, weiter aus einander gesetzt hätte. Er sagt S. 14: „die Formel, nach der er handelte, hat er mir anvertraut. Mein Verstand bewundert sie; aber vielleicht verstand nur er sie zu befolgen. Ich spreche sie nicht aus, man versteht sie nur als mehrjähriger Schulcollege, und wird sie ohne Naturanlage nie so befolgen, dass man zwischen dem Mehr oder Weniger selbstständig und ohne Verirrung von der höchstfeinen Linie hindurch gelangte." Wozu dient diess dem Leser? — Der sehr gut gerathene Glückwunsch an den Hn. *Schelle* besteht in einer dem letztern gewiss sehr schmeichelhaften Vergleichung mit dem sel. *Hübler*, dessen Nachfolger derselbe geworden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Januar 1807.

PÄDAGOGIK.

Altona, b. Hammerich: *Fragmente über Menschenbildung*, von *Ernst Moritz Arndt*. 1805. *Zwey* Theile. 286 u. 285 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Man würde Unrecht haben, sich durch den Ausdruck „Fragmente" verleiten zu lassen, hier nur einzelne Bemerkungen oder ganz abgerissene *Stücke* zu erwarten. Wir erhalten vielmehr eine äusserlich zusammenhängende Uebersicht der merkwürdigsten Stufen des bildungsfähigen Alters, die nur deswegen jenen bescheidenen Titel führt, weil der innere Ausbau des Systems mehr angedeutet als ausgeführt ist.

Der Vf. erklärt sich mit grosser Energie und Wärme gegen die Missbräuche und Fehler der herrschenden Erziehungsweise. Die Erziehung soll nur negativ seyn, soll der freyen Entwicklung der *Natur Platz machen*; alles Bilden und Erziehen im *positiven Sinne ist* Frevel, — diess ist der Grundgedanke. Alle Gewaltthätigkeit gegen die Natur, sowohl das Eingreifen in das heilige Gemüth des Kindes durch willkürliche Reizungsmittel, wodurch frühe Entzweyung des Menschen mit sich selbst und mit der Welt verursacht werde, als auch die willkürliche Zügelung des jugendlichen Naturtriebes in seinen freyen Aeusserungen, wird mit Kraft und Wärme bestritten. „Erziehung, Erziehen, Bilden (heisst es S. 41.) sind schlimme Worte, nicht durch sich selbst, sondern durch die Bestimmtheit der Bedeutung, die sie einmal fast in allen Sprachen haben, und die sogleich mit ihnen kommende Erinnerung an das Verfahren, welches sie bezeichnen. Sie bedeuten nämlich jetzt alle mehr oder minder eine Art fremder Willkür, eifriger nach einem bestimmten Ziele hinstrebender Thätigkeit, ein abgemessenes Eingreifen, wodurch man das junge Menschenwesen zuerst fühlen lässt, dass seines Gleichen ausser ihm auf der Welt sind, und nicht umsonst darauf seyn wollen." Und S. 71.: „Man hat lange gemeynt, und meynt es noch zu sehr, der Mensch sey nicht herrlich und göttlich durch das, was er nur sey, sondern allein durch das, was er aus sich gemacht habe." — Mit dieser Ueberzeugung betrachtet nun der Vf. den jungen Menschen, wie er behandelt wird und wie er behandelt werden sollte. Vorerst aber bestimmt er sich seinen Gegenstand genauer. Obgleich er nämlich überzeugt ist, dass es allgemeine Ursachen und Grundsätze aller Menschenbildung geben müsse: so glaubt er doch diese Allgemeinheit der Bildungsgrundsätze nicht für alle Menschen aller Klimate gültig. Er schliesst erstlich die Bewohner der kalten Zonen und der heissen Gegenden der Erde, als der Naturnothwendigkeit unterworfen, von den Menschen aus, nach denen eine humane Bildung beurtheilt werden soll. Die Erfahrung lehre, dass die thätigsten, gebildetsten und glücklichsten Menschen von je her zwischen dem 25 bis 60sten Grade nördlicher und südlicher (?) Breite wohnten. Die Bewohner dieser Gegenden seyen demnach bildbar, doch nicht alle so glücklich, gebildet werden zu können, indem die harten und frühen Arbeiten der Kinder des Taglöhners und des Handwerkers zwar nicht die Anlagen und Fähigkeiten zur höhern Humanität zerstören, aber die Ausbildung derselben hindern. Darum richtet der Vf. seine Lehren an solche Aeltern, die ihre Kinder im Ueberfluss und ohne Mühseligkeit aufwachsen lassen, ihnen eine freye Erziehung geben können. Unter diesen schliesst er wieder die von hohem Reichthum und hervorragendem Stande aus; weil da Verderben und Schwäche selten weit sey. Er nimmt sich „eine gesunde Familie, mit den gewöhnlichen menschlichen Kräften und Anlagen ausgerüstet und begabt, und so weit frey von den drückenden Banden der Noth, dass Zärtlichkeit, Familientheilnahme, Sorge und Denken für das künftige Leben, Schonung der zarten jugendlichen Kräfte in ihr aufkeimen und bewahrt werden können." Nachdem auf diese Weise die Sphäre des äussern Lebens bestimmt worden ist, worin sich das Kind, dessen Entwicklung der Vf. zusehen will, bewegen soll: so führt er nun die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Behandlung desselben in einer langen Reihe vor unsern Augen auf.

Zuerst wirft der Vf. ein klares Licht auf die Unnatürlichkeit des an einigen Orten noch immer herrschenden Ammenwesens, und redet mit Gefühl von der liebevollen Pflege der Mutter, die der Natur getreu geblieben; er zeigt dann die Nothwendigkeit der Entfernung heftiger Reize in den ersten Monaten des Lebens; schilt mit Recht die Gewohnheit, dem heranwachsenden Kinde vieles erklärend vorzuschwatzen, es zu necken, zu erschrecken, ihm zu schmeicheln, und vertheidigt die Kindesnatur gegen die Vorwürfe der Eitelkeit, des Eigensinnes, der Gierigkeit und der Gefühllosigkeit, mit vortrefflichen Bemerkungen über die Bedeutung scheinbarer Sonderbarkeiten mancher Kinder. Darauf redet er von dem Bedürfnisse der Kinder, aus dem Munde der Mutter Erzählungen und Fabeln zu hören, als den einzigen Unterricht in den ersten sechs Jahren; auch von der Nothwendigkeit

keit des Lebens in der freyen, lebendigen Welt, und den schädlichen Folgen des Stubenlebens, wobey zugleich vortrefflich von den Einwirkungen der Naturerscheinungen auf die empfängliche Seele des Kindes gehandelt wird, und wie die Aeltern, ohne Leidenschaftlichkeit und ohne positive Zucht, dem Kinde als ein Ebenbild der Naturnothwendigkeit erscheinen sollen. Endlich sehr gut vom Gehorsam, nicht aus Hülflosigkeit und Dankbarkeit, sondern aus der Anerkennung des, niemals willkürlichen, älterlichen Willens, als eines Naturgesetzes. Alles dieses bezieht sich auf die fünf oder sechs Jahre der Kindheit, in welchen „Mutterherz, Mutterliebe, Muttermund der Mittelpunkt des Lebens ist." — „Mit dem Anfange des sechsten, siebenten Jahres löst sich der Sprössling mehr von seinem Stamm, und fängt an, eigne Wurzeln in den Erdboden zu schlagen." Das Knabenalter, vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre, beginnt „die Zeit der grössten Erregbarkeit und Beweglichkeit des jungen Menschen." In den Betrachtungen über die Behandlungsweise dieses Alters ist die Entgegensetzung des Vfs. gegen alle positive Erziehung desto auffallender, je mehr gerade in dieser Zeit an der Bildung der jungen wilden Natur gearbeitet wird. Er behauptet, dass dieses Alter das leichteste, das gefahrloseste und dem Verderben am wenigsten ausgesetzt sey, und beweist diese Behauptung. Er nennt Leichtigkeit und Leichtsinn, volle Unbefangenheit, Bedürfnisslosigkeit, Lieblosigkeit den Charakter des Knaben, und will, dass man ihm denselben lasse. Aller Zwang, alles absichtliche Eingreifen in diese unschuldige, göttliche Natur, ist ihm Sünde und Teufeley. Wer dem Vf. auch nicht in der Hauptansicht beystimmt, muss ihm doch mehrentheils in dem Tadel einzelner Verkehrtheiten, z. B. der weinerlichen Behandlung des Knaben, um ihn gefühlvoll zu machen, oder der convenienzmäsigen Abrichtung durch absichtliche Körperübungen, vollkommen Recht geben. Die Wiedereinführung der *Pädagogie*, im Sinne der Alten, welche der Vf. vorschlägt, um die Knaben in ihrem wilden Naturleben vor Verletzungen ihrer Gesundheit und fremden Eigenthums zu hüten, scheint uns besonders deswegen nicht so leicht zu seyn, als sie hier vorgestellt wird, weil sich die Diener von dem Verstande und den Sitten, die zu diesem Amte erforderlich wären, selten finden dürften. Es liess sich erwarten, dass der Vf., in Beziehung auf den Unterricht dieses Alters, alles Uebereilen, alles Anstrengen, alles frühzeitige Klug- und Gelehrtmachen verwerfen; vielleicht aber nicht, dass er *allen* schulmäsigen Unterricht bis zum vierzehnten Jahre für überflüssig erklären würde. Zwar schwebt ihm ein Ideal der Jugendbildung vor, welches darauf hinauskommt, dem Knaben, welchem sich die Welt lebendig darstellt, auch im Unterrichte ein *lebendiges* Wort zu geben, d. h. ein solches Wort, welches ihm die Welt lebendig vorhält in *Fabel und Wunder*. Er meynt (im Anfange des *zweyten* Theils, wo diese Materie von neuem erörtert wird), dass diesem Ideal gemäss, nämlich „als lebendig, immer mythisch, immer mit dem All sich verbindend, immer einzeln und doch in einem allgemeinen Geist ohne alle bestimmte Form, sich dem Knaben hinstellen lasse: *Naturgeschichte*, *Geographie und geographische Menschengeschichte*, *Geschichte*, *wie sie ein Herodot erzählt*, *Mathematik nach den ersten Maass- und Zahlverhältnissen*, *Sprachen*." Dieses alles soll nicht getrennt gelehrt werden, sondern mit einander; „der Unterricht soll nicht erscheinen als Unterricht, mit einer Doctormiene, mit einer berunzelten und bestäubten Sibyllenstirne, die Kleinen erschreckend, kommen, sondern soll kommen als Spiel, als Fabel in Einfalt, und so zum Kinde werden mit den Kindern und ihnen alles hineinspielen in das weite, unendliche und unverwelkliche Leben, welches sie noch haben." Ist aber ein solcher Unterricht nicht zu haben: so bleibt, nach seiner Meinung, der Knabe am besten ohne allen bestimmten Unterricht. Nach der Anwendung, welche der Vf., um ein Beyspiel zu geben, von seiner Theorie des Knabenunterrichts unter dem Artikel *Java* oder *Borneo* macht, finden wir zwar die Gewohnheit besserer Unterrichtsanstalten nicht so sehr im Gegensatze mit seinem Ideale, als ihm zu dünken scheint; doch lässt sich nicht läugnen, dass gerade diejenigen Lehrer, denen es Ernst ist, gründlich zu unterrichten, diese Gründlichkeit noch oft hauptsächlich in eine allzu genaue Anordnung und Vereinzelung des Stoffes setzen. Ihnen mag frommen, was hier darüber gesagt wird. Die Sache einer tiefern Erwägung ist die, seine Grundansicht der Welt und des Menschen enthüllende, Klage des Vfs. über die Zerstückelung des lebendigen Daseyns, besonders über die Entzweyung des Menschen in Leib und Seele, die er dem Unterricht der drey letzten Jahrhunderte zur Last legt (S. 227—231.). Auch verdient die Prüfung des Grundsatzes: *Es ist gleichgültig, an welchem Stoff man im Unterricht die Knaben übt, nur übe man sie so, dass sie alles selbst produciren*, — beachtet zu werden, ob sie gleich selbst von einer einseitigen Ansicht ausgeht. Was zum Schlusse über *Pestalozzi's* Lehrart gesagt wird, mögen diejenigen bedenken, die pedantisch die Form seiner Elementarbücher auf jeden Stoff anzuwenden versuchen. — Dann über *Sitte*, *Religion*, *Zucht* (von S. 31. Th. 2.). Der Vf. will kein positives Eingreifen in das junge Leben, kein Meistern des Instincts, der jedem Menschen, als die Wurzel aller seiner Triebe, gegeben ist. Er will Sitte, als die „allgemeine, menschliche Uebung und Fertigkeit des Guten und Schönen, die unter dem einen Volke dieses, unter dem andern jenes Gewand annimmt, worin aber jedes Volk das Beste und Menschlichste seines Charakters eingeschlossen meynt." Aber diese Sitte könne nicht gelehrt werden. Er will Religion für den Knaben, indem man ihn nämlich in allen Dingen einen göttlich wirkenden, geheim verbindenden, lebendigen Geist sehen lässt u. s. w., aber keine Wortreligion. Er will Zucht und Strafe, aber keine Leidenschaftlichkeit, keine Willkür im Strafen. Die Strafe muss zur Naturnothwendigkeit werden; darum, und aus andern Gründen, die wohl nirgends so eindringlich und erschöpfend zusammengestellt sind,

wie

wie hier, soll die Ruthe, der Stock, die Hand nicht strafen. Der Vf. beschliesst seine Erörterungen über die Behandlungsweise des Knabenalters, indem er sich mit guten Gründen wider die seit *Basedow* herrschend gewordene *Abhärtungsmethode* erklärt. Er will einen starken und gesunden Leib, aber er ehrt auch in dieser Hinsicht die Natur, welche keine Ueberspannung, sondern den stillen und verborgenen Gang der Entwicklung liebt.

Der Vf. kommt auf das Jünglingsalter. Den Knaben will man ziehen, den Jüngling lässt man frey, — er tadelt diess als verkehrt. „Hier soll die Zucht beginnen, sagt er, vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre ist die Zeit der vollen Disciplin." Er erklärt sich bald genauer, dass er darunter kein Ersticken und Dämpfen, sondern nur das Bewahren der Triebe des Jünglings verstanden wissen will. Nach *Plato* lässt er die Bildung desselben in *Gymnastik*, der Bildung des Leibes, und *Musik*, die Bildung der Seele, bestehen. Beide müssen in gleichmässiger Uebereinstimmung stehen. Denn, „wenn die gymnastischen Uebungen überwiegen: so wird der Mensch leicht zu roh und ein trotziger Barbar; wird die Musik mehr als recht geübt: so erschlafft das Gemüth, und der Leib wird mit ihm verweichlicht und entnervt." Vor zwey Abwegen, worauf gerade die edleren Naturen am leichtesten gerathen, soll durch diese vereinigte Bildung der Jüngling bewahrt werden, ein *Wüstling* oder ein *Phantast zu werden*. Von der Musik, in jenem, *Platonischen, Sinne*, wird nicht ausgeschlossen *Musik in engerm Sinne*, wofern sie nur, was die Alten für die Jugend wollten, das Einfache und Natürliche der Töne, den ruhigen, männlichen Schritt des Taktes, die Eurythmie und Harmonie, begreift; aber nicht die weichen und üppigen Töne der Liebe, des Taumels, der Zärtlichkeit. Hauptsächlich aber wird für die Musik in jenem höhern Sinn verlangt: *die griechische und lateinische Sprache, die alte Geschichte und Geographie im weitesten Umfange, die grossen Grundlehren der mathematischen Wissenschaften, der Geometrie, Astronomie, Physik, die grossen Umrisse der neuern Geschichte.* Mit Wärme wird gezeigt, wie insbesondere die griechische Sprache, und die alte Geschichte, so gelehrt, wie die alten Geschichtschreiber selbst das Muster geben, seelenbildend für den Jüngling werden müsse. Unter der Gymnastik für den Jüngling versteht der Vf. *absichtliche* Uebungen des Leibes, wie sie für unsere Zeit und unser Klima passen; insbesondere, die Fechtkunst auf Hieb und Stoss, das Springen und Wettrennen, auch das Werfen mit dem Speer, dem Diskus und der Schleuder, welches nützlich aus dem Alterthum wieder eingeführt werden könnte; endlich das Schwimmen, Schiessen, Reiten und Tanzen. Gute Bemerkungen über Convenienz, Ehre, Charakter, Freundschaft, Liebe, oder vielmehr statt der Liebe über die Natur des Weibes im Gegensatze gegen den Mann betrachtet, machen den Beschluss des Buches.

Man sieht, das Buch enthält viel vortreffliche Principien, gegen die Gebrechen der gewöhnlichen Erziehung gerichtet. Auch wir stimmen mit dem Vf. überein in der Ansicht der Welt und des Menschen, die seinen Erziehungslehren zum Grunde liegt. Auch wir haben die Idee des einen, ursprünglichen, Alles erfüllenden Lebens; auch wir nehmen die Natur als die Gesammteinheit des lebendigen Daseyns, und betrachten den Menschen in Hinsicht auf seine Bildung als in derselben stehend oder begriffen. Auch in der Anwendung dieser Ansicht auf die Behandlung des jungen Menschen sind wir grösstentheils der Meinung des Vfs. Aber bey dieser Anwendung scheint er sich zu sehr den herrschenden Erziehungsfehlern unserer Zeit entgegengestellt zu haben, als dass uns seine Schrift eine ganz freye Ansicht des Wesentlichen der Menschenbildung gewähren könnte. Durch diese Entgegensetzung hat seine Darstellung die Einfalt eingebüsst und ist widersprechend geworden; die Idee der Erziehung erscheint, bis auf wenige Andeutungen, nur negativ. Und doch beweisen eben diese Andeutungen, dass sich der Vf. der Idee der Erziehung im positiven Sinne bewusst war, und nur durch die überwiegende Rücksicht auf die gemeine Gewohnheit zu der negativen Darstellung und zum Bestreiten der positiven Bedeutung dieser Idee veranlasst wurde. So bald man, ohne diese vorherrschende Rücksicht auf die Gewohnheiten unseres Zeitalters, über das Leben und die würdigste Erscheinung desselben nachdenkt, stellt sich unwidersprechlich, wenn auch nur geahndet, unserm Geiste die Idee einer Erziehung im höchsten, allerdings positiven, Sinne des Wortes dar. Die Nothwendigkeit der positiven Erziehung lässt sich auch auf folgende Weise zeigen: So bald wir uns irgend ein bestimmtes Leben, wie das menschliche, denken, müssen wir zugleich die Fähigkeit und das Bedürfniss desselben einsehen, gebildet, d. h. erregt zu werden, damit es werde, was es werden kann und soll. Es fragt sich nun, ob das Kind in dieser Hinsicht der Natur und dem Zufall überlassen werden soll. Der Natur? Allerdings! wenn nur das, was unsere Kinder umgiebt, Natur wäre: denn auch wir denken unter Natur nicht das Chaotische und Rohe. Aber wer könnte diess von unsern Umgebungen behaupten? Selbst auf dem Lande wird das Kind seltner und schwächer von der lautern Natur, als von der Willkür des Menschen gereizt. Wir fragen also richtiger: Soll die Erregung des Kindes dem Zufall überlassen bleiben? Aber die Erregung des Zufalls ist ohne Verstand; sie ist bald zu schwach, bald zu heftig, und wird, auch im glücklichsten Falle, ein Missverhältniss in die Entwicklung bringen. Deswegen, könnte man sagen, soll das, was der Mensch in der Erziehung thut, darin bestehen, das Unzweckmässige in der Erregung der zufälligen Umgebung des Kindes abzuhalten, und deswegen nennen wir die Erziehung negativ. Dieses Abhalten aller schädlichen Reize, antworten wir, ist allerdings ein Hauptstück der Erziehung; es wird viel geleistet, wo es gelingt: aber es ist nicht hinlänglich. Selbst in der vorliegenden Schrift wird diess erkannt, wenn S. 254. des *ersten* Theils gesagt wird: „Die Natur

tur ist die ganze, volle Lehrerin, und füllt diese schöne Knabenzeit schon aus; *nur wo Lücken, oder besser, wo kleine Pausen sind, da greife der Mensch ein, aber nicht anders, als die Natur es macht.*" Das heisst mit andern Worten: Der Mensch darf eingreifen in die Entwicklung des Kindes, er darf erziehen, wenn er es nur der Natur gemäss thut. Diese Angemessenheit zur Natur setzen wir, gewiss mit Einstimmung des Vfs., darin, erstlich, dass der Erzieher dem Kinde nichts Fremdes aufdringe, sondern die Eigenthümlichkeit desselben achte; zweytens, dass er stufenweise, dem jedesmaligen Bedürfnisse gemäss, und nicht disharmonisch reize. Was aber seinen Bemühungen Inhalt und Einheit giebt, kann nur der positive Zweck seyn, zu bewirken, dass es nicht bloss bey der Möglichkeit der Erscheinung des ursprünglichen oder göttlichen Lebens in dieser individuellen Form, die sich ihm in dem Knaben darbietet, bleibe, sondern dass die Erscheinung des göttlichen Lebens zur Wirklichkeit gelange. Bey dem Bestreben, dieser höchsten Aufgabe der Erziehung Genüge zu leisten, wird er der Natur getreu bleiben, wenn ihn Vernunft und fortdauernde Beobachtung des Kindes leiten: jene, um die Idee des ursprünglichen, wahrhaft freyen, Lebens festzuhalten; diese, um die Eigenthümlichkeit des Kindes zu erkennen, als die bestimmte Form, in welcher sich hier jenes Leben offenbaren wollte. Durch eine solche Erziehung wird der Mensch nicht von der Natur abgerissen, sondern wird Eins mit ihr mit Bewusstseyn. Ohne Bewusstseyn mit der Natur Eins zu seyn, würdigt zwar den Menschen nicht herab, ist aber bey unsern Umgebungen, bey dem Grade und der Art unserer Cultur, nicht mehr möglich. Darum eben soll die vollendete, harmonische, absichtliche Bildung den Menschen zur Natur zurückführen, von welcher ihn die einseitige, zufällige entfernte. Mag dieser Zweck der gewöhnlichen positiven Erziehung auch nur sehr dunkel vorschweben: so ist es doch eine auffallende Erscheinung, dass wir in dem Mittelstande, worin gerade am meisten erzogen und gebildet wird, noch die meisten natürlichen, kindlichen Menschen antreffen. Damit wollen wir nicht läugnen, dass der Gedanke der positiven Erziehung viel Unheil stiftet, indem er Manchen verleitet, seine persönliche Eigenthümlichkeit für Vernunft und Natur zu nehmen und sie der wahren Natur aufzwingen zu wollen; durch einen solchen Missverstand oder Missbrauch wird aber die Idee selbst nicht als falsch oder unausführbar verwerflich.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault u. Schöll: *Le botaniste sans maître*, ou manière d'apprendre seul la Botanique, au moyen de l'instruction commencée par *J. J. Rousseau*, continuée et completée dans la même forme, par M. de C. 1805. 297 S. 12. m. 6 Kpfrn. (20 gr.)

Die berühmten Rousseau'schen Briefe erscheinen hier in einem wiederholten Abdruck und mit einer Fortsetzung von einem ungenannten Schweizer. Diese Fortsetzung erreicht freylich nicht die schöne Sprache und die Lebendigkeit des Vortrags, die dem unsterblichen Bürger von Genf eigen waren: aber sie enthält doch manche gute Belehrung über Gegenstände, die Rousseau übergangen hatte. Die Nektarien, worüber Rousseau (im *vierten* Briefe) mit wenig Worten so viel gesagt hatte, werden zuerst beleuchtet; aber der Fortsetzer verkennt ihren Nutzen ganz, und äussert sich dabey über das Geschäft der Befruchtung auf eine so unzarte Weise, dass er diese Briefe wenigstens keinem Frauenzimmer widmen dürfte. Dann folgt eine Einleitung ins Linné'sche System, die ganz verständlich ist, aber auch keine besondern Aufklärungen enthält.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Danzig*, b. Troschel: *Uebersicht der vortheilhaftesten Behandlung und Benutzung der preussischen Weidenarten.* Von *Sören Biörn*, Königl. Pr. Ober-Plantagen-Inspector u. s. w. 1804. 46 S. 8. (5 gr.) — Diese nach praktischen Grundsätzen abgefasste Abhandlung zerfällt in folgende *fünf* Abtheilungen: I. Weiden, die in die Höhe wachsen mit geraden Stämmen oder Schaften, und die am besten an Wege, Gräben und Weideländereyen zu pflanzen sind. Hieher rechnet der Vf. die weisse Weide, die Sprockweide, die Saalweide, die mandelblätteriche Weide und die gelbe Weide. Diese Weiden sollen wenig geköpft werden, indem dadurch der Stamm leidet und früher eingeht, auch weniger Klafterholz giebt, als wenn er viel geköpft wird. Dann zeigt der Vf., wie die Weiden gesetzt und behandelt werden müssen, wenn sie gedeihen sollen, der Stamm lange Zeit ausdauern, geköpft, nicht so bald hohl und faul werden, und am Ende, wenn der Stamm endlich abstirbt und gerodet wird, viel Brennholz geben kann. Die weisse Weide wird als die beste zu dieser Absicht empfohlen, weil sie eine ziemlich geschlossene Krone bildet und sehr lange gerade Zweige in die Höhe treibt. — Zur *zweyten* Klasse werden die Weiden gezählt, die in Forsten als Baumholz der dritten Grösse vorkommen, wohin vorzüglich die Saalweide und die grosse Werftweide gezählt wird. — Die *dritte* Abtheilung begreift die Buschweiden in den Brüchen und Sümpfen, als: die kleine Werft, die Lorbeerweide, die Mattenweide, die kriechende Weide, die Moorweide, die schmalblätterichte Moorweide. — Die *vierte* Abtheilung enthält die Buschweiden an den Ufern, Gräben und Bächen; diese sind: die Bandweide, Buschweide, Purpurweide, Bachweide, babylonische Weide u. s. w. Hiebey wird der Art, wie diese Weiden am besten erzogen und gepflanzt werden, gedacht. — In der *fünften* Abtheilung sind die Sandweiden, nämlich die graue, die braune und die kleine Sandweide, aufgenommen worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Januar 1807.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Bemerkungen auf einer vorzüglich in landwirthschaftlicher Hinsicht im Sommer 1801. durch einen Theil von Schwaben, des Elsasses, der beiden Rheinischen Kreise, dann Ober- und Niedersachsens angestellten Reise*, mit beygefügten Notizen über verschiedene Natur-Gegenstände, Kunst-Producte, polizeyliche Anstalten und Anlagen u. s. w., von *Karl Cranz*, Königlich Preussischem Oekonomie-Commissär. 1805. *Erster* Theil. 173 S. *Zweyter* Theil. 146 S. 8. mit zwey Kupfern. (2 Rthlr.)

Liest man den Titel dieses Buches, eines durch Aufsätze in periodischen Schriften bekannten Oekonomen: so freuet man sich, doch endlich einmal ein Werk erscheinen zu sehen, das eine Schilderung des landwirthschaftlichen Zustandes der genannten deutschen Länder erwarten lässt. Aber schon der blosse Anblick des Buches ist dieser Hoffnung nicht günstig; *zwey* dünne Bändchen können den reichhaltigen Gegenstand nicht erschöpfen; ja bey näherer Bekanntschaft mit denselben findet man, dass der Vf. allzuhäufig von seiner Person, seinem Pferde, dem Gange seiner Reise, seinen Reisebegebenheiten und Reisebekanntschaften ein Detail einmischt, das für niemand Werth haben kann; dass er Notizen einflicht, die aus dem magersten geographischen Abrisse auch dem Schüler bekannt seyn müssen; dass er öfters höchst unbedeutende Kleinigkeiten und sehr gemeine Anekdoten (z. B. B. 1. 104.) beybringt; dass er nicht selten, das gerechte Selbstgefühl des Masses seiner Kräfte verkennend, aus seiner eigentlichen Sphäre, der niederen Landwirthschaft, heraustritt, und ganz treuherzig seine Meinung über Dinge mittheilt, die ihm fremd sind, und dass er endlich, was das Landwirthschaftliche anbelangt, häufig Sachen vorträgt, die jedem Kenner des Faches nothwendig bekannt seyn müssen. Allerdings enthält diess Werkchen, da die Reichhaltigkeit des Gegenstandes so vieles darbot, auch viele interessante Nachrichten, auf die wir zurückkommen werden. Sicher aber würde es in jeder Hinsicht sehr gewonnen haben, wenn der Vf. den Raum, welchen jetzt unnöthige Abschweifungen wegnehmen, für mehr interessante Bemerkungen aufgespart hätte. Denn jene Weitschweifigkeit macht den Charakter der Dürftigkeit in dieser Hinsicht nur noch fühlbarer, und wer ökonomische Reisen aus dem Gesichtspunkte der *Arthur Young'schen* beurtheilt, wer den unerschöpflichen und für den Leser oft ermüdenden Reichthum an den vielseitigsten landwirthschaftlichen Bemerkungen kennt, die sich diesem Schriftsteller, wenn er auch nur sechs Wochen, oder einige Monate auf der Reise war, stets in dem Masse zudrängen, dass er sich mit Gewalt gleichsam von ihrer vollständigen Mittheilung zurückhalten muss, dem muss der Mangel an neuen Thatsachen und Urtheilen in dieser Schrift bald auffallen. Dieser Mangel kann zum Theil daher rühren, dass so vieles, das dem Vf. auffiel, seine Aufmerksamkeit vertheilte; zum Theil mag er aber auch in der Einseitigkeit ihren Grund finden, welche seine landwirthschaftliche Bildung angenommen zu haben scheint; indem er sich am liebsten auf einigen ökonomischen Gemeinplätzen herumdreht, wohin die Wechselwirthschaft, die behackten Früchte in der Brache und ähnliche Modematerien gehören.

Des Vfs. Reise gieng über Schwäbisch-Halle, Heilbronn, Ludwigsburg, Tübingen, Strasburg, Bischweiler, Rastadt, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Worms, Pfeddersheim, Mainz, Frankfurt, Kronberg, Marburg, Kassel, Göttingen, Wittenburg, Hannover, Zelle, Braunschweig, Magdeburg, Dessau, Halle, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Meinungen, Schweinfurt, Würzburg nach Crailsheim zurück. Auffallend ist es vorzüglich, dass der Vf., ein so grosser Verehrer der Englisch-Deutschen Wirthschaft, so wenig Neues von derselben bey Gelegenheit seines Aufenthaltes bey Hn. *Westfeld* zu Weende bey Göttingen, auf dem königlichen Probegute zu Wittenburg, bey Hn. *v. Hinüber* zu Marienwerder, und endlich bey Hn. *Thaer* in Zelle mitzutheilen weiss. Er scheint seinen Thaer so eifrig gelesen zu haben, dass er ausser dem von diesem verdienten Schriftsteller mitgetheilten, oder in den Niedersächsischen Annalen und ähnlichen Schriften enthaltenen, nichts sieht. Hr. Thaer's Viehställe haben ihm so wohl gefallen, dass er sich durch die selbstgemachte sehr richtige Bemerkung, die meisten Oekonomen würden ihre Einrichtung schon aus der vortrefflichen *Thaer'schen* Auflage von *Bergen's* Viehzucht kennen, nicht abhalten lässt, die sechs Seiten lange Thaersche Beschreibung derselben wörtlich abdrucken, auch eine Copie des dort befindlichen Kupfers seinem Buche beyfügen zu lassen. Späterhin war der Eindruck, den eine Dampfmaschine auf ihn machte, so gross, dass er sich entschloss, eine sechs Seiten lange Beschreibung derselben aus der Abhandlung:

lung: Kurze Beschreibung des Schönebeckschen Gradierwerkes und der dabey angelegten Dampfmaschine von *Karl Schönbach* (Magdeburg 1800. 8.), wörtlich abgedruckt, und die zu derselben gehörige Abbildung nachgestochen zu liefern. So verhält es sich mit den zwey zum Buche gehörigen Kupfern, die es ganz unbefugterweise vertheuern. Von dem Theile der interessanten Magdeburger Landwirthschaft, den man näher kennen zu lernen wünscht, nämlich von den dortigen Bauernwirthschaften, erhält man nur sehr dürftige Nachrichten; dagegen hat der Vf. den grossen Wirthschaften der Oberamtmänner in diesen Gegenden (die er eigentlich hätte vermeiden sollen, da sie nichts weniger als Modelle der eigentlichen Landwirthschaft der Gegend sind, und öfters auf Unkosten derselben betrieben werden), so viele Zeit gewidmet, dass ihm keine mehr übrig blieb, um die interessanteste Bekanntschaft zu suchen, welche vielleicht in jener Gegend für ihn zu finden war, die des verdienten *Finks* zu Cösitz im Anhalt - Cöthenschen nämlich, der die echten Grundsätze über Veredlung der Schafzucht früher in Deutschland bekannt machte, als sie aus England her uns mitgetheilt wurden, und den der französische Gelehrte *Lasteyrie*, auf seiner merkwürdigen, der Schafzucht wegen unternommenen, Reise besser zu würdigen wusste. Konnte Hr. *Cr.* glauben, dass es für irgend jemand Interesse haben könne, wenn er anführt, wie viele Aecker dieser oder jener Oberamtmann unter dem Pfluge habe, wie viele Kühe, Pferde u. s. w. er halte? S. 42. des *zweyten* Theiles ist ihm ein schiefliegendes Tretrad so aufgefallen, dass er folgende Beschreibung desselben giebt: „weil kein Fluss da ist, an welchem die Mühle eingerichtet werden konnte, so liess er" (der Besitzer des Hofes) „ein grosses in schiefer Richtung liegendes Rad erbauen, welches dadurch die ganze Mühle in Bewegung setzt, dass 2—3 darauf angebundene Ochsen es durch ihre Schwere in Gang bringen, und darin erhalten, indem sie, obgleich angebunden, immer mit den Füssen treten." Gleiche Unbekanntschaft verräth der Vf. S. 78. desselben Theiles bey der Beschreibung einer der bekannten Kloster - Bergenschen Dreschmaschinen, die seit Hähn's Zeiten so vielfältig nachbeschrieben und nachgebildet worden sind.

Nur so viel der Kürze wegen zu einiger Begründung unseres Urtheiles, und nun noch die versprochene Anzeige des Interessantesten aus beiden Theilen, nach dem Masse unserer Ueberzeugung: Th. 1. S. 29. Vertheilungsart der Gemeinweiden (Allmenden) im Wirtembergischen; S. 40. Anbau der Zwergbohnen als zweyte Aernte nach Wintergerste im offenen Felde um Offenburg; S. 54. Anbau des gemeinen Senfes um Bischweiler, leider noch dürftiger wie die Nachrichten vom Elsasser Krappbau S. 57.; S. 55. Behacken des Getreides im Elsass, und über Anbau und Benutzung der Topinambours, *Helianthus tuberosus*, daselbst; S. 59. etwas über die Hanfbereitung im Elsasse; (die S. 78. gerühmte Vorrichtung zur Erleichterung der Kleebenbereitung ist längst bekannt. Rec. hat sie häufig in Gegenden angetroffen, deren Klima nicht mehr das günstigste ist, und im Nachsommer wenig warm oder regnerisch zu seyn pflegt; auch findet man ihre Beschreibung schon seit vielen Jahren in *Beckmann's* Landwirthschaft §. 126. und in andern Schriften; dass in der Pfalz nach Kartoffeln, Mohn oder Runkelrüben noch Winterrübsamen gebauet werden soll, wie es S. 82. heisst, ist unmöglich, und muss von dem Vf. missverstanden worden seyn; von der Wirthschaft der merkwürdigen rheinischen Landwirthe Möllinger zu Monsheim und Pfeddersheim hat die landwirthschaftliche Zeitung von 1804. Nr. 22. und 23. etwas vollständigere Nachrichten mitgetheilt, die um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, da sie von dem sehr gebildeten Hn. Möllinger in Pfeddersheim selbst herzurühren scheinen); S. 124. Nachricht von Verfertigung des Syrups aus der gelben Salat- oder Runkelrübe; S. 128. von den Leggeinstituten im Hannövrischen (Beschauanstalten für das fabricirte Linnen, welches von den Leggemeistern unentgeldlich vermessen, gestempelt, und nach der Qualität oder Sorte numerirt werden muss); S. 137. seit funfzehn Jahren wohlgelungener Versuch mit Ueberwinterung der Schafe im Freyen zu Wittenburg. Theil 2. S. 25. von einer gelben Abart der Unterkohlrabi; S. 48. Nachricht von der Trockenlegung des Drömlings, welcher der Vf. einen beynahe vier Seiten langen Abdruck aus *Behrends* Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirkes von Oebisfelde, (Königslutter 1798. 8.), über die Entstehung dieses grossen Bruches, vorangehen lässt; S. 107. gute Bemerkung über den Einfluss der örtlichen Lage auf die verschiedene Reife der Gewächse; ferner vom Erfurter Garten - und Obstbaue, besonders S. 115. vom künstlichen Anbaue der Brunnenkresse, dann S. 111. und 142. von den dortigen gemeinschaftlichen Baumschulen.

NEUERE SPRACHKUNDE.

PRAG, in Comm. b. Widtmann: *Böhmische Grammatik.* Verfasst und herausgegeben von *Johann Negedly*, Doctor der Rechte, und k. k. öffentl. und ordentl. Professor der Böhm. Literatur an der Carl - Ferdinandeischen Prager Universität. Mit Tabellen und einem Anhange nach *Meidingers* Lehrart für Deutsche bearbeitet. 1804. 367 S. gr. 8. Praktischer Theil, enthaltend verschiedene Aufgaben über die Redetheile, Böhmisch - Deutsche Gespräche, eine Böhm. Chrestomathie und die böhm. Literatur. 1805. 211 S. gr. 8.

Hr. *N.*, dessen Bemühungen die Böhmen eine gute Uebersetzung des ersten Gesangs der Iliade, mehrere *Gessnerischen* Stücke, den böhmischen Verkündiger (*Hlasatel*), eine Quartalschrift, verdanken, suchte sich auch im Gebiete der Sprachkunde auszuzeichnen. Als Schüler des sel. *Pelzels*, seines Vorgängers, legte er dessen Grundsätze der böhmischen Sprache zum

zum Grunde, und zwar geschieht diess so, dass er seines Lehrers Ausdrücke grösstentheils beybehielt. Er benutzte aber ausserdem die neuern Schriften eines andern Sprachforschers, den er in der Vorrede nennt. Allerdings ist diese Grammatik nun die vollständigste, aber auch im Vortrage die weitschweifigste. Der *erste* Abschnitt ist überschrieben: *Bildung der Wörter*. Da hier im Allgemeinen von der Bildung der Wörter gesprochen wird, so hätte von der Bildung der Hauptwörter im *zweyten* Kapitel des *dritten* Abschnitts, von der Bildung der Adjective im *dritten* Kapitel kürzer gehandelt werden sollen. Nach der Declination kommt wieder S. 161. die Diminution der Hauptwörter, und S. 196. die Diminution der Beywörter besonders vor; anderer unnützer Wiederhohlungen nicht zu gedenken. Der §. 188. konnte ganz wegbleiben, weil das hier Gesagte aus der Tabelle erhellt. S. 301. wird von dem Vorschlag *w* (vor einem *o*) dasjenige wiederhohlt, was §. 113. schon besser gesagt war. S. 35. wird auch von Vorsylben geredet, da doch die Böhmen ausser den Präpositionen keine Vorsylben kennen. Die Regeln S. 109 – 117., nach welchen das Geschlecht bestimmt wird, hat der Vf. anders geordnet als *Pelzel*; doch wich er hier den Schwierigkeiten mehr aus, als dass er sie gehoben hätte. Er erklärt z. B. die Hauptwörter der dritten Declination, die sich auf *t* endigen und in der zweyten Endung ein *i* haben, für weiblich. Woher soll man aber diess wissen, wenn nicht das Geschlecht schon eher bekannt ist? *kost* hat ja eben deshalb im Genitiv *kosti*, *most* aber *mostu*, und nicht *mosti*, weil ersteres weiblich, und letzteres männlich ist. Eben so unbestimmt ist die Regel S. 112. für die Weiblichen, und S. 113. für die Neutra auf *e*. Woher soll es denn ein Deutscher wissen, dass das *e* z. B. in *nebe* das *o* vertrete? Die Neutra auf *e* müssen schlechterdings aufgezählt werden. Den Ausgang des Genitivs *a (e)* giebt der Vf. auch den belebten Männlichen im Accusativ, worüber jedoch die Anmerkung S. 131. nachzulesen ist. Dass aber auch, wie er es dem sel. *Pelzel* nachschreibt, unbelebte den Accusativ auf *a* haben, wenn man sie sich als belebt denkt, z. B. *sspalka* für *sspalek*, ist in Rücksicht der gegebenen Ursache gar zu ungereimt. Wer wird sich einen Klotz (*sspalek*) als belebt denken? Der häufige Gebrauch des Genitivs für den Accusativ ist ja aus dem Syntax bekannt. So sind auch S. 211. *nás*, *wás* keine Accusative, sondern wahre Genitive, die aber den Accusativ vertreten, weil *ny*, *wy* veraltet sind. *Prebohaty*, d. i. *praedives*, möchte Rec. keinen Superlativ (S. 195.) nennen; ein sehr reicher ist noch nicht der reichste. Der Instrumental *zedmi*, anstatt *zdiemi* oder *zdmi*, S. 145. möchte wohl ein Druckfehler seyn; *sstiepj* S. 141. ist kein Genitiv im Plural von *sstiep*, sondern ein Collectivum. Der Dual werde gebraucht, heisst es S. 218., wenn sich an einem Ganzen zwey Seiten oder *mehrere* Theile unterscheiden lassen. Unmöglich kann der Dual bey mehrern als zwey Dingen statt finden. Von *prsy*, Brust, erhielt sich der Dual nicht bloss im Genitiv, sondern auch im Nominativ. Im Munde der Redenden ist ja *prsa* (der Dual) üblicher als *prsy*. Im *sechsten* Kapitel von dem Zeitworte ist mancherley unter einander geworfen, das sich besser ordnen liesse. Die Verba Singularia sind nach S. 224. lauter ursprüngliche Futura. Nicht doch! auch *gdu*, *beru*, *nesu* und andere Praesentia, die sich auf eine einzelne Handlung beziehen, sind nach ältern Sprachlehrern wahre Singularia. Dass nach S. 227. die Frequentativa auf *wám* auch von der sechsten Form (auf *ugi*) abgeleitet werden, kann mit keinem Beyspiele gezeigt werden. Das Imperfectum und Plusquamperfectum S. 230. und 339. hätte deutlicher (etwa nach *Sacy* oder *Vater*) erklärt werden sollen. Nach S. 230. kommt die zweyte Person des Imperfects in alten Schriften *nie* vor. Allein Hr. *Tomsa* fand, dass sie der dritten gleich war. *Chowati* S. 234. hätte der Vf. nicht unter die Form *owati*, sondern *ati*, bringen sollen. Dass *alle* böhmischen Zeitwörter anfangs in *u* ausgingen, ist nicht wahrscheinlich, weil schon im Altslawonischen (auch im Lateinischen, sogar im Persischen, Indischen) das *m* die erste Person, wiewohl seltner, bezeichnet. Das Iterativum von *bodnu*, *bodu*, ist nicht *bodati* S. 237., sondern *bádati*. Anstatt durch eine Induction dem Lernenden zu Hülfe zu kommen, verweiset der Vf. auf den Sprachgebrauch. Die Futura der zusammengesetzten Iterativen müsse man, heisst es S. 239., aus dem Sprachgebrauche erlernen. *Ztroskocy* ist S. 244. kein Imperativ, es soll *ztroskoc* (ohne *i*) stehen. Das Mittelwort der gegenwärtigen Zeit muss von der ersten Person des Singulars, und nicht von der dritten des Plurals (S. 246.) abgeleitet werden. Diess ist ja aus der Zusammenstellung gleicher Zeiten S. 251. klar genug. Wozu war es also nöthig, auf mehrern Seiten davon zu reden? S. 252. heisst es, die drey Hülfswörter, *haben*, *seyn*, *werden*, würden durch das einzige *gsem* ersetzt. Allein *Budu* ist doch auch ein Hülfswort. *Rceme*, *rcete* S. 265. kommen nur im Imperativ vor; *rcess* und *rce* ist ein Unding. *Zaprjti* S. 267. mag ein Druckfehler seyn. Es soll *zaprjcy* stehen. S. 282. wird *darmo* von *darugi* abgeleitet. Warum nicht lieber von dem Nennworte *dar*? Unter den untrennbaren Partikeln S. 285. steht *ob*, nicht aber *wz*, das doch mit mehr Recht dahin gehört. Unter den Disjunctiven werden S. 299. *či*, *čili* vermisst. Unter den Interjectionen steht das Unböhmische *kuss* (kusch), nicht aber *prisámbohu*! bey Gott! S. 296. und 333. hätte doch der Germanism *coza*, was für ein, anstatt *jaky*, laut gemissbilligt werden sollen. Das Verzeichniss der Zeitwörter, die die zweyte Endung regieren sollen, S. 345 — 347., hatte der sel. *Pelzel* vielleicht von Schülern sammeln lassen; und hätte, da es so fehlerhaft ist, nicht verdient, hier aufgenommen zu werden. *Zbawiti* z. B. fordert ja nothwendig den Accusativ der Person, und warum soll *prositi* nicht den Accusativ haben können? Die Bedeutungen der Wörter sind auch nicht immer richtig angegeben. *Tworidlo* S. 96. ist das, was etwas schafft, bildet. Wie unverständlich! *Tworidlo* ist ja die Käseform. *Lhota* S. 100. von Wohnplätzen gebraucht, kann deutsch nicht *Neudorf* heissen. *Stred* S. 110. 117.

ist

ist nicht der Honigkuchen, sondern schlechtweg Honig. — Die Worte *nach Meidingers Lehrart* auf dem Titel, beziehen sich bloss auf den Anhang von neun Seiten, dessen Inhalt kurze Sätze und Erzählungen, zwey ins Böhmische übersetzte Idyllen aus *Gessner* ausmachen. Nach jedem Stücke werden die Wörter einzeln erklärt. Und diess soll *Meidingers Lehrart* heissen? Die böhmische Literatur im praktischen Theile, dessen Inhalt der Titel besagt, ist grossentheils aus Pelzels Gesprächen gezogen und weiter fortgesetzt worden. Möchten doch weniger Unrichtigkeiten darin vorkommen, die Rec. nur der grossen Eile des Vfs. zuschreiben kann! Auch hier wird S. 196., so wie in der Vorrede zur Grammatik, behauptet, dass die böhmische Mundart vor *allen* übrigen am frühesten gebildet worden sey, da es doch bekannt genug ist, dass der servische Dialekt schon im neunten Säculo durch Cyrill zur Schrift- und Kirchensprache erhoben ward. In dieser schrieb auch der russische Nestor um das J. 1100. und seit 1116. seine Fortsetzer. Dalimil aber schrieb erst 200 Jahre nach Nestor. Nur einige Fragmente und etwa ein Psalter mögen ins dreyzehnte Jahrhundert hinauf reichen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Vermischte prosaische Schriften*, von *Carl Gustaf Leopold*, Canzleirath und Ritter vom Nordstern. Aus dem Schwedischen. 1805. 166 S. (14 gr.)

Leopolds Schriften, aus welchen diese Auffätze genommen wurden, deren Uebersetzer sich unter der Vorrede *F. R.* nennt, sind 1800—1802. in *drey* Bänden zu Stockholm erschienen, aber dem Rec. nicht bekannt; er kann also weder über die Wahl noch über die Richtigkeit der Uebersetzung der gewählten Stücke urtheilen. Aber sie scheinen ihm in guten Händen gewesen zu seyn. Freylich sind die Gedanken, welche diese Blätter bringen, weder neu noch tief; aber richtig und human; der Ausdruck ist weder prächtig noch schön, aber ruhig und bescheiden. Geraden Sinn, schlichten Verstand, gesundes Gefühl verbindet der Vf. mit einer gewissen angenehmen Leichtigkeit in den Wendungen, die zwar kein Witz ist, aber am Witz leise hinstreift. Durch alles dieses wird der Uebersetzer den einen Theil seiner Absicht vielleicht erreichen, „dass diesem und jenem Leser einige Stunden angenehm ausgefüllt werden;" für den andern aber, „der schwedischen Literatur mehrere Freunde zu verschaffen," dürften diese Blätter doch wenig beytragen. Die Gegenstände sind gar zu gewöhnlich; die Moral, freylich empfehlbar: sey zufrieden und glaube nicht durch Erreichung deiner Wünsche glücklich zu werden, wurde zu oft gepredigt, und ist zu nahe zu haben, als dass man sich die Mühe geben sollte, sie über das baltische Meer zu holen.

Ueber ältern und neuern Aberglauben: wie der Glaube an Teufel, Hexen, Gespenster entstanden, wie sich die Unmöglichkeit des Wunderbaren zwar nicht darthun lasse, wie aber die Phantasie wenigstens edel und gross darin dichten müsse, um nicht offenbar zu lügen; wie die neuern Zeiten wohl die Form des Aberglaubens verändert, aber nicht den Aberglauben aufgegeben haben: etwas weitläuftig, aber verständig; zuweilen fast überverständig: „Was soll man von grossen Schriftstellern, grossen Dichtern sagen, die in diesen Gräuelscenen oft ein Feld für ihre Talente gesucht haben? So war Shakespear bey den Engländern; doch diess könnte dem Zeitalter angehören; aber so war noch vor kurzem *Bürger* bey den Deutschen; man bewundert mit gesträubtem Haar seine dichterischen Schönheiten. Aber mich dünkt, als wenn das Genie und Talent doch immer besser thäten, sich innerhalb den Gränzen der philosophischen Aufklärung zu halten. — Machte ich eine Republik, wie Plato, so würde ich die Dichter, wenn sie nicht in diese Vereinigung mit den Philosophen treten wollten, daraus verbannen."

Rede gegen die Ehescheidungen. Gehalten vor dem Volke in Athen. Keine alte Rede; nicht für das Volk Athens. Aber, was liegt daran, ob dieser Versuch, die griechische Redekunst nachzuahmen, in Athen oder Stockholm gehalten werden könnte! — „*Fragmente aus Kegla's Chronik:*" der Unzufriedene erlangt keine Zufriedenheit, und würden alle seine Wünsche erfüllt; angenehm erzählt.

Ueber die Glückseligkeit oder das Elend des menschlichen Lebens:

Sein Unglück und sein Glück ist sich ein jeder selbst!
(*Flemming.*)

Ueber die Jagd: wider die Jagd als *Vergnügen;* wahr und gut, aber, wie vieles Gute, tauben Ohren gepredigt. Gewohnheit hat die Gemüther verhärtet; wie sollten sie fühlen, dass es grausam, abscheulich, unmenschlich ist, unschuldige Thiere zu verfolgen, zu hetzen, zu quälen aus purer Lust? Es ist ja eine fürstliche Lust! — *Das Gewürm oder die drey schweren Worte. Griechische Erzählung,* — ist etwas ungriechisch; übrigens mit den frühern Auffätzen von Einer Tendenz. Güte ist besser als Schönheit, Reichthum, Verstand.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1807.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Flora germanica*, autore *Henr. Adolph. Schrader.* — *Tom. I.* cum Tab. 6 aeneis. 1806. 100 u. 432 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eines von den wenigen Meisterwerken unsers Vaterlands, die selbst den besten ausländischen in ihrer Art vorgezogen zu werden verdienen. Nach diesem Anfang zu urtheilen, darf man kühnlich fragen: Von welchem Lande giebt es eine so sorgfältig, gelehrt und kritisch gearbeitete Flor, als die deutsche, von *Schrader?* Denn selbst *Smith's* brittische Flor steht in Rücksicht der gelehrten Kritik und der vortrefflichen Beschreibungen doch dieser nach. Jeder deutsche Botaniker weiss, dass Hr. *Schr.* viele Jahre hindurch die deutschen Pflanzen sich von ihren Standörtern selbst schicken liess, sie sorgfältig untersuchte, die Synonymieen verglich, und, seitdem er die Aufsicht über den botanischen Garten in Göttingen hat, *sie auch cultivirte.* Sein rühmlicher Eifer, sein seltener Scharfsinn, seine grosse Unbefangenheit und sein trefflicher Beobachtungsgeist setzten ihn in den Stand, eine Menge Irrthümer zu berichtigen, die unterscheidenden Merkmale zu prüfen, neue Arten zu bestimmen, und so die Wissenschaft ansehnlich zu bereichern, wobey ihm der Gebrauch der reichen Bibliothek in Göttingen trefflich zu Statten kam. Die zweifelhaften Arten suchte er nach Linne's Herbarium, mit *Smith's* freundschaftlicher Hülfe, zu bestimmen: die Standörter sind aufs genaueste angegeben, und die seltenern und schwerer zu unterscheidenden Arten durch sehr gute Kupfer, die *Bernhardi* gezeichnet und *Besemann* gestochen hat, erläutert. Auch die Kunstsprache ist klassisch und überaus gewählt. So wird dieses Werk, das köstlichste Geschenk, was der Vf. den Pflanzenforschern machen konnte, selbst von den Ausländern mit Dank benutzt werden und den Namen des Vfs. unsterblich machen.

Die Gränzen, die der Vf. dem deutschen Vaterlande setzt, sind freylich nicht die politischen, und können es auch nicht wohl seyn. Aber Rec. sieht überall nicht ein, nach welcher Richtschnur man hier verfahren will. Soll Deutschland alle die Länder umfassen, wo Deutsch gesprochen wird? dann kommt Preussen, Kur- und Liefland und ein Theil der Schweiz hinzu, und ein grosser Theil des ehemaligen burgundischen Kreises, so wie auch Istrien und Gradisca, müssen wegbleiben. Es wird in der That kaum möglich seyn, dem deutschen Vaterlande feste botanische Gränzen zu setzen. Der Vf. hat eine kleine Karte von *Sotzmann* hinzugefügt: aber da sind Brabant und Flandern sogar mit zu Deutschland gezogen, und der Elsass, Baden und Würtemberg sind ausgeschlossen.

Eine treffliche Arbeit ist die vorangeschickte Literatur der deutschen Flor, mit einer Sorgfalt und Vollständigkeit abgefasst, die nichts zu wünschen übrig lassen.

Wir wollen nur aus dem reichen Vorrath von neuen und interessanten Bemerkungen nur Einiges ausheben. *V. hybrida* wird noch immer als eigene Art aufgestellt, und das Kupfer *Engl. bot.* 673. als das beste angegeben. (Rec. findet die Abbildung im *Barrelier* t. 682. eben so gut, und hat die Uebergänge in *V. spicata* deutlich bemerkt.) *V. spuria* fehlt, Rec. hat sie der deutschen Flor vindicirt: aber er glaubt doch auch schon Uebergänge in *V. foliosa* bemerkt zu haben. *V. alpina* ist vortrefflich behandelt: *V. pumila Allion., integrifolia Schrank.* und *V. rotundifolia Schrank.* werden als Abarten angegeben. *V. latifolia, foliis sessilibus subcordato-ovatis obtusis serratis, calycibus 5partitis, caule adscendente,* ist *Teucrium quartum Clus. hist.* p. 349. und *Veronica Teucrium Poll. V. dentata* aber, *foliis ovato- s. oblongo-lanceolatis acutiusculis remoteserratis, calycibus 5partitis, caule adscendente,* ist *V. Teucrium Host. Teucrii quarti tertia species Clus. l. c.* (Rec. fürchtet, dass diese beide als unterschiedene Arten sich nicht bewähren werden.) *Wulffenia* vereinigt der Vf., nach *Smith's* Beyspiel, mit *Paederota*, gesteht aber selbst, dass die Unterschiede der Staubfäden und Antheren doch wesentlich seyn. *Pinguicula alpina Host.*, *Hoppe* etc. wird *P. flavescens*, und unterscheidet sich, nach *Swartz*, von der nordischen *V. alpina. Willdenow* hat in den Berl. Naturf. Schriften B. 3. eine schlechte Abbildung der *P. flavescens*, unter dem Namen *P. purpurea*, gegeben. *Lycopus exaltatus*, von *Schreber* bey Erlangen und von *Schkuhr* bey Wittenberg gefunden, wird aufgenommen. *S. sylvestris* wird mit *S. nemorosa* vereinigt. *Salicornia herbacea* wird, nach *Meese's* und *Forster's* Bemerkung, zur zweyten Klasse gebracht. *Schoenus Mariscus* wird zu der Gattung *Cladium Brown.* gerechnet, die sich durch zwey Antheren und eine doppelt gehüllte Nuss von der Gattung *Schoenus* unterscheidet. Die schwierigen Valerianen sind trefflich bestimmt, unter andern die seltene *V. elongata Jacqu. Val. saliunca Allion.* wird für eins mit *V. supina* genommen: doch gesteht der Vf., dass Schleichers *Val. saliunca* ihm verschieden scheine. Diess ist aber auch die Allioni'sche, die sich durch schmale Blätter und gehäufte Blumen (nicht dreytheilige Blumenstiele) unterscheidet. *Fedia*

dia dentata wird von *F. olitoria* sehr gut durch den scharfen Stiel und die spätere Blühezeit unterschieden. *Iris squalens* der deutschen Floristen wird als Abart der *I. germanica* angesehn; dagegen wird *I. variegata Jacqu.* zu der Linné'schen Art gezogen. *Schoenus fuscus* wird zwar von *Sch. albus* durch mehrere Charaktere unterschieden, die gleichwohl dem Rec. nicht wesentlich scheinen. Denn: *fol. setacea canaliculata-carinata* und *fol. linearia carinata* fallen am Ende zusammen; eben so *fasciculi subgemini involucro minores* und *fasciculi subcorymbosi involucrum aequantes*. Im Grunde sind beide leichte Abänderungen einer und derselben Art. Warum bey *Sch. mucronatus Barrel.* 203. f. 1. ausgeschlossen wird, sieht Rec. nicht recht deutlich ein. *Sch. nigricans* und *ferrugineus* werden gar vortrefflich unterschieden: neu und richtig ist die Bemerkung, dass *Sch. nigricans* keine Borsten an den Saamen, *Sch. ferrugineus* dagegen 4 bis 5 dergleichen hat. Von *Cyperus* wird eine ganz neue Art, *C. australis*, aufgestellt, *culmo triquetro, capitulis ovatis, spiculis numerosis linearibus, involucro universali* 5—6 *phyllo, partiali sub* 3 *phyllo*. Diese Art war sonst mit *C. glomeratus* verwechselt worden: wenigstens hatte man *Micheli's Cyperus aquaticus italicus* zum *C. glomeratus* gezogen, den auch *Seguieri* Veron. 3. t. 2. f. 2. abbildet. Aber der Vf. zeigt, dass diese Synonyme zum *C. australis* gehören. Da es einmal auf eine recht genaue Unterscheidung ankam: so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. die Diagnosen beider Arten neben einander gesetzt hätte. *C. virescens Willd.*, *Hofm.*, ist blosse Abart von *C. fuscus*. *Sc. campestris Roth.*, *Willd.*, ist bloss eine kleinere Abart von *Sc. Baeothryon*. Eben so findet er von *Sc. palustris* eine Abart als *Sc. acicularis* in der *Fl. dan.* t. 167., welche *Roth* und *Willd.* zu *Sc. Baeothryon*, *Smith* aber zum *Sc. multicaulis* zählen. *Sc. multicaulis* der brittischen Flor zeichnet sich hauptsächlich durch drey Narben, durch eine faserige Wurzel und durch gleichmässige Blüthenschuppen aus. Wie äusserst vorsichtig der Vf. in der Angabe der Synonymieen ist, sieht man auch beym *Sc. ovatus*, wobey *Willd.* und selbst *Wahl Moris.* 3. sect. 8. tab. 10. f. 34. anführen; aber weil *Morison* diesem Gras eine kriechende Wurzel giebt, die beym *Sc. ovatus* bloss zaserig ist: so wird diess Synonym ausgeschlossen. *Schoenus rufus Smith* erscheint hier als *Scirpus*: ihn fand *Flügge* auf Usedom. *Scirpus Holoschoenus Fl. dan.* t. 454. ist nur eine niedrige Abart von *Sc. lacustris*. *Sc. mucronatus* und *triqueter*, die so oft verwechselt sind, unterscheidet der Vf. durch die zurückgebogene Halmspitze bey jenem, die bey diesem gerade ausläuft, und durch drey Narben bey jenem, deren nur zwey bey diesem sind. Zu jenem rechnet er *Scheuchzers agrost.* t. 3. f. 14., wo gleichwohl eine gerade stehende Halmspitze ist, zu diesem, nämlich zum *Sc. triqueter*, *Sc. mucronatus Roth.*, *Ehrh.*, *Hopp.*, *Host.* Der letztere ist weit häufiger als der erstere: *Sc. mucronatus* findet sich bloss bey Erlangen und im südlichen Oestreich. *Sc. litoralis*, eine neue Art, dem *Sc. triqueter* zu nahe verwandt. Rec. wenigstens kann keine recht bestimmte wesentliche Differenz finden. *Sc. radicans Schkuhr.* wird aufgenommen, und die Unterschiede von *Sc. sylvaticus* trefflich bestimmt. Jener hat nämlich *glumas muticas*, dieser *mucronatas*; jener hat einzeln stehende, dieser gedrängte Aehrchen; jener hat kürzere, gerade und rauhhaarige, dieser sehr lange, gebogene und nur oberwärts haarige Borsten, an den Saamen. Bey *Sc. Michelianus* wird das Synonym: *Juncus foliatus minimus J. Bauh. hist.* 2. p. 523. verworfen, dagegen *Buxb. cent.* I. t. 55. f. 1. aufgenommen. *Eriophorum gracile* und *angustifolium* werden durch die Glätte der Blüthenstiele bey dem letztern unterschieden, welche scharf bey jenem sind: aber auch die Gestalt der Saamen ist verschieden, bey *ang.* sind sie breit und eyrund, bey *grac.* fast linienförmig. *E. polystachyon* heisst hier *latifolium*, weil auch *angustifolium* unter diesem Namen bekannt ist. *Carex Bellardi* macht billig eine eigene Gattung, *Elyna*, aus: so *Agrostis minima* heisst hier *Chamagrostis*. (Warum blieb nicht der ältere Name *Knappia Smith.?*) Trefflich wird der Gattungs-Charakter darin gesetzt, dass die innere Blumenkrone aus parallelen Haaren bestehe, welche die Geschlechtstheile einschliessen. *Panicum* zerfällt in drey Gattungen: *Syntherisma. Cal.* 3 *valvis. Cor.* 2 *valvis, valvula exteriori convexa interiorem planiusculam amplectente.* Hiezu werden *Pan. ciliare* und *sanguinale* gerechnet, und von dem letztern noch *Pan. lineare Krock.*, als *Syntherisma glabrum* (*Pan. sanguinale Leers* t. 2. f. 6.) getrennt. Dieses unterscheidet sich durch niedrige Halme, glatte Blattscheiden und eyrunde oder rundliche Blüthen. *Roth's Pan. sanguinale* kann zum Theil auch hieher gezogen werden. *Digitaria* ist die zweyte Gattung, die aus *Panicum* entsteht, wenn man bey *Pan. Dactylon* eine genauere Untersuchung der Blüthe anstellt. Man sieht alsdann, dass die äussere Hülle aus zwey sehr ungleichen, die innere aus zwey ziemlich gleichen Blättchen besteht. Das eigentliche *Panicum* soll einen zweyblüthigen Kelch haben: ein feines Kronenblättchen nämlich wird als der Ansatz zur zweyten Blüthe, die gleichgleichwohl keine Geschlechtstheile hat, angesehn. Rec. kann nicht umhin, diese Unterscheidung dreyer Gattungen für zu fein zu erklären. Wenigstens fallen *Syntherisma* und *Panicum* zusammen, wenn man von dem zarten Kronenblatt absieht, und den Kelch für dreyspelzig nimmt. Eine zweyte Blüthe kann Rec. aus jenem Blättchen unmöglich machen. Vortrefflich unterscheidet der Vf. übrigens *Pan. verticillatum, viride* und *glaucum* durch die Richtung der Widerhäkchen an den Borsten, die herabgehn bey *Pan. verticillatum*, hinauf aber bey *Pan. viride* und *glaucum*. Die Gattung *Crypsis* wird mit *Heleochlea Host.* vereinigt. *Phalaris utriculata* wird zum *Alopecurus* gezogen. Bey *Phalaris* wird mit Recht eine doppelte innere Blumenkrone angegeben, wovon die innerste den Samen umhüllt. *Arundo colorata Willd.* wird mit Recht wieder der *Phalaris* vindicirt. *Phleum nodosum* ist blosse Abart

Abart von *Phl. pratense*. *Phalaris phleoides* wird mit Recht wieder *Phleum*: so wie auch *Phalaris alpina*, die von der vorigen durch die zugespitzten Spelzen, die am Kiel scharf gewimpert sind, unterschieden ist. Auch *Phalaris arenaria* und *bulbosa* gehören zum *Phleum*, obgleich die letztere nicht so gar abgestutzte Kelchspelzen hat. Da aber der Same nicht von einer innern Blumenkrone umhüllt wird: so hat Hr. *Schr.* Recht, wenn er auch diese Art zum *Phleum* zieht. Bey *Polypogon monspeliensis* merkt man der Beschreibung doch an, dass sie nach Garten-Exemplaren gemacht ist. *Agrostis miliacea Willd.* wird *Milium multiflorum Cav.* Zu *Michaux Trichodium* zieht der Vf. *Agrostis canina*, *alpina* und *rupestris*, welche nur eine einspelzige Blumenkrone haben. *Agr. pallida Hofm.* soll zum *Trich. caninum* gehören, und dieses bisweilen ohne alle Grannen erscheinen. *Agrostis alpina* und *rupestris* sind äusserst genau untersucht: jene hat glatte, diese rauhe Aeste der Rispe; jene spitzige, diese lang zugespitzte Kelche; jene eine einfache Granne aus dem Rücken der Blumenkrone, diese eine doppelte, wovon die eine über der Grundfläche hervorkommt. Zu jener gehört *Agr. rupestris Allion.* und *Mielichhofer* in *Hoppe* Taschenb. 1801., zu dieser *Agr. alpina Mielichh.* *Agrostis pauciflora*, eine neue Art, von *Schwägrichen* auf den steyrischen Alpen gefunden. Sie hat wenige Blüthen in der Rispe; die Blüthen sind fast grösser als bey *Agr. rupestris*, von dunkler Purpurfarbe, und haben eine ganz kurze Granne. *Agr. vulgaris* und *alba* sind aufs sorgfältigste untersucht: jene wird durch das kurz abgestutzte, diese durch das verlängerte Blatthäutchen; jene durch glatte, diese durch rauhe Aeste der Rispe unterschieden. Zur *Agr. vulgaris* gehört *Agr. capillaris Schk.* und anderer deutscher Floristen, auch *Agr. stolonifera Leers* und *Agr. pumila Willd.* Sie kommt auch mit gegrannten Blüthen vor. Zu *Agr. alba* gehören *A. compressa Willd.*, *gigantea Roth.*, *sylvatica Willd.*, *capillaris Leers.* Bey *Arundo* kommen mehrere neue Arten vor. *A. litorea*, auf den Inseln der Donau und am adriatischen Meer gefunden, mit weitläufig verbreiteter Rispe, und einer Granne, die aus der Rispe der Spelze hervorkommt, statt dass bey *Ar. epigeios* die Rispen steif sind und die Grannen aus dem Rücken der Spelze entstehn. *Ar. pseudophragmites Hall. fil.* mit weit ausgebreiteter Rispe und einer geraden Granne aus dem Rücken der Spelze, die, wie die Haare, etwas länger als die Blumenkrone ist. Die letztere kommt mit *Ar. Calamagrostis* am meisten überein, welche indessen eine sehr kurze Granne hat *Ar. varia*, mit Haaren, die so lang als die Blumenkrone sind, und einer geknieten Rückengranne, die so lang als der Kelch ist. *Ar. acutiflora* mit lang zugespitzten Kelchen, mit Haaren, die kürzer als die Blumenkrone, und einer geknieten Rückengranne, die so lang als der Kelch ist. *Ar. sylvatica* heisst *Agrostis arundinacea Roth.* *Ar. speciosa* ist *Agr. Calamagrostis Willd.* *Ar. tenella*, mit zugespitzten ungegrannten Kelchen und Haaren, die kürzer als die Blumenkrone sind. Die letztere, der *Agrostis alba* ähnlich, ist auf den westlichen Tyroler Alpen gefunden. *Ar. baltica*, auf Usedom gefunden, wird zwar von *Ar. arenaria*, aber nicht hinlänglich, unterschieden. *Holcus halepensis L.* wird mit Recht zum *Andropogon* gezogen, und heisst *A. arundinaceus*. Der Kelch ist nämlich nur ein-, nicht zweyblüthig: die männliche Blume ist ungegrannt, da beym *Holcus* diese gerade gegrannt ist. *Avena bulbosa Willd.* wird als *Holcus bulbosus* aufgenommen, und noch besonders durch die haarigen Knoten des Halms von *Holcus avenaceus (Avena elatior L.)* unterschieden. *Holcus odoratus* zerfällt in zwey Arten, *H. borealis* (bey Berlin, Kiel und Rostock) mit glatten, und *H. australis* (in Oestreich, Salzburg und bey Regensburg) mit haarigen Blüthenstielen. Auch sind bey jenem die Kelchspelzen zugespitzt, bey diesem ganz stumpf: die männliche Blüthe ist bey jenem ungetheilt, bey diesem an der Spitze eingeschnitten. *Schkuhr* hat bey dieser Untersuchung dem Vf. schon vorgearbeitet. *Poa cristata* wird mit Recht wieder der *Aira* vindicirt: *Aira glauca Spreng.* als eigene Art aufgeführt, *Aira alpina Roth.* (ganz verschieden von der Linné'schen Pflanze) ist eine blosse Abart von *Aira caespitosa*. Zu *Aira flexuosa* gehört auch *Aira montana* der deutschen Floristen (die Linné'sche Pflanze wird mit Recht ausgeschlossen). *Aira caryophyllea Leers* t. 5. f. 7. sey blosse Abart von *Aira praecox*. Zur *Seßleria* kommt eine neue Art: *S. tenuifolia*, von *Wulffen* am adriatischen Meer gefunden. Sie hat eine zaserige Wurzel, pfriemenförmige Blätter, drey Grannen an der äussern Spelze, drey Blüthen in dem Aehrchen und eine ährenförmige Blumentraube, ohne Deckblätter. Hiedurch unterscheidet sie sich von *S. elongata Host*, der sie sonst ähnlich sieht. *Cenchrus capitatus Willd.* wird mit *Host* zur *Seßleria* gezogen. *Poa maritima* wird sehr sorgfältig von *P. distans* unterschieden. Jene hat eine kriechende, diese eine zaserige Wurzel; jene steife Halme und Blätter, und die Aeste der Rispe stehn aufrecht, ohne sich, wie bey *P. salina*, zurückzuschlagen: beide Kelchspelzen sind mit drey Nerven versehn, da *P. distans* nur einen Nerven an der kleinen Spelze hat. Die Blüthen sind auch bey *P. maritima* etwas zugespitzt, ganz stumpf hingegen bey *P. distans*. *Poa verticillata* und *pilosa* sind eins. *Briza Eragrostis* wird mit Recht zur *Poa* unter dem Namen *megastachya* gezogen, und von *P. Eragrostis* durch die stumpfen Aehrchen mit 15 — 25 Blüthen unterschieden. *Poa alpina γ. Willd.* wird eine eigene Art: *Poa supina*. Sie unterscheidet sich von *P. alpina* durch eine kriechende Wurzel, durch 4—6 blüthige längliche Aehrchen und durch stumpfe Blüthen: die letztern sind spitzig, ihrer stehn 5—11 in einem Aehrchen, und die Wurzel ist zaserig bey *Poa alpina*. Zu der letztern werden mit Recht *P. badensis Willd.* und *collina Host.* gezogen. *P. angustifolia Willd.*, *humilis Ehrh.* kommen als Synonyme zur *P. pratensis*; *P. serotina Ehrh.* wird aber wohlbedächtig unter-

unterschieden durch lanzettförmige Aehrchen und durch die späte Blühezeit. Hieher gehört *P. palustris* der deutschen Floristen: denn, die Linnésche Pflanze ist eins mit *Leersia oryzoides*, wie *Smith* den Vf. versichert. Bey *Briza minor*, die bloss in Istrien wächst, fehlt das unterscheidende Merkmal, vom Blatthäutchen hergenommen. (Ueberhaupt bemerken wir, dass der Vf. oft in den Beschreibungen die unterscheidenden Merkmale viel richtiger angiebt, als in den specifischen Differenzen, wo, der Kürze unbeschadet, doch statt der gemeinschaftlichen oft die eigenthümlichen aufgenommen werden müssten.) Eine neue *Dactylis*, *maritima*, von *Wulfen* am adriatischen Meere gefunden, von *Willd.* fälschlich für *D. litoralis* gehalten, zeichnet sich durch eine unterbrochene Blüthenähre und eingewickelte Blätter aus. Die hier beygefügte Abbildung ist nicht genau genug. *Cynosurus aureus* hätte wohl verdient, als eigene Gattung (*Chrysurus Pers.*) aufgestellt zu werden. *Festuca tenuifolia Sibth.* wird als eigene Art von *F. ovina* unterschieden, ungeachtet der blosse Mangel der Grannen kaum hinlänglich ist. Dagegen werden *F. stricta* und *hirsuta Host.* als Abarten der letztern mit Recht angegeben. Auch *F. glauca* ist fast bloss durch die blaugrüne Farbe verschieden, und von dieser weicht *F. dura Host.* wieder fast gar nicht ab. *Festuca varia* und *pumila* werden nach *Host* unterschieden. *F. pumila Villars* gehört zur *F. varia*. *F. sciuroides* und *bromoides Willd.* sind eins. Aber dass *F. heterophylla* und *duriuscula* eins seyn sollten, kann Rec. nicht zugeben. Er hat sie oft neben einander gesehen: die erstere hat *fol. radicalia triquetra ciliata, paniculam subaequalem erectiusculam*: *duriuscula* dagegen, *folia radicalia filiformia glabra, paniculam secundam nutantem.* Diese blüht viel früher, als jene. *F. dumetorum Willd.* ist nur Abart der *duriuscula*, mit haarigen Aehren. *F. rubra Willd.* unterscheidet sich bloss durch die kriechende Wurzel, alle übrige Charaktere sind schwankend. Ausgeschlossen wird *F. rubra Leers*, die, mit zaseriger Wurzel, zur *F. duriuscula* gehört. *F. laxa* wird zwar genau beschrieben, aber Rec. weiss nicht, ob nach frischen Exemplaren? Die Aehrchen sind allezeit weichhaarig, was Hr. *Schr.* nicht bemerkt. *F. elatior* und *pratensis* werden sehr sicher bestimmt; jene hat eine kriechende, diese eine zaserige Wurzel; jene stumpfe, diese schwach gegrannte Aehrchen. Mit Recht wird zur *F. elatior*, *Bromus litoreus Willd.* und *arundinaceus Roth*, gezogen. Von *F. spadicea* wird noch eine neue Art, *F. fusca*, unterschieden, die *Mielichhofer* auf den salzburger Alpen fand, und unter dem Namen *F. spadicea* in *Hoppens* Taschenb. 1801. beschrieb. Die Rispe ist überhängend, die Blätter nicht mit stechender Spitze versehn, das Blatthäutchen nicht geöhrt, wie bey *F. spadicea*. *F. sylvatica Villars* ist eins mit *Poa trinervata Ehrh.* *Agrostis serotina Willd.* wird mit Recht zur *F. serotina* gemacht. *Bromus pinnatus*, *gracilis* und *distachyos* werden zur *Festuca* gezogen, weil die Granne aus der Spitze der Spelze kommt. Noch besser wäre es gewesen, *Haller* zu folgen, der, wegen des Blüthenstandes in Aehren, diese drey zum *Triticum* zieht. *Triticum tenellum Host.* wird, da es einen *racemum spicatum* bildet, als *Festuca tenuiflora* aufgeführt, aber alle andere Synonymieen werden ausgeschlossen. *Bromus velutinus* ist *Gramen Gros Montbelgardensium J. Bauh. hist.* 2. p. 438. und *Festuca graminea Scheuchz. agrost.* t. 5. f. 9. Er ist durchaus haarig, die Rispe hängt über, die Grannen sind länger als die Spelzen. In Schwaben und in der Pfalz ist sie gefunden. *Br. squarrosus* bleibt als eigene Art, ungeachtet sie von *Br. secalinus* schwerlich zu unterscheiden ist. Ueber *Bromus multiflorus* eine treffliche Untersuchung, deren Resultat ist, dass die deutschen Floristen, besonders *Willd.* und *Roth*, eine andere Art, *Br. commutatus*, unter jenem Namen aufgestellt haben. Diese hat zottige Blätter, eine überhängende Rispe, lanzettförmige unbehaarte zehnblüthige Aehrchen, und gerade Grannen, die länger als die Spelzen sind. *Br. multiflorus Weig.* ist *Br. arvensis L.* Bey *Br. erectus* eine äusserst genaue treffliche Synonymie. *Avena planiculmis*, eine neue Art, von *Seliger* in der Grafschaft Glatz gefunden, mit zusammengedrückten Halmen und Blattscheiden, mit fünfblüthigen Aehrchen, deren Blüthen über dem Kelch hervorstehn, und einer kriechenden Wurzel. *Av. sesquitertia Linn. mant.* wird als *Av. pubescens* aufgeführt, da die beiden, nach *Smith's* Versicherung, einerley sind; *Av. sesquitertia Willd.* ist blosse Abart von *Av. distichophylla*. *Avena pratensis* blüht mehrentheils schon im May (der Vf. sagt im Junius und Julius). Genau werden *Triticum caninum* und *repens* unterschieden, und bemerkt, dass *Elymus caninus Roth.* eher als Abart zu dem letztern gehört. Nicht die doppelte oder dreyfache Zahl der untern Aehrchen, sondern die nickende Beschaffenheit der Rispe und die zaserige Wurzel machen den Hauptcharakter von *Tr. caninum* aus. *Tr. unilaterale Host.* ist *Tr. loliaceum Willd.* *Nardus aristata Willd.* ist *Rottbölla monandra Cav.*

Welcher Freund der Botanik wird nicht mit uns die ununterbrochene Fortsetzung dieses klassischen Werkes sehnlich wünschen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Januar 1807.

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Garnery: *Histoire de France*, depuis les Gaulois jusqu'à la fin de la monarchie, par M. *Anquetil*, de l'Institut national, et Membre de la Légion d'honneur; auteur de *l'Esprit de la Ligue*, du *Précis de l'Histoire universelle*, et d'autres ouvrages. *Tome I—XI.* 1805. Jeder Band 20 bis 21 Bog. 12. (12 Rthlr.)

2) Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würz: *Annales de l'Empire français*, par une Société des Gens de Lettres; rédigées par *R. de Beaunoir* et *A. H. Dampmartin.* 1805. 35 Bog. gr. 8. (2 Rthlr.)

3) Paris, b. Prault u. Rondonneau: *Tableau analytique de la Diplomatie française*, depuis la minorité de Louis XIII., jusqu'à la Paix d'Amiens. Par M. *Ferdinand Bayard*, ancien Capitaine d'artillerie, membre de plusieurs sociétés savantes et litéraires. *Tome premier.* 1805. 19 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

4) Genf, b. Paschoud: *Histoire des Gaulois*, depuis leur origine jusqu'à leur mélange avec les Francs et jusqu'aux commencemens de la Monarchie française; suivie de détails sur le climat de la Gaule, sur la nature de ses productions, sur le caractère de ses habitans, leurs moeurs, leurs usages, leur gouvernement, leurs lois, leur religion, leur langage, les sciences et les arts qu'ils ont cultivés etc. Par *Jean Picot*, de Génève; Professeur d'Histoire et de Statistique dans l'Académie de cette ville. *T. I—III.* 1804. Jeder Band 22 Bog. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

5) Münster, b. Waldeck: *F. Emmanuel Toulongeon's*, Mitglieds des National-Instituts, *Geschichte von Frankreich*, seit der Revolution von 1789. Aus zeitverwandten Urkunden und Handschriften der Civil- und Militär-Archive. Mit einigen Verbesserungen des Verfassers deutsch herausgegeben von *Philipp August Petri.* — *Erster* Band. 1804. Zusammen 1 Alph. 15 Bog. *Zweyter* Band. 1804. 1 Alph. 20½ Bog. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

6) Eisenberg, b. Schöne u. C.: *Geschichte der französischen Revolution*, von *Ernst Bornschein.* 1804.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der französischen Republik vom Anfang der Revolution bis zur projektirten Landung in England; ein unterhaltendes und kuriöses Lesebuch für den lieben Bürger und Landmann, von *Ernst Bornschein.* — *Erstes* Bändchen. 1804. 13 Bog. *Zweytes* und letztes Bändchen. 1804. 11 Bog. 8. (20 gr.)

Diese sechs Universal- und Specialgeschichten des französischen Staats sind dem Rec. erst vor kurzem zu Gesichte gekommen.

Das *erste* Werk von einem rühmlich bekannten historischen Veteran liegt unvollendet vor ihm: denn der *eilfte* Band geht nur bis zum J. 1651. Ob wirklich nicht mehr davon gedruckt sey, kann Rec. nicht bestimmen. In der Vorrede erzählt Hr. *A.*, Napoleon habe, als erster Consul, gegen ihn den Wunsch geäussert, es möchte eine Geschichte Frankreichs geschrieben werden, frey von Auswüchsen und von unnöthigen Abschweifungen in die Geschichten anderer Staaten, wodurch bisher die Werke über die französische Geschichte so weitschweifig und bändereich geworden wären. Diesen Wunsch nun will er durch das angefangene Werk befriedigen. Bey dem Vortrag der alten und mittlern Geschichte ist es ihm in der That gelungen. Man findet da eine ziemlich strenge Auswahl der Begebenheiten, d. h. keine Auslassung wichtiger und bedeutender Auftritte einer, und anderer Seits keine Einmischung geringfügiger und gleichgültiger Ereignisse. Aber vom *siebenten* Band oder von der Mitte des 16ten Jahrhunderts an tritt eine Umständlichkeit ein, die derjenigen seiner Vorgänger wenig nachgiebt, und wodurch das Werk, fährt er anders so fort, wenigstens auf *zwanzig* Bände anschwellen wird. Kein Wunder! So bald Hr. *A.* sich der Mitte des 16ten Jahrhunderts oder der Zeit näherte, da die durch die Ligue gestifteten Unruhen in Frankreich entstanden, verliess er, vermuthlich aus Bequemlichkeit, seinen Plan, und schaltete den von ihm zuerst im J. 1767. verfertigten *Esprit de la Ligue* (3 Vol. 12.) unabgekürzt und wörtlich ein. Er füllt den *siebenten*, *achten* und die Hälfte des *neunten* Bandes. Rec. besitzt diese, übrigens wohl ausgearbeitete Geschichte, kann sie folglich mit dem neuen Abdruck vergleichen. Nicht eben diess ist der Fall mit den übrigen, von dem Vf. in der Vorrede erwähnten Werken, nämlich mit *Intrigue du cabinet de Henri IV. et Louis XIII. terminée par la Fronde*, mit *Louis XIV., sa Cour et le Regent*, mit *Règne de Louis XV.* und *Règne de Louis XVI.* Wer also diese Werke schon besässe, würde, wenn Hr. *A.* sie aufs neue in fortlaufender Bändezahl abdrucken liess, sie zum zweytenmal

then vielen Fleiss, aber wenig Beurtheilungskraft; überdiess habe er manche verwegene Meinungen vorgetragen.

Und sonach, dünkt uns, hätten wir dargethan, dass Hr. *P.* ein brauchbares, lesenswürdiges Werk geliefert habe, das alle vorhergegangenen weit übertrifft. Es ist nur noch übrig, dass wir die Einrichtung desselben kürzlich beschreiben. Das Ganze besteht aus zwey Büchern, deren jedes wieder in mehrere Kapitel abgetheilt ist. Das erste Buch, das sich bis in die Mitte des zweyten Bandes erstreckt, enthält die eigentliche Geschichte der Gallier, von ihrem Ursprung an bis zu ihrer Vermischung mit den Franken, oder bis zum Ende der Regierung des Frankenkönigs Klodwig. Das zweyte beschäftigt sich mit der schon gedachten Statistik, oder, wie man es ehedem nannte, mit den Antiquitäten der gallischen Nation, nach der Ordnung, wie sie auf dem von uns mitgetheilten umständlichen Titel des Werks angegeben sind. Unter dem dort bemerkten *etc.* sind zwey Kapitel, das zehnte und eilfte zu verstehen, in deren einem gezeigt wird, wie die Verhältnisse und Verschiedenheiten der gallischen Völkerschaften unter einander und mit ihren Nachbaren beschaffen waren; in dem andern aber, was für Veränderungen unter den Galliern ihr Umgang mit den Griechen, Römern, und den aus dem Norden Europens zu ihnen gekommenen Völkern bewirkt habe, und zuletzt noch Bemerkungen über die Spuren des Charakters der alten Gallier, die sich noch jetzt in dem Charakter der heutigen Franzosen entdecken lassen. Hierauf und zum Beschluss folgen noch: 1) ein chronologisches Verzeichniss der in der Geschichte oder in dem ersten Buche erzählten Hauptereignisse; 2) eine chronologische Ueberficht der in dem Werke angeführten Schriftsteller, mit Anzeige der Länder, wo sie geboren wurden, und ihres Standes, wie auch der Titel ihrer zu Rathe gezogenen Schriften; wobey wir nur die literarische Genauigkeit der Deutschen vermissen; 3) ein Namen- und Sachregister über das ganze Werk.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Hennings: *Taschenbuch für die Schaubühne.* Mit einem Kupfer. (Soll Dem. Maass vorstellen.) 1806. XVI u. 165 S. kl. 8. (20 gr.)

Wie sehr den Vf. das Theater müsse interessirt haben, zeigt sein *Verzeichniß der Theaterdichter* schon. *Engel* privatisirt ihm noch in Berlin, *Klinger* ist Obristlieutenant, *Kotzebue Königl. Preuß. Collegienrath; Wieland*, und Hofr. *Böttiger* sind unter den jetzt für die Bühne arbeitenden Dichtern aufgeführt; auch ein Hr. *Arnold* in Erfurt paradirt da, wahrscheinlich zum erstenmale, da doch sogar *Hensel* fehlt. *Schiller's Biographie* ist fast wörtlich abgeschrieben aus *Friedrich Schiller, Skizze zu einer Biographie desselben* (Leipz., b. Tauchnitz), die *Biographie der Dem. Maaß* aber könnte jeder Primaner gemacht haben. Die *Gedichte* sind *Gelegenheitsgedichte*, in deren einem der Theaterdichter *Arnold* dem Erfurter Publicum den guten Rath ertheilen lässt:

> Ermuntern Sie uns nur durch fleissigen Besuch,
> Erscheinen minder hoffend, sehn mit zufriedner Miene
> Dem Spiele zu. Dann ist der heisse Wunsch, den wir gehegt, erfüllt,
> Und froh beschreiten wir zum neuen Jahr die Bühne.

Wenn denn dieses Taschenbuch Leser findet, die so vorlieb nehmen, als die Zuschauer in Erfurt mit ihren Schauspielern und ihrem Theaterdichter, so kann sein Vf. eben so wohlgemuth fortfahren als diese.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Ueber den Verfall des Nahrungsstandes in den Landstädten, die Theurung der Lebensbedürfnisse u. s. w. und die zweckmässigsten Mittel, diesen Uebeln abzuhelfen.* Als wohlgemeinte Winke zur Beherzigung für Patrioten, von Dr. *J. A. Garn.* 1805. 104 S. (10 gr.) — Eine unbedeutende Schrift, die mehr einer gutgemeynten Predigt gleicht, als dass sie die wahren Ursachen der gegenwärtigen Nahrungslosigkeit der Städte vollständig angeben und zweckmässige Mittel dagegen aufstellen sollte. Der Vf. nimmt besonders auf sein Vaterland Sachsen Rücksicht, und wiederholt S. 6. den ganz unerwiesenen Satz, dass der Sturz der sächsischen Woll- und Tuchfabriken von der englischen Regierung angelegt sey. Ueberhaupt schiebt der Vf. die Hauptschuld des Uebels auf England; ein Rettungsmittel dagegen wird aber in der Schrift selbst nicht angeführt, ungeachtet es der Vf. schon auf dem Titel verspricht. Ausserdem stellt er S. 12 ff. noch dreyzehn Ursachen der Verarmung der Städter auf, wovon aber die mehresten beynahe so alt als die Welt sind, so dass man nicht begreift, wie ihre Wirkung bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ausbleiben konnte. Diese Ursachen sind: Luxus und Modesucht, Zerstreuungssucht, häufige und kostspielige Volksfeste, Spielsucht, schlechte Kinderzucht, Romanleserey, Theaterbelustigungen, Eigennutz und Betrug, Hausiren auf dem Lande, Ungehorsam gegen Obrigkeit, Unverträglichkeit, Missbräuche und Aberglaube, Mangel an Patriotismus, Verabsäumung des Wanderns junger Fabricanten, Künstler und Professionisten und die zu frühzeitigen Etablissements junger Bürger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Januar 1807.

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Garnery: *Histoire de France,* — — par M. *Anquetil,* etc.

2) Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Annales de l'Empire français,* — — rédigées par R. *de Beaunoir* et *A. H. Dampmartin* etc.

3) Paris, b. Prault u. Rondonneau: *Tableau analytique de la Diplomatie française* — — Par M. *Ferdinand Bayard,* etc.

4) Genf, b. Paschoud: *Histoire des Gaulois,* — — — Par *Jean Picot,* etc.

5) Münster, b. Waldeck: *F. Emanuel Toulongeon's,* Mitglieds des National-Instituts, *Geschichte von Frankreich,* seit der Revolution von 1789. — — Mit einigen Verbesserungen des Verfassers deutsch herausgeg. von *Philipp August Petri* u. s. w.

6) Eisenberg, b. Schöne u. C.: *Geschichte der französischen Revolution,* von *Ernst Bornschein* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der französischen Republik, — — von *Ernst Bornschein* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 22. abgebrochenen Recension.*)

Das Werk des Hn. *Toulongeon* (Nr. 5.) ist eben so, wie die drey ersten Numern, bis jetzt unvollendet geblieben, und zwar nicht blofs die von uns anzuzeigende deutsche Uebersetzung, sondern auch das Original. Wenigstens ist uns hiervon noch nichts weiter bekannt geworden, als dass im J. 1801. der *erste* Band der Quartausgabe, oder der *erste* und *zweyte* der Octavausg., im J. 1803. aber der *zweyte* in 4. und der *dritte* und *vierte* in 8. erschienen ist, in denen die Geschichte der französischen Revolution bis zu Ende des J. 1792. erzählt wird; und so weit geht auch die Uebersetzung, die von einem, bis jetzt uns unbekannten Hn. *Phil. Aug. Petri* zu Luethorst bey Eimbeck herrührt. Warum das Werk ins Stocken gerieth, kann Rec. nicht erklären. Ja, wär' es schlecht oder auch nur mittelmässig bearbeitet: so wäre die Erklärung gleich fertig; aber, da gerade das Gegentheil Statt findet, da es von einem, in Militär- und Civilgeschäften geübten und angesehenen Manne, dem die National-Archive zum Gebrauch offen standen, herrührt; da er, wie bereits bey unserer Anzeige des Originals (im Intelligenzblatt zum Jahrg. 1804. Nr. 124.) erzählt wurde, gröfstentheils selbst Augenzeuge der Revolutionsereignisse war, ohne dabey eine bedeutende Rolle, wodurch er zur Parteylichkeit hätte verleitet werden können, zu spielen; da er seine Unparteylichkeit in den bisher gedruckten Bänden hinreichend beurkundete; da selbst in Frankreich sein Werk für das beste das bis jetzt daselbst über die Revolution erschien, erklärt wurde: so lassen sich die Hindernisse der weitern Fortsetzung nicht errathen. Ueberhaupt äussert Hr. *T.* sowohl in der Vorrede, als durch die Bearbeitung des Werks, beyfallswürdige Grundsätze und Gesinnungen. Er verweilt nicht bey Kleinigkeiten und individuellen Umständen, sondern weiss das Wesentliche derselben verständig aufzufassen und kräftig darzustellen. So malt er zwar z. B. (B. 2. S. 333 ff.) durch ausgewählte Thatsachen die bekannten Schreckensscenen im Herbste des J. 1792.: aber er läfst sich in kein langweiliges und ekelhaftes Detail ein, sondern setzt (S. 339.) hinzu: „Die Feder verweigert die scheussliche Aufzählung aller gefallenen Opfer, und die Geschichte, die genöthigt ist, die Schandthaten zu erzählen, braucht wenigstens die Summe derselben nicht zu ziehen. In den zeitverwandten Schriften finden sich die schrecklichen nähern Nachrichten. Auch einige Züge der Menschlichkeit und Beyspiele kindlicher Liebe haben sie gesammelt" u. s. w. — Nach einer Einleitung (S. 23—54.) oder kurzen Rückerinnerungen an die Begebenheiten des französischen Staats in den J. 1787. und 1788., die als die unmittelbaren Vorspiele der Revolution anzusehen sind, folgt die in Epochen abgetheilte Geschichte selbst. In die *erste* gehören: die Versammlung der Reichsstände, die königliche Sitzung und die Zusammenkunft der Stände im Ballhause, nebst den darauf erfolgten Tumultscenen am 14ten Jul. 1789. In der *zweyten* Epoche liest man die allgemeinen Ausbrüche der Revolution in mehrern Gegenden Frankreichs, die fürchterlichen Auftritte am 4ten August und 6ten October. In der *dritten* häufen sich die schauderhaften Scenen, wodurch der Staat aus einer Verlegenheit in die andere geräth; dahin gehört auch der Aufstand der Soldaten zu Nancy und die Unruhen in den Westindischen Colonieen. Dabey allerley Unternehmungen der Nationalversammlung, z. B. die Zumuthung des bekannten Priestereides. Das Hinscheiden Mirabeau's, über den sehr gerecht geurtheilt wird. Sehr interessant ist die Darstellung der Jacobiner in Paris und in andern Hauptstädten des Reichs (S. 338—351.). Zur *vierten* Epoche (B. 2. S. 1—144.) gehören: die unglückliche Flucht des Königs; der Bürgereid; der Bericht des Ausschusses der Nationalversammlung über die Entweichung des Königs; die Wahlversammlungen; die Annahme der ersten Constitution und die darauf erfolgten Feste; die Aufhebung der ersten Nationalversammlung; auswärtige Verhältnisse, Kriegserklärung

rung u. s. w. Zur *fünften* und in dem *zweyten* Bande letzten Epoche: Bestätigung der Kriegserklärung; kriegerische Auftritte; Fayette's Rolle; Septembriaden; verunglückter Kriegszug der Deutschen nach Frankreich. Die letzte Begebenheit hätte hier und da durch Hülfe deutscher Schriften richtiger dargestellt werden können. — Bey jedem Bande befinden sich Beylagen, die fast die Hälfte eines jeden füllen, und auf welche an dem Rande des Textes verwiesen wird. Mehrere waren, nach der Versicherung des Vfs., vorher ungedruckt. Schade, dass er diese nicht, als solche, bezeichnet! Nur ein paarmal that er diess. Wie dem aber auch sey; sie sind grösstentheils so lesenswerth und interessant, als die Geschichte selbst, in welche der Vf. nicht aufzunehmen wagte, was das Zartgefühl beleidigen konnte, oder was ihm zu geringfügig schien. Auffallend ist des Vfs. Bemerkung über die Veränderung der Sprache und des Stils während der Revolution: „Die Sprache des Convents war nicht mehr die Sprache der ersten Versammlung; man kümmerte sich nicht mehr um Reinheit des Stils, noch um Schönheit des Ausdrucks; noch mehr: dieselben Redner redeten eine andere Sprache auf dem gesetzgebenden Rednerstuhl, als auf der Tribune der Jacobiner. Es giebt eine Zeit der Revolution, in der auch die Sprache hart, barbarisch und grausam wurde, und der Geschichtschreiber muss seinen Stil danach zwingen, wie ein Componist seine Musik den Worten anpasst." — Der Uebersetzer gehört keineswegs in die Klasse der gewöhnlichen Miethlinge: vielmehr bemerkt man fast durchgehends, dass er sein Original studirte und mit den Schwierigkeiten desselben pflichtmässig kämpfte. Seine wenigen Verbesserungen betreffen grösstentheils kleine Abkürzungen und Erweiterungen; manchmal rügt er auch die französische Flüchtigkeit und seichte Philosophie. In Ansehung der Verdeutschung solcher Wörter, die aus einer fremden Sprache entlehnt sind, durch Gewohnheit aber nach und nach ein, freylich zweydeutiges Bürgerrecht erlangt haben, hielt er mit Recht die Mittelstrasse. Dass er überall *das*, statt *die* Etiquette schreibt, fällt auf.

Was endlich die unter Nr. 6. aufgeführte französische Revolutionsgeschichte betrifft: so müssen wir ihr das Lob ertheilen, dass sie ihrer Absicht im Ganzen wohl entspricht. Ein Pseudonym, *Gottlieb Wahrmuth*, hatte zu derselben Zeit durch das von uns (im Jahrg. 1805. Nr. 293.) empfohlne Werk für die nicht gelehrte, aber doch über den Handwerker- und Bauernstand erhabene Volksklasse gesorgt; Hr. *Bornschein*, der im J. 1804. zu Gera privatisirte, thut dasselbe für den letzterwähnten Stand in dem vorliegenden Buche. Als Schriftsteller ist er bereits durch mehrere Romane bekannt, noch mehr oder vortheilhafter aber durch ein im J. 1803. gedrucktes Lesebuch, worin er die Geschichte Deutschlands für den Landmann mit Beyfall bearbeitete. So wie in diesem, also auch im gegenwärtigen, lässt er einem Dorfgeistlichen, Ehrlich, an einigen Sonntagsabenden den um ihn her sitzenden Bauern, den Cantor loci mit eingeschlossen, die wichtigsten und lehrreichsten Auftritte während der französischen Revolution, ihrer Fassungskraft gemäss, und mit schicklichen Unterbrechungen seiner Zuhörer durch Fragen und Zweifel, erzählen. Wenn je ein grosses Ereigniss es verdient, dem grossen Haufen zur Lehre und Warnung an's Herz gelegt zu werden: so ist es diese, in ihrer Art einzige Staatsumwälzung. Hr. *B.* thut diess mit der erforderlichen Auswahl und Klugheit, entweder so, dass schon die Erzählung an sich auf den Leser wirken muss, oder er kommt dieser Wirkung noch mit ausdrücklichen Anwendungen und Belehrungen zu Hülfe, wie Bd. I. S. 20 und 60. Nur bisweilen scheint der Vf. seine Rolle vergessen, oder die Fähigkeiten seiner Leserklasse aus den Augen gelassen zu haben; z. B. bey dem Gebrauche des Wortes *Charakter*, das der Bauer sicher nicht versteht; oder wenn er (B. I. S. 8.) der *bekannten französischen Akademie* erwähnt, die ihm gewiss ein noch weit unbekannteres Ding ist. Manchmal sind auch die Perioden zu lang oder verwickelt. Bisweilen stösst man auch auf wirkliche Fehler, z. B. dass Ludwig XIII. an einer *schändlichen* Krankheit gestorben sey (B. I. S. 7.). Dass der Pariser Pöbel *die Statuen der Generalpächter*, wie es S. 43. heisst, entzwey geschlagen habe, verstehen wir nicht: wenigstens können wir uns nicht auf solche Statuen besinnen. Mirabeau war kein so ausgemachter Jakobiner und Anhänger des Herzogs von Orleans, wofür ihn der Vf. hält; vielmehr ging er damit um, der königlichen Würde wieder aufzuhelfen; nur *sein* frühzeitiger Tod hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Ettenheim (S. 122.) war nicht die Residenz des Kurfürsten von Trier, sondern des Kardinals von Rohan, Fürstbischofs zu Strasburg. — Hr. *B.* sucht auch seinen Lesern durch Angaben der richtigen Aussprache französischer Namen in beygesetzten Klammern zu Hülfe zu kommen, womit es ihm aber nicht überall gelungen ist; wie mit Aiguillon (*Aeschilliong*), Sieyes (*Siegé*) u. s. w. — Uebrigens erstreckt sich die Geschichte bis in das J. 1803. hinein. — Angehängt ist eine Tabelle, durch deren Hülfe man die meisten, nicht alle, Departemente Frankreichs nach den ehemaligen Provinzen finden kann.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weygand: *Ausführliche Erklärung der sämmtlichen Weissagungen des neuen Testaments.* Mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen und einer Abhandlung über den neutestamentlichen Prophetismus. 1803. XVI u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf., der sich *J. L. W. Sch.* unterzeichnet, und in der ganzen Schrift als ein bekannter Schriftsteller (Hr. *Scherer* zu Echzell) zeigt, sagt S. VI. der Vorr.: „Indem ich vorliegende Schrift dem prüfenden Zeitgeiste übergebe, bitte ich, mich nach dem Paulinischen Ausspruch zu beurtheilen: ἐκ μέρους προφητεύομεν!"

μων!" Rec. erfüllt diese Bitte um so lieber, da es nicht möglich war, einen richtigern Maſsstab für Hn. *Sch.* zu finden, als den von ihm selbst angegebenen. Der ganze Nachdruck des *dicti probantis* liegt auf dem ἐκ μερους; allein die Stelle findet nur dann erst ihre volle Anwendung, wenn man die unmittelbar vorhergehenden Worte dazu nimmt: Ἐκ μερους γαρ γινωσκομεν, und die ganze Stelle mit Luther übersetzt: „*Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk!*" Jedoch läſst sich, nach den vielerley schriftstellerischen Proben, die Hr. *Sch.* bereits geliefert hat, schwerlich hoffen, daſs an ihm in Erfüllung gehen werde, was weiter geschrieben stehet: *wenn aber kommen wird das Vollkommne, so wird das Stückwerk aufhören.* Wenigstens müſste das Ziel der Erfüllung sehr weit hinausgerückt werden. In der gegenwärtigen Schrift ist noch Alles ἐκ μερους. Einige gute exegetische Anmerkungen, besonders wenn ein guter Vorgänger benutzt ist; einige leidliche Räsonnements über einzelne Stellen finden sich zuweilen; allein im Ganzen zeigt sich grosse Geistesarmuth, eine grosse Verworrenheit der Begriffe, ein flüchtiges Zusammenraffen wahrer, halbwahrer und falscher Sätze, und ein widerliches Nachtönen der von Lieblingsschriftstellern gebrauchten Phrasen.

Um sich zu überzeugen, wie wenig der Vf. im Stande sey, über den Geist der Weissagungen des N. T. zu schreiben, braucht man nur die zwölf Aphorismen zu lesen, welche er unter dem Titel: *Ueber den neutestamentlichen Prophetismus*, der Erklärung der einzelnen Weissagungen vorausgeschickt hat. Man höre, wie sich Nr. 1. S. VII. ausnimmt: „Der Mensch, thätig in der Gegenwart, beschäftigt sich gern mit der Zukunft. Mit bevorstehenden Ereignissen der Natur beginnt er seine Ahnungen und Berechnungen; mit Wünschen, Hoffnungen über Angelegenheiten des Geistes schlieſst er. Ob die Aernte befriedigen wird? fragt sich der verständige Bebauer der Erde mit Besorgtheit. Er merkt auf Zeichen der Natur, die ihm Regen und Sonnenwärme verkünden, und mit Freuen oder Trauren sieht er der Aernte entgegen. Aus der Schwüle des Tages schlieſst er auf ein nahes Gewitter, aus ungewöhnlichen Orkanen auf Erdbeben. Ein Volk erhebt sich durch weise Gesetze, durch energische Zusammenhaltung; es sucht sich zu vergröſsern; — was ist seinem schwachen Nachbar vorher zu sagen? die Verschlingung." Hat der Leser nicht schon hieran genug: so lese er weiter Nr. 5. S. XII.: „Konnte Jesus nicht so gut weissagen, als die alten Propheten seines Volks? Wir fragen: was heiſst *weissagen? Etwas weise voraussagen*, in religiösem Sinne *dichten*. In Jesus finden wir einen grossen, umfassenden Geist, ein Handeln ohne seines Gleichen. Alle seine Aussprüche, Unternehmungen und Handlungen bestätigen dieſs. Das Gegenwärtige gedacht, konnte er sich das Zukünftige vorstellen; auf die Zukunft mächtig gewirkt, durfte er von derselben weissagend sprechen" u. s. w. Von den Aposteln lautet Nr. 11. so: „Haben auch die Apostel des Herrn geweissagt? wie Jesus nicht. Ihnen fehlte der grosse Blick in die Welt. Sie waren nicht Christus. Sie wiederholen nur die Weissagungen und heiligen Dichtungen ihres Herrn." Wie viel wäre hier nicht zu fragen und zu kritisiren, wenn bey einem solchen Schriftsteller nicht die bloſse Mittheilung seiner Aeuſserungen hinlänglich wäre!

Die von dem Vf. als Weissagungen behandelten Stellen sind Luk. 1, 5—25., 1, 26—38. Matth. 1, 18—25. Luk. 2, 22—39. Matth. 2, 13—15. 19—23. 3, 11. 12. 11, 20—24. Joh. 4, 16—19. Matth. 16, 18. 21. 28. 17, 22. 23. 24—27. 20, 18. 19. 26, 1. 2. 20—25. 31. 32—34. Joh. 16, 16—20. Matth. 12, 40. Matth. 24, 1—28. 10, 23. 16, 27. 28. 24, 29—51. 13, 39. 28, 20. 2. Petr. 3, 3—14. Matth. 25, 31—46. Apostg. 10, 42. 17, 31. 2. Cor. 5, 10. 2. Thessal. 1, 6—11. Br. Jud. 14. 15. Joh. 14, 26. 16, 13. Luk. 24, 49. Joh. 21, 18. 19. Die Einrichtung ist so, daſs unter der Uebersetzung exegetische Anmerkungen stehen, und dann Sachanmerkungen und psychologische und ästhetische Reflexionen folgen. Die Uebersetzung ist in der Regel in Prosa; zuweilen wird sie aber durch etwas unterbrochen, was den Anschein von Poesie hat, wenigstens von Hn. *Sch.* dafür gehalten und ausgegeben wird. In der Ankündigung der Geburt des Johannes (Luk. 1, 5—25.) heiſst es S. 2—5.:

> Fürcht' du dich nicht, o Zacharias!
> Es ist erhöret dein Gebet,
> Es wird dir einen Sohn gebären
> Dein Weib Elisabeth,
> Und nennen sollst du seinen Namen
> *Gottes-Huld* (Ιωαννης)!
> Er wird dir Freude und Vergnügen seyn
> Und viele hoch sich freuen noch,
> Weil er geboren ward!
> Groſs wird er seyn selbst vor *Jova*.
> Wein und stark Getränk wird er nicht trinken!
> Doch heiliger Geist wird ihn erfüllen
> Von Mutterleibe an.
> Und *viel* der Söhne Israels
> Wird er zurücke führen
> Zu Jova, *ihrem* Gott.
> Vor ihm geht er dann her
> Im Geist und Muth Elias.
> Der Väter Herzen wird er wenden
> Zu den Kindern wieder.
> Und die Unfolgsamen bilden
> In der Denkart der Gerechten,
> Ein Volk dem Herren ganz bereitet.

Dann heiſst es in Prosa weiter: „Da sprach Zacharias zu dem Engel" u. s. w. Gleich darauf erwiedert der Gottesbote:

> Ich bin Gabriel, vor Gotte stehend,
> Gesandt mit dir zu reden
> Und dieses zu verkünden dir.

Schon früher war die Stelle Jes. 2, 2 ff. in folgende wohlklingende Verslein gedolmetscht worden:

> Tage der Zukunft
> Werden erhöhn den
> Tempelberg Jovas,
> Weit über jedes
> Haupt der Gebirge
> — — — —

Ueber

Ueber die Völker
Wird er Gericht dann
Halten, und viele
Der Nationen
Ausgleichen, dass sie
Schmieden zu Pflugschaar'n
Um ihre Schwerdter,
Und in gekrümmte
Sicheln die Lanzen u. s. w.

In den Anmerkungen ist der Commentar von *Paulus* sehr stark benutzt worden, wie diess auch Hr. *Sch.* selbst in der Vorr. S. V. bemerkt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Crapart, Caille u. a.: *Nouvelle Orthopédie*, ou Précis sur les difformités, que l'on peut prévenir ou corriger dans les enfans, par *P. F. F. Desbordeaux*, Docteur en Médecine et Membre de la Société de Médecine de Caen. 1805. 177 S. 12. (12 gr.)

Ungeachtet des vorgedruckten günstigen Berichts, welchen die Commissarien der medic. Gesellschaften zu Caen und Paris über vorliegendes Werk abstatteten, ist es Müttern und Erziehern eben so wenig, als jungen Aerzten zu empfehlen: denn für jene, denen es vorzüglich bestimmt zu seyn scheint, enthält es hin und wieder zu viele medicinische Vorschriften, welche dem Nichtarzte nicht gelehrt werden dürfen; für junge Aerzte ist das Büchelchen nicht ausführlich und bestimmt genug geschrieben. Uebrigens gesteht Rec. sehr gerne, dass ihm die Lectüre des niedlich gedruckten Werks, wenn auch nicht nützlich, doch wegen der leichten und gefälligen Schreibart angenehm gewesen sey. Eine Erklärung der dem Nichtarzte unverständlichen medicinischen und chemischen Wörter ist dem Werke vorgesetzt; in der *ersten* Abtheilung werden die angebornen Fehler oder Missbildungen der Kinder, in der *zweyten* die durch üble Gewohnheit und in der *dritten* Abtheilung die durch einen Zufall entstandenen Fehler der Kinder abgehandelt, und so kurz auch die meisten Artikel abgefasst sind: so entdeckt man doch leicht, dass der Vf. unter die bessern Aerzte seiner Nation gehöre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pastoralwissenschaften. *Arnstadt*, b. Langbein: *Beyträge zur zweckmässigen Einrichtung des öffentlichen katholischen Gottesdienstes und der Liturgie* — von *J. M. Schellhorn*, der Philosophie Doctor und Weltpriester in Franken. 1805. 94 S. 8. (8 gr.) — Diese Beyträge verdienen die Aufmerksamkeit aller, denen es um Verbesserung der Liturgie in der katholischen Kirche zu thun ist: denn ihr Vf. geht überall von richtigen und hellen Ideen aus. Diese Ideen sind insonderheit folgende: Der Cultus war bis dahin unzweckmässig, weil man weder die äussere Religion als Mittel zur innern, noch die innere als Mittel zur Erweckung, zur Heiligkeit und Gottähnlichkeit, betrachtete und behandelte; sondern das Mittel zum Zweck erhob, und dadurch die äussere Religion nicht nur um allen Einfluss auf innere Religion und auf Tugend brachte; sondern sie auch zu einer Maschinerie herabwürdigte, wobey nichts für das Denken, das Gefühl und die Rührung gegeben wurde, so dass der denkendere Theil einer solchen Religion spottete, und der bessere sie als einen Fetischdienst verachtete. — Aber leider will man das immer noch nicht erkennen; schiebt alles auf Rechnung der Verdorbenheit der Menschen, und denkt deswegen an keine Verbesserung. Diess muss aber geschehen, der Cultus muss mehr zur Erbauung eingerichtet werden. Daher darf die Messe, als ein Hauptstück desselben, nicht, wie bisher, in lateinischer Sprache, nicht unter Ceremonieen gehalten werden, deren Sinn und Bedeutung dem Volke unbekannt und unverständlich ist; sondern es müssen an dessen Stelle zweckmässige Betrachtungen, Gebete, Gesänge u. s. w. treten und über die beybehaltenen die Christen belehrt werden. Man muss alles entfernt halten, was jüdischen Religions- und Kirchengeistes ist u. s. w. Nach diesen Ideen theilt der Vf. einen Entwurf zur Einrichtung der Messe an Sonn- und Feyertagen mit, an dem Rec. nur das tadelt, dass er zu weitläufig ist und noch zu sehr an der bisherigen Form hängt. Zog doch schon, wie man sehr richtig bemerkt hat, Gregor der Grosse die Messe zusammen *ad majus*, wie *Muratori* sagt, *fidelium commodum atque ut omnes divinis mysteriis interesse possint*, warum sollte diess in unsern Tagen nicht noch mehr und noch leichter geschehen können? — Noch findet man in der kleinen Schrift Gedanken über die katholische Liturgie, und Bemerkungen über die Anstalten zur Bildung des christlichen Volks in Hinsicht auf Religion u. m. a., das gelesen zu werden verdient.

Arzneygelahrtheit. *Pirna*, b. Friese: *Der Rathgeber vor, bey und nach dem Baden*, oder Anweisung zu einer zweckmässigen Benutzung aller Arten von Bädern. Zum Gebrauch für Gesunde und Kranke, welche sowohl zu Hause als an öffentlichen Badeorten die Vortheile des Bades geniessen wollen. Von D. *J. C. Meyer*. (1805.) IV u. 105 S. in Taschenformat. (12 gr.) — Da Menschen so oft Bäder zur Reinlichkeit, zum Vergnügen und aus diätetischen Rücksichten brauchen, ohne dabey die Leitung eines Arztes zu haben, so ist die Absicht des Vfs., dem Layen allgemeine Vorschriften zu geben, wie sie sich vor, bey und nach dem Baden verhalten sollen, an sich sehr zu billigen. Die Ausführung aber hat nicht den Grad der Vollständigkeit erhalten, den sie hätte haben sollen. So z. B. vermisst man unter den allgemeinen Vorschriften die Vorsichtsregeln bey dem Baden in Rücksicht der Tageszeit, Jahreszeit und Witterung. Von den Fussbädern kommt gar nichts vor. Von S. 57. an macht der Vf. den Laien mit den Bestandtheilen und Kräften der vorzüglichsten mineralischen Bäder, und mit den Krankheiten, in welchen sie einzeln anzuwenden sind, bekannt. Nach unserm Urtheil aber hätte die ganze Belehrung über die vorzüglichsten Mineralbäder wegbleiben müssen. Sie kann dem Laien nichts nutzen, wohl aber ihm Vorurtheile wider das eine oder das andere Bad beybringen, und also den Aerzten Schwierigkeiten in den Weg legen. Was der Vf. von dem Trinken der Mineralwasser sagt, gehört ohnehin gar nicht hieher.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

KOBURG und LEIPZIG, in d. Sinner. Buchh.: *Veredelnde Poësien*, von *Johann Heinrich Weismann*, der Philosophie Doktor. 1806. 179 S. 8. (16 gr.)

Man liest diese Gedichte, und liest sie, wenn man recht geduldig ist, wieder, ohne genau errathen zu können, was der Vf. damit will; ja oft sogar dringt sich dem Leser unwillkürlich der Verdacht auf, er habe die Regel des Demokritus, der die *sanos poëtas* vom Helicon ausschloss, allzubuchstäblich verstanden. Wie dem auch sey, wer die mancherley seltsamen Erscheinungen unsrer neuesten schönen Literatur kennt, wird auch über diese, so unabhängig sie im Ganzen von jenen ist, und durchaus als eine eigene da steht, sich nicht verwundern. Der Vf. nennt seine Gedichte *veredelnde Poësien*, warum? Weil — so belehrt uns die sonderbare Vorrede — *da die Poësie Tochter sey der Philosophie* (!) und so nach die Bestimmung habe, *die Philosophie hinwiederum bey ihrem Bildungsgeschäfte, wo es das übergehende (!) Denken betreffe, zu unterstützen, das verneinende Prüfungsgesetz der Poësie also laute*: — „*Ein Geisteswerk, welches nicht an der Veredlung der Menschheit mitwirken kann, darf nicht als Poësie anerkannt werden, es mag jambisch oder hexametrisch, gereimt oder ungereimt gesetzet seyn.*" Nach diesem verneinenden Prüfungsgesetze, und nach allen bejahenden soll man die Originale prüfen, die er jetzt dem Publicum überreiche. Er lasse sie ausgehen in die Welt, damit sie sein Lehrbuch der Menschenliebe in seinen Wirkungskreisen begleiten, und in seinen Thätigkeiten unterstützen. — Diese ausführlichere Prüfung die Hr. *W.* verlangt, wollen wir andern, die sich seinen theoretischen Ansichten wie seinen Darstellungen besser befreunden können, als es Rec. vor der Hand gelingen wollte, gerne überlassen, und empfehlen ihnen dafür die erbaulichen weitern „*Vorerinnerungen*" die ihnen der Vf. für diesen Behuf im Verfolge der Vorrede mittheilen wollte. — Wir halten uns mehr an das Geschäft des Referenten. Es finden die Leser und Freunde veredelnder Poësie hier: 1) *Dramatische Gedichte*: oder, wie der Vf. sagt, nur *dramatisch gesetzte Stücke*, die nicht bestimmt sind auf einer Bühne gegeben zu werden, sondern nur diese der Poësie so günstige Form entlehnten: *Selinde und Philint* oder: das *Ideal der Liebe* und: *die Schöne auf dem Lande, ein Drama in drey Akten.* Das erste hat sogar die Form eines Singspiels angenommen, *nicht, als ob sich Hr. Weißmann schmeichle, ein Hr. Seraphino werde es in Musik setzen: Wollte aber ein Hr. Seraphino* (Vorr. S. VI.) *seiner Selinde die Harmonie der Tonkunst geben, so möge er es thun.* „*Er wird* — lesen wir weiter — *wenn er glücklich ist, bey der Bearbeitung eine Entdeckung machen, die ihm sehr interessant seyn wird, er wird sich überzeugen, daß das Ideal der Liebe auch das Ideal der Oper ist*" (!!) — Rec. war leider nicht so glücklich diese Entdeckung zu machen. Ihm schien vielmehr das ganze Stück nur ein armseliges Gemengsel von Trivialität und Bombast, ohne Spur von dramatischem Geist, und hat ihm herzliche Langeweile gemacht. Noch mehr aber das folgende: *Die Schöne auf dem Lande.* Der einfache Inhalt desselben ist: Ein Sohn eines Adeligen ist in ein Bauermädchen verliebt. Der Vater ist eine Art Philosoph, und zwar ziemlich pedantischen Schlags, dabey hält er aber doch auch grosse Stücke auf seinen Adel. Der Sohn, sich auf den Philosophen verlassend, trägt dem Vater das Anliegen seines Herzens voll Hoffnung vor, findet sich aber gar höchlich getäuscht, als er wahrnimmt, er habe sich bloss damit an den Edelmann gewendet. In der Verzweiflung seines Herzens sucht er ein paar Narren in der Gegend für sich zu interessiren, die für Philosophen gelten; der Eine ist ein *Physiognomiker*, der andre ein *Astrolog*. Durch ihre Vermittlung hofft er seinen Vater umzustimmen: Aber diese mit ihrem ungeheuern Unsinn — er ist dabey doch so vorgetragen, dieser Unsinn, als ob der Vf. selber Behagen daran hätte; — diese, die Hn. *Sylluk* und *Ossa* machen den eigensinnigen Vater mit ihren Schlüssen, „*fließend wie Silberbäche*" S. 73., und ihren Beweisen „*voll Feuerkraft und Götterrath*" S. 83., nur noch eigensinniger. Er giebt zwar seinem Sohne endlich die Einwilligung, aber mit der harten Clausel, dass er seine Geliebte nur mit Verlust der Liebe seines Vaters zur Gattin nehmen könne. Endlich, als nach langem Kampfe zwischen Liebe und Liebe der Sohn dem Vater seine Neigung aufzuopfern bereit ist, umarmt dieser den Sohn mit den Worten S. 102.:

> — — — — Ernst! —
> Du überwindest mich, umarme mich!
> Rosetten lieben darfst du, weine nicht,
> Sohn führ sie ein in deines Vaters Haus.

und der Vorhang fällt. Die unsinnigen Philosophen, die den Knoten bey dieser moralisch empfindsamen Action lösen sollen, sind müssige langweilige Narren, die mit ihren seitenlangen Reden nichts fördern und nur durch ihre unausstehliche Albernheit Langeweile machen. Hier doch ein Pröbchen davon! Der Physiognom Ossa läst sich unter andern folgendergestalt vernehmen S. 80.:

— Minuten brauch' ich nur,
Fass einen Punkt, beschreibe einen Kreis,
Zieh Strahlen aus, vier Strahlen zieh' ich aus,
Sind diese gleich, so ist die Rundung ächt,
So wohnt ein Geist *vol* hoher starker Kraft
Im Angesichte; in den Mittelpunkt
Des Kreises kann leicht jede Selenkraft
Einfliessen als in Einheit, und von da
nach jeder Richtung stärker, treibender,
Wohin der Wille gebeut, ausströmen, und
Wie ein Hauch Siberscher Winterluft in Reif
Den Morgenthau verwandelt, schneller noch
Dem feinsten Dunste der Anschaulichkeit
Dichtere Bestandheit geben, wenn ihn nun
Des innern Auges Blick umleuchtet, dann
Ist der Dunst Gedanke, und dann können sich
Die Seelenkräfte insgesamt zurück
In den Mittelpunkt ohn' alle Stockung ziehn,
Und da vereint des Willens neuen Drang
Erwarten, so allein ist Gegenwart
Des Geistes möglich, so allein Vernunft
Von Stande thunlich. Eines Angesichts
Winkelfigur läst ungestemten Lauf
Der Geisteskräfte gar nicht zu. Wer hat
Je einen Winkel phantasirt, und schaut
Hiervon sogar das wie nicht deutlich an?
An Rosetten, unsrer schönen jungen Braut,
Fand ich ein Ideal zur Kreisfigur.
Fürwahr sie hat sehr starke Geisteskraft,
Und muss, den Einen Atom, das bekannte Ding
Als wahr vorausgesetzt, ein Fräulein seyn.

Wer kann über einen solchen Narren, der noch ganz andere Herrlichkeiten von sich hören läfst, auch nur lachen? Doch sein Mitgeselle *Silluk*, der, wie jener *auf den Scharfsinn*, sich mehr auf den *Schwung* legt (S. 82.), überbietet ihn noch. Als die Reihe an ihn kommt, und der Hr. von Rosenfeld, der Vater des jungen Ernst, ihn auffordert, zu zeigen, dafs seine Weisheit keine Thorheit sey, beginnt er pathetisch S. 44.:

Auch das ist an der glühenden Kette ein Glied.
Thorheit, im Schwung spruh Feuerfunken umher,
Dass der Erdegeist, der saftige Sinnengeist
Zische und fühle, dass du nicht bist, was du bist.
Ich flog hinauf den unermesslichen Flug
Aufs Lichtgebirge, wo der Saturnische Hain
Die äusere Klippe umkränzt, da hörte ich
Rieseln und rauschen, und sah mich dreymal um,
Und nirgend war ein Bach. Da stand vor mir
Der Trabanten einer — Erdesohn, du hörst
Rieseln und rauschen; siehst du einen Bach?
— Trabant, ich höre nur, und sehe nicht.
— Wer kann sie zählen? Unendlich ist die Zahl
Der Ströme; wisse das ist Anziehkraft
Und Sympathie u. s. w.

Die Hand ermattet uns, weiter abzuschreiben. Nur noch den hübschen Schluss aus dem ganzen Gewäsche setzen wir bey:

— und nun was folgt?
Wenn ein adlicher Herr ein Bauermädchen liebt,
So ist das Mädchen das nicht, was es ist,
Ein Fräulein ists, der verliebte adliche Herr
Muss, wenn er liebt, in seinem Kreise seyn,
Und ist es auch, ob ers gleich selbst nicht weiss. — —

Diesen seltsamen Originaldramen folgen ungereimte Oden, in denen Wortbombast mit prosaischen Gedanken und Wendungen kämpft und abwechselt. Auch trifft man hier auf Sprachschönheiten wie folgende: „*Gieße dein Lichtstral aus, wie jüngst am Bach*" S. 101. Eine *Frühlingsfeyer* S. 115. scheint die Klopstockische noch überfliegen zu wollen, verliert sich aber am Ende in wahren Nichtsinn. Am erträglichsten ist noch, wenigstens stellenweise, das Gedicht S. 124. „*Die Verlobten.*" Den Beschluss machen geistliche Lieder: *auf die Geburt Jesu; auf den Tod Jesu* und *die Ausgießung des heiligen Geistes*. Man findet hier Stellen, wie z. B. S. 132.:

Erschrocken sieht der Tod
Auf der verfluchten Erde
In Davids Sohne Gott,
Dass sie versöhnet werde,
Und wüthet und entflieht,
Da er dies Wunder sieht.

In den Liedern auf die Ausgiessung des heiligen Geistes könnte man sagen, ist der *Grundton* überall der *Brausston*.

Ich hörte ein gewaltig Brausen,
Dem Geiste in Entzückungen
Noch hörbar, ein allmächtges Brausen,
Und Gottes Kraft im Wetter gehn. S. 165.

und S. 171.

Braus das Wunder, Gottes Wind,
Selbst ein Wunder, allen Erden,
Allem Meer und lass geschwind
Meer und Erde stille werden!
Dieses Säuseln, dieses Wehn —
Schon! Das Wunder ist geschehn (!!)

Besonders empfehlen wir auch die Aerntelieder, und unter andern folgende Schlussstelle. S. 175.:

Herr, deine Elemente
Erstaunen, — bete an,
Und falte deine Hände,
Zieh heilge Ehrfurcht an,
Mensch, komm und sieh und — walle.
Im Schmuck, der ihm gefalle,
Mein Lied und bete an.

Es ist schwer abzusehen, nach welcher Logik und Grammatik diess gedacht und in „*Reime gesetzt*" ist. Doch der Vf. verspricht zu diesen geistlichen Liedern, die er uns wie seine sämmtliche Geistesfrüchte *ohne Einschränkung zu genießen* ermuntert, in seinen „*philosophischen Unterhaltungen" noch einen besondern Commentar, worin er gegen sich selbst gewiß gerechter seyn werde, als der Doktor* Paulus *gegen seine Collegen, die aufrichtigen Evangelisten:* denn er hat nichts geringeres damit zur Absicht, als die Gottheit Jesu und seine Wunder philosophisch-poëtisch zu beweisen wider die Doctoren der Theologie (Vorrede S. VII.). Hr. D. *Paulus* möge sich also immer auf diese poëtische Bekehrungsoperation gefasst halten und in Zeiten in sich gehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Einleitung in die physisch-mathematische Kosmologie;* zu Vorlesungen

gen entworfen von M. *Gottfr. Winkler*, Archidiacon in Dresden. *Zwey* Theile. 1806. *Erster* Theil. VIII u. 88 S. *Zweyter* Theil. VI u. 136 S. 8. (18 gr.)

Diess Buch zerfällt in *zwey* Theile, davon der *erste* wieder den besondern Titel hat: *Sätze zur allgemeinen Experimental-Naturlehre* von M. *Gottfr. Winkler*, Arch. zu Dresden, und der *zweyte: Sätze zur mathematischen Erdkunde, physischen Geographie, Geogenie, Naturhistorie* und *Astronomie;* von M. *G. W.* u. s. w. Der Vf. erzählt in der ersten Einleitung (eigentlich Vorrede), wie er dazu gekommen, diess sonderbare Gemisch dem Publikum durch den Druck mitzutheilen. „Seit sechzehn Jahren," heisst es, „habe ich jungen Leuten aus allen Ständen (!) und verschiedene male auch Damen (!!) den Winter hindurch Vorlesungen über die physische Kosmologie gehalten." (Darnach hätte man etwas Besseres, Gedachteres und Geordneteres erwarten können, als hier geliefert ist.) — „Ich dictirte anfänglich diese hier abgedruckten Sätze, aber dieses nahm mir zu viel Zeit weg" (es konnte ja viel besser jedes andere Compendium zum Grunde gelegt werden, wo doch der Vf. richtigere Begriffe von den vorkommenden Sachen würde vorgefunden haben!) „ich gab sie alsdann geschrieben herum, aber ich bekam sie selten wieder" (diess hätte ein Wink seyn sollen, es ganz zu unterlassen) *und war genöthigt* (?) alle Jahre neue schreiben zu *lassen.* *Diess* bewog mich endlich, selbige in (den) Druck zu geben (welches zu beklagen ist!). Es sind daher eigentlich Stätze zu *meinen* Vorlesungen u. s. w." Diese Billigkeit ist zu loben: denn sie zum allgemeinen Gebrauche zu empfehlen, war keinesweges rathsam; indessen warum liess sie der Vf. nicht auf seine oder seiner Zuhörer Kosten drucken? warum sie durch einen Verleger zur Messe bringen, und im Publikum verbreiten? — Diess wird durch einen Blick auf den äusserst unbestimmten Titel schon nicht viel Gutes im Innern zu erwarten geneigt machen, und leider muss Rec. sagen, dass dem allerdings so ist. Denn auf bestimmte und deutliche Begriffe von dem, was der Titel besagt, hofft man hier überall vergebens. Nicht einmal von *Kosmologie* hat der Vf. den rechten Begriff: denn nachdem er §. 1. gesagt hat, dass nichts angenehmer sey, als das unermessliche Gebäude, worin wir Einwohner sind, kennen zu lernen, setzt er im 2. §. hinzu: „Die Kenntniss *dieses Gebäudes, der Dinge, die sich darinnen befinden*, heisst die *Kosmologie* oder die *Weltkenntniß.*" — Aber auch von dem Unstatthaften dieser Definition an sich abgesehen, ist das ja nur: Kosmognosie, und die Uebersetzung *Weltkenntniß* passt nur hierauf; ganz etwas anders ist ja Kosmologie, *Weltenlehre?* — Und im 3. §. fährt er gar fort: das Wort *Welt* bezeichnet hier: den Inbegriff aller von Gott „erschaffenen Dinge" (doch nur, so weit sie uns erkennbar sind?) „Himmel und Erde und was darinnen ist. Man nennt es auch das Weltgebäude, *Universum*, die *Natur.*" Als ob diess Dreyes so geradehin einerley wäre. — Man kann nun nach dem bisher angegebenen leicht denken, wie vieles der Vf. zu seiner Kosmologie rechnen möge — nicht weniger als die ganze Physik, die mathematische Erdkunde, die physische Erdkunde, die Naturgeschichte, und die Astronomie. Auch diese Abtheilung ist höchst unordentlich: denn die mathematische Geographie ist ein Theil der Astronomie, und wird für die Geographie im Allgemeinen nur von derselben entlehnt; eben so gehört die physische Geographie zur Physik, und wird auf gleiche Weise von dieser geborgt. — Doch Rec., der diess nur von der ersten und zweyten Seite anführte, würde viel zu thun haben, wenn er alle die in diesem Buche vorkommenden Unrichtigkeiten abschreiben und hier berichtigen wollte. Er begnügt sich demnach dieser kleinen Probe, an der der Leser schon genug haben wird, nur noch das Wenige hinzu zu fügen, dass der Vf. den Nutzen der Kosmologie im Allgemeinen (S. 2.) *überaus groß* und sie die *Grundwissenschaft* von allen übrigen nennt. Warum? — Man höre. 1) „Sie nützt, *weil* wir überall mit Körpern umgeben sind, die einen Einfluss auf uns haben u. s. w. 2) *Alle Künste und Professionen* beruhen darauf. 3) Sie hat einen grossen Einfluss in die *höhern* (?) Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Medicin. 4) Sie leitet zur lebendigen Verehrung Gottes u. s. w. — Er scheint indessen geahndet zu haben, dass er theils in jener Erklärung der Kosmologie, worin er sie zur Weltkenntniss macht, zu wenig gegeben, theils besonders der Philosophie, deren Verbindung mit dieser physischen Kosmo*logie* er ganz übergeht, grosses Unrecht gethan habe: denn er setzt im 14. §. a. die triviale Bemerkung hinzu: „Man kann sich mit der Kosmologie beschäftigen, entweder als Naturliebhaber, oder als Naturforscher, oder als Naturphilosoph." Wird letzterer aber mit der *Kenntniß* dieses Gebäudes zufrieden seyn? oder der Astronom? oder der eigentliche Physiker? — Und warum sagt der Vf. nicht, in wie fern *er* sich damit beschaftigt? — Uebrigens finden sich auch häufige Verstosse gegen die liebe Muttersprache, falsche Constructionen, falsche Wörter, falscher Gebrauch der Präpositionen u. dgl.; z. E. „Nichts ist nützlicher, angenehmer und nöthiger, als das unermessliche Gebäude zu kennen, in welchen (m) wir Einwohner sind, *und darzu gehören* (und wozu wir gehören). S. 1. — „bewahret *für* (vor) Aberglauben." S. 3. — Ausserdem erfährt man manches Neue; z. E. S. 16., dass die Luft eine *dunkelblaue Farbe habe;* dass sie sich *überall* befinde, und S. 19. doch: „dass die Thiere im *luftleeren* Raume sterben (wo sich also *keine* Luft befindet); dass S. 20. „der Wind die Geschwindigkeit des Schalls *nicht sehr stark* hindere." Die Chladnischen Versuche scheint der Vf. nicht zu kennen, sonst würde er nicht noch S. 19. behaupten: „dass der Schall in der zitternden Bewegung der Theile eines schallenden Körpers *bestehe.*"

Doch genug von diesen Sätzen zur physischen Kosmologie oder zur allgemeinen Experimental-Naturlehre, welche sehr gut ungedruckt bleiben konnten.

ten. Möchte man nur von den *Sätzen zur mathematischen Erdkunde* u. f. w. etwas Rühmlicheres sagen können. Aber auch hier findet man unzulängliche Erklärungen, undeutliche Vorstellungen und eben so unrichtige Begriffe in Menge. Gleich S. 1. fehlen der weitläufigen Erklärung von mathematischer Erdbeschreibung zwey Hauptpunkte, nämlich *Gestalt* und *Darstellung* der Erdkugel, S. 2. ist die Erklärung von *Zenith*, als einem Punkte am Himmel gerade über mir — vom *Meridian*, als einer Linie von mir bis dahin, wo die Sonne am höchsten Mittage stehe — von den *Polen*, welche nach des Vfs. Erklärung jegliche zwey Punkte auf der Erdkugel seyn könnten, wenn sie nur einander entgegen stünden — undeutlich, unzulänglich und unrichtig. — Eben so wird gesagt S. 4.: „weil die Erde ein Stern sey, müsse sie um die Sonne als ihren Mittelpunkt laufen und ihr Licht von der Sonne empfangen." Woher haben es denn aber die Fixsterne, und laufen diese auch um die Sonne, weil sie *Sterne* sind? Eben so wunderlich ist das auf der nämlichen Seite vorkommende Urtheil: „dass, weil die Erde ein mittler (er) Planet (was soll das heissen?) sey, uns Erdbewohnern das Loos der Mittelmäsigkeit zugefallen sey." S. 5. wird *Ekliptik* mit dem *Thierkreise* gerade hin verwechselt, und so wie hiebey, so grösstentheils überall, das *Wahre* von dem *Scheinbaren* zu wenig gesondert, welches nur Verwirrung der Begriffe veranlasst. S. 8. ist der Vf. §. 48. auf dem rechten Wege, den Begriff von der geographischen *Länge* zu geben, und doch sagt er hernach §. 53. „die *Länge* eines Orts sey seine Entfernung von Morgen und Abend" — wofür es hätte heissen sollen: die Länge eines Orts ist seine östliche oder westliche Entfernung vom *ersten* Meridian; oder auch nur, wie man gewöhnlich zählt, seine *östliche* Entfernung davon in Graden des Aequators. — Auch im 54. und 55. §. sind die Erörterungen unrichtig, da zur Erfindung des Sonnenaufgangs an einem Orte bekanntlich nicht bloss die Kenntniss seiner Länge, sondern auch seiner Breite gehört. — So geht es durch alle einzelne Abschnitte fort, überall Mängel, Unrichtigkeiten und Unbestimmtheit. Bisweilen fehlen ganze wichtige Materien, z. B. in der mathematischen Geographie die wahre Erörterung der verschiednen Tagslänge und des Entstehens der Jahreszeiten — die allgemeinen Grundsätze, nach welchen die Erdkugel ganz oder in einzelnen Theilen abgebildet dargestellt wird, u. dgl. — Von der physischen Erdbeschreibung schliesst der Vf. die Beschreibung der Atmosphäre und ihrer Erscheinungen aus, indem er sie zur allgemeinen Experimental-Naturlehre gezogen, wohin doch eigentlich die ganze physische Erdbeschreibung gehört. — In der *Naturgeschichte* findet man von Amphibien nichts; dagegen wird die Untersuchung angedeutet, „ob Thiere Seelen haben und selbige unsterblich sind;" und in der Naturgeschichte des *Menschen* S. 79. gesagt: „Der *erste Urstof* des Menschen sey ein *Ey*, welches aus drey besondern *Häuten bestehe!*" — und doch „sey der Mensch eine Art Gallerte, die sich in *Bläschen verwandle;*" u. f. w. — Nicht minder seltsam sind (S. 82.) die sogenannten Beweise für die Unsterblichkeit des Menschen, wenigstens werden sie keinen Denker befriedigen. S. 86. hielt Rec. *Neuoptera* und *Lepioptera* für einen Druckfehler; S. 92. findet er aber dasselbe noch einmal also, da es doch *Neuroptera* und *Lepidoptera* heissen muss. — Ueberhaupt sieht man nicht ein, wozu die besondern Tabellen über das Naturreich, die S. 84—98. vorkommen, dienen sollen, da sie noch dazu von den vorhegerhenden allgemeinern Angaben zum Theil abweichen. — Am allerunvollkommensten und fehlerhaftesten ist aber die *Astronomie* gerathen. Die Erklärung der *Sternbilder* S. 101. ist nicht die wahre, und von dem Historischen derselben ist auch nicht einmal *etwas* angedeutet. Das *Sternbild* ist die Figur, welche man aus mehrern Sternen zusammen setzte, der Umriss giebt das Gebiet desselben an. — S. 106. §. 44. heisst es: „an unserm Monde bemerken wir ausser den Eigenschaften der Planeten noch diese, dass er kleiner ist, als unsere Erde u. f. w. Das ist ja aber Merkur und Mars auch, und noch mehr Ceres, Pallas und Juno, und darum sind sie doch keine Monde, sondern Planeten. — In den Kapiteln von der Sonne, dem Monde und den Planeten ist ein grosser Theil des Gesagten zum Theil falsch, zum Theil unbestimmt und unvollständig. *Ceres* und *Pallas* werden nur so beyläufig genannt, und von der *Juno* weiss der Vf. noch gar nichts. Der Unterschied des *Sonnen* und *Sternentages* beträgt nicht 3′, 5″, 54‴ S. 112. sondern 3′, 56″. Doch Rec. hört auf Fehler zu rügen, wo fast alles Fehler ist, und bemerkt nur noch dass sich zu allen diesen noch drey grosse Uebel gesellen, nämlich: Unordnung in Verbindung der einzelnen Materien, welche so unter einander geworfen sind, dass man auf viele mehreremale trifft; — wie im *ersten* Theile Sprachunrichtigkeiten, gar häufig: z. E. S. 13. „Anspielung des Meerwassers" für *Anspülung*, — S. 100. „lehrt *dem* (den) Menschen seine Würde kennen;" — „*von* (vom) Anfange der Schöpfung." — S. 102. „wenn man sich *Bodens* allgemeine (ner) Himmelskarte bedienen kann," und wenn, wie häufig, Präpositionen mit falschem Casus (S. 99. *unter den* (dem) Himmel verstehen wir, welches man oft findet) vorkommen, oder wenn man mehrmals *Kreisse* statt Kreise liest: so scheinen das doch wohl keine Druckfehler zu seyn, deren grosse Menge übrigens das letzte jener Uebel ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Januar 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libri VIII. ad optimorum exemplarium fidem recensiti atque prooemio, argumentis et indice rerum instructi a *Joanne Augustino Wagnero.* 1805. 212 S. 8. ohne die Indices.

Ebendas.: Commentarius perpetuus in *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libros VIII. etc. 1805. 284 S. 8. (Zusammen 2 Rthlr.)

Diese Ausgabe des *Valerius Flaccus*, welche einen Theil der Rupertischen Sammlung lateinischer Classiker ausmacht, ist in die Hände eines Mannes gefallen, der diesen allzu sehr vernachlässigten Versificator gewiss mit der bedürftigen Mitgabe ausgestattet haben würde, wenn er mit freyer Hand hätte geben können, was und wie viel ihm gefallen hätte. Aber der *Plan der Sammlung*, für die er zu arbeiten sich *verpflichtet* hatte, beschränkte seinen Willen. Und so müssen wir dankbar hinnehmen, was er im Einzelnen zur Berichtigung und Aufklärung seines Dichters beygetragen hat; und dagegen das, was noch zu wünschen übrig bleibt, weniger von dem Herausgeber, als von den ihn beschränkenden Umständen fordern.

Da der lenkende Plan des Ganzen den kritischen Erörterungen nur einen engen Raum verstattete: so ist auch hier der Erklärung des Sinnes die vornehmste Rücksicht gegönnt; aber doch dabey die Kritik nicht ganz hintangesetzt worden. Die Natur der Sache hätte freylich ein umgekehrtes Verhältniss gefordert bey einem Dichter, dessen bejammernswürdige Verdorbenheit *Nicolaus Heinsius* nicht mit Unrecht beklagte, und den *Markland* einen reichen Schatz vielartiger Fehler nennt. Und was ist seit *Heinsius* Bemühungen Groses für die Verbesserung seines Textes geschehn? In der That nicht sehr viel.

Der Herausg. hat den Burmannischen Text bisweilen verlassen, und bald durch Aufnahme neuer Lesarten, bald durch Verbesserung der Interpunction zu berichtigen gesucht; ein Bemühen, das ihm niemand zum Vorwurfe machen wird. Auch wird es wohl in den meisten Fällen bey seinem Urtheile bleiben können, wenn auch nicht in allen und überall. Wir wollen hier nur einige der veränderten Stellen berühren, in denen die Verbesserung entweder noch nicht vollendet, oder ungewiss scheint. L. II, 439., nachdem der Dichter die samothrakischen Mysterien erwähnt hat, wendet er sich mit frommer Scheu von ihnen mit den Worten:

> *Hactenus in populos vates Samothraca diemque*
> *Missa mane, sacrisque metum servemus opertis.*

Mit Beyseitesetzung der misslungenen Versuche anderer liest Hr. *W.* mit *Schrader: Hactenus in populos vati S. d. Missa vale*, wodurch ohne Zweifel der richtige Weg gezeigt, wenn auch gleich noch nicht gänzlich gefunden ist. Wir glauben nämlich nicht, dass *Valerius* erst von sich in der dritten Person (*vati*) gesprochen haben, um sogleich in die erste (*servemus*) überzugehn; auch überhaupt nicht, dass er den müssigen Dativ *vati* gesetzt haben würde. Wir lesen also mit der geringsten Abweichung von den Buchstaben:

> *Hactenus in populos valeas, Samothraca, diemque*
> *Missa almam....*

In der Geschichte des nächtlichen Irrthums der Argonauten, welche nach Cyzicus und zu ihren Freunden zurückgetrieben waren, ohne es zu wissen, L. III, 120. heisst es von einem der Cyzicener, der durch Ankunft der vermeintlichen Feinde vom nächtlichen Mahle aufgeschreckt war:

> *Talis in arma ruit, nec vina dapesque remotae,*
> *Statque loco torus, in quo (omen) mansere ministri.*

Der Herausg. liest hier mit *Bentley — torus, insomnes mansere ministri*, eine Verbesserung, die durch das verschriebene *in quo omnes m. m.* einiger Handschriften nur eine schwache Stütze erhält; und in der die *insomnes ministri* allerdings auffallend sind, nicht weil man sich wundern müsste — wie Hr. *W.* gegen *Burmann's* Bedenklichkeit einwendet — wenn die Sklaven in dieser so stürmischen Nacht nicht wach geblieben wären, sondern weil dieser Umstand so unbedeutend und zwecklos ist, dass man die Ursache seiner Erwähnung nicht sieht. Die Sache war aber ohne Zweifel die, dass sich, während der Abwesenheit des Herrn, die Sklaven des reichbesetzten Tisches bemächtigten und die Mahlzeit verzehrten, welches den Tod des Herrn vorbedeutete. Der Fehler muss also nicht in den Worten *in quo (omen)* gesucht werden — das parenthetische Wort ist ganz in *Valerius* Stil — sondern in *mansere*, wofür man ein bedeutenderes (wie etwa *jacuere* oder ein ähnliches) vermisste. — Im *vierten* Buche v. 525., wo Hr. *W.*

> *Harpyiae nunquam non pabula quaerent*

statt *nova pabula* aus eigener Verbesserung in den Text gesetzt hat, bedarf die Lesart, wie schon ein scharf-

scharfsinniger Kunstrichter in der N. Bibl. der sch. W. 72, 2. S. 267. gezeigt hat, keiner Veränderung, indem *quaerere* für *vermissen* zu nehmen ist: *nunquam iis nova pabula deerunt.* S. *Broukh. ad Propert.* I, 17, 18. *Markland ad Stat.* III, 5, 52. p. 179.

Wie bedürftig der Text des *Valerius* einer weitern Politur sey, ehe der Leser auf den bequemen Weg eines fortlaufenden Commentars geführt werden könne, erhellt aus vielen Stellen des vor uns liegenden, wo sich der Herausg. nicht hat entbrechen können, kritische Hülfe anzusprechen oder selbst zu versuchen. Nicht selten gesteht er auch, dass er aus den Syrten keinen Ausweg finde. Dass er hierdurch den Blick seiner Leser auf die Schwierigkeiten gerichtet, dass er die Klippen bezeichnet hat, ist gewiss ein schätzbares Verdienst seiner Ausgabe, und weit ruhmwürdiger, als das schlaue Verhehlen der Unkenntniss, die sich mit der Miene der Ueberlegenheit schmückt. Doch hat auch Hr. *W.*, wie es uns scheint, noch öfter an die Echtheit und Richtigkeit seines Textes geglaubt, als er bey einer entschiednern Richtung auf die Kritik wahrscheinlich gethan haben würde. In der Geschichte des Männermordes zu Lemnos erzählt *Valerius* die Rettung des Thoas, den seine Tochter in dem Tempel des Bacchus verbirgt. Unter einem heiligen Schleyer sitzt er an der Bildsäule des Gottes L. III, 258.

latet ille receptus
Veste sacra; voces chorus et trieterica reddunt
Aera sonum, fixaeque fremunt in limine tigres.

Der Herausg. bemerkt hierbey: *Chori cantantis hymnis accinunt tympana triennalia, diebus festis tertio quoque anno in Bacchi honorem celebratis, qui fortasse eo ipso tempore incidebant, quod, quae paulo post sequitur, pompa suadere videtur.* Die Meinung des Dichters wäre also, dass gerade in dieser Zeit des Mordes ein Bacchusfest gefeyert worden; dass der Tempel, in welchem Thoas versteckt war, von den Gesängen der Chöre wiedergehallt habe? Wer mag das wahrscheinlich finden? Wer mag glauben, dass *Val.* diesen Vorfall so ohne alle Vorbereitung und ohne allen Zusammenhang mit dem Vorigen erwähnt habe? Was für eine *pompa* jener Erklärung zu Hülfe kommen solle, sehn wir nicht recht. Der Aufzug wenigstens, in welchem Hypsipyle ihren verkleideten Vater entführt, hat mit einem Bacchusfeste nichts gemein, da sie nur das entweihte Bild des Gottes zu entführen vorgiebt. Wir glauben diesen Schwierigkeiten mit einer ganz geringen Veränderung abzuhelfen, indem wir lesen:

voces thôlus et trieterica reddunt
Aera sonum.

Die fromme Hypsipyle hat zu dem Gotte des Tempels um Beystand gebetet; dann versteckt sie ihren Vater, und das Gewölbe des Tempels und das festliche Erz hallt und tönt, ein günstiges Zeichen der Erhörung und des göttlichen Schutzes. Durch diese Veränderung kömmt alles in den besten Zusammenhang. Das gelehrtere Wort ward durch das bekanntere verdrängt. Dass aber der *tholus* hier passend erwähnt werde, leidet keinen Zweifel; in ihm waren die Weihgeschenke, und wahrscheinlich auch die heiligen Instrumente (die *trieterica aera*) aufgehängt. Dieses erinnert uns an eine andre Stelle unsers Dichters L. I, 56., wo Hr. *W.* interpungirt: *I decus! et pecoris Nephelaei vellera Grajo Redde tholo!* die Anrede auf den Jason beziehend. Aber mit Recht bemerkte *N. Heinsius*, dass *decus* nicht absolute gesetzt werden könne. Es ist also wahrscheinlich, dass man lesen müsse: *I, decus, i, pecoris N. vellera Grajo R. th.*, indem man *decus* mit *vellera* verbindet; „das Vliess, den künftigen Schmuck griechischer Tempel." — Als auf dem Ufer von Troas Herkules und Telamon von fern die klagende Stimme der angefesselten Hesione hören L. II, 454.:

Attoniti pressere gradum, vacuumque sequuntur
Vocis iter.

Hr. *W.* erklärt das bezeichnete Beywort, das einige mit *vacui* vertauschen möchten, — einem müssigen Worte! — von der *leeren* Luft, welche die Stimme durchschneidet. Frostig wäre denn diese Umschreibung doch, wenn auch nichts anders. Sollte es nicht

caecumque sequuntur
Vocis iter —

geheissen haben? Damit stimmt das nächste *jam certa sonat* sehr gut zusammen. So *Sil. Ital.* VII, 135. *parat caecae celantibus umbris Furta viae.* IX, 281. *Errabat caecum turbata per agmina murmur.* — L. IV, 286. hat die Lesart der alten Ausgaben und Handschriften:

Avia responsant gemitu juga, pervigil ut cum
Artificumque notata manus et fulmina Cyclops
Prosubigit.

keinen Sinn; die Lesart der neuern Ausgaben aber: *Artificum notat ipse m.*, noch überdiess keine kritische Autorität. Ganz willkürlich nehmen die Ausleger an, der Cyclops, der hier die Arbeit der Künstler beobachte, sey der Aufseher der Werkstatt; bey welcher Erklärung denn doch *ipse* vollkommen müssig ist. Wir zweifeln unsern Theils gar nicht, dass *N. Heinsius* in den Sylben *que notata* ganz richtig den *Aetna* geahndet habe. *Valerius* schrieb vielleicht:

pervigil ut cum
Artificum gemit Aetna manus . . .

was man wenigstens nicht unpoetisch finden dürfte. Wenn die Cyclopen in ihrer Werkstatt Jupiters Blitze schmieden: so stöhnt der Aetna rastlos, unter dem Schlag der mächtigen Fäuste erseufzend. So lehrt schon *Virgil Georg.* IV, 170. *lentis Cyclopes fulmina massis Quum properant . . gemit impositis incudibus Aetna.* Die Verbindung von *gemere* aber mit dem Accusativ ist der Dichtersprache eben so angemessen, als das Beywort *pervigil*, wobey man sich erinnern muss, dass die Werkstätte der Cyclopen vornehmlich zur Nachtzeit glüht. *Vigilem ignem* sagt auch *Virgil. Aen.* IV, 200. und *Valer. Fl.* V, 142. *Nocte sub extrema* clau-

clausis telluris ab antris Pervigil auditur Chalybum labor. — Nicht minder anstöfsig und unverständlich sind in der Geschichte von der Jo-Verwandlung, da Juno sie tückisch von ihrem Gemahl zum Geschenk begehrt, die Worte IV, 364.

Qua fraude negaret
Aut quos inventos timuisset Jupiter astus?

Pius und *Masserius* erklären die *inventos dolos* von den Ränken der Juno; *nihil enim est*, setzt *Burmann* hinzu, *quod non muliebre ingenium excogitat;* wodurch sich diese Erklärung selbst zerstört. Hr. *W.* tritt bey. Aber nicht weil er Juno's Ränke nicht fürchtete, sondern weil er keine Ausflucht weiss, gewährt Jupiter die heimtückische Bitte, deren Sinn und Absicht er wohl durchschaut. Die mannichfaltigen Versuche, diesen unverkennbaren Sinn dem Dichter wieder herzustellen, sind von der Beschaffenheit, dass sie ein weiteres Suchen nicht verbieten. Wir schlagen also vor:

Qua fraude negaret
Aut quos inventus tentasset Jupiter astus.

Inventus (i. e. deprehensus, qui se suosque amores detectos esse intelligebat) bieten die Handschriften an. — Im V. B. 84. möchte es wohl rathsamer gewesen seyn, den von vielen Handschriften verurtheilten Vers: *Venturam coelo fatis melioribus Argo*, zu verwerfen, als ihn durch eine Erklärung retten zu wollen, die Hr. *W.* selbst gewiss weder leicht, noch befriedigend finden wird. In dem nächsten Verse möchten die *jamque ferentes Cyaneae* — die nur durch eine harte Auslassung erklärt werden können — vielleicht mit *sedentes* zu vertauschen seyn: πέτραι δ' εἰς ἕνα χῶρον ἐπισχεδὸν ἀλλήλῃσιν Ἐμμενὲς ἐῤῥίζωθεν. *Apoll. Rhod.* II, 604. Dass aber *sedere* von einem ruhigen und müssigen Harren an Einer Stelle gebraucht werde, bedarf keines Beweises. — In *Aeetes* Gebet an die Sonne L. V, 247. *Haec tibi, fatorum genitor tutela meorum Omnituens*... suchen wir in den ersten, als verderbt anerkannten, Worten ein Beywort zu *tutela*; etwa:

Splendida fatorum, genitor, tutela meorum . . .

oder ein ähnliches, das des Sonnengottes Herrlichkeit und Würde bezeichne. Dasselbe Gebet wendet sich hierauf an den Mars, dessen geweihter Besitz, das heilige Vliess, von räuberischen Händen bedroht wird:

Excubias, Gradive, tene; praesentia luce
Arma tubaeque sonent, vox et tua noctibus exstet.

Die Erwähnung der Nacht ist *N. Heinsius* an dieser Stelle anstöfsig gewesen, indem er *noctibus* mit einem *obelus* bezeichnete; nicht als ob ihm hätte unbekannt seyn können, dass *noctibus* für *noctu* gesetzt werde — wie *Burmann* beweist — sondern wahrscheinlich, weil er nicht einsah, warum sich die warnenden Anzeichen des Gottes auf die Zeit der Nacht beschränken sollten. Vielleicht schrieb *Valerius:*

vox et tua luctibus obstet.

„Lass warnend deine Waffen und deine Tuba ertönen, und selbst deine Stimme möge erschallen und *das Unheil verhindern.*" Der Ausdruck *luctus*, als die Folge des Raubes, wird durch den Dichtergebrauch gerechtfertigt, und durch *Aeetes* vorher erwähnten Traum v. 237. *Tunc tibi regnorum labes luctusque supersunt, Rapta soporato fuerint cum vellera luco.* — Der Herausg. begleitet diese Stelle mit den Worten: *Mihi noctibus cum Heinsio suspectum videtur, locoque ejus scripserim montibus exstet, exposuerim autem: longe audiatur.* — Nicht minder ist *Heinsius* richtige Bemerkung einer Verdorbenheit L. VI, 240. von seinen Nachfolgern verkannt worden. Die schwerberittnen sarmatischen Reiter verfolgen den leichten und gewandten Castor, der ihnen glücklich entschlüpft, und die keuchenden hinter sich läfst:

Orbibus hos rapidis mollique per aequora Castor
Anfractu levioris equi deludit anhelos
Immemoresque mori.

Der erwähnte Kritiker schlug hier *immemoresque Sui* vor, welches zwar nicht die richtige Lesart ist, aber doch die Verdorbenheit richtig bezeichnet. *Burmann* bemerkt dagegen, woran niemand zweifelt, dass *immemor* für *unbekümmert*, *unbesorgt* gebraucht werde, und erklärt: *non cogitantes de periculo, cui se exponerent persequentes Castora.* Noch kürzer Hr. *Wagner: de morte non cogitantes, securi.* Nichts kann dem Zusammenhange weniger angemessen seyn. Castor wird von einer überlegnen Anzahl von Sarmaten verfolgt; er entkömmt ihnen; aber nicht so glücklich sind die Colchier, deren viele von sarmatischen Speeren sterben. Wie kann hier die Gefahr der Sarmaten erwähnt werden, wo nur von Castors Gefahr die Rede seyn kann? Aber den Eifer der Verfolgenden hat der Dichter allerdings geschildert, die *keuchend* nachsetzen,

Immemoresque oneris

(wie wir lesen würden) *der Last nicht gedenkend*, die sie und ihre Pferde drückte, und ihr Nachsetzen erschwerte. Man erinnere sich der Schilderung, die *Valerius* v. 233. von diesen Reitern gemacht hat: *riget his molli lorica catena; Id quoque tegmen equis.* — Auch v. 443., wo von den Zauberkräften Medeens die Rede ist:

Mutat agros fluminumque vias, suus adligat igni
Cuncta sopor . . .

schlüpft der Commentar mit allzu bequemer Eile über die Schwierigkeiten der letzten Worte hin, welche *Burmann* nicht zu verstehen bekennt. Wir zweifeln, dass ihn folgende Erklärung eines bessern belehrt haben würde: *Haec non uno modo possunt exponi; ego quidem cum sequentibus recoquit fessos aetate parentes cohaerere arbitror, hoc sensu: omnes, quos arte sua in vitam revocare promittit, sopori datos, et in ahenum conjectos senes recoquit.* Wie sich diese Erklärung, um alles andre unberührt zu lassen, mit *cuncta* vertrage — denn *alles* pflegte denn doch die Zauberin nicht in den verjüngenden Kessel zu werfen — sehen wir nicht. Auch enthalten gewiss die beiden, ohne Verbindung stehenden, Sätze: *suus adligat igni Cuncta sopor,*

sopor, und: *recoquit fessos aetate parentes*, Dinge verschiedener Art. *Ignis* ist in den Handschriften auf mannichfaltige Weise verschrieben, und hatte alle Zeichen der Verdorbenheit; auch *suus*. Vielleicht muss man lesen:

jussus ligat illi
Cuncta sopor.

Illi, i. e. ab illa, ist hier nicht müssig, da sich das Subject in diesem Zwischensatze ändert. — Diese Stelle erinnert uns an eine andre im VIII. B., wo Medea den wachsamen Drachen einschläfert:

primi percussus nube soporis
Horruit, et dulces excussit ab arbore somnos.

Umsonst sucht hier der Herausg. das fehlerhafte *ab arbore* zu schützen, indem er erklärt: *somnum incessentem ab oculis defendere conatus est eo, ut corpus moveret, et ab arbore in terram serperet, quae explicatio firmatur* v. 93. *(humi)* et 110., *ubi draconem humi jacentem scandere Jasonem jubet Medea.* Die angeführten Stellen dienen dieser Erklärung nicht zum Schutz. Nicht durch freywillige Bewegung, sondern vom magischen Schlafe überwältigt, ist (v. 93.) das Haupt des Drachen zur Erde herabgesunken, und auf dem Rücken des Ueberwältigten steigt Jason hinauf. Aber auch dieses bey Seite gesetzt, auf welche Weise soll aus den Worten *ab arbore somnos excussit* der angeführte Sinn entwickelt werden? Wir sehn es nicht. *N. Heinsius* war gewiss auf der rechten Spur, wenn er *corpore* oder *pectore* las; nur sind beide Worte zu weit von der gemeinen Lesart entfernt. Wir lesen:

et dulces excussit robore somnos.

VIII, 224. opfert Jason bey seinem Hochzeitfeste der Pallas: *Ipse autem invitae jam Pallados erigit aras. Invitae*, sagt der Commentator, *quae innupta ipsa, semperque virgo aliarum nuptiis non favebat;* doch möchte er lieber *innuptae* lesen. Das beste und nächste wäre wohl *invictae Pallados*.

Was den Commentar anbetrifft, welcher, dem Zwecke der ganzen Sammlung gemäss, die Hauptsache seyn sollte: so dachte sich der Herausg. (*Praef.* S. 13.) Jünglinge von aufgewecktem Geiste, oder Männer von reifern Jahren zu Lesern, die sich bey der Lectüre der Alten von den Geschäften des Tages erholen wollen, und über die Dunkelheiten eines Autors eine kurze und bündige Belehrung verlangen. Dieses ist nun hier, vermittelst einer Art von Umschreibung, zu erreichen versucht worden, die den Autor so ziemlich Vers für Vers begleitet, und den Sinn desselben, bald nach Anleitung der ältern Herausg., auch des trefflichen Commentars von *Lenz* (über einzelne Stücke in der Schul-Encyclop. VI, 2.), bald nach eignen Ansichten, meist treffend und mit wenigen Worten anzeigt. Dieses möchte nun auch wohl für die zweyte der angegebenen Classen von Lesern hinreichend seyn, da sie im Durchschnitt mehr nach schneller als gründlicher Belehrung verlangt; aber den *juvenibus erectioris animi* möchte doch leicht der Weg hier gar zu bequem und für träges Schlummern zu einladend gemacht worden seyn. So sollte wohl nie die Jugend an der Hand gegängelt werden, wenn sie lernen soll, allein zu gehn, und mit männlicher Festigkeit aufzutreten. Bezeichnet soll ihr der Weg werden, damit sie nicht irre; aber das Gehn soll man ihr nicht ersparen wollen. Auch war diess gewiss nicht Hn. *Heynens* Meinung, als er durch seine Bearbeitung *Virgils* die *Commentarios perpetuos* empfahl, mit denen nach ihm so vieler Missbrauch getrieben worden ist. Die Strasse ist allzu breit getreten worden.

Wir wollen hier noch einige Bemerkungen beyfügen, zu denen uns dieser Commentar Veranlassung giebt, um theils solche Stellen auszuzeichnen, die von dem Herausg. auf eine eigenthümliche Weise erklärt worden sind, theils solche, wo uns die gegebnen Erklärungen nicht befriedigen. In Jasons Selbstbetrachtungen nach dem erhaltenen Auftrage I, 75. verbindet der Herausg. die Worte: *Si qua operis tanti domito consurgere ponto Fama queat*.. mit dem folgenden: *Fieri tamen possit, sic secum cogitat, ut domiti ponti, superatorum maris periculorum laudem mihi parem. Gloria enim .... non animo tantum ejus obversatur.* Aber wir sind überzeugt, dass diese Stelle so interpungirt werden müsse:

an socia Junone et Pallade fretus
Armisona superet magis, et freta jussa capessat;
Si qua operis tanti domito consurgere ponto
Fama queat. Tu sola animum mentemque peruris
Gloria.

wodurch die Worte *si qua*.. mit dem Vorhergehenden verbunden werden: *apud se cogitat, an mari se credat, jussamque suscipiat navigationem, quo facto superati maris laudem sibi comparare queat.* Nun hebt sich die Rede schöner mit neuem Auffluge, und das Resultat der Betrachtung steht der Betrachtung selbst mit rhetorischer Würde entgegen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. Januar 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libri VIII. — — a *Joanne Augustino Wagnero* etc.

Ebendas.: Commentarius perpetuus in *C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon* Libros VIII. etc.

(Beschluss der in Num. 25. abgebrochenen Recension.)

In der Schilderung des Brautzuges der Thetis I, 130. vermisst man ungern ein Bindewort in den Sätzen: *aequora Delphin Corripit; illa sedet dejecta in lumina palla*, wo mehrere Handschriften *corripit, at silet haec* ... lesen, *N. Heinsius* aber beyfallswürdig *carpit, at illa sedet* .. verbessert. Den nächsten Vers: *Nec Jove majorem nasci suspirat Achillem*, begleitet der Herausg. mit der Bemerkung: *fateor totum hunc versiculum non satis placere; poetae enim magis est, quam pictoris, qui, si suspirium tristitiamque quadam oris conformatione aliquatenus, animi tamen sensa in tabula neutiquam potuit exprimere.* Wie vielen *poetischen* Beschreibungen von Bildern und Kunstwerken wird mit dieser Bemerkung das Urtheil gesprochen! Warum gleich darauf v. 135. *Prosequitur nudis pariter Galatea lacertis Antra petens* ... *N. Heinsii* Erklärung, dass Thetis Grotte gemeynt sey, zu welcher Galatea *zugleich (pariter)* mit ihren Schwestern schwamm, zu verwerfen sey, wird nicht gesagt. Die ungeographische Erscheinung der Ufer Siciliens wenigstens kann auf einem Kunstwerke, welches die Dimensionen willkürlich nimmt, nicht anstösig seyn. — Die grosen Bedenklichkeiten, welche den 149sten Vers drücken: *Haec quamquam miranda viris stupet Aesone natus, Et secum* ... wo *Broukhuis* sogar eine Lücke und Interpolation vermuthete, berührt der Herausg. nicht, sondern nimmt *stupet* als Gegensatz von *miranda*, *magis tamen stupet turbidique est animi*, welches man sich höchstens nur in einer solchen Verbindung, wie *dum caeteri haec mirantur, Jason stupet* .. gefallen lassen könnte. Da aber *stupere* in der Dichtersprache fast synonym mit *mirari* ist: so würde sich *Valerius*, so wie die Worte hier stehn, einer ganz unbegreiflichen Zweydeutigkeit schuldig gemacht haben. Einen bequemen Sinn könnte man mit geringer Veränderung hervorbringen: *Haec quamquam miranda minus stupet A. n.*, aber wir gestehn, dass uns dieses doch etwas zu nüchtern dünkt: einen andern kühnen Vorschlag aber halten wir absichtlich zurück. — I, 209. *vox reddita tandem* ist nicht, wie der Commentar erklärt, *edita*, sondern, im eigentlichen Sinne, *kehrte* dem Begeisterten, als die Wellen des Wahnsinns sich ein wenig gelegt hatten, die Stimme wieder. — In der Rede der Alcimede I, 330., welche die Reise ihres Sohnes und ihren künftigen Jammer beweint, *quoties raucos ad litoris ictus Deficiam, Scythicum metuens pontumque polumque, Nec de te credam nostris ingrata serenis*, erklärt der Commentar die letzten Worte, offenbar mit Verkennung des richtigen Sinnes: *quae (mare et coelum Scythicum) cum ita inclementia esse soleant, quidni, etsi serenitas in Thessalia nostra summa sit, tibi tamen ingrata, malum tibi aliquod eo ipso tempore adcidere fortasse credam posse?* In diesem Falle müsste es doch nothwendig *Et de te credam* ... heissen. Aber *Burmann* hat schon ganz richtig *ingrata* auf die Alcimede bezogen, die, wenn auch der thessalische Himmel heiter erglänzt, dennoch, ohne darüber Freude und Dankbarkeit zu fühlen, nur an die Schrecknisse des skythischen Klima denkt. — In der Schilderung von Erginus nautischen Kenntnissen I, 417. *et e clausis quem destinet Aeolus antris*, versteht der Herausg. mit andern *ventum* zu *quem*; eine Ellipse, die wir mit Beyspielen unterstützt zu sehn wünschten. Bis dahin lesen wir, theils mit *N. Heinsius*, theils mit alten Ausgaben: *et in clausis quae destinet Aeolus antris.* — Wenn es weiterhin I, 481. vom Tiphys heisst: *pervigil Arcadio Tiphys pendebat ab astro*, so ist es wohl nur ein Irrthum, wenn der Commentar in dem *Astro arcadio* den *Bootes* findet, der beym *Valerius* nicht der verwandelte *Arcas*, sondern der attische Icarius oder Philomelus ist. L. II, 68. *Actaeus niteat qua luce Bootes.* Das *astrum Arcadium* hingegen bezeichnet den Bär. — V, 206. *orte nivali Arcados axe Deae.* Weiter oben 419. von demselben: *Assidua Tiphys vultum lassatus ab Arcto.* — In der Schilderung der Nekyomantie I, 755. erklärt Hr. *W.* die Worte: *vestemque nemusque praecipitat*, gewiss richtiger, als seine Vorgänger: *properavit Aeson, ut deflagrarent arae, ut deponeret vestem sacram, ut nemore exiret.* Doch bleibt noch immer gegen *nemus* Verdacht. — In der Rede des Tiphys, welcher zur nächtlichen Schifffahrt räth II, 60.: *Atque adeo non illa sequi mihi sidera monstrant Quae delapsa polo reficit mare*, verwirft Hr. *W.* mit Recht die Lesart *monstrat*, die nur unter Voraussetzung einer harten Ellipse Statt findet; aber weder *N. Heinsius* Vorschlag, *mens stat*, noch des Herausg. abweichendere Verbesserung, *mens est*, scheint uns dem Sinne hinlänglich angemessen. Denn nicht von dem ist die Rede, was Tiphys beschliessen möchte, sondern von dem, was die Sache und

und seine Kunst von ihm fordert. Diesem Sinne gemäss möchte also wohl die richtige Lesart seyn:

Atque adeo non illa sequi mihi sidera monstrat
Quae delabsa polo reficit mare.

In der Beschreibung des lemnischen Männermordes und dem verschiedenen Benehmen der mordsüchtigen Weiber II, 223. folgt der Herausg. der gemeinen Interpunction bey den Worten: *Pars conferre manus etiam magnisque paratae Cum facibus, quosdam insomnes et cuncta tuentes*, die Erklärung hinzufügend: *pars magnis cum facibus parata conferre, conserere, si opus esset, manus; et opus erat in nonnullis, quos inveniebant insomnes et cuncta tuentes... Ordo verborum in contexto est perplexior, sensum tamen sic recte expediisse puto.* Wir sind davon nicht überzeugt; und sowohl die verworrene Wortfügung, als insbesondre die *magnae faces* bewegen uns, mit veränderter Interpunction zu lesen:

Pars conferre manus etiam magnisque paratae,
Cum facibus, quosdam insomnes et cuncta tuentes.

i. e. Pars cum facibus (facibus armatae) paratae etiam ad manus conferendas et ad maxima quaeque audenda, invadunt (aus v. 220.) *quosdam viros insomnes*, wo denn die *magna*, *der dreiste Angriff*, mit Schicklichkeit dem heimlichen Morde entgegengesetzt wird. — Wenn weiterhin II, 269. von der Hypsipyle gesagt wird: *pampineamque quatit ventosis ictibus hastam*, so verstehn wir nicht, wie es in dem Commentar heissen könne: *ut per aëra major flamma excitaretur*, als ob von dem Schwingen einer Fackel die Rede sey. — II, 359. *unoque Dei Pangaea sub ictu Gargaraque et moesti steterant* (man lese *steterunt*) *formidine luci*, erklärt Hr. *W.*, zweifelnd, *uno ictu* von den bewegten Augenbraunen Jupiters. Dass *ictus* absolute so stehen könne, möchte wohl zu bezweifeln seyn. — Den Schmerz der Lemnierinnen, als die Argonauten sich zur Reise rüsten II, 396., scheint der Commentar nicht recht zu fassen, wenn er sagt: *jam saeva illa nox, qua maritos interfecerant, thalamique silentes ob oculos versantur, et poenam se daturas, quod excussa vincla conjugii denuo induerint, novasque inde curas et molestias contraxerint.* Der Sinn ist: die Einsamkeit der Witwenschaft, der sie entgegensahen, kam ihnen jetzt desto schrecklicher vor, da sie einige Zeit hindurch die Freuden des ehelichen Bandes wieder genossen hatten: *tales curae* also in dem Sinne, wie *Properz* I. X. 17. *et possum alterius curas sanare recentes.* II. 9. 4. *et levibus curis magna perire bona.* — II, 449. *citum strictis alius de cautibus ignem Ostendit foliis et sulfure pascit amico*, soll dem Commentar zufolge bedeuten: *alius laetatur, quod celeriter e silice excussum et foliis exceptum sociis possit ignem ostendere.* So mimisch hat sich *Val.* die Sache schwerlich gedacht; sondern *ostendit* ist, wie die Wortfügung zeigt, für *elicit*, *profert* gesetzt, und muss eng mit *foliis* verbunden werden. Aehnlich ist v. 603. *nunc feris ostendere noctibus ignes.* *Virgil. Georg.* II, 261. *Ante supinatas Aquiloni ostendere glebas.* — In Laomedon's trügerischer Rede II, 564. versteht Hr. *W.* die Worte *quam parva tuis jam gloria factis?* nicht, wie andre, herabsetzend, sondern, ganz richtig, als Lob. Doch ganz ist man noch nicht auf's Reine durch die Erklärung gebracht: *quod nunc edidisti factum nihil quidem est ad egregie antea res gestas, quod tamen gratissimo animo agnosco.* Denn auch das würde unschicklich seyn, die eben vollbrachte herrliche That, die dem, dessen Vortheil sie ist, doppelt gross und herrlich scheinen müsste, wenn auch nur vergleichungsweise, für gering auszugeben. Und überhaupt, kann jener Sinn in diesen Worten liegen? Aber man ändere das Fragezeichen in eine Ausrufung: *quam parva tuis jam gloria factis!* und alles wird deutlich, wohl zusammenhängend und kräftig erscheinen: *quam parva tua gloria est, licet ad omnes gentes propagata, si cum factis tuis comparetur! Tanta tua sunt facinora, quod ex hoc recentissimo virtutis tuae opere intelligitur, ut jam illustris tua gloria exigua tamen meritisque longe inferior esse videatur.* — Im III. B. 58 sqq. bemerkt der Herausg., *Cyzicus* sey von seinem Lager aufgesprungen, *Somnio adhuc plenus, per quod Bellona ipsi adparuerat.* Woher er diesen Traum wissen mag? Denn die Schilderung Bellonens, welche v. 60. folgt, war von dem Dichter gewiss nicht als Traum gemeynt. — Zu der Erzählung von Telamons rüstigem Kampfe setzt *Valerius* III, 206. die Worte: *nox alta cadentum Ingentes donec sonitus augetque ruinas.* Hr. *W.* verbindet sie mit den vorhergehenden, als ob Telamon bis tief in die Nacht gewüthet habe: und diess ist auch in der That das einzige Mittel, ihnen einen Sinn zu geben, wenn *donec* die richtige Lesart ist. Aber es ist viel wahrscheinlicher, dass *donec* ein Schreibfehler, und die angeführte Stelle Anfang eines neuen Satzes sey. — III, 499. wird aus der Erklärung nicht deutlich, ob *nubes* im eigentlichen Sinne gefasst worden, oder im bildlichen: *nubes a ventis septentrionalibus Thraciae collecta.* Fast scheint es das erstere; aber es ist gewiss, dass *Val.* eine *Wolke* von Streitern gemeynt hat. — Weiterhin, v. 516., sind *tenero superati protenus angues* die Erklärung von *dolorum primitiae*, wie es Hr. *W.* richtig versteht. Er vertauscht die gemeine Lesart *primitiae et tenero sup. pr. a.* mit *a tenero* — *Heinsius* las *ut tenero.* — Sollte nicht *et* aus dem letzten und ersten Buchstaben der dabey stehenden Wörter entstanden und ganz zu tilgen seyn? Die nächsten Worte der Juno, *debueram ... pugnas*, nimmt Hr. *W.* als Ironie. Wie aber könnte dann *verum animis insiste tuis* folgen? Und wie können die nächsten Worte: *astumque per omnem Tende pudor*, bedeuten: *Sine pudore dolum quemque necte?* da *pudor* hier offenbar die Beschämung über die bisherigen Siege des verhassten Herkules bezeichnet. — Bey des suchenden Herkules Wahnsinn III, 584. *pavet omnis conscia late Silva, pavent montes*, *conscia silva*, nicht, wie der Commentar will, *quod Herculis furorem jamjam experta esset*, oder *quod iracundiam effusurus esset in sylvam, in qua, nulla tamen sua culpa, raptus esset puerulus dilectus*; sondern nichts mehr und nichts weniger, als *furoris Heraclei testis.* So ist das oft missverstandene *conscius* häufig nichts weiter, als Bezeichnung der *Gegenwart* und *Theilnahme.* So ist gleich

I, 5.

I, 5. *mihi conscia vatis Stat cortina domo* . . . *conscia stat* nichts anders, als *adstat*, *adest*, (nicht, *quae continet, inclusos habet istos libros.*) II, 410. *Hypsipyle servati genitoris conscia sacra Pressit acu*, wo *N. Heinsius* mit Unrecht *anxia* emendirt. III, 211. *lentis haeret nox conscia (caedis illius testis) bigis.* Glücklich verbessert Hr. *W.* III, 634. *reboantque superbis Comminus arva lupis* statt *ursa lupis*, aber etwas weiterhin erwartet die Rede des Telamon v. 642. noch eine bessernde Hand, obgleich der Commentar keine Schwierigkeiten bemerklich macht. Dasselbe vermissen wir III, 731., wo bey den Worten: *et sidera sustulit astris, Isaac Vossius* Verbesserung, *axis*, welche die Schwierigkeit löst, der Anführung werth war; so wie v. 734. *comitis nec fata peremti*, die Lesart *parenti*. — IV, 73. *Tunc etiam superas Acheronte auditur ad arces Japetus gravis; orantem procul arcet Erinnys. Gravis vel annis, vel molestus precibus*, sagt der Commentar. Gewiss das erstere (s. *Burm.* I, 296.); wenn man nicht vielmehr mit veränderter Interpunction — wozu schon der Abschnitt des Verses räth — lesen muss:

Japetus; gravis orantem procul arcet Erinnys.

Die Schwierigkeiten der Stelle III, 273.: *Ut deinde urgentes effudit nubibus iras Ardoremque viri* . . . entziehen sich in dem Commentar des Lesers Augen, ohne eigentlich durch die beygebrachten Erklärungen gehoben zu werden, der zufolge *effudit* für *effecit ut effunderentur* gesetzt seyn soll. Von mehrern Verbesserungsversuchen scheint der von *N. Heinsius*: *Ut videt urgentes effundi n. i.*, der annehmungswürdigste. — IV, 587. hat Hr. *W.* deutlicher gemacht, indem er interpungirt: *Verum inter medias dabitur sic currere cautes, (Certe digna manus) vacuumque exibis in aequor.* Auch billigt er *Heinsius* Vorschlag, *scio* statt *sic*, welches uns aber keineswegs nothwendig scheint. — Bey der Beschreibung des Denkmals von Phrixus V, 189., auf dessen Grabe von parischen Marmor die Schwester stand, *hinc saevae formidine moesta novercae, Inde maris* . . . erklärt der Commentar den Ausdruck auf Helles Gesicht mit allzu grosser Aengstlichkeit: *cujus Helles facies ita erat ab artifice effecta, ut altero oculo obliquo videret retro, an forte noverca persequeretur (?), altero timorem maris proderet vultu.* Wenn sich auch in dieser oder jener sophistischen Beschreibung von Kunstwerken das eine und das andre auftreiben lässt, was dieser Erklärung einigermaſsen zu Statten kommen könnte: so sind wir doch überzeugt, dass *Valerius* nichts anders, als die doppelte Quelle der traurigen Aengstlichkeit habe bezeichnen wollen, die auf dem Gesichte der Helle ausgedrückt war. — V, 509. Die Worte Jasons in seiner Rede an den König von Colchis hätten, nach *Burmanns* Sinn, interpungirt werden sollen: *Non aliena peto terrisve inde vita nostris; (Si quis et in precibus vero locus;) atque ea Phrixo Crede dari.* Auch vermissen wir eine genaue Erklärung des Sinns, vorzüglich der Parenthese: Wenn sich ein Bittender, der sich zunächst allerdings an die Grossmuth wendet, auch auf ein *Recht* (*vero* statt *jure*) berufen darf: so kann ich die auf uns vererbten Ansprüche des Phrixus anführen. — In der Rede des Mars V, 636. verbindet Hr. *W. quin age, quid* . . ., wodurch ein Zerreissen der Redeglieder entsteht, die durch die Bemerkung *oratio abrupta, et cumulatis interrogationibus, quod facere solemus ira commoti* — keineswegs gerechtfertigt wird. Auch hat man nicht nöthig, zu dieser immer bedenklichen Rechtfertigung zu flüchten, wenn man interpungirt: *Quin, age (quid tantae coëunt in proelia gentes? quid tuus Aesonides?) imus nos, protinus imus.* So enthalten die parenthetischen Worte den Grund der Aufforderung: wozu ist's nöthig, dass diese Völker, wozu, dass dein Jason kämpft? lass uns, uns selbst kämpfen. Nachdrücklich setzt der Dichter den Indicativus *imus*, die vorgeschlagne Handlung schon als angenommen und begonnen vorstellend. — VI, 175. verbessert der Herausg. mit Glück *nec quatere horrentem colubris* statt *nec pater* . . ., so wie auch VI, 208. *hastam Pectus in adversum Gelae jacit; ali pedemque Corripit* . . statt *Constitit*. Dunkel scheint ihm aber, mit *Burmann*, die Rede des tapfern Jazygers VI, 313.: *Juveni sors pulchrior omni; Et certare manu decet et caruisse sepulcro*, vornehmlich die letzten Worte. Diese Dunkelheit verschwindet, wenn man sich erinnert, dass diese Worte dem *Tyrtäus* nachgebildet sind. El. I, 21.: αἰσχρὸν γὰρ δὴ τοῦτο . . κεῖσθαι πρόσθε νεῶν ἄνδρα παλαιότερον . . . . νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν· ὄφρ' ἔτι τῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ· Ἀνδράσι μὲν θηητὸς ἰδεῖν, ἐρατὸς τε γυναιξὶ, ζωὸς ἐών, καλὸς δ' ἐν προμάχοισι πεσών. — Als sich der Sieg für das Heer der Colchier entschieden hat, morden diese den Feind ohne Widerstand. V, 417.: *Haud usquam Colchorum animi, neque cura cavere Tela, sed implicitos* . . *Confodiunt.* Aus den ersten Worten erpresst man den Sinn, die Colchier hätten keine Gelegenheit gehabt, ihren Muth zu zeigen, weil der Widerstand der Feinde aufhörte; ob dann *cavere* auf die Colchier sich beziehe, oder die Scythen, bleibt unausgemacht. Wir sind überzeugt, dass die Stelle verschrieben sey. Die folgenden, allgemein missverstandenen, Worte v. 410.: *cervos ubi* . . *venator* . . *haerentes* . . *cornibus altis Invenit* . . erklärt Hr. *W.* sehr gut: *Valerium puto cogitasse de cervis libidine aestuantibus decertantibusque de femina quos suis ipsorum cornibus implicitos venator invenit.* Dagegen können wir VI, 756. *Mox rapuere Deum jam jam in quodcunque paratae Thyades* . . seiner Erklärung *rapuere imaginem, statuam dei circumferendam* . . keineswegs beytreten. *Deum rapere* ist ohne Zweifel *animo Deum concipere, furore bacchico impleri.* So scheint er uns auch VII, 107. den Sinn des Dichters zu verfehlen, wenn er bey den Worten *illa domum atque ipsos paullum procedere postes Optat, et ardentes tenet intra limina gressus* . . . *Burmann's* richtige Erklärung verwirft, weil er es nicht von sich erlangen kann, zu glauben, *poëtam Medeae tam ineptum attribuere voluisse optatum.* Aber der Gedanke ist gar nicht so ungereimt, dass Medea, die mit liebenden Blicken den weggehenden Jason verfolgt, den Raum, den er durchwandert, verlängert zu sehn wünscht. Der Herausg. setzt ferner hinzu: *Malim hanc verbi procedere cum quarto casu* con-

constructionem inter singularia Valerii, qualia plura, tribus inprimis ultimis libris, obvia sunt, referre, et de ipsa Medea palatio egredi cupiente intellegere, quod et melius cohaerere videtur cum sequentibus: et ardentes tenet intra limina gressus, h. e. quamquam cupiditate Jasonem sequendi flagraret, pudore tamen victa ad januas substitit. Aber auch zugegeben, dafs *procedere domum* so viel als *egredi* bedeuten könne, warum sollte *Val. ipsos postes*, warum *paulum* hinzugesetzt haben, um den dürftigen Gedanken auszudrücken, Medea habe Lust gehabt, aus dem Hause zu gehn? Auch die letzten Worte verstehen wir anders, als der Herausg. Noch ist Medea nicht so weit, dafs sie ihm nachzugehn Willens seyn könnte; es kann also auch nicht die Scham seyn, die sie zurückhält; wohl aber die entstehende Leidenschaft, die ihre Sohlen an die Schwelle heftet, auf der auch Jason gestanden hatte. Diese Leidenschaft entwickelt sich immer mehr und mehr, und äufsert sich zunächst in einer allgemeinen, erhöhtern Zärtlichkeit, die sich gegen die mannichfaltigsten Gegenstände ergiefst. So verstehn wir die Worte v. 121.: *Tum comitum visu fruitur miseranda suorum, Implerique nequit, i. e. nec satiari potest earum adspectu;* wo der Herausg. geneigter ist, zu erklären: *non invenit in coetu comitum, quod optaverat, levamen, minutus est dolor, sed non omnis, et tantum ad breve tempus;* wir zweifeln, ob mit gehörigem Grund. — In der Erklärung des Gleichnisses VII, 560.: *totoque ex agmine solus stabat, ut extremis desertus ab orbibus axis* . . folgt der Herausg. einem gelehrten Kritiker der *Biblioth. philol.* I, 2. p. 270., welcher *axis* von dem Polarstern erklärt, und das übrige dieser Meinung nicht ohne fühlbaren Zwang anbeugt. Uns dünkt es noch immer das natürlichste, *axis* für die Achse des Wagens zu nehmen, die hier ein Bild der Festigkeit und Stärke ist. Diese liegt, ihrer Räder beraubt — *extremis desertus ab orbibus* — unter freyem Himmel, und modert allmählig unter dem Schnee, oder zerspringt unter dem brennenden Sand heifser Klimaten. So gefafst ist dieses Gleichnifs, das einem alexandrinischen Dichter entlehnt seyn möchte, verständlich und passend. Nur bey den Worten: *lassa dies*, stöfst man an. Man lese:

> *Quem jam lassa quies austrique ardentis harenae* . . .

wenn nicht vielleicht der gemeinen Lesart derselbe Sinn untergelegt werden kann, was wir unentschieden lassen wollen. — Aus dem VIII. Buche wollen wir nur Eine Stelle auszeichnen. Medea wird von den Göttern selbst bräutlich geschmückt v. 232.:

> *Adsunt unanimes Venus hortatorque Cupido.*
> *Suscitat adfixam moestis Aeetida curis;*
> *Ipsa suas illi croceo subtemine vestes*
> *Induit; ipsa suam duplicem Cytherea coronam*
> *Donat* . . . .

Die Schwierigkeit des einfachen Numeri *suscitat* nach dem doppelten Subject, und der Mangel eines Gegensatzes von *ipsa* veranlafst den Herausg. zu dem Vorschlage, *Suscitat hic* zu lesen, und diesen Vers auf den Amor allein zu beziehn; welchem dann *ipsa* (nicht *ista*, wie in dem Commentar verschrieben ist) von der Venus, als *Hauptperson* gebraucht, entgegenstehn könnte. Aber ohne weitere Veränderung, als die der Interpunction, kann den Schwierigkeiten dieser Stelle abgeholfen werden:

> *Adsunt unanimes Venus hortatorque Cupido:*
> *Suscitat adfixam moestis Aeetida curis*
> *Ipsa; suas illi croceo subtemine vestes*
> *Induit; ipsa suam* . . . .

Wir können nicht unterlassen zu erinnern, dafs wir vornehmlich in dem ersten Drittheil des Textes mehrere sinnstörende Druckfehler bemerkt haben, welche kein Verzeichnifs von *Erratis* verbessert. I, 127. *mala* statt *malo*. 210. *silentio* st. *silentia*. II, 376. *tempora* st. *tempore*. 445. *harenae* st. *harenis*. V, 105. *fides* st. *fidus*. Und warum mag wohl der Herausg. seinem Dichter die veraltete Schreibart *obcupat*, *obcumbere*, *subcedite*, *subplex* u. dgl. aufgedrungen haben?

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Litteratur. *Wien*, gedr. b. v. Haykul: *Anakreons Gedichte.* Aus dem Griechischen von *Michael Meifsner.* 1804. 70 S. 8. (8 gr.) — Der Vf. dieser Uebersetzung, welcher in einer kurzen Nachschrift die des Griechischen unkundigen Leser bittet, das Original nicht nach seiner geringfügigen Arbeit zu beurtheilen, scheint mit den Arbeiten seiner zahlreichen Vorgänger ganz unbekannt zu seyn. Er würde sonst eine Uebersetzung unterdrückt haben, von der er selbst gestehe, dafs sie *ohne Talent* gemacht sey; die wenigstens um funfzig Jahre zu spät kömmt; oder eigentlich nie und zu keiner Zeit hätte erscheinen sollen. Die XI. Ode mag, da sie eine der kürzesten ist, zur Probe dienen: „Da sagen mir die Mädchen: Anakreon, du bist ein Greis. Nimm, den Spiegel, siehe! keine Locken und eine kahle Stirne. Was weifs ich von den vielen oder nicht vielen Locken; das weifs ich, dafs Greise die süfsen Kleinigkeiten um so weniger versäumen dürfen, je schneller sie zum Ziele eilen." So geschmacklos, so schleppend, so abweichend von dem wahren Sinne des Originals ist hier alles. In der *zweyten* Ode giebt er dem Löwen einen *Schlund* voll Zähne; in der *dritten* zeigt er die Welt des *Treibens* müde im Schlaf; in der *zehnten* nennt er den Amor einen *Polterer* ([illegible]); in der *zwölften* fragt er die Schwalbe, ob er ihr die Zunge *aus dem Halse stutzen* solle, u. dgl. Dafs der Vf. meist anerkannt schlechten Lesarten folgt, wie Od. VII., wo noch immer von einer *stechenden Hydra* die Rede ist, nachdem man längst [illegible] mit unbezweifelter Richtigkeit verbessert hat, ist bey der übrigen Beschaffenheit des Werkes kaum der Erwähnung werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dankwerts: *Versuch einer Geschichte der Schreibkunst*, von *Chr. Fr. Weber*, Diakonus zu Winnenden (im Wirtembergischen). 1807. 233 S. 8.

Die folgenreiche Behauptung, daſs Homer und sein Zeitalter nicht geschrieben oder die Schreibkunst wenigstens noch nicht schriftstellerisch anzuwenden vermocht habe, hält der Vf. bey *Rousseau* (*sur l'Origine des langues*) für eine Laune, bey *Wood* im *Essay on the original genius of Homer* für eine englische Sonderbarkeit, in der neuesten deutschen Literatur aber für eine der Paradoxieen, wodurch man sich auszeichnen wolle, und für etwas, das unstreitig unter die unglaublichen Dinge gehöre. „Wenn Homer, ruft S. 152. aus, seine zwey Gedichte im Gedächtniss concipirt und hernach recitirt hat, so gehörte er *nicht* zu unserm Geschlecht; so war er *ein übermenschliches* Wesen." Wir bemerken dagegen, daſs sogleich auf den nächstfolgenden Blättern von dem Vf. selbst der Beweis geführt worden ist, wie genau die Rhapsoden alle jene homerischen Gesänge auswendig gewuſst haben, sogar ohne sie hinlänglich zu verstehen. Wer sie als Erfinder durchaus verstand, muſste sie doch wohl viel leichter und sichrer im Gedächtniss bewahren können, während der Begeisterte natürlich keine Ursache fand, sich, wie bey der alttheologischen geistlosen Fiction von der Begeisterung als einer Einhauchung der biblischen Worte und Sylben anzunehmen war, an jeden seiner Ausdrücke zu binden. Die Möglichkeit aber, nach einem frey durchgedachten allgemeinen Plan die einzelnen Theile einer solchen epischen Erzählung, die so ungekünstelt dahin flieſst, ohne das äuſsere Hülfsmittel eines Concepts bloſs in Gedanken nach und nach zu entwerfen und jedesmal die im Gemüth bearbeiteten Fragmente durch einige Wiederholung sich fest genug einzuprägen, würde gewiſs gar nicht wunderbar scheinen, wenn nicht wir, die wir uns selbst Buchstabenmenschen (*literatos*) nennen, durch die Leichtigkeit zu schreiben und eine Masse von Schreibmaterialien zum Concipiren verderben zu dürfen, längst verwöhnt, fast immer das Papier an die Stelle des Gedächtniss treten lieſsen, und daher ohne ein sichtbares Durchcorrigiren unserer in der ersten besten Form niedergeworfenen Gedanken die nöthige Ausbildung derselben für unerreichbar zu halten pflegten. Psychologisch betrachtet, muſste die ältere Art, aus Mangel tauglicher Schreibmaterialien, ganze Aufsätze in Gedanken zu vollenden, zur Vervollkommnung unendlich viel beytragen. Was einmal auf das Papier niedergeworfen ist, wird zwar wohl vom Schriftsteller im Einzelnen ausgefeilt, selten aber ohne drängende Noth in eine ganz andere Form umgegossen. Hatte hingegen ein Alter sich zuerst der freyen Begeisterung zum Hervorarbeiten der Hauptgedanken und Ausdrücke überlassen, so hinderte ihn dann kein scheinbarer Anblick der vermeintlich vollbrachten Arbeit, daran, daſs er alles, was der erste glückliche Wurf gegeben hatte, in stillen, nachdenklicheren Wiederholungen frey hin und her zu wenden, zu mehren und zu mindern versuchte, bis ihm jeder einzelne Theil an sich vollendet und dem Ganzen völlig angepaſst erschien. Und gerade diese im Alterthum auch nach Verbreitung der Schreibekunst wegen Kostbarkeit der Schreibmaterialien unvermeidliche Methode schriftstellerischer Conceptionen muſste dann zugleich die bey dem eiligen Niederschreiben so groſse Mühe des Memorirens ersparen. Das, womit man sich in seinem Innersten mit Anstrengung und so vielseitig beschäftigt hatte, muſste dort auch von selbst haften und auf lange Zeit gegenwärtig bleiben, wie dieses noch manche Prediger, welche die gute Methode haben, ihre Reden vor dem Niederschreiben im Ganzen und bis auf den Ausdruck hinaus im Gemüth zu bearbeiten und das *Commentari* der Alten dadurch fleiſsig auszuüben, zugleich mit groſsem Vortheil für die Lebendigkeit des Vortrags, erfahren.

Während der Vf. eine ohne Schrift entstandene Iliade für ein unglaubliches Wunder erklärt, ist er (S. 31.) in dem *ersten* Abschnitt über das Kindesalter der Schreibekunst geneigt, sogar die damaligen rohesten Elemente dieser Kunst ohne die Beyhülfe gewisser, die ersten Menschen erziehender, Elohim für nicht erklärbar zu halten. Zur Begründung dieser Hypothese sagt S. 229. ganz entscheidend: der höchste Weltregent habe ohne Zweifel (?) untergeordnete Geister, welchen er die Aufsicht über einzelne Theile des Ganzen anvertrauet habe. „Einen der ersten Genien hat Er, fährt der Vf. fort, die Aufsicht über eine Kunst, an deren Erhaltung der Menschheit alles gelegen war, indem sie die Menschheit auch zur Humanität bildet, und das Palladium derselben ist, nämlich über die Schreibekunst, anvertraut." Und für dieses der Schreibekunstgeschichte an die Spitze gestellte Dogma wird Plato und die neueste Philosophie, das heiſst eine der neuesten philosophischen Phantasieen, zur Gewährleistung angeführt. Es hätten auch aus *Fabricii Codex Pseudepigraphus V. T.* noch einige be-

bekanntlich würdige, Autoritäten zu Hülfe genommen werden können. Nur die Gründe, auf denen am Ende doch diese ganze Umwandlung des Mythos in eine Thatsache ruhen sollte, sind höchst sonderbar. So lange der Naturmensch isolirt lebe, bleibe er, was er ist. Er selbst gebe sich keine Cultur, von andern müsse er sie empfangen. Nehmen wir denn die ersten Menschen für das, wofür wir sie nehmen dürfen und müssen, für Naturmenschen: so würden sie dieses geblieben seyn, wenn Bildung und Cultur ihnen nicht anders woher zu Theil geworden wäre. Und wer, fragt der Vf., sollte sie ihnen ertheilen? Andere Menschen nicht; sie waren ja die ersten. Nur höhere Wesen konnten und mussten sie ihnen geben. Wir wollen den Vf. und alle, welche so leicht an dergleichen überirdische Nothhülfen, ungeachtet sie nichts als Erklärungen des Dunkeln aus dem noch dunklerern sind, glauben mögen, jetzt nicht fragen, warum denn alsdann die angenommenen Mittheilungen so roh und unvollkommen (S. 33.), warum sie nicht der höheren Geber würdig, vielmehr ganz wie ein Product der noch rohen Menschen selbst sich zeigen? Aber bemerkbar müssen wir doch machen, wie sehr auch dieser neuverkündigte Mysticismus, welcher uns, nicht anders als in den Zeiten des Sinkens der römischen Selbstständigkeit und Geistesbildung, zu allen Verirrungen der Theurgie und Angelolatrie verleiten könnte, die Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Natur herabwürdige und sie in blosse Passivität und Receptivität verwandle. Der Naturmensch bleibt keineswegs, was er ist. Eben die Anlagen, ohne welche er nicht einmal von höheren Geistern zu lernen fähig wäre, werden durch Bedürfnisse aus ihrem Schlafe geweckt. Selbst nach Ursachen der beobachteten Erfolge fragt sein Verstand so bald, dass er sich unsichtbare erdenkt, ehe er die sichtbare zu erforschen vermag. Wie viel mehr darf man bey allem, wo bloss offene, rege Sinnen erforderlich sind, ihm eine Anwendung der angestammten Kräfte zutrauen, besonders wenn die Geschichte dabey jenen Charakter aller menschlichen Dinge, die Allmählichkeit im Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Besseren, unläugbar nachweist. Sollte die Erfindung der rohen ersten Elemente der Schreibkunst, welche von nichts als dem Nachahmen sehr bekannter Gestalten durch sehr kunstlose Umrisse ausgieng, dennoch den Menschen ohne höhere Hülfe zu schwer gewesen seyn: so möchte kaum irgend eine Kunst zu denken seyn, für welche der arme, beynahe gar keiner Erziehung würdige Naturmensch nicht aus gleichem Grunde einen übermenschlichen Lehrmeister nöthig gehabt hätte.

Das Knabenalter der Schreibkunst setzt der Vf. nach Aegypten. Er scheint uns zu wenig unterschieden zu haben, dass alles, was unter dem Namen des Thot als glaubliches Factum erscheint, sich nur auf Bilderschrift, nicht auf Zahlen und Buchstaben beziehe. Die letztere Erfindung konnte kaum durch etwas anderes, als durch das Bedürfniss einer in die Ferne handelnden Nation im menschlichen Geiste hervor gebracht werden. Und gerade dahin deutet die älteste Geschichte. Kadmus kam (Herodot II, 49.) nach Boeotien aus Tyrus in Phönicien, wo sowohl der Binnenhandel durch ganz Asien als der Seehandel sich concentrirte. Die Buchstaben, deren Urnamen aramäisch sind, und deren Figuren sich auf semitisch benannte Gegenstände des festen Landes beziehen, mögen wohl eher von einem uralten Binnenländer, der seinen weiten Landhandel mit seinem Kameel betrieb, als von einem Seemann, erfunden worden seyn. Gerade dort aber, wo schon Bilderschrift war, konnte gar nicht leicht ein Bedürfniss zu Erfindung der Buchstabenschrift entstehen; die Bilderschrift vielmehr, als eine durch den Gegenstand motivirte Beschäftigung des Auges, musste den daran gewöhnten Aegyptier von dem Uebergang zu Buchstaben als willkürlichen Zeichen, und als Surrogaten der Laute für das Ohr, entfernen. Beide Schriftarten haben auch eine durchaus verschiedene Richtung. Die Bilderschrift will geheim und mystisch, die Buchstabenschrift will zuverlässig verstanden und für jedermann seyn. Bey dem nämlichen Volk finden sich diese beide Tendenzen nicht als einheimisch neben einander. Waren unter Sesostres und Sethos (nach Herodot II, 102. 125. 141. 36.) γραμματα als Buchstaben in Aegypten bekannt, so waren diese dennoch höchst wahrscheinlich eine aus dem Landhandel mit Phönicien und Canaan (Genes. 37, 25. 28. 36.) erhaltene fremde, profane Sache; auf jeden Fall aber eine vormosaische Acquisition. Wenn übrigens Sanchuniathon von Thot sagt: er sey des *Chronos* Geheimschreiber gewesen, so denkt sich der Vf. diesen Titel sehr sonderbar, indem er S. 58. daraus die Frage ableitet: der *Cabinetssecretär* wird wohl nicht auf Steine geschrieben haben. Mit dem pompösen Titel eines Geheimschreibers des Zeitgottes bezeichnet der Orientale den Mann, von welchem man Denkmale uralter Zeiten hatte oder zu haben glaubte.

Unter den besseren Bemerkungen des Vfs. leuchtet das hervor, was er S. 77. zur Bestätigung der Behauptung des Plinius (H. N. 13, 21.) in *palmarum foliis primo est scriptitatum*, zusammen getragen hat. Aeneid III, 443 ff. Dieses Schreibmaterial konnten auch die Phönicier am leichtesten anwenden, denen man daher die *magna gloria literarum inventionis* um so weniger gegen Plinius H. N. 5, 13. streitig zu machen Grund behält. Und sollten die phönicischen Seemänner auch nur den Ruhm der Verbreitung der Buchstabenschrift anzusprechen haben, so war für den handelnden Binnenländer, welchem Rec. die Erfindung der semitischen und dadurch der griechischen Buchstabenschrift zuschreiben zu dürfen glaubt, an vielen Orten Asiens das Palmblatt als Schreibmaterial leicht bey der Hand, s. Plin. H. N. 13, 6., und zwar um so leichter, da Palmblätter auch häufig zum Pakken der Waaren benutzt werden. Nur die Vermuthung des Vfs., dass die Griechen gerade wegen dieses Gebrauchs der Palmblätter die Tyrier, welche denselben mit der Kadmeischen Schrift zu ihnen gebracht haben müssten, gleichsam *Palmmänner*, d. h. Phö-

Phönicier, genannt haben (S. 85.), möchte wohl mehr sinnreich als wahrscheinlich seyn. Sicher hingegen ist es, dass das hebräische Alterthum die Schreibekunst bereits dem mosaischen Zeitalter, und zwar in einer Art zuschreibt, welche dieser Tradition viele Glaublichkeit erwirbt. Der in seiner jetzigen Gestalt unstreitig spätere Pentateuch behauptet nicht, dass Mose ihn selbst, wie er als Buch ist, verfasst habe; er lässt vielmehr den Mose nur hie und da etwas wichtiges schreiben Exod. 32, 16. 39, 30. Num. 17, 17. 18. was jetzt bloss einen Theil des Pentateuchs ausmache; ein mosaischer Sepher, wie Exod. 17, 14. 24, 7. war offenbar von kleinem Umfang. Auch hier benutzt der Vf. wieder die Palmblätter, erinnert, dass Jerem. 36, 18. nach Vergleichung mit Nahum 2, 13. *usque dum satis ipsi erat*, zu übersetzen, nicht aber an Dinte zu denken sey, und vergisst nicht, selbst das Fragmentarische in den Bestandtheilen der Genesis u. s. w. aus seinen *Palm*blättern begreiflicher zu machen. Lobenswürdig ist zugleich die Freymüthigkeit, mit welcher er S. 94. erklärt: „Der Jehovah bey Moses, besonders in seiner politischen und religiösen (theokratischen) Gesetzgebung, ist Moses selbst, dieser sichtbare Agent der unsichtbaren Gottheit, als deren Bevollmächtigter oder in deren Namen Er seinem Volke seine Verfassung und die statutarischen Gesetze derselben gegeben hat. Diess ist die Fundamentalregel bey der Auslegung der Schrift des Moses!" Doch zweifelt Rec. nie, dass *Mose selbst* überall voraussetzte, sein Gott über *alles sey*, *als* erbetener Nationalgott, auf mancherley *Weise* der wirkliche Urheber der in ihm zum Wohl der Nation, folglich nach dem göttlichen Willen wirksamen legislatorischen Geistesthätigkeit oder des πνευμα ἡγεμονικον.

In dem Hauptabschnitt über den Gebrauch der Buchstabenschrift bey den Griechen sind dem Vf. dieses die Hauptmomente, dass Herodot den Gebrauch der Kadmeischen Schrift aus Tempelinschriften als vorhomerisch gekannt habe 5, 59; dass mit Herodot auch der sehr alte Dionysios aus Milet bey Diodor 3, 66. übereinstimmt; dass Josephus (*contra Apion*. c. 13.) nur nach der jüdischen Sucht, alle Weisheit von dem hebräischen Alterthum abzuleiten, dagegen spreche, und seine Behauptung, man habe kein Denkmal von Kadmeischer Schrift unter den Griechen, den geringen Kreis der Kunstkenntniss eines Juden weit überschreite oder höchstens von seiner Zeit, nicht aber gegen Herodot gelten könne; dass der πιναξ πτυκτὸς bey Homer selbst (Iliad. 6, 168.) von einem zusammengefalteten Palmblatt erklärbar sey; (der Wink, dass König Proetus πολλὰ darauf geschrieben habe, scheint wenigstens eher Buchstabenschrift, als andere Zeichen anzudeuten!) dass in die trojanische Zeit schon eine Vermehrung der Buchstaben mit vier neuen gesetzt werde, s. Plin. H. N. 7, 57. vornehmlich aber, dass die Tradition den Lykurg und Pisistratus die homerischen Gesänge nicht erst aus dem Munde der Rhapsoden sammeln, vielmehr als geschrieben aus Ionien herüber bringen lasse s. Plutarch. in Lycurgo und Aelian VV. HH. 13, 14. Uebrigens will der Vf. nicht läugnen, dass sie noch nicht als ein Ganzes herübergebracht und nachher durch mancherley Ueberarbeitungen verändert worden seyen. Und diess ist am Ende der Hauptpunkt, welcher die Frage vom Alter der griechischen Schreibfertigkeit in Absicht auf den Homer wichtig machte. Dass die Rhapsoden selbst erst jünger gewesen, hat der Vf. nicht erwiesen. — In dem weitern Verfolg dieser Geschichte der Schreibkunst fand Rec. nichts dem Vf. eigenthümliches.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Nestler: *Hamburg und Altona. Eine Zeitschrift zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks. Erster* bis *sechszehnter* Band. 1801 bis 1805. (Der Jahrgang von *vier* Bänden, jeden zu *drey* Heften von 24 Bogen mit einem Intelligenzblatt, 18 Mark.)

Das seinem Plan und Gehalt nach vortreffliche Hanseatische Magazin, welches die *drey*, besonders in den neuern Zeiten so wichtig und allgemein interessant gewordenen hanseatischen Schwester - Städte, Hamburg, Bremen und Lübeck, nach ihrer Geschichte, äussern Verhältnisse und innern Verfassungen, nach dem Oertlichen, den Sitten, der Literatur, der Kunst und des Geschmacks u. s. w., als reichhaltigen Gegenstand umfasste, mehrere der geachtetsten Männer dieser Städte als Mitarbeiter zählte, nur Aufsätze von entschiednem Werth, auch allgemeinerm Interesse und für die gebildeten Klassen berechneter Tendenz lieferte — dieses anerkannt vorzügliche periodische Werk, konnte sich, ob es gleich nur halbjährig in einem mässigen Heft erschien, zum Bedauern vieler, nur eine kurze Zeit halten. — Bey viel geringern Mitteln und beschränkterer Hauptbeziehung auf nur eine dieser Städte — wenn gleich die wichtigste — und dem Geist und Wesen ihrer Vorgängerin in allem Betracht unähnlich, scheint die gegenwärtige, monatlich in acht Bogen erscheinende, und grösstentheils doch nur auf das hamburgische Lese-Publikum berechnete Zeitschrift einen bessern Fortgang zu haben. — Diese sonst wohl etwas problematische Erscheinung, mag vielleicht dadurch zu erklären seyn, dass der Herausgeber den Geschmack vieler seiner einheimischen Leser nachgebend durch Aufsätze, die bloss Neugierde, oder flüchtige Leselust befriedigen, zu vermehren weiss. Das mag denn auch wohl eine Ursache seyn, warum man die Namen mehrerer bekannter hamburgischer Gelehrten und Schriftsteller, deren Beytritt und Mitarbeit zur Verbesserung des Plans, Gehalts und Tons der Zeitschrift wirken und ihr auch ausser jener Stadt mehr Eingang verschaffen würde, vergebens sucht. Nur einmal tritt *Bartels*, der Vf. der trefflichen Briefe über Kalabrien und Sicilien, als Prätor, mit der amtlich abgenöthigten Be-

Berichtigung eines in dem Journal erzählten Policeyvorgangs auf; ein andermal hat der durch mehrere Schriften und Uebersetzungen rühmlich bekannte Prediger *Hübbe*, Beyträge zu *Schützens* Idiotikon geliefert; und die mit dem Namen des Domherrn *Meyer* bezeichneten, die Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe betreffenden Nachrichten, welche man in hamburgischen Zeitungen und Wochenblättern lieset, sind hier daraus wahrscheinlich nur entlehnt. Mit Bedauern bemerken wir nun zwar dieses dem Journal nicht zum Vortheil und zur Empfehlung gereichende Zurückziehen der Notablen hamburgischer Gelehrten, ohne deswegen auf verschiedene mit und ohne Namen erschienene gute Aufsätze einen Schatten werfen zu wollen. Davon abgesehen, ist die Anstrengung des Herausgebers in der Erfüllung des Versprechens, monatlich seine Bogenzahl zu liefern, in manchen ohne alle Wahl aufgenommenen Aufsätzen zu bemerken, obgleich an sich selbst das Ganze durch die Veränderung des Redacteurs gewonnen hat. Wirklich abschreckend war nämlich der Debüt des *ersten* Heftes; dessen Herausgeber mit *L.* unterzeichnet ist, und eine Masse von vier und dreyssig, in Ton und Gehalt fast gleich ungeniessbaren Aufsätzen liefert. Seitdem hat, so viel wir erfahren, Hr. *Curio*, Vorsteher einer Pensions-Anstalt und Vf. mehrerer pädagogischer und anderer Schriften, die Herausgabe übernommen. — Die örtlichen Gegenstände welche in diesen vier Jahrgängen, mit mehr oder minderm Werth der einzelnen theils Original- theils entlehnten Aufsätze behandelt werden, in deren Detail aber wir uns nicht weiter einlassen können, sind hauptsächlich folgende: Züge aus der ältern und neuern Geschichte Hamburgs; die Tagesgeschichte (unter der stehenden Rubrik: „vaterländische Notizen") einzelner Theile der Verfassung, des Justiz- und Polizeywesens; die ältere und neuere Literatur, naturhistorische Bemerkungen; — Sitten, Schaubühnen; Gegenden; Lehr- Polizey- und andre gemeinnützige Anstalten und patriotische Vereine zur Beförderung des bürgerlichen Gemeinwohls. Gern theilen wir die Wärme, womit besonders dieses letzten Gegenstandes — Hamburgs wahrer Ruhm! — immer erwähnt wird, und wir haben manche Berichte und Bemerkungen über die vielen Institute, welche diese Stadt zum Wohl seiner Bürger in ihrem Schoss bildete, hegt und nährt, mit Vergnügen und mannichfaltiger Belehrung gelesen. Ausser diesen Artikeln, zeichnen sich noch besonders verschiedne, mit Fleiss angestellte historische Untersuchungen, und (mit Ausnahme manches einseitigen und schneidenden Urtheils) mehrere, unter der stehenden Rubrik „vaterländische Literatur," enthaltene Beurtheilungen und Auszüge dort erschienener Localschriften, vortheilhaft aus. Auffallend aber und widrig ist dann der Contrast in Ton und Gehalt, gleich darauf folgender geschmackloser Aufsätze; wie z. B. die bereits in das zweyte Dutzend angewachsnen höchst trivialen „Briefe des *Mosje* Christian über Hamburg," womit, so wie mit ähnlichen Lückenbüssern, der Herausgeber, wie schon vorhin bemerkt ist, den *Diis minorum gentium*, ein Opfer bringt, welches Leser von Geschmack verwerfen. — So wie die benachbarten Städte, Hamburg und Altona sich gegen einander verhalten, so verhalten sich auch, nach Zahl und behandelten Gegenständen, die über die letztere Stadt gelieferten Aufsätze, unter welchen verschiedene lesenswerth sind.

Grätz, b. Ferstl: *Taschenbuch zur Philosophie des Lebens, des Umganges und des Lebensgenusses.* Zur Bildung der Menschheit, vorzüglich aber der reifern Jugend beider Geschlechter. 1805. 232 S. 8. (14 gr.)

Diess Taschenbuch ist eine ununterbrochene Sammlung von Regeln der Sittlichkeit und Klugheit, deren Zweck in der Einleitung genauer dahin bestimmt wird, dass sie uns die wahre Kunst lehren sollen, im Selbstgefühle glücklich und zufrieden, und im gesellschaftlichen Umgange mit andern allgemein beliebt zu seyn. Daher die Eintheilung in Regeln in Ansehung seiner selbst, und in Regeln über das Verhalten gegen andere. Jenen liegt im Allgemeinen der Grundsatz der sittlichen Selbstbeherrschung zum Grunde; diese bezeugen eine nicht gemeine Menschenkenntniss. Doch haben sich auch mehrere unwürdige Regeln eingeschlichen, die eine strengere Auswahl, der es mehr um das Gute als das Viele zu thun gewesen wäre, nicht geduldet hätte. Zum Beweise mögen folgende Vorschriften dienen. „Stelle dich, als wärest du mit deinem Freunde uneinig, damit der, von dem du Nachstellungen befürchtest, eine wirkliche Uneinigkeit vermuthe, seine Gesinnung verrathe und die bequeme Gelegenheit benutzen wolle; sodann vereinige dich mit deinem Freunde und handle seinen Absichten entgegen." S. 185. und 192. „Zerhaue mit Niemanden gleichsam als mit einem Hiebe die Freundschaft, selbst dann nicht, wenn du beleidigt worden, gleichsam aus Hass; sondern erst, wenn du wieder versöhnt und vor Liebe für ihn zu glühen scheinst, löse sie unvermerkt und auf eine sanfte Art auf. Auch nachher noch gehe mit ihm um, und wenn es die Gelegenheit fordert, so sprich mit ihm, jedoch kurz und gleichsam als in Geschäften. Bitte ihn auch bisweilen zu Tische, damit es nicht scheine, als wärest du bloss damals sein Freund gewesen, da du seiner Hülfe bedurftest." — Aber auch ohne dergleichen Flecken scheint uns der Nutzen solcher Regel-Sammlungen sehr gering. Das Gemüth des Menschen muss *erregt* werden, einen Grundsatz entweder selbst zu erzeugen, oder wenigstens, ihn in sich zu finden, wenn wir demselben Wirksamkeit versprechen wollen. Deswegen erwarten wir von einer Erzählung, welche das Herz des Lesers anspricht und ihn zum Nachdenken über irgend eine wichtige Beziehung des menschlichen Lebens auffordert, mehr, als von einem Buche voll Regeln, die ohne Kraft der Erregung an der Oberfläche des Gemüths vorüber ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Februar 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Klüger: *Untersuchung der Frage: Ob die Ehescheidung nach der Lehre der Schrift und der Kirche ältesten Geschichte* (und nach der ältesten Kirchengeschichte) *erlaubt sey oder nicht?* Von *Franz Anton Jäger*, der Weltw. Doctor u. Gottesgelahrtheit Licentiaten, Weltpriester in Franken. 1804. 174 S. 8. (12 gr.)

Der Endzweck dieser kleinen Schrift ist kein anderer, als der, die Unrechtmäſsigkeit aller Ehescheidungen, dem strengen Systeme der katholischen Kirche gemäſs, biblisch, philosophisch und historisch darzuthun. Sie verdient wegen der Consequenz ihres Vfs. und seiner Belesenheit eine ausführliche Beleuchtung.

Der Vf. meldet zuförderst seinen Lesern, *dass er lange* mit der dem Scheine nach menschenfreundlichen Lehre der Protestanten, welche die Ehescheidung gestatten, einverstanden gewesen sey, bis er nach reiferer Betrachtung und Durchforschung der Schriftstellen sowohl, als des Sittengesetzes, seine Gedanken geändert habe (S. 14.), und geht hierauf zur *biblischen* Erörterung dieser Lehre über. Die Stelle Matth. 5, 32.: παρεκτὸς λόγου πορνείας, nach der Vulgata *excepta fornicationis causa*, scheine freylich die Unzucht als eine rechtmäſsige Ursache der Ehescheidung anzuerkennen. Allein aus einer Stelle des Clemens von Alexandrien (*Strom.* I, 2.) werde es wahrscheinlich, daſs diese Worte eben sowohl, als die: μὴ ἐπὶ πορνείᾳ Matth. 19, 9. interpolirt seyen, und in dem hebräischen Urevangelium nicht gestanden hätten. Die letzte Stelle beziehe sich nämlich auf *Deut.* XXIV., 1—4., in welcher ערוה die *actio circa pudenda*, oder eine unzüchtige Handlung bezeichne, um welcher willen Moses jungen Eheleuten erlaube, sich zu scheiden, wenn sie vor der ehelichen Verbindung mit einem dritten Statt gehabt habe. Dieser Erklärung stehe die gesetzliche Strafe des Ehebruchs, die Steinigung, keinesweges entgegen: denn diese habe nur nach der Ueberführung durch zwey oder drey Zeugen eintreten können, während in den übrigen Fällen, wo ein solcher Beweis nicht geführt werden konnte, die Ehescheidung von dem Gesetzgeber zugelassen wurde. Gott habe, wie Malachias deutlich lehrt (II, 14—16.), überall keine Ehescheidung der Juden in Palästina genehmigt, und nach Moses (5. Buch XXIV, 4.) habe die Ehe von zwey getrennten Gatten auch noch nach der Scheidung bestanden. Diese mosaische Verordnung sey von Jesu bestätigt, und, wie man aus Markus (X, 10—12.) sehe, mit einem allgemeinen Verbote aller Ehescheidungen für Christen vermehrt worden (Matth. 19, 9—12.). Wenn man aber auch in der Hauptstelle Matth. 5, 32. auf einer Interpolation nicht bestehen wolle: so dürfe man nur annehmen, daſs die Leseart παρεκτὸς λόγου πορνείας aus der Nachlässigkeit des Abschreibers entstanden, und auf den ursprünglichen Text παρ' ἐκ λόγου πορνείας, d. h., *ex ratione fornicationis, vel per exceptionem peractae fornicationis*, zurück zu führen sey. Jesus habe nämlich durch diese Vorschrift zu erkennen gegeben, daſs selbst die Ausnahme des alten mosaischen Gesetzes, wo eine Ehescheidung wegen Unzucht erlaubt war, in der christlichen Kirche nicht weiter Statt habe, und daſs auch der einen Ehebruch begehe, der sich von seiner Frau *unter dem Vorwande der Unzucht* παρ' ἐκ τοῦ λόγου πορνείας scheide. Dieses bestimmte und allgemeine Verbot werde von Lukas (16, 18.) in den weitumfassendsten Ausdrücken und in der Folge auch von dem Apostel Paulus (Röm. 7, 1. 1 Kor. 7, 10.) bestätigt. In den Schriften des N. T. und von der christlichen Moral werde folglich überall keine Ehescheidung zugegeben. Mit diesen biblischen Gründen verbindet der Vf. besonders nach *Lang* und *Fichte*, die bekannten philosophischen Beweise für die Unauflöslichkeit der Ehen, die aus der Natur des ehelichen Vertrages, aus der moralischen Bestimmung des Menschen, aus dem Wohle der Familien und des Staates abgeleitet sind: er sucht aus Justin dem M., Hermas, Clemens aus Alexandrien, Chrysostomus, Tertullian, Origenes, Hieronymus, Augustin und Ambrosius darzuthun, daſs die ersten Christen bis ins vierte Jahrhundert die Ehescheidung immer für unerlaubt gehalten, und daſs erst die Entnervung der Sitten und die kaiserlichen Verordnungen nach den Grundsätzen des römischen Rechtes in der Folge die Trennung der Ehen eingeführt und unterhalten hätten.

So häufige und gegründete Veranlassung zum Widerspruche uns beynahe jede Seite dieser Schrift dargeboten hat: so wenig haben wir doch den Zusammenhang der in ihr dargelegten Ideen unterbrechen wollen, um das Unbestimmte der Aufgabe, und das Unhaltbare und Einseitige der angeführten Beweise in derselben Ordnung desto sichtbarer ins Licht zu stellen. Hr. Dr. *Jäger* will die Frage beantworten, ob die Ehescheidung nach der Lehre der Schrift und nach den ältesten Zeugnissen der Kirchengeschichte *erlaubt*

laubt sey? Um sich diesem Geschäfte mit Erfolg zu unterziehen, und die hierüber so sehr von einander abweichenden Aussprüche der Bibel und der Geschichte zu vereinigen, war es durchaus nöthig, die *Sittlichkeit* der Ehescheidungen von ihrer *Rechtmässigkeit* zu unterscheiden. Ist nämlich die Ehe nichts anderes, als die gesetzmässige Verbindung eines Mannes und Weibes zur innigsten Gemeinschaft des Geschlechtes, Herzens und Lebens (*Ammons* religiöse Moral 4te Ausg. §. 254.): so folgt hieraus die Unauflöslichkeit derselben vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens von selbst, und das *Sittengebot*, *du sollst die Ehe nicht trennen*, ist eben so absolut und allgemein, als das fünfte Gebot, *du sollst nicht tödten*. Allein aus dieser sittlichen Unverletzlichkeit des ehelichen Bundes folgt seine *rechtliche* Unauflöslichkeit eben so wenig, als die Unrechtmässigkeit der Todesstrafen aus der Heiligkeit des fünften Gebotes. Wie der Mörder vor dem Rechtsgesetze durch seine That die Achtung verwirkt, die man dem Leben des freyen Menschen schuldig ist: so verliert der schuldige Gatte vor eben demselben den Anspruch auf die Treue des unschuldigen und beleidigten. Jeder Vertrag kann nur durch die Thätigkeit zweyer Personen zur Vollendung kommen; die Moral kann daher den einen Contrahenten zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zwecks nur unter der Voraussetzung verpflichten, dass der andere dieselbe Verbindlichkeit anerkennt, weil sie im Gegentheile etwas Unmögliches, also etwas Unvernünftiges gebieten würde. Nun ist aber die Ehe ein Vertrag, dessen Hauptzweck nur durch die Vereinigung der Gemüther zur gemeinschaftlichen Pflichterfüllung erreicht werden kann. Wenn nun ein treuloser Gatte diesen Vertrag beharrlich und wesentlich verletzt: so ist der unschuldige Gatte seiner Pflicht durch die That entbunden, und die Moral würde ihn zu etwas Unmöglichem, also Unvernünftigen verpflichten, wenn sie ihm gebieten wollte, ein Band im Widerspruche der Gemüther zu unterhalten, das nur die Einheit derselben zu knüpfen vermag. Der schuldige Gatte trennt sich, indem er durch seine Untreue das eheliche Band zerreisst, und dieser Theil ist *unsittlich* und verwerflich; der unschuldige Gatte wird getrennt, weil er sich ausser Stande sieht, mit seinem schuldigen Gefährten weiter ehelich fortzuleben, und dieses ist *erlaubt* und *rechtmässig*. Es muss aber überall zuerst das Rechtsgesetz gelten und zur vollen Ausübung gebracht werden dürfen, ehe eine freye Vollendung des *Sittengesetzes* möglich ist. Aber abgesehen von dieser gänzlichen Verkennung der moralischen und rechtlichen Unauflöslichkeit der Ehen, durch welche die katholische Kirche sich gegen die moralische Natur des Menschen empört, und tausend unschuldige Gatten, indem sie sie ganz unbefugt mit der Strafe der Schuldigen belastet, oft physisch und moralisch zu Grunde richtet, hat sich der Vf. auch eine ganze Reihe exegetischer Missgriffe zu Schulden kommen lassen, auf die wir ihn mit wahrer Ueberwindung aufmerksam machen müssen. Er bezweifelt die Echtheit der Worte παρεκτὸς λόγου πορνείας (Matth. 5, 32.), weil sie seiner Hypothese zuwider sind; aber Handschriften, Versionen, Kirchenväter und der Zusammenhang sprechen einmüthig für die Echtheit derselben; und Matth. 19, 9. ist παρεκτὸς nicht aus dem Clemens von Alexandrien in εἰ μὴ, sondern umgekehrt εἰ μὴ ist aus 5, 32. in παρεκτὸς verwandelt worden. Er will *Deut.* XXIV, 1. ערוה דבר durch *actio circa pudenda* übersetzen; allein ערוה bezeichnet zwar die physische und moralische Blösse, das ἄσχημον πρᾶγμα der LXX., aber nie die Unkeuschheit, da גלות ערוה bekanntlich eben sowohl vom erlaubten, als unerlaubten Beyschlafe gebraucht wird. Selbst der rigoristische Schamai verstand unter ערוה nur das *inhonestum, indecorum* (גיטין IX, 10.) nach *Deut.* XXIII, 14., welche Stelle der unsrigen vollkommen parallel ist. Die Behauptung, dass nach dem mosaischen Rechte das Band der Ehe auch nach der Trennung von der geschiedenen Gattin fortgedauert habe, weil Moses von ihr sagt v. 4.: אחרי אשר הטמאה, *siquidem est polluta*, ist lächerlich: denn der Gesetzgeber erlaubt ihr ja ausdrücklich nach der Scheidung v. 2. להיות לאיש אחר, γίνεσθαι ἀνδρὶ ἑτέρῳ. Röm. 7, 3., und diese Formel ging sogar in die jüdischen Scheidebriefe über: ומותרת לכל אדם, *atque licita sis cuivis viro*. Sittlich unrein (הטמאה) oder versagt war die Geschiedene dem sie verstossenden Gatten nicht wegen des fortdauernden ehelichen Bundes, welcher sie ja vielmehr zur Rückkehr in die erste Ehe hätte berechtigen müssen, sondern wegen der einmal vollzogenen Scheidung, welche jede fernere Gemeinschaft mit ihr, wie mit jeder *levitisch* unreinen Sache, aufhob. Wenn es der Vf. über sich gewinnen könnte, nur die Tractate גיטין und סוטה mit Aufmerksamkeit zu lesen: so müsste es ihm einleuchtend werden, wie wenig er mit dem Umfange des mosaischen Eherechts vertraut ist. Ueber seine willkürliche Auslegung des Malachias (II, 14—16.) wollen wir mit ihm nicht rechten, da es auch bey den verschiedensten Ansichten dieser dunkeln Stelle unläugbar ist, dass die Worte v. 16.: כי שנא שלח, nicht jede Ehescheidung missbilligen. Durch die vorgeschlagene Lesart: πάρ' ἐκ τοῦ λόγου πορνείας, dringt der Vf. dem N. T. einen unerhörten Schnitzer auf; man sollte doch wenigstens der Grammatik mächtig seyn, ehe man dem Texte auch das Verbot der Ehescheidung *„von wegen der Unzucht halber"* (in der Sprache des Vfs.) aufzubürden wagte. Jesus, der in diesem ganzen Abschnitte dem mosaischen Rechtsgesetze sein moralisches Pflichtgebot gegenüber stellt, will offenbar so viel sagen: Moses erlaubt jede Trennung der Ehe gegen einen Scheidebrief; ich aber sage euch, dass jede Vertreibung der Gattin, den Fall der Untreue ausgenommen, eine Verleitung zum Ehebruche ist: denn wenn sich die willkürlich geschiedene, aber noch durch Recht und Pflicht verbundene Gattin abermals verheirathet: so ist diese Verbindung einem Ehebruche gleich zu achten. Diese Moral ist vortrefflich, sobald man, durch die Form der Antithese berechtigt, die Worte παρ. λ. π. von *jeder wesentlichen Verletzung* des ehelichen Vertrags erklärt. Denselben Grundsatz wiederholt Jesus Matth. 19, 9., wo

wo die ἀπολελυμένη ebenfalls die *conjux, non lege, sed facto et ex arbitrio repudiata* bezeichnet. Aus diesen bestimmten Fundamentalgesetzen müssen die abgekürzten Copieen Matth. 10, 10—12. und Luc. 16, 18. ergänzt und vervollständigt werden. Dass die Worte δέδεται νόμῳ Röm. 7, 2. die Unauflöslichkeit der Pflicht ausdrücken, welche die Gattin an den Gatten knüpfen soll, leidet keinen Zweifel; aber aus der Verordnung 1 Kor. 7, 11., dass die entlaufene und schuldige Gattin unverehlicht bleiben, oder sich mit ihrem Manne versöhnen soll, folgt noch keineswegs ein gleiches Gebot in Rücksicht des beleidigten und unschuldigen Gatten, welches Paulus ohne Ungerechtigkeit nicht hätte geben können, und welches überdiess ganz ausser seiner Sphäre lag, da sich die Religionslehre des N. T. dadurch wesentlich von der mosaischen unterscheidet, dass sie sich nur mit moralischen Gesetzen, nicht mit Rechtsverordnungen zu befassen pflegt.

Ueber den historischen Theil dieser Schrift liesse sich ein Buch schreiben, wenn man Alles das sichten und läutern wollte, was der Vf. zur Unterstützung seiner Meinung aus den Kirchenvätern und Conciliensammlungen zusammengeschrieben hat. Der systematische Religionslehrer weiss, was in solchen Fällen die Autorität der Geschichte vermag, und wie wenig sie namentlich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche entscheiden darf, wo sich die *rechtliche Verfassung* der Christianer noch gar nicht entwickelt hatte. Um inzwischen den Vf. von der Einseitigkeit seiner historischen Ansichten zu überzeugen, wollen wir ihm die Aussprüche einiger alten Väter zu Gemüthe führen. *Tertullian* sagt (*adv. Marcionem* l. III. c. 34.): *illicite enim dimissam pro indimissa ducens, adulter est. Manet enim matrimonium, quod non rite diremtum est. Manente matrimonio nubere, adulterium est. Itaque si conditionaliter prohibuit (Christus) dimittere uxorem, non in totum prohibuit, et quod non prohibuit in totum, permisit. Origenes* (*comment. in l. l. ed. Huet.* S. 364.) bemerkt, es gebe ausser dem Ehebruche noch viele Verbrechen, die das eheliche Band verletzen. τηλικούτων γὰρ ἀνέχεσθαι ἁμαρτημάτων, ἃ ἔοικεν εἶναι χείρονα μοιχείας καὶ πορνείας, ἄλογον εἶναι δόξει. *Augustin* hat an mehrern Orten, und namentlich in seiner kleinen Schrift *de adulterinis conjugiis* dieselben übertriebenen Grundsätze aufgestellt, die der Vf. vertheidigt. Aber bey der Erklärung der Stelle Pauli (1 Kor. 7, 15.) muss er doch eingestehn, dass derjenige nicht sündigt, der sich von einer Ungläubigen scheidet, die ihn zum Strassenraube und zur Kupplerey verführen will: *procul dubio plus tenebitur amore divinae gratiae, quam carnis luxurie, et membrum, quod eum scandalizat, fortiter amputat (de octo Dulcitii quaestionibus. opp. ed. Basil.* tom. IV. p. 661.). Warum soll aber das Vergehen einer Gläubigen grössere Schonung verdienen, als das der Ungläubigen, da der Glaube ohne Werke seinen Werth verliert? Rec. traut dem gelehrten Vf. Wahrheitsliebe genug zu, um sich ermuntert zu fühlen, diese Bemerkungen zu prüfen und der Ueberzeugung Raum zu geben, dass der Weg der Wahrheit zwischen den zwey gleich schädlichen Extremen eines überspannten Rigorismus und einer laxen Inconsequenz hindurchführt.

Leipzig, b. Crusius: *Apologieen verkannter Wahrheiten aus dem Gebiete der Christuslehre.* Von *Karl Friedrich Brescius.* — *Erste* Sammlung. 1804. 116 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. will in dieser Schrift den traurigen Folgen begegnen, welche das Durchkreuzen verschiedener Meinungen und Systeme während des akademischen Unterrichts in den Köpfen junger Theologen hervorbringen soll, um ihnen zu einer männlichen Ueberzeugung von den grossen Wahrheiten zu verhelfen, auf deren Verbreitung ein so beträchtlicher Theil ihrer künftigen Amtspflicht beruht. Diessmal giebt er nur eine *Apologie des guten Herzens* und der *Auferstehungsgeschichte Jesu*, wie er in der Vorrede erinnert, „als einen blossen Versuch, wie man *ernste* Liebe zur Philosophie mit der *innigsten* Hochachtung gegen Jesum und seine vortrefflichen Lehren vereinigen könne." Unter dem guten Herzen versteht er „das Princip der freyen, uneigennützigen Thätigkeit des vernünftigen Wesens, welche nicht aus *Nöthigung* und Zwang, sondern aus *Wohlwollen* gegen ihren Gegenstand hervorgeht, folglich mit *Liebe* und *Lust* zum Guten und Gemeinnützigen verbunden ist." Er entwickelt diesen Begriff vortrefflich aus den Grundsätzen der Moral Jesu, vertheidigt ihn mit Scharfsinn, Gründlichkeit und Würde gegen die Kantische Lehre von der moralischen Triebfeder, und schliesst mit der treffenden Bemerkung: „Die rastlos thätige Natur wirkt nirgends bloss durch *repulsive* Kräfte; wie könnte blosse Achtung, die diesen Kräften analog ist, die hohen Anforderungen der Moral vollständig befriedigen? Allein, gesellt diesem repulsiven das *attractive* Princip des Wohlwollens bey, und ihr werdet *harmonisch* wirken, wie die sichtbare Natur. Es ist hohe Zeit, dass wir den verlassenen Weg wieder betreten, der zur Vollkommenheit führt." Einen minder festen und sicheren Gang scheint die Untersuchung in der *zweyten* Apologie der Auferstehungsgeschichte Jesu mit Beziehung auf den Commentar des Hn. Dr. *Paulus* zu nehmen. Rec. ist zwar mit dem, was Hr. *Brescius* zur Begründung der Thatsache selbst, so wie zur Rettung der häufig zu sehr verkannten historischen Beweise für die Wahrheit der Lehre Jesu vorträgt, vollkommen einverstanden. Er findet seine eigene, oft wiederholte Ueberzeugung in den Bemerkungen (S. 98.) wieder, dass man sich unter Wundern, wenn man nicht mit leeren Begriffen spielen will, weder eine *übernatürliche* noch *widernatürliche*, sondern überhaupt eine natürliche, oder seinem Zwecke als Beglaubigungsmittel einer höhern Offenbarung angemessene Begebenheit denken, und dass (S. 101.) die teleologische Beurtheilung, oder der vorhandene Zweck die leitende Idee seyn müsse, die es uns

uns möglich macht, Handlungen der göttlichen Freyheit von blossen Wirkungen der Natur, oder der menschlichen Willkür zu unterscheiden. Aber genau durch diese Ansicht wird in der Auferstehungsgeschichte Jesu die Berichtigung der Gränzen zwischen Leben und Tod, auf die es doch der Vf. anzutragen scheint, von Neuem erschwert; ja es scheint sogar inconsequent zu seyn, wenn er hinzusetzt (S. 112.): „es sey ihm gewiss, dass Jesus durch seine *prophetischen Kräfte* (f. Matth. 24, 36. 69. 1, 7.) den Ausgang seines Schicksals wohl wissen konnte." Wer vertraut mit der Composition der Evangelien, in dem Versuche nicht ungeübt ist, sie nach Grundsätzen der historischen Kritik wieder zu decomponiren, der wird es zuverlässig bedauern, dass gerade die unhaltbarste Behauptung am Schlusse dieser Apologieen steht, die sonst durch Inhalt und Form einer haltbaren Fortsetzung so würdig sind.

Coburg, b. Sinner: *Anleitung zur Kenntniß derjenigen Bücher, welche den Candidaten der Theologie, den Stadt- und Landpredigern, Vicarien u. s. w. in der katholischen Kirche wesentlich nothwendig und nützlich sind. — Erster* Band. 1803. XX u. 548 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was die Bibliothek für Prediger von *Niemeyer* und *Wagnitz* und *Fuhrmann's* Anleitung für protestantische Theologen sind, das soll diese Schrift für die katholischen leisten. Plan und Einrichtung sind fast ganz dieselben. Wie dort auch auf die katholische Theologie überall Rücksicht genommen, die protestantische aber dennoch Hauptsache ist: so findet man es hier im umgekehrten Verhältniss. Wenn sich dieses zum Vortheil der Protestanten zu neigen scheint: so rührt es nicht aus Parteylichkeit, sondern daher, weil diese die katholischen Schriftsteller an Fruchtbarkeit weit hinter sich zurück lassen.

Die Auswahl der angezeigten Schriften könnte zuweilen zweckmässiger seyn. Dass die *ausländische Literatur* ausgeschlossen ist, könnte mit den Bedürfnissen der Klasse von Lesern, für welche diese Anleitung bestimmt ist, entschuldigt werden; aber die Aufnahme so vieler Disputationen und anderer kleinen Gelegenheitsschriften muss aus eben dem Grunde, aus welchem englische, französische, italiänische, spanische u. a. Schriften weggelassen worden, in Anspruch genommen werden. Die den Titeln der Schriften beygefügten Urtheile sind Auszüge aus den vornehmsten kritischen Zeitschriften, welche S. 3 ff. charakterisirt werden; sie sind im Ganzen zweckmäsig, und der Vf. hat in Abwechselung der Formeln, worin die allgemeinen Urtheile über Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Schriften u. s. w. abgefasst sind, viel Geschicklichkeit bewiesen. Bey Angabe der Titel, Jahrzahlen, Verlagsörter, Bogenzahl, Format und Preise ist löbliche Sorgfalt bewiesen worden; aber das verdient Tadel, dass der Druck nicht ökonomischer eingerichtet ist (besonders sind die Titel ohne Noth gesperrt worden); dadurch hätten entweder mehrere Bogen erspart und der Preis vermindert oder aber die Zahl der aufzunehmenden Schriften beträchtlich vermehrt werden können.

Der Vf. war, nach der Vorrede, ein im J. 1801. verstorbener katholischer Landgeistlicher, der vor seinem Tode das Manuscript seinem Freunde, dem Herausg., mit der Bitte übergab, es revidirt und verbessert dem Druck zu übergeben. Dem Vernehmen nach ist Hr. *Schad* (gegenwärtig Professor der Philos. in Charkov) Herausg. dieser Anleitung, von der bisher keine Fortsetzung herausgekommen zu seyn scheint.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Wien*, b. Rhem's W.: *Ueber den Einfluss der wissenschaftlichen Bildung auf die Moralität*, als Gegenstück zu der, von der Akademie zu Dijon gekrönten, Preisschrift des *J. J. Rousseau*. Eine Rede von *J. E. Zink*, Weltpriester. 48 S. 8. (4 gr.) — Diese Ausarbeitung war nach der Vorrede bestimmt, als Antrittsrede auf einer neu zu errichtenden philosophisch katechetischen Lehrstelle, für welche der Vf. Competent war, zu dienen. Da aber Verhältnisse seine Versetzung in diesen neuen Wirkungskreis nicht zuliessen, übergab er seine Arbeit dem Druck, als einen Beweis der Aufmerksamkeit für seine Freunde und Gönner. Des Vfs. Hauptsätze sind: „Der Einfluss unsrer wissenschaftlichen Bildung, wenn sie nicht gleichen Schritt mit einer vernünftigen Gotteserkenntniss hält, ist auf unsre Moralität an und für sich sehr ungünstig;" und ferner: „unsre wissenschaftliche Bildung, wenn sie in gleichem Grade mit einer vernünftigen Gotteserkenntniss wächst, oder, was einerley ist, auf reinen Religionsbegriffen gegründet, die verhältnissmässige Richtung nach dem Bedürfniss unsrer Verstandeskräfte erhält, hat den erwünschtesten Einfluss auf unsre Moralität" (S. 10. 11.). Diess heisst mit andern Worten: die Cultur muss nicht *einseitig* seyn; und in so fern die Reinheit religiöser Vorstellungen durch die Vernunft nur nach ihrem Einfluss auf Sittlichkeit erkannt werden kann, heissen diese Sätze wieder mit andern Worten: Die wissenschaftliche Cultur ist nicht schädlich, wenn die religiöse und sittliche Cultur mit ihr auf gleiche Weise fortschreitet; sonst wird jeder Fortschritt eine Vermehrung der Einseitigkeit, wodurch das Missverhältniss grösser erscheint. Der Vf. sagt mit Recht, dass die christliche Religion in ihrer Lauterkeit dem Bedürfnisse aller Völker und Zeiten angemessen sey. Einige Provinzialismen, z. B. *hingewunschen* (S. 37.) hätte der Vf. vermeiden mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Februar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Handbuch der Wundarzneykunde* zum Gebrauch für angehende Wundärzte nach den neuesten Grundsätzen bearbeitet. 1805. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter den vielen Handbüchern der Wundarzneykunst, die wir besitzen, hat der ungenannte Vf. keines so brauchbar für angehende Wundärzte gefunden, als wir es wünschen sollten, da sie theils zu *weitschweifig*, theils schon zu alt sind, als dass man *in ihnen* die neuern Fortschritte der Kunst antreffen könnte. Er hatte daher den Zweck, ihnen eine *kurze*, *deutliche* und *vollkommene* Uebersicht ihrer Kunst zu geben, und ihnen die *beste*, *vernünftigste* Behandlung zu empfehlen. Dass der Vf. die neuern Fortschritte der Kunst beachtet hat, kann man ihm wohl zugestehen, da die Benutzung der neuern Schriften nicht zu verkennen ist; was aber die *Bearbeitung nach den* neuesten Grundsätzen betrifft: so *kann sie* Rec. bloss darin finden, dass der Vf. gegen die schwächende Methode eifert, die freylich oft zum Nachtheil der Kranken angewendet, aber leider auch in vielen Fällen vernachlässigt wird. Ob aber die übrigen in der Vorrede gerühmten Zwecke einer kurzen, deutlichen und vollkommenen Uebersicht und der besten vernünftigsten Behandlung in einem Buche erreicht werden konnten, in welchem man auf 400 Seiten 162 Krankheiten und Operationen abgehandelt findet, ist eine andere Frage, die wir nicht durchaus bejahen möchten. — Einige Bemerkungen über einzelne Stellen mögen unser näheres Urtheil angeben.

In der der Einleitung eingeschalteten Literatur vermisst man unter andern *Richter's* Chirurgie, die doch wohl benutzt ist. Alle Erklärungen über die Natur der Entzündung hält der Vf. (S. 12.) für unzureichend, und glaubt, dadurch alles deutlich zu machen, dass er die Entzündung in zweyerley Arten, in die active (sthenische) und passive (asthenische) unterscheidet. Der Höllenstein soll (S. 36.) zur Eröffnung eines Abscesses zerstossen (*Richter* sagt: nur ein wenig gedruckt) werden. Die *Gangraena senilis* erfordert (S. 49.) keine besondere Behandlungsart, was aber *Pott*, *Bunczovsky*, *Kirkland* u. a. anders gefunden haben. Die Eintheilungen des *Erysipelas* (S. 51.) in *phlegmonodes*, *oedematodes*, *scirrhodes* und *pustulosum* werden als unnütz verworfen; dagegen wird die in *erysipelas sthenicum* und *asthen.* aufgestellt. Die Gallenschärfe, als Ursache des Rothlaufs, wird gänzlich geläugnet. Bey der activen Rose wird (S. 55.) ein kühles Verhalten und das Bestreichen des leidenden Theils mit ungesalzener Butter, *ol. ovor. hyperici* u. s. w. empfohlen (vielleicht um die Eiterung zu befördern, statt sie zu verhindern?). Wozu auch die Beschreibung des veralteten Augenkratzens (*Ophthalmoxysis*), da es doch widerrathen wird? Bey der *ophthalmia scorbutica* (S. 70.) wird *Thedens* Arquebusade zum Umschlagen verordnet! Ausser der allgemeinen Abhandlung der Augenentzündungen, findet man noch 18 besondere Arten derselben aufgeführt. Bey dem Milchabscess (S. 108.) hätte alles Oeffnen desselben widerrathen werden sollen, so auch die künstliche Oeffnung bey Leistendrüsen (S. 111.), weil geschäftige Wundärzte nur zu voreilig damit sind. Bey dem *Panaritium* (S. 116.) fehlt das Eintauchen des Fingers in warmes Wasser, welches zur Zertheilung und bey der Eiterung gleich nützlich ist. Bey den Verbrennungen (S. 117.) wird eine der *Stahlschen* ähnliche Salbe angeführt: wozu aber die Beymischung des reizenden peruvianischen Balsams? Bey der Rückenspalte (S. 141.) ist die so nöthige Warnung gegen die Oeffnung der Geschwulst ganz vergessen worden. In venerischen Geschwüren will man den *Mercur. phosphor. Fuchsii* als besonders nützlich (?) gefunden haben. — Quetschungen lässt der Vf. (S. 192.) noch von Luftstreifschüssen entstehen. Eine Wunde nach dem tollen Hundsbiss (S. 208.) nur 4 bis 5 Wochen in starker Eiterung zu erhalten, ist ein gefährlicher Rath, weil zur völligen Sicherheit eine Zeit von 8 bis 9 Wochen durchaus erfordert wird. Nur in Sthenie bey Kopfwunden werden abführende Mittel erlaubt, sonst flüchtig reizende empfohlen. Die *Schmuckerschen* kalten Umschläge will er (S. 315.) bey robusten, warme Fomentationen bey schwächlichen Körpern (also ohne auf die Natur der Verletzung Rücksicht zu nehmen) angewendet wissen. Zur Vereinigung der Ausstreckmuskeln der Hand wird (S. 243.) *Evers* Bret aus *Starks* Verbandlehre (die einzige Schrift, welche der Vf. über den Verband anführt) empfohlen; der vorzüglichern Maschine von *van der Haar* aber nicht gedacht. Die besten Mutterkränze sollen (S. 286.) die von *Brünninghausen* seyn: wie nun aber, wenn ein ungestielter Mutterkranz nicht hinreichend ist, und ein gestielter angewendet werden muss? Bey der Castration räth er (S. 279.), den Faden zur Unterbindung des Samenstrangs nur mässig fest zuzuziehen: warum soll man nicht durch eine feste Anziehung den Nerven ganz unempfindlich machen, und dadurch die Nervenzufälle verhindern? Dass der Vf. die alleinige Unterbindung der Arterie und Vene bey lebenden Subjecten (S. 280.) kaum für möglich (?)

hält,

hält, mag er mit unserm deutschen Veteran, dem würdigen *von Siebold*, ausmachen. Den Nasenpolyp theilt er (S. 294.) in den gutartigen (*polypus carnosus*) und den bösartigen (*pol. durus*) ein; die dritte Art, den *polypus mucosus*, will er bloss einen Vorfall der *Schneiderschen* Haut genannt wissen. Zur Unterbindung des Mutterpolypen wird (S. 297.) nur ein einziges, nämlich das *Starksche*, Instrument als das einfachste empfohlen: ist es auch das vorzüglichste? — Dass ein schiefer Bruch (S. 312.) eher heilt, als ein Querbruch, ist in vielen Fällen schon deshalb ungegründet, weil ein schiefer Bruch der öftern Verschiebung ausgesetzt ist. Unbedingt wahr ist es auch nicht, dass bey Schwangern der Bruch nicht eher, als nach der Entbindung, heilt. Wenn der Wundarzt, nach des Vfs. Vorschrift (S. 312.) die Extension selbst machen soll, so entsteht die Frage: wer das Wichtigste, die Einrichtung, besorgen, wer die Knochensplitter an ihren gehörigen Ort bringen, und wenn sich diess durch Streichen mit den Fingern nicht thun lässt, und sie zu weit heraus stehen, wer sie mittelst Einschnitte herausnehmen, und sodann noch den Verband anlegen soll? Schienen von Holzspan sollen (S. 313.) die einfachsten und besten seyn, und doch werden von den meisten erfahrnen Wundärzten die von Pappe dafür gehalten. Strohladen, sagt der Vf., braucht man nicht so oft mehr, und führt *Stark's* Verbandlehre dabey an, worin aber S. 81—84. gerade das Gegentheil zu finden ist. Die Brüche einzelner Knochen insbesondere werden auf 4½ Seiten, also nicht hinlänglich für Anfänger abgehandelt. Bey der Verrenkung des Elbogengelenks nach hinten (S. 322.) soll der Arm während der Extension gebogen, und bey den Abweichungen nach ein- und auswärts ausgestreckt werden, wiewohl fast alle neuere Wundärzte das Gegentheil behaupten. Zur Gegenausdehnung bey der Verrenkung des Schenkels bloss durch die Schambuge der kranken Seite ein Handtuch zu führen, ist oft nicht hinreichend; es muss auch eins auf der gesunden Seite durchgeführt werden. Zur Aus- und Gegenausdehnung braucht der Vf. bey dieser Verrenkung nur zwey (!?) Gehülfen. Zum Fixiren des Auges bey der Staaroperation durch die Extraction (S. 328.) wird der Fingerhut mit dem Spiesse empfohlen. Nach der Operation räth er Bäuschchen mit Goulardschem Wasser, *Spir. vin. Aq. vuln. Theden.* (?) u. s. w. befeuchtet überzulegen; da doch eine leichte trockne Bedeckung nützlicher ist. Die Zähne mit einem Stückchen Schwamm (S. 346.), nicht mit Bürsten, zu reinigen, ist Affectation, und bey dem Schwamme werden die Zwischenräume nicht rein. Zum Ausziehen der Zähne wird (S. 348.) *Bells* Schlüssel, als das vorzüglichste (?) Instrument, empfohlen, auch keines einzigen weiter gedacht. Bey dem Seitensteinschnitt ist (S. 360.) die Operation mit dem schneidenden Gorgeret als die beste Art einzig empfohlen. Wo von der Eröffnung der Speiseröhre gehandelt wird, heisst es (S. 390.): der Wundarzt macht an der linken Seite der *Spinae dorsi*, wo der *Oesophagus* herunter geht, eine Hautfalte und durchschneidet sie; soll man diess für einen Druckfehler halten? Den Verband (S. 398.) an einem amputirten Stumpfe mit einer 18köpfigen Binde möchte Rec. wohl machen sehen. Bey der Ablösung der Finger und Zehen wird auch (S. 400.) das Abschlagen mit einem Hammer noch erwähnt. Endlich findet man unter dem Verzeichniss der Druckfehler bey weitem nicht alle angezeigt. Z. B. S. 23. Z. 5. v. u. *gran. un. ad duas*; S. 68. *arthridica*; S. 192. Promphilische für *Bromfieldsche* Haken: durchaus *intensio* f. *intentio*; S. 246. *vasa obduratoria*; S. 275. man schneidet ein eyrundes Stück aus der äussern Haut des Hodens f. *Hodensacks*; S. 295. Theso f. *Desault*; S. 324. morganische f. *morgagnische* Feuchtigkeit; S. 328. Dabielscher f. *Davielscher* Löffel; S. 351. Catheder f. *Catheter*; S. 364. *Ischuria venalis* f. *renalis*. Unter den Verbesserungen findet man den Druckfehler S. 11. des Penostio in *des Periostio*, und S. 23. *unc. duas* in *unc. duobus* umgeändert, mithin Verschlimmerungen statt Verbesserungen. Druck und Papier aber macht der Verlagshandlung Ehre.

Herborn, in d. Buchh. d. hohen Schule: *Abhandlung über den Kinnbackenkrampf neugeborner Kinder*, nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen am Krankenbette. Nebst einem Anhange über die Convulsionen der Kinder und einigen praktischen Beobachtungen über verschiedene Gegenstände der Heilkunde. Ein Versuch von *Joseph Schneider*, der Philos. Doct., prakt. Arzte in Fulda, u. der mineral. Gesellsch. zu Jena Mitglied. 1805. 132 S. 8. (10 gr.)

Mit gespannter Erwartung ergriff Rec. vorliegende Schrift, deren Vf. in der Vorrede versichert, dass er den Kinnbackenkrampf der Neugebornen nicht allein ausführlich beschreiben wolle, sondern dass er auch diese Form des Uebelseyns aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachte, und nach einer ganz andern Methode behandele, als andere Aerzte. Rec. hat den Kinnbackenkrampf der Neugebornen leider sehr oft beobachtet und behandelt; er hat die meisten über diesen Gegenstand erschienenen Abhandlungen gelesen und sorgfältig geprüft; aber er hat auch in keiner eine wesentliche Belehrung, die für die Praxis entscheidend gewesen wäre, finden können. Diess gilt auch von der vorliegenden Schrift, wie es die gedrängte Inhaltsanzeige jedem belesenen und erfahrnen Arzte zeigen wird.

In Fulda ist der Kinnbackenkrampf so häufig, dass der Vf. im J. 1802. im Monat März innerhalb 14 Tagen sechs Kinder an dieser Krankheit zu behandeln hatte. Eine dortige Hebamme hat in neun Jahren dort den Trismus an mehr als an 60 Neugebornen wahrgenommen. Obschon die Lage der Stadt angenehmer und gesunder ist, als jene mancher Munizipalstädte, Flecken und Dörfer, besonders an den Rhöngebirgen: so ist doch der Kinnbackenkrampf in letztern sehr selten. Der Vf. glaubt den Ausdünstungen des an der Stadt nahe vorbeyfliessenden Fuldaflusses

fes einigermaſsen die Frequenz des Trismus in ſeinem Wohnorte zuſchreiben zu müſſen, da auch in Cajenne, wo zwey Drittel von allen Kindern daran ſterben, nur diejenigen davon befreyet bleiben, die durch Gehölze und Berge vor den Ausdünſtungen des Meeres geſchützt ſind. Nur die geſundeſten und vollkommenſten Kinder ſind der Krankheit am meiſten unterworfen, da hingegen die ſchwächlichen davon befreyet bleiben. Die gefährlichſte Zeit iſt vom zweyten bis zum ſiebenten Tage nach der Geburt; nach dem neunten Tage pflegen ſie nicht mehr davon befallen zu werden. — Rec. findet alles dieſes mit ſeinen Wahrnehmungen übereinſtimmend; auch in ſeinem an einem Fluſſe gelegenen Wohnorte iſt der Kinnbackenkrampf bey den Neugebornen ſehr häufig; da er hingegen auf dem Lande nur ſelten vorkommt. Nicht weit von der Hauptſtadt liegt ein Flecken an dem nämlichen Fluſſe, und auch hier iſt der Kinnbackenkrampf häufig genug. Unter drey Hebammen, die in der Haupſtadt wohnen, iſt eine, welche bey einer ausgebreiteten Praxis den Trismus nur ſelten beobachtet. Die Zeit, wo der Kinnbackenkrampf einzutreten pflegt, iſt beynahe nur auf jene Tage beſchränkt, worin der Nabelſtrang abzufallen pflegt. Dieſe Beobachtung und das Glück jener erwähnten Hebamme haben die Aufmerkſamkeit des Rec. ſo ſehr rege gemacht, daſs er fernere Unterſuchungen darüber anſtellen wird. — Nach den Beobachtungen des Vfs. ſaugen die Kinder, welche vom Trismus befallen werden, anfänglich *ganz ordentlich* an der Mutter Bruſt. Rec. hat *bemerkt*, daſs ſie gewöhnlich mit einer gewiſſen Heftigkeit anſaugen. Wenn ſich das Uebel auch erſt am fünften oder ſechſten Tage nach der Geburt ausbildete: ſo hatte die Krankheit doch gewöhnlich keine Vorläufer; Rec. fand ſehr häufig eine Neigung zur Leibesverſtopfung, ein Wimmern, ein Zuſammenziehen des Mundes, und einen von Zeit zu Zeit erſcheinenden blauen Ring um den Mund. In dieſer Periode ſchliefen die Kinder lange, und nahmen die Bruſt ſchon ſeltener an.

Unter die allgemeinen Urſachen des Trismus ſtellt der Vf. einen durch die Hand der Hebamme, durch die Geburtszange, oder durch Einkeilung entſtandenen Druck auf den Kindeskopf, ohne zu bedenken, daſs doch in allen von ihm beobachteten Fallen die Geburt leicht, ſchnell und regelmäſsig geweſen iſt. Rec. will es nicht läugnen, daſs Mangel an Sauerſtoff in der uns umgebenden Luft Krankheiten veranlaſſen kann; wie aber grade dadurch der Kinnbackenkrampf erzeugt werden ſoll, wird ihm aus folgender Erklärung des Vfs. noch nicht begreiflich: „durch den Mangel dieſes Lebensprincips (des Sauerſtoffs) wird die Senſibilität in den irritabeln Kieferorganen (warum gerade in dieſen?) abſolut depotenzirt, und da es denſelben an der nöthigen Receptivität für das negative Lebensprincip (?) fehlt: ſo können ſich die genannten irritabeln Organe nicht wieder gehörig ausdehnen, ſind und müſſen daher in demſelben Zuſtande von Contraction, d. h. im Krampfe verharren." (Dieſe Stelle kann zugleich dazu dienen, die Schreibart des Vfs. bemerklich zu machen. Es iſt wirklich unangenehm, in den meiſten mediciniſchen Schriften eine Sprache zu finden, die durch ihre Unverſtändlichkeit manches Unrichtige verbirgt. So rechnet der Vf. z. B. unter die allgemeinen Urſachen des Trismus zu geringe poſitive Eigenſchaft der Mutter- oder Ammenmilch, welche dem Kinde zu indifferent und ſchwer verdaulich iſt. Eine zu geringe poſitive Eigenſchaft der Milch iſt ein ſonderbarer Ausdruck, und das Indifferente iſt gerade das verdaulichſte. Die beſondere Urſache des Trismus ſucht der Vf. in dem heftigen Zorne und Aerger der Mutter während der Schwangerſchaft.) Auch Rec. hat den Kinnbackenkrampf vorzüglich bey jenen ſtarken, und dem Anſcheine nach geſunden Kindern entſtehen geſehen, deren Mütter ein ſehr reizbares Nervenſyſtem hatten, und während der Schwangerſchaft heftige oder anhaltende Nervenaffectionen erlitten. Was die Prognoſe und Behandlung dieſes Uebels betrifft: ſo findet man in vorliegender Schrift ebenfalls keine Belehrung, und wenn auch der Vf. die Ambra- und Moſchustinktur einigermaſsen zu empfehlen ſcheint: ſo zeigen doch die beygefügten Beobachtungen keinesweges, daſs dieſs theure Mittel von weſentlichem Nutzen geweſen ſey. Weil indeſſen jene Tinktur in andern ſpasmodiſchen Krankheiten angewendet zu werden verdient, und wirklich von dem Vf. bey Convulſionen und andern aſtheniſchen Zufällen mit Nutzen angewendet iſt: ſo theilt Rec. hier die im Bamberger Krankenhauſe gebräuchliche Formel mit: ℞ *Ambr. gris.* ʒj *Aeth. Vitr.* ℥ſs *St. per hor.* Xij *ſaepe agitando. dein add. Moſch.* ʒj *Liq. a. m. tt.* ℥iij. *M.* — Zum Schluſſe fügt der Vf. noch einige praktiſche Beobachtungen bey, und zwar 1) *Wirkung des Stützischen Mittels in aus ungeſchickter Aderlaß entſtandenen Nervenzufällen.* An der Aderlaſsſtelle, wo man ein kleines verhärtetes Knötchen unter der Vene fühlte, entſtand lange Zeit nachher ein ſo heftiger Schmerz, daſs jenes Knötchen ohne folgende Zuckungen nicht berührt, und ohne Lähmung des Arms nicht anhaltend gedrückt werden durfte. Einmal entſtand nicht allein eine Lähmung, ſondern wirklich der Anfang eines Trismus. Die abwechſelnde Anwendung des Opiums und des Laugenſalzes, in Verbindung einer in kauſtiſche Lauge getauchten und über die Aderlaſsſtelle gelegten Compreſſe, hob in fünf Tagen jene Zufälle gänzlich. — 2) *Geſchichte einer durch Queckſilbereinreibungen geheilten, mehr als zweyjährigen Lähmung der Halsmuſkeln.* Aromatiſche Bähungen und geiſtige Einreibungen bewirkten ſchon einige Beſſerung, welche bey dem Gebrauche der Queckſilber- und flüchtigen Salbe, und bey der Anwendung eines ledernen Halsbandes, wodurch der Hals gerade gehalten wurde, in vollkommene Heilung überging. In einem Zeitraume von 11 Wochen wurden 4 Loth Queckſilber-, und noch einmal ſo viel flüchtige Salbe ohne die geringſte nachtheilige Wirkung auf die Geſundheit des dreyjährigen Kindes angewendet. — 3) *Merkwürdige Geſchichte einer vernachläſſigten Scharlachkrankheit*, welche in ein intermittirendes Quotidianfieber und dann in einen Ab-

Abſceſs der Bruſthöhle überging. Merkwürdig iſt in dieſer Geſchichte, daſs der Vf. ſeinem fünfjährigen Patientchen — ſo ſchreibt der Vf. immer — ſo ſtarke Doſen Opium, China, Valeriana u. ſ. w. in Tropfen, Abſud und Lattwerge verordnete, als es nur irgend bey Erwachſenen zu geſchehen pflegt. Daſs Patientchen ſehr oft einen Widerwillen gegen alle Arzneyen bekam, war wohl nicht die einzige Folge der Behandlung dieſer langwierigen Krankheit. — 4) *Warnung für angehende Aerzte in Rückſicht der Anwendung des Opiums in Krankheitsfällen.* Dieſe Warnung ſteht hinter der eben erwähnten Krankheitsgeſchichte am rechten Orte. Hier verſchluckte ein Bauernweib aus Unverſtand alle vier Stunden anderthalb Gran Opium und Brechwurzel nicht allein ohne Nachtheil, ſondern mit dem glücklichen Erfolge, daſs ihre Gichtbeſchwerden verſchwanden; dort wagte ein Arzt dem dreyjährigen kranken Kinde alle halbe Stunden zwey Tropfen Eckardſcher Opiumtinktur, und einigemal 5—6 Tropfen Sydenhams Laudanum auf einmal zu geben.

PÄDAGOGIK.

ZERBST, b. Kramer: *Gedanken, Vorſchläge und Wünſche zur Verbeſſerung des Landſchulweſens,* nebſt einem Anhange von *drey Schulpredigten* gleichen Inhalts, allen Patrioten und Kinderfreunden zur nähern Prüfung beſcheiden vorgelegt von *Joh. Chriſtian Tiemann,* Paſtor in Dannigko, Wallwitz und Pöthen. 1805. 154 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. vermehrt die Zahl der würdigen Männer, die mit Ueberlegung und Wärme für die nothwendige Verbeſſerung der Landſchulen reden, und da er ſelbſt ein und dreiſsig Jahr in Schulen gearbeitet und beobachtet hat: ſo berechtigt ihn auch Erfahrung, das Wort zu führen. Daſs er vieles verwirft und vieles fordert, was Andere vor ihm ſchon verwarfen und forderten, verzeiht man ihm gern, wenn man lieſt, wie nöthig er fand, es zu wiederholen, da dem Uebel noch nicht abgeholfen iſt. Er klagt daher, wie ſchon viele thaten, über die ſchlechten Lehrbücher, und ſchlägt beſſere vor; dringt auf Bibelauszüge nach den Worten der Lutheriſchen Ueberſetzung, mit kurzen Erklärungen; will eine getheilte Schule haben, ſo daſs die Erwachſenern ſie zu einer andern Zeit als die Kleinern beſuchen ſollen, und thut Vorſchläge zu dieſer Einrichtung. Die Schulaufſicht findet er nicht ſicher genug in den Händen der Prediger, nach der bisherigen Einrichtung, die Superintendenten kommen ihm zu ſelten und forſchen nicht tief genug; er ſchlägt daher vor, für gewiſſe Bezirke der Diöces Schulcommiſſarien aus den einſichtsvollſten und achtbarſten Predigern zu ernennen, und weiſt ihren Gehalt nach. — Die angehängten Schulpredigten entſprechen ihrem Zwecke.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Ansbach,* b. Haneiſens W.: *Ueber den Eidſchwur nach Grundſätzen des Chriſtenthums.* 1804. 62 S. 8. (6 gr.) — Der ungenannte Vf. iſt, wie es ſcheint, durch die einſeitigen Behauptungen der Kantiſchen Sittenlehrer über die Moralität des Eides beſtimmt worden, auch ein Wort über dieſe wichtige Angelegenheit mitzuſprechen. Er iſt, wie billig, für ſeine Unentbehrlichkeit; aber unter milden Bedingungen und weiſen Einſchränkungen. Was er ſagt, iſt zwar weder neu, noch gründlich, zuſammenhängend und folgerecht; aber was läſst ſich auch über einen Gegenſtand von dieſem Umfange in einer kleinen Schrift von vier Bogen erwarten, welche mehr die flüchtige Gewandtheit eines Geſchäftsmannes, als die forſchende Gründlichkeit des Denkers und des Gelehrten zu verrathen ſcheint! Wenige Bemerkungen werden hinreichen, dieſes Urtheil zu beſtätigen. Der Vf. tadelt (S. 10.) Hn. *Malblanc,* daſs er dem Eide mit der Religion einerley Urſprung gegeben habe, weil es nicht glaublich ſey, daſs der rohe Menſch ſeine Wahrhaftigkeit ſofort durch den Gedanken an Gott betheuert habe. Aber iſt denn der Gedanke an Gott nicht die höchſte Vernunftidee und mit ihr die Quelle aller Wahrheit, und deutet nicht das *„wahrhaftig in Gott,"* welches noch jetzt, auch der rohe Menſch, ſo häufig im Munde führt, auf den genauen Zuſammenhang beider hin? S. 14.: „Dem aufgeklärten Bekenner einer moraliſchen Religion kann der Eid entweder *ganz entbehrlich* ſcheinen, oder (er) läſst ihn für nichts anderes, als (für) eine *Verſicherung,* wie ſie der *wahrhaftige* Menſch überhaupt geben kann, gelten." Dieſer bekannte Gemeinſpruch ſagt etwas ſehr zweydeutiges: denn wahrhaftig iſt nur der vernünftige, und vernünftig, im vollen Sinne des Worts, iſt nur der religiöſe Menſch; wer aber immer mit Religion denkt und ſpricht, handelt ſeinem Grundſatze auch beym Eide gemäſs, und betrachtet ihn folglich keineswegs als etwas Entbehrliches. Viel zu ſchnell geht der Vf. (S. 20.) über die Frage hinweg: *ob es nicht beſſer wäre, den Eid von der Religion unabhängig zu machen?* In vielen Fällen könnte ſich der Staat mit den Betheurungen bey der bürgerlichen Ehre genügen, weil er die Verletzung derſelben allein zu ſtrafen befugt, und ſelbſt im Stande iſt. Die religiöſen Betheurungen, oder Eide im ſtrengen Sinne des Worts, ſollten nur für die wichtigſten Angelegenheiten aufbewahrt werden. Was (S. 25 f.) über die Zuläſſigkeit des Eides nach den Grundſätzen des Chriſtenthums geſagt wird, iſt bey weitem nicht zureichend, den ſcheinbaren Widerſpruch zu heben, der in dem bekannten Verbote bey Matthäus und Jacobus liegt; und noch dürftiger iſt die Epiſode (S. 33 ff.) von dem Verhältniſſe des Chriſtenthums (der chriſtlichen Kirche) zum Staate, über welches der ſcharfſinnige Vf. der Hieropolis (S. 35.) eine weit beſſere Auskunft hätte geben können. Der Weg der chriſtlichen Kirche geht allerdings durch den Staat, und ſeine weiſen Zwangsgebote werden durch ſie Geſetze des Gewiſſens; aber der Zweck der Kirche, religiöſe Ausbildung und Veredlung des Menſchen als Bürgers in einem göttlichen Reiche, geht über die Gränzen des Staates weit hinaus, und darf daher dem ſeinigen eben ſo wenig *untergeordnet* werden (S. 40.), als die Vernunft dem Verſtande, oder als die Klugheit der Weisheit. Wir zweifeln nicht, daſs ſich dieſe Erinnerungen dem Vf. von ſelbſt würden dargeboten haben, wenn er die in ſeiner kleinen Schrift gegebenen Fingerzeige hätte weiter verfolgen, oder ſeine Ideen überhaupt in einem gröſsern Umfange darſtellen wollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1807.

PHILOSOPHIE.

Koburg u. Leipzig, in d. Sinner. Buchh.: *Das Lehrbuch der Menschenliebe*, von *Johann Heinrich Weismann*, der Phil. D. 1805. XIV u. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

„Durch das Lehrbuch der Menschenliebe werden die wissenschaftlichen Geisteswerke mit einer neuen Art bereichert. Auch die griechischen Philosophen haben nicht vorgearbeitet, und unter allen Akademien der Wissenschaften ist nicht eine einzige, der die Menschenliebe als Wissenschaft je Gedanke gewesen wäre. Ich habe aus der Idee der Menschenliebe das Ideal des Lehrbuches vollständig abgeleitet, und die Bearbeitung desselben ist mir so gelungen, dass ich damit zufrieden bin. Um dem Urtheile über die Bearbeitung die richtige Richtung zu geben, erinnre ich hier, dass in dem Lehrbuche der Menschenliebe keine Voraussetzung statt findet, das heisst, dass kein *Bestandtheil*, kein Glied desselben als ein aus einer andern Wissenschaft bekanntes Lehrstück angenommen werden darf." — So lässt sich der Vf. in der Vorrede vernehmen. In der Einleitung S. IX. giebt er uns seine Definition der Menschenliebe zum Besten. Nachdem der Vf. behauptet hat, dass geistige Empfindungen, moralische Gefühle, sofern sie als Aeusserungen einer besondern Kraft der geistigen Natur angenommen werden, Täuschungen sind; dass in der geistigen Menschennatur alles Gedanke, und folglich auch die Menschenliebe nichts anders sey, beschreibt er dieselbe also: „Sie ist ein *zur Veredlung der Menschheit thätiges Streben.*" Unter Menschheit wird sowohl das Wesen, wodurch sich der Mensch von jedem andern Dinge unterscheidet, als auch zweytens das ganze Menschengeschlecht verstanden. Das Veredeln der Menschheit besteht darin, dass die Menschen ihrer Natur würdig werden. Die Menschennatur ist ein idealisches Ding, welches wir durch die Beobachtung kennen lernen, und ist im Kinde wie im Greise, im Hottentotten und Chinesen die nämliche (S. X.). Sofern die Menschenliebe als Charakter des veredelten Menschen genommen wird, ist sie die *selbstständliche;* ist sie der Inhalt eines Lehrbuches, so ist sie die *gegenständliche.* Der ganze Inhalt des Lehrbuches zerfällt in drey Haupttheile: Der *erste* enthält die Lehre von der geistigen Menschennatur, der *zweyte* die dieser gemäse Bildungslehre, der *dritte* die Pflichtlehre (S. XIII.). Jeglichem dieser Haupttheile hat der Vf. etwas vorgesetzt, das er Oeffnung nennt. Diese Oeffnung sagt von dem ersten Haupttheile aus, dass er in *drey* Abschnitte zerfalle, 1) in die Lehre vom wesentlichen, 2) die Lehre von dem ausserwesentlichen Zustande der Menschennatur, 3) die Lehre von der Bestimmung des Menschen.

In Betreff des *ersten* Stücks offenbart sich die geistige Menschennatur dem Menschen wie sie ist. In diesem Satze liegen zwey Urtheile: *a*) Die geistige Menschennatur offenbart sich dem Menschen, weil er Wirkungen hervorbringt, die durch seinen Gliederbau nicht möglich sind. — *b*) Sie offenbart sich wie sie ist, weil man die Ursache durch ihre Wirkungen erkennt, z. B. den Apfelbaum durch den Apfel, der auf ihm gewachsen ist. — Die geistige Menschennatur offenbart sich dem Menschen als eine mit unabhängiger Thätigkeit, was ausser und in ihm ist und geschieht, beleuchtet darstellende Kraft (S. 6.). Beleuchtet ist die Darstellung, weil wir den Gegenstand dadurch unterscheiden. Die unabhängige Thätigkeit ist mit der Freyheit dasselbe. Sie bezeichnet das zweyte wesentliche Merkmal der einzigen Kraft, aus welcher unsre ganze geistige Natur besteht, unsrer Denkkraft. Freyheit äussert sich einzig und allein beym Denken. Wo gedacht wird, da äussert sich die Freyheit, und wo die Freyheit sich äussert, da wird gedacht. Die Philosophen schwatzen von einer Freyheit des Willens, von einer absoluten Freyheit, von einer intelligibeln Freyheit, und wissen selbst nicht, was sie wollen (S. 24.). (Rec. muss bemerklich machen, dass die Philosophen, wenn sie von Freyheit reden, etwas höheres meynen, als die Denkkraft, welches sogar zur Möglichkeit der letztern vorausgehen muss, und dass des Vfs. Raisonnement auf jeden Fall sehr ins Wilde geht.) Die geistige Menschennatur ist eine einzige Kraft, und zwar freye Denkkraft. Der Wille ist Gedanke; geistiges Gefühl, Trieb, Impuls sind Worte ohne Gedanken. Es geschieht beym Denken, dass die Darstellung entweder sich zweyet, so dass die eine als Gegenstand gilt, die andre als das Bild, und beide von dem nämlichen Lichtstrahle, Bewusstseyn umleuchtet werden, oder dass Gedanke und Gegenstand in eins zusammenfliessen. Im ersten Falle nenne ich das Denken *übergehendes*, im zweyten *inbleibendes* Denken (S. 28.). (Der Vf. ist Idealist. Geistige Thätigkeit bricht sich zum Object und Subject.) Die geistige Menschennatur ist eine Substanz, und zwar eine einfache Substanz. Der Geist und der Gliederbau sind zu einem Ganzen vereiniget, das die Menschheit im Daseyn Darstellende, der Mensch; und wir haben keinen Grund zu behaupten oder zu fürchten, dass mit dem sterbenden Gliederbaue der Geist des Menschen sterbe.

In Beziehung auf Nr. 2. sind das Vermögen und die Empfänglichkeit der geistigen Menschennatur bey verschiednen Menschen verschieden (S. 50 f.), und dieser ausserwesentliche Zustand hat einen allgemeinen und besondern Anfang, jenen macht das Daseyn, diesen die Thätigkeit. Der besondre Anfang des ausserwesentlichen Zustandes wird gemacht durch das Stärken des Vermögens und das Bereichern der Empfänglichkeit der geistigen Menschennatur (S. 43.). Sehr ausführlich ist der Vf. über das angenehme oder unangenehme Bewusstseyn des Denkens; er kommt auf das Gewissen (S. 50.), auf den Schlaf (S. 52.), und sagt: jeder Mensch könne Gedanken angenehmen oder unangenehmen Bewusstseyns denken, ohne dass er sie durch Bewegungen des Gliederbaues und durch Handlungen äussere (S. 55.). Die Punkte, an denen die Bildung geschehen muss, sind das Bewusstseyn, das Verhältniss des übergehenden Gedankens und die Leitung der Handlung (S. 60.). Ueberlegen heisst: untersuchen, ob der übergehende Gedanke sich durch Handlung äussern soll oder nicht. Wählen heisst: untersuchen ob der übergehende Gedanke durch die Handlung *A.* oder durch die Handlung *B.* sich äussern soll; und der Gedanke, der in einem jeden dieser zwey Fälle entscheidet, heisst Entschluss. Die Wahl kann erfolgt seyn, und die Handlung kann dennoch auch nicht erfolgen, man kann sich nämlich — *irren* (S. 68.).

In Beziehung auf Nr. 3. heisst es (S. 79.) jedes daseyende Ding habe seine Bestimmung, welche man erkennen kann, also erkenne man auch die Bestimmung des Menschen. Sie ist, im Allgemeinen: dass er als freyer denkender Geist sich behaupte, als solcher in die Harmonie des Ganzen einstimme, die Gottheit kenne, verehre und anbete und durch dieses Bewusstseyn sich beselige. Seine besondre Bestimmung ist: dass er in dem Umfang dieses Erdenlebens durch Menschenliebe thätig, an der Veredlung der Menschheit arbeite, und dadurch den Menschen das irdische Leben versüsse und sie und sich zu einem neuen Leben vorbereite. *Popes* Versuch über den Menschen ist nach dem Vf. ganz missglückt, weil der Dichter den Irrthum hegt: Alles was ist, ist recht.

Der *zweyte* Haupttheil enthält die der geistigen Natur gemäse Bildungslehre. In der demselben vorangehenden Oeffnung sehen wir, dass er aus *zwey* Abschnitten besteht, nämlich aus der *Stärkung des Vermögens* und aus *Bereicherung der Empfänglichkeit.* Die Menschenliebe muss Gemeingeist seyn, sie muss gelehret und die Menschen müssen dazu gebildet werden. In Beziehung auf die Stärkung des Vermögens, welche sowohl im Allgemeinen als im Besondern geschehn kann, werden allerley Dinge ausführlich abgehandelt, z. B. die Verschiedenheit der Begriffe, ob sie sinnlich oder nicht sinnlich, einfach oder zusammengesetzt sind, und ihre Unterordnung nach der Logik, dann auch die Urtheile nach ihrem verschiednen Charakter. Die Bildung zur Menschenliebe ist demnach nach des Vfs. Lehrbuch, bis dahin folgende: „In dem *ersten* Abschnitte der geistigen Naturlehre lernt der Mensch seine geistige Natur als eine freye Kraft des Bewusstseyns kennen. Sie ist unabhängig vom Gliederbau, heisst Geist, Vernunft, Seele. Sogleich bey der Oeffnung des *zweyten* Abschnittes der geistigen Naturlehre wird der Mensch überzeugt, dass seine Vernunft als Natur nur Vermögen und Empfänglichkeit hat. Hierauf werden die Hauptarten ihrer Kraftäusserung dem allgemeinen Begriffe derselben, *dem mit Bewusstseyn umleuchteten Darstellen*, *dem Denken*, nach den zwey wesentlichen Bestandtheilen desselben untergeordnet. In Betreff der Darstellung ist das Denken entweder inbleibendes oder übergehendes; in Betreff des Bewusstseyns ist es angenehmes oder unangenehmes Bewusstseyns, oder gleichgültiges Denken. Bey dem übergehenden Denken wird ein doppelter Zustand wahrgenommen. Dem übergehenden Gedanken erfolget entweder die That ohne Zwischenraum oder so, dass zwischen dem idealischen Daseyn des Gedankens und der ihm erfolgenden That ein Zwischenraum statt findet. In diesem zweyten Zustande offenbaret unsre geistige Natur ihr ganzes Wahlgeschäft; dieser Zustand ist uns daher eine wahre Lichtquelle, aus welcher wir reichlich alles schöpfen können, was wir wissen müssen, wenn wir uns edel stolz rühmen wollen, Kenner der Freyheit unsers Geistes zu seyn" (S. 132. 134.). Die Menschenliebe wird dem Geiste des Menschen Gedanke angenehmen Bewusstseyns, wenn die Bestimmung des Menschen dem Geiste des Menschen herrschender Gedanke wird (S. 161.). In der Oeffnung zum *zweyten* Abschnitte wird gesagt, dass die Empfänglichkeit bereichert wird durch *Kenntnisse.* Dahin gehören: 1) Theologie, 2) Kenntniss der Stände der Menschen, deren die Vernunft nur zwey anerkennt, den geistigen oder gelehrten Stand, und das Volk; wobey auch vom Staat und von der Sclaverey als einer mit der Gleichheit der Menschen unvereinbaren Sache, geredet wird.

Im *dritten* Haupttheil folgt die Pflichtlehre. Die Oeffnung dieses Theils sagt: die Pflichtlehre der Menschenliebe sey der Inbegriff desjenigen, was nach der Idee der Menschenliebe die Menschen sich für einander thun und leisten müssen. Im *ersten* Abschnitte dieses Theils lehrt der Vf. die Pflichten der Menschenliebe ohne, im *zweyten* mit Rücksicht auf die sittliche Eigenschaft des Menschen (S. 232.). Es wird geredet vom Zweykampf, dieser ehrlosen Büberey (S. 241.), von Hurenhäusern (S. 242.), dass die Menschen sich vor Lebensgefahr einander sichern und mit guten Nahrungsmitteln versorgen sollen (S. 247.); dass Prachtkleidung und Prachtwohnung Thorheit sind; dass die Menschen sich das Leben angenehm machen müssen (S. 252.). Sie sollen sich aber auch veredeln (S. 256.). Der gute Mensch muss belohnt, der böse bestraft werden (S. 270. 271.). Soll also der Mensch zur Menschenliebe veredelt werden, so muss er sich erstlich überzeugt haben, dass diess möglich ist. Ist der Mensch so vorbereitet, so wird die Bildung desselben unternommen. Ist hier das Geschäft gelungen, so ist es einer Ode werth. Ist der Geist des Menschen zur Stärke und Kennt-

Kenntniss gekommen, so gehet er über zur Pflichtlehre. „Hieraus ist einleuchtend, dass die unter dem Namen der *Sittenlehre* daseyenden Pflichtbücher mit dem Lehrbuch der Menschenliebe nicht verglichen werden können. Diese Sittenlehren haben, wenn sie nicht ganz grundlos sind, nur vorausgesetzte Grundlage, und diese vorausgesetzte Grundlage ist eine mit Dichtungen geschwängerte Seelenlehre; darum kann in diesen Büchern auch an die Bildungslehre nicht gedacht werden: denn eine nur vorausgesetzte und noch dazu erdichtete und unwahre geistige Naturlehre macht dem Pflichtlehrer alle Geistesbildung unmöglich. Das Lehrbuch der Menschenliebe behauptet sich also durch das Ideal, nach welchem ich es ausgearbeitet habe, unter den wissenschaftlichen Geisteswerken als eine neue Art. Es ist, unabhängig von jeder andern Wissenschaft, für sich bestehend, und hat zu der Veredlung der Menschheit das Verhältniss des untrüglichen und vollkommen zureichenden Mittels" (S. 276.)

Man sieht, dieses Lehrbuch hat den Vorzug, dass es, *schon* nach dem gegebnen Abrisse, sich selber ausspricht. Rec. will desswegen weder etwas Gutes noch Schlimmes darüber sagen, und weiss auch von ihm weder das Eine noch das Andre zu sagen. Man kann es ohne Schaden und Vortheil lesen. Diese Beschaffenheit scheint auch des Geisteswerkes *neue Art* zu seyn. Sein Vf. ist überdem vollkommen damit zufrieden. Was will man mehr?

Leipzig u. Züllichau, in d. Darnmann. Buchh.: *Kalliope und ihre Schwestern.* Ein ästhetischer Versuch den Manen *Kants* und *Herders* zur Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt geweiht, von *Wilh. Traugott Krug.* 1805. 203 S. 8. (20 gr.)

Ein Buch, welches den Namen der neun Musen auf dem Titel führt, und den Manen solcher Männer, als *Kant* und *Herder*, geweiht ist, berechtigt zu nicht geringen Erwartungen. Ueberhaupt aber muss eine jede Untersuchung über Kunst und Schönheit mit Genialität ausgerüstet seyn, wenn sie dem Leser Befriedigung und Freude, und dem Vf. Dank gewähren soll. Nichts ist ermüdender, als ein Hin- und Herschwatzen über Kunstgebilde und über das Wesen der Schönheit, die sich nur in verwandten Geistern spiegeln und mit lebendiger Kraft einem Genius zeigen können, aus dessen Fülle sie hätten hervorgehen mögen. Trivialität weiss nie das Ungemeine zu würdigen, und wird eine fortlaufende Sünde wider den guten Geschmack begehen, indem sie durch Darreichung ihrer besten Habe demselben ein wohlgefälliges Opfer zu bringen meynt. Wir fürchten, dem Vf., dessen sonstige Verdienste wir nicht herabwürdigen wollen, habe der innre Ruf Kalliopens und ihrer Schwestern gefehlt, der *Herdern* laut und vernehmlich tönte, und bey *Kant*, ungeachtet seiner leiseren Stimme, durch Originalität der Anschauung und Schärfe des philosophischen Geistes ersetzt wurde.

Gleich zu Anfang der gegenwärtigen Schrift glaubt Rec. eine Flachheit des Stils und der Gedanken zu finden. Die erste Vorlesung (Kalliope überschrieben) beginnt damit: „Unter den mannichfaltigen Gegenständen, welche wir um uns her wahrnehmen, giebt es einige, welche die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Menschen ganz vorzüglich fesseln und das Gemüth des Beschauers mit immer neuem Vergnügen erfüllen. Unwillkürlich werden wir von ihnen angezogen, und, indem wir sie betrachten, von Gefühlen durchdrungen, die uns selbst die Sprache rauben können. (!) Wer von Ihnen, meine hochzuehrende Herren, denkt, indem ich diess sage, nicht sogleich an diejenigen Objecte, welche wir *schön* nennen, oder welchen wir die *Schönheit* als ein charakteristisches Merkmal beylegen?" — Man erinnert sich bey diesem Eingange unwillkürlich der Schulchrien. Der Vf. bestimmt die Schönheit nicht als sinnlich wahrnehmbare Vollkommenheit, auch nicht als Einheit in der Mannichfaltigkeit des Wahrgenommenen, sondern weist auf die *Form* zurück (wobey zu bemerken ist, dass *Form* stets Einheit eines Mannichfaltigen ist). Dafür, dass die Form hauptsächlich das Schöne bestimme, wird angeführt (S. 14.): „Es ist höchst merkwürdig, dass die Kunst sogar Dinge hervorbringen kann, welche von der Gesetzmässigkeit der Natur in ihren Producten abweichen, und daher als widernatürlich erscheinen, aber doch nicht als hässlich missfallen, sobald nur sonst ihre *Gestalt* dem Schönheitssinne angemessen ist. So wird bekanntlich die Natur selbst, als Ernährerin alles Lebendigen von der Kunst unter dem Bilde eines Weibes mit vielen Brüsten dargestellt, ohne dass diese Form wegen ihrer Abweichung von der natürlichen Gestalt des Weibes als hässlich beurtheilt wird." — Hierüber muss sich Rec. wundern. Es hat ihm immer geschienen, als sey jene Darstellung der *Natur* ein groser Missgriff der Kunst, jenes Weib mit hundert Brüsten schlechthin hässlich, und das blosse Product eines kalten Verstandesbegriffs, ohne schöne Phantasie. So auch widerstreben die S. 15. angeführten Chimären, Cyclopen, den Bildungen der Kunst, und man muss sie nicht, wie der Vf. thut, mit geflügelten Genieen in eine Klasse setzen. S. 16. wird die Schönheit als eine *„vorzügliche Eigenschaft* gewisser Dinge, welche durch *Natur oder Kunst* hervorgebracht sind," betrachtet; und am Ende heisst es: „Schönheit ist eine Eigenschaft sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, welche wohlgefällt oder ein Lustgefühl erregt." Rec. begreift nicht, wie die Schönheit eine *Eigenschaft* seyn kann, sie ist vielmehr das Ganze selbst. Ein gutes Gedicht hat z. B. nicht die *Eigenschaft* schön zu seyn, sondern es ist eben nichts anders als schön.

Die Gegenstände, welche wohlgefallen, werden nun von Hn. *K.* in drey Klassen, in angenehme, gute und schöne getheilt. Am Ende ists aber doch nur immer ihre Form, der sich so etwas nachsagen lässt. Denn (S. 56.) die Schönheit liegt einzig in der *Form*, und jenes Wohlgefallen ist demnach ein formales. Das Gemüth wird *belustigt*, wenn sein Lebensgefühl erhöht wird (S. 68.). Das natürliche Bestreben des Menschen nach einer solchen leichten und belustigenden

den

den Beschäftigung kann man den *Spieltrieb* nennen, und darum entsteht oft Langeweile in der Gesellschaft, wenn die Conversation nicht lebhaft und interessant genug ist, weswegen man auch seine Zuflucht zu den Karten und andern geselligen Spielen nimmt, welche den Geist in eine leichte Thätigkeit versetzen, als blinde Kuh, Pfänderspiel u. s. w. — „oder man nimmt während der Conversation selbst etwas zur Hand, was schon für sich auf eine leichte Art beschäftigt, ohne die Unterhaltung zu stören, um die etwa eintretenden leeren Augenblicke doch mit irgend etwas auszufüllen, als Tabackspfeifen, Strickstrümpfe u. s. w. — oder endlich, *was oft das beste ist*, wiewohl es für Unhöflichkeit oder Beweis von Mangel an Conversationsgabe gehalten wird, man überlässt sich in einer langweilenden Gesellschaft seinen eignen Träumereyen" (S. 69. 70.). — Der Vf. geht darauf zur Einbildungskraft über, welche er eine wunderbare Kraft nennt, — und diess alles steht unter der Aufschrift *Melpomene*. Auf die Frage: „welche Form wohl der Künstler einem Dinge zu geben habe, wenn er durch dasselbe als einen schönen Gegenstand unser Gemüth bezaubern und entzücken will?" — lässt sich nach S. 92. keine Antwort geben; also mag der Künstler in Gottes Namen Chimären und hundertbrüstige Weiber als Schönheitsideale darstellen.

Das Angeführte diene zur Charakteristik dieser neun Musen, oder Vorlesungen, und zur Ahndung des *Göttlichen*, was sie uns von ihrem Parnasse offenbaren. Da die übrigen Musen wohl *anders*, aber nicht in einem *andern Geiste* reden, als Kalliope und Melpomene: so brauchen wir über sie nichts weiter hinzu zu fügen.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Gehlens Erben: *Taschenbuch für Kauf- und Handelsleute. Auf das Jahr* 1803. Herausgegeben von *Joh. Mich. Edlen v. Zimmerl*, Kais. Königl. Rath u. s. w. bey dem nied. östr. Merkantil- und Wechselgerichte. 432 S. und 3½ Bog. Register. 8. (2 Rthlr.)

Ein gut gearbeitetes Verzeichniss aller Grosshsten, Kauf- und Handelsleute, Künstler u. s. w., in und ausserhalb Wien, und den kaiserlich östreichischen Erbstaaten, welches daher Schumanns Handlung von Wien u. s. w. weit zurück lässt. Es ist eins der vollständigsten in seiner Art, das in den deutschen Buchhandel gekommen ist. Zuförderst wird von Wien; hierauf von den übrigen Städten und Ortschaften in Oestreich; dann von Ungarn und Mähren u. s. w. bey jedem Geschäfte in alphabetischer Ordnung gehandelt. — Zu diesem Namen- und Firmen-Verzeichniss, von 272 S., gehört das Namen-Register von 58 S., mit Rückweisung auf die Seiten, wo die Firma von diesem oder jenem Hause anzutreffen ist. S. 273 — 288. handelt der Vf. von dem Ursprunge der Wechsel, wo er, nachdem er die Meinungen von *Savary*, *Montesquieu*, *Ricard*, *Siegel*, *Dupuy*, *Fischer*, *Beckmann*, *von Stetten*, *Runde* und *von Martens* kurz aus einander gesetzt hat, zuletzt *von Martens* beytritt, und einige Wechsel aus dem XIV. XV. und XVIten Jahrhundert anhängt. Was S. 289 — 314. von dem Nutzen und dem Vortheile der Wechsel und des Wechselwesens; dem Wechselgelde und dessen Pari; dem Wechsel-Curse und der Wechselreuterey vorkommt, ist meist nach *Büsch* und *Behrens* abgehandelt. Die Uebersetzung des Entwurfs des französischen *Wechselrechts*, der bekanntlich zu Paris im J. X. (1802.) heraus kam, und die hier S. 315 — 342. abgedruckt worden, hat, nach des Rec. Einsicht, keinen Nutzen, da dieses Project, noch zur Zeit, in Frankreich zu keiner Gesetzkraft erhoben worden. Alles was in Wechselsachen bey den Franzosen rechtskräftig seyn soll, wird in und ausser Gerichte, meistens nach der *Ordon. de Louis* XIV. behandelt, indem es an einem positiven Wechsel-Rechte in Frankreich noch in diesem Augenblik mangelt. — Uebrigens hat sich der Vf. durch mehrere zweckmässig ausgearbeitete Schriften schon seit mehrern Jahren bekannt gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Bremen*, b. Seyffert: *Gemeinfassliche Lehre* von *Logarithmen*, für Anfänger und zum Selbstunterricht, ohne Voraussetzung höherer analytischer Kenntnisse. Von *G. L. Grote*. 1804. 74 S. 8. (6 gr.) — Des Vfs. Absicht war, Anfängern das Studium der Logarithmen etwas zu erleichtern; er macht keinen Anspruch auf neue Lehren; aber das Bekannte, mit Ausnahme des zur höhern Mathematik gehörigen, trägt er mit so viel Ordnung, Gründlichkeit und Deutlichkeit vor, dass man seiner Schrift den Beyfall nicht versagen kann. Er erklärt zuerst die Logarithmen überhaupt aus der Potenzenlehre, und schränkt sich dann besonders auf die Briggischen ein. Die gewöhnliche Art den Logarithmen einer Zahl durch Einschliessung in immer engere Gränzen zu berechnen, wird gründlich gezeigt und durch ein Beyspiel erläutert. Es werden auch Nachrichten von logarithmischen Tafeln gegeben, und mit Hülfe derselben Vorschriften zur Auffindung der Logarithmen für grössere Zahlen, als die Tafeln enthalten, mitgetheilt, eben so wie man hinwiederum aus jedem Logarithmen die ihm zugehörige Zahl findet. Dann folgen: die Bestimmung des Models, um den Briggischen Logarithmen in den, zu einem andern System gehörigen, zu verwandeln; Gebrauch der arithmetischen Ergänzung in Fällen, wo Logarithmen subtrahirt werden sollen; mannichfaltiger Nutzen und Gebrauch der Logarithmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Februar 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Bern, b. Stämpfli: *Allgemeines Militair-Reglement für den Schweizerischen Bundesverein.* 1804. 47 S. gr. 8. inclusive 11 Tabellen, worunter 5 zum Herausschlagen.

2) *Ebendas.*, b. Ebendemf.: *Verordnung über die Militair-Verfassung des Kantons Bern.* 1805. 80 S. gr. 8. nebst 8 Tabellen, worunter 7 zum Herausschlagen.

Bey Anzeige des zuerst genannten, vermöge eines Beschlusses der Tagsatzung vom 22sten Jun. 1804. eingeführten Reglements, das eine ganz neue Organisation aufstellt, wird Rec. mehr ins Detail gehen müssen, als es ihm eigentlich die Bogenzahl desselben erlaubt.

Der Mediations-Acte zufolge beschloss die Tagsatzung, dass ein eidgenossisches, gegen 15,000 Mann starkes, Contingent-Corps gebildet, und jederzeit, *bey erforderlichen* Fällen, den Verfügungen der *verfassungsmäsigen* obersten Bundesbehörde überlassen werden sollte. Die Bildung des eidgenossischen Contingent-Corps muss so beschaffen seyn, dass die Nachtheile, welche mit einem jeden Militair-Föderativ-System verbunden sind, so viel als möglich gehoben, oder wenigstens vermindert werden. — Die Militair-Organisation eines jeden Kantons muss so beschaffen seyn, dass die schleunige Versammlung der zum Succurs-Corps gehörigen Mannschaft nicht nur jederzeit leicht und mit der erforderlichen Ordnung vollzogen werden könne, sondern auch so, dass die Kantonal-Organisation die Bildung eines allgemeinen Schweizerischen Contingent-Corps, nach den organischen Fundamental-Grundsätzen der Taktik, unmittelbar bezwecke; daher in Rücksicht der verschiedenen Waffen-Arten ein zweckmäsiges Verhältniss beobachtet, und sowohl die topographische Beschaffenheit der Schweiz, als auch die besondern Kräfte, Lagen und Gebräuche eines jeden Kantons in Anschlag gebracht werden müssen. — Für jeden Kanton sollen die verschiedenen Arten von Truppen, die er bey seinem Contingent aufzustellen hat, festgesetzt werden, und jeder Kanton muss in Kriegszeiten den Abgang bey seinem Contingent ergänzen und auf vollzähligen Fuss erhalten. — Die Scharfschützen-Compagnieen müssen daher vorzüglich in denjenigen Kantonen aufgestellt werden, wo man einerseits die besten Schützen findet, und andrerseits die meiste Schwierigkeit haben würde, demjenigen Fussvolk, welches eigentlich in geschlossener Ordnung zu fechten bestimmt ist, den erforderlichen Unterricht und Uebung in seinen Evolutionen zu verschaffen. — Die zum Contingent-Corps erforderliche Artillerie muss vorzüglich durch diejenigen Kantone geliefert werden, in denen sich das meiste Geschütz und die Mittel zu dem Unterricht der Artillerie vorfinden. Diejenigen Kantone, welche die meisten Pferde haben, sind hauptsächlich im Stande, eine leichte Reuterey zu liefern.

Die Contingent-Truppen werden auf Unkosten ihrer Kantone gebildet und in den Waffen geübt; allein, so bald die Truppen auf Befehl der Tagsatzung oder des Landammanns ausrücken müssen, werden sie aus einer gemeindeidgenossischen Kriegs-Casse besoldet. — Es soll ein eidgenossischer Generalstab aufgestellt werden, welchem die Oberaufsicht und Leitung über alle Contingents-Truppen und alle diese Truppen-Corps betreffende Militair-Einrichtungen übertragen werden kann. — Bey Ausbruch eines Krieges ernennt die Tagsatzung den Obergeneral zur eidgenossischen Armee, welcher unmittelbar unter ihren Befehlen steht. Ist aber das zu versammelnde Corps nicht stark genug, um einem General das Commando desselben aufzutragen: so überträgt der Landammann der Schweiz einem der eidgenossischen, brevetirten Obersten, ohne Rücksicht auf Anciennetät, das Obercommando über dasselbe, mit der Benennung eines Obercommandanten. — In Ansehung der Verpflegung soll ein eidgenossisches Ober-Kriegs-Commissariat aufgestellt werden, welches in drey verschiedene Zweige, als: in *Zahlamt*, *Verpflegungs-* und *Fuhrwesen-Commissariat*, abgetheilt wird. Das Ober-Kriegs-Commissariat hat auch für die Anlegung von Militair-Spitälern zu sorgen.

Es soll für das auf 15,000 Mann sich belaufende Contingent-Corps d'Armee eine verhältnissmäsige Anzahl Geschütz mit allem dem dazu gehörigen in Bereitschaft gehalten werden, und die zu dessen Bedienung erforderliche Mannschaft einen integrirenden Theil desselben ausmachen. Es wird den Bataillons ausschliesslich keine Artillerie angewiesen, sondern deren Vertheilung bleibt den Einsichten des commandirenden Generals überlassen.

Es soll ein Oberquartiermeister-Stab oder Feld-Ingenieur-Corps errichtet werden, dem dieselben Functionen, als denen der übrigen Armeen, zum Grunde liegen. Die Officiers des Quartiermeister-Stabs werden als Feld-Ingenieurs gebraucht, und in Kriegszeiten durch die erforderliche Zahl erfahrner Officiers von verschiedenen Waffen vermehrt, um die wichtigen Geschäfte eines Quartiermeister-Stabs zu besorgen.

Die

Die Subordination und Kriegszucht soll bey den Contingents-Truppen unter allen Graden in Dienstsachen zwar strenge, aber auf eine wahrhaft republicanische und dem National-Charakter der Schweizer angemessene Art gehandhabt werden. Es soll daher ein Militair-Codex für sämmtliche Contingents-Truppen abgefasst und in Vollziehung gesetzt werden, wenn eine zu jenem Corps gehörende Truppe auf dem Kriegsfuss stehend erklärt ist. Die Milderung der Militair-Gesetze in Friedenszeiten ist die Sache der Regierung der Kantone, so lange nämlich die Contingents-Truppen eines Kantons nicht mit denjenigen anderer Kantone gemeinschaftlich dienen müssen, oder als in eidgenossischem Sold stehend erklärt sind. — Bey sich ereignenden Fällen soll demnach ein eidgenossisches Ober-Kriegs-Gericht zusammenberufen werden, welches nach den eidgenossischen Kriegs-Gesetzen in erster und letzter Instanz über die unter eidgenossischem Commando stehenden Militaire richtet. — Nach den Umständen soll überdiess bey einem jeden Bataillon ein aus mehreren Officiers, Unterofficiers und Gemeinen bestehendes Militair-Gericht, unter Präsidium des Bataillons-Commandanten, zusammenberufen werden, welches nach den abzufassenden eidgenossischen Militair-Gesetzen über höhere Militair-Vergehen richtet, und nur Capital-Fälle an ein eidgenossisches Ober-Kriegs-Gericht zu weisen hat.

Der theoretische und praktische Unterricht der verschiedenen Waffen soll in allen Kantonen gleichförmig, und so vollständig als möglich seyn. Zu diesem Ende sollen bestimmte, jedoch sehr einfache Dienst- und Exercier-Reglements für sämmtliche Contingents-Truppen abgefasst und genau befolgt werden. Die Local-Beschaffenheit der Schweiz erfordert, dass das sämmtliche Fussvolk in dem besondern Dienst der leichten Infanterie unterrichtet werde; und daher soll das Zielschiessen als eine wesentliche Sache bey allem schweizerischen Fussvolk in Uebung erhalten und von den Kantons-Regierungen begünstigt werden.

Diejenigen Kantons, welche von Zeit zu Zeit beträchtliche Truppen-Corps zu grossen Waffenübungen versammeln wollen, werden hierzu von der Tagsatzung, nach vorher gemachter Anzeige an den Hn. Landammann der Schweiz, bevollmächtigt.

Nachdem nun obige Hauptgrundsätze als Grundlage des ganzen eidgenossischen Militair-Systems festgesetzt sind, beschliesst die Tagsatzung ferner die Anwendung und Ausführung derselben, wie folget: *Bildung der Hauptabtheilungen des eidgenossischen Contingent-Corps.* Von diesen Abtheilungen, die hier unter den Buchstaben *A, B, C, D, E, F, G, H* begriffen sind, wird Rec. das Wichtigste ausheben. Dem zufolge sollen die zum eidgenossischen Contingent-Corps gehörenden Truppen in sieben Legionen abgetheilt werden, und zwar nach Inhalt der Tabelle Nr. I. — Nach dieser Tabelle bilden folgende Kantons: *Ury*, *Schwytz*, *Unterwalden*, *Luzern*, *Glarus*, *Zug*, die erste Legion, die 1843 Mann stark ist; *Bündten* und *Tessin* die zweyte zu 2102 Mann; *Appenzell*, *St. Gallen*, *Thurgau* die dritte zu 2636 M.; *Zürich* und *Schaffhausen* die vierte zu 2162 M.; *Basel* und *Aargau* die fünfte zu 1614 M.; *Bern* und *Solothurn* die sechste zu 2744 M.; und *Freyburg* und *Waadt* die siebente zu 2102 M. Summa 15,203 Mann. Aus der Tabelle ersieht man die Zahl der Truppen, wie auch die der verschiedenen Waffenarten, die ein jeder dieser Kantons zu geben hat. So liefert z. B. *Bern*, als der grösste Kanton, die höchste Totalsumme von 2290 Mann, da hingegen der Kanton *Zug*, als der kleinste, nur 125 Mann zum Contingent giebt. — Die zu diesen Legionen gehörenden Truppen sollen vorläufig in Bataillons und Compagnieen eingetheilt, und erst nachdem sämmtliche Truppen auf diese Weise versammelt und dem eidgenossischen Obercommando zur Disposition überlassen worden sind, können sie in Brigaden, und diese wiederum in Divisionen und Flügel abgetheilt werden. — Ein Bataillon soll aus 5 Compagnieen und einem Stab bestehen, und von einem Obristlieutenant als Bataillons-Commandanten angeführt werden. — Die Organisation der Contingents-Truppen in Compagnieen und Bataillons muss in Rücksicht der Officiers- und Unterofficiers-Chargen und in Beziehung ihrer Abtheilung in Pelotons und Züge für alle Kantone genau die nämliche seyn, und zwar soll sie sowohl für die Stärke der Bataillons und Compagnieen, als deren Stab und Prima-Plana, nach der Tabelle Nr. II. *a. b.* bestimmt, und kein Kanton befugt seyn, seinem Contingent zu einem eidgenossischen Corps eine andere zu geben. Das *Verhältniss* des Oberofficiers zu der Mannschaft beruht übrigens auf dem allgemeinen Grundsatz: dass je auf 20 bis 25 Mann ein Officier gerechnet wird. — Nach der oben angeführten Tabelle Nr. II. *a.* besteht die Formation eines Bataillon-Stabs (der Füsiliere, leichter Infanterie oder Jäger, Scharfschützen, Dragoner) aus 1 Oberstlieutenant, 1 Aidemajor mit Hauptmanns-Rang, 1 zweyten Adjudanten, mit Unterlieutenants-Rang, 1 Quartiermeister, mit Oberlieutenants-Rang, 1 Fähndrich, mit Unterlieutenants-Rang, 1 Bataillon-Chirurgus, 2 Unter-Chirurgi, 1 Feldprediger, 1 Tambour-Major, 1 Stabs-Furier, 1 Wagenmeister, 1 Büchsenschmidt, 1 Schneidermeister, 1 Schustermeister, 1 Provos; Summa, aus 16 Personen; der Artillerie-Stab aber aus 2 Oberstlieutenants, 2 Aidemajors u. s. w., 4 Adjudanten u. s. w., 2 Quartiermeister, 2 Bataillons-Chirurgen, 4 Unter-Chirurgen, 1 Tambour-Major, 1 Stabs-Furier, 1 Schneidermeister, 1 Schustermeister und 1 Provos; Summa, aus 21 Personen. — Nach der zweyten Tabelle Nr. II. *b.* besteht die Prima-Plana aller verschiedenen Compagnieen aus folgendem Personale, als erstlich eine *Füsilier*-Compagnie aus 1 Hauptmann, 1 Oberlieutenant, 1 ersten Unterlieutenant und 1 zweyten Unterlieutenant, 1 Feldwebel, 1 Fourier, 4 Wachtmeister, 1 Frater, 8 Corporalen, 1 Zimmermann, 2 Tambouren, 1 Pfeifer und 77 Gemeinen; Summa aus 100 Köpfen. Eine Compagnie *leichter Infanterie* hat dasselbe Personale. Eine *Scharfschützen*-Compagnie hat im Ganzen dasselbe Personale; aber keinen Zimmermann und keine Tambours; dagegen

gegen aber 2 Waldhornisten und 59 Gemeine; Summa 80 Köpfe. Eine *Artillerie*-Compagnie hat 2 Wachtmeister mehr als die obbenannten Compagnieen; dagegen aber 2 Corporale weniger, keinen Zimmermann, 2 Tamboure, 6 Bombardiere und 53 Gemeine; Summa 80 Köpfe. Eine *Dragoner*-Compagnie hat keinen zweyten Unterlieutenant, nur 2 Wachtmeister, 4 Corporale, keinen Zimmermann; dagegen aber 1 Schmidt, 2 Trompeter, aber nur 35 Gemeine; Summa 50 Köpfe. — Wenn zwey Dragoner-Compagnieen zusammen dienen (stossen) sollen: so übernimmt der ältere Hauptmann das Commando mit dem Titel eines Rittmeisters. — Der Rang der versammelten Bataillons unter sich wird durch das Loos auf Anordnung des Oberbefehlshabers bestimmt, so wie auch der Rang der Compagnieen und Officiere in den componirten Bataillons auf Anordnung des Bataillons-Commandanten regulirt werden soll.

Die Artillerie der gemeineidgenossischen Armee *ist auf* dem in dem Feld-Etat Nr. III. angenommenen *Fuss* festgesetzt. Sie wird in Divisionen abgetheilt, deren Zusammensetzung die Tabelle Nr. IV. *a. b. c.* vorschreibt. Bey einer jeden Division befindet sich die Prima-Plana einer Artillerie-Compagnie. — Nach der Tabelle Nr. III. besteht nun *der Etat der Feld-Artillerie des eidgenossischen Contingent-Corps, sammt Zubehörde*, aus folgendem: erstlich, das *Materielle oder Kriegs-Geräthschaft* aus 66 Stücken Geschütz von verschiedenem Caliber, 90 Munitions-Wagen, 39 Park-*Wagen, und* 12 vorräthigen Lafetten; das *Fuhrwesen* aus 236 Fuhrknechten und 736 Pferden; die *Mannschaft* aus einem Stabe von 21 Köpfen, ferner aus 21 Pionniers, 40 Pontonniers. Das *Ober-Wagen-Amt* besteht aus 37 und das *Feldzeug-Amt* aus 10 Köpfen; ferner aus 23 Arbeitern oder Handwerkern, und aus 960 Officiers, Unter-Officiers und gemeinen Kanoniers, sammt Ergänzungs-Depot. — Die Vertheilung der Mannschaft auf die Kantone ist bereits in der Tabelle Nr. I. enthalten.

Die Tabelle Nr. IV. enthält nun unter *a. b. c.* das Personale des *großen* und *kleinen Stabs;* der *Divisions-* und *Ergänzungs-Artillerie;* der *Pionniere* und *Pontonniere;* des *Ober-Wagen-* und *Feldzeug-Amts* und der *Handwerker*, welches speciell hier anzuführen zu weitläufig seyn dürfte. — Der Artillerie-Stab wird bey einem Auszug auf den Vorschlag des General-Inspectors von der obersten Bundesbehörde ernannt. Zu dem Artillerie-Stab sollen eigentlich auch das Feldzeug-Amt, das Wagen-Amt und die Handwerker gerechnet werden. Die Ergänzungs-Artillerie bleibt allezeit im Park *en dépot.* — Der zum Aufschlagen einer Brücke erforderliche Train wird erst in der Folge, und je nach Beschaffenheit der Umstände, bestimmt und angeordnet werden. — Es soll in den Artillerie-Parks und Depots kein Pulver für die Berner Kaliber angenommen werden, das schwächer als das gewöhnliche Berner Kanonen-Pulver ist; und für die französischen keins, das schwächer ist, als $\frac{60}{100}$tel des gedachten Berner Pulvers. — Als Haupt-Stationen der eidgenossischen Artillerie-Parks und grossen Depots sind *Bern* und *Zürich* bestimmt; die Aufstellung der kleinern Reserve-Depots hängt von besondern Umständen ab, und bleibt alsdann dem eidgenossischen Ober-Commando vorzuschlagen überlassen.

Nun folgt *die Bildung der Central-Militair-Behörden.* Hiernach besteht der *Inspections-General-Stab* aus 1 General-Inspector, 1 Oberst-Quartiermeister, 1 Inspector der Artillerie, eidgenossischen Obersten, aus einer unbestimmten Anzahl eidgenossischer Obersten, deren jedoch in gewöhnlichen Zeiten nicht mehr als zwölf und nicht weniger als sieben seyn sollen. Ferner werden hierzu gerechnet 2 Flügel-Adjudanten, mit Oberstlieutenants- oder auch Oberst-Rang, und eine unbestimmte Anzahl Stabs-Adjudanten mit Hauptmanns-Rang, für den General-Inspector und jeden eidgenossischen Oberst einen, den sie selbst wählen; ein Oberst-Richter und ein Stabs-Auditeur. Diese beiden werden nur dann erwählt, wenn ein eidgenossisches Kriegsgericht aufgestellt wird; nach Auflösung des Kriegsgerichts hört auch ihre Anstellung auf. — Der, von der Tagsatzung aufgestellte eidgenossische General-Stab ist in Friedenszeiten ohne Besoldung, und mithin auch nicht eigentlich in Activität. — Die eidgenossischen Obersten nehmen unter sich den Rang nach dem Datum ihres Brevets. Wenn aber ein eidgenossischer Oberst als Ober-Commandant angestellt wäre und seine Functionen beendigt sind: so tritt er in seinen vorher gehabten Rang zurück, und kann bey einer andern Gelegenheit wiederum als untergeordneter Oberst angestellt werden. — Wenn ein so beträchtliches Truppen-Corps aufgestellt werden sollte, dass nöthig erachtet würde, einen Chef des General-Stabs zu ernennen: so wird die oberste Bundesbehörde denselben aus der Zahl der eidgenossischen Obersten oder Oberstlieutenants erwählen. — Einer der beiden Flügel-Adjudanten ist für beständig auf eidgenossische Kosten bey dem Landammann der Eidgenossenschaft angestellt, der andere aber zieht in Kriegszeiten mit dem jedesmaligen Oberbefehlshaber ins Feld.

Das *Feld-Ingenieur-Corps* besteht aus 1 Oberst-Quartiermeister, 2 Oberstlieutenants und einer unbestimmten Anzahl Hauptleute und Lieutenants, deren jedoch in Friedenszeiten nicht minder als sechs, und nicht mehr als zwölf seyn sollen. Niemand soll in dieses Corps aufgenommen werden, der nicht Proben von seiner Fähigkeit durch ein von dem Oberst-Quartiermeister angestelltes Examen abgelegt hat. — Einem jeden General oder Ober-Commandanten, dem das Commando über ein besonderes Truppen-Corps aufgetragen wird, muss wenigstens ein Officier von dem Feld-Ingenieur-Corps beygegeben werden, wobey sich versteht, dass jeder General sich überdiess, gleich einem eidgenossischen Obersten, einen besondern Adjudanten wählt. — Der Oberst-Quartiermeister ist Vice-Präsident des Kriegs-Raths, falls ein solches für nöthig befunden und ihm nicht ein besonderes Commando übertragen wird. — In einer hier beygefügten Note werden die Functionen und Uebungen der

der Officiere des Quartiermeister - Stabs, die wohl mit denen aller Armeen übereinstimmen mögen, angeführt. — Das *Ober-Zahlmeister-Amt* besteht aus 1 Ober-Zahlmeister mit einigen untergeordneten Rechnungsführern; das *Ober-Kriegs-Commissariat* aber aus 1 Ober-Kriegs-Commissar mit einigen untergeordneten Kriegs-Commissaren. — Dem Commissariat liegt die Verproviantirung der Armee und die Anlegung der Magazine u. s. w. ob. Es steht unmittelbar unter der Leitung des Oberbefehlshabers, ohne dessen Bewilligung es keine Requisitionen ausschreiben darf. Dem Commissariat liegt ebenfalls die Einrichtung und Besorgung der Militair-Spitäler in Kriegszeiten ob. — Für das *Fuhrwesen* sorgt ebenfalls das Commissariat. Auf jedes Bataillon wird ein wohlversehener vierspänniger Munitionswagen, ein vierspänniger Bagagewagen und zwey dreyspännige Proviantwagen berechnet, welche von den Kantonen zu liefern sind; wenn aber die Umstände dieses Fuhrwerk entbehrlich machen und dasselbe nicht gefordert wird: so hat jeder Kanton dafür zu sorgen, dass auf jeden Mann seines Contingents wenigstens 60 scharfe Patronen mitgegeben werden.

Der *Kriegs-Rath* (wenn ein solcher in Kriegszeiten von der Tagsatzung aufzustellen für nothwendig erachtet wird) besteht aus 1 General-Inspector, Präsident, 1 Oberst-Quartiermeister, Vice-Präsident, 1 Inspector der Artillerie, 1 Ober-Kriegs-Commissar und 3 Obersten oder Oberstlieutenants, Summa 7 Personen, ausser der Kanzley. — Dieser von der Tagsatzung erwählte General-Stab bezieht in Friedenszeiten, und wenn er nicht in Function ist, keine Besoldung.

(Die Fortsetzung folgt.)

NATURGESCHICHTE.

CHEMNITZ, in d. Jacobäer. Buchh.: *Versuch einer Geschichte und Physiologie der Thiere.* Von *Johann Wilhelm Linck*, d. Phil. und Arzneyk. D. *Erster* Theil. 1805. 240 S. *Zweyter* Theil. 1805. 399 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Unter aller Kritik! Daher nur Einiges zur Anzeige des Inhalts und zum Beweise unserer Behauptung. Im *ersten* Kapitel: *Geschichte der Thiere*, giebt der Vf., um zu zeigen, dass er wisse, was diese sey, die Eintheilung derselben nach *Linné*, *Blumenbach*, und den neuern französischen Systematikern an, wobey *Crustaceen* durch *Knorpelwürmer!* *Radiaires* durch *strahlenförmige Würmer!* übersetzt sind. Das *zweyte* Kap. ist überschrieben: *Physiologie der Thiere*, und darnach soll sich die *reine Physiologie* (*P. pura*) bloss mit dem gesunden Zustande des Menschen beschäftigen. Er zerlegt sie in die *allgemeine Physiologie*. „Diese beschäftigt sich mit der Zergliederung der festen und flüssigen Theile, ihren Bestandtheilen, Kräften, ihrer äusserlichen Beschaffenheit und Klima," und „die *specielle* Physiologie, welche den verschiedenen Bau und die Verrichtungen der Eingeweide, nebst den besondern Verrichtungen der Thiere zum Gegenstande hat." Der ersten ist der *erste* Band, der andern der *zweyte* gewidmet. *Jener* handelt von den Thieren überhaupt, der Eintheilung und Zergliederung ihres Körpers, und der festen Theile desselben, der allgemeinen Bedeckung, dem Zellgewebe, den Haaren, Nägeln, Muskeln, Gefässen, Knochen, Hörnern, Eingeweiden, den flüssigen Theilen, den Grundstoffen der Thiere, den Bestandtheilen der festen und flüssigen Theile, den Kräften, der äusserlichen Beschaffenheit und dem Vaterlande der Thiere; *dieser* in der *ersten* Abtheilung von den Verrichtungen des thierischen Körpers, die in allgemeine und besondere, und jene in natürliche, Lebensverrichtungen, thierische und Geschlechtsverrichtungen eingetheilt werden; zu den besondern zählt Hr. *L.* die Wanderungen, die Anzeige der Zeit, die Winterruhe, das Alter, den Tod, die Fäulniss, die Menge, den Nutzen und den Schaden der Thiere. Die *zweyte* Abtheilung dieses Theils handelt von der Sammlung und Aufbewahrung der Thiere in Naturalienkabinetten. Schon die Ordnung, worin die Gegenstände abgehandelt sind, beweist jedem die gänzliche Unkunde des Vfs. in der Anatomie und Physiologie, noch mehr jede Seite. Statt Physiologie selbst findet man häufig nichts als die Kunstwörter, die von den Theilen gebraucht werden; noch dazu höchst unvollständig. Um aber noch mehr unser Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir nur noch Einiges ausheben. Im Kapitel *vom Kauen* beschreibt der Vf. erst dasselbe richtig, wie es bey den Säugthieren ist; zu bemerken, dass es bey *keinem* einzigen andern Thiere Statt finde, daran *denkt er nicht*, sondern beschreibt höchst unvollkommen statt dessen ihren Mund, und dabey heisst es: „Bey den Vögeln nennt man die zwischen dem Schnabel befindliche Oeffnung den Mund; er hat ebenfalls innerlich eine sehr weiche Bedeckung, die mit vielen Hautnerven versehen ist, und hierin scheinen einige Vögel den wirklichen Sinn des Gefühls zu besitzen, denn einige sind sehr empfindlich, dieses sieht man z. B. an den Enten, wenn sie mit dem Schnabel in Pfützen sondiren. Der Mund der Amphibien ist meistens rund oder länglich. Die Männchen der Fische (soll wahrscheinlich Frösche heissen) können durch Hülfe zweyer aus beiden Lippen hervortretenden Blasen ihren Mund sehr erweitern und aufblasen; bey dem Krokodill ist die Mundöffnung sehr weit, und der Mund bildet gleichsam einen verlängerten Rüssel; bey dem Drachenkopf (*Lacerta Dracaena*) ist die tief hintergehende Mundspalte mit einem blauen Saum eingefasst; die Schlangen können ihren Mund sehr weit ausdehnen." Wenn diese Beschreibung des Mundes der Vögel und Amphibien noch nicht zur Rechtfertigung unsers Urtheils hinreicht: so wollen wir nur noch hinzufügen, dass zu den Kräften der Thiere Wärmestoff, Luft und Licht gehören, dass der Bildungstrieb *vis imaginationis* heisse, dass die Hinterbeine der Wallfische in einen Schwanz zusammengewachsen sind, dass das *os tibiae* der Vögel mit Sehnen und einer Haut überzogen sey, welche vorwärts netzförmig oder in Schilder abgetheilt ist, und dass bey den Männchen der Hausvögel der Sporn daran sitze u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 6. Februar 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Bern, b. Stämpfli: *Allgemeines Militär-Reglement für den Schweizerischen Bundesverein.* u. s. w.
2) Ebendas., b. Ebendems.: *Verordnung über die Militär-Verfassung des Kantons Bern.* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 31. abgebrochenen Recension.*)

Das *Kriegsgericht* besteht aus 1 Oberstrichter, Präsident, 2 Staabsofficiren, 2 Hauptleuten, 2 Subalternen, 2 Unterofficieren, 2 Gemeinen und 1 Stabsauditor als Kläger, also aus 12 Personen ohne die Kanzley. Wenn wegen zu großer Entfernung mehrerer angestellten eidgenossischen Truppencorps mehr als ein Oberkriegsgericht erfordert würde: so ist der commandirende General bevollmächtigt, ein zweytes ähnliches Gericht aufzustellen. — *Bewaffnung.* Für die Munitionsgewehre, Dragoner-Karabiner und Pistolen soll das französische, bereits allgemein eingeführte zweylöthige Kaliber angenommen seyn, und *kein anderes* geduldet werden. Für die Stutzer der Scharfschützen hingegen wird kein Kaliber vorgeschrieben. — *Exerzier-Ordonnanz.* Die französische sehr einfache und zweckmäßige Ordonnanz vom August 1791. soll der gesammten eidgen. Miliz zur Grundlage dienen, und nach derselben sollen die Exerzierreglements verfertigt werden. — *Tambour-Ordonnanz.* Alle Märsche u. s. w. sollen überall unter den eidgen. Truppen die nämlichen seyn. — *Montirung.* Hier wird der Wunsch geäussert, dass wenigstens Legionsweise gleiche Kleidungen und Hüte angenommen werden möchten, den Scharfschützen aber die Annahme von dunkelgrün mit schwarz besonders empfohlen. Für sämmtliche zu den eidgen. Central-Militärbehörden gehörende Officiers soll eine besondere Uniform bestimmt und angenommen werden. Als Unterscheidungszeichen der verschiedenen Grade der eidgen. Truppen wird folgendes festgesetzt: Dem Korporal zwey leinene Schnüre quer hinter dem Aufschlag. Dem Wachtmeister eine Gold- oder Silberborde, nach Farbe der Knöpfe, auf gleiche Weise. Dem Feldwebel zwey ähnliche. Dem Unterlieutenant ein Epaulette von Gold oder Silber, nach Farbe d. Kn., mit Franzen und zwey himmelblauen drey Linien breiten Streifen der Länge nach. Der Oberlieutenant dasselbe nur mit einer Streife. Dem Hauptmann ganz Gold oder Silber mit Franzen. Dem Oberstlieutenant eine ganz goldene oder silberne Epaulette mit Bouillons. Dem Oberst zwey dergleichen. — Die einzeln Epauletten sollen auf der linken Schulter getragen werden, mit Ausnahme der Aide-Majors und Adjudanten, welche sie auf der rechten Schulter tragen. Contre-Epauletten sind erlaubt. — Als gemein eidgen. Feldzeichen wird die Dragone (Port d'epée) und Hutquaste (Cordon) von Gold mit himmelblau für alle Waffen gleich bestimmt, jedoch so, dass nur Stabsofficiere dieselben mit Bouillons, die übrigen Grade aber mit Franzen tragen. — *Besoldung und Verproviantirung.* Die Besoldung soll nach dem Fusse der Tabellen Nr. V — VIII. wo möglich alle vier Tage entrichtet und ausbezahlt werden; die Kantone werden entscheiden, ob ihren Contingenten auf dem Sold etwas Décompte inne behalten werden soll. Bey langwierigen Feldzügen soll den Unterofficiers und Gemeinen, von dem ersten Tag des dritten Monats an gerechnet, ein halber Batzen Zulage täglich als Décompte zur Verbesserung der Schuhe und der kleinen Montur entrichtet werden. Die fünfte Tabelle enthält den täglichen Besoldungsetat des eidgen. Generalstabs, nebst den täglichen Portionen und Rationen; die sechste aber den täglichen Besoldungs-, Portionen- und Rations-Etat des großen und kleinen Stabs eines Bataillons Infanterie und Artillerie. Hiernach hat der Oberstlieutenant der Infanterie täglich 6 Schweizer-Franken, der Oberstlieutenant bey der Artillerie aber 7 Franken; und so hat das Personale dieses Stabs bey der Artillerie, mit Ausnahme des Bataillons-Chirurgus, durchgehends mehr als das bey der Infanterie. Tab. 7. enthält den Besoldungsetat einer Compagnie Linien- oder leichter Infanterie und Scharfschützen. Nach diesem Etat hat der Hauptmann täglich 3 Schweizer Franken und 5 Batzen, 2 Portionen Brot, 2 Port. Fleisch und 1 Ration; der gemeine Soldat aber täglich 3 Batzen, 1 Portion Brot und 1 Port. Fleisch. Die achte Tabelle enthält den Besoldungsetat einer Compagnie Artillerie und einer Compagnie Cavallerie; bey ersterer hat der Hauptmann täglich 4 Schw. Franken, 2 Port. Brot, 2 Port. Fleisch und eine Ration, der Kanonier hingegen 3 Batz. 5 Rp. Bey letzterer aber hat der Hauptmann 4 Franken 5 Batz., eben so viel Brot und Fleisch, und 3 Rationen; der Reiter oder Gemeine hingegen 5 Batzen und 5 Rp. täglich. Es ergiebt sich hieraus, dass die Artillerie besser als die Infanterie, die Cavallerie aber wiederum besser, als beide erstere Waffenarten besoldet wird. Brot-, Fleisch- und Fourage-Portionen und Rationen sollen nur denjenigen verabfolgt werden, welche dieselben je nach ihrem Grade und laut dem Besoldungsetat zu fordern haben. — Brot und Fleisch soll wo möglich, alle zwey Tage ausgegeben, Fourage aber mag alle vier Tage entrichtet werden. — Die Rationen sollen bestehen aus: ½ Pfd. Rind- oder Kuhfleisch,

Corps zu befördern: so sollen alle Frühjahre bey der Hauptmusterung den Eigenthümern der 25 schönsten und besten Pferde eine Prämie von 1 Berner Ducaten in Gold ausgetheilt werden. Um Anspruch auf die Prämie zu haben, muss man das Pferd wenigstens seit einem Jahre besitzen. — Titel 10. enthält die *Reserve.* Diese begreift alle auf den Mannschaftslisten eingeschriebene waffenfähige Mannschaft vom zurückgelegten 16ten bis angetretenem 50sten Jahre, die nicht unter den Auszügern ist, in sich. Die Reserve wird in eine unbestimmte Anzahl von Stamm- und Reserve-Compagnieen eingetheilt, deren je fünf ein Reserve-Bataillon bilden. Die Prima-Plana der Reserve-Compagnie ist wie die der Auszüger-Compagnieen; die Stärke derselben hingegen ist unbestimmt, und kann von 150 bis 200 Mann und drüber gehn. Diejenigen, welche das 50ste Jahr erreicht haben, werden aus der Reserve entlassen. — Titel 11. *Bewaffnung.* Nach Vorschrift des allgemeinen Militair-Reglements für den schweizerischen Bundes-Verein (S. 24.) soll bey der eidgenossischen Armee für die Munitions-Gewehre, Dragoner-Karabiner und Pistolen kein anderes Kaliber als das zweylöthige geduldet werden. Das Gewehr des Berner Infanteristen hat einen 43 Zoll langen Lauf, der Anschlag ist 16½ Zoll lang, und die Lanze des Bajonets hat 15 Zoll Länge. Säbel haben, nächst den Officieren, bloss die Unterofficiere und Tambours. — Die Artillerie hat Infanterie-Gewehre, jedoch mit dem Unterschiede, dass der Lauf 5 Zoll kürzer ist. Uebrigens ist der Artillerist noch mit einer Infanterie-Patrontasche und mit einem Säbel versehen, dessen Klinge 20 Zoll lang, 1¾ Zoll breit, und auf dem Rücken wenigstens ¼ Zoll dick ist. — Die Pontonniers haben Säbel wie die Kanoniers, deren Rücken aber wie eine Säge ausgezackt sind. — Die Scharfschützen führen einen Stutzer, deren Lauf nicht unter 26 und nicht über 42 Zoll lang ist, mit einem Kaliber von 4 bis 7 Quintlein, und deren Stecher so eingerichtet ist, dass das Schloss auch ohne denselben kann losgedrückt werden. Statt des Tornisters hat der Scharfschütze einen Weidsack, und statt des Säbels ein Weidmesser, dessen Klinge gerade, allmählig zugespitzt, 20 Zoll lang, und beym Griff 1¾ Zoll breit ist. Der Griff ist von schwarzem Holze. Die Officiere dieser Waffe haben Stutzer, Weidsack und stählerne Säbel. — Es ist den Scharfschützen erlaubt, ihre Armatur selbst anzuschaffen, in so fern sie der Hauptmann genehmigt; da ihnen alsdann der Werth einer Infanterie-Armatur, nach dem Tarif, aus der Militair-Casse vergütet werden soll. — Die Cavallerie führt einen Reiter-Säbel nach dem Modell, welches sich im Zeughause befindet, hier aber nicht beschrieben wird; ein paar Reiter-Pistolen, und eine kleine Patrontasche von weissem Büffelleder. — Die Pferde-Equipage besteht aus einem *englischen* Sattel, oder nur einem sogenannten Bock- oder Sattelbaum, sammt allem, was dazu gehört, als Wulst und Kissen auf den Bock, Pistolen-Hälftern, Ober- und Untergurt, Schwanzriemen, Vorderzeug, Steigbügel und Riemen. (Es wird kein deutscher Sattel gutgethan.) — Eine Husaren-Schabracke über den Sattel von dunkelgrünem Tuch mit Carmisin bordirt und nach der Ordonnanz geschnitten u. s. w. — Die Steigbügel, die Muscheln am Gebiss und die Placke am Vorderzeug sind von Messing. Alle Schnallen am Zaum, Trense, Vorderzeug, Gurt und Schwanzriemen sind geschwärzt. — Titel 12. *Fahnen.* Die ehemaligen Berner Fahnen, roth und schwarz geflammt, mit einem weissen Kreuz, sind wieder angenommen, und sollen die nunmehrigen Fahnen denselben vollkommen gleich gemacht werden. — Jedes Bataillon hat nur eine Fahne, welche bey dem Oberstlieutenant verwahrt wird, wenn er nämlich in der Nähe des angewiesenen Bataillons-Sammelplatzes wohnt. Ist er entfernt davon: so wird sie im nächstgelegenen oberamtlichen Schloss aufbewahrt. — Die zwey Dragoner-Compagnieen haben jede ihre Standarte, die auf die ehemalige Art gemacht sind, und im Zeughause aufbewahrt werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Altenburg*, in der Schnuphase. Buchh.: *Joh. Chr. Hellbachs Unterricht über Brand-, Verhüth-, Lösch- und Rettung in Feuersgefahr*, besonders für Landleute. 1805. 54 S. 8. — Hr. *H.* hat Recht, wenn er behauptet, dass die Vff. der Volksbücher, die seit einiger Zeit erscheinen, sich die Gränze nicht genau genug bestimmen, innerhalb welcher sie dem Publicum nützlich seyn wollen. So sind z. B. Bücher für Schulen theils mit unrichtigen, theils mit unpassenden, theils mit überflüssigen, der Jugend nicht eben nothwendigen, Lehren angefüllt. Er hat sich daher in seinen Vorschlägen nur auf das beschränkt, was Laien aus der untersten Volksklasse und Kindern zu wissen nöthig ist, und diese Absicht hat er auf wenigen Blättern wohl erreicht. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass dergleichen kleine und wohlfeile Volksbücher von den Gemeinden angekauft, und den Schullehrern zum Lesen mitgetheilt würden. So ähnlich sich auch die meisten derselben sind: so ist doch selten eins, das sich nicht vor einem andern durch Stellung der Materien, durch eigene Bemerkungen und durch eine neue Ansicht, wären es auch nur anscheinende Kleinigkeiten, empföhle, welches zusammengenommen die Aufmerksamkeit bey Lehrern und Kindern immer von Neuem erwecken, und diesen so wichtigen Gegenstand von mehrern Seiten interessant machen muss. Dass aber unter allen Dingen, welche man den Kindern ausser dem Gewöhnlichen in Schulen lehrt, nichts so nöthig sey, als Feuergeschichten und Vorsichtslehren, und dass dadurch in der Zukunft unaussprechlicher Nutzen verbreitet werden kann, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Bern, b. Stämpfli: *Allgemeines Militair-Reglement für den Schweizerischen Bundesverein.* u. s. w.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Verordnung über die Militair-Verfassung des Kantons Bern.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 32. abgebrochenen Recension.*)

Titel 13. *Kleidung.* Die Infanterie hat einen Rock von dunkelblauem Tuch, vorn gerade hinunter mit einer Reihe von 12 Knöpfen bis unter den Bauch zugeknöpft, so dass man das Kamisol nicht sehe, über die Brust gehörig weit u. s. w.; und Beinkleider von dunkelblauem Tuch, die sehr weit hinaufgehn und mit einem Hosenträger getragen werden. Statt des Kamisols (der Weste) ein weisses Gilet mit aufgestelltem (stehendem) Kragen und einer Reihe kleiner Knöpfe, die einen Zoll von einander abstehen. Knöpfe weiss, von Metall, halb bombirt (convex). Huth, ein sogenannter Scharfschützen-Huth, dessen Kopf 6 Zoll hoch, der Rand 3 Zoll breit, mit einem Eisendraht eingefasst, auf der linken Seite aufgeschlagen, und diess aufgeschlagene Blatt 8 Zoll hoch und mit schwarzem Band eingefasst; ein weisser Knopf, einen Zoll unter der Mitte des Blatts angesetzt; eine weisse, glatte, ½ Zoll breite wollene Huthlitze; ein ¾ Zoll breites weisses wollenes Band um den Kopf; eine kameelharne Cocarde, 2 Zoll im Durchmesser, oben am Blatt, unter der Litze angenäht; ein grüner, 10 Zoll langer Federbusch, dessen Rand auf der rechten Seite etwas rund aufwärts gebogen wird. Schwarze Halsbinden, mit einer weissen Streife. Kamaschen von schwarzem Tuch oder Ratine, die bis mitten an die Wade herauf kommen, obendurch rund herumgeschnitten; überzogene Knöpfe. Schuhe von Kalbleder mit starken Sohlen. Die Officiers tragen Halbstiefeln, dreyeckige Hüthe mit silberner Litze, weissem Knopf, Cocarde mit grünem Federbusch, die Huthquasten nach ihrem Rang. Die Beinkleider der Officiere sind von hellblauem Tuch mit einem ungarischen Knopf von Silber-Borde und galonirter Naht. Ueberdiess haben die Officiere noch einen Ueberrock von grau melirtem Tuch. — Die Röcke der Kanoniere und Pontonniere sind von dunkelblauem, und die der Scharfschützen von dunkelgrünem Tuche, aber kurz. Die Cavallerie hat ebenfalls kurze dunkelgrüne Röcke. Uebrigens sind alle diese Montirungen durch verschiedene farbige Aufschläge oder Einfassungen von einander unterschieden. Die Cavallerie hat, statt der Hüthe, Czako's von schwarzem Filz, die oben 1 Zoll breiter als unten, und mit einem 2 Zoll breiten Rand oder Schirm, und mit Litzen, Band, Cocarde und Federbusch versehen sind. Die Cavallerie trägt ferner, nächst langen Hosen; Halbstiefel und eiserne angeschraubte Sporn. — Sämmtliche hier angeführte und nicht angeführte Montirungen fand Rec. sehr zweckmässig gewählt, und es scheint, als wenn man hier zum ersten Mal erst den Nutzen, und alsdann die schöne Form in Erwägung gezogen habe; welches leider so selten bey andern Armeen geschieht, wo man gemeiniglich nur darauf bedacht ist, ein schönes Aeussere zu bewirken, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Soldat in seiner Montirung freyen Spielraum habe, und ob ihn diese gehörig gegen die böse Witterung schütze Und doch ist diess gewiss ein Hauptgrund so vieler epidemischen Krankheiten, die in allen Feldzügen so leicht einzutreten und überhand zu nehmen pflegen. — Titel 14. enthält die *Distinctionszeichen* aller *Ober-* und *Unterofficiere*, und übrigen Militair-Beamten. Erstere unterscheiden sich durch Epauletts und Federbüsche; letztere durch den Besatz von Tressen und Schnüre. Die Officiere aller Waffen und Grade tragen im Dienst eine roth und schwarze Schärpe über den Rock um den Leib. — Die Knöpfe der Czako und Hüthe sind mit Numern bezeichnet, die bey der Infanterie von 1 bis 36, bey der Artillerie von 1 bis 6, bey den Scharfschützen von 1 bis 4, und bey der Cavallerie von 1 bis 2, nach dem Rang, den die Departementer unter sich haben, zählen. — Titel 15. *Besoldung* und *Verpflegung.* Sämmtliche Departemental-Militair-Behörden werden aus der Militair-Casse salarirt. Die Besoldung der Truppen ist von doppelter Art: 1) der Eidgenossische, 2) der Bernersche Besoldungsfuss. Der zweyte ist etwas schwächer, als der erste, und wird gebraucht, so lange die Truppen im Sold des Kantons stehn. Beide sind auf den Tabellen Nr. 2, 3, 4, 5, 6 und 7. ausgesetzt. Tab. 2. enthält den Besoldungs-Etat des grossen und kleinen Artillerie-Stabs, und des grossen und kleinen Bataillon-Stabs auf dem Bernerischen Fusse. Bey diesem erstern hat der Oberst-Commandant täglich 8 Schweizer-Franken Gehalt und 3 Portionen Brod, 3 Port. Fleisch, und 4 Rationen; der Oberstlieutenant, als Chef des zweyten, aber nur 5 Franken Gehalt, 3 Port. Brod, 3 P. Fleisch und 2 Rationen. Tab. 3. enthält den Besoldungs-Etat einer Compagnie Infanterie oder Scharfschützen auf dem Bernerischen und auf dem Eidgenossischen Fuss. Nach ersterem hat ein Hauptmann täglich 3 Franken, 2 Port. Brod, 2 P. Fleisch und 1 Ration; nach dem zweyten aber täglich 3 Fr. 5 Batzen, Portionen und Rationen gleich. Der Gehalt des Gemeinen ist bey beiden gleich. —

Eine Compagnie Infanterie kostet auf dem Eidgenössischen Fuss täglich an Sold 40 Fr. 7 Batz. und 5 Rp.; an Brod 101 Port., an Fleisch 101 P., und an Furage 1 Ration. Auf Bernerischen Fuss täglich 38 Fr. 7 Batz. und 5 Rp. Die Portionen und Rationen sind gleich. Tab. 4. enthält den Besoldungs-Etat einer Compagnie Artillerie nach beiden obbenannten Füssen. Auf dem Berner Besoldungs-Fusse kostet eine solche Comp. täglich an Sold 39 S. Fr. 2 Batz. und 5 Rp., an Brod 81 Portionen, an Fleisch 81 Port., und an Furage 1 Ration; auf dem Eidgen. Fuss aber an Sold 41 Fr. 2 Batz. und 5 Rp., an Brod 81 Port., an Fleisch 81 P., und an Furage 1 Rat. Tab. 5. enthält den Bes. Etat des Feldzeug-Amts und des Ingenieur-Corps auf Bern. Fuss; Tab. 6. den Bes. Etat des Wagen-Amts und des Pontonnier-Corps und der Handwerker-Compagnie auf Bern. Fuss; und Tab. 7. den Bes. Etat der Cavallerie auf Bernerischen und Eidgen. Fuss. — Vom Feldwebel abwärts wird jedem Mann täglich ein Batzen Décompte inne behalten. Das Prêt (die Löhnung) soll alle vier, die Brod- und Fleisch-Portionen alle zwey, die Furage aber alle vier Tage ausgetheilt werden. — Die Portionen sollen bestehen aus ½ Pfd. Rind- oder Kuhfleisch, 1½ Pfd. Brod, von eingängigem gemahlnem Korne oder Weizen; die Rationen aber aus ⅛ Mass Haber für Reit- und Zugpferde, 15 Pfd. Heu für Reit- und 20 Pfd. für Zugpferde. Stroh und Holz wird durch das Commissariat nach seiner darüber vorhandenen Instruction geliefert. — Werden die Rationen in Geld vergütet: so wird jedesmal bey einem Zug, Lager u. s. w. der Preis bestimmt. — In der Garnison zu Bern beziehen die Officiers keine Rationen. — Ausser derselben wird ihnen das Brod und Fleisch nach dem gemachten Preise vergütet, wenn sie es nicht in Natura beziehen wollen; die Furage hingegen wird nur für die effectiv gehaltenen Pferde geliefert. — Titel 16. *Fuhrwesen.* Alle militairische Fuhren, worunter auch die Schanz-Fuhren gehören, haften auf dem ganzen Kanton oder allen Kirchgemeinden desselben, und die Regierung hat in allen militairischen und andern dringenden Fällen das unbeschränkte Requisitions-Recht von Fuhrwerken, wofür dann eine den Umständen und der Beschwerlichkeit des Dienstes angemessene Vergütung bestimmt und geleistet werden soll u. s. w. — Titel 17. *Kriegszucht.* Wenn die Berner Truppen bey einer Gemein-Bundsgenossischen Armee oder unter dem Central-Commando stehen: so werden sie nach dem durch die Tagsatzung festgesetzten Gesetze gerichtet; für den besondern Dienst im Kanton hingegen wird der kleine Rath die nöthigen Vorschriften für die Mannszucht und Kriegsvergehen entwerfen und dem grosen Rathe zur Genehmigung vorlegen. — Die Einführung und Handhabung der gehörigen Subordination und Disciplin, wozu die augenblickliche Bestrafung wesentlich beyträgt, muss vorzüglich den Chefs de Corps obliegen, welche jedoch für die Officiers auf eine Competenz von 14tägiger, und für die Gemeinen von 20tägiger, mehr oder weniger geschärfter Gefangenschaft eingeschränkt werden. — Treten Fälle ein, welche eine strenge Bestrafung nöthig machen; so wird der Chef des Corps die Sache vor das Bataillons-Kriegsgericht bringen, welches darüber abzusprechen hat. — Ein Bataillons-Kriegsgericht soll demnach bestehen aus dem Oberstlieutenant, als Präsident, 2 Hauptleuten, 1 Oberlieutenant, 1 Unterlieutenant, 1 Unterofficier, 1 Gemeiner, und dem Quartiermeister, als Auditeur. — Die Hauptleute werden nach der Anciennetät dazu genommen. — Der Oberstlieutenant, vereint mit ihnen, ernennt die 2 Subalternen, den Unterofficier und den Gemeinen. — Beym Artillerie-Regiment präsidirt der Oberst. — Kriminal-Fälle werden dem Staatsrath einberichtet, der entscheidet, vor welches Tribunal sie gehören. — Titel 18. *Ernennung* und *Avancement.* Die Erwählung der Departements-Commandanten geschieht durch einen einfachen Vorschlag der Militair-Commission an den Staatsrath, welcher denselben nebst beliebiger Vermehrung dem kleinen Rathe vorlegt. — Die Ernennung der Quartier-Hauptleute geschieht auf einfachen Vorschlag des Departements-Commandanten an die Militair-Commission, die ihn dem Staatsrath ohne Vermehrung vorlegt, welcher denselben, im Fall der Nichtgenehmigung, der Militair-Commission zurückschickt. — Die Trüllmeister werden durch die Departements-Commandanten angestellt und durch die Militair-Commission brevetirt, und können auch wieder, auf Begehren des Departements-Commandanten, durch die *Militair-Commission* abgesetzt werden. — Stabs-Officiere und *Hauptleute* werden auf den einfachen Vorschlag des Staatsraths von dem kleinen Rath erwählt; er kann aber diesen Vorschlag nach seinem Gutbefinden vermehren. Subaltern-Officiers von dem Staatsrathe. — Der kleine Stab, bey der Infanterie vom Stabs-Furier, bey der Artillerie vom Secretair abwärts, wird durch die Militair-Commission, auf Vorschlag der Chefs der Corps, ernannt und brevetirt. — Zu Bataillons- und Unter-Chirurgen dürfen nur patentirte Wundärzte vorgeschlagen werden. — Die Unterofficiers, Fraters, Bombardiers, Zimmerleute, Tambours, Waldhornisten und Trompeter werden durch ihre Hauptleute nach den Fähigkeiten und ohne gezwungene Rücksicht auf Anciennetät angestellt. — Das Avancement der Subaltern-Officiers bey der Infanterie, der Scharfschützen und Dragoner geht durch die Compagnieen, also, dass bey Abgang des Oberlieutenants der erste Unterlieutenant an seine Stelle tritt, und dieser durch den zweyten Unterlieutenant ersetzt wird. — Die vacanten Compagnieen können nach Gefallen des kleinen Raths einem Officier des Bataillons oder einem andern vergeben werden. Eben so verhält es sich mit den Stabs-Officier-Stellen, welche gänzlich nach der Willkür des kleinen Raths vergeben werden. — Das Avancement der Ober-Officiers in dem Artillerie-Regiment geschieht nicht den Compagnieen nach, sondern par Colonne; dabey versteht sich, dass die Officiers vom Stab, Feldzeug-Amt, Ingenieur- und Pontonnier-Corps mit den vom nämlichen Grad, so bey den Compagnieen angestellt sind, in der Colonne fort avanciren,

ciren, auch mit denselben sowohl zu den Titular-Stellen, als zu den wirklichen Chargen befördert werden können. — Bey diesen Avancements wird wechselsweise eine Stelle durch die freye Wahl, die andere nach der Anciennetät vergeben. Der grosse Stab des Regiments giebt die Vorschläge dazu der Militair-Commission ein, von da sie weiter gelangen. — Tit. 19. handelt *von der Truppenversammlung*. Die gewöhnliche Art, die Mannschaft aufzubieten, geschieht durch Verlesung von den Kanzeln, zu welchem Ende die Befehle von der Regierung an die Oberamtleute erlassen werden, welche dieselben durch ihre Gerichtsstatthalter oder direct den Pfarrherrn zukommen lassen. Im Fall einer schleunigen Truppenversammlung lassen die Gerichtsstatthalter die erhaltenen Befehle den Quartier-Hauptleuten und Trüllmeistern zukommen; ferner den Vorgesetzten der verschiedenen Gemeinden des Stammquartiers, welche letztere hinwiederum die Auszüger, die es betreffen mag, *durch* die Postläufer (deren es in jedem Standquartier *einige* giebt) aufbieten, zu welchem Zweck diese jederzeit eine genaue Kenntniss der Wohnorte aller Auszüger ihrer Gemeinde haben werden. Die Mannschaft versammelt sich auf den Trüll-Sammelplätzen, und marschirt von da unter Commando des Trüllmeisters, wohin sie beordert wird. — Tit. 20. handelt *von den Musterungen*, wo es unter andern heisst: Es sollen alle Jahre vier Arten von Musterungen abgehalten werden, als Trüllmusterungen, Ergänzungsmusterungen, Hauptmusterungen in Exercierlägern oder Kantonements, und Schiessmusterungen, welche letztere aber nicht so bestimmt wie die übrigen, vorgeschrieben sind, und mehr oder minder von den Umständen abhangen. — Trüllmusterungen werden alle Jahr zwölf gehalten; sechs im Frühjahr und sechs im Herbst. Können die ersten wegen schlechter Witterung nicht alle gehalten werden: so sollen sie im Herbste nachgeholt werden. Diese Musterungen werden an Sonntagen, aber stets nach beendigtem Gottesdienst gehalten. Diesen Trüllmusterungen müssen alle Auszüger, welche als Unterofficiere und Gemeine in den Infanterie-, Artillerie- oder Scharfschützen-Compagnieen eingeschrieben sind, mit completer Armatur, aber ohne Montirung, beywohnen. — Die Ergänzungsmusterungen werden alle Frühjahre in den Monaten April oder May gehalten, und müssen denselben beywohnen: die Quartier-Hauptleute und Trüllmeister; die Subaltern-Officiers, die im Departement wohnen; der sich in demselben vorfindende Bataillonsstab, vom Unterchirurgus abwärts, und sämmtliche Auszüger der Infanterie-, Artillerie- und Scharfschützen-Compagnie, so wie auch die Dragoner und Postläufer, alle mit completer Montirung und Armatur. Ihre Bestimmung ist, den Zuwachs und Abgang unter den Auszügern zu ordnen, die Inspection der Waffen und Montirungsstücke zu machen, und eine kurze Exercier-Musterung zu halten, um den Zustand der Auszüger beurtheilen zu können. — Die Hauptmusterungen werden alle Jahre im April oder May nach einem von der Militär-Commission durch den Staatsrath dem kleinen Rath einzugebenden Vorschlag gehalten. Ihr Zweck ist der unserer deutschen Revuen, nämlich Uebung der Officiere und Gemeinen im Manoeuvriren und Felddienst. Je nach den Umständen und dem Gutbefinden des Staatsraths werden die Truppen zu den Hauptmusterungen in Lägern oder Kantonirungs-Quartieren versammelt. — Es werden jedesmal die schicklichsten und den Bataillonen nächstgelegenen Sammelplätze gewählt, so z. B. mag die Gegend von Thun für die oberländischen Departementer, Bern für die ehemaligen Landgerichte, Burgdorf oder Kilchberg für den westlichen Theil des Kantons angewiesen werden, ohne jedoch, dass zum voraus etwas Bestimmtes hierüber vorgeschrieben würde. — Die Truppen bekommen während derselben ihre Besoldung auf dem Garnisonsfusse. Stehen sie im Läger, so werden ihnen die Rationen in Natura geliefert; über ihre Verpflegung in Kantonirungs-Quartieren wird nichts voraus bestimmt. Sämmtliche Unkosten der Hauptmusterungen werden aus der Militärkasse bestritten. — Die Schiessmusterungen werden im Herbst nach einem von der Militärcommission dem Staatsrath einzugebenden Vorschlage gehalten. Infanterie und Scharfschützen müssen sich im Zielschiessen üben, jedoch diese mehr als jene. — Tit. 21. *Instructionsschule.* Hierunter wird weiter nichts verstanden, als dass sich die Truppen aller Waffen abwechselnd auf einige Zeit nach Bern begeben müssen, wo sie Unterricht in den Waffenübungen und dem Garnisondienste erhalten. Während dieser Zeit werden sie auf Bernschen Fuss besoldet und verpflegt, und erhalten auch freyes Quartier in den Kasernen. Sämmtliche Trüllmeister sollen ebenfalls alljährlich den Winter einige Tage in Bern zubringen; jedoch dürfen nie mehr als 25 auf einmal daselbst zusammenkommen. Tambours, Waldhornisten und die andern Musikanten sollen ebenfalls alle Winter auf einige Zeit in dieser Instructionsschule gezogen werden. Die Instructionskosten der Cavallerie, der Trüllmeister und Spielleute, werden aus der Militärkasse bestritten. — Tit. 22. handelt von der *Militärkasse*. §. 23. des Gesetzes über die Militärorganisation des Kantons verordnet: dass die ehemaligen Reisgelder den Gemeinden auf immer und unwiderruflich überlassen bleiben, dagegen aber in den Departements Militärkassen errichtet werden sollen, um aus denselben die Auszüger zu kleiden und zu bewaffnen, die Departemental-Militärbehörden, Tambours u. s. w. zu bezahlen, und überhaupt die Unkosten der Organisation und Instruction der Miliz zu bestreiten. In diese Kassen sollen alle Militärbussen- und Loskaufgelder fallen. Ferner soll jedes Stammquartier jährlich für jeden Mann, den es zu den Auszügern stellen muss, bis auf weitere Verordnung 8 Schweizer Franken in dieselbe entrichten u. s. f. — Tit. 23. endlich handelt von den *Invaliden*. Hier wird blos angeführt, dass die Regierung nach einem Decret des grossen Raths vom 14. Dec. 1804. beschlossen habe, für alle diejenigen, die unter den Fahnen der Eidgenossen verstümmelt, verdienstlos und dadurch hülfsbedürftig geworden sind, so wie auch

auch für die hülflosen Aeltern, Witwen und Waisen derjenigen, die den ehrenvollen Tod fürs Vaterland starben, zu sorgen. Aber wie? wird hier nicht gesagt. Viele Paragraphen beziehen sich auf gegebene Gesetze, die Rec. nicht kennt, und folglich ausser Stand gesetzt ist, über manches Dunkle und Unaufgeklärte Aufschluss zu geben. — Der Inhalt dieser beiden Reglements schien übrigens Rec. dem Geist der Zeit und des Landes, für welche sie abgefasst sind, angemessen. Der Stil ist hier und da etwas schwerfällig, und voller Provinzialismen.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt*, oder ausführlichere und unterhaltende Beschreibung der merkwürdigsten Thiere und Pflanzen für Freunde und Liebhaber der Natur, von *J. C. F. Müller*. — *Erster* Band. 1805. 458 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie schon der Titel angiebt, nicht für Kenner der Natur, sondern für Liebhaber derselben ist diess Werk bestimmt; es soll eine Art Volksnaturgeschichte seyn, welche keine trockenen und dürftigen, sondern „ausführlichere und so viel möglich unterhaltende Beschreibungen" (diess sollte eigentlich heissen: Erzählungen) von den merkwürdigsten Gegenständen enthält, um Liebe zur näheren Kenntniss der Natur zu erwecken. Der Vf. hat, nach seiner Erklärung, die besten Hülfsmittel benutzt, welche ihm zu Gebote standen, und erwartet Nachsicht wegen der Irrthümer, welche sich hin und wieder möchten eingeschlichen haben. Diese verdient der Vf. um so mehr, da er wenigstens bessere Quellen, und diese sorgfältiger benutzt hat, wie so viele seiner Vorgänger; auch wird er gewiss seinen Zweck zum Theil erreichen, da er in der That das Interessantere von dem bloss Belehrenden abzusondern gewusst hat; nur in Rücksicht des Stils möchte manches zu erinnern seyn. So fängt das Werk gleich so an: „Die *Affen*. Wir machen billig mit *einem Thiere* den Anfang, welches dem Menschen in mehr als einem Betracht *so nahe* (wie nahe?) zu stehen scheint. Es finden sich Arten unter dieser *Thiergattung*, von welchen u. s. w." Oft verfällt der Vf. in ein niedriges, ekelhaftes, witzig seyn sollendes Gewäsch; so heisst es in der Lebens- und Liebesgeschichte eines Zeisigpaares: „Sonst speiseten Herr und Frau an einem Tische; aber jetzt scheiden sie sich. Wagte es Madame, bey Tische ihres Herrn zu erscheinen: so setzte es bey dem letztern zornige und drohende Blicke, die nichts geringeres vermuthen liessen — als: Packe dich — oder! — Das arme Närrchen, die gute, gekränkte Frau Zeisig entfernte sich allezeit, ertrug gelassen das rohe Verfahren ihres Mannes u. s. w. . . . Die Wintermonate kamen, und da brach das Wetter in Blitz und Hagel aus. Madame verstanden sich nicht mehr aufs Nachgeben; wer mag auch einen groben Bengel so lange ertragen?" In diesem unausstehlichen Tone ist die ganze Erzählung vorgetragen, die, wie Hr. *M.* selbst sagt: „durch den Ausdruck etwas *verschönert* ist." !! Zum Glücke sind die übrigen Erzählungen grösstentheils nicht so verschönert, und daher lesbarer. Wir glauben aber, den Vf., dessen Auswahl wir übrigens billigen, auf die Fehler und das Widrige eines solchen Tones um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da er noch *drey* Bände zu *liefern* gedenkt, und durch eine edlere und *richtigere Schreibart* sich ein grösseres Publicum versprechen könnte, dem er nicht unnützlich seyn würde. Doch müsste der Vf. auch manche Unrichtigkeiten, die gar zu grob sind, zu vermeiden suchen; so sind, um nur Ein Beyspiel anzuführen, das gemeine Gummi und Gummigut mit einander verwechselt; und von den das arabische und Senegal-Gummi liefernden Bäumen wird gesagt, „sie seyen dem Akaziengeschlechte verwandt," da sie doch vielmehr die einzigen *echten* Akazien sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Behrens: *Biographieen zweyer, durch Kenntnisse und Fleiss reich und glücklich gewordener Kaufleute*, als Muster einer grössern Sammlung; von *Christ. Gottl. Schulze*. 1803. 32 S. 8. (2 gr.) Schon längst haben die Lehrer der Handlungswissenschaft die Bekanntmachung von Biographieen berühmter Kaufleute empfohlen, und der Erfolg zeigt sich in verschiedenen Journalen, Magazinen und Handlungszeitungen seit mehrern Jahren; aber noch immer wird die Absicht der wiederholten Aufforderungen nicht so vollständig befriedigt, als es zu wünschen wäre. Unstreitig finden sich im Handlungsstande die Fälle am häufigsten, dass Männer aus den beschränktesten Umständen zu grossem Vermögen und dadurch auch zu Ehre und Ansehn gelangen. Der erste Kaufmann, dessen Biographie hier geliefert wird, ist *Chr. Gottl. Frege*. Er war der Sohn eines Dorfpredigers zu Lampertswalde, in der Gegend von Oschatz, wurde im Novbr. 1715. geboren, lernte die Handlung in Leipzig, diente demnächst vier Jahre lang auf einem Wechsel-Comptoir, sammelte sich während dieser Zeit mannichfaltige Kenntnisse, etablirte sich im 25sten Lebensjahre mit 1000 Rthlr. geliehenem Capital zu eigenen Geschäften in getrockneten Früchten und baaren Geldverwechselungen; war äusserst pünktlich, ehrlich und sparsam; heirathete die Tochter eines reichen Kaufmanns, die, wie die zweyte, ebenfalls sehr reiche Frau, in einigen Jahren nach einander starben, und ihn zur dritten Ehe schreiten liessen, die ihm, ausser einem ansehnlich baaren Vermögen, auch das Rittergut Drossin bey Torgau mitbrachte. Er starb im J. 1781. Die zweyte Biographie ist dem berühmt gewordenen *Bolongaro*, einem Savoyarden, gewidmet, der von einem Murmelthierführer bis zu einem Millionär stieg.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Februar 1807.

CHEMIE.

Leipzig, b. Richter: *Fenwick Skrimshires — Erster Unterricht in den Anfangsgründen der Chemie*, und einigen davon abhängigen Künsten; zur nützlichen Belehrung und angenehmen Unterhaltung. Aus dem Englischen übersetzt von D. *Christian Gottfried Senkeisen*; und mit einer Vorrede von M. *J. C. Hofmann*. 1804. 326 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Titel des Originals: *a series of popular chymical Essays; containing a variety of Instances of the application of Chymistry to the Arts and Manufactures; to the explanation of natural phaenomena* etc. ist dem innern Gehalte des Buchs weit angemessener, als es der deutsche Titel ist: denn es ist kein wissenschaftlich-vollständiges, wenn auch noch so kurz gefasstes, System der Chemie; sondern nur die wichtigsten Sätze derselben (die selbst häufig genug noch einige Vorkenntnisse erfordern) sind ausgehoben, und auf die Erklärung vieler Naturerscheinungen angewandt und klärlich dargethan, dass die Begründung und Vervollkommnung mehrerer Künste und Gewerbe bloss auf chemischen Kenntnissen beruhe. Der Vf. beginnt mit der Erwägung des Gegenstandes und des Nutzens der Chemie. „Sie sey die Wissenschaft, welche uns mit den Veränderungen bekannt macht, die in den Bestandtheilen der Körper durch gegenseitige Einwirkung derselben auf einander hervorgebracht werden." (Hierdurch übersieht man nicht genau die Gränzen zwischen Physik und Chemie. Gehört z. B. die Anziehung zweyer auf einander liegender Glasplatten, das Zusammenschmelzen zweyer Metallstücke von gleicher oder verschiedener Art, zur Chemie oder Physik? Aber der Begriff „die Wissenschaft der Mischung" entscheidet hierüber gleich ganz klar.) Nutzen der Chemie in Färberey, Gärberey, Töpfer-, und Schmelzkunst, Brauen u. s. w. in den Wissenschaften und der Oekonomie. *Chemische Elemente;* oder vielmehr Aufzählung der jetzt noch unzerlegten Stoffe. *Wärme* und *Licht;* wie die Sonne sowohl jene, als dieses bewerkstellige, beide nicht immer vereinigt sind. Wärme dehnt aus, macht feste Körper flüssig, ja wohl selbst dunstförmig: dabey bildet sich die verborgene Wärme. *Verbrennung*, und *verschiedene Quellen der Wärme* (bey Verbrennung des Phosphors wird die Luftmasse nicht nur vermindert, sondern sie verschwindet ganz, wenn sie aus Sauerstoffgas besteht. Ganz unerläfslich zur Verbrennung ist die Gegenwart der Luft nicht: das zeigen die Versuche der holländischen Chemiker bey den Versetzungen mehrerer Metalle mit Schwefel. Aus der Veränderung der Luft unter dem Verbrennen ergiebt sich keinesweges so gerade zu, dass jene eben sowohl die Quelle des Lichts, als der Wärme seyn müsse. Die durch die chemische Zersetzung veränderte Wärme-Capacität entscheidet vielleicht nicht einmal das mehrste, sicher doch nicht alles, was bey der Erwärmung vorgeht). Chemische Eigenschaften des *Lichts;* Wirkung auf Salpeter- und oxydirte Salzsäure, auf Farben (der Natur und der Kunst), auf Gedeihen der organischen Körper. Einsaugen des Lichts (Canton's und der Bononische Phosphor.). Licht durch Reiben. — — *Sauerstoffgas* (durch Schwefelsäure aus Braunstein: oxydirte Salzsäure, und deren Anwendung zum Bleichen: Kochsalz; dessen Arten und Zubereitung), Eigenschaften des Sauerstoffgases und dessen Verhältniss gegen das Stickgas: verschiedene Zustände des Wassers in der gewöhnlichen Luft. *Stickgas:* Salpetersäure, Wallrath aus Leichen; Salpeter-Wände, Schiess- und Knallpulver; oxydirtes Stickgas. *Wasserstoffgas.* — — Nordlicht: Feuer-Schwaden, Irrlichter, Sumpfluft: Luftballon: electrische Pistole. *Kohlenstoff* und *dessen Gas.* (Des Kohlenstoffs Begriff ist hier nicht rein aufgefasst: er scheint mit dem des brennlichen Wesens sehr zusammen zu fallen.) Diamant: Gährung. Im Weine rühre alle Schärfe, und aller Geist vom kohlensauren Gase her: (das Gegentheil erhellet aus dem Alcohol, der kein solches Gas enthält) Bier, Weingeist; wie fixe Luft tödte, wie sie bey dem Athmen sich erzeuge. *Nooth's* Geräthschaft, *Steinkohlen*, *Holzkohlen*, *Oehle:* Koaks. (Die Frage über die mögliche Benutzung des pulverichten Kohlenabfalls, mittelst Durchknetung mit Thon, ist schon längst im Lüttichschen und andern Orten durch die Erfahrung entschieden.) *Phosphor*, (wie er aus Knochen und Harn bereitet werde. Dass man frischen Harn mit salzsaurem Bley niederschlagen solle, soll wohl heissen: mit Salpeter- oder essigsaurem Bley, weil das salzsaure zu unauflöslich ist. Uebrigens trifft man ganz gebildeten Phosphor, nach *Westrumb*, in gefaulter Milch an.) Thiere, welche leuchten: besonders, die des Meers, und ihr Laich: (*Monoculus*, *Medusa*, *Dugysa*, *Carcinium*, *Nereis*, *Pholas*, *Pennatula*, *Cancer fulgens* etc.) viele erhalten auch diese Eigenschaft durch die Fäulniss. *Schwefel; Alkalien.* Salmiak werde bloss aus dem Miste der Kameele erhalten. (Höchst wahrscheinlich ist uns von den Aegyptern ein vitriolischer Zusatz verschwiegen, der die Salzsäure entbindet.) Seife, Glas. Die *Erden.* (Hier ist die verwiesene Agusterde, aber

aber nicht die Gadolin-Erde aufgeführt.) Mörtel, Mergel (ob alle Kalkerde von Thieren entspringe?), Flussspath, Gyps, Backsteine, Töpferwaare, Steingut, Porcellan mit dessen Farben, Alaun und dessen Bereitung. *Ackerland* und *Düngung*. Die gewöhnlichen Arten des ersten: vom zweyten wird hier vorzüglich nur derer gedacht, welche auf eine mechanische Art wirken. Nachtheil des sehr bittererdigten Kalks. *Die Metalle*. (Der Vf. zählt 21: der Uebersetzer nennt noch zwey: *Columbium* und *Tantalum*: des Cerium's, Iridium's und Osmiums, wird gar nicht gedacht.) Erze; ihre Geburtsörter, Gewinnung des Goldes durch Queckfilber: Vergoldungen, Versilberungen (bey Gefrierung des Quecksilbers ist so wenig des reinen, als des salzsauren Kali's gedacht). Spiegel-Bereitung, Verzinnung, entfärbende Eigenschaft der oxygenirten Salzsäure. *Hahnemann's* Weinprobe. Messing. Der Galvanismus. Gegenmittel gegen Arsenikvergiftung. Das *Färben*: Beizen des leinenen und baumwollenen Zeuges durch Alaun (oft mit Bleyzucker versetzt), der Wolle und Seide durch metallische Auflösung, Bedruckungen der Zeuge. *Rothe Farben*, Cochenille, Kermes, Gummilak, Krapp, Orseille, Saflor, Brasilienholz; *gelbe*, Wau, Gelbholz, Orleans, Quercitron, Sumach; *blau*, Indigo, Waid, Blauholz, Berlinerblau. *Gemischte Farben*: Scharlach, Carmoisin, Braun, Grün, Purpur, Schwarz. Die *Gärberey*; nach alter und nach *Seguins* Weise. Das *Schmalleder*

Bey diesem Gange, den der Vf. bey seinem Werkchen nimmt, ergiebt sich von selbst, dass es nicht füglich der erste Unterricht in den Anfangsgründen der Chemie genannt werden kann. Uebrigens mag der Vf. den Zweck, bey ganz Unkundigen Lust zur Chemie, und eine oberflächliche Kenntniss derselben zu bewirken, wohl erreichen: denn die Schrift ist fasslich geschrieben; und die so ungemein häufige Anwendung der Chemie und die Wichtigkeit des Einflusses derselben auf das gemeine Leben, ergiebt sich auf allen Seiten. Die Uebersetzung scheint mit Kenntniss der Sprache und der Sachen gemacht, ob gleich bey weniger Eile der Stil mehr Rundung bekommen haben würde. Unter den angezeigten Druckfehlern vermisst man z. B. S. 67. dass zur Unterhaltung des Feuers, die Herbeyschaffung einer grossen Menge von Licht (Luft,) höchst wichtig sey; Pictel (mehrmals statt Pictet); der Process einer faulen Gährung thierischer und animalischer (vegetabilischer) Stoffe; peizen (beständig statt beizen).

MATHEMATIK.

Breslau, b. Korn d. ä.: *Andreas Feists drey nützliche Dinge*, oder *Handbuch der Rechenkunst* für Lehrer, Kaufleute und alle Geschäftsmänner, welche eine gründliche und vollständige Belehrung über die Arithmetik suchen. Von *S. G. Reiche*, Prof. am Gymnas. zu Mar. Magd. in Breslau. 1803. *Erster* Band. 238 S. *Zweyter* Band. 530 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Lange ist Rec. kein praktisches den Buchstabencalcul ausschliessendes Rechenbuch vorgekommen, worin so viel Ordnung, Gründlichkeit und Vollständigkeit vereinigt gewesen wäre, als das gegenwärtige. Es hat in gewisser Rücksicht viel Aehnlichkeit mit *v. Clausberg's* demonstrativer Rechenkunst, nur dass hier nicht so umständliche Beweise gegeben werden. Die Grundlage dazu ist ziemlich alt: denn schon im Jahr 1750. gab *Feist*, ein Rechenmeister in Breslau, ein arithmetisches Werk unter dem Titel: *drey nützliche Dinge*, heraus, in welchem er jungen schlesischen Kaufleuten eine Menge Aufgaben aus dem Wechsel- und Waarenhandel mit ihren vollständigen, oft auf mancherley Art, nach mancherley Vortheilen, geführten Berechnungen mittheilte, aber Kenntnisse, sowohl von dem ganzen Gange der Wechselgeschäfte, als dem Waarenhandel, und von der kaufmännischen Terminologie, voraussetzte, und sich also auf keine allgemeinen Grundsätze und Erläuterungen der Rechenkunst einliess. Er schrieb zu einer Zeit, wo man aus manchen schwierigen kaufmännischen Rechnungen, z. B. Waarencalculationen, Arbitragenrechnungen u. s. w. noch Geheimnisse machte und arithmetische Kunstgriffe nicht gern mittheilte; daher ihm auch der Vorwurf gemacht wurde, dass er zum Schaden der Rechenmeister die Vortheile ihrer Kunst entdeckte. Jetzt aber ist wohl gewiss jeder, der die von *Feist* vorausgesetzten Handelskenntnisse besitzt, mit jenen arithmetischen Kunstgriffen bekannt und eine neue Auflage seiner drey nützlichen Dinge konnte nur auf Anfänger berechnet werden, welchen jene Kenntnisse fehlen, und so wurde eine Darstellung des ganzen Ganges der kaufmännischen Geschäfte nöthig. So viel gute Belehrungen auch nun der neue Herausgeber über diese Sachkenntnisse und Kunstausdrücke in manchen Rechenbüchern fand: so vermisste er doch in den meisten entweder eine vollständige Uebersicht des Ganzen, oder er fand zu wenig Detail, und in allen suchte er eine genauere Darstellung des Münzwesens vergebens, dessen Kenntniss ihm jedoch zu einer deutlichen und gründlichen Einsicht in den Geldverkehr unentbehrlich zu seyn schien. Er glaubte daher, eine nicht ganz unverdienstliche Arbeit zu übernehmen, wenn er eine kurze Theorie der Arithmetik mit einer vollständigen und recht fasslichen Entwickelung derjenigen Sachkenntnisse verbände, welche die Anwendung der arithmetischen Formeln voraus setzt, und auf diese Weise zwey Dinge vereinigte, die bisher, mehr oder weniger, nur in abgesonderten Werken behandelt worden sind. Seine Absicht war deshalb bloss zweckmässige Vereinigung schon bekannter Dinge; natürliche, lichtvolle Anordnung vorhandener Materialien. Um weitschweifige Beweise einer demonstrativen Rechenkunst und Buchstabencalcul zu vermeiden, welche hätten abschrecken können, war eine solche Anordnung der Materien nöthig, wo die Beweise gewissermassen von selbst her-

hervorgingen, und wo diess etwa nicht der Fall seyn konnte, in Anmerkungen Winke zu geben, die dem Anfänger eine, fürs erste, hinreichende Einsicht in die Gründe der Regeln zu verschaffen im Stande wären. Diess alles ist wirklich mit vielem Glücke bewirkt worden. Ueberhaupt ist aber der Vf. der Meinung, dass die allgemeine Rechenkunst und die strengern Beweise der Lehren der gemeinen Arithmetik, dem Schüler erst dann interessant und evident gemacht werden können, wenn er sich bereits eine, mehr als mittelmäfsige, Fertigkeit in den gewöhnlichen Rechnungen erworben hat. Dieser Meinung ist auch Rec., und deshalb hätte er gewünscht, dass der Vf. in einem Anhange diese gründlichern Beweise noch nachgetragen hätte; alsdann würde man ein recht klassisches Werk an dieser Schrift gehabt haben. Wenn indessen das gegenwärtige Werk Beyfall findet, so ist der Vf. nicht abgeneigt, seine bereits ausgearbeitete *fünfte* Abtheilung heraus zu geben, in welcher er die Lehren der allgemeinen Rechenkunst entwickelt hat. Sie enthält, nach seiner Aeusserung, nur wenig solche Aufgaben, die der praktische Rechner durch die sogenannte Regel Falsi aufzulösen pflegt; aber desto mehr Anwendungen, theils auf die Lehren der gemeinen Arithmetik, welche hier schärfer bewiesen werden, theils auf die Rechnungen, deren Inbegriff man die höhere bürgerliche Rechenkunst nennen könnte, nämlich die Berechnung der Annuitäten, Leibrenten, Tontinen u. s. w. mit vorgängiger Entwickelung der arithmetischen und geometrischen Reihen, der Logarithmen und Combinationen. In der gegenwärtigen Schrift sind die Lehren auf folgende Art angeordnet: Im *ersten* Theile die Regeln der gemeinen bürgerlichen Rechenkunst überhaupt. Rechnungsarten in ganzen und gebrochnen Zahlen. Decimalbrüche. Verhältnisse, Proportionen, Regel de tri, directe und inverse. Kettenregel, Regel de quinque und multiplex nebst der *Basedowschen* Regel, wie man sich nämlich zu verhalten hat, wenn bey einer Proportionsrechnung theils directe, theils inverse Verhältnisse vorkommen. Gesellschaftsrechnung, einfache und zusammen gesetzte. Vermischungsrechnung. Regel Cöci. Von den Vortheilen durch welche man Rechnungen abkürzen und erleichtern kann. Wälsche Praktik. Am Ende eine Anweisung sich Tarifs oder Rechenknechte zu machen. Der *zweyte* Band ist ganz den kaufmännischen Rechnungen gewidmet. Gold- und Silberrechnung, feine und rauhe Mark, Legiren, Beschicken. Verschiedene Arten von Gewicht. Münzrechnungen. Schrot und Korn, Münzfüsse, Remedium. Vom Pari, Curs, Papiergeld und Banken. Von Wechselgeschäften und den dabey vorkommenden Berechnungen; vom ausländischen oder Hauptwechsel. Erfordernisse eines Wechsels. Wechselreductionen, mit und ohne Spesen. Gewinn und Verlust beym Wechselhandel. Arbitragerechnung. Wechselcommissionen. Berechnungen der Waarenpreise. Vom Baratt-, Stich- oder Tauschhandel; Rechtfertigung Clausbergs gegen Kästner. Zinsrechnung. Termin- oder Zeitrechnung. Rabatt oder Interusurium. Uebersicht der Münzen, Gewichte, Längen-, Flächen- und Körpermasse und ihrer Währung in den europäischen Staaten und den wichtigsten Handelsplätzen derselben, nach alphabetischer Ordnung. Einige allgemeinere Längen- und Flächenmasse und Gewichte nebst angenommenen Währungen von zählenden Gütern. Vom Gewichte, Geld und Masse der alten Völker, besonders der Griechen und Römer. Verzeichniss der jetzigen Meilenmasse. Vergleichung der schlesischen Masse. Reductionen der Brüche $\frac{1}{100}$ bis $\frac{99}{100}$ auf gemeine, ihnen gleich oder nahe kommende, in kleinen Zahlen.

Hersfeld, b. Mohr: *Mathematisches Magazin*, eine gemeinfassliche Zeitschrift zur Verbreitung und Aufklärung der nöthigsten Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften, mit Anwendungen aufs gemeine Leben; herausgegeben von *Heinrich Wilhelm Kraushaar*, Privatlehrer der Mathematik. *Erster* Jahrgang. 1802. u. 1803. 8. (2 Rthlr.)

Diese Schrift sollte in einzelnen Heften und Stücken erscheinen; bis jetzt sind uns aber davon nur *vier* Hefte vorgekommen, welche zusammen 24 Stücke auf 412 Seiten enthalten. Sie hat vorzüglich die Absicht, die wichtigsten Resultate aus den mathematischen Wissenschaften auf eine gründliche, fassliche und auch für einen denkenden Layen verständliche Art darzustellen, und dadurch theils den grossen und wohlthätigen Einfluss zu befördern, den diese Wissenschaften auf das gemeine Beste haben, theils auch zur Bildung des Geistes überhaupt beyzutragen, und so, glaubt der Vf. gebildeten Lesern aus allen Ständen, nützlich zu werden. Es soll enthalten: 1) Abhandlungen über Gegenstände der Mathematik und Methodenlehre. 2) Mathematische Aufgaben mit Auflösungen, Anfragen und Unterhaltungen. 3) Erzählungen aus der Geschichte der Mathematik. 4) Kurze Anzeigen guter mathematischer Schriften. 5) Nachrichten von mathematischen Erfindungen und andern Ereignissen, die auf Mathematik und ihre Lehren Beziehung haben. 6) In einem besondern Blatte, Anzeigen die sonst auf Mathematik Bezug haben. In den vor uns liegenden *vier* Heften befinden sich Aufsätze: über den Werth der Mathematik und den Zweck dieser Zeitschrift; über Einheit, Vielheit und Grösse; über Zinsberechnungen; von den Zahlen und ihren Veränderungen; von den Proben der vier Rechnungsarten und ihren Gründen; von den Decimalbrüchen; allgemeine Betrachtungen über die einfachen Maschinen, von Hn. R. *Poppe*; über verschiedene Aufgaben; kurze Erzählungen von den neuesten Erfindungen der Engländer in der praktischen Mechanik, von *Poppe*. Von den Verhältnissen und Proportionen, von *Häser*. Ueber die Verwandlung der Zahlen; verschiedene Auflösungen von Aufgaben, von den Hn. von *Warnsdorf*, *Funk* und *Groote*. Ueber die ersten Gründe der Buchstabenrechnung. Erläuterung der Dignitätenlehre, in Hinsicht auf das Erheben zur

zur Dignität und die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel, mit beygefügten Uebungsaufgaben. Eine kurze Geschichte der Hydraulik, von Hn. *Poppe.* Alle diese Aufsätze sind, die von genannten Vffn. abgerechnet, vom Herausgeber. Am Ende einige Anzeigen. Da der Herausgeber und seine Mitarbeiter die ersten Gründe der Rechenkunst und der Mechanik mit grosser Klarheit und Bestimmtheit, auch nach einem wissenschaftlichen Plan, abgehandelt haben: so wird diese Schrift angehenden Mathematikern, zumal solchen, welche die etwas gedrängten Beweise nicht leicht fassen können, von grosem Nutzen seyn; geübtere Mathematiker möchten hier weniger für sich finden; indessen ist zu erwarten, dass solches in den nächsten Heften geschehen werde, wenn der Vf. seinem angelegten Plane treu bleibt.

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Wettach: *Pittoresken aus Niedersachsen.* Gezeichnet und gestochen — (auch illuminirt!) — von *Rege* und *Steineck;* mit begleitendem Text von *Ludwig Wesselmann. Erster* Heft, vier Darstellungen aus der Gegend um Hamburg enthaltend. 6½ Bogen, in Querfolio. (4 Rthlr.)

In dem weiten Gebiet der Afterkunst und des Ungeschmacks ist wohl nie etwas Schlechteres, Geist- und Geschmackloseres zu Tage gefördert worden, als diese vier Blätter, bey deren erstem Anblick man in der That in Zweifel geräth, ob sie den zufälligen Ergiessungen des Farbetopfs eines Nürnberger Illuminirers von Guckkastenblättern, oder den Selbstübungen eines Anfängers, der seine Kunstexercitia mit Schmutzfarbe übertüncht hat, ihr Daseyn verdanken. — Wir begreifen es nicht, wie ein Mann, dem es nach diesem Versuch zu urtheilen, nicht an Talenten fehlt, seine Feder zu einer Paraphrase dieser elenden Machwerke leihen konnte; ob sich gleich auch gegen seinen Text viel einwenden läst. Hr. *W.* hat Anlage zum Dichter und die Sprache ziemlich in seiner Gewalt; aber er schreitet damit auch oft auf Stelzen eines geschrobenen, schwülstigen, allzu deklamatorischen Vortrags einher: er hat Gefühl für das Schöne in der Natur, und es mangelt ihm dabey die Gabe der Darstellung nicht ganz; aber allzu selbstgefällig spinnt er seine Gemälde lang aus und überladet sie mit grell aufgetragenen, nach seiner Meinung vielleicht nur verschönernden und den excentrisch gerühmten Gegenden entsprechenden, Farben. Er bekennt zarte, lieberale und männliche Empfindungen; wie mag er denn an die in jedem Fall sehr übertriebenen Lobeserhebungen gerathen, womit er einige Gartenbesitzer an der Elbe beräuchert? Er verräth hie und da Kunstsinn und Geschmack für unverkünstelte Anlagen u. dergl.; wie kommt es denn, dass er sich zu dem Lobe der so ganz werthlosen Blätter, welche er kommentirt, herablassen und z. B. von ihrer „Wahrheit, Treue, schönsten, ja sogar ansprechend kräftigen und anziehenden Partieen" und dergl. reden mag? — — Sind denn bey allen gut und schlecht malenden Beschreibern malerischer und unmalerischer Gegenden die Lehren verständiger Schriftsteller über diesen Gegenstand ewig umsonst gegeben? Dass man den Beschauer eines schönen und grossen Naturgemäldes nur durch leise Andeutungen auf einzelne Haupt-Partieen aufmerksam machen, die Ausfüllung des nur mit leichten Umrissen gezeichneten Ganzen aber dem Blick seiner *Seele* überlassen müsse, dass man ihm nur *die* Hand bieten *darf,* um auf *den* Standpunkt ihn zu stellen, wo er dieses Ganze am besten überschaut, und dessen einzelne Theile in der vortheilhaftesten Beleuchtung ihm erscheinen: dass man sich aber hüten müsse, den stillen Anschauer des auf die Staffeley gehobenen Bildes, vorgreifend mit gellenden Worten declamatorischer Exclamationen zu betäuben und zu verwirren, — ihm Bild und Rahmen an den Kopf zu werfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Passau,* b. Ambrosi: *Katechismus der Baumgärtnerey.* — Von *Paul Rieger,* Gärtner und Lehrer in der Baumschule zu Fürstenzell. 1804. 64 S, 8. (3 gr.) — Ein Product, das zwar wohl von dem rühmlichen Eifer für die Baumzucht in Bayern, nicht aber von dem Schriftsteller-Talent des Vfs. zeugt. Zuerst spricht er mit seinen Bauern, wie er sich ausdrückt, *von der natürlichen Baumgärtnerey,* und beginnt hier mit dem Unterricht von den Zwergbäumen auf Quitten- und Johannisstämmen, kommt jedoch bald zu den hochstämmigen Obstbäumen; verläſst aber diese wieder und unterrichtet seine Leser in der Erziehung der Eichbäume, Buchen (deren Oele er zu den Kücheln und Krapfen sehr rühmt), Fichten und Tannen, Erlen, Ilpen (Ulmen) und Albern u. a. m. wobey denn der Vf. S. 42. auf eine ganz sonderbare Vermehrung der Obstbäume kommt; die Rec. zur Probe des ganzen Machwerks hersetzen muss: Frage: Kann man so grosse Bäume — Eichen, Buchen, Tannen u. s. w. — nicht gebrauchen, um gute Fruchtbäume darauf wachsen zu machen? — Antwort, Ja! und zwar auf folgende Art: Im Monat Februar muss man einen so grossen Baum umarbeiten, und zu einer Erde hinbringen, wo er immer feucht hat; dann bohrt man mit einem grossen Bohrer alle Schuh lang ein Loch, so viele man will, und nimmt einen Ast von einem Apfel- oder Birnbaum, oder was man für einen haben will, steckt diesen in das gebohrte Loch, und fülle es mit Erde fest aus, so *wird* dieser Zweig im Frühjahr schon *blühen* (!!) und auch *Früchte tragen;* (!!) das andere Jahr kann man den Baum aus einander schlagen, und die eingewurzelten Bäume in den neuen Garten setzen u. s. w. — Uebrigens ist das Büchlein wohlfeil: denn die letzte Frage und Antwort darin heisst: Frage: Wie werden denn die Zwergbäume behandelt und beschnitten? — Antwort: Schon im J. 1798. habe ich hievon einen vollständigen Unterricht geschrieben; wer also nach solchen Bäumen Verlangen hat, kann denselben bey mir gedruckt für 6 Kr. bekommen, wie auch dieses Büchlein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Februar 1807.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Kümmel: *Curtii Sprengel Florae Halensis Tentamen novum; cum Iconibus* XII. 1806. XVI u. 420 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Gegend um Halle ist an seltenen Pflanzen, nach Verhältniss ihres geringen Flächeninhalts, unstreitig eine der reichsten Deutschlands. In einer Entfernung von vier Meilen um die Stadt finden sich, ausser den in Deutschland gemeinern Pflanzen, Alpen- und See-Gewächse. Seitdem die *zweyte* Auflage von *Leyssers* schätzbarer Flora erschienen war und mehrere Pflanzenforscher Nachträge dazu geliefert hatten, waren nicht allein noch mehrere Pflanzen in der hallischen Gegend entdeckt, sondern die Charaktere der Gattungen und Arten mehrerer Gewächse waren seit der Zeit richtiger bestimmt worden, und die Cryptogamie hatte sehr grosse und schätzenswerthe Bereicherungen erhalten. Es war daher sehr zu wünschen, *dass ein Mann von anerkannten botanischen Kenntnissen, ausdauerndem Eifer für die Erweiterung der Pflanzenkunde*, und vertraut mit den botanischen Schätzen der hallischen Gegend, die Bearbeitung einer neuen *Flora* unternehmen möchte. Hr. Prof. *Sprengel* hat in dem vorliegenden Werke diesem Wunsche völlig Genüge geleistet.

In der Zueignung an den Leser giebt der Vf. zuerst die Gründe an, die ihn bewogen, diese Arbeit zu unternehmen. Theils sind in *von Leyssers* Flora verschiedene Pflanzen nach *Buxbaum* und *Knauth* als wild wachsend angegeben, die sich aber in der Gegend um Halle nicht mehr finden; dagegen sind 94 Phänogamen und 416 Cryptogamen entdeckt worden, die bisher noch nicht in den hallischen Floren angeführt waren; theils musste die Cryptogamie nach den neuern Entdeckungen ganz umgearbeitet werden, wenn die Lehrlinge in der Botanik auf der hallischen Akademie, zu der Erlangung gründlicher Kenntnisse auch der cryptogamischen Pflanzen, ohne grosse Kosten auf die Anschaffung der neueren Werke zu verwenden, bey ihren botanischen Excursionen, einen richtigen Ueberblick der ihnen vorkommenden Gewächse erhalten sollten. Hr. *S.* nahm daher keine Pflanze in diese neue Flora auf, die er nicht selbst gefunden hat, bis auf einige wenige, die von seinen Freunden entdeckt wurden, deren Namen auch jedesmal angeführt sind. Die *loca natalia* der Pflanzen sind genauer angegeben, und Rec. findet auch hier eine Bestätigung von der Wanderung der Pflanzen, indem er viele der seltenern nicht mehr an den Orten angeführt findet, wo sie vor zwanzig Jahren sehr häufig angetroffen wurden. Die Charaktere der Gattungen und Arten sind nach den neuern Beobachtungen der Pflanzenforscher verändert, und da, wo es der Vf. nach seinen Beobachtungen für nöthig fand, verbessert. Nur die nothwendigsten Synonyme sind aufgenommen; dagegen bey jeder Art die besten Abbildungen angezeigt.

Die Klassen, in welchen die Pflanzen der hallischen Gegend hier aufgezählt werden, sind zwar die des *Linneischen* Systems; aber, nach *Vahl's* Vorgange, sehr eingeschränkt. Die *eilfte* Klasse (*Dodecandria*) ist eingegangen, und die dahin von *Linné* gezählten Pflanzen sind, bis auf die Gattung *Euphorbia*, die zur *zehnten* gebracht ist, unter die beiden folgenden Klassen vertheilt. Auch die *drey und zwanzigste* Klasse (*Polygamia*) ist weggelassen, und die Pflanzen derselben sind in die Klassen vertheilt, wohin sie nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Geschlechtstheile ursprünglich gehören. Beides ist sehr zu billigen, und selbst *Linné* der Vater äusserte in den letzteren Jahren seines Lebens eine gleiche Meinung. Aber auch die *siebente* (*Heptandria*) und *neunte* Klasse (*Enneandria*) hat Hr. *S.* hier eingehen lassen, welches Rec. nicht billigen kann. Die *Trientalis europaea* ist die einzige deutsche Pflanze aus der *siebenten* Klasse. Am häufigsten findet man sie mit sieben, oft aber auch nur mit fünf und sechs Staubfäden. Hier ist sie in die *sechste* Klasse gebracht worden, und mit eben dem Rechte konnte sie auch zur *fünften* Klasse gerechnet werden. Wenn freylich mehrere Pflanzen der *siebenten* Klasse in der Zahl ihrer Staubfäden abändern: so finden sich dagegen eben so viele, deren Zahl der Staubfäden beständig ist, und die daher, ohne den Grundsätzen des Systems Gewalt an zu thun, in keine andere Klasse gebracht werden können. Es darf daher die *siebente* Klasse in dem *Linneischen* Systeme nicht wegfallen. *Butomus umbellatus*, als zur *neunten* Klasse des *Linneischen* Systems gehörig, ist hier unter der Ueberschrift *Enneandria Hexagynia*, zum Schlusse der *siebenten* Klasse dieser Flora (*Octandria*) als Anhang aufgeführt. Hr. *S.* giebt hiervon in dem Vorberichte keinen weitern Grund an, und Rec. kann keinen andern finden, als vielleicht das geringere Verhältniss der *neunten* Linneischen Klasse zu den übrigen. Aber eines Theils bleibt es unmöglich, bey einem Pflanzensysteme ein gleiches Verhältniss der Klassen zu beobachten, und andern Theils wird dadurch, dass man ein gewisses Verhältniss erzwingen will, die Grundfeste, worauf das System erbauet ist, zerstört. Die letzte Klasse, welche, nachdem *vier* Klassen eingegangen sind, wie eben

eben gezeigt ist, hier die zwanzigste ausmacht, und die Cryptogamie enthält, belegt Hr. *S.* zweckmäfsig mit dem Namen *Atelia;* weil sie diejenigen Gewächse in sich fasst, die entweder unvollkommene, oder zweifelhafte, oder gar keine Geschlechtstheile haben. Den Beschlufs der Zueignung von S. VIII—XVI. macht eine geographische Uebersicht der Gegenden, über welche sich diese Flora erstreckt, und eine nähere Untersuchung des Bodens mit Rücksicht auf dessen verschiedene vegetabilische Erzeugnisse.

Nachdem wir hier den Lesern eine Uebersicht der Einrichtung dieser Flora mitgetheilt haben, müssen wir sie auch mit dem Gehalte derselben näher bekannt machen. Jeder Klasse gehet ein Verzeichniss der darin vorkommenden Gattungen mit ihren Charakteren voran, und am Schlusse desselben sind jedesmal diejenigen Pflanzen der hallischen Flora namhaft gemacht, die nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Geschlechtstheile dahin gehörten, die aber wegen ihrer übrigen Beschaffenheit von ihren Gattungen nicht getrennt werden durften, und daher von *Linné* in andere Klassen gebracht werden mussten, woselbst sie Ausnahmen machen. Bey den mehresten Arten sind, zunächst der Anzeige des Standorts, der Blühezeit und der Dauer, kurze, aber erläuternde und zum Theil zweckmäfsige kritische Bemerkungen mitgetheilt, wovon Rec. einige anführen will.

Die Diagnosen von *Salvia sylvestris* und *nemorosa* werden folgendermafsen angegeben. Erstere Nr. 32. *S. fol. cordato-lanceolatis rugulosis inaequaliter duplicato-crenato-serratis, superne nudiusculis, caule calyceque villosis:* Letztere Nr. 33. *S. fol. cordato-lanceolatis, aequaliter serratis, caule calyceque incanis, bracteis longitudine calycis.* Zur genauern Bestimmung beider, einander so sehr ähnlichen, Arten hätte der Vf. noch bemerken können, dass bey der *S. sylvestris* die Haare des Stammes, der Kelche und der Deckblätter länger und abstehend, bey *S. nemorosa* dagegen sehr kurz und zurückgebogen — anliegend sind. *Poa cristata* wird nach *Smith* zur Gattung *Aira* gebracht. Unter *Aira flexuosa* bemerkt der Vf., dass die *Aira montana* der deutschen und englischen Floristen nicht verschieden sey, indem er zeigt, dass nach der Verschiedenheit des Standorts die Blüthenstängel bald gerade und bald hin und her gebogen sind. Beide kommen darin mit einander überein, dafs die innern Blüthenspelzen am Grunde mit Haaren umgeben sind. Bey *Bromus secalinus* heisst es: *Br. squarrosus Linn. quam nonnulli hic invenire voluerunt, vix differt a Br. secalino. Tota species dubia Smithii auctoritate Flor. Brit.* p. 129. Der *Linneische Bromus squarrosus*, der, so viel Rec. bekannt ist, aufser Frankreich, der Schweiz und Sibirien, nur in der Pfalz gefunden ist, unterscheidet sich aber so auffallend vom *Br. secalinus*, dass er nicht leicht damit verwechselt werden kann. Er ist daher keine *species dubia;* und der Vf. scheint hier *Smith* missverstanden zu haben, der von dem *Hudsonschen Bromus squarrosus* redet und die Beschreibung der wahren Art nach einem Exemplare des *Linneischen* Herbariums liefert. Zu *Avena pubescens* rechnet Hr. *S. Avena sesquitertia Linn.* und *Leysser.* Schon aus der Vergleichung der *Scheuchzerischen* Abbildungen Tab. IV. fig. 17. und 20. erhellet hinlänglich, dafs beide Arten nicht mit einander verwechselt werden können. *A. pubescens* ist *subspicata; A. sesquitertia* dagegen *paniculata* und ist im strengeren Sinne keine deutsche Pflanze, da sie in der Schweiz, Oestreich, Kärnten und Krain wächst. *Plantago subulata* der deutschen Floristen und *Wulfen* in *Jacq. Collect.* 1. S. 204 — 206. Tab. 10. (nicht die *Linneische* Pflanze dieses Namens) führt Hr. *S.* als eine besondere Art unter dem Namen *Plantago Wulfenii* mit folgender Diagnose auf: *P. fol. linearibus semicylindriaceis laxiusculis margine diaphanis basi lanatis, scapo tereti pubescente, spica cylindrica, bracteis calyce brevioribus.* Diese neue Art unterscheidet sich, wie der Vf. zeigt, hinlänglich von *Plantago subulata*, *maritima* und *serpentina Villars.* Bey beiden letztern sind die Blüthendecken (*bracteae*) länger, als der Kelch. Zugleich wird hier die Synonymie der benannten Arten berichtigt. Unter *Myosotis scorpioides* werden *Myosotis arvensis* und *palustris* wieder in eine Art verbunden, die doch gewifs zwey verschiedene und unter allen Umständen dauerhafte Arten ausmachen. (Wenn vielleicht einige neuere Botaniker bisher auf der einen Seite zu weit gingen, indem sie an verschiedenen Abarten wesentliche Unterschiede zu finden glaubten und sie als besondere Arten betrachteten: so scheint Hr. *S.* in diesem Werke sich zu sehr auf die entgegen gesetzte Seite zu neigen, indem er mehrere wirkliche Pflanzenarten nur als Abarten anderer betrachtet. Rec. *ist* überzeugt, dafs er in der Folge, bey einer genaueren Vergleichung mancher vermeintlichen Abarten, mit den angeblichen Arten, mehrere seiner Behauptungen wieder zurück nehmen werde.) Bey *Bupleurum falcatum* wird bemerkt, dafs die Floristen *Knauth*, *Buxbaum*, *Rupp* und selbst *Leysser* diese Pflanze unrichtig mit *Bupleurum rigidum* verwechselt haben. *Lychnis dioica alba* und *rubra*, welche bisher nur als Abarten betrachtet wurden, sind hier mit Recht als besondere Arten aufgeführt und folgendermafsen bestimmt worden. *Lychnis sylvestris: calyce decemcostato enervi, petalis subbifidis, capsulae unilocularis apicibus recurvatis, fol. ovato-lanceolatis cauleque hirsutis. (L. dioica rubra Linn.) Flores rubelli, inodori, plerumque dioci. Lychnis pratensis: calyce decemcostato, foemineo nervoso, petalis bifidis, capsulae unilocularis apicibus erectis, fol. lanceolatis cauleque pubescentibus (L. dioica alba Lin.). Flores albi, noctu suaveolentes, plerumque dioici. Fragaria sterilis* wird nach *Roth* zur Gattung *Comarum* gebracht. Bey *Thlaspi campestre* wird bemerkt, dafs hierzu *Cochlearia Draba Leysser* gehöre. (Auch *Lepidium Draba Roth Flora Germ.* scheint hierher zu gehören.) Die Diagnosen der so nahe verwandten Pflanzen *Geranium sylvaticum, palustre* und *pratense* sind hier, so wie überhaupt, sehr zweckmäfsig verändert worden, so, dafs sie sich jetzt weit leichter bestimmen lassen. Hr. *S.* hat dabey zugleich auf die Gestalt der Staubfäden Rücksicht genommen, indem *Ger. sylvaticum stamina subulata;*

Ger.

Ger. palustre staminis basi dilatata und *Ger. pratense stamina deltoidea* hat. *Hypericum Kohlianum* eine neue, bisher unbekannte Art, die auch auf Tab. 9. abgebildet ist, wird folgendermassen bestimmt: *H. calycibus serrato-glandulosis lanceolatis, foliis oblongis obtusiusculis pellucido-punctatis glabris, caule tereti fruticoso ramoso.* Hierzu gehört: *Hypericum minus erectum C. Bauh. pin. Buxbaum* S. 163. und wahrscheinlich auch *Hypericum pulchrum Tragi Joh. Bauh. hist.* III. S. 383. Diese neue Art unterscheidet sich vom *Hyp. pulchrum*, wozu bisher die eben angezeigten Synonyme gerechnet wurden, 1) durch den ästigen, strauchartigen Stamm. 2) Durch die länglichen, mit durchsichtigen Punkten versehenen Blätter. Es ist nur selten in den Weinbergen bey Benstädt gefunden worden. Die Diagnosen von *Populus tremula* und *nigra* sind folgendermassen angegeben: *P. tremula, fol. suborbiculatis dentato-repandis utrinque glabris, petiolis compressis, ramulis hirsutis. P. nigra, fol. deltoideis acuminatis serratis glabris, petiolis subhirsutis.* Hiernach liesse sich vermuthen, dass *P. nigra* keine zusammen gedrückte Blattstiele habe, welches doch offenbar der Fall ist. Auch zeigen sich an den Blattstielen nur nach der Entwickelung der Blätter aus der Knospe einige Haare, die aber bey den vollkommen entwickelten, ausgewachsenen Blättern an denselben verschwinden.

Die *zwanzigste* Klasse (*Atelia*), welche die Cryptogamie oder die *Linnéische vier und zwanzigste* Klasse enthält, theilt Hr. *S.* in XI. Ordnungen, nämlich: I. *Aetheogamia* mit zweifelhaften unvollkommenen Geschlechtstheilen, wohin die Gattungen *Chara, Equisetum* und *Lycopodium* gerechnet werden. II. *Epiphyllospermae;* sie enthält die *Filices gyratas.* III. *Pteroides* enthält die *Filices agyratas.* IV. *Musci frondosi.* V. *Hepaticae.* Diese Ordnung enthält nur die Gattungen *Anthoceros, Jungermannia* und *Marchantia.* VI. *Homallophyllae* die Gattungen *Targionia* und *Riccia.* VII. *Lichenes.* Diese Ordnung hat zwey Abtheilungen, nämlich: * *Idiothalami: Opegrapha, Lecidea, Urceolaria, Calicium, Gyrophora, Verrucaria* und *Endocarpon.* ** *Caenothalami: Sphaerophoron, Baeomyces, Usnea, Cornicularia, Thelotrema, Parmelia, Peltidea* und *Cetraria.* VIII. *Algae.* Diese enthält: *Conferva, Ulva, Rivularia, Linkia* und *Tremella.* IX. *Gastromyci.* Diese enthält folgende Abtheilungen: * *Sclerocarpi (Xylomyci Pers.).* ** *Sarcocarpi,* *** *Dermatocarpi* X. *Fungi.* * *Lytothecii.* ** *Hymenothecii* und *** *Dermatothecii.* XI. *Byssi.* Diese Ordnung enthält die Gattungen: *Rhizomorpha, Himantia, Racodium, Monilia, Dematium, Erineum* und *Isaria.*

Den Beschluss machen Register der in dieser Flora angeführten Schriftsteller, der vorkommenden Gattungen und Synonyme, ein Verzeichniss der Blühezeit und Standörter der in der hallischen Gegend wachsenden seltenern Pflanzen nach den Monaten, und zuletzt ein Nachtrag von cryptogamischen Gewächsen, die in dem Werke vergessen sind.

Die diesem Werke beygefügten eilf Kupfertafeln enthalten folgende Pflanzen: Tab. I. fig. 1. *Veronica spuria:* fig. 2. Ein Theil des Stammes mit Blättern von *Veronica foliosa;* fig. 3. desgleichen von *Veronica longifolia.* Tab. II. *Seseli venosum Hoffm.* (*dubium Schkuhr*). In dem Werke selbst führt Hr. *S.* diese Art S. 92. n. 328. unter *Selinum pratense* mit folgender Diagnose auf: *S. caule laevi vaginato stricto superne ramoso, vaginis foliorum laxis, infimis pendulis, foliis bipinnatis, foliolis linearibus 2—3 fidis acuminatis, involucris setaceis universali oligo, — partialibus polyphyllis.* Tab. III. fig. 1. *Euphorbia Gerardiana:* fig. 2. *Euphorbia Esula.* Tab. IV. *Euphorbia amygdaloides.* Tab. V. *Helianthemum vineale* (*Cistus vinealis Willd.*). Tab. VI. fig. 1. *Marubium peregrinum:* fig. 2. *M. creticum.* Tab. VII. *Vicia dumetorum.* Tab. VIII. fig. 1. *Oxytropis montana* (*Astragalus montanus Linn.*). fig. 2. *Jungermannia dolaviensis.* Diese neue Art wächst auf dem *Sphagno latifolio* und erhält S. 315. n. 1263. folgende Diagnose: *J. trunco scandente, foliis capillaribus ternis trifidisque.* Nach des Vfs. Anführung ist es dieselbe Pflanze mit *Conferva hypnoides Flora Dan.* Tab. 828. fig. 2. — Tab. IX. *Hypericum kohlianum.* Tab. X. fig. 1. *Hieracium florentinum.* fig. 2. *Hieracium cymosum.* (Diese Abbildung scheint dem Rec. von einem verkümmerten Exemplare entlehnt zu seyn.) Tab. XI. *Carduus cyanoides* und *mollis.* Tab. XII. *Artemisia salina.* Die Zeichnungen sind, wahrscheinlich vom Vf. selbst, mit vielem Fleisse gemacht und von Hn. *Sturm*, wie man voraussetzen kann, sehr rein gestochen.

Insbruck, in d. Wagnerschen Hofbuchh.: *Flora oenipontana*, oder *Beschreibung der in der Gegend von Insbruck wildwachsenden Pflanzen*, nebst Angabe ihrer Wohnorte, Blüthezeit und Nutzen: Herausgegeben von *Franz Xaver Schöpfer.* 1805. 396 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. glaubt, dass der Vf. recht sehr Aufmunterung verdiene. Aber er ist zu schnell mit einer Flor von seinem Vaterland hervor getreten, da er nur erst ein Jahr lang botanisirt hatte; er konnte daher etwas nur sehr Unvollständiges liefern: er bekümmerte sich ferner nicht genug um die neuern Entdeckungen und Berichtigungen: nicht einmal *Willdenows* Ausgabe der *Spec. pl.* legte er zum Grunde; daher denn eine Menge Irrthümer vorkommen, die Rec. hier unmöglich alle aufdecken kann. Zum Erstaunen ist es, dass nur ein *Scirpus, lacustris,* nur ein *Eriophorum, polystachyon* (wo man nicht weiss, ob *latifolium* oder *angustifolium* gemeint ist: denn *Host. gram.* I. S. 37. giebt darüber keinen Aufschluss:) nur zwey *Poae, pratensis* und *aquatica,* nur zwey *Avenae, pratensis* und *pubescens,* nur fünf der gemeinsten Weiden aufgeführt werden. Wer auch nie selbst Tyrol besucht hat, wird doch wissen, dass es so arm an Pflanzen nicht ist, und dass hier gerade die wichtigsten Bürger der dortigen Flor: *Scirpus mucronatus, ovatus, Holoschoenus, triqueter: Eriophorum alpinum, vaginatum, gracile: Poa dura, Era-*

Eragnostis, *supina Schrad.*, *laxa*, *alpina*, *sudetica*, *disticha*: *Avena brevis*, *orientalis*, *tenuis*, *alpestris*, *brevifolia Host.*, *distichophylla*, *versicolor*: *Salix phylicifolia Wulff.*, *hastata*, *praecox Hopp.*, *alpina Scop.*, *Arbuscula Jacqu.*, *herbacea*, *retusa*, *serpyllifolia Scop.*, *reticulata*, *arenaria*, *fusca Saegur*, *rosmarinifolia Host.* u. d. ausgelassen sind. Die Kryptogamisten sind vollends unter aller Kritik, blofs nach *Reichards* Ausgabe der *Spec. plant.* geordnet: in Summa *fünf* Laubmoose, eine *einzige* Jungermannia, 17 Flechten u. s. f.

ERDBESCHREIBUNG.

SALISBURY, b. Easton: *Familiar Letters from Italy, to a Friend in England. By Peter Beckford*, Esq. In two Volumes. 1805. *Erster* Band. XII u. 450 S. *Zweyter* Band. VIII u. 454 S. 8.

„Mehrere der folgenden Briefe, sagt die Vorrede, sind im Jahr 1787. (!); die meisten (nicht alle?) *vor* dem Einbruche der Franzosen in Italien geschrieben worden. Die vielen Veränderungen, die seit dieser Zeit vorgegangen sind, möchten wohl gewissermafsen diese Briefe unnütz machen; doch, da sie dazu dienen, zu zeigen, was Italien damals war, so übergiebt sie der Vf. in gröfster Demuth der Unbefangenheit (*Candour*) des Publikums." Wir erhalten also diese Briefe über Italien nach Verlauf von beynahe vollen achtzehn Jahren. Und welchen Zeitraum umschliessen diese achtzehn Jahre? Gerade denjenigen, in welchem sich die gröfsten Veränderungen ereignet haben, in welchem beynahe ganz Italien seine innere und äussere Gestalt grofsen Theils verwandelt hat: so dafs alle älteren Schilderungen, auch jetzt noch, nur auf Gegenstände passen können, die entweder keiner Veränderung fähig sind, oder die blofs durch Zufall keine erlitten haben. Diesem nach dürfte eine ganz genaue kritische Prüfung dieses Buchs und seines Inhalts, Brief für Brief, (es sind deren in allem sechs und neunzig), gegenwärtig sehr überflüssig und eine kurze Uebersicht der darin abgehandelten Gegenstände vollkommen hinreichend seyn, um den Lesern zu zeigen, *was* sie hier zu erwarten haben.

Nachdem der Vf. in dem ersten und zweyten Briefe über die mit seinem Freunde zu führende Correspondenz gesprochen, und einiges, aber wenig befriedigendes über das Reisen überhaupt gesagt hat, beginnt er im dritten Briefe seine Reisebemerkungen mit Nachrichten von *Genf*; dann folgen allgemeine rhapsodische Betrachtungen über die *Schweiz*; Notizen von dem Uebergange über den *Mont-Cenis*, von *Piemont*, *Turin*, dem Reifsbau, *Mayland*, *Genua*, dem Cicisbeat, *Piacenza*, *Parma*, *Modena*, *Bologna* u. s. w. *Florenz* wird (von S. 119 bis 323. des *ersten* Theils) mit seinen Umgebungen sehr weitläuftig und zum Theil angenehm in 21 Briefen beschrieben. Die Schilderung von *Pisa* in neun Briefen (von S. 335 bis 416.) ist nicht minder ausführlich. Von *Livorno*, *Lucca* und *Siena* werden kürzere, doch nicht unbedeutende Nachrichten mitgetheilt. — Im *zweyten* Theile wird *Siena* noch weiter beschrieben; dann folgen Bemerkungen über *Toskana* überhaupt, und auf des Vfs. Reise nach *Rom* gesammelt. Bey *Rom* hält sich derselbe wieder sehr lange auf (von S. 97 bis 324.); auch mischt er hier, wo man es nicht erwarten sollte, einen Auszug aus der römischen Geschichte und eine Schilderung der alten Römer, ihrer Sitten u. s. w. mit ein. Dann folgt die Reise nach *Neapel*, mit ausführlichen, obgleich nicht vollständigen, Schilderungen von *Neapel* und seinen Umgebungen, so wie von *Sicilien*, *Girgenti* und *Palermo*. Hierauf die Rückreise über *Rom*, nach *Venedig*; dann weiter über *Padua*, *Brescia*, *Mayland* und die Rückkehr nach England.

Der Vf. erzählt nicht übel und bringt manche gute Bemerkung bey, aber keine neue; *er schwatzt* dabey oft gar zu viel, mischt fremdartige Dinge, besonders historische Digressionen ein, und um die Unterhaltung zu beleben, erzählt er mancherley Anekdoten, worunter aber wenige interessant und viele abgedroschen sind, wie z. B. die von dem kleinen Fürsten (hier soll es der Herzog von *Modena* gewesen seyn), der einem Fremden gebot, sein Land innerhalb 24 Stunden zu räumen, und dem der Reisende für diese Gnade mit der Bemerkung dankte, dafs er nur so viel Minuten dazu nöthig hätte; so auch die von dem Rabbinen, der an einem Sonnabend in einen Abtritt gefallen war, und sich an diesem Tage nicht herausziehen lassen wollte, u. s. w. — Auch läfst sich nicht wohl unterscheiden, was von dem bessern Theile das Eigenthum des Vfs. oder fremdes Gut ist. — Das Ganze taugt höchstens nur zur Zeitverkürzung müssiger Leser.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Magdeburg*, b. Hessenland: *Practischer Wegweiser der Interesse-, Interesse auf Interesse-, Interesse von Interesse- und der Zeitrechnung* für Bankiers, Finanziers und Juristen, von *Christoph Friedrich Hoff*, Stifter und Unternehmer der neuen Handlungsschule in Magdeburg. 1805. 52 S. gr. 8. (8 gr.) — In einem kurzen Vorbericht bestimmt der Vf. genau, was bey den auf dem Titel genannten Rechnungen zu thun ist, und bemerkt dabey das seiner Methode Eigenthümliche. Seine Exempel sind zwar alle mit der ganzen Ausrechnung hingesetzt, aber es dürfte doch manchem schwer werden, eine deutliche Einsicht in dieselben zu erhalten, indem zwar zuweilen, aber nicht durchaus eine deutliche und ordentliche Vorschrift dazu gegeben wird. Mit Zuziehung eines geschickten Lehrers kann zwar der Unterricht fafslicher werden; hätte aber der Vf. die nöthigen Gründe der Buchstabenrechnung vorausgeschickt und die Lehre von den Progressionen mit beygebracht: so würden seine Rechnungen noch kürzer und verständlicher ausgefallen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Februar* 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Verl. d. Landes-Industrie-Comptoirs: *Allgemeines Repertorium der Literatur. Drittes* Quinquennium, für die Jahre 1796 bis 1800. *Erster* Band. Enthaltend des systematischen Verzeichnisses in- und ausländischer Schriften *Erste* Hälfte; und zwar die Literatur I. der Wissenschaftskunde, II. der Philologie, III. der Theologie, IV. der Jurisprudenz, V. der Medicin, VI. der Philosophie, VII. der Pädagogik, VIII. der Staatswissenschaft, IX. der Kriegswissenschaft. 1807. gr. 4. (Subscriptionspreis für das ganze Werk in zwey Bänden 5 Rthlr.)

Der sel. *Sulzer* klagt irgendwo, dass vielleicht keine Haushaltung weniger mit dem, was sie besäße, bekannt wäre, weniger ihre Vorräthe ordnete und registrirte, als die literarische; und er empfahl, was sonst Philosophen gerade am seltensten einfällt, *mit grossem Eifer* die Anlage mehrerer Repertorien *in allen Fächern* der Wissenschaften. Gewiss würde dieser treffliche Mann auch mit grossem Vergnügen den Fortgang des *allgemeinen Repertoriums der Literatur* bemerkt haben, welches in Umfang, Zweckmässigkeit und Gemeinnützigkeit das Einzige seiner Art ist, auch, da eine Concurrenz hier eben so unnütz, als wegen der grossen Mühsamkeit und sehr gewagten beträchtlichen Verlagskosten, die es erfordert, gar nicht denkbar ist, auf immer das Einzige bleiben wird.

Hr. Prof. *Ersch* in Halle hat sich die grossen Beschwerden, die mit der Bearbeitung eines solchen Werks verbunden sind, nicht abhalten lassen, auch bey diesem Quinquennium die Oberaufsicht, Redaction und letzte Correctur zu übernehmen, wofür ihm alle Freunde der Bücherkunde desto mehr zum Danke verbunden sind, da bloss das Verdienst, einer Menge von Gelehrten durch tausend und aber tausend Nachweisungen Zeit und Mühe des Suchens zu ersparen, ihn reizen konnte, sich einer solchen, mit wahrer Selbstaufopferung verbundenen, Arbeit zu unterziehen.

Gleichen Dank ist man in diesem Falle der Verlagshandlung schuldig, die besonders in gegenwärtigen, für den Buchhandel so misslichen, Zeiten das Wagstück beginnt, ein Werk zu unterstützen, dessen Fortsetzung von so vielen gewünscht wurde; nur dass von blossen Wünschen noch kein, selbst durch die Schwierigkeiten des Drucks so kostspieliges, Werk befördert wird, und nur eine beträchtliche Anzahl wirklicher Käufer den Unternehmer gegen offenbaren vielleicht ansehnlichen Verlust sicher stellen kann.

Von dem oben angezeigten ersten Bande ist so eben erst die erste Lieferung erschienen, welche die Literatur der *Wissenschaftskunde*, der *Philologie* und *Theologie* begreift.

In der Hauptsache ist die Anordnung, wie billig, dieselbe geblieben, wie sie in den beiden vorigen Quinquennien Statt fand. Doch hat hier und da der Gang der Literatur auch Einschaltungen, oder andere kleine Abänderungen in diesem oder jenem Zweige einer Wissenschaft nöthig gemacht. Wir wollen, um den Reichthum der hier registrirten Schriften, und die schöne encyklopädische Anordnung, besonders für diejenigen unserer Leser, welche die vorigen Repertorien noch nicht kennen sollten, bemerklich zu machen, das Fach der Philologie seinem Grundrisse nach hier vorlegen, und bey jeder Subdivision angeben, wie weit die Numern der dazu gehörigen Artikel fortlaufen, welches allein schon eine angenehme Uebersicht gewährt.

Das philologische Fach enthält demnach:

I. Ueberhaupt.
- A. Vermischte Schriften zur allgemeinen und besondern Sprachenkunde 1.
- B. *Schriften zur allgem. Sprachenkunde an sich* 2—43.
  - 1. Allg. Geschichte der Sprachen 2—6.
  - 2. Allg. Schriftkunde 7—21.
  - 3. Allg. Grammatik 22—35.
  - 4. Allg. Lexicographie 36. 37.
  - 5. Allg. Auslegungs- und Uebersetzungskunst 38—43.
- C. *Vermischte Schriften* 44—48.

II. Insbesondere.
- I. Asiatische Sprachen 49—114.
  - A. Ueberhaupt.
    - *a.* Einleitungsschriften 49.
    - *b.* Urkunden nebst Erläuterungsschriften 50—52.
    - *c.* gramm. und lexicogr. Schriften 53—56.
  - B. Einzelne asiatische Sprachen.
    - 1. Hebräische 57—80.
    - 2. Chaldäische 81.
    - 3. Syrische 82.
    - 4. Arabische 83—100.
    - 5. Türkische 101.
    - 6. Persische 102—108.
    - 7. Ostindische 109—113.
    - 8. Chinesische 114.
- II. Europäische Sprachen 115—1530.
  - I. Alte und neue zusammengenommen 115—122.
  - II. Einzelne.
    - I. Alte, griechische und römische Literatur.
      - A. Gemeinschaftlich 123—984.
        - A) Einleitungsschriften 123—136.

B) Vermischte Schriften.
(A) mehrerer Verfasser 137.
(B) einzelner Verfasser.
a. Propädeutik und Literatur 138—148.
b. Sammlungen von Urkunden nebst Erläuterungsschriften.
aa. Schriftsteller 149—159.
bb. Inschriften 160.
cc. Grammatische u. lexicogr. Schriften 161—164.

B. Insbesondere.
A) Griechische Literatur 163—559.
(A) allg. und verm. Schriften 163—167.
(B) Urkunden nebst Erläuterungsschriften.
A. Schriftsteller.
1. Sprachlehrer und Lexiographen 175. 176.
2. Dichter.
1. überhaupt 177—188.
2. einzelne.
1. epische.
Homerus 189—231. Hesiodus 232—234. Musaeus 235. 236. Apollonius Rhod. 237—239. Quintus Calaber 240. 241.
2. lyrische.
a. Sammlungen. b. einzelne. Orpheus 244. Sappho 245. Anakreon 246—254. Pindarus 255—265.
3. dramatische.
A. Tragiker. 1. mehrere 266. 267. 2. einzelne: Aeschylus 268—274. Sophokles 275—277. Euripides 278—294. Lykophron 295.
B. Komiker. Aristophanes 296—299.
4. elegische. Tyrtaeus 300. 301.
5. bukolische. Theocritus 302—308.
6. Gnomiker 309—313.
7. Fabeldichter 314—319.
8. Erotiker 320—329.
3. Redner, Rhetoren, Sophisten 330—361.
4. Geographen 362—369.
5. Geschichtschreiber 370—429.
6. Mythographen 430—433.
7. Philosophen 434—489.
8. Mathematiker 490—497.
9. 10. Astronomen, Naturhistoriker.
11. Aerzte 498—510.
12. Rechtsgelehrte.
13. Verfasser vermischter Schriften 512—516.
14. Griechische Juden 517—519.
B. Inschriften 520—522.
(C) Grammatische Schriften 523—543.
(D) Lexica 544—548.
(E) Chrestomathieen und Lesebücher 549—559.
B) Römische Literatur.
nach eben den Unterabtheilungen wie bey der Griechischen 560—584.

II. Lebende europäische Sprachen 985—1530.
A. mehrere zugleich 983—996.
B. einzelne.
A) aus dem Lateinischen entsprossen 997—1228. (ital., franz., span., portug.)
B) celtische und wälische 1229—1230.
C) germanische 1231—1493. (deutsche, holländ., engl., schwed., dänische.)
D) slavische 1494—1507.
E) tschudisch ingorische 1508—1529.
F) gemischten Ursprungs 1530.

In dem Fache der theologischen Literatur, wobey wir, der Kürze wegen, nicht eben so wie bey der Philologie, ins Einzelne gehen wollen, umfasst die biblische Literatur die Numern 117—896; die systematische Theologie 897—1718, insonderheit die Dogmatik 1141—1376, die Moral 1377—1476; die Kirchengeschichte 1719—2028; die Pastoraltheologie 2029—2296; die Erbauungsschriften, als Predigten u. a. dergl. 2297—3418.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, hier bloss deutsche Schriften verzeichnet zu finden. Denn obgleich in den genannten Fächern die deutsche Schreibseligkeit sich zu der der übrigen Nationen leicht wie zehn zu eins verhalten dürfte, auch bey den Nachweisungen der Recensionen diessmal auf ausländische Journale nicht Rücksicht genommen worden: so möchte doch wohl kein ausländisches Buch von Wichtigkeit hier fehlen.

Uebrigens ist bey den Citaten der Literatur-Zeitungen, und anderer recensirenden Journale, dieselbe Einrichtung wie bey den vorigen Repertorien beybehalten worden, wodurch man beym Nachschlagen nicht nur gleich ersehen kann, ob die Beurtheilung ausführlich oder kürzer abgefasst, sondern auch ob das Resultat derselben Lob, oder Tadel, oder mehr das Eine oder das Andere sey. Bey den *meisten* Büchern sind auch sorgfältig die Ladenpreise angegeben, wodurch das Repertorium zugleich die Stelle eines Preiscatalogs vertritt.

Es ist daher sehr zu wünschen, dass sich recht viele Bücherfreunde noch für das Ganze durch baldigen Beytritt zur noch nicht *geschlossenen Subscription* interessiren mögen. Indess hat auch die *Verlagshandlung* dafür gesorgt, dass einzelne Fächer besonders zu haben sind. Und so sind dermalen folgende Abtheilungen unter besondern Titeln geliefert:

1) *Systematisches Verzeichniß aller in der Wissenschaftskunde und philologischen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen *deutschen und ausländischen Schriften.* Aus dem allgemeinen Repertorio der Literatur von diesen Jahren besonders abgedruckt. Mit Nachweisung der in den vornehmsten deutschen kritischen Journalen und gelehrten Zeitungen in ihnen enthaltenen Recensionen. 1807. 11 Bogen. gr. 4. (1 Rthlr.)

2) *Systematisches Verzeichniß aller in der theologischen Literatur* in den Jahren 1796 bis 1800 herausgekommenen *deutschen und ausländischen Schriften u. s. w.* 1807. 21 Bog. gr. 4. (1 Rthlr. 20 gr.)

Noch müssen wir die Sauberkeit des Drucks und die Sorgfalt der Correctur rühmen. Beide sind bey einem Werke, das mit solcher Sparsamkeit gedruckt werden musste, und so unendlich viele Ziffern, Abbreviaturen und Zeichen enthält, und wo so vielerley Arten der Drucklettern, jede nach eigener Bestimmung, abwechseln, ein weit grösseres und schwierigeres Verdienst als bey hundert andern Werken, bey deren typographischen Manipulation keine solche Mühseligkeiten zu überwinden sind.

NEUERE

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Materialien zum Uebersetzen ins Englische*, bestehend aus Uebungen der Hauptregeln, Erzählungen, Gesprächen und Briefen, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten, für Anfänger und Geübtere herausgegeben von *F. Th. Kühne*, Prof. abendl. Sprachen auf der Julius-Carls-Universität. *Zweyte* Auflage. 1805. LII u. 150 S. 8. (14 gr.)

2) *Ebendas.* b. Ebend.: *Sammlung kaufmännischer Briefe zum Uebersetzen ins Englische*, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten, für Anfänger und Geübtere herausgegeben von *F. Th. Kühne*, Prof. u. s. w. 1806. IV u. 135 S. 8. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Materialien zum Uebersetzen ins Englische, bestehend aus einer Sammlung kaufmännischer Briefe u. s. w. Zweyter Theil.

3) Kiel, in d. neuen acad. Buchh.: *Leitfaden zur gründlichen Erlernung der englischen Sprache*, mit beständiger Hinweisung auf *K. Fr. Chr. Wagners* vollständige englische Sprachlehre. In zwey Abtheilungen. 1805. 388 S. 8. (20 gr.)

Es ist wohl in keiner Hinsicht rathsam, wenn es gleich der gewöhnliche Weg der Sprachlehrer zu seyn pflegt, in den ersten Stunden des in einer Sprache zu ertheilenden Unterrichts schon den Lehrling damit *zu martern*, dass man ihn aus seiner Muttersprache *in die* übersetzen läst, welche ihm durchaus noch unbekannt ist; am wenigsten ist aber dieses Verfahren wohl bey einer Sprache, wie die englische, zu billigen, deren Aussprache nur erträglich zu erlernen, schon die angestrengteste Aufmerksamkeit mehrerer Monate erfordert. Erst muss diese einigermaßen geläufig geworden, und dann durch fortgesetzte Lectüre eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern dem Gedächtniss eingeprägt, und zugleich eine mechanische Bekanntschaft mit der englischen Wortverbindung im Allgemeinen erworben worden seyn, ehe man zu jenem Schritte sich entschliessen darf, wenn man nicht dem Lehrling die Sprache eben so sehr verleiden will, als dieses gewiss selbst mit der Musik der Fall seyn würde, wenn man den Unterricht in derselben mit einer Anleitung zum Componiren anfangen wollte. Sind jene Bedingungen aber erfüllt worden, dann ist nichts zuträglicher, um ganz in den Genius einer Sprache einzudringen, und sich die vollkommenste Geläufigkeit in derselben zu verschaffen, als sich anhaltend mit der Uebertragung in dieselbe aus seiner Muttersprache zu beschäftigen. Dieses nun dem Lehrlinge auf eine angemessene Art zu erleichtern, ist der Zweck obiger Bücher.

Von Nr. 1., dessen erste Auflage in diesen Blättern bisher nicht erwähnt worden, ist der Werth schon allgemein anerkannt. Das Werk enthält eine Sammlung der gemischtesten Auffätze, von denen der *fünfte*, *siebente*, *neunte* und *zehnte* Brief von dem Herausgeber selbst herrühren. „Der Inhalt," bemerkt derselbe, „ist weder gegen den Wohlstand, noch langweilig und trocken. Freylich dürfte der geschmackvolle Leser vielleicht manche Wendungen hart finden; allein ich bitte zu bedenken, dass ich den Ausdruck so viel als möglich nach dem Genius der englischen Sprache einrichten musste, damit nicht der Uebersetzer durch unüberwindliche Schwierigkeiten abgeschreckt würde." Unter den Text sind die angemessensten Wörter und Redensarten gesetzt, auch ist bey den Verbis, theils, wo es nothwendig schien, ihre Verbindungsweise bemerkt, theils angezeigt worden, wo ein Participium gesetzt werden soll. Diese *zweyte* Ausgabe ist ein unveränderter Abdruck der erstern; nur sind auf 52 Seiten Uebungen der Hauptregeln vorangeschickt worden, in welchen alle Formen der englischen Redetheile, die Eigenheiten der Wortfügung, nebst den unentbehrlichsten Anglicismen vorkommen; zu wünschen wäre es jedoch gewesen, dass der Herausgeber auch hier, wo sich der Lehrling wohl am meisten darnach umsehen möchte, die passendsten Wörter zum Uebersetzen untergelegt, und in Hinsicht der zu beobachtenden Regeln einige Winke wenigstens gegeben hätte. Auch wäre in den Auffätzen selbst und den ihnen untergesetzten Wörtern hier und da eine Verbesserung nicht unzweckmäsig gewesen. So hätte S. 6. bey der Stelle: *Ihr müßtet leiden:* das darunter stehende *to owe* in *I ought* verändert werden sollen, indem jenes nach der Bestimmung der vorzüglichsten Sprachforscher nur in der Bedeutung *schuldig seyn*, *zu verdanken haben*, vorkommt, und so völlig von diesem verschieden ist, welches selbst *Johnson* für ein *verb. defect.* erklärt. S. 96. giebt der Ausdruck: *ich vergrößerte jede Sylbe*, keinen Sinn; *I engrossed every syllable* heisst: *ich schrieb das Ganze ins Reine.*

Der Herausgeber obiger Materialien fand bald, dass sie für diejenigen Jünglinge nicht hinreichten, welche sich der Handlung widmen, und mit der Zeit in grossen Städten auf Comptoiren dienen wollen. Dieses gab ihm Veranlassung zur Herausgabe von Nr. 2., welche eine Sammlung kaufmännischer Briefe enthält, wodurch zu einem künftigen Handlungs-Briefwechsel der Weg gebahnt werden soll. Auch hier sind wieder zur Erleichterung der Arbeit die nöthigen oder passenden Wörter unter den, nach dem Genius der englischen Sprache so viel als möglich eingerichteten, Text gesetzt worden. Mit so vieler Aufmerksamkeit und Zweckmäsigkeit nun das Ganze abgefasst ist, so scheint es doch, dass auch hier an einigen Stellen ein besseres Wort hätte erwählt werden müssen. Warum ist z. B. S. 16. von dem, der hochdeutschen Sprache durchaus fremden, Ausdrucke *vorleihen* Gebrauch gemacht worden? S. 60. ist *to bear a good character* übertragen worden durch *gute Gesinnungen hegen;* es heisst aber vielmehr *in einem guten Rufe stehen.* S. 62. wäre *brokerage* vielleicht passender durch *Provision*, so wie *broker* an einem andern Orte durch *Commissionär* übersetzt worden.

Nr. 3. wird gewiss eine jedem Freunde des englischen Sprachstudiums willkommene Erscheinung seyn.

feyn. War gleich der vorzügliche Werth der von *Wagner* 1802. herausgegebenen englischen Sprachlehre von allen sachkundigen Männern in vollem Masse anerkannt worden, so stand doch ihrer allgemeinern Einführung der Umstand im Wege, dass sie nicht nach der gewöhnlichen Methode jeder Regel einige Seiten voll von Uebungen zum Uebersetzen ins Englische folgen liess, welches auch nicht geschehen konnte, wenn der Faden, worauf das Ganze so schön zusammengereihet worden ist, nicht alle Augenblicke abgerissen werden sollte. — Diesem Mangel nun ist durch das gegenwärtige Werk auf eine gewiss jedem Lehrer willkommene Art abgeholfen worden. Es bestehet dasselbe aus zwey Abtheilungen, von denen die erste eine Sammlung der mannigfaltigsten Aufsätze enthält, indess die zweyte die zum Uebersetzen erforderlichen Wörter und Phrasen, nebst den nöthigen Hinweisungen auf obige Grammatik umfasst. Die Wörter und Redensarten sind nach der Folge der Stücke aufgestellt worden, und jedem Worte findet man die Nachweisung der bey der Verbindung desselben zu beobachtenden Regel beygefügt. Was dieses Werk ausserdem noch sehr empfiehlt, ist dieses; dass das Deutsche nicht dem englischen Ausdrucke und Sprachgebrauche angezwängt, sondern rein und fliessend ist; sind jedoch die Abweichungen der beiden Sprachen zu gross, so wird dieses in der zweyten Abtheilung bemerkbar gemacht, wo zugleich durch die Ordnung, worin die Wörter nach einander aufgestellt worden sind, die Wortfolge in der englischen Sprache bemerkbar gemacht wird. Bey solchen Vorzügen verdient dieses Werk vorzüglich empfohlen zu werden.

Tübingen, b. Cotta: *Neues französisches und deutsches A B C*, oder leichte und angenehme Anleitung, beide Sprachen lesen und reden zu lernen, vom Abbe *Mozin*. 128 S. (6 gr.) *Zweyter* Theil. *Le nouveau Monde de l'Enfance*, ou partie seconde de l'A B C, par l'Abbé *Mozin*. 1806. 130 S. (6 gr.)

Rec. hat beide Theile mit vielem Vergnügen durchgesehen, und manches Gute darin gefunden; überall hat der Vf. sich bemüht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. — Die Belehrung über die Aussprache ist im Ganzen sehr gründlich und gut geordnet; nur die neue Benennungsart der Buchstaben ist nicht immer anwendbar. B soll lauten wie *bö*, c wie *ssö*, que wie *kö*, d wie *dö*, k wie *kö*, m wie *mö*, n wie *nö*, t wie *tö* u. s. w.; besser wäre es wohl, A, B, D, E, F u. s. w., als wie im Deutschen lautend, ganz ohne Bezeichnung der Aussprache hinzustellen, und allenfalls anzugeben, dass der Buchstabe C vor e und i wie ss, und vor a, o, u wie ein gelindes k laute; dass H oder *Asch* als Anfangsbuchstabe vieler Wörter gar nicht, aber fast in 400 Wörtern, wie *homme*, *höte*, *hair*, *hache*, gelinde ausgesprochen werde u. s. w. Nach diesen Erklärungen wird sogleich der richtige Gebrauch der Accente und anderer nöthigen Zeichen gelehrt. Dann folgen die Uebungen im Aussprechen der verschiedenen Sylben und kleinen Wörter, als: *Ba*, *bâ*, *be*, *bé*, *bè*, *bê*, *bi*, *bî*, *bo*, *bô*, *bû u. s. w.*, und alsdann die schwereren Sylben *ai*, *ail*, *aim*, *ain*, *au*, *eau*, *em*, *en*, *enne*, *eo*, *eu*, *gn*, *ou*, *ouil u. s. w.* Das verkehrt gesetzte Alphabet S. 6. 7. ist sehr anwendbar. S. 11. stimmt Rec. mit dem Vf. darin überein, dass alles Buchstabiren, um das Französische lesen zu lernen, ganz unterlassen werde: denn viele Wörter kann man nicht gehörig buchstabiren, indem oft Buchstaben oder Sylben verschluckt werden, z. B. *Acheter*, *agneau u. s. w.* Die weiteren Belehrungen sind recht gut, und die Uebungen im Lesen der zweysylbigen Wörter, so wie die übrigen Tafeln zum Lesen sehr passend. Auch ist die Belehrung über die Prosodie sehr deutlich. Bey den unterhaltenden kleinen Erzählungen S. 79. bis zu Ende ist der französische Text in einem reinen und fliessenden Stile geschrieben.

Der *zweyte* Theil enthält sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltungen über die vorzüglichsten Gegenstände, Verhältnisse und Beschäftigungen der Menschen, und dient nicht bloss zum Lesen und Sprechen, sondern auch zur Bildung und Veredelung des Herzens.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Erfurt*, in der Henning. Buchh.: *Beschreibung einer Dresch-, Stoss- und Stampfmaschine*, als Beytrag zur Maschinerie in der Landwirthschaft, von *J. V. Sickler*, Pfarrer in Kleinfahnern u. s. w. Mit 1 Kupfertafel. 1806. 64 S. 8. (8 gr.) — Der um die Pomologie und die gesammte Landwirthschaft verdiente Vf. liefert hier einen schönen Beytrag zur Erleichterung einiger der schweresten und härtesten landwirthschaftlichen Arbeiten. — Das beygelegte Kupfer giebt zwar einen ziemlich deutlichen Begriff von der Anlage und Einrichtung dieser Dresch- und Stampfmaschine; ein unverzeihlicher Fehler des Kupferstechers oder Zeichners ist es aber, dass nicht einmal die Buchstaben A. B. C. D. E. F., worauf sich der Vf. in seiner Beschreibung und Erklärung beziehet, beygefügt sind. Es hält schon schwer genug, aus einer bloss perspectivischen Zeichnung die ganze Zusammensetzung der Theile sich genau vorstellen zu können, so dass es bey dergleichen zusammengesetzten Maschinen sehr nöthig ist, dass zuvörderst die Theile stückweise gezeichnet und beschrieben, und erst hernach das Ganze in der Zusammensetzung versinnlichet werde, da ein entfernter Maschinenfreund nicht leicht Gelegenheit hat, den Bau der Maschine selbst einzusehen. Indessen erbietet sich der Vf., das verlangte Modell gegen billige Erstattung der Auslage zu besorgen. — Was der Vf. gegen den Schluss der Abhandlung von der Nothwendigkeit solcher Maschinen sagt, ist richtig, und die Klagen über die Volksklasse der Drescher sind nur zu sehr gegründet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens* — Eine Preisschrift von D. *Jenisch* u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, ou Observations sur l'origine et la formation de principales langues qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina*, ancien Profess. d'éloquence Italienne et de langue Grecque à l'Université de Turin, membre ordinaire de l'Academie des sciences et belles Lettres de Berlin etc. etc. 1804. *T. I.* XXXVI u. 382 S. *T. II.* XVI u. 399 S. *T. III.* XXXII u. 267 S. 8.

Die Schrift des Hn. *Jenisch* ist bereits von uns in Nr. 133. der A. L. Z. vor. Jahres angezeigt worden. Wir gedachten damals die Beurtheilung des *Denina'schen* gleich mit ihr zu verbinden, wurden aber durch Zufälle gehindert, eher als jetzt uns dieser *Pflicht zu entledigen*.

Eindringende Urtheile über die Verhältnisse einer Menge von Sprachen sind nur die Frucht des anhaltendsten und tiefsten Studiums, und einer genauen Würdigung des Einzelnen, wie des Ganzen. Was lässt sich aber von einem solchen Wirken erwarten, wenn äussere Umstände es unterstützen? Glücklicher vereinigten sich diese wohl fast nie, als bey dem berühmten Vf. der *Clef des Langues*. Geboren im Mittelpunkt zwischen Italien und Frankreich, dort Lehrer der Beredtsamkeit und Philologie des classischen Alterthums, dann eine Reihe von Jahren in Norddeutschland Beobachter, und in einem Grade, wie es wenige Ausländer sind, Freund unserer Sprache und Literatur, und zugleich nahe genug bey Polen, um auch den merkwürdigen Stamm der Sprache desselben genau ins Auge zu fassen, ist er in das Innere aller dieser Sprachen, und nicht minder der Spanischen, Portugiesischen, Englischen eingedrungen. Resultate einer tiefen Kenntniss derselben enthält dieses gehaltvolle Werk, und besonders dadurch wird die geringere Bekanntschaft mit dem Ungarischen, Türkischen, Biscaiischen, und den sogenannten Semitischen Sprachen erst bemerklich. Von dem Geiste vieler Sprachen hatte der Vf. von Nr. 1. allerdings auch Manches aufgefasst, und er ergoss sich, wie wir gesehen haben, gern in allgemeinen, nicht uninteressanten Uebersichten. Mit weit überlegener Kenntniss verfolgt Hr. *D.* jene Sprachen bis in ihre tiefer liegenden Eigenthümlichkeiten; und in dem fast unermesslichen Umfange dieses Details bewundert man eben so sehr die Schärfe sinnreicher Bemerkungen, als die Ausdauer des Forschens und Vergleichens. Das grosse Schauspiel der Ausstellung unzähliger Geistesproducte der sprachbildenden Menschheit stellt dieses Werk unsrer Seele dar. Wir schauen aus der neuen in die alte Zeit, und in jener nach Süden, Norden und Westen: Einklang des intellectuellen Wirkens erblicken wir überall. Ueber dieser Fülle von Materialien waltet reifes Urtheil. Aber ein reicher Stoff der Betrachtung des Einzelnen werden sie auch noch für Viele seyn, die, nicht im Stande, diese Data selbst zu finden, sie von mehrerley Seiten erwägen und benutzen. Die Haupttendenz des Werks ist die etymologische. Prägt sich irgendwo Scharfsinn aus: so ist es bey Forschungen dieser Art. Aber selten sind diese von solcher Beherrschung der Geschichte vieler einzelnen Sprachen geleitet worden. Den meisten Etymologen hat neben der Umsicht die Einsicht, neben dem Witz der Verstand gefehlt. Immer im Einzelnen verloren, fassten sie die Neigung dieses oder jenes Volks zur Aussprache gewisser Laute nicht im Allgemeinen auf. Sie haben Thorheiten ohne Gleichen begangen, wenn sie zur Erklärung das Nahe nicht nutzten, und, mit übrigens tiefer Gelehrsamkeit, das Entfernteste herbeyholten, und wenn sie Lieblingsmeinungen zu erträumten Annahmen führten — bald im Grossen über Zusammenhang und Wohnsitze der Völker, bald über Verwandtschaft einzelner Wörter. Indessen ist es auch eine höchst schwierige Aufgabe, alle mögliche Analogieen der Umgestaltung der Laute überhaupt immer im Auge zu haben, mit Divinationsgabe schnell den Blick auf jeden einzelnen Fall ihrer Anwendung zu richten, und mit strengem Ernst ihn eben so schnell wieder zurückzuziehen; von Wärme für Studium, die wohl bey keiner Art desselben so unentbehrlich ist, entzündet, und doch von keiner der schon gefundenen Analogieen irre geleitet, von keinem Reiz scheinbarer Aehnlichkeit geblendet, Nichts zu übersehen, was gefunden werden kann, und überall suchend Nichts zu finden, was blos gesucht ist; was die Hand eines reichen Gebers im Ueberflusse spenden kann, mit einem kärglichen Masse einer genau berechneten Vorsicht zuzumessen. Von Wenigen ist diese Aufgabe so gelöst worden, wie in dem vorliegenden Werke. Zwar ist es auch nicht frey von einzelnen Schattenseiten. Unter den unzähligen Resultaten der einzelnen Forschungen, wie ein solches Werk sie hat, kann es nicht fehlen, dass manche mehr oder weniger erzwungen sind, oder verunglücken. Aber wirklich nur einen geringen Theil trifft ein solcher, fast unvermeidlicher Vorwurf. Im Ganzen herrscht ein weit besserer Geist,

Geist, als in den Werken so mancher andern Etymologen. Gerade vor ihrer Einseitigkeit hat den Vf. der Genius des Geschmacks und die tiefe Kenntnifs der Geschichte der Sprachen bewahrt. Während viele von jenen blofs ihre Lexica brauchten, zeigt sich das geschmackvolle Studium ihrer Schriftsteller in der schönen Auswahl von Stücken aus denselben, welche fast die Hälfte des *zweyten* Bds einnimmt, und in treffenden Urtheilen über sie. So verdient dieses Werk den Namen einer *Clef des Langues*, nämlich nicht zum Vorhof derselben, sondern zu ihrem innern Heiligthum, und vorzüglich auch zu ihrer Geschichte, deren Data den Vf. sicher leiteten, während blofs ersonnener Völkerzusammenhang weit öfter irre führt. In das gegenseitige Verhältnifs theils mehrerer Sprachen, theils ihrer Dialekte, und die Bildung ihrer Pronunciation wird man durch das Studium dieses Werks tief eindringen. Möge es Viele ergreifen! Das gewöhnliche Schicksal so gelehrter Bücher ist indessen, dafs sie wenig gelesen werden. Um desto nothwendiger ist ein Abrifs desselben, und besonders dessen, was für Geschichte der Sprachen und die so seltene Kenntnifs ihrer Dialekte darin geleistet worden. Eine Gallerie vieler Abhandlungen ist es, die sich oft eng an einander anschliessen, oft aber auch nur loser verbunden sind. Zuweilen stöfst man auf Wiederholungen, auch mancher Beyspiele, und die Rückgänge sind besonders im *zweyten* Bande bisweilen auffallender: die fast unermefsliche Fülle der übrigens zu einer leichten Uebersicht gebrachten Materialien entschuldigt diefs. Ihr eine solche Form zu geben, war verdienstlich genug. Durch das Ganze zieht sich ein das Ganze umfassender Plan, und keinen erheblichen Gegenstand linguistischer Untersuchungen, welche zur Absicht des Vfs gehörten, wird man vermissen, wenn man das Ganze durchlaufen ist. Auf die Formen der Sprachen war diese Absicht zunächst nicht gerichtet, noch weniger auf ihre Constructionen. Einzelne Data findet man indessen auch dafür gesammelt, und nicht wenige für die Lehre von den Tempus-Formen der südlichen Sprachen. Das Materielle der Sprachen, der Laut, verbunden mit seiner Bedeutung, und die Entstehung beider nach dem gegenseitigen Verhältnisse und Einflusse mehrerer Sprachen sind der Gegenstand des Werks. Dabey kann es nicht fehlen, dafs nicht von dem Reichthum der einen und andern die Rede wäre. Im *zweyten* Bde wird auch von der Präcision und dem poetischen Charakter der neuern Sprachen gehandelt. So umfafst also das Werk, nächst jener etymologischen Haupttendenz, das Meiste von dem, was wir als den Gegenstand von Hn. *Jenisch'ens* Abhandlung dargelegt haben. Es mangeln die Uebersichten im Ganzen, oder, wie Hr. *J.* es nennt: die Ansichten im Grofsen nicht; sie haben aber durch die weit überwiegende Kenntnifs des Details viel mehr Wahrheit, Haltung und scharfe Umrisse; das Einzelne ist nicht über dem Ganzen, und dieses nicht über jenem verloren gegangen. Auf die Sprachen des klassischen Alterthums ist in so fern Rücksicht genommen, als Etymologie der Wörter auf ihnen beruht, oder sie Vergleichungspunkte für die Würdigung der neuern Sprachen darboten, auf welche sich nach dem Titel das Werk bezieht. Es beginnt in der Vorrede mit Bemerkungen über den Nutzen des etymologischen Studiums, denen die Hauptdata der Geschichte desselben in eingehenden Urtheilen über die Hauptwerke dieses Fachs und das Verfahren ihrer Verfasser folgen. Diese Beurtheilung ist in dem *Discours préliminaire* des *dritten* Bandes S. III—XXXII. fortgesetzt. In beide Abhandlungen, so wie auch besonders in das *Résumé et Conclusion* T. III. S. 144—160. sind Winke eingestreut über die Grundsätze der Etymologie überhaupt und die Rechtfertigung derselben. Die Grundlaute der ältesten und ursprünglichen Sprache, Monosyllaben, aus einem Consonant und einem Vocal bestehend, sind der Anfangspunkt der dahin führenden Erörterungen T. I. S. XXI. Diese, gewöhnlich *Onomatopoëtica*, mehr oder weniger ausdrucksvoll, haben bey ihrem Gebrauch verschiedene Bedeutungen erhalten, und sind auf so vielerley Art gewendet worden, dafs Forschungen über ihre Urbedeutungen fast unmöglich sind. Auch anderwärts, z. B. T. I. S. 105. T. III. S. XXV., ist von diesen Monosyllaben gehandelt. Zuletzt (T. I. S. XXVIII.) wird der Zweck des ganzen etymologischen Studiums so bestimmt, zu sehen, wie sich von Sprachen, welche die Mutter späterer sind, die Wörter der letzteren, vermittelst der Resistenz gewisser Organe, und des Accents, der unbestreitbaren Folge einer unmerklichen Verschiedenheit physischer Beschaffenheiten, und zuweilen auch einer durch Zufall oder Nebenumstände angenommenen Gewohnheit, so oder anders gebildet haben, sich einander nähern, oder von einander entfernen. Tausenderley Eigenthümlichkeiten und Nüancen der Sprachen hat der Vf. scharfsinnig aufgesucht, und im Verlauf dieses Werks aufgestellt, um uns das interessante Schauspiel dieser Annäherung oder Entfernung zu gewähren. — Die *erste* Abtheilung des Ganzen handelt T. I. S. 1—104. in XII. Articles über die Elementarlaute, die Veränderlichkeit der Vocale, die Diphthongen, die Verwandtschaft und Veränderlichkeit der Consonanten, die Weglassung oder Anfügung mancher Anfangssylben, die Umstellung der Consonanten, und Zusammenziehung der Laute, die Umwandelung der Bedeutung, die zusammengesetzten Wörter, und die Abstammung verschiedener Laute von Einer Wurzel. Eine bedeutende Anzahl treffender Etymologieen stehen, neben anderen gewagteren, hier, wie in den folgenden Abtheilungen, welche sich mit der Entstehung und dem Verhältnifs ganzer Sprachen beschäftigen. Zu Beurtheilung des Einen und des Andern bedarf es sicherer Grundsätze, als fester Punkte, auf welche gestützt die einzelnen mehr oder weniger gewöhnlichen Ansichten zu einem wohl gesicherten Ganzen werden. Da die Aufstellung derselben die Beyspiele vorzüglich aus diesem Werke entlehnen wird: so dient sie zugleich zur Charakteristik desselben. Der Gang der Anwendung solcher, bey dem Schwanken der mancherley etymologischen Hypothesen und dem Contrast entgegengesetzter Vermuthungen, zum dringend-

gendſten Bedürfniſs werdenden Grundſätze iſt im Grunde derſelbe bey Schlüſſen für den Zuſammenhang und die etymologiſche Erklärung einzelner Wörter, und den Zuſammenhang der Sprachen ganzer Völker.

Ueberraſchend groſs iſt das Zuſammentreffen vieler, auch ſehr entfernter Sprachen in Worten von ähnlichem Laut und ähnlicher Bedeutung. Nicht bloſs bey Völkern zeigt es ſich, deren gegenſeitiges Verhältniſs ihre einſtige oder fortdauernde Lage geſchichtlich beurkundet: frappante Aehnlichkeiten des Perſiſchen und Deutſchen, des Griechiſchen und Deutſchen, des Ungariſchen und Finniſchen, ſind längſt bewieſen, und zwiſchen dem *Sanskrit* und *Zend* und ſelbſt der lateiniſchen ſowohl als der deutſchen Sprache hat ſie *Paulinus a S. Bartholomaeo* dargethan. Mag von der Menge der zu ſolchem Zweck verglichenen Wörter ein Theil fallen, wo die Vergleichung erſucht iſt; mag man andere Sprachen ohne Sinn und Beruf verglichen, ähnliche Schälle ohne erweisliche Aehnlichkeit der Bedeutung zuſammengeſtellt haben, wie z. B. *Dachs*. — Immer bleiben der unverkennbaren Fälle genug, und die Zuſammenſtimmung nach der Zahl der einzelnen Wörter und nach der Zahl der Sprachen, die es betrifft, groſs und überraſchend. Einzelne Theile der Wörter haben ſich durch die Pronunciation der verſchiedenen Sprachen, oder auch in einer und ebenderſelben durch Ableitung und Biegung verändert; aber die Identität bleibt unzählige Male unläugbar, mag ſie nun auf den erſten Anblick, oder erſt nach näherer Erörterung der Stammformen in die Augen ſpringen. So iſt vom polniſchen *mrę*, *mrzeć* nach Weglaſſung der Biegungslaute die Stammform *mor*, und iſt er es nicht auch in *mors*, *mori*, *mortel*, und liegt nicht *Mord* nahe genug? Das niederdeutſche *Dwehle*, das oberdeutſche *Zwehle* und das oberſächſiſche *Quehle* ſind doch offenbar Ein Wort; aber ſind es nicht auch mit den lateiniſchen Wörtern des Mittelalters *toacula*, *toagla*, *toaillea*, *toalea*, *toalea*, *toalha*, *toalia*, *toallia*, *toella*, *toillia*, *togilla*; *tualia*, *tualla*, *tuallia*, *tuella*, *towella*, *tuabola*, *tobalea*, *tobalia*, *thobalia*, *theobalia*, *tobalium*, *tobale*, *tovallia*, *euullia*, die wiederum, ungeachtet aller Umgeſtaltungen des Lautes, einerley Wort ſind, und von denen unſtreitig das italieniſche *tovaglia*, das franzöſiſche *touaille*, das provençale *touaillo*, das ſpaniſche *toualla* und das engliſche *towel* ausgehen, und ebenſo auch mit dem polniſchen *towalia*, *tuwalnia*? Treffende Beyſpiele der Art hat Hr. *D.* in jedem der drey Bände in einer beträchtlichen Anzahl aufgeſtellt. Ueber eine ganze Menge von Sprachen reichen viele Wörter; und man nimmt deutlich die ſtärkere Umbildung des Lautes in der einen oder andern wahr, bis ſich die entfernteſten Erzeugniſſe derſelben kaum mehr berühren, da ſie doch deutlich urſprünglich eins geweſen ſind. Offenbar ſind es unter ſich theils das lateiniſche *oculus*, wovon mit mancherley Umgeſtaltungen das italieniſche *occhio*, das portugieſiſche *okho*, das ſpaniſche ähnlich ausgeſprochene *ojo*, und mit einer andern Wendung des lateiniſchen Lautes das franzöſiſche *oeil* (plur. *yeux*), rhätiſche *ölg*, languedokiſche *yöl*, gasconiſche *el*, bearniſche *oueil*, das piemonteſiſche *oil* herrühren; theils das deutſche *Auge*, neben welchen mit eben ſolchen Umwandelungen das angelſächſiſche *eage*, engliſche *eye*, holländiſche *oog*, däniſche *oege*, ſchwediſche *oega* ſtehen; theils das polniſche *oko*, ruſſiſche *oko* (plur. *otſchi*), wendiſche *woko*, illyriſche *okko*, litthauiſche *okkis*. Das griechiſche Zahlwort πέντε lautete in verſchiedenen Gegenden Griechenlands, ſelbſt nach ſichern Nachrichten, auch πέμπε und κένκε; in letzterm kann man nicht die Aehnlichkeit mit *quinque*, dem ital. *cinque*, dem franzöſ. *cinq*, dem ſpaniſchen *cinco* verkennen, und iſt erſtern eben ſo wenig die Aehnlichkeit mit dem bretagniſchen *pimp*, dem walliſiſchen *pum*, und dem deutſchen *fünf*, im Möſogothiſchen *fimf*, in andern alten und neuen Dialekten *fif*, holländiſch *vyf*, engliſch *fiſe*, ſweogothiſch *fim*, däniſch und ſchwediſch *fem*. — Bloſser *Zufall* kann dieſes Zuſammentreffen bey einer Menge von Wörtern nicht ſeyn. Dieſs ſind offenbar Aeſte und Zweige Eines Stammes. Wie z. B. jene verſchiedenen Formen in den lateiniſchen Töchterſprachen urkundlich in ihrer gemeinſchaftlichen Mutter ihren Vereinigungspunkt haben: ſo müſſen wir ſchlieſsen, daſs ihn auch dieſe ſo verwandten Wörter übrigens ganz verſchiedener Sprachſtämme haben, und ihr Hervorgehen aus Einer Urquelle eben ſo gut annehmen, als dieſs augenſcheinlich iſt bey Wörtern, deren Urſprung und Uebergang in andere Sprachen wir geſchichtlich nachweiſen können; wie bey ἐπισκοπος, *episcopus*, ital. *vescovo*, ſpan. *vescove*, arabiſch أسقف (*üskof*), deutſch *Biſchof*, engl. *biſhop* (Biſch'p), franzöſ. *évêque*, poln. *Biskup*, ungariſch *Püspöck*. Von Einem Urſtamme gehen alle dieſe ähnlichen Wörter, von Einem Urſtamme gehen Sprachen mit vielen ſolchen deutlich verwandten Wörtern aus. Wenn dieſes Zuſammentreffen bloſser Zufall wäre: warum zeigt es ſich nicht eben ſo zwiſchen den genannten Sprachen, und den afrikaniſchen, amerikaniſchen, auſtraliſchen? Dieſs zuzugeben, eine gemeinſchaftliche Urſache jener Uebereinſtimmung anzuerkennen, dürfen nicht Nebenfragen abhalten, welches der Urſtamm ſey, welche die tiefern und höhern Aeſte. Darüber kann man ſtreiten, vielleicht ohne Ende, und ohne jemaligen Erfolg ſtreiten; aber die Vor- und Hauptfrage, daſs ein Band des Zuſammenhanges ſich durch viele, jetzt getrennte Sprachen ziehe, bleibt deshalb immer durch das Factum ſelbſt entſchieden. Es iſt etwas Anderes, dieſen Zuſammenhang der Sprachen zu zeigen und anzuerkennen, als die Art und die Urſachen deſſelben beſtimmt und detaillirt angeben zu können. Jedes Maſs und Ziel hat oft der Strom etymologiſcher Hypotheſen, Träume und Spielereyen im Einzelnen und im Ganzen überſchritten, durch Verdoppelungsgläſer hat man die angeblichen Aehnlichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten vervielfacht, und ſelbſt das wohlgegründete Reſultat des Zuſammenhanges der Sprachen aufs Spiel geſetzt. Aber man müſste mit ſehenden Augen blind ſeyn, wenn man ihn mit abſprechender Kälte abläugnen wollte. Wer ruhig forſchend die ganze Maſſe ähnlicher Laute mit ähn-

ähnlichen Bedeutungen sich vor die Seele stellt: dem kann sie nicht als Zufall, sondern nur als Zusammenhang erscheinen. Deshalb haben wir also noch nicht den Urstamm verwandter Sprachstämme, die Ursprache und Ursitze des Menschengeschlechts selbst, und die Anciennetät vorhandener Sprachen gefunden. Sogar der älteste Erklärungsversuch des Verhältnisses vieler Sprachen, die Mythe vom babylonischen Thurmbau, blieb bey der Anerkennung des Zusammenhangs und der Erklärung des Factums der Differenz stehen. Selbst die Urlaute, die in jenen ähnlichen Worten auf mannichfaltige Weise umgewandelt sind, haben wir deshalb noch nicht gefunden, und könnten leicht betrogen werden, mehr vorauszusetzen, als unmittelbar gewiss ist. „Jede Sprache, sagt *Adelung* in seiner trefflichen ältesten Gesch. d. Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, besteht aus wenigen hundert Stammwörtern, welche den ganzen Reichthum menschlicher Begriffe erschöpfen, und auch dem künftigen Reichthum gewachsen sind. Es kann also nicht fehlen, dass jede Stammsylbe in Einer Sprache sehr oft, und in allen zusammengenommen unzählige Mal wiederkommen muss, bald in ähnlicher, bald in entfernterer Bedeutung. Man suche solche Stammsylben in mehrern Sprachen auf, und erstaune über die Menge von Bedeutungen, die sie haben. So hat *Tat*, *tot* unzählige Bedeutungen, so *mr* mit mancherley zwischen stehenden Vocalen." Aehnliche Aeusserungen über solche ursprüngliche Monosyllaben hat Hr. *D.* auch z. B. T. I. S. 296., und man sieht anderwärts, dass es dem Etymologen wenig hilft, bis zu solchen, durch das Organ gleichsam selbst veranlassten, Lauten zurückgeschritten zu seyn, die als solche keine bestimmte Bedeutung, und bey verschiedenen Nationen verschiedene haben.

Wenn sich dagegen wirklich bey vielen Stammwörtern verschiedener Nationen auffallende Aehnlichkeit des Lautes sowohl als der Bedeutung verbindet: dann eben ist diess nicht bloss Zufall, dann ist die unbedenklich feste Grundlage da zu Schlüssen über Sprachzusammenhang. Dann kommt es bloss darauf, aber auch auf nicht weniger als darauf an, zu prüfen, *wie weit* wir schliessen dürfen, und ob nicht durch die Unfruchtbarkeit des Bodens die Hoffnung des Erfolgs wieder verschwinde. Wenn die Umgestaltung eines Stammlautes so gross, oft zwey- ja dreymalige Aenderung ist, wie es sich selbst in den obigen Beyspielen zeigte: so reicht ihre Aehnlichkeit oft nicht zu zur Grundlage von Schlüssen auf Zusammenhang. Wenn die Etymologen nachweisen, wie ein Laut in den andern übergegangen sey, und einen einzelnen Fall mit ähnlichen Beyspielen belegen: so haben sie dadurch doch nur Möglichkeiten nachgewiesen, nicht das Factum der Identität der Wörter mehrerer Sprachen dargethan. Erkennet man auch das Daseyn des Zusammenhanges im Allgemeinen an, er wird vielleicht nicht wieder erkennbar im Einzelnen *seyn*. Allerdings hat man nur zu oft geglaubt, für die Identität verglichener Wörter alles Nöthige gethan zu haben, wenn man z. B. angab, dass *e* in *i*, *b* in *v* verwandelt, *l* ausgefallen sey. Auch in unserm Werke findet man oft bey Einem Worte eine ganze Reihe solcher Angaben, weil der Vf. (I. T. III. S. 159.) es bisweilen für besser hielt, Etwas, als gar Nichts, über dem Ursprunge nach dunkle Wörter zu sagen. Je grösser jene Reihe wird, je zusammengesetzter und künstlicher die Voraussetzungen sind: desto weiter ist die Kluft zwischen solchen Möglichkeiten und der Wirklichkeit. Aber doch ist eben so oft die Identität des Worts, ungeachtet mehrmaliger Veränderung, offenbar.

Es kömmt also nur darauf an, ruhig und parteylos zu prüfen, ob die Ausbeute einer Analyse wirklich vorhandener und historisch beurkundeter Fälle der Wortbildung durch Umwandelung der Laute so gering und so unergiebig für den Erweis der Identität anderer Wörter und des darauf gegründeten Zusammenhanges ganzer Sprachen sey. In solchen unbestreitbaren Fällen stehen wir festes Fusses, beobachtend, was wirklich und unläugbar geschah. Wenn wir daraus nicht mehr folgern, als was unmittelbar und augenscheinlich daraus hervorgeht: so sind auch diese Resultate gesichert.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Mannheim*, in d. Spitalbuchdr.: *Rechtliche, einen von dem mütterlichen Grossvater in einer letzten Willensmeinung übergangenen Enkel betreffende*, von *Fr. Wilh. Gambsjäger*, der beeden Rechten Doctorn und öffentl. ordentl. Lehrer an der hohen Schule in Heidelberg, *erörterte Fragen*. 1805. 40 S. 8. — In Beziehung auf einen bestimmten, hier voraus erzählten, Fall werden in dieser Schrift gründlich und aus richtigen Grundsätzen folgende zwey Fragen abgehandelt: 1) ob der hinterlassene Enkel die ihm nachtheilige grossväterliche Disposition anzufechten berechtiget sey? und 2) mit welchem Rechtsmittel er dieselbe umstossen könne? Zur Auflösung der dritten Frage: ob die der grossväterlichen letzten Willensverordnung beygefügte *Clausula privatoria* von rechtlicher Wirkung sey? hat zwar der Vf. einige vorläufige Untersuchungen angestellt, sich aber die Beantwortung derselben, mit Anwendung auf den vorliegenden Fall, noch vorbehalten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) BERLIN, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jeniſch* u. ſ. w.

2) BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(Fortſetzung der in Num. 37. abgebrochenen Recenſion.)

Unbeſtreitbar gewiſs und hiſtoriſch iſt die Art der Verwandtſchaft des Lateiniſchen zum Griechiſchen, und des Italiäniſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen unter ſich und mit ihrer gemeinſchaftlichen Mutter. Identität der Wörter theils zwiſchen dieſen Sprachen, theils zwiſchen ihnen und andern, zeigt ſich unläugbar, ungeachtet folgender *Veränderungen einzelner Laute* der Wörter. Von *exemplum* hat der Italiäner auf der einen Seite *eſempio*, auf der andern der Spanier *egemplo* gebildet; von *aegualis* kömmt *égal*, Ital. *uguale*, Span. *igual;* von βρέμω und βασκαίνω: *fremo* und *faſcino;* von Φῶγος: *focus*, und davon *foyer*, *naître*, *paître* und *connôitre* von *naſci*, *paſcere* und *cognoſcere; peindre*, *plaindre* von *pingere* und *plangere*, das Spaniſche *nombre* von *nomine* (wie *hombre* von *homo*), und das Franzöſiſche *nombre* von *numerus*, das Portugieſiſche *brando* und *fraſco* von *blanco* und *Flaſche*, im Spaniſchen *hierro* und *hazer* von *ferrum* und *facere*, *Heinrich*, *Henrich*, *Henry*, das Ital. *Arrigo* und das Syriſche ܗܪܝ *(Herri)* ſind Ein Wort, eben ſo קרן *Horn* und *cornu*, *corne*, Span. *cuerno*, *piſcis* und *Fiſch*, φύλλον, *folium* und *feuille*, קמל, *camelus*, und جمل *(dſchamel)*, *jambe*, *gamba* und Neapolitaniſch *gamma*, ἱμάτιον, Gothiſch *Heimda* und *Hemde*, ἔστιον, *veſtis* und *Weſte*, κύλιξ, *calix* und *Kelch*, *Bruder*, *frater* und *frère*, *kochen*, *coquere* und *cuire*, Ὀδύσσευς und *Ulyſſes*, *Scaldis*, *Eſcaut* (wie *au* aus *al* im Franzöſiſchen unzählige Mal wird) und *Schelde*, *aurum* und das Franzöſiſche *or*, *alt*, *tief*, *Wald* und *Welt*, und das Engliſche *old*, *deep*, *wood* und *world*, *lubet*, *libido*, *lieben*, und das Engliſche *love*, *hâte* und *Haſs*, Φῆγος, *fagus* und *Buche*, *étonner* und *ſtaunen*. *foudre*, *poudre* (nach älterer Schreibart *fouldre* und *pouldre*) kommen von *fulgur* und *pulvis*, von *computare: compter* und *conter*, von *clamare* das Ital. *chiamare* und das Span. *llamar (gliamar)*, von *eccleſia* auf der einen Seite Ital. *chieſa*, auf der andern Franzöſ. *egliſe*, von *plenus* das Ital. *pieno* und das Span. *lleno*, von *plorare: pleurer*, Span. *llorar*, von *ſimilis* und *ſimilare* auf der einen Seite das Ital. *ſomigliare*, auf der andern das Franzöſiſche *ſembler*, und davon das Ital. *ſembrare*, von *metus* und *petere* das Span. *miedo* und *pedir*, von *cooperire* und *decooperire* das Ital. *ſcoprire* und das Franz. *decouvrir*, von *praedicator: Prediger*, *car* von *quare*, von *ſtannum: étain*, von *ſtella: étoile*, neben *umwickeln* das Poln. *uwikłac*, neben ἵππος in andern Gegenden ἴκκος, davon *equus*, von *nox*, *necte*, Ital. *notte*, Span. *noche* (wie *pecho* von *pectus*), Franz. *nuit* (wie *fruit* und *huit* von *fructus* und *octo*); neben ποῦς auf der einen Seite: *Fuß*, *foot*, *foet*, *voet*, auf der andern *pes*, und davon *piede*, *pie*, Gascogn. *pe;* neben μιγνύω und μίσγω das Deutſche *miſchen* und das Polniſche *mieszać*, von jenem *miſceo*, *mixtum*, davon im Mittelalter *miſculare* und *mixtulare*, davon das Ital. *miſchiare* und *meſchiare*, *meſcolare* und *meſclare*, davon das Franzöſ. *mesler* und *mêler*. Eben ſo ſichere Beyſpiele der *Weglaſſung* der Anfangs-, End-Buchſtaben oder Sylben ſind: *noſco* von γινώσκω (wogegen mit γνῶ der deutſche Stamm *kenn*, *know* zuſammenhängt), von γάλακτος: *lacte* (wovon Ital. *latte*, Franz. *lait*, Span. *lecho*, Portug. *leit*); im Ital. *remita* und *rede*, *vena* und *rena* ſtatt *eremita*, *herede*, *avena*, *arena*. Der Charakter des Uebergangs lateiniſcher Wörter ins Franzöſiſche iſt dagegen überhaupt Weglaſſung der Endſylbe, auffallendere Weglaſſungen aber ſind *ange* von *angelus*, *carme*, Carmeliter (neben dem Föminin *carmelite*); in der Mitte: von *inſula:* Ital. *iſola*, Franzöſ. *iſoler*, *isle* und *île;* von *color* und *dolor* Portugieſ. *cor* und *dor; caetera* für καὶ ἕτερα, das Portugieſ. *peſſoa* für *perſona;* von *regione* und *civitas* im Ital. *rione* und *città;* von *credatis*, *cardinales*, *Joannes* das Portugieſ. *creais*, *cardeaes*, *Joao;* von *potuiſſet* das Franzöſ. *pût* und das Ital. *poteſſe;* von *quatuor tempora: Quatember;* von *Kirchmeß: Kirms; Mamſel*, Ungar. *Mamzel* von *Mademoiſelle; aumône* von *Almoſen*, und dieſes von ἐλεημοσυνὴ; *Marne* von *Matrona: Seine* von *Sequana;* und beſonders bey Städtenamen: *Saragoſſa* von *Caeſarea Auguſta;* von *Auguſta (praetoria) Aoſta*, *Oſta* und *Aoûte; Foſſombrone* von *Forum Sempronii; Friuli* und *Friaul* von *Forum Julii*. Deutliche *Zuſätze* am Anfange fand beſonders *e* im Franzöſiſchen vor einem Doppelconſonanten: *éſcalier* von *ſcala*, *école* von *ſchola*, *Eſpagne* und *Hiſpania* neben Σπανία, und mit ähnlichen Vorſätzen eine Menge arabiſcher Wörter. Auf der andern Seite iſt griechiſchen Wörtern *s* vorgeſetzt, z. B. *ſus* von ὗς, *a* im Spaniſchen *aqueſta* für das Ital. *queſta*. Offenbare *Verſetzungen* der Conſonanten ſind ἅρπαξ und *rapax*, ἕρπω und *repo* (neben *ſerpo*, ſo wie man im Griechiſchen ſowohl κρατερὸς als καρτερὸς ſagte, und in Ober-Italien *arſer* für *riſare* ſagt), *Orlando* neben *Roland*, das Sardiniſche *bregogna* neben

neben *vergogna*. Unstreitig erfolgte *Veränderungen der Bedeutung* sind *dico* von δικῶ, *video* (woneben *weiten*, *wissen*) von εἴδω, vom latein. *sentire* das Ital. *sentire* (hören), von *bas* (unten) *bas* Strumpf, eigentlich *bas de chausses* (das Speciellere statt des Allgemeineren), *aula* von Viehstand und Hofhaltung, und eben so: *Hof* selbst; *immolare* von *mola*, weil *mola salsa* die älteste Art der Opfer war; von *campus: champ* (Lager) und *camp* (Feld); von *costa: coté*, *côte* und *Küste*. S. T. I. S. 6. 48. 63. 64. 139. 152. 156. 159. 161. 221. 231. 237. 248. 249. 252. 253. 261. 282. 357. 358. 376. T. II. S. 27. 29. 53. 73. 84. 90. 93. 97. 98. 105. 108. T. III. S. 88. 140. 151. 152 u. a. Hunderte von eben so schlagenden Beyspielen lassen sich noch aus Hn. *Denina's* reicher Sammlung aufstellen. Also der Fälle sind *viele*, wo die Identität veränderter Laute unverkennbar ist; ihre Menge beurkundet der Zusammenhang der Sprachen im Ganzen. Bey der Regelmäsigkeit, mit welcher diese Veränderungen der Laute deutlich in einerley Fällen erfolgt sind, und welcher physische Ursachen der Organisation zum Grunde liegen müssen, kann man Analogieen bilden, wie sie anderwärts, wo das Factum nicht so augenfallend ist, eben so erfolgt seyn werden, um dadurch die *Identität* der Wörter verschiedener Sprachen gewiss, oder mehr oder weniger wahrscheinlich zu machen. Die Wissenschaft fordert es durchaus, solche Analogieen zu suchen und anzuwenden. Den Weg zur Vergleichung der Sprachen, und zur Entdeckung ihres Ursprungs und der Verhältnisse der Sprachen öffnen nur sie, und es ist höchst anziehend, die umgearteten Zweige eines Stammes bis in ihre Pflanzstätte zu verfolgen. Die älteste Geschichte der Sprachen deckt ein mehr oder weniger dichter Vorhang: wer wollte es deshalb bedenklich finden, ihn möglichst zu lüften, weil man ihn nicht ganz aufziehen kann, und nicht überall, wo man hinter ihn blickt, gleich helle sieht. Es hat durchaus keine Gefahr für die Vorsicht des Forschens, jene Analogieen zu verfolgen, und auf möglichst viele Sprachen anzuwenden: so bald man nur nicht das bloss Wahrscheinliche für gewiss, und das minder Wahrscheinliche für überwiegend wahrscheinlich hält; so bald man also die *Grade der Wahrscheinlichkeit* sorgfältig unterscheidet. Wenn die Grundlage blosse Wahrscheinlichkeit hat: so hat auch das Resultat keine volle Gewissheit. Aber Anspruch auf Berücksichtigung darf schon eine Summe der Wahrscheinlichkeiten machen, wenn sie auch noch nicht Überzeugung fordern darf. Oft fehlen dann bloss ein paar Mittelglieder der Sprachanalogie, die zuweilen die genaueste Kenntniss der Volksmundarten der verglichenen Sprachen liefert, oder einige historische Data, um die Wahrscheinlichkeit zur Ueberzeugung zu erheben. Wenn man von der Erwägung jener sicheren Fälle herkömmt: so wird man die Identität anderer Wörter wenigstens fast überzeugend finden, z. B. folgender: des Italiän. *costume*, des Französ. *coutume* und des Span. *costumbre* mit *consuetum*, *armus* mit *ramus*, *parvus* mit παῦρος, *anser* mit *Gans*, χὰν, Niedersächs. *Goos*, Bretagn. *Goas*, Wendisch *Gus*, Poln. *Geś*; *kaufen* mit dem Polnischen *kupic* und dem specielleren *campo*, *été* mit *stato*, *écume* mit *Schaum*, *émaille* und *Schmalz*, *Lippe*, *labium*, *levre*, *libo* und λείβω, *hortus*, *Garten*, *Garden*, *jardin*, *sevrer* (entwöhnen) und *separare*, *bon* und das Portugies. *bom*, das Ital. *foglio* und *figlio* mit dem Span. *hoja* und *hijo*, *vicus* und οἶκος, wie gewiss *vinum* und οἶνος eins sind, das Engl. *write* und *écrit*, welches wiederum von *scriptum*, *scribere*, γράφειν, *schreiben* kömmt, das Spanische *milagro*, *peligro* und *miraculo*, *periculo*, *sequi* mit dem Ital. *seguire* und dem Französ. *suivre*, *parola*; *parole* und *parabola*, משל, *camelus* und das Französ. *chameau*, von πάροχος und *Pfarr*, von Κυριακὴ, *Kerke*, *Kirche* (womit hinwiederum das Engl. *church* doch auch zusammenhängt); *lacryma* und δάκρυ, *cangiare*, im Französischen *changer* (im Gascon. aber *cambiament* statt *changement*); eben so *singe*, *songe* von *simia*, *somnium*, *rouge* und *sage* vom Ital. *rubio* und *savio* (*sapiens*), *chercher* von *cercare* (*herumgehen*, und: suchen). S. T. I. S. 33. 137. 146. 245. 282. 285. T. II. S. 84. 103. 121. 161. T. III. S. 157 u. a. Analogieen sind es, nicht bloss einzelne Fälle, worauf die hohe Wahrscheinlichkeit dieser beruht.

Die Divinationsgabe, welche zum Aufsuchen und Benutzen dieser Analogieen unentbehrlich ist, kann zu weit gehen. Diess sind Abwege, die aber nicht den Weg selbst versperren, sondern nur vermieden werden müssen, um ihn richtig zu gehen. *Verkennung der Grade der Erkenntniss* ist der vornehmste unter ihnen. Der Inbegriff der in einander übergehenden Consonanten und Vocale muss allerdings der Seele vorschweben, und gewährt unstreitig Materialien zu Schlüssen; aber mehr als blosse Möglichkeit der Veränderung liegt nicht darin; das häufige Eintreten derselben Veränderung bildet mehr oder weniger bindende Analogieen. Gesichert aber ist das Resultat nur, wenn eine sprechende Menge von Fällen von der einen Seite durch historisch beglaubigten Zusammenhang der Völker; von der andern besonders durch ein vollständiges Zusammentreffen der Bedeutung der ähnlichen Wörter bestätigt wird. Mögen dann der Veränderungen mancherley seyn, welche das aus der einen in die andere Sprache übergegangene Wort erfahren hat: kein Vorurtheil gegen eine solche Veränderung, sobald nur die Analogie hinlänglich sicher steht, kein Vorurtheil gegen den Zusammenhang gewisser Sprachen darf von der Anerkennung der Identität der verglichenen Wörter bey schlagenden Gründen abhalten, da eben ihr Zusammentreffen nicht Zufall seyn kann. In der engen Verbindung der Bedeutung der beiden Wörter liegt immer die Hauptentscheidung: denn gerade sie kann am wenigsten dem blossen Ungefähr zufallen. So gewiss die Uebergänge auch der Bedeutung z. B. vom Speciellern zum Allgemeinern zuweilen erfolgt sind: so ist doch diese Analogie, bloss überhaupt genommen, zu vag, und lässt der Phantasie einen zu weiten Spielraum, als dass ohne weitere Gründe einzelne Fälle darunter subsumirt, und die Identität der Wörter darauf sicher gegründet werden könnte. Indessen auch das Zusammentreffen der Bedeu-

deutung hat seine Grade, schon auffallende Aehnlichkeit ihr Gewicht, und ein weit gröſseres, als bloſse Aehnlichkeit des Lautes. Erzwingen oder erschleichen darf weder diese Aehnlichkeit des Lautes durch eine Reihe gesuchter Analogieen, noch auch die Aehnlichkeit der Bedeutung, als Metapher, Metonymie oder Synekdoche, wem es um historische Wahrheit zu thun ist, nicht bloſs um Lieblingsetymologie oder Lieblingshypothese. Die Unsicherheit der Anwendung entfernter Analogieen erhellet am meisten dann, wenn mehrerley Analogieen zugleich anwendbar sind, z. B. wenn man *Hellen* von *collis* hat ableileiten wollen, s. T. I. S. 381., gleich als ob dem vagen Suchen nach entfernter Aehnlichkeit des Lautes, nicht eben so gut *vallis* vorschweben müſste, und Veränderungen beider Art gleich belegbar wären; oder *Tugend* T. I. S. 164. vom hebräischen *Dummah* (?) oder von δύναμις. Bey *greifen* kann man nach S. 148. zwischen viererley Wörtern herumrathen. Wenn erst durch unentscheidende Gründe bestimmt werden soll, welche von mehreren möglichen Buchstaben-Veränderungen im einzelnen Falle eintrete, und dann doch die eine gewählt wird: so ist natürlich die darauf gegründete Vergleichung eines Worts der andern Sprache noch weit unsicherer. Es ist nicht genug, irgend eine Annahme mit einigen ähnlichen Beyspielen der Veränderung zu belegen. Je seltener die Analogie, je künstlicher die Verbindung mehrerer ist: desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daſs sie eintrete. Es giebt mehrere Fälle, wo die Formbuchstaben der einen Sprache als Hauptbuchstaben des Worts in eine andere Sprache übergehen, und umgekehrt; z. B. [Syriac] von Ἑρμῆς, τος, Κῦρος, ρου, von כרש. Aber voraussetzen darf man so seltene Fälle nicht, und nicht, wie es geschehen, *Sohn* mit υἱὸν vergleichen, wenn auch der Hinzutritt des *S* am Anfange keine Schwierigkeit hätte, *Medina* in Spanien (von דין) mit *Metymna* in Lesbos und μέθυ. Oft wird eine recht scheinbare Etymologie eines Worts einer Sprache augenblicklich vernichtet, sobald die Vergleichung ihrer Dialekte zeigt, daſs das, was man für einen Hauptlaut hielt, bloſser Nebenlaut ist. Wir sehen unläugbare Beyspiele der Umstellung der Buchstaben, vielleicht kömmt auch *forma* von μορφη. Nach fehlerhafter Auffassung, nach einer nachläſsigen Aussprache einzelner Individuen sind Wörter in andere Sprachen übergegangen. Aber wer darf auf solche Ausnahmen rechnen, und sie in Anschlag bringen, wo es dem *Erweis* der Identität der Wörter gilt? Man ersieht leicht, daſs man ausserdem durch anmaſsliche Anwendung vager Vergleichungen aus Allem Alles machen, und die Verwandelung der Laute bis zum lächerlichsten Spiele treiben könnte, um nur endlich Aehnlichkeit herauszubringen, die sodann für Identität der Wörter gelten soll. Um desto mehr muſs gewissenhafte Vorsicht und überlegte Festigkeit der Grundsätze über jedem etymologischen Verfahren walten. Einen eigentlichen Maſsstab der Anwendung desselben festsetzen zu wollen, würde nur zu einer Art von Mechanismus führen können. Aber bey der Betrachtung der einzelnen Etymologieen zeigt sich der Unterschied deutlich genug, und der mehr oder weniger geringe Grad der Wahrscheinlichkeit der folgenden fällt in die Augen, sobald man das Hauptziel: Erweis der Identität der Wörter, mit den Umwegen und Abwegen vergleicht, durch welche man dahin geführt werden soll. Die Endung κοντα an den Zehnern der Zahlwörter ist von κοντός, *contus* (Stange) abgeleitet worden, *lingua* von φθόγγος, *us*, *aus* und das ungar. *ki* von ἐκ u. dgl., im Italiän. bloſs *s*, *Pomerania* und *Armoris* vom Stammwort, welches bey *Meer*, *mare*, *Morast* zum Grunde liegt, und den Präpositionen *po* und *ad*, *Nord* von ἄνω und ἄρκτος, *Brust* von πρόσθεος, *Ochs* von βοῦς, *faba* von πυάμος, *Erbse* von *herba*, *Frucht* und κάρπος, *Ziege* und *Geis*, *Blatt* und πέταλον, *kleba* im Poln. Brodt von *kto* (dem Relativ-Pronomen) und *leben* wie *camangiare* u. *aliquid ad manducandum*, bedeutet, *blanc* von *bleich*, und dieses von λευκός, *blau* von *flavus*, *achten* von ἄχθεις und ἄγειν, *geben* und *praebere* von *beren*, *kosten* von γεύειν, *kriegen*, auch in der Bedeutung: nehmen, von *Krieg*, und dieses von *kri*, κρίζειν (*stridere*) oder von χείρ, *laufen* von λαφθάζειν, *leben* von λείβω, weil ἄλιβας leblos bedeute (aber es bedeutet saftlos, und nur uneigentlich auch jenes), *mögen* von μόγειν, *schenken* von *scantio* und von ξενικον, *steigen* von στέγειν, *suchen* von ὔχειν, das engl. *ask*, *but* und *top* von ἀσκεῖν, *at* und τόπος, *lieben* von φιλεῖν, *bös* von *pejus*, *gêner* vom hebr. *gehenna*, *fasten* und ἄπαστος, *is* und *qui* von ὅς, *hirundo* von χελιδὼν, *loquor* von χλωπάομαι, *Saturnus* vom deutschen *Ur* und *Sator* (*sator aeternus*), *cum* von σύν; *veho* von ὀχέω und nicht von *veha* Weg; die Endungen *dum* und *do*, von *do*, ich gebe, und die polnische *enie* von *heit*, *ob* von εἴπερ, das ungar. *viz* vom poln. *voda*, und dieſs sowohl als *udus*, *humidus*, *sudor*, von ὕδωρ, von dessen letzter Sylbe *dor* wiederum der Name vieler Flüsse, so wie von *Regen*, *ren*, *re*, *er*, *ar*, der Name anderer kommen soll, das engl. *build* von *bauen*, s. T. I. S. 60. 61. 126. 138. 141. 153. 154. 156. 162. 179. 184. 188. 191. 193. 200. 220. 221. 246. 251. 269. 278. 282. 290. 299. 307. 311. 320 ff. T. II. S. 187. T. III. S. 111. 118 u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Anfangsgründe der gemeinen Rechenkunst*, *Algebra und Meſskunst*, von *Klemens Stix*, Lehrer der reinen Mathematik. *Erster* Theil, *gemeine Rechenkunst.* — *Erster* Band. 1805. 322 S. 8. (20 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

Anfangsgründe der gemeinen Rechenkunst. — *Erster* Band, enthält die Lehre von ganzen und gebrochenen Zahlen, dann die der Verhältnisse und Proportionen, nebst Anwendungen derselben. Zum gemeinnützigen Gebrauche sowohl, als auch

auch insbesondere zur Einführung in die Mathematik u. s. w.

Der Vf. dieses Werks, von dem wir bis jetzt nur gegenwärtigen *ersten* Band gesehen haben, will seiner Jugend und andern Rechnungsfreunden einen wichtigen Dienst leisten, indem er ihnen bey einem gründlichen System im Vortrage, auch einen grossentheils noch neuen, sichern und leichten Weg zu zeigen, verschiedene, oft kritische Rechnungsfragen ohne Schwierigkeit aufzulösen, und sie auf solche Weise zu glücklichen Fortschritten für höhere Wissenschaften vorzubereiten gedenkt. Es gehört diese Schrift wirklich zu denjenigen, welche zwischen einer demonstrativen Rechenkunst und den gemeinen praktischen Rechenbüchern das Mittel halten; es werden nämlich Begriffe und Grundsätze vorausgeschickt; nur hätte der Vf. auch daraus für die Hauptsätze und Aufgaben die nöthigen Beweise herleiten sollen: er hat aber bloss durch Anführung der Paragraphen darauf hingedeutet und die Zusammensetzung des Beweises selbst dem Leser überlassen. — Bey den Grundsätzen sagt er bloss im Allgemeinen, dass, wenn Gleiches mit Ungleichem in Verbindung komme, jedesmal Ungleiches daraus entstehe; es hätten aber die Fälle bestimmt unterschieden werden sollen, wo die Art der Ungleichheit in der nämlichen Ordnung bleibt, und wo die Ordnung abwechselt. Wenn nämlich Gleiches zu Ungleichem addirt u. s. w. wird, und das Grössere ist vorher auf der rechten Seite: so ist auch nachher das Grössere allemal auf der rechten Seite; wird Ungleiches zu Gleichem addirt oder damit multiplicirt: so ist es wieder eben so; wenn hingegen Ungleiches subtrahirt, oder damit dividirt wird: so kommt auf der Seite, wo vorhin Grösseres stand, Kleineres zu stehen, und so hinwiederum. Bey der Bruchrechnung ist auch die Lehre von den Decimalbrüchen mitgenommen, und das Nöthige von den zusammenhängenden *Brüchen* mit beygebracht. Die Potenzenlehre ist für einen folgenden Band aufbewahrt. Die Proportionsrechnungen sind aber wieder ausführlich vorgetragen, und vielfältig, besonders auf kaufmännische Vorfälle, angewendet worden; zu diesem Behufe finden sich auch Tafeln zu Reductionen und eine Menge Exempel zur Uebung der Verstandeskräfte und zur Unterhaltung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Allgemeine Sprachkunde. *Warschau*, gedr. b. Ragoczy: *M. Sam. Gottl. Linde's* Fortsetzung der Abhandlung *von den Grundsätzen der Wortforschung*, als Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Schüler des Kön. Lyceums zu Warschau. 1805. Poln. und Deutsch. 12 u. 23 S. 4. — Die in der Recension des *Denina*'schen Werks gezeigten Grundsätze müssen auch der Beurtheilung dieser schätzbaren Gelegenheitsschrift zum Grunde liegen, welche, wie schon bey der Anzeige ihres Aufanges (A. L. Z. 1806. Nr. 151.) bemerkt worden, sich, ihrem nächsten Zwecke ganz gemäss, vorzüglich auf die Sprachen des Slawischen Stammes, und daher entlehnte Beyspiele beschränkt. Der verdiente Vf., welcher in jenem ersten Programm Beyspiele der Veränderung der Laute, und Scalen der am meisten veränderten Buchstaben gegeben hatte, schreitet in diesem um ein Beträchtliches weiter vorwärts. In *drey* Kapiteln geht er die *mancherley Schwierigkeiten, mit denen der Wortforscher zu kämpfen hat*, die *etymologischen Hülfsmittel*, und die *verschiedenen Grade der etymologischen Gewissheit* durch. In dem *erstern* wird unter andern das Poln. *pelny*, Russ. *polniy*, *polon*, Cärn. *poln*, (Wind. *pulen*, *poun*, Croat. *pun*), Böhm. *plny* verglichen, um die Versetzung der Buchstaben zu zeigen, die Veränderungen des Lautes *crux* in den verschiedenen Sprachen, durch die Umwandelung und Zusetzung ganzer Sylben nach der Landesart, und die Veränderung der Bedeutung, dass z. B. *volim* bey Krainern und Winden: ich *will*, *wähle*, bey den Russen *woliu*, ich *will*, *wünsche*, bey den Polen *wolę*, *wolić*, ich *will lieber*, bedeutet, weil für: *wollen*, schon *chcę*, *chcieć* dagewesen. Von dem Weglassen wirklich wesentlicher Buchstaben gebe kein Slawischer Dialect so augenscheinliche und häufige Beyspiele, als das Wendische in der Lausitz. Aber wenn *cora* und *córka* und θυγατηρ durch eine ganze Scale von Auslassungen in der Zusammenstellung der Namen dieses Begriffs in den verschiedenen Sprachen auf Einen Stamm zurückgeführt werden sollen; so ist diess offenbar zu weit gegangen, und Folge davon, dass die Grundsätze des etymologischen Verfahrens nicht in voller Allgemeinheit, Schärfe und Strenge aufgefasst, ausgeführt und angewendet sind. Fällt jenes Wort mit einem griechischen zusammen: so könnte man an κόρη noch eher denken. Weit gewisser ist das Ausfallen so wesentlicher Buchstaben bey Umwandelungen der Taufnamen, und besonders bey ihren Diminutiven, wovon der Vf. interessante Beyspiele aus der Slawischen Sprache giebt. Als *etymologische Hülfsmittel* wird die Rücksicht auf ältere Schreibart der Wörter, z. B. bey *rzetelny* auf *źrzetelny* (ähnlich dem Böhmischen und Russischen *zrzetedlny*, *zrytelniy*), und auf die älteren Bedeutungen der Wörter angeführt, z. B. *obmowa*, sonst: Umschreibung, dann: Beredung, Conferenz, itzt: Verläumdung; *arkusz*, der Bogen Papier, und die Nothwendigkeit der Vergleichung theils der Provincial-Dialekte, theils verschwisterter Mundarten gezeigt, z. B. bey *fartuch*, Böhm. *fertuch*, welches das Oberdeutsche: Fürtuch, ist, wofür man Hochdeutsch: Schürze, sagt. Der folgende, übrigens recht schätzbare, Paragraph über die Verschiedenheit der Bedeutung eines Worts in verschwisterten Sprachen, z. B. dass *watroba* Poln.: die Leber, Russ.: das Herz; Poln. *sakonnik*: der Ehemann, Russ. *zakonnik*: der Mönch, bedeute, gehörte mehr in das vorhergehende, als dieses Kapitel. Besonders wenn Wörter oder ihre Gegenstände später nach schon erfolgter Trennung der Mundarten bekannt geworden sind, wird dieser Fall eintreten. So ohne Zweifel in den angeführten Fällen. *Zakon* ist Russen und Böhmen ausschliesslich das Gesetz, den Polen ausschliesslich die Ordensregel. Zur *Darstellung verschiedener Grade der etymologischen Gewissheit* endlich sind, hier theils die unbestreitbar abgeleiteten Formen von *wrocić*, *wrot*, *wrota*, und theils von *iać* erst die gewissen, sodann die weniger gewissen Abkömmlinge oder verwandten Wörter durchgegangen. Erschöpfend ist dieses noch nicht für einen Gegenstand, der eine vielseitige Erörterung bedarf: aber wir dürfen hoffen, dass dieses Kapitel nur abgebrochen ist, und dass die Fortsetzung dieser sehr interessanten Schrift und die Vollendung des in seiner Art einzigen Wörterbuchs des um die Polnische Literatur hochverdienten Vfs. auch unter den jetzigen Umständen nicht blosser Wunsch bleiben werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) BERLIN, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) BERLIN, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. II.

(*Fortsetzung der in Num. 38. abgebrochenen Recension.*)

Etymologie ist schon für sich und im Einzelnen höchst interessant, und fruchtbar; befriedigend für die natürlichste Wissbegier ist es, zu erfahren, wie und woher die Wörter, derer wir uns in unsrer und anderen Sprachen bedienen, das geworden sind, was sie sind. Man lernt die Sprachen nie gründlich, wenn man sie nicht in ihre ersten Bestandtheile aufzulösen und diese mit einander zu vergleichen versteht. Aber weit wichtiger, und ein weit höherer Gesichtspunkt *ist es, solche* Forschung ins Grosse zu verfolgen. *Auf dem* Einzelnen beruht das Ganze und ist in ihm, das Ganze der Identität vieler Wörter der einen mit denen der anderen Sprache. Das Verhältniss der beiden Sprachen leuchtet dann in die Augen. Es ist entweder Identität derselben in einer früheren Zeit und früheren Gestalt, oder sonst eine Art des Zusammenhangs in späterer. Wenn zwischen zwey Sprachen bloss ein paar Wörter das Band der Verbindung bildeten, z. B. wenn dem polnischen *dom* bloss das gleichbedeutende *domus* und δῶμα entspräche: so könnte ein sonderbarer Zufall im Spiele seyn. Aber eben eine ganze Masse solcher Fälle schliesst jeden Gedanken an ihn aus. Der wirkliche Erweis der Identität möglichst vieler Wörter zweyer Sprachen ist also immer die erste und einzige Grundlage aller daher entlehnten Schlüsse über ihr Verhältniss. Mag die Identität nicht bey jedem der einzelnen Wörter gleich schlagend seyn, Gewissheit vieler Fälle unterstützt die Wahrscheinlichkeit anderer. Dagegen durch die Vergleichung des Mehreren verliert oft das Einzelne, und man erblickt die Schwäche und das Schwanken des Ganzen. Wie im Einzelnen der Stufen der Wahrscheinlichkeit viele bis zum Vorhof der Gewissheit sind: so sind sie es oft noch mehr bey dem Gebäude der Schlüsse über Zusammenhang der Völker aus ihren Sprachen. Das Grosse bedarf stärkere Gewähr, als das Kleine; die Abweichung vom richtigen Ziel würde Irrthum um vieles seyn. Dagegen Wahrscheinlichkeit eines Ganzen hat auch Ansprüche auf grössere Aufmerksamkeit, und das Nichtverwerfliche hat seine Rechte. Wer gewissenhaft dem Einen wie dem Andern zumisst, was ihm gebührt, thut keinem Unrecht, und benutzt alles, so weit es benutzbar ist. Wo die Fackel der Geschichte den Zusammenhang oder die Abstammung der Völker aufhellt, da ist diess nur für den einzelnen Fall zu belegen. Wo sie aber nicht vorleuchtet; da wird desto mehr alle die empfohlne Vorsicht nöthig, um nicht im Dunkeln umher zu irren, und zuletzt das Falsche statt des Wahren zu ertappen. Wo also der Zusammenhang der Abstammung oder nachmaligen Verbindung der Völker hinlänglich bewiesen ist: so kommt es nur darauf an, darzuthun, ob und welche Wörter ihrer Sprachen Folgen davon sind. Wenn aber erst aus dem Zusammentreffen der Wörter von ähnlichem Laute und ähnlicher Bedeutung das Verhältniss der Sprache und der Völker, die sich ihrer bedienen, aufgespürt und möglichst gezeigt werden muss: schwieriger ist dann der Weg, aber belohnend ist er. Von dem Erweis der Identität jener Wörter hängt in beiden Fällen alles ab. Aber sie unterscheiden sich dadurch, dass der erstere die Analogieen giebt, oft auch ihre Anwendung von Stufe zu Stufe nachweist; der letztere aber sie benutzt und ihre Anwendung sucht. In beiden Fällen aber ist es etwas ganz andres, coordinirte oder subordinirte Abstammung, als andre Arten ihres Zusammenhanges und Einflusses auf einander nachzuweisen oder zu suchen. Sehr vielerley sind die Arten des Verhältnisses und Einflusses. In Sprachen von dem verschiedensten Stamm und dem verschiedensten Local und Zeitalter der Bildung finden wir einerley Wörter. So vielleicht in dem Niederdeutschen eine Anzahl arabischer Wörter, die durch Handelsverkehr unmittelbar oder durch den Mund vermittelnder Völker dahin übergegangen, und aus fremder Wurzel in deutscher Form aufgewachsen sind. So hat das jüngere Latein und das weit jüngere Französische dem Chaldäischen und Syrischen viele Wörter gegeben, die sich in dieser Mundart der Vorwelt wunderlich genug ausnehmen z. B. ܩܦܠܐܘܢ κεφαλεῖον, אִסְפַּקְלָטוֹרָא *speculator*, ܦܪܢܣܐ Prinz, ܐܢܓܠܛܪܐ *Angleterre*, ܩܘܡܣ *comte*. Sprachen von sehr gemischter Entstehung, z. B. das Lateinische und besonders das Englische, jenes unter dem frühen Haupt-Einflusse des Griechischen; dieses unter dem späteren Neben-Einflusse des Französischen, zeigen andere Verhältnisse, als das Spanische, in welches die siegenden Saracenen eine Menge Wörter hineingetragen haben, statt dass die Ungarn ihren Besiegten neue Benennungen eher verdanken, als gaben. Selbst bey offenbar identischen Wörtern in Sprachen von

von unläugbar gemeinschaftlichem Stamme, z. B. den Töchtersprachen der Lateinischen, ist es oft schwer, zu beurtheilen, welche abgeleitete Sprache sie aus der andern erhalten habe. Schätzbare Bemerkungen hierüber, und wie manche Ausdrücke bloss durch die Religion, andre bloss durch den Luxus z. B. *Wein*, der Sache nach und dann natürlich auch in die Sprachen eingeführt worden sind, hat Hr. *Denina* theils in ganzen Kapiteln, theils beyläufig z. B. T. I. S. 284. gegeben: so wie überhaupt die Absonderung der verschiedenen Klassen der Wörter, die Naturgegenstände, Krieg u. s. w. in den verglichenen Sprachen bezeichnen, in dem vorliegenden Werke ein schätzbarer Weg zur Auffindung der verschiedenen Quellen des Ueberganges der Wörter, die echte Methode des geschichtlichen Studiums der Sprache ist. Denn nicht bloss nach Einer Art von Wörtern, am wenigsten nach den Zahlworten, müssen Sprachen verglichen werden. Auch die Namen der ersten Bedürfnisse des Lebens reichen dazu nicht hin, wenn ihre, vielleicht am längsten erhaltene Aehnlichkeit durch gar keine, oder höchst geringe, Uebereinstimmung anderer Wörter unterstützt wird. Weit wichtiger ist das Uebereintreffen solcher charakteristischer Wörter, welche ohne Zweifel bey einer Nation selbst entstanden sind, z. B. der Pronomina, als anderer, welche leicht erst später Bedürfniss einer Nation geworden, und anderwärts her entlehnt worden sind. Bey diesen anderwärts her entlehnten Wörtern zeigt oft die Wendung ihrer Bedeutung, dass sie nicht die ursprüngliche ist. Oft ist nur Eine Art von Gegenständen aus der einen Sprache in die andere übergegangen: so hat z. B. das Schwedische einen grossen Theil seiner Wörter für Fischergeräthe und Schifffahrt aus dem Finnischen entlehnt; das Polnische die Wörter für Schifffahrt aus dem Niederdeutschen oder Holländischen, ohne dass diese Sprachen sonst verwandt wären. Weit wichtiger ist Identität des ganzen Baues der Sprachen z. B. des Hebräischen mit dem Aramäischen und Arabischen; des Polnischen mit dem Russischen, wie sie eben von solchen Dialekten einer Hauptsprache abstrahirt wird. Indessen auch das Zusammentreffen auszeichnender Einrichtungen der Sprachen bürgt nicht immer für solche Identität der Abstammung. Der grosse Einfluss der griechischen Sprache auf die Lateinische ist besonders in ihren Formen sichtbar, und auch der gothische Ulphilas hat seine Sprache durch griechische Formen ausgebildet. Sprachen welche in einer Menge von Wörtern zusammentreffen, haben eine beträchtliche Anzahl anderer mit einer Sprache von ganz entgegengesetztem Stamme gemein, so dass man in Verlegenheit gerathen könnte, sie wegen jener oder dieser an die eine oder andere anzuschliessen, wenn sich nicht eben jene verschiedenen Arten des Zusammenhanges und Einflusses unterschieden. Mit Recht sagt *Adelung* (a. a. O. S. 340.): „In dem Zustande der ungebildeten Völker, wo sich ein Völkchen von dem andern absondert, seine eigne Selbstständigkeit behauptet, und seinen eignen Weg geht, sind in einem kleinen Umfange mehrere Mundarten, oft verschiedener Sprachen, als in einem grösseren bey Verbindung durch Herrschaft, Handel und Gewerbe: so ist es noch in durch Gebirge zerschnittenen Gegenden; ehemals waren die einzelnen Häufchen eben so getrennt." So wahre Beschränkung des vorschnellen Emporsteigens zur Einheit der Sprache auch in dieser Bemerkung der frühen Divergenz liegt: so wahr bleibt es doch, dass die Mundarten solcher nachbarlichen Häufchen gewöhnlich von einem gemeinschaftlicher Fond ausgehen, den wir suchen dürfen. So viele Vorsicht die Möglichkeit jeder dieser Fälle gebietet: immer bleiben, wenn nur erst die Identität vieler Wörter mehrerer Sprachen gewiss oder überwiegend wahrscheinlich ist, alle diese Arten des Zusammenhangs der Sprachen Spuren des Zusammenhanges der Völker. Aus der Vorwelt, wohin die Anfänge der Sprachen zurück reichen, sind alle sichere Data unschätzbar. Wo alle andre Spuren des Völkerzusammenhanges längst verwischt sind: da sind sie uns oft noch in ihren Sprachen erhalten. Aber so unendlich reitzend auch die Aussicht ist, durch solche Forschungen die Stammbäume der Nationen aufzuspüren, zu sehen, dass sie von einander entsprossen, sich getheilt, und die einst eng verwandte Sprache in ihrer Divergenz in entfernte Länder gepflanzt haben: eben wegen dieser Divergenz, welche die einst sich nahen Sprachen zu verschiedenen macht, muss es, wenn sie gross ist, sehr schwer werden, die Identität des ehemaligen Zustandes wieder zu erkennen, und sie zu beweisen oft unmöglich seyn. Sie ahnden zu können, ist schon dankenswerth, ist schon ein herrlicher Blick in die Zeitferne. Aber Ahndung gelte nicht für mehr, als sie ist. Nur Entwürfe der höheren oder geringeren Wahrscheinlichkeit können grosse Stammbäume der Nationen nach ihren Sprachen seyn; nicht einmal ihre einzelnen Glieder lassen sich zu einerley Stufe der Wahrscheinlichkeit erheben. Was Folge der Zerspaltung einer Ur- und Hauptsprache seyn kann, geht vielleicht auch von anderen Ursachen aus. Selbst wirkliches Zusammentreffen der Sprachen, deren ehemalige Wohnsitze die Geschichte nicht nachweiset, führt nicht bloss zu Einer Art dieser Ursachen, zum Zusammenseyn der Urstämme dieser Völker, wie *Theben* in Aegypten und Bäotien, *Boston* in England und Amerika auf ein Colonial-Verhältniss. Beträchtlich muss die Anzahl identischer Wörter seyn, um auch nur ein näheres Verhältniss der Sprache; sehr beträchtlich muss es seyn, um einerley Abstammung zu beurkunden. Einen genauern Masstab der Bestimmung giebt es nicht: aber eben desswegen bleibt das Resultat oft schwankend. Ist die Bestimmung der *Art* des noch so sicheren Verhältnisses der Sprachen mit identischen Wörtern unmöglich: so sind auch alle darauf gegründete Schlüsse über Völkerzusammenhang blosse Vermuthung; und sie sind wenigstens nichts mehr als wahrscheinlich, wenn jene Prämissen nichts mehr sind. Es ist natürlich nicht möglich, aus den Trümmern der Anfänge der Sprachen Vergleichungspunkte genug zur Aufklärung von allem aufzufinden. Nur durch ein wahres Wunder könnten alle diese Data auf-

aufbehalten seyn. Nicht zu rasch darf man die Nationen in Bezug auf ihre Sprachen zu Einer grofsen Familie vereinen, Einen Hauptstamm mit Einer Ursprache, wovon die halbe Welt oder wenigstens halb Europa bevölkert worden, nachweisen, wegen mancher zusammentreffender Worte z. B. Griechen und Slawen in das engste Verhältnifs setzen, die *Art* eines solchen Verhältnisses jedesmal bestimmt aussagen; wir dürfen nicht alles erklären wollen, was sich nicht mehr erklären läfst. Aber wir dürfen, wir müssen die Spuren des Völkerzusammenhangs durch Etymologie verfolgen; wir müssen die geschichtlichen Data dabey benutzen, so viel es nur möglich ist, am wenigsten darf ihnen durch linguistische Hypothesen Gewalt angethan werden. Und sie die Geschichte selbst erinnere den Etymologen hier auf ihrem Boden immer an den Unterschied der factischen Sicherheit von der Erkenntnifs durch Schlüsse. So sind diese aber eine unbedenkliche und unentbehrliche Grundlage des weiteren Forschens. So verschieden die Ursachen des wirklichen Zusammentreffens der Sprachen sind: sie alle führen auf ein Resultat des Völkerzusammenhangs, wenn auch nicht von immer gleicher Sicherheit. Und sie alle enthalten Analogieen des Folgenden, welches sich im Einzelnen wie im Ganzen nur nach jenen Grundsätzen würdigen läfst. Denn die *zweyte* Abtheilung des vorliegenden Werks beschäftigt sich mit solchen Resultaten des gelehrten Vfs. über die Bildung und den *wechselseitigen* Einfluss der von ihm behandelten Sprachen.

Diese Resultate stehen in schöner Klarheit da, wo die Abstammung der Sprache und ihr gegenseitiges Verhältnifs aufser Zweifel ist, und nur aus dem factischen Bestand der Sprache durch die tiefen Kenntnisse des Forschers belegt wird; aber sie sind natürlich schwankend, wo sie der Zeit nach entfernte Sprachen betreffen, deren Anfänge wir nur noch aus Trümmern oder durch Schlüsse aus ihren heutigen Zustande kennen. Dem folgenden Auszuge werden einzelne Bemerkungen und Beurtheilungen eingewebt werden, um mit dem vielen Lehrreichen welches der Auszug selbst aushebt, Beweise der Aufmerksamkeit zu verbinden, mit welcher es ausgehoben wurde. Die *zweyte* Abtheilung *erster* Abschnitt Art. I. handelt von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der vier Sprachen, welche die Muttersprachen der meisten europäischen seyen. Eine Menge von Urmonosyllaben möge in jedem Lande selbst entstanden seyn; durch sie, und zwar durch Lippen-, Zahn- und Zungen-Buchstaben seyen die ersten wahrnehmbaren Gegenstände ausgedrückt worden, durch Gutturale Empfindungen. Andere Wörter, als die Bezeichnungen solcher Gegenstände sind nicht die Folge des ersten Bedürfnisses, sondern von einer Nation zur andern übergegangen. Auch die Zahlwörter gehören in diese Klasse. Welchen Weg hat nun aber diese Fortpflanzung genommen? Historiker, Grammatiker und Philosophen seyen fast einig über das Factum, dafs von einem grofsen Landesstrich zwischen dem Don und Obi, in dessen Mitte sich der Kaukasus und das kaspische Meer befindet, fast alle Nationen und Sprachen ausgegangen sind. Daher, von der alten Sprache, die in den entferntesten Zeiten die Scythen dort redeten, kommen fast alle andere Sprachen, und bestimmt das Griechische, Slawonische, Deutsche oder Celtische, und Lateinische. — Art. II. Identität der celtischen und deutschen Sprache. Celten bewohnten einen sehr grofsen Theil von Europa und beträchtliche Provinzen Asiens; sie wurden von Andern Scythen, von noch Andern Geten genannt. Die Wörter, die aus ihrer Sprache angeführt werden, treffen mit deutschen oder lateinischen zusammen. Art. III. Von einer Intermediär-Sprache zwischen den alten orientalischen und den neuen occidentalischen Sprachen. Die Sprache der Geten sey es, unter welchen Ovidius lebte; möchten wir sein Werk über oder in getischer Sprache (ex Pont. IV, 13.) noch haben. Diese Geten wurden im vierten Jahrhundert Göthen genannt. — Art. IV. Die Sprache der Göthen und die deutsche ist einerley. Die Sprache des Ulphilas habe mehr Aehnlichkeit mit dem heutigen Deutschen, als Italiänisch und Französisch mit dem Lateinischen. In einigen Theilen Ungerns, wo sich die Hunnen nicht so verbreitet, herrscht noch die alte gothische Sprache. Das Deutsche habe mehr Aehnlichkeit mit dem Griechischen, als das Slawonische und Lateinische. Indessen sey auch die Aehnlichkeit dieser Sprachen mit jener unverkennbar. Und nun wird Art. V—XII. die Aehnlichkeit dieser vier Hauptsprachen durch verschiedene Klassen der Wörter durchgeführt. Die Benennungen der Elemente, Zeiten, Gott und Götter, Menschenarten und Theile des Körpers, der verschiedenen Thierarten, der Mineralien und Vegetabilien, der Dinge, welche zum animalischen und gesellschaftlichen Leben dienen, der physicalischen und moralischen Eigenschaften, und zuletzt die Präpositionen jener Sprachen, z. B. *sub* mit ὑπό, *an* und *ein* mit dem lateinischen *in*, *ent* und *ant* mit ἀντὶ werden verglichen. Dafs sich bey den Benennungen des Mineral- und Pflanzenreichs eine merkwürdige Divergenz zeige, wird bemerkt. Sie ist natürlich, da gerade alle diese Namen später entstanden sind, nach der Trennung der Stämme, welche während ihres frühern Zusammenseyns nur die Bezeichnung damaliger Bedürfnisse unter sich gemein hatten. Art. XIII. Der wesentliche Unterschied zwischen jenen vier Sprachen bestehe in der Bezeichnung der Artikel und der *Pronomina* und in den *Verbis auxiliaribus*. Die Ursache davon sey im Klima, und in einer, zufällig bey einigen Stämmen der alten Scythen entstandenen Gewohnheit zu suchen. Von diesen alten Scythen oder Tataren gehen die Nationen aus, die seit undenklicher Zeit drey grofse Theile Europa's bevölkerten, 1) Illyrien, Polen u. s. w. 2) Germanien und Gallien, 3) Griechenland und Italien. Die Sprache der Deutschen habe unter diesen mehr, als die übrigen, die ursprünglichen Monosyllaben behalten, ohne sie durch vorgesetzte Sylben zu vergröfsern. Art. XIV. u. XV. beschäftigen sich mit der Vergleichung der griechischen und deutschen Verba. Die Aehnlichkeit ihrer Form wird besonders nach dem Infinitiv und der ersten Person des Plurals bemerkt, und

und S. 178 — 203. eine Menge von Wurzel-Verbis angeführt, welche beiden Sprachen gemeinschaftlich sind oder seyn sollen. Die Behauptung S. 177., dass das *Verbum substantivum* in allen den mittäglichen und nördlichen Sprachen eben dasselbe seyn, hätte wohl Belege verdient; in Absicht der slawischen Sprachen schränkt sie sich auf die dritte Person des Singulars und Plurals ein, die übrigen Formen zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit mit den bekannteren Sprachen. Unter die Gegenstände der frühesten Bezeichnung gehört der Begriff dieses Verbi schwerlich. Art. XVI. Von Wörtern aller Art in den germanischen Mundarten, die mit *U. V.* u. *W.* anfangen. Art. XVII. In wie fern die andern nordischen Sprachen von der deutschen verschieden sind; Schwedisch und Dänisch komme gewiss vom Deutschen, nicht umgekehrt dieses von jenen, schon die Infinitiv-Endung zeige diess. Von dem trefflich ausgearbeiteten Art. XVIII. nachher. Der *zweyte* Abschnitt geht Art. I. auf die alten Sprachen Italiens vor der lateinischen über. Bey und nach der Gründung Roms gab es in Italien mehr Sprachen, als nachher aus ihr entstanden sind. Drey Hauptsprachen, das Celtische, Hetruscische und Griechische lagen ihnen zum Grunde. Verschiedene Dialekte des ersteren herrschten im nördlichen Italien unter den eingedrungenen gallischen Völkern, das Oscische war ein Dialekt des zweyten, wie das Pelasgische des dritten. Beide letztere Sprachen haben zur Bildung der römischen beygetragen. Aber von welcher Seite Asiens und Europa's auch diese Völker gekommen sind: ihre Entstehung und ihre Sprache könne nicht sehr verschieden gewesen seyn von der der Slawen, westlichen Scythen und östlichen Geten, der asiatischen Griechen, Phrygier und Armenier. Die Sprache der Sabiner muss sich leicht mit der Römischen gemischt haben, und unterschied sich noch weniger, als das Hetruscische von dem Altgriechischen, Griechisch-Gothischen und Illyrischen. Aus Dalmatien, zu Lande oder übers Meer, müssen die Wörter, welche wir noch in den Töchtersprachen der slawonischen finden, an die Apenninen gekommen seyn, vor oder nach der Erbauung Roms. Die griechischen Völker, von denen sich der früheste Einfluss dieser Sprache auf die römische vor aller Geschichte herschreibt, denn eine zweyte Periode dieses Einflusses ist die der Scipionen bis zur Zeit des Cicero, waren Aeolier; und diese haben sich entweder zu eben der Zeit oder früher oder später, als ein andrer Theil derselben nach Kleinasien auswanderte, an die dalmatischen Küsten gezogen, von wo sie übers Meer nach Italien giengen, und ihre Sprache mit der schon vorhandenen mischten, die durch die von andern Seiten, aus Griechenland, Germanien und Gallien Eingewanderten entstanden war. Art. II — IV. Erste Bildung der lateinischen Sprache; erste Ursache ihrer Differenz von der griechischen. Die äolische und italische Aussprache änderte Vokale, und dehnte sie aus, änderte Consonanten. Von Aeoliern, Daciern, Thraciern, Geten, Slawoniern, ihren Nachbarn sey z. B. *B* in *V* übergegangen, wie noch bey den Neugriechen, Spaniern und Russen; von den Lateinern sey, so wie ein Theil der Sprache der Slawonier, so auch ihre Pronunciation nachgeahmt worden. Viele Beyspiele solcher Veränderungen, die zum Theil oben angeführt worden sind. Von Ausdrücken für die gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens entlehnten die Römer den grössten Theil von den Griechen. Sie fassten sie bloss durchs Gehör, keineswegs aus schriftlicher Verzeichnung auf; daher die Veränderungen der Laute. Wenn manche Wörter bey den griechischen Klassikern einen ganz andern Sinn haben: so kömmt diess daher, weil die Griechen bey der feineren Ausbildung ihrer Sprache manche alte, aus einer mit andern Völkern gemeinschaftlichen Quelle geflossenen Ausdrücke aufgegeben hatten. So finde sich z. B. unter der Menge lateinischer Wörter, die mit *ae* anfangen, nur sehr selten eins, dem ein Griechisches entspricht. Dagegen nahmen auch die Römer, als sie die, von ihren Vorfahren empfangene Sprache durch Worte aus Calabrien, Sicilien und den griechischen Inseln vervollkommneten, diese oft in einem veränderten Sinne z. B. *dico*, *doceo*, *lego*. Auffallend sey es, in der ganzen Terminologie des römischen Militärwesens keine aus griechischen Schriftstellern entlehnte Wörter zu finden. Art. V — VIII. wird die Etymologie der lateinischen Wörter, die sich auf Gegenstände des gemeinen Lebens beziehen, der religiösen und der für Künste des Vergnügens und Literatur einzeln durchgegangen. Die Namen für Haus und Bauwesen überhaupt seyen der lateinischen Sprache gemein mit den übrigen, dem Celtischen, Illyrischen, Slawischen. Aus der Sprache Hetruriens seyen sie nach Rom gekommen, wie die Baukunst selbst. Uebrigens sey Gewölbe, Stube, Thür, Fenster, alles Theile eines Gebäudes, eben auch im Deutschen, Griechischen und Polnischen durch fast einerley Ausdrücke bezeichnet. In den Benennungen des Ackerbaues finde sich mehr Zusammenhang mit dem Deutschen und Slawonischen, weil sie vor der Verbindung mit Griechen entstanden; die Ausdrücke für die übrige ländliche Oekonomie seyen griechischen und deutschen Ursprungs, oder aus Monosyllaben gebildet. In den Benennungen der vervielfachten Gegenstände und Bedürfnisse der Civilisation und des Luxus habe man dagegen überall die griechischen Wörter im Lateinischen. Die religiösen Ausdrücke seyen dem Griechischen sowohl als dem Hetruskischen ähnlich, und gehören also der unverkennbaren Mutter aller diese Sprachen an. Da es im Lateinischen keine *Voces hybridas* gebe: so falle bey den, mit Präpositionen zusammen gesetzten Wörtern deutlich in die Augen, ob das Hauptwort, wie bey der zuletzt angegebenen Klasse gewöhnlich, griechischen Ursprungs sey. Nur die Ausdrücke für Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtspflege seyen es nicht, und unterscheiden sich dadurch auffallend.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Februar 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt u. Leipzig, b. Stahel: *William Godwin's Untersuchungen über politische Gerechtigkeit und ihren Einfluß auf Moral und Glückseligkeit.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerk. und Zusätzen herausgeg. von Dr. *G. M. Weber. Erster* Band. 1803. XXXII u. 507 S. gr. 8.

Das Original dieser mit Scharfsinn und ziemlicher Unbefangenheit abgefassten Schrift kam zu London zu Anfange des J. 1793. heraus, vorzüglich um in den damaligen kritischen Zeiten die Grundsätze der Politik systematisch und aus dem Gesichtspunkte abzuhandeln, dass die Politik als das eigentliche Mittel einer dem Menschen angemessenen Moral erscheinen möchte. Der Vf., welcher schon vor zwölf Jahren durch das Lesen von *Swift's* politischen Schriften und der lateinischen Geschichtschreiber, zu der Ueberzeugung gelangt war, dass die Monarchie eine ihrem ganzen Wesen nach verdorbene Regierung sey, schöpfte in der Folge die Materialien seines Systems aus dem *Systeme de la Nature*, *Rousseau* und *Helvetius*, und richtete bey dem Anfange der französischen Revolution seine Aufmerksamkeit vollends auf die Darstellung einer vor allen wünschenswürdigen, äusserst einfachen Regierung. Sein Werk ward mit grossem Beyfall aufgenommen, und erhielt schon im J. 1796. eine zweyte, grösstentheils umgearbeitete Auflage, nach welcher die vorliegende Uebersetzung bearbeitet ist.

Wir mögen dem Vf. Beruf und Talent zum politischen Schriftsteller nicht absprechen, und haben in seinem Werk manche vorzüglich ausgeführte Bemerkungen, so wie mehrere neue, unseres Bedünkens richtige Ansichten gefunden; auch sind wir der Meinung, dass er Freymüthigkeit in einem seltenen Grade mit Liebe zur Ruhe und Ordnung vereinigt, und daher mit Recht versichert, dass niemand mehr, wie er, Aufruhr und Tumult verwünschen, oder es ängstlicher vermeiden würde, seinen Beystand auf die entfernteste Weise Feindseligkeiten und Meutereyen zu leihen. Allein damit wollen wir noch keinesweges sagen, dass er für einen völlig unparteyischen Schriftsteller gelten könne; vielmehr läßt ihn seine Vorliebe für die repräsentativen Regierungen manches in einem einseitigen Lichte erblicken, und noch öfter die Schwierigkeiten übersehen, welche der Ausführung blosser theoretischer Speculationen im Wege stehen, und durch deren sorgfältige Beherzigung allein wir unsere Forderungen an den Staat mäsigen lernen, anstatt sie unbedingt nach dem Masstabe zu richten, den der blosse Naturstand an die Hand geben möchte, wodurch doch unsere Glückseligkeit und die Vervollkommnung unseres Geschlechts bey weitem mehr verlieren als gewinnen würde. Denn was wir schon so manchem politischen Schriftsteller zugerufen haben, das müssen wir auch Hn. *Godwin* sagen: *nisi utile est quod facimus, stulta est gloria;* indem sie einestheils gewöhnlich vergessen, dass die Frage von der ersten Stiftung eines Staats jetzt überall kein praktisches Interesse mehr hat, anderntheils aber von den ganz kleinen Republiken der Alten allgemeine Schlüsse und Folgerungen herleiten, die doch schon vermöge der Natur eines grossen Staates hinfällig werden, welches eben in unsern Zeiten durch den schnellen Umsturz der helvetischen Verfassung abermals bestätigt ist. Ueberhaupt also besteht der Gebrauch, den verständige Staatsmänner von Untersuchungen über den Staat zu machen haben, mehr darin, dass sie alle einzelnen Zweige der Verwaltung, so viel möglich, dem Ideal anzupassen suchen, welches die Vernunft uns als möglich und wünschenswerth aufstellt, als dass sie auf Reformen des ganzen Systems der Regierung sinnen sollten, die tausend Unzuträglichkeiten unterworfen sind, und deren Erfolg bey dem allen noch immer sehr unsicher und zweifelhaft ist, welches abermals die richtig abgewogene Erfahrung der französischen Revolution unwidersprechlich an den Tag legt, anstatt dass durch jene Verbesserung der Verwaltung das Menschengeschlecht allmählig auf seiner Bahn zur Vervollkommnung fortgeleitet wird, welche es unbemerkt, und dennoch unabweichlich, zu dem Ziel führen wird, wo die gänzliche und wesentliche Reinigung der Staatsverbindung, als Veranstaltung der Vorsehung von selbst eintreten muss, wenn anders unser Geschlecht *im Ganzen* auf diesem Erdball ja dazu reifen sollte. Mit diesen Cautelen und aus diesem Gesichtspunkte kann auch das vorliegende Werk mit Nutzen studiert werden, und in so weit stimmen wir der Ueberzeugung des Vfs. bey, dass die Wirkung seiner Schrift, wenn sie gehörig beherzigt wird, ungeachtet des Ausganges, welchen die Ereignisse in der gegenwärtigen Krise der menschlichen Geschichte nehmen möchten, äusserst günstig für die Vermehrung und Erhaltung allgemeiner Menschenliebe und Wohlwollens seyn werde.

Von den *acht* Büchern des Ganzen befasst der vorliegende Band die vier ersten; der *zweyte*, der bereits zur Michaelismesse 1803., oder doch sicher in der nächsten Ostermesse erscheinen sollte, ist uns bisher noch nicht zugekommen. Ueberdiess verspricht der

der Uebersetzer noch einen *dritten* Band, welcher seine Anmerkungen und Berichtigungen, auch eigene Abhandlungen über die vorzüglichsten Gegenstände der Philosophie und Politik enthalten soll.

In dem *ersten* Buch betrachtet der Vf. die *Fähigkeiten des Menschen in seinem gesellschaftlichen Zustande*, und zeigt, dass die grossen Uebel, welche in der politischen Gesellschaft existiren, Krieg, Strafgesetze, Despotismus, Raub und Betrug (diese Liste hätte noch sehr vermehrt werden können), ihren Ursprung in den politischen Instituten haben, dass indessen die menschliche Natur ihre Abhelfung und Entfernung zulasse, und, nach ihrer Anlage und Wesen, zu einem natürlichen und regelmässigen Fortschritt zu höherer Vollkommenheit bestimmt sey. Wir müssen also eben mit dieser Stimmung zu dem Studium politischer Wahrheit schreiten, und zurücksehen, um Nutzen aus der Erfahrung des menschlichen Geschlechts zu ziehen, nicht aber uns einbilden, dass die Weisheit unserer Vorfahren nichts mehr für künftige Verbesserung übrig gelassen habe.

Das *zweyte* Buch enthält die *Grundsätze der Gesellschaft*, theils als moralische Gesetze betrachtet, welche uns eine aufgeklärte Vernunft gebietet und auflegt, theils als solche, deren Uebertretung das Interesse der Gesellschaft durch Verbote und Strafen zu verhindern sucht. Moralität ist demnach die Quelle, woraus alle politische Grundregeln geschöpft werden müssen; und wenn man den Ausdruck *Gerechtigkeit* als eine allgemeine Benennung für jede moralische Pflicht nimmt: so werden wir moralische Gerechtigkeit als ein Kennzeichen in der Untersuchung politischer Wahrheit anwenden, und, ihrer Natur gemäss, behaupten, dass die Gesellschaft schuldig sey, alles für ihre Glieder zu thun, was ihre Wohlfahrt erfordert, d. i., was ihren Verstand erweitert, Antriebe zur Tugend giebt, uns mit edelm Bewusstseyn unserer Unabhängigkeit erfüllet, und sorgfältig alles hinwegzuräumen, was der Aeusserung unserer Kräfte im Wege steht, vorzüglich alle launische Regeln und willkürliche Unterschiede, welche dem wahren Interesse der Untergebenen politischen Institute ausdrücklich entgegenwirken. Diese Grundsätze aber setzen die physische und moralische Gleichheit der Menschen, jene wenigstens in einem gewissen (wie uns dünkt, zu hoch bestimmten) Grade voraus, dergestalt, dass das eigentliche Geschäft der politischen Gerechtigkeit dahin gehen sollte, so viel als möglich alle willkürlichen Unterschiede zu entfernen, und Talenten und Tugend das Feld ihrer Aeusserungen ungeschmälert zu überlassen, allen und jeden die nämliche Gelegenheit und die nämliche Aufmunterung zu verschaffen, und dem allgemeinen Interesse und der allgemeinen Wohlfahrt vollkommen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (Sehr wahr, so fern von der Tendenz allgemeiner Bildungsanstalten, und von den Anlässen zur Entwicklung und Aeusserung der Talente entweder im Privatleben, oder in der Verwaltung öffentlicher Geschäfte die Rede ist; aber nicht, wo es auf Theilnehmung an der eigentlichen, einmal bestimmten, Regierung ankömmt; auch nicht mit Ausschluss besonderer, für die Erreichung des gemeinen Wohls als nothwendig anerkannten, Einschränkungen oder nähern Bestimmungen, aus welchem Gesichtspunkte sich z. B. gewisse conventionelle Vorrechte des Erbadels — aber ja kein *angebornes Recht zu Bedienungen* — allerdings rechtfertigen, und als vereinbarlich mit der politischen oder moralischen Gleichheit, wie unser Vf. sagt, aufstellen lassen). Insonderheit redet der Vf. hier sehr schön und sehr stark für die möglichst freye Aeusserung des Privaturtheils, worin ihm sicher jeder verständige Staatsmann, so wie jeder wahre Menschenfreund von ganzem Herzen beypflichten wird.

Darauf wendet sich der Vf. in dem *dritten Buche* zu den *Grundsätzen der Regierung*, um die Art und Weise zu untersuchen, wie diese Controle in Rücksicht des Individuums mit dem geringsten Grade von Zwang und Anmassung ausgeübt werden möge, und so zugleich sowohl die Quantität des Uebels, welches die Regierung auch bey der besten Form *in sich schliesst*, als die dringende Nothwendigkeit des *Falles*, der ihm Einmischung zu fordern scheint, mit *Gewissheit* zu bestimmen. Nachdem er alle drey Hypothesen, die man gewöhnlich als Erklärungen des Staatsverbandes aufstellt, das der überlegenen Stärke, der göttlichen Stiftung und des gesellschaftlichen Vertrages widerlegt und verworfen hat: stellt er als ein neues System die allgemeine Berathung (die im Wesentlichen doch mit dem gesellschaftlichen Vertrag auf eins hinauslaufen möchte) auf, dergestalt, dass, so wie die Regierung, als nothwendig für das gemeine Beste, ein Beschluss im Namen und für das Wohl des Ganzen ist, jedes Mitglied der Gesellschaft seinen Antheil bey Festsetzung ihrer einzuschlagenden Massregeln haben sollte. Wie demnach die Regierung ihren Grund bloss in Nothwendigkeit, in den Irrthümern der Menschen hat, indem sie unsere Rechte angegriffen findet, und einen weniger nachtheiligen Angriff an die Stelle eines Angriffs setzt, der es weit mehr ist: so fordert sowohl ihr Gegenstand, die Verminderung der Quantität von Usurpation, als das allgemeine Interesse, dass ihre Administration so viel möglich durch das Urtheil jedes Mitgliedes in der Gesellschaft geleitet und modificirt werde. Gleichwohl ist sie dem wahren Interesse der Menschheit zuwider, welches unaufhörliche Veränderungen, stete Neuerungen zu fordern scheint, wogegen die Regierung ein steter Feind der Veränderung ist (nicht *überhaupt*, sondern nur der unregelmässigen, welche nicht durch sich selbst, mittelst weiser und vorsichtiger Benutzung der Zeitumstände, von oben herab geschieht), und uns antreibt, das öffentliche Wohl nicht in Veränderung und Verbesserung, sondern in einer furchtsamen Verehrung der Entscheidung unserer Vorfahren zu suchen, als wenn die Natur der menschlichen Seele immer ausarte, nie vorschreite. Es ist daher ernstlich zu wünschen, dass jeder Mensch so viel Weisheit besitzen möge, um sich selbst ohne Dazwischenkunft fremden Zwangs zu regieren; und da Regierung selbst

in

in ihrem besten Zustande ein Uebel ist (vielleicht unter einem weit vollkommnern Zustande der Menschheit, aber sicherlich nicht bey dem jetzigen Standpunkte unserer Cultur): so muss unser hauptsächliches Bestreben dahin gehen (für das Individuum, nicht für die Gesellschaft), der Regierung so weit zu entbehren, als es der allgemeine Friede der Gesellschaft immer zulässt.

Der *erste* Theil des *vierten* Buchs, *von der Wirkung der Meinung bey Gesellschaften und Individuen* K. 1—6., erörtert die Art und Weise, wie speculative Meinungen der Individuen für die Verbesserung der Gesellschaft in Wirksamkeit gebracht werden können, wobey der Vf. sich über den Widerstand der Individuen bestimmt und vollkommen befriedigend erklärt, Revolutionen, politische auf Reformen abzielende Verbindungen, und selbst den Tyrannenmord als unrechtmässig verwirft und zum Theil heftig tadelt, alle Gewaltthätigkeit und unbesonnenen Eifer verwünscht, und vielmehr alles dem ruhigen und heilsamen Fortschritt der Erkenntniss überlassen will, so dass die Pflicht des aufgeklärten Freundes der Wahrheit bloss in einem wachsamen und steten Bestreben bestehe, diesen Fortschritt zu unterstützen. Den zweyten bloss speculativen Theil, in welchem Kap. 7—11. untersucht wird, wie, vermöge der Natur und Beschaffenheit der menschlichen Seele, die Meinung in Modificirung des Betragens der Individuen wirkt, glauben wir hier, als mit der Staatswissenschaft nur durch *sehr entfernte* Verbindungsfäden verwandt, füglich übergehen zu können.

Uebrigens ist die Uebersetzung zwar meistens treu, aber weder vorzüglich schön noch fliessend, auch an einigen Stellen nicht einmal vollkommen verständlich.

AMBERG u. SULZBACH, in d. Seidel. Kunst- und Buchh.: *Abriss der Polizeyverfassung des königl. Preussischen Fürstenthums Ansbach*, von D. *J. A. Höck*, königl. preuss. Justizrathe und Polizeydirektor in Schwabach u. s. w. 1804. 17 Bogen. 8. (18 gr.)

Dieses Buch ist zum Theil schon bekannt aus der von Hn. *H.* im *Waffenträger der Gesetze* (1801. May Nr. 4.) vorgelegten Probe, die bey Gelegenheit der Anzeige jener Monatsschrift in unsern Blättern (1802. Nr. 11.) von einem andern unserer Mitarbeiter empfohlen wurde. Der jetzige Rec. stimmt damit überein, indem er alles wohl geordnet und deutlich auseinandergesetzt findet. Schwerlich wird man irgend eine, auch nur von fern in das Polizeywesen einschlagende Materie vermissen, wovon man sich durch Hülfe des Registers bald überzeugen kann. Das Ganze besteht aus einer Einleitung, worin die zu den Polizeymagistraten gehörenden Personen nach ihrer Rangordnung aufgeführt, und die Obliegenheiten einer jeden angegeben werden; und aus vier Abschnitten nach den Hauptzweigen der Polizey, nämlich Bevölkerungs-, Erziehungs-, Sicherheits- und Gewerbs-Polizey. Alles ist unter 40 (eigentlich 41, weil der 27ste zweymal gezählt ist) Paragraphen vertheilt. Bey jeder Materie werden die dahin zielenden Verordnungen und Rescripte, und zwar, wie billig, überall die neuesten, grösstentheils aus der Ansbachischen Intelligenz-Zeitung, citirt. Die wichtigsten werden ganz mitgetheilt, z. B. das im J. 1802. der Medicinal-Deputation vorgeschriebene Reglement; das im J. 1797. erlassene Trauer-Reglement; die Verordnung wegen des Bettelwesens; über das Hypothekenwesen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) *Dresden*, b. Meinhold: *Rechtliche Bemerkungen über die Grenzen des Buchhändlerrechts in Beziehung auf den Vertrieb der Bücher durch Commissionäre, Antiquare u. s. w.*, von D. *Carl Aug. Tittmann*, kurf. sächs. Ober-Consistorialrathe in Dresden 1804. 27 S. 8. (3 gr.)

2) *Dresden*, in den privil. Buchh. daselbst: *Erörterung und Vertheidigung des Verbietungsrechts der privilegirten Buchhandlungen in Dresden.* 1804. 9½ Bogen. 8. (9 gr.)

Beide Schriften sind eigentlich bloss local, d. h. sie verdanken ihre Existenz den Verhältnissen der Dresdner Buchhändler gegen Commissionäre, Antiquare und ähnliche Personen, und haben daher natürlich auf diese ganz besondern Bezug, ungeachtet in beiden auch allgemeine Begriffe und Grundsätze vorausgeschickt sind. Die Veranlassung zu denselben war, wie man aus der Einleitung zu Nr. 2. sieht, folgende: In der Mitte des 17. Jahrhunderts errichtete ein gewisser Löffler die erste Buchhandlung in Dresden; ihm folgten bald mehrere, so dass nach und nach sechs Buchhandlungen daselbst entstanden, welche sämmtlich kursächsische Privilegien, und zugleich das Recht erhielten, jedem Andern den Buchhandel zu verbieten. In diesem Vorrechte glaubten sie sich neuerlich beeinträchtigt, und eine von ihnen machte, wie wir gleichfalls aus der Vorr. zu Nr. 2. sehen, von ihrem Verbietungsrechte wider das zu Dresden errichtete Commissions-Büreau und einige Antiquare Gebrauch. Es entstand darüber ein Process, der, nach S. 9. der Vorr., auf der Entscheidung der kursächs. Landesregierung und des Kirchenraths beruhet, und die nächste Gelegenheit zu der Tittmannschen Schrift war. Hr. *T.* wirft nun in dieser die Frage auf: ob das Buchhändlerrecht das Recht des *alleinigen* Kaufs und Verkaufs der Bücher enthalte oder nicht? und entscheidet bey deren Beantwortung gegen die Dresdner Buchhandlungen. Er bemerkt zuförderst im Allgemeinen, dass in Deutschland kein Reichsgesetz vorhanden sey, welches den Buchhändlern das ausschliessende Recht, Bücher zu kaufen und zu verkaufen, gebe; gestatte jedoch, weil der Buchhandel einmal innungsmässig in Deutschland geworden sey, den Buchhändlern das Recht, jeden, der nicht innungsmässige Eigenschaften habe, von Treibung des Verlagsgeschäfts und von dem Handel mit rohen Büchern auszuschliessen. Er bestimmt sodann den Begriff des Buchhändlers, im allgemeinern Sinne des Worts, dahin, dass er, mit Erwerbung und Benutzung des Verlagsrechts über Bücher Gewerbe treibe, und unterscheidet dabey Buchhandel im engern Sinne, wo mit eigenem Verlage, von dem Bücherhandel, in so fern mit den nicht selbst verlegten Schriften gehandelt werde. Antiquar nennt er denjenigen, der mit gebundenen Büchern zu handeln berechtigt wäre; bemerkt jedoch, dass in Sachsen dieser Begriff eingeschränkter sey, weil ihnen ausdrücklich untersagt sey, neue Bücher zum Verkauf heften und binden zu lassen. Aus diesen und andern Prämissen folgert Hr. *T.*, dass jeder Schriftsteller sein Geistesproduct nach eigenem Gefallen

drucker

drucken und verkaufen könne; dass er diess entweder selbst oder durch jeden andern, er sey wer er wolle, zu thun berechtigt sey, und daher sich nach Belieben Commissionäre erwählen könne; dass die Buchhändler kein Recht hätten, den letztern den Verkauf der committirten Bücher zu verwehren; ingl. dass Antiquare gebundene Bücher aller Art verkaufen könnten, sie möchten sie gebunden oder roh gekauft, und den Einband derselben erst nachher besorgt haben. — Dass diese Schrift von den Dresdner Buchhandlungen nicht unbeantwortet bleiben würde, liess sich erwarten, und es erschien bald die unter Nr. 2. angeführte Erörterung u. s. w. Sie zerfällt in zwey Abschnitte, deren erster allgemeine Begriffe aufstellt, und daraus einige Folgerungen herleitet; der zweyte hingegen sich mit Widerlegung der von Hn. T. aufgestellten Behauptungen beschäftigt. Der ungen. Vf. dieser Erörterungen unterscheidet zuvörderst Buchhandel und Büchertrödel, wie er sich ausdrückt; jenen vindicirt er, als ein Gewerbe, welches mit dem des Absatzes wegen gesuchten Erwerbe und Absatze der Bücher als Waare getrieben werde, den Buchhändlern; den letztern überläst er, als ein Gewerbe mit *alten* Büchern, den Antiquaren. *Neu* nennt er Schriften, die als ungebraucht nach dem Fusse des Ladenpreises zu dem Absatze geeignet sind; *alt* hingegen sind ihm solche, die durch den Gebrauch nicht nur unter den Ladenpreis herab, sondern auch ausser Verhältniss mit demselben gesetzt sind. Er bemerkt ferner die Verschiedenheit des Verlags-, Sortiments- und Commissions-Buchhandels, und unterscheidet noch von dem letztern den blossen Auftragscontract; diesen hält er um deswillen für kein wahres Gewerbe, weil der Bevollmächtigte nicht Eigenthümer der ihm zum Verkauf gegebenen Bücher sey, keine Gefahr bey dem Absatze habe u. s. w. Von diesen und andern vorausgeschickten Begriffen wird sodann die Anwendung auf die Dresdner Buchhandlungen gemacht, und behauptet, dass ihr Verbietungsrecht sich auf alle *rohe* Bücher, sie mögen alt oder neu seyn, auch wenn letztere zu Maculatur geworden, ingl. auf gedruckte und in Kupfer gestochene Zahltabellen und Musiknoten erstrecke, und dass sie den Vertrieb der Bücher allen andern Personen, die nicht Buchhändler sind, besonders den sogenannten Commissions- und Speditions-Handlungen, den Antiquaren und Buchbindern, auch durch Auction und Verlosung, zu untersagen berechtigt wären; doch werden Kupferstiche, geschriebene Zahltabellen und geschriebene Musiknoten von dem Verbietungsrechte ausgeschlossen. In dem zweyten Abschnitte geht der Vf. zur Widerlegung der Tittmann'schen Schrift selbst über; er folgt seinem Gegner Schritt für Schritt, fast Wort für Wort, und es läst sich nicht läugnen, dass ein und die andere von den in Nr. 1. enthaltenen Bemerkungen durch das, was in diesem sowohl als in dem ersten Abschnitte gesagt worden ist, widerlegt seyn dürfte; doch darf man diess ja nicht von allen Grundsätzen des ungen. Vfs annehmen: denn viele sind durchaus unhaltbar, und auch hier herrscht der in Partey-Schriften gewöhnliche Geist; beide Theile betrachten die Sache einseitig, und mit vorgefassten Meinungen; beide haben sich dadurch zu Aufstellung unrichtiger Behauptungen hinreissen lassen, und die Wahrheit liegt in der Mitte. Nach unserer Ansicht dürfte die Sache folgendergestalt zu beurtheilen seyn: Der Buchhandel wird, wie bekannt, in Deutschland innungs- oder zunftmäsig betrieben; jede zunftmäsige Einrichtung führt wohl unstreitig das Verbietungsrecht gegen alle Störer mit sich. Nun ist die Absicht dessen, der sich in die Buchhändler-Innung aufnehmen lässt, wohl keine andere, als aus dem Verkaufe neuer, von ihm selbst oder von andern Buchhändlern (je nachdem es Verlags- oder Sortiments-Buchhandel ist) verlegter Bücher einigen Nutzen zu ziehen; folglich sind *neu* alle Bücher, aus welchen der Buchhändler den Gewinn durch Verkauf noch nicht gezogen, oder deren Eigenthum er sich nicht, z. B. durch Verschenkung, von selbst begeben hat, — und *Störer* sind daher diejenigen, die ausserhalb der Innung den Buchhändlern diesen Gewinn durch den Vertrieb neuer Bücher entziehen. Hieraus ergeben sich folgende, unsers Erachtens unstreitige Resultate: *a*) dass Commissions-Büreau's, Commissionäre und andere Personen, die nicht in die Innung der Buchhändler aufgenommen sind, den Verkauf der Bücher nicht treiben dürfen; *b*) dass jedoch hiervon der Schriftsteller auszunehmen ist, dem seine Schrift selbst oder durch die *Seinigen* zu verkaufen frey stehet, indem, nach allen Rechten, der Verfertiger eines Products dasselbe selbst oder durch die Seinigen vereinzeln kann; und *c*) dass Antiquare nur mit solchen Büchern handeln dürfen, welche durch Veräusserung bereits aus den Händen des Buchhändlers oder Schriftstellers gegangen sind: denn beide haben das Recht des *ersten* Verkaufs, und ist dieser geschehen, wird ihnen also das Recht auf den gehofften Gewinn und die Gelegenheit, dazu zu gelangen, nicht entzogen: so hört auch das Interesse derselben an dem fernern Verkaufe des Buchs gänzlich auf, und dieser ist den Antiquaren und ähnlichen Personen zu überlassen. — Nach dieser Ansicht der Sache können wir den Vf. von Nr. 1. nicht beystimmen, wenn er behauptet, dass Commissionäre und Commissions-Büreau's, ohne in die Buchhändler-Innung aufgenommen zu seyn, zum Verkauf neuer Bücher berechtigt wären; eben so wenig darin, dass Antiquare mit gebundenen Büchern *aller Art* handeln dürften: denn hieraus würde folgen, dass sie auch Werke verlegen könnten, sobald sie dieselben nur heften oder binden lassen. Auch kann man nicht *einsehen*, worauf sich der Unterschied zwischen Buchhändler, als Verlagshändler, und Bücherhändler, als Sortimentshändler, gründen *soll*: denn der Grund, welchen Hr. *T.* S. 9. anführt: weil der Buchhändler, der mit seinem eigenen Verlage handelt, die Schrift zu einem Buche mache (??), scheint Hn. *T.* gewiss selbst nicht ausreichend. — Aehnliche Irrthümer findet man aber auch in der Schrift unter Nr. 2.: denn es mangelt den darin aufgestellten Begriffen häufig an Bestimmtheit, und es sind ganz natürlich die daraus hergeleiteten Folgerungen nicht alle richtig. So heisst es z. B.: der Buchhandel — im Gegensatze des von dem Vf. sogenannten Büchertrödels — sey ein Gewerbe, das mit dem, des Absatzes wegen, gesuchten Erwerbe und Absatze der Bücher, als Waare, getrieben werde; allein der Antiquar sucht ebenfalls Absatz der Bücher, die er verkaufen darf; auch er behandelt sie als Waare, und jener Begriff ist also unzulänglich. Diess scheint auch der Vf. selbst gefühlt zu haben: denn er bringt §. 15. und 16. den Unterschied der Buchhändler und Antiquare noch nach. Unrichtig ist es ferner, wenn der Vf. den Schriftstellern das Recht des eigenen Verkaufs entziehen, und sie ganz der Willkür der Buchhändler Preis geben will; ingl. wenn er *alte* Bücher solche nennt, die unter dem Ladenpreise verkauft werden: denn seltne Bücher, die im Buchhandel nicht mehr zu haben sind, verkauft der Antiquar sehr oft auch *über* den ehemaligen Ladenpreis. Höchst unschicklich ist ferner, was §. 22. von dem Verlags-Subscriptionsgeschäfte in Bezug auf den Schriftsteller gesagt wird; diesem Geschäfte, heisst es, liegt der Verdingungs-Contract zum Grunde, mittelst dessen der Verleger seine Kräfte an die Subscribenten lociret, um zu bewerkstelligen, dass, eben so wie der Schuster bestellte Schuhe fertige, (!!) also auch den Subscribenten die Schrift, auf welche sie unterzeichnet, geliefert würde. Endlich verdienen noch die mitunter gebrauchten etwas harten und mit Bitterkeit vermischten Ausfälle gegen Hn. *T.* eine Rüge. Wir rechnen hierher den S. IX und X. der Vorr. demselben nicht undeutlich gemachten Vorwurf, dass er als *Mitglied des* Oberconsistoriums (mit dem bekanntlich der *Kirchenrath in* gewisser Hinsicht verbunden ist), der von dem *Kirchenrathe* zu fällenden Entscheidung in dem vorerwähnten, zwischen der Arnoldischen Buchhandlung und dem Commissions-Büreau zu Dresden anhängigem Processe zu Gunsten der Einen Partey habe vorgreifen wollen, und dass er, in derselben Qualität, ungeachtet der Privilegien der Dresdner Buchhandlungen, gleichwohl seine Schrift einem Buchdrucker zum Verkauf und in Verlag gegeben habe. Beides läst sich wohl nicht ganz billigen; indessen tragen dergleichen Bitterkeiten zu Entscheidung der Sache nicht das Geringste bey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Februar 1807.

GESCHICHTE.

PARIS, in der kaiserl. Buchdr.: *Histoire métallique de la Révolution Française*, ou Recueil des médailles et des monnoies, qui ont été frappées depuis la convocation des Etats-généraux jusqu' aux premières campagnes de l'armée d'Italie, par *A. L. Millin*, Membre de l'Institut et Conservateur des Médailles à la Bibliotheque imperiale de France. 1806. 62 S. und 26 Kupfertafeln. gr. 4. (10 Rthlr.)

Diess Buch ist ein Kind der Zeit von ganz eigenthümlichem Interesse. Wenn die Münzkunde als historische Hülfs-Wissenschaft überhaupt den Vortheil gewährt, dass sie die Erzählungen der Geschichtsmuse nicht allein mit ihren kleinen metallnen Denkmälern bekräftigt, sondern zugleich auf eine ganz eigne Weise versinnlicht: so wird dieser Dienst, den sie der Geschichte als Begleiterin leistet, durch *eine solche Reihe* von Münzen aus den Zeiten der *französischen* Revolution ganz besonders in die Augen *fallend*. Seit den Zeiten Ludwigs XIV. war die Nation daran gewöhnt, jede merkwürdige Begebenheit im Staate und im Reich der Wissenschaften mit Denkmünzen gefeyert zu sehen; was Wunder daher, wenn fast jeder Auftritt dieses merkwürdigen Volksdrama's, mit Münzen belegt werden kann! wenn man sich dieser, als Jettons so leicht verbreitbaren Zeichen bediente, um in kritischen Perioden den Volksgeist zu stimmen, und wenn daher diese von der Zeit erzeugten und wieder in sie mächtig eingreifenden Monumente als wahre Zeichen der Zeit, als interessante versinnlichende Belege jener unvergesslichen Grofsthaten, Gräuelthaten, Machinationen, Volksstürme, Finanzverwirrungen, Pöbelherrschaft, Geschmacksserniedridung, Siege über alte Vorurtheile — den reichsten Stoff zu Betrachtungen darbieten!

Diess vielfache Interesse war es, was Hn. *Millin*, dessen Eifer für Erhaltung des wissenschaftlichen Geistes mitten unter der Anarchie des Vandalismus und dessen humaner Sinn in dieser Periode der französischen Literatur, auf ewig lobenswürdig bleiben wird, bewog, der Nation, die schon eine Geschichte in Münzen von ihren drey letzten Ludwigen hat, auch eine solche von der Periode der Revolution zu geben, an die sich dann die, auch in dieser Hinsicht so reichhaltige und ästhetisch-herrliche Geschichte des Kaisers Napoleon in Münzen anschliessen wird. Diese metallnen Denkmale, die sich zum Theil jetzt schon zu verlieren anfangen, zu sammeln und für die Nachwelt zur Betrachtung aufzuheben, war die Pflicht eines Zeitgenossen, da wir die Darstellung des anziehenden Gemäldes von der Revolution selbst, erst den kommenden Geschlechtern überlassen müssen. „Die französische Revolution, sagt Hr. *Millin* in der Vorrede, ist auf immer merkwürdig durch den Einfluss, den sie auf das Schicksal eines grofsen Volkes und auf die Lage von ganz Europa gehabt hat, dessen gesammte politische Verhältnisse sie veränderte. Mehrere Männer von Verdienst haben es schon versucht, die Geschichte derselben zu schreiben; aber man ist der einstimmigen Meinung, dass Ereignisse von solcher Wichtigkeit nicht von einem gleichzeitigen Schriftsteller mit jener strengen Kritik und mit jener Unparteylichkeit können beschrieben werden, die den ehrenvollen Charakter der Geschichte ausmachen müssen. Man muss sich also jetzt daran halten, die Materialien zu sammeln, in denen der Mann von Geist, einst dazu berufen der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten zu seyn, Belehrungen finden wird, nach denen er sein Urtheil bilden kann. Die öffentlichen Verhandlungen, die officiellen Actenstücke, die historischen Berichte, die Journale und die besondern Memoiren, sind ohne Zweifel die Quellen, aus denen er schöpfen muss; aber er kann auch aus Denkmälern noch Vortheil ziehen. Zu dieser Gattung von historischen Denkmälern und Documenten nun gehören auch die Münzen. Ihre Wichtigkeit zur Aufklärung der alten Geschichte ist anerkannt; und wenn sie gleich für die neuere Geschichte nicht von eben so grofsem Interesse sind, so gewähren sie doch auch ihren Nutzen." — Und so suchte Hr. *Millin* alle Münzen dieser Periode auf, die sich in dem kaiserlichen Münzkabinette, in dem Münzpallast, in den Archiven des *Corps législatif*, in den Werkstätten der Stämpelschneider und bey Privatpersonen fanden, liess sie zeichnen, und bildete daraus diese Sammlung. Sie geht bis in das J. 1794. und 1795.; — „ich hätte sie, sagt er, in Einem Bande bis auf unsere Zeiten fortsetzen können, wenn es mir nicht empfindlich gewesen wäre, das Andenken an Tage, die gröfstentheils öffentliche Trauer und häusliches Unglück bezeichnete, mit der glänzenden Epoche in Eins zu verbinden, die durch so wundervolle Thaten verherrlicht ist, dass sie allen, die nicht Zeugen davon gewesen sind, unglaublich vorkommen müssen; ja ich würde es als eine Entweihung betrachtet haben, das erhabne und geliebte Bild Napoleons des Grofsen zu dem jener grausamen Demagogen zu gesellen, deren Namen einer ewigen Schmach geweiht sind." — Der *zweyte* Band der unter der Presse ist, wird also wie erwähnt, die *Histoire métallique* des Kai-

Kaisers Napoleon enthalten, und zwar nicht bloss seit dem Anfang seiner Regentenwürde, sondern seit seinem ersten Feldzug in Italien, so dass diese Reihe von Münzen an alle seine Thaten, von der Schlacht bey Castiglione an bis zu der bey Austerlitz und weiter hin, erinnern wird.

Was nun die Ausführung des vorliegenden Werkes betrifft, so sind *alle* Münzen und Jettons, welche hier beschrieben werden, an der Zahl 117, auch zugleich abgebildet; die Stiche sind nach der jetzt so beliebten Weise, die zu diesem Zweck vorzüglich passt, bloss in Umrissen, und natürlich mit aller Treue darstellend.

Die Jettons in Zinn, Bley und Kupfer, die man im J. 1789. dazu brauchte, den Pöbel zu stimmen, sind ganz in ihrer Geschmacklosigkeit und Unrichtigkeit der Figurenzeichnung dargestellt, und die Inschriften mit den abscheulichen Fehlern gegen Orthographie, die mehr als alles sagen, von wem und für wen diese numismatischen Missgeburten ihr Daseyn haben. So stellt der Avers der achten Münze die Königskrone dar, auf einem mit drey Lilien bezeichneten Altar liegend; um den Altar steht ein Edelmann mit dem Degen, ein Geistlicher mit dem Mantel und ein Bürger, die sich die Hände reichen, alles in dem elendesten Stil gezeichnet; Umschrift: LA REVNION DE TROIS ORDRE FAIT A VERSAILLE EN 1789. — Auf dem Revers: LES TROIS ORDres REVNIS NOVS FAITS ESPERER LE BONEVR DE LA FRANSE. oder No. Av. Kopf des Königs, ganz unähnlich, umgeben von zerstreuten Lilien; Umschrift: LE. ETAT. ON. COMMANCE. LE. 3. MAY. Rv. Eine (ganz verzeichnete) Hand hält die Königskrone. LE TIR ETAT LA SOVTIENDRA. VIVE. LE ROY POVRLE BONNEVR DE SON PEVPLE. 1789. Dergleichen Jettons, so wie auch der, Nr. 4. und 5., wo das Wappenschild von Frankreich ganz leicht von einem daneben stehenden Ritter und Bischof gehalten wird; hingegen mit ganzer Schwere auf dem darunter gebückt knieenden, durch Hacke und Schaufel bezeichneten Landmann lastet, waren dazu bestimmt, den *tiers état* zu wecken und für die Revolution zu gewinnen. — Die Einnahme der Bastille ist der Gegenstand einiger solcher Medaillen. Die eine sehr grosse, von dem berühmten *Andrieu* gravirt (Nr. 9.) sollte die erste einer Reihe seyn, um die vorzüglichsten Ereignisse der Revolution darzustellen; es blieb aber bey dieser einzigen. Sie hat keine Rückseite, wie mehrere aus dieser Zeit. Man machte sie auch aus Bley, widmete sie durch einen auf der Rückseite aufgeklebten gedruckten Zettel den Wahlherrn von Paris, und setzte durch eine Umschrift hinzu, dass diese Münzen aus dem Bley gemacht wären, womit die Ketten der Opfer des Despotismus verlöthet gewesen wären. So finden sich hier eiserne Münzen, die der Bürger Palloy aus den Ketten, aus den Riegeln der Bastille machen, und unter die Mitglieder der ersten *Assemblée nationale* austheilen liess. Auch durch Volksreime suchte man sich dem Geschmak der untersten Klasse anzuschliessen; Nr. 18. wo der Avers das Bild des Herzogs von Orleans darstellt, hat den Revers: LA. NATION NOVBLIRA IAMAIS DORLEANS LES. BIENFAIT. 1789. oder auf einer Glocke der Stadt Rouen, die fast 300 Jahre alt war und nun eingeschmolzen wurde: *Monument de vanité, detruit pour l'utilité, l'an deux de l'egalité.*

Aus diesem nämlichen Jahre kommen noch Münzen vor auf *Necker*, (mit der Inschrift: *que tout le peuple soit reconnaissant à Necker bienfaisant.*) auf Lafayette, Bailly u. s. w. Unter jenen vielen ekelhaft schlechten Jettons stösst man auf einige schöne Medaillen von *Duvivier*, z. B. die auf die Verlegung der Residenz des Königs nach Paris (Nr. 35.).

Aus dem J. 1790. finden sich zwar noch rohe Gepräge, auf die Eidesleistung des Königs, die *Annahme* der Constitution, auf die Volksfeste vom 14. Jul. dieses Jahres; aber doch sind sie nicht mehr so geschmacklos als im vorigen. Noch mehr ist diess der Fall mit den Münzen aus den Jahren 1791. 1792. und 1793. Wie weit indess sich auch damals noch der Geschmack verirrt hatte, beweist die Münze, die unter Robespierre zum allgemeinen Typus für die *Currant*-Münze, und namentlich für die 5 *Decimes*-Stücke bestimmt war. Auf dem Avers ist die Natur als Isis gebildet, sitzend auf einem Piedestal, neben ihr ein Löwe, aus ihren Brüsten strömen zwey Milchstralen in ein unten befindliches Behälter; zwey Männer stehen unten in moderner französischer Kleidung, der eine hält einen Oehlzweig, der andere eine Fahne. Umschrift: REGENERATION FRANCAISE; *da* diese gleich nach Robespierres Sturz unterdrückt wurde, so gehört sie jetzt unter die sehr raren. Nun erscheinen auch die *monnoies de confiancë* von Monneron zu Paris, und aus andern Handelsstädten Frankreichs, die Solsstücke, die Sechs- und Fünf-Livres-Thaler, und machen die Mehrzahl der aus diesen Jahren aufgeführten Münzen aus.

Dazwischen kommen die Gedächtnissmünzen auf Mirabeau, auf Marat, Danton, die Preismedaillen verschiedener Schulen in und ausser Paris, vor. Und endlich hat Hr. *Millin* auch alle die Gedächtnissmünzen auf den Tod des Königs und der Königin aufgenommen, die von deutschen Stämpelschneidern, wie von Loos und Stierle, auf jene Begebenheit als Jettons verfertigt worden sind. Die spätesten unter allen hier angeführten mögen wohl die spanischen Piaster-Stücke von J. 1795. seyn, wo auf den Hals des spanischen Königs durch eine kleine Contremarque das Köpfchen Ludwig XVIII. geprägt ist; diess hatten die Engländer darauf geschlagen, um nun mit diesen Thalern *die* Insurgenten in der Vendee zu bezahlen. (Was *sich* doch die spanischen Piaster nicht alles müssen gefallen lassen! Bald erscheint auf dem Hals ihres Königs das Bild des Prätendenten; bald verschwindet der Kopf des spanischen Königs ganz und macht in Bouttons-Fabrik dem des Königs von England Platz!)

Der splendid gedruckte Text enthält immer die genaue Beschreibung der Münze und zuweilen noch eine kurze Erklärung. Mit diesen ist aber Hr. *M.* karger gewesen, als für das volle Verständniss dieser

Mün

Münzen, besonders in Absicht auf Ausländer oder nach uns Lebende, zu wünschen gewesen wäre. Bey so vielem, was ihm, als einem Zeitgenossen und Beobachter der Revolution in ihren verschiedenen Perioden so leicht durch ein paar Worte aufzuklären möglich gewesen wäre, stöfst jetzt die Mehrzahl derer an, die diese Sammlung durchgehen und von ihrem Interesse angezogen werden. So wäre das Entstehen der *Monnoies de Confiance*, die Art ihres Gebrauchs, die Epoche, wo und wie sie wieder abkamen, so leicht von ihm anzugeben gewesen; ferner, was es nun eigentlich heisst wenn auf den Monnerons steht: *Médaille de confiance de cinq Sols remboursable en assignats de* 50 *livr. et au dessus;* oder auf den Bons der Crusolschen Porcellän-Fabrik: *Bon pour* 20 *Sols payable à vue en assignats de* 50 *livr.* — Gleich auf der vierten Münze stellt der Avers das Wappen von Frankreich von den drey Ständen, wie oben schon angeführt wurde, unterstützt vor, der Revers aber ein Dreyeck, und um dasselbe her die Zahlen 1. 2. 3. — 3. 4. 5., in der Mitte 6. — darüber LES TROIS ORDRES; hier ist dem Kupfer und der genauen Beschreibung desselben nichts beygefügt als: „diese aus Zinn gegossene Medaille wurde verkauft, um dem Volk zu sagen, der dritte Stand allein trüge alle Lasten, während der Adel und die Geistlichkeit fast davon frey wären." Warum wird hier nun nicht ein Wort beygefügt, um diese Zahlen und ihre Stellung zu erklären? — Die mächtig *grossen* Sols- und Zweysols-Stücke, wie *hier Nr.* 54. 82. und 83. zeigen dem, der sie nicht aus eigner Erfahrung kennt, und in Paris seine Taschen von ihnen hat zerziehen lassen, die Nothwendigkeit, warum man ganz neuester Zeit in Paris dünnere Solsstücke prägt, in deren Mitte ein Punkt von Silber incrustirt ist; denn wirklich war diese schwere Kupfermünze zeither sehr beschwerlich.

Absolut vollständig kann bey allem Sammlerfleiss des Herausg. diese Sammlung doch nicht heissen, wie man sich voraus vorstellen kann. So sind z. B. von den Mainzer Belagerungsmünzen nur 5 Solsstücke von der Gröfse eines Gulden angeführt; Rec. kennt aber auch solche 5 Solsstücke, die noch einmal so klein sind. Durch einige Blätter von Nachträgen wird einst die höchste Vollständigkeit zu erreichen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, b. Hendel: *Aurora von Clari.* Von Fräulein *K. v. R.* 1805. 144 S. 8. (12 gr.)

Aurore von Clari kommt als Hofdame in die Residenz eines kleinen deutschen Fürsten, reformirt zuerst den Putz der Prinzessin, erregt dann die Aufmerksamkeit des Erbprinzen und seines liederlichen Lieblings, bis beide auf Reisen gehn, leistet der Prinzessin Beystand bey einer edeln That, macht diese edle durch ein Journal bekannt, und verhilft der Prinzessin auf diese Weise zu einem Gemahl, welcher ein königlicher Kronprinz ist. Während dessen hat sich eine Liebe zwischen Auroren und einem trefflichen Präsidenten, der mit seiner schwindsüchtigen Gemahlin in einer unglücklichen Ehe lebt, entsponnen. Die Präsidentin stirbt; Aurore wird des Präsidenten Braut; alles geht nach Wunsch, auch mit noch einem andern Liebespaare; da stürzt der Präsident im Mondenscheine, beym Hinwegreiten von seiner Braut, auf einmal von seinem Pferde, das bey einer Windmühle scheu geworden ist, fällt mit der Brust auf einen Stein, bekommt den Blutsturz, und stirbt, nachdem er Auroren ein kleines Gut und seine Tochter zur Erziehung vermacht hat.

Man sieht, dass diese Geschichte so äusserst einfach ist, dass sie füglich für unbedeutend gelten, und nur wenig Interesse erregen kann. Die Katastrophe, welche durch eine Windmühle so *sans rime et sans raison* herbeygeführt wird, ist vollends nichts werth. Sonst ist die Einkleidung ziemlich ungezwungen, und die Sprache, trotz mancher Incorrectheiten, und Schwerfälligkeiten, im Ganzen dem Charakter der Personen, welche die Briefe schreiben, aus denen das Ganze besteht, ziemlich angemessen. Aber überall fehlt es an der Lebendigkeit der Darstellung und der Tiefe der Empfindung, die erforderlich gewesen wäre, um den Mangel einer verwickelteren Handlung zu ersetzen, und diesem an sich unbedeutenden Stoffe ein höheres Interesse zu leihen. — Das Beste ist, dass der Leser mit so wenigen Bogen davon kommt.

NEUERE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Weigel: *Neuer Dolmetscher, oder Verdeutschungs-Wörterbuch der in unsrer Schrift- und Umgangssprache üblichsten fremden Ausdrücke.* Für minder sprachkundige Geschäftsmänner, besonders für Volks-Schullehrer, von *Fried. Erdmann Petri*, Prof. am Gymnasium zu Fulda. 1806. 265 S. gr. 8. (18 gr.)

Wir haben seit wenigen Jahren mehrere grosse und kleine Bücher zur Verdeutschung der Fremdlingswörter in der deutschen Sprache erhalten, so dass ein neues Wörterbuch dieser Art jetzt entbehrlich zu seyn scheint. Der Vf. lehnt jedoch diesen Vorwurf in der Vor- und Schluss-Rede ab. Einige Schriften dieser Art sind nämlich zu unvollständig und mangelhaft, enthalten auch zum Theil unrichtige Erklärungen; andre sind nicht bloss zur Verdeutschung sondern auch zur Erklärung bestimmt, und begreifen auch alle Arten von wissenschaftlichen und Kunstwörtern; daher sie mehr den Gelehrten brauchbar sind, wie *Oertels* und *Heysens* neue Wörterbücher. Beide leisten mehr, als man von blossen Wörterbüchern verlangt, sind aber auch deshalb für viele Geschäftsmänner zu theuer. *Campens* Wörterbuch dieser Art ist noch theurer, und als ein kritisches Wörterbuch vornehmlich nur für Sprachforscher geeignet. Man kann also die gegenwärtige Arbeit nicht für überflüssig ansehen, sie ist viel-

vielmehr um desto verdienstlicher, je mehr sie dazu beyträgt, ausländische Ausdrücke ohne grosse Kosten verstehen zu lernen. Da der Vf. schon so viele fleissige Vorgänger in dieser Arbeit gehabt hat, so konnte er nicht allein etwas vollständigeres, sondern auch etwas, das zweckmässiger und gemeinnütziger ist, als seiner Vorgänger Arbeiten, in einer fruchtbaren Kürze liefern, wenn er das Unrichtige verbesserte, das Fehlende ergänzte, das Ungehörige und bloss Wissenschaftliche ganz wegliess, und sich bloss auf Verdeutschungen einschränkte. Diess alles hat er wirklich gethan, und dadurch sein Buch besonders für den Ungelehrten brauchbar, und auch durch einen sehr ökonomischen Druck gemeinnützig gemacht. Im allgemeinen ist jedoch zu tadeln, dass der Vf. in zu grosser Sorge für die Kürze und den wohl... len Preis des Buchs dem ungelehrten Leser hin und wieder undeutlich geworden ist, z. B. *Aristokratie*, *Adel-Gan-Vornehmherrschaft.* Hier könnte das *Gan* wohl ganz wegfallen, weil es theils veraltet ist, theils auch gar nicht hergehört; das übrige aber wäre deutlicher so auszudrücken: Adel- oder Vornehmherrschaft. Diess ist bey mehreren Wörtern der Fall, z. B. *Doctorand-us, der im Begriff ist D. zu werden.* Auch sind manche Verdeutschungen aufgenommen, die keinen Platz verdienten, weil sie zu schielend und unbestimmt sind, z. B. wenn *Altan* durch Austritt, Vortritt, Söller übersetzt wird. Die beiden ersten Wörter bezeichnen einen Balcon und Erker; Söller aber, das aus dem Lateinischen *Solarium* entstanden ist, wird hin und wieder in Deutschland für den obersten Hausboden gebraucht; hingegen ist Altan eine Höhe über dem Dache, die oben frey und unbedeckt, thurmartig ist. Bey *Decouragiren* sollte das neugemachte Wort *entmuthen* wohl ganz wegbleiben, weil es unnöthig ist, und eben so *Entblüthung* für *Defloration*, wofür das alte Schwächung oder Entehrung immer vorzüglicher ist. Für *dephlogistisirt* entbrennbart zu sagen, würde Rec. auch nicht wagen, lieber unbrennbar gemacht, oder *unzündbar.* Von *Amphibium* ist die Uebersetzung *Doppelleber* noch unschicklicher, als das von *Harsdörfern* schon gebrauchte Wort beidlebig. Das Wort Knorpelthier ist auch nicht recht schicklich, passt wenigstens auf das Crocodill nicht. Dergleichen unschickliche Wörter wären wohl besser in Parenthesen eingeschlossen. Bey *Abonnement* steht das Gutmachen, die Vorausbezahlung. Diess letzte Wort wird mit Recht als das vorzügliche durch den Druck ausgezeichnet; aber das erste verdient gar keinen Beyfall. Warum ist aber das schon bekannte Unterzeichnung vergessen, da doch Abonnement durch Unterzeichner übersetzt wird? *Frugalität* wird durch Genügsamkeit, Mässigkeit, Nüchternheit übersetzt; aber es ist keins von diesen Wörtern so passend als das alte Gnüglichkeit: denn bey der Frugalität sorgt man nur für die Gnüge und verhüthet sowohl Mangel, als Ueberfluss; Gnügsamkeit aber ist Zufriedenheit mit wenigem. Will man das alte Wort Gnüglichkeit nicht gern haben, so ist Räthlichkeit, Rathsamkeit, Wirthlichkeit brauchbar. Diese Ausdrücke sind in *Oertels* und *Heysens* Wörterbüchern nicht angemerkt. Für *Chaussée* hat man schon vor hundert Jahren das Wort Steindamm gebraucht, hier ist es aber nicht angeführt. Ueberhaupt vermisst Rec. manches gute alte Wort, welches entweder, um es verstehen zu lernen, oder wieder in Umlauf zu bringen, einen Platz verdiente. Da eine baldige *zweyte* Auflage eines solchen gemeinnützigen Buchs zu erwarten ist: so würde er gern seinen Beytrag dazu liefern, z. B. *Compromiss*, in der alten Rechtssprache, ein Anlass; *Circulare* ist schon längst ein Kreisschreiben benannt worden; *Depositum* heisst auch in alten Rechtsbüchern ein Kistenpfand; *Deponent* auch ein vereidigter Zeuge; *Deferiren* auch bewilligen, verstatten; *Affiche* bedeutet an manchen Orten ein Aushang; *Clausur* heisst auch zuweilen das geheime Archiv u. s. w. Auch Unrichtigkeiten verdienen noch Verbesserung, z. B. wenn *Advocat* ein Sachwalter heisst, welches eigentlich ein *Mandatarius* ist. Das alte Wort Anwald ist also vorzüglicher, würde aber richtiger Anwalt geschrieben. *Adjectiv* heisst unter andern auch Umstandswort, das ist aber *adverbium.* *Bannarium molendinum* sollte nicht durch Mühlenzwang übersetzt seyn; das wäre *Bannum molendini*, sondern durch Zwangmühle. *Anabaptist* heisst ein Wiedertäufer, aber die Mennonisten wollen diesen Namen nicht führen, sondern nennen sich Taufgesinnte. Dass *Antecessor* bey den Juristen auch so viel als Professor bedeutet, und dass *Cultus* am besten durch Gottesverehrung übersetzt wird, verdiente auch wohl angemerkt zu werden. Aber es scheint vieles übersehen zu seyn, was von andern schon bequem verdeutscht ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Biberach*, b. d. Gebr. Knecht: *Taschenbuch für Freunde des Obstbaues.* 1805. 32 S. kl. 8. (6 gr.) — Diese Broschure ist ein Erinnerer an die monatlich eintretenden Geschäfte, die auf den Obstbau und auf das Obst Bezug haben. — Man erkennt darin einen Kunstgärtner, der besonders auch die *Obst-Treiberey* gründlich versteht. — Voraus gehen kurze Notizen vom *Einsetzen der Bäume*, sowohl in Ansehung der *Erde* als der *Lage.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer, und Frankfurt, b. Mohr: *Des Knaben Wunderhorn*, oder: *Alte deutsche Lieder.* Von *L. Achim von Arnim* u. *Clemens Brentano.* 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Seit *Herder* auf das Naive und Kräftige der Volkspoësie aufmerksam gemacht, und *Bürger* und *Goethe*, auch *Claudius*, der hier nicht zu vergessen ist, *ihre* eignen Gesänge mehr in die Töne derselben eingestimmt haben, hat es an Freunden dieser Dichtungsweise, und auch an mehr oder weniger berufenen und sinnigen Nachahmern und Sammlern alter Volkslieder nicht gefehlt. Dem verewigten *Herder*, dem man auch hier das

nil molitus inepte est

mit Recht nachrühmen kann, danken wir die beste *Sammlung*. Sein richtiges Gefühl, sein feiner Geschmack verwahrten ihn vor Missgriffen, die hier so leicht sind: aber *Herder* konnte und wollte nur die Bahn brechen; auch steckte er sich ein weiteres Ziel. Nicht bloss deutsche Volksgedichte, die verschiedenen Blüthen reinmenschlicher Poësie, aus verschiedenen Völkern, verschiedenen Zeiten, wollte er sammeln und in einen gemeinschaftlichen schönen Kranz reihen.

Die Herren *Brentano* und *von Arnim* haben sich in ihrer Sammlung bloss an deutsche Lieder gehalten, und zwar, wie der Titel des Werks besagt, an altdeutsche Lieder. Ihr Unternehmen ist lobenswerth, und wäre es noch mehr, wenn sie erstens von festeren Begriffen über das, was sie wollten, ausgegangen wären, und sodann ihr ganzes Geschäft mit etwas mehr Nüchternheit betrieben hätten. So befremdet es gleich auf den ersten Anblick, dass in einer Sammlung, die überschrieben ist: *Alte deutsche Lieder*, ganz neue aufgenommen sind, wie z. B. von *Pfeffel* S. 384. das herzliche Lied: *Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen*, das bekannte *Kaplied* von dem verstorbenen *Schubart*, auch das gar nicht alte Gedicht: *Blühe, liebes Veilchen* S. 329. Es lässt sich erklären, wie dieses zugieng. Die Herausgg. fanden diese Gedichte in fliegenden Blättern, hörten sie wohl auch aus dem Munde des Volks, und unbekannt oder bekannt mit ihren Vffn., — das letzte indess sollte man doch Dichtern und Literatoren zutrauen dürfen — schlossen sie, was dem Volksgefühle so zusagt, wie diese Lieder, ist nun, alt oder neu, für unsre Blumenlese brauchbar: aber mit gleichem Rechte hätten sie auch viel andere Gedichte von neueren Dichtern, von *Goethe*, *Bürger*, *Voß*, *Hölty*, die in den Volkston ebenfalls gestimmt sind, ja ihn noch besser halten als jene, sogar auch zum Theil in solche fliegende Blätter übergegangen sind, in ihre Sammlung aufnehmen können. — Weiter ist das Gute, Kernhafte, und, wenn man will, Derbe, das man in dieser Sammlung findet, in der That mit manchem Elenden, Unnützen und Dürftigen so bunt vermischt, dass wir unmöglich derselben unbedingten Beyfall geben, noch in die ungemessenen Lobsprüche der Freunde einstimmen können. Ist es doch, als ob die Sammler des heroischen Glaubens wären: was nur einmal in die grössere Masse des Volkes übergegangen wäre, was von dem Volke gesungen oder geschrieen werde — darauf scheinen wenigstens wirklich einige Aeusserungen aus der trunkenen Nachrede des Hn. *von Arnim* hinzudeuten — habe eben dadurch schon die poëtische Weihe bekommen, und trage daher schon das Creditiv seines poëtischen Werthes in sich. Wieder: nur ein gewisses Alterthum, Rohheit der Form, Incorrectheit u. s. w. gebe schon an sich Werth und ersetze den Abgang lebendiger Poësie. Wie hätten sie es sonst von sich erhalten können, so manche theils widersinnige, theils unbedeutende oder schale Reimereyen, die ihre niedrige, geistlose Abkunft sattsam verrathen und den Stämpel der Verwerflichkeit auf ihrer platten Stirne tragen, als Herrlichkeiten auszustellen, gegen die jede gebildetere Poësie die Segel zu streichen hätte? wie z. B. das platte *Handwerksburschenlied* S. 289.:

> O Bremen, ich muss dich nun lassen,
> O du wunderschöne Stadt,
> Und darinnen muss ich lassen
> Meinen allerschönsten Schatz.

Das Abendlied S. 321., worin besonders die Stelle sich sehr ausnimmt:

> Dass mich mein Schatz verlassen hat,
> Das kommt daher,
> Sie dacht sich zu verbessern,
> Betrog sich gar sehr.

Die gemeine Romanze von den Schneidern S. 325.:

> Es sind einmal drey Schneider gewesen
> O je —
> Sie haben einen Schnecken für einen Bären ang'sehen —
> O je! O je! O je!

Es liessen sich mehrere Gedichte von dieser Art ausheben, die wohl kein Freund antiker *deutscher Art und Kunst* hier vermissen würde. So beneiden wir

z. B. niemand, der an dem *Tambursgesell* S. 76. viel Vergnügen finden kann. Auch das bänkelsängerische, von aller Darstellung entblösste, geistlose Ding: *Doctor Faust*, das die einzelnen Motive der Legende ohne alle lyrische Anordnung und Verknüpfung gemein genug herableyert, hätten hier wohl eben so wenig, als das Bauernburschenlied: *Die Martinsgans*, eine Aufnahme verdient. Es mag seyn, dass gut vorgetragen, in dem gehörigen Dialecte, etwa mit Musik oder doch guter Mimik begleitet, eines oder das andere solcher Stücke, zumal in einem heiteren Zirkel, in Augenblicken des Scherzes, noch eines besseren Effectes fähig ist: Rec. erinnert sich z. B., dass ihm ein solches Lied, was ihm vom Papier aus herzlich widerstanden, als er es zufälliger Weise in einer Gesellschaft unter vortrefflicher Gesticulation gut absingen hörte, ganz wohl gefiel. Es ist diess das in der Sammlung S. 382. befindliche *bayrische* Lied: *Petrus*, das aber doch schon an sich selbst, seiner Plattheit ungeachtet, nicht ohne poëtischen Werth ist: Er abstrahirte sich davon, dass den meisten solcher Lieder, die aus dem Volksleben herausgenommen, für dasselbe, so wie auf Musik zugleich und musicalischen Vortrag berechnet sind, der todte Buchstabe ungemein schaden muss. Noch weniger weiss Rec. anzugeben, was so manche widersinnige Kinderlieder, z. B. *Weinschröterlied*, *Mayenkäferlied*, *Mayewürmchen* u. s. w., unter denen das letzte allein durch einigen zarten Anklang sich empfiehlt, hier sollen. Was ist an der Erhaltung solcher Stücke gelegen? In eine Sammlung von Volksliedern scheinen sie einmal nicht zu gehören. Wollen die Vff. aber künftig solche Liederchen aufnehmen: so können wir ihnen hier mit einem ähnlichen schwäbischen dienen:

Goldsvögele flieg' aus,
Flieg' in meiner Ahne Haus,
Bring mir Aepfel und Birne!
Komm bald wieder!

Es ist wenigstens so gut, als das Maykäferlied S. 273.:

Maykäfer flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pulverland,
Pulverland ist abgebrannt.

Was wir weiter an dieser Sammlung aussetzen, ist: Viele der aufgenommenen Stücke haben, bey andern Verdiensten, doch nichts Volksartiges, wie z. B. das allegorische Stück S. 262. So sind auch verschiedene katholische Kirchengesänge, z. B. S. 263.: *Ewigkeit*, ein Gedicht, das mühsam nach bekannten Vorstellungen der Kirchenväter über diesen Gegenstand ohne eigene Anregung des Herzens zusammengereimt ist, hier gewiss nicht an seinem Platze; noch weniger aber so elende geistliche Reimereyen, wie S. 277.: *Der geistliche Kämpfer*, und das allegorisch studirte, sonst nicht unglückliche, nur in diese Gesellschaft nicht recht passende Lied: *Der Herr am Oelberg*, und: *Die Himmelsschäfer*. Besser hat uns das zwar frazzenhafte, aber phantastisch-heitere Stück S. 304. gefallen: *Der Himmel hängt voll Geigen*. Auch macht noch von den meist abgeschmackten katholischen Liedern, die man hier findet, die *Antwort Mariä auf den Gruß der Engel* eine glückliche Ausnahme. Wir haben bisher mehr dessen erwähnt, was uns an der Sammlung nicht gefallen hat, gewiss nicht aus Abneigung gegen das Unternehmen oder gar die Unternehmer, sondern vom reinen Wunsche geleitet, ein solches aus so manchen Beziehungen gewiss ungemein schätzbares Institut, das durch mehrere Bände fortgesetzt werden soll, möchte sich immer mehr und mehr eines anzweydeutigen Beyfalls würdig machen. Wir sind es daher der Gerechtigkeit schuldig, eben so unumwunden auch unsern Dank den Herausgebern für das viele zweckmäsig gesammelte Treffliche zu ertheilen, das man in dieser Blumenlese altdeutscher Poësie finden *wird*. Wir könnten eine lange Liste von Liedern hier herausheben, die, nach unsrer Ueberzeugung, gewiss allgemeine Theilnahme ansprechen, und echt volksmäsig sind; und wenn manche derselben, vielleicht die bessern, schon aus ähnlichen Sammlungen, aus der *Herder*'schen, *Elwert*'schen, aus dem *feinen Almanach*, *Bragur* u. s. w., die unter den Quellen hier auch genannt werden, bekannt sind: so ist es gut, dass das Zerstreute gesammelt wurde, und die Vff. haben dabey theils aus andern Journalen, dem deutschen Museum z. B., das noch eine beträchtliche Nachlese zulassen dürfte, aus alten Gesangbüchern, wie z. E. S. 146. *aus einem Gesangbuche der Wiedertäufer*; — [wir empfehlen für gleiche Absicht ähnliche Sammlungen, wie z. B. den *geistlichen* Liedersegen, Greitz 1749., wo z. B. ein treffliches Lied von Luther sich befindet, *von den zwey jungen Märtyrern, die zu Brüssel verbrannt worden*; ein neues Lied: *Wir heben an, das Walt Gott unser Herre* u. s. w.;] — sie haben aus ältern gedruckten Liederbüchern, *dem frischen Liedchen* u. s. w., deren noch manche, wie z. E. *der Lustgarten neuer deutscher Gesänge*, Nürnberg 1601.; *die musikalische Sammlung von Nikolaus Rostius*, Capellmeister zu Altenburg, 1659. u. s. w. zu benutzen seyn dürften; endlich aus Chroniken, wo ebenfalls die Ausbeute noch gross ist, so wie aus fliegenden Blättern und mündlicher Tradition so vieles beygebracht, was der Erhaltung gewiss werth war. Wir machen hier nur auf einige aufmerksam: S. 70. *die Nonne*. S. 74. *Fastnacht*. S. 83. *Liebesdienst*. S. 84. *Geht dirs wohl, so denk an mich*. S. 86. *der Tannhäuser*. S. 125. *der Lindenschmidt*. S. 188. *Husarenbraut*. *Schall der Nacht* S. 198. *Der Palmbaum* S. 202. S. 229. *Der stolze Schäfersmann*. S. 231. *Wenn ich ein Vöglein wär*. S. 252. *Die Judentochter*. S. 254. *Schlachtlied* von *Rudolf Weckherlin*; hier um viele Strophen abgekürzt. Mehr hätte noch Abkürzung oder gar Weglassung verdient das S. 245. aus *Morhofs Abhandlung* von *deutscher Poësie* eingerückte lange und meist abgeschmackte Lied von ähnlicher Beabsichtigung: *Frommer Soldaten seligster Tod*. Stellen, wie folgende, deren es viele giebt, haben doch weder poëtischen Sinn, noch Gehalt:

Ihr Brüder setzt nur muthig drein,
Die Feinde thun verzaget seyn,

Der

Der Sieg und Preis sey unser,
Drom, Draxi, Drom,
Komm, Bruder, komm,
Pomp, pomp, pomp, pomp,
Freu dich mein Comp,
Hilf frisch nachjag'n,
Thu wacker dreiu schlag'n,
Acht nicht der Beut,
Sie hat ihr Zeit,
Wir wollens noch wohl finden,
Bleib keiner nicht dahinten. u. s. w.

S. 255. *Der Herr von Falkenstein.* S. 258. *Rosmarin* u. s. w. Noch bemerken wir, dass wir diejenigen Lieder, die aus weltlichen Volksliedern in geistlich-christliche oft steif genug verwandelt wurden, wie z. B. S. 139. 140., ungern aufgenommen sehen. Es ist bekannt, dass man zur Zeit der Reformation auf diesen unglücklichen Gedanken gerieth. Luther und sein Freund Staupitz, wie man in der Lutherschen Briefsammlung, von *Lindner* besorgt, findet, gaben durch Rath und That die Losung dazu. Manches treffliche *Volks*gedicht ist auf diese Weise verdrängt, mancher geistliche Zwitter, wie alte Gesangbücher noch darthun, an seine Stelle geschoben worden. Sodann sollten auch öfter die Ueberschriften passender, und dem bessern Verständnisse der Leser oft durch kurze Anmerkungen nachgeholfen seyn. Wir hoffen, die Vff. werden diesen und andern gerechten Anforderungen bey der Fortsetzung ihrer schätzbaren Bemühungen Genüge zu thun sich befleissen. Sie werden uns gern *zugeben, dass nicht* alles, was den Namen *Volksgedicht führt,* ihn mit Recht führt. Die wenigsten solcher Gesänge entstanden aus dem Mittel des Volks, d. i. des Pöbels, der niedern Klassen selbst, oder, wo dieses der Fall ist, verrathen sie ihren Ursprung oft nur zu sehr durch Plattheit, Schmutzigkeit und äusserste Rohheit an Gehalt und Form. (Billig haben uns die Vff. mit solchen verschont.) Die vielen kleinen Lieder, oft abgerissene Strophen grösserer Lieder, oft nur einzelne Laute eines losen, muthwilligen Gefühls — Schelmenlieder von den Schwaben benannt — beurkunden diess. Die meisten der eigentlichen Volkslieder, wie die gegenwärtige Sammlung viele sehr gute aufstellt, sind aus älteren Zeiten, beziehen sich auf alte Traditionen, Sagen, Geschichten, oder stellen Nationalgefühle dar. Sie stammen zum Theil aus einer Periode, wo der Geist der Nation überhaupt mehr Poëtisches und Gemeinartiges hatte, wie z. B. noch zu Fischarts Zeiten, aus dessen verdeutschtem Rabelais ein Sammler von Volksliedern ebenfalls, wenn schon nur fragmentarische, doch sehr naive, gemüthliche Gesellschaftslieder auffinden könnte; sie stammen aus Zeiten her, in denen der bürgerliche Frohsinn dem Drange äusserlicher Verhältnisse weniger gewichen war; sie waren von Männern gedichtet, die mit lebendigem Sinn in das Leben blickten, und was sie treu auffassten, auch treu wieder gaben; in Zeiten gedichtet, wo die Poësie noch mehr mit ihren Schwestern, der Musik und der Mimik, Hand in Hand gingen, und weniger in abgesondertem Verhältnisse zu dem Leben und den mancherley Geschäften des Lebens stand. Aber auch später hatten manche Dichter, die nicht gerade für das grössere Volk dichteten, aber doch in einem allgemeinen Geiste, aus dem allgemeinen Schatze menschlicher Gefühle heraus, zusagend diesem in Geist, Sinn und Form, so dass sie die Theilnahme aller Klassen ansprechen konnten, — das Glück, durch mancherley Vehikel, durch fliegende Blätter, fahrende Musikanten, singende Bettler u. s. w. auch unter die niedern Volksklassen zu kommen, und dort freundschaftliche Aufnahme zu finden. Auch erbten sich nicht selten von den Studentenzirkeln gesellige Lieder auf die Handwerksburschen, und von diesen auf Soldaten und Bauern wie abgetragene Moden herab. Unter diesem Mancherley der Dichtungen nun, die unter dem Namen Volkslieder umherirren, bedarf es gewiss einer grossen Vorsicht und sorgfältigen Sichtung des Spreues vom Korne, da man so manches unter dem Volke singen hört, was entweder nicht eigentliche Volkspoësie ist, oder bey weitem nicht zur besseren gehört; manches, von Schmutz und Unsauberkeit überladen, jedem besseren Gefühle widersteht, einiges, verdorben durch fremde Zusätze, verstümmelt durch die Zeit — daher ohne Kritik eine solche Sammlung nicht wohl unternommen werden kann — wahren Unsinn enthält, einiges ursprünglich schon leerphantastisch ist, und nichts als eiteln Klingklang in sich fasst, nur wenige oft durch echte Naivetät, Herzlichkeit, Fülle der Phantasie auch einem gebildeteren Geschmacke genügen. Wer so glücklich, oder unglücklich ist, in jeder noch so rohen Kraft- oder Natur-Aeusserung, in jedem Aufschrey des Sinnentriebes, in jeder wilden Phantasiefrazze, in jeder noch so lächerlichen Renommisterey der Empfindung den *heiligen Grad* der Poësie zu finden, den manche jetzt mit komischer Emsigkeit als etwas Verlornes aus dem Alterthum aufzugraben sich anstrengen, der könnte leicht Bände voll solcher Poësie zusammenbringen, bey denen nur er sich beredete, hier sey der echte Schatz, hier das poëtische goldne Vlies! Er dürfte dann leicht auch in Versuchung gerathen, über dem Jubel ob seinem Funde ungerecht zu werden gegen seine Zeit, einseitig nur das Aelteste zu schätzen, ja zu überschätzen, jede auf Correctheit noch haltende Poësie zu verwerfen als mühsame Stubenpoësie, und was man für Ekelnamen sonst dafür in Bereitschaft hat. Die Griechen hatten auch, wie alle Nationen, ihre Volksgedichte. Man kennt viele davon aus *Athenäus* und den von unserm *Hagedorn* übersetzten französischen Abhandlungen über solche Lieder. Man müsste aber die Griechen wenig kennen, wenn man sich einbilden wollte, sie hätten dergleichen Bänkelsängereyen den mit Kunstfleiss ausgearbeiteten unsterblichen Gedichten eines Pindars, Aeschylus, Sophokles vorgezogen. Rec. hat sich diese Ergiessung als Epilogus hauptsächlich darum erlaubt, weil unter den Einflüssen des Zeitgeistes, wo nüchterne, besonnene Einsicht so gern für gemeine gescholten wird, so viele jetzt alles Heil in der Volkspoësie, ohne oft recht zu wissen, was für ein Begriff mit dem Worte zu verbinden sey, suchen, und weil es ihm schien,

als

als ob wirklich auch die Herausgeber dieser sonst in vieler Rücksicht schätzbaren Sammlung theils keine ganz bestimmte Idee von ihrem Unternehmen, theils zu abenteuerliche Begriffe von der Volkspoësie selbst, wie wenigstens die *Arnim*'sche angehängte ganz dithyrambische Abhandlung bezeugen möchte, gehabt hätten.

Weissenfels u. Leipzig, in d. Böseschen Buchh. *Der Sohn des Waldes*, oder: *Bastard und Kronenräuber in einer Person*, der Vater des berühmten Rinaldo. Eine schauerliche Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit einem Kupfer. 1803. 335 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Was die Feuerwerks- und Taschenspieler-Kunst unter den Künsten sind, das ist diese Gattung von Romanen unter den Werken der dichterischen Einbildungskraft. Dieser *Sohn des Waldes* aber steht wieder in seiner niedrigen Gattung auf einer so niedrigen Stufe, dass er nur an die armseligsten Stümper und Pfuscher in jenen beiden Quasi-Künsten erinnert, die mit der Colofonium-Röhre, aus welcher ein Blitz hervorgehen soll, das Licht ausblasen, mit dem Donner, welcher erschrecken soll, nur Lachen erregen, und, während ihr Mund ein unerhörtes Wunder verkündigt, mit ihren höchst ungeschickten Fingern ein so einfältiges Kunststück machen, dass man nicht weiss, ob man den Künstler einen Betrüger schelten, oder wegen seiner gänzlichen Armseligkeit nur schweigend bemitleiden soll. — Das Letzte will Rec. auch mit dem Vf. dieses Buches thun; theils weil ein Mensch, der nichts Besseres schreiben kann, und *dennoch* schreibt, auf jeden Fall, in dieser oder jener Rücksicht, Mitleiden verdient; theils aber auch, weil eine Auseinandersetzung der Einfalt und des Unsinns in diesem Buche den Raum eines eignen Buches, und eine vollständige Aufstellung von Beyspielen, aus wie viel Thorheiten und Tollheiten dieses Machwerk zusammengesetzt sey, eine vollständige Abschrift desselben erforderte. Dass hiebey auch eine ansehnliche Sammlung von groben Sprachschnitzern gemacht werden musste, versteht sich von selbst. Aber wer möchte und dürfte sich mit einer solchen Arbeit befassen, die der schmutzigsten unter den Arbeiten des Herkules nicht unähnlich wäre!

Leipzig, b. Junius: *Vater und Tochter.* Ein Familien-Gemälde nach dem Englischen der Mrs. *Opie*. 1803. 262 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein lebendiges, Schauder erregendes Gemälde von den Folgen, welche eine jugendliche Verirrung herbeyführen kann. So alltäglich auch anfangs alles in der Erzählung von der Verführung der Heldin des Buchs hergeht, eine so eigenthümliche Wendung nimmt doch bald nachher der Gang der Geschichte; und wenn man der Vfn. hierbey einen Vorwurf machen möchte: so wär' es allenfalls der, dass die Scene im Walde, wo die reuige Agnes, zum ersten Male nach langer Entfernung, wieder mit ihrem unglücklichen Vater zusammenkommt, dem Gefühle des Lesers allzu weh thut. Doch, da auch diese Scene, trotz ihrer schneidenden Ueberraschung, gut motivirt ist, in den Gang der ferneren Geschichte so bedeutend eingreift, und die Veranlassung wird, die gefallene Agnes durch anhaltende, thätige Busse so hoch wieder zu erheben: so darf man auch hier billiger Weise mit der Vfn. nicht zürnen. Rec. möchte daher diess schattenreiche Gemälde der Beachtung des weiblichen Geschlechts, besonders des jüngern Theils desselben, nicht unempfohlen lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Neuere Sprachkunde. *Zerbst*, b. Kramer: *Kurzgefasstes Wörterbuch der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart, woraus sich das Niedersächsische gebildet hat;* zum Verständniss der niederdeutschen Schriftsteller und Urkunden von M. *Joh. Christoph Vollbeding*, Diaconus und Rector in Werder. 1806. 76 S. kl. 8. (6 gr.) — Der Vf. hätte diese kleine Sammlung richtiger ein Wörterbuch der alten deutschen Sprache, besonders der plattdeutschen Mundart, betiteln sollen: denn man findet hier viele Wörter, die mehr zum Ober- als Nieder-Deutschen gehören. *Anbrüstig* für *engbrüstig* ist z. B. nicht ganz hieher gehörig: denn der Plattdeutsche sagt *anbostig; ausmachen* soll im Niedersf. ausspotten bedeuten, aber alsdann müsste es heissen: *uthmaken.* Es sind also nicht die rechten Formen gewählt. Manches ist auch unrichtig erklärt oder abgeleitet, z. B. *Butter* soll von battern, stossen herkommen. *Enterich* soll ein Mutterschaf bedeuten, welches im ersten Jahre nicht trächtig ist. Das muss bloss provinziell seyn, sonst bedeutet *Enterich* eine Ente männlichen Geschlechts. *Eschen* soll fordern bedeuten, es muss aber heissen: eschen, heischen. *Estrich* wird erklärt ein beschütteter und dann geebneter Fussboden, es sollte heissen: *mit Gyps beschütteter. Fähmgericht* soll überhaupt ein Gericht bedeuten, ohne Erklärung der ersten Sylbe. *Gruit* ist ebenfalls nicht deutlich erklärt, sondern es ist die Entengrütze auf dem Wasser, und die Malz-Grütze, oder das Malz-Schrot, mit einander verwechselt. *Leumund* ist bloss durch Nachrede erklärt, ohne die Herleitung aus Leute und Mund anzuführen. — Dass man die Hühner put, put; die Katzen miez; die Kälber bootge (es sollte wohl heissen bootche); die Küchlein tickel u. s. w. ruft, möchte wohl zum Verstande alter plattdeutscher Schriftsteller und Urkunden nichts beytragen. Indessen kann diese kleine Sammlung für die, welche mit Wörterbüchern nicht gut versehen sind, wohl einigen Nutzen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. f. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Fortsetzung der in Num. 39. abgebrochenen Recension.*)

In Art. IX. geht Hr. *Denina* zu dem Verhältnifs der hetruscifchen und lateinifchen Sprache, zur Gothifchen oder Deutfchen, Celtifchen und Slawonifchen fort. Eine Menge von Wortvergleichungen, die freylich nicht alle überzeugend find, bilden, in fo fern fie das Slawonifche betreffen, den Uebergang zu Art. X.: Singularität der polnifchen Sprache, dafs diefe eine Menge von deutfchen und lateinifchen Wurzelwörtern mit verfetzten Lauten habe, z. B. *pelny* für *plenus*, *Wlofchy* für *Welfchland*, *broda* für *Bart*. Die Diminutiv-Endung *ek* wird paffend mit der deutfchen *chen* verglichen. Hiernächft ein Abfprung zu andern Diminutiv-Formen, und Vergleichung der griechifchen und lateinifchen λος, *lus* mit der deutfchen *lein*. Die provinciellen Ausdrücke wie *Kind'l*, *Päckt'l* bieten einen noch beftimmteren Vergleichungspunkt dar. Art. XI. Lateinifche Wörter, die mehr aus dem Deutfchen, als aus dem Griechifchen herftammen. Umgekehrt feyen die meiften deutfchen Ausdrücke, die fich auf Künfte und Handwerke beziehen, im Deutfchen aus dem Lateinifchen entlehnt z. B. *piscator* — *Fifcher*, *Dictator* in dem figürlichen Sinne für *poëta* — *Dichter*, *praedicator* — *Prediger* — gilt nur von wenigen. Art. XII. Zufammenftimmung und Verfchiedenheit der Adverbien der vier grofsen Sprachen. Die verkennbar, andere Wörter wie νῦν, *nun*, *nunc* ift un- Aehnlichkeit folcher Vergleichungen find oft gezwungen. Wie vom Polnifchen angeführt wird, dafs es für ἄρα, οὖν: *przeto* d. i. *pour cela* fage: fo hat ja auch das Griechifche felbft: διὰ τοῦτο. Art. XIII. Verhältnifs der ungarifchen und türkifchen Sprache zur Ruffifchen, Polnifchen und Deutfchen.

So weit von dem fcharffinnig entwickelten, früheren Zufammenhange der griechifchen, lateinifchen, deutfchen und flawifchen Sprachen. Er ift unläugbar. Aber ob er, fo wie hier behauptet wird, von einer gemeinfchaftlichen Mutter, oder von irgend einer andern Art der Verbindung der Völker herrühre, läfst fich nicht überall darthun. Die Griechen felbft geben den Zufammenhang zwifchen ihren Vorfahren auf der einen Seite, und auf der andern den Pelasgern und dem grofsen, auch in Kleinafien verbreiteten Völkerftamme der Thracier, zwifchen diefer und ihrer Sprache zu. Völker von diefer verfchiedenen Abkunft verftehen einander. Diefe Nachrichten find defto unverdächtiger, je weniger die Griechen fich fonft in Verhältnifs zu den fogenannten Barbaren fetzen. Es ift ferner recht wohl möglich, dafs gerade diefe thracifche Nation auch mit den älteften deutfchen Stämmen in Verbindung geftanden habe. So läfst fich das Uebereintreffen der griechifchen Sprache mit der deutfchen als Verbindung mit einer gemeinfchaftlichen Verwandtin erklären. Sinnreich war die Aufftellung einer folchen intermediären Sprache; aber ausgemacht und hiftorifch ift fie deshalb noch nicht, und deshalb find die *Geten* noch nicht *Gothen*. Das Band, welches die griechifche und deutfche Sprache vereint, kann auch öftlicher, als in Thracien, gefchlungen worden feyn. Die Sprache der Geten, die Ovidius zu Tomi, einer Kolonie von Miletus, lernte, und auf welche alfo das Griechifche auch einen anderweitigen Einflufs gehabt haben mag, ift für uns ein völlig unbekanntes Etwas, von dem fich nichts behaupten läfst, als dafs fie ohne Zweifel eben fo gut Thracifch war, als die Geten felbft nach allen gefchichtlichen Zeugniffen. Von der Sprache der Thracier kennen wir zu wenige Wörter aus beyläufigen Anführungen der griechifchen Schriftfteller, befonders der Lexikographen, welche *Adelung* a. a. O. S. 284—290. gefammelt hat, als dafs fich daraus mehr, als aus jenem Geftändnifs der Griechen fchliefsen liefse. Vielmehr das Gegentheil von Sprachverbindung würde daraus gefchloffen werden müffen. Die Geten find auch keine Scythen, mit denen fie vielmehr die beglaubigte Gefchichte im Kampfe um genommene und wieder eroberte Wohnfitze zeigt, ob fie fich wohl fpäterhin gegen einen gemeinfchaftlichen Feind, die Macedonier, verbanden. Die Geten wohnen zur Zeit der erften Bekanntfchaft der Römer mit diefen Gegenden nordweftlicher, als früher hin, in Dacien. Gerade da fetzen fich Gothen bey ihrem füdöftlichen Vordringen feit dem Anfange des dritten Jahrhunderts feft, wahrfcheinlich in Verbindung mit dem mächtigen, auch deutfchem Volke, den Baftarnern, welche fchon länger Nachbarn der Geten, mit diefen Kriege geführt hatten. Namens-Aehnlichkeit und zufälliges Zufammentreffen der Wohnplätze macht alfo Geten und Gothen eben fo wenig zu einerley Volke als die paphlagonifchen Veneti in Oberitalien die Venedi,

nedi, Winden, Wenden und die Vandalen. Und eben so wenig stehen die, seit dem sechsten Jahrhunderte auch aus Norden nach Illyrien vorgedrungenen Slawen mit den alten Illyriern in dem Verhältnifs, welches ihnen unser Vf. weiset. Als sich Pelasger und Aeolier, vielleicht zum Theil zu Lande, aus dem nördlichen Griechenland nach Italien zogen, waren noch keine Slawen in Illyrien; und als sie hernach im fünften Jahrhundert dahin kamen, war der slawische Völkerstamm wohl schon zu vertheilt, als dass der Einfluss, welchen auf den Illyrischen Zweig die latinisirende und gräcisirende Landessprache haben mochte, auf den ganzen slawischen Sprachstamm überhaupt so sehr zurückgewirkt, und allein die bemerkliche Wortähnlichkeit hervor gebracht hätte. Ehe hat es Wahrscheinlichkeit, dass unter dem allgemeinen Namen der Scythen und Sarmaten bey den Alten auch slawische Völkerschaften begriffen sind. Zwischen erhaltenen scythischen und slawischen Wörtern würde man demnach Vergleichungspunkte aufsuchen können, wenn nicht bey den Alten alles Nordöstliche scythisch hiesse. Aber das Aufsuchen der Anfänge des slawischen Sprachstammes müsste dann von den Alt-Slawonischen, der Sprache der gottesdienstlichen Bücher der slawisch-griechischen Kirche ausgehen, nicht vom Polnischen, welches zu viele Eigenheiten und Abweichungen aus neueren Dialekten deutsche, französische Wörter mit ihren Ableitungs-Sylben z. B. *gatunek*, *gatunku* von *Gattung*, hat, und sich an jenes Alt-Slawonische weit weniger, als das Russische, oder auch selbst das Böhmische anschliesst. Ueber die Sprache der alten Illyrier ist es eine, wenn auch nicht streng erweisliche, doch wahrscheinliche Meinung, dass ein Rest derselben dem heutigen Epirotischen, so wie der Wlachischen das Thracische, mit andern Mundarten gemischt, zum Grunde liege. Dass die älteste Sprache Spaniens und Galliens fast einerley gewesen sey, ist bey weitem so ausgemacht nicht, als wir T. II. S. 116. lesen. Das merkwürdige Biskaiische führt vielmehr, wie ja auch T. II. Vorrede S. V. zugegeben wird, auf einen ganz eigenen Stamm, und der Versuch Part. IV. Sect. I. Art. III. es an die übrigen verglichenen Sprachen anzuschliessen, und ein Zusammentreffen vieler Wörter zu zeigen, ist selbst bey diesen wenig geglückt. Die Gallier sind zu Cäsars Zeit von den Germanen bestimmt auch in Absicht der Sprache sehr unterschieden. Die Bewohner von Belgien bis an die Seine, Marne und Helvetien sind zwar, wie der Name ihres Landes bey den Römern deutlich zeigt, Germanen, und nicht Gallier; aber ihre Sprache hatte sich der Gallischen schon sehr genähert. Solche Belgen, Kymren, bemächtigten sich kurz vor Cäsars Zeit des südlichen Brittaniens. Wie sie seine, aus dem eigentlichen Gallien dahin gekommenen Einwohner, die Scoten, nordwärts gedrängt hatten: so wurden sie hinwiederum im sechsten Jahrhundert nach Wales gedrängt, von wo sie zum Theil nach Niederbretagne gehen. An beiden Orten behalten sie ihre Sprache. Diese kann also nicht für rein Galisch oder Keltisch gelten, sondern nur für ein Gemisch desselben und des Germanischen. Aber eben deshalb leuchtet in die Augen, dass sich aus ihr allein die Aehnlichkeit des Keltischen und Germanischen nicht zeigen lässt. Gleichwohl hat man gerade aus diesem Walisischen und Bretagnischen gewöhnlich, und auch im vorliegenden Werke, die Data der Vergleichung des Keltischen und Germanischen entlehnt. Wahrscheinlich sind die Iberier von den Kelten, die Kelten von den Völkern der niedersächsischen Mundart, und diese von etwas später eingewanderten, auch Germanischen westlich gedrängt worden. Die Sprachen jener Nationen sind in Verhältnisse getreten, aber diese zu bestimmen, vermögen wir nicht. Ihre Urverwandschaft ist unerweislich. Noch mehr aber gilt beides von den Verhältnissen zwischen den bisher betrachteten Sprachen und der ungarischen und türkischen. Es ist viel zu viel behauptet, wenn es T. I. S. 304. heisst, man werde im Ungarischen sowohl als im Türkischen wenige Wörter finden, welche nicht eine gemeinschaftliche Wurzel bald mit griechischen, bald mit deutschen hätten. Von den angeführten Beyspielen zeigen wenige mehr als zufällige Aehnlichkeit. Das türkische *isick* ist zu entfernt vom italiänischen *fucciare* und dem piemontesischen Volksworte *ciucè* (womit das deutsche *schutschen* hätte verglichen werden können.) *Adam*: Mensch, ist nicht türkisch, sondern arabisch. Die Sprache der (osmanischen) Türken hat sich aus dem eigenen tatarischen, armen und rohen Dialekte einer räuberischen Horde seit der Annahme des Islam mit arabischen, und seit der Eroberung Persiens mit persischen Wörtern vermischt, und in Konstantinopel etwas gebildet. Wirklich ist ihr auch manches Germanische beygemischt. Aber ein beträchtlicher Theil davon möchte aus dem Persischen entlehnt seyn, dessen Aehnlichkeit mit dem Germanischen bekannt ist. Das Ungarische trifft in einer bedeutenden Anzahl von Wörtern mit dem Tatarischen und Türkischen zusammen. Taugliche Beyspiele hätten aus *S. Gyarmathi's* Werk (*Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae origines grammatice demonstrata, nec non vocabularia dialectorum Tataricarum et Slavicarum cum Hungarica comparata*. Gott. 1799.) entlehnt werden können. Gleichwohl sind jene Sprachen von der Ungarischen in wesentlichen Bezeichnungen, in der Formation der Redetheile und dem ganzen Bau der Sprache zu sehr verschieden, als dass sie für Sprachen Eines Stammes gelten könnten. Noch weit mehrere Wörter hat ja das Ungarische mit dem Slawischen Sprachstamme gemein. Und doch wissen wir genau, dass diese Uebereinstimmung nicht von einer gemeinschaftlichen Ursprache, sondern von dem Zusammenleben dieser Völker herrührt. Sicherer sind die Resultate des Vfs. über das Verhältnifs der neueren Sprachen des südlichen Europa in den folgenden Abtheilungen.

Der *zweyte* Band enthält die *dritte* und *vierte* Abtheilung des Werks. Art. I. von jener handelt den Ur-

Ursprung der *vier lebenden Sprachen des südlichen Europa's* ab. Unter ihnen ist die Italiänische unstreitig die ältere Tochter ihrer gemeinschaftlichen Mutter der verdorbenen lateinischen Sprache, des Romancischen. Mehr oder weniger fern von dem Mütterlande haben theils besondere Umstände zur Veränderung der Laute beygetragen, theils einerley Ursachen bey ihnen allen gewirkt, unvollkommene Aussprache der lateinischen Wörter, mehr oder weniger Einmischung fremder Wörter, Umwandelung des Sinns der Wörter, die in den spätern Jahrhunderten und in den mancherley Ländern, wo das Latein als Sprache der Sieger herrschend geworden, anders gebraucht wurden, als zur Zeit der Blüthe der römischen Sprache, und endlich die Einwanderung fremder Völker in diese Länder. Art. II. Erste Quelle der Verschiedenheit der italiänischen Sprache. Vernachläfsigung der Prosodie in dem spätesten Zeitalter der Latinität; Unterdrückung der Endconsonanten, die aber zum Theil gewiss auch in der römischen Volkssprache an mehreren Orten in den besten Zeitaltern, und offenbar oft zu *Ennii* Zeit auch unterdrückt wurden. Die Aussprache der Vocale war ohne Zweifel nicht überall gleich gewesen, sie veränderte sich immer mehr. Art. III. Wortbildung, Ursprung des Artikels. Mit Recht wird gegen *Adelung* gezeigt, dass die Endung der Substantive auf *o* nicht vom lateinischen Ablativ herkomme: denn woher käme sie bey *corpo* und *senso?* Und woher käme sie denn bey den Verbis? Wollte man sagen, diess sey Folge der auf jenem Wege schon entstandenen Analogie: so bleibt ja eben diese Art der Entstehung unbewiesen. Der Genius des Wohlklangs leitete die Bildung dieser Sprache und ihrer Endformen, von ihm rührt auch diese her. Der Verlust der Casusformen hatte den Gebrauch des Artikels zur Folge, dieser ersetzte jene; aus *ille* ist der Artikel entstanden, welches Wort man längst angefangen hatte, sehr häufig zu den Substantiven zu setzen; nicht aus der Sprache der Gothen und Longobarden sey der Artikel eingeführt worden — allerdings gewiss nicht die Formen *lo*, *il;* aber da, wenigstens die Gothen bestimmt vor ihrer Festsetzung im römischen Reich ihren, mit dem Pronomen zusammenfallenden, Artikel nicht selten setzten: so haben sie wahrscheinlich den häufigern Gebrauch eines solchen Bestimmungswortes befördert. Art. IV. Singuläre Bildung der Pronominen. Sie ist davon abgeleitet, dass statt des, nun auch als Artikel gebrauchte *ille* andere gewählt, oder mehrere zusammen gesetzt worden, wie das ältere, im juristischen Geschäftsstil fortgepflanzte *icelui* zeigt. Manche Vermuthung dieses Abschnitts geht tiefer ins Detail, als es bey so fern liegenden, schwierigen Fragen über die Bildung einzelner Laute möglich seyn kann. Ein sehr wahres Wort darüber sagt der Vf. selbst S. 23. bey Gelegenheit der Adverbien: *Ces mots éstropiés devenoient équivoques, ou n'avoient plus de sens.* Gerade eben so aber war es beym Nomen, Verbum und Pronomen, als einmal ihre charakteristischen Endformen entweder von den Eingewanderten nicht gehörig aufgefasst, oder von den Eingebornen verschluckt worden waren. Nun fing eine neue Sprachbildung an, welcher die bleibenden Stammsylben zum Grunde lagen, und die Ursachen, weshalb sie sich gerade so ausbildeten, können unmöglich überall dargethan werden. Man kann nicht bestimmt aussagen, dass man hier den Dativ, dort einen andern Casus, als solchen, ausgewählt, und der nunmehrigen Aussprache zum Grunde gelegt habe. Gewiss oft zufällig wurde einer der vom Stammworte abgeleitete Laut aufgefasst, und unter der Modification des Organs der Auffassenden nachgesprochen. Hat man einmal die oben gezeigten sonderbaren Umgestaltungen der Laute vieler Wörter, wo gar nicht an Rücksichten auf Formen der Casus oder Personen gedacht werden konnte, gehörig ins Auge gefasst: so wird man diese Rücksichten auch nicht überall bey den Endformen der Sprachen des südlichen Europa finden, und nicht die Entstehung jedes Lautes im Detail erklären dürfen. Man schreitet sonst von Möglichkeit zu Möglichkeit fort, und erreicht schwerlich die Wirklichkeit. — Art. V. Ursprung der Verba *auxiliaria.* Durch die Weglassung der Endconsonanten war der Unterschied der Personen grösstentheils hinweggenommen, und nun wurde auf der einen Seite die Hinzufügung der Personal-Pronominen nöthig, deren jedoch das Italiänische wegen seiner, mehr ins Ohr fallenden Unterschiede der Endformen nicht so bedurfte, theils andere Formen für die *Tempora.* Nun sey es nicht, wie *Adelung* wolle, Verdienst der eindringenden fremden Völker, die Hülfsverba eingeführt zu haben (verdienstlich war die Einführung eines so schleppenden Gefolges überhaupt nicht, wie in der *ersten* Abtheilung dieser Recension gezeigt worden,) sondern die Römer hatten sich solcher Constructionen überhaupt schon zuweilen bedient; gewöhnlich geschah es jetzt wegen der Zweydeutigkeit z. B. zwischen dem Indicativ des Imperfectum und dem Futurum, und zwischen beiden und der Form *amava.* Dabey sey mancher andere wahre Unterschied bezeichnet worden, z. B. der zwischen: ich *würde* sehen, und ich *sähe*, wofür der Römer bloss das Eine *viderem* hatte. Für jenes wurde also *vedrei* hinzu erfunden, und die Endung *i* komme von *ego*, die von *vedrete* von *tu.* Letzterer Ursprung der Endformen ist unwahrscheinlich, da die der übrigen Personen offenbar nicht von den Pronominen kommen. Es bleibt wohl Eigenthum bloss der sogenannten semitischen Sprachen, ihre Personalformen unmittelbar aus dem Stammlaute des Verbum und den Pronominen gebildet zu haben. — Art. VI. Entstehung der Adverbien der neueren Sprachen. Sonderbare Partikeln des 14—16ten Jahrhunderts z. B. *conciossiacosachè* (ist noch jetzt gebräuchlich) entstanden aus *conciofossecosache*, *cum hocce fuisset caussa quae.* Die Adverbialendung *mente* komme von *mens*, *mentis* z. B. *sana mente*, wohl eine zu materielle Erklärung solcher charakteristischer Endungen, deren Ursprung von dem Gefühl und Bedürfniss des Unterschieds ausgieng,

gieng. Das französische *y* komme von *ibi*, deutlicher noch das Italiänische *vi*. Aus der, bey den italiänischen Pronominen sichtbaren Zusammensetzung des *qui* mit den Demonstrativen, komme auch *quinci* und *quindi* für *hinc* und *inde*. Art. VII. Merkwürdiger Unterschied zwischen dem italiänischen, französischen und spanischen Accent bey der Ableitung der Wörter aus dem Lateinischen. Die Italiäner fiengen ihre Wörter gern mit einem Consonanten an, setzen *d* vor, und sagen *donde* und *onde*, *quindi* und *indi*. Sie liessen dagegen gern den Anfangsvocal weg, und sagten *vena*, *rena* statt *avena*, *arena*. Im französischen dagegen wurde eher ein Anfangsvocal hinzugesetzt, z. B. *espèce* von *species*. Art. VIII. u. IX. Bemerkungen über die Dialekte und das Uebergewicht einiger. Dialekte einer lebenden Sprache sind nicht Töchter der herrschenden, sondern Schwestern derselben, und so wie, sie selbst, Töchter derselben Sprache, aus der die hernach herrschend gewordene sich bildete und hervor hob. Einzelne Dialekte Griechenlands hoben sich durch die Schriftsteller, die sich ihrer bedienten (man vergleiche besonders auch §. 38—40. wo der Vf. hierauf zurück kömmt). Das Latein, von dessen frühern Nüancen in einzelnen Monumenten mit verschiedenartiger Orthographie noch Spuren übrig geblieben, habe zur Zeit der allgemeinen Herrschaft Roms keine Dialekte gehabt, aber wohl corrumpirte Aussprecharten, welche allerdings späterhin den Namen Dialekte verdienten. Jedoch als die lateinische Sprache überall verdorben und das geworden war, was man gemeine Mundart und in Frankreich romancisch nennt: so bildeten sich für das ganze südliche Europa viele Sprachen, verschieden in ihren Formen. Sie waren eben so viele Dialekte jener gemeinen oder romancischen Sprache, ob man sie gleich damals nicht so nannte. Aus den vielen verschiedenen Dialekten aller der einzelnen Gegenden z. B. der Provence, Languedok, Gascogne, Picardie, Isle de France hoben sich einige hervor, und wurden die allgemeineren Sprachen der drey grosen Nationen, die Italiänische, Französische und Spanische. Das Spanische hatte Dialekte, als die ganze Nation in viele kleine Reiche zertheilt war, aber das Castilische ist hernach die Form der ganzen Nation geworden, und das Andalusische, Murcische, Catalonische, selbst das Valencische und Arragonische ist, in so fern es sich von jenem entfernt, nichts weiter, als gemeine Volkssprache. Nach dem Begriff, den man gegenwärtig mit dem Worte Dialekt verbindet, hat das Italiänische und Deutsche dergleichen noch. Man zählte derselben in Italien im 15ten Jahrhundert vierzig bis funfzig und noch mehrere, so viele, als von einander unabhängige kleine Staaten im obern Italien waren. Jetzt kann man deren fünf bis sechs rechnen, das Neapolitanische, Römische, Toscanische, Venetianische, Nieder-Lombardische, nämlich die Mundart zwischen Bologna, Ferrara und Mayland, und das Hochlombardische oder Piemontesische. Die grössere Nähe eines Volks bey dem Hauptsitz der Mutter-Mundart hat Einfluss auf die Beschaffenheit seiner Sprache, noch mehr aber bestimmt sich die Annäherung an jene durch andere, besonders durch physische Verhältnisse. Vom Römischen und Toskanischen unterscheidet sich das Bolognische fast mehr, als das Piemontesische, und das Genuesische selbst mehr noch als das Portugiesische, mit welchem es übrigens in einem nahen Verhältnisse steht. Die Allgemeinheit einer Sprache und das Uebergewicht eines Dialekts geht nicht bloss von jener Annäherung an die Muttersprache aus, sondern vielerley Ursachen wirken dazu mit. Die provençale und languedokische Sprache waren eben so gut und noch mehr, als die picardische und parisische, Töchter der lateinischen, und doch ist letztere herrschend geworden. Das Calabrische schliesst sich näher, als das Venetianische, an das Lateinische und Griechische an, und doch ist letzteres weit mehr verbreitet. Die Dialekte nehmen bey ihrer Fortbildung denselben Gang, als die Sprache überhaupt, sie ändern bald das Materielle, bald das Intellectuelle, die Bedeutung; sie nehmen Wörter in einem figürlichen oder in einem abstracten Sinn. Ausdrücke, welche man an die Stelle der, in der frühern Muttersprache gewöhnlichen setzt, behalten eine Beziehung auf das, an dessen Stelle sie treten. Durch Künste, Civilisation und Handel werden neue Ausdrücke Bedürfniss, und auch die Dialekte bereichern sich so. Die Italiänischen sind im Ganzen gleich reich, vielleicht einige aber doch noch reicher, als der herrschend gewordene. Auch dem Neapolitanischen und Venetianischen mangelt keine Klasse der Ausdrücke, für welche Art der Gegenstände und Unterhaltung es auch sey. Das Bolognesische ist so reich, als jemals; die Beweise davon geben die in ihnen verfassten Bücher. Auch ohne diese ist das Piemontesische eben so reich. Und doch spricht und schreibt man auch in diesen Gegenden gewöhnlicher in einer Mundart, die von ihrer inländischen mehr abweicht, als das Spanische und Französische vom gewöhnlichen Italiänischen. Die Sprache des kleinen Staates Florenz ist diess geworden, in literarischer sowohl als politischer und religiöser Hinsicht. Geistesüberlegenheit oder politisches Uebergewicht und geographische Lage hebt einzelne Mundarten hervor; allen diesen Ursachen habe der attische Dialekt, der mittleren der Römische, seine Herrschaft zu danken gehabt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. Jenisch u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Fortsetzung der in Num. 43. abgebrochenen Recension.*)

Art. X. Wie und wodurch der florentinische Dialekt die gewöhnliche und Büchersprache Italiens geworden sey. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts zeigte sich in der Republik Florenz mehr Geschmack an Literatur, als anderwärts, man hielt Annalen über die Zeitbegebenheiten. Volle Präcision im Gebrauch der grammatischen Formen finde sich bey den wenigen Schriftstellern dieses Jahrhunderts noch nicht, aber sehr beträchtlich wichen die übrigen toskanischen Dialekte nicht von einander ab. Diese Nachkommen der alten Hetrusker hatten eine ausgezeichnet gute und sonore Wortbildung und Annäherung an das Lateinische, und Florenz zog in politischer Hinsicht immer mehr Aufmerksamkeit auf sich. Mächtiger war Venedig, seine Sprache galt für noch annehmlicher. Aber Florentiner lebten verbreitet über Italien, und besonders zu Rom. Zu Rom gewöhnte man sich an diese Mundart, unmittelbar nach dem grossen Schisma, statt dass sich der römische Dialekt bis dahin mehr dem Neapolitanischen genähert hatte. Und nun treten die Werke der drey grossen Dichter *Dante*, *Petrarca*, *Boccaccio*, empor, sie wurden überall geliebt und gelesen; ihr Stil war regelmässiger, als was man bis dahin irgendwo in Italien hatte. Wer nun auch in seinem Landesdialekte schrieb, setzte doch Formen und Constructionen in Einklang mit jenen 3 Schriftstellern; die Landesdialekte blieben in allen Gegenden das Eigenthum des niedern Volks; allgemeine literarische Sprache ward die florentinische. Wenn lombardische Schriftsteller der Zeit dagegen protestiren, dass ihre Schreibart florentinisch sey: so beweisen sie durch die Uebereinstimmung der ihrigen mit jenen 3 Dichtern, dass die florentinische Ausdrucksweise damals schon selbst in der Lombardey die Sprache aller gebildeten Gesellschaften, der Höfe und Geschäftsmänner, so wie der Gelehrten der Universität Bologna war. Durch ihre Annäherung an die gemeinschaftliche Quelle aller Dialekte Italiens, das Latein, war sie theils an sich verständlicher für Alle, theils führte sie so auf ein gemeinschaftliches Centrum hin, während sich die übrigen Dialekte durch ihre entgegengesetzten Initial- oder Final-Abweichungen von einander entfernten. Art. XI. XII. Unterschiede anderer Dialekte; und über die Sprachen der Inseln des mittelländischen Meeres. Das Neapolitanische, Venetianische und Piemontesische unterscheide sich gar sehr, theils durch Initial-, theils durch Final-Formen, von der Sprache des Centrums Italiens. Das Neapolitanische unterdrücke das Anfangs-*i* besonders in der Präposition *in*, die sich im Französischen in *en* umändert, verstärke aber den folgenden Consonanten, gleich als ob er doppelt wäre, statt dass das Piemontesische ihn vereinfachte und schwächte, und jenes *i* in ein stummes *e* verwandele. Der Neapolitaner verkürze nicht, gleich dem Toskaner, die Wörter, sondern verlängern sie, wie der Spanier. Sein Organ leite ihn zu einer Dehnung der Vocale, den Lombarden und Piemontesen zur Zusammendrängung derselben; er sage *areteco*, *afficio*, *omene*, statt *eretico*, *ufficio*, *uomini*, während der Piemontese *uffizi* spricht. Sonderbar genug entferne sich das Sicilianische, sonst vom Neapolitanischen wenig unterschieden, dadurch davon, so wie vom Toskanischen und Römischen, dass es *e* am Ende in *i* verwandele, und nähere sich dadurch dem Mailändischen, wo man im Föminin-Plurale *i donn* statt *le donne* sage. Das Venetianische kürze die Wörter ab, und verdoppele eben so wenig, als das Lombardische und Piemontesische, die Mittel-Consonanten. Letzteres liebe die Abkürzung fast so sehr, als das Französische; lasse Vocale weg, ändere oft *u* in *o*, und *o* in *u*; *u* habe nicht den Ton, wie bey Römern, Toskanern, Neapolitanern, Sicilianern, Sardiniern, wo es sich dem *o* nähert, das die Lexicographen ein geschlossenes nennen, und das dem Französischen *ou* nahe kommt. Die Sprachen der Inseln des mittelländischen Meeres gehen auch alle vom Lateinischen aus, und haben daher fast alle ihre Wörter. Aber die Form derselben haben sie mehr verändert, auf Sicilien habe das Provençale, das Arragonische, selbst das Castilische Einfluss gehabt, auf Sardinien das Genuesische und Arragonsche. Die lateinischen Wöster hatten durch den ligurischen und spanischen Accent schon eine andere Form erhalten. Das Sardinische versetze oft die Buchstaben, z. B. sage *brème* statt *verme*. Das Corsische sey dem Toskanischen, d. i. der Sprache der bessern Schriftsteller, näher als die Dialekte der übrigen Inseln, habe einerley Klima mit Toskana, und die Nation hatte Verkehr mit Pisa, und war an dieses gewöhnt, bevor die Genueser Einfluss gewannen. — Alle diese verschiedenen Bildungen der Wörter in diesen, von einem

nem Stamme ausgehenden Dialekten und Sprachen also sind Folgen einer organischen Anlage, einer Leichtigkeit oder Schwierigkeit, gewisse Laute und Sylben auszusprechen, welche durch Gewohnheit befestigt und verstärkt wird. Die Dialekte der italiänischen Sprache sind in der Pronunciation und Orthographie oft mehr unterschieden, als in der eigentlichen Bildung der Wörter. Art. XIII. Intermediäre Sprache zwischen dem Italiänischen, Französischen und Spanischen. Die Sprache des ganzen Landesstrichs der Alpen bis zu den Pyrenäen, von den Gränzen Dalmatiens bis nach Navarra hin, treffe in sehr Vielem zusammen; die Sprache der Graubündner und Waldenser habe mehr Aehnlichkeit mit der Gascognischen, als das Bolognesische mit dem Toskanischen, welches man an der Gränze der Legation von Bologna spricht. Der Fond dieser Sprache ist lateinisch, und es sey nicht mehr Germanisches darin, als z. B. im *Dante*. Die Aehnlichkeit sey die Folge der nämlichen organischen Anlagen, mit denen die Wörter aufgenommen wurden, die von Rom, Florenz, Ravenna kamen, und zeige sich augenfallend an den julischen Alpen, in Graubünden, an den cottischen Alpen, bey den Waldensern, an den Meer-Alpen, in den Cevennen, und bis nach Bearn, Navarra und Ober-Castilien. In der Volkssprache von Graubünden finde dieselbe Veränderung der Vocale und Diphthonge Statt, als im Piemontesischen und auch als im Languedokischen. Von *anima* haben die Troubadours *alma* und *arma*, die Graubündner auch *arma* gemacht; von *sanctus* kommt im Engadin *soinchi*, vorn dem französischen, hinten dem spanischen *sancho* ähnlich. Das *Piemontesische* nun, in der Mitte zwischen dem Italiänischen und Französischen, mit welchem letzteren es geschrieben mehr, als nach der Aussprache, zusammen treffe, sey in jeder Hinsicht das Intermediäre zwischen diesen beiden, und in mehrern Punkten auch zwischen den nordischen und südlichen Sprachen. Die nordischen Wörter haben erst im Piemontesischen Wurzel geschlagen, ehe sie sich von da verbreiteten, und haben dort ihre Form noch. *Bran*, Kleye, ist englisch, piemontesisch und languedokisch. Einige Hunderte von Wörtern, deren Ursprung die Etymologen mit Mühe in älteren Grundsprachen gesucht haben, sind noch im Piemontesischen, als *bric* Anhöhe, *croccia*-Krücke. Das Piemontesische, eine unmittelbare Tochter des verdorbenen Lateinischen, und nicht des Italiänischen, habe eine Menge lateinischer Wörter in sich aufbehalten, welche die übrigen Dialekte aufgegeben hatten. Indem nun aber diese den aufgegebenen lateinischen Wörtern andere ebenfalls aus lateinischen entlehnte substituirten, so treffen sie mit jenen, noch im Piemontesischen vorhandenen, zusammen. Wie nahe sich dieses an das Lateinische anschliesst, zeigen Verba und Adverbien, z. B. *es tu liber*, bist du frey? *Leses-tu coust o cuol liber*, liesest du diess oder das Buch? Art. XIV. Ueber den Ursprung der *französischen* Sprache — aus dem verdorbenen Lateinischen mit einiger Mischung des Deutschen und Celtischen, wovon letzteres besonders das niedere Volk behalten hatte, während die Gebildeteren nichts als Latein sprechen wollten, das erstere aber mit Westgothen, Burgundiern und Franken hinzukam. Obwohl das Französische manche lateinische Wörter nicht habe, welche im Italiänischen und Spanischen geblieben sind, so habe es der Zahl nach weniger Wörter von nicht-lateinischem Ursprunge, als jene Sprachen. Die angebliche Zusammenstimmung des Französischen mit dem Griechischen betreffe grösstentheils Wörter, welche daher mittelbar durchs Lateinische oder auch durchs Celtische oder Deutsche kamen, worein sie übergegangen waren. Einige, wie *brouter* von βρουσκειν oder βρεττειν, *échalas*, *gronder*, seyen wohl unmittelbar aus dem Griechischen gekommen. Einseitig hat man das Französische fast durchgehends aus dem Celtischen ableiten wollen; aber dagegen streite Phraseologie, Constructionsweise, Formen, Artikel, Pronominen, die alle aus der späten Latinität entlehnt sind. So zeigen sie sich in den ältesten Monumenten der französischen Sprache; und je weiter die Zeit fortschreite, desto mehr lateinische Wörter. Schon in Schriften des 13ten und 14ten Jahrhunderts finde man nicht mehr nicht-lateinische Wörter, als im neueren Französischen. Aber umgeändert haben sich die Laute. Der Italiäner versteht, auch wenn er Latein kennt, das Französische weit weniger, als es umgekehrt der Fall ist. Art. XV. Vorzügliche Ursachen der Verschiedenheit der französischen und italiänischen Sprache. Das 12te Jahrhundert ist das Zeitalter der Bildung der neueren *Sprachen*. Die Trümmern der lateinischen Sprache waren gleich zerstreut in Frankreich und in Italien. In beiden Ländern waren Reste älterer Sprache, und Wörter der eingedrungenen nordischen Völker. Aber die Organe beider Nationen änderten die Laute auf verschiedene Weise. In Frankreich änderte man zwar die Anfangssylben der Wörter nicht, aber die Endsylben änderte man oder liess diese weg, indem der Odem nach der Articulation jener fehlte; statt dass der Italiäner mit den Lauten willkürlicher verfuhr, und vermöge einer besondern Biegsamkeit des Organs schneller zu den letzten Sylben eilte, ohne sich bey den ersten aufzuhalten. In Frankreich änderte man die lateinischen oder italiänischen Vocale in vielen Wörtern in Diphthonge, z. B. *aime* von *amo*, ferner *i* in fast allen Worten in *e*, z. B. *verge* aus *virga*; endlich in vielsylbigen Wörtern liess man die kurzen Vocale aus, oder, was blieb, wurde lang; z. B. *fable* von *fabula*, *facile* von *facilis*. Art. XVI. Bildung der französischen Nennwörter, ihre Verschiedenheit von den italiänischen. Durch die Weglassung der Endsylben wurden die Wörter oft zu kurz. Da hat nun die italiänische Sprache zuweilen, die französische sehr oft, das Diminutiv zur Hauptform genommen, z. B. *oreille*, *femelle*, *hirondelle*. Die vielen Wörter auf *eau* gehen davon aus, *couteau*, *manteau* kommen von *coltello*, *mantello*, so wie man statt *corbeau (corvus)* bey den Troubadours *corbel* findet. Von *osello*, welches einige italiänische Dialekte für *aviculus*, *avicellus* sagen, komme *oiseau*. Hierbey treten

traten natürlich die übrigen Arten der Aenderung der Ausſprache auch noch hinzu. Die Endungen auf *ellus* waren bey der ſinkenden Latinität ſehr gewöhnlich geworden; man ſagte *ocelli* ſtatt *oculi*. Im Italiäniſchen Organ änderte ſich nun das *ello* in *io*, wie aus *plenus pieno*, aus *oculus occhio* wurde. Das Franzöſiſche behielt gewöhnlich das *l: oeil, vieil*. Man finde in allen dieſen Veränderungen mehr Analogie gleichbleibend beobachtet, als man irgend erwarten möchte. Wie aber auch aus letzterem Worte *vieux* ward, ſo ſey *eux* aus *illi*, *ceux* aus *hic illi*, *cheveux (chevelx)* aus *capilli* oder *capelli* hervorgegangen. Auch andere Endungen ſeyen zu den abgekürzten Wörtern hinzugekommen, z. B. in *viſage, uſage, viaggio, villaggio*. (Daſs aber die Endung *age* die urſprünglichere, und die italiäniſche daraus gebildet ſey, wird man ſchwerlich wahrſcheinlich finden.) Vermittelſt dieſes Entſprechens des *g* und italiäniſchen *i*, und der Auslaſſung mancher Zwiſchenlaute, habe ſich das Italiäniſche und Franzöſiſche verſchieden gebildet, z. B. von *commeatus, comiato (comjat, comjait): congé*, von *rubio, rouge*. Art. XVII. Weſentliche Bemerkung über die Bildung der franzöſiſchen Wörter. Von *ſpiritus* hatte ſich *eſprit*, von *ſtrictus* mit der häufigen Auslaſſung des *s: etroit*, und eine Menge von Wörtern hatte ſich im Mittelalter mit ſolcher Umgeſtaltung gebildet: aber als ſich die franzöſiſche Sprache bereicherte, ſo nahm ſie wiederum eine Menge Derivate von den lateiniſchen Wörtern an; daher die Abſtracta und Derivata im Franzöſiſchen ſo wenig mit den Hauptſubſtantiven übereinſtimmen, z. B. *ſpirituel, ſtrictement*, eben ſo *operer* neben *oeuvre*, *ſuperficiel* neben *ſurface*, *predicateur* neben *prêcheur*, *épiscopal* neben *évêque*. Auch Wörter mit gehäuften Conſonanten ſind auf ſolche Weiſe von Gelehrten eingeführt worden, z. B. *doctrine*. Art. XVIII. Gemeinſchaftlicher Urſprung der Artikel und Pronomen im Franzöſiſchen und Italiäniſchen. Art. XIX. Wie beide Sprachen die lateiniſchen Adverbien erſetzt haben, iſt mit Art. VI. verwandt. Die kleinen Wörter konnten bey der gewöhnlichen Abkürzung nur zum Theil im Italiäniſchen, geſchweige denn im Franzöſiſchen beybehalten werden, und durch Subſtantive mit beſtimmter Bedeutung wurden ſie erſetzt, z. B. *a fin que, toujours, ognora*. Art. XX. Bildung und Biegung der Verba — ausführlicher iſt ſie Art. V. abgehandelt. Unter dem Nachgetragenen iſt bemerkenswerth, daſs die Deponentia der lateiniſchen Sprache verloren gingen, nicht bloſs ihre Endung, ſondern meiſtens die Wörter ſelbſt, weil ſie zweydeutig wurden, wie *queror, reor*. Unter den beybehaltenen ſey *naitre* von *naſcere*, wie *être* von *eſſere*. Wie von *via voie*, von *ſia ſoit* gekommen, und das italiäniſche *vedeva* auch *vedea, vedia* gelautet habe, ſo habe die Endung des Imperfecti *ſentois* entſtehen können. Von Wörtern wie *pingere, plangere*, gehen regelmäſsig Wörter, wie *peindre, plaindre*, aus. Art. XXI. Wörter, welche das Franzöſiſche aus dem Deutſchen hat. Es ſeyen deren nicht viele, und die Ausſprache derſelben, ſowohl der unmittelbar, als der über Ober-Italien erhaltenen habe ſich eben ſo abgeändert, als bey lateiniſchen Wörtern. Wegen der Schwierigkeit der Ausſprache der Doppel-Conſonanten habe das Franzöſiſche weniger aufnehmen können, als das Toskaniſche. Art. XXII. Ueber die franzöſiſchen Ausdrücke von Krieg, Ritterweſen und Heraldik, worin viele altdeutſch ſeyen. Art. XXIII. Moraliſche und intellectuelle Urſachen der Verſchiedenheit der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache. Sie haben die Bedeutung der Wörter abweichend von der urſprünglichen verändert, haben ihren Grund in dem Charakter der Nationen, oder auch in ihren Sitten, aber ſind hier nur wenig wirkſam geweſen. Die franzöſiſchen Idiome haben ſich wohl mehr auf dem Lande als in groſsen Städten gebildet; Sprichwörter, vom Landleben hergenommen, ſeyen die Beweiſe davon. Die Verſchiedenheit der Sprachen liege übrigens weniger in dieſen ſelbſt, als in dem Stil der Schriftſteller, und ihrem Streben, unangenehme und unpaſſende Ausdrücke auszumerzen, und gute zu wählen, als woran bey der franzöſiſchen ſchon *Pascal* gewöhnte, und wofür beſonders *Vougelas* und die erſten Glieder der *Academie françoiſe* unter *Richelieu*, übrigens aber die geiſtlichen Redner mehr als die Theaterdichter gewirkt haben. Von der ſo entſtandenen Präciſion Art. XIII. der nun unmittelbar folgenden *vierten Abtheilung*, die mit einer Erörterung des Urſprungs der *ſpaniſchen* Sprache und ihrem Verhältniſs zur italiäniſchen und franzöſiſchen Art. I. II. beginnt. Das Romanciſche habe ſich in Spanien eher als in Frankreich ausgebildet, das Provençale, die ältere Schweſter der Pariſer Mundart, gehe vom Hofe von Barcellona aus. Es ſey zweifelhaft, ob eher in Catalonien oder in Provence Troubadours aufgeſtanden, bey den älteſten Stücken derſelben könne man kaum entſcheiden, ob ſie aus Catalonien, der Provence oder Languedok herrühren; die älteſten Documente in franzöſiſcher Vulgärſprache ſeyen dem *Vaudois* am ähnlichſten. — Die ſpaniſchen Wörter gehen faſt alle vom Lateiniſchen oder Italiäniſchen aus, wenn auch die Hälfte derſelben wegen der Umänderung des Lautes oder der Bedeutung für den erſten Anblick nicht erkenntlich ſind. Am Fuſse der Pyrenäen habe das Spaniſche ſeine Form erhalten, wie das Franzöſiſche hauptſächlich am Fuſse der Alpen. Unter den Dialekten Italiens ſtehe das Spaniſche in einem näheren Verhältniſſe zum Neapolitaniſchen, und einigermaſsen zum Liguriſchen. Die bedeutendſten Umänderungen der Laute ſeyen, daſs *ch* aus *ct*, *h* aus *f* wird, *b* eingeſchoben, *a* vorgeſetzt iſt. Dagegen ſey das lateiniſche *u* gewöhnlich geblieben. Beyſpiele von verlängerten Formen, verſetzten Buchſtaben und Wörtern mit veränderter Bedeutung. Die Plural-Endung *as* ſey der lateiniſche Plural-Accuſativ (wogegen aber eben ſo viel, als gegen die Ableitung der italiäniſchen Endung *o* vom lateiniſchen Ablativ, ſ. Abth. III. Art. III., eingewendet werden kann.) — Die ſpaniſche Sprache habe im letzten Jahrhundert Vieles aus dem Franzöſiſchen angenommen; ſie ſey regelmäſsiger, ſonorer, und ſelbſt ſanfter als die übrigen Sprachen, mit Ausnahme der Griechiſchen. Art. III. Dialekte der ſpaniſchen

nischen Sprache. Davon schon oben. Sie gehen sämmtlich vom Celtischen, Lateinischen, Gothischen und Arabischen aus; die südlichen Provinzen haben noch mehr vom Arabischen, das Cataloniische schliesse sich ans Languedokische, das Castilische ans Gaskonische. Das Arragonische habe das Mittel zwischen beiden gehalten, aber auch die arragonischen Schriftsteller seit Carl V. sich nach dem Castilischen gerichtet. Art. IV. Verhältniss des Portugiesischen zum Spanischen. Man könne ein langes Register von Namen, Wörtern, Verbis und Adverbien geben, welche aus dem Lateinischen gekommen, und in der portugiesischen Sprache allein geblieben sind, in den übrigen Töchtersprachen nicht. Aber keine derselben hat so viele Umgestaltungen der Laute als jene. Sie lasse nicht bloss das *n* und *l*, sie lässt in einer Menge von Formen auch andere, zwischen Vocalen stehende, Consonanten aus, ja auch ganze Sylben, z. B. *somente* statt *solamente*, *povo* statt *populus*, *comer* statt *comedere*; sie sage *r* statt *l*, *ch* statt *pl*, woraus im Spanischen *ll* geworden, *s* statt *c* vor einem andern Consonant, *ei* und *oi* statt *ae* und *oe*. Sie behalte das lateinische *o* und *f*, wenn es oft im Spanischen in *ue* und *h* übergehe. Nur selten haben sie solche verlängerte Formen wie das Spanische. Im nächsten Art. folgen noch einige Vergleichungen zur Erörterung des Verhältnisses zwischen dem Portugiesischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen; in jenen beiden haben die arabischen Wörter gewöhnlich den Artikel behalten, in beiden sind viele Gegenstände des gemeinen Lebens auf eine, vom Lateinischen ganz abweichende Art benannt, und so, dass sich nur manche derselben aus dem Arabischen erklären lassen. Art. VI. Spanische und portugiesische Adverbien, auch durch Umschreibung gebildet, z. B. *sin embargo*.

(*Der Beschluss folgt.*)

OEKONOMIE.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Verzeichniß der in der großen systematischen Baumschule zu Hernals bey Wien cultivirten, und daraus zu beziehenden, ächten, feinen, französischen Tafelobst-Sorten.* 1805. 253 S. 8. (1 Rthlr.)

Aus diesem Buche, dessen Vf. sich in der Vorrede *F. J. Mörter* unterschreibt, ist wenig zu lernen. Seine 20 Morgen grosse, aber magere Baumschule nennt er eine *systematische*. Worin aber das System bestehen solle, ist nicht abzusehen, so wenig als das Register seiner Obstsorten ein systematisches Register heissen kann. Nichts ist mit einem kritischen Auge beleuchtet. Er hält sich durchgängig, ausser den Aepfeln, an *du Hamel*, der schon tausendmal zur Aushülfe bey Mangel eigener Erfahrung und Prüfung hat dienen müssen, ohne nur der weit bessern Classification der Deutschen zu erwähnen. Man sehe nur die systematische Eintheilung seiner 23 Kirschen-Sorten an; in Guignes, Bigarreaux, Cerises und Griottes. — Ueberhaupt sind alle Obstsorten bloss französisch benannt; nicht einmal unsern altdeutschen wahren National-Obstsorten hat er die Ehre angethan, sie deutsch zu nennen: lieber übersetzt er sie ins Französische, wie unsere *Eyerbirne*, *la Poire d'Oeuf*, unsere *Borsdorfer*, *la Reinette d'Allemagne*. Selbst in Hinsicht der anscheinenden merkantilischen Haupt-Absicht lässt der Vf. den Garten- und Obstfreund in der gänzlichen Unwissenheit, wie seine Baumschule, daraus er die jungen Obstbäume käuflich abzulassen sich erbietet, beschaffen sey? — was sie für Boden und Erdreich habe? — wie die Lage derselben von der Natur begünstiget sey oder nicht u. s. w., um daraus beurtheilen zu lassen, ob auch seine Bäume in allem Boden und verändertem Klima gedeihen können? Und doch wird sich ohne eine solche Ueberzeugung nicht leicht ein Gartenfreund entschliessen, grosse Anlagen aus seiner Baumschule zu machen, da ohnehin sein tabellarischer halb französisch halb deutscher Preiscatalog ungeheure Preise festsetzt, z. B. hochstämmige und halbstämmige *Birnen*, *Pflaumen* und *Kirschen*, das Stück 1 Fl., und auserlesene 1 Rthlr.; Pyramiden 1 Fl., und auserlesene 1 Fl. 30 Kr. u. s. w. Von Weinsorten hat er 7, worunter sich der weisse, rothe und schwarze Muscateller, der Gutedel und Frankenthaler befindet.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Magdeburg*, b. Hessenland: *Fragment über die Pflicht des Erziehers auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen.* Womit zu der in der Schule zu Kloster Berge zu veranstaltenden öffentlichen Redeübung ehrerbietigst einladet *Friedrich Straß*, Professor und Director. 1804. 47 S. gr. 8. (4 gr.) — Obgleich diese kleine Schrift von dem Vf. selbst nur als ein Fragment gegeben und ihre Bekanntmachung entschuldigt wird: so können wir doch den guten Geist loben, der uns aus derselben anspricht. Keinesweges nämlich schliesst sich der Vf. der Reihe derjenigen an, welche immer nur dem Zeitalter und seinen Erzeugnissen huldigen; er will vielmehr, dass der Erzieher, der diesen Namen mit Recht führen will, den Geist der Zeit, den er freilich nicht hemmen kann, *leiten* helfen, besonders die schädlichen Einflüsse desselben auf die ihm anvertrauete Jugend verhüten soll. Zu dieser Absicht sey es vorzüglich des Erziehers Pflicht, auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen, sofern, wie unter mehreren Gründen gesagt wird, „das verdienstlichste Bestreben des Erziehers dahin gerichtet seyn wird, Männer, im wahren Sinne des Wortes, das heisst, solche Charaktere zu bilden, welche mit unerschütterlicher Festigkeit das Gute wollen und daher weniger vom Zeitgeiste *abhängig* als geeignet sind, vortheilhaft auf ihn zu wirken." — Dem gut gedachten und schön geschriebenen Entwurfe sind Nachrichten über die Schicksale der Schule zu Kloster Berge seit der Amtsführung des Vfs. (1802) beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1807.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Maurer: *Vergleichung von vierzehn Sprachen Europens* — von D. *Jenisch* u. s. w.

2) Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues*, qu'on parle et qu'on écrit en Europe, par l'Abbé *Charl. Denina* etc. T. I. II. III.

(*Beschluss der in Num. 44. abgebrochenen Recension.*)

In Art. VII. handelt Hr. *Denina* von dem wechselseitigen Einfluss der genannten vier Sprachen in ihrer Bildung. Wiederholung und Zusammenstellung des zerstreut Bemerkten über die Corruption des Lateinischen in Italien, so wie in den Provinzen. Die erste Form der veränderten Wörter gehe wahrscheinlich von Italien aus. Die neben manchen Germanischen aus dem Latein beybehaltenen Wörter waren nicht immer die bey der Vollkommenheit der Sprache der Römer gewöhnlichen Ausdrücke, sondern sehr oft solche, die man damals wenig brauchte, oder für barbarisch nahm, die aber in dem spätern Zeitalter Eingang gefunden hatten. In Frankreich wandelten sich manche Wörter durch die Organe mehr um, und gingen in dieser Gestalt wieder nach Italien. Das Zeitalter Karls des Grofsen und seiner nächsten Nachfolger beförderte diese Uebergänge. (So richtig diess an sich seyn mag: so wenig überzeugend sind doch mehrere der Beyspiele von Wörtern, deren französische Form auf das Italiänische Einfluss gehabt haben soll, und in mehrern derselben wird gerade der umgekehrte Fall wahrscheinlich.) Von manchen Wörtern giebt selbst *Muratori* diesen Rückgang nach Italien zu, aber die etwas später aus Frankreich aufgenommenen Wörter seyen vorzüglich nur von den Dichtern Italiens gebraucht worden. — Hier lässt sich nachholen, was T. I. S. 216 — 238. vom Ursprung der *Englischen* Sprache (dort in Bezug ihres Verhältnisses zu den Nordischen), von den verschiedenen Perioden des Einflusses der sich in England festsetzenden Völker, von der Aufnahme languedokischer Wörter, welche das Picardische nicht gehabt, durch *Mandeville* und *Chaucer*, und von den Veränderungen des Englischen zwischen letzterem, *Coteil*, *Wiclef*, und dem Zeitalter der *Elisabeth* auf eine sehr belehrende Weise, besonders auch nach *Dryden* und *Johnson*, aufgeführt wird. Es folgen Vergleichungen englischer Wörter, in denen ursprüngliche erhalten seyen, Vergleichungen mit griechischen und einigen lateinischen Wörtern, und Angaben der Veränderungen, welche die deutschen Laute im Englischen erfahren haben, des *a*, und auch des *ei*, in *o*, des *e*, und auch anderer Vocale, in *ea*, des *t* und *d* in *th*, des *t* in *s* und *z*, des *b* in *v*, des *f* in *p*, z. B. in *old*, *holy*, *earth* für *erde*, *bread*, *breast* für *brod* und *brust*, *tongue* für *Zunge*, *love* für *lieben*, *help* für *helfen* (von welchen Veränderungen aber die Niedersächsische oder Plattdeutsche Mundart einen beträchtlichen Theil auch hat). Dabey manche besonders interessante Bemerkungen, z. B. S. 230.: die englischen Wörter, obwohl desselben Ursprungs, als die deutschen, nähern sich im Ganzen mehr, als diese, in den Radicallauten, ihrem celtischen, scythischen oder asiatischen, und selbst griechischen Ursprunge; aber sie entfernen sich in Absicht auf Biegung, Endform und Wortstellung eben so sehr von dem Griechischen, als das Deutsche sich diesem nähert. S. 228. dass das Englische gerade eben so das *ge* der deutschen Präterita fallen lasse, wie die lateinische Sprache die Reduplication der griechischen; S. 223. über die Ursachen der auffallenden Veränderungen der anderwärts her entlehnten Laute im Englischen, die nicht bloss in der Verschiedenheit der Pronunciation durch die Organe, sondern auch in einer Orthographie liegen, welche Zufall, oder Willkür, zuweilen auch Reflexion eingeführt habe. (In der That findet sich geschrieben in *laugh* noch Aehnlichkeit mit *lachen*, der Aussprache nach nicht. Statt dass z. B. in dem Sprachstamme des Hebräischen, Arabischen sich immer die Schreibart der Wörter nach den Veränderungen der Aussprache gerichtet hat, und dadurch die mancherley Regeln über Umwandelung der Form bey den Buchstaben *w* und *j* verursacht werden: so geht dagegen im Englischen die Schreibart nicht parallel mit der Aussprache, und *awe* ist fortdauernd so geschrieben worden, ob es wohl wie *ah* gesprochen wird. Ursprünglich aber mag doch die Aussprache der Schreibart angemessener gewesen seyn.) — Alles diess bezieht sich also vorzüglich auf den Einfluss des Deutschen aufs Englische, die Vergleichungen der ähnlichen Veränderung französischer Wörter, z. B. *preacher* aus *prêcheur*, *say*, *maid*, *wain* aus *sagen*, *Magd*, *Wagen*, und *prier*, *plier* aus *pregare*, *piegare* (*precari*, *plicare*), sind hier nur beyläufig, dagegen T. II. Art. VIII. u. X. ist es eigentlicher Gegenstand der Untersuchung: was das Englische aus dem Französischen habe, wozwischen Art. IX. von dem handelt, was im Englischen aus dem Spanischen und Italiänischen entlehnt sey. Nicht bloss, wie *Harris* wolle, was Küche und Krieg betreffe, sey im Englischen aus dem Französischen genommen, sondern so wie Alles, was zu den ersten Bedürfnissen gehöre, von dem deutschen Sprachstamme ausgehe: so

komme dagegen Alles, was dem Fortgange der Civilisation, den Künsten, dem Handel und dem Luxus angehöre, und namentlich auch zwey Drittheile der Wörter, die zur Tafelbedienung angesehener Häuser gehören, unmittelbar aus dem Französischen. Durch eine Menge wohlgewählter Beyspiele S. 166 — 170. 182 — 185. wird diess belegt, z. B. *paint* komme von *peintre*, nicht unmittelbar von *pingere*, *chapter* von *chapitre*, *closet* von *clos*. Auch *few* könne nur von *peu* kommen, nachdem aus *paucus: poco*, und in der Lombardie *poc* geworden. Das Englische *much* zeige deutlich die Abkunft vom Spanischen *mucho*. Freylich könne bey der grossen Aehnlichkeit des Gascognischen mit dem Castilischen Vieles auch aus jenem, und manches Englische mit dem Portugiesischen verwandte Wort aus Gallicien und Asturien, so wie manches Italiänische durch Kaufleute dahin gekommen seyn, und Wörter, die im Englischen mit *sc*, *sp*, *st* anfangen, und das Französische nicht kennen, habe zum Theil das Piemontesische. Die Englische Particip-Endung *ed* gehe vom Spanischen *ado*, vermittelst des Gascognischen, aus. Wie letzteres seine Participe endige, vermisst man ungern, da gerade solche Notizen schwer zu erhalten sind; man wird es aus folgendem *Couplet* ersehen, dem die wörtliche, Französische und Spanische zur Seite stehe.

Französisch.	Bearnische Volkssprache.	Spanisch.
La haut sur la montagne	*La haout sus la mountagno*	*Allá en cima de la montaña*
un berger malheureux	*ù pastou malhurous*	*un pastor desventurado,*
assis au pied d'un hâtre	*segut au pè d'u haou*	*sentado al pié de una haya,*
noyé dans pleurs	*negat en plòus*	*anegado en sus lloros;*
pensoit au changement	*pensabo aou cambiament*	*pensava en la mudança*
de ses amours.	*de sas amous.*	*de sus amores.*

Möchten der schätzbaren Beyspielsammlung aus Schriftstellern der neueren Sprachen in verschiedenen Zeitaltern auch solche Vergleichungen der Volkssprache verschiedener Gegenden beygefügt seyn, deren Kenntniss Hn. *D.* in einem so ausgezeichneten Grade, wie Wenigen, zu Gebote steht. Sie würden die Uebergänge der südlichen Sprachen in einander in ein helleres Licht gesetzt haben, als einzelne noch so treffende Beyspiele. Das gascognische Particip endigt also allerdings auf *at*. Aber dass daher das englische *ed* entlehnt sey, wird dadurch schwerlich bewiesen, da die deutsche Endform *et* wenigstens eben so nahe liegt. — Statt dass das französische Organ, neben der Abkürzung entlehnter Wörter am Ende, doch auf der letzten Sylbe ruhe: so spreche dagegen das englische am Ende alles kurz, z. B. *travail*, Engl. *travel (träv't)*. Wörter mit der Endung, wie *recreate*, seyen durch die Sprache der Geistlichen eingeführt: aber sollte es *incorporate*, *debilitate* u. a. auch seyn? Die Ursachen, warum die Sprache der Römer in Britannien nicht so feste Wurzel gefasst habe, als in Gallien und Spanien, sind T. I. S. 217., und besonders T. II. S. 350. in dem lesenswürdigen: *Coup d'oeil sur les variations qu'a éprouvées la langue angloise depuis la conquête des Normans*, welches der Sammlung Englischer Stücke vorausgeht, auseinander gesetzt. Da Britannien erst unter Constantius völlig unterjocht worden, als die lateinische Sprache schon corrumpirt war: so habe also diese in diesem Lande nie ihren Charakter und ihre Reinheit gehabt. Deswegen lasse sich kaum bemerken, dass sie die Sprache der von den Angelsachsen unterjochten Nation war. Aber obgleich sie diess wirklich wenigstens nicht in der Art, wie in Gallien und Spanien, geworden war: so lassen sich doch im Englischen mancherley Spuren unmittelbarer Herkunft der Wörter aus dem Lateinischen finden. Gerade die eben angeführten Formen möchten wir dahin rechnen. Zwar ist gemeinschaftlicher Einfluss mehrerer Sprachen auf das Englische unläugbar: aber man würde zu weit gehn, wenn man alle ihre Formen aus andern Idiomen datiren, und einer geistvollen Nation auch gar nicht einen eignen Gang der Sprachbildung lassen wollte, der sich doch bey ihr in so vielen, sehr überlegten Spracheinrichtungen, z. B. der völligen Indeclinabilität aller Adjective und Participe, hinlänglich zeigt. — Art. XI. Verschiedene Quellen des Reichthums der italiänischen und spanischen Sprache. Beide Sprachen übertreffen die französische an Reichthum, weil sie mehr aus der gemeinschaftlichen Muttersprache behalten, weil sie mehr aus fremden, eingewanderten Sprachen angenommen, und das, was sie daher oder aus dem Lateinischen erhielten, auf mancherley Weise gewendet, und daher eine Menge von Synonymen haben, z. B. *mozzo* und *mutuo*, *inimico* und *nemico*, Spanisch *faba* und *haba*, jenes nach dem Arragonischen Dialect, dessen Vereinigung mit dem Castilischen diese Freyheit der Aussprache erzeugte. Ausser diesen vielen Synonymen von einerley Stamm haben sie eine Menge anderer, z. B. *abbreviare* und *compendiare*, die durch nichts unterschieden sind, als durch mehr oder weniger Gebräuchlichkeit. Der Reichthum, besonders der italiänischen Sprache, sey in dieser Hinsicht oft mehr beschwerlich als nützlich, ausser für den Dichter. Das Spanische hat überdem viele Wörter aus dem Arabischen, doch sehr wenige für Gegenstände des gemeinen Lebens, desto mehr für Künste und Wissenschaften. Art. XII. Besonderer Reichthum der Englischen Sprache. *Hugo Blair* und *Harris* legen ihr denselben in der Freyheit bey, alle fremde Wörter, nach dem National-Accent, und auch der Bedeutung nach umgeformt, aufzunehmen, so bald nur der Sinn und die Analogie bleibe. Ausserdem zählen sie eine Menge Synonymen im Englischen auf; aber die Anzahl derselben vermindert sich sehr, wenn man die Verschiedenheit und Nüancen der Bedeutung derselben erwägt.

wägt. Art. XIII. Präcision der Französischen Sprache. Man hat über Armuth derselben geklagt, wie *Cicero* über die der Lateinischen. Die unangemessene Bereicherung des letzteren habe seine Corruption erzeugt. Dagegen Vollkommenheit habe die französische Sprache durch ihre Beschränkung auf unzweydeutige Ausdrücke und eine bestimmte Stellung der Wörter seit *Corneille*, *Vaugelas* und ihren Zeitgenossen erhalten, während man sich bis auf *Montaigne* kein Gewissen daraus gemacht, selbst die italiänischen Constructionen zu gebrauchen. Art. XIV. Ob andere Sprachen eben dieser Präcision fähig sind. In Absicht der Synonymen würde das Spanische sie leichter erreichen können, als das Italiänische, weil jenes einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt habe. Es bedürfe nur der Vorsicht im Gebrauch solcher Wörter vor einem Publicum, welches nicht selbst fähig ist, die Unterschiede derselben zu fassen. Dass jene Ursache die wirksamste sey, erhelle deutlich daraus, dass auch in Italien alle, die Jurisprudenz, Theologie und Moral betreffende, Ausdrücke überall dieselben sind, weil sie von Neu-Rom ausgehen, und sich näher ans Lateinische anschliessen. Art. XV. Weitere Erörterungen über die Synonymen. Die meisten Französischen Synonymen seyen Wörter, welche diese Sprache mit der italiänischen und spanischen gemein habe, wenige aus germanischem Sprachstamm. Eine gewisse andere Wendung des Sinns unterscheide sie fast durchgehends; das correcte Französische halte sich so genau als möglich an den Sinn dieser Wörter im Lateinischen. Art. XVI. Warum das Französische sehr wenige Diminutive und Augmentative, das Englische keine habe. Die Ursache sey keine moralische, sondern gehe von Organisation und Gewöhnung aus. In Absicht des Französischen wird das sehr überzeugend weiter ausgeführt, was Abtheil. I. Art. XVI. bemerkt war, und man findet hier zerstreut wohl alle französische Diminutive aller Art. Bloss *manchette* haben wir darunter vermisst. Das einzige englische *napkin*, vom französischen *nappe* und dem deutschen *ken*, sey nicht mehr eigentliches Diminutiv. Indessen *lambkin*, Lämmchen, *partel*, *rivelet*, hat das Englische doch auch, nur dass diese Analogie durchaus keinen weitern Umfang gewonnen hat. Art. XVII. Besonderer Reichthum der Französischen Sprache in dem Ausdruck *on*, welchen das Italiänische und Spanische nicht habe, in manchen eigenthümlich, aus dem Lateinischen entlehnten Wörtern, und besonders in den auch von Einem Stamme auf verschiedene Art abgeleiteten, z. B. *éspèce*, und in einem andern Sinn *épice*, und: *special*, *specifier*, wovon hier und auch Abtheil. III. Art. XVII. viele Beyspiele gesammelt sind. Art. XVIII. Poetische italiänische, spanische und französische Sprache. Man ist einverstanden, dass letztere am wenigsten poetisch sey, die Synonymen, die Diminutive und Augmentative der übrigen genannten Sprachen thun hier treffliche Dienste; selbst bey *Metastasio*, dem am wenigsten wortreichen, italiänischen Dichter, zeige sich der davon gezogene Gewinn. Ausgezeichnet und überwiegend auch vor dem Spanischen und Portugiesischen bleibe er immer der Italiänischen Sprache. Zum Theil haben sie aus dem Provençalen solche Synonymen durch *Dante* und *Petrarca*, den Bildnern ihres poetischen Ausdrucks, erhalten. Für das lateinische *tollis* haben sie *toi*, *togli* und *tolli* als eben so viele mögliche Reime. Das Englische habe nur wenig Freyheit der Variation. Es sey schwer, über das Mehr oder Weniger der Angemessenheit der Sprachen zu entscheiden: aber keine der neuern Sprachen komme der lateinischen gleich. Wenn hier vorzüglich die poetischen Zusammensetzungen, wie *sonipes*, in Anschlag gebracht werden: so hat die deutsche und englische Sprache doch wohl wenigstens eben so viele und eben so volltönende, wenn sie auch darin die Vorzüge der griechischen Sprache nicht erreichen. Der mehr oder weniger figürliche Sinn der Wörter trägt auch zu dieser Angemessenheit bey: *sombrero*, Huth, ist ein Beyspiel davon. Ob ein Ausdruck edel sey, oder nicht, hänge weniger von seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung, als von der Art des Gebrauchs in einzelnen Sprachen ab, von denen die eine das als edel nehme, was die andere nicht so gebraucht, und umgekehrt. Das Holländische hätte wohl hierzu die treffendsten Beyspiele gewährt. Art. XIX. Dass die Töchtersprachen der Lateinischen keine Zusammensetzungen aus zwey Wörtern haben. Das Italiänische, was deren doch einige habe, zeichne sich dadurch aus, dass das Verbum immer voran stehe. Im Französischen indessen ist bey *Garde-manger*, *Garde-corps* derselbe Fall. Art. XX. Ueber die in mehrern Sprachen aus der Lateinischen entlehnten Wörter und die verschiedene Art ihrer Umbildung. Es komme gewöhnlich nicht viel darauf an, zu wissen, aus welcher Tochtersprache ein Wort in die andere übergegangen sey, aber zuweilen ist es nöthig und interessant; und dann muss man den Gang und das Genie der einzelnen Sprachen verfolgen, um die Spuren dieser Entstehung aufzufinden. Die Beyspiele S. 232. 333. erläutern die Art dieser Untersuchung, wenn sie auch nicht alle gleich überzeugend sind. Zum Schluss die sinnreiche, wenn auch zu allgemein scheinende Bemerkung: Die Italiänische habe Alles, was sie aus dem Lateinischen entlehnt, nach dem schriftlichen Ausdruck aufgefasst, was sie aus dem Deutschen erhielt, nach dem mündlichen. Daher sey *h* in *huomo* anfangs geschrieben worden, in *alto* für: *Halt*, nie. In Frankreich blieb das *h* in Wörtern der letztern Art, nicht als ob man hier das Geschriebene berücksichtigt habe, sondern weil man die Aussprache beybehielt. — Der Rest des *zweyten* Bandes enthält die schon erwähnte Sammlung von Stücken aus italiänischen, französischen, spanischen, portugiesischen und englischen Schriftstellern mit der französischen Uebersetzung und etymologischen Noten, als Beyspiel etymologischer Analyse; aber auch schon als wohlgewählte Sammlung zur Charakteristik der erwähnten Sprachen interessant. Nur eben so behandelte Stücke aus deutschen Schriftstellern vermissen wir, da Hr. *D.* Kenner der deutschen Sprache genug

war

war, um sie zu geben. Unter den vielen Anführungen deutscher Beyspiele im ganzen Buch haben wir nicht mehr als zwey fehlerhafte, *gerieth* und *gefiel*, von *rathen* und *fallen*, statt von *gerathen* und *gefallen*, abgeleitet, und das Simplex *wallen* in der Bedeutung *munire* T. I. S. 174. u. 237. gefunden. Auch ist ja für die Geschichte unsrer Literatur unter uns eben so gut Vieles gearbeitet worden, als von Deutschen die Franzosen und Engländer die gründlichsten Bearbeitungen ihrer Literatur erhalten haben. Diese konnten so Aufklärungen über die unsrige, und Stücke aus unsern Schriftstellern erhalten. Beides kennen sie weniger, und würden es aus der Hand des berühmten Vfs. mit Zutrauen ergriffen haben.

Der *dritte* Band giebt (ausser dem Aufsatze über die Geschichte der Etymologie, und dem *Résumé*, welche im Eingange erwähnt sind) S. 1—90. ein, mit Gründen belegtes, Verzeichniss der Wörter, welche die Töchtersprachen der Lateinischen aus den Sprachen der sogenannten Barbaren entlehnt haben, in alphabetischer Ordnung; ferner, nach einer Einleitung über Barbarismen oder Corruption einer Sprache, Bemerkungen über die Worte, welche aus der spätesten Latinität in die neueren Sprachen übergegangen sind, in Beyspielen S. 98—125., denen eine Schlussbemerkung über die Verba der spätesten Latinität folgt; und ein Verzeichniss einiger, mehreren Sprachen gemeinschaftlichen Wörter von dunkelm und streitigem Ursprunge, S. 129—144., beides wiederum in alphabetischer Form, und keines Auszuges fähig. Endlich S. 161—200. steht ein Anhang über den Ursprung der Namen, Civil- und Militär-, geistlichen und literärischen Würden und Aemter. — Einzelne Etymologieen sowohl aus jenen analytischen Noten des *zweyten* Bandes, als aus diesen Verzeichnissen des *dritten* sind schon oben gewürdigt worden. Wir können uns nur noch bey einigen wenigen aufhalten. Zum Spanischen und Portugiesischen *adobar* vergleicht der portugiesische Etymolog *Joaõ de Sousa* طلى, welches (verglichen auch das Syrische und selbst das Hebräische) wenigstens die Bedeutungen: *bereit seyn*, und: *bereit machen*, und: *mit Gewürzen überziehen*, vereinigt, und bey welchem das vorgesetzte *a* im Spanischen viele Analogie hat. *Lacca* und das deutsche *Lack* kommen von لكى. Zu der Etymologie von *touaille*, *tovaglia* (S. 82.) sind sicherere Data in dem Eingange dieser Recension gegeben worden. In dem Anhange über eine Anzahl Namen von Würden ziehen wir das, was über die neueren gesagt ist, den Erörterungen über die Alt-Römischen vor. Von *Senéchal*, *Sinicalco* wird bemerkt, dass es unter den Grafen von der Provence und den Königen von Neapel aus dem Hause Anjou häufiger, besonders bey Italiänischen Schriftstellern für *dapifer* vorkomme, und *Sini* wird von *coenae* abgeleitet. Von *Maréchal* heisst es S. 174., dass es „von *Mar*, oder vielmehr *March* oder *Mark*" in der Bedeutung: „Pferd" herkomme. Letztere Worte haben diese Bedeutung wohl im Altdeutschen und auch im Bretagnischen, und um Königsberg in Preussen ist *Marach* noch ein Streitross: aber *Mar*, weiblich *Märe*, sind doch im Altdeutschen und Altisländischen die gewöhnlichere Form, und jenes liegt bey *Marschal* eben so gut wie bey *Marstall* zum Grunde. *Dux* und *Zog* oder *Tog* lassen sich schwerlich vergleichen, so wenig als *ducere* und *ziehen*, wenn auch die Producte der verschiedenen Ableitung sich einander nähern.

Den Gebrauch und Nutzen des ganzen Werks erleichtert und erhöht ein sehr vollständiges Register S. 205—267., in welchem bey jedem Worte die Sprache, der es angehört, angezeigt ist. Die beiden *ersten* Bände schliessen sich dagegen mit mehreren Seiten voll *Additions et Corrections*. Auch sie enthalten noch viele schätzbare Bemerkungen, und beurkunden von Neuem die Sorgfalt des scharfsinnigen Vfs. für sein verdienstliches Werk.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Schulz: *De carmine Hebraeorum erotico, quod vulgo inscribitur: Canticum Canticorum, succincta Disquisitio.* Adjuncta quatuor priorum capitum versione et interpretatione. Specimen critico-philologicum conscripsit *Petrus Nicolaus Frost*, vicibus Conrectoris fungens in Schola Aalburgensi. 1805. 124 S. 8. — Hr. Vice-Conrector *F.*, der sich erst kürzlich durch eine Abhandlung in *Theologisk Maanedsskrivt* (theologische Monatsschrift. September 1805.) vortheilhaft bekannt gemacht hat, liefert hier eine philologische Arbeit, die zwar keine neue Ausbeute gewährt; aber doch von guten Kenntnissen und Geschicklichkeit im Interpretiren zeuget. Indess sollte bey einem *Specimine* das *conscripsit* des Titels doch weniger im eigentlichen Sinne zu nehmen seyn, als es hier genommen werden muss. Denn von dem hier Vorgetragenen gehört der grössere Theil Andern, besonders deutschen Schriftstellern, an, aus deren Scholiensammlungen und Commentaren oft ganze Stellen wörtlich aufgenommen sind. Hr. *F.* scheint sich selbst weniger zugetraut zu haben, als er, ohne unbescheiden zu seyn, gar wohl hätte thun können. In der Ansicht des Hohenliedes folgt er grösstentheils *Herder*, indem er שיר השירים durch *Canticum e canticis* übersetzt, und das Ganze für eine aus mehrern erotischen Liedern künstlich gemachte Composition hält, worin ihm Rec. vollkommen beystimmt. Dass Salomo *nicht* Verfasser seyn könne, wird v. 3. mit den gewöhnlichen Gründen gezeigt. Dem Vf. konnte noch nicht bekannt seyn, dass *Schelling* (*Salomonis regis et sapientis quae supersunt.* Stuttgart 1806. Vorrede) die alte Meinung, wonach Salomo nicht nur für den Vf. des Predigers, sondern auch des Hohenliedes zu halten ist, wieder vertheidigt habe. In den Anmerkungen über die ersten vier Kapitel wird das Bekannte in reichlicher Fülle wieder gegeben. Angehängt ist eine metrische Uebersetzung in dänischer Sprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Februar 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* Tom. XXVI. för År 1805. (Neue Abhandlungen der Akad. der Wissensch. zu Stockholm für das J. 1805.) 1806. 20 Bog. 8. mit 8 Tab. u. 10 Kpfrt.

Im *ersten* Quartal finden wir 1) *Minerographische Bemerkungen über das Porphyrgebirge in Elfdahls Kirchspiel, dem östlichen Theile von Dalarna und dessen Gränzen in den umherliegenden Kirchspielen*, von *J. P. Hjelm.* Schon im J. 1802. gab der Vf. auf Befehl der zur Direction des Porphyrwerks zu Elfdahl verordneten Commission einen in schwed. Sprache verfassten Bericht über dasselbe heraus, worin er uns mit der ersten Anlegung und der ökonom. Einrichtung dieses Werks, das jetzt schon so herrliche selbst im Auslande gesuchte Arbeiten liefert, bekannt machte. Hier lernt man es nun näher nach seiner geographisch-mineralogischen Beschaffenheit kennen. Es giebt in Elfdals Kirchspiel, das 20 Quadr. Meilen enthält, eine Menge Bergstrecken, die hauptsächlich aus Porphyr, wenige auch aus damit verwandten Bergarten, keine aber aus eigentlichem Granit bestehen, und diese erstrecken sich auch in die benachbarten Kirchspiele hinein, so dass sich hier ein unendlicher Vorrath von dieser jetzt, ausser in Italien, fast nirgends angetroffenen Bergart findet, deren Strecken, Ausdehnung und Landhöhen ausführlich von dem Vf. angegeben sind, mit 12 dazu gehörigen in Kupfer gestochenen Zeichnungen. 2) *Entwurf zu einer Flora der Insel Gottland*, von *G. Wahlenberg. Erste* Abtheil. Der Vf. glaubt, dass das niedrige Land seine meisten Gewächse von den höchsten Bergen, und also auch Schweden und Gottland von den helvetischen Gebirgen erhalten habe, und bloss einige in Skandinavien ursprünglich zu Hause gehören. Nur die Kälte hatte die weitere Ausbreitung der schweizerischen Pflanzen nach Norden gehemmt. Um das Klima und die botanische Geographie Gottlands zu bestimmen, muss man besonders auf die dort wachsenden Bäume und Gewächse sehen. Gottland hat keine Buchen, Hagebuchen und dergl. südliche Gewächse; aber dagegen viel Eichen; und wenn man diess gegen die Menge anderer zarten südlichen Gewächse hält, die es hat: so kann man Gottland mit Recht unter die mildesten mittlern Provinzen Schwedens rechnen, und um so mehr schliessen, dass es später, als die uralten höhern Gebirgsländer entstanden sey. Ausser der Absicht des Vfs., durch die botanische Geographie das Klima, welches auf die Gewächse so vielen Einfluss hat, und beider Verhältniss kennen zu lernen, und daraus Schlüsse zur Verbesserung der Oekonomie durch Anpflanzung fremder Gewächse zu ziehen, glaubt er auch dadurch eine genauere Kenntniss vaterländischer Gewächse zu befördern, und der botanischen Wissenschaft selbst Dienste zu leisten. Der Vf. hat sich bey seiner Flora der botanischen Beobachtungen eines *Linné*, *Bergius*, *Falk* und *Schwarz*, die selbst Gottland besucht haben, der ihm mitgetheilten Nachrichten eines *Kolmodin*, und seiner eigenen in Gottland gemachten Erfahrungen bedient, und schickt einige Anmerkungen über die physische Beschaffenheit des Landes voraus. (Die Fortsetzung im folgenden Quartal.) 3) *Vom Brand im Weizen*, von *J. v. Darelli.* Der Vf. schreibt den Brand im Weizen aus mehrern Gründen der zu grossen Menge wässerichter Theile im Saatkorn zu. Er verwirft dagegen die gewöhnliche Meinung, dass der Brand daher komme, wenn zur Zeit der Blüthe nasse Witterung einfällt, und behauptet, dass die völlige Trockenheit der Saat entweder durch zu reichliche Ausdünstung oder Wärme den Brand verhindere. Daher schliesst der Vf. auch, dass keine Art des Einweichens des Saatkorns den Brand verhindere; brandichter Weizen verliert, nach *Begtrup*, in der Quantität, aber nicht in der Qualität, wenn er einigemal in reinem Wasser gewaschen, dann einige Minuten umgerührt, und endlich im Ofen auf eisernen Platten getrocknet wird.

Das *zweyte* Quartal enthält: 1) *Eine Fortsetzung der minerographischen Bemerkungen über das Porphyrgebirge in Elfdal*, von *Hjelm.* Der Vf. fährt darin fort, von der grossen Ausdehnung und den Gränzen, so wie von der Beschaffenheit dieser Gebirge zu handeln. Man kann solche, in so fern sie aus übereinander liegenden Schichten bestehen, zwar als Flötzgebirge ansehen; doch gehören sie nicht zu den eigentlichen Flötzgebirgen, worin man Petrificate von Thieren und Pflanzen antrifft. Er setzt daher auch ihre Entstehung oder ihr Alter zwischen dem der Urgebirge und dem der letztern. Sie liegen über Granit, doch nicht unmittelbar, sondern zwischen beiden liegt eine Schicht von Sandstein, Sand oder dergleichen. Der Vf. untersucht die unter, über und um den Porphyr liegenden Bergarten und ihre Schichten genau, so wie er sie in verschiedenen Strecken fand, und läst hierauf ein Verzeichniss der verschiedenen, dort bisher gefundenen Arten von schon geschliffenem und polirtem Porphyr folgen. Er hat 31 dergleichen verschiedene Arten von Porphyr, und jede derselben nach ihren Bestandtheilen, deren Mischung, Farbe u. s. w. in

in den hinzugefügten Anmerkungen beschrieben, und seitdem hat man schon noch mehrere, hier nicht beschriebene Arten entdeckt. Die von dem Director des Porphyrwerks, dem Geschwornen zu Hägström, entworfene Karte der ganzen dortigen Gegend ist in Kupfer gestochen beygefügt. 2) *Entwurf zu einer Flora Gottlands*, von *Wahlenberg*. Hier die *erste* Abtheilung derselben selbst. Er hat fast überall die Ordnung und die Namen wie in *Linné's Flora Suecica* beybehalten; auch wird angeführt, wo und wer die Pflanzen gefunden hat, und in den Anmerkungen werden mit den an andern Orten gefundenen Vergleichungen angestellt, systematische Beschreibungen gegeben, und die Varietäten bemerkt. 3) *Geborne und Verstorbene in Schweden und Finnland von* 1796—1803., von *H. Nicander*, gewes. Secretär d. Acad. d. Wissensch., mit einigen grofsen dazu gehörigen Tabellen. Hr. *N.* setzt mit vieler Genauigkeit gewissermafsen das Unternehmen fort, was *Wargentin* und *Runeberg* angefangen haben, und um welches er sich selbst schon vorher verdient gemacht hat. Der Tabell-Commission ist auch jetzt durch neuere Einrichtung, Anordnungen und gröfsere Ausdehnung ihrer mühsamen Arbeit gröfsere Vollkommenheit gegeben, wovon man hier zum Theil die Resultate findet. Der König hat den Befehlshabern in den Provinzen anbefohlen, alle fünf Jahr, wenn die Quinquennaltabellen eingesandt werden, an das königl. Kammercollegium Berichte über den Zustand des Akkerwesens, des Wiesewachses, der Viehzucht und der übrigen Nahrungsarten in jeder Provinz einzusenden, woraus das Kammercollegium, nach angestellter Vergleichung mit den Tabellen der Tabell-Commission, einen Auszug machen, und solchen Bericht mit den von ihnen selbst dabey gemachten Anmerkungen dem Könige überreichen muss. In den oben benannten acht Jahren hat die Anzahl der Gebornen die der Gestorbenen um 222361 Personen überstiegen, nach einer Mittelzahl also jährlich um 27795. Der gröfste Ueberschuss war 1797., und der geringste 1800., wo er nur 3660 Personen ausmachte. Der in einigen Jahren nach 1797. einfallende Miswachs verminderte theils die productive Kraft, theils verursachten Hunger und Schwächung des Körpers schwere volkfressende Krankheiten. Miswachsjahre haben nächst Krieg in den letzten 50 Jahren in Schweden am meisten Menschen hingerissen, wie die darüber eingerückte Tabelle von 1744. bis 1803. deutlich zeigt. Das Verhältnifs der Gestorbenen zu den Gebornen in ganz Schweden ist gewesen wie 100 zu 136, und in Finnland wie 100 zu 164. Nach einer Tabelle über die Gebornen und Gestorbenen in andern Ländern in diesen Jahren, hat nur Russland und Mecklenburg-Schwerin darin für Schweden etwas voraus, und Finnland kommt Russland am nächsten. Die Zahl der unehelichen Kinder war in Schweden wie 1 zu 20; in Oesterreich und Dänemark war unter 23, in Berlin und Hamburg unter 9, und in Stockholm unter 3 ein uneheliches Kind.

Das *dritte* Quartal enthält: 1) *Grundformeln zu einer neuen Theorie über den Widerstand flüssiger Körper*, entworfen von *Z. Nordmark*. Die Wichtigkeit der Materie hat verursacht, dass die scharffinnigsten Mathematiker, wie *Newton*, *Gravesand*, *Borda*, *Condorcet*, *Bossut*, *d'Alembert*, *Chapman*, *Vince*, die englische *Society for Improvement af Naval architecture* u. a. m. darüber anhaltende Untersuchungen und zahlreiche, oft kostbare, Versuche angestellt haben. Allein so lange noch nicht bestimmt ist, unter welche Function der Anstofs- oder Anfallswinkel mit in die Expression des Widerstandes aufgenommen werden muss, ein in der Hydronamik so bedeutendes Problem, als die *Aequatio circuli* in der Astronomie: so lange werden Theorieen und empirische Formeln nie übereinstimmen. Die Versuche unterscheiden sich nämlich nicht wenig von der gewöhnlichen Theorie, welche den Widerstand nach dem Quadrat des Sinus des Anfallswinkels berechnet, und diese Theorie giebt gerade den Widerstand für ebene Flächen zu klein, für krummlinichte zu grofs an. *Gravesand*, *Juan* und *Euler* haben zwar eine Veränderung in der Theorie vorgeschlagen; allein auch die stimmt nicht mit den Versuchen überein. Hr. *N.* hat hier mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn eine neue Methode angegeben, gewisse zum Grunde zu legende Formeln mit ihrer Anwendung anzugeben. 2) *Beschreibung einer vom Wasser getriebenen Ziegeley*, von *O. Åkerrén*, mit Zeichnungen. Die Ziegel werden durch Hülfe eines darin angebrachten Rades in ihre Formen geschlagen, und daraus in das zweyte Stockwerk zum Trocknen gehoben. Sieben Personen, und darunter mehrere Kinder, können dabey an einem Sommertage an 4000 Mauersteine verfertigen. In einer auf die Art angelegten Ziegeley zu Vedvåg, wo der Ziegelofen 48 bis 50000 Ziegel, und die Ziegellade zum Trocknen 16 bis 18000 Stück fasst, hat man nun seit fünf Jahren mit grofser Ersparung an Arbeitstagewerken und Kosten sehr gute Ziegel gemacht. 3) *Beschreibung eines neuen Genus und einer Species unter den Vögeln*, *Dromas Ardeola*, von *G. v. Paykull*, mit einer Zeichnung. Der hier beschriebene Vogel, der zu *Pennants* und *Lathams Palmipedes* gehört, und den *Linné* zu den *Grallis* rechnet, gehört doch weder zu der Gattung *Recurvirostra*, noch *Phoenicopterus*, noch *Corrira*, sondern ist eine neue Gattung, deren *charakter genericus* ist: *Rostrum rectum validum, elongatum, inerme, mandibula interibri gibbosa, nares ovatae.* Von dieser Gattung kennt der Vf. nur noch die einzige, hier folgendermafsen beschriebene Art: *Dromas Ardeola; alba occipite rectricibusque supra canescentibus, dorso remigibusque majoribus extrorsum nigris.* Der Vf. kaufte diesen seltenen Vogel von einem Naturalienhändler in Amsterdam, der ihn aus Ostindien erhalten haben wollte. 4) *Von der Volksmenge in Schweden und Finnland im J.* 1800., von *P. Nicander*, mit einer grofsen Tabelle zur Vergleichung der Volksmenge von 1795—1800. Im J. 1795. war die Volksmenge 3,042,102, und im J. 1800. war sie 3,182,132. Nach einigen nöthigen Berichtigungen war sie um 144,510 gewachsen. Die Zahl der Verheiratheten im J. 1800. überstieg die derselben im J. 1795. um 23000, und die Zahl der Verheiratheten zur ganzen

Volks-

Volkszahl war in beiden Jahren wie 100 zu 287 und 288. Nach einem hier berechneten Zuwachs von $4\frac{1}{10}$ Procent in diesen fünf Jahren, dürfte sich also bey gleichem Zuwachs die Volksmenge in 77 Jahren verdoppeln und in 122 tripliren. Auch die Abnahme oder Zunahme an Menschen in den verschiedenen Volksklassen ist angegeben. Die Klasse der Seeleute und Handelsleute hat besonders zugenommen.

Im *vierten* Quartal lesen wir: 1) *Von den Krankheiten, die in Schweden und Finnland von* 1796 *bis* 1803. *herrschten*, von *H. Nicander*, mit zwey grosen Tabellen, wovon die eine überhaupt die Zahl aller in jedem dieser Jahre an den verschiedenen Krankheiten Verstorbenen enthält, die nach einer Mittelzahl in allen acht Jahren 85069 beträgt; die zweyte aber, wie viel an jeder besondern Krankheit von beiden Geschlechtern verstorben sind. 2) *Angabe eines Versuchs, zufolge der in England allgemein gebräuchlichen Art, Ziegel zu brennen, ohne kostbare Zurichtung, und ohne einen aufgemauerten Ofen, gute Mauersteine mit Feuerung von geringerm Werth als Holz zu brennen*, dem zugleich verschiedene Nachrichten von der in England gewöhnlichen Art, Ziegel zu brennen, beygefügt sind; von *J. H. Berndes*. Eine Gesellschaft von Bergwerksinhabern in Nerike hat durch den Haushofmeister *Möller* eine Ziegelbrennerey einrichten lassen, wo man im vorigen Jahre zwey glücklich ausgefallene Versuche gemacht hat, ohne Ofen vermittelst Alaunschiefers sehr gute Mauersteine zu brennen. Zu dem Ende wurden die ungebrannten Ziegel auf der blosen Erde aufgestapelt. Der Stapel beym ersten Versuch unter einem Breterschauer enthielt 18000 Stück grose Mauersteine, und bey dem zweyten Versuche wurden 12000 geschlagene, auf der Stelle an der Luft getrocknete Mauersteine unter freyen Himmel aufgesetzt, und bey beiden Versuchen erzielte man sehr gut gebrannte Ziegel, ausser denjenigen, welche die Oberfläche des Stapels ausmachten. Die Beschreibung der ganzen Einrichtung und des Verfahrens dabey, nebst der ausführlichen Nachricht von den englischen Ziegelbrennereyen, kann dazu dienen, zu erfahren, in wie fern man sich beym Ziegelbrennen sowohl des Schiefers, wo er sich findet, als in Ermangelung dessen allerhand anderer Materien zur Feuerung, als des Brenntorfs, der Späne, des kleingehauenen Holzes, trockner Baumäste und Zweige, der Steinkohlen u. dgl. mit Vortheil bedienen kann. Wie die Ziegel aufgesetzt und gebrannt werden müssen, ist genau angezeigt, und das Aufsetzen derselben in Stapel zum Brennen durch Zeichnungen erläutert. Die Akad. der Wissensch. hat über diesen Aufsatz des Kapitän *Berndes* das Bedenken zweyer sachverständigen Männer, der Hrn *Hjelm* und *Geyer*, eingefordert, welche diese Methode sehr billigen, besonders da man in Ost- und Westgothland, Schonen, Nerike, Oeland an mehrern Orten dazu dienlichen Alaunschiefer und Thon in unerschöpflicher Menge findet. Auch hat man in den letztern Jahren an mehrern Stellen in Schweden sich des Schiefers zur Feuerung bedient, und da man bey dem hier beschriebenen Versuche auch keine Mauersteine zum Ofen nöthig hat, auf doppelte Art das Holz erspart. 3) *Versuch zu einer systematischen Aufstellung und Beschreibung der schwedischen Insectengattung, die* Linné *unter dem Namen Cicada unter die Hemiptera*, *Fabricius aber unter die Klasse der Rhyngota aufstellt*, von *C. F. Fallén*, Demonstrator der Botanik zu Lund. Die in Schweden angetroffenen Arten sind wenig über anderthalb Linien lang, und halten sich theils im Grase, theils in Gebüschen auf. Der Vf. hat bey ihrer Beschreibung nicht blos auf die oft trügliche Farbe und Zeichnung, sondern besonders, da beide Geschlechter einer Art auch oft eine verschiedene Farbe haben, auf deren körperliche Structur gesehen. Die hier beschriebenen Arten sind: *Centrotus; labium breve, crassum corneum, rotundum, obtusum; antennae tenuissimae ante oculos insertae. Ledra; clypeus dilatatus, rotundatus; labium vix ullum; antennae tenuissimae sub clypeo insertae. Tettigonia; rostrum inflexum, vagina 3articulata, articulo tertio elongato, cylindrico; antennae setaceae, 7articulatae, fronti insertae. Cercopis; os labio abbreviato truncato emarginato; antennae filiformes, articulo prima crassiori sub capitis margine prominulo insertae.* Letztere sind hier nach *Fabricius* in die *elytris capite latioribus* und *elytris capite vix latioribus* eingetheilt, und mit ihren Arten und Abarten beschrieben (wird fortgesetzt). 4) *Abhandlung über die Ausdehnung des Eisens von der Wärme*, von *G. G. Hällström*, Prof. der Physik zu Abo. Die Unvollkommenheit und Unsicherheit in Bestimmung der Gröse dieser Ausdehnung rührt theils von der Unzuverlässigkeit der Instrumente, theils von der angenommenen Hypothese her, dass diese Ausdehnung geschehe in geradem Verhältniss der Grade der Wärme, so wie das Thermometer solche zeigt. Die Unrichtigkeit dieser Hypothese erhellt schon daraus, weil mehrere Personen beym Gebrauch guter Instrumente die Ausdehnung eben derselben Körper zwischen 0° und + 100° Wärme doch sehr verschieden gefunden haben, wie man das aus der von Hn. Prof. *Fischer* in seinem Physikal-Wörterbuch angeführten Tabelle siehet. Der Vf. hat daher neue Versuche darüber angestellt, und daraus analytische Schlüsse gezogen. Er hat die dabey gebrauchte Maschine genau beschrieben und abzeichnen lassen. Man sieht daraus, dass die Ausdehnung des Eisens nicht zunimmt in gleichem Verhältniss der Thermometergrade, sondern mehr bey grösern Wärmegraden, als bey geringern.

PÄDAGOGIK.

Gotha, in d. Becker. Buchh.: *Die Erziehungsanstalt in Vechelde*, oder Nachricht von der Entstehung, dem Fortgange und der gegenwärtigen Verfassung dieser Anstalt, von *F. G. Becker*, Mitarbeiter an derselben. 1806. 159 S. 8. (9 gr.)

Wir dürfen bey unsern Lesern als bekannt voraussetzen, dass *H. Hundeiker*, ein für das Gute, Wahre und Schöne sehr empfänglicher und begeisterter Mann, zu Grosen Lafferde (nicht Grosen Laffert, dessen *Büsching* nicht gedenkt), einem Dorfe im Fürsten-

delt der Vf. von der Bestimmung des Menschen, und sucht den Purismus der kritischen Philosophie mit dem Eudämonismus zu verbinden. Das *erste* Hauptstück beschäftigt sich mit Expositionen über die Religion überhaupt und die Theile der Religionslehre; das *zweyte* sucht die Nothwendigkeit der Religion, sowohl im ausgedehnten als im engern Sinne, zu beweisen, wobey die Rigoristen in der Moral mit dem Vf. in mehrern Punkten nicht übereinstimmen werden; das *dritte* giebt die Quellen des Unglaubens an; das *vierte* will die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion und die Nothwendigkeit einer höheren Offenbarung darthun. Was der Vf. über die Quellen des Unglaubens sagt, dürfte leicht den Vorwurf zu großer Weitläuftigkeit erhalten. Es ist indess ein Wort zu seiner Zeit geredet, und beweist, dass Hr. *Frint* den Geist unsers ausgearteten Zeitalters und seine Umgebungen kenne, über den Gegenstand viel nachgedacht habe, und für die gute Sache auch gut zu reden verstehe. Wir wünschen, dass seine Leser ganz vorzüglich diesen Abschnitt mit Nachdenken lesen und beherzigen möchten. — Der *zweyte* Band behandelt schwierigere Gegenstände, und hier dürfte der Vf. wohl die meisten Einwürfe zu besorgen haben. In der Vorrede klagt er darüber, dass die Offenbarung seit ihrem Daseyn Feinde gefunden, dass man von jeher sich bemüht habe, das Christenthum zu Grunde zu richten, dass man in den neuern Zeiten es für gut finde, demselben indirect entgegen zu arbeiten, für die christliche Moral zwar die tiefste Achtung hege, aber der Offenbarung zu nahe trete, die objectigen Beweise für dieselbe aus Wundern und Weissagungen verwerfe, dadurch nothwendig alles positive Christenthum unterdrücke und es zu einer blossen Vernunftreligion mache. „Man hat in unsern Tagen, heisst es S. IX., aus der Sache gar kein Geheimniss gemacht; Männer, welche auf eine bedeutende Art den Ton gaben, haben sich bestimmt erklärt, dass das Christenthum nichts anders enthalte, und auch nicht enthalten könne, als blosse Vernunftreligion; eine Sprache, welche auch in andern Gegenden Deutschlands nicht ganz unbekannt ist. Man darf darüber nur in *Flatts* Magazin für christliche Dogmatik und Moral, die Abhandlung des Hn. *Storr* I. B. III. St. nachlesen. Ja, man kam endlich so weit, dass man so gar die Möglichkeit einer Offenbarung schlechtweg läugnete." Diese Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung sucht nun Hr. *Frint* weitläuftig darzuthun. In dem *fünften* Hauptstücke lässt er sich über die Möglichkeit einer Offenbarung aus; im *sechsten* sucht er eine wirklich geschehene Offenbarung zu beweisen; im *siebenten* spricht er von Weissagungen, im *achten* von der Authentie und Integrität der Schriften des neuen Bundes; in einem Anhange endlich über die Authentie und Integrität der Bücher des alten Bundes. Den Wundern ist ein langes Kapitel gewidmet. Rec. erlaubt sich bey diesem *zweyten* Bande nur zwey Fragen. *Erstens*, ist es nicht eine lästernde Vermessenheit, den freyern Religionsforschungen so vieler würdigen, edlen Gottesgelehrten, die über die Offenbarung anders denken als der Vf., tadelhafte Absichten gegen das Christenthum unterzuschieben? *Zweytens*, ist es nicht sehr misslich, denen, die sich nicht *ex professo* mit der Theologie beschäftigen, von Wundern und Weissagungen so übermässig viel vorzureden, dass es den Anschein gewinnt, als sey beides das Wesentliche der Religion? Jesus missbilligte es, dass man nur immer Zeichen und Wunder von ihm verlange, um an ihn zu glauben, und bemerkt ausdrücklich, dass man nur dann inne werden würde, dass seine Lehre von Gott sey, wenn man sie befolgte. Möchten doch christliche Theologen Jesum nicht meistern wollen!

1) Würzburg u. Bamberg, b. Göbhardt: *Bemerkungen über Herrn Jägers Untersuchung*: Ob die Ehescheidung nach (der) Lehre der Schrift und der Kirche ältester Geschichte erlaubt sey, oder nicht? Von dem *Verfasser des Beweises*, dass die bey den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Band auch nach katholischen Grundsätzen gültig sind. 1805. 85 S. 8. (12 gr.)

2) Arnstadt u. Rudolstadt, b. Klüger: *Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes*. Meine Antwort auf Hn. *Werkmeisters* Bemerkungen gegen meine Abhandlung von der Ehescheidung. Von D. *Jäger*. 1805. 106 S. kl. 8. (6 gr.)

Ein schlechtes Buch geschrieben zu haben, ist nach der Ueberzeugung des Rec. ein Unglück für den Vf., der seinen Lohn dahin hat, und nicht für das Publikum. Er hat daher die Sophistereyen des Hn. *Jäger* in seiner ersten Schrift über die Unrechtmässigkeit der Ehescheidung (s. Nr. 28. d. J.) mit der Nachsicht und Schonung enthüllt, die man jedem Schriftsteller gern beweist, wenn man lieber glauben will, dass er ein Irrender, als dass er ein Sünder sey. Der Vf. der Bemerkungen, in dem man bald einen unterrichteten und schriftkundigen Theologen der katholischen Kirche kennen lernt, hat es mit Hn. *Jäger* aus Gründen, die er in der Vorrede aus einander setzt, und die wir nicht missbilligen können, nicht ganz so leicht genommen. Er folgt ihm vielmehr Schritt für Schritt, deckt die Unhaltbarkeit seiner Behauptungen und die Einseitigkeit seiner Exegese in ihrer ganzen Blösse auf, und zeigt besonders ohne Widerrede (S. 61 f.), dass, wenn sich die *gänzliche* Unauflöslichkeit der Ehe aus dem Sittengesetze ableiten liesse, die *bleibende* Absonderung der Gatten vom Tisch und Bette eben so sehr gegen dasselbe anstossen müsse. Was soll man von der Obrigkeit urtheilen, die einem Eigenthümer den Besitz eines Grundstückes aufdringt, welches er gern aufgiebt, die ihm aber zu gleicher Zeit den Genuss seines Eigenthums, und, um die Ungerechtigkeit voll zu machen, auch den gesetzmässigen Erwerb eines neuen untersagt! Wir erinnern uns recht wohl, dass das Realrecht in der Ehe nicht die Hauptsache ist; aber soviel geht doch aus dieser Vergleichung hervor, dass der Ausspruch Augustins, *separentur, sed conjuges*

ges erunt, eben so ungereimt ist als der Befehl eines Heerführers, *man stelle sie bey der Armee als Freywillige an und führe sie gefesselt ins Hauptquartier.*

In der *Unzertrennbarkeit des ehelichen Bandes* bietet Hr. D. *Jäger* seinen ganzen Scharfsinn auf, den gründlichen Bemerkungen des Hn. *Werkmeister* auszuweichen. Man sieht aus seiner Vertheidigungsschrift, was er leisten könnte, wenn er sich mit freyem und uneingenommenen Gemüthe der guten Sache der Wahrheit widmen wollte. Wir können uns, da die Streitfrage hinlänglich erörtert ist, nur auf einige Scheingründe seiner Apologie einlassen. S. 16. erinnert er: „wahr ist es, dass Verträge, und die daraus entspringende Verbindlichkeiten nur wechselseitig bestehen. *Allein dieses gilt nur von bürgerlichen Verträgen*, welche in *foro civile* aufhören können." Man setze den Fall, dass sich zwey Freunde vor dem Hochaltare eine ausschliessende und ewige Freundschaft schwören. Der eine handelt treulos, und wird an seinem Freunde durch Giftmischerey zum Verräther. Hört denn nun ihr Vertrag nicht, *auch vor dem Forum des Gewissens* auf? Oder möchte Hr. J. den Beweis übernehmen, dass das *Band ihrer Freundschaft* auch nach dem Verbrechen noch fortdaure? S. 28. „Der neunte Vers des 19. Kap. Matthäi war nicht in dem ächten Originale enthalten, indem sonst *Tertullian* durch Anführung desselben den Marcion am besten hätte widerlegen können, dass Jesus die Ehescheidung wirklich erlaubte." Aber was sagt denn *Tertullian? Habet itaque et Christum assertorem justitia divortii. — Nam et in evangelio Matthaei, qui dimiserit, inquit, uxorem suam praeter causam adulterii, facit eam adulterari: neque adulter censetur et ille, qui dimissam a viro duxerit. — Habes itaque Christum ultro vestigia ubique creatoris ineuntem, tam in permittendo repudio, quam in prohibendo: adv.* Marc. IV, 34. Mit dieser einzigen Stelle fällt die ganze hohle Kritik des Vfs., der es wohl wissen konnte (S. 39.), dass Tertullian Matth. 19, 9. nur *berührt* und nicht buchstäblich citirt. S. 54.: „Die Ursache der Ehescheidung würde seyn (Deut. XXIV, 1.), wenn der Mann gefunden hat an seiner Frau *ervath'dabar*, *pudendorum negotium*, *Handlung der Schaamtheile.*" Jede hebräische Grammatik kann Hn. J. belehren, dass das hebräische ערות דבר die *nuditas causae*, nicht aber die *causa nuditatis* bezeichne, und dass selbst דבר ערוה den Begriff noch nicht ausdrücke, den er so mühsam aufsucht. S. 74.: „Die Worte παρ' ἐκ τοῦ, durch zweymaliges *ausgenommen*, oder *außer uns* (?) zu übersetzen, ist gewiss sprachwidriger, als die Uebersetzung *per illud ex ratione*, welche zwar *ebraizirt* (?), aber eben desswegen um so eher anzunehmen ist, weil der griechische Text des Matthäus aus dem Ebräischen, oder vielmehr Syrischen herkommt." Wenn der Vf. redlich hätte zu Werke gehen wollen, so hätte er bekennen müssen, dass sein barbarisches παρ' ἐκ τοῦ λόγου πορνείας nach der lateinischen Version des Tertullian (a. a. O.) *praeter ex causa adulterii* geformt ist. Unglücklicher weise ist ihm aber hiebey ein gedoppelter Unfall begegnet.

Er hat nämlich einmal nicht bemerkt, dass die Tertullianische Version eben so gewiss eine *Ausnahme* bezeichnet, als das römische *praeter crimen adulterii* bey *Lactanz* (*de vero cultu* c. 23.), und dass folglich παρ' ἐκ τοῦ seiner Absicht ganz zuwider mit παρεκτὸς gleichbedeutend seyn würde. Es ist ihm aber auch ferner aus Unkunde der Sprache nicht beygefallen, dass das hebräische זולתי, und כי־אם על, oder das syrische ܐܠܐ ܥܠ etwas ganz anderes ist, als das Ungriechische und Unhellenistische παρ' ἐκ τοῦ, vollends in der Bedeutung, die der Vf. den Worten unterzulegen wagte. S. 78.: „in welchem Verse sagt Paulus (1 Kor. VII, 10—17.), dass die christliche Frau, wenn sie von ihren (m) unglaubigen Manne verlassen werde, *wieder heirathen dürfe*, und dass ihre Ehe mit dem Unglaubigen *aufgelösst* sey? Sagte nicht v. 11. Paulus den Eheleuten, dass der Herr beföhle, nach geschehener Absonderung *nicht wieder zu heirathen!* Und ist der 15. v. nicht seine Privatmeinung, dass man den unglaubigen Theil, welcher sich trennen will, nicht zurück halten solle, oder könne, weil er nicht an einer solchen Anordnung gebunden wäre." Wie unrichtig Hr. J. diese ganze Stelle deute, erhellt aus dem Zusammenhange unläugbar. Wenn der Apostel der Christianerin, die sich *selbst* scheiden würde (ἐὰν χωρισθῇ), gebietet, nicht wieder zu heirathen (μενέτω ἄγαμος), so war dieses eine nothwendige Folge ihrer selbstverschuldeten Trennung, welche Paulus widerräth (v. 16.), und die überhaupt gar nicht würde eingetreten seyn, wenn der Unglaubige seine Gattin entlassen hätte (ἐὰν ἄπιστος ἀπολύσῃ τὴν γυναῖκα). In diesem Falle würde ihr die zweyte Ehe eben so sehr erlaubt gewesen seyn, als sie Paulus dem verlassenen Unglaubigen stillschweigend zugesteht. Dieses ergiebt sich ohne Widerspruch aus dem 15. v., wo er ausdrücklich sagt, οὐ δεδούλωται. Nun ist aber οὐ δουλεῦσθαι nach einer bekannten *Litotes* eben so viel, als ἐλευθεροῦσθαι Röm. VI, 18., oder als ἐλεύθερον εἶναι, καταργεῖσθαι ἀπὸ τοῦ νόμου, ebend. VII, 2 f. Paulus sagt also mit klaren Worten von dem glaubigen Gatten, welchen der Unglaubige verlassen hat, κατήργηται ἀπὸ τοῦ νόμου τοῦ ἀνδρός, ἡ γυναικός: er ist von ihm frey und losgebunden, und kann heirathen, wenn er will. Diese Verordnung versiegelt er mit einem kräftigen διατάσσομαι. v. 17., welches sein Gebot von einer blossen Privatmeinung deutlich genug unterscheidet. Diese Bemerkungen mögen hinreichen, unsere Leser zu überzeugen, wie wenig es dem Vf. gelungen sey, seine Thesis zu beweisen.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Theoretisch-praktische Beyträge zur Beförderung mehrerer Pastoralklugheit in öffentlichen Religionsvorträgen.* Von *J. G. Diefenbach*, Pfarrer zu Ostheim, im Hessen-Darmstädtischen. *Erstes* Bändchen. 1804. 234 S. 8. (16 gr.)

Nach der Vorrede sind diese Beyträge „hauptsächlich Kandidaten und noch nicht hinlänglich geübten Predigern"

bestimmt, ohne diejenigen auszunehmen, „die um igung und Belebung ihrer eigenen religiösen Gefühle nsichten willen lesen (welche lesen, ihre eigenen ösen Gefühle und Ansichten zu reinigen und zu en). Rec. zweifelt nicht, dass es dem Vf. gelinverde, seine wohlgemeinte Absicht zu erreichen, helle *Begriffe* und einen praktischen Sinn mit nöthigen Erfahrung und einem wohlwollenden, Herzen verbindet, das sich über die wichtigsten legenheiten des Menschen nicht ohne Innigkeit Wärme ausspricht. Wollte er sich bey diesen Vorn künftig noch einer genügenden Gründlichkeit Präcision der Ideen, einer grösseren Vollständigin der Bearbeitung einzelner Predigten und Auf-, und einer reineren Sprache befleissigen: so le ihm die Aufmerksamkeit und der Beyfall des seren homiletischen Publikums gewiss nicht entn. Wir dürfen hier bey einer allgemeinen Ueberdes Inhaltes auch nur in allgemeine Beweise un-Urtheils eingehen: I. *Religion, nicht Kantische, Fichtische, nicht Mystische* (myst.), *sondern in eine und eben dieselbe*. Hr. *D.* verwirft mit Recht mmoralisten, welche Tugend und Religion trenund die hüpfenden ästhetischen Schwärmer, die Wesen der letzteren in der Anschauung des Ewind Heiligen suchen. Ihm ist Religion „das höchste, unser ganzes Denken und Streben an sich zieht." Indifferentismus, mit dem er (S. 17.) ein *höchstes* und eine *höchste moralische Ordnung* verwechselt, nt zu beweisen, dass er seine, im Allgemeinen tige, Definition der Religion noch nicht ganz bedet hat. II. *Religion als Liebe und Gewissen. be* und *Gewissen* allein verschmähen irdisches Interund ziehen beseligend zu *gewissenhafter Liebe* hin 6.)." In diesem Kreise dreht sich die ganze kleine andlung über Begriffe herum, die zwar verwandt, nichts weniger, als identisch sind. III. *Reflexioeines Religiösen über das Unerforschte in ihm; oder , Unsterblichkeit und Vergeltung aus seinem Gemüervorgehoben.* Eine schöne, sentenzenreiche Rhap-. IV. *Welche Gegenstände sind zu öffentlichen Resvorträgen geeignet?* „Göttliches Ansehen der Bidarf auch in öffentlichen Religionsreden nicht überen werden. Wir haben hier Menschen vor uns, he die Bibel eher Gottes Wort nannten, als sie Göttliche in sich selbst zu bemerken angeleitet wurden (oder angeleitet werden konnten)." Dieser Aufsatz ist einer der wichtigsten in der ganzen Sammlung. V. *Erbsünde*, eine Predigt auf Neujahr. Ein sonderbares Festthema, das auch in der Ausführung, der moralischen Wendungen des Vfs. ungeachtet, den Rec. nicht befriedigt hat. VI. Wie ist der Ausdruck *seligmachender Glaube* auf der Kanzel zu behandeln: eine Predigt über Joh. 3, 16. Treffend, aber unvollständig. VII. *Was die Taufe war, und was sie noch ist für die Religion:* über Mark. 16, 14. Eine zu kurze, aber sonst beyfallswerthe Predigt. VIII. *Was das heilige Abendmal war und noch ist für die Religion.* Predigt und Beichtrede. Wie man die vielen Allegorieen, die sich in der ersten Feyer des Todes Jesu, als eines Bundesopfermales, vereinigten, auf deutliche Begriffe zurückführen soll, ist bey weitem nicht hinreichend dargethan. Mehrere Stellen der Beichtrede hingegen (z. B. S. 109. 113.) würden besser in einer liturgischen Abhandlung ihren Platz gefunden haben. IX. *Religiöse Ansicht der Confirmation:* eine Pfingstpredigt. Die Vorerinnerung über die zweckwidrige Einrichtung dieser Feyerlichkeit in einer bekannten Universitätsstadt hat dem Rec., der in Franken lebt und mit den angedeuteten Definitoren in keiner Verbindung steht, missfallen, und scheint, nach den Verhältnissen des Vfs. zu urtheilen, auch nicht einmal der Klugheit gemäss zu seyn. Aber die Predigt selbst, als Entwurf betrachtet, ist beyfallswerth. X. *Religiöse Ansicht der ehelichen Copulation:* eine Hochzeitpredigt. Die Formeln: „Aeltern, euch schreit euer *Fleisch* und *Blut*, das von euch ausgegangene Menschenleben an:" und „eine Person zur *andern Hälfte* wählen, zu welcher nicht nur *unser Fleisch*, sondern das ganze Gemüth *hingezogen* wird," sind nicht mit Vorsicht gewählt. XI. *Das Ansehen christlicher Feyertage*, eine Predigt. Der Hauptsatz ist: *Es ist nothwendig, gewisse Tage zu einer religiösen Feyer zu bestimmen; aber zwecklose Enthaltung von irdischen Geschäften ist keine religiöse Feyer.* Der Vordersatz macht buchstäblich den ersten, und eben so der Nachsatz den zweyten Theil aus. Das Fehlerhafte des zusammengesetzten Thema's und der Partition fällt aber von selbst in die Augen. Wir übergehen die noch übrigen Dispositionen und Casualreden und ermuntern den Vf. unter den obigen Erinnerungen zur Fortsetzung seiner nützlichen Arbeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Straubingen*, b. Heigl u. C.: *Obstbüchlein für* ...n. Herausgegeben von *Gottlieb Wahrmuth*. 1806. 66 S. 8. (pf. (3 gr.) — Eine für den gemeinen Mann nicht unbrauch-Anweisung zur Obstbaumzucht, worin über den *Anbau bstkerne*, oder die Erziehung der Kernwildlinge, *über die Schule*, über die gewöhnlichsten *Veredlungsarten*, von dem ...ren, Kopuliren und Pfropfen, sodann vom *Versetzen der ...e*, von der *fernern Pflege der in den Obstbaumgarten ver...n Bäume* und von dem *Nutzen der Obstbaumzucht*, das Nö... kurz und deutlich gesagt wird. — Bey einer etwanigen *zweyten* Auflage wäre jedoch wegzulassen, was der Vf. S. 6. bey Gelegenheit des Einweichens der Obstkerne vor dem Säen sagt, dass die Quittenkerne mehrere Tage hindurch in Wasser eingelegt werden und täglich, oder wenigstens alle zwey Tage, frisches Wasser erhalten sollen. (Sie dürfen nicht über 10 Stunden im Wasser liegen, wenn nicht der Keim von der Fäulniss angegriffen werden, und die Aussaat vergeblich seyn soll). — Uebrigens hat *Bayern* überhaupt fast in allen Theilen der Landwirthschaft und Oekonomie, und besonders auch in der Obstkultur in kurzer Zeit grosse Fortschritte gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Köthen, b. Aue: *Die Fürstlich Anhaltische erneuerte und verbesserte Landes- und Prozeß-Ordnung, nebst der Gesinde-Ordnung, mit erläuternden Anmerkungen versehen*, als ein blosses Privatwerk herausgegeben von *Friedrich George August Lobethan*, Professor u. Stadtsyndicus zu Zerbst. 1804. VIII u. 238 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Fürstl. Anhaltische Landes- und Process-Ordnung, von welcher seit 1725. keine neue Auflage veranstaltet worden ist, hat sich so selten gemacht, dass es allerdings für die dortigen Lande ein Bedürfniss war, einen neuen Abdruck derselben zu veranstalten. Sie ist überdiess ein immer noch merkwürdiges Denkmal der ältern deutschen Gesetzgebung, und verdient wohl allgemeiner bekannt zu werden. Hr. *L.* hat daher durch seine Unternehmung ein verdienstliches Werk geliefert, und seinen Anmerkungen kann das Lob nicht abgesprochen werden, dass der Vf. mit vielem Fleisse aus den besten Schriftstellern, besonders der neuern Zeit, zusammengetragen hat, was gerade den Gegenstand des Gesetzes betrifft. Wir halten jedoch dafür, dass er seine Arbeit noch weit *brauchbaren* hätte machen können, wenn er dabey eine andere Einrichtung beobachtet hätte. Er hat seine Ausgabe mit ziemlich kleinen deutschen Lettern drucken lassen, und seine Anmerkungen gewöhnlich zwischen den Text mit eingeschoben, die durch keinen andern Druck, sondern meistens nur durch zwey Striche „ von dem letztern unterschieden sind. Ein Gesetzbuch wird oft, und bis ins späte Alter gebraucht, für dieses aber ist Hn. *L's* Ausgabe nicht mehr zu brauchen, indem der Druck zu scharf und zu klein ist. — Die Anmerkungen hätten lieber entweder unter den Text, oder, wie bey *Hedler (Flores ad Processus ordinationem Anhaltinam sparsi.* Viteb. 1741. 4.) nach dem Texte eines jeden Titels gesetzt werden sollen. Der Gebrauch wird ferner beschwerlich dadurch, dass die Ueberschriften der Titel nicht über den Seiten stehen, und endlich — was wir für einen Hauptmangel des Werks in Rücksicht auf dessen äussere Oekonomie rechnen — fehlt ein Sachregister, ja sogar das Verzeichniss der Titel, welches in der Ausgabe von 1666. steht und die Uebersicht erleichtert. — Der Druck der *Lobethan*'schen Ausgabe ist übrigens rein und correct, und das Papier, wenigstens in des Rec. Exemplare, schön, wodurch der Nachtheil der kleinen Lettern einigermassen vergütet und das Auge geschont wird.

In den Anmerkungen findet sich manches Gute, *aus andern Schriften zusammengetragen*, und wir zweifeln nicht, dass ein junger Advocat, der seine juristische Laufbahn erst anfängt, Belehrung daraus schöpfen könne; wiewohl es hin und wieder einer blossen Allegation, anstatt eines weitläuftigen Auszugs, bedurft hätte; aber doch ist daran auszusetzen, *dass sie die spätern Landesgesetze und die Particular-Rechte der einzelnen Anhaltischen Landes-Antheile fast gar nicht berücksichtigen.* Der Herausg., welcher sich sonst viel mit dem vaterländischen Rechte beschäftigt hat, und auch in einem Posten steht, wo es ihm leicht wird, die spätern Verordnungen und Rechte, wenigstens der Provinz, in welcher er lebt, kennen zu lernen, musste billig in seinen Anmerkungen den Leser, besonders den jüngern, für welchen sie vorzüglich bestimmt sind, mit den spätern Landtags-Abschieden, Gesetzen und Verordnungen, wodurch jenes ältere Recht näher bestimmt und in vielen Stücken abgeändert worden ist, bekannt machen, da dem Anfänger der Zugang zu den Archiven nicht offen steht und Privat-Sammlungen der einzelnen Edicte und Mandate selten sind. Rec., welchem die Verfassung des Anhältischen nicht unbekannt ist, und der die ihm gütigst mitgetheilten Nachrichten eines ehemaligen sehr würdigen und verehrlichen Anhaltischen Staatsdieners zu benutzen Gelegenheit gehabt hat, will im Folgenden einige Zusätze machen, die hauptsächlich den Zerbster und Bernburger Landes-Antheil betreffen, und zur genauern Kenntniss der Rechte dieser Provinz beytragen können.

I. Die Anhaltische *Landes-Ordnung* wurde vom D. *Macau* in Köthen entworfen, von dem Hofrath *Köppe* zu Zerbst revidirt, und in Köthen auf Kosten der Landschaft gedruckt, welche dazu aus der Tranksteuer an 200 Rthlr. hergab. In demselben Jahre publicirte der Fürst Johannes zu A. Zerbst eine Kanzley- und Consistorial-Ordnung, welche Fürst Karl Wilhelm zum Grunde der im Zerbstischen allein geltenden, im J. 1687. promulgirten, Kanzley- und Consistorial-Ordnung gelegt hat. — Bey dem I. Tit. der L. O. waren die *Sabbats-Mandate* anzuführen, mit den Special-Rescripten, z. B. betreffend das Verkaufen des Fleisches am Sonntage vor der Hauptpredigt (von 1746.), das Copuliren und Tanzen, mit Ausnahme des grossen Busstags und der Charwoche (1776.), das Verbot wegen des Vordrängens und Rangstreits bey der Beichte und dem Abendmahl (1702.), die *Abschaffung* des *Exorcismus* bey der Taufe (1775.) und das *Toleranz-Edict* des letzten Fürsten von Anh. Zerbst

(vom J. 1776.). Auch hätte der Vf. bey diesem Titel einen schicklichen Platz gefunden, von den *Juden*, deren Aufnahme und Rechten, in den Anhaltischen Landen zu handeln, wo sie besonders unter dem Fürsten Johann Ludwig von Zerbst sehr ungern gesehen wurden, bis sie in den neuern Zeiten sehr viele Vorrechte erhalten haben. — Beym III. Titel vermissen wir einige Nachrichten, die neuern Verbesserungen des *Schulwesens* betreffend, wodurch sich besonders der Bernburgische Landesantheil rühmlichst auszeichnet. Auch würde man gern etwas über die Verfassung und Rechte des von dem jetztregierenden preiswürdigen Fürsten von Dessau verbesserten *Gymnasiums zu Zerbst* gehört haben. — Beym IV. Titel hätte erwähnt werden sollen, in wie weit im Anhaltischen den geistlichen Capitalien und Gütern eine *gesetzliche stillschweigende Hypothek* zustehe. — Zum Tit. VI. gehörte eine Bemerkung über die *Eheverlöbnisse der Soldaten* ohne Einwilligung des Chefs. Ferner eine Erinnerung über den erforderlichen *Ledigkeits-Eid* bey fremden Personen, welche nicht die erforderlichen Zeugnisse herbeyschaffen können. Endlich die Mandate wegen der Abfindung der Kinder ersterer Ehe, wenn zur fernerweiten Heirath geschritten wird (vom J. 1744 u. 1776.). Auch bemerkt Rec. hier beyläufig, dass im Bernburgischen die Geschlechtsvormundschaft (durch das Edict v. 30. März 1784.) abgeschafft worden ist. — Beym VIII. Titel fügen wir hinzu, dass im J. 1748. befohlen ward, ein *nach* 181 *Tagen* nach der Hochzeit *gebornes* Kind solle für *rechtmässig* angesehen werden, und in einem solchen Falle weder Untersuchung noch Strafe Statt finden. In Betreff der *Schwängerungen* hätte der Vf. noch von der dem Schwängerer obliegenden Bezahlung der Tauf- und Kindbettkosten, und von dem Falle, wenn der Schwängerer mit der Geschwächten über die Alimente des Kindes transigiren will, das Nöthige bemerken sollen. Auch verdiente das neuere Bernburgische Gesetz (vom 9. Sept. 1799.) über die Alimentation und Entbindungs- und Taufkosten (jene zu 12 Rthlr. jährlich bis nach Abfluss des 15ten Jahres, diese zu 5 Rthlr. gleich nach der Niederkunft) einer Erwähnung. — Im IX. Tit. bemerken wir, dass an die Stelle der Diligenzscheine die eidliche Bestärkung des *verlassenen Ehegatten* treten kann. Nicht weniger ist der Fall zu bemerken, was Rechtens sey, wenn der verlassende Theil in der Folge zurückkehrt und pönitirt, der verlassene aber zu der Zeit noch unverheyrathet ist? — Beym XI. Titel hätte erwähnt werden sollen, in wie fern im Anhaltischen das *Wechselrecht* gilt. Im Zerbstischen hat Fürst J. August im J. 1724. das Leipziger Wechselrecht eingeführt. Neuerdings hat man auch im Köthenschen, welches vorher oft ein Zufluchtsort für verfolgte Wechselschuldner war, das Wechselrecht aufgenommen. In der 5ten Anmerkung sind wir mit dem Vf. nicht übereinstimmender Meinung, sondern halten dafür, dass die Landesordnung *ohne Unterschied im processu executivo dem Kläger die recognitio per testes* erlaubt, wenn der Beklagte das Document abschwören will. Die Anhaltische Landesordnung lässt im *processu executivo* die *Zeugen* als *gültige Bescheinigungsmittel* zu. Aus dieser Ursache dürfte auch nach gewissen Praejudicien, die im Anhaltischen vorgekommen sind, die Meinung anzunehmen seyn, dass um so mehr die *Eides-Delation* als ein kürzeres Beweismittel zulässig sey. Rec. hält indessen dafür, dass, da jenes Provincial-Gesetz eine Ausnahme von den gemeinen Rechtsbegriffen ist, es auch nicht über die Worte des Gesetzgebers ausgelegt werden dürfe. Es wäre zu wünschen, dass eine landesherrliche Decision den Zweifel entschiede. S. 35. sagt der Vf., dass der Rath zu Coswig einen Theil der Gerichtsbarkeit habe. Das ist aber sehr uneigentlich zu verstehen. Denn der dasige Rath hat nur eine sehr eingeschränkte Unter-Inspection in Polizey-Sachen, und hauptsächlich nur mit Brau-Sachen, und mit Erhaltung der Elbwälle zu thun; darf indessen auch (concurrirend mit dem Amte) Pässe austheilen, die er einige Groschen wohlfeiler als jenes giebt. — S. 37. sagt der Vf., dass die Gesetze uns gänzlich bey der Frage verliessen, ob die Zinsen mit dem Capital im Concurse zugleich gefordert werden, oder zurückgesetzt werden sollen; allein die Anhaltischen Gesetze bejahen das erstere. — Wegen der *Concurskosten* ist im J. 1786. d. 12. May rescribirt worden, dass die gerichtlichen Kosten für die Einbringen der Gläubiger im Liquidations-Termine von den Gläubigern selbst sofort, und lediglich, was die inländischen *pia corpora* und *Aeraria publica* anlangt, *ad locatorias usque* aus der Concurs-Masse voraus genommen werden sollen. — Endlich verdiente hier das neuere Bernburgische Gesetz über das Concurs-Verfahren vom 13. May 1782. angeführt zu werden. Im Bernburgischen ist auch bey Subhastationen das Recht des ersten Gebots abgeschafft worden. — Tit. XIV. Hr. *L.* will die Verordnung wegen des *census emigrationis* auch auf den Fall angewendet haben, wenn jemand anderwärts wohnt, aber Güter im Lande besitzt und sie verkauft. Allein bey einem gehässigen Rechte, wie das Abzugs-Recht ist, darf das Gesetz nicht auf einen Fall ausgedehnt werden, von welchem es gar nicht redet. Rec. liefert hier noch einen Beytrag zu den Beyspielen der *Aufhebung des Abzugs durch Verträge zwischen Anh. Zerbst und andern Ländern:* mit dem *Rathe* zu *Dresden* 1750., mit *Gotha* 1751., mit *Nassau* 1766., mit den *Erfurtischen Landen* 1768., und zwischen den *Fürstl. Aemtern* und der Stadt *Zerbst* ward der Abzug *per Rescr.* 1771. aufgehoben. — Zum XV. Tit. fügen wir hinzu: Auf dem Landtage 1687. erhielt die Ritterschaft auf ihre Gravamina folgende Resolution: *ad g*) Der gesuchte *lehnsherrliche Consens* bey *aufzuborgenden Geldern* soll nur in diesen drey Fällen entweder gar abgeschlagen, oder restringirt werden: 1) wenn das Gut auf dem Fall steht, 2) wenn es schon mit ziemlichen Lehnsschulden behaftet ist, und 3) das Anlehn oder Verschreibung nicht zu Bezahlung der vorigen Lehnsschulden, noch sonsten *in utilitatem feudi* erweislich verwendet wird. (Zu Tit. XVI.) Auf dem Landtage 1687. erhielt die Ritterschaft auch folgende Resolution: *ad* 8) wird die Lan-

Landesordnung wegen der *Lehnsfälle* dahin erläutert, dass, wenn ein Vasall mit Tode abgeht, dessen Söhne zwar insgesammt die Lehn zu muthen schuldig seyn, jedoch ihnen frey verbleibe, solche *in communione* zu besitzen und einen Lehnträger zu bestellen, oder sich darin zu theilen, da denn bey des Lehnsträgers Absterben die Lehen wiederum zu suchen. Theilten sie sich aber sofort nach des Vaters Tode oder binnen Jahr und Tag: so wird nur eine Lehnsgebühr abgestattet, und also, wenn sie lange Zeit nach solcher gemeinschaftlichen Beleihung zur Theilung schreiten und jeder sein Theil zur Lehn absonderlich nimmt, so erlegt er billig *pro rata* die Lehnsgebühren; und gewinnt anbey, so er will, die gesammte Hand an des andern Theile. — Der XXV. Titel hätte dem Vf. Veranlassung geben können, etwas von den vielen *Brauer-Ordnungen*, von den Rechten der Brauer, und von den Exemtionen einiger an den Bierzwang nicht gebundener Stände und Personen zu sprechen. Rec. führt aus der Geschichte dieses Instituts den Umstand an, dass der erste Brauer-Innungs-Brief vom Fürst Johann vom J. 1375. ist. — Beym XXVI. Titel fügen wir bey, dass die Anhaltischen Fürsten auf dem Landtage 1689. sich vorbehalten haben, wegen *Exportirung des Getreides* zu des Landes allgemeinem Besten diensame Fürsorge zu tragen. Zu bedauern ist es aber, dass in solchen Fällen nicht die sämmtlichen Fürsten von Anhalt eine gemeinsame Massregel ergreifen, sondern sich einer gegen den andern sperrt; z. B. dass *Dessau*, wo ein grosser Getreidemarkt wöchentlich gehalten wird, gegen das angränzende Anhalt-Bernburgische eine strenge Getreide-Sperre in den jetzigen Zeiten verhängt hat, was sich gewiss nicht unter die Kategorie *diensame Fürsorge* für des Landes *allgemeine* Beste bringen lässt, worüber die *sämmtlichen* Fürsten im J. 1689. dem Lande Versicherung thaten. — Im XXIX. Titel hätte man von dem Vf. mehr erwartet, als die Anmerkung: die neuern Polizey-Verfügungen wegen fremder, unbekannter, keinen festen Wohnsitz und kein bestimmtes Gewerbe habender Leute, wegen der — Pässe und Kundschaften — und der zu machenden Anzeige — — sind benannt. (?) — Beym XXXVII. Titel bemerkt Rec., dass im Bernburgischen die Gerade und das Heergewette abgeschafft ist (Edict vom 25. Oct. 1782.). — Im XL. Titel, von *Injurien*, war anzuführen, dass die ästimatorische Klage (im Zerbstischen seit dem Edict vom 3. Oct. 1724.) nicht mehr Statt findet. — Die letzten Titel endlich hätten durch Anführung manches wichtigen Criminal- und Polizey-Gesetzes, z. B. die Abschaffung der Tortur (im Bernburgischen durch das Edict vom 16. Dec. 1801.), die Feuer- und Rindviehschäden-Assecuranzen u. s. w., bereichert werden können.

II. Die *Process-Ordnung*. Wegen pflichtmässiger Verwaltung der Justiz auf dem Lande erhielt die Ritterschaft auf dem Landtage 1687. diese Resolution: *ad* 25) Haben die von der Ritterschaft ihre verliehenen Gerichte mit geschwornen und tüchtigen Gerichtsverwaltern zu bestellen, damit der Process-Ordnung, so wegen der ersten Instanz schon genugsame Erläuterung giebt, nachgegangen, und die Kanzley nicht gemüssigt werde, die Sachen erster Instanz vor sich zu ziehen oder Commissiones darin zu verordnen. Auch verdienen einer auszeichnenden Erwähnung die von dem Fürsten von Anhalt-Bernburg erlassenen Edicte zur Verbesserung des Justizwesens und Abkürzung der Processe, nebst revidirter Sportel-Taxe von 1770 u. 1776., so wie die Abschaffung der Curialien in den Berichten der Unterbehörden, ingleichen die getroffene Einrichtung, die Justizämter jährlich durch *Revisionsräthe* bereisen und untersuchen zu lassen. — In dem II. Tit., von *Advocaten*, vermissen wir eine Anmerkung über die jetzt den Advocaten vorgeschriebeben *Probe-Arbeiten* (Ausarbeitung eines Rechtsfalles nach erhaltenen Datis durch alle Theile des Processes, bis zum Urthel mit Zweifels- und Entscheidungsgründen). Ferner sollte nicht vergessen worden seyn, dass im Zerbstischen durch eine Verordnung vom J. 1751. die Advocaten von *geringfügigen Sachen* ausgeschlossen sind, und das Verfahren in diesen überhaupt sehr abgekürzt wurde. — Im IV. Titel hätte billig der Vf. bemerken sollen, dass nach Einführung des neuen Kalenders per Ref. vom 13. May 1709. die *Gerichtsferien* vom 22. Jul. (statt des 11ten) bis zum 1. Sept. (statt des 18. Aug.) gesetzt worden sind. — Das Formular einer Vollmacht, dessen Tit. VII. gedenkt, hat Rec. in dem vorliegenden Exemplar der P. O. von 1666. ebenfalls nicht. — Zu dem IX. Tit., von *Eidschwüren*, fügt Rec. die Nachricht von einem merkwürdigen Rescript des Fürsten Karl Wilhelms d. d. Zerbst 25. Oct. 1703. bey, wodurch in den Fällen, da nothwendig ein *Perjurium* erfolgen muss, insonderheit aber, da eine Vettel dem angegebenen Stupratori das Jurament deferirt (in der Declaration von 1706. heisst es: bloss in solchen *delictis*, da beide Personen *quae defert et cui defertur juramentum in actu unico et proprium*, als bey der Schwängerung geschieht, concurriren), darauf weiter nicht erkannt, sondern da dieselbe den Beklagten, der angegebenen Schwängerung halber, mit gar nichts überführen, noch denselben mit einigen *indiciis* graviren könnte, derselbe alsofort davon absolviret; andergestalt aber und da einige *indicia* — — wider ihn vorhanden wären — nach Befinden entweder der Beklagten das *juramentum purgatorium* schwören, oder aber die Klägerin zum *juramento suppletorio* zugelassen werden soll. — Wegen der Verordnung der P. O. Tit. XV., wo es heisst: die Ober-Leuterung soll in unsern Regierungen anderer Gestalt nicht Statt haben, als wenn der Appellation an die Reichsgerichte vorher entsagt wird — verweisen wir auf den *zweyten* Band der *von Bergischen* Rechtsfälle, wo die Rechtmässigkeit einer solchen Verordnung erörtert wird. — Das, was der Vf. S. 185. von den Fällen, wo die Appellation keine suspensive Wirkung, den gemeinen Rechten nach, habe, so unbedingt sagt, bedürfte doch noch mancher Beschränkung. — Ganz missfallen hat es uns, dass der Vf. S. 186. die *unheilbaren Nichtigkeiten* in schlechterdings unheilbare und in nur gewissermassen unheilbare eintheilt, und die Nullitätsklage bey

bey jenen zu jeder Zeit, bey diesen innerhalb 30 Jahren zuläfst; auch unter diese letztern Fälle den rechnet, wenn gegen klare Grundfätze des Rechts, oder aus offenbarem Irrthum gesprochen worden. Was auch, der Geschichte des jüngsten Reichsabschiedes nach, sonst noch unter die Kategorie der unheilbaren Nichtigkeit hat gebracht werden sollen (siehe *Kopp Dec. Caſſ.* T. I. dec. 118 u. 120.): so ist doch so viel gewiss, dass das promulgirte Gesetz nichts weiter zu den unheilbaren Nichtigkeiten rechnet, als die wesentlichen Mängel in der Person des Richters, der Parteyen oder der Verhandlung. — Die Anhältische P. O. Tit. XVII. befiehlt, zu Einhaltung der zanksüchtigen Parteyen, dass derjenige, der den Process verliert, zu Erstattung der verursachten Unkosten verurtheilt, und dass die Expensen ohne erhebliche Ursache nicht compensirt werden sollen, insonderheit wenn es scheint, dass einer *temere* appellirt oder geleutert u. s. w. Der Vf. will, nach Anleitung dieses Gesetzes, die Verurtheilung in die Kosten nicht aus dem Gesichtspunkte des Schaden-Ersatzes, sondern der Strafe der *mala fides* in den Anhaltischen Landen betrachtet wissen. Wegen der allgemeinen Vorschrift der angeführten Stelle, die den unterliegenden Theil in die verursachten Unkosten überhaupt condemnirt, und weil in der Folge die *temeritas litigandi* (durch das Wort insonderheit) noch besonders angeführt wird, können wir nicht derselben Meinung seyn.

Durch die vorstehenden Erinnerungen und Zusätze wünscht Rec. unterrichtete Männer in den Anhaltischen Provinzen zu ähnlichen Bemühungen zu veranlassen, durch welche gewiss ein wesentlicher Gewinn für die Wissenschaft des deutschen Privat-Rechts entstehen und den Freunden desselben ein angenehmer Dienst geleistet würde.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STOCKHOLM, b. Nordström: *D. Sv. Hedin Utkast till en Handbok för Brunnsgäster*, jemte Beskrifning öfver de mest godkände Mineralbrunnar och Badinrättningar i Sverige. *Första* Afdelningen, om Medevi. (*Entwurf zu einem Handbuche für Brunnengäste*, nebst einer Beschreibung der besten Mineralbrunnen und Bade-Einrichtungen in Schweden. *Erste* Abtheilung, von Medewi.) 1803. 200 S. kl. 8. m. 2 Kpfrn. (1 Rthlr. in R. G.)

Eine gute Abhandlung über die einheimischen Mineralbrunnen Schwedens war in vielen Hinsichten ein nothwendiges Bedürfniss. Das *erste* Kapitel kann als eine Einleitung, zugleich aber auch als ein bedeutender Theil des Werks angesehen werden. Nach einer Uebersicht der chronischen Krankheiten in allen Lebens-Altern wird hier von den Mineralquellen und den Bade-Einrichtungen im Allgemeinen, und von derselben Vorzuge vor allen andern Mitteln zur Herstellung der Gesundheit in den benannten Krankheiten und zur Erhaltung eines höhern Alters geredet. Der Vf. widerlegt dabey die allgemeinen Einwürfe gegen jene, und zeigt, dass seine Landsleute nicht nöthig haben, zu den ausländischen in Deutschland, Italien, Frankreich, England u. s. w. seine Zuflucht zu nehmen. Er beruft sich dabey auf *Bergmann's* Abhandlungen und auf die Beyspiele der vielen im Lande Genesenen. — Das *zweyte* Kap. stellt den Gesundbrunnen zu Medewi seit 125 Jahren überhaupt mit dessen nun für die Gesundheit und die Bequemlichkeit verbesserten Einrichtungen dar. — Das *dritte* Kap. liefert eine kurze Beschreibung der chronischen Krankheiten, für welche sich der genannte Gesundheitsbrunnen am wirksamsten beweiset. — Das *vierte* Kap. schreibt die Lebensordnung im Allgemeinen vor, und setzt dabey die beste Zeit für eine Brunnenkur aus. Hier wird auch zugleich die Lebensart nebst den Vergnügungen und Zerstreuungen bey Medewi geschildert. Schon in den römisch-katholischen Zeiten waren diese Quellen berühmt; allein die Mönche gaben sie für religiös-wunderthätig aus, und trieben damit Aberglauben. Als sie dann nach der Glaubens-Verbesserung ausziehen mussten: so suchten sie die Quellen mit Hölzern, Reisern und Steinen zu verstopfen, daher sie ganz ausser dem Gebrauche kamen, bis man sie gegen den Schluss des Jahres 1675. wieder in Gang brachte. Der damalige Eigenthümer, Freyherr *Gustaf Soop*, liess sie durch den berühmten Arzt *Urban Hjärne* untersuchen, und am 25. Jul. 1678. feyerlich einweihen. Der Ort bekam hernach die dazu gehörigen Gebäude, und von der Königin Hedwig Eleonora seine Gerechtsame und ein Lazareth. Da das letzte nach und nach sehr verfallen ist: so hat der Vf. auf eine gewiss sehr edelmüthige Weise den Belauf von 700 Exemplaren seiner Schrift zu dessen Herstellung bestimmt. Obgleich hinterher mehrere Gesundheitsbrunnen ausfindig gemacht worden; so hat doch Medewi stets den Vorzug behalten, so dass wohl hie und da auf 200 Standes- und 400 andere Personen, selbst auch Ausländer, das Wasser benutzt haben. Ausser der ältesten Quelle, *Hochbrunnen* genannt, giebt es noch zwey andere, welche den Namen *Gustaf Adolph* und *Wachtmeister* tragen. Unter den verschiedenen Krankheiten, wogegen Medewi wirksam ist, müssen üble Verdauung des Magens, Hämorrhoiden, Schwermuth, Hypochondrie, Nervenschwäche, Unfruchtbarkeit, Nierenstein, Kolik, Lähmungen, Rheumatismen und die Gicht genannt werden. Die beste Zeit für die Brunnenkur fällt zwischen den 10ten Jun. bis 10ten August. Vorher ist die Luft oft zu kalt, und hernach zu qualmig. Von den beiden Kupferstichen liefert der *erste* einen Grundriss über den Brunnen, und der *zweyte* schöne Aussichten auf die umliegenden Gegenden. — Eine Fortsetzung dieser, in vieler Absicht nützlichen, Arbeit ist uns noch nicht zugekommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Februar 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Pesth, b. Trattner: *Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecten, als Urſachen und Heilmittel der Krankheiten.* Von *Mich. Lenhoſſek*, Doct. der Heilkunde, Phyſicus der Graner Geſpannſchaft u. ſ. w. 1804. XIV und 379 S. 8. (2 Fl.)

Der Einfluſs der Leidenſchaften und überhaupt der Gemüthszuſtände auf den Körper, dieſer für einen philoſophiſchen Arzt ſo wichtige Gegenſtand der Anthropologie, iſt zwar von einigen Philoſophen und philoſophiſchen Aerzten auf mannichfaltige Art bearbeitet, aber noch nicht erſchöpft, und wie Rec. glaubt, nicht von allen Seiten gehörig beſtimmt und beleuchtet worden. Wer ſich an dieſe Arbeit wagt, muſs auſser richtigen pſychologiſchen Einſichten, eine gründliche Kenntniſs des menſchlichen Organiſmus haben, und frey von Vorurtheilen und leeren Hypotheſen, von richtigen philoſophiſchen Grundſätzen geleitet, ſich an die Erfahrung halten, fremde Beobachtungen und Angaben zu beurtheilen, und ſie zu würdigen wiſſen. Auch glaube er nicht, jede pſychologiſche Erſcheinung durch die Annahme eines Seelenorgans, Nervenkraft u. ſ. w. erklären zu können oder zu müſſen: ſondern befolge die Methode, welche man in den Naturwiſſenſchaften, und bey der Aufſuchung und Feſtſetzung der übrigen Naturgeſetze zu beobachten pflegt, indem man nämlich von richtigen philoſophiſchen Principien über die Natur ausgeht, nach ihnen in die Erſcheinungen einen nothwendigen Zuſammenhang zu bringen, und das Mannichfaltige auf Einheit zurückzuführen ſucht. Wie weit der Vf. dieſen Forderungen Genüge geleiſtet hat, wird aus der folgenden Anzeige ſeiner Schrift erhellen. — Das Ganze zerfällt in *zwey* Abtheilungen: *erſte* Abtheilung: *Unterſuchungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecte überhaupt. Erſter* Abſchnitt: *Einiges über den thieriſchen Organiſmus des Menſchen.* Er ſieht „das Univerſum dieſes Weltraums als ein allgemeines Organon an, welches nach unveränderlichen Geſetzen der Natur in ſeiner Ordnung und Totalität erhalten werde," entlehnt aus *Schelling* und *Röſchlaub* einige Idee über den Organismus und deſſen Verhältniſs zur äuſsern Natur, zählt die bekannten erregenden Potenzen auf, kommt endlich auf die Seelenreize; die Gemüthsaffecte und Leidenſchaften; lenkt dann wieder ein, um manches über Geſundheit und Krankheit, Hyperſthenie und Aſthenie zu ſagen, welches für die Nichtärzte unvollſtändig, für die Aerzte aber, wie es Rec. ſcheint, nicht ganz befriedigend iſt. *Zweyter* Abſchnitt: *Phyſiologiſche Betrachtungen über Leidenſchaften und Gemüthsaffecte.* Hier ſpricht der Vf. von geiſtigen Trieben, Geiſtesfähigkeiten, vom Gehirn als Organ unſerer Geiſtesverrichtungen, von Nerven, vom Gedächtniſs und von der Erinnerung; bey dieſem Gegenſtand verweilt er länger, und ſtellt zuletzt das Reſultat auf, daſs unſere Ideen, auch die abſtracteſten, ihren Urſprung alle von den Eindrücken, welche wir durch unſere äuſsern Sinne erhalten, nehmen; beruft ſich dabey auf Ariſtoteles, Locke, Garve und Weickard. Auch behauptet er: Geiſteskraft, Verſtand und Denkkraft ſeyn urſprünglich bloſse Empfänglichkeit (Incitabilität) für *die Ideen äuſserer Gegenſtände.* (Nach dieſer Aeuſserung, welche zu widerlegen und zu berichtigen der Raum dieſer Blätter nicht erlaubt, ſcheint der Vf. mit den ältern und neuern Unterſuchungen über das Vorſtellungs- und Erkenntniſsvermögen zu wenig bekannt zu ſeyn.) — — Dann kommt er auf das *Gefühl*, welches die Perceptions-, Imaginations- und Gedächtniſs-*Ideen* in uns hervorbringen, und das bald Schmerz, bald Vergnügen genannt wird, je nachdem es uns angenehm oder unangenehm afficire. (Alſo das Gefühl afficirt uns angenehm oder unangenehm? — Gefühl iſt Bewuſstſeyn unſers jedesmaligen angenehmen, unangenehmen, oder gleichgültigen Zuſtandes. — Und darnach werden die Gefühle in angenehme, unangenehme u. ſ. w. eingetheilt.) — Den Willen definirt er, als Regung das was uns angenehm und zuträglich iſt, zu verſchaffen, — (Verlangen) und im Gegentheil das was uns unangenehm und nachtheilig ſcheint, von uns abzuwenden — (Abſcheu). Leidenſchaft oder Gemüthsaffect ſey jener Gemüthszuſtand, wenn die Wirkung der angenehmen oder unangenehmen Ideen zu heftig iſt, und der Wille aufhört frey zu wirken. — Eintheilung der Leidenſchaften, Sprache der Leidenſchaften, — Charakter eines Menſchen. — Umſtände, welche darauf einen Einfluſs haben. — *Dritter* Abſchnitt: *Einiges über den Urſprung, und über die moraliſchen und politiſchen Wirkungen der Affecte und Leidenſchaften.* Der Vf. preiſt den glücklichen Zuſtand des im Stande der ungekünſtelten Natur lebenden Menſchen, und ſchildert den Zuſtand der Natur als etwas wirkliches, erwähnt der Uebel, welche in der Geſellſchaft entſtehen, wendet ſich dann zur Erörterung des Urſprungs der Affecte und Leidenſchaften, die er in angeborne, ererbte, und erhaltene eintheilt. — Die Quelle des Schmerzens ſcheine ihm der Trieb der Selbſterhaltung zu ſeyn. Das zweyte Naturgeſetz, wel-

welches sich ebenfalls auf die Selbstliebe gründe, habe die Natur in unsere Nerven gelegt, (der Vf. giebt nirgends an, wie er zu dieser Entdeckung gekommen ist —) und diess sey das Gesetz der Mitleidenschaft. — Auch das *Moralprincip* der Nächstenliebe sey eine angeborne Eigenschaft unsers Gemüths. — Die Mitleidenschaft sey sogar den Thieren angeboren. Zum Beweise wird die Treue und Anhänglichkeit der Hunde angeführt, wobey er sich auf den Hund des Königs Lysimachias beruft, der sich mit der Leiche seines in der Schlacht gebliebenen Herrn habe verbrennen lassen. — Die Grundursachen der angebornen Leidenschaften und Gemüthsaffecte sind nach dem Vf. unsere natürlichen Triebe, und die Selbstliebe; die in Eigenliebe ausgeartete Selbstliebe sey hingegen die gewöhnlichste Quelle unserer übermässigen Begierden. — Der Nutzen der Leidenschaften; — nachtheilige Folgen überspannter Leidenschaften und Gemüthsaffecte. — *Vierter* Abschnitt: *Von den physischen Wirkungen der Leidenschaften und Gemüthsaffecte.* Dass die Affecten und Leidenschaften unter die mächtigsten Potenzen, welche auf unsere Erregbarkeit wirken, gehören, sey bereits von vielen Gelehrten hinlänglich dargethan worden. Er führt deren einige an, hätte sich aber auch auf *Falconer*, *Scheidemantel*, *Hoffmann*, *Tissot* u. s. w. beziehen können. — Man findet hier das Bekannte über die Wirkungen der Leidenschaften und Affecte, welche der Vf. in deprimirende und excitirende eintheilt, und nach der *Brownischen* Ansicht des Organismus zusammenstellt, ob er gleich auch anzunehmen scheint, dass sie bisweilen als *eindringende* Potenzen auf den menschlichen Organismus wirken. — Leidenschaften und Affecte, welche von angenehmen Empfindungen begleitet werden, seyen *sthenisch*, Erregung verstärkende; jene die in der Gesellschaft unangenehmer Empfindungen auftreten, *asthenisch*. (Schreck und Zorn sind von unangenehmen Empfindungen begleitet, und doch erregen sie bisweilen sehr stark, und erhöhen die Muskelkraft. —) Nun kommt der Vf. auf die besondern Gemüthsregungen verschiedener Subjecte, und führt die Ursachen an, warum die meisten Menschen einer oder der andern Leidenschaft und Affecte vorzüglich unterworfen sind. — Am Schlusse dieses Abschnittes spricht er von physischen und moralischen Mitteln, welche den übermässigen Gemüthsbewegungen, und ihren in dem thierischen Organismus des Menschen hervorgebrachten Wirkungen und krankhaften Veränderungen entgegen gesetzt werden sollen. Er bringt einige ganz richtige Vorschläge der moralischen Behandlung solcher Seelenkranken vor. Was aber von physischen Mitteln gegen den schwächlichen Zustand des Geistes und des Leibes aus *Weickard* angeführt wird, ist unbefriedigend, und der Gegenstand hätte eine genauere Erörterung verdient. — *Zweyte* Abtheilung. *Untersuchungen über Leidenschaften und Gemüthsaffecte insbesondere. Kurzer Vorbericht.* Der Vf. sagt: Ideen, welche unser Seelenorgan durch die äussern Sinne, oder durch die Imagination und Erinnerung erhält, wirken auf unser Gefühl und Begehrungsvermögen. (Er bestimmt nirgends, was er unter Seelenorgan versteht. — Die Behauptung, dass wir Ideen [richtiger Vorstellungen] durch äussere Sinne erhalten, ist irrig. Nur der Stoff gleichsam zu äussern sinnlichen Vorstellungen wird uns durch die Sinne geliefert. Die Vorstellungen selbst existiren nicht ausser dem Vorstellungsvermögen, können ihm also auch nicht von aussen gegeben werden.) „Die angenehmen Empfindungen regen das Begehrungsvermögen zur Bestrebung. — Wirkt das Bestreben unsers Begehrungsvermögens so stark, dass auch unser *Wille* erwacht, und in Thätigkeit gesetzt wird, so werden sogleich jene Organe in Bewegung gesetzt, welche diesem unterworfen sind, — es folgen also verschiedene Muskelbewegungen. (Muss sich denn jede Willensäusserung durch Bewegung der Muskeln ankündigen? — Der Vf. nimmt ein eigenes Empfindungsorgan an, aber was es ist, und wo man es zu suchen hat, erklärt er nirgends.) Die *physischen* und idealen Eindrücke bringen die Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen (des Vergnügens und Schmerzes) in unserm Gemeingefühle (*sensorium commune*) hervor, — (Das Gemeingefühl Conaesthetia der Neuern, ist nicht das was man sonst unter dem *sensorium commune* verstehet) nachdem unser Bewusstseyn so modificirt wird, um über das *Nützliche* oder *Schädliche* gegenwärtiger Eindrücke urtheilen zu können. (Bewusstseyn als solches urtheilt darüber nicht.) — Verlangen und Abscheu, ersteres durch angenehme, der letztere durch unangenehme Gefühle erzeugt, bringen verschiedene Affecte und Leidenschaften hervor, je nachdem unser Gefühl- und Begehrungsvermögen verschieden afficirt wird. Das Vergnügen, welches durch vergangene oder gegenwärtige angenehme Empfindungen in unserm Bewusstseyn (vorher hiess es §. 120. in unserm Seelenorgan) hervorgebracht wird (es mag nun auf verschaffte angenehme oder auf entfernte unangenehme Eindrücke folgen) heisse in mässigerm Grade Zufriedenheit. Steigt dieser Gemüthszustand aber bis zum Affect; so werde er Freude genannt; diese erhalte wieder, vermöge ihrer Heftigkeit und ihrer verschiedenen Objecte, verschiedene Benennungen. — Ein anderes Vergnügen welches uns angenehme Gefühle verursache, die wir uns erst in der Zukunft versprechen, nenne man Hoffnung. Er zählt folgende Arten der Freude auf: die Ueberraschung, die beglückte Liebe, die Freundschaft, das Ehrgefühl, den Hochmuth, den Stolz u. s. w. — Zu den Arten der Hoffnung gehören nach ihm: der Muth, das Vertrauen, der Enthusiasmus u. s. f. Die durch gegenwärtigen oder bereits erlittenen Schmerz erzeugte Gemüthsregung heisse Traurigkeit; diese Seelenkrankheit (denn so nennt er sie) habe nach Heftigkeit der Empfindung, und Verschiedenheit ihrer Gegenstände verschiedene Benennungen, als: Mitleid, Unzufriedenheit, Schrekken, Betrübniss, Kränkung, unglückliche Liebe, Neid, Verzweifelung. Als Arten der Furcht giebt er an, die Angst, den Kummer, die Schamhaftigkeit, den Geitz, die Eifersucht; — endlich kommt er auf den

den Zorn und seine Arten, als: Aerger, Verdruss, Hass, Indignation, Rachsucht u. s. w. — In folgenden fünf Abschnitten handelt er die einzelnen Affecte und Leidenschaften weitläuftig ab, beschreibt jede derselben umständlich, führt manche ihrer Nuancen, ihre pathognomischen Zeichen und Wirkungen an; belegt die letztern mit Beyspielen und Geschichtserzählungen, die er freylich nicht immer aus den ersten Quellen schöpft, und vielleicht auch nicht genug kritisch gesichtet hat. Die Materialien sind ziemlich gut zusammengetragen und geordnet. Rec. fände bey den einzelnen Affecten und Leidenschaften noch manches zu erinnern, wenn er nicht weitläuftig zu werden besorgen müsste. — Uebrigens muss er dem Stil und der Darstellungsgabe des Vfs. Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

PHILOSOPHIE.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Die Fehler der Philosophie, mit ihren Ursachen und Heilmitteln*, dargestellt von *Georg Wilhelm Block*. 1804. 160 S. 8. (12 gr.)

Dieses Buch ist als Vorläufer einer neuen philosophischen Elementarlehre anzusehen, welche der Vf. nächstens herausgeben, und durch die er allen bisherigen Gebrechen der Philosophie abhelfen wollte, die wir aber bis jetzt vergebens erwartet haben. Wahrscheinlich hat diese Ankündigung in unsern systemreichen Zeiten wenig Aufmerksamkeit erregt, wie der Vf. selbst ganz richtig ahndete. Gleich anfangs fällt es auf, dass in dem ganzen Buche nur vom *Kantischen* Systeme geredet wird, die Nachfolger dieses Systemes aber gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden. Rec. war, ungeachtet der Jahrszahl, so zu Muthe, als läse er ein vor zehn Jahren geschriebnes Werk. Wer aber jetzt ein philosophisches System aufzustellen denkt, ungewarnt durch die in Trümmer gesunknen Gebäude seiner Vorgänger; der muss mit einer allgemein umfassenden Kenntniss aller frühern Producte und Bestrebungen, eine nicht gewöhnliche Kraft und Beharrlichkeit des Geistes verbinden. Er bedarf nicht allein, wie es S. 147. heisst, *Scharfsinn*, der fast keinem der neuern deutschen Philosophen mangelte, sondern auch *Tiefsinn*, der sich von einer blossen Analyse und Gedankensplitterung unterscheidet, und unverrückt das grosse Ziel seines Bestrebens im Auge hält. Ob dieser Tiefsinn ein Eigenthum des Vfs. sey, wenn ihm auch nach S. 149. „der mathematische Geist seines erhabnen Lehrers *Kästner*" mitgetheilt ist, wagt Rec. nicht zu entscheiden.

Das *Kantische* System ist in seinem Werthe und in seinen Fehlern, in dem darin niedergelegten Geist, und in dem Misslingen der vollkommenen Auflösung mancher philosophischen Aufgaben zu vielseitig gewürdiget worden, als dass die Dinge, welche der Vf. dagegen vorträgt, einem mit der neueren philosophischen Geschichte irgend vertrauten Manne neu vorkommen könnten. Indessen ist auch oft das Alte nicht genug beherziget und bedarf einer öftern Darstellung und Wiederholung. So ist es z. B. gewiss allgemein anerkannt und richtig, was der Vf. S. 5. sagt: dass *Willkürlichkeit der Voraussetzungen und Unrichtigkeit der Folgerungen* die allgemeinen Hauptquellen philosophischer Irrthümer wären, und dass man diese beiden Hauptfehler wegen der Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der Sprache in Beziehung der Begriffe und Gedanken oft nicht bemerke. Aber fast möchte es scheinen, als habe der Vf. selbst die Unbestimmtheit der Sprache nicht vermieden, wenn er S. 2. sagt: „das Allgemeine, Ueberfinnliche, Unbedingte, zu finden, ist das Ziel alles Philosophirens." Diese drey Worte, welche hier wohl als Synonyma gebraucht sind, geben in diesem synonymen Sinn zu mancherley Irrthümern Anlass. Das Allgemeine ist kein Unbedingtes, sondern vielmehr als Allgemeines durch die Besonderheiten bedingt, dessen Allgemeines es ist. Es giebt kein *Allgemeines* ohne ein *Besondres*, und umgekehrt. Die Täuschung, dass man das Allgemeine mit dem Unbedingten verwechselt, und dann, weil es das Besondre unter sich befasst, das Besondre aus dem Allgemeinen deducirt oder construirt, hat eben zur Entstehung so mancher unhaltbaren Systeme Gelegenheit gegeben. Das Unbedingte muss ferner allerdings etwas Ueberfinnliches seyn, weil alles Sinnliche bedingt ist; aber das Allgemeine kann ein sinnliches Prädikat seyn, welches mehreren einzelnen Gegenständen gemein ist.

Rec. will kurz die Hauptgedanken des Vfs. hervorheben. Der Entstehungsgrund der Erkenntniss liegt weder bloss in sinnlicher Wahrnehmung, noch bloss in thätiger Denkkraft. Die Materie ist empirisch gegeben und auf Erfahrung gegründet, die Form aber setzt wenigstens dieselbe als Bedingung voraus. Dem *Ursprunge* nach gründen sich die Erkenntnisse auf Erfahrung, der Gewissheit nach sind sie unabhängig von ihr. Erfahrung und Vernunft sind keine an sich selbst verschiedne Quellen der Erkenntniss, sondern nur vereinigt wirkende Ursachen derselben. (Gilt diess auch von den höchsten Ideen, *Gott*, *Freyheit* und *Unsterblichkeit*, zu deren Erkenntniss, nach *Kant*, die Metaphysik führen soll?) Die Erscheinungen oder sinnlichen Gegenstände sind, keineswegs blosse Vorstellungen in uns, eben so wenig, als Dinge an sich selbst. Raum und Zeit sind weder etwas Reales oder Wirkliches an sich, noch etwas bloss Ideales. Die *Vorstellungen* von denselben sind subjective Formen der sinnlichen Vorstellung, aber *Raum* und *Zeit selbst* sind Formen und Verhältnisse der Gegenstände. Die Unterscheidung zwischen dem denkenden Subjecte und den äussern Objecten ward vernachlässigt. (Von dieser Unterscheidung dünkt uns, sey alle Philosophie ausgegangen.) Ein formales und materiales Princip sind gleich nothwendig zur Begründung der Sittenlehre. Die Prüfung, Beurtheilung und Bestätigung der Pflicht erfordert ein formales Princip; die Erfindung, Erkenntniss und Herleitung aber ein materiales. Man irrt, wenn man die Tugend von *sinnlichem* Interesse abhängig macht, und wenn

ſtimmungen. Aber er ſelbſt begeht die gröſsten Fehler dieſer Art. Seine Zergliederung des Begriffes *Werth* iſt im höchſten Grade unvollſtändig. Alles, was er vom Werthe ſagt, paſst bloſs auf den Tauſchwerth. Vom Werth im Gebrauche oder vom Bedürfniſswerth, und vom Productions- oder Koſtenwerthe ſcheint er gar keinen Begriff zu haben, wenigſtens hat er dieſe Unterſcheidung gänzlich vernachläſsigt, und doch ſind dieſe die Grundlagen alles Tauſchwerthes, und helfen erſt den Begriff des letztern verdeutlichen. So bald man die Arbeit als das Mittel betrachtet, nützliche Dinge hervorzubringen und dem Bedürfniſs Befriedigung zu verſchaffen, erſcheint ſie allerdings als das Maſs des Werthes, und zwar als das einzige richtige und urſprüngliche Maſs. Denn es bleibt unbezweifelt richtig: je mehr die *regelmäſsige* Anſchaffung eines Dinges Arbeit koſtet, deſto theurer iſt es, und mit je weniger Arbeit ein Ding beliebig erworben werden kann, deſto wohlfeiler iſt es, da man bloſs und allein um deswillen für ein Ding etwas giebt, weil es ohne Arbeit und Mühe in beliebiger Menge nicht zu erlangen iſt. In dieſem Princip aber liegt es ſchon, daſs die Arbeit der Maſsſtab des Werths ſeyn müſſe, und wenn man nur ſonſt erſt eine Einheit gefunden hat, wonach ſich die Quantität jeder Art von Arbeit beſtimmen läſst: ſo kann die Anwendung des Maſsſtabes keine unüberwindlichen Schwierigkeiten finden. Alles, was der Lord gegen *Smith* ſagt, beruht auf der Verwechſelung der *Arbeit* mit dem *Arbeitslohn*, und was er zur Reform und beſſern Begründung der Theorie des Werths vorbringt, iſt ſo höchſt unbeſtimmt, daſs man kaum begreift, wie ein Mann von ſeinem Talent ſich von der Eigenliebe ſo weit hat verleiten laſſen können, es dem Smithſchen Raiſonnement gegenüber zu ſtellen.

Dinge ſollen nämlich nur dadurch einen Werth erhalten, daſs ſie Gegenſtände des menſchlichen Begehrens und zugleich in einem gewiſſen Grade ſelten ſind. Wie unbeſtimmt und wie unrichtig! „In einem *gewiſſen Grade*" iſt in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo viel als nichts geſagt; ja es kann gar wohl Dinge geben, die beide Eigenſchaften in ſich vereinen, und doch keinen Tauſchwerth haben. Das Regenwaſſer, welches auf einem Schiffe, bey eintretender Noth um Trinkwaſſer, geſammelt wird, iſt begehrt und ſelten, und hat doch keinen Tauſchwerth: denn es iſt nicht Privat-Eigenthum, ein Verhältniſs, das ſchlechterdings dazu gehört, wenn ein Ding einen Tauſchwerth haben ſoll. Feldblumen, die von Kindern geſucht werden, ſind oft in einem gewiſſen Grade ſelten, und werden von den Liebhabern ſehr emſig begehrt: aber ſie erhalten dennoch keinen Tauſchwerth. Denn die Liebhaber haben nichts dagegen anzubieten, und jeder übernimmt die Mühe, ſie zu ſuchen und zu pflücken, ſelbſt, weil er nichts anders zu thun hat. So hat der Vf. faſt alles vernachläſsigt, was zur nähern Beſtimmung der Gründe des Tauſchwerths gehört, welches um ſo weniger verzeihlich iſt, da er in *Smith's* Werke alle weſentlichen Punkte, worauf es ankommt, ſo deutlich vor ſich fand. Ueberdem ſind die Bemerkungen des Vfs. nicht einmal neu; man kann ſie in des Grafen *Veri* Staatswirthſchaft (deutſche Ueberſ. von *Schmid* S. 21.) viel beſſer und beſtimmter finden.

Das *zweyte* Kapitel (S. 39 — 110.) iſt damit beſchäftigt, den Unterſchied zwiſchen *Public Wealth* und *Individual riches*, National-Reichthum und Privat-Reichthum, darzuthun. Die engliſchen Worte bezeichnen allerdings einen Unterſchied der Begriffe, da *wealth* mehr den Zuſtand andeutet, worin jemand mit allen Bedürfniſsmitteln hinreichend verſehen iſt, *riches* aber das Eigenthum derjenigen Dinge bedeutet, welche theils unmittelbar, theils aber nur mittelbar (durch Umtauſch) die Bedürfniſſe befriedigen können. Die Reichthümer müſſen daher zugleich als Tauſchmittel nach ihrem Preiſe oder Tauſchwerthe geſchätzt werden, und wenn man die Reichthümer des Einzelnen ſchätzt: ſo kömmt dabey nicht ſowohl die unmittelbare Beziehung der Gegenſtände, woraus ſie beſtehen, auf das Bedürfniſs, als vielmehr der Umſtand in Anſchlag, wie viel andere Bedürfniſsmittel dafür eingetauſcht werden können. Dieſe Anſicht der Dinge ergreift der Vf., um zu beweiſen, daſs National-Reichthum und Privat-Reichthum weſentlich verſchieden ſey. Der erſte beſtehe in der Quantität der Bedürfniſs- oder Genuſsmittel, die ſich im ganzen Lande finden; der letzte aber in der Quantität des Tauſchwerths der Güter der Individuen. Da nun der Tauſchwerth der Privatgüter eines Einzelnen zunehmen könne, ohne daſs der Vorrath der Genuſsmittel der Nation dadurch vermehrt werde, ja da das Steigen der Preiſe gewöhnlich ſogar eine Verminderung der reellen Güter andeute: ſo ſey klar, daſs die Behauptung, als ob der National-Reichthum dem Inbegriffe aller Privat-Reichthümer gleich ſey, ganz falſch wäre, und daſs vielmehr das Zunehmen des letzten oft ein Zeichen ſey, daſs der erſte abnehme, ſo wie umgekehrt die Verminderung des Privat-Reichthums oft eine Wirkung der Vermehrung des National-Reichthums ſey. Dieſe Sätze, die, ſo weit ſie Wahrheit enthalten, längſt bekannt ſind, werden ſehr weitläuftig durch alle Prädicamente hindurch erörtert. Das Raiſonnement im Ganzen iſt aber illuſoriſch, und gewinnt bloſs dadurch einigen Schein von Wahrheit, daſs die zwey, dem Begriffe *Reichthum* anklebenden, Beziehungen, wonach die eine auf die Befriedigung der Bedürfniſſe, und die andere auf den Tauſchwerth der Dinge geht, getrennt, und jene zum weſentlichen Zeichen des National-Reichthums, dieſe zum weſentlichen Zeichen des Privat-Reichthums gemacht wird, wodurch eine Art von Gegenſatz in beide Begriffe gebracht wird, den die verſchiedenen Ausdrücke, *wealth* und *riches*, zu begünſtigen ſcheinen.

Allein, näher betrachtet, macht dieſe Verſchiedenheit in der Schätzung von Gütern keinen wahren Unterſchied zwiſchen National- und Privat-Reichthum aus. Im Grunde beſteht der Reichthum nur in dem Vermögen, über eine gewiſſe Quantität Genuſsmittel zu gebieten. Die Meinung des Vfs., als ob der Begriff des Privat-Reichthums ganz verſchwän-

ſchwände, wenn die Genuſsmittel keinen Tauſchwerth haben, iſt ganz falſch. Ein Menſch, der ein Landgut beſäſse, aus welchem alles Mannichfaltige, was er zu ſeinen Bedürfniſſen gebrauchte, in Ueberfluſs erzeugt und gemacht würde, würde reich ſeyn, wenn er auch kein einziges Product verkaufen könnte: denn wozu ſollte er etwas verkaufen, wenn er alles, was er braucht, ſelbſt im Ueberfluſs hat? — Der Tauſchwerth der Dinge iſt nur deshalb ein Charakter des Reichthums, weil er ein Mittel iſt, die Bedürfniſsmittel, die uns fehlen, zu erlangen. Immer ſind es alſo die Bedürfniſsmittel, welche den Reichthum beſtimmen, und wenn bey dem Privat-Reichthume der Tauſchwerth zum Beſtimmungsmerkmale erwählt wird: ſo geſchieht es, um die Quantität der Genuſsmittel, die eine gewiſſe Quantität Waare vorſtellt, dadurch anzudeuten, und ſo den Inbegriff des Reichthums deſto deutlicher anzuzeigen. Die bloſse Verminderung des Tauſchwerthes aber verändert nur die Vertheilung der Güter im Tauſche, nicht den Reichthum ſelbſt, und zwar weder den Privat-Reichthum aller Einzelnen, noch den National-Reichthum. Wenn eine Nation tauſend Centner Zucker und zehntauſend Centner Weizen beſitzt: ſo bleibt 1) ihr National-Reichthum derſelbe, der Tauſch mag vor ſich gehen, nach welchem Verhältniſſe man will. Denn es mögen zwey oder ein Centner Weizen für einen Centner Zucker gegeben werden müſſen, immer bleibt die vorhandene Quantität Zucker und Weizen dieſelbe; aber 2) auch der Privat-Reichthum bleibt derſelbe, obgleich die Quantitäten der Genuſsmittel bey den verſchiedenen Individuen wechſeln. Gilt heute der Centner Zucker zwey Centner Weizen: ſo werden die Zuckerbeſitzer ſich für jeden Centner Zucker zwey Centner Weizen verſchaffen können, und alſo beſſer daran ſeyn, als wenn ſie für einen Centner Weizen einen Centner Zucker hingeben müſſen; aber dagegen wird bey den Weizenbeſitzern gerade das umgekehrte Verhältniſs Statt finden, und ſo gleichen ſich in dieſem Falle die Verhältniſſe vollkommen aus. Was der Weizen gegen den Zucker theurer iſt, das iſt der Zucker gegen den Weizen wohlfeiler. Was alſo der eine an Genuſsmitteln mehr gewinnt, das büſst der andere ein, und umgekehrt. Wird eine Waare durch die Verminderung ihrer Quantität theurer: ſo werden alle die, welche ſie genieſsen wollen und nun mehr von ihren Producten dafür geben müſſen, um ſo viel ärmer, als ſie mehr für eine gleiche Quantität geben müſſen, als vorher. Aber das, was dieſe einbüſsen, gewinnen die Verkäufer der theureren Waare, und die wahre reelle Verminderung des Privat-Reichthums beträgt, eben ſo wie die Verminderung des National-Reichthums, nicht mehr als die Verminderung der Quantität der Genuſsmittel, weil auch der Privatmann ſeinen Reichthum nach keinem andern Princip ſchätzt, als nach dem Umfange der Genüſſe, den er ſich zuletzt dadurch verſchaffen kann. Wird daher die Quantität der Genuſsmittel vermindert: ſo muſs dieſes den Conſumenten derſelben nothwendig fühlbar werden, und wenn man die Quantität aller Genuſsmittel der Privatleute und derer, die der Geſellſchaft gemeinſchaftlich gehören, zuſammenaddirt: ſo muſs man nothwendig ſtets die Summe des ganzen National-Reichthums erhalten.

Die Verwirrung der Begriffe in des Lords Abhandlung rührt gerade daher, daſs er *Smith's* Princip der Arbeit verläſst, und ſich deſſelben zur Schätzung des Werthes nicht gehörig bedient. Mit Hülfe deſſelben würde er ſogleich gefunden haben, daſs auch jeder Privatmann um ſo reicher iſt, je geringer die Quantität Arbeit iſt, mit der er eine gewiſſe Quantität Genuſsmittel eintauſchen kann. Sind alſo z. B. Acht Groſchen Geld das Product eines Arbeitstages, und es läſst ſich damit 1 Pfund Zucker kaufen: ſo heiſst dieſes ſo viel, als: 1 Pfund Zucker iſt einem Arbeitstage gleich. Kömmt es nun dahin, daſs ich für 1 Pfd. Zucker 16 Groſchen geben muſs, ohne daſs ich mit einem Arbeitstage mehr als 8 Groſchen erhalten kann: ſo koſtet das Pfund Zucker zwey Arbeitstage, und es iſt klar, daſs alle die, welche Zucker genieſsen wollen, dadurch ärmer geworden ſind, daſs ſie zwey Arbeitstage oder deren Werth geben müſſen, um dieſelbe Quantität Zucker zu erlangen, die ſonſt nur einen Arbeitstag koſtete, obgleich der Reichthum der Beſitzer der Zuckervorräthe dadurch ſteigt, daſs die übrigen Producte ihr Verhältniſs zur Arbeit behalten haben, und ſie alſo eine noch einmal ſo groſse Quantität Waare für eine gleiche Quantität Zucker, als vorher, erhalten können. Was aber dieſe gewinnen, büſsen die übrigen ein, und der Privat-Reichthum im Ganzen wird alſo um nichts, als um die verminderte Quantität Zucker verringert, obgleich die Vertheilung ſich ändert. Veränderte die Arbeit gegen mehrere oder alle übrigen Producte ihr Verhältniſs, d. h. brächte ſie allenthalben eine kleinere Quantität Producte in gleichem Verhältniſſe hervor: ſo würde der Reichthum auch in gleichem Verhältniſſe abnehmen; ſo wie er in gleicher Proportion zunehmen würde, wenn ſich die Quantität der Arbeitsproducte in gleicher Proportion vermehrte. Der Tauſchwerth giebt, ſelbſt von dem Reichthume eines iſolirten Privatmannes, keinen beſtimmten Begriff, wenn nicht erſt die Waare, in welcher er ausgedrückt wird, auf die Quantität und Qualität der Genuſsmittel reducirt wird, welche dafür zu haben ſind, und wenn daher der Reichthum aller einzelnen Privatleute gemeſſen werden ſoll: ſo wird man immer am ſicherſten gehen, wenn man die Quantität und Qualität der vorhandenen Bedürfniſsmittel, über die ſie gebieten können, unmittelbar in Augenſchein nimmt. Die Quantität einer einzelnen Waare giebt hiervon nie eine allgemeine richtige Vorſtellung. Wollte man daher die Privat-Reichthümer nach *Gelde* ſchätzen und die Geldſummen für den Maſsſtab des Reichthums gelten laſſen: ſo wäre des Lords Tadel allerdings gegründet; nur treffen in dieſem Falle ſeine Bemerkungen nicht *Adam Smith*, gegen den er ſie richtet, ſondern die Phyſiocraten, deren Syſtem in dieſem Punkte allerdings falſch iſt. Ein groſser Theil der Verwirrung der Begriffe rührt bey dem Lord gerade

heifsen, wenn man diese Begriffe widerlegen wollte. Wenn Sparen so viel ist, als jede unnütze Consumtion vermeiden, und alles, was erübrigt werden kann, auf neue productive Arbeit verwenden: so fällt von selbst in die Augen, dafs dadurch eben so sehr der Genufs des Volks erweitert, als der Reichthum vermehrt werden kann. Der Vf. wollte aber das System des Tilgungsfonds des Minister Pitt, dessen Antagonist er ist, tadeln, und hierzu brauchte er eine so paradoxe Theorie. Der ganze letzte Theil dieses Kapitels (S. 230—272.) beschäftigt sich damit, den *Sinking fund* als die allerverderblichste Mafsregel für England darzustellen, wenn sie so, wie sie von Pitt in Vorschlag gebracht ist, ausgeführt würde. Wenn nämlich, meynt der Vf. S. 244., funfzehn Millionen Pfund Sterling jährlich aufserordentlich erhoben würden: so müfsten diese von den Consumenten erspart und folglich die Nachfrage derselben nach allerley Artikeln vermindert werden. Würde nun diese Summe zu Kriegsbedürfnissen verwandt: so veranlafste sie doch eine Nachfrage nach andern Artikeln, und hierdurch würde dem Uebel einigermafsen entgegengearbeitet; sie würden doch ausgegeben, obgleich die Veränderung in der Nachfrage grofse Verwirrungen und Verluste hervorbringen müfste. Würden aber die gedachten 15 Millionen als Tilgungsfond verwandt und damit ein Capital abbezahlt: so würde nicht nur das Unglück, das beym ersten Falle Statt fand, eintreten, dafs nämlich die, welche die 15 Millionen ersparen mufsten, für eben so viel ihre Nachfrage verminderten, sondern diese 15 Millionen würden nicht von neuem ausgegeben werden, vielmehr würden die Staatsinhaber sie als Capital an sich behalten, und hierdurch würde also die Landesproduction um so viel vermindert werden, als der Nachfrage durch das Auffammeln entzogen worden wäre.

Dafs dieses ganze Raisonnement falsch sey, ergiebt sich aus der einzigen Bemerkung, dafs die ausgezahlten Capitale doch nicht müfsig in dem Kasten der Capitalisten liegen bleiben werden. Sie suchen vielmehr fruchtbare Anwendungen, und verschaffen einer grofsen Menge productiven Arbeitern die Mittel, alle Jahre eine so grofse Nachfrage zu wiederholen, welche, wenn sie im Kriege verschleudert worden wären, nur ein einziges Jahr Statt gefunden haben würde. Der Tilgungsfond würde nur dann schädlich seyn, wenn die Abgabe, durch welche er zusammengebracht wird, den Unterthanen die nöthigen Productionsmittel entzöge; wird er aber selbst aus Ueberschüssen zusammengebracht; so ist die Erleichterung, welche er der Nation durch Verminderung der Abgaben schafft, so sichtbar, dafs nur die leidenschaftlichste Parteysucht die Vortheile davon verkennen kann.

Das *fünfte* und letzte Kapitel hat zum Gegenstande, die Mittel zur Vermehrung des National-Reichthums zu bestimmen. Nach *Smith* sind dieses hauptsächlich Theilung der Arbeit und Maschinen, und beide werden durch Capitale möglich gemacht und zum höchsten Grade der Vollkommenheit getrieben. Da aber der Vf. will, dafs *Smith* in allen Stücken getadelt werden soll: so verwirft er die Theilung der Arbeit als ein Mittel, die Güter zu vermehren, gänzlich, oder er zeigt vielmehr nur einige Nachtheile davon, um den Schein zu erregen, als wenn sie kein richtiges Princip der Vermehrung der Güter wäre, und thut, als ob *Smith* der Maschinen und des Capitals gar nicht erwähnt hätte. Dagegen stellt er, gleichsam als ob es ein Gegensatz der *Smith*'schen Ideen wäre, das Princip auf: dafs alle Vermehrung des Reichthums daher rühre, dafs das Capital als Mittel gebraucht werde, Arbeit zu vertreten (*of supplanting labour*), die sonst Menschen verrichten müfsten, — dafs die Arbeit abgekürzt, also mehr Producte in gleicher Zeit hervorgebracht werden — lauter Sätze, die Niemand deulicher vorgetragen hat, als *Smith*, und die der Vf. blofs in andere Worte einkleidet.

Einige Ausführungen des Vfs. liefst man mit grofsem Vergnügen. Dahin gehören insbesondere die Bemerkungen, welche er über die Vertheilung der Glücksgüter macht, und über den Einflufs, den die Verschiedenheit der Vertheilung der Reichthümer auf Manufacturen, Gewerbe, und auf die Vermehrung des National-Wohlstandes überhaupt hat; ferner, was er S. 360 ff. über die Vortheile der wechselseitigen Handelsverbindungen sagt. Denn, wenn gleich nichts Neues darin vorkommt: so werden doch praktische Wahrheiten durch die Zusammenstimmung mehrerer erfahrnen und denkenden Männer immer mehr bestätigt. Deutsche Leser, welche begierig sind, des Vfs. Gedankenfolge selbst zu lesen, finden darüber vollkommne Befriedigung in dem folgenden Werke, dessen Anzeige wir daher sogleich mit dieser verbinden.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Abhandlungen, die Elemente des National-Reichthums und die Staatswirthschaft betreffend*, von *Georg Sartorius*, Hofrath u. Professor zu Göttingen. *Erster* Theil. 1806. 519 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man kann diese Abhandlungen als einen guten Pendanten zu *Smith's* klassischem Werke ansehen. Denn alle *vier* Aufsätze, welche dieser Theil enthält, liefern theils Berichtigungen, theils Rechtfertigungen, theils Zusätze und Erläuterungen der *Smith*'schen Theorie. Die ersten drey Abhandlungen enthalten fast ganz eine Beurtheilung und Darstellung des *Lauderdale*'schen Tadels gegen *Smith*, so wie der angeblichen und wirklichen neuen Ideen des Lords. Nur in einem Punkte tritt der Vf. des Lords Tadel bey, nämlich bey der Lehre *von dem Werthe und Preise der Dinge, so wie von dem unwandelbaren Maßstabe des ersten, nämlich der Arbeit.* Er hat der Untersuchung darüber den *ersten* Aufsatz (S. 1—33.) gewidmet. Zwar findet er die Gegengründe des Grafen *Lauderdale* selbst unzureichend, und dessen Zergliederungen der Begriffe des Werths unvollständig; aber er hält dennoch dafür, dafs *Smith's* Begriffe vom Werthe nicht gehörig geordnet, und seine Behauptung, dafs die

die Arbeit als allgemeiner Werthmesser gebraucht werden könne, falsch sey, und stellt dagegen ungefähr dieselben Gründe auf, welche man bey *Say* findet. Da Rec. theils oben bey der Anzeige des *Lauderdale*schen Buchs, theils bey der Beurtheilung von *Say* (Jahrg. 1805. Nr. 25 — 26.) seine abweichende Meinung hierüber vorgetragen, theils in einer eignen, eben öffentlich erschienenen, Abhandlung über diesen Gegenstand zu zeigen bemüht gewesen ist, dass sich das *Smith*'sche Princip gegen diese Gründe gut rechtfertigen lasse: so überlässt er hier diesen Punkt der Prüfung anderer.

Die *zweyte* Abhandlung stellt *Lauderdale's* paradoxe Meinung dar, dass die Sparsamkeit unmöglich den National-Reichthum vermehren könne, und deckt das Trügliche in derselben sehr gründlich auf. Die *dritte* untersucht, was für ein Unterschied zwischen *Privat*- und *National-Reichthum* sey, und in wie weit des Engländers Bemerkungen darüber gegründet seyn oder nicht, wobey vielleicht noch viel zu schonend mit den Sophistereyen des Lords verfahren wird. Jeder, den dergleichen Materien interessiren, wird die gründlichen und belehrenden Auseinandersetzungen dieses deutschen Gelehrten mit Vergnügen lesen.

Die *vierte* Abhandlung ist die stärkste und wichtigste dieses Bandes. Sie behandelt die interessante Materie *von der Mitwirkung der obersten Gewalt im Staate zur Beförderung des National-Reichthums* (S. 199—519.). Bekanntlich ist *Smith* darin auf der Seite der Physiocraten, dass er, wie diese, dem Staate keinen positiven Einfluss auf die National-Wirthschaft verstatten will, sondern die Beförderung des Reichthums und National-Wohlstandes allein von der freyen und ungehinderten Thätigkeit der Privatleute erwartet. *Smith* scheint zwar in einigen Stellen anzudeuten, dass er, wie jene, den Grund dieser Freyheit in dem Rechte der Menschheit sucht: indessen erscheint doch diese Partie nur wie ein Einschiebsel, von dem in der Folge kein Gebrauch gemacht wird. Er sucht vielmehr das Princip der Freyheit in der Folge seines Werks lediglich aus politischen Gründen zu empfehlen, und, gleichsam als ob er vergessen hätte, dass er es zuerst als Rechtsgrundsatz aufgestellt hat, erlaubt er dem Staate, hie und da, wo es die Klugheit oder die Noth erfordert, Ausnahmen von der allgemeinen Freyheit zu machen. Sollen diese Ausnahmen als rechtlich möglich gedacht werden: so müsste allerdings zuerst erwiesen seyn, dass das Princip der Gewerbfreyheit kein absolut rechtliches Princip sey, und *Smith* hat sich darin, so wie in einigen andern Stücken, gewiss eine Inconsequenz zu Schulden kommen lassen.

Der Vf. fängt seine Abhandlung damit an, dass er zu zeigen sucht, es sey in der Vernunft kein Rechtsprincip vorhanden, welches die positive Einmischung des Staats in die Gewerbe und in den Gebrauch des Privat-Eigenthums untersage; er thut dieses, nach des Rec. Urtheil, mit siegenden Gründen, und setzt es zugleich ausser allem Zweifel, dass die Befugniss, der Freyheit der Individuen da Schranken zu setzen, wo es die allgemeine Wohlfahrt erfordert, dem Staate zukomme. Hierdurch wird also die Untersuchung, ob und wann der Staat sich einmischen solle und dürfe, ganz in das Feld der blossen Politik gespielt; aber eben dadurch freylich viel schwieriger gemacht. Denn wie schwer ist es nicht, die Wirkung einer politischen Massregel nach allen Seiten und in ihrer ganzen Ausdehnung zu bestimmen? Und doch muss dieses geschehen, bevor ein praktischer Gebrauch davon gemacht werden kann. Es ist fast unmöglich, über einzelne Materien in der Politik zu allgemeinen Entscheidungen zu gelangen, und eben weil der Vf. in seiner Abhandlung sich doch an das Allgemeine halten muss, wird er auch schwerlich, so behutsam und vorsichtig er auch in seinen Bestimmungen gewesen ist, sich allgemeinen Beyfall damit erwerben. Selbst diejenigen, welche diese Sache bloss von Seiten der Klugheit betrachten, werden dennoch Fälle genug in der Wirklichkeit oder in ihrer Phantasie finden, wo die Einmischung schädlich ist, und selbst wenn man alle Bestimmungen gelten lässt, welche der Vf. anführt, werden noch viele Zweifel entstehen müssen, ob die volle Freyheit im Ganzen nicht bessere Wirkungen hervorgebracht haben würde, als die Hemmungen derselben, welche man sich in guter Absicht erlaubt hat. Im Ganzen vertheidigt der Vf., mit *Smith*, die Freyheit. Er behauptet nur, dass Fälle vorkommen können, wo es nicht bloss die auswärtigen Staatsverhältnisse, sondern selbst die gute Staatswirthschaft fordern könne, sie einzuschränken, und wo der National-Reichthum durch eine solche Einschränkung gewinnen, so wie er bey verstatteter Freyheit verlieren müsste.

In dieser Hinsicht wird die Allgemeinheit einiger Sätze der *Smith*'schen Theorie geprüft und bestritten, als: 1) der Satz, dass jeder, der seinem Privat-Vortheile nachjage, auch den National-Reichthum befördere; 2) dass die Capitale bloss dann ihre beste Anwendung finden, wenn sich die Regierung schlechterdings aller Leitung derselben enthält; 3) dass die freyeste Concurrenz zwischen allen herrschen müsse.

Nachdem er nun im Allgemeinen darzuthun bemüht gewesen ist, dass sowohl die Gerechtigkeit Abweichungen von diesen Maximen gestatte, als auch, dass nicht nur in Hinsicht des Auslandes, sondern auch der innern Staatswirthschaft die Klugheit bisweilen Ausnahmen fordern könne: so zeigt er beyspielsweise, wie die Handelsfreyheit, auch bey der weisesten Politik unter den wirklich bestehenden Umständen, gewisse Einschränkungen erleiden müsse, und wie sie selbst dergleichen Einschränkungen in gewissen Fällen fordere, so dass die Vermehrung des National-Reichthums den Grund dazu hergebe, und erläutert seine Behauptung besonders durch den Getreidehandel und den Verkehr mit andern nothwendigen Bedürfnissmitteln; durch die Darstellung einiger schädlichen Erwerbungen und der gefährlichen Ausdehnung des Grund-Eigenthums einzelner Erwerber, indem er zugleich die Mittel prüft, wodurch eine solche vermeintlich schädliche Freyheit eingeschränkt zu werden

den pflegt, oder wodurch es wenigstens geschehen könnte; er handelt insonderheit auch von den Gewerben und dem Besitz moralischer Personen, und zeigt, was die Polizey in Ansehung ihrer zu verordnen habe, und wie diese Verordnungen nach der Verschiedenheit der Fälle verschieden seyn müssen; desgleichen von den Einschränkungen und Aufhebungen gewisser persönlicher Vorrechte, drückender Eigenthumsverhältnisse, Servituten, Roboten. Kurz, es bleibt keine Materie der Staatspolizey unberührt; und wenn auch gleich manchen selbst die Einschränkungen der allgemeinen Freyheit, welche der Vf. bald für nothwendig, bald für nützlich erklärt, unnütz oder schädlich zu seyn scheinen sollte: so wird man doch gestehen müssen, dass der Vf. durchgängig eine solche Vorsicht bey Beurtheilung der Fälle, wo Eingriffe der Regierung nöthig seyn möchten, empfiehlt, und dass er selbst, geleitet durch historische Gelehrsamkeit, so viel Behutsamkeit in Bestimmung dieser Fälle beweiset, dass auch der strengste Physiocrat wird gestehen müssen, dass bey einer solchen weisen Ueberlegung des gemeinen Besten für die Privat-Freyheit nichts zu fürchten seyn würde. Das Kapitel über Theurung und Einschränkung des Getreidehandels nimmt, als eines der wichtigsten, mehrere Seiten ein, und hat zur Absicht, von neuem zu beweisen, dass in gewissen Fällen Handels-Einschränkungen nöthig seyen. Die Gegner werden indessen schwerlich durch des Vfs. Raisonnement überzeugt werden, da alle vorgebrachte Gründe und Bedenklichkeiten doch nur so viel beweisen, dass es gefährlich seyn kann, eine momentane, wechselnde und unvorbereitete Handelsfreyheit zu gestatten. Dass aber eine durchgängige, von je her eingeführte und für alle Fälle gesicherte Freyheit des Getreidehandels einem Lande je so nachtheilig werden kann, dass diesen Nachtheilen durch kein besseres Mittel vorzubeugen wäre, als durch ein Sperrsystem, scheint durch das, was der Vf. gesagt hat, noch nicht erwiesen zu seyn. Die Gründe und Gegengründe liegen indessen so vollständig vor den Augen des Publicums, dass die Entscheidung darüber billig den nachdenkenden Lesern allein überlassen werden kann.

Göttingen, b. Röwer: *Von den Elementen des National-Reichthums und von der Staatswirthschaft nach Adam Smith.* Zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen und beym Privat-Studio ausgearbeitet von *Georg Sartorius* u. s. w. 1806. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Buch ist als eine neue Auflage des Handbuchs der Staatswirthschaft anzusehen, welches der Vf. 1796. bey Unger in Berlin herausgegeben hat. Es stellt das *Smith*'sche System in einem gedrängten Auszuge dar, welcher zum Zwecke hat, die Theorie des Engländers desto deutlicher übersehen zu lassen, da bekanntlich das Hauptwerk nicht die genaueste Ordnung befolgt, und die Uebersicht des Ganzen durch die vielen Zwischen-Abhandlungen und Neben-Untersuchungen sehr erschwert wird. Dieser Auszug unterscheidet sich übrigens von dem früheren dadurch, dass bloss *Smith's* Theorie dargestellt ist, und alle abweichenden Ideen des Vfs., welche hie und da in der vorigen Ausgabe eingemischt waren, weggeblieben sind. Seine abweichenden Meinungen hat der Vf. in den oben angezeigten Abhandlungen vorgetragen. Der Auszug ist ausführlicher, als den *Garnier* in der Einleitung zu seiner französischen Uebersetzung von *Smith* geliefert hat, und wird gewiss seinen Zweck vollkommen erfüllen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Ueber die Auswanderungen der Schwaben, vorzüglich der Wirtemberger nach Preussisch Pohlen, Podolien und die Krim.* Nebst Nachrichten von diesen Ländern. 1804. 64 S. 8. (5 gr.) — Bekanntlich wanderten vor einigen Jahren mehrere Tausende aus Schwaben aus, um sich theils im preussischen Antheile von Polen, theils in Podolien oder der Krim niederzulassen. Mehrere Federn setzten sich damals in Bewegung, um das Publicum über die Ursachen dieser Erscheinung zu belehren, oder um durch wahre und falsche Darstellungen des Zustandes jener Länder und der Lage der Ausgewanderten in denselben der Auswanderungslust entgegen zu wirken. Die gegenwärtige Schrift sagt einiges Unbefriedigende und auch für die damalige Zeit nur wenig Passendes über das Recht des Deutschen, auszuwandern. Der im westphälischen Frieden gegründeten Befugniss wird nicht erwähnt. Er glaubt, dass die Auswanderung dem übervölkerten Schwaben keinen bedeutenden Nachtheil bringe, weil nur Arme, Aushäuser, Abentheurer und religiöse Schwärmer auszuwandern pflegen. Allein dessen nicht zu gedenken, dass die letzte Classe grossentheils aus arbeitsamen, wohlhabenden und ruhigen Bürgern besteht: so ist die Volksmenge Schwabens mit der Fruchtbarkeit und dem möglichen Ertrag seines Bodens noch lange nicht in gehörigem Verhältnisse. Auch haben sich die Ursachen der Verarmung seit einigen Jahren in einer so schauderhaften Progression vervielfältigt, dass bloss der Wegzug der Armen Schwaben beynahe zur Einöde machen würde. Die Nachrichten, welche der Vf. von den auf dem Titel genannten Ländern giebt, sind äusserst dürftig. (von den an Podolien gränzenden, ehemals türkischen, Provinzen, von Odessa, Cherson u. s. w. darf man hier gar nichts suchen), und, ungeachtet sie eher zu der Auswanderung nach Podolien und nach der Krim aufmuntern: so geben sie doch dem Auswanderer über das, was er zu hoffen und zu fürchten, zu thun und zu vermeiden habe, keine hinlängliche Belehrung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. März 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Mad. Huzard: *Novae Hollandiae plantarum specimen.* Auctore *Jacobo Juliano Labillardière*, instit. nation. socio. Fasc. 8 — 22. folio. 1805. 1806.

Wir fahren fort, aus diesem wichtigen Werke, dessen erste Hefte wir (A. L. Z. 1805. Nr. 337.) angezeigt haben, die vorzüglichsten Entdeckungen auszuheben.

Cl. V. *Campanula litoralis*, kommt mit *C. gracilis Smith. exot. bot.* t. 45. sehr überein, welche letztere aber mit *Forsters* gleichnamiger Pflanze nicht zu verwechseln ist. *Lobelia gibbosa*, gränzt so nahe an *L. Tupa*, dass man sie kaum davon unterscheiden kann. *Lobelia alata, caule alato, foliis radicalibus ovato-lanceolatis dentato-glandulosis, floribus axillaribus*, ausgezeichnet und neu. *Lobelia cuneiformis* kommt der *Lob. goodenioides Willd. hort. berol.* t. 30. etwas nahe, ist aber doch durch den Blüthenstand (*flor. axillares*) unterschieden. *Lobelia heterophylla, foliis radicalibus oblongis, caulinis pinnatifidis, summis linearibus integerrimis, floribus pedunculos aequantibus. Goodenia elongata, hispida* (davon drückt das Kupfer nichts aus) *foliis oblongis integerrimis, pedunculis filiformibus longissimis.* Gute Bemerkung, dass bey mehrern Arten die Scheidewand fehle; diese gehören aber zur Gattung *Selliera Cav. anal.* n. I. *Goodenia repens, caule decumbente radicante, foliis carnosis integerrimis corollisque glabris, floribus bibracteatis. Velleja trinervis. Smith's Velleja* scheint dem Rec. einerley mit *Selliera Cav.* zu seyn. *Scaevola globulifera, foliis lanceolatis dentatis nervosis, floribus axillaribus. Scaevola crassifolia, foliis obovato-spathulatis denticulatis crassis, floribus spicatis bracteatis. Scaevola cuneiformis, foliis lanceolatis basi attenuatis dentatis, bracteis integerrimis.* (Dieselbe oder eine sehr ähnliche brachte *Forster* aus Neu-Kaledonien als *Sc. saligna* mit.) *Cyathodes*, eine neue Gattung, mit *Baeobotrys* und *Styphelia*, doch mehr mit letzterer verwandt. *Cal. 5phyllus, basi squamulis imbricatis; germen urceolo cinctum. Bacca polysperma aut drupa 8locularis.* Das ist doch eine zu grosse Verschiedenheit der Früchte, um nur eine Gattung auszumachen. *C. glauca, fol. lanceolatis integerrimis subverticillatis, fructibus drupaceis sessilibus axillaribus.* Diese Art würden wir eher zur *Styphelia* gezogen haben; aber die folgende, *C. disticha*, gehört unstreitig hieher, und ist eine ausgezeichnet schöne Art. *Pogonia tetrandra, foliis lanceolatis serratis, pedunculis axillaribus umbellatis. Ceanothus spathulata, foliis spathulatis integerrimis aveniis subtus tomentosis, racemis axillaribus terminalibusque. Ceanothus globulosa, foliis spathulatis integerrimis venosis, subtus tomentosis, cymis pedicellatis subcapitatis. Pomaderris* (nicht gut zusammengesetzt: denn πῶμα und δέῤῥις stehn beide im Nominativ. Besser wäre *Hymenopoma*), *Cal. turbinatus 5fidus. Pet. 5 fornicata staminibus opposita. Capsula 3cocca, membrana operculata.* Zu dieser Gattung mag wohl *Ceanothus discolor Vent. Malmais.* t. 58. gehören. Hier sind zwey Arten: *Pom. elliptica, foliis ovalibus integerrimis subtus tomentosis, cymis terminalibus confertis. Pom. apetala, foliis ovato-oblongis duplicato-serratis* (? *eroso-dentatis*) *floribus apetalis racemosis. Lasiopetalum triphyllum, foliis ternis, lateralibus cordato-ovatis integris, intermedio oblongo sinuato, floribus apetalis, filamentis* 10, *alternis sterilibus. Billarderia longiflora, volubilis, foliis lanceolatis aveniis laevibus, petalis longissimis margine introflexis. Bill. fusiformis, subscandens, foliis lanceolatis subhirsutis, antheris conniventibus.* Daher rechnet der Vf. diese Gattung zu den *Solanaceis. Viola hederacea, stolonibus reptantibus, foliis cordatis subrepandis, caule unifloro.* Gehört mit *V. verticillata* zu den *ecalcaratis*, die billig eine neue Gattung machen. *Actinotus* (ist *Eriocalia Smith. exot. bot.* t. 78. 79.) eine höchst merkwürdige Gattung, die den Uebergang von den Umbellaten zu den *Compositis* macht, und neben *Astrantia, Azorella* und *Hydrocotyle* steht. *Astrantia Epipactis* ähnelt ihr schon sehr. Der Gattungs-Charakter besteht in der einfachen gedrängten Dolde, die beynahe einen Knopf bildet, und in wolligen, lanzetförmigen, gefärbten Hüllblättern, die viel länger als die Dolde sind. Die Blume hat keine Krone, sondern nur einen fünftheiligen Kelch, und die Samen sind behaart. Der Vf. nennt die hier dargestellte Art: *Actinotus Helianthi*; es ist *Smith's Eriocalia major. Thesium drupaceum, aphyllum, ramulis striatis angulatis subdentatis, filamentis alternis sterilibus, fructu drupaceo. Canthium quadrifidum, foliis lanceolatis acuminatis oppositis, floribus axillaribus. Coprosma hirtella, foliis lanceolatis, capitulis pedicellatis, staminibus inclusis, stylis longissime exsertis hirsutis. Chenopodium baccatum, foliis lanceolatis integerrimis, racemis compositis terminalibus masculis et femineis, fructu baccato.* Könnte wegen der Frucht wohl zur *Anabasis* gerechnet werden; indessen geben wir dem Vf. Recht, dass es eher ein *Chenopodium* ist. *Swertia parnassifolia, foliis radicalibus cordatis, caulinis lanceolatis alternis, corollis quinquepartitis. Eryngium vesiculosum,*

sum, stolonibus reptantibus, foliis lanceolatis pinnatifido-spinosis, seminum vasiculis acuminatis. ***Azorella lanceolata***, *umbellis compositis, foliis lanceolatis integerrimis.* ***Azorella ovata***, *umbellis compositis, foliis ovatis imbricatis.* ***Azorella compressa***, *umbellis compositis, caule compresso subaphyllo.* ***Scandix glochidiata*** (offenbar eine *Caucalis*). ***Apium prostratum***, *foliis ternato-pinnatis, foliolis cuneiformibus incisis, umbellis oppositifoliis.* (*Venten. Malmais.* t. 81.) ***Stackhousia monogyna***, *stylo tripartito, foliis obovato-lanceolatis.* ***Drosera binata***, *scapo radicato, petiolis folio binato lineari longioribus:* ***Drosera spathulata***, fehr nahe mit *Dr. longifolia* verwandt, doch verschieden. ***Drosera peltata Thunb.*** (vgl. *Smith's exot. bot.* t. 41.)

Cl. VI. ***Borya.*** Diese Gattung kann füglich wegbleiben, sie hat alle Charaktere mit *Aphyllanthes* gemein. Die Art, die hier vorkommt, *B. nitida*, würde *Aph. australis* heissen, und folgendes die specifische Differenz seyn: *Aph., fruticosa, ramis radicantibus, foliis linearibus perennantibus, stigmate capitato;* dagegen *Aph. monspeliensis, foliis radicalibus gramineis, caule nudo, stigmate tripartito.* ***Hypoxis hygrometrica***, *foliis lineari-setaceis pilosis scapum subnudum uniflorum aequantibus.* ***Ornithogalum dichotomum***, *petalis alternis ciliatis, caule dichotomo subaphyllo, foliis linearibus pilosis.* ***Ornith. triandrum***, *petalis alternis ciliatis, scapo umbellato, foliis linearibus pilosis scapum subaequantibus, floribus triandris.* ***Aletris punicea***, *foliis lineari-lanceolatis striatis crenulatis, scapo subfolioso.* ***Anopterus.*** *Cal. 6fidus persistens. Cor. tubo brevissimo sexloba. Caps. 1locularis 2valvis. Semina alata, valvularum marginibus adfixa.* Eine Art: ***An. glandulosus.*** ***Loranthus floribundus*** (einerley mit *Lor. punctatus fl. peruv.*). ***Frankenia tetrapetala***, *floribus solitariis 4petalis, foliis teretibus punctatis basi solutis.* ***Gahnia psittacorum***, *paniculae densae spiculis oblongis, altero flosculo sterili aut o.* ***Gahnia trifida***, *paniculae capitulis subglobosis, stylo 3fido.* ***Ehrharta distichophylla***, *foliis distichis linearibus, spica compressa.* ***Ehrh. stipoides***, *panicula flexuosa simplici, pedicello corollae exterioris aristatae piloso.* ***Lomandra.*** *Cal. 6phyllus persistens, basi squamis imbricatis cinctus. Cor. o. Antherae margine circulari cinctae orbiculares. Caps. supera 3locularis 3valvis. Sem. arillata.* ***L. longifolia***, *foliis planiusculis apice dentatis scapo longioribus, antheris conformibus.* ***L. rigida***, *foliis vaginantibus distichis crassis apice dentatis antheris alternis emarginatis.* Diese Gattung gehört offenbar zu den *Juncis.* ***Campynema*** (besser *Campylonema*). *Cor. 6petala persistens supera. Filam. recurva. Caps. 3locularis polysperma.* Eine Art: ***Camp. lineare.***

Cl. VIII. ***Tetratheca pilosa***, *foliis sparsis cauleque pilosis, summis linearibus integerrimis, laciniis calycinis suborbiculatis.* ***Tetr. glandulosa***, *foliis alternis ovato-oblongis dentatis cauleque piloso-glandulosis, laciniis calycinis ovato-lanceolatis.* ***Boronia pilosa***, *foliis pinnatis linearibus pilosis, floribus axillaribus solitariis.* (Mit *B. pinnata Andrews repos.* t. 58. fehr nahe verwandt.) ***Bor. tetrandra***, *foliis pinnatis spathulatis glabris, filamentis alternis sterilibus.* ***Bor. Pilonema***, *foliis simplicibus oblongis oppositis integerrimis, pedunculis solitariis unifloris ebracteatis, filamentis glabris.* (Kommt mit *B. parviflora Smith tract.* t. 6. überein.) ***Polygonum appressum***, *foliis orbiculatis crenulatis, racemis simplicibus axillaribus, stylis appressis subcrenulatis.* ***Haloragis racemosa***, *foliis lanceolatis serratis sessilibus, racemis terminalibus axillaribusque.* ***Hal. digyna***, *foliis alternis linearibus integerrimis, floribus axillaribus confertis.*

Cl. X. ***Pultenaea juniperina***, *foliis linearibus mucronatis glabris, floribus axillaribus terminalibusque subsolitariis, bracteis integerrimis pedunculum subaequantibus.* ***Pult. dentata***, *foliis linearibus tuberculatis, capitulis terminalibus bracteatis, appendiculis dentatis calycem aequant.* ***Aotus ferruginea***, *foliis linearibus obtusis margine revolutis, floribus axillaribus ramulis summi ferrugineis.* ***Gompholobium latifolium***, *foliis ternatis spathulato-linearibus, ramulis angulatis glabris, carina fimbriata.* (Ist mit *G. psoraleaefolium Hooker paradis. lond.* t. 6. und *Gomph. fimbricatum Smith exot. bot.* t. 58. einerley; von *G. latifolium Smith annal. of bot.* 1. aber unterschieden). ***Gomph. tomentosum***, *foliis impari-pinnatis 2—3jugis stipulaceis, caule tomentoso.* ***G. ellipticum***, *foliis simplicibus oblongis acuminatis subverticillatis, capitulis terminalibus racemosis.* ***G. spinosum***, *aphyllum, ramis spinescentibus dichotomis, [illegible]bus solitariis.* ***Daviesia umbellata***, *foliis alternis lanceolato-linearibus pungentibus, ramis spinescentibus, pedunculis axillaribus subumbellatis quaternis, calyce truncato.* ***Dillwynia obovata***, *foliis oblongis basi attenuatis oppositis, floribus axillaribus.* ***Sphaerolobium minus*** (ist einerley mit *Sophora juncea Schrad., Pultenaea juncea Willd., Daviesia denudata Venten.* und *Viminaria denudata Smith. exot. bot.*). ***Eriostemon squameus***, *foliis lanceolatis integerrimis subtus squamatis, pedunculis axillaribus trifidis.* ***Spergula apetala***, *caespitosa, foliis linearibus connatis imbricatis, floribus apetalis pentandris.*

Cl. XI. ***Pleurandra.*** *Cal. 5partitus. Pet. 5 emarginata. Stam. fasciculatim secunda. Styli 2. Caps. supera 2locularis, loculis 2spermis, bifariam dehiscens.* Zwey Arten dieser neuen Gattung: ***Pl. ovata***, *foliis oblongis asperis, floribus 12andris.* ***Pl. acicularis***, *foliis linearibus acuminatis glabris, floribus hexandris.* ***Cephalotus follicularis***, eine der merkwürdigsten Pflanzen aus van Leeuwen's Land, die in Rücksicht ihres Baues an *Dionaea Muscipula* und *Sarracenia* gränzt. Ausser den oblongen, glattrandigen, zugespitzten, unten etwas haarigen Blättern, liegen auf dem Boden Schläuche oder Säcke mit Deckeln versehn, die in der Länge mit hervorstehenden Falten versehn sind, und an der Mündung funfzehn bis zwanzig einwärts gebogene Haken sitzen haben; der Dekkel dieser Taschen ist netzförmig geadert, rund und ausgerandet. Es ist Schade, dass der Vf. nichts über die Bestimmung dieser merkwürdigen Schläuche sagt. In Mitte der Wurzelblätter erhebt sich einen Schuh hoch

hoch ein unten dreykantiger Blumenschaft, der die Blumen in einer Dolde trägt. In einem sechstheiligen Kelche, ohne Blumenkrone, stehn zwölf Staubfäden, an deren Spitze eine Drüse sitzt (gerade wie bey *Adenanthera* und *Pedalium*). Sechs Pistille; die Frucht konnte der Vf. nicht untersuchen.

Cl. XII. *Calytrix* (besser *Trichocalyx*). *Cal. inferus bracteatus, quinquefidus, laciniis seta terminatis. Pet. 5 calyci adnata. Capf. 1sperma non dehiscens. C. Tetragonia, foliis sparsis oblongis tetragonis punctato-glandulosis, floribus solitariis axillaribus. Leptospermum sericeum, foliis obovatis acutis nervosis calycibusque sericeis, laciniis persistentibus.* (Gränzt zunächst an *L. lanigerum.*) *L. marginatum, foliis obovatis trinerviis marginatis ciliatis, floribus decandris lateralibus glomeratis.* (Diese Art geht in die Gattung *Metrosideros* über.) *Pileanthus* (besser *Pilanthus* (πῖλος) könnte eben so gut zur Polyadelphie gezählt werden, gränzt an *Calyptranthes*: denn die Blume hat eine ähnliche Hülle, aber hier ist eine fünfblättrige Blumenkrone in einem zehntheiligen Kelche. Die Frucht scheint auch eine Beere zu seyn. *P. Limacis, foliis clavatis superne convexis, inferne sulcatis* (daher der Trivialname). *Eucalyptus incrassata, operculo conico calycis longitudine, umbellis axillaribus, pedunculo ancipiti, foliis oblongis crassiusculis acuminatis. Euc. viminea, operculo hemisphaerico longitudine calycis, pedunculis axillaribus trifloris, foliis elongatis lineari-lanceolatis.* (Wahrscheinlich einerley mit *Euc. saligna Smith.*) *Euc. cordata, operculo hemisphaerico mucronato, foliis oppositis sessilibus cordatis crenatis. Euc. ovata, operculo hemisphaerico mucronulato, umbellis lateralibus terminalibusque paucifloris, pedunculis ramulisque subteretibus, foliis ovatis subcrenatis. Euc. amygdalina, operculo hemisphaerico mutico, capitulis terminalibus lateralibusque, foliis lineari-lanceolatis.* (*Metrosideros salicifolia Gärtn.?*)

Cl. XIII. *Elaeocarpus peduncularis*, hauptsächlich durch den Blüthenstand (*pedunculi solitarii axillares*) von *El. Dicera Vahl.* unterschieden: denn die Blätter sind dieselben. *Dillenia procumbens, fruticulosa procumbens, foliis lineari-lanceolatis crassiusculis aveniis.*

Cl. XIV. *Prostanthera* (besser *Prosthecanthera* προσθήκη), eine neue merkwürdige Gattung: *Cal. 2labiatus, post anthesin clausus, labio utroque integro. Antherae appendiculatae* (es ist ein herabhängender Faden, der in Borsten ausgeht). *Baccae 4 monospermae. Prosth. Lasianthus* ist die einzige Art. *Anthocercis* (besser *Cercanthus* oder *Actinanthus*). *Cal. 5fidus. Cor. hypocrateriformis 5fida, laciniis lanceolatis tubo longioribus. Capf. 2locularis. Anth. litorea* ist die einzige Art.

Cl. XVII. *Comesperma*, mit *Polygala* einerley; denn die behaarten Samen und die keulenförmigen Früchte finden sich auch bey der letztern. *Comesp. virgata, fol. alternis lanceolato-linearibus acutis, racemis elongatis.* (*Polygala laxa Thunb.?*) *Comesp. retusa, foliis oblongis obtusis sparsis, racemis terminalibus.* (*Polygala chinensis L.?*) *Comesp. conferta, foliis linearibus strictis imbricatis, racemo terminali. Comesp. calymega* (besser *calycina*), *foliis lanceolatis sparsis, laciniis calycinis subaequalibus. Comesp. volubilis, caule volubili, foliis lanceolatis, racemis terminalibus, carina tridentata.*

Cl. XVIII. *Calothamnus.* Ein herrliches Gewächs, ausgezeichnet durch blutrothe verwachsene Staubfäden, die, viel länger als die Blumenkrone, sich in drey Bündel theilen, von denen das eine sehr breit zweylappig ist, und 24 bis 30 Antheren oben auf sitzen hat. Die Blumenkrone besteht übrigens aus vier Blättern, und der Kelch ist viertheilig, die Kapsel dreyfächerig. *Cal. sanguinea* ist die einzige Art. *Melaleuca striata* (mit *M. genistoides* sehr nahe verwandt). *Mel. pentagona, foliis alternis lineari-lanceolatis subtus striatis, calycibus pentagonis globoso-confertis. M. thymoides, foliis sparsis oblongis trinerviis, floribus glomeratis. M. squamea, foliis sparsis ovato-lanceolatis trinerviis, floribus glomeratis, cortice suberoso. M. fascicularis, foliis oppositis fasciculatisque linearibus carnosis, floribus solitariis axillaribus. M. cuticularis, foliis oppositis confertis linearibus obtusis crassiusculis, floribus solitariis axillaribus. M. gibbosa, foliis decussatis ovatis trinerviis, ramulis fructiferis tumidis. M. elliptica, foliis oppositis ellipticis subtus punctatis venosis, floribus confertis. Ascyrum involutum* und *humifusum* würde man für *Hyperica* halten, wenn die Kapseln nicht einfächerig wären. *Candollea. Cal. 5partitus. Pet. 5. Staminum fasciculi 5. Capf. 5 uniloculares. Sem. 2arillata. Cand. cuneiformis* ist die einzige Art.

Cl. XIX. *Aequal. flosculos. Podesperma. Cal. imbricatus. Rec. mammillatum. Papp. plumosus. Semina latere pedicellata.* Die einzige Art: *Pod. angustifolia*, sieht einer *Staehelina* ähnlich. *Cacalia linearis, fruticosa, foliis confertis linearibus obtusis subtus tomentosis, floribus solitariis axillaribus. Cac. salicina, fruticosa, foliis oblongo-lanceolatis crenatis subtus tomentosis, racemis axillaribus. Eupatorium ferrugineum, squamis calycinis intimis reflexis, foliis lineari-lanceolatis aveniis, adultis subtus ferrugineis. Eup. rosmarinifolium, squamis calycinis intimis reflexis, foliis sparsis linearibus margine revolutis rugosis subtus tomentosis. Chrysocoma cinerea* (mit *Chr. nivea* so nahe verwandt, dass Rec. keinen Unterschied angeben kann.) *Chrys. reticulata* (wahrscheinlich eine *Staehelina*, obgleich von der Spreu des Fruchtbodens nichts zu sehen ist, aber der *Pappus* ist *plumosus.*) *Chrys. squamea, foliis lanceolatis subtus tomentosis, pedunculis elongatis squamatis, capitulis terminalibus. Calea aculeata, fruticosa, foliis linearibus deflexis supra aculeatis subtus tomentosis, corymbis fastigiatis. Calea spectabilis, herbacea, foliis lanceolatis venosis subdecurrentibus, panicula terminali. Gnaphalium semipapposum, suffruticosum* (*? Argyranthemum*), *foliis linearibus subtus tomentosis, corymbis confertis. Gnaph. apiculatum, herbaceum, foliis spathulatis mucronatis basi tomentosis, floribus paniculatis, foliolis calycinis ciliatis. Gn. collinum* (zunächst neben *Gn. involucratum Forst.*, aber unterschieden durch die

sehr

fehr kurze gemeinfchaftliche Hülle, und durch die ftumpfen Kelchfchuppen). *Elichryfum dealbatum, herbaceum, foliis lanceolatis fubtus fericeis albidis, pedunculis unifloris nudiufculis. El. fcorpioides, herbaceum, foliis lanceolatis fupra fubpapillofis fubtus lanuginofis, pedunculis unifloris fquamofis (El. ftoloniferum?). El. papillofum, foliis lanceolatis papillofo-pilofis, calycibus bracteatis terminalibus.* (Durch den Ueberzug der Blätter und die graue Farbe der Kelche von *El. bracteatum Venten.* unterfchieden.) *Erigeron Pappochroma, foliis radicalibus obovatis ferratis glabris, caulinis integerrimis lanceolatis, ramis unifloris foliofis. Senecio quadridentatus* (ift doch eher eine *Conyza*). *After phlogopappus, foliis oblongis dentatis fubtus tomentofis, junioribus fupra ftellato-hifpidis, paniculis corymbofis, pappo colorato. Aft. ftellulatus, fruticofus, foliis lanceolatis ferratis fubtus tomentofis, junioribus fupra ftellato-hifpidis, paniculis corymbofis. Aft. glandulofus, fruticofus, foliis linearibus crenato-glandulofis pellucidis, ramis corymbofis. Aft. ramulofus, fruticofus, foliis linearibus fparfis margine revolutis, ramulis unifloris. Aft. microphyllus, fruticofus, foliis fafciculatis ovalibus fubtus niveis deflexis, ramulis unifloris. Aft. aculeatus, fruticofus, foliis linearibus fparfis margine revolutis, fupra aculeatis fubtus tomentofis, ramis fubracemofis. Aft. argophyllus, fruticofus, foliis lato-lanceolatis dentatis fubtus fericeis, panicula ramofa, radiis fubternis. Aft. myrfinoides, fruticofus, foliis obovatis fubtus tomentofis fubcrenulatis, corymbis fubtrifloris, radiis fubternis. Aft. vifcofus, fruticofus, foliis oblongis oppofitis integerrimis fupra vifcofis fubtus tomentofis, corymbis terminalibus. Bellis graminea, caule fimplici foliofo unifloro, foliis lanceolato-linearibus integerrimis. Bellis ftipitata, fcapis unifloris bafi fubfquamofis, foliis obovato-oblongis dentatis, feminibus apice cornutis. Bellis aculeata, caule ramofo, foliis lanceolatis remote ferratis, feminibus marginatis apice aculeatis. Bellis ciliata, caule ramofo, foliis pinnatis lineari-fubulatis, feminibus marginatis ciliatis. Podolepis. Cal. imbricatus, fquamis fubpedicellatis. Rec. nudum. Pappus pilofus. P. rugata,* die einzige Art. *Siloxerus* (beffer *Stylonceros*). Höchft merkwürdig. In einem runden Knopfe, von einigen Blättern unterftützt, fitzen viele zwey- bis fünfblüthige Kelche auf einem haarigen Fruchtboden zwifchen Spreublättchen. Die Samen find umgekehrt pyramidalifch, mit Drüfen, und oben mit einem gezähnten Krönchen befetzt. Das Piftill ift nach unten fehr gefchwollen: daher der Name (ὀγκηρος). Die einzige Art *St. humifufus* gränzt an *Sphaeranthus* oder *Spilanthes*.

Cl. XX. *Difperis alata*, ift eher eine *Ophrys*, und kommt, wegen der geflügelten Säule, mit *Bonatea* überein. *Epipactis reflexa, fcapo tereti unifloro, foliis ovato-oblongis, labello integro marginibus inflexo, petalis binis reflexis. Ep. cucullata, fcapo fubunifloro, folio altero cucullato vaginante, labello integro acuto fupra tomentofo. Malaxis fubulata* (ift ein *Oncidium Swartz*). *Stylidium pilofum, foliis radicalibus gramineis, fcapo paniculato, laciniis calycinis partitis. Styl. glaucum, foliis radicalibus fubfpathulatis integris glaucis, caule paniculato. Styl. graminifolium Swartz. Styl. fetaceum, foliis fetaceis, fcapi gracilis racemo fimplici, laciniis calycinis dentatis. Styl. Armeria, foliis lineari-lanceolatis integerrimis, fcapo racemofo. Styl. umbellatum, foliis linearibus fcapo umbellato.*

Cl. XXI. *Cafuarina quadrivalvis, dioica, ramulis flaccidis, ftrobilorum fquamis villofis, calyce mafculorum quadrivalvi. Carex litorea, fpicis mafculis fubbinis terminalibus, femineis fubquaternis breviter pedunculatis erectis, fructibus ellipticis bifurcatis fquama ovato-lanceolata majoribus, culmo teretiufculo. Myriophyllum amphibium, foliis obovato-oppofitis, floribus folitariis axillaribus.*

Den Standort bemerkt der Vf. nicht weiter, als überhaupt: *van Diemens Land, van Leeuwen Land.*

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Liegnitz* u. *Leipzig*, b. Siegert: *In welchen Verhältniffen fteht der Geiftliche gegen den Schullehrer?* Von einem katholifchen Pfarrer der Breslauer Diöces. 1805. VIII u. 94 S. 8. (5 gr.) — Statt einer dem Titel nach zu vermuthenden Beleuchtung deffen, was der Schullehrer dem Prediger leiften müffe, welche Forderungen diefer an jenen, und welche Rechte er über ihn habe, wenn er in feinem Amte das feyn will, was er feyn foll, und welche Anfprüche dagegen der Schullehrer an den Prediger habe, findet man hier nur die erforderlichen Kenntniffe, die Pflichten und die Befchwerden des Predigers gegen die des Schullehrers aufgeftellt, um fie auf beiden Seiten als grofs, wichtig, und, was die Kenntniffe und Pflichten betrifft, als höchft wirkfam, jede in ihrer Art, zu erkennen, woraus nachher die gegenfeitige Achtung, welche beide Stände für einander haben, und das mehr freundliche Wohlwollen (der Vf. fordert felbft Freundfchaft in dem hohen Sinne des Worts), in welchem fich der Prediger dem Schullehrer nähern foll, gefolgert werden. Diefs Letztere kann aber doch nur dann möglich feyn, wenn der Schullehrer zu den richtig gebildeten Männern gehört. Diefs, hofft der Vf., werde nun bey dem, durch den Fürft-Bifchof auf königl. Verwilligung und Koften neu angelegten Schullehrer-Seminarium immer der Fall feyn. Wir wünfchen es mit ihm aufrichtigft, wiffen aber aus näherer Kenntnifs mehrerer Seminarien diefer Art, dafs aus ihnen mancher Aftergebildete hervorgehe, dem der weife Prediger nicht mit Freundfchaft entgegen kommen darf. — Die oft wiederholten fchmeichelnden Lobfprüche des Vfs. auf die Stifter und die Directoren des Seminars dürften übrigens eben fo wenig gefallen, als der Stil deffelben, der bald geziert, bald wieder durch Kraftausdrücke verunftaltet ift; denn mit Schmutz, Schlamm, Koth, ftinkenden Pfützen, literarifchem Koth, mit welchem die Schäflein befudelt werden, hat es der Vf. viel zu thun. S. 30. wird fogar ein Mann, der gute Bücher lieft, mit demjenigen verglichen, der guten Dünger in den Acker wirft.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. März 1807.

GESCHICHTE.

München, im akad. Bücherverlag: *Neue historische Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften.* — *Erster* Band. 1804. 40½ Bogen. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweyter* Band. 1804. 18½ Bog. gr. 8. nebst 2 genealog. Tafeln und einer Karte. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die historische Klasse der kurpfalzbayerschen Akademie der Wissenschaften in München, die sich bereits während eines Zeitraumes von mehr als 40 Jahren durch ihre Bemühungen um die Aufnahme der Geschichtskunde ihres Vaterlandes ein bleibendes Verdienst erworben hat, fährt rühmlich fort, dem Publikum in dem vorliegenden Werke die Früchte ihrer weitern historischen Forschungen vorzulegen, und erwirbt sich dadurch einen gegründeten Anspruch auf wiederholten Dank der literarischen Welt. Die gegenwärtigen Abhandlungen sind indessen, wie sich solches von einer Sammlung mehrerer Aufsätze von verschiedenen Verfassern wohl denken läst, weder in Rücksicht auf ihren Inhalt, noch auf ihre innere Güte von gleichem Werth.

Den Reihen führet eine schon im J. 1789. eingesandte Abhandlung des Hn. *Vinzenz v. Pallhausen*, kurfürstl. geheimen Staatsarchivars, an, worin folgende Preisfrage beantwortet wird: Waren einst die sämmtlichen heutigen Reichsstände in Bayern auch sämmtlich bayersche Vasallen? — Wann und durch welche Veranlassungen sind sie zur unmittelbaren Reichsstandschaft gelangt? — Der Stoff ist interessant; die Ausführung grösstentheils gut; aber doch nicht über allen Tadel erhaben. Der Vf. ist zuweilen weitläufig, wo es nicht nöthig war, und zu kurz, wo er ausführlicher hätte seyn sollen. Eine unnütze Weitläufigkeit kündigt sich schon in den ersten *zwey* Abschnitten an. Im *ersten* wird gezeigt, was man unter Reichs- und Kreisständen, unter Reichsunmittelbarkeit und Mittelbarkeit, und Regalien, Reichsfürsten, Reichsprälaten, Vasallen und dergleichen verstehe. (Solche Notizen sollte man doch in eine akademische Abhandlung nicht aufnehmen). Im *zweyten* Abschnitte holt der Vf. ziemlich weit aus. Er liefert eine Geschichte der ersten Kirche zur Bestimmung der Gränzen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht. Das meiste von dem, was hier vorkommt, hätte als bekannt vorausgesetzt und nur kurz angedeutet werden können. Der ganze *dritte* Abschnitt beschäftigt sich mit der Geschichte der Verbreitung der christlichen Religion in Deutschland überhaupt, und besonders in Bayern. Erst im *vierten* Abschnitte fängt der Vf. an, sich seinem Stoffe zu nähern, indem er darin von der Errichtung der Bisthümer in Bayern handelt. Die Geschichte der Stiftung und der Dotation derselben ist aber hier wieder viel zu umständlich erzählt. Doch wird bey dieser Gelegenheit ziemlich befriedigend gezeigt, dass der Herzog Theodo die Bisthümer aus landesherrlicher Macht gestiftet habe. In Ansehung des Bisthums Salzburg finden wir unter den schon bekannten Beweisen S. 42. einen ganz neuen, der allerdings von dem scharfen historischen Blicke des Vfs. zeugt. Er erinnert nämlich, dass, wenn die fränkischen Könige oder die Pipinger nur den geringsten Einfluss als Oberherrn bey Errichtung der bayerschen Bisthümer gehabt hätten, der Bischof Arno, welcher selbst ein Günstling und Vertrauter Karls des Grossen war, in seiner *Annotatione ap. Hund. Metrop. Salisb.* T. I. S. 87. gewiss dessen Vater, oder Grossvater um so mehr dankbar würde erwähnt haben, da er diese Annotation gleich im ersten Jahre der Regierung Karls in Bayern, und selbst auf dessen Befehl verfasst hatte: ein Umstand, den bisher noch kein Geschichtsforscher bemerkt hat. Vom *fünften* bis zum *zehnten* Abschnitte (nur den *sechsten* abgerechnet, wo wieder einige Thatsachen aus der allgemeinen Kirchengeschichte von dem Ansehen des Papstes in Beziehung auf weltliche Macht, und von dessen Einfluss in die grossen Staatsgeschäfte aufgestellt werden) bemüht sich Hr. *v. P.* zu zeigen, dass die bayerschen Bischöfe sowohl zur Zeit der Agitolfinger, als der Karolinger, und der folgenden Regenten bis zu Otto von Wittelsbach unmittelbar unter der Landeshoheit der bayerschen Herzoge gestanden, aber immer mehr Privilegien und Freyheiten erhalten, und sich zu grösserm Ansehen emporgeschwungen haben. Im Ganzen kann man mit dieser Ausführung zufrieden seyn. Aber unter den Beweisen kommen doch einige vor, die nicht strenge genug sind; einige angeführte Gründe beweisen das nicht, was sie beweisen sollen, und manches ist viel zu einseitig dargestellt. Die Auslegung einer Stelle aus den *Legg. Bajuar.* S. 48 u. f. *Si Episcopus contra aliquem culpabilis apparet, mallet eum ante Regem vel Ducem*, ist gezwungen, und durch keinen gültigen Beweis unterstützt. Aus dem Rechte der Herzoge, die Bischöfe zu den Landtagen und Concilien zu berufen, dürfte wohl nicht so ganz unbedingt eine Landeshoheit derselben über sie gefolgert werden kön-

können. Ihre Gegenwart war deswegen nothwendig, weil auf den Landtagen zugleich auch geistliche Dinge verhandelt wurden, weil sie *Comitia mixta* waren, wie der Vf. S. 51. in einer Anmerkung selbst gesteht. Er unterscheidet nicht immer genau zwischen den Verhältnissen der Bischöfe und bayerschen Regenten, in so fern diese letztern selbstständige Herzoge, oder zugleich fränkische und deutsche Könige waren; und er schliesst zuweilen unrichtig von dem, was jene den Königen, als Königen, leisten mussten, auf das, was sie den Herzogen zu leisten hatten. Zuweilen ist die Rede nur von Bürden, welche die niedere Geistlichkeit zu tragen hatte, und der Vf. nimmt es auf den Fuss, als wäre auch von den Bischöfen die Rede. Zum Beweise wollen wir hier nur auf den *neunten* Abschnitt aufmerksam machen, worin von dem Verhältnisse der bayerschen Bischöfe zu den Regenten aus dem sächsischen Hause die Rede ist. Im *eilften* Abschnitte ist der Investiturstreit zu kurz und oberflächlich erzählt. (Nach S. 97. trug Heinrich IV. darum auf eine neue Papstwahl an, weil Gregor VII. dem Könige Salomo von Ungarn einen Verweis gegeben hatte, dass er das Königreich Ungarn von jenem zu Lehen genommen habe. Wie ist es möglich, so etwas in den Tag hinein zu schreiben? Um einen Gewährsmann seiner Angaben scheint übrigens Hr. *v. P.* nie in Verlegenheit zu kommen. Oefter werden *Aventin*, *Falkenstein*, *Brunner* und andere genannt, wenn von Begebenheiten des elften, oder zwölften Jahrhunderts gesprochen wird. Dass der Papst Gregor VII. die Investituren in der Absicht verboten habe, nicht nur die geistlichen Güter, sondern auch die weltlichen Fürsten seiner Oberherrschaft zu unterwerfen, muss S. 96. *Lory* durch sein Zeugniss bestätigen.) Dass die bayerschen Bischöfe ihres beständigen Emporstrebens ungeachtet der Landeshoheit der Herzoge stets unterworfen waren, suchte der Vf. in den bisher angezeigten Abschnitten darzuthun. Der zweyte und dritte Punkt der Preisfrage: wann, und durch welche Veranlassungen sie zur unmittelbaren Reichsstandschaft gelangt seyen? werden im *zwölften* Abschnitte beantwortet. Das Resultat ist, dass sie sich unter Otto VI. von Wittelsbach der Oberherrschaft entzogen haben. Die Veranlassung wird S. 110. u. f. so angegeben: „Die Bischöfe, welche fürchteten, dass Otto, als ein Abkömmling Arnulfs, seine alten Hausrechte, das *jus regium*, und die Landeshoheit über sie behaupten möchte, benutzten diese Gelegenheit, huldigten ihm nicht, und unterwarfen sich dem König Friedrich als ihrem Schutzherrn. Otto musste sich begnügen, dass ihm Friedrich sein Stamm- und Erbland wieder eingeräumt hatte, und das übrige alles geschehen lassen." Wenn je bey einer Gelegenheit, so hätten wir bey dieser gewünscht, dass alle Punkte vorstehender Behauptung durch gültige Zeugnisse strenge wären bewiesen worden. Allein zum grossen Erstaunen fanden wir kein andres Zeugniss, als *Aventin. Annal.* B. 6. c. 6. n. 15. und Abts Coelestini *Mausoleum S. Emerami* S. 199. Jener nennet die Bischöfe unter denjenigen nicht, die dem neuen Herzoge Otto gehuldiget hatten; und dieser versichert mit dürren Worten, dass die Bischöfe sich damals der bayerschen Oberherrschaft entzogen haben. Wie wenig Aventins Stillschweigen hierin entscheiden könne, sieht jedermann ein; und die Behauptung des letzten, der ein viel zu später Zeuge ist, kann um so weniger von Gewicht seyn, da er sie durch kein Document unterstützte; und doch wird seine Behauptung S. 163. ein *unverwerfliches* Zeugniss genannt. Das übrige, was über diesen Gegenstand in dem *zwölften* Abschnitte noch vorkömmt, ist grösstentheils Polemik gegen zwey Parteyen von Schriftstellern, wovon die einen die Unmittelbarkeit der bayerschen Bischöfe schon in viel frühere Zeiten setzen, die andern aber behaupten, dass sie sich der Landeshoheit der Herzoge nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert entzogen haben. Am Ende werden im *dreyzehnten* Abschnitte noch Berchtesgaden, St. Emmeram, Nieder- und Obermünster; dann Sternstein, Ortenburg, Breiteneck, und die Stadt Regensburg besonders aufgeführt, und die vornehmsten Umstände von ihrer Stiftung oder Entstehung, von ihrem Wachsthum und dergleichen erzählt. S. 162. wird, wie dieses auch schon S. 110. geschah, bestimmt versichert, dass die alte bayersche Residenzstadt Regensburg im J. 1180. zu einer Reichsstadt gemacht worden sey. Im J. 1789., da der Vf. diese Abhandlung schrieb, konnte er freylich noch nicht wissen, was *Gemeiner* im J. 1790. in seiner *Geschichte des Herzogthums Bayern unter Kaiser Friedrich des Ersten Regierung* gegen diese Meinung eingewendet hat.

Die *zweyte* Abhandlung: *Ueber den Exemtionsprozeß des Gotteshauses St. Emmeram* mit dem Hochstift Regensburg vom Jahre 994—1325. ist in Ansehung ihres Inhaltes nicht so wichtig, wie die erste; aber die Ausführung fiel so aus, wie man sie von dem Vf., dem kurbayerschen geistlichen Rath, Hn. *Roman Zirngibl*, dem das Archiv seines Stifts nebst den übrigen Quellen offen stand, und den man schon aus andern Schriften als einen gründlichen Geschichtforscher kennt, erwarten durfte. Es ist bekannt, das zwischen den Bischöfen von Regensburg, und dem Benedictiner Stift St. Emmeram daselbst seit dem J. 994. groser Streit war, indem jene behaupteten, dass das Stift ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen sey, auch zuweilen sogar sich einer Herrschaft über dasselbe in weltlichen Dingen anmasen wollten; dieses hingegen sich standhaft weigerte, irgend eine Herrschaft der Bischöfe über sich zu erkennen. Zur Grundlage des Anspruches auf die Exemtion, vermöge welcher das Stift in geistlichen Dingen dem Papst allein unterworfen zu seyn behauptete, hatten ihm bisher ein karolingisches Diplom, eine Bulle des Papstes Leo vom J. 898., ein Diplom Ludwigs des Kindes vom J. 903., eine Arnulfische, und eine Ottonische Urkunde gedient. Allein alle diese Documente sind keine Originale, sondern sie sind von spätern Händen in das älteste Urkundenbuch des Stifts eingetragen,

aus

aus demselben von *Petz* herausgegeben, und aus diesem wieder ohne Verbesserung der *ersten* fehlerhaften Edition *in librum probationum Mausol. S. Emmerami* eingeschoben worden. Auch haben sie innerliche Fehler, und stehen in auffallendem Widerspruche mit der Geschichte. Der Vf. behauptet vielmehr, dass das Kloster St. Emmeram bis zu der Epoche der Güterabtheilung zwischen dem bischöflichen Sitze und dem Kloster, ein Kathedralkloster, und die Mönche Kathedralmönche gewesen sind; dass folglich bis zu diesem Zeitpunkte an eine Exemtion des Stifts gar nicht zu denken ist. Wir können dem Vf. in Aufzählung seiner Gründe nicht folgen; müssen aber gestehen, dass er seine Meinung sehr einleuchtend und gründlich dargethan hat. Er fährt hierauf fort, die Geschichte der Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und dem Stift bis zu ihrem Ende gröſstentheils aus den Processacten zu erzählen. Sie fiengen sogleich nach dem Tode des Abts Wolfgang, der im J. 980. eine Güterabtheilung zwischen den beiden Domkirchen zum heil. Emmeram, und zum heil. Petrus, und die Aufstellung eines eigenen Abts zu St. Emmeram für zweckmäſsig befunden hatte, im J. 994. an. Man ersieht hieraus, mit welcher Heftigkeit sie von beiden Seiten geführt wurden, wie die bischöfliche Partey sogar Gewaltthätigkeiten an den Mönchen ausübte, wie diese bald von den Kaisern, bald von den Päpsten einen günstigen Spruch erhielten, wie aber die Bischöfe demselben öfter wieder entgegen handelten, bis endlich im J. 1325. eine definitive päpstliche Sentenz dem Stifte die Exemtion, jedoch unter gewissen Einschränkungen, bestätigte, und dadurch dem Streite für immer ein Ende machte.

Den Beschluss dieses Bandes macht eine *kurze Geschichte der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten, in Hinsicht auf ihre Abstammung, Besitzungen, Ministerialen und Stiftungen*, von *Joseph Moriz*, ehemaligem Benedictiner im oberpfälzischen Stift Ensdorf. Sie ist eine von der Akademie gekrönte Preisschrift. Allerdings verdiente die Geschichte dieser Grafen näher untersucht zu werden, da sie sehr mächtige bayersche Dynasten waren, und als solche keinen unbedeutenden Einfluss in die Angelegenheiten Bayerns hatten. Es war aber unmöglich, die Abstammung dieser Grafen zu zeigen, ohne die Abstammung vieler anderer Grafen, welche im engsten Zusammenhange mit ihnen stehen, damit zu verbinden. Der Vf. musste daher auch die Abstammung der Grafen von Wels, von Neuburg am Inn, von Viechtenstein, Ratelnberg und Windberg untersuchen, und stellt hier zugleich die Resultate dieser Untersuchungen auf. Es ist ihm geglückt, die Genealogie der Grafen von Wels bis in die Zeiten des Herzogs Thassilo II. zurück zuführen. Der erste uns bekannte Besitzer von Wels war Machelm um das J. 777.; der zweyte hiess Diethelm. Eginolf, den wir als den ersten Besitzer von Lambach kennen, kömmt schon um das Jahr 739. vor. Auf ihn folgte Wilhelm, sein Sohn. Die nächsten Erben waren die drey Brüder Reinboto, Rozboto und Putulung. Endlich tritt im J. 993. Arnold I. als Graf zu Wels und Lambach zugleich auf; beide Grafschaften scheinen also im Verlaufe der Zeit durch Erbschaft auf einen und denselben Besitzer übergegangen zu seyn. Nach Arnold I. kennt man dessen Sohn Arnold II. als Grafen zu Wels und Lambach. Zwey Söhne Arnolds II. waren Markgraf Gottfried von Lambach und Pütten, und Adalbero, Bischof von Würzburg und Herr von Wels. Ob der erste die Herrschaft Pütten von seinem Vater geerbt habe, ist ungewiss. — Der älteste bekannte Graf zu Formbach war Thiemo I. in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Nach ihm kommen seine Söhne, Heinrich I., oder Hesso, und Thiemo II. von Formbach und Neuburg am Inn vor. Ein anderer Sohn des Grafen Thiemo I. war Meginhard, Graf von Windberg. Sein Bruder Ulrich war Graf zu Ratelnberg. Friedrich von Formbach war gleichfalls ein Bruder Meginhards, und Sohn des Grafen Thiemo I. Ekebert I., ein Sohn des Grafen Thiemo II., war Graf von Neuburg am Inn, Formbach und Pütten. Von seinen drey Brüdern war Heinrich II. Graf von Formbach, Gebhard Graf von Viechtenstein, und Eberhard I. Graf von Formbach um das Jahr 1072. Auf diese Art bearbeitete der Vf. auch die Geschichte der übrigen Grafen, die nach der Zahl der Familienglieder bald einzelne von diesen Grafschaften besassen, bald mehrere mit einander vereinigten, und er führte die Reihe bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fort. Wo es immer möglich war, macht er auch ihre Gemahlinnen, und ihre übrigen Brüder und Verwandten namhaft; er weiset jede Urkunde nach, worin sie entweder als unterhandelnde Personen, oder als Zeugen auftraten, oder worin ihrer auf irgend eine Veranlassung gedacht wurde, und er erzählt alles, was er von ihnen merkwürdiges fand. Hierauf werden im *zweyten* Hauptstücke die Besitzungen der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten an eigenthümlichen Grafschaften, Gerichten, Herrschaften, Schlössern und andern Gütern, im *dritten* die Ministerialien derselben Grafen, und endlich im *vierten* ihre Stiftungen an Klöstern, Probsteyen, Pfarrkirchen u. s. w. angegeben. Da der Vf. eine Menge Urkunden und anderer alter Schriften durchlesen, prüfen und vergleichen musste, um die gegebenen Resultate herauszufinden: so hat er sich durch diese äusserst mühsame, und wohlgerathene Arbeit gewiss ein grosses Verdienst erworben. Dennoch gesteht er am Schlusse dieser Schrift, dass er es zur gänzlichen Vollständigkeit noch nicht habe bringen können, und er wünscht, den Mangel noch bey guter Gelegenheit ersetzen zu können.

Der *zweyte* Band enthält gleichfalls *drey* Abhandlungen. Den Anfang macht ein *Versuch über die ursprünglichen Sitze der Ambronen*, von *Franz Rid*, ehemaligem regulirtem Chorherrn zu Rotenbuch, der sich sehr zu seinem Vortheile auszeichnet. Man hielt die Ambronen bisher immer für Gallier, und wies ihnen ihre

Sitze im heutigen Frankreich, oder in Helvetien. Hr. *Kid* sucht darzuthun, dass sie *a*) keine Gal- oder Bewohner Galliens, *b*) keine Helvetier, rn *c*) Deutsche, d. i. Bewohner des heutigen schlands waren, die wahrscheinlich ihre ur- glichen Sitze *d*) im alten Vindelicien, in dem gen Bayern an dem Flusse Amber hatten. Die ise, dass sie keine Gallier, oder Bewohner Gal- waren, sind im Wesentlichen folgende: Den hen und Römern war Deutschland grösstentheils kannt; die Bewohner der Lande jenseits der Al- nannten sie nur Celten, Cimbern und Gallier. t hörte man nur von Celten; bey den jüngern hen kam hierauf der Name Galater an dessen ; ganz Gallien und Deutschland hiess ihnen Ga- . Auch die Cimbern sind ein und dasselbe Volk len Celten und Galliern. Alles dieses erhellt *Herodot.* L. 4. *Diodor. Sicul.* c. 5. n. 24. *Edit. ling. Appian. Alex. de bello hispan.* und *de Illyr. Aelian. var.* L. 12. c. 23. *Strabo* L. 7. Wenn unter diesen verschiedenen Namen immer nur sche verstanden wurden, so kann man auch an- unter ihnen begriffene Völker nicht für Gallier , z. B. Ambronen, Bojer u. s. w. Die Ambro- waren aber auch keine Helvetier. Cluver und rius, welche in Helvetien einen *Pagum Ambro-* erschaffen hatten, werden hier gut widerlegt. n die Ambronen von dem Fluss Emma in Helve- len Namen hätten, so würden sie nicht *Ambrones*, rn *Emmones*, oder *Emmani*, oder *Emmates* hei- Jul. Cäsar, welcher vier *pagos* der Helvetier hnt, aber nur zwey, *Tigurinum* und *Urbigenum*, *Verbigenum*, nennt, sagt, von den Tigurinern i seyen die Römer geschlagen, und seine Ver- ten getödtet worden; also müssen von den übri- rey *pagis* keine zugegen gewesen seyn. Die Am- en und Toygener waren aber unstreitig zuge- folglich waren sie nicht Bewohner helvetischer n. Dass die Ambronen deutsche Völker wa- wird so bewiesen: Die römischen Geschicht- iber nennen, wenn sie die Niederlage der Tigu- und Ambronen *ad aquas Sextias*, wo die letz- m meisten gelitten hatten, erzählen, die Ge- genen allezeit Deutsche (*Teutones*). Auf die riner konnte sich diese Benennung nicht bezie- die man gar nicht für Deutsche will gelten las- die eigentlich so genannten Teutonen aber wa- ey dieser Schlacht nicht zugegen: denn sie wa- mit den Cimbern nach Italien gezogen. Oro- der den Livius noch ganz gelesen, und benutzt aben scheint, sagt ausdrücklich, dass das *ad is Sextias* Vorgefallene die Tiguriner und Am- en betroffen habe. Die Cimbern selbst erkann- lie Ambronen für Deutsche, da sie von Marius lereyen für ihre Brüder verlangten. Für wel- Brüder? fragte Marius; für die Deutschen, ga- ben sie zur Antwort. O, diesen, erwiederte Ma- rius, habe ich bereits einige angewiesen; ihre Aeser verfaulen in den Feldern am Cenus.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Maurer: *Reise nach Frankreich, England und Holland zu Anfange des Jahrs* 1803. gemacht und beschrieben von *C. G. Horstig.* 1806. 248 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die pathetische, bilderreiche, oft sogar metrische, prosaisch-poetische Sprache in den ersten Bogen dieser Reisebeschreibung — eine Manier welche längst aus dem Gebiete des guten Geschmacks verbannt ist — liess Rec. besorgen, die Ermüdung der Lectüre nicht bis zu Ende ertragen zu können. Es war ihm daher angenehm, gleich bey des Vfs. Ankunft in Paris zu bemerken, dass er selbst, von der peinlichen Anstrengung dieses geschrobenen Tons, wie es scheint ermüdet, zu einem einfachern Vortrag zurückkommt, und Rec. gesteht gerne das Vergnügen, welches der übrige Theil dieser Reisebeschreibung ihm gemacht hat. Hr. *H.* hat, wie wir es schon aus seinen frühern Schriften wissen, die Gabe einer angenehmen, lebendigen Darstellung der von ihm beobachteten Gegenstände, und weiss seine Leser in dieser Beschreibung einer, der Zeit nach kurzen, Reise durch oft beschriebene Länder, auf Standpunkte zu stellen, aus welchen sie auch selbst schon allgemein bekannte Dinge von einer neuen Seite betrachten, und den Ueberblick manches Ganzen erhalten, dessen einzelne Theile ihnen längst bekannt waren. Dieses Zusammenfassen vieler Gegenstände, die ihrer Natur nach oft sehr ungleichartig sind, ist ihm an mehrern Stellen sehr gelungen; und auch derjenige Leser, welcher in Paris selbst die von dem Vf. angedeuteten Merkwürdigkeiten beobachtete, wird ihn dort gern begleiten und durch manche in gedrängter Kürze hingeworfene Bemerkungen, auf eine willkommne Weise höchst interessante Reminiscenzen bey sich erweckt fühlen. Am längsten verweilt er in dem herrlichen *Musée Napoléon*, und sein Urtheil über die Kunstwerke, besonders der Antiken-Sammlung, ist das eines verständigen, der Kunst leidenschaftlich ergebenen, Dilettanten. Auch kehrt er mehrmals — und wer that in Paris nicht ein gleiches! — zu dem künstlichen Pflanzengarten und seinem seltnen Naturschätzen zurück. — Ueber London findet man doch mehreres, was minder bekannt ist, beygebracht, als über Paris; und selbst die gut geschriebene Schilderung der langweiligen Rückreise zur See nach Holland, hat ihr relatives Interesse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1807.

GESCHICHTE.

München, im akad. Bücherverlag: *Neue historische Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 53. abgebrochenen Recension.*)

Noch fertiget der Vf. zwey andere, in Ansehung dieses Volks in Umlauf gebrachte Meinungen ab. Der Grammatiker Pompejus Festus berichtete, dass der Name Ambronen kein besonderer Volksname sey, sondern nur ein zusammengelaufenes Raubgesindel bedeute. Eben dieses will man auch aus einer Stelle Plutarchs in *Mar.* herauskünsteln, wo es heisst, dass die Ambronen den Ligurern im Treffen ihren Namen Ambronen zugerufen, dass die Ligurer diese Benennung sogleich verstanden, und versichert hätten, diesen Namen selbst einst gehabt zu haben. Da nun die Ligurer, so schloss man, einst ein Raubgesindel gewesen seyen, so müssten sie desswegen Ambronen geheissen haben; und weil hierauf die Ambronen eben diesen Namen führten, so müssten sie auch nichts anders, als Räuber, gewesen seyn. Allein aus der angeführten Stelle Plutarchs könnte man mit demselben Rechte folgenden Schluss ziehen: Da die Ligurer den Namen Ambronen verstanden, und einst auch so geheissen hatten: so müssen sie ursprünglich Ambronen gewesen seyn. Mit einiger Zuverläsigkeit kann man aus dieser Stelle wohl nichts anders folgern, als dass die Ligurer das deutsche Volk aus seiner Sprache, die ihnen nicht ganz fremd war, erkannten. Und wirklich zeigt der Vf. eine sichtbare Verwandtschaft einiger deutscher Namen mit ligurischen, woraus man schliessen kann, dass die Ligurer in einem Urstamme mit den Deutschen zusammentreffen. — Eine andere Meinung, deren Urheber *Reinerius Reineccius* war, machte die Ambronen zu Einwohnern von Westphalen am Fluss Emmer, welcher *Ambra* genannt wird. Allein die Emmer wurde zuerst im Jahre 784. vom *Astronomus ap. Reuber.* und in *Vita Caroli M. ap. Pithoeum Ambra* genannt. Der Name *Emmer* ist weit origineller, als *Ambra;* und nach jenem würden die Bewohner derselben eher *Embri*, oder *Emmerii*, als *Ambrones*, genannt worden seyn. Es finden sich keine Spuren von dem ehemaligen Daseyn der Ambronen in den Gegenden an der Emmer und Weser; ihre Sitze sind also anderswo aufzusuchen. Endlich kommt der Vf. zu den Beweisen seiner Behauptung, dass sie in Vindelicien gewohnt haben. Den ersten Beweis findet er in der Marschroute der Cimbern und Teutonen. Hier nimmt er an, dass die Cimbern am wahrscheinlichsten aus Jütland gekommen seyen. Die Bezeichnung der Marschroute würde ein wenig anders ausgefallen seyn, wenn der Vf. der Meinung des Hn. *Mannert*, dass sie ihre Wohnsitze zwischen der Weichsel und Elbe gehabt haben, beygetreten wäre; er scheint dieselbe nicht einmal gekannt zu haben. Doch macht dieser Umstand im Wesentlichen keinen grossen Unterschied. Als den Cimbern der erste Versuch, über den Rhein zu gehen (etwa unterhalb Cölln), durch die Belgen vereitelt worden; mussten sie nach geändertem Reiseplane über die Donau setzen. Nach Strabo L. 7. zogen sie sich gegen die Wohnsitze der Bojer, und da sie dort einen lebhaften Widerstand fanden, giengen sie über die Donau in das Land der Skordisker, welche sich von der Gegend um Semlin und Belgrad bis ins Noricum herauf erstreckten; hierauf zu den Teuristen, und Tauriskern, und endlich zu den Helvetiern; also nach Illyrien, oder Noricum (die Noriker wurden auch Illyrier genannt); an den norischen Alpen durch Steyermark, durch das Salzburgische und Bayersche. Die Taurisker wohnten im Noricum, und wurden von den Alpen so genannt, die dort noch heut zu Tage Taurn heissen, z. B. Windischthaurn, Karnerthaurn u. s. w. Die Teurister scheinen Steyern zu seyn. Diess war der geradeste Weg nach Helvetien. Auf diesem Marsche kamen sie nun in die Gegenden der Tiguriner, oder Teguriner, (von *Lacus tegurinus*, Tegernsee), der Isarker (Isarwinkler), der Loviser (an der Loysach), und endlich der Ambronen und Lykatier (an der Amber und am Lech). Die Ambronen wurden entweder mit dem Strome fortgerissen, oder zogen selbst gern mit, um nicht, wie andere, gemisshandelt zu werden. Zu diesen Gründen, woraus es höchst wahrscheinlich wird, dass die Ambronen in Vindelicien gewohnt haben, kommt noch ein anderer: Mit keinem Worte stimmt der Name Ambronen so gut überein, als mit Ambrun und Amber. Die Lykatier hatten ihren Namen vom benachbarten Flusse Lycus u. s. w., warum nicht auch die Ambronen von der Amber? In dem *Itinerario Antonini* ist die Amber angezeigt. In der *Charta Theodosiana* ist der Ursprung der Amber nebst dem Namen deutlich angegeben. Der Ort Ambrun liegt wohl 1½ Stunde in das Gebirg hinein davon entfernt; er muss also ein merkwürdiger Ort gewesen seyn, weil er in der Charta einen Platz erhalten hat. Die Erklärung, dass Ambronen Einwohner am Brunnen bedeuten, ist sehr natürlich. Ohnehin pflegten sich Völker bey Brunnen gern anzusiedeln: *ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Tac. Germ.* Wahrscheinlich waren auch Lyka-

Lykatier, Isarker, und andere benachbarte Völker unter den Ambronen, welche mit den Cimbern fortzogen; aber nur die Ambronen, als die zahlreichsten, wurden genannt. Der Vf. beschliest diese gründliche Abhandlung §. 5. mit einer kurzen Geschichte der Feldzüge dieser Völker gegen die Römer.

Die *zweyte* Abhandlung: *Geschichte der Herrschaft Waldeck in Oberbayern*, von *J. von Obernberg*, kurfürstl. Landesdirectionsrath, zeugt nicht weniger von der Bekanntschaft des Vfs. mit den Quellen, als von seiner Geschicklichkeit, sie mit kritischer Genauigkeit zu benutzen. Die Geschichte ist nach einer kurzen Einleitung in gewisse Perioden, oder Abschnitte getheilt, wovon der *erste* von den Waldeckern, als den ersten Besitzern der Herrschaft Waldeck handelt. Anfänglich war Waldeck nur eine Burg, erbaut in den ersten Zeiten der römischen Herrschaft über beide Rhätien. Ein anderer Beweis hiervon wird freylich nicht beygebracht, als dass auch *Hund* im *Stammbuche*, und *Lory* im *chronologischen Auszuge der Geschichte von Bayern* derselben Meinung sind. Allein in Dingen, worüber keine historische Gewissheit zu erhalten ist, muss man sich allerdings mit Wahrscheinlichkeiten begnügen. Der Besitz dieser Burg, heisst es weiter, mochte schwerlich früher, als unter der gothischen Herrschaft, mit Bestand an einen gewissen Eigenthümer übergegangen seyn. Herren derselben sind vermuthlich die Bayern geworden, die damals als eine mächtige Nation bekannt wurden. Ihre Besitzer gehorchten den Agilolfingern, und die Länderey wurde ein Bestandtheil des grossen bayerschen Sundergaues. Fünf Brüder, Herren eines ansehnlichen Erbtheils, stifteten hier im achten Jahrhunderte das Kloster Schliers. Im J. 804., da Karl der Grosse das eingezogene Bayern unter Grafen vertheilt hatte, war wahrscheinlich ein gewisser Droant Graf des Ortes. Im zehnten Jahrhundert endlich treten die Waldecker als ein altes bayersches Rittergeschlecht auf; und hier beginnt eigentlich die historische Zeit der Geschichte von Waldeck. Zwischen den Jahren 1444. und 1476. wurde diese Herrschaft durch einen freyen Lehnsauftrag reichslehnbar. Der letzte Waldecker war Wolfgang von Waldeck zu Waldenberg; er starb im J. 1483. ohne männliche Erben. Der *zweyte* Abschnitt erzählt die Geschichte der Herrschaft Waldeck nach Abgang des Mannsstamms der Waldecker bis auf die Maxelrainer. Nach dem Tode Wolfgangs von Waldeck trat des verstorbenen Schwestersohn, Georg Hohenrainer, und nach ihm der Sohn der zweyten Schwester, Hochprant Sandizeller, in die Reichslehnschaft ein. Während dieser Zeiten erhoben sich einige Irrungen wegen der Landeshoheit, und wegen der Schirmvogtey mit den Herzogen von Bayern, und mit dem Chorstift Schliers. In dem *dritten* Abschnitte sehen wir die Herrschaft Waldeck unter den Maxelrainern. Wilhelm von Maxelrain wurde von dem Kaiser Ferdinand II. am 11. Jänner 1637. durch ein Diplom nebst seinen Stammvettern in den Reichsgrafenstand, und die Herrschaft Waldeck zur unmittelbaren freyen Reichsgrafschaft unter dem Namen Hohenwaldeck erhoben. Der letzte Graf von Hohenwaldeck war Johann Joseph, nach dessen unbeerbtem Tode die ganze Grafschaft im J. 1734. vermöge des Salzburgischen Vertrags vom J. 1559. an das Haus Bayern fiel. Zu wünschen wäre es gewesen, dass der Vf. von den Veranlassungen, und von der Beschaffenheit dieses Vertrages umständlichere Nachricht gegeben hätte. Was S. 46. vorkommt, befriediget nicht ganz. Uebrigens ist alles deutlich und ordentlich vorgetragen, und grösstentheils aus noch ungedruckten Urkunden bearbeitet, die sich theils in dem Archiv zu München, theils in dem Archiv des aufgelösten Chorstifts daselbst, theils in der Waldeckischen Registratur befinden, oder zum Theile befänden. Vier Urkunden sind als Beylagen angehängt: die erste vom J. 1441. *ex coaeva copia Tegernseensi;* woher die zweyte vom J. 1454. genommen sey, ist nicht angezeigt; die dritte und vierte von 1483. sind im äussern Archive zu München zu finden. Den Beschluss machen zwey Stammtafeln der Besitzer der gedachten Herrschaft. Die beygefügte, sehr genaue Karte der Reichsgrafschaft Hohenwaldeck wird jedem Leser willkommen seyn.

An diese Geschichte schliesst sich sehr natürlich an eine *historische Abhandlung von dem uralten Benediktiner-Kloster, und nachmaligem Chorstifte Schliers in Oberbayern*, von *demselben Verfasser*. Die Geschichte dieses Stifts besteht aus *zwey* Theilen; im *ersten* erscheint es als ein Benediktiner-Kloster. Hier werden Zeit, Ort und Veranlassung der Stiftung, Person und Herkommen des Stifters, Verfassung des Klosters, und Verhältniss desselben zu dem Herzoge von Bayern und zu dem Bischofe gezeigt, und alles dieses gut aus einander gesetzt. Das Stift wurde im zehnten Jahrhundert aufgelöst. Die Streitfrage, ob es durch die Ungern zerstört, oder durch den Herzog Arnulf eingezogen worden sey; oder ob dieser zuerst einige Güter desselben eingezogen, und die Ungern in der Folge die Zerstörung vollendet haben, wird hier S. 37 — 46. nicht entschieden. So viel ist richtig; dass die Schliersschen Klostergüter eine Zeitlang weltliche Besitzer hatten. Im *zweyten* Theile erscheint Schliers als ein Chorstift. Ueber die Wiederherstellung dieses Klosters sucht der Vf. zweyerley unter den bayerschen Geschichtschreibern bestehende Meinungen zu vereinigen. Seiner Meinung nach war es im elften Jahrhunderte bloss zum Aufenthaltsort für Layenpriester unter einem Präpositus bestimmt, und hierauf im zwölften Jahrhunderte aus diesem ein förmliches regulirtes Chorstift gemacht worden. Aus *Hund*, welcher gute Gründe angeführt hat, wird ferner gegen die herrschende Meinung der Geschichtschreiber gezeigt, dass nicht der Bischof Otto von Freisingen, und sein Bruder, Heinrich X., Herzog in Bayern, sondern die Waldecker die wahren zweyten Stifter, wohl aber Otto und Heinrich die Triebfedern, und Beförderer der Stiftung gewesen seyen. Dieses regulirte Chorstift wurde in der Folge in ein weltliches Chorherrnstift verwandelt, ohne dass man die Zeit, und die

die Veranlassung dieser Veränderung bestimmt angeben kann. Spuren hat man wohl, dass es schon lange vor dem Jahre 1448. geschehen seyn müsse. Der Herzog Albrecht von Bayern versetzte endlich im J. 1495. das Chorstift Schliers gegen den Widerspruch des Bischofs von Freisingen nach München, und vereinigte mit demselben das Chorstift von Illmünster. Der Vf. macht in dieser Abhandlung auch die Pröbste dieses Chorstifts, die Dechanten, die Chorherrn, und die Schirmvögte, wie sie auf einander folgten, namhaft, und zieht da, wo keine Nachrichten vorhanden sind, aus der Vergleichung verschiedener anderer, in alten Denkmälern vorkommenden, Thatsachen Resultate, die von einer glücklichen Gewandtheit in der historischen Kritik zeugen. Angehängt ist eine, Schliers betreffende *Annotatio* vom J. 1378. Ein ziemlich vollständiges Register macht diesen Band, so, wie den *ersten*, besonders brauchbar.

Regensburg, in Commission d. Montag- Weiss. Buchh.: *Verzeichniß einer Medaillen- und Thaler-Sammlung*, welche in Regensburg, entweder im Ganzen oder einzeln, zu verkaufen ist. 1806. 211 S. 8.

Der Plan, nach welchem man diese Sammlung geordnet findet, ist immer noch der *Madaische*, so abgeschmackt auch eine solche Classification ist. Schon der gewöhnliche Anfang, nach welchem man die russischen Kaiser gleich nach den römisch - deutschen Kaisern folgen läst, sollte doch jeden wissenschaftlichen Sammler auf den Gedanken bringen, eine andere Anordnung zu wählen: denkt man aber vollends dann, dass nach diesem Plane z. B. auf Kur- Salzburg der Kirchenstaat folgt, auf diesen die Erzbischöfe von Magdeburg, auf Lothringen Mecklenburg: so wie unter den *Bischöfen* Basel und Bresslau, Brixen und Chur, Hildesheim und Leutmeritz, Raab und Regensburg, Utrecht und Worms; unter den *weltlichen Fürsten* Geldern und Henneberg, Leuchtenberg und Lothringen, die Insel Rügen und Schlesien; unter den *Grafen* Culemborg und Dietrichstein, Hohenlohe und Holland, Regenstein und Reuss; unter den *Städten* Ancona und Annaberg, Bayreuth und Barcellona u. s. w. unter einander stehen: so findet man es unbegreiflich, dass man nicht lieber die so natürliche geographische Ordnung wählt, die *Eckhel* in der ältern Münzwissenschaft einführte, und *Schlichtegroll* in dem *ersten* Bande seiner Annalen auch für die neuere Numismatik so dringend empfahl. — Allerdings hat sie ihre Schwierigkeiten; aber diese Schwierigkeiten sind nicht unbesiegbar, und der Zweifel dass nicht jeder Münzkenner hinlängliche geographische Kenntniss habe, sollte jetzt nicht mehr erhoben werden.

In der Vorrede sind folgende Münzen und Medaillen als die vorzüglichsten Stücke dieser Sammlung aufgeführt: der prächtige Medaillon von Hedlinger auf die russische Kaiserin Anna; die drey Medaillons auf die Abbitte der Republik Genua in Paris; die königl. Preussische Medaille auf den Dresdner Frieden von 1745. mit dem Fehler im Titel: *Frid. Ludovicus;* die Medaille von Barbiez auf die Erbauung der katholischen Kirche in Berlin, welche der Kardinal Quirini schlagen liess, mit: *Fautori suo Religio Romano - Cath.;* der Kursächsische Medaillon auf das Lager bey Mühlberg; eine Medaille auf den königl. Schwedischen Comitial - Gesandten Freyherrn von Greifenhain; eine dergleichen auf den herzoglich Braunschweig- Wolfenbüttelischen Reichstagsgesandten, Freyherrn von Kniestadt; eine dergleichen auf Wolf Münzer von Babenberg und Georg Schenk; die grosse Medaille auf den verbesserten Zustand der Stadt Augsburg durch die Schweden 1630.; zwey Schaustücke von dem Grafen Joachim von Ortenburg ältern Geschlechts in Bayern; die grosse Medaille auf die Gebrüder Witt; ein Thaler von Christoph Schatel, Bischof von Chiemsee; ein Thaler von dem Herzog Philibert von Savoyen, mit seiner Gemahlin Jolanta.

Ausser diesen hat Rec. noch folgende seltne Stücke gefunden: Medaille auf Karl V. mit dem Bilde unsers Heilandes auf dem Revers und der Umschrift: *Jhesus Christus ain Kynig in Himel vnd der Erden;* ferner auf dessen Tochter Maria, auf dem Revers: *Consociatio rerum Domina*, und, eine Frauensperson über Kriegsarmaturen hinschreitend, in der Rechten einen Oel- und Palmzweig mit einem brennenden Lichte, in der Linken eine Krone haltend; Medaille auf die Krönung der dritten Gemahlin Ferdinand III. zur Königin von Böhmen, ein Stück das auch *Voigt* nicht kennt, *Rev. Unum sequor*, eine nach der Sonne sich kehrende Sonnenblume; Medaillon von Molart auf die Verfolgung der Reformirten in Frankreich, mit: *Ob vicies centena mill: Calvinian: ad Eccles: revocata;* Medaillon auf das vom Könige von England Carl II. errichtete Seminarium zum Unterricht im Seewesen; Medaille von Papst Urban VIII. auf die Heiligsprechung des Andreas Corsini, eines im J. 1373. gestorbenen Florentinischen Carmeliters, und Bischofs zu Fesula, von 1629; Medaille auf die Erwählung des Cardinals Otto, Truchsess von Waldburg zum Bischof von Augsburg u. s. w.

Das Kapitel von Regensburgischen Münzen, Medaillen und Klippen fand Rec. noch in keinem gedruckten Münzverzeichnisse so stark, als in diesem: denn es beträgt 87 Numern; freylich aber muss man Plato's Regensburgisches Münz- Cabinet davon ausnehmen.

Uebrigens hat diese Sammlung manche Lücke, besonders aber fehlt es an portugiesischen und maltesischen Münzen ganz. Von Türkischen findet man hier nur zwey Stücke, und von aussereuropäischen nichts als eine einzige indische Stupie (Rupie).

NEUERE SPRACHKUNDE.

Pirna, b. Friese: *Versuch einer Deutschen Homöophonik* oder *Sammlung und Erläuterung gleich- und ähnlich lautender Wörter.* Nebst *einem Anhange der gewöhnlichsten Schriftverkürzungen.* Ein Hülfsbüchlein zum Jugendunterrichte und zur Selbstbeleh-

belehrung. Von M. *Friedrich Erdmann Petri*, Mitarbeiter am Churfürstl. Schullehrer-Seminarium in Dresden-Friedrichsstadt. 1805. XV u. 152 S. 8. (12 gr.)

Wie lange wird man doch mit den ähnlich lautenden Wörtern in unsern orthographischen Lehrbüchern sein Spiel treiben! Rec. hat nichts dagegen, dass junge Leute auf den orthographischen Unterschied sehr ähnlich lautender, und in der Aussprache kaum zu unterscheidender Wörter beym Unterrichte aufmerksam gemacht werden; aber dass man ganze Bücher mit Wörtern anfüllt, welche auch die ungebildetste Aussprache unterscheidet, das ist doch wahrlich zu arg. Dazu kommt noch, dass immer ein Vf. vor dem andern sich brüstet, mehr in diesem Unfuge geleistet zu haben, als jener. So sagt Hr. *Petri* in seinem Vorberichte für Lehrer und Beurtheiler S. 1.: „Keine (Schrift) von den vielen, welche der Abfasser dieses Büchleins kennen lernte, schien ihm die Unterschiede der gleich und ähnlich lautenden Wörter, griechisch *Homöophona* genannt, befriedigender Sorgfalt zu würdigen." Nun welche Sorgfalt hat denn der Vf. darauf gewendet? Der Leser urtheile aus dem Anfange des Buches, und einigen darauf folgenden Beyspielen: „*Aal*, *Ahle*, *alle*, *Allee*. In der *Allee* (Baumreihe, Baumgang) entschlüpften einem Fischhändler *Aale*. Er bekam sie aber *alle* wieder. Einer ward von einem vorübergehenden Schuhmacher mit einer *Aale* (Schusterpfrieme) *aufgespießt*." Beyläufig, das muss ein winziger Aal gewesen seyn, der sich mit einer Schusterpfrieme hat aufspiessen lassen. — „*Abart*, *apart*. In dieser Naturgeschichte ist jede Abart apart (besonders) angeführt." — *Achse*, *Achsel*, *Axt*. Der Wagner (Stellmacher) verwundete sich mit der *Axt* an der *Achsel*, als er eine *Achse* zuhieb." — Man sollte doch denken, solcher orthographischen Geheimnisse wegen hätte es keines neuen Buches bedurft.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Arnstadt* und *Rudolstadt*, b. Langbein und Klüger: *Carol. Jul. Rousseau*, principi Rutheno Henr. XIII. a consiliis, causar. patronus Saxo-Gothanus, *de indole et vi praesumtionum, quatenus ad jus civile pertinent*. 1805. 42 S. 8. (4 gr.) — Die Erwerbung des Doctorgrades hat diese kleine Schrift veranlasst; und der veränderte Titel verdankt seine Entstehung nur dem Wunsch, derselben eine grössere Verbreitung zu verschaffen. Als Beweis einer guten Kenntniss des römischen Rechts kann man sie immer gelten lassen, aber grosse Fortschritte hat die Wissenschaft durch diese Behandlung der Lehre von Vermuthungen nicht gemacht, und Rec. hält sich fest überzeugt, dass der Vf. einige Zeit später manches ungeschrieben gelassen oder auch besser geschrieben haben würde, wenn ihm nämlich die vortreffliche *Webersche* Schrift von der Beweisführung zuvor bekannt geworden wäre. Die Belehrung, zu deren Annahme er sich in der Vorrede bereit erklärt, wird jene ihm am besten gewähren, und Rec. sich daher nur auf sehr wenige Bemerkungen beschränken können.

Der Vf. geht von dem Satz aus, dass die Regel: *affirmanti incumbit probatio*, nicht immer zutreffe, sondern oft auch der *negans* wegen eintretender Vermuthungen für das Gegentheil zur Beweisführung verbunden sey, und erläutert diess mit der von dem Minderjährigen oder einem Frauenzimmer angestellten *condictio indebiti*, und dem dabey dem Beklagten obliegenden Beweise der Zahlung, wovon aber der Grund nicht sowohl in einer Vermuthung, als vielmehr in einer gesetzlichen Ausnahme und besonderer Begünstigung dieser Personen zu suchen ist. — Wenn der Begriff der Präsumtion auf bloss *mögliche* Facta gegründet wird: so scheint diess doch nicht allgemein gelten zu können, sondern nur bisweilen der Fall zu seyn, z. B. bey Beurtheilung der Paternität; dass aber die *praesumtio juris et de jure* mehr in einer gesetzlichen Anordnung als einer eigentlichen Präsumtion bestehe, hat seine Richtigkeit. Die Unterscheidungsmerkmale der *praesumt. jur. et hominis* sucht der Vf. durch Aufzählung der verschiedenen *Gründe* der Vermuthungen zu bestimmen, diese aber wieder aus mehreren einzelnen Fällen abzuleiten, und mit besonderen Beyspielen aus den Gesetzen zu bestätigen §. 3—9. — Dabey fehlt es aber doch an Grundlegung allgemeiner Regeln über die Erfordernisse der Rechtsvermuthungen, und es werden nur mehrere vermeinte dieser Art aus verschiedenen Gesetzen des römischen Rechts hergenommen, auch die gewöhnliche Anwendung davon auf die Last der Beweisführung, als Folge einer dem Gegner zu gute kommenden Vermuthung, gemacht, ohne dass darüber, wie billig, in den Gesetzen irgendwo etwas ausdrücklich disponirt wäre; vielmehr beruht die Verbindlichkeit zum Beweise auf ganz anderen Gründen, wonach sie, auch ohne erst eine Vermuthung für das Gegentheil anzunehmen, statt findet. Dahin gehört die bekannte Regel: *quilibet praesumitur bonus*, oder wie der Vf. sie nennt, *praesumtio pro animi integritate*. Und wenn ein Vormund Pupillengelder nicht verzinslich austhut, zu einer Zeit, wo er doch seine eigenen belegt: so ist nicht sowohl eine blosse Rechtsvermuthung gegen ihn vorhanden, als vielmehr die Thatsache, die der Kläger zu erweisen hatte, für jetzt wirklich dargethan und ausser Zweifel gesetzt. Dass übrigens alle, rechtlichen Ansprüchen zum Grunde gelegte, Thatsachen Beweis erfodern, bedarf keiner Ausführung, weil der Grund davon nicht sowohl auf eine dawider vorhandene, oder für das Gegentheil eintretende, Rechtsvermuthung, als nur darauf beruht, dass dieselbe an sich in der Regel rechtlich nicht vermuthet werden. — Von der gewöhnlichen Eintheilung der Präsumtionen *in hominis s. simplices*, und *juris s. qualificatas* weicht der Vf. §. 10—12. darin etwas ab, dass er die letzteren wieder in *simplices et qualificatas* unterscheidet, und unter diesen solche versteht, die für ein sonst schon gesetzlich begünstigtes Rechtsgeschäft noch oben drein eintreten. Also gleichsam eine doppelte Rechtsvermuthung! An Beyspielen hierüber fehlt es. — Mit der sogenannten *Collision* der Präsumtionen §. 15—17. hat es überhaupt wohl nicht viel auf sich, da selten der Fall eintritt, dass zwey Vermuthungen gegenseitig dergestalt zusammentreffen, dass sie nicht mit einander bestehen könnten. Wenigstens kann Rec. mit aller Anstrengung in der L. 63. *R. de condit. et dem.* dasjenige nicht entdecken, was der Vf. darin zu finden vermeynet, den Vorzug der *praesumt. pro matrimonio* vor derjenigen *pro ultimis voluntatibus*. Beide, scheint es ihm, können schon an sich in keine wahre Collision mit einander gerathen: hiernächst schliesst das Gesetz auch eine Beschränkung der Heirathen nicht überall aus: das allgemeine Verbot derselben aber (*conditio non nubendi*), welches die Gesetze für unerlaubt halten, begründet keine blosse *praes. pro matrimonio*, sondern sie beruht wirklich auf einer besondern gesetzlichen Vorschrift und Verfügung. — Die Beurtheilung der *praes. hom.* wird mit Recht bloss dem Richter überlassen §. 18. — und zuletzt noch mit wenigem die Wirkung der Präsumtionen in Hinsicht auf Beweisführung, oder als Beweismittel betrachtet, angegeben, ohne jedoch auch hier die Sache völlig zu erschöpfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, im Schwickert. Verlage: *Marcus Accius Plautus.* Lateinisch und deutsch. Von D. *J. T. L. Danz.* — *Erster* Theil. 1806. 604 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine gute Uebersetzung des Plautus gehörte schon längst unter die Bedürfnisse unserer Literatur. Es war in unserm, an glücklichern Verdeutschungen nicht unfruchtbaren Zeitalter zu erwarten, dass endlich auch dieser an echt-komischen Zügen, an munterm, oft originellem, wenn schon häufig derbem Witze und wahrhaft fröhlicher Laune so ergiebige Schriftsteller seinen Mann finden würde. *Lessing* hat schon gut vorgearbeitet, einmal durch eine prosaische Uebersetzung eines ganzen Stücks (*die Gefangenen*), die man in seinen 1750. (Stuttgart, b. Metzler) herausgekommenen *Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters* findet — eine Arbeit, die, wenn sie schon Spuren des jugendlichen Alters, in dem sie verfasst worden, und auch der Ungelenksamkeit der deutschen Prose trägt, mit welcher *Lessing* der Jüngling, damals noch zu kämpfen hatte, dennoch viel Werth hat, und von keinem neuen Uebersetzer vernachlässigt werden darf — und dann durch treffliche Nachbildung mehrerer Situationen und Scenen in seinen eigenen Comödien, wie z. B. im *Schatz*, aus denen abermals ein Verdeutscher des *Plautus* vieles wird lernen können. — Von einigen Uebersetzungen Plautinischer Stücke, die ein wirtembergischer Landpfarrer *Gock* vor einigen Jahren herausgegeben hat, wollen wir hier nicht reden; dieser vermeinte wahrscheinlich, seine eigene gemeine Individualität in dem *Plautus* zu finden, und über diesen Fund entzückt, übersetzte er rasch von der Faust hinweg, noch dazu mit sehr mangelhafter Sprachkenntniss, so platt und gemein, als möglich. Zum Glück hat er die Geduld des Publicums nur zweymal auf die Probe gesetzt. Hr. Rector *Danz*, durch eine Uebersetzung der Perser des Aeschylus und mehrere kleine philologische Arbeiten längst vortheilhaft bekannt, hat schon vor einigen Jahren eine Probe seiner Uebersetzung des *Plautus* durch das einzeln bekannt gemachte Stück, *der Prahlsüchtige* (*miles gloriosus*, der auch lateinisch von ihm herausgegeben wurde), dem Publicum mitgetheilt; unterdessen ist bereits mit ihm ein neuer Uebersetzer auf den Kampfplatz getreten. Wir reden zuerst von seiner Arbeit. Im Ganzen muss ihr das Lob gegeben werden, dass sie den Anforderungen an eine gute Uebersetzung entspricht, und auf dem Wege ist, eine vorzügliche zu werden, wenn der Vf. ihr immer mehr Feile und Fleiss schenken wird. Was Rec. daran vermisst, will er hier mit eben der Unparteylichkeit, mit der er, von den Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung, zumal des *Plautus*, vollkommen überzeugt, und eben durch diese Ueberzeugung zur Billigkeit gestimmt, auch das viele Gute, Gelungene anerkennt, das sie hat, angeben. Vorzüglich vermisst man Einheit des Tons in derselben, und ein Schwanken der Maximen, nach denen der Vf. sein Original übersetzen wollte. Beym *Plautus*, dünkt uns, hat ein Uebersetzer vorzüglich nöthig, darüber im voraus mit sich ins Reine zu kommen. Es ist nicht zu läugnen, dass die strengere Norm, die man jetzt gewöhnlich bey Verdeutschungen befolgt, bey diesem Schriftsteller nicht überall gut angebracht werden könnte, da manches einer Milderung bey ihm bedarf, womit man bey unserm Publicum nicht sein Glück machen würde, und Vieles nicht einmal an sich übersetzbar ist. Man wird es deswegen dem Vf. nicht verargen, dass er von den Pflichten einer wörtlich strengen Uebersetzung sich oft freysprechen zu können glaubte, und darüber die weitere Auskunft besser in den Noten geben zu müssen vermeinte, wie z. B. wenn er in der *Aulularia* aus dem Leichenkoch (*coquus nundinalis*) einen Jahrmarktskoch macht, wiewohl durch seine eigne, in den Noten beygefügte, dem Casaubon folgende, Erklärung das Bild dennoch auf diese Art verschoben wird, da ein Jahrmarktskoch einen Sudelkoch ausdrückt, und das Beschimpfende in der Benennung *coquus nundinalis* nicht sowohl darin bestand, dass diese Art Köche Dinge kochten, die der feinere Gaumen verschmäht haben würde, als vielmehr darin, dass ihre Handthierung mit den Opfern für die Todten der Natur der Sache nach schon Abscheu erregte. Allein von solchen Missgriffen in der freyern Behandlung jetzt abgesehen, kömmt es auch noch überhaupt bey jener auf einen Unterschied an. Nämlich es giebt eine freyere Behandlung in Rücksicht auf einzelne Worte und Wendungen, die wir einem Uebersetzer des *Plautus*, wenn sie nur sonst taugt, nicht verdenken; und eine freyere Behandlung in Rücksicht auf den ganzen Ton. Hier, meynen wir, blieb sich der Uebersetzer nicht immer gleich. Der erste Aufzug des *Prahlsüchtigen* (warum ist *Miles* nicht ausgedrückt worden, da der ganze Charakter doch auf die besondere Art hindeutet) ist mehr eine Nachbildung als Uebersetzung zu nennen. Schon in den bezeichnenden Plautinischen Personen-Namen: *Pyrgopolynices*, *Artotrogus*, *Palaestrio* u. a. scheint es, habe der Vf. den Witz seines Originals in einigen wenigstens

nigstens überbieten wollen. Der erste heisst ihm: *Windbrecher von Tausendmord*; die beiden andern *Rindenknips* und *Augennebler*. So finden wir einen *Meermann*, *Hinkebein*, *Wirrsinn*, *Zubracht*; Namen übrigens, die, wenn sie auch nicht alle den Plautinischen entsprechen, bis etwa auf *Zubracht* (dem altdeutschen Witze analog), nicht übel gewählt sind. Ferner ist der ganze erste einleitende Akt ganz frey in Knittelversen, wenigstens eine Art davon, die uns aber nicht die beste dünkt, und mehr eine Nachahmung der übelklingenden, regellosern, wie man sie häufig in den Falk'schen Compositionen findet, als der bessern von *Göthe*, *Tieck* u. a. scheint. Man trifft hier auf Reime, wie (S. 239.):

> Damit, wenn's im Gefecht geht an ein *Hälsebrechen*,
> Der Feinde spitze Blick' an ihm sich *brechen mögen*.

und auf Skansionen und Cäsuren, wie folgende S. 241 u. 242.:

> — Ich weiss auch nicht, wesswegen
> Ihrer Grossthaten Zahl all hier zur Schau auslegen?
> Wie gut sie mir bekannt, das wissen Sie (für sich) allein.
> Mein ewig hungriger Magen macht mir die Pein,
> Und um nur nicht Zahnweh vor Fasten zu kriegen,
> Bejah' ich ihm alle seine Lügen,
> Und gebe die Ohren Preis.
>
> *Windbrecher.*
>
> Ein Stückchen noch fällt mir ein.
>
> *Rindenknips.*
>
> 'S ist richtig, gnädiger Herr! Ich weiss noch alles haarklein,
> Als wär's so eben geschehen.
>
> *Windbrecher.*
>
> Und was,
> Was weisst du?
>
> *Rindenknips.*
>
> Ja — nun eben das. u. s. w.

Wir zweifeln, ob ein auch minder eigensinniges Ohr durch solche freyere regellose Reime, die, wenn sie Wirkung thun sollen, eine eigene Handhabung, und in der Regellosigkeit Regel verlangen, leicht befriedigt werden dürfte. Wie wenig genau es der Vf. bey dieser freyern Behandlung, die aber nur dem ersten Akte gilt, mit den Worten seines Originals genommen, mag folgende Stelle beweisen. Im Texte sagt *Artotrogus*:

> *memini, centum in Cilicia*
> *Et quinquaginta centum Sycolarronidae,*
> *Triginta Sardi, sexaginta Macedones*
> *Sunt homines, tu quos occidisti uno die.*

Im Deutschen drückt sich *Rindenknips* (S. 243.) so aus:

> — Jener glorreiche Tag,
> Wo ihrem Mordschwert Asiens Macht erlag,
> Wo Sie auf einmal hundert funfzig Parthern
> Und dreissig Medern, und verschiednen Sardern
> Und achtzehn Chinesern, und neun Sodomitern
> Und sechzig Haberechtern, und eilf Johannitern
> Mit Einem Hiebe vom Leben halfen. —

Eben so wird der *rex Seleucus* (*rex Seleucus me opere oravit maxumo, ut sibi latrones cogerem et conscriberem*) S. 246. in einen *Grosssultan* verwandelt:

> Ich muss den Rekruten ihre Löhnung geben,
> Die ich gestrigen Tags am hiesigen Orte
> Geworben hab' für die türki[illegible] Pforte.
> Du weisst ja, wie sehr mich der Gross-Sultan ehrt.

Wenn wir auch gegen eine solche freyere Nachbildung, die, wenn das Ganze in einen solchen Ton gestimmt ist, wie beym *Horribilicribifax* des alten Gryphius, und bey verschiedenen genievollen Nachahmungen Plautinischer Stücke vom verstorb. *Lenz* sehr gefallen kann, nichts einwenden wollten: so irrt sie doch, wenn das Uebrige, ohne dass Ton und Sprache des Originals zu einer solchen Abänderung Anlass geben, gegen einen solchen Eingang zu sehr absticht: denn der zweyte und alle folgenden Akte halten sich schon näher an das Original, und sind in fünffüssigen reimlosen Jamben abgefasst. Dieses ists, was wir meinten, wenn wir den Vf. beschuldigten, er sey sich in der Manier der Uebersetzung nicht gleich geblieben. Zwar ist es nur der Fall bey dem angeführten Stücke, wo der Vf. den Reim, und zwar diese Art freyern Reims, eine Rolle spielen lässt; allein doch ist er auch sonst in den Jamben von dem Verdachte schwankender Maximen über die Verdeutschung seines Originals, die freylich hier sich am lautesten aussprechen, nicht ganz zu entschuldigen. Uebrigens kann Rec. versichern, diese grösstentheils mit lebhaftem Vergnügen gelesen zu haben. Nicht nur hat der Vf. den Sinn des Textes, wo es ihm um worttreuere Wiedergabe desselben zu thun war, glücklich getroffen, und da, wo er diess aus andern Gründen nicht für zuträglich hielt, in den Anmerkungen auf den wahren Sinn hingewiesen; sondern er hat sich auch der komischen Laune seines Autors meist mit entscheidendem Erfolge zu bemächtigen gewusst; ja auch die Wortspiele, an denen *Plautus* so reich ist, suchte er, so viel die Verschiedenheit unserer Sprache es zuliess, herauszuheben, oder analoge dafür zu substituiren; wie z. B. im *Pseudolus* v. 214. 215.

> — *Satin' magnificus tibi videtur? Ps. Pol iste atque etiam maleficus.* —
>
> (*Kalidorus.*) Hörst du, was
> Der Schurke schwatzt? dünkt er nicht *vornehm* sich?
>
> *Pseudolus.*
>
> Zum wenigsten ein *vorzüglicher Nehmer*.

Dass einzelne Ausdrücke noch genauer hätten können abgewogen werden, wird der Vf. selber gern zugeben. So zweifeln wir z. B. S. 6. (*Aulularia*), ob für: *oculi emissitii*, *Blinzelaugen* das rechte Wort sey. — Eigentlich umschreibt Hr. *Danz* die Worte: *circumspectatrix cum oculis emissitiis* so: *Allbegaff'rin, deren Blinzelaugen in alle Ecken schiessen*; allein nicht die *Augen*, sondern die *Blicke* derselben schiessen, und gerade mit dem Zeitworte *blinzeln* scheint uns *schiessen* im Widerspruch zu seyn. Besser hat wohl *Ramler* in seinem *Batteux* diese Stelle gegeben: *Du Winkelgafferin mit deinen Spionenaugen*. *Stimulorum seges* ebendas. durch *Staupbesenmensch du* (der Vf. schreibt unrichtig *Staubbesen*, da das Wort doch von *staupen* herkommt), möchte vielleicht auch zu frey gegeben seyn. — Einige Mal bedient sich Hr. *Danz* des gemeinen Ausdrucks:

drucks: *ich kanns nicht kleine kriegen*, z. B. S. 8 u. 75., und zwar das erste Mal im Munde der alten *Staphyla*, wo das Lateinische ganz einfach sagt:

nescio pol quae illunc hominem intemperiae tenent.

Ich kanns nicht kleine kriegen, welch' ein Geist
Ihm im Gehirne spukt.

Offenbar ist jener Ausdruck, hier und auch anderwärts von ihm gebraucht, zu platt. Auch zweifeln wir, ob S. 63. *prügelbarster (verberabilissime)* Beyfall finden wird. Zuweilen leidet auch die Verständlichkeit unter dem Bestreben nach komischem Ausdruck: z. B. S. 64. *(Aulul.)* wo Euclio zum Strobilus sagt: *pone!* antwortet Strobilus:

Equidem pol te datare credo consuetum senex.

Diess wird gegeben: *Ich glaube Alter, du bist gewohnt hinzulegen.* Rec. gesteht, dass er diese Stelle erst durch den untergelegten Text verstehen lernte, und glaubt, das einfachere: *zu geben*, würde besser gewesen seyn. Auch mehrere latinisirende Ausdrücke, z. B. *amas e lenone: du liebst vom Leno (Pseudol.)*, würde er vermieden haben. Doch diese Bemerkungen können dem aufrichtig ertheilten Lobe dieser Uebersetzung nichts benehmen. Wir zeigen noch an, dass dieser Band vier Stücke enthält: die *Aulularia*, den *Pseudolus*, den *Miles gloriosus*, und die *Menaechmi*. Unter die Uebersetzung ist der lateinische Text beygedruckt. Voran geht die Lessingsche Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus, die aus dem 22sten Theile der Schriften dieses vortrefflichen Kenners und Würdigers der Plautinischen Kunst genommen ist. Zu jeder Komödie finden sich am Schlusse kurze aber zweckmäsige Anmerkungen über den Inhalt und Plan und einzelne Stellen jedes Stücks. Die letztern müssen auch dem Philologen um so mehr willkommen seyn, da sie nicht blos das Bekannte geben, sondern zuweilen auch neue Erklärungen versuchen, wie z. B. v. 222. und 308 — 310. im Pseudolus. Der letzten stimmt Rec. vollkommen bey; nicht so der ersten. Der Vf. will die Worte: *hunccine hic hominem pati colere juventutem Atticam* so erklären: *Soll man es leiden, daß dieser Bösewicht die Attische Jugend bilde, d. h. verführe.* — Uns ist kein Beyspiel bekannt, nach dem *colere* von einer Bearbeitung im *schlimmen Sinne* gebraucht würde; auch ist der Vf. den Erweis schuldig geblieben. Zwar bezweifeln wir auch die gewöhnliche Erklärung, wo *colere* für *incolere* genommen wird: „Wie traurig ist's, dass die Attische Jugend leidet, dass dieser Schurke hier wohnet — sein Wesen treibt." Eher möchten wir es umgekehrt nehmen: *Wie soll man es dulden, daß die Attische Jugend diesem Erzschurken den Hof macht — schmeichelt.* — Wir sehen der Fortsetzung dieser geistreichen Bearbeitung mit Verlangen entgegen, und werden sie bey der Anzeige des *zweyten* Theiles mit der neu erschienenen *Küffner*schen vergleichen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOBURG u. LEIPZIG, b. Sinner: *Physiognomik* oder *Kunst, die Menschen aus dem Gesichte zu beurtheilen*, von *Cölestin Stöhr*, ehemal. Benediktiner in Banz. *Erster* Theil. 1804. VIII u. 248 S. *Zweyter* Th. 1804. VII u. 312 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Obgleich der Vf., wie er in der Vorerinnerung sagt, sich seit zwanzig Jahren mit der Physiognomik beschäftigt hat: so möchte man doch schwerlich etwas von Belange in seinem Buche finden, das nicht schon in *Lavater's* Fragmenten enthalten wäre, wenn gleich alles in dem Buche geordneter gegeben ist, als *Lavater* in seinen Fragmenten es geben konnte. Dennoch würde, da *Lavater's* Werk und selbst der *Armbruster*sche Auszug aus demselben wohl nur in öffentlichen oder in Bibliotheken der Reichen gesucht werden darf, die Erscheinung dieses Buchs gewiss manchem sehr willkommen seyn, wenn nicht der Vf. und der Setzer oder Corrector sich um die Wette bemüht hätten, das Buch unlesbar zu machen. Der Vf. durch seine weitschweifige und geschmacklose Schreibart; der Setzer oder Corrector durch die Fehler im Abdruck des Buchs. Von der Weitschweifigkeit des Vfs. Proben zu geben, versagen wir uns, um nicht den Leser zu langweilen; von den übrigen hier gedachten Fehlern nur einige Proben. S. 21. Th. I. kommt „der grose Herr *von Haller*" vor. S. 242. heisst es: „Hier wird es genug seyn, wenn ich nur folgende Anmerkungen hierüber aus dem echten Kunstrichter *Sulzer* anführe, übrigens ihn in seinem Wörterbuche Art. Portrait ganz zu lesen empfehle." S. 243. Th. I. ist aus *Parrhasius*, *Perhasius* gemacht, und S. 287. wird aus *Dumouriez*, *Dumouriere*. S. 290. lieset man unter der Ueberschrift Don Quixote: „*Cervantes* hat uns sein Portrait — eigenhändig gezeichnet hinterlassen." Nun sollte man denken, es sey das Portrait des Don Quixote — aber mit nichten, es ist des Cervantes Portrait. — Doch genug zum Beweise, dass das Buch so unglaublich nachlässig gedruckt, als schlecht geschrieben ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Paris*, b. Guessier: *Mémoire addressé par la famille du Petit-Thouars aux Actionnaires de l'équipage du Diligent*, expédié au mois d'août 1792. pour aller à la recherche de Mr. *de la Peyrouse* etc. sous les ordres *d'Aristide Aubert du Petit-Thouars*, tué au combat d'Aboukir où il commandoit le vaisseau le Tonnant. (1806.) 23 S. 4. — Diese, wie schon der Titel zeigt, in mehrern Rücksichten merkwürdige Rechtssache verdient einen ausführlichen Auszug.

zuge. Aristide du Petit-Thouars, französischer Marine-Officier, der die Absicht hatte, la Peyrouse aufzusuchen, geographische Entdeckungen in Nordamerika zu machen, und einen Pelzhandel in Noutka-Sund anzulegen, rüstete hiezu im J. 1792. ein Schiff aus, und sein Bruder Aubert du Petit-Thouars vereinigte sich mit ihm, um ihn als Naturforscher zu begleiten. Sie wollten eine Reise um die Welt machen, und verkauften deshalb ein Gut von 50000 Livres, worin ihr ganzes Vermögen bestand. Ein dritter Bruder und eine ihrer Schwestern kamen ihnen ebenfalls mit bedeutenden Summen zu Hülfe, und durch eine Subscription, die sie eröffneten, erhielten sie noch 50000 Livres. Das gesetzgebende Corps, welches ihren Entschluss billigte, gab 10000 Livres dazu her. Um diese Zeit wurde Aristide Ludwig XVI. vorgestellt, und dieser befahl der Admiralität zu Brest, ihn mit allem zu versehen, was ihm zu seiner Equipage noch fehlen möchte. — Die Brüder kauften nun ein zu dieser Expedition taugliches Schiff, und sammelten eine hinlängliche Menge von Freywilligen und Matrosen, an deren Spitze vier Officiere gestellt wurden. Um die Zeit, in welcher die Abreise festgesetzt war, wurden beide Brüder durch eine in jener Periode gewöhnliche Begebenheit getrennt. Aubert wurde gefangen genommen, und als verdächtig angeklagt. Aristide, den ein ähnliches Schicksal bedrohte, sah sich genöthigt, sogleich abzusegeln. Beide versprachen, sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder auf Isle de France einander zu erwarten. Indessen wurde der Naturforscher unschuldig befunden, und schiffte sich daher nach dem Vorgebirge d. g. H. ein. Hier erwartete er seinen Bruder vierzehn Tage lang, aber vergeblich; und reiste daher, verabredeter Massen, nach Isle de France ab. Hier und auf den Inseln Reunion und Madagascar hielt er sich etwa zehn Jahre auf. Ohne Vermögen, und entfernt von seinem Vaterlande, lebte er bloss von der Gastfreundschaft der Einwohner; dabey durchreiste er jedoch diese Gegenden, um Entdeckungen in mehrern Fächern der Naturgeschichte zu machen. Unvermögend, die Rückreise zu bezahlen, würde er sein Vaterland vielleicht nie wieder gesehen haben, wenn nicht Napoleon, damals erster Consul, von seiner Lage unterrichtet, ihm eine Stelle auf einem Schiffe bewilligt hätte. Nach seiner Rückkehr wurde er für seine beschwerlichen Untersuchungen mit einer Pension belohnt. — Weniger glücklich noch war Aristide's Schicksal. Er wollte von Brest nach den Küsten von Brasilien segeln, stiess aber unterweges auf eine wüste Salzinsel. Hier fand er vierzig Portugiesen, die sich mit Schildkrötenfange beschäftigt hatten, und, da ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, vergebens ein Schiff erwarteten, das sie wieder nach der Insel St. Nicolas zurückbringen sollte. Durch ihr Schicksal gerührt, brachte Arist. sie nach dieser Insel. Diese litt gerade Mangel an Nahrungsmitteln; Arist. überliess ihr daher den grössten Theil seiner Provisionen, in der Hoffnung, sich in irgend einem brasilischen Hafen mit neuen versehen zu können. Auf St. Jago wurde seine Mannschaft von einer ansteckenden Krankheit befallen. Er eilte daher von dort wieder weg, sah aber bald mehrere seiner Matrosen und Freywilligen sterben. Die Ausbreitung der Krankheit nöthigte ihn, im nächsten Hafen vor Fernando da Noronha zu ankern, wohin die Uebelthäter von den portugiesischen Kolonieen zur Strafe transportirt werden. Hier wollte Arist. seine Mannschaft landen lassen, und sich mit Wasser und frischen Lebensmitteln versehen; auch wurde sein Gesuch von dem Commandanten bewilligt; aber kaum war er am Lande, als man ihn mit seiner ganzen Equipage für Gefangene erklärte. Erstaunt über dieses Betragen, zeigte er seine völlig richtigen Papiere vor, und drohete, sich beym Gouvernement zu beschweren. Man antwortete ihm aber, dass man dem Gouverneur von Pernambuc die Sache melden wolle, und dass er bis dahin Geduld haben müsse. Arist. schrieb selbst an den Gouverneur von Pern., berief sich auf den zwischen Frankreich und Portugal bestehenden Frieden, setzte die Gründe zu seinem Unternehmen aus einander, und bat, dass man ihn nicht länger aufhalten möchte. Der Gouverneur aber, im Einverständniss mit dem Commandanten von Noronha, achtete nicht auf seinen Brief, und befahl vor allem das Schiff nach Pernambuc zu bringen. Der Commandant liess es mit dem auch darauf angekommenen Capitän Päulein und sechzehn Räubern von seiner Insel absegeln, welche Mittel fanden, das Schiff zu verderben. Hierauf gab der Gouverneur Befehl, dass Arist. mit seiner ganzen Equipage nach Pernambuc gebracht werden sollte, wo sie die schimpflichste Behandlung erlitten. Der wiederholten Gesuche Aristide's müde, entschloss sich der Gouverneur endlich, die Officiere und die Equipage auf vier Schiffen nach Lissabon zu transportiren. Arist. befand sich auf dem zuletzt abgehenden. Bey seiner Ankunft in Portugal erfuhr er, dass seine ganze Mannschaft gefänglich eingezogen sey. Dieses Verfahren erregte seine heftigsten Klagen. Man konnte nicht umhin, seine Unglücksgefährten in Freyheit zu setzen; da man aber das französische Gouvernement, mit dem man eben im Begriff war, zu brechen, nicht schonen zu dürfen glaubte: so ersetzte man ihm nur die geringe Summe von 2000 Thalern, und gab ihm zu verstehen, dass sein längerer Aufenthalt in Lissabon für ihn die nachtheiligsten Folgen haben könnte. Er verliess daher diese Stadt. — Die französische Regierung, welche Aristide's Gefangennehmung zu Pernambuc erfahren hatte, protestirte gegen diese Verletzung des Völkerrechts, und der *Marine-Minister Monge* liess eine Fregatte ausrüsten, um über dieses Verfahren Rechenschaft zu fordern. Arist. aber reiste wegen der damals in Frankreich herrschenden Unruhen nach den vereinigten Niederlanden, wo er zwey Jahre hindurch es seine einzige Sorge seyn liess, seinem Bruder, seiner Familie und den Subscribenten den erlittenen Verlust zu ersetzen, und kehrte dann nach Frankreich zurück, um seine Klagen gegen den Lissabonner Hof vorzulegen. Das Directorium fand es zweckmässig, ihn im Dienste zu behalten, und er nahm den gethanen Vorschlag unter der Bedingung an, dass man, bey etwanigen Friedensunterhandlungen mit Portugal, auf eine Entschädigung für ihn antragen solle, und reiste dann als Divisionschef nach Brest ab. Nach einigen Monaten erfuhr er jedoch, dass man bey den Friedensverhandlungen mit Portugal das ihm gemachte Versprechen vergessen zu haben schiene. Er bat daher um Urlaub, und reiste nach Paris. Hier wendete er sich an das Directorium, das bey den schon so weit gediehenen Friedensunterhandlungen kein anderes Mittel sahe, ihm Genugthuung zu verschaffen, als ihn an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Hn. Talleyrand-Perigord zu verweisen. Die Königin von Portugal versprach Aristide'n schadlos zu halten. Jetzt übernahm Aristide das Commando einer Flotte, welche im mittelländischen Meere kreuzen sollte; trug aber derjenigen von seinen Schwestern, welche durch ihre Aufopferungen das Meiste zu seiner Reise beygetragen hatte, auf, die Sache bey dem portugisischen Hofe ferner zu betreiben. Hierauf begab er sich nach Toulon; von der Flotte aber, welche er commandiren sollte, war nicht mehr die Rede; dagegen wurde er bey der Expedition nach Aegypten angestellt. Le Tonnant, eins der vorzüglichsten Schiffe der Escadre, wurde für ihn bestimmt; er blieb aber, nach einem 30stündigen Gefechte, bey Abukir, ehe seine Sache entschieden war. Diese Entscheidung erfolgte erst, als Napoleon nach seiner Rückkehr aus Aegypten zum ersten Consul erwählt worden war. Nachdem Aristide's Schwester, Félicité du Petit-Thouars, abermals eine Bittschrift eingereicht hatte, befahl die Regierung, dass die Sache der Familie du Petit-Thouars an die Spitze der Unterhandlungen mit Portugal gestellt werden solle, und die französischen Gesandten in Lissabon erhielten den Auftrag, dieser Familie sowohl als den Interessenten bey der Expedition Entschädigung zu verschaffen. So bekam die Familie endlich von Portugal etwa 340000 Livres zur Vergütung ausgezahlt, nachdem sie über zwölf Jahre lang vergeblich darauf gehofft hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. März 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Briefe deutscher Gelehrten*, aus *Gleims* literarischem Nachlaſse herausgegeben von *Wilhelm Körte*. 1806. *Zweyter* Band. XL u. 464 S. *Dritter* Band. 608 S. 8. (4 Rthlr. 14 gr.)

Auch unter dem Titel:

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und *Johann von Müller. Erster* und *zweyter* Band.

Die dichterische Laufbahn des verewigten *Gleim* umfaſste das ganze Zeitalter unserer *neueren Poesie*. Wie viel er in dieser Periode, länger als ein halbes Jahrhundert, auf ihren Fortgang, sowohl durch seine eignen Bestrebungen, als durch eifrige Unterstützung andrer Talente gewirkt hat, ist bekannt; nicht minder wie sein patriotisches, und für alles Schöne und Gute so feurig empfindendes Herz, ihn mit den mehresten der vorzüglichern Geister seiner Zeit zu inniger Freundschaft vereinigte, und wie sorgfältig er sich die Dauer dieses Bundes, mit seinen in Deutschland und der Schweiz zerstreut lebenden Freunden, durch fleiſsige Correspondenz zu erhalten bemüht war. Von einer Herausgabe seiner reichhaltigen Briefsammlungen war daher schon im voraus mancher schätzbare Gewinn für die Geschichte unserer schönen Literatur zu erwarten, und Hr. *Körte* hat sich mithin ein bleibendes Verdienst um dieselbe erworben, indem er diese Mittheilung aus *Gleims* literarischer Hinterlassenschaft an das Publikum, in einer zweckmäſsigen Auswahl, übernahm. Da eine Geschichte der Poesie nicht bloſs auf einer Reihe treffender Charakteristiken der Dichter und ihrer Werke, sondern vornehmlich auf der Entwickelung *aller* Ursachen, die das Steigen und Sinken der Kunst, in ihren verschiedenen Epochen hervorbrachten, beruht: so sind Briefe, wie die vorliegenden, die uns in das Leben und die Zeitverhältnisse der Dichter selbst hineinführen, als eine der vornehmsten Quellen für sie zu betrachten. Wer es recht lebhaft empfinden will, wie die deutsche Dichtkunst, alles was sie ist, durch *sich selbst* geworden, der schlage die Sammlung dieser 293, in den Jahren von 1740 bis 1802. geschriebenen Briefe auf. Jeder einzelne beynah ist ein historischer Beleg zu *Schillers* so wahren als schönen Versen:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediziers Güte
 Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
 Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem gröſsten deutschen Sohne,
Von des groſsen Friedrichs Throne
 Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
 Selbst erschuf er sich den Werth.

Aber auch in anderer Hinsicht, als ein Archiv worin merkwürdige und treffliche Menschen ihre vertraulichsten Aeuſserungen, über die bedeutendern Ereigniſse ihres Lebens und ihrer Zeit niedergelegt, und sich nach ihrer ganzen eigenthümlichen Denkart und Handlungsweise offenbart haben; und als ein Denkmal seltner Freundschaft und gemeinschaftlichen Strebens edler Geister, gewährt dieser Briefwechsel eine überaus mannichfaltige und lehrreiche Unterhaltung.

Der *erste* Band, der die Briefe *Bodmer's*, *Sulzer's* und *Geſsner's* enthält, ist in unsern Blättern bereits von einem andern Recensenten (1805. Nr. 296.) angezeigt; und dabey zugleich auf die frühern Briefsammlungen dieser ehrwürdigen, patriarchalen Schweizer verwiesen worden. Wie jenen, so kann man auch diesen *zweyten* und *dritten* Theil nicht lesen, ohne von dem überall wiederkehrenden Ausdruck des edeln *Nationalsinns*, der den Charakter jener Männer, in ihrer glühenden Vaterlandsliebe, ihrem unbelohnten und dennoch unermüdlichen Wetteifer für die Ehre der deutschen Literatur, und ihrem Enthusiasmus für Friedrich II. (der diesen Eifer *verschmähte*) so schön bezeichnet, innig gerührt zu werden.

Vornehmlich charakteristisch in dieser Beziehung sind die, zum Theil französisch geschriebenen, Briefe von *Johannes von Müller*, zu deren Abdruck der berühmte Vf. dem Herausgeber laut eines in der Vorrede (S. XXXVII u. ff.) abgedruckten Schreibens seine freundlichste Zustimmung gab, und die nun als ein willkommnes Supplement zu seinen schon im J. 1801. durch Friederike Brun herausgegebnen an *Bonstetten* erscheinen. Derselbe, wir möchten sagen *alterthümliche* Sinn für Freundschaft, Vaterland, Freyheit und Geistesgröſse, der dort den Leser anzog, spricht ihn auch hier wieder von jedem Blatte an. „Ich habe mir vorgenommen" schreibt er (Bd. 1. S. 96.), als ein zwanzigjähriger Jüngling an *Gleim*," es koste was es will, nützlich, meinen Zeitgenossen und der Nachwelt interessant, der Freundschaft *Gleims* und der edelsten Menschen würdig zu werden.

„Le repos est permis, mais c'est sur les lauriers.
La mort est un repos, mais vivre c'est agir!
L'ame est inepuisable et peut toujours produire.
Le premier des plaisirs est celui de s'instruire.

Lauter grosse Worte Friedrichs; aber wahrlich auch *meine* Gedanken!" — Zugleich findet man in diesen Briefen viele Züge zu der lehrreichen Bildungsgeschichte seines Geistes, welche er in der gleichzeitig erschienenen Skizze seiner Selbstbiographie nur andeuten konnte, weiter ausgeführt, und an ihnen läſst sich, wie er sehr wahr in dem Briefe an Hn. *Körte* selbst sagt, lernen: wie man bey aller Schwierigkeit der ersten Schritte in der Welt sich emporheben kann, wenn man ein höheres Ziel unverrückt im Auge behält. Zu Schafhausen und Genf, in Berlin und Cassel, wie in Maynz und Wien, überall blieb er dem innern heiligen Beruf, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, standhaft treu. Auch den Gedanken, der Welt einst Biograph *Friedrichs* II. zu seyn, faſste er schon während seines *ersten* Aufenthaltes in der Residenz des groſsen, von ihm so würdig auch in diesen Blättern gefeyerten Monarchen. Alle seine *Berliner* Briefe sind von dieser Idee voll; in mehrern (besonders Bd. 2. S. 35.) theilt er dem Sänger der preussischen Kriegslieder schon den *Entwurf* einer historischen Darstellung Friedrichs und seines Zeitalters mit, und derselbe Entwurf ist es ohne Zweifel auch von dem er einmal aus *Cassel* (Bd. 2. S. 300.) so geheimniſsvoll schreibt. „Ich habe einen Plan den ich kaum schreiben darf, dessen Gröſse aber meinen Geist erfüllt, mein Herz erhöht, mir was um und um mich ist, auſser Freundschaft, gleichgültig macht. — Gewisse Dinge zu sagen, möchten andre eitel nennen, möchten vielen fast kindisch vorkommen; ich aber freue mich der sich meinem Geiste öffnenden Aussichten, so daſs ich mich nicht enthalten kann, sondern ihnen sagen *muſs*, daſs ich mein Leben dazu anwenden werde." — Eben daher schrieb er, nachdem schon lange sich alle seine Hoffnungen, in Berlin angestellt zu werden, zerschlagen hatten, einen andern Brief (Bd. 2. S. 269.) dieses Anfangs: „Ich fühle, daſs es der Mühe kaum werth ist, Geschichtschreiber zu werden, wenn man das, was unser Jahrhundert vor allen auszeichnet, nicht beschreiben soll, nämlich den Krieg des siebzehn hundert sechs und funfzigsten Jahres, und den groſsen Mann, der allein für das künftige Zeitalter interessanter geschildert werden könnte, als das ganze übrige Jahrhundert." — Solche Aeuſserungen die, so wie seine Recension der Werke Friedrichs des einzigen in unserer A. L. Z. zum Beweise dienen, mit welchem Eifer er *frühe schon* sich dem Studium des unsterblichen Königs widmete, sind um so erfreulicher, als sie uns die Hoffnung sichern: die Geschichte desselben wirklich noch von seiner Hand dargestellt zu erhalten, welche sonst der Schluſs seiner berühmten Rede über diesen Gegenstand („daſs ein Mann *sein Leben* dem Leben Friedrichs weihen müsse, um ihn darzustellen *wie er war*"), zweifelhaft machen könnte. Gewiſs würde unsere Literatur längst auch in den Besitz eines Theiles wenigstens, der Ausführung jenes groſsen Unternehmens gekommen seyn, wäre sein ihm allein jetzt unter Deutschlands Historikern gewachsner Urheber *damals* schon für das preussische Haus erhalten worden. Aber weder bey der Akademie, noch bey dem Joachimsthalischen Gymnasium, weder im ausländischen, noch im Justiz- oder Finanzdepartement, gelang es ihm, wie er so lebhaft wünschte, angestellt zu werden. „Ich erkenne es mit verbindlichem Dank" schrieb (B. 2. S. 31.) der Minister Herzberg an *Gleim* zurück, „daſs Ew. Wohlgeb. mir den Hn. *Müller* durch Ueberschickung seiner Geschichte der Schweiz persönlich bekannt machen wollen. Es wird mir angenehm seyn ihn hier zu sehn, und ich werde mit Vergnügen seine Wünsche befördern, wenn ich dazu Gelegenheit habe, wiewohl ich nicht vieles versprechen kann. Es wird Ew. bekannt seyn, daſs die Stelle des nicht leicht zu ersetzenden *Sulzer* bereits durch einen Genever, Namens Prevost, besetzt ist. Ich habe mich vergeblich für den Philosophen *Garve* aus Breslau bemüht, den ich dem König bekannt machte, und der auch seinen Beyfall fand, aber denselben wieder verlor, weil er das Wort *Enthymême*, französisch ausgesprochen, nicht verstand." — Schon den andern Tag darauf meldete Gleimen Müller selbst, daſs er sein Empfehlungsschreiben dem König übersandt, aber die lakonische Antwort empfangen hätte: es sey nichts ledig. „Wenn man" setzte er hinzu, „Freunde *et Spiritum Graiae tenuem Camoenae* hat, pflegt man nichts zu erschmeicheln, und wenn ich Tacitus seyn soll, so kann und darf ichs auch nicht." In desto reinerm Glanze erscheint sein wahrhaft weltbürgerlicher Enthusiasmus für den bewunderten Helden und Monarchen, der sich besonders in einem Briefe, den er noch in der ersten Begeisterung über die ihm durch Lucchesini zu Potsdam gewordne Vorstellung beym Könige, an Gleim, in Friedrichs Sprache schrieb, so lebendig ausdrückt. „*Que n'eprouvai je pas, mon cher* Gleim, heiſst es darin (Bd. 2. S. 158.), *dans l'antichambre du vainqueur de l'Europe; de celui dont dix-huit siècles, depuis César le dieu, n'auroient pu me montrer l'égal; de celui dans lequel j'allois voir les Cyrus, les Alexandre et les César réunis; de celui qui, du fond du cabinet, devant lequel j'étois, contient l'Autriche et influe sur toute l'Europe! Je sentois ce qu'auroient senti Homère et le Tasse, s'ils avoient pu aller voir Achille et Godefroi; autant je suis au dessous d'eux, autant mon héros est plus grand que les leurs. Enfin le hussard me fit entrer. Le roi étoit dans un fauteuil devant une table chargée de livres; il portoit une robe de chambre foncée et un bonnet noir. Je ne puis d'abord saisir sa physiognomie; mais bientôt dans le cours de la conversation, je ne sais à propos de quoi, le roi leva sa tête, et je vis non seulement le plus beau vieillard, mais le premier grand homme, marqué pour l'être par la nature qui traça ses traits. O Fréderic, Fréderic, qu'ils ont pénetré bien avant dans mon ame! Je ne les oublierais jamais, dussé je vivre mille ans et ne te révoir jamais. Vites-Vous chez personne des traits plus fins, des yeux plus vifs, un air plus doux? Entendites-vous personne parler d'un ton plus gracieux, avec plus de digni-*

dignité, et cette dignité dont on est pénétré presque sans s'en apercevoir, il élève jusqu'à lui. Il serait plus aisé de dire de quel sujet de littérature ou de politique il ne parla point, que de rapporter ce qu'il dit sur cent sujets différens. Après une heure de conversation il ôta son bonnet noir, et me dit d'un ton que je n'oublierai jamais: „Adieu, Monsieur, j'écrirai à votre sujet à Berlin." — Après avoir vu le roi, je fus pendant deux heures à y penser. Puis je fis des visites, mais je ne savois ce que je disois. Je fus inconsolable de n'être pas — son valet de chambre, place que je préférois à celle de premier-ministre d'un autre prince. Je ne puis encore penser à Fréderic, sans que les larmes me viennent aux yeux." — Schon im achten der folgenden Briefe finden wir *Müller* in Cassel, wo ihm seine Anstellung als Lehrer am dasigen *Carolinum*, Veranlassung ward, eine *Bearbeitung der Weltgeschichte* in ihrem *ganzen Umfang*, und *aus allen ihren Quellen* zu unternehmen. Ueberhaupt erstaunt man über die vielseitige und unermüdliche Thätigkeit mit der er in jeder Lage seines Lebens, sich selbst und andre bildend, wirkte, und mit einem frohen Gefühl der Belebung eigner Kraft, sieht man zugleich in diesen Briefen die Früchte jener ausserordentlichen Anstrengungen sich entwickeln und reifen. Schon auf der Universität zu *Göttingen*, von wo sein erster Brief geschrieben ist, finden wir ihn, unter *Schlözers* Leitung, in voller Beschäftigung mit der Herausgabe der Schweizergeschichte und der lateinischen Schrift über den cimbrischen Krieg. Von *Schafhausen* schreibt er im Drange der Arbeiten als 20jähriger Professor des Griechischen und der Universalgeschichte, als fleissiger Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, und Forscher und Sammler helvetischer Urkunden; von *Genf*, über seine gemeinschaftlichen Studien mit *Bonstetten* in den Werken der Alten, *Macchiavelli's*, *Voltaire's*, *Shaftsbury's*, *Bolingbroke's*, und *Montesquieu's*, und über die Resultate einer gelehrten Reise die er durch die verschiednen Cantons zur Erweiterung seiner Kenntniss ihrer Verfassungen und Geschichte, überall Codices und Chroniken durchforschend, unternommen hatte. Seine Briefe aus *Berlin* zeigen seinen halbjährigen Aufenthalt daselbst vor allen dem Studium der Geschichte Friedrichs II., seiner Monarchie und seines Zeitalters geweiht; aber auch von der Vollendung seiner Abhandlungen über die brittische Staatsverfassung, über das Mittelalter, und die Grundsätze der Bern'schen Regierung; so wie von der Untersuchung östreichscher, lombardischer, burgundischer und französischer Chronisten, zum Behuf seiner Schweizergeschichte; einer ausführlichen Kritik des *dictionnaire* von *Bayle;* eines Commentars zu Corneille, und seiner Lectüre der Werke *Platon's*, *Winkelmanns* u. a. m. ist darin die Rede. Aus einigen in *Halberstadt* geschriebenen Billets an *Gleim* sieht man, dass er die wenigen Wochen die er in dessen Umgange dort nach seiner Abreise von Berlin zubrachte, hauptsächlich dazu nutzte, seine Sprachbegriffe zu berichtigen und *Lessings* Werke zu studieren. Die Briefe aus *Cassel* enthalten vornehmlich Nachrichten über seine universalhistorischen Vorträge, um derentwillen er sich aus 400 Schriftstellern Auszüge machte und alle Klassiker des griechischen und römischen Alterthums in encyklopädischer Ordnung von neuem durchstudierte. Daneben las er noch ein öffentliches statistisches Collegium, wozu er schon in Zürich aus zweyhundert Büchern Materialien gesammelt hatte; hielt die Vorlesungen in der Gesellschaft für die Antiquitäten: über den Einfluss der Alten auf die Neuern und die weltliche Macht des Papstes; schrieb die Reisen der Päpste, die Briefe über das Hirtenleben, und die Darstellung des Freyburger Aufstandes für *Schlözers* Staatsanzeigen; studierte *Ariost*, *Metastasio*, *Shakspeare*, das alte Testament und die *altdeutschen Dichter*; verglich Aristoteles mit Plato, Montesquieu mit Büffon, und fing auch die Umarbeitung seiner Schweizergeschichte an. „Gelesen" schreibt er einmal „habe ich soviel dass mir graut es zu charakterisiren." — Nach seiner Rückkehr ins Vaterland schreibt er von den historischen Resultaten einer abermaligen Reise durch dasselbe; von seiner neuen Herausgabe der Schweizergeschichte, der er sich nun mit verjüngten Kräften ganz wieder widmete, und von den Vorlesungen der Historie des Alterthums, die er mit Anwendung auf die neueste Zeit zu Bern vor einer Versammlung der Edelsten Helvetier daselbst hielt. Die Briefe von *Mainz* und *Aschaffenburg* geben Nachricht von den *drey* Theilen der umgearbeiteten Schweizergeschichte, den Briefen zweyer Domherrn, und der Darstellung des Fürstenbundes, welche Werke er während seines Aufenthaltes daselbst, als Bibliothekar und Vertrauter des Kurfürsten, mitten unter den vielfachen Geschäften, die ihm dieser neue Wirkungskreis auflegte, kurz nach einander vollendete. In *Wien* endlich arbeitete er in den wenigen Stunden der Musse die ihm die Kanzley übrig liess, an der Fortsetzung der Geschichte seines Vaterlandes; an einer Berichtigung und deutschen Uebersetzung eines schon zu Cassel und Genf in französischer Sprache verfassten Werkes von 20 Büchern über die Universalhistorie; excerpirte Folianten zur byzantinischen Geschichte und „schwärmte daneben in den Auen der Philosophie und schönen Wissenschaften umher." Späterhin, in dem vorletzten Briefe, (einem der rührendsten der ganzen Sammlung, meldet er noch seinem dreyundachtzigjährigen Freund, dass er die politische Laufbahn aufgegeben, und mit Aufopferung der Aussicht auf mehr Einkommen und grössern Titel sich genügsam in die Bibliothek verschlossen habe: „*Da* bin ich, schreibt er, allen lehrbegierigen Jünglingen und forschenden Männern zu Dienst, geniesse mit Heisshunger, so wie von jeher die schönsten Producte guter Zeiten, und setze an Vacanztagen die Geschichte meines Vaterlandes nebst einem grössern Werke fort, welches meine Ansicht der verschiednen Veränderungen des menschlichen Geschlechts im Grossen enthält. — Arbeit ist mein grösster Genuss, ohne andern zu verscheuchen; ungefähr wie unsre Alten: weder zu wenig noch zu viel. Das hiesige Leben ist gut. Was kümmert mich der *index prohibitorum*; die meisten würde ich mir *selbst* verbieten, und ehe ich

alles

alles inne habe, was in der *Bibliothek* steckt, werden jene wieder erlaubt." — Man begreift nach diesen Angaben von selbst, welche Menge der verschiedensten Gegenstände in den vorliegenden Briefen zur Sprache gebracht, und wie geistvoll von dem Vf., der auf eine so seltene Weise universelle Gelehrsamkeit mit eigenthümlichem Ideenreichthum verbindet, über alle geredet wird. Von den vielen interessanten Ansichten und Urtheilen die sich hier, wie über die vorzüglichsten Geister aller Jahrhunderte, so auch über die merkwürdigsten Menschen seiner eignen Zeit, die er dem grössten Theil nach auf seinen Reisen durch Deutschland und die Schweiz persönlich kennen lernte, gesammelt finden, führen wir nur noch eine Aeusserung über *Ramler* an, die zugleich von des Vfs. tiefer Einsicht auch in das *Wesen der Poesie*, zeugen kann. „Man hat mich" schreibt er aus Berlin (Bd. 2. S. 79.) „im Conzert *Ramlern* präsentirt; es war als stände Horaz mir zur Seite und sagte mir ohne Unterlass: *das bin ich nicht*." — Auch an amüsanter Unterhaltung fehlt es nicht, wohin wir z. B. die Nachricht rechnen, die er (Bd. 2. S. 244.) von *Lüchet's* saubrer Anordnung der Cassler Bibliothek ertheilt. „Kennen Sie Casselanisch Latein? Wohl nicht. Auf unsrer Bibliothek sind folgende Titel: *Patres graeci et latini de theologia*, worunter *Wyttenbachs* Compendium und *Marci Tullii Ciceronis epistolae*, (warum hiess der Mann aber auch *Marcus!*) und *Mosheim's* Kirchenhistorie; ferner: *Epistolares; Theologica sermonica; Libri l'amatorii; Poetae graeci et latini*, bey welchen *Dante; Poetae italici*, unter andern *Möser* vom Harlekin; *Poetae medii aevi*, z. B. *Theognis*, *Aristoteles Poetik* und *Polignacs* Anti-Lucretius; *Astronomia*, wobey eine italiänische Taktik; *Botanica*, z. B. die griechische Anthologie; (weil auf dem Titel steht: *Florilegium*) eine Reihe *Biblia*, die zweyte *Biblica*, die dritte *Commentatores*, und *Duplicata*, das ist, die doppelt vorhandnen." — Wie viel des Unterhaltenden und Unterrichtenden wäre noch mitzutheilen, doch wir müssen abbrechen, um uns den Raum für die Anzeige des übrigen Theiles dieser gehaltreichen Sammlung nicht allzu sehr zu beschränken.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Weygand. Buchh.: *Wanderungen der Phantasie in die Gebiete der Wahrheit.* 1806. 303 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Verstehen wir diesen Titel recht: so will der Vf. oder die Vfn. des Buches — denn verschiedene Spuren deuten auf eine weibliche Feder — damit zu verstehen geben, den Dichtungen, die hier mitgetheilt werden, liege theils historische, theils wenigstens moralische Wahrheit zum Grunde. Das erste scheint der Fall seyn zu sollen bey der Erzählung: *Nurgehan, oder die Rose aus der Wüste*, womit die kleine Sammlung sich eröffnet. Auch die Jahrszahlen — 1605 — 1624., die über dieser Erzählung stehen (weitere Auskunft ist weder in einer Vorrede noch Anmerkung gegeben) weisen wohl darauf hin. Wirklich ist auch *Nurgehan* (Licht der Welt) als Gemahlin *Gehanghirs*, Kaisers der Tataren vom Geschlechte des Tamerlan, bekannt als historische Person. Wie weit aber die hier gelieferte Erzählung, die für Geschichte sich grösstentheils giebt, mit der wirklichen Geschichte übereinstimmen möge, ist hier gleichgültig; weniger ist es aber der Umstand, dass sie ziemlich langweilig an sich, und noch langweiliger durch den schleppenden Vortrag ist. Eine Probe z. B. von diesem S. 53.: „Er mochte diese nun in der Folge gefunden haben, oder auch der Sache auf die Spur gekommen seyn, oder nicht, diess ist uns unbekannt; wohl aber wissen wir, dass sein Entschluss, sich vom Hofe zu entfernen, und damit zugleich sich und Nurgehan zu retten, bald ausgeführt wurde; zumal er noch eine Erfahrung jener schrecklichen Art, welche indess sein Schutzgeist, die treue Gattin, abermals vernichtete, gemacht hatte, und er es daher für rathsam hielt, mit Ausführung seines Plans zu eilen." — Auch sind Wendungen, wie folgende: S. 55. „*Man that, was er gebot, und verhüllte er sich darauf*," eben nicht unter die eleganten zu rechnen, so wenig als in einem der folgenden Stücke Ausdrücke wie: *entfremt* für: *entfremdet* 228. und Participien wie: *der sich entfernte Zug* 230.; sodann eine Orthographie, wie: *Mose* für: *Moose* zu billigen sind. — Auch das *zweyte* Stück: *die Schwarze und die Weisse* ist auf historischen Grund gebaut, und etwas mehr anziehend als das erste. Den grössten Antheil hat die Dichtung an dem *dritten* und *letzten* Stücke: *Bruchstücke aus Zelruks Reisen:* Wenn auch schon hier die Erzählung gedrängter, der Vortrag noch rascher und lebhafter seyn könnte: so zeichnet sich doch dieses morgenländische Gemälde am vortheilhaftesten aus, und Rec. hat viele Partieen desselben mit Interesse und Vergnügen gelesen. Papier und Druck sind schlecht, und an sinnentstellenden Druckfehlern z. B. *hassen* für *hoffen: Christen* für *Geister* — (beide nahe bey einander S. 214.) fehlt es ebenfalls nicht. Ob das Werkchen übrigens nicht bloss nach französischem Muster bearbeitet, oder gar nur übersetzt ist, wissen wir zwar nicht bestimmt nachzuweisen, vermuthen es fast aber, nach dunkeln Erinnerungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. März 1807.

LITERATURGESCHICHTE.

Zürich, b. Gessner: *Briefe deutscher Gelehrten*, aus *Gleims* literarischem Nachlasse herausgegeben von *Wilhelm Körte* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und *Johann von Müller* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 56. abgebrochenen Recension.*)

Ein nicht minder vielseitiges Interesse gewähren die Briefe des genialischen *Heinse*. Sein ganzes Leben, von seinen Schuljahren an bis zu seiner Anstellung als Vorleser des Kurfürsten von Mainz, lässt sich in ihnen verfolgen, und schwerlich dürfte es jemals einem fremden Biographen gelingen, den Charakter dieses, selbst wo er irrte, so liebenswürdigen Geistes treuer darzustellen, als es seine eigne Feder hier gethan hat. In dieser, wie in Rücksicht ihres ästhetischen Werthes zugleich, zeichnen sich besonders die Briefe aus, welche er an *Gleim* über die Düsseldorfer Gemälde-Gallerie, und an *Friedrich Heinrich Jakobi* von seiner Reise nach der Schweiz und Italien in den Jahren 1780 — 1783. geschrieben hat. Jene (Bd. I. S. 272 ff.) sind hier aus dem deutschen Merkur, wo sie bekanntlich schon einmal gedruckt erschienen, bloss der Vollständigkeit wegen, wieder mit aufgenommen worden, weshalb wir sie übergehen; diese empfing der Herausg., auf seine Bitte, von dem Besitzer selbst. Die Reisebeschreibung, die *Heinse* darin seinem edeln Freund und Wohlthäter mittheilt, ist reich an Darstellungen schöner Natur und Kunst, in welchen sich eine blühende Phantasie durch den lebhaftesten Ausdruck ergiesst. Man lese z. B. nur den Brief über den so oft beschriebenen Rheinsturz bey Schafhausen, aus dem wir uns wenigstens einige Stellen hier auszuheben nicht versagen können. (Bd. I. S. 461.): „Es ist, als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gesetzen der Natur hinausrollte. Die Gewölbe der Schaumwogen in wüthendem Schuss flammt ein glühender Regenbogen wie ein Geist des Zorns schräg herab. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie kann's der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Die Natur zeigt sich ganz in ihrer Grösse. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen herab, und giebt den ungeheuern Wassermassen die Eile des Blitzes. Es ist die allerhöchste Stärke, der wüthendste Sturm des grössten Lebens, das menschliche Sinne fassen können. Der Mensch steht klein wie ein Nichts davor, und kann nur bis in's Innerste gerührt den Aufruhr betrachten. Es ist mir, als ob ich mich in der geheimsten Werkstatt der Schöpfung befände, wo das Element, von fürchterlicher Allgewalt gezwungen, sich zeigen muss, wie es ist, in zerstürmten, ungeheuern Massen. Und doch lässt das ihm eigenthümliche Leben sich nicht ganz bändigen, und schäumt, und wüthet, und brüllt, dass die Felsen und Berge nebenan erzittern und erklingen, und der Himmel davor sein klares Antlitz verhüllt, und die flammende Sommersonne mit mildern Strahlen drein schaut. — Rundum ist Alles Toben und Wüthen, und das Herz und die Pulse schlagen dem Wassergott wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht." Eben so schön sind die Schilderungen vom Rigiberg (Bd. I. S. 446.), vom Gotthard (Bd. II. S. 1 ff.), von Venedig (II. S. 140 ff.), von dem Capitol und der Kunstwelt Roms (II. S. 258 u. 398.), von dem Wasserfall von Tivoli (II. S. 407.) u. s. w., auf die wir unsre Leser nur aufmerksam machen können.

Heinse's Kunstansichten sind aus seinem *Ardinghello* bekannt, für den er auch diese Briefe selbst benutzte; daher wir von den Ideen und Urtheilen, die sie über italiänische Musik und Malerey, wie über antike Plastik und Architektur enthalten, hier nichts sagen. Unter den literarischen Nachrichten wird man besonders die über die *Herkulanischen Handschriften* (II. S. 467 ff.), zumal gegenwärtig, wo die französische Regierung ihre Sorgfalt auch auf die sogenannten *Scavazioni* in Italien gerichtet hat, merkwürdig finden. Es ist kaum glaublich, mit welcher Nachlässigkeit und Indolenz man bey diesen wichtigen Entdeckungen anfänglich verfuhr, wodurch die schönsten Hoffnungen, die sie so überraschend erregten, eben so schnell wieder vereitelt wurden. „Der vorige König von Neapel," erzählt *Heinse*, „hatte einem gewissen Herrn den ungemessensten Auftrag gegeben, Alles, was man ausgrübe, in Empfang zu nehmen, und nach Gutbefinden in Ordnung zu bringen; und dieser verstand Wenig oder Nichts von den Alterthümern. Die Titel, die an den Rollen hingen, wurden gleich bey der Auffindung abgestreift, zertreten und zerstossen, und gingen also verloren. Durch dieselben hätte man leicht das Wichtige von dem minder Wichtigen unterscheiden können, da man jetzt gar nicht weiss, was man hat. Die Handschriften sind theils verbrannt, theils vermodert, und sehen braun und schwarz aus, wie Tabaksrollen. Die zu Kohlen gebrannten sind leicht zu lesen, wenn sie einmal aufgewickelt sind, und vermittelst der Maschine, die der Pater *Anton* dazu erfunden hat, ist diess denn doch auch nicht so schwer, als man vorgiebt. Es gehört nur Geduld und

und Behutsamkeit dazu, wenn sie nämlich nicht durch den Druck der Lava so zerknickt sind, dass Alles in Staub zerfällt, und der Unversehrten von dieser Art waren bey der Auffindung keine geringe Anzahl. Aber da liegen sie zu Portici von Knaben zerfetzt und zerschnitten; Alles, was noch ganz und vollständig war, ist nun zerstört, und der Vesuv strömte vergebens seine Feuerbäche zur Lust der Nachwelt über das unglückliche Herkulanum. — Welch ein Verlust, dass die Entdeckung nicht zur Zeit eines Robert, oder Cosmus, und Lorenz von Medicis geschah! Wie würden die Poliziane, Ficine und Laskarisse mit Freundschaft und Belohnungen noch seyn angetrieben worden, ausser dem süssen Reiz der schönen Ueberreste an und für sich selbst! So aber ist Nichts geschehn! Man hat die reiche Aernte von dem Wild zertreten, den Sperlingen aushacken, und von Wind und Regen verderben lassen. Ein einziger alter Mann, der überdiess sich lieber mit mechanischen Dingen abgiebt, und eine neue Art Zitzfabrik erfunden hat, und nun betreibt, wurde zu achthundert Manuscripten, in allen Fächern von Künsten und Wissenschaften, mit einem elenden Gehalte angestellt. Kein Minister hat sich je recht darum bekümmert; die Gelder, die der vorige König zur Ausgrabung bestimmte, werden von den Aufsehern für sich eingezogen, und an der ganzen unterirdischen, mit Asche und Staub überschütteten, Stadt Pompeji, wovon erst nur ein Platz und ein paar Häuser entdeckt sind, graben an der Zahl drey Mann, indess schon lange die Bauern desto fleissiger in den Weingärten darüber nachsuchen, und manches herrliche Stück heimlich finden und verkaufen."

Die ganze, grösstentheils zu Fuss gemachte, Reise *Heinse's* war übrigens ungemein romantisch, nicht selten auch abenteuerlich, und erinnert dadurch mehr als einmal an die ihr in so mancher Hinsicht ähnliche Wallfahrt *Moritzens* nach Italien. Oefters ging ihm, aller Oekonomie ungeachtet, seine Baarschaft gänzlich aus. In Genf schon kam er mit leerem Beutel an, und würde hier in nicht geringe Verlegenheit gerathen seyn, hätte er nicht gleich am ersten Abend einen *Louisd'or* im Billard gewonnen. Zu Venedig, wo er mehrere Wochen lang, in sein kleines Zimmer verschlossen, an der Uebersetzung des Tasso arbeitete, musste er sich eine geraume Zeit kümmerlich von Polenta ernähren; und in Florenz, wo der über seine wiederholten Nachfragen ungeduldige Postsecretär ihn jedesmal, so oft er kam, schon *von Ferne* ein grausames: „*non v'è niente, Signor, non v'è niente!*" zugerufen hatte, lief er wirklich Gefahr, aus dem Wirthshause gestossen zu werden, als er, eben da, endlich den langersehnten Wechsel erhielt, der ihm in Ganganellischen Goldstücken, mit der Umschrift: *repente de coelo*, ausgezahlt wurde. „*Così varian le cose in un Momento*" schrieb er darüber, „und mein Herz schlägt wieder stürmische Wellen des Entzückens, hell und rein durch mein Wesen!"

In Italien, wie in der Schweiz und in Deutschland, führte übrigens auch *Heinsen* sein schöner Enthusiasmus für vaterländische Literatur und Kunst mit den meisten der trefflichsten Köpfe seiner Zeit zusammen, und seine Briefe enthalten daher auch in dieser Beziehung eine Menge interessanter Bemerkungen und Urtheile, von denen wir als Beyspiel nur eine Aeusserung über den traurigen Untergang *Georg Forster's*, in einem seiner letzten Briefe an *Gleim*, aus Maynz vom 22. März 1794., anführen wollen. „*Forster*, der Weltumsegler," heisst es daselbst, „hat sich wieder nach Stürmen gesehnt und ist von der Revolution verschlungen worden. Sein Staatsschiff war kein englisches Kriegsschiff, sondern eine in der Eil elend zusammengeflickte Barke, und sein Custine kein Cook!"

Die eignen an *Joh. von Müller* und *Heinse* von seinem 50sten bis zum 80sten Jahre geschriebenen Briefe des ehrwürdigen *Gleim* selbst, hat der Herausg. theils aus vorgefundenen Abschriften, theils durch die Mittheilung der Originale von *Sömmering* und Freyherrn *von Retzer* zusammengebracht. Sie machen weit den kleinern Theil der Sammlung aus, und sind auch an *literarischem* Interesse die minder gehaltvollen derselben. Aber was sie schätzbar macht, sind die desto stärker sich in ihnen ausdrückenden Züge der liebenswürdigen *Persönlichkeit* des unvergesslichen Mannes, welche die Wenigen, die ihn im Leben verkennen konnten, hier noch nach seinem Tode die Bereuung ihres Irrthums lehren werden. Die seltne Empfänglichkeit seiner, für alles Schöne und Edle des menschlichen Geistes, bis zum letzten Abend seines hohen Alters so jugendlich lebhaften Seele, zeigt sich vielleicht nirgends so warm und vielseitig, wie hier, wo er uns als *Greis* in dem doppelten Verhältniss zu zwey feurig aufstrebenden Jünglingen so entgegengesetzter Naturen, beiden als Freund sich aneignend, beide in ihrer Freundschaft für ihn, sich verbindend, erscheint. Mit gleicher Theilnahme und ermunternder Thätigkeit eigner Hülfe folgt er ihnen auf ihren noch *so* verschiednen Bahnen; welchen Gegenstand sie auch in ihren Briefen an ihn berühren mögen; seine Antworten lehren, wie gewiss sie seyn konnten, jedesmal eine wiedertönende Saite zu treffen, und mit demselben Eifer, wie für *Laidion* und *Ardinghello*, sehn wir ihn für die Vollendung der Schweizer-Geschichte sich interessiren. Um die frühere Bildung von *Heinse*, die mit so widrigen äussern Verhältnissen zu kämpfen hatte, machte sich *Gleim*, wie mehrere Briefe zwischen ihnen rührend bezeugen, eben so wie bekanntlich um *Kleist*, *J. G. Jacobi*, *Michaelis* und *Klamer Schmidt*, durch seine Unterstützungen als ein *Vater* verdient, und so schuf er dem *ganzen* Kreise seiner zahlreichen Freunde einen Mittelpunkt, der sie alle mit einander verbrüderte: in der Liebe seines Herzens, und dem Eifer seines Patriotismus für die Ehre der deutschen Literatur, und die Verherrlichung Friedrichs des Einzigen. Von der Innigkeit, mit der er die Grösse dieses Monarchen anerkannte, sind auch diese Briefe, namentlich die unablässigen Aufforderungen, die sie an *Johannes von Müller* enthalten: der Biograph des Königs zu werden, ein redender Beweis,

weis, und mehrere Stellen zeigen, dass er selbst von seiner *Verachtung des deutschen Geistes*, die *er* doch schmerzlicher, als irgend ein andrer deutscher Schriftsteller seiner Zeit empfand, *die* Ansicht hatte, welche die allein richtige ist. „Cäsar Friedrich," sagt er B. I. S. 58., „liebt die deutschen Musen nicht, und *kann* sie nicht lieben. *Zieglers Banise* wurde von Feinden der deutschen Musen ihm in die Hände gegeben. Neben *Voltaire* konnte *Ziegler* unmöglich ihm gefallen."

Der Sammlung dieses *zweyten* und *dritten* Bandes hat der Herausg. eine Zueignung „an die theuern Jünglinge seines deutschen Vaterlandes" vorangesetzt, welche in der lobenswürdigsten Absicht, aber mit zu declamatorischer Wortfülle, als dass sie die bezweckte Wirkung nicht selbst wieder schwächen sollte, geschrieben ist. In der darauf folgenden Vorrede erklärt sich Hr. *Körte* sehr ausführlich und befriedigend über seine Befugniss zu der Herausgabe dieser Correspondenz, und über die Bekanntmachung freundschaftlicher Briefe überhaupt. Dessen ungeachtet hat die Erscheinung seiner Sammlung ihm einen sehr heftigen Angriff zugezogen, und zwar von eben dem Manne, der sie selbst durch seinen eignen Beytrag so vorzüglich bereicherte.

Leipzig, b. Göschen: *Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Absicht vertraulicher Briefe von Verstorbenen und noch Lebenden?* Eine Gelegenheitsschrift von *Friedrich Heinrich Jacobi.* 1806. XII u. 120 S. 8.

In der gedachten Vorrede äussert Hr. *Körte* in Betreff der von *Jacobi* empfangenen *Heinse*'schen Briefe: dass er *unbedingte Vollmacht*, sie nach seinem Gutdünken der Sammlung einzuverleiben, erhalten habe. „Was also," setzt er hinzu, in diesen Briefen diesem oder jenem erscheint, dass es hätte wegbleiben können und sollen, lege dieses und jenes nur *allein mir zur Last.*" Hr. Geh. R. *Jacobi* hat das Vorgeben einer unbedingten Vollmacht für eine grobe Unwahrheit erklärt, und sein Streit mit Hn. *Körte* darüber ist aus ihren gegenseitigen Erklärungen in öffentlichen Blättern bereits bekannt. Er ward die Veranlassung zu dieser Schrift, in welcher der Vf. zuvörderst eine allgemeine Erörterung über die ihr vorgesetzte Frage giebt, die zwar, wie Alles, was von seiner Hand kommt, mit Feuer und Geist geschrieben ist, aber, was uns leid thut, nichts weniger als eine genaue und vollständige Bestimmung des Gegenstandes, weder in rechtlicher noch in moralischer Beziehung, enthält. Vielmehr begnügt er sich, nur einzelne Gedanken darüber hinzuwerfen, die erst zur *Einleitung* einer eigentlichen Untersuchung dienen können. Die Grundsätze, von denen er dabey ausgeht, wird kein rechtlicher Mann Anstand nehmen, unbedingt zu unterschreiben, so weit Hr. *Jacobi* aus ihnen gegen die „Unsitte des *ruchlosen* Gemeinmachens vertraulicher Briefe" eifert. Wenn aber nach der Ansicht (S. IV. der Vorrede): „dass das Publicum *nur* die *stehenden* Lettern eines Schriftstellers sehen solle," gefolgert werden muss, der Vf. erkläre sich gegen *jede* Veröffentlichung von Briefen *überhaupt:* so wird eben so wenig jemand läugnen wollen, dass er hierin nicht zu weit gegangen sey. Welche Schätze würde, von den Briefen eines *Cicero* bis zu den Briefen *Winkelmann's* und den eben angezeigten selbst, unsre Literatur entbehren müssen, wenn diese Maxime als *Gesetz* in der Gelehrten-Republik bestehen sollte. Hr. *Jacobi* gesteht selbst (S. 109.), dass „keine Lobschrift auf *Heinse* hätte leisten können, was die Lesung dieser Briefe bewirke, und dass es nur ein *Einziger* in der ganzen Sammlung sey, über dessen Abdruck er Hn. *Körte* Vorwürfe machen könne." Wie nun dieser Brief, nebst den übrigen von *Heinse* an *Jacobi*, in des Herausg. Hände kam, wird in einem Anhange, der aber weit den grössern Theil der Schrift bildet, mit *angeblich* durchgängiger Belegung der Actenstücke erzählt. Hr. *J.* erbat sich zuerst von Hn. *Körte* seine eignen Briefe aus dem *Gleim*'schen Nachlass zurück, und erhielt sie von ihm mit der Bitte, ihm dagegen die *Heinse*'schen Briefe für seine Sammlung zu gewähren. Hr. *J.* bewilligte sie ihm *bloss* unter der Bedingung der Zustimmung von *Sömmering*, und als diese erfolgte, liess er die Briefe an Hn. *Körte*, *ohne sie selbst vorher noch einmal durchzusehn*, ob er sie gleich seit 25 Jahren nicht wieder gelesen hatte; nur mit der Empfehlung: „Alles daraus zu vertilgen, was *Heinse's* unwürdig sey, oder nicht für das Publicum gehöre," durch *seinen Sohn* übersenden. Ob nun dieser jene Empfehlung in seinem Briefe ausrichtete, weiss Hr. *J.* nicht, sondern glaubt es nur, da auch dieser Brief, auf den doch allein hier eigentlich *alles ankommt*, nicht einmal von ihm selbst gelesen wurde, mithin auch in der Reihe der hier mitgetheilten Actenstücke — *fehlt.* Gesetzt nun auch, der Sohn des Hn. Geh. Rath *Jacobi* hätte Hn. *Körte* jenen gemessnen Auftrag *wirklich* gegeben, und dieser sich der Anklage der Unterlassung desselben schuldig gemacht: so würde dessen ungeachtet doch aus dieser Schrift selbst schon hervorgehn, dass auch Hn. *J.* mit allem Recht der Vorwurf gemacht werden dürfe: seine Grundsätze, in der vorliegenden Sache, mit seiner Handlungsweise in nicht geringen Widerspruch gebracht zu haben. Aber jener Brief seines Sohnes enthielt nicht einmal Etwas von einem solchen Auftrage an Hn. *Körte*, wie wir aus dessen eben erschienener Rechtfertigung, deren Anzeige wir hier zugleich mit verbinden, nicht ohne Befremdung ersehen haben.

Zürich, b. Gessner: *Kritik der Ehre, Sittlichkeit und des Rechts*, in *F. H. Jacobi's* Gelegenheitsschrift: *Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Absicht vertraulicher Briefe von Verstorbnen und noch Lebenden;* von *Wilhelm Körte.* 1806. 98 S. 8.

Nach mehrern Bemerkungen, die wir, als zur eigentlichen Streitsache nicht gehörig, übergehn, über die Unbestimmtheit des philosophischen Charakters *Jacobi's* überhaupt, und der besondern Wandelbarkeit

keit seiner Meinungen im gegenwärtigen Fall, indem er, etwas unsanft, an seine eigne und unbefugte Publicirung des *Mendelssohn*'schen *Briefwechsels* erinnert wird, legt auch Hr. *Körte* hier seine Actenstücke, wodurch die seines Gegners, vornehmlich in Beziehung auf den Brief *quaestionis*, erst *ergänzt* werden, vor. In diesem Schreiben (S. 87.) wird nun wohl der *Unordnung*, in welcher sich die beyfolgenden *Heinse*'schen Briefe befänden, mit *keiner Sylbe* aber irgend an eine Empfehlung besondrer Vorsicht bey ihrem Abdrucke gedacht. Es ist also doch wahr, dass Hr. *Jac.* sie Hn. *Körte* mit unbedingter Vollmacht zur Herausgabe überliess, und dieser vollzog die einzige Pflicht, die ihm als Herausg. der *Heinse*'schen Briefe gegen ihren Besitzer sonach noch übrig blieb, indem er sich darüber, so wie er in der angeführten Stelle seiner Vorrede gethan hat, vor dem Publicum erklärte. Wenn man nun erst die Sorglosigkeit, womit der Hr. Geh. Rath *Jacobi* die Briefe seines Freundes Hn. *Körte* zum Druck überlieferte, erfährt, und dann seinen Unwillen über ihren Abdruck in Anschuldigungen eines „ruchlosen Gemeinmachens," ja sogar „eines der schändlichsten Verbrechen" ausbrechen sieht: so begreift man in der That nicht, wie er bey diesem Streite sich einer so leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihn wenigstens eben so sehr als seinen Gegner verwundet, überlassen konnte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Züllichau u. Freystadt, in d. Darnmann. Buchh.: *Malven*, von *Friedrich Kind*. — *Zwey* Bändchen. 1805. 446 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Blumen, die diese Sammlung enthält, tragen nicht alle die heitern bunten Farben ihrer natürlichen Schwestern, von denen sie den Namen führen. Es befinden sich sehr düstere darunter, wie beynahe alle, die mit dem Buchstaben *Z.* bezeichnet sind, und, laut der Vorrede, einem fremden Urheber zugehören. Indessen sind es gerade diese Poësieen, die das meiste Darstellungstalent verrathen, und von viel Energie der Einbildungskraft, wenn schon einer noch zu üppigen ungeläuterten, zeugen, wie z. B. *die Bilder der Ahnen* (Nr. II.) eine sehr schauerliche, aber gut motivirte Geistergeschichte in Prose; und *Pater Anselmo's peinliche Klage* (Nr. VII.) ebenfalls eine Gespenstermähre von noch gräslicherer Art, als die vorige, die der Vf. deswegen *Nachtstück* überschrieben hat. Sie ist in Dante'schen Reimen abgefasst, jedoch ohne Beobachtung der strengeren Form der *terza Rima*, und erinnert lebhaft an die *letzten Worte des Pfarrers zu Drottning* im Schlegelschen Musenalmanach S. 118., die ebenfalls von Dante'scher Abkunft sind, aber durch mehrere Gedrungenheit des Vortrags — denn hier ist alles zu schleppend erzählt, und an unglücklichen Reimen und unschicklichen Wortverbindungen fehlt es ebenfalls nicht — ihrem Original weit glücklicher nachbringen. Auch eine *Ballade* von *Z.*, *Simonides*, zwar zu sehr in Schillerschem Ton, aber doch auch nicht ohne Schillerschen Geist, verdient Nennung. Weniger gelungen scheint ihm die *Romanze* Nr. IV., das *Göttesgericht*, worin Vortrag und Versart weit weniger glücklich sind. Wir haben mit den Arbeiten des Hn. *Z.* das Bessere genannt. Die Aufsätze seines Freundes *Kind*, des Herausg. dieser Blätter, aus prosaischen Erzählungen und Gedichten verschiedner Art bestehend, verrathen zwar allerdings ein nicht zu verachtendes, aber noch lange nicht genug festgebildetes Talent. Leichter Humor, mancher glückliche Zug der Naivetät, oft auch mehr Streben nach Naivetät, als wirkliches Ergreifen derselben, zeichnen die prosaischen Erzählungen aus: die *Treibhausblumen* (Nr. I.), *Wie man sich irren kann* (Nr. VI.), und die *Criminalgeschichten* (Nr. IX.), in welchen letzten jedoch die Idee, die den Kranichen des *Ibykus von Schiller* zum Grunde liegt, nicht sehr gut aufgefasst und nachgebildet ist. Sonst ist der Vf. mehr *Goethe* auf der Spur, auch in seinen Gedichten, die aber noch ziemlich rohe Nachahmung sind. Das schlechteste ist wohl das *wunderthätige Grab*, eine Legende, deren Inhalt eine anziehendere Behandlung zugelassen und verdient hätte (Nr. XI. II. B.). Die besten wohl sind der *Schlangenbändiger* und der *Korb* am Schlusse des *zweyten* Bändchens.

Carlsruhe, b. Miller, u. Leipzig, in Comm. b. Jacobäer: *Taschenbuch für edle Frauen und Mädchen.* 1807. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den grössten Theil dieses Taschenbuchs füllt eine freye Uebersetzung aus dem Französischen des Racine, *Andromache*, von *Friedrich Ludwig Junker*, die noch der beste Beytrag zu dieser poëtischen Sammlung ist, wiewohl auch sie Vieles zu wünschen übrig lässt. Die wenigen kleineren Stücke von *Neuffer*, *Hartert*, *Friedr. Schütt*, *Schreiber*, *Buri*, *Ritter* u. s. w. sind, wenn wir ein Lied von *Haug* ausnehmen (Ehre und Minne nach einem Minnelied), nicht von Belang, und wir kennen von den meisten Vff. bessere. Die Poësieen der Herausgg.: *an die Dryade des Nussbaums, den meine Laube beschattet*, und *Schiller's Todtenfeyer* sind mit demselben Wassergeiste getauft, der auf ihren übrigen Reimereyen ruht. *Ms.* Gedichte *an die Musen* werden schwerlich an ihre Adresse kommen. Wenigstens sind solche verbrauchte Töne nicht von ihrer Eingebung, wie z. B. folgende:

> Eurer Lieder Melodieen,
> Eurer Priester holdem Ton
> Horcht' ich in der *Jugend frühen*
> *Götteraugenblicken* schon.
>
> Schlich in eure Tempel *leise*,
> Wo bey süssem Lautenklang
> Stolberg, Miller, Voss und *Weisse*,
> Gleim und Hagedorn euch sang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. März 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Mohr: *Der Rheinische Bund*, eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts, herausgegeben in Gesellschaft sachkundiger Männer von *P. A. Winkopp*, Hofkammerrath in Aschaffenburg. *Erster* Band. *Erstes* Heft. 1806. 160 S. 8.

Kann gleich der Werth einer Zeitschrift selten aus dem *ersten* Hefte derselben bestimmt werden: so eilen wir doch, unsre Leser mit dieser, in mehr als einer Hinsicht interessanten, Zeitschrift bekannt zu machen. Sie ist, seitdem das südliche und westliche Deutschland sich vom deutschen Reich trennte, die *einzige*, bis jetzt über diesen neuen Conföderations-Staat erschienene, Schrift; sie ist die *erste* Schrift politischen Inhalts, welche dieser Staat uns gab: interessant besonders, um den dort herrschenden Geist, die Tendenz der Regierungs-Handlungen und die Ansicht, welche das Volk von jener grosen Veränderung hat, kennen zu lernen. „Die Verhandlungen und das Wesen des rheinischen Bundes, so wie es sich entwickelt, vorzulegen, die Stärke des Ganzen und seine Verfassung, die innern und äussern Verhältnisse, die Kräfte der Einzelnen und ihre innere Organisation darzustellen; kurz, die Gestalt dieses, von Deutschen bewohnten, neuen Bundesstaats, so wie er entsteht und wird, zu zeichnen, wie neue Rechte, neue Pflichten, neue Verhältnisse des Ganzen, der einzelnen Genossen und aller Einwohner entspringen und sich bilden, unsre Wünsche, unsere Hoffnungen, unsre Bitten vorzulegen, diess ist — nach der Einleitung — der Zweck dieser Zeitschrift, der mit Bescheidenheit und Freymüthigkeit erreicht werden soll." Freymüthigkeit werde auch noch jetzt dort Statt finden: „denn unsre souveränen Fürsten haben, wie der Herausg. S. 5. sehr richtig bemerkt, noch nicht aufgehört, Deutsche zu seyn, sie werden nie vergessen, was sie der Freyheit und Freymüthigkeit der Deutschen selbst verdanken, dass Unterdrückung gemeiner Freyheit in allen, von Deutschen gegründeten, Staaten zum Falle der Unterdrücker diente, dass Freyheit und Freymüthigkeit sie selbst bisher bewahrte, dass sie nicht sanken unter das Joch oft verfuchter Herrschaft; kurz, sie wissen, dass Freyheit und Freymüthigkeit die Natur der Verfassungen sind." In dem vorliegenden *ersten* Hefte ist diese Tendenz fast durchgehends erhalten, und mit Vergnügen hat Rec. so manchen schönen Ausdruck derselben wahrgenommen. So wird z. B. S. 112. ein Gegenstand berührt, der, nach jetzt aufgelöster Reichsverfassung, besonders in kleinen souveränen Staaten, von ausgezeichneter Wichtigkeit ist, nämlich die Frage: Welches Surrogat haben die Unterthanen gegen ihre Fürsten für die bisherigen Reichs-Gerichte? Rec. stimmt darin völlig bey, dass das Interesse der Fürsten selbst sie ein solches Surrogat wünschen lassen müsse, und glaubt, dass dasjenige, was in grössern Staaten wohl glücken kann, z. B. die Führung eines Rechtsstreits gegen den Landesherrn vor seinen eigenen Tribunälen, in kleinern Staaten, welche der Haltung solcher Gerichtshöfe nicht gewachsen sind, in solchen kleinen souveränen Landen durchaus unanwendbar sey. „Der Fälle, sagt der Vf. S. 112., wo Staatsklugheit selbst die Beschränkung der Souveränetät, wenn man hierunter selbst die unumschränkteste Herrschergewalt verstehen sollte, erfordert, giebt es noch mehrere (als den Wunsch des Staatsgläubigers, neben dem Worte des Fürsten noch eine Sanction des Worts oder die Mittel zu kennen, den, im doch möglich denkbaren Falle, Wortbrüchigen zu zwingen zur Erfüllung des gegebenen Wortes). Und welche Beschränkung? — nur die — *gerecht seyn zu müssen*, was ja ohnehin der Wunsch aller *guten* Souveräns ist, die ihre Unterthanen, ihr Volk lieben. Für sie bedürfte es dieser Schranken nicht; aber eben weil sie gut sind, werden sie auch wünschen, dass dem künftigen Souverän, wenn er nicht gerecht seyn wollte, Schranken gesetzt würden, die er nicht durchbrechen könnte."

Dieses *erste* Heft enthält *achtzehn* Auffätze: 1) *Grundvertrag zur Errichtung des rheinischen Bundes*, geschlossen zu Paris am 12. Jul. 1806. Hier ist die rheinische Bundesacte in der Original-(französischen) Sprache, jedoch mit einem kurzen Auszug in der deutschen Sprache abgedruckt; einige geographische, statistische und historische Bemerkungen sind beygefügt. 2) *Auflösung des deutschen Reichstags und der Verfassung des deutschen Reichs*, enthält die bekannten, am 1. August 1806. zu Regensburg übergebenen, Noten und die kaiserliche Resignations-Urkunde. 3) *Ansicht des rheinischen Bundesstaats*. Eine gut gerathene Skizze der Statistik desselben, wiewohl dieser Staat noch nicht in allen seinen Ansichten gewürdigt werden kann, theils weil man bisher noch nicht wusste, welche von den andern deutschen Staaten beytreten, theils weil das, den Ueberblick aller Verhältnisse der Bundesgenossen unter sich doch nur allein gewährende, Fundamental-Statut noch nicht bekannt war. Der hier gegebene Ueberblick der Statistik dieses neuen Staats ist indessen interessant genug. Er erstreckt sich von der Gränze des Königreichs Italien bis zu den bisher Preu-

fisch-Westphälischen Fürstenthümern und dem Königreich Holland, und vom Böhmer Walde bis an den Rhein; die gröfste Breite (von Paffau bis Strasburg) beträgt 67 geographifche Meilen, und die äufserften Punkte der Länge (Roveredo und Papenburg) find mehr als 200 Meilen von einander entfernt; der neue Staat enthält den ganzen bayerifchen und fchwäbifchen Kreis, einen fehr grofsen (jetzt den gröfsten) Theil des fränkifchen, die Refte des kurrheinifchen, einen grofsen Theil des oberrheinifchen und des niederrheinifch-weftphälifchen, wie auch einen wichtigen Theil des öftreichifchen Kreifes, und zwar gerade denjenigen, welcher bisher immer für das Bollwerk der öftreichifchen Monarchie und den Eingang zu ihrem Herzen gehalten ward; er ift etwa 2350 geographifche Q. Meilen grofs und hat 7,300,000 bis 7,500,000 Einwohner, deren Anzahl bis jetzt nicht genauer angegeben werden kann; er ift mithin an Flächen-Inhalt kleiner, an Einwohner-Zahl aber gröfser, als Schweden und Dänemark, übertrifft aber in beiden Rückfichten das Königreich Italien, Neapel, Sicilien, Etrurien, Portugal. Diefer Staat, fo anfehnlich feine Bevölkerung auch fchon gegenwärtig ift, kann doch ohne den kräftigen Schutz einer benachbarten Macht für fich allein ohne grofse Gefahren nicht beftehen, weil feine Gränzen für alle, ihn umgebenden, grofsen Mächte offen find, mit Ausnahme etwa der füdlichen Gränze, an welcher Tirol eine natürliche Schutzwehr macht. Daher war ein Bündnifs mit Frankreich nothwendig. Diefer Staat ift, im engften Verftande des Worts, eine Landmacht, indem er nirgendwo die See berührt, und die Mündungen der, ihn durchgehenden, Flüffe unter fremder Herrfchaft ftehen; er enthält die fruchtbarften und reizendften Gefilde Deutfchlands, eine vorzügliche Natur- und Kunft-Production, und gewährt einen blühenden Handel, der durch die engern Verhältniffe zu Frankreich fehr befördert werden wird, weil er vieles hat, was Frankreich entbehrt, und umgekehrt. In Hinficht auf die Geiftes-Cultur bemerkt der Vf. (S. 66.), dafs der Grund der Behauptung norddeutfcher Gelehrten, nach welcher fie in den, zum Rhein conföderirten, Staaten der Cultur des nördlichen Deutfchlands nachftehen folle, darin liege, dafs in Norddeutfchland das Geringfte, was da Befferes und Schöneres entftanden, gleich durch alle Blätter verkündet werde, anftatt dafs man fich im füdlichen und weftlichen Deutfchland darauf befchränke, die, der Cultur fich entgegenftellenden, Hinderniffe öffentlich zu rügen, und fo nur feine fchlimmere Seite zu zeigen; übrigens fehle es hier nicht an zweckmäfsigen und guten wiffenfchaftlichen Anftalten. Ueber die militärifche Kraft, die Verfaffung und die Verwaltung diefes Staats könne gegenwärtig noch nicht geurtheilt werden. 4) *Königl. Bayerfche Declaration des künftigen ftaatsrechtlichen Verhältniffes der Rheingrafen von Fugger und ihrer Befitzungen in Schwaben gegen die Krone Bayern*, vom 7. Jun. 1806. Merkwürdig ift die, im 3. §. diefes Subjections-Vertrags befindliche, Stipulation, „dafs diefer Vertrag unter jeder Veränderung des deutfchen Staatskörpers unverändert bleiben folle," fo wie auch die des 17. §., vermöge deffen die Gräflich-Fuggerfchen Familien-Glieder gehalten find, wenn fie in fremde Dienfte treten wollen, es dem Könige anzuzeigen, welcher ihnen jedoch den freyen Eintritt in folche Dienfte ohne befondre Gründe nicht erfchweren, und, wenn befondre Gründe ihn zur Verfagung beftimmen, in feinen Dienften die nämlichen Vortheile einräumen foll, die ihnen auswärts angeboten worden. 5) *Ueber die Befitzungen des Fürften, vorhin Grafen, von der Leyen und Geroldseck;* feine Graffchaft Hohen-Geroldseck hat 2¼ Q. Meilen und 4000 Einwohner, er felbft eine jährliche Einnahme von 130,000 rhein. Gulden, wovon die angeführte Graffchaft 40,000, die ritterfchaftlichen Güter aber 90,000 abwerfen. 6) *Nachrichten von verfchiedenen Befitzergreifungen.* Hier findet man die, mit Anmerkungen verfehenen, Souveränetäts-Patente von Berg, Naffau, Baden, Heffen-Darmftadt und Wirtemberg. 7) *Ueber Reichs-Dienerfchaft und Reichs-Schuldenwefen.* Richtig bemerkt der Vf.: bey den grofsen Veränderungen und Umwälzungen, welche Deutfchland feit vier Jahren erlitten, fey es ein hervorftechender Zug des deutfchen Charakters, dafs man jedesmal mit einem Eifer und einer Genauigkeit und Beftimmtheit, dergleichen man fchwerlich in der Gefchichte andrer Nationen findet, das Schickfal derjenigen zu mildern oder zu fichern gefucht hat, welche bey jeder Revolution am meiften leiden, nämlich der Staatsgläubiger, Geiftlichen und Staatsdiener; Staatsklugheit habe fich darüber mit der Gerechtigkeit vereinigt, weil diefe Vorforge fo unendlich viel zur Erhaltung der Ruhe und der Zufriedenheit beygetragen habe. Nachdem der Vf. die, hierauf fich beziehenden, Verhandlungen des R. Deputations-Schluffes von 1803. auseinander gefetzt hat, erörtert er die Gerechtigkeit der Anwendung diefer Grundfätze auf die, durch die gegenwärtige Aufhebung der deutfchen Reichsverfaffung in die nämliche Kategorie gefetzten, Perfonen, befonders auf die Mitglieder der Reichsgerichte und die Reichsgläubiger, unter welchen letztren er die Schuldforderung des Oberften *von Wimpfen*, unter fchätzbaren Bemerkungen, ins Gedächtnifs zurückruft. 8) *Verordnung des Grofsherzogs von Berg und Kleve* wegen der Eintheilung feiner Staaten in fechs Bezirke und Anftellung eines Land- und Steuerraths in jedem derfelben, nebft der genauen Inftruction, welche diefe Staatsbeamte über ihre umfangreichen Pflichten erhalten haben. 9) *Auflöfung der Reichsgerichte und Kreisverfammlungen*, ein wenig intereffanter Auffatz. 10) *Wie denkt man in unfrer Nachbarfchaft von Deutfchland?* ein blofser Auszug der Mainzer politifchen Zeitung. 11) *Landtag im Herzogthum Berg.* 12) *Aufhörende Landtage und Landftände;* blofs hiftorifche Beyträge aus einigen Staaten, keineswegs aber die intereffante, von *Runde* in feiner bekannten Deduction für die weftphälifchen Landftände fo trefflich vorgearbeitete, Unterfuchung der Frage: ob die, dem Landesfürften zugetheilte, Souveränetät die Aufhebung der Landftände bewirken

ken könne? eine Discussion; welche doch diesem Gegenstande zur nothwendigen Grundlage dienen muss. 13) *Besitznahme der Stadt Frankfurt.* 14) *Königl. Wirtembergische Verwahrungs - Urkunde wegen Abtretung der Stadt und des Amts Tuttlingen.* 15) *Circular - Note des Fürsten Primas an den rheinischen Bund* vom 13. Sept. 1806., aus allen öffentlichen Blättern bereits bekannt. 16) *Königl. Bayersches Besitzergreifungs - Patent von Nürnberg.* 17) *Beherzigung über das Schicksal verdienstvoller Männer, welche durch die neuern Ereignisse in der deutschen Verfassung aus ihrem Wirkungskreise gesetzt sind.* Eine, vom Fürsten Primas der rheinischen Conföderation abgefasste, von ihm unter dem Namen: *Karl von Dalberg*, unterschriebene, Abhandlung, welche auch zu Aschaffenburg (1806. 16 S. 8.) besonders gedruckt, vom Herausg. aber mit Recht in diese Zeitschrift aufgenommen ist. Der Fürst Primas vertheidigt darin das Recht der Reichsdienerschaft, wegen Aufhebung ihrer bisherigen Stellen eine Entschädigung zu verlangen. Nachdem in dieser Hinsicht der Reichshofrath vom Kaiser übernommen, die Reichskanzley aber einen eigenen hinreichenden Fond besitzt und die Reichskammergerichtskanzley vom Fürsten Primas ihre volle Besoldung nach wie vor beziehen wird: so bleiben nur noch vier Klassen von Reichsdienern zur Entschädigung übrig, nämlich die Mitglieder des Reichs - Kammergerichts, die R. Hofraths - Agenten, die R. Kammergerichts - Procuratoren und Advocaten, und die Kanzley - Personen der bisherigen Reichstags - Gesandten; die *zweyte* und *vierte* Klasse soll, nach dem Plan des Fürsten, von denjenigen Fürsten, in deren besondern Verhältnissen sie bisher standen, entschädigt, oder anderweitig angestellt werden; die *erste* und *dritte* Klasse aber ihre Entschädigung vom ehemaligen Reiche erhalten. Sehr gerecht ist der, hier ausgedrückte, Wunsch, dass das Reich zur Entschädigung der dritten Klasse die Kammer - Zieler auf einige Zeit erhöhen möge; der in §. 6., auf den Fall, dass diess nicht geschehen sollte, gemachte Vorschlag, dass diese dritte Klasse alsdann zu einem Drittel auf die Sustentations - Casse der zweyten Klasse angewiesen werde, scheint entweder nicht ganz bestimmt abgefasst zu seyn, oder einen äquivalirenden Ueberschuss dieser Casse vorauszusetzen, weil widrigenfalls daraus folgen würde, dass nicht das ehemalige Reich, sondern die zweyte Classe die dritte entschädigen würde, welches doch schwerlich und um so weniger die Absicht des gerechten erlauchten Vfs. seyn kann, da er selbst unter allen Fürsten Deutschlands der erste war, der der zweyten Classe die Fortdauer ihres *verfassungsmässigen* Unterhalts zusicherte, und in dieser Abhandlung selbst, die, mit der dritten Classe doch in der nämlichen Kategorie stehenden, Reichshofraths - Agenten aus dem Kreise der vom Reich zu entschädigenden Individuen verweiset. 18) *Verschiedene merkwürdige Nachrichten zur Geschichte des rheinischen Bundes - Staats*, enthält grösstentheils bekannte Notizen.

Diese Inhalts - Anzeige wird den Wunsch rechtfertigen, dass diese Zeitschrift von raschem Fortgange und langer Dauer seyn möge; sie erscheint in zwangslosen Heften, so oft, als der Reichthum der Materialien es erfordert (zulässt?); jedes Heft enthält 10 Bogen, und drey Hefte bilden einen Band, welcher 2 Rthlr. Sächsisch oder 3 Gulden 36 Kreuzer Rheinisch kostet.

Der Druck ist hin und wieder nicht ganz correct; so heisst z. B. der Grossherzoglich - Bergische Gesandte (S. 11. u. 44.) nicht *Scheel*, sondern *Schall*; auch ist S. 127. Z. 2. v. u. im 24sten Artikel der Berg-Klevischen Bezirks - Verordnung das bedeutende Wort: *nicht*, ausgelassen.

MATHEMATIK.

Stuttgart, im Magazin f. Literatur: *Anweisung, das Rechnen im Kopfe nach den einfachsten allgemeinen Regeln und so zu lehren, daß es zugleich die beste Uebung der Seelenkräfte und ein Mittel werde, die Gründe der Rechenkunst deutlich einzusehen.* Von M. *Gottfried Ferdinand Heuß*, Stadtpfarrer in Liebenzell. 1804. 288 S. 8. (18 gr.)

Unter den mehrern Anleitungen zum Kopfrechnen zeichnet sich die gegenwärtige besonders dadurch aus, dass sie zugleich die Gründe der Rechnung selbst entwickelt, ohne deren deutliche Einsicht freylich das Kopfrechnen nicht leicht zu bewerkstelligen seyn wird; indessen hat es der Vf. gewissermassen wieder dadurch erschwert, dass er seine Regeln zu weitschweifig vorträgt und sie nicht isolirt genug darstellt. In der Einleitung beantwortet er auf nicht weniger als sieben Seiten die Frage: Was ist Kopfrechnung? Eben so umständlich verbreitet er sich über die Bestimmung ihres Nutzens, über die dazu erforderliche Naturanlage und über die Verbindung derselben mit der Tafelrechnung. Es folgen nun in *neun* Abschnitten: 1) die Aufstellung der Vorkenntnisse und Vorübungen, die zum Kopfrechnen nothwendig, oder doch sehr dienlich sind, z. B. Stärkung der Seelenkräfte durch Uebung derselben, Numeriren, Einmaleins lernen u. s. w. 2) Allgemeine Regeln zum Rechnen im Kopfe nach den vier Rechnungsregeln. 3) Ueber das Addiren (der Vf. nennt es *Zuzählen*) ganzer Zahlen. 4) Ueber das Vielfachen (Multipliciren) mit ganzen Zahlen. 5) Ueber Abziehen ganzer Zahlen, nebst einer allgemeinen Betrachtung über das Verhältniss der vier Rechnungsarten gegen einander. 6) Ueber Abtheilen (Dividiren) derselben. 7) Ueber das Rechnen mit Brüchen nach den vier Rechnungsarten. 8) Ueber das Rechnen nach Verhältnissen überhaupt und über die Natur der Zahlenverhältnisse. Erklärung der Regel de tri und des Reesischen Satzes. Umgekehrte und zusammengesetzte Verhältnisse. 9) Ueber das Kopfrechnen nach Verhältnissen, mit Hinweisung auf die Verschiedenheit, die hier zwischen der Kopf- und Tafelrechnung Statt findet. In einem *Anhange* zeigt der Vf. noch die Benutzung der verschiedenen Münzsorten bey dem Rechnen im Kopfe. Er sieht es nämlich bey dem Kopfrechnen als sehr dienlich an, wenn man sich gewöhnt, einerley Grösse oder Zahl auf recht verschiedene Art zu denken,

ken, und man soll deshalb die Kinder oft Geld zählen lassen, wodurch dieses am besten bewirkt werden könne. Diess ist allerdings richtig, und selbst als Hülfsmittel unentbehrlich. Sollten auch einige der hier vorgetragenen Aufgaben, im Kopfe zu rechnen, manchem zu schwer seyn: so wird ihnen doch das, was sie darüber bey der Ausrechnung auf der Tafel finden, sehr zur Erleichterung gereichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Göttingen, b. Dieterich: *De jure emphyteutico commentatio* — auctor *Carolus Groscurd*, Brunsvicensis. 1803. 85 S. 8. (5 gr.) — Als akademische Probeschrift liefert diese Abhandlung einen vortheilhaften Beweis von der zweckmässigen Anwendung guter Kenntnisse. Es sind hier nämlich die hauptsächlichsten Punkte, die bey der Lehre von der römischen Emphyteusis in Betracht kommen, gut zusammengetragen, dabey die Gesetze gehörig benutzt, und vornehmlich die neueren Schriftsteller, *Hoffacker*, *Thibaut* u. a. m., sorgfältig zu Rathe gezogen. Allein in der Hauptsache scheint dem Rec. die Lehre doch durch diese Bearbeitung keine weitere Aufklärung erhalten, keine neue Ansichten gewonnen, und gerade der Punkt, auf den es besonders abgesehen war, dem Emphyteuta alle wahre Proprietätsrechte, vollends ein *dominium utile*, abzusprechen, seinen Zweck verfehlt zu haben. Im Ganzen ist der Vf. der Vorstellung *Thibaut's* im 2. Th. seiner Versuche Abh. 3. u. 15. gefolgt, dabey aber noch um einen Schritt weiter gegangen, indem sein Vorgänger bey dem Emphyteuta doch noch gemischte, nämlich nicht nur Nutzungs-, sondern auch wirkliche Proprietätsrechte anerkennt, dagegen er selbst demselben nicht einmal *ullum jus mere proprietarium* zugestehen will. In dieser Absicht hat er in der *Einleitung* eine kurze Theorie von dem Eigenthum und dessen Eigenschaften, sowohl wesentlichen als minder wesentlichen (*naturalibus*), gegeben, wobey aber doch manches nicht bestimmt und deutlich genug ausgedrückt, vielmehr so gestellt ist, z. B. S. 11. *lit. l.*, dass sich den willkürlich gebrauchten Worten kein sicherer Begriff unterlegen lässt. Am besten hat Rec. noch die *Sect. I.* gefallen, welche die Geschichte und den Ursprung dieses Rechts-Instituts bey den Römern enthält. Nicht nur aus den römischen Gesetzen, sondern auch aus den klassischen Autoren, *Plinius*, *Livius*, *Cicero* u. a. m., sind die Hauptstellen hier zusammengetragen, und ist auf die Weise die Entwickelung des Ganzen bis auf seine völlige Ausbildung unter K. *Zeno* und *Justinian* fortgesetzt; zuletzt wird auch noch etwas von dem ehemaligen Unterschiede zwischen *superficiarium* und *emphyteuticum jus* angeführt, den der Vf. nach neuerem Recht ganz aufgehoben wissen will, ohne jedoch davon, wie Rec. dafür hält, hinreichende Gründe anzugeben. Der *zweyte* Abschnitt liefert die dogmatische Entwickelung des emphyteutischen Rechts selbst, womit es denn meist sowohl auf die sonst auch gewöhnliche Behandlungsart nach fünf Hauptmomenten, die hier in fünf besonderen Kapiteln vorgetragen werden, nämlich: Begriff des ganzen Rechts-Instituts, Rechte des *domini* und des *emphyteutae*, Errichtung der Emphyteuse und Beendigung derselben, als auch auf die gangbaren Grundsätze hierüber mit einigen wenigen Abänderungen hinausläuft. — Auf die Benennung des Rechts, welches man dem Emphyteuta beylegt, scheint es Rec. weniger anzukommen, als auf die einzelnen Rechte, die man als Ausflüsse aus der ihm beygelegten Befugniss mit Grunde ableiten zu können glaubt. Hierin ist man nun aber bis auf geringe Abweichungen einverstanden, und es kann in der Hauptsache gleich gelten, ob man den Inbegriff dieser einzelnen Rechtszuständnisse ein *dominium utile*, oder nur ein *jus in re soli aliena*, *dominium alterius restringens*, nennen will. Genug, wenn jene einzelne Rechte Ausflüsse einer wahren Proprietät sind! und das sind sie in Wahrheit doch, da auch der Vf. (S. 65.) dem Emphyteuta das *jus alienandi* nicht absprechen kann, das seiner eigenen Angabe nach S. 9. *ad essentialia dominii jura* gehört, welche gleichwohl der S. 34. aufgestellte Begriff ausschliesst, folglich er damit selbst über die Gränzen der gegebenen Definition weiter hinaus geht, und solche durch diesen Widerspruch als unrichtig und zu beschränkt darstellt. Zwar will der Vf. (S. 15. 16.) auch dem Usufructuar das *jus alienandi* beylegen; allein dieses geht ja geständlich nur auf das *exercitium juris*, nicht das *jus ipsum*, und verstattet bekanntlich nur den niessbräuchlichen Genuss der Früchte, involvirt mithin überall nicht eine Alienation in dem Sinn, wie er bey dem Emphyteuta gesetzlich Statt findet. Der Vf. räumt ferner selbst (S. 25.) ein, dass das Recht des Emphyteuta der Natur des Eigenthums ganz nahe trete, und die Benennung *manceps*, womit die L. 53. D. *locati* den Erwerber und Besitzer öffentlicher Grundstücke dem blossen *colono* entgegenstellt, deutet nicht minder auf eine Art des eigenthümlichen Besitzes hin, wobey er selbst (S. 26. 55.) eine Art von *emtio venditio* unterstellt. Wird auch in den Gesetzen der *rei dominus* vom Emphyteuta sorgfältig unterschieden und diesem das *verum et plenum dominium* abgesprochen: so scheint ihm doch selbst in der L. 126. *de fundis patrim.*, welche ihn *fundorum dominum* nennt, dasselbe nicht ganz entzogen, vielmehr eine Art desselben beygelegt zu werden. Der Vf. giebt auch zu, dass ihm ein grösseres Recht, als dem Nutzniesser, zustehe, und die Gesetze ihn dem *bonae fidei possessor* gleichstellen, ja auch eine *utilis in rem actio*, oder die *publiciana contra quemvis possessorem*, selbst den *dominum emphyteuseos* beylegen; wie sollte man denn diese mannichfachen Proprietätsrechte nicht mit dem Namen irgend einer Abart oder geringeren Gattung des Eigenthums bezeichnen können? Will man diess *dominium utile* nennen, und begreift darunter nur keinen grösseren Umfang von Rechten, als die ihm gewöhnlich, auch vom Vf., beygelegt werden: so sieht Rec. darunter nichts unrechtes, oder dass dadurch irgend etwas gefährdet sey. Wenigstens beschränkt sich doch das Recht des Emphyteuta nicht allein auf den Niessbrauch, und die blosse Vergleichung mit demselben führt offenbar auf mehrere Abwege (S. 60.), als die grössere Annäherung desselben an das *dominium*. Auch bleibt sich der Vf. darin nicht gleich, dass er ihn nach Convenienz bald mit dem einen, bald mit dem anderen vergleicht, und dadurch anscheinend bisweilen mit sich in Widerspruch geräth. So lehrt er z. B. (S. 53. 54.) selbst, dass der Emphyteuta lediglich beym Verkauf dem *domino* die Anzeige davon thun müsse, damit dieser sein Vorkaufsrecht ausüben könne, dass aber, wenn er dieses ablehnt, so wenig, als bey andern Veräusserungsarten, die Einwilligung desselben zu erfordern nöthig sey. Gleichwohl aber scheint er nachmals (S. 66.) auch dieses für nothwendig zu halten. Sonst folgt der Vf. bey streitigen Rechtsfragen, die bey dieser Lehre vorkommen, meistentheils seinen beiden erwähnten Hauptvorgängern; wo er aber von ihnen abweicht, trifft er die Sache nicht immer richtig, z. B. wenn er zum Erwerb der Emphyteuse durch Verjährung bey Ermangelung eines erweislichen Rechtstitels die *praescriptio indefinita* erfordert, womit denn die Zulassung der *praescr. longiss. temp.* bey der Inhabilität des Objects, so wie beym Verlust der Emphyteusis (S. 77. 78. 85.) nicht wohl in Uebereinstimmung zu bringen ist.

An bedeutenden Druckfehlern fehlt es die ganze Abhandlung durch nicht, und dass die einzelnen Kapitel nicht wieder ihre besonderen §§. zu Unterabtheilungen erhalten haben, erschwert nicht nur die Lectüre des Ganzen, sondern giebt auch demselben ein etwas unbehülfliches und unsystematisches Ansehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. März 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Daniel*, aus dem Hebräisch Aramäischen neu übersetzt und erklärt mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen von *Leonhard Bertholdt* (Doct. u. ausserordentl. Prof. der Philos. auf der Friedr. Alex. Universität). *Erste* Hälfte. 1806. XXVIII u. 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Die sorgfältige und wohlgerathene Arbeit eines gelehrten und scharfsinnigen Schriftstellers über ein vernachlässigtes Werk des Alterthums! Sie ist um desto verdienstlicher. Der Vf. giebt wohlgeordnete und gehaltreiche Einleitungen zu dem Ganzen und zu den einzelnen Abschnitten; er bahnt sich in gleich festem als nüchternem Gange den Weg zu seinen Resultaten, und wird grade auch durch seine Mässigung dem furchtsamern Blick nach diesen Resultaten Zutrauen abgewinnen. Der Name *Daniel* ist dem Vf. *soviel, als Danieliana*; und das Buch dieses Namens, wie Mehrern, eine Sammlung mit einander nicht zusammenhängender Abschnitte; aber er zeigt die Abkunft derselben von verschiedenen Urhebern, die in verschiedenen Zeiten und Gegenden lebten. Der *erste* Abschnitt (K. 1.) ist ihm zu oder bald nach der Zeit des Artaxerxes Longimanus in Babylonien abgefasst; der *zweyte* (K. 2.) gleich nach Ptolomäus Philadelphus Tode, wo nicht auch in Babylonien, doch ausserhalb Palästina und in einem oberasiatischen Lande; der *dritte* (K. 3, 1—30.) eine geraume Zeit später von einem, wenn auch damals nicht mehr, doch vorher in Babylonien lebenden Juden; der *vierte* (K. 3, 31 — K. 4, 34.) wahrscheinlich erst nach dem Beginn der Maccabäischen Periode von einem Palästinenser; der *fünfte* (K. 5. 6.) etwas später ebenfalls von einem Palästinenser; der *sechste* (K. 7.) kurz nach der Erneuerung des von Antiochus Epiphanes verbotenen Tempelbaues, auch von einem in Palästina lebenden; der *siebente* (K. 8.) kurz nach Antiochus Epiphanes Tode von einem andern palästinensischen Juden; der *achte* (K. 9.) von einem Priester zu Jerusalem, etwas später, als die beiden vorhergehenden; und der *neunte* (K. 10—12.), höchst wahrscheinlich der jüngste unter allen, erst nach diesen auch von einem Palästinenser. Es ist dem Vf. (S. 82.) wahrscheinlich, dass die Sammlung dieser Abschnitte von dem Vf. des neunten selbst herrühre. Die Aufnahme des Ganzen in den Kanon sey das Werk der sogenannten grossen Synode gewesen; davon sey כתב in der bekannten Stelle im Talmud zu verstehen, und wohl ebenso auch der Name der letzten Klasse der heiligen Bücher der Hebräer כתובים. (S. 91.) „Hätte man nicht noch (ausser der schon geschlossenen Sammlung der prophetischen Bücher) eine andere Sammlung von Schriften gehabt, die noch nicht für geschlossen erklärt war, sondern in welche die כנסת סופרים noch neue Schriften aufnehmen konnte: so wären Daniel und Esther ohne Zweifel gar niemals in den Kanon gekommen." Von S. 93. folgt eine kritische Geschichte der einzelnen Abschnitte nach dieser Zeit. Neben unserm kanon. Texte war ein anderer vorhanden, der sich unabhängig von jenem fortgebildet hatte, in einigen Theilen aber ganz umgearbeitet, und zwar, wie aus K. 5. und 6. bestimmt erhellt, bald zusammengezogen, bald abgekürzt war, und welcher in der Alexandrinischen Uebersetzung, in jener Gestalt im ersten, zweyten, sechsten bis zehnten Abschnitte; nach dieser Umarbeitung aber im dritten bis fünften übersetzt ist. Diese neuerlich aufgefundene griechische Uebersetzung sey erst geraume Zeit nach Christus entstanden, und die derselben zum Grunde liegende Sammlung in der Originalsprache schwerlich vor Christi Zeiten zu Stande, aber wegen der Autorität der so sehr verschiedenen kanonischen nie zu öffentlichem Ansehn gekommen, und schon frühe zu Grunde gegangen. — Es sind besonders in der neuesten Zeit so viele Versuche gemacht worden, wie im Homer, die Hand verschiedener Verfasser in den sonst Einem Verf. zugeschriebenen Büchern des A. T. zu zeigen, und Hypothesen successiver Ueberarbeitungen aufzubauen, dass man Ungläubigen ihr Misstrauen gegen so gewendete Vorstellungen nicht verdenken kann. Die Schriften des hebräischen Alterthums müsste ein ganz eigenes Schicksal getroffen haben, wenn ein so grosser Theil derselben aus älteren, wer weiss wie? zerrissenen und erhaltenen Fragmenten zusammen gearbeitet wäre. Es können auch nicht alle Gründe für die Verschiedenheit der Vff. gleich überzeugend, und die Ansichten über möglichen und wirklichen Zusammenhang werden immer verschieden seyn. Aber gleichwohl ist diese Zusammensetzung aus Fragmenten verschiedener Verfasser und Zeitalter bey einer Anzahl Bücher des A. T. unbestreitbar, und jetzt ebenso allgemein anerkannt, als man früherhin Alles von den Händen des Moses, Josua, David, Jesaias ableitete, was in den Büchern dieser Namen steht. Wenn man auch einmal die fragmentarische Beschaffenheit eines Buchs eingesehen hat: so gehören wirklich eben so viele Gründe dazu, um an die Identität der Verfasser zu glauben, als um sie zu verneinen; auf der einen, wie auf der andern Seite bleibt der Möglichkeit leicht ein weites Feld.

Es

Es fehlt oft nur daran, dass man in der unbefangenen Untersuchung consequent noch einen Schritt weiter gehe, um Zweifel gegen jene Identität zu fassen, und an dauernd offenem Sinne für Wahrheit, wenn man, statt jene Zweifel weiter zu verfolgen, sie überkleistert oder in schönen Worten begräbt, weil man das Resultat entweder aus Furchtsamkeit scheut, oder in Rücksicht anderweitiger schon ergriffener Hypothesen, z. B. der, dass der Inhalt und die Fortpflanzung ganzer Bücher des A. T. und einzelner Theile derselben hauptsächlich von dem zufälligen Umfange eines Hautstückes abgehangen habe. Wir haben überhaupt von der Literatur der alten Hebräer durchaus nur so fragmentarische Kenntnisse, dass wir nicht einmal Anspruch darauf machen dürfen, es hier gerade ebenso wie in der Bibliologie des klassischen Alterthums, und in diesem die Beyspiele eben solcher Entstehung der Bücher wie bey jenen zu finden. Den scharfsinnigen Erweisen und zum Theil schlagenden Gründen der fragmentarischen Beschaffenheit vieler Bücher liegt ohne Zweifel eben so vieles Wahre zum Grunde, als die Art und Weise ihrer Entstehung und Fortpflanzung immer zweifelhaft bleiben, und Stoff zu mancherley Hypothesen darbieten wird. Wer wird es je wieder ergründen, wie alle die, theilweise älteren Bücher des A. T. aus den, durch Jahrhunderte dauernde Zerrüttung der Nation hindurch gekommenen Ueberbleibseln die Ganzen geworden sind, in denen wir sie jetzt finden, und in denen sie wiederum Jahrhunderte lang für zusammenhängende Ganze gegolten haben? Aber bey dieser Ungewissheit ist auch desto mehr Vorsicht nöthig, um bey jenen Zweifeln und Voraussetzungen nicht Scharfsinn für Wahrheit zu nehmen, die Annahmen abgerissener Stücke nicht unnöthig zu häufen, sondern sie, wo möglich, auf historische Gründe zu stützen, und um besonders die Grade steigender oder sinkender Wahrscheinlichkeit wohl zu unterscheiden, zu welcher Merkmale des Zusammenhangs oder der Trennung führen, bevor sie auch nur den Vorhof der Gewissheit erreichen. Hr. *B.* hat diesen Unterschied wenigstens oft beobachtet. Seine Gründe für die Herkunft der Abschnitte dieses Buches von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten, werden nicht alle auf einerley Weise anerkannt werden, und können auch nicht gleich beweisend seyn. Aber sie haben alle entweder viele Wahrscheinlichkeit, oder ein noch bedeutenderes Gewicht. Die Ableitung der meisten Stücke des Daniel aus persischer oder griechischer Zeit steigt und fällt mit der Darlegung des Bezugs auf persische oder griechische Vorstellungen und Worte, und beruht hinwiederum so sehr auf dem ungewissen Zeitalter persischer Ideen, dass wir der Ausführlichkeit der Einleitung des Vfs. durchaus keinen Vorwurf machen. Wir würden vielmehr wünschen müssen, diese Untersuchung bis in ihre noch tiefern Gründe verfolgt zu sehen, wenn wir uns nicht beschieden, künftig in den erklärenden Uebersichten und Anmerkungen zu den Abschnitten vom vierten an, und in den versprochenen Excursen, besonders dem über das Magier-Institut zu Babylon das zu finden, was wir suchen. Auch das im Grunde doch immer entscheidendste Argument für das spätere Zeitalter der Stücke im Daniel steht bey unserm Vf. bis jetzt S. 23. mehr angedeutet, als in der Reihe der übrigen ausgeführt, nämlich dass man in dem genauen Detail der geschilderten Veränderungen der asiatischen Länder fast ein Compendium ihrer Geschichte zu lesen glaube. Die auf die Einleitung (S. 161.) folgende Uebersetzung mit den untergesetzten Anmerkungen und der ausführlichen erklärenden Uebersicht jedes Abschnitts, welche überall historische Gelehrsamkeit, Genauigkeit und richtige Beurtheilung des Pertinenten zeigen, reichen in dieser ersten Hälfte bis K. 3, 30. — In den Anmerkungen war Wort-, Sach-Erklärung und Kritik das Augenmerk des Vfs. Sind seine Bemühungen in irgend einem Theile dieses Werks verdienstlich gewesen: so waren sie es hier. Denn wie ausserordentlich wenig ist noch für die Erklärung des Daniel geschehen? Der Vf. hat besonders die jüngern unter den kanonischen Schriften des A. T., und die apokryphischen Bücher für Erklärung seines Schriftstellers nach Zeit-Ideen, und ausserdem überhaupt jedes andere Hülfsmittel der Erklärung alter hebräischer Schriften sorgfältig benutzt. Der Vf. hat es mit Recht für nothwendig erachtet, sich mit der Kritik einzelner Stellen überall zu beschäftigen, wo eine Schwierigkeit zu beseitigen, oder Hülfe zu erwarten war. In kritischer Hinsicht ist für das Buch Daniel noch so gut als gar nichts gethan; und doch macht die Beschaffenheit seines Textes kritische Aufmerksamkeit und Verbesserungen zu wahrem Bedürfniss. Der Vf. hat die alten Uebersetzungen und die *Kennicott*'sche und *de Rossi*'sche Variantensammlung sorgsam genutzt, und mit, zuweilen auch ohne ihre Data manche Verbesserungsversuche nach immer genau und scharfsinnig entwickelten Gründen gemacht. Dass er der so häufig freyern und bessernden alexandrinischen Uebersetzung nicht das hohe kritische Gewicht zuschreibt, welches man ihr gewöhnlich einräumt, ist überhaupt ganz nach unserm Sinne. Bey dem Daniel war bey der besondern Beschaffenheit der alexandrinischen Uebersetzung dieses Buchs diese Art der Würdigung noch gesicherter: denn wie sollte man auf das Zusammentreffen des Einzelnen rechnen dürfen, wo die Abweichung nicht bloss, wie bey andern Büchern, so oft sichtbar, sondern im Ganzen so gross ist? Wir haben noch einige von den exegetischen und kritischen Bemerkungen des gelehrten Vfs. zu prüfen. Von dem Gebet Daniels, dem Traume Nebukadnezars und der Deutung desselben (K. 2, 20—23. 31—35. und 37—44.) giebt er eine metrische Uebersetzung. Bey jenem Gebet ist ein gewisser Rhythmus da, und bey den in solchen Fällen gewöhnlichen Entlehnungen aus ältern Sprüchen leicht erklärlich; aber bey dem Traum und der Deutung können wir ihn kaum entdecken. Bloss v. 35. sind einige poetische Ausdrücke. Wo ausserdem einige Worte der Uebersetzung noch ein wenig poetische Farbe haben, z. B. „durch keines Menschen Hand bewegt" „erwuchs zu einem

einem grofsen Berg"; hat diefe erft der Ueberfetzer hinzugethan: der Text hat fie nicht. Und hätte nicht v. 45. eben fo gut metrifch überfetzt werden können, als die vorhergehenden? v. 38. zu den Worten: ובכל די דארין בני אנשא u. f. w. find, wie öfter, die Deutungen der früheren Erklärer, und auch die Ueberfetzungen des Syrers und des Theodotion angegeben. Hr. *B.* conftruirt fo: ובני אנשא די דארין בכל, giebt aber felbft zu, dafs der Vf. bey בכל vielleicht ein Verbum wie השלט im Sinne gehabt, und dann jenes ein Anakoluthon fey. Wir finden nicht jene Ueberfetzung, fondern nur ein Anakoluthon dem Texte gemäfs, nämlich aber auf folgende Weife. Der Analogie nach könnte די bey דארין wohl auch der Accufativ feyn; doch ift uns kein Beyfpiel diefer Conftruction diefes Verbi vorgekommen. בה ift nach די ausgelaffen, gerade eben fo, wie באשר oft auch: *in eo*, *in quo*, alfo *ubicunque* bedeutet. Nun conftruirt fich leicht: Ueber alles, *wo* nur wohnen, Menfchen, Thiere und Vögel, יהב בידך nämlich: die Herrfchaft. So ungefähr wollte der Vf. fortfahren. Die Auslaffung war fo natürlich bey jenen für fich zureichenden, nur dann nicht zum Anfange mit der Präpofition ב paffenden Wörtern, und eben fie macht das Anakoluthon. — Es hat aufser der Abficht des Vfs. gelegen, uns die Vergleichung der alten Ueberfetzungen Wort für Wort vollftändig zu geben; er giebt fie, wo die Abweichungen Einflufs haben. So ift nicht angemerkt, dafs v. 31. der Syrer vor קאם noch ο, und vor זיוה noch [illegible], und eben diefes [illegible] auch am Schluffe von v. 34. hinzugefetzt hat, bey Theodotion ift v. 31. noch aufserdem eingefchoben: καὶ ἡ πρόσοψις (im Alexandr. Codex ὄψεις) αὐτῆς ὑπερφερής; ferner dafs v. 32. Theodotion nach שוי einfchiebt: αἱ χεῖρες καὶ, und v. 34. ורוחא überfetzt: τὸ πλῆθος τοῦ ἀνέμου. Aber wenigftens v. 32., wo dem Texte gemäfser zum Anfange noch ftünde: So war das Bild; hätte wohl bemerkt werden follen, dafs der Syrer jene Worte beide, und Theodotion wenigftens das הוא auch auslaffe. K. 1, 8. halten wir die Abweichung des Syrers nicht für eine Variante feines Textes, fondern blofs für eine ein wenig freyere Ueberfetzung, die ja den Sinn des Originals auch ausdrückt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, a. K. d. Vfs.: *Praktifche Darftellung aller Operationen der Zahnarzneykunft*, nebft Anwendung der Inftrumente derfelben, zu Vorlefungen für Studirende und zum Gebrauch der Provinzial- und Regiments-Wundärzte überhaupt. Von *Johann Jacob Jofeph Serre*, Zahnarzt, Mitglied d. chirur. Akad. zu Metz und d. k. k. med. chir. Facult. zu Wien. Mit 32 Kpfrt. 1803. XXIV u. 564 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich feit einigen Jahren mehrere Schriften für Zahnärzte erfchienen find: fo kann doch die gegenwärtige deshalb nicht für überflüffig gehalten werden, da fie, bey manchen Mängeln, jene wirklich in vieler Rückficht fehr übertrifft. Nachdem der Vf. von S. 1 bis 46. über die Gefchichte der Zahnarzneykunft etwas, aber freylich unvollftändiges vorausgefchickt hat, handelt er feinen Gegenftand in 45 fehr ungleichen beliebig angenommenen Abfchnitten ab.

Der *erfte* Abfchnitt von dem Wachsthume der Zähne und ihrer Benennung hat feiner Unvollftändigkeit wegen Rec. weniger gefallen, als die *zwey* folgenden über die Fälle, die das Zahnausziehen nöthig machen, und über die Unterfcheidungszeichen verdorbener fchmerzhafter Zähne von den eben fo fchmerzhaften guten. Bis zum *neunzehnten* Abfchn. liefert der Vf. die Befchreibung der zu dem Zahnausziehen einem jeden Wundarzte nothwendigen Inftrumente, nebft der Anwendungsart derfelben, und beftimmt die Fälle, in welchen jedes am paffendften ift. Des Ueberwurfs bedient er fich mit vorzüglichem Nutzen, um Schneide- und Hundszähne fowohl im Ober- als Unterkinnbacken auszuziehen. In dem *fiebenten* Abfchnitte ift ein Ueberwurf, nach des Vfs. zweckmäfsiger Verbefferung, und in dem *achten* eine pyramidenförmige Schraube von des Vfs. Erfindung zum Ausziehen der Wurzeln der Schneide- und Hundszähne befchrieben. Beyläufig wird hier eine dem Vf. allgemein geltende Erfahrung bemerkt, dafs das Ausziehen der Wurzel, wie jedes Zahns überhaupt, zur Zeit einer Gefchwulft am leichteften gehe, weil die Wurzel dann ein wenig locker und aus ihrer Zelle gedrängt ift. Der Gebrauch des Pelikans zum Ausziehen der Backenzähne beider Kinnladen, auch wohl des Weisheitszahns, wenn er frey fteht, ift genau und ausführlich befchrieben. Weil bey der Anwendung diefes Inftruments gar leicht die dem halben Rade zur Stütze dienenden Zähne leiden können: fo bedient fich der Vf. eines in das Ende einer Serviette gewickelten Münzftücks (deffen Abbildung aber gerade nicht nöthig gewefen wäre) zur Stütze. Um dem zum Ausziehen der Weisheitszähne dienenden Lecluſifchen Hebel (*zwölfter* Abfchn.) in dem Falle, dafs einer oder zwey grofse Backenzähne fehlen, eine Stütze zu verfchaffen, bedient fich der Vf. gut eingepafster kleiner Keile von dem Seepferdszahne bereitet, die jene erfetzen follen. Den Hebel mit dem Querhefte (Abfchnitt 13.) mag der Vf. in dem angezeigten Falle, wenn der zweyte grofse Backenzahn oder alle fehlen, zum Ausziehen der Weisheitszähne von aufsen nach innen, weil hier der Zellentheil viel dünner ift als gegen die Backe zu, gar wohl, wie er verfichert, mit Nutzen anwenden: doch ift es bekannt, dafs diefes Inftrument bey dem Gebrauche eine befondere Uebung erfordert. Den Nr. 9. u. 10. abgebildeten Hebel oder Schlüffel rechnet Rec. nicht unter die nothwendigen Inftrumente zum Zahnausziehen, weil der Hebel mit dem Querhefte gleichen Nutzen hat. Der im *funfzehnten* Abfchn. befchriebene Schlüffel, der die Zähne wie ein Pelikan auszieht, foll deshalb den Vorzug vor diefem verdienen, weil er die Zähne einwärts in den Mund wirft. Der im *fechszehnten* Abfchn. befchriebene Pelikan mit dem dünnen Haken zum Ausziehen

der

der Wurzeln ist aus *Bourdets* Werke genommen. Ist die Wurzel nach der Mundseite gar nicht zu fassen: so bedient sich der Vf. des Geissfusses nach der Wangenseite. Um Wurzeln der beiden ersten Backenzähne auszuziehen, schraubt der Vf. eine pyramidenförmige Schraube ein, und fasst diese mit dem Pelikan, um so die Wurzel auszuziehen. Die von dem Vf. aufgestellte Regel, den ersten grossen Bakkenzahn in dem Unterkinnbacken allemal seitwärts herauszuwerfen, sollte nach des Rec. Urtheil doch nicht so allgemein lauten, weil die benachbarten Zähne jeder Seite nicht immer den Durchgang der Wurzeln bey dem Aufwärtsheben hindern, und das Zerbrechen der Krone veranlassen. Der *siebzehnte* Abschnitt von der nöthigen Vorsicht nach dem Ausziehen eines Zahns oder einer Wurzel hätte vollständiger abgehandelt seyn können. Um Blutflüsse, die zuweilen nach dem Ausziehen eines Zahns erfolgen, zu stillen, stopft der Vf. langsam so viel mit *Vitriolum cypri* in Auflösung und Pulver getränkte Karpey in die Zelle, als nöthig ist, und klemmt dann in den Raum des ausgezogenen Zahns ein Stückchen Kork. — Die von dem *neunzehnten* bis *fünf und zwanzigsten* Abschn. als nicht gerade nothwendig, aber doch in bestimmten Fällen nützlich beschriebenen Instrumente, an denen der Vf. Verbesserungen angebracht hat, sind ein Pelikan mit beweglicher Platte, eine seitwärts geöffnete Zange, der fälschlich so genannte Garengeotsche Schlüssel, ein veränderter Ueberwurf von *Brambilla*, ein gekrümmter Leclusischer Hebel von *Brunner*. Im *sechs und zwanzigsten* Abschn. eifert der Vf. wider den von *Hirsch* und *Loder* empfohlenen Gebrauch des Geissfusses — und gewiss nicht ganz mit Unrecht. Im *sieben und zwanzigsten* Abschn., wo von gewissen kritischen (bedenklichen) Ereignissen bey dem Ausziehen der Zähne gehandelt wird, die durch ein Spiel der Natur veranlasst werden, hätte der Vf. mehrere verschiedene Fälle, dergleichen ihm nicht unbekannt seyn konnten, anführen müssen. Die Verpflanzung fremder Zähne verwirft der Vf. ganz. Der *ein und dreyssigste* Abschn. von Geraderichtung schiefer und aus der Reihe gewachsener Zähne verdient von Zahnärzten sehr beherzigt zu werden. Die von *Brunner* erfundenen und von dem Vf. auf der *zwey und zwanzigsten* Tafel abgebildeten Instrumente sind allerdings als zweckmässig zu empfehlen. Der Vorschlag des Vfs. im *zwey und dreyssigsten* Abschn., wenn eine Krone vom Brande verdorben ist, besonders wenn die Kronen lang, also die Wurzeln kurz sind, den Zahn nicht auszuziehen, um die Haltung der übrigen Zähne nicht zu schwächen, sondern ihn zu entkronen, damit die in der Zelle bleibende Wurzel den übrigen Zähnen als Stütze diene, ist gewiss in manchen Fällen nicht zu verwerfen. Der Abschnitt über die Natur des sich an die Zähne setzenden Weinsteins ist sehr gehaltlos. Vorzüglicher dagegen sind die zwey Abschnitte über die Reinigungsart der Zähne mit Instrumenten und über das Ausfüllen der Zähne. Möchten alle Zahnärzte den hier gegebenen Regeln folgen! Die Zusammensetzung des Zahnpulvers, dessen sich der Vf. gewöhnlich bey dem Reinigen der Zähne bedient, hat des Rec. Beyfall aus leicht zu erachtenden Gründen nicht. Es ist der wörtlichen Angabe des Vfs. (S. 402.) nach folgendes: Kalzinirt. und porphyrif. Bimstein Unz. 1., Dintfischbein Unz. ½, Armenische Erde, weisse Ziegelerde, kalzin. Alaun, jedes Unz. 1½. Berlin. Lack, Unz. ½. Zimmt, Nelken, Scrup. 1. Alles gehörig zu Pulver gemengt. — Die Abschnitte 40—45. von den Ursachen der *Flüsse* und Entzündungen, von welchen die Geschwülste oder Geschwüre am Zahnfleische herrühren, von der Behandlung der Flüsse, von den Flüssen und Entzündungen, die sich bis in die Knochenhöhle des Kinnbackens erstrecken und dort einen Eitersatz bewirken, von den Zahnfleischfisteln und von den Zahnfleischgewächsen haben dem Rec. am allerwenigsten gefallen können, da in denselben allenthalben unbestimmte und unrichtige Begriffe zum Grunde liegen. So redet der Vf. oft von einer Zeitigung, die nach der Operation entsteht, und schon S. 311. liest man: noch ein Hinderniss besteht darin, dass die nervigten und häutigen Theile in dem Innern der Wurzeln sich nicht wieder zurecht geben, sondern in Eiterung übergehen und im Innern der Zellen gähren und zuweilen sogar eine Entzündung veranlassen. Der Vf. hätte wohl gethan, wenn er sich seine Begriffe über *Flüsse*, Entzündung, Eiterung u. s. w. von einem *gründlichen* Arzte hätte berichtigen lassen. — Ein wesentlicher Mangel der Schrift ist es, dass darin so wenig Ordnung herrscht, und sie in so schlechtem Deutsch geschrieben ist, dass man zuweilen den Vf. gar nicht versteht; so heisst es z. B. S. 134.: „weil die Kraft des Stützpunkts beym Heben des Zahns sehr empfindlich und oft schmerzhaft ist, indem er auf dem Zahnfleisch genommen wird." Auch wären bey einer neuen Auflage alle Prahlereyen zu vertilgen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Kopenhagen*, b. Brummer: *Selecta Albii Tibulli Carmina* ex recentissima Ill. Heinii (*Heynii*) editione in usum auditorii Havniensis typis descripta cum singulorum carminum Heinianis argumentis. 1804. 75 S. 8. (4 gr.) — Keine Vor- oder Nachrede giebt nähere Nachricht über die Absicht dieser Auswahl, oder über das *auditorium Havniense*, für das sie zunächst bestimmt seyn soll. Auch kein Anhang von *Erratis* verbessert des Setzers Verirrungen. In der 1. El. des 1. B. ist v. 25. 26. ausgelassen, und v. 27. *Sit Canis* edirt. v. 38. (hier 37.) *putis* st. *puris* und *sictilicus* st. *fictilibus*. v. 58. (hier 57.) *quaesa segnis, inetsque vocer.* st. *quaeso, segnis inersque*. In der Interpunction ist oft gefehlt; auch nicht überall das Zeichen von Lücken gesetzt, wo es die Heynische Ausg. hat, deren getreue Wiederholung der Titel verheisst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. März 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Joachim: *Caroli Gottlob Roeßig*, Ph. et Jur. utr. D. et Prof. jur. nat. et gent. ord. Consist. Elect. Lipf. Affeff. *Elementa Juris Romani secundum ordinem Codicis Justinianei* rep. prael. in usum studiosorum et fori adornata, adjecta praefatione de consilio in his elementis proposito, et brevi de manuscriptis codicis Just. in bibl. Paulina acad. Lipf. asservatis notitia. 1805. 790 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Ob gleich in unsern Lehrbüchern des Römischen Rechts, man mochte darin eine selbst gewählte Ordnung befolgen, oder sich nach der Reihe der Titel in den Institutionen und Pandekten richten, der Codex da, wo es jede abgehandelte Materie mit sich brachte, zugleich benutzt werden musste: so kann doch eine abgesonderte Darstellung der im Codex enthaltenen Rechtsfätze, bey welcher nach einem richtig bestimmten Plane verfahren, und mit Sachkunde und Genauigkeit zu Werke gegangen wird, nicht für überflüssig geachtet werden, weil dadurch das gründlichere Studium dieses wichtigen Theils des Corpus Juris überhaupt erleichtert und befördert wird, und insbesondere manche Gegenstände, die wegen ihres für uns weniger praktischen Nutzens in jenen Lehrbüchern unberührt zu bleiben pflegen, hiermit zur Sprache kommen. Dazu wird dann allerdings wesentlich erfordert, dass die Eigenthümlichkeiten des Codex sorgfältig ausgehoben werden. Es wird jedoch dadurch nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr die Brauchbarkeit der Arbeit erhöhet, wenn bey einzelnen Sätzen durch Hinweisungen kürzlich bemerkt wird, ob und wie weit eine im Codex aufgeführte Constitution aus Verordnungen der früheren Sammlungen entlehnt, und in wiefern durch dieselbe das ältere Recht abgeändert oder ergänzt worden sey, oder welche Aenderungen derselben wiederum in den Novellen vorkommen. Dass dabey nicht allein jeder Satz mit Präcision angegeben werden, und den Inhalt der Verordnung, den er ausdrucken soll, erschöpfen müsse, sondern auch die Worte des Gesetzgebers in wesentlichen Dingen beyzubehalten seyn, bringt die Natur und Absicht eines solchen Unternehmens wohl von selbst mit sich. Auch kann eine zweckmäsig angebrachte Literatur, nicht bloss bey ganzen Rechtslehren, sondern auch bey einzelnen Sätzen, hier nicht ohne Werth seyn.

In dem vorliegenden Werke stellt der (kürzlich verstorbene) Vf. die im Codex enthaltenen Rechtssätze, mit Beybehaltung der von Justinian beobachteten Materienordnung, aus den einzelnen Constitutionen auf, und giebt bey jedem Satze die Stelle des Codex an, aus welcher der Satz entlehnt ist, schickt auch bey einzelnen Büchern und Titeln mehrere Schriftsteller voraus, und fügt selbst bey mehreren von ihm excerpirten Constitutionen besondere Schriften hinzu. Aus dieser kurzen Schilderung erhellet zugleich, dass der Titel des Buchs unrichtig angegeben ist. Denn es ist hier kein Lehr- oder Handbuch des Römischen Rechts nach der Ordnung des Codex, in der Art, wie sonst unsere Compendien die Ordnung der Institutionen oder Pandekten beobachten, geliefert, welches auch unsers Erachtens ein etwas befremdendes Unternehmen seyn würde, sondern der vorhin angegebene Plan ist, ob gleich nicht nach allen seinen Theilen, wirklich ausgeführt. Was nun die Arbeit selbst betrifft, so ist der dadurch bezweckte Nutzen so wenig, als die dabey angewandte Mühe und Beharrlichkeit zu verkennen. Indessen sind uns doch bey näherer Prüfung des Einzelnen manche Mängel aufgestossen, und wir gestehen daher aufrichtig, dass wir unsere Wünsche nicht überall erfüllt sehen. Vor allen Dingen vermissen wir hie und da die erforderliche Bestimmtheit und Vollständigkeit bey Angabe des Inhalts der Gesetze. So ist S. 547. die *L. 4. C. in quib. caus. pign. tacite contrah.* also excerpirt: *Bona earum, quae nuptae sunt primipilis, obnoxia ejus necessitati tenentur, licet tantum in subsidium ad ea deveniatur:* dabey ist aber der wichtige Zusatz des Gesetzes: *bona earum in dotem data* weggeblieben. So ist S. 551. der Inhalt der bekannten *L. 11. C. qui pot. in pign.* dahin angegeben: *Scriptum privata cum causa si de ipsa causa constat, vim probationis obtinet; si quis tamen jus pignoris aut hypothecae ex his scriptis velit vindicare, ille, qui documentis publicis nititur, praeponatur;* aber im Vordersatze fehlen die Worte: *si personalis actio exerceatur.* Eben so lautet S. 552. der Inhalt der *L. 12. eod.* höchst mangelhaft also: *In dote mulier omnibus privilegiatis actionibus personalibus et realibus antefertur, transmittit etiam hoc privilegium ad liberos, atque ubi quaestio de duabus dotibus oritur, prior tempore potior est jure.* So fehlt S. 146 aus *L. un. C. ut, quae desunt adv. part.* bey der Angabe: *Quod omissum a litigatoribus et negotiis adsistentibus, judex supplere potest*, die wesentliche Bestimmung: *quod sciat legibus et juri publico convenire.* So ist S. 551. die *L. 1. C. qui pot. in pign.* also excerpirt: *Tempore prior inter creditores jure potior est, nisi posterior offerat priori pecuniam, aut si accipere non vult eam, obsignatum deponit*, und die Worte: *Qui pignus secunda loco accepit, ita jus suum* con-

confirmare potest, si priori creditori pec. s. solverit, welche zugleich, wie in *L. 5. Cod.*, die vorzügliche Wirkung der Succession der Gläubiger andeuten sollen, sind weggeblieben. Ferner sollte bey denjenigen Stellen, die eine blosse Ergänzung oder Erläuterung einer Pandekten-Stelle enthalten, auch nur dieser Zusatz, mit Beziehung auf die Pandekten dargestellt seyn; welcher Fall S. 547. bey dem Satze: *Fructus praediorum pignori datorum, licet pignori inesse tacita pactione credatur, libera tamen sunt praedia ex his fructibus emta ab obligatione*, vergl. *L. 7. pr. D. in quib. caus.* auch bey dem Satze: *Quae invecta et illata a conductore sunt, domino pro pensionibus tacite obligantur*, vergl. *L. 4. eod.* eintritt. Ueberhaupt wünschten wir, dass der Vf. die Allegationen der Pandekten, so wie der älteren Constitutionen-Sammlungen, in so fern diese in den Codex mit aufgenommen sind, von seinem Plane nicht ausgeschlossen hätte, weil viele Stellen dadurch allein ihre Erklärung erhalten. Noch ist auf der gedachten Seite bey §. 5. hinzuzufügen vergessen worden, dass der aufgestellte Satz aus *L. 6. C. h. t.* entlehnet ist. Dagegen sind die Abweichungen der Novellen und Authentiken überall angemerkt worden. Ein Vorzug der Arbeit ist unstreitig die beygefügte Literatur. Nur möchte darin eine strengere Auswahl getroffen, die Schriften-Angabe mehr auf den Codex beschränkt, und bey den Titeln eine grössere Genauigkeit beobachtet seyn! Zum Beweise mag S. 546. und 547. dienen, wo über die gesetzlichen Hypotheken nicht weniger, als neunzehn Schriften, und darunter *Hurpprecht Scrutinium XVIII. hyp. vel indubie spuriarum vel summe dubiarum*, *Joh. de Back ad L. 1. D. in quib. caus. pign.*, *Surland ad L. 1. cit.*, angeführt sind, da doch unter dem Titel des Codex nur von einigen wenigen gesetzlichen Hypotheken die Rede ist, wie denn auch *Emminghaus de pignore quod uxori propter paraphernalia in bon. mariti comp.* hier am unrechten Orte stehet, und ausser den beiden Schriften von *H. G. Bauer* noch *Ejusdem Opusc.* T. II. n. 60. angezogen sind, ungeachtet diese *Opuscula* bekanntlich die Schriften des Vaters *J. G. Bauer* enthalten und dessen dort anzutreffendes Programma *de hypotheca feudi tacita Saxon. El. restituta* gar nicht hieher gehört. Häufige Lücken sind dagegen unter den Allegationen bey einzelnen Constitutionen des Codex zu finden, wo man gerade die meiste Vollständigkeit erwarten dürfte; wie man denn unter vielen andern bey *L. 3. C. comm. utr. jud.* bey *L. 5. C. de loc. cond.* und bey *L. 20. C. de poen.* die besten Abhandlungen von *Gebauer*, *Weber* und *Richter* vermisst.

Eine dankenswerthe Zugabe sind die *Praecognita ad codicis Just. fontiumque illius historiam, hermeneuticam et historiam literariam spectantia* (S. 1—88.) in eilf Kapiteln. Sie enthalten 1) die Geschichte der Quellen, worunter hier sowohl die frühern Sammlungen von Constitutionen einzelner Imperatoren, als insbesondere der Gregorianische, Hermogenianische und Theodosianische Codex verstanden werden; 2) die Geschichte des Justinianischen Codex selbst, nebst den späteren griechischen Arbeiten, so weit diese hieher gehören; 3) die Hermeneutik, worunter, nach vorangeschickter Nachricht von den Handschriften und Ausgaben des Codex, einzelne Regeln zur Interpretation desselben aufgestellt werden; 4) die damalige Staatsverfassung, so weit die Kenntniss derselben zum richtigen Verständniss des Codex dient; 5) die Geographie des Codex; 6) die Grundsätze von der Gültigkeit und dem Gebrauche des Codex; 7) die Chronologie; 8) ältere und neuere Schriftstellen über den Codex; 9) Notizen über die Authentiken; 10) desgleichen über Justinians Decisionen; 11) Zusätze zu Nr. 11., welche letztere Rubrik bey einer nochmaligen Uebersicht der erst auf dem nächst vorhergehenden Bogen angeführten Schriften vor dessen Abdruck weggefallen seyn würde. Der Inhalt dieser Prolegomenen ist grösstentheils aus bekannten Schriftstellern mit Fleiss zusammen getragen; jedoch trifft man, insonderheit über den Gebrauch des Codex und über die Decisionen, mehrere eigenthümliche gute Bemerkungen an. Vielleicht hätte aber, anstatt des letzten Kapitels, etwas über die innere Oekonomie des Codex hier nicht am unrechten Orte gestanden. Wegen der Handschriften ist die Anzeige, welche *Feller* in *Catal. Codd. MS.* S. 220. von den auf der Pauliner Bibliothek zu Leipzig befindlichen giebt, hier zuerst S. 27. aus dem Catalog selbst berichtigt, und hernach in der Vorrede aus eigner Ansicht der einzelnen Manuscripte näher bestimmt. Varianten selbst wollte der Vf. nach der Vorrede S. VIII. in eignen Excursen über den Codex, welche als ein Anhang zu den gegenwärtigen Elementen betrachtet werden sollen, nachliefern: worin wir dann recht viel Gutes zu lesen hoffen. Auch hat er nach S. 71. zu einer Palingenesie des Codex schon vieles gesammelt: Beiden Werken wünschen wir, wenn sie noch erscheinen sollten, grössere Sorgfalt in den Allegaten, und mehrere Correctheit im Drucke, als wir in dem vorliegenden angetroffen haben.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Steinacker: *Psychologische Lebensverlängerungskunde*; aufgestellt von *J. A. Bergk.* 1804. 27½ Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. will hier nichts geringeres als das Gegenstück zur physiologischen Makrobiotik und Heilkunst zugleich liefern: denn in der Vorrede heisst es, sein Zweck sey, zu zeigen, wie man den Körper durch den *Geist* gesund und langlebend erhalten könne, und wie man es anzufangen habe, nicht allein *Krankheiten* des Körpers und Geistes zu *verhüten*, sondern auch, wenn sie etwa *von solchen Uebeln* heimgesucht würden, davon zu *befreyen* und beide wieder in den Zustand zu versetzen, der ihrer Natur gemäss ist; und S. 33. der Abhandlung selbst wird dasselbe gesagt. Da wir nirgend auf eine Stelle gestossen sind, die zur Hebung der Krankheiten des Körpers und Geistes, neben den Mit-

Mitteln der psychologischen, auch auf die Mitwirkung der physiologischen Heilkunst rechnete: so läſst dieses vielleicht absichtliche Ignoriren der letztern vermuthen, daſs der Vf. seine psychologische Makrobiotik und Hygieine zur Erhaltung des Lebens und zur Heilung der Krankheiten, allein für hinreichend und den Beystand ihrer physiologischen Schwester für überflüssig halte. Dieser Glaube würde aber die medicinisch-anthropologischen Kenntnisse des Vfs. sowohl als seine Einsichten in die natürliche Beschränktheit der Wirkungen der Geistesthätigkeiten in Ansehung vieler Krankheiten, deren Sitz und Stoff dieselben nicht zu erreichen vermögen, sehr verdächtig machen. Aber es wird auch nicht geliefert, was versprochen wird; man findet hier nichts von einer psychologischen Heilkunde: denn die zwey Abschnitte IX und X.: wie kann man *körperliche Krankheiten* durch Vorstellungen heilen? und von dem Einflusse der Vorstellungen auf den *Geist* in seinem *kranken* Zustande, begreifen nur einen sehr kleinen Theil der Heilkunst und enthalten nur das Allgemeinste und Bekannteste; auch ist in dem letztern nur von Narren, Wahnsinnigen und Tollhäuslern die Rede, deren psychologische Behandlung den Gegenstand weit besserer und ausführlicherer Schriften ausmacht. Diese zwey Abschnitte ausgenommen, wird in allen übrigen nur von dem Einflusse der Vorstellungen, Affecten, Leidenschaften, der Tugenden und Laster und des Gesetzes der Ideenverbindung auf den Körper in dessen gesundem Zustande gehandelt. Das Ganze ist also bloſs eine psychologische Makrobiotik. Dieser selbst fehlt aber noch zu viel, um in ihr einen Versuch, der sich dem Ideal einer solchen Wissenschaft näherte, zu erkennen. Nach der Idee derselben müſste das System des menschlichen Organismus ihre Grundlage ausmachen, und bey jedem besonderen Theile desselben bestimmt angegeben werden, welche Arten von Thätigkeiten des Gemüths auf ihn Einfluſs haben können, und welche Wirkungen sie in demselben unmittelbar, und mittelbar durch den Zusammenhang der Maschine im ganzen Organismus hervorbringen. Dieses ist aber die Einrichtung im Buche nicht. Der Vf. hat vielmehr die Ordnung umgekehrt, und die Classification der Gemüthsvermögen und der denselben correspondirenden Thätigkeiten zum Grunde gelegt und bey jeder dieser letztern nur überhaupt und im allgemeinen von dem Einfluſs derselben auf den menschlichen Körper etwas gesagt, ohne sich weder in ihr feineres und genaueres physiologisches Detail, noch auf ihre durch den Unterschied der Körper nach Alter, Temperament, Habitus u. s. w. bestimmten Differenzen und Modificationen einzulassen. Da indessen Hr. *B.* in seiner Vorrede späterhin äuſsert, daſs er bey Abfassung seiner Schrift hauptsächlich den *groſsen Theil des Publikums*, der sich über den Einfluſs des Geistes auf den Körper zu belehren wünsche, vor Augen gehabt habe und bey seinen Untersuchungen nicht aus den Gränzen der Philosophie herausgetreten sey (welches fast so klingt, als ob er eine psychologische Makrobiotik *a priori* habe liefern wollen) um „den *Zünftlern*, die, weil sie sich die Erlaubniſs *erkauft* hätten, ein Schibolet vor ihren Namen zu setzen, keine Veranlassung zu geben, über Verletzung ihres Gebiets, das für sie nicht einmal existire, zu klagen:" so kann man freylich sein Buch nicht nach jenem strengern Maſse messen, und muſs es für das gelten lassen, was es seyn soll, für eine Schrift, nicht für den Sachkenner, der neue Erfahrungen und Bemerkungen, die die physische Anthropologie oder Physiologie in psychologischer Hinsicht erweitern, oder der wenigstens das bereits davon Bekannte in einer zweckmäſsigern systematischen Ordnung, als bisher, aufgestellt zu sehen wünscht; sondern für die gröſsere Lesewelt, die doch auch gern etwas über den Einfluſs des Geistes auf den Körper, und so viel, als ihrer Empfänglichkeit angemessen ist, lesen und lernen möchte. Und dieser Klasse kann man denn auch das Buch ganz unbedenklich in die Hände geben. Sie wird besonders die vielen Beyspiele von Wirkungen des Geistes auf den Körper sehr interessant und sich sehr belehrt finden, wenn sie liest, daſs das Angenehme etwas sey, das mit dem Gefühle des Behaglichen, des Wohlgefälligen und des mit unsern Kräften Uebereinstimmenden verbunden sey; daſs die Freude, die Fröhlichkeit, die Lustigkeit, das Lachen, das Vermögen, das Ansehen, das Spielen, die Gesellschaft, geistige und körperliche Arbeiten u. s. w. die Vorstellungen wären, die den behaglichen Zustand, in den uns das Angenehme versetzte, herbeyführten; daſs das Lachen manchen krankhaften Stoff aus dem Körper fortschaffe; daſs der leidenschaftliche Hang vieler Menschen zum Spiele lediglich daher komme, weil die Natur damit eine wichtige Absicht erreichen und der Gesundheit durch die Agitation, welche das Spielen errege und unterhalte, zu Hülfe kommen wolle; daſs man Vergnügen fühle, wenn man sich durch das Anschauen eines Kunstwerks, oder durch die Lectüre eines geistreichen und originellen Gedichtes ergetze; daſs es eine Wirkung der Ideenassociation sey, wenn jemand eine Antipathie gegen Katzen, Ratten, Frösche, Spinnen, Kase u. s. w. spüre, weil sich ein solcher eines frühern Vorfalls in Ansehung dieser Gegenstände unwillkürlich erinnere; daſs man, um den schädlichen Einfluſs der Ideenassociation auf unsern Körper wegzuschaffen, sich fröhlichen und heitern Vorstellungen überlassen, Gedichte von *Göthe*, *Wieland*, *Horaz*, *item* den *Don Quixotte* lesen, oder über philosophische Gegenstände, z. B. über die Natur des menschlichen Geistes, über den Zweck des Philosophirens und über die Art und Weise, wie wir denselben erreichen können u. s. w. nachdenken müſse; daſs der Mensch so lange leben *solle*, als es der Wille der Natur sey, über welchen hinaus es keine Verbindlichkeit gebe, und daſs er sein Leben bis auf die Jahre zwischen 70 und 80 bringen *könne* und dergleichen Dinge mehr, die, wenn sie auch die Leser nicht zu neuen Ideen und Ansichten führen, doch ihnen gewiſs auch nicht schaden.

ERDBESCHREIBUNG.

Bremen, b. Seyffert: *Historische und philosophische Skizze der Entdeckungen und Niederlassungen der Europäer in Nord- und West-Afrika am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Aus dem Englischen übersetzt von *C. St.* 1802. XVIII und 462 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dass man sich doch nicht durch den Titel verleiten lasse, hier einen zweyten *Raynal* zu erwarten! Es ist nichts weiter als eine übel geordnete in *dreyzehn* Kapiteln abgetheilte Compilation aus den Schriften der in London gestifteten Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Afrika, den Begebenheiten Brissons, der oberhalb des Senegals Schiffbruch litt, den Schriften *Wadströms* und anderer über die Sierra-Leona-Colonie und angränzende Länder, und aus den Reisen der Herren *Park* und *Browne*, mit Zuziehung einiger älteren Schriftsteller über dieselben Länder. Da die excerpirten Schriften über Colonial-Angelegenheiten ins Deutsche übersetzt, und auch schon in grösseren und kleineren Werken in Deutschland benutzt worden sind: so gehört die Verdollmetschung dieser Skizze zu den Unternehmungen, die der Geographie keinen Gewinn bringen. Der Compilator ist bescheiden genug, zu gestehen, dass sich in seinem Entwurf einige offenbare Fehler befinden, und ihm vorzüglich Mangel an strenger Einheit des Gegenstandes vorgeworfen werden könne. Der Ueberfetzer war aber nicht im Stande, diese Fehler zu tilgen, sondern scheint sie vielmehr mit neuen vermehrt zu haben. Z. B. *Oczakow* an der Küste des kamtschatkischen Meeres S. 8. hat er nicht in *Ochotsk* verbessert, und aus *Fezzan* im *dritten* Kapitel hat er *Fez* gemacht. Dass man nichts mehr von der alten Landschaft Ammonica weiss S. 40., konnte zur Zeit, als der erste Bericht von der vorher erwähnten Societät abgefasst wurde, mit Recht gesagt werden, darf aber jetzt, da *Browne's* Reisen heraus sind, die im letzten Kapitel excerpirt worden, nicht wiederholt werden. Wenn der Compilator nach *Sparrmann* nur *Patterson*, *Bruce*, und *Vaillant* zu nennen weiss, die sich um die Geographie Afrika's verdient gemacht (S. 3.), so weiss der Ueberfetzer keinen, nicht einmal *Thunberg*, einzuschalten. *Hartmann* lässt er als einen Herausgeber von *Edrisi Geographia* (S. 418.) gelten. *Thebaid*, *Adamson*, *Wal el Non* statt *Thebais*, *Adanson*, *Wad el Non* sind kleine Fehler. Aber dass die Kaffern noch träger sind als die Neger, weniger Bildung haben, die Vergnügungen des geselligen Lebens weniger geniessen, beschränktere Begriffe, und geringere Kräfte besitzen, (S. 4.) hätte doch dem Compilator nicht ohne Rüge nachgeschrieben werden sollen. Bey dem *neunten*, *zehnten* und *eilften* Kapitel (S. 119—289.), sind die Schriften *Wadströms* benutzt. Die Colonie verdankt ihre Entstehung den Planen Schwedischer Patrioten, die an der Westküste von Afrika eine grosse Strecke Landes urbar machen und nach eigenen philanthropischen Gesetzen regieren, und zu dem Ende den Sklavenhandel abschaffen wollten. Sie konnten ihren Zweck durch die Franzosen, an welche sie sich zuerst wandten, nicht ausführen, und *Wadström*, der mit andern Landsleuten Afrika besucht hatte, begab sich auf seiner Rückreise nach London, wo die Abschaffung des Sklavenhandels ein Gegenstand der Parlaments-Berathschlagungen war, und sein Gutachten hierüber eingeholt wurde. Der Vf. glaubt, dass sein Urtheil oft unrichtig war, seine Gefühle aber aus einem reinen Herzen entsprossen, und hält seine Plane für romantisch und täuschend, seinen Versuch über den Anbau in fremden Ländern für eine Sammlung von Materialien ohne Scharfsinn und Ordnung, seinen Stil für weitschweifig und langweilig. Von dem stummen Händel zwischen den inländischen Nationen, den schon Herodotus kannte, und dessen in neuern Zeiten *Cadamosto*, *Shaw* u. a. erwähnen, führte *Wadström* ein Beyspiel an, das der französische Vice-Gouverneur von Goree 1788. im Innern der Korn- und Goldküste angetroffen hatte, und wobey dieses sehr merkwürdig ist, dass das gegenseitige Vertrauen noch nie gemissbraucht worden. — Uebrigens gehen die Nachrichten, die der Vf. von der Colonie giebt, nicht weiter als bis auf 1794. Er selbst schrieb als die Franzosen noch im Besitz von Aegypten waren, daher er auch von *Hornemann*, dessen Entschluss und Geschicklichkeit Afrika zu untersuchen, am Ende des Buches gerühmt wird, nur den Umstand meldet, dass er in Cairo glücklich angekommen war.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Degen: *Der gewissenhafte Erbe.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Von *Falsen.* Für das k. k. Hof-Theater. 1804. 156 S. 8. (6 gr.) — Der Charakter des Richard Pickles ist theatralisch; er macht mit dem schwankenden unentschlüssigen Selmur einen guten Contrast. Die Pivots dieses Intriguenstückes, die allerley Verwickelungen und Missverständnisse herbeyführen, nämlich: die Verheimlichung der Meckelforthischen Tochter, die sich für die Nichte ihrer Mutter hält (S. 41.); ferner der Eigenwille des Richard Pickles, der seinen Sohn zum Matrosen pressen liess, weil „der halsstarrige Junge mit gutem nicht gehen wollte" (S. 128.), und der dem Vater nicht eher unter die Augen kommen darf, bis er fünf und zwanzig Jahr alt ist (S. 129.), sollten besser motivirt seyn: der Zuschauer würde mehr Klarheit und Befriedigung dadurch erlangen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. März 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Meguignon: *Médecine maternelle*, ou l'art d'élever et de conserver les enfans, par *Alph. LeRoy*, ancien Dr. régent, Prof. à l'école speciale de Méd. de Paris. 1803. 8.

BAYREUTH, b. Lübecks E.: *Alphonse Leroy's Hygea* (Hygiea) *als Mutter*, oder die Kunst, das Leben der Kinder zu erhalten und sie gesund zu erziehen. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen von Dr. *Chr. Friedrich Hirsch*, K. Pr. Medicinal- und Sanitäts-Rathe, Physicus u. ausübendem Arzte zu Bayreuth. *Zwey* Theile. 1805. 309 u. 304 S. 8.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's W.: *Alphons Leroy's Heilkunde für Mütter*, oder Kunst, Kinder zu erziehen und zu erhalten. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. *Christian Philipp Fischer*, Herzogl. Hildburgh. Hofrath u. erstem Leibarzte. 1805. XXX u. 448 S. gr. 8.

So verdienstvoll auch die Bemühung des Vfs. war, seinen Landsleuten eine gute diätetische Schrift über die Erziehung der Kinder zu liefern, woran sie wirklich noch Mangel haben, und so nothwendig es auch für das ärztliche Frankreich ist, Vorurtheile, z. B. dass Fleischspeisen die Fäulniss befördern, laut zu bekämpfen: so liesse sich doch mit Recht fragen, ob eine Uebersetzung derselben für Deutschland, welches so viele gründliche Schriften über diesen Gegenstand schon besitzt, und so manche Vorurtheile der französischen Aerzte, die hier gerügt werden, längst abgelegt hat, nicht überflüssig war? Rec. begnügt sich damit, dem Leser eine gedrängte Uebersicht dieses Werks hier vorzulegen: er entscheide dann selbst.

Leroy, ein Veteran seiner Kunst und denkender Arzt, betrachtet die erste Kindheit von zwey Hauptgesichtspunkten: von dem der *Ernährung* und des *Wachsthums*: jene hänge von dem lymphatischen, dieses von dem arteriösen System ab. In den zwey ersten Kapiteln wird von den grossen Veränderungen, die in der Oekonomie des Kindes bey der Geburt vorgehen und von der Art und Weise, wie das Neugeborne von der Mutter zu trennen sey, gehandelt. Da *L.* von dem Rost der Schere beym Abschneiden der Nabelschnur viel Nachtheiliges beobachtet haben will: so räth er, dieses Instrument, wie jedes andere zum chirurgischen Gebrauch anwendbare, ganz dünne mit Fett zu bestreichen. — In den ersten neun Tagen liege das Kind in einem kritischen Zustande: man vermeide daher sorgfältig ganze Bäder, zu starke Bewegung, freye Luft, Kälte, Licht und Feuchtigkeit: schon Moses ordnete die Beschneidung erst nach dem neunten Tage an. — Bey Kindern, die mit voller Brust athmen, sey die Unterbindung der Nabelschnur überflüssig. Das Einathmen und die freye Ausdehnung der Lungen zu erleichtern, reibe man ölige und gewürzhafte Mittel an dem untern, obern und hintern Theil der Brust ein. — Die Wirklichkeit des Ausathmens, ja sogar des Schreyens der Kinder im Mutterleibe, bezweifelt der Vf. nicht, und bemüht sich, solches zu erklären. — Die erste Kleidung des Kindes sey weit und beenge die Brust und den Unterleib ja nicht. Daher eifert er so nachdrücklich gegen das Wickeln, besonders wie es in Frankreich Sitte ist. — Auch pflichtet er der Meinung der Alten bey, dass das Kind im Mutterleibe zum Theil auch mittelst des Mundes genährt werde. — Dringend sey die künstliche Ausleerung des Kindspeches. Das Neugeborne könne drey, vier bis sieben (?) Tage der Nahrungsmittel entbehren und sich mit Zuckerwasser allein begnügen. Ein hartes Lager stärke, ein weiches schwäche die Muskularkraft des Kindes: man lege es daher, in feine Leinwand gewickelt, auf Holzstaub, Kleye oder gedroschnes (weiches?) Stroh, und decke es warm mit Pelzwerk zu. Schall und Licht entferne man von ihm, bringe es aber in die sanfte stärkende Wärme seiner Mutter. Denn je wärmer das Kind in seiner ersten Lebenszeit gehalten werde, desto leichter vertrage es Kälte in seinen übrigen Lebensjahren. Daher halte man Kopf, Hände und Füsse vorzüglich warm. Drey bis vier Monate soll jedes Kind die Brust seiner Mutter haben; länger als zehn oder höchstens zwölf Monate aber nie: nur dann soll die Mutter schlechterdings nicht selbst stillen, wenn sie in ihrer Jugend an langwierigen lymphatischen Krankheiten, Skropheln u. s. w. litt; weil die ursprüngliche Constitution des Kindes mehr von den Müttern, als von den Vätern abhänge. — In Ermangelung der mütterlichen Brust lasse man sie an lebenden Ziegen saugen, oder gebe ihnen Ammen. Das Bekannte bey der Auswahl derselben erzählt der Vf. mit vieler Redseligkeit, die ihm nebst einer Sucht, Alles zu erklären und etwas Neues zu sagen, eigen zu seyn scheint. So ist folgende Bemerkung zwar neu, aber ungegründet: „Pflanzenfressende Thiere verzehren manchmal ihre Nachgeburt: dann wird *keine Milch abgesondert.*" Rec. sah wiederholt eine Hirschkuh gleich nach dem Setzen die Nachgeburt verzehren, ohne dass das Kalb Abgang an Milch dadurch erlitt. — Die *Schwämmchen* setzen

setzen sich mitunter im Magen und Darmcanal zuerst an und sind also oft weit von dem Ort ihrer Erscheinung im Munde entfernt: man betupfe sie mit einer Salbe aus Honig, Citronensaft und Branntwein, oder Essig und Branntwein, und reiche innerlich einige Grane Ipecac. und nachher zur Stärkung Orangenblüthe- oder Pfeffermünz-Wasser, so wie auch bey Koliken, Erbrechen u. s. w. Gegen die *Blähungen* empfiehlt er das Reiben des Unterleibs und des Rückgrats am Flammenfeuer, dessen heilsame Wirkung er ungemein lobt. — Vorzüglich stark finde man bey Kindern das Vermögen zu dem Hervortritt neuer Erzeugnisse aus den Ueberresten von thierischen Stoffen. — Man bade sie nicht zu oft, weil durch das Einsaugen des Wassers Schwäche erzeugt werde, wohl aber wasche man sie fleissig des Tags mit warmem aromatischen Absud. — *Helmonts* Brey aus leichtem Bier mit Zucker und Krume und mit feinem trocknen Semmelmehl aufgekocht, verwirft er, und empfiehlt dafür gedörrtes Braumalz abkochen und mit warmer Kuhmilch versetzen zu lassen. Die Kinder sollen nicht auf einmal entwöhnt werden, und dann, nebst Mehlbrey aus gedörrtem Weizenmehl, auch bald leichte Fleischsuppen und zum Getränke Zuckerwasser bekommen. — Die Zahnarbeit sey als eine besondre Unterabtheilung von dem grossen allgemeinen Geschäfte der Ernährung und des Wachsthums anzusehen, und das Hauptaugenmerk dabey immer auf den Kopf zu richten. Er nimmt Vollsäftigkeit desselben bald als Ursache bald als Folge der meisten Zahnbeschwerden an, und empfiehlt die Anlegung eines Blutegels hinter die Ohren. Diess ist sein *bewährtes Mittel, die Kinder gesund, hauptsächlich aber zu der gefährlichen Zeit des Zahnens bey Leben zu erhalten*, wovon zu Wien 1786. unter diesem Titel eine Uebersetzung herauskam. Nebenbey empfiehlt er laue Bäder, kleine Gaben Ipecac., Einreibungen von Oel und Balsam u. s. w. Freye offne Luft rühmt er vorzüglich. Um starke Kinder zu erhalten, muss man sie warm erziehen und sie reine, wenn auch kalte, Luft athmen lassen; dabey bewege man sie fleissig in freyer Luft, weil dadurch der Wachsthum des Körpers sehr erleichtert wird. Die Krise des Wachsthums werde öfters zum Nachtheil der Kinder für Krankheit gehalten. Das Wiegen verwirft er, das Singen aber lobt er beym Einschläfern. — Zu den schiefen Ansichten und voreiligen Entscheidungen des Vfs. gehört auch folgende: „Es sind zwey Bestandtheile in der Luft befindlich, wodurch das Leben unterhalten wird; das eine dient zum Anfachen der Lebensflamme (Oxygen), das andere zur Absonderung der in uns enthaltenen ursprünglichen Feuchtigkeit, nämlich des Schleims." Das Ausdünsten und das Einsaugen ist im Verhältniss bey Kindern stärker als bey Erwachsenen; daher sind sie für Ansteckungsstoffe so leicht empfänglich, und deswegen sollte man sie nie küssen, ausgenommen auf die Stirne. Auch das Schlafen mit Alten sey diesen zarten Geschöpfen höchst nachtheilig. Da die Verdauungswerkzeuge bey ihnen schwach sind: so ist die aus der Brust von ihnen selbst gesogene Milch und dann die thierische Gallerte für sie die beste Nahrung. Sehr Schwächlichen räth er frisches, von lebenden Tauben, Hühnern abgezogenes, Blut als eine trefflich nährende und erquickende Nahrung zu geben. — Aus fehlerhafter Kost und geschwächter Verdauung entstehen Abzehrung, Dörrsucht, Auftreibung der Gekrösdrüsen, Drüsenkrankheiten, Gliederknoten, kalte Geschwülste u. s. w. Warme Bäder mit reichen Zusätzen von Küchensalz ersetzen die Seebäder und lösen die Knoten und Verstopfungen auf. Einreibungen von flüchtigen Salben mit Kampher, Tropfbäder von schwefelhaltigen Wassern sind gleichfalls in skrophulösen und kalten Geschwülsten der Kinder wirksam. Innerlich lobt er wiederholte Gaben von Ipecac. und später einen Aufguss von Entian in Bourdeaux- oder Malaga-Wein und etwas zerflossnes Weinsteinöl. Die salzsaure Schwererde half zuweilen, öfters aber nicht. — Der *Grind* sey ein Auswurfstoff des Kopfes oder eine Reinigungskrise des Gehirns; doch müsse der Zustand der Symptome nicht aus der Acht gelassen werden: daher die Vorzüglichkeit des Calomels und der Fontanelle. — *Läuse* und *Würmer* hält er für das frische Gebilde einer in Zersetzung übergehenden Materie: sie seyen bald Folgen von Unreinigkeit, bald Wirkung einer heilsamen Krise. So bilde sich bey Wöchnerinnen die milchichte Materie auf dem Kopf in Läuse um (?!) — Der *Erbgrind* sey ein Auswurf nach der Oberfläche des Kopfs von verdorbenen Eyweisstoffen, deren ölichter Theil ranzig geworden ist, und die Speckknoten der Haarwurzeln angreift: die *Krätze* aber scheine aus einem salzigen Erzeugungsstoff zu entstehen, der sich in der serösen thierischen Feuchtigkeit befindet: das Flechtengift stehe in einem nahen Bezug zu dem Blutsystem. — Kohlenstaub mit Schwefel und ungesalznem Schmeer, mit oder ohne Russ und China-Zusatz, erwies sich dem Vf. im Kopfgrind äusserlich und innerlich Mercurial- und Spiessglanz-Mittel wohlthätig: die Krätze bekämpft er mit Schwefel von Aussen und Innen. — Die zweyte Periode des Zahnens begreift die vier Augen- und acht Backenzähne in sich, und währt gegen zwölf bis funfzehn Monate. Auch hier vorzüglich, wie bey allen Kinderkrankheiten bis zum siebenten Jahr, richte man auf den Kopf das Hauptaugenmerk, um den Grad seiner erhöhten Reizbarkeit herabzustimmen. — Licht, Luft, gute Nahrung, sanfte Wärme, vorzüglich Sorge für das Hautorgan, Tropfbäder, Einreibungen und besonders nahrhafte und saftige Fleischspeisen, zwanglose Kleidung u. s. w. sind des Vfs. Hauptstücke zur vollkommenen Ausbildung eines Kindes. — Auch in dem *Jammer* empfiehlt er vor Allem einen Blutegel. In serösen Ueberfüllungen und selbst in dem anfangenden Wasserkopf lobt er den wiederholten Gebrauch der Ipecac. und der Moxa: letzte empfiehlt er auch mit Recht bey der Gelenkgeschwulst des Trochanters und bey dem nervichten Hüftweh. — Der *Keuchhusten* gehöre unter die Klasse derjenigen Krankheiten, welche die Häute des Gehirns (?) befallen; er sey wahrhaft nervös: man unterscheide den rheumatischen von dem katarrhalischen. Quecksilber täg-

täglich zu zwey Gran, wiederholte Brechmittel, isländisch Moos und zur Nachkur Eselinmilch, bekämpfen ihn. So kurz und oberflächlich wird eine so wichtige Krankheit abgefertigt! — Im folgenden Kapitel (das nicht 38, sondern 39 überschrieben seyn sollte) supplirt der erste Uebers. statt des Vfs. Abhandlung über die Pocken und deren Impfung die Geschichte und Behandlung der *Vaccine*, die ihm sehr wohl gerieth. *Leroy* erklärt sich als ein Altgläubiger laut gegen sie und verhütet und heilt die zusammenfliessenden Pocken mit einem Blutegel, etlichen Granen Panacee und Blasenzügen (?). — Unter den *Masern* schildert er zugleich auch das *Scharlachfieber*, welches doch so wesentlich von jenen verschieden ist, und empfiehlt das Queckfilber als Universalmittel. — In den *Durchfällen mit weissem Abgang* reichte er Schinken, trockenes Fleisch mit altem Wein und Chinasalz. — Der *Milchschorf* ist ganz nach *Strack* bearbeitet: überhaupt macht der Vf. eine ehrenvolle Ausnahme unter seinen Landsleuten dadurch, dass er nicht bloss alte, sondern auch deutsche und englische Literatur kennt und schätzt. Im 44sten und letzten Kapitel zählt *Leroy* diejenigen Mittel her, welche er in Kinderkrankheiten am bewährtesten fand; sie sind: die Ipecacuanha, Spiessglanzmittel, Rhabarber, Manna, Jalappenwurzel, Mercur. dulc., gewürzhafte ölige Mittel u. s. w. Natürlich ist bey diesem räsonnirenden Verzeichniss der Blutegel nicht vergessen worden.

Die *erste* Uebersetzung, welche die Abhandlung über die Pocken übergeht, ist im Ganzen gut gerathen, nur scheint sie etwas übereilt worden zu seyn, weil manche unverständliche Ausdrücke leicht hätten abgeändert werden können, z. B. S. 173.: saure Hautwärme: kuhwarme Milch. *Vouteau* statt *Pouteau* u. s. w. sind unangenehme Druckfehler. Die *Fischersche* Uebersetzung, die das Ganze liefert, findet Rec. richtiger und sie liest sich angenehmer; auch enthält sie mehr und wichtigere Bemerkungen, z. B. bey dem Keuchhusten, bey den venerischen Krankheiten u. s. w. Auch Druck und Format sind an ihr zierlicher.

Düsseldorf, in d. Dänzer. Buchh.: *Beytrag zu einer naturgeschichtlichen Darstellung der krankhaften Erscheinung am thierischen Körper, welche man Entzündung nennt, und ihrer Folgen: der Zertheilung, der Eiterung, der Verhärtung und des Brandes*, von *Franz Nägele*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor und Physikus der Aemter Barmen und Beyenburg im Herzogthum Berg. 1804. 158 S. 8. (16 gr.)

Schon der Titel und die Vorrede dieser Schrift geben den Gesichtspunkt an, woraus die Untersuchungen des Vfs. über einen der häufigsten und wichtigsten Krankheitszustände betrachtet und gewürdigt werden müssen. Die Naturgeschichte eines krankhaften Zustandes kann nur in einer getreuen Ableitung der pathologischen Erscheinungen aus den Gesetzen der thierischen Haushaltung und der Wechselwirkung, in welcher der thierische Körper mit der äussern Natur steht, und nicht in den luftigen Gebilden einer schwärmerischen Phantasie bestehen. Der Vf. verdient daher Beyfall, dass er bey seinen Untersuchungen den richtigen und für die Heilkunde allein zu empfehlenden Weg gewählt hat. Im *ersten* Abschnitte handelt der Vf. von der Entzündung überhaupt, von ihrer Ursache und Eintheilung. Obschon der Erregungstheoretiker hier nichts Neues findet: so hat er doch Ursache, mit der deutlichen Darstellung des Bekannten zufrieden zu seyn. Obschon die krankhafte Beschaffenheit, welche als die Ursache der Entzündung angenommen werden muss, eine bestimmte im thierischen Körper vorgegangene Veränderung ist: so ist es doch falsch, wenn der Vf. deshalb die Entzündung keiner Eintheilung fähig hält: denn nach allem dem, was selbst der Vf. über die Ursache der Entzündung gesagt hat, besteht sie in einer bestimmten Störung des Zusammenstimmens der Thätigkeit, wodurch das Gefässsystem die Normalität des Kreislaufs unterhält. Diese Störung kann aber Statt finden, indem entweder in den entzündeten Organen ein geringerer Grad von Hypersthenie, oder ein höherer Grad von Asthenie, in Hinsicht auf die Thätigkeit des gesammten übrigen Organismus, hervorstechend ist. Man kann daher die Entzündung sehr wohl in die hypersthenische und asthenische eintheilen, und dieses muss um so mehr geschehen, je grösser der Einfluss ist, den diese Abtheilung auf den Kurplan des rationellen Arztes haben wird.

Der *zweyte* Abschnitt handelt von den Ausgängen der Entzündung in Zertheilung, Brand, Eiterung und Verhärtung. Der Vf. sagt: Zertheilung von Entzündung ist Heilung oder unmittelbarer Uebergang der Entzündung in volle Genesung. Diess ist unrichtig: denn Entzündung ist nur eine bestimmte Form, worunter sich die Krankheit und das darauf gegründete Uebelseyn darstellt. Jene Form kann gehoben, die Entzündung zertheilt werden, ohne dass die Krankheit geheilt ist: denn es ist einleuchtend, dass die graduelle Verschiedenheit der Hypersthenie oder Asthenie entfernt seyn könne, ohne dass die Abnormität der Erregung selbst aufhöre. Diess letzte kann aber nur der Uebergang in volle Genesung genannt werden. Auch führt die ganze etwas langweilige Demonstration des Vfs. auf kein anderes Resultat. Wenn auch in vielen Fällen, z. B. bey Entzündungen innerer Organe, der Antheil, den der Arzt an der Entfernung derselben hat, mehr indirect ist: so ist diess doch nicht mit dem Vf. im Allgemeinen zu behaupten, und die Erfahrung bestätigt täglich, dass die asthenisirende Behandlung mit beständiger Rücksicht auf die relative Asthenie eines Theils, worauf der Arzt vorzüglich wirken kann, die Zertheilung einer hypersthenischen Entzündung weit eher herbeyführt, als wenn jene Rücksicht, bey übrigens zweckmässigem Heilverfahren, vernachlässigt wird.

Der Uebergang einer Entzündung in Brand ist nur kurz dargestellt, und diese Darstellung ist bey wei-

weitem nicht hinreichend, uns alle die merkwürdigen Ereignisse deutlich zu machen, welche bey dem Absterben eines einzelnen Theiles in dem lebenden Ganzen vorgehen müssen.

Auf die Erklärung der Erzeugung des Eiters scheint der Vf. viele Mühe verwendet zu haben; man bemerkt es, dass er sich hierbey nicht allein von der Erregungstheorie, sondern von dem Geiste einer Naturphilosophie leiten liess, die ihn, aller blendenden Vorspiegelungen ungeachtet, eben so weit in das Dunkel zurückwirst, als die nüchterne Erregungstheorie ihn vorwärts gebracht hatte. Eiterung entsteht nach dem Vf., wenn der Organismus nicht im Stande ist, an der entzündeten Stelle die eigene Mischung der Säfte zu behaupten, ohne jedoch gänzlich aufzuhören, bestimmend auf dieselben zu wirken, oder ohne jedoch der äussern Natur unumschränkte Gewalt über dieselben einzuräumen. Unter diesen Umständen soll die Mischung der Säfte in dem entzündeten Theile weder der Thätigkeit des Organismus, da dieser seine Gesetze nicht geltend zu machen vermag, noch den chemischen Gesetzen ausschliesslich folgen, indem diese durch jene beschränkt werden. Beide werden also Antheil an der Bestimmung der Mischung nehmen. Uns wenigstens wird dadurch die Erzeugung des Eiters nicht deutlich gemacht. Der Chemismus wird überall im Organismus nicht aufgehoben, sondern durch die Lebensthätigkeit nur beschränkt. Der Bildungsprocess des Eiters zeichnet sich also vor andern Secretionen nicht hinreichend aus. Ueberhaupt würde es mehrere Befriedigung geben, wenn die Art, wie sich Organismus und unorganische Natur einander wechselseitig bestimmen und beschränken — wovon in manchen Schriften so oft die Rede ist, dass man durch das Setzen dieser Wörter die verwickeltsten Processe auf einmal enträthselt zu haben scheint — näher erörtert wäre.

Was der Vf. über das örtliche Heilverfahren bey der Entzündung und Eiterung sagt, stimmt mit demjenigen überein, was Rec. über diesen Gegenstand an einem andern Orte gesagt hat, und widerspricht der vorhin erwähnten Behauptung des Vfs., dass der Arzt nur indirect etwas zur Zertheilung der Entzündung beytragen könne. Besser, als der Process der Eiterbildung, ist dem Vf. die Erklärung einer Verhärtung, als Folge der Entzündung, gerathen; und wenn man auch hin und wieder dieser Schrift den Vorwurf machen sollte, dass die mechanische Erklärung der mit der Entzündung wesentlich verbundenen Erscheinungen nicht hinreichend sey: so wird ihr doch niemand, der das Ineinandergreifen der Dynamik, des Mechanismus und Chemismus in der organischen Natur gehörig würdigt, seinen Beyfall versagen.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Halle*, b. Hendel: *Tabellarische Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie*, von *Weckherlin* und *M. Opitz*, oder dem Beginnen der neuern deutschen Poesie bis auf die neuesten Zeiten. Nebst einer tabellarischen Uebersicht der Geschichte der italiänischen, spanischen, portugiesischen, englischen und französischen Poesie. 1806. 30 S. Querquart. — *Chronologische Tafeln* über die Geschichte der neuern Poesie könnten sehr lehrreich und interessant seyn, wenn dadurch der allgemeine Gang derselben von ihrem Entstehen an, bis zu ihrem gegenwärtigen Zustande herab, in einem vollständigen und doch leicht übersehbaren Synchronismus anschaulich gemacht würde. Eine solche tabellarische Darstellung müsste aber, diesem Zweck gemäss, zuvörderst nach den verschiedenen Zeitaltern der modernen Poesie, periodisch abgetheilt, und in den einzelnen Abschnitten nach der Folge der *Jahre* angelegt werden. Bey jedem Jahr nun müsste jedes in dasselbe gehörige *Faetum*, was irgend von Einfluss auf den Fortgang oder Verfall der Kunst im Ganzen, wie in ihren einzelnen Gattungen, gewesen ist, kurz, aber mit der möglichsten Genauigkeit, verzeichnet werden. Mit einem blossen fortlaufenden Verzeichniss der Geburts- und Todestage der vorzüglichsten *Dichter* ist es also hier nicht gethan. Auch die der vornehmsten *Beförderer* der Cultur der Dichtkunst Sprache und Literatur überhaupt; ihre wesentlichsten *Verdienste* um dieselbe; ferner die Data von der *ersten* Erscheinung der wichtigsten einzelnen *Dichterwerke;* von der Stiftung und dem Untergang aller *literarischen Anstalten*, *gelehrten Gesellschaften* und *kritischen Institute*, die zu der poetischen Bildung einer neuern Nation mit beygetragen; und endlich von allen *politischen Begebenheiten*, welche auf die Schicksale der Poesie eingewirkt haben, würden hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen seyn. Nur einem Manne, der eine eben so tiefe Einsicht in das Wesen der Poesie, als vertraute Bekanntschaft mit ihrer Geschichte besässe, und in gleichem Grade unermüdlichen Fleiss im historischen Forschen, mit philosophischem Geist in der Combination des Gefundenen, in sich vereinigte, könnte die Fähigkeit zu einer solchen Arbeit zugesprochen werden.

Der ungenannte Verfertiger der vorliegenden Tabellen hat sich durch ihre Herausgabe die Mühe gegeben, dem Publicum zu beweisen, dass er in jeder Hinsicht dieser Mann — *nicht* ist. Denn alles, was sich von seinem bloss mit der Feder und dem Lineal fabricirten Machwerk sagen lässt, ist: dass es aus einer Registratur von einigen hundert horizontalen Linien besteht, die mit fünf verticalen durchschnitten sind, und in deren Zwischenräumen sich unter den Rubriken: *Name*, *Vaterland*, *Geburts- und Todesjahr*, *bürgerliches Amt* und *Literatur*, die dürftigsten Notizen aus den bekannten Handbüchern von *Koch*, *Eschenburg* u. s. w. *ausgeschrieben* finden. Es gehört dem Vf. also dabey nicht einmal etwas *eigen*, als eine armselige Vorrede und der schleppende Titel. Verleger, Setzer und Corrector aber haben noch das ihrige gethan, um auch das geborgte Gut desselben durch schlechtes Papier, schlechten Druck und eine Menge von Druckfehlern, wie: *Epos*, *Musenallmanach*, *Epigrame*, *Werkherlin*, *Geoffery Chacer*, *Maspherson*, *Babtiste Rousseau* u. s. w. dem Unwerth seines *Eigenthums* gleich zu setzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. März 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Almanach für Theater und Theaterfreunde*, auf das Jahr 1807., von *August Wilhelm Iffland*. Mit Kupfern und Musik. 1807. 467 S. 12. (Ladenpr. auf Velinp. 1 Frd'or, auf Schreibp. 2 Rthlr. 20 gr.)

Wie reichlich unsre dramaturgische Literatur an Theaterkalendern, Theaterjournalen und Theaterzeitungen auch gesegnet ist: so hat sie doch seit der Erscheinung von *Engel's* Mimik, ausser *Iffland's* Fragmenten über Menschendarstellung, *Böttiger's* Entwicklung des *Iffland*'schen Spiels und *von Einsiedel's* Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst, keine Schrift *von Bedeutung* aufzuweisen gehabt, welche der Schauspielkunst ausschliesslich gewidmet wäre. Alles, was neben den genannten Werken als ausgezeichnet noch anzuführen ist, beschränkt sich auf die einzelnen Ideen über dieselbe, welche in *Göthe's* Wilhelm Meister, *Jean Paul's* Jubelsenior, *Iffland's* theatralischer Laufbahn, und einigen geistreichen Aufsätzen, namentlich dem *Lichtenberg*'schen über Garrik im deutschen Museum, dem *Humboldt*schen über die französische tragische Bühne in den Propyläen, dem *Göthe*'schen über das Weimarische Hoftheater im Journal der Moden, und dem *Iffland*'schen über den Hoftanzmeister Mereau, im Berlinischen Damenkalender, zerstreut enthalten sind.

Dieser Mangel ist nicht nur von den Freunden und Kennern unsrer vaterländischen Bühne längst mit Misvergnügen empfunden worden; er hat unstreitig einen sehr nachtheiligen Einfluss auf den Fortgang der Kunst selbst in Deutschland gehabt.

Man mag sich über die Rangordnung der *Schauspielkunst* im Uebrigen streiten, wie man will: so wird ihr doch Niemand absprechen können, dass sie, in ihrer Vollkommenheit, die *schwerste* unter den schönen Künsten ist. Denn da ihr eigentliches Wesen auf einem Bund *Aller*, selbst die Architektur nicht ausgenommen, beruht; da der *echte* Schauspieler also, in einem gewissen Sinn, eben sowohl bildender als redender Künstler seyn, und, weil er das Object am Subject darzustellen hat, sein Beruf zur Kunst zugleich vom *Körper* entschieden werden muss; — wie viel bleibt *hier* dem *Kunstgenie* zum *Künstler* nicht noch übrig! Nicht genug, dass die Natur einem solchen, um mit Hamlet zu reden, *Auserwählten aus Zehntausenden*, eine regelmäsige Gestalt, eine bedeutende und ausdrucksvolle Gesichtsbildung, und ein sonores und biegsames Sprachorgan, verbunden mit einer lebhaften Phantasie, einem leisen Gefühl, einem durchdringenden Verstand (welche zusammen den sichern Takt des Geschmacks bilden), einem glücklichen Gedächtniss, und dem höchsten Vermögen geistiger Schöpfungskraft, in Rede und Geberde verliehen hat: — er wird alle diese, so selten vereinigten, physischen und geistigen Anlagen durch eben so vielseitige Bestrebungen erst ausbilden; er wird die Bildung seines Körpers im Tanzen, Reiten und Fechten, sein mimisches Talent im Studium der Physiognomik, Malerey und Plastik, und seine Declamation in dem der Musik, Poesie und Sprache vervollkommnen; er wird endlich sich eine tiefe Kenntniss der menschlichen Natur und der menschlichen Sitten, in allen Zeitaltern und unter allen Ständen, erwerben müssen, um ein Schauspieler zu werden, der auf den ehrenvollen Namen eines Künstlers Anspruch machen kann. Dazu kommt noch, dass die Schauspielkunst mehr als irgend eine andere mit *äussern* Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche vornehmlich in dem *Oeffentlichen, Gesellschaftlichen* und *Pflichtmässigen* ihrer *Ausübung* liegen. Wenn man es in jeder andern Kunst zur Meisterschaft bringen kann, *ehe* man vor dem Publicum erscheint: so kann man in der Schauspielkunst seine Schule *nur* vor den Augen des Volkes machen: denn nicht die Studirstube, nicht das Attelier bildet den Schauspieler, sondern die Bühne; und wenn der dichtende oder plastische Künstler die Werke seines schöpferischen Geistes in der glücklichen Freyheit einer unentweihten Einsamkeit, und nach der Willkür seiner Laune schafft: so kann es der theatralische nur unter dem Druck der Abhängigkeit von bestimmten Schranken der Zeit, und der Unterstützung seiner mit ihm zum Ganzen wirkenden Kunstgenossen. Dieser Umstand ist es auch, der die Einwirkung des äussern Lebens auf das innere gerade in dem *Schauspieler* so sehr erhöht. Zwar treiben wohl Kabale und Innungsgeist, Neid, Eifersucht, Falschheit und Schadenfreude ihr Spiel in *jedem* Stande *eben so gut*, wie in dem seinigen; aber, angefeindet von jenen Leidenschaften, kann der öffentliche Lehrer, der Prediger, der Geschäftsmann doch Zeit und Ruhe gewinnen, sich wieder zu sammeln und mit erneuerter Kraft fortzuwirken, — der Schauspieler *nicht*. Von allen Verhältnissen seiner irdischen Wirklichkeit bis in das innerste Heiligthum seiner Kunst verfolgt, soll er, seinen Feinden gegenüber, zur festgesetzten Stunde, unbefangen und hinreissend, begeistert und doch besonnen, den Charakter schaffen, den er übernommen, oder den man ihm aufgedrungen hat. Seine ganze Erscheinung in Schein verwandelnd, soll nichts von Al-

lem, was ihn eben als Mensch, Gatte, Vater oder Freund in tiefster Brust bewegen mag, nicht eigner Schmerz noch eigne Freude an ihm sichtbar; nur das *fremde* Bild, das er, Künstler und Kunstwerk zugleich, in *sich selbst* zu produciren hat, in allen seinen Nüancen, und durch alle Gradationen mit fortschreitender Haltung, dargestellt seyn.

Wenn man nun dieses Umfangs von Schwierigkeiten, die der Schauspieler auf dem Wege zur Erreichung seines Zieles, physisch und geistig, zu überwältigen hat, auch nur so flüchtig, wie hier, gedenkt: so überzeugt man sich bald, dass er mehr, als jeder andre Künstler, auf seiner Bahn einer leitenden Theorie, (wir reden hier nicht von der bloss speculativen,) bedarf, und dass mithin in der erwähnten Vernachlässigung ihrer Bearbeitung, einer der mannichfaltigen Gründe enthalten ist, aus denen der traurige Zustand unsres gegenwärtigen deutschen Theaterwesens im Allgemeinen erklärbar wird. Denn um wie viel mehr hat diese Führung gerade der *Deutsche* nöthig, dem das Talent der Repräsentation, sogar in Rücksicht auf Darstellung seiner *eignen* Individualität, schon im gemeinen Leben so wenig eigen ist, dass noch neulich ein geistvoller Schriftsteller die ganze Nation aus diesem Grunde für schlechthin *undramatisch* erklärte; und der noch immer, leider! im Tempel der Thalia so oft mehr einen Zufluchtsort, als das Heiligthum der Göttin sucht.

Um so erfreulicher ist daher die Erscheinung des vorliegenden, nicht bloss für 1807., sondern für alle Zeiten hinaus, in denen es noch eine Bühne geben wird, geschriebenen Almanachs, in welchem ein als Schauspieler, Schauspieldichter, Schauspieldirector und Theoretiker der Schauspielkunst gleich berühmter Meister die vornehmsten Resultate seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens über dieselbe, von Jahr zu Jahr, öffentlich mitzutheilen verspricht.

Nur auf diesem Wege, wenn sie als das Product der Speculation und Empirie zugleich hervorgeht, ist zu einer wahrhaft fruchtbaren Theorie für den Schauspieler zu gelangen, und wo wäre sonach ein Mann jetzt in unserm Vaterlande, der den Beruf, sie zu leisten, vielfältiger beurkundet hätte, als Hr. *Iffland?* Darum hoffen wir auch sein neues Unternehmen durch den günstigsten Erfolg belohnt, nicht bloss vom Beyfall begleitet zu sehn, und freuen uns der Aussicht, die sich für die Vervollkommnung der vaterländischen Bühne darin aufschliesst. Kein andres Theaterpersonal in Deutschland darf sich gegenwärtig rühmen, ein so vielseitiges Vorbild für die Kunst an seiner Spitze zu haben, wie es das Berliner in dem Vf. dieses Almanachs besitzt. Wo sein lebendiges Beyspiel nicht wirkt, wird nunmehr fortdauernd doch seine Lehre von Einfluss seyn, und selbst die Künstler, die unmittelbar unter seiner Leitung stehn, erhalten hier eine unschätzbare Gelegenheit mehr, ihre Einsicht in das Wesen ihrer Kunst zu erweitern. Aber nicht nur für die Verbesserung unsrer Schauspieler, auch für die der *Zuschauer*, deren es so wenige jetzt giebt, die mit einem malerischen Auge und einem musicalischen Ohr vor die Bühne treten, versprechen wir uns von diesem Almanach viel Gutes. Wenn es wahr ist, was *Schiller* sagt, dass nicht das Publicum die Kunst, sondern der Künstler das Publicum herabzieht: so haben wir in unsrer Armuth an vorzüglichen Schauspielern einen Hauptgrund der niedrigen Begriffe vom Theater zu suchen, die noch immer unter uns herrschend sind. Es kann nun nicht fehlen, dass ein grosser Theil derselben durch die Lectüre dieses gewiss allgemein gelesenen Almanachs in Kurzem berichtigt seyn wird. Mit der grössern Verbreitung richtiger Ansichten werden bald auch strengere Anforderungen an unsre, meist so unendlich tadelnswerthe, Theaterdirectionen unter dem Publicum entstehn, und sich selbst bildend wird es solchergestalt mit sich zugleich seine Bildner auf der Bühne zu einem höhern Standpunkt erheben. Und so wünschen wir denn nichts lebhafter, als dass Hr. *Iffland* in dem Drange der vielfältigen Geschäfte, deren er sich mit so bewundernswerthem Eifer für seine Kunst unterzieht, die Musse gewinnen möge, diesen Almanach so lange fortzusetzen, bis er ein vollständiges *Lehrgebäude der Schauspielkunst*, — der Nachwelt, die sich seiner Schöpfungen nicht mehr freuen kann, ein Denkmal der *Universalität* des Künstlers, — darin aufgestellt hat.

Dieser *erste* Jahrgang wird, dem Zweck des Ganzen ungemein angemessen, mit zwey Aufsätzen eröffnet, welche, der eine vom Herausg., der andre von Hn. *Nicolai*, dem Andenken des unvergesslichen *Eckhof* geweiht sind. Beide enthalten eine Menge der interessantesten Züge und Anekdoten aus dem Kunstleben dieses unsterblichen Mannes, die der Leser innig wünschen wird, bald zu einer wirklichen Biographie vervollständigt zu sehen, da man jetzt nicht einmal weiss, wer sein Vater war, und wie der Entschluss, sich der Bühne zu widmen, in ihm entstanden und geleitet worden ist. Erstaunenswürdig ist die Kraft, mit welcher *Eckhof*, bey einem durch vielfache Leiden verkümmerten Leben, sich und die Kunst, über ein Zeitalter, in welchem sie als *Handwerk* getrieben, und noch gezweifelt ward, ob ein Schauspieler könne selig werden, emporhob, und Vater der Natur und Wahrheit theatralischer Darstellung in Deutschland wurde. Welcher Verlust musste es für Alle, die ihn kannten und bewunderten, seyn, dass *Shakspeare's* dramatische Welt, in der sich nach ihm sein grosser Schüler *Schröder*, als Schöpfer einer ganz neuen Epoche, verewigte, erst am Abend seines Lebens der deutschen Bühne aufgethan ward. Nur des Geistes im *Hamlet*, als seiner letzten Rolle, gedenkt Hr. *Iffland*, und Hr. *Nicolai* meynt sogar, dass er in *keinem* der *Shakspeare'*schen Stücke aufgetreten sey. Hätte er die Bekanntschaft mit ihnen nur noch in dem Alter des reifenden Mannes, und nicht durch das trübe Medium der damaligen Bearbeitungen, sondern in ihrer ursprünglichen Gestalt gemacht: so würde er unstreitig auch eine ganz andre Ansicht von ihnen bekommen haben, als die ist, welche man schon aus *Iffland's* theatralischer Laufbahn kennen gelernt

gelernt hat. In dem Urtheil: „dass diese Stücke das „Publicum an die starke Kost verwöhnen, und unsre „Schauspieler, die sich nun alles erlauben würden, „gänzlich verderben müssten," hört man mehr den um das *Ganze* der Vorstellung besorglichen Director, als den sich selbst fühlenden Künstler. Allerdings ist es wahr, dass die Gewalt der *Shakspeare*'schen Dichtungen der Ohnmacht eines *schlechten* Schauspielers zu statten kommt, und dass seit ihrer Einführung auf unsrer Bühne leider allzu oft Rohheit für Kraft, Bombast für Ausdruck, und Unanständigkeit für Originalität gelten musste, und zum Theil noch gilt. Aber den Missbrauch, den ein Stümper von seinen Werken macht, hat *Shakspeare* so wenig verschuldet, als *Göthe* die Ungeheuer von Ritterschauspielen und Siegwartsgeschichten, die seinem Götz und Werther nachgezogen sind, und das *beste* Theater wird, unsres Erachtens, immer *das* bleiben, auf welchem *Shakspeare* vollkommen dargestellt werden kann. — Sehr wünschenswerth wäre es, dass Hr. *Iffland* **jeden** Jahrgang seines Almanachs mit einer solchen Charakteristik begönne. Denn die Bildungsgeschichte eines grossen Künstlers ist in hohem Grade für das nacheifernde Genie lehrreich, und überdem: — „das Kunstwerk „des Schauspielers geht dahin, wie das Lächeln über „das Gesicht des Menschen; darum rede der Freund „und Bewundrer des seltnen Talents ein Wort von „dem, was gewesen ist." Möchte es dem Vf. gefallen, das nächste Mal die Darstellung eines *weiblichen* Charakters folgen zu lassen, den *seine* Hand *allein* vollkommen zeichnen kann, in der, von keiner deutschen Künstlerin je wieder erreichten *Seyler*.

Die übrigen Aufsätze sind sämmtlich vom Herausg. selbst, und, wie der *erste*, mit aller der Bestimmtheit, Klarheit und Anmuth, die den Stil des eben so meisterhaft über seine Kunst schreibenden, als sie selbst ausübenden Vfs. vornehmlich bezeichnen, abgefasst.

In dem nächstfolgenden, oder *dritten: über die Darstellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne*, werden vortreffliche Grundsätze wider die groben Uebertreibungen und Missgriffe, denen diese Charaktere vor allen andern unterworfen sind, besonders an den Rollen des *Franz Moor* in *Schillers* Räubern und des geheimen Raths *Mantel* in *Ifflands* Hausfreunden, entwickelt. Der Freund des Theaters, der nicht, wie Rec., das Glück gehabt hat, den *Franz Moor* von Hn. *Iffland* selbst dargestellt zu sehn, weiss es wenigstens aus *Böttigers* scharfsinniger Analyse seines Spiels, welche neue und eigenthümliche Schöpfung die Kunst ihm vorzüglich in dieser Darstellung verdankt. Wenn es für den Schauspieler keine schwerere Aufgabe giebt, als in einer Rolle natürlich zu seyn, die selbst nicht natürlich ist: so hat sie wohl **kein** Künstler jemals rühmlicher gelöst, und in ihrer Lösung den widerstrebenden Dichter siegreicher bekämpft, als Hr. *Iffland* durch seine Behandlung dieses teufelartigen Ungeheuers, das *er* zuerst in eine menschliche Gestalt umgeschaffen hat. Was kann nun für den Schauspieler, dem nichts so dringend zu empfehlen ist, als das Gesetz: *Alles*, was nothwendig, aber auch *Nichts mehr*, als was nothwendig ist, in sein Spiel zu legen, nützlicher seyn, als über einen Fall, in welchem dieses Gesetz seine höchste Anwendung fordert, und er doch in eben dem Grade es zu verletzen Gefahr läuft, den Meister selbst sprechen zu hören. Vollkommen wahr sagt er, des Höchsten seiner Kunst sich bewusst, S. 77.: „Ist das Gemein-„Grelle, das Ekelhafte in dieser Rolle zu meiden, die „auf der äussersten Höhe schwankt: so ist es gewiss „bey allen Rollen, wo böse Charaktere geschildert „sind, zu vermeiden." Um wie viel tadelnswerther wird nun vollends *der* Schauspieler seyn, der das Grässliche in eine Rolle, die der Dichter selbst (wie er *immer* soll, weil Karrikaturen in keiner schönen Kunst, am wenigsten in der Schauspielkunst zu dulden sind,) rein davon gehalten hat, gar erst hineinträgt? — Zu diesem Aufsatz gehört übrigens noch eine Erklärung von drey Kupfern aus den Räubern und dreyen aus den Hausfreunden, die Hn. *Iffland*, in einigen der bedeutungsvollsten Momente der genannten Rollen, darstellen sollen. Sie vollendet seine meisterhafte psychologische und ästhetische Analyse derselben, und lässt aufs neue empfinden, dass wir der Zergliederungen solcher Art von einzelnen Rollen nie genug haben können.

Die nun folgenden *Fragmente über einige wesentliche Erfordernisse für den darstellenden Künstler auf der Bühne* bieten einen Schatz der fruchtbarsten Bemerkungen über den *Anstand* und das *Costüme* des Schauspielers dar. Jene sind einem gedrängten Auszug aus den *Reflexions sur le maintien*, von dem im J. 1797. verstorbnen Hoftanzmeister *Mereau* zu Gotha, angeknüpft. In gleichem Grade rührend und belehrend wird auch hier wieder das Gedächtniss dieses, in seinem Fache gewiss, wie kein andrer seiner deutschen Amtsgenossen, hochverdienten Mannes, von der Kunst und Dankbarkeit gefeyert. Seit der Erscheinung seines unschätzbaren Buches ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen; aber noch jetzt, sagt Hr. *Iffland*, sollte es in den Händen aller Schauspieler, und — setzen wir hinzu, da der gute Anstand, leider! aus der wirklichen Welt nicht minder, wie von der breternen, verschwindet — auch aller *Erzieher*, seyn. Man lese, um diesem Urtheil beyzutreten, nur das, was hier daraus über schöne und edle Haltung im Gehen, Stehen und Sitzen u. s. w. bis zum Tragen des Fächers der Damen angeführt ist. Die eignen Bemerkungen, die Hr. *Iffland* hinzugefügt hat, sind so treffend und sinnreich zugleich, dass wir uns nicht versagen können, wenigstens folgende, den letzten Punkt betreffende, hier auszuzeichnen: „Der Gebrauch des Fächers," heisst es S. 97., „ist so vielbedeutend, dass es dem Vf. erlaubt seyn wird, zu sagen, wie sehr er jetzt den *feinen* Gebrauch desselben auf der Bühne und im Leben vermisst. Ehe die Fächer so verkleinert wur-„den, dass man sie nicht einmal als ein Comma in der „Unterhaltung mehr gelten lassen kann, haben Da-„men von Geist und Grazie, ohne dass sie deshalb in

„klein-

„kleinliche Minauderie verfallen wären, eine geist-„volle Bildersprache durch einen charakterisirten hu-„moristischen Gebrauch des Fächers geführt. Der „Fächer kann unwillkürlich von der Gemüthsstim-„mung, von der Ruhe, vom Zorn, vom Gram, von „der Wehmuth, von der Rührung, von der Hoff-„nungslosigkeit, — von alle dem, was weder Wort, „Ton, Blick, Farbe, oder Schritt oder Bewegung „verrathen *darf*, — der Fächer kann dem, der die „Seele versteht, welche diess Instrument spielt, Alles „ahnen lassen. So lange er noch Fächer war, ein Te-„legraph, von einer feinen Seele in Bewegung gesetzt, „von einer verständigen Seele gedeutet, konnte er „das. Als es aber Sitte ward, missverstandne Natür-„lichkeit der Grazie vorzuziehn, da führte und trug „man diess feine Wesen nicht mehr leicht und nied-„lich in zierlichen Fingern, man packte es mit der „ganzen Hand in der Mitte, und ruderte wunderlich „damit durch die Luft. Man deutete damit, wie mit „einem Stecken, die Heroinen theilten damit Liebes-„schläge aus, auf zwanzig Schritte hörbar. Seit die-„ser Umwandelung spricht der liebliche Talismann „nicht mehr, man fragt ihn auch nicht mehr." Mag diess eine *schlechte* Actrice für unbedeutend oder geringfügig halten; die *gute* wird es eben so wenig, als ein guter Schauspieler in dem Gedanken, den der berühmte *Reinecke* einmal halb ernst-, halb spasshaft äusserte: dass in einer Theaterschule eine besondre Exercierstunde zum Hut-Abziehn und Aufsetzen Statt finden müsste, *nur* den *Scherz belachen* wird. Der Dichter, der Maler oder Tonkünstler ist zu entschuldigen, wenn er nicht eben ein *Weltmann* ist; bey dem Schauspieler, der das *Leben* zum Kunstwerk machen soll, wird es *unverzeihlich*. Gerade der *Deutsche* aber ist solchen Winken die meiste Aufmerksamkeit schuldig, da er *gewöhnlich* aus einem Stande, in dem der feine Ton am allerwenigsten zu Hause ist, auf die Bühne übergeht, und selbst in unsern *höhern* Ständen schon die gute Lebensart so sehr abnimmt, dass wir bald nur noch zwischen *vornehmer* und *geringer* Gemeinheit zu unterscheiden haben werden. Es würde darum sehr zweckmässig seyn, wenn ein der Sache verständiger Mann eine deutsche Bearbeitung der *Mereau*'schen Schrift übernähme, wobey er auch das benutzen müsste, was in den, zu wenig unter uns gekannten, Memoiren des englischen Schauspielers *Wilkinson* vortrefflich über den „*real fine gentleman*" und von *Iffland* selbst früher schon über dieses Thema geschrieben ist. Der Schauspieler, welcher Geschmack, Beobachtungsgeist und ein natürliches Gefühl des Schicklichen besitzt, ist des wahren theatralischen Anstandes fähig; erwerben wird er ihn, wenn er mit diesen Eigenschaften bey der grossen Welt, — und einem tüchtigen Meister im Tanzen, Reiten, Fechten und Exerciren in die Schule geht. — Das, nicht minder der Verbesserung auf unsern Bühnen bedürftige, *Costüme* bezeichnet Hr. *I.* sehr richtig als einen *Theil* des Anstandes, in so fern dieser durch dasselbe *bedingt* wird. Jede Tracht verlangt ihre eigne Haltung. Hierüber ist auf drey Blättern ungemein viel Gedankenreiches und zum weitern Nachdenken Einladendes gesagt. Möchte sich doch jeder Schauspieler daraus überzeugen, dass die Toilette keiner Fürstin sorgfältiger seyn kann, als es die seinige soll; dass aber auch an ihm nicht das Kleid allein den Mann macht, sondern dass *er* vielmehr dem Kleide erst die wahre Bedeutung zu geben hat. Ueber die *Anwendung* des Costümes entscheidet seine Urtheilskraft; die Kenntniss desselben kann er sich nur in dem Studium der historischen Malerey und der Sittengeschichte verschaffen. Welcher Gewinn würde es daher für die Schauspielkunst aller Nationen gewesen seyn, wäre das kostbare Werk der *Costumes des grands Theatres de Paris* nach *historischen* Grundsätzen angelegt worden, da es jetzt seinem grössten Theile nach völlig unbrauchbar, und in dieser Hinsicht weit unter dem Werthe der, seit einigen Jahren erscheinenden, *Costumes des Berlinischen Nationaltheaters*, denen wir den besten Fortgang wünschen, steht.

(*Der Beschluss folgt.*)

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Schmidt: *Anweisung zum Rechnen* mit und ohne Hülfe geschriebener Zahlen; ein Leitfaden für Bürgerschulen von *Johann Samuel Gottlob Horn*, Lehrer an der Rathsfreyschule zu Leipzig. 1805. 175 S. 8. (10 gr.)

Dieses Büchelchen unterscheidet sich von der grossen Zahl anderer, für den ersten Unterricht bestimmter, dadurch, dass es die beym Rechnen vorkommenden Fälle mit einem durchgehenden Raisonnement vorträgt, und dadurch den aufmerksamen Schüler in den Stand setzt, das Gesuchte aus dem Gegebenen durch blosse Reflexionen, ohne etwas aufzuschreiben, zu finden; dann aber, wo diess zu schwer wird, folgt die Anleitung, die Aufgabe mit der Feder aufzulösen. Man findet, nach des Vfs. eigner Aeusserung, hier fast bloss Winke zum Rechnen, selten einmal den Grund der vorausgegangenen Regel angegeben, und diess deswegen, damit ihn der Schüler selbst aufsuchen möge, oder ihm durch katechetische Beyhülfe des Lehrers dazu verholfen werde. Auf solche Art, glaubt der Vf., werde der Schüler die Regel gänzlich fassen und sie für jeden Fall wieder zu gebrauchen wissen. Beyspiele sind nur nothdürftig beygebracht, um das Buch nicht zu voluminös zu machen. Die Rechnungen selbst betreffen die Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, nebst der Regel de tri. Am Ende ist ein Verzeichniss von den gangbarsten Münzen, Gewichten und Massen angehängt. Wir glauben, dass das Buch mit grossem Nutzen werde gebraucht werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. März 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Almanach für Theater und Theaterfreunde*, auf das Jahr 1807. von *August Wilhelm Iffland* u. f. w.

(*Beschluss der in Num. 62. abgebrochenen Recension.*)

Der *fünfte* Auffatz: *Ueber den Vortrag in der höhern Tragödie*, dünkt uns an Wichtigkeit des Inhalts den Vorzug vor allen andern zu verdienen. Der Vf. entwirft zuvörderst eine *Geschichte* unsrer tragischen Schauspielkunst, von dem, überaus launig geschilderten, Staatsactionenspiel unsrer handfesten Zunftcomödianten in der Allongenperücke und dem Tressenhut, die vor funfzig Jahren noch die Ergetzlichkeit des schauspiellustigen Publikums in Deutschland waren, bis zu der neuesten Einführung des versificirten Trauerspiels auf unserm Theater, die wir auch der Bemühung *Ifflands* hauptsächlich zu verdanken haben. An diese, höchst bezeichnende, Skizze schliessen sich nun seine Betrachtungen über das, was in der Darstellung der metrischen Tragödie von unsern bessern Bühnen bisher geleistet worden, und was ihnen darin noch zu leisten übrig ist. Rec. hat sie mit um so lebhafterem Interesse gelesen, als er längst wünschte diesen Gegenstand einmal zur Sprache gebracht zu sehn, indem er in der neuesten Richtung unsrer Bühne, ein zu einseitiges Streben nach einem blofs *rhetorischen* Zweck wahrgenommen zu haben glaubt. Es ist überhaupt auffallend wie der ganze Gang unsrer Schauspielkunst, und der der tragischen insbesondere, von jeher, nur ein beständiges Ueberspringen von Extremen zu Extremen der entgegengesetztesten Art gewesen ist. Von dem *non plus ultra* der Unnatur, zu welchem sie unter dem Handwerk jener deutschen Zettel und Squenze getrieben wurde, verfiel sie mit einemmal, als *Lessing*, und durch ihn *Diderot*, ihre Gesetzgeber wurden, in die platteste Natürlichkeit, die vollkommen wahr das Princip der gänzlichen *Kunstlosigkeit* genannt werden kann; von den *tours de force* unsrer Kraftgenies im Ritterschauspiel, ging sie in die schmachtende Empfindeley, die das bürgerliche Drama und die Siegwartischen Romane Mode machten, über; und aus einer derben Charakterdarstellung in gemeiner Prosa, scheint sie jetzt sich zu einer blossen Schule für die rhythmische Declamation bilden zu wollen. Es leidet keinen Zweifel dass diese letztere Tendenz selbst durch die vorzüglicheren unsrer neuesten dramatischen Werke in gewissem Grade begünstigt wird, und eben deshalb halten wir es für so wesentlich zur Verbesserung unsrer Bühne, dass auf ihr mehr für die metrische Darstellung der *Shakspearschen* Stücke, die zugleich der *Mimik* einen so unendlichen Spielraum eröffnen, gethan werde. — Was nun dem Schauspieler zu wissen Noth thut, und ihm durch Fleiss und Sorgfalt zu erreichen möglich ist, um seinem tragischen Vortrag nicht nach *einer*, sondern nach *allen* Seiten hin Vollendung zu geben, wird hier, eben so unterhaltend als gründlich gelehrt. Nichts ist darin vergessen, vieles erschöpfend, alles der ernstlichsten Beherzigung werth. Der Tiefblick des Vfs. in das Wesen seiner Kunst zeigt sich vornehmlich da, wo er vor Verirrung, auf den Wegen die zum *Rechten* führen, warnt. Wir haben hier besonders das im Sinn, was er über die Behandlung des Gewandes im antiken Costüme und über das *ideale* Spiel im Allgemeinen sagt. Seit durch *Göthe* daran erinnert worden ist, einige unläugbare Vorzüge der französischen Bühne auf die unsrige herüber zu leiten, haben unsre bessern Schauspieler, denen neben der Recitation doch auch noch um *Gestaltung* zu thun ist, angefangen, dem glänzenden Beyspiel *Talma's* in dem Studium der Antike nachzueifern. Diess ist nun an sich sehr lobenswerth: denn der Schauspieler soll das Malerische mit dem Dichterischen seiner Kunst verbinden, und auf unserm Theater ist bisher für den ästhetischen Reiz gewöhnlich gar nichts geleistet worden. Allein auch hier sehn wir den Deutschen schon wieder in das Extrem gerathen, und wenn das *Auge* des Zuschauers vorher nicht selten wirklich beleidigt wurde, so wird ihm jetzt oft auf Kosten aller Reflexion geschmeichelt. Diess gilt z. B. von den Spielereyen mit dem Wurf der Gewänder in der antiken Tragödie, die gegenwärtig so manche unsrer Schauspieler mit einer Besorglichkeit treiben, als ob sie dadurch allein zu wahren Griechen und Römern würden, und die doch meistens so ganz bedeutungslos sind: denn welche Deutung liesse sich wohl einem solchen ewig hin und her emporgetragnen Mantelzipfel, wie Hr. *Iffland* als Exempel anführt, abgewinnen — wenn nicht etwa die eines Eselsohrs. So ist es unstreitig auch zu weit gegangen, wenn der Schauspieler, wie *Göthe* fordert, eine, *bloss* auf *Gruppirung* berechnete, Gebundenheit in Schritt und Stellung innerhalb eines *bestimmten Feldes* des Theaterbodens, beobachten soll. Die Mimik ist von den ewigen Gesetzen des Schönen umschrieben. Der Schauspieler soll also die Charaktere und Leidenschaften, die er darzustellen hat, ästhetisch beherrschen, aber er soll nicht den Ausdruck derselben dem ästhetischen Zwecke aufopfern. Er wird sich mithin vor jeder Attitüde, sie sey noch so malerisch, hüten müssen, die nicht im Zusammenhang mit der Handlung,

lung, oder ihr wohl gar widersprechend ist. „Es kann im Trauerspiel" sagt der Vf. S. 184. „nur von solchen Stellungen die Rede seyn, wo das bewegte Gemüth den körperlichen Ausdruck unwillkürlich hervorgehen heisst. Die innere Gewalt der Leidenschaft wird in schöner Wahrheit anschaulich gemacht. Keineswegesaber soll man der handelnden Person es ansehen, dass sie vorher damit beschäftigt war, und jetzt darauf sinnt eine Stellung hervor zu bringen, oder dass sie von ihrem äusserlichen Ausdruck überhaupt etwas weiss. Sobald vollends übergränzende Stellungen zur Schau getragen werden, welche ihrer Eigenschaft nach in den pantomimischen Tanz gehören: so ist die Eitelkeit desjenigen bekannt gemacht, der sich dazu versteht, und daraus kann nur entgegen gesetzte Wirkung entstehn. Dasselbe lässt sich von den Gruppen und Tableaux sagen. Kann man annehmen dass der Zufall, leidenschaftliche Gewalt, oder die Nothwendigkeit sie herbey geführt haben; werden sie in einem edeln Sinne angeordnet, mit Geist und Bereitwilligkeit ausgeführt, so machen sie unstreitig viel Eindruck. Sind sie nicht mit der Handlung genau vereint, werden sie ohne Leben, Willen und Ernst ausgeführt, so verfehlen sie nicht nur die Wirkung, sondern sie erregen Verspottung." Wir glauben auch noch *die* Erinnerung hinzufügen zu müssen, dass der Schauspieler malerische Situationen niemals als *einzelne Erscheinungen* hervortreten, sondern in einer ununterbrochnen Folge, gleichsam als einen harmonischen Rhythmus der Gestaltung, dem Auge des Zuschauers vorübergehen lasse; wodurch allein das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, und worin eben *Talma*, nach dem Urtheil eines geistvollen Kunstrichters, seine Grösse als Schöpfer des idealen Spiels, vorzüglich bewährt. Denn fällt er aus dieser Darstellungsweise auch nur Einmal heraus: so erscheint sogleich alles übrige abgesondert als *Künsteley*. Ueberhaupt wäre hier der Ort gewesen, den grossen Unterschied zwischen *Stil* und *Manier* zu bestimmen, der auf das Verständniss der *Schauspielkunst* wie *jeder andere*, den allerwesentlichsten Einfluss hat; und wir wünschen deshalb dass Hr. *Iffland* im nächsten Jahrgang, der uns hoffentlich auch seine Grundsätze über den Vortrag des Lustspiel's und der Oper aufstellen wird, mit dieser Auseinandersetzung den Faden wieder aufnehme, wo er ihn hier hat fallen lassen.

Der *sechste* Auffatz: *Bemerkungen über Liebhabertheater im Allgemeinen*, wird dem Vf. die Herzen Aller gewinnen, die sich in irgend einem Kreise für eine gesellschaftliche Bühne interessiren. Ueberaus sinnreich werden darin die mannichfaltigen Vortheile, die sich dem Dilettantismus in der Schauspielkunst über die Profession darbieten, entwickelt, und die selbst für den Schauspieler vom Metier lehrreichen Resultate, zu denen er führen kann, an einigen Beyspielen, besonders den seelenvollen Darstellungen der Frau von *Staël*, über welche der Kunstfreund noch etwas Ausführlicheres in der Isis und dem diessjährigen Berlinischen Damenkalender von *A. W. Schlegel* zu lesen hat, anschaulich gemacht. An diese Bemerkungen schliesst sich, *siebentens*, ein: *Vorschlag an die Liebhabertheater in Deutschland zu* **Schillers** *Gedächtniß*, worin dem unsterblichen Dichter auf eine rührende Weise die Liebe des Künstlers huldigt, der ihn durch seine Darstellungen so verherrlicht. Wir heben einige seiner eignen Worte hier aus, um auch unsrerseits zu der allgemeinen Bekanntmachung mit beyzutragen, die dieser schöne Vorschlag verdient. „Einige grosse deutsche Bühnen haben Vorstellungen zu *Schillers* Gedächtniss gegeben, und der Ertrag für die Erben ist einzeln namenswerth. Es ist kein Zweifel dass jede deutsche Bühne bald dasselbe thun, und den Erfolg bekannt machen werde. Aber es sind nicht so viele deutsche Theater, dass man annehmen könnte, das Ganze der Einnahme, welches daraus hervorgehen wird, werde von der Bedeutung seyn, dass es einen würdigen Beweis der Liebe darstellen könne, welche die Deutschen für *Schillers* Genius empfinden. Der Gedanke für *Schillers* Erben zu wirken, wie ihn Hr. Rath *Becker* in Gotha angegeben, hat allgemein lebhafte Zustimmung und Freude erregt. Die Liebhabertheater in Deutschland können auf einfache ehrenvolle Weise zu diesem schönen Ziele wirken. Wenn jedes deutsche Liebhabertheater eine Vorstellung giebt, so muss von Freyburg bis Reval, von Laibach bis Glücksburg ein beträchtlicher Erfolg gedeihen! Wer nicht *Schillers* Schauspiele gesehn oder gelesen hat, der hat an seinen Gedichten Freude und Trost gehabt. Sein Name lebt in den Empfindungen der Jünglinge und Mädchen, in der Achtung des Alters. Alle fühlen sich angezogen, wo von einer Feyer zu seinem Gedächtniss die Sage geht. Den gesellschaftlichen Bühnen verdanken so viele Menschen in den Städten wo sie sind, ein reines Vergnügen, welches denen die es geniessen, weder Mühe noch Aufwand kostet. Diess beut die Gelegenheit dar, einen Theil ihrer Verbindlichkeit zu erwiedern. Ist die Gesellschaft eines Liebhabertheaters darüber einig; wird die Vorstellung mit Liebe und Werth bekannt gemacht; werden die Eingangsverhältnisse durch Subscription geordnet und bestimmt: so muss die Gesellschaft welche an einem Tage zu dieser Seelenfeyer, Kabale und Liebe oder Phädra giebt, oder Don Carlos, wenn sie Mitglieder genug zählt, sich eines erhebenden Genusses erfreuen! Die *Universitäten* welche Gesellschaftsbühnen besitzen, sollten besonders zu diesem Zwecke wirken. In den höhern Ständen werden mehrmals dramatische Vorstellungen gegeben. Wie schön wäre es, wenn diesen die Erhebung gegeben würde, einmal zu solchem Zweck gewidmet zu seyn. Die Dame des Hauses sollte die Einrichtung übernehmen. Dann flicht die Minne den Lorbeerkranz für den grossen Sänger der deutschen Nation. Die Gattin und Mutter reicht liebevoll die Hand zum Bunde mit des Unsterblichen Gattin und Kinder. Dieser Vertrag ziert die deutsche Edelfrau, und ist ein herrliches Juwel im Hute der Fürstin."

Hr.

Hr. *Iffland* erklärt sich bereit, Nachrichten über den Erfolg seines Vorschlags in dem nächsten Jahrgange des Almanachs aufzunehmen. Möchte die Ausführung, durch die jetzt das kleinste deutsche Städtchen, das grosse und reiche Hamburg, in der Verehrung des Dichters, beschämen kann, so erfreulich seyn, als die Idee zart und innig von der schönen Seele ihres Urhebers gedacht ist! Möchten diese beiden Aufsätze überhaupt Veranlassung werden, unsre Liebhabertheater, die eine so reiche Quelle ästhetischer Bildung seyn könnten, allgemeiner und ernstlicher zu cultiviren; Hn. *Iffland* würde der Dank gebühren, sich um die Veredlung unsres *geselligen Lebens*, das ihrer leider gar sehr bedarf, nicht minder wie um die unsrer Bühne verdient gemacht zu haben!

Der *achte* Abschnitt enthält: *Anekdoten und Charakterzüge aus der Theaterwelt*, die sich in gleicher Masse durch Neuheit und ergetzlichen Inhalt, wie durch ihre gutgelaunte Erzählung auszeichnen. Bey allem unsern so überschwenglichen Reichthum an Theateranekdoten, haben wir doch der eigentlich *theatralischen*, d. h. solcher die durch Stoff und Form selbst wieder für die komische Bühne geeignet wären, nur wenige. Ein Muster derselben ist die S. 229 u. f. erzählte Geschichte von einer Frau, die als Mitglied eines fürstlichen Liebhabertheaters es mit Hülfe ihres Ehemannes darauf anlegte, dass ihr ein grosser Schauspieler, den sie im Besitz des allgemeinen Beyfalls wusste, das *arcanum* seiner Kunst, „das *Vortheilchen*," wie sie es nannte, für Geld und gute Worte, überlassen sollte.

Hierauf folgt *neuntens*, ein *Verzeichniß sämmtlicher deutscher Theater und ihrer Mitglieder*, in alphabetischer Ordnung. Es ist gröstentheils sehr genau und vollständig. Der Personalliste des Berlinischen Nationaltheaters ist noch überdiess eine Anzeige, der seit dem August 1805. auf demselben neu einstudierten Stücke, beygefügt; ein sehr nachahmungswürdiges Beyspiel für alle andern Theaterdirectionen, denen es zur Pflicht gemacht werden sollte, dem Publikum von Zeit zu Zeit ähnliche Rechenschaft von ihren *Repertoires* zu geben. Auch dieses Verzeichniss giebt übrigens dem Theaterfreund zu mancherley Betrachtungen, nur leider eben nicht erfreulicher Art, Anlass. Nach demselben bestehen gegenwärtig in Deutschland dreyssig öffentliche Bühnen; die Anzahl aber der sämmtlichen an ihnen engagirten, jetzt lebenden Schauspieler und Schauspielerinnen beläuft sich auf mehr als tausend. Und in dieser grossen Summe, welche ganz unverhältnissmässig geringe Zahl ausgezeichneter Namen! Fast scheint die Hoffnung verloren, dass jemals wieder ein so reicher Kranz von Talenten auf unsrer vaterländischen Bühne blühen werde, wie der war, den einst *Schröder*, *Brockmann*, *Fleck*, *Reineke*, *Bück*, *Beck*, *Beil* und *Iffland*, und die *Hensel*, *Ackermann*, *Seyler*, *Jaquet*, *Sacco*, *Brandes* und *Caroline Beck*, in vorbildender Gradation um den Vater *Ekhof* bildeten.

Den Beschluss dieses gehaltvollen Almanachs, der nicht nur an die Spitze unsrer sämmtlichen *Theaterkalender*, sondern auch aller diessjährigen Almanache überhaupt, gestellt werden muss, macht ein kleines Lustspiel in einem Akt, unter dem Titel: *die Marionetten*, in welchem die Charaktere mit vieler Laune gezeichnet sind, der Dialog einfach, aber unterhaltend ist, und die Handlung lebhaft einer echt komischen Katastrophe entgegen schreitet.

Es bleibt uns also nur noch unser Urtheil über die *Kupfer* zu sagen übrig, womit der Verleger, wie billig, auch dem *Aeußern* einen entsprechenden Werth zu geben bemüht gewesen ist. Wir müssen, so leid es uns thut, gestehn, dass sie dieser Absicht nicht Gnüge leisten, sondern dem Schmuck womit die redende Kunst das Ganze so reichlich ausgestattet hat, an Werth tief nachstehn. Unter den Medaillons ist das Portrait von *Eckhof* das getroffenste, weniger aber schon hat uns das der Madame *Bethmann* gefallen, ob es gleich in Rücksicht auf den Stich das vorzüglichste ist, und das von Madame *Fleck*, haben Zeichner und Kupferstecher dieser liebenswürdigen Künstlerin vor ihrem Spiegel abzubitten. Die *scenischen* Kupfer haben, ausser den sechs schon erwähnten zu den Räubern und Hausfreunden, noch Madame Bethmann als Phädra, Madame Fleck als Thekla, und Hn. *Iffland* als Martin Luther zum Gegenstand. Die Physiognomieen sind in allen verfehlt; in einigen bis zur Grimasse entstellt. Doch messen wir hievon die Schuld nicht sowohl dem Künstler als der Kleinheit des Masstabes, auf den er bey seiner Arbeit beschränkt war, zu; ja wir glauben dass sich auf solchen kleinen Kupferblättchen überall nichts Rechtes für einen ernsten Kunstzweck leisten lasse. Es ist gewiss nicht sobald wieder ein *Chodowiecky* unter uns zu erwarten, aber auch die besten Arbeiten dieses Meisters selbst zeigen, dass diese kleinliche Gattung doch immer nur mehr *Manier* als *Kunst* genannt zu werden verdient. Um wie viel weniger kann sie geeignet seyn, uns die Darstellungen eines Schauspielers zu vergegenwärtigen, dessen Kunst in ihrem ganzen Wesen so transitorisch ist, dass es dem Künstler ohnehin schon genug erschwert wird, sich eines ihrer vorübereilenden Gebilde für seinen Griffel zu bemächtigen. Gleichwohl ist es unläugbar dass so scharfsinnige Analysen einzelner Rollen, wie die, deren wir vorhin gedacht, ihren grösten Nutzen dem Schauspieler erst dann gewähren, wenn sie mit Zeichnungen begleitet sind, in denen es einer geschickten Hand gelang, die fruchtbarsten Momente aus dem Spiele eines Meisters festzuhalten; wie es der Fall bey den bekannten englischen und französischen Kupferstichen von *Garrik* und *Le Kain* ist. Wir schliessen darum unsere Anzeige mit dem lebhaften Wunsche: dass ein Zeichner der das Talent des Auffassens in gleichem Grade mit der Gabe malerischer Darstellung verbindet, es unternehmen möchte, nach diesen Mustern, oder auch nur nach denen der *Rehbergschen* Umrisse von den Attitüden der Lady Hamilton, eine Reihe der pittoreskesten Situationen des *Ifflandischen* Spiels zu bearbeiten. An Unterstützung würde es einem solchen Werke gewiss nicht fehlen, da es nicht nur für jeden Schauspieler und Maler als eine höchst lehrreiche

Samm-

Sammlung von Studien unentbehrlich, sondern auch allen, durch ganz Deutschland zerstreut lebenden Bewundrern des grossen Künstlers, als ein würdiges Denkmal desselben, unschätzbar seyn würde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Gallerie der National-Trachten in der freyen Reichsstadt* (Hansestadt) *Hamburg*, dargestellt in fünf und zwanzig illuminirten Kupfertafeln, nebst einer ausführlichen Beschreibung. 1806. 78 S. 12. (2 Rthlr.)

Seitdem Hr. *Suhr*, ein braver Hamburgischer Künstler, und Professor der Berliner Kunstakademie, vor etwa 10 Jahren anfing, die zum Theil vortheilhaften und originellen Kleidertrachten in Hamburg und den umliegenden Gegenden, in einzeln auf einander folgenden Blättern heraus zu geben, diese mit Beyfall aufgenommen wurden und reichlichen Absatz fanden, begonnen verschiedene sich dort aufhaltende mittelmässige Kunstjünger ähnliche Unternehmungen, welche aber den Beyfall der ersten weder fanden noch ihn verdienten. Diese sind denn wieder in allerley schlechten Nachbildungen, verkleinerten Formaten, verhunzten Kalenderblättchen u. s. w. mit ihren Commentaren erschienen, zu welchen die oben bemerkte, sogenannte Gallerie gehört, deren beygefügte, nicht übel gerathene, Beschreibung noch das erträglichere ist. Einige dieser kleinen Figuren sind, freylich sehr verzeichnet und gekleckst, Copien der *Suhrschen* Trachten, die meisten aber den angeführten Machwerken nachgebildet, und in dem angegebenen Costume wie in der Colorirung, den wirklichen Hamburgischen Trachten grösstentheils eben so unähnlich, als an sich selbst erbärmlich gezeichnet und gestellt. — Statt uns bey der Erwähnung derselben weiter aufzuhalten, glauben wir dem Publikum durch die nähere Anzeige der

Hamburgischen Kleidertrachten des Hn. *Suhr*

einen Dienst zu thun, da sie in manchem Betracht zu den besten dieser Art von Kunstblättern gehören, und, wie wir glauben, ausserhalb Hamburg bisher wenig bekannt geworden sind, weil sie nur in die dortige wenig bedeutende Bombardinische Kunsthandlung, aber in keinen Buchladen kamen. — Diese Sammlung ist jetzt zu 37 Blättern in Folioformat (jedes zu ½ Thaler schwer Geld) angewachsen, und obwohl der Künstler sie nur als Nebenarbeiten seiner Musse angesehen wissen will, so sind sie doch nichts desto weniger Beweise seines Talents. Die ausgezeichnetsten Trachten der untern Stadtklassen, und der Bewohner der umliegenden Gegenden, die letztern meistens sehr originell, sind zu diesen Darstellungen gewählt, und mehrere derselben zugleich als Sitten- und Industrie-Gemälde anzusehen. Dahin gehören: die schönen, leicht- und hochgeschürzten Dienstmädchen (Kleinmädchen) und Köchinnen, neuer Zeit, im vollen Costume und mit allen Attituden der Leichtfertigkeit und raffinirten Koketterie — jener ehrbaren rechtlichen, treuen Dienstmagd der alten Zeit (etwa höchstens 30 Jahre rückwärts gerechnet) gegen über; ferner das äugelnde Vierländer Rosenmädchen, die Zuckerbäckerknechte mit der Fabrikarbeit beschäftigt, die handelnden Verkäuferinnen, die Leichenzüge, die Currende, die Waisenprocession, die Stuhlwagen-Alster- und Schlitten-Fahrten. Lauter interessante Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte, auch der höhern Klassen, welche wohl einen Commentar verdienten, wozu diese und andere Blätter reichhaltigen Stoff darbieten. Ueberhaupt würde, für das Ausland besonders, ein dieser Sammlung gänzlich fehlender erläuternder Text wesentlich nöthig seyn. — Die Zeichnung der Figuren ist correct, ihr Ausdruck wahr und sprechend (vielen sieht man sogar die Portraitähnlichkeit an, da Hr. *S. Individuen* sich zu Modellen der Zeichnung nahm), die Stellungen sind angemessen und bey manchen z. B. den Helgolandern, Torfschiffern u. s. w. äusserst naiv und charakteristisch. Die Colorirung ist nett und den Farben der Trachten selbst treu nachgeahmt.

Ein neueres, dieser Sammlung nahe verwandtes, Werk, das in einzelnen Heften erscheint, ist:

Der Ausruf in Hamburg, vom Professor *Suhr*. Hamburg. 1806. 8. (Subscript. Preis 3 Mark, Ladenpreis 3 Mk. 12 ss.)

wovon im vorigen Jahr *vier* Hefte, jedes mit 12 colorirten Blättern und 1 Bogen Text erschienen sind, und in der Folge noch etwa *sechs* Hefte erscheinen werden. Sie sind mit eben dem Geist, mit derselben Treue in der Nachbildung von Originalen dieser *crieurs*, der sprechenden Wahrheit in Stellung und Ausdruck, richtigen Zeichnung und reinlichen Colorirung, wie die obigen Kleidertrachten entworfen und ausgeführt. Einen besondern Werth erhalten diese Hefte noch durch den begleitenden Text eines achtungswürdigen, auch als Schriftsteller nicht unbekannten, hamburgischen Gelehrten. Dieser Commentator des Hamburgischen Ausrufs hat sich nicht auf eine blosse Beschreibung der einzelnen Figuren eingelassen, die sich aus den Paraphrasen selbst erklären. Manche interessante historische Züge, geographische, örtliche, statistische und andere Notizen, gelegentliche Bemerkungen über Sitten und Gebräuche, Beobachtungen über andere Gegenstände des Orts und der Zeit, eingestreute Anekdoten, und das alles in einem leichten, jovialen Vortrag gekleidet, machen diese Bogen belehrend und unterhaltend zugleich, und setzen sie, mit den Kunstblättern, in die erste Klasse der sogenannten *cries* mehrerer grossen in- und ausländischen Städte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Petersburg, b. Dienemann: *De Imaginibus Romanorum* Dissertationes duae, indicendis quibusdam Solemnibus in Mariae Paulownae Augustae Principis honorem celebratis Academiae Jenensis auctoritate scripsit D. *Henr. Carolus Abr. Eichstaedt.* Editio altera locupletior. Accessit *Oratio de Bonis Academiae Jenensis* et D. *Gabrielis Henry* Versio utriusque scriptionis Gallica. 1806. XXXIX und 223 S. 4.

Die Veranlassung zu den drey Schriften, welche dieser Band in sich fasst, war die Feyer der Ankunft der höchst liebenswürdigen und geistvollen Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, und die Geburt eines — im vorigen Jahre wiederum verstorbenen — Prinzen, welche die Freude der Unterthanen an dem jungen und edeln Fürstenpaar auf den höchsten Gipfel brachte. Die beiden ersten dieser Schriften sind zuerst in der Gestalt von Programmen, doch in geringerer Ausführlichkeit erschienen; die angehängte Rede aber tritt zum erstenmal vor das grössere Publikum. Die Wahl des Gegenstandes, die gelehrte und geistreiche Behandlung in klassischer Sprache, und die Schönheit des luculenten Druckes sind der freudigen Veranlassung vollkommen angemessen.

Um nun von dem ersten zuerst zu reden, so hat der gelehrte Vf. den Anfang der achten Satyre *Juvenals* sinnreich benutzt, zu gleicher Zeit die wahrhaft adeligen Tugenden seiner Fürstin zu feyern, und den gelehrten Stoff, dessen Behandlung die academische Sitte verlangte, herbey zu führen. Mit dem Verdienste des zweckmässig gefundnen Stoffes verbindet sich hier ein noch seltneres der glücklichen Aufhellung einer viel besprochnen Schwierigkeit, die von nun an eine Schwierigkeit zu seyn aufhören wird. Denn so bekannt und klar allen Gelehrten die antiquarischen Umstände von den *Ahnenbildern* der Römer und dem Rechte sie aufzustellen, seit langen Zeiten waren, so wenig wusste man sich über die Beschaffenheit dieser Bilder Rechenschaft zu geben, und was in neuen Zeiten darüber geurtheilt und gemuthmasst worden, hat die Sache entweder mehr verwirrt, oder doch nicht befriedigend aufgeklärt. Der alten Meinung, welche Wachsbüsten in jenen Bildern sah, die bey Leichenzügen auf Stangen umhergetragen worden, setzte *Klotz* die von *Christ* unbesonnener Weise aufgeraffte oder ihm vielmehr dreist entwendete Vermuthung von Gemälden encaustischer Malerey entgegen, gegen welche *Lessing* mit unbeweglichen Gründen in einer Schrift streiten wollte, die, aus verschiednen Ursachen unvollendet blieb, und gerade an der Stelle schliesst, wo er die eigne bessre Meinung aufzustellen unternimmt. Was der Autor unterliess, suchte der Herausg. zu ergänzen. Hr. *Eschenburg* (*Lessings* Werke Th. X. S. 322.) räth also auf Wachsfiguren, die aber nicht bossirt, sondern abgeformt und abgegossen waren, welche Art die grösste Aehnlichkeit hervorzubringen, dem Zeugnisse des *Plinius* zu folge, der sikyonische Lysistratus zuerst geübt haben soll. Da diese Stelle des *Plinius* H. N. XXXV. c. 12. Sect. 44. welche Hr. *Eschenburg* ohne weitere Erinnerung S. 323. anführt, in den Worten, *hominis autem imaginem gypso e facie ipsa primus omnium expressit, ceraque in eam formam gypsi infusa emendare instituit Lysistratus Sicyonius* — einen Fehler enthält, den Hr. *Eichstädt* ehedem durch *repraesentare*, ein junger Freund desselben aber durch *imitari* zu heben meynt; so wollen wir hierbey erinnern, dass den Zügen der verdorbnen Lesart und dem Stile des *Plinius* — für den *imitari* allzu einfach seyn würde — *commendare* gemässer seyn dürfte. Auch der Wahrheit ist dieser Ausdruck angemessen, für dessen Richtigkeit mehr als eine Stelle in *Harduins Index* bürgt, und welcher einen neuen Begriff hinzufügt, da *imitari* nur wiederholt, was in *expressit* schon enthalten war, da die Mildigkeit und Farbe des Wachses der Gestalt eine *Anmuth* giebt, welche kein andrer Stoff in solchem Masse erreicht. Zu den angeführten Meinungen kann noch eine vierte gerechnet werden, dass die Bilder von Gyps, als einer festern Materie, verfertigt, aber mit encaustischem Wachse überzogen gewesen; eine Vermuthung, die ohne Autorität, so wie ohne weitern Nutzen ist. Bey allem diesem Hin- und Herrathen ist nur der Gedanke fest zu halten, dass die Bilder die grösste Aehnlichkeit mit den Originalen haben und nach dem Gesichte selbst, nicht bossirt, sondern auf das treuste abgeformt waren. Aber noch weiter als diess führt die Hauptstelle über diesen ganzen Gegenstand beym Polybius VI. 53. wo der neueste treffliche Herausgeber Tom. VI. S. 394. das Herumtragen der Bilder beym Leichenzug erläuternd. mit bestimmten Worten sagt, *vivos fuisse homines, qui, imposito cereo vultu ad mortuorum similitudinem expresso, et vestibus eorum induti, personas eorundem referebant, ex tota Polybii descriptione satis apparet.* Unabhängig von Hn. *Schweighäuser* fiel auch Hr. *Eichstädt* auf dieselbe Erklärung, dass jene Bilder nichts anders als Masken gewesen, und das Herumführen derselben durch Lebende eine feyerliche Maskerade, dergleichen das Alterthum zur Zierde seiner meisten Festlichkeiten zu ge-

gebrauchen pflegte. Diese Muthmasfung ist nun hier durch die genaue Erörterung der Stelle des *Polybius* — welche *Lessing* in den wesentlichsten Punkten ganz unrichtig verstand; *Casaubonus* vor ihm irrig erklärte, eine Reihe von Nachbetern täuschend; und nur der treffliche *Xylander*, welcher ein Jahr vor seinem frühzeitigen Tode, eine Ueberfetzung des *Polybius* an das Licht stellte, durch überlegne Sprachkunde und Scharffinn unterstützt, vollkommen richtig verdollmetscht hat — zur vollkommensten Evidenz gebracht. Wir setzen zu den hier angeführten und erläuterten Stellen *eine* hinzu, die dem Vf. entgangen, aber eben so sehr zur Bestätigung seines Satzes, als zur Erläuterung andrer Umstände hülfreich ist. Es ist die beym *Sueton. Vespaf.* c. 19. wo es von Vespasians Leichenfeyer heisst: *Sed et in funere Favor, archimimus, personam ejus ferens, imitansque, ut est mos, facta et dicta viri...* Diese merkwürdige Stelle, die wir auch bey *Lessing* und *Eschenburg* nicht finden, (andere Schriften über diesen Gegenstand aber sind uns nicht zur Hand) und bey welcher *Casaubonus*, nach unbedeutenden Bemerkungen, auf *Vit. Tiber.* c. 57. unpassend verweisst, wirft auch auf eine Stelle des Diodorus Licht (T. II. p. 518.), wo dieser sagt, dass gewisse Leute der Vornehmen ganzes Wesen, Gang und Geberden einstudirt und bey der Leichenfeyer nachgeahmt hätten.

Nach Erwähnung der gelehrtern Ausstattung dieses Buches kommen wir auf das, was dem grössern Publikum das Anziehendere seyn dürfte, auf die Rede *über die Vorzüge der Universität Jena*, deren wohl nicht einer gedenkt, er mag nun Lehrer oder Lehrling daselbst gewesen seyn, ohne ihr durch dankbare und freudige Erinnerungen in seinem Herzen zu huldigen. Vielen wird daher diese Rede ein angenehmes Geschenk seyn, und viele werden ihre eignen Gesinnungen und Gefühle mit grösserer Klarheit, in lichtvollerer Ordnung und in einer schönern und würdigern Sprache wiederfinden. Der Redner führt seine Zuhörer bis in die Zeiten hinauf, wo Kurfürst Johann Friedrich, um sich über Wittenbergs Verlust zu trösten, und den ihm übrig gelassenen Ländern eine eigne Quelle des reinen Protestantismus zu öffnen, aus seinem Gefängnisse den Plan einer neuen Universität hervorgehen liess, die zuerst im J. 1548. den Umständen gemäss, in der beschränkteren Gestalt eines akademischen Gymnasiums begann. Schon damals lehrten hier treffliche Männer, zum Theil in *Melanchthon's* Schule erzogen und mit seinem Geiste genährt; und als zehn Jahre später (1558.) die Söhne des entsetzten Kurfürsten den Willen ihres Vaters, als ein heiliges Vermächtniss, mit Besiegung grosser Schwierigkeiten endlich zur Ausführung brachten, und die neue Universität gegründet war, gelangte sie sogleich zu ausgezeichnetem Ansehn und grosser Frequenz. Schon damals zeigte sich in Wahl der Lehrer und der ganzen Verwaltung die edle Liberalität ihrer Ernährer und Beschützer, die durch weise Sparsamkeit, kluge Benutzung der Umstände und vorzüglich durch eigne humane Liebe zu den Wissenschaften, der Universität, und durch diese der Gelehrsamkeit überhaupt, solche Dienste geleistet haben, die, in Vergleichung mit den aufgebotnen *physischen Kräften*, die grösste Bewunderung erregen müssen. Zu allen Zeiten hat daher diese Universität in allen Theilen der Gelehrsamkeit durch berühmte Lehrer geglänzt, die selten mit grossen Kosten erkauft, aber durch mancherley moralische Mittel gewonnen und festgehalten wurden. Auch an Regsamkeit übertraf sie viele und an rühmlichen Fleiss. Ursachen davon waren, dass man sich immer um die besten und brauchbarsten Lehrer bewarb, dass man von allen Gegenden her Fremde herbey rief, und dadurch der Universität neue und frische Lebenskraft zuführte, den Wetteifer reizte, und dadurch die stagnirende Unthätigkeit bannte, die unfehlbar entsteht, wenn eine einheimische Caste den Unterricht gleichsam als Monopol betreibt. So geschah es, dass Jena schon früh ein Seminarium der Gelehrsamkeit auch für auswärtige Universitäten ward; und, bey unveränderten Gesinnungen ihrer Verwalter, unter den mannichfaltigsten Umständen, dennoch ihren Ruhm erhielt. Auch das wurde bewirkt durch das Zusammenfliessen von Docenten aus verschiednen Gegenden, dass der Pedanterey, einem selten vermeidbaren Uebel bey literarischen Anstalten, mehr als anderswo gewehrt wurde, und ein liberaler, freyer und edler Geist in der Behandlung der Wissenschaften alle Dämme des trägen Schlendrians durchbrach. Gewiss erinnern sich noch eine Menge von Menschen, die in den letztern Zeiten, als das Studium der kritischen Philosophie jedes empfängliche Gemüth kräftiger angeregt hatte, Jena besuchten, mit Freuden des schönen Vereins gebildeter und gelehrter Männer, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, unter den verschiedensten Lehrern, auf den verschiedensten Wegen gebildet, und durch gemeinsamen Enthusiasmus für die Wissenschaften verbunden, eines Vereins, der auch dem vielgereisten Fremden in der kleinen, eng beschränkten, wenig bemittelten Stadt eine eben so unerwartete als erfreuliche Erscheinung war. Von einem solchen Umgang angezogen, auch durch der Gegend Anmuth und mannichfaltigen Reiz und durch die Ruhe der Stadt gelockt, wählten viele Fremde, oft ganze Familien, ihren Aufenthalt in Jena, und genossen und vermehrten die Liberalität des dortigen Lebens. Auch hierdurch wurde die Mannichfaltigkeit des Umgangs heilsam vermehrt, ohne dass doch dem academischen Leben, wie etwa in Residenzen und Handelsstädten, allzu ungleichartige Elemente beygemischt wurden; und es erhielt, erhöhte und vereinigte sich die alte, edle, festgegründete Freyheit im Denken, Reden und Schreiben, die, wie die Bewahrung des heiligen Feuers, den Universitäten vorzugsweise vertraut werden sollte. Endlich hat auch der Redner nicht vergessen den günstigen Einfluss der benachbarten Residenzen auf die Bildung der Sitten; die Humanität des weimarischen Hofes; den belebenden und belehrenden Umgang mit den Gliedern desselben, die zugleich Weltleute und Gelehrte sind; die erheiternde Be-

Benutzung der dortigen Vergnügungen; endlich, den edeln Genuss, welchen die Kunstliebe der weimarischen Fürsten dem Publikum beut.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin und Paris: *Oeuvres mêlées* du Comte *Alexandre de Tilly*. 1803. XIV und 213 S. 8. (1 Rthlr.)

Die *erste* Ausgabe dieser grösstentheils jugendlichen Arbeiten ist im J. 1783. erschienen, und hat, der Versicherung des Vfs. zufolge, den Beyfall der geachtetsten Journalisten eingeärntet. Er glaubte diesen noch in einem höhern Grade verdienen zu können, verbesserte die schon gedruckten Stücke und fügte einige neue hinzu. Da uns die erste Ausgabe mangelt, so können wir nicht beurtheilen, wie gross das Verdienst der bessernden Hand sey; und wir müssen uns begnügen, den Inhalt dieser *zweyten* Ausgabe, so wie er ist, anzuzeigen.

Ein Theil dieser Sammlung besteht in Gedichten, von denen die meisten Kinder jener *bequemen Muse* sind, die sich in dem Schosse der Weichlichkeit und Frivolität wiegt, und der die *grosse Welt* in Paris, beynah ein halbes Jahrhundert lang, fast ausschliessend geschmeichelt hat. Die Epistel *A mon meilleur ami* schildert das Leben eines *roué* dieser Klasse, der endlich der *täuschenden Thorheit* (*décevante folie!* man sieht, dass ein wohlerzogner Mann eine Geliebte auch dann schont, wenn er sie flieht) entsagt, um den Rest seiner Tage, glücklich und tugendhaft, der *Philosophie* zu widmen. Da man aber Philosophie und Tugend nicht für den augenblicklichen Genuss dingen kann, da es nicht genug ist, sich mit dem Entschluss ein Philosoph zu seyn, zu Bette zu legen, um am Morgen als ein Weiser aufzustehn: so darf man sich nicht wundern, wenn sich hier in den Betrachtungen des neuen Proselyten die Stimme der alten Frivolität noch hören lässt:

J'ai jeté des regards d'effroi
Sur mes plaisirs indiscrets et coupables:
Je ne vis plus avec les agréables
Qui sont trop sublimes pour moi;
Et ce qui plus m'étonne encore,
C'est que maintenant je conçois
Que l'on s'épouse et qu'on s'adore.
Malheureux! je crus autrefois
Que la chose était impossible.

Hé bien, puisqu' un mari peut paraître sensible,
J'en fais serment, si jamais je le suis,
Je prétends régaler Madame
D'une si conjugale flâme...
Qu'un jour elle en mourra d'ennui.

Wenn auf diesem lockern Boden die Philosophie nur flache Wurzeln treiben, und das gesuchte Glück der Weisheit nichts weiter als eine andre Art von *Bequemlichkeit* werden sollte — um durch Abwechslung den Genuss zu erhöhn — wen würde es Wunder nehmen? Auch seiner frühern Art zu poetisiren will der Weltweisheitsschüler entsagen:

Tu fesais des vers trop faciles,
Il faut gravir au Pinde, où tu voulais voler;
La gloire ne sourit qu' aux travaux difficiles;
C'est une vierge... il faut la violer.

Was in Frankreich Gebrauch sey, wissen wir nicht; aber unter uns giebt es verdriessliche Leute, die eine *Violation* nicht für das rechte Mittel halten, das *Lächeln einer Jungfrau* zu verdienen. Auch glaubt man, dass insbesondre der Ruhm auf dem Gebiete der Kunst nicht mit Heftigkeit erstürmt, sondern durch heiligen Ernst und fromme Scheu verdient werden müsse.

Eines der wichtigsten und ansehnlichsten Stücke ist ein versificirter *Discours à Mr. de Champfort (Chamfort)*, der, einer Anmerkung zufolge, anfänglich aus sechzig Versen bestand, von denen etwa dreyssig beybehalten worden sind; die übrigen — gegen *dreyhundert* — sind neuer Zusatz. Dass das Stück *gearbeitet* ist, kann man also nicht läugnen. Es enthält Betrachtungen über den Verfall der Poesie, eine Geschichte der drey letzten Regierungen; Ahndungen der Revolution, Betrachtungen über die Nothwendigkeit, Mühe und Fleiss auf die Verse zu wenden, und über die Vortheile, welche die Einsamkeit dem Talente gewährt. Gelegentlich auch Klagen über die Eifersucht, die das Talent belaure, und die Tadelsucht der Franzosen. Der Vf. stellt hier seinen Landsleuten das Beyspiel der Engländer auf:

Vil troupeau de jaloux!
Les Anglais plus sensés sont plus sages que nous:
Leurs auteurs moins connus sont sacrés dans leur isle.
On leur a fait credit d'un laurier plus facile,
L'Europe les en croit, et leur dévotion
Nous force d'estimer Shakspeare et Milton.
Et nous qui présentons à l'Europe savante
De grands hommes divers une liste éclatante,
Nous de qui les chefs d'oeuvres ont instruit l'univers,
Dont la langue est parlée aux cours, dans les déserts,
Nous même affaiblissons le respect et l'estime
Que le monde apportait en tribut légitime,
Sur les bords de la Seine, aux écrivains heureux,
Des Grecs et des Romains successeurs plus fameux,
Aussi l'astre éclatant qui brillait sur la France,
Pâlit et le bon goût touche à la décadence,
Et les grands écrivains, sobres de leurs écrits
Laissent les Mévius en inonder Paris.

Eine Anmerkung lehrt uns hierbey, dass der Vf. sich nicht vorwerfen lasse, den *Shakespeare* nicht zu verstehn: *denn* er habe sich, zu verschiedenen Zeiten, sechs Jahre in England aufgehalten, und verstehe die Sprache dieser Nation; aber nie habe er eine von *Sh.* Tragödien an einem weg lesen, oder eine ganze Seite mit gleicher Bewunderung durchlaufen können. Wir wollen diess gern glauben, aber zugleich an eine Bemerkung von *Lichtenberg* erinnern, die er gerade auch bey Gelegenheit des *Sh.* macht (Vermischte Schriften III. S. 478.). „Die Menschen sind geneigt zu glauben, dass sie jedes Buch, worin nichts von krummen Linien und algebraischen Formeln vorkommt, lesen könnten, so bald sie die Sprache verstünden, worin es geschrieben ist. Es ist aber grundfalsch u. s. w.

u. s. w. — Eine andre Anmerkung erweist den Vorzug der französischen Literatur vor der Alten auf eine noch weit bündigere Weise." Es ist gewiss, sagt er (und dieses *Es ist gewiß!* hallt ohne Zweifel aus allen Theilen der Erde wieder!), es ist gewiss, dass die Alten keinen *Moliere*, keinen *Racine*, keinen *Lafontaine*, keinen *Voltaire*, keinen *Büffon*, keinen *Montesquieu* haben." — Das beste in dieser Epistel, die hier und da von einigem rhetorischen Prunke glänzt, von Poesie aber keine Spuren zeigt, scheint uns die Schilderung des Landlebens und der Einsamkeit. Charakteristisch aber ist es, dass der Vf. trotz den ernsten Gefühlen, mit denen er seine Arbeit schmückt, dennoch der alten Thorheit getreu bleibt:

Tu me l'a dit cent fois: „Cette ombre qui s'envole,
Que poursuit le jeune homme en sa course emporté,
Est le mépris du sage en sa maturité."
Eh bien, j'y sacrifie encor quelques années . . .

Wir sagen nichts weiter von den Gedichten, die noch in einigen Epigrammen, Uebersetzungen, flüchtigen Gedanken und Gelegenheitsstücken bestehn. Den *Ton der großen Welt*, die Kunst *alles zu sagen*, und dem Ernst und Gefühl aus dem Wege zu gehn, wird man in ihnen nirgend vermissen.

Von den prosaischen Aufsätzen erwähnen wir einen *Brief über London* vom J. 1783., welcher bekannte Dinge in einem muntern Stil, bisweilen mit jugendlichem Witze geschmückt, mittheilt; *Dormont*, eine romanhafte Geschichte, oder vielmehr ein schwarzes Bild entarteter Sitten, von dem der Vf. versichert, dass es nichts als Wahrheit enthalte; einen *Brief an den König* vom 27. Jul. 1792. worin der gutmüthige Monarch zu kühnen und energischen Massregeln aufgefordert wird, die seiner Natur unangemessen waren, und sein Unglück nur früher entschieden haben würden. Wir finden hier die Phrase: *un coup d'oeil de Louis XVI. fera braver la mort, et en sera la recompense*, mit der Anmerkung geschmückt: *les rois peuvent tout par le seul prestige de la royauté; ils sont comme les jolies femmes qu'on ne peut persécuter de près;* und endlich einen Brief an den Marquis de Condorcet vom 5. Nov. 1792. aus *London* geschrieben, um einem der berühmtesten und strafbarsten Genossen der revolutionären Greuel das Bild seiner Verbrechen vorzuhalten. Den Schluss macht ein Brief über Delphine, Frau von Stael und Madame Genlis, welcher zuerst durch deutsche Zeitschriften verbreitet worden ist.

NEUERE SPRACHKUNDE.

BRESLAU, gedr. mit Kreuzer. Schriften: *Französisches Lesebuch*, oder, *Uebung im Sprechen und Uebersetzen*, nebst *fünf Abwandlungs-Tabellen* und einer hinlänglichen *Erklärung über den Gebrauch der verschiedenen Abwandlungsarten*, von *A. K.*, Sprachlehrer im Churfürstl. Orphanatrophia [*sic!*]. 1805. X u. 118 S. kl. 8. (18 gr.)

Der Nutzen, den der Vf. von dem geringen Versuche seiner Schrift, laut des Vorberichtes, erwarten mag, dürfte doch sehr zweifelhaft seyn, da Form und Materie nichts zu loben übrig lassen, als den guten Willen. Nicht genug, dass es dem Vf. ganz an philosophischer Bildung fehlt, und daher seine, überdiess sehr sparsam gegebenen, lediglich auf Einen Redetheil sich einschränkenden Erklärungen entweder ganz falsche oder halbwahre und schiefe Belehrungen enthalten, kommt auch, ausser häufigen Druckfehlern, eine völlige Planlosigkeit und ein äusserst schlecht stilisirter Vortrag hinzu, der noch die Schwierigkeiten des Verständnisses durch eine widerliche, mit der deutschen Setzordnung unverträgliche, französische Interpunktion beträchtlich vermehrt. Rec. kann sich auf eine weitläufige Rechtfertigung seiner Vorwürfe da nicht einlassen, er will daher nur über die Planlosigkeit des Ganzen das Nöthige erinnern. Nach dem Titel sollte man praktische Anleitungen zum französischen Sprechen und Uebersetzen für den Hauptzweck der Schrift halten, und also sich berechtigt glauben, in ihnen den wesentlichsten Inhalt derselben zu suchen; allein es ist anders. Der oberflächliche und unvollständige, als *Einleitung* zu den Conjugationstabellen gegebene, grammatische Unterricht über die *Verbes* und über das Allgemeinste, was in diesen Redetheil gehört, nehmen 24 Seiten ein, ihm folgen fünf, mit einzelnen syntactischen Regeln versehene, *Tabellen* über die Abwandlungsformen der Auxiliar-, so wie der regelmäsigen und unregelmäsigen Zeitwörter, begleitet von einem ergänzenden *alphabetischen Verzeichnisse* der Letzteren, und nun erst erscheinen gleichsam nur als Probe der Lehrmethode des Vfs. *vier* französische und *drey* deutsche Erzählungen, unter welchen man theils französische und deutsche aus ihrem Inhalte geschöpfte Fragen und Antworten, theils die im Texte vorkommenden Zeitwörter mit Zurückweisung auf die Tabellen, findet. Man sieht hieraus offenbar, dass die Titelrubrik: *französisches Lesebuch* hier eben so unpassend ist, als das Thema vor manchen Predigten. — Einige Sprachunrichtigkeiten will Rec. aus den Uebersetzungsstücken noch ausheben. S. 114. lautet die französische Antwort, auf die deutsche Frage: wer ein völliges Vertrauen auf den Perikles hatte, folgendermassen: *Les troupes qui le suivoient aussi* etc. S. 116. — S. 116. *à moins qu'on n'empècha* etc. — Ebendaselbst: *pour les* (nämlich: *les chevaux de Rhésus*) *ammener (amener) dans son camp.* Bemerken muss Rec., dass von einem Orte die Rede ist, wo Ulysses (von dem hier gesprochen wird) sich nicht befindet, nämlich eben vom Lager, wohin er die Pferde des Rhesus erst schaffen will. — *Il auroit eu le même sort, si Electre (,) sa soeur (,) n'eut (eût) pris soin* etc. Richtiger: *n'avoit pris* etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. März 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

Stuttgart, b. Löflund: *Salomonis* Regis et Sapientis *quae supersunt ejusque esse perhibentur omnia*, ex Ebraeo latine vertit, notasque, ubi opus esse visum est, adjecit *Jos. Fried. Schelling*, Reg. Würt. a Consiliis et Monast. Murrhard. Abbas. 1806. 240 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im Würtembergschen sind Sonntags die Vespervorlesungen (*lectiones vespertinae*) üblich, worin jedesmal ein ganzes Kapitel aus der Bibel, dem A. und N. T., vorgelesen, und eine kurze Erklärung hinzu gefügt wird, wozu aber die Anleitung schon vor hundert Jahren und darüber geschrieben, also jetzt bereits veraltet ist. Es wurde daher Befehl zu einem neuen Hulfsbuche gegeben, wobey man die Arbeit unter die Würtembergische Geistlichkeit vertheilte. Dem als Exegeten des A. T. berühmten Vf. fielen die Salomonischen Schriften zu, mit Ausnahme des Hohenliedes, welches billig aus diesen Vorlesungen ausgeschlossen wurde. Da aber Hr. *Sch.* in seiner deutschen Erklärung manches Eigne hatte, wovon er die exegetischen Gründe in einer populären Schrift nicht anbringen konnte: so entschloss er sich zu dieser vorläufigen lateinischen Version mit eingestreuten exegetischen Anmerkungen und Excursen, und nahm auch das Hohelied mit, weil er hievon eine besondere Ansicht hatte. — Die Version ist nicht ganz wörtlich, sondern drückt etwas mehr den Sinn aus, und die Anmerkungen sind nur sparsam ausgestreut, wo es dem Vf. nöthig schien. Die Latinität ist weit besser, als man sie aus dem Würtembergschen zu erhalten gewohnt ist, und der Vf. hat auch noch in seinem hohen Alter eine Gewandheit des Ausdrucks zu verrathen gewusst. Wäre er auch von allen theologischen Vorurtheilen frey gewesen, so würde er auf die neuern Erklärungen eine unparteyische Rücksicht genommen, und manches besser getroffen haben, als es jetzt geschehen ist. Aber auch so verräth er sich, wie in seinen übrigen exegetischen Schriften, als einen selbstdenkenden Exegeten von schöner orientalischer Sprachgelehrsamkeit.

Da es unmöglich ist, hier alle eigenthümlichen Ansichten des Vfs. zu beleuchten: so will Rec. nur einiges von dem anführen, was ihm gelungen oder nicht gelungen zu seyn scheint. — Wenn Prov. 1, 22. der Ausdruck כסילים. durch *per segnitiem fatui* erklärt wird, weil der arabische Radix *segnis*, *ignavus fuit* bedeutet: so ist diese Bedeutung zu sehr nach der Etymologie gepresst. Der Sprachgebrauch wird in unzähligen Fällen von der Etymologie frey, und giebt den Worten eine allgemeinere Bedeutung, wie es auch hier der Fall ist. Jenes Wort heisst nach dem Sprachgebrauch nichts weiter als *fatuus*. Wenn er ferner den Anfang des 30. Kap. in den Proverbien so übersetzt: *Effata Aguris filii Jakeh, oracula, quae elocutus est conjux* (הגבר) *Ithielis, Ithielis inquam et Uchalis;* so wird er diese Uebersetzung einem geschmackvollern Interpreten schwerlich annehmlich machen können. Nach seiner Meinung sollen nämlich Ithiel und Uchal zwey Weiber Agurs gewesen seyn: allein wenn diess der Fall war, wozu bedurfte es der Wiederholung des Namens Ithiel? Diese schwierige Stelle ist von den neuern Interpreten mit einer kleinen Veränderung der Punkte schon weit richtiger erklärt worden, und es wäre wohl der Mühe werth gewesen, dass der Vf. Rücksicht auf sie genommen hätte. Eben so ist im 31. Vers desselben Kapitels זַרְזִיר מָתְנַיִם der Ringlichte an Lenden gewiss nicht *succinctus lumbos adeoque equus:* denn was soll *succinctus lumbos* bey einem *Pferde* bedeuten? Dagegen sind andre Erklärungen glücklicher. So giebt der Vf. z. B. den Ausdruck שֵׂכֶל טוֹב Prov. 3, 4. sehr gut durch *dexteritas ingenii*, nach der Analogie von הַשְׂכֵּל 1 Mos. 29, 8. Jos. 1, 7. 8. 1 Reg. 2, 3. Eben so 3, 31. אַל־תְּקַנֵּא durch *ne zelo nimis exardescas.* Ferner 4, 26. וְכָל דְּרָכֶיךָ יִכֹּנוּ *tum, qua ibis, ab lapsandi periculo tutus eris.* Auch hält er mit grosser Wahrscheinlichkeit das schwere Wort עֲלוּקָה Prov. 30, 15. für eine hieroglyphische Benennung des Todes, dessen beide Töchter, der שְׁאוֹל und אֲבַדּוֹן, K. 27, 20. namentlich vorkommen. Dazu kommt, dass im Arabischen dasselbe Wort عَلُوق und عَلُوقَة wirklich *mors* und *calamitas* heisst. Diess mag zur Probe hinreichend seyn, um noch Platz für die Ansichten des Vfs. von den Salomonischen Schriften zu gewinnen. Er hält sie sämmtlich für Producte Salomo's selbst, den Prediger und das Hohelied nicht ausgeschlossen, wobey er wohl nicht ohne theologisches Vorurtheil gewesen ist. Er gesteht zwar ein, dass sich im Prediger schon Chaldäismen und Syriasmen sammt ausländischen Ausdrücken finden: allein er glaubt, diess schade dem Zeitalter Salomo's nicht, wenn man annehme, dass Salomo diese Schrift in seinem Alter geschrieben habe, wo seine Sprache durch langen Umgang mit fremden Nationen etwas exotisch geworden sey. Ferner habe unter ihm die Schifffahrt der Hebräer begonnen, wo mit den neuen Gegenständen auch die Sprache verändert sey. Ueberdem sey der Prediger philosophischen Inhalts, und die Philosophen

sophen hätten immer ihre eigene Sprache. Diese Gründe wird kein Sachkenner für bedeutend halten, und es ist zu bedauern, dass der Vf. nicht auf die neuesten Untersuchungen über den Prediger Rücksicht genommen hat, wodurch er vielleicht eine andre Ueberzeugung gewonnen haben würde. Das Hohelied hält er für ein einziges zusammenhängendes Gedicht, welches schon der Name שיר verlange, worin Salomo zwey Liebende (Braut und Bräutigam) aus dem Hirtenleben einführe, und ihre Liebe abwechselnd besingen lasse. Auf diese Weise, glaubt er, könne nun kein Einwurf mehr gegen die Echtheit dieses Gedichts daher genommen werden, dass sich Salomo darin selbst so übermäsig lobe. Allein nach dem Urtheil des Rec. wird die Sache dadurch nicht sehr verändert, dass Salomo er sich durch zwey Andere so ausserordentlich loben läst. Das unwahrscheinliche übermäsige Selbstlob bleibt ja auch so noch vorhanden. Was aber die Ueberschrift betrifft: so kann diese wohl nicht für die Einheit des Gedichts entscheiden, weil man nicht weiss, aus welchem Zeitalter sie ist. Sie scheint auf keinen Fall recht zu dem Inhalte zu passen, und am wenigsten zu der Ansicht des Vfs., wonach das Ganze eine Idylle seyn soll. Die Ueberschrift שיר השירים deutet der Sprache nach immer nur ein sehr vorzügliches Gedicht an; aber nicht die Art desselben, obgleich der Vf. die Bedeutung von Idylle aus dem Inhalte bestimmen will, welches aber nicht angeht, sobald nicht der Dichter selbst die Ueberschrift gemacht hat. Ueberhaupt aber muss das Hohelied seiner Natur nach mehr in die Klasse der *erotischen* Lieder, als der Idyllen gehören. Wenn man es also in den neuern Zeiten als eine Sammlung erotischer Lieder, so wie die Proverbien als eine Sammlung Sentenzen, betrachtet hat: so bleibt dem Rec. diese Ansicht noch immer die wahrscheinlichste. Dabey ist er indessen noch nicht gemeynt, über die Eintheilung des Vfs., wonach Braut und Bräutigam abwechseln (z. B. 1, 2—7. die Braut, 8—11. der Bräutigam, 12—14. die Braut, 15. der Bräutigam u. s. w.) den Stab zu brechen. Diese ganze Abtheilung verdient eine besondere Untersuchung (etwa von einem jungen Gelehrten, der sich dem Publicum empfehlen will), um zu sehen, ob sie so natürlich aus einander fliesst, dass man die bisherige Idee von einer Sammlung erotischer Lieder aufgeben müsste. Unwahrscheinlich bleibt es dem Rec. immer, dass sich ein einziges Liebesgedicht so lange fortziehen sollte, und die Analogie des Alterthums ist dawider. Wenn der Vf. die Analogie des *Theocrit* für sich anführt, der eigentlich nicht hieher gehört: so provocirt Rec. dagegen auf den *Anakreon* und den Orient überhaupt, der sich in kleinen Liederchen dieser Art gefällt. Zum Schluss bemerkt Rec. noch, dass ein Erklärer der Salomonischen Schriften diese Uebersetzung derselben nicht wohl entbehren kann: denn wenn gleich darin nicht viele neue Aufschlüsse gegeben sind, so doch einige.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Degen: *Apollonion*, ein Taschenbuch zum *Vergnügen und Unterricht* auf d. J. 1807. 196 S.

Enthält mehrere gute Stücke, unter denen sich auszeichnen: der Schwarzbach-Wasserfall von *J. v. Grossing*, der *Hut* von *B. v. Wagemann*, die *Minne* von *Heinsberg*. Hr. *Leon* hat einige der trefflichen Allemannischen Gedichte von *Hebel* ins Hochdeutsche übergetragen. Es wäre zu wünschen, dass man eine vollständige Uebersetzung nach diesem Muster hätte. Von Hn. *Kreil* ist die 14te Satire Juvenal's in freye Jamben recht gut übersetzt. Viele Sinngedichte, unter denen wir folgendes von *Scheiger* ausheben:

Veit an eine Kanzley.

Weil neulich mein Bericht so schlecht gekratzt gewesen,
Dass ich laut des Bescheids erst *schreiben* lernen soll,
So schrieb ihn Hans für mich; zu beiderseit'gem Wohl
Bitt' ich indess auch: Lernet *lesen*.

Der Einfall ist gut; nur ist das *zu beiderseit'gem Wohl* im Gedanken müssig, und im Reime falsch.

HALLE, b. Hendel: *Pantheon der deutschen Dichter*, mit biographischen und literarischen Notizen. *Erster* und *zweyter* Theil. 1806. 282 u. 318 S. 8.

Eine planlose Auswahl einzelner Gedichte von *Haller*, *Hagedorn*, *Kleist*, *Gleim*, *Uz*, *Klopstock*, *Ramler*, *Denis*, *Wieland*, *Willamov*, *Pfeffel*, *Nicolay*, *Gerstenberg*, *Kretschmann* und *Hölty*, auf schlechtem grauen Papier, und noch dazu nicht einmal vollkommen correct, abgedruckt. Die beygefügten *literarischen und biographischen Notizen* enthalten nichts, was sich nicht weit vollständiger in den Handbüchern von *Vetterlein*, *Eschenburg*, *Koch* u. a. m. zusammengestellt fände. Uebrigens hat die *Matthisson'sche Anthologie* jede andre Sammlung dieser Art, um wie vielmehr eine solche wie die vorliegende, überflüssig gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) *Schwerin u. Wismar*, in Comm. d. Bödner. Buchh.: *Die Verbindlichkeit der Eingepfarrten zum Bau und Unterhalt der Kirchen-, Pfarr- und Küster-Gebäude*, besonders bey dem Unvermögen der Kirchen-Aerarien, *beyzutragen*, mit Hinweisung auf das gemeine Recht, aus Mecklenburgischen Kirchengesetzen, aus Urkunden und aus Urthelssprüchen entwickelt von dem Hofrath und Kirchen-Procurator *Francke* in Schwerin, mit LIV Beyl. 1806. 100 S. 4.

2) *Schwerin*, b. Ebend.: *Ueber die Beytragsverbindlichkeit der Gemeinden zu Kirchen- und Pfarrbauten*, ein Versuch, veranlasst durch die kürzlich erschienene Schrift des Herrn Hofraths *Francke* über diesen Gegenstand. 1806. 54 S. 8.

3) *Rostock*, gedr. b. Adlers E.: *Erörterung der Frage: Wem liegt bey unzureichendem Kirchen-Aerarium die Verbindlichkeit ob, zum Bau und Unterhalt der Kirchen- und Pfarr-Gebäude beyzutragen?* mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg. 1806. 59 S. 4.

Der Gegenstand, welchen vorgedachte drey Abhandlungen erörtern, wird auch in Mecklenburg, seitdem so manche

che Gründe auf die Abnahme der Kirchen-Einkünfte wirken, immer mehr praktisch wichtig, und verdient auch aus innern Gründen, sowohl nach gemeinem als nach Mecklenburgischem Kirchenrecht, eine eigene Behandlung. Bekanntlich ist nach protestantischem allgemeinen Kirchenrecht und insonderheit nach Mecklenburgischen kirchlichen Gesetzen die Frage: ob bey unzureichendem Kirchen-Aerarium zunächst der Kirchen-Patron oder die Gemeinde die Kosten des Baues und Unterhalts der kirchlichen Gebäude tragen müsse? sehr streitig. In Mecklenburg ist sie seit mehrern Jahren Gegenstand vieler Processe sowohl vor den Landes-Gerichten, als vor den Reichs-Tribunalen. In Beziehung auf letztre scheint die Nr. 1. gedachte Schrift abgefasst zu seyn. — Von vorliegenden drey Abhandlungen legen die beiden ersten der Gemeinde, die dritte aber dem Patron die subsidiarische Bau- und Besserungs-Verbindlichkeit auf; alle drey finden ihr Resultat sowohl im gemeinen bürgerlichen und Kirchenrecht, als in den Mecklenburgischen Particular-Gesetzen.

I. Die *erste* Abhandlung hält nicht den Patron, sondern nur die Gemeinde zur Tragung jener subsidiarischen Pflicht verbunden und zwar nach gemeinem Kirchenrecht (*erster* Abschnitt); weil nicht der Patron, sondern die Gemeinde das Eigenthum der kirchlichen Gebäude entweder von deren Ursprung an oder mindestens nachher durch deren Widmung zum öffentlichen Gottesdienste besitze, und die wahre *domina* derselben und als solche nach der Regel: *quisque sua reficere tenetur*, zu Reparaturen verbunden sey, diese Verbindlichkeit ihr auch, wenn man sie nur als ausschliessliche Nutzniesserin dieser Gebäude ansehe, obliegen würde, indem ausdrückliche Gesetze, z. B. l. 6. §. 2. D. *si servitus vindicetur*, l. 18. D. *de usu et habitatione*, l. un. §. 4. C. *de caducis tollendis* und l. 55. *de R. J.* in 6. die Refectionspflicht dem Nutzniesser auflegen; noch mehr werde dieselbe hier durch die, aus dem Begriff und Wesen der Societät fliessende, Grundsätze erhöht und endlich durch den Schluss des Tridentinischen Conciliums *Sess.* XXI. *de reformat.* cap. 7. ausdrücklich bestätigt, wogegen der Patron in keinem, mit dem *onere aedificandi* verbundenen, Verhältnisse stehe und von keinem Gesetze zur Uebernahme der in Frage stehenden Verbindlichkeit angehalten werde. Zwar lege der angeführte Tridentinische Concilienschluss diese Verbindlichkeit den Kirchenpatronen noch vor den Parochianen auf; allein diess Gesetz rede von einer Gattung von Patronen, welche unter den Protestanten durchaus unbekannt sey, nämlich von *Patronis, qui fructus ex ecclesiis percipiunt*, und überdem habe diess Gesetz bey den Protestanten keine gesetzliche Kraft. Im *zweyten* Abschnitt entwickelt der Vf., dass auch die Mecklenburgischen Gesetze diese Verbindlichkeit nicht den Patronen, sondern den Parochianen auflegen, indem die beiden Kirchenordnungen vom J. 1552. und 1602. nicht bloss dass die geistlichen Gebäude in baulichem Stande erhalten werden, sondern auch das vorschreiben, dass die Eingepfarrten dazu Holz und übrige Baumaterialien und die baaren Kosten geben, so wie auch die Fuhren leisten sollen, womit auch die Observanz des 17ten Jahrhunderts übereinstimme. Der *Landesvergleich* von 1755. §. 499. und 500., worauf sich die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung gemeinhin beriefen, hebe diese Grundsätze überall nicht auf; zwar setze er fest, dass die Eingepfarrten bey neuen Bauten Geld- und Naturalienbeyträge, auch Hand- und Spanndienste nur an den Orten, wo eine besondre Observanz oder ein Pactum es herbringe, leisten sollten; allein hier sey die Rede nicht von der subsidiarischen Verbindlichkeit, sondern von der, an manchen Orten üblichen, Verbindlichkeit der Parochianen, auch bey zureichendem Kirchen-Aerarium beyzutragen; dieses Gesetz betreffe daher die eigentliche Streitfrage, nämlich den *casum inopiae* des Aerariums, überall nicht, und stelle daher für denselben nicht die Eingepfarrten, sondern den Patron als den pflichtigen Theil auf. Den Schluss macht die Widerlegung der von dem Gegentheil angeführten Gründe und eine Reihe von Erkenntnissen, bey welchen auswärtige Facultäten die Grundsätze des Vfs. angenommen haben, obgleich nicht allein die Justizkanzley zu Schwerin in einigen selbst abgefassten Entscheidungen, sondern auch das kaiserliche Reichskammergericht, diesen Principien nicht gemäss, sondern für die Verbindlichkeit des Patrons entschieden, wie diese Anlagen beweisen.

II. Die *zweyte* Abhandlung geht im Wesentlichen von den Grundsätzen der *erstern* aus, vertheidigt mit ihr die nämlichen Sätze und trägt zur Erhellung dieses Gegenstandes im Ganzen wenig bey, obgleich Rec. die, freylich nur sehr unvollständigen, Beyträge zur Geschichte der Entstehung der Kirchen in Mecklenburg mit Vergnügen bemerkt hat. Wichtiger ist

III. Die *dritte* Abhandlung, welche die in der *ersten* Abh. vorgetragene These widerlegt, und die, in Frage stehende, Verbindlichkeit nur dem Patron auflegt. Der Patron, nicht die Gemeinde, ist Eigenthümer der kirchlichen Gebäude, letztre übt kein einziges Eigenthumsrecht an denselben aus, sondern hat nur *commoda spiritualia*, welche sie bezahlt und der Kirche vergütet; jeder Patron ist schuldig, die Kirche, die er stiften will, zu dotiren, diess ist durch ausdrückliche Gesetze, nämlich Nov 67. c. 2. und c. 8. X. *de consecratione ecclesiae*, vorgeschrieben, und dagegen geniesst er nützliche, ehrenvolle und sehr bedeutende Rechte. Nach gemeinem Rechte ist der Patron bey unvermögendem Kirchen-Aerarium schuldig, die Bauten und Reparaturen der Kirchengebäude zu tragen, weil er Eigenthümer derselben ist und die *Inopia aerarii* anzeigt, dass er seiner Dotations-Pflicht entweder überall kein, oder mindestens kein vollkommenes Genüge geleistet hat, auch endlich ausdrückliche Kirchenrechtsgesetze ihn zu jener Pflicht verbänden, indem der Schluss des Tridentinischen Conciliums allerdings auch auf unsre protestantischen, und insonderheit Mecklenburgischen, Patrone anwendbar sey; weil sie unstreitig *fructus* aus der *Ecclesia* erhielten. Die natürlichen Societäts-Grundsätze seyn da, wo positive Gesetze vorhanden sind, nicht anwendbar. Das mecklenburgische Particular-Recht übertrage keineswegs die, durch das gemeine Recht dem Patron aufgelegte, Verbindlichkeit auf die Parochianen, obgleich letztre vermöge allgemeinen, durch den L. G. G. E. Vergleich bestätigten, Herkommens bey Reparaturen ohne Rücksicht auf Vermögenheit oder Unvermögenheit des Kirchen-Aerariums, Hand und Spanndienste leisten und nach §. 500. des gedachten Grundgesetzes bey neuen Bauten im Fall entweder einer Observanz oder eines Vertrags concurriren müssen; übrigens aber von der, in Untersuchung stehenden, Verbindlichkeit frey sind, indem das gemeine Kirchenrecht diess vorschreibt und das Mecklenburgische Particular-Recht dasselbe nicht abändert. Nach ältern Meckl. Kirchenordn. v. J. 1552. und 1602. sollen die Eingepfarrten dazu nur concurriren, wenn die Kirchen-Aerarien unvermögend, und (nicht: oder) sie bisher gebauet, gebessert und erhalten haben, auf welche specielle Observanz man nicht Rücksicht hätte nehmen können, wenn diess allgemeine Parochianen-Pflicht wäre; dieser Auslegung treten noch mehrere Gesetze, z. B. v. J. 1681. und 1694. bey, die der Pflicht der Eingepfarrten nicht weiter als in Ansehung der Hand- und Spanndienste erwähnen; eben diess ist in Ansehung des Landesvergleichs §. 499. 504. und 505. der Fall, so wie die Refections-Verbindlichkeit des Patrons auch durch die angeführte Stiftungsacte von 1784., deren Relevanz der Vf. hier sehr gut darlegt, und durch die Constitution vom J. 1804. bestätigt wird, wogegen die angeführten Herzoglichen Rescripte u. dgl. aus dem 17ten Jahrhundert nicht in Anschlag kommen, weil sie besondre Fälle betreffen und ein allgemeines Recht weder begründen sollten, noch begründen konnten.

Nach unserer Einsicht ist hier Recht und Wahrheit auf der Seite des Vfs. der *dritten* Abhandlung, welche diese Verbindlichkeit den Kirchenpatronen auflegt. Schon *a priori* aus dem Begriff des Patronatsrechts folgt gewiss die Präsumtion dafür; wozu ein Kirchenpatronat, wenn es nur ein Inbegriff von Rechten seyn soll, wozu Hr. Hofr. *Francke* es umwandelt? Zu sehr geneigt ist man zu dieser Idee in denjenigen protestantischen Staaten, wo die Reformation eine so grosse Menge Patronate

tronats in die Hände des Landesherrn und Oberbischofs gebracht hat, und wo das Patronatrecht mit der höchsten Oberaufsicht über das Patronatrecht in einer Hand ruhet, und über letztres allmählig die Vorzüge und Rechte der erstern verbreitet. Auch dem gemeinen Rechte thut Hr. Hofr. *Fr.* in der Abhandl. I. offenbaren Zwang an; die von ihm angeführten römischen Gesetze passen hierauf nicht, und haben zum Theil auch einen andern Sinn, und dem Tridentinischen Conciliensschlusse giebt er eine Auslegung, welcher Rec. nicht beystimmen kann. Dieser Schluss macht in subsidium des Kirchenaerarii zur Bau- und Besserung der Kirchengebäude verbindlich: „*omnes patronos et alios, qui fructus aliquos ex ecclesiis percipiunt, aut in illorum defectum parochianos.*" Hr. Hofr. *Fr.* bezieht die Worte: *qui fructus — — percipiunt*, auch auf die *Patronos*, anstatt dass Rec. sie lediglich auf die *alios* beschränken zu müssen, keineswegs aber auf die davon unabhängigen *patronos* ausdehnen zu dürfen glaubt. Ueberdiess haben die Meklenb. Patronen nicht geringere *fructus ex ecclesiis*, als die Katholischen. Nach dem angeführten Tridentinischen Conciliensschlusse hat daher, wenn Rec. nicht irrt, der Kirchenpatron die Refections-Verbindlichkeit auf jeden Fall vor den Parochianen, ist jedoch befugt, auch andere, welche Einkünfte aus der Kirche haben, dazu beyzuziehen. Hiemit scheint Rec. auch das Mecklenburg. Kirchenrecht übereinzustimmen. Dasselbe enthält kein einziges Gesetz, welches den Patron von seiner gemeinrechtlichen Verbindlichkeit freyspräche, und sie den Parochianen auflegte; im Gegentheil sind mehrere Gesetze dieses Landes vorhanden, welche die Beytrags-Verbindlichkeit der letztern, den Fall einer speciellen Observanz oder Verwillkürung abgerechnet, auf blosse Hand- und Spanndienste beschränken, und dagegen dem Patron die Naturalien auflegen. Rec. rechnet hieher die Kirchenordnungen vom J. 1552. und 1602., die Gesetze von 1681. und 1694., und die §phen 499 u. 500. des Landesvergleichs von 1755. Erstre schreiben ausdrücklich vor, dass die Herrschaft zu diesen Bauten das Holz hergeben solle, und es ist in der That bemerkenswerth, dass Hr. Hofr. *Fr.* geradehin das Gegentheil behauptet hat; die Kirchenordnung von 1602. sagt geradezu, dass die Eingepfarrten da, wo die Kirchen unvermögend *und* (keineswegs *oder*) die Parochianen bisher gebauet, gebessert und erhalten haben, die Reparaturen u. s. w. ferner übernehmen sollen; sie nimmt also der Eingepfarrten Verbindlichkeit als eine durch Observanz berechtigte Ausnahme an, wozu die Regel gar leicht zu finden ist. Allein auch hierüber geht Hr. Hofr. *Fr.* weg, und verschanzt sich dagegen hinter einem Wust einzelner Rescripte und Urkunden, die theils, z. B. Anl. VI. VIII. X. XII., offenbar nur von Fuhren reden, theils aber ganz unbestimmt sind, z. B. Anl. IX. XXII. XXIX., alle aber nur einzelne herzogliche Patronatspfarren betreffen, alle von Patronen selbst erlassen sind, und alle klare Grundgesetze weder aufheben konnten noch sollten. Andere Gesetze, z. B. die von 1681. u. 1694., welche gleichfalls nur von der Verbindlichkeit der Eingepfarrten zu Hand- und Spanndiensten reden, übergeht der Vf. dagegen ganz. Der Landesvergleich vom J. 1755. beschränkt §. 499. u. 500. die Pflichten der Eingepfarrten 1) bey Reparaturen auf Fuhren und Handdienste, 2) bey neuen Bauten aber nur an den Orten, wo es hergebracht, sonst aber nicht, auf eben dieselben, und schliesst ausdrücklich alle Geld- oder Baumaterialien-Beyträge ausser dem Fall eines besondern Pacti oder erweislichen Herkommens aus, und stellt daher nach allen Regeln der Logik den Satz auf: die Parochianen sind 1) zu Reparaturen Hand- und Spanndienste zu leisten schuldig, 2) zu neuen Bauten aber dazu und zu Geld- und Materialien-Prästanden nur verbunden, wenn entweder ein *besondres* Pactum oder *erweisliches* Herkommen ihnen diese Pflicht auflegt. Diess ist so klar, dass es nicht widerlegt werden kann. Hr. Hofr. *Fr.* umgeht daher diese Disposition durch die Behauptung, diess Gesetz rede nicht von dem Falle der Verbindlichkeit der Eingepfarrten bey dem Unvermögen des Kirchen-Aerariums, sondern von den in Mecklenburg hin und wieder vorhandenen Fällen der Parochianen-Verbindlichkeit selbst beym Vermögen des Kirchen-Aerariums. Wir sehen keinen Grund ein, der den Vf. zu dieser Beschränkung einer allgemeinen Vorschrift berechtigen könne; diese Fälle sind, zumal bey neuen Bauten, so selten, dass man *a priori* wohl nicht annehmen kann, die Paciscenten des Landesvergleichs hätten darauf besondre Rücksicht genommen, und aus den Verhandlungen über dieses Grundgesetz ergiebt sich dazu gleichfalls kein Grund. Ueberdem steht diese Disposition im vollkommensten Einklange nicht allein mit dem gemeinen, sondern auch mit dem reinen, durch Anwendung unechter Principien auf einzelne Fälle nicht vermischten, mecklenburgischem Kirchenrechte, und insonderheit mit der, durch den Landesvergleich bestätigten, revidirten Kirchenordnung, welche, wie wir gesehen haben, das Bau- und Besserungs-Onus den Eingepfarrten nur da, wo es herkömmlich aufliegt, Spann- und Handdienste abgerechnet, wozu sie stets verbunden sind. Die Landesgesetzgebung hat noch kürzlich, nämlich in der wegen Durchzugs der Leichen 1804. erlassenen Landesverordnung, den Grundsatz, dass beym Unvermögen des *Kirchenärariums* das Patronat zutreten müsse, angenommen und bestätigt, ja Hr. *Fr.* selbst, und sogar in seiner Eigenschaft als Procurator einer Armenkirche, hat denselben, wie in der Abhandlung unter Nr. 3. durch die Anl. A. B. und C. bewiesen ist, in Ansehung der Commissions- und Processkosten angewandt, indem er nicht die Eingepfarrten, sondern den Kirchenpatron in gerichtlichen Anspruch nahm. — Offenbar kündigt sich die Franckesche Abhandlung, der man übrigens das Verdienst der systematischen Ordnung nicht versagen kann, nur zu sehr als Parteyschrift an. Immerhin mochte diess in Nebenrücksichten geschehen; allein wenn er Andersdenkenden ihre andre und, wie Rec. glaubt, richtigere Ansicht zum Starrsinn u. dergl. anrechnet, und sogar §. 5. es für respectlos zu halten scheint, wenn ein Eingepfarrter sein Recht bis zur letzten Instanz verfolgt (nach S. 28 f. that diess Hr. *Fr.* doch selbst?): so sollte er und jeder sich vielmehr der schönen Aeusserungen erinnern, welche darüber in der dritten Abhandlung S. 37. Anm. 47. vorkommen. Sehr richtig ist dasjenige, was in eben dieser dritten Abhandlung S. 28. angeführt ist, dass nämlich die Erschwerung des Beweises einer Observanz für die Meinung kein günstiges Vorurtheil erwecken könne. Warum und aus welchem Grunde kann ein Kirchen-Procurator *sich* gegen das Zeugniss des Landes-Superintendenten über eine kirchliche Observanz sträuben? Dasjenige, was hierüber S. 28 f. angeführt worden, ist so richtig, dass Rec. wünscht, dass alle, und besonders diejenigen, die solchen Anomalien zu steuern vermögen, es beherzigen; schon in einigen andern öffentlichen Blättern hat Rec. diese Zeugniss-Ablehnung mit Recht gerügt gefunden. Unrichtig ist es übrigens, wenn in der ersten Abh. S. 18. Anmerk. 2. behauptet wird, die meckl. Kirchenordnung v. J. 1552. sey von *Philipp Melanchton* abgefasst; er hat sie nur nachgesehen und mit einigen Zusätzen bereichert. Das Argument, dass diese K. O. nach dem Muster der kursächsischen entworfen sey, ist übrigens der Thesis des Hn. Hofr. *Fr.* mehr schädlich als vortheilhaft: denn letztre legt den Eingepfarrten die in Frage stehende Verbindlichkeit unumwunden und ganz bestimmt auf (Abh. I. S. 51.); wenn also die nach ihr entworfene meckl. K. O. diese Vorschrift auslässt, ist diess ein Zeichen der Annahme oder Nichtannahme des ausgelassenen Punktes?

Uebrigens wird man auch ausserhalb Mecklenburg diese, zum Theil scharfsinnigen, Abhandlungen mit Vergnügen lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. März 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Seyffert: *Ueber die Entstehung, Erkenntniss, Beurtheilung und Kur der Knochenbrüche.* Eine theoretisch-praktische Abhandlung von *L. Hampe.* — *Ersten* Thls *erstes* Stück. 1805. XX u. 218 S. 8. (16 gr.)

Mit vieler Selbstgenügsamkeit erklärt der Vf., dass er die Lehre von den Knochenbrüchen der Vollkommenheit um einen Schritt näher bringen wolle. Alles Vorzügliche verdanke er dem Vortrage seiner Lehrer zu Göttingen, Paris, Berlin, Wien u. s. w., und dem eifrigen Studium der Schriften der ersten Aerzte und Wundärzte aller Zeiten. Er wolle sich vorzüglich der empirischen Ansicht überlassen, jedoch aus Gesichtspunkten, welche seiner individuellen Meinung nach die richtigsten seyen. Er erwartet daher nicht allein die Verdammniss aller beschränkten Schlendrianisten, sondern auch aller derjenigen, welche mit mangelhaften empirischen Kenntnissen ausgerüstet sind. Unter *Wolfs* und *Schellings* Autorität schätze er den mittelbaren Einfluss der Philosophie auf die äussern Formen alles übrigen Wissens ungemein, und so auch auf die Kunst. Das Verdienst des Vorzuges seiner Arbeit wolle er damit zu erringen suchen, dass er 1) die Lehre von den Knochenbrüchen durch eine systematische Darstellung auszeichnen, 2) dieselbe auf bestimmte Grundsätze zurückführen und sie dadurch besser begründen, 3) sie durch neue Lehren bereichern und erweitern, und 4) eine bessere Anwendung ihrer Vorschriften und Lehren zeigen wolle.

Um die Leser in den Sinn seiner Schrift, deren Tendenz auf Praxis und Technicismus hinausgeht, recht einzuweihen: hat der Vf. nöthig gefunden, mit einem grossen Aufwand neuer und pomphafter, dem grössten Theile der Beinbruchheiler unverständlichen Worte, einige physiologisch-nosologische Fragmente vorauszuschicken, um dadurch sein Anschmiegen an die philosophischen Schulen seiner Zeit zu zeigen. Diesem nach handelt er zuerst: *Von den Knochenbrüchen im Allgemeinen.* I. Buch. *Von der Entstehung der Knochenbrüche.* 1) *Verschiedenheit der Veränderungen des äussern Zusammenhangs der Knochen.* Dem Vf. zufolge haben fast alle Schriftsteller sehr unrichtige Bestimmungen von einem Knochenbruche gegeben; die seines Wissens erste und einzige richtige Definition finde sich erst in *Röschlaubs* Lehrbuch der allgemeinen Iatrie. 2) *Darstellung der Ursache der Knochenbrüche.* Nach dem Vf. ist in den Lehrbüchern über die Knochenbrüche nichts oberflächlicher abgehandelt, als das Kapitel von der Ursache derselben. I. *Vom innern Moment der Ursache der Knochenbrüche.* Ist nach dem Vf. diejenige Beschaffenheit der Knochen, welche den Grund der Möglichkeit enthält; sie bestehe in der (grössern oder geringern) Zerbrechlichkeit der Knochen, und der Grund dazu liege in der Verschiedenheit der Cohärenz der Bestandtheile, ob sie vermehrt oder vermindert sey, und also im ersten Fall die Anlage zu Knochenbrüchen vermindere, im zweyten vermehre. *A. Allgemeine Anlage zu Knochenbrüchen* sey 1) wie sie im normalen Zustande des Körpers bestehe; 2) wie sie auf einiger Abweichung von der Normalität, bey relativ gesundem Zustande bestehend, beruhe; 3) wie sie in einem von allgemeinen Krankheiten herrührenden krankhaften Zustande der Knochen gegründet sey. *B. Besondere Anlagen zu Knochenbrüchen*, und zwar in Hinsicht eines jeden einzelnen Knochens ins besondere. Hierbey sey zu berücksichtigen 1) die Structur, so wie sie jedem Knochen eigentlich zukomme; 2) die normale Form der Knochen, sowohl für sich, als die sie mit andern Knochen eingehen; 3) die Lage der Knochen. II. *Aeusseres Moment der Ursache der Knochenbrüche.* oder auch Gelegenheitsursache, die in der mechanischen Einwirkung äusserer Gegenstände auf den Knochen bestehe. Im *dritten* Abschnitt *von der Verschiedenheit der Knochenbrüche* giebt nach des Vfs Erklärung die Eintheilung bey *allen* Schriftstellern zu sehr zu Missverständnissen Anlass, und daher will er auch hier berichtigen, um die Verwirrung für die Zukunft zu verhüten. Er räumt indess auch ein, dass manches dabey vorkommen möchte, was grösstentheils auf *Wortstreit* beruhe. Er nimmt nur zwey Unterschiede bey Knochenbrüchen an, nämlich in Beziehung auf die Grösse der Verletzung und die verschiedene Richtung der Bruchflächen. Alle andern, von den Schriftstellern angegebenen, Unterschiede erklärt er für etwas dem Bruche ausserwesentliches. Nach Anführung der verschiedenen Meinungen wegen der Richtung der Knochenbrüche wird zugegeben, dass es sowohl schiefe als Quer- und Longitudinalbrüche giebt; aber der Unterschied der Brüche, wenn sie sich nahe an Gelenken befinden, ist nach dem Vf. völlig überflüssig, weil man, unter übrigens gleichen Umständen, von einem Gelenkbruche nicht mehr zu fürchten habe, und derselbe keine andere Behandlung erfordere, wie jeder andere Knochenbruch. (Also soll man wohl Anfänger gar nicht darauf aufmerksam machen, dass die Gelenkbrüche eine weit grössere Beachtung, und mehrere derselben eine ganz andere Behandlungsart, nämlich einen ganz andern Verband er-

erfordern, als die Brüche in der Mitte eines Knochens?) Die Verschiebung der Bruchstücke gegen einander will er auch nicht als eine Verschiedenheit gelten lassen, hält sie aber doch in Rückficht auf Prognosis und Indication, von der gröfsten Wichtigkeit. II. Buch *von der Erkenntniß der Knochenbrüche.* 1) *Von den Wirkungen der Knochenbrüche.* Ungeachtet dessen, was die genialischsten Wundärzte, wie *Pott*, *Richter*, *Desault*, *Bell* u. a. über Knochenbrüche überhaupt, so wie über deren Diagnosis insbesondere, gesagt haben, findet (S. 113.) der Vf. doch, dass diese noch lange nicht zu dem Grade der Gewifsheit gediehen sey, den er ihr wünschen möchte; und diess rührt nach seiner Meinung davon her, dass man nicht von eigentlichen Principien ausgegangen sey. Das, was *Duverney*, *Petit*, *Böttcher*, *Bell*, *Aitken*, *Bernstein*, *Boyer* und *Richerand* über das Verhältniss der Ursachen und Wirkungen bey Knochenbrüchen sagen, besteht nach dem Ausspruch des Vfs (S. 127.) in nichts mehr und nichts weniger, als in aufgegriffenen Wahrnehmungen aus dem, was sich täglich zuträgt, die fast ohne alle Verbindung aufgezählt werden (aus dem natürlichen Grunde wohl, weil sie nicht, wie der Vf., *a priori* schliessen). 2) *Von den Erscheinungen.* Diese theilt er ein in allgemeine wesentliche, in besondere wesentliche und unwesentliche Erscheinungen. Selbst die besten der gedachten Schriftsteller, *Duverney*, *Petit* und *Louis*, *Böttcher*, *Bell* und *Aitken*, *Bernstein*, *Desault*, *Boyer*, *Richerand* und selbst *Creve* und *Wardenburg* verrathen, sagt der Vf., nicht die Einsicht in das Verhältniss der Erscheinungen zu dem Knochenbruch und dessen Folgen, als zu ihren Ursachen. Im *dritten* Abschn. *von der Diagnostik* erinnert er (S. 173.) in der Note, dass er den silbernen Sonden zur Untersuchung von Knochenverletzungen alle andern nachsetzt; fügt aber hinzu, dass er bey allen sehr schmerzhaften Verletzungen sich mit *großer Linderung* für den Leidenden (?) der bleyernen Sonden bediene. (Das heisst doch Erfahrung!) Die Beweglichkeit ist das schönste Zeichen der Fracturen, und man soll es fast stets (!) ohne Nachtheil für den Kranken hervorbringen dürfen. III. Buch. *Von der Vorhersagung bey Knochenbrüchen.* 1) *Von der Gefahr bey Knochenbrüchen;* 2) *von der Heilbarkeit der Knochenbrüche;* 3) *über die Vorhersagung bey Knochenbrüchen.* Ob der gröfste Theil der Beinbruchheiler, die so genannten Routiniers, die Sprache des Vfs versteht, muss Rec. und auch diess bezweifeln, dass durch seine Schrift den wissenschaftlichen Wundärzten in der Heilung der Knochenbrüche ein helleres Licht aufgesteckt werden wird. Indess könnte es seyn, dass der Vf., da er mitunter auf eigene grosse Erfahrung hindeutet, bey der Behandlung der Knochenbrüche neue Handgriffe und neue nützliche Verbandarten noch zurück behalten hat, worüber aber erst die folgenden Theile näheren Aufschluss geben müssen.

Münster, b. Waldeck: *Beyträge zu den Grundzügen für die Heilkunde für die gegenwärtige Zeit.* Nebst einer praktischen Abhandlung vom *Kindbetterinnenfieber*, von *Joh. Heinr. Brefeld*, Arzt. 1803. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Tendenz dieser Schrift geht besonders dahin, einige Lücken in der Erregungstheorie auszufüllen, namentlich den Säften des menschlichen Organismus einen gröfsern Wirkungskreis anzuweisen, als unsre Erregungstheoretiker verstattet haben. Dahin zielen 1) *Ideen über Lebenskraft und über die Säfte; über deren Seyn und Wirken im organischen Körper.* Der Vf. trifft, was sich erwarten liess, in mehrern Punkten mit dem verstorbenen *Dömling* zusammen. Die festen Theile seyen aus den flüssigen hervorgegangen, bestehen durch dieselben, ihre ganze Existenz hänge ab und werde bestimmt durch den Zustand der Säfte. Diess ist einer der hauptsächlichsten Sätze, auf welche sich die Untersuchung gründet. Es ist bekannt, was für Gründe hiegegen die Solidarpathologen eingewendet haben, und wir wollen sie nicht wiederholen, überzeugt, dass dieser Streit ewig nicht auf das Reine gebracht wird. 2) *Momente zur Erklärung der Lebenszustände.* Eigentlich nur eine Wiederholung und Fortsetzung der vorigen Abhandlung, nur dass der Vf. hier noch mehr auf gewisse chemische Verhältnisse Rücksicht nimmt, obschon er eine eigene animalische Chemie nicht zu begreifen versichert. Aber erleiden denn die Gesetze der unorganischen Natur wirklich keine Abänderung im lebenden Thierkörper? Sollten die Elemente, Verwandschaften, Wahlanziehungen, Zersetzungen im thierischen Organismus eben so und nach denselben Gesetzen erfolgen, wie in den Laboratorien den Chemiker? Gewiss ist dieser Standpunkt viel zu niedrig für die Zoonomie. — Wenn man bloss die Kräfte berücksichtige, meynt der Vf., so fehle unsern Vorstellungen aller Grund; aus blossen, vorübergehenden schädlichen Einwirkungen sey das *Plus* oder *Minus* der Kraftäusserung nicht gut erklärbar u. s. w. Kein Patholog, er müsste denn von der allerstrictesten humoralischen Observanz seyn, wird die Wechselwirkung der festen Theile auf die flüssigen und umgekehrt läugnen. Aber der Vf. geht zu weit, und seine Gründe lassen sich alle leicht beantworten, manche sogar auch, besonders der von der Impfung der Pokken, gegen ihn selbst anwenden. 3) *Beleuchtung und Beurtheilung einiger Lehrsätze aus der neuern Arzneylehre.* Es sind folgende: Jeder Reiz erregt den ganzen lebenden Organismus und Reiz vermindert die Erregbarkeit und umgekehrt. Auch hier erscheint uns der Vf. zu einseitig, und seine Appellation an die Erfahrung, so ehrwürdig dem Rec. selbst die Erfahrung als Basis der Arzneykunde ist, nicht immer statthaft und gegründet. Es wird z. B. kein Physiolog behaupten, dass eine Wirkung im oder auf den Organismus bis ins Unendliche fortgehe; es wird niemand so leicht behaupten, dass es gar keine bloss örtliche Reizung und Reizwirkungen gebe, obschon wir annehmen, dass die Erregbarkeit eine und untheilbare sey u. dgl. 4) *Reflexionen über die Ansichten der allgemeinen Wirkungsart des Mohnsaftes.* Der Vf. stellt die

zwey

zwey Hauptansichten dieses Mittels nach *Hoffmann* und *Tralles* auf, und giebt der erstern den Vorzug, da sie auf reineren Thatsachen beruhe. Die Gegner wird aber dieser Aufsatz so wenig, als *C. L. Hoffmanns* Abhandlung selbst überzeugen, obgleich diese letzte mathematisch demonstrirte. Die absolute Hauptwirkung des Mohnsafts ist nach unserm Vf. die schwächende, und die dadurch bewirkte Verminderung der intensiven Erregung nicht zu verkennen. Aus dieser Schwächung des Zusammenhangs, der physischen Stärke der Faser und somit des Wirkungsvermögens, sind die übrigen relativen alle herzuleiten. Die beiden Fälle aus des Vfs. Praxis, sowohl der vom Opium, als der von der Wirkung eingesogener Dämpfe bey der Bereitung des *Extr. nucis vom.* scheinen uns problematisch. 5) *Beyträge zu der Lehre von Entstehung und Bildung der Fieber.* Anhaltender Wechsel des Pulses und der Wärme sind der Charakter des Fiebers. Die letzte steht in sehr engen Verhältnissen mit dem Kreislaufe, die Aenderung des Pulses hängt ganz vom veränderten Kreislaufe ab. Mithin beziehen sich die charakteristischen Symptome des Fiebers auf die Wirkung des Herzens und der Gefäse. Der Grund des veränderten Kreislaufs kann in der Aenderung der Kräfte des Herzens und der Gefäse, oder in der Aenderung der Ursache, welche diese zur Bewegung antreibt, oder in beiden zugleich gesucht werden. Erfahrung hat gelehrt, dass die Bewegung des Herzens und der Gefäse im Fieber vermehrt sey. Diess geschieht durch zurück gehaltene Ausleerung schädlich gewordener oder verdorbener Theile, welche in den Kreislauf aufgenommen worden sind. Das Wesen des Fiebers besteht also in einer innormalen Action des Herzens und der Gefäse, producirt durch auf sie einwirkende faulichte Säfte u. s. w. Man sieht, dass auch hier der Vf. ein Hoffmannscher Humoralist ist, der sich in seiner Demonstration manche Voraussetzung erlaubt, welche ihm von Andersdenkenden nicht zugegeben werden wird, z. B. die durch mangelnde Normalbewegung zurück gehaltene und faulicht gewordene Ausleerung. Diese Abhandlung könnte man fast für eine nicht ganz gelungene Schutzschrift der Reichischen Fiebermittel halten. 6) *Beylage von einer glücklichen Behandlung des Kindbetterinnenfiebers.* Spricht von der guten Wirkung des Borax in diesem Fieber nach mehrern Erfahrungen. Der Vf. gab ihn immer auf nachstehende Weise: *Rec. Boracis scr.* I — II. *Flor. sulphur. Gr.* X — XX. *Camphor. Gr.* III — IV. *Pulv. s. foenic. Gr.* VI. *M. S.* Alle 2 — 3 Stunden eine solche Gabe zu nehmen. Dabey ordnete er das *Elixir. acid.*, um das Getränk zu säuern, einen Thee aus Kamillen, Schafgarbe und Fenchel abwechselnd mit dem Gesäuerten, *Liniment. volat. c. Opio* in den Bauch einzureiben, Klystire aus Kamillen und Münze mit Oel und Salz, um den Leib zu öffnen, und konnte die Kranke ausser Bett seyn, laue Fussbäder, worin er zuweilen aromatische Kräuter werfen liess; konnte sie nicht ausser dem Bette seyn, Umschläge aus diesen auf Schenkel und Füsse anwenden. Hierauf zeigten sich nach 12 — 24 Stunden die Lochien, und weg war dann schleunig alles deutliche Fieber, wenn diese Heilart gleich beym ersten Fieberanfall ausgeführt wurd. Aeusserte sich aber das Uebelbefinden mit vermehrtem Wirkungsvermögen (sthenisches Kindbetfieber), wozu es doch selten kommen mag: so setzte der Vf. dem Borax Nitrum zu, und verminderte die Dosis Kampher, oder liess diesen wohl gar weg. War Hämorrhagie bey der Entbindung gewesen: so setzte er dem Borax Zimmt oder Pomeranzenpulver, und dem *Elix. acid.* die *Ess. cinamom.* oder *Ess. aurant.* zu. Ist gleich Anfangs Uebelseyn oder Erbrechen da: so giebt er, um diess zu tilgen, erst Magnesia mit Fenchelsamen und lässt Gesäuertes trinken. Auch bey Anfangs verwahrloster Krankheit giebt er unter den nöthigen Modificationen Borax. Bey derjenigen Auftreibung des Leibes, welche auf Extravasat deutet, wirkt die Verbindung des Quecksilbers mit Ipekakuana u. s. w.

Wir verkennen die Wissenschaft, den Fleiss und die Mühe, welche der Vf. bey dieser Schrift gezeigt hat, um sowohl seine eigenen Kenntnisse zu berichtigen, als auch diese Berichtigungen dem Publicum mitzutheilen, keineswegs; wir fordern im Gegentheile den Vf. auf, auch in Zukunft zur Vervollkommnung der Medicin durch Schriften beyzutragen. Aber theils wünschen wir ihm häufigere und reifere Erfahrung, welche allein im Stande ist, den Blick des Arztes zu berichtigen und zu erweitern, theils bitten wir in der Folgezeit auch um eine etwas gedrängtere Darstellung.

Paris, b. Duprat-Duverger: *Traité des Maladies de la Bouche*, d'après l'état actuel des connoissances en Médecine et en Chirurgie, qui comprend la structure et les fonctions de la bouche, l'histoire de ses maladies, les moyens d'en conserver la santé et la beauté, et les operations particulières à l'art du Dentiste; par *J. B. Gariot*, Chirurgien honoraire de la chambre et Dentiste de S. M. C. le Roi d'Espagne, reçu au Collège royal de Chirurgie de Madrid, membre associé étranger de la Société de Médecine de Paris etc. avec XV planches gravées en taille douce. 1805. XVI u. 338 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dass in einer bloss für angehende Zahnärzte bestimmten Schrift, wie die gegenwärtige seyn soll, alle Krankheiten des Mundes überhaupt abgehandelt sind, kann Rec. nicht billigen. Der grösste Theil der sogenannten Krankheiten des Mundes geht den Zahnarzt gar nichts an, und kann und darf von demselben nicht behandelt werden. — Für den Chirurgen, der sich nicht ausschliesslich mit der Behandlung der Zähne, sondern mit der ganzen Chirurgie abgiebt, ist, wenn auch diese Schrift für ihn mit bestimmt seyn sollte, der Unterricht zu unvollständig. Viel zweckmäsiger wäre es gewesen, wenn der Vf. diejeni-

jenigen Krankheiten des Mundes, die der Zahnarzt nicht behandeln kann und darf, weggelassen und fich blofs auf das eingefchränkt hätte, was für den Zahnarzt gehört. — Der Vf. theilt feine Schrift in *vier* Theile. Der *erfte* handelt von der Anatomie und Phyfiologie des Mundes. Die Anatomie befchreibt er unter folgenden Abtheilungen: *Appareil offeux*, *App. dentaire*, *App. mufculaire*, *App. des glandes falivaires* und *App. nerveux et vafculaire*. In der *zweyten* Abtheilung wird fehr zweckmäfsig einiges von der Abnutzung der Zähne nach dem verfchiednen Lebensalter beygebracht. Was der Vf. über den Email der Zähne fagt, will Rec. mit deffen eignenen Worten herfetzen: „*Dans l'analyfe de la fubftance emailleufe des dents on trouve, que la moitié de fon poids eft due au tiffu vafculaire et parenchymateux, qui conftitue fa partie veritablement organifée et vivante; tandis que l'autre moitié fe compofe de phofphate et de carbonate de chaux à peu près de la même proportion que celle fournie par tous les os.*" Die Phyfiologie des Mundes ift ganz kurz abgefertigt. Der *zweyte* Theil, von den Krankheiten, welche die verfchiedenen Theile des Mundes befallen, ift fchlecht gerathen; über manche Krankheiten ift wenig oder gar nichts gefagt. Was der Vf. im *dritten* Theil: *Hygiène et Therapeutique*, über die Reinigung der Zähne zu ihrer Erhaltung fagt, ift fehr vernünftig. Auch verdient es allen Beyfall, dafs der Vf. vor allen verkäuflichen Zahnpulvern warnt, weil fie Dinge enthalten können, die zwar die Zähne weifs machen, aber im Wefentlichen den Zähnen fchaden. Seine Formeln von Zahnmitteln find aber ebenfalls nicht mufterhaft. Wir führen nur zwey Formeln von Zahnpulvern an: 1) *R. Terre figillée preparée fix onces. Crême de tartre deux onces. Gérofle un fcrupule.* 2) *R. Pierre ponce fix onces. Crême de tartre deux onces. Laque carminée une once. Canelle fine deux gros.* Der *vierte* Theil befchäftigt fich vorzüglich mit den einem Zahnarzte eigentlich zukommenden Operationen an den Zähnen, und der kurzen Befchreibung der dazu nöthigen Inftrumente, welche man auch auf den beygefügten Kupfertafeln abgebildet findet.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Ueber die richtige Anwendung des Aderlaffens*, nebft einer *Anleitung zur Diagnofe des fthenifchen Charakters einer Krankheit*, von Dr. *Georg Ludwig Griefe*, pract. Arzte. 1804. XVI u. 159 S. 8. (12 gr.)

Rec. hat noch felten eine Schrift mit weniger Genugthuung aus den Händen gelegt, als die gegenwärtige. Der Vf. macht in einer fehr pretiös gefchriebenen Vorrede befcheidene Anfprüche auf Originalität; in dem Werkchen felbft findet man oft durchaus nichts anderes, als die feit einigen Jahren fchon fo oft wiederholten, zum Theil richtigen, zum Theil einfeitigen, Einwürfe gegen die Anwendbarkeit des Aderlaffens. — Die Diagnofe des fthenifchen Charakters wird keinesweges durch die Arbeit des Vfs. aufgeklärt; es fcheint ihm fchlechterdings an eigener Erfahrung zu fehlen: fonft würde er die wichtigften und fchwierigften Punkte nicht mit einer fo ruhigen Zuverficht übergangen haben. Auch gegen das Formelle der Schrift läfst fich mancherley einwenden; ein widrig witzelnder Ton, eine unerträgliche Weitfchweifigkeit im Vortrage müffen dem Lefer Langeweile verurfachen. Die Nothwendigkeit des Blutes zum Leben und die Schädlichkeit des Aderlaffens beweift der Vf. durch eine poetifche Darftellung der Erfcheinungen beym Schlachten eines Schweines (S. 2). Folgende Stellen mögen zur Charakteriftik des Buches und zum Belege des gefällten Urtheils dienen: „*Zeichen der fthenifchen Diathefis.* Die fthenifche Diathefis liebt eben fo wenig das dürre, trockne, knöchrige, eingefchrumpfte, ekigte, faltige, als das weiche, fchwammigte, aufgedunfene, bleiche, lokere, fchwulftige des organifchen Baues; fie ift Freundin des Ebenmaafes im Ganzen, des gedrungenen, des runden, ausgedehnten, derben, energifchen" u. f. w. „*Veranlaffungen zur fthenifchen Diathefis* (S. 68.). Beamten fehlt es an nichts: fie haben frohen Muth, oder Uebermuth; fie leben reizend, effen gut, lieben den Wein, Rhum u. f. w.; denken meift wenig, fchlafen lang, bewegen fich viel, haben viel Zerftreuung; fie bewegen fich meift paffiv, alfo ohne grofse Anftrengung; fie reiten, fahren meiftens, find durch gute Kleidung gegen fchwächende Einflüffe gefchützt, überlaffen die Sorge ihren Verwaltern" u. f. w. — Mit ähnlichen Stellen ift beynahe jede Seite geziert. Rec. glaubt nicht ungerecht zu feyn, wenn er diefe Schrift für das Product eines frühzeitigen Autorkitzels hält, der weder durch Erfahrung noch Nachdenken in Schranken gehalten wurde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Roftock* u. *Leipzig*, b. Stiller: *Stanislaus Hornkopf.* Luftfpiel in einem Aufzuge, in Knittelverfen. Frey aus dem Franzöfifchen: *Le cocu imaginaire* des *Molière*, von *Auguft Guftav Wilhelmi.* 1805. 80 S. 8. (6 gr.) — Rec. hebt einige Stellen aus, wo diefe Ueberfetzung für mehr oder minder gelungen zu achten ift. Z. B. S. 54:

„Man mag mich eine Memme heifsen;
Ich hab' nicht Luft in's Gras zu beifsen."

Hier ift das Original:

L'on m'appellera fot de ne me venger pas;
Mais je le ferois fort de courir au trepas.

noch ganz gut überfetzt; dagegen ift das Komifche im Original, wo Sganarelle feine Ehre anredet:

Dites-moi, mon honneur, en ferez-vous plus gras?

in der Ueberfetzung ganz verloren gegangen. Die Worte derfelben (S. 53.) find:

„Nein, nein! Das würde übel klingen,
Und meiner Ehre keinen Vortheil bringen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. März 1807.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Der neue Macchiavell;* eine praktische Moral für die Ungläubigen. 1804. 373 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieses Werks wollte, nach seiner eigenen Erklärung, mit Wärme und Leben möglichst gedrängt, aber doch vollständig, die Vorschriften der Sittenlehre gebildeten Lesern ans Herz legen, wie diess seit *Gellert* nicht wieder geschehn sey. So wie er sich auf der einen Seite von manchem Freunde praktischer Lebensweisheit Beyfall verspricht, so zweifelt er doch nicht, dass es nicht auch an solchen fehlen werde, die diess Buch als den frechsten Verrath an den heiligsten und göttlichsten Wahrheiten verschreyen, und gar nicht begreifen werden, wie man bey solchen Grundsätzen, als dasselbe enthält, noch von Sittlichkeit sprechen könne. Wenn nun gleich Rec. nicht, wie der Vf. von solchen Beurtheilern seines Werks voraussetzt, zu der Klasse derer gehört, welche in der Abnahme des herrschenden Religionscultus (denn diesen scheint der Vf. zu verstehen, wenn er S. V. behauptet, dass die Unsittlichkeit gerade in den Ländern am grössten sey, wo die *Religion* noch ihre stärkste Gewalt ausübt) einen nothwendigen Verfall aller Sittlichkeit erblicken: so kann er doch nicht umhin, zu gestehn, dass er dieses Werk nur als eine moralische Klugheitslehre, oder als eine Moral der Selbstsucht und des Eigennutzes für Verächter des Glaubens an alles Höhere im Menschen und zur Sicherung einer gewissen Legalität zweckmässig findet, besonders da der Vf. auch durch seine Darstellung solche Leser einnehmen muss. Allein wie weit jene von einer eigentlichen Sittenlehre nach reinen Vernunftprincipien entfernt sey, wird eine genaue Angabe des Inhalts, welche Rec. nur mit wenigen Bemerkungen begleiten kann, am sichersten darthun.

Den Ursprung sittlicher Gesetze leitet der Vf. zunächst daher, dass die ersten rohen Menschen durch Volkshäupter regiert wurden, welche, um sich des Beystandes der Mehrheit versichert zu halten, von dem Princip der Gerechtigkeit ausgehn mussten: Wer Schaden gethan hat, dem muss wieder geschadet werden. Die Volkshäupter, unaufhörlich geängstigt von dem gefährlichen Geschäft, die Unbändigen im Zaum zu halten, riefen nun die gefürchtete Autorität der Götter zu Hülfe, wie eine ungeschickte Wärterin den schwarzen Mann. So wurden die Götter, die bisher nur als böse Dämonen gefürchtet waren, zuerst zu moralischen Wesen gemacht, die als strenge Richter die Bösen bestraften.

Als höchstes Vernunftprincip stellt der Vf. folgendes auf: Handle in allen Fällen so, wie du aus Liebe zur Menschheit wünschen musst, dass jeder handle (S. 13.). Die Frage: ob der Mensch von Natur gut oder böse sey, wird dahin beantwortet, dass der eigentliche Naturzustand desselben der thierische, und seine wahre Natur die des Raubthiers sey. Das Gute, welches der Mensch nur aus Zwang und gegen seine innerste Neigung thut, kann daher nicht angeboren genannt werden (S. 15.). In dem Kap.: *über Bestimmung des Menschen*, verwirft der Vf. die gewöhnlichen Ansichten von Realisirung eines Vernunftideals und Unsterblichkeit, letztere als einen natürlichen Nothbehelf der Schwachen, die im betrübenden Gefühl, von dieses Lebens Freuden wenig genossen zu haben, als Supplement ihres hier nicht erschöpften Daseyns ein zukünftiges fordern zu dürfen glauben, und setzt die Bestimmung in Glückseligkeit und Genuss, oder in das Bewusstseyn des freysten Gebrauchs aller Kräfte und der möglich grössten Befriedigung aller Neigungen (S. 25.). Die Gesellschaft als ein Confluxus von unzähligen Raubthieren, die sich einander mit raubgieriger Wuth tausend Gelegenheiten zum Genuss vor dem Munde weghaschen, schmälert zwar den Genuss; aber sie trägt nicht minder zur Bildung und Vermannichfaltigung der Genüsse bey (S. 30.). Es findet eine zweyfache Bestimmung des Menschen Statt, als Einzelwesen sich so glücklich zu machen als möglich, und als Glied der Gesellschaft zum Vortheile dieser aus allen Kräften mitzuwirken. Auf das erste führen ihn blindlings seine Triebe hin, auf das andere der Drang der Umstände. Sittlichkeit und Glückseligkeit lassen sich so vereinigen, dass der Mensch nur in dem Nutzen der Gesellschaft seinen eigenen sucht, und jeden Nebenmenschen (den er doch von Natur als ein ihm feindseliges Raubthier ansehn muss) als Mitarbeiter an dem grossen Werke der Entwicklung behandelt. Die Gesinnung, vermöge welcher diese Idee uns die wertheste und heiligste geworden ist, ist Tugend (S. 42.).

Zum Handeln wird der Mensch bestimmt durch den Willen, ein Analogon der Lebenskraft, welches sich nach dieser auf das vollkommenste richtet in den Graden der Stärke und Schwäche, und vielleicht mit ihr eins und dasselbe ist. Die meisten Willenshandlungen gehen aus der Vorstellung der Nothwendigkeit hervor, und sind darum nicht die angenehmsten. „Schon darum war von einem kategorischen Imperativ keine Frucht zu erwarten. Der grosse Haufen hört dem Prediger mit stiller Verwunderung zu, der ihm die Nothwendigkeit, sittlich zu handeln, beweisen will. Denn er ist sich wohl bewusst, dass alle Sün-

Sünden, die er je beging, Werke einer noch viel dringendern Nothwendigkeit waren" (S. 52.). Hier verkennt der Vf. offenbar den Charakter des Menschen als sittliches Wesen, durch welchen er sich über alle andere Nothwendigkeit, als die er sich selbst auferlegt, erheben, und, Herr über jeden physischen Zwang und über die Gewalt seiner Neigungen, nur der Stimme seines Gewissens folgen kann. Wenn auf diese Weise jede schlechte Handlung mit dem Gefühl der Nothwendigkeit begleitet wäre, woher dann die marternden Gewissensvorwürfe selbst oft bey dem verruchtesten Bösewicht? Die Behauptung, dass man jenen Menschen nur durch die Klugheitslehre beykommen könne, würde dahin modificirt werden müssen, dass, wo sittliche Verpflichtungsgründe noch nicht vermögen, solche Menschen bey ihrem Verhalten zu leiten, man zuerst auch andere Beweggründe zu Hülfe nehmen müsse, um sie für jene empfänglich zu machen. — Nach S. 53. soll man die Jugend so früh als möglich von dem wunderbaren Bau der menschlichen Gesellschaft, von ihrem Endzweck und dem Verhältnisse des Einzelnen zu ihr unterrichten, damit sie früh die Nothwendigkeit einer sittlichen Lebensordnung einsehe und ehren lerne. Allein sollten diese Belehrungen wohl so wirksam seyn, als jene, die aus der sittlichen Natur des Menschen geschöpft und mit Religion in zweckmäsige Verbindung gesetzt sind? — Der Vf. will ferner, dass, weil diejenigen Willenshandlungen die zuverlässigsten sind, die aus der Vorstellung des Vergnügens entspringen, auch die Sittlichkeit in unser Gefühl aufgenommen werden solle. Jede gute That, die der Mensch hervorbringen will, soll ihm zum Kunstwerke werden, oder er soll vielmehr sich selbst zum Kunstwerke werden, an dem er unablässig arbeitet, das er mit inniger Selbstzufriedenheit betrachtet, und eben so sorgfältig vor Flecken schützt, als der Maler das Seinige. Der Vf. gesteht zu, dass man diese Gattung der Tugend Eitelkeit, aber doch wenigstens die edelste Art derselben nennen könne, und so will er Sittlichkeit auf Unsittlichkeit impfen. — In der Beantwortung der Frage: ob der Mensch zu allen Zeiten moralisch handeln könne, erklärt sich der Vf. zwar für den Determinismus, will doch aber dabey den *Glauben* an Freyheit festgehalten wissen, weil nur mit diesem Tugend und Laster fällt (S. 69.). Indem der Vf. so die Freyheit selbst läugnet, aber um guter Zwecke willen doch den Glauben an dieselbe erhalten wissen will, nimmt er jeden frommen Betrug in Schutz.

Als Hülfsmittel zur Sittlichkeit nennt der Vf. Ehrgeiz, Eitelkeit, das gute Herz, die Gewohnheit, das moralische Gefühl, die Furcht, das Mitleid, das Gewissen und die Religion. Schon aus dieser Zusammenstellung so heterogener Triebfedern wird man abnehmen, dass der Vf. unter Sittlichkeit eigentlich nur Legalität oder eine äussere gesetzmäsige Handlungsweise versteht. Wir wollen sie nach der Ansicht des Vfs. kurz durchgehn: Da er den schönsten Lohn der Tugend in die Freude an der eigenen Vernunftkraft, und das Selbstgefühl des Weisen demjenigen ähnlich setzt, mit welchem eine wahrhaft schöne Person sich selbst betrachtet: so kann es nicht befremden, dass er auch den Ehrgeiz als eins der wirksamsten Tugendmittel preiset, und dass er auch vorzüglich auf Benutzung desselben in der Erziehung dringt. Hierin werden ihm gewiss die meisten praktischen Erzieher beystimmen, nur mit der Modification, dass Ehrliebe als Beweggrund, aber keineswegs als Verpflichtungsgrund dargestellt werde. Die Eitelkeit, als die Auszeichnungssucht solcher Menschen, die zu beschränkt am Geist, um sich ein einziges grosses Ideal ihrer Strebungen vorzustellen, das mit der Totalität ihrer Kräfte erreicht werden müsste, sich begnügen, einzelne kleine Züge zu einem solchen Ideale zu ergreifen und vor den Augen der Zuschauer wohlbehaglich zu verwirklichen, hätte um so weniger unter die Tugendmittel aufgenommen werden sollen, da der Vf. sich selbst hiebey einen Widerspruch zu Schulden kommen lässt, indem er gesteht, dass die wenigen gleissenden Handlungen, die aus dieser Quelle hervorgehn, ganz und gar keinen Werth haben, dass der, welcher sich ihr ergeben hat, eben dadurch auf immer zur wahren Tugend verdorben sey, und man daher nicht genug die Jugend vor ihr warnen könne (S. 80.). — Viel treffender ist das, was der Vf. über die Gewohnheit, als eine der sichersten Stützen einer einmal begründeten tugendhaften Gesinnung, sagt. Der Werth des Tugendhaften könnte nur in den Augen derer dadurch herabgesetzt werden, die etwa auch von einem bewundernswürdigen Virtuosen sagen würden, seine Fertigkeit sey gar keines Rühmens werth, weil er sie ja durch vieles Spielen ganz natürlich erworben habe. Mit Recht empfiehlt der Vf. frühe Gewöhnung zum Guten als wesentlich für jede Erziehung. „Jeder Fehler, der der Trägheit des Kindes übersehen wird, ist als ein Rückschritt desselben in der entgegengesetzten Tugend zu betrachten, und dem Vater, der nicht mit der strengsten Consequenz jeden solchen Rückschritt verhüthet, sondern es ruhig mit ansehn kann, wie die einmal angefangene Gewöhnung hundert Mal unterbrochen wird, ist auf dem Kopf zuzusagen, dass er die Sittlichkeit seines Kindes nicht achte, nicht wolle." Nicht minder nothwendig und heilsam ist frühe Gewöhnung an ein anständiges Betragen und die häufige Vernachlässigung derselben bey der neuesten Erziehung höchst tadelnswerth. — Gutes Herz sollte richtiger durch eine von Natur im Gemüth begründete Disposition zu wohlwollenden Gesinnungen und nicht durch blosse Gewöhnung dazu erklärt werden, und kann nur dann ein Hülfsmittel der Tugend seyn, wenn es durch selbstständige Grundsätze gegen Schwäche und Charakterlosigkeit verwahrt ist. — Wenn das moralische Gefühl als Product eines völlig egoistischen Organs und als Erweiterung des eigenen Selbsterhaltungstriebes angesehn wird, der uns eifersüchtig auf jeden macht, der die uns gebührenden Rechte antasten will (S. 101.): so möchte es allerdings (nach S. 103.) wohl unter allen Hülfsmitteln zur Sittlichkeit das kraftloseste seyn. Allein was berechtigt den Vf., diese edle Quelle sittlicher Handlungen so tief herabzuwürdigen? Sittliches Gefühl ist nichts anders, als eine aus dunkeln unentwickelten Vor-

stel

stellungen, welche oft die Nothwendigkeit, schnell zu handeln oder sich nur zu entschliessen, nicht zum deutlichen Bewusstseyn kommen lässt, hervorgehende Entscheidung über Recht und Unrecht, welche keineswegs aus egoistischen Trieben entsteht. Aber so wie der Vf. mehrere moralische Begriffe auf eine ihm allein eigene Weise erklärt: so ist ihm auch das Gewissen nur reine Furcht vor Strafe, menschlicher oder göttlicher, und trifft im letztern Falle mit Religion zusammen (S. 109.). Mag die Religion immerhin ihrem ältesten Ursprunge nach nichts anders als Furcht gewesen seyn, Furcht vor den unsichtbaren Wesen, die man als die Schöpfer der Natur und als die Beweger der ungeheuern Kräfte ahndete, vor deren unverstandenen Ausbrüchen man zitterte: so veredelte sich doch bald die Idee derselben, und sie sollte nicht bloss, wie S. 110., als Zuflucht und Trostmittel für den Unglücklichen dargestellt werden, welches jetzt, da wir in bessern Verhältnissen leben, als die Vorwelt, uns immer fremder und gleichgültiger werden müsse (*sic*). — Die Behauptung, dass man zugleich der lasterhafteste und dabey der religiöseste Mensch seyn könne (S. 114.), ist nur dann erklärbar, wenn man mit dem Vf. das Wesen der Religion in eine bloss poetische Begeisterung setzt, welche die sittlichen Handlungen in einem schönern Lichte verklärt, aber die sinnlichen autorisirt und entschuldigt. Auch hier sieht man, wie nachtheilig es sey, Religion bloss als Poesie darzustellen. Da nach S. 120 ff. die Tugend in der vollkommensten Richtung des Willens auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft besteht: so kann der Tugendhafte nur Pflichten gegen seinen Nächsten haben. „Wie er sich selbst behandeln will, muss ihm billig allein überlassen bleiben, und gesetzt, es macht ihm Vergnügen, sich selbst die Unfläthereyen zu erlauben, welche den verehrungswürdigsten Männern des Alterthums vorgeworfen werden, wer darf sich unterstehen, seinen *moralischen* Charakter deshalb anzutasten?" (S. 121.). Zu so furchtbaren Behauptungen wird man hingeführt, wenn man das Gebiet der Moral auf jene Weise beschränkt und ihre Begriffe verkehrt und verunreinigt. Zwar sucht der Vf. die aus der Moral verbannten Pflichten gegen uns selbst hinterher als Regeln einer Klugheitslehre wieder einzuführen. Allein da das Object dieser nur in eigener Glückseligkeit besteht: so ermangelt sie durchaus fester Grundsätze über die Pflichten gegen uns selbst. Denn so verschieden die Menschen sind: so verschieden sind auch ihre Ansichten von Glückseligkeit, und die Mittel, welche jeder zur Erlangung derselben anwenden zu müssen glaubt; und wie wird der, welcher nach solchen bloss subjectiven Ansichten nur seine Glückseligkeit zu befördern sucht, oder bloss klug handelt, zugleich nothwendig auch sittlich gut, nach allgemein gültigen Principien handeln? „Die volle Moralität, behauptet der Vf. S. 131., kann erst da wirken, wo alle geselligen Verhältnisse auf das zweckmässigste bestimmt sind. Wo man erst bessere Verhältnisse schaffen muss, wird es ohne Immoralität mancher Art schlechterdings nicht abgehn können." Dass durch unmoralische Mittel zuweilen Gutes bewirkt ist, lehrt zwar Geschichte und Erfahrung; aber wie darf man apodictisch behaupten, dass ohne Immoralität überhaupt keine bessere Verhältnisse geschaffen werden können? Wie will der Vf. seine Behauptung historisch und moralisch rechtfertigen, dass selbst der erhabene Stifter des Christenthums vorsätzliche Täuschungen und magische Kunststückchen sich erlaubt habe, um seinen Plan zu realisiren, dass er bloss natürliche Kuren mit der Affectation verrichtet habe, als geschähen sie durch übermenschliche Kraft. Dergleichen hingeworfene Behauptungen, von denen sich nie gültige historische Gründe nachweisen lassen, sind um so tadelnswerther, je leichter die sittlichen Maximen so vieler Menschen, welche die einzige oder wichtigste Sanction derselben in dem Beyspiel und der Lehre Jesu fanden, völlig dadurch untergraben werden.

In dem *ersten* Hauptstücke handelt nun der Vf. von der eigentlichen Klugheitslehre, für welche er vier Grundtriebe, den Selbsterhaltungstrieb, die Geschlechtsliebe, den Trieb nach Wissenschaft und den Kunsttrieb, feststellt; hierauf werden die einzelnen Güter charakterisirt, zu deren Erstrebung jene Triebe den Menschen führen, als Gesundheit, Stärke, Reichthum, Ehre u. s. f. Da der Vf. (S. 189.) selbst eingesteht, dass nur diejenigen, welche einmal Wissenschaft und Kunst recht kennen gelernt haben, mit der innersten Sehnsucht nach ihrem vollkommensten Besitze streben, und da selbst Bekanntschaft mit dem Wesen der Wissenschaft und Kunst noch keineswegs jenes leidenschaftliche Streben nach denselben erzeugt: so folgt daraus, dass der Trieb nach denselben auch nicht als ein Grundtrieb des Menschen angenommen werden könne. Uebrigens bewährt der Vf. vorzüglich in diesem Abschnitte seine Welt- und Menschenkenntniss durch manche interessant dargestellte Ansichten und Bemerkungen. — Als Princip für die vollkommnen Pflichten in Beziehung auf den Nächsten wird das Kantische angenommen: Erlaube dir nichts, von dem du nicht wollen kannst, dass die Maxime dieses Handelns eine allgemeine Maxime für alle Menschen werde. Sodann werden die einzelnen Pflichten unter folgenden Rubriken abgehandelt: 1) Achtung für fremdes Leben. Sehr passend wird hier die Sorglosigkeit getadelt, mit welcher man, auch ohne offenbare Absicht, jemand zu beschädigen, doch etwas thut, das zufällig einem Menschen gefährlich werden könnte, so wie der Leichtsinn und die Bosheit, mit welcher viele Menschen andern eine Freude verbittern können, ein Vergehn, nur dem Grade nach vom Todschlag verschieden. Als ein Fehler gegen die Achtung für fremdes Lebensgefühl wird hier auch Neid und Stolz dargestellt, und dagegen Bescheidenheit und Unterdrückung der Schadenfreude zur Pflicht gemacht. Nach S. 234 genügt es schon, wenn man andern entweder Mitleiden *heuchelt*, oder sich stellt, als hielte man ihre Fehler für keine, oder bemerkte sie gar nicht. „Denn die Schadenfreude ist, wie der Neid, ein aus dem Selbsterhaltungstriebe gar zu natürlich hervorgehendes Gefühl, als dass es reell besiegt werden könnte." (O ihr edeln gefühlvollen Seelen, die ihr fremden Schmerz wie euern eige-

eigenen empfindet, so wär dann euer Mitgefühl höchstens Heucheley: wenn der Mensch von Natur seine Schadenfreude nicht reell besiegen könnte!) 2) Achtung für fremde Ehre, 3) für fremdes Eigenthum, 4) für die Gemüthsruhe anderer. Auch hier erlaubt der Vf. absichtliche Täufchung. 5) Achtung für Wahrheit, neben welcher doch die Nothlügen in Schutz genommen werden (S. 285.), nach folgendem Princip: Wähle diejenige Handlung, zu welcher dich im Augenblick des Handelns das reine Gefühl der Liebe am dringendsten auffordert. Nur dass Eigennutz oder Furcht nie den Ausschlag gebe. 6) Achtung für fremde Sittlichkeit. Folgende Stelle (S. 287.) verdiente allgemeine Beherzigung, könnte aber mit Recht auch in einiger Hinsicht gegen den Vf. selbst gekehrt werden: „Wie ein Greis an seiner goldnen Hochzeit mit eigenem Erstaunen die hundert Kinder, Enkel und Urenkel überschaut, die ihm ihr Daseyn verdanken, so erstaunenswürdig, aber nicht so herzerfreuend, müsste es seyn, wenn ein einzelner Bösewicht die ganze Descendenz der Elenden um sich her versammeln könnte, die theils seinem Beyspiele, theils seiner Ueberredung den Sinn für das Laster verdankten, der sie jetzt für die gute Sache der Menschheit verloren gemacht hat. Wer kann es berechnen, um wie viel ein einziges, leichtsinnig geschriebenes Buch die Summe der jetzt herrschenden laxen Grundsätze erhöht hat, und wie viele andere Schriftsteller, durch den Absatz desselben gelockt, sich diess Buch zum Muster für viele ähnliche genommen haben, durch welche nun der Born der Unsittlichkeit sich aus hundert Röhren in das Publicum ergiesst!" 7) Achtung für die Ehe. Nachdem der Vf. von der Ehe als einer von der Natur selbst gesetzten Einrichtung mit gebührender Achtung geredet hat, sucht er manche Ausschweifungen des Geschlechtstriebes durch den Geist der Zeit und bürgerliche Verhältnisse zu beschönigen. Ja er geht so weit, S. 311. die Frage: Soll die Hurerey frank und frey seyn? dahin zu beantworten: „Für den, der alle Folgen davon aus williger Entschliessung auf sich nehmen will, immerhin! Es giebt der feilen Dirnen unter uns genug, an denen doch einmal nichts zu verderben ist, und denen noch ein Gewinn dadurch zufliesst, wenn man sie dazu braucht, wozu sie selbst gebraucht seyn wollen. An solche wende sich also, wer sich durchaus nicht mehr bezähmen kann." Der Abscheu, womit solche Aeusserungen den sittlich denkenden Leser erfüllen müssen, wird durch einige nachfolgende Klugheitsregeln über Enthaltsamkeit und durch Schilderung nachtheiliger Folgen des Gegentheils einigermassen gemindert, aber die Schädlichkeit derselben wird keineswegs dadurch aufgehoben. 8) Achtung für die Staatsverhältnisse. 9) Wer ist ein rechtschaffner Mann? Hier behauptet der Vf., dass schon derjenige, welcher die hier aufgestellten vollkommnen Pflichten erfüllt, nach einem höchst *bestimmten* Sprachgebrauch ein rechtschaffner Mann genannt werde. Dieser Sprachgebrauch ist aber nur dem Vf. eigen und sehr eigenmächtig noch auf diese Weise von ihm bestimmt (S. 322.): „Er (der Rechtschaffene) kann geizig, schmutzig, unordentlich, ein Sodomit, ein Spieler, ein Trinker seyn, wenn er nur die vollkommnen Pflichten pünktlich übt, und jedem sein Recht erweiset, strenge zu rechter Zeit, aus freyer Bewegung, ohne Murren, so ist er ein rechtschaffner Mann.

In einer *zweyten* Abtheilung wird nun noch von den unvollkommnen Pflichten geredet: 1) über das Princip und die Gränzen derselben. Das erste wird gesetzt in den Eifer des Tugendhaften für das allgemeine Wohl, oder in Liebe, für welche keine Gränzen der Pflicht gezogen werden können. 2) Die Tugend der Mystiker. Liebe, wie sie Jesus lehrte und forderte, meynt der Vf., sey nur durch eine mystische religiöse Erziehung zu erzeugen, und sie sey nur für Menschen von seinem Berufe. Hier wird der richtige Begriff von Liebe, wie sie Jesus lehrte, völlig verkannt. 3) Begriff des guten Menschen. Dieser soll die Harmonie des allgemeinen Wohlseyns nicht nur nicht stören, sondern sie möglichst zu befördern suchen. 4) Das positive Gute, das jemand seinem Nebenmenschen erweisen kann, besteht zuerst in Erhöhung fremder Glückseligkeit. Von der Feindesliebe heisst es hier: „Auf jeden Fall ist sie eine höchst unnatürliche Forderung, so unnatürlich, dass der, welcher sie wirklich erfüllte, sich dem Verdachte aussetzen würde, es aus Furcht oder Affectation gethan zu haben. Um besonders diesem letztern auszuweichen, würde ich sagen: Ueberlass das andern, die ihm näher sind, und übe du deinen Wohlthätigkeitshang an solchen, bey denen du es ohne diese Besorgniss thun kannst." Durch das folgende mässigt übrigens der Vf. jene lieblose Behauptung, und zeigt, dass er im Grunde nicht schlimmer ist, als andere Moralisten, welche die Feindesliebe darin setzen, dass *man* dem Feinde die strengste Gerechtigkeit erweiset und alle Rachsucht unterdrückt. So modificirt will nun der Vf. die Feindesliebe für eins der ersten Gebote der Vernunft gelten lassen, welches nicht bloss dem guten, sondern schon dem rechtschaffenen Manne obliegt. „Sind doch, setzt er hinzu, von Haus aus alle Menschen unsere Feinde, und die wir ausschliesslich unsere Feinde nennen, nur dem Grade nach von denen verschieden, mit welchen wir in Ruhe leben." 5) Beförderung fremder Sittlichkeit. Mit Recht wird hier die bey der neuern Erziehung nur zu sehr vermisste strenge Consequenz empfohlen.

Rec. glaubt durch diese ausführliche Inhalts-Anzeige sein oben gefälltes Urtheil hinlänglich gerechtfertigt zu haben, und setzt nur noch den Wunsch hinzu, dass der Vf. sein Talent der Darstellung, so wie seine vielseitige Welt- und Menschenkenntniss, zur Bearbeitung und Empfehlung reiner moralischer Principien anwenden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. März 1807.

NATURGESCHICHTE.

Stockholm, b. Nordström: *Synonymia Insectorum* oder: *Versuch einer Synonymie aller bisher bekannten Insecten;* nach *Fabricii Systema Eleutheratorum* geordnet; von *C. J. Schönherr.* Mit Berichtigungen und Anmerkungen, wie auch Beschreibungen neuer Arten und illuminirten Kupfern. *Erster* Band. *Eleutherata* oder *Käfer. Erster* Theil. Lethrus — — Scolytes. 1806. XXII u. 293 S. und 3 illum. Kupft. gr. 8.

Göze unternahm vor beynahe dreysig Jahren in seinen Entomologischen Beyträgen ein vollständiges synonymisches Verzeichniss aller zu seiner Zeit bekannter Insekten-Arten, nach dem damals noch üblichen *Linnéischen* Systeme. Seine Arbeit war mit vielem Fleisse gemacht; allein es mangelte *Göze* an ausgebreiteter Kenntniss der Arten, es konnte daher nicht fehlen, dass eine Menge von Arten, die bey den verschiednen Schriftstellern verschiedne Namen führten, als besondre Arten getrennt, und wieder sehr viele gleichnamige, aber wirklich verschiedne, verbunden vorkamen. Dieser Zeitraum von dreysig Jahren ist überdiess in der Entomologie so bedeutend gewesen, dass *Göze's* Beyträge jetzt nur noch in den Bibliotheken stehn und die Mühe des Nachschlagens selten belohnen. Der Gedanke des Hn. *Schönherr*, für den neuesten Zustand der Insektenkunde eine vollständige Synonymie auszuarbeiten, verdient daher den Beyfall des Entomologen um so mehr, da Kenntniss des Gegenstandes, mühseliger Fleiss und redliches Streben nach Vollständigkeit und Richtigkeit aus dem vorliegenden Werke überall hervorleuchten.

Um den Werth einer solchen Arbeit gehörig zu erkennen, bedarf es nur der Erinnerung, dass der Hauptzweck derselben dahin geht, eine vollständige Liste aller bis jetzt bekannten Insekten-Arten zu liefern, deren Beschreibungen in den verschiednen Werken zerstreut sind, diejenigen Arten zusammen zu stellen, die trotz ihres verschiednen Namens zusammen gehören, und diejenigen abzusondern, die, ungeachtet ihrer gleicher Benennungen, doch in der Natur verschieden sind. Diese Arbeit ist bey der stets wachsenden Anzahl entomologischer Werke, bey der Menge von Irrthümern der Schriftsteller in Bestimmung der von ihnen aufgeführten Arten, bey dem sorglosen Verfahren vieler Entomologen in der Bestimmung dessen was wirklich neue, was verschiedne Art ist, und bey der Unzulänglichkeit vieler Beschreibungen und Abbildungen sehr schwer, wenn sie genügend ausfallen soll, und fordert nicht gemeine Kenntniss der Natur, ausgebreitete Belesenheit, Scharfsinn, genaue Kenntniss der Sprache und Manier jedes Beschreibers, grosse Geduld und Beharrlichkeit. Ist sie gelungen, so erleichtert sie ungemein das Aufsuchen einer Art, gewährt dem, der eine Art aufstellen will, die Sicherheit, dass sie noch in keinem der vielen Werke vorkomme, verhilft dem, der eine Art unter Einem Namen kennt, zu der augenblicklichen Kenntniss der andern Namen, welche diese Art noch führt, leitet zu den Quellen, woraus man Nachrichten über die Naturgeschichte dieser Art schöpfen kann, und giebt endlich eine Ueberficht des Bekannten, so wie der schon gebräuchten Namen.

Das vorliegende Werk liefert den Anfang zu einer solchen Ueberficht, nach *Fabricischem* Systeme geordnet, und enthält etwa den vierten Theil der Käfer. Nach dem Titel haben wir eine Synonymie über alle Insekten zu erwarten; der Zusatz: nach *Fabricii Systema Eleutheratorum* geordnet, ist daher unrichtig, weil er nur von Einem Theile der ganzen Klasse gelten kann.

Rec. hat diesen Band schon fleissig gebraucht, und nach seiner Erfahrung ist er mit grosser Sorgfalt, fleissiger Benutzung aller Hülfsmittel und mit Sachkenntniss gearbeitet. *Illiger's* Vorarbeiten in diesem Fache haben unstreitig die Arbeit sehr erleichtert und die meisten auffallenden Zusammenstellungen und Trennungen vorgezeichnet. Der Vf. hat diess mit gewissenhafter Genauigkeit anerkannt. Wir wünschten, dass er mehr Gelegenheit gehabt hätte, grosse Sammlungen zu benutzen, um die Natur öftrer zu vergleichen, als es ihm möglich gewesen ist. Wir liefern hier einige Beyträge zur Berichtigung und Vervollkommnung des ersten Bandes; und so sehr wir überzeugt sind, dass damit noch lange nicht alle Irrthümer aus dem Werke vertilgt sind, weil wir nur gelegentlich gemachte Anmerkungen geben: so glauben wir doch, dass Sachkenner, welche die unendlichen Schwierigkeiten des *Schönherr'schen* Unternehmens zu würdigen im Stande sind, daraus kein ungünstiges Urtheil über dasselbe ziehn werden. Eine ganz fehlerfreye und vollständige Synonymie ist nicht allein über die Kräfte eines einzigen, selbst des fleissigsten und kundigsten Entomologen, sondern überhaupt ein unerreichbares Werk.

Ehe wir zu den einzelnen Bemerkungen übergehn, ein Paar Worte über die Einrichtung der Synonymie. Die Gattungen folgen in der von *Fabricius* im *Systema Eleutheratorum* gewählten Ordnung, mit Einschaltung mehrerer Gattungen andrer Schriftsteller,

ler, wovon hier *Phalacrus* Paykull, *Machla*, *Stenosis* Herbst, *Chiroscelis* Lamarck vorkommen. Die letztere Gattung hängt denn doch zu nahe mit *Tenebrio*, besonders mit einigen afrikanischen Arten zusammen, und auf der andern Seite wären andre Gattungen, die hier unterdrückt sind, mit grösserm Rechte aufgeführt. Die Arten sind nach *Fabricius* Reihenfolge angegeben, und durch den Druck unterschieden, welche Europäische, welche ausländische, welche Schwedische sind. Sehr zweckmäsig wäre die wenigstens allgemeine Angabe des Vaterlandes jeder Art gewesen. Die von *Fabricius* übergangnen Arten sind nach ihrer Aehnlichkeit eingeschaltet, und mit den *Fabricischen*, numerirt. Diejenigen Arten von *Fabricius*, die entweder zu andern Gattungen gehören, als worin sie *Fabricius* aufführt, oder die Abändrungen andrer Arten sind, sind ohne Numer geblieben, in Klammern eingeschlossen, und dabey ist auf die Stelle verwiesen, wo man sie findet. Alle vom Vf. selbst nachgesehene Citate sind durch ein Sternchen bemerklich gemacht. Hin und wieder sind neue Arten, vorzüglich von *Quensel*, eingeschaltet, ihre Beschreibungen in Anmerkungen geliefert, und die meisten derselben abgebildet. Nicht selten sind auch Bemerkungen des Vfs., oder andrer beygefügt. Ein sehr vollständiges Register enthält alle in dem Bande vorkommende Namen, sowohl die Hauptnamen, als die der Synonymen. Die doppelt vorkommenden Namen sind unverändert gelassen. Das Verzeichniss der gebrauchten Werke ist vorangeschickt, worunter wir *Latreille's Histoire naturelle des Crustacés et Insectes* ungern vermissen. Die *Encyclopédie méthodique*, die eine reiche Anzahl von zum Theil sehr guten Citaten geliefert haben würde, und die dem Vf. bey seiner Arbeit eigentlich gar nicht fehlen durfte, hat er leider nicht benutzen können.

Jetzt einige Bemerkungen. S. 17. Nr. 76. *Geotrupes Syrichtus* scheint uns einerley mit *Aries* Nr. 79., *Fabricius* Angabe des Vaterlandes ist wahrscheinlich irrig. *Geotrupes Monodon* und *Punctatus* S. 18. sind wohl ohne Zweifel Männchen und Weibchen derselben Art. Auffallend war es uns den *Scarabaeus Quadridens Panz.*, *Aeneas Panz.* und *Unicornu Schrank* noch unter *Quadridens Fabr.* S. 24. zu finden. *Scarabaeus Hypocrita Schneid.* S. 27. ist keine Abänderung von *Stercorarius*, sondern eigne Art. Der von *Quensel* als neu beschriebne *Scarabaeus pygmaeus* S. 28. Nr. 15. ist allerdings ein *Scarabaeus*, aber von *Fabricius* schon unter dem Namen *Ateuchus glabratus* beschrieben, und so S. 64. und unter der Benennung *Copris glabrata* S. 56. Nr. 132. aufgeführt. Zu *Scarabaeus Arator* gehört der *Aphodius Stercorator* des Vfs. S. 81. Nr. 52. oder *Herbst's Scarabaeus Stercorator*, den man nicht mit dem *Fabricischen Aphodius Stercorator* verwechseln darf. Zu den *Scarabaeis* hätte noch *Melolontha chrysomelina Fabric.* gezogen seyn sollen. Den *Scarab. furcifer Rossi* oder den *Onitis Clinias* Männchen hat dieser *Tab. Append.* I. fig. *A.* abgebildet, *Wulfen's Scarab. falcatus* kann nicht zu *Onitis Sphinx* S. 31. gezogen werden. Zu *Copris Ammon* S. 37. Nr. 27. gehört wahrscheinlich der *Scarabaeus reflexus Panzer Fn. Am. bor. Prodr.* den der Vf. unrichtig zu *Copris reflexa* S. 54. rechnet (denn die *Reflexa* kommt nie in Nordamerika vor, wohl aber der ähnliche *Ammon*); und *Scarab. Laevis Drury*, *Copris laevis* S. 54. Nr. 126. *Voet's Col.* I. T. 27. f. 38. ist unendlich von *Copris Hamadryas* S. 37. N. 30. verschieden. — Zu *Ateuchus intricatus* S. 59. Nr. 8. gehört wahrscheinlich der *Palemo Oliv.* des Vfs. Nr. 47. S. 65. Der *Ateuchus granulatus* S. 61. Nr. 22. nach *Olivier*, ist einerley mit *Scabratus* Nr. 25. Zu *Aphodius Prodromus* S. 69. Nr. 11. gehören die beym *Conspurcatus* Nr. 24. vorkommenden Citate: *Scarabaeus conspurcatus Linn.* und *Marsham.* Dass *Aphodius ater Illig.* der *Terrestris Fabr.* und dagegen *Terrestris Illig.* der *Ater. Fabr.* seyn soll, bezweifeln wir sehr. Der *Aphodius nubilus* S. 74. Nr. 26. ist mit *Inquinatus* Nr. 25. eins. *Aphodius rufescens* S. 76. Nr. 34. ist wohl unbedenklich als Abart von *Sordidus* anzunehmen. Die *Aphodios: Elevatus*, *Sabuleti*, *Porcatus*, *Asper*, *Arenarius*, *Caesus* rechnet nach den Anmerkungen, Hr. *Gyllenhal* zu der Gattung *Scarabaeus*. Aus welchen Gründen ist *Aphodius Porcatus Rossi* unter Nr. 77. vom *Porcatus* der übrigen Schriftsteller getrennt? warum *Rufus Sturm.* Nr. 87. von *Rufus Fabr.* Nr. 86.? Der *Aphodius Serotinus Creutz. Sturm. Panz. Scarabaeus minutus Herbst. Preyssler*, ist durch längere Statur von *Aph. foetidus* Nr. 91. S. 88. *a.* verschieden. Der *Aphodius flavidus* Nr. 93., *Scarab. flavidus Rossi* ist ein *Heterocerus*. Bey der Gattung *Hister* hätte *Sturm's* deutsche Faune durchgängig citirt werden können. *Histr. bissexstriatus Fabr.* S. 89. Nr. 7. ist der *12-striatus Schrank*, und nicht die *var. b.* des *12-striatus* der Ent. Hefte. Zu *H. 12-striatus Rossi* S. 90. Nr. 8. ist *Paykull's*, der Entom. Hefte und *Schranks 12-striatus* unrichtig citirt. — *H. politus Herbst.* S. 90. Nr. 11. fällt, als einerley mit *Angulatus Fabr.* Nr. 14. weg. Der *H. detritus Rossi* ist nicht der *H. quadristriatus Fabr.* S. 95. Nr. 37. sondern eine eigne Art. Zu S. 97. N. 49. *Hister minutus* muss man *H. Atomos Rossi* setzen, der Nr. 54. besonders aufgeführt ist. Der *H. elongatus Oliv.* gehört nicht zum *H. oblongus* Nr. 65. sondern zum folgenden *Angustatus*. Zum *H. complanatus* S. 99. Nr. 67. setzen wir *H. nassatus Panzer*, den der Vf. mit Unrecht zum *Flavicornis* rechnet; dafür muss *H. picipes Herbst* und *Panzer* weggelöscht werden. Der *H. pusillus Rossi*, den *Schönherr* zum *Vulneratus* Nr. 71. gezogen hat, macht eine sehr verschiedne Art aus. Der *Byrrhus ornatus Panzer*, der mit einem Fragezeichen zu *Pilula* S. 110. Nr. 2. gezogen ist, ist eine besondre Art. Den *H. dorsalis* Nr. 7. S. 111. halten wir dagegen für Spielart von *ater* Nr. 5. — *Anthrenus Viennensis Herbst* S. 116. Nr. 13. ist der *Dermestes Serra Fabr.* — *Trox perlatus Scriba* und *Geoffr. Scarabé* n. 11. ist eine von *Trox hispidus* S. 118. Nr. 5. sehr verschiedne Art. *Paykull's Trox arenarius* scheint uns der *Hispidus Fabr.* und dagegen *Paykull's hispidus*, der Nr. 7. besonders aufgeführt ist, der *Arenarius Fabr.* zu seyn. *Scarabaeus pectinatus Pallas*, den wir sehr gut

gut kennen, und auf den *Olivier's* Abbildung des *Trox horridus* passt, kann man nicht wohl mit *Trox horridus Fabr.* S. 119. Nr. 9. vereinen. So sind *Trox tuberculatus Herbst. Scarab. tuberculatus Degeer*, und dann *Tr. Morticinii Oliv. Sc. Morticinii Pallas* von *Trox luridus Fabr.* sicher verschieden. Zu *Erodius testudinarius* S. 124. Nr. 1. gehört *Voet. Col.* II. tab. 44. fig. I. α. wo der Käfer sehr gut vorgestellt ist. *Erodius gibbus* und *Bilineatus Herbst* halten wir für dieselbe Art. *Erod. muricatus* S. 125. Nr. 6. ist freylich kein abgeriebner *Testudinarius*, wie *Illiger* gemuthmasst hat, sondern eine sehr verschiedne Art, wozu man *Pimelia ovata Olivier* setzen muss, die der Vf. unrichtig zu *Pimelia morbillosa* S. 133. Nr. 24. rechnet. Dieser Käfer ist aber kein *Erodius*. Bey *Sepidium variegatum* S. 129. Nr. 2. fragt der Vf. an, ob es nicht bloſse Geschlechtsverschiedenheit vom *Tepidium tricuspidatum* sey; beide Arten sind aber durchaus verschieden, und kommen nie beysammen, nicht einmal in denselben Ländern vor. Zu *Sepidium rugosum* gehört offenbar *Herbst's Pimelia Leucophrys*, die S. 137. Nr. 72. besonders aufgeführt wird. *Olivier's Pimelia variolaris Oliv.* ist allerdings von *P. scabra* verschieden wie *Schönherr* gegen *Illiger* richtig bemerkt. *Pimelia gibba Herbst* ist nicht die *Fabricische* Nr. 5. S. 132. sondern eine besondre Art, die wir *Tumidicollis* nennen. *Pimelia bistriata Herbst* S. 132. Nr. 7. gehört sicher zu *Gibba* Nr. 5., und *P. scabra Thunberg* Nr. 12. zu *Globosa* Nr. 8. *P. strigosa Herbst* Nr. 6. möchte wohl *P. gibbosa* Nr. 56. seyn. *Pimelia bipunctata Fabr.* und *Herbst* ist von *P. muricata Fabr.* S. 133. Nr. 17., wozu sie der Vf. als Abänderung zieht, verschieden. Die *Pimelia formicata Herbst* S. 133. Nr. 19. ist von *Pallas* unter dem Namen *Tenebrio chrysomeloides Icon.* p. 52. *Observ.* beschrieben. Dieser *Tenebrio* von *Pallas* ist dem Vf. entgangen. Die *Pim. subglobosa*, *Tenebr. subglobosus Pallas*, Nr. 22. scheint uns die *Pim. variabilis Lin.* S. 136. Nr. 53. zu seyn. S. 134. Nr. 32. *Pim. dentata*, wozu eher *Herbst's P. sexlineata*, die S. 135. Nr. 42. aufgeführt wird, als dessen *Dentata* gehört. Die *Pim. pusilla Herbst*, die der Vf. zu *P. minuta* Nr. 40. S. 135. rechnet, gehört zu *Fabricius P. costata* Nr. 49. *Pimelia longipes Oliv.* und *Herbst* S. 135. Nr. 43. halten wir für die *Fabricische Pimelia Serrata* Nr. 41. Unter die Citate bey *Akis acuminata* Nr. 6. S. 138. kann man noch *Tenebrio didymus Pallas Icon.* S. 42. *Nota ad Ten. Pterygoden* setzen, ein Citat, das der Vf. übergangen hat. — Zu *Akis grossa* S. 139. S. 11. gehört *Pallas Tenebrio Cephalotes* nicht, dieses ist eine besondre Art von *Pimelia*. Eben so ist *Tenebrio hypolithos Pall.* nicht die *Akis glabra Fabr.* S. 140. Nr. 15. sondern eine *Blaps*. Der *Platynotus plumosus*, *Teneb. plumosus Thunberg*, S. 143. N. 14. ist ein *Opatrum*. *Blaps spinipes* S. 145. Nr. 7. ist ein *Carabus*. *Herbst's Tenebrio ovatus* ist vom *Ten. mauritanicus Fabr.* S. 152 Nr. 33. verschieden. Bey der Gattung *Manticora* S. 166. Nr. 36. citirt der Vf. *Panzers Fn. Germ.* 89. tab. 1. als Abbildung der Mundtheile, diess ist aber ganz falsch; dort sind die Fresswerkzeuge von *Leistus Frölich* oder *Pogonophorus Latreille* dargestellt, die von denen der *Manticora* sehr verschieden sind. Der *Carabus tauricus Pallas*, *scabrosus Oliv.* ist keine Abänderung von *Scabrosus Fabr.* sondern eine sehr verschiedne Art. Zu *Carabus Megerlei Fabr.* S. 168. Nr. 4. gehört sicher *Anthia rugosa* des Vfs. S. 226. Nr. 25. *Carabus rugosus Fabr. Supplem.* Zu *Carabus catenatus Panz.* S. 169. Nr. 9. der *Catenulatus Scopoli Ent. Carn.* Der *C. caelatus* S. 177. Nr. 49. ist einerley mit *C. sulcicollis Paykull*, der Nr. 148. besonders aufgeführt ist. Die geflügelte Abänderung des *C. suboycneus* S. 183. Nr. 78., deren in der Anmerkung erwähnt wird, scheint uns eine besondre Art mit schmalerm Halsschilde. *Carabus humeralis*, *axillaris*, *miliaris* S. 185. hätten zu den *Apteris* gesetzt werden sollen, da sie keine Flügel haben. Zum *C. fasciatus* S. 189. Nr. 112. gehört als Spielart der *C. quadrinotatus Panzer*, der S. 221. Nr. 292. besonders aufgezählt ist. Der *Carabus Cephalotes* ist kein *Scarites Rossi's* und *Olivier's Car. interruptus* ist von dem *Fabricischen* S. 191. Nr. 129. verschieden. Zu *C. Sphaerocephalus Oliv.* S. 192. Nr. 131. rechnen wir *C. Dama Rossi femina*, der n. 133. besonders vorkommt. *Carabus sulcicollis Paykull* und *Quadrisulcatus Illig.* S. 193. sind zwey gänzlich verschiedne Arten. Wir sahn von jenem Männchen S. 194. Nr. 152. *C. cassideus Fabr.* Der *C. depressus Panzer* gehört nicht zu ihm, sondern zu *Paykulls Depressus*, dafür setzen wir *C. emarginatus Oliv.* den *Schönherr* S. 225. Nr. 316. aufgeführt hat, dazu. Zum *C. bicolor* S. 197. Nr. 174. gehört *C. pensylvanicus Degeer* und *Oliv.* S. 220. Nr. 287. als Spielart. *Rossi's Car. azureus* ist eine von *C. azureus* S. 203. Nr. 200. verschiedne Art. *Fabricius C. fulvipes* gehört nicht zu den Abänderungen des *Aeneus* Nr. 201. Der *C. dimidiatus Rossi* S. 206. Nr. 212. führt noch die Namen *Planicollis*, *Corvus*, und bey *Latreille Harpalus serripes*. *Carab. vivalis Illig. nivalis Panz.* ist vom *Rotundatus Payk.* S. 214. Nr. 285. verschieden. *C. linearis Oliv.* S. 218. Nr. 276. ist eine selbstständige Art und heisst bey *Marsham Linearis*, nicht *Punctomaculatus*. Der *C. quadripunctatus Payk. Oliv.* S. 219. Nr. 279. ist eins mit *C. foveolatus Illig.* S. 214. Nr. 260. *Carabus minimus Fabr.* ist von *tristis* S. 220. Nr. 282. sehr verschieden, und dem *Truncatellus* weit ähnlicher. Der *Elaphrus 4-maculatus β. Illig. Car. articulatus Panz.* ist eine von *Car. subglobosus* S. 221. Nr. 293. verschiedne Art mit längerm Halsschilde. *Carab. fastigiatus Lin.* S. 224. Nr. 311. ist der *Brachinus nigripennis Fabr.* S. 230. Nr. 5. *Calasoma Hoffmanseggii*, *Carabus Panz.*, S. 228. Nr. 11. ist kein *Calosoma*. *Drypta tridentata* S. 237. Nr. 4., *Carabus Oliv.*, ist eine *Agra*. Der *Elaphrus biguttatus Fabr.* ist eine besondre von *El. semipunctatus* verschiedne Art. *Rossi's Elaphrus nebulosus* S. 249. Nr. 10. ist ein *Bembidion Latr.*

Von den hier beschriebnen neuen Arten sind uns viele bekannt. Sie sind: *Geotrupes Neptunus*, *lugubris*, *Scarabaeus pygmaeus* (der *Ateuchus glabratus Fabr.*). *Copris sagax* scheint uns die dicht vorhergehen-

gehende *Copris Ursus* Fabr., die gerade so von *Molossus* verschieden ist, wie es hier von *Quensel* angegeben wird. — *Aphodius Lapponum*, *villosus*; *Hister Chinensis*, in dessen Beschreibung und Art-Unterscheidung *Maxillae* für *Mandibulae* gesetzt sind, so wie in der Beschreibung des *Hister laevigatus*. — *Erodius punctatostriatus*, *Sepidium acuminatum*, *Eurychora cimicoides*; *Akis discoidea* ist nicht Geschlechts-Unterschied von *A. spinosa*, die wir in Menge allein gefunden haben, da uns jene *Discoidea* in etwa zehn gleichen Individuen aus Spanien zugekommen ist. *Platynotus striatus*, *carbonarius*; *Blaps exarata*, *tridens*; *Tenebrio Trogosita* kannten wir unter dem Namen *rufipes* Böber. — *Helops gibbulus*; *Carabus cribratus*, unter dem Namen *Foveolatus* Böber in den Sammlungen bekannt. — *Carabus mingens* halten wir für nichts als Abänderung von *C. Hungaricus*; wir haben Individuen aus den Südrussischen Gegenden, woher *Quensel* seinen Käfer hatte, und aus Ungarn, die sich gleich sind. *Carabus exaratus* hat diesen Namen von dem berühmten Ritter *v. Böber* in Petersburg. *Carabus aeratus* — *C. fossulatus* Preyßler; — *C. lineatus* hat bey uns den Namen *C. fimbriatus* Böber; wir haben ihn aus Südrussland und aus Algier bekommen: *Car. Steveni*; *C. subcaeruleus* — *C. humerosus* scheint uns der wahre *Humeralis* Fabr. zu seyn; *Quensel* hält wahrscheinlich einen andern nahe verwandten Käfer für den *Humeralis Car. rubicundus*; *C. Advena*, *C. scabricollis*, *C. Thunbergi*, *C. Ebenus* stammt aus Portugal, nicht aus Deutschland; *C. Gyllenhali*, *C. serripes*, *C. fulvicornis*, *C. Quenseli*, *C. sinuatus*, *C. quadrisignatus*, *C. Etruscus*, *C. tinctus*, *C. ustus*, unter dem Namen *Elaphrus (Bembidion) apicalis* Böber bekannt. *Brachinus bipustulatus*, *Br. cruciatus* heifst bey Böber *quadrinotatus* — *Anthia sexnotata*, *villosa*, *rugosopunctata*, *tomentosa*, *depressa*; *Cicindela viridula* war von *Fabricius* mit *C. funesta* S. 246. Nr. 60. vermengt; *C. quadriguttata*. In den hinten angehängten Zusätzen und Berichtigungen liefert der Vf. noch die Beschreibung des wahren *Tenebrio muricatus* Linné mit einer, zu unserm Leidwesen nicht sorgfältig genug gearbeiteten Abbildung.

Ausser den von uns angezeigten beiden Arten aus *Pallas* Iconen haben wir noch das *Sepidium lacunosum* Thunb. *Diss.* S. 48. fig. 14. vermisst.

MATHEMATIK.

Hanau, b. Scharnek: *Visir-Kunst*, oder gründliche Anweisung, alle Gefäse nach ihrem kubischen Inhalt auszumessen und zu berechnen. Nebst den dazu gehörigen Tabellen. 1803. 174 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hatte die Absicht, Geschäftsmännern Tabellen in die Hände zu liefern, aus welchen sie sehr leicht die Längen- und Körper-Maße verschiedener Länder unter sich vergleichen, und eines auf das andere reduciren können. Er giebt deswegen in der ersten Tabelle die Körpermaße verschiedener Länder für Flüssigkeiten in Französischen und Rheinländischen Kubik-Zöllen, und fügt eine zweyte für Körpermaße von trocknen Dingen bey. Die dritte Tabelle enthält die Ellen- und Fussmasse nach Pariser Linien, die vierte die Handels-Gewichte nach Holländischen Assen; die fünfte die Rechnungs-Münzen, wie viel deren auf eine feine Mark Cöllnisch gehen, und ihrem Werth in 20 und 24 Gulden Fuss. Einleitungsweise schickt der Vf. auch den Gebrauch dieser Tabellen voran; und zeigt dabey ausserdem, wie Körper von verschiedener Form und Art visiret werden können; in Anwendungen auf Fässer, auf Getreidegemaße, auf Gemaße für flüssiges und dergleichen, wobey aber der Inhalt solcher Dinge auf den kürzesten Weg mehr näherungsweise, als nach einer stricten Rechnungs-Methode gefunden wird, welche auch für Geschäftsmänner, die sich mit Formeln nicht abgeben können, meistens genügend ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Duisburg*, b. Bädecker u. Kürzel: *Jonae et Obadjae oracula Syriace.* Notas philologicas et criticas addidit *H. A. Grimm*, Theol. Doct. ejusd. hist. eccles. et ling. orient. in academ. Duisburg. Prof. IV u. 41 S. 8. (6 gr.) — Der Guss neuer Schriften, welche versucht werden sollten, hat die nützliche Folge gehabt, dass der würdige Vf., statt ein paar einzelner Stücke, den ganzen *Jonas* und *Obadja* der *Peschito* nach der Londner *Polyglotte* abdrucken liess. Letztre ist selten genug, dass viele junge Freunde der morgenländischen Literatur ihren Gebrauch entbehren. Und überhaupt ist jeder neue Abdruck eines Stückes dieser Sprachen Gewinn. Er giebt nicht bloss Gelegenheit, sondern auch Anlass zu ihrem verbreiteteren Studium. Hr. G. hat nun aber diese Gelegenheit zugleich dazu genutzt, um dem syrischen Texte zahlreiche und ausführliche, schätzbare Anmerkungen unterzulegen, in welchen die syrische Uebersetzung mit den übrigen alten Uebersetzungen und mit dem hebräischen Texte sorgfältig verglichen, zuweilen auch theils die Bedeutungen einzelner Wörter genauer bestimmt, theils Erklärungen des *Ephräm in extenso* angeführt worden. Die Leser lernen also hier zugleich auch Stücke vom Originaltext des letzteren kennen; und haben überhaupt in diesen Bogen vieles Belehrende und ein Muster zur Nachahmung bey fortgesetzten kritischen Vergleichungen der, noch gar nicht genug genutzten, alten Uebersetzungen der Bibel, zu welchen sie, eingeleitet durch diese Schrift, übergehen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. März 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Laporte: *Dictionnaire universel, géographique, statistique, historique et politique de la France*, contenant sa Description, sa Population, sa Minéralogie, son Hydrographie, son Commerce, ses Produits naturels et industriels; une Généalogie de tous ceux qui l'ont gouvernée depuis plus de 400 ans avant Jésus Christ jusqu'à ce jour, avec les principaux événemens qui se sont passés sous les différens règnes et gouvernemens; les coutumes, les institutions civiles, militaires et ecclésiastiques; des Tableaux comparatifs de la France Monarchique avec la France en République; tous les grands hommes célèbres ou fameux depuis plusieurs siècles, avec une notice des ouvrages qu'ils ont publiées; les sièges, les batailles, le lieu où elles se sont données, le nom des Généraux qui y ont commandé; l'Histoire de tous les Pays conquis et réunis à la France; la Constitution française, le Sénatus-Consulte organique de la Constitution, le Sénatus-Consulte qui nomme *Napoléon Bonaparte* Empereur des Français; toutes les institutions sous ce dernier gouvernement; les Traités de paix conclus jusqu'à ce jour avec toutes les Puissances étrangères; un Dictionnaire des Colonies; avec une Carte générale etc. etc. 1804—1805. *T. I. A—Cno.* XXVIII u. 743 S. *T. II. Coa—H.* 732 S. *T. III. J—O.* 734 S. *T. IV. P—Saj.* 710 S. *T. V. Salz*—Ende. 830 S. gr. 4. in gespaltenen Columnen. (Die versprochene Karte soll erst nachgeliefert werden.)

Bey einem Werke dieser Art ist es keine unbedeutende Frage: *Wer* der Verfasser oder Herausgeber ist: denn hier kommt Alles darauf an, dass der Schriftsteller nicht nur mit den zu seiner Arbeit nöthigen Kenntnissen, mit Fleiss und gutem Willen ausgerüstet ist; sondern auch, dass er in einer Lage sich befindet, in welcher es ihm weder an Gelegenheit, *alle* Quellen zu benutzen, noch an Musse, seine Materialien gehörig auszuarbeiten, gebricht. Hr. *Prud'homme*, Vater, Herausgeber dieses Wörterbuchs von *Frankreich*, hat in dieser Hinsicht mehrentheils günstige Vorurtheile für sich. Er war in der Revolution Mitglied des National-Convents, und in einer Lage, in welcher er bis zur Urquelle selbst gehen und aus ihr schöpfen konnte; auch bewies er durch sein Werk: „*La République française divisée en 98 Depts.*," das damals von der Regierung als zuverlässig anerkannt wurde, und auf welches sich auch das Directorium berief, als ein Streit wegen der angegebenen Entfernung eines Orts von Paris entstand — dass er Lust, Fleiss und Willen zur Ausarbeitung eines solchen Werks besitze und Zurechtweisungen nicht verschmähe, da er sehr gern Verbesserungen aufnahm. Seine schriftstellerischen Sünden während der Revolution (die *Crimes des Rois*, *des Papes*, *des Empereurs* etc.) sind nun glücklich vergessen, dürfen wenigstens keinen Einfluss auf die Beurtheilung seiner andern Werke haben.

Der Vorrede zufolge wurden die Anstalten zur Herausgabe dieses Werks, zur Einsammlung der dazu gehörigen Materialien u. s. w. schon im J. 1790. getroffen, und 14 Jahre unterhielt er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Beamten, Geographen u. s. w., und alle seit der Revolution auf einander gefolgten Regierungen von Frankreich, überzeugt von der Gemeinnützigkeit seiner Unternehmung, unterstützten ihn so, dass ihm alle Kanzleyen und Archive zu diesem Zwecke geöffnet wurden. Auch standen ihm mehrere Geographen bey und massen nach den besten Specialkarten Distanzen, Flächenräume, den Lauf der Flüsse u. s. w. aus, und notirten alle geographischen Namen, die er in möglichster Vollständigkeit aufgesammelt zu haben glaubt. — Die der Vorrede beygefügte Liste der Quellen zur Geschichte, Geographie, Chorographie, Topographie und Statistik von Frankreich ist ziemlich vollständig, doch fehlen die Reisen der Ausländer und überhaupt beynahe alle in fremden Sprachen geschriebenen Werke über Frankreich. Auch vermisst man einige französische originale Hauptwerke über die Topographie von Frankreich, z. B. *Ogée Dictionnaire de la Bretagne*, die *Antiquités de Lyon*, *Horrer Dictionnaire d'Alsace*, *Durival Description de la Lorraine* u. s. w. Unter den Reisebeschreibungen vermissen wir die von *Papon*, *Ramond*, und mehrere neuere. Doch diese sind vielleicht alle, so wie auch *Peuchets Dictionnaire de Géographie commerçante*, unter den beiden *etc.* am Ende dieser *Notice* begriffen, welche 4 enggedruckte Spalten in gr. 4. anfüllt, und wirklich die schätzbarsten Werke, aber auch manche Büchertitel enthält, die nur zur Ausfüllung des Raums hier zu stehen scheinen. Einige derselben werden sonderbar aufgeführt, z. B. *l'ouvrage de Joannis Danielis Schoepflini* (*sic!*). — *De Grandpré's Dictionnaire de Géographie maritime*, das hier gute Dienste hätte leisten können, ist weder angeführt, noch benutzt worden. — Eine darauf (S. XI ff.) folgende *Table comparative des Articles contenus dans cet ouvrage indépendans de l'historique*

rique des villes, bourgs, villages et hameaux; composant les anciennes et nouvelles divisions du territoire français, les Gouvernemens, les différentes branches de l'organisation civile, ecclésiastique et militaire, les Corporations, Institutions, Privilèges, Fondations; et tout ce qui a rapport à l'ordre judiciaire, etc. etc. tant sous le gouvernement monarchique, que sous le gouvernement actuel — ist eine zum Nachschlagen der statistisch-historischen Real-Artikel sehr brauchbare und willkommene alphabetische Nachweisung in zwey Spalten gegen einander über, deren eine die Artikel aus den Zeiten der Monarchie, die andre die aus der Republik angiebt. — Hierauf folgen 9 Seiten Ergänzungen, Verbesserungen und Nachträge zu den Buchstaben *A*, *B*, *C*, *D*, *E* und *F*.

Nach diesem beginnt in dreyspaltigen Columnen das geographische Wörterbuch selbst, von welchem wir nun *Plan*, *Vollständigkeit* und *Richtigkeit* oder *Zuverlässigkeit* zu prüfen haben.

Der *Plan* dieses Wörterbuchs ist im Ganzen gar nicht übel angelegt, doch bietet er noch einigen Stoff zum gegründeten Tadel an. Von den alten, grössern und kleinern, Landschaften des ehemaligen Frankreichs wird nur eine kurze Uebersicht gegeben und dann auf die Departemente verwiesen, in welche sie jetzt umgeschaffen sind. (Etwas mehr Ausführlichkeit wäre, bey manchen dieser Artikel, besonders bey Landschaften, welche jetzt allzusehr zerstückelt; oder mit andern vermengt sind, sehr erwünscht gewesen.) — Ausführlicher ist die Uebersicht der Departemente, in welcher die Bestandtheile, der Ursprung des Namens, die Gröfse und Volksmenge, die Eintheilung und gerichtliche Organisation, die Producte, Fabriken und Handlung, die Flüsse, Seen und Berge, die vornehmsten Städte, die alt-üblichen Masse, und endlich die berühmten Männer jedes Departements angegeben werden. — Man sieht beym ersten Ueberblicke, dass hier keine schickliche natürliche Ordnung und Folge beobachtet ist; auch fällt es hier auf, dass die alten Masse, die doch jetzt abgeschafft sind, im kleinsten Detail auseinander gesetzt und die berühmten Männer ausführlich, und wenn sie Gelehrte waren, mit allen ihren Schriften aufgezählt sind, da sie jedoch wieder meist alle unter ihren Geburtsorten eben so pünktlich angegeben sind. Dagegen sind Producte, Naturmerkwürdigkeiten, Fabriken, Handel u. s. w. nicht vollständig genug, selbst für eine blosse Uebersicht, abgehandelt. Hierin behauptet die skizzirte Beschreibung der Departemente im *fünften* und *sechsten* Bande von *Herbin's Statistique générale et particulière de la France* etc. einen unverkennbaren Vorzug: denn das dort befindliche, unentbehrliche Detail der Departements-Beschreibungen, das doch immer nur skizzirt ist, und das unter keine andern Artikel gebracht werden kann, findet man hier nirgends. — Warum sind aber die Gemeindebezirke (*Arrondissemens communaux*) und die Kantone nicht besonders beschrieben, wenigstens summarisch, wie bey *Herbin*? — Diess ist eine wahre Lücke, die man in einem solchen Werke ungern wahrnehmen wird. —

Die *Ortschaften* sind im Ganzen nach einem bessern Plane beschrieben, doch lässt sich die Ordnung des Vortrags daran tadeln: denn Lage, Bevölkerung und Angabe der daselbst sitzenden öffentlichen Gewalten folgen immer zuletzt. Z. B.

„ABBÉCOURT, v. (AISNE), *arr. de Laon, canton de Chauny, près de l'Oise à 3 K.* ($\frac{3}{4}$ *de l.*) *de Chauny*, 39 *K.* (8 *l.* $\frac{3}{4}$) *de Laon. Pop.* 514. *Bur. de poste de Chauny.*"

Der Vf. hat übrigens ausser der Lage und den öffentlichen Gewalten, die daselbst ihren Sitz haben, beynahe bey jedem Orte, meist alle seine vorzüglichsten Merkwürdigkeiten ganz kurz, folglich planmässig angegeben; doch wird auch hier noch Manches vermisst. Fabriken und Handel sind bey den meisten Artikeln ziemlich richtig und genau angeführt. — *Flüsse*, *Seen*, *Berge* u. s. w. sind ebenfalls kurz, doch für den Zweck befriedigend geschildert. Auch sind die *Real-Artikel* meistens kurz, oft zu kurz, im Ganzen aber ziemlich deutlich und lichtvoll abgefasst. — Der Hauptartikel *Frankreich* (II. B. S. 369 ff.) ist gar nicht plan- und zweckmässig abgefasst, ob er gleich sehr viel Gutes enthält. Die Geschichte ist hier, ob sie gleich in einem solchen Werke Nebensache ist, doch zu kurz und flüchtig abgefertigt; noch flüchtiger ist die physikalische Geographie behandelt. Die Tabelle, *Genealogie* der französischen Regenten betitelt, ist warlich keine *Genealogie*, sondern bloss eine *chronologische* Regententafel. — Weit besser ist die Vergleichung der Verfassung von Frankreich als Monarchie und als Republik. — Die hierauf folgenden zahlreichen Specialtabellen über die ehemalige und jetzige Eintheilung der einzelnen Landschaften, sind sehr schätzbar; aber weit schicklicher wären sie dem Artikel jeder einzelnen Landschaft, zu welcher sie gehören, zugetheilt worden. Hier machen sie das Missverhältniss der einzelnen Theile des Hauptartikels nur desto auffallender.

Hier einer der ersten grösseren Artikel zur Probe:

„ABBÉVILLE, Stadt (*Somme*), Hauptort eines Bezirks und Kantons an der Somme, welche sie in zwey Theile schneidet, 10 M. (22 L.) S. von Calais, 11 M. (24 L.) S. W. von Lille, 11 M. (24 L.) W. von Rouen, 27 K. (6 L.) S. O. vom Meere, 40 K. (9 L.) N. W. von Amiens und 18 M. (40 L.) N. W. von Paris. Länge: 19° 29′, Breite: 50° 7′. Diese Stadt gehörte vormals zu Nieder-Picardie und war nächst *Amiens* die vorzüglichste Stadt der Provinz. Sie ist wohl bevölkert und treibt beträchtlichen Handel, worin sie durch ihre Lage in einem Thale an der Somme, die hier schon grosse Barken trägt, begünstigt wird. Dieser Fluss hat Ebbe und Fluth; er zerschneidet die Stadt in mehrere Theile, die dann überdiess noch von drey kleinen Flüsschen: *Lescardon*, *Sottins* und *Corneille* oder *Tanière* bewässert werden, welche an 30 Mahlmühlen treiben. Die Luft ist gesund und das Wasser vortrefflich; auch giebt es an verschiedenen Orten Mineralquellen. *Abbéville* ist befestigt und hat fünf Thore, an deren einem ein sehr schöner Spaziergang längs der Somme hinführt. Der Justizpallast ist ziemlich schön; es giebt hier hübsche Häuser und einige ansehnliche Gebäude, die vormals von Edelleuten aus der Nachbarschaft bewohnt wurden. Das Rathhaus und die Kirche St. Wolfran verdienen einige Aufmerksam-

famkeit. Aus der Zahl ihrer Pfarrkirchen kann man auf die Grösse der Stadt schliessen: denn dieser sind 14; ferner waren hier 6 Mannsklöster, ein Haus der Brüder der christlichen Schulen, eine Frauen-Abtey, 7 Nonnenklöster, ein Hoteldieu, ein Waisenhaus und ein General-Hospital. Was sie aber noch wichtiger macht, das sind ihre zahlreichen Fabriken und ihr Handel mit Landesproducten. Hier ist die mit Recht so berühmte Tuchfabrik von *van-Robais*, einem Holländer, welcher im J. 1669 sein erstes Privilegium erhalten hat. Die Tücher, welche sie liefert, sind in Rücksicht der Wolle und der Schönheit und Vollkommenheit der Arbeit den besten englischen Tüchern gleich. Man fabricirt hier auch Ratine, die den holländischen nichts nachgeben und wohlfeiler sind; Sersche, denen von London gleich; Plüsch; sehr geschätzten Berkan von allen Arten; Droguets, welche die englischen übertreffen; Etamine, Pinchinats, Moquettes, blumige Damastleinewand; Futtertuch, Segeltuch, Sack- und Packleinwand, Zeug zu Matratzen und Ueberzügen. Auch die hier verfertigte fette, schwarze und grüne Seife steht im Rufe. Die Wollspinnerey ist hier zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, dass die Tuchmanufacturen zu Rouen, Elbeuf und selbst die holländischen sich für ihren Verbrauch gesponnene Wolle von *Abbéville* kommen lassen. Alle diese Fabriken beschäftigen eine sehr grosse Zahl von Arbeitern; auch findet man hier wenig Nothleidende, ausser alten und gebrechlichen Personen. — Schon die Producte der Gegend wären hinreichend, hier Wohlstand zu verbreiten. Es wird ein starker Handel mit Getreide getrieben, das theils hier gewonnen, theils aufgekauft wird; hieher gehört auch der Handel mit Hafer, Hanfsamen u. dergl., die in diesem Departement in Menge wachsen, nach *Abbéville* gebracht und auf der *Somme* weiter verführt werden. Flachs, Hanf, Chamille, Rübsamen und andre Oelpflanzen gehören auch zu den Naturreichthümern der Gegend; man presst viel Oel zur Verfertigung der Seife, die zum Waschen der Zeuge erforderlich ist; auch wird mit flächsenem Garne, sowohl zum Nähen, als zum Weben der Leinwand ein beträchtlicher Handel getrieben. Man hat zweyerley Sorten von diesem Garne, eine schwarze und eine gelbliche; der schwarze und silberfarbige Flachs lässt sich feiner spinnen; aber der gelbliche ist stärker und wird daher für den Hausgebrauch vorgezogen. — Die Stadt hat auch eine eisenhaltige Mineralquelle, die im Lande sehr berühmt ist."

Nun folgt die Reihe der berühmten Männer, deren Geburtsort *Abbéville* war, mit den Titeln ihrer Schriften, 1½ Spalten.

„*Abbéville* ist der Sitz einer Unterpräfectur, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Zoll-Direction, einer Hypotheken-Conservation, eines Forst-Inspectors und eines Steuer-Einnehmers. Die Stadt ist ein Kriegsplatz der 4ten Klasse der 15ten Militär-Division, und hat einen Platz-Commandanten, ferner einen Syndicus der Seeleute, im Syndicat der See-Inscription des Quartiers von St. Valéry-sur-Somme, im zweyten See-Bezirke. Volksmenge: 18,120 S. Briefpostamt und fahrende Post." — *Addatur*: „Zwey Brigaden Gensd'armerie, die eine zu Pferde, die andre zu Fuss."

Vergleicht man diesen Artikel mit dem im Ehrmannischen Lexicon: so dürfte diesem letztern vielleicht der Vorzug gebühren, da der Prud'homme'sche zwar etwas weniges mehr von den Fabriken und dem Handel sagt, aber doch gar sehr die Mangelhaftigkeit einer zu wenig detaillirten *Ortsbeschreibung* fühlen lässt. Ueberhaupt scheinen *solche* Details absichtlich von dem Herausg. weggelassen worden zu seyn; doch werden deren hier und da, wiewohl sehr sparsam, eingemischt. Es hätte übrigens hier gar wohl ein Mittelweg zwischen kleinlichem ermüdendem Detail und einseitiger Trockenheit getroffen werden können. Indessen müssen wir hier noch bemerken, dass die Artikel der grössern Städte von Frankreich meist alle sehr gut und zweckmässig bearbeitet sind. Der Artikel *Paris* liefert eine sehr brauchbare Beschreibung dieser wichtigen Hauptstadt, worin (von S. 42—109.) die kurze Geschichte dieser Stadt, ihre Eintheilung, ihre vormalige und jetzige Verfassung, ihre milden Stiftungen, öffentlichen Gebäude und alle andern Merkwürdigkeiten ziemlich befriedigend dargestellt werden. Zwar ist auch hier das gehörige Verhältniss nicht beobachtet, und besonders auffallend ist es, dass Hr. *Prud'homme* in der Liste berühmter Pariser, welche 55 enggedruckte Spalten einnimmt, auch kleine Anekdoten einmischt, die in ein solches Werk ganz und gar nicht gehören, z. B. bey der Notiz vom *Pâris*, den die Jansenisten kanonisiren wollten, und dessen Grabstätte auf königlichen Befehl zugemauert wurde, dass damals die Verse angeheftet wurden:

De par le Roi, défense à Dieu,
D'opérer miracle en ce lieu.

u. dgl. m. Auch die Artikel *Bordeaux*, *Bruxelles*, *Marseille*, *Nantes* u. s. w. sind gut ausgearbeitet. Bey *Strassburg* ist die vormalige Intendanz mit dem vormaligen bischöfl. Palaste verwechselt.

Was die *Vollständigkeit* in Rücksicht der Artikel betrifft: so hat Rec. bey der Prüfung keine wesentlichen Mängel bemerkt, so dass das Werk in dieser Rücksicht einen seiner wichtigsten Vorzüge zu haben scheint.

In Hinsicht auf *Richtigkeit* und *Zuverlässigkeit* der aufgeführten Thatsachen endlich leistet das Werk weit mehr, als man sonst in dergleichen Arbeiten vermuthet. Findet man Irrthümer: so rühren diese gewöhnlich von den benutzten Quellen her; und deren giebt es freylich auch hier nur zu viele. So wird z. B. in dem Artikel *Seltz*, Städtchen im Depart. des Niederrheins, von einer berühmten Mineralquelle gesprochen, deren Wasser weit umherverführt wird u. s. w. Gedachtes Seltz hat aber keine Mineralquelle, sondern es hat irgend einmal ein franzöf. Schriftsteller dieses Seltz mit dem Brunnenorte Selters oder Nieder-Selters (im kurrheinischen Kreise) verwechselt, woher das so beliebte Selzer- (richtiger Selterser-) Wasser kommt, und nun war die Translocation sogleich vollbracht; und da vollends dieser Fehler auch von *Parmentier* und *Deyeux*, den Verfassern des Artikels über die Mineralwasser von Frankreich in *Herbin's* grosser *Statistique*, begangen worden ist: so betet ihn nun ein franz. Geograph dem andern nach, und am Ende geht er wohl auch noch in deutsche Geographieen über.

Auf das geographische Wörterbuch von Frankreichs Hauptlanden folgt im *fünften* Bande S. 517. die Beschreibung und das topographische Verzeichniss der Ortschaften der französischen Nebenländer ausser Euro-

Europa; verhältnissmäsig ziemlich kurz gefasst: doch für diesen Zweck, und so lange hierin noch nicht alles im Reinen ist, nach unserm Dafürhalten hinreichend. Auffallend ist es jedoch, dass die Mascareneischen Inseln so gar kurz abgefertigt sind, da hingegen das Vorgebirge der guten Hoffnung beschrieben ist, bloss weil die Franzosen jetzt das Recht haben, hier zum Ausruhen anzulegen.

S. 593. Allgemeine Beschreibung und topographisches Lexicon des Staats von Parma, Piacenza und Guastalla. Sehr kurz, wie es die damaligen Umstände erlaubten. — Bey den kleinern Ortschaften fehlt die Angabe der Bevölkerung, so wie anderweitiges Detail. S. 613. Supplement von Nachträgen, Zusätzen und Verbesserungen, S. 639. Specialtabellen aller Messen und Jahrmärkte in Frankreich, nach den Monaten, Tagen, Departementen und Ortschaften — wirklich mühsam zusammengetragen.

Den Beschluss des Ganzen macht ein Register über die in dem Werke angeführten berühmten Personen, und ein andres über die Natur- und Kunstproducte.

Aus der hier gegebenen Uebersicht und kurzen Analyse dieses Werks erhellet, dass es, wenn es auch noch weit von der erreichbaren Vollkommenheit entfernt ist, doch in Hinsicht auf den Reichthum der Materialien seines gleichen zur Zeit noch nicht hat, und zu den Hauptquellen der heutigen Kunde von Frankreich gehöre.

GESCHICHTE.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Anekdoten zur Charakteristik der Vorzeit*, von *Karl Eginhard*. *Erster* Theil. Vom Adel. 276 S. *Zweyter* Theil. Von der Geistlichkeit. 264 S. 8. 1804. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bücher, wie das gegenwärtige, können sehr schnell zusammen gestoppelt werden: denn der Vf. hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die verschiedenen Anekdoten unter Hauptrubriken zu bringen, oder das Ganze auf irgend eine Art systematisch zu ordnen; auch ist nicht einmal die Gleichheit des Stils beobachtet, sondern Hr. *Eginhard* hat grösstentheils die Worte seiner Hülfsmittel gebraucht. Diese sind vorzüglich: Anekdoten, Charakterzüge und Sittengemälde aus der sächsischen Geschichte; Geschichte Thüringens von *Galletti;* kleine Biographieen u. s. w.; doch hat er im *zweyten* Theile auch öfter die ursprünglichen Quellen angegeben. Die Wahl der Anekdoten aber zeugt oft von grosser Geistesarmuth. Nur einige Proben, welche das Buch charakterisiren mögen, und zwar in der Reihe hinter einander von Th. I. S. 270. an unten: „Eben daselbst kämpften im J. 1406. zwey von Adel, ohne Harnisch, in grünen Röcken. Bey diesem Kampfe aber floss kein Blut. Einer ergab sich dem andern. So blieben sie beide am Leben. — Zu Kiel kämpften im J. 1589. zwey leibliche Brüder, Hieronymus und Paul von Ranzau mit einander, in welchem Kampfe Paul, von seines Bruders Hand erschlagen, todt auf dem Platze blieb. — Ein Graf Heinrich von Görz, der ein grosser Liebhaber des Trunks war, pflegte des Nachts umher zu gehen, seine Söhne aufzuwecken, und zu fragen: seyd ihr nicht durstig? Wollten sie nicht trinken, so goss er ihnen den Wein ein, und ging dieser wieder fort: so schalt der Graf seine Frau, und schrie: Hure, du hast mit einem andern gebuhlt. Das sind meine Söhne nicht, welche die ganze Nacht durch schlafen können, ohne Durst zu haben. Meine Kinder müssen, wie ich, beständig trinken wollen. So will ich's haben." — Wem mag wohl der Vf. mit solchen Anekdoten einen Dienst erzeigt haben?

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. Jena, in d. Cröker. Buchh.: *Grammaticalische Lieder, Tabellen und Leseübungen zur leichtern Fassung der Lehre von den Generibus lateinischer Substantiven*, nebst einem Anhange. 1804. VI u. 62 S. 8. (4 gr.) — Dem Rec. ist in langer Zeit kein so possierliches Büchelchen, als das gegenwärtige, vorgekommen. Es soll dienen, wie der Vf. in der Vorrede sagt, „die Lehre der *generum* lateinischer Substantiven zu erleichtern." Um diess zu bewerkstelligen, raffte der Vf. die Wörter, die in jeder grössern lateinischen Sprachlehre unter den Regeln der Declinationen stehen, zusammen, und brachte sie in Tabellen, desgleichen in Lieder, über welche er Volksmelodieen setzte; z. B. *Als ich auf meiner Bleiche* u. s. w., ferner: *Ein junges Bauermädchen kam* u. s. w. Die Tabellen enthalten bloss das Bekannte; aber die Lieder sind einzig in ihrer Art. Man höre: „Erstes Lied. *Communia sola significatione* enthaltend; Melodie, Nr. 1. Ein Lämmlein trank vom Frischen:

Der fetus lepus läufet,
Schnell wie der fetus mus.
Der fetus passer häufet.
Den Menschen viel Verdruss.
Pediculus est fetus,
Et pulex gravidus.
Der cancer und der corvus
Ist jeder gravidus u. s. w.

Nur noch den Anfang des *sechsten* Liedes. *Masculina* auf *x*. Melodie, Nr. 2. Ein Mädchen, das auf Ehre hält u. s. w.

Der volvox nagt, der bombyx spinnt,
Der grex wird leichtlich scheu,
Der apex und der vertex sind
Beynahe einerley.
Der cimex, culex, pulex sticht
Uns Menschen jämmerlich,
Der calix, cortex, frutex bricht,
Der podex setzet sich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recensuit et illustravit *Chsti. Godofr. Schütz.* Vol. II. continens *libros III. ad Q. Fratrem de oratore.* 1805. XXXVI u. 334 S. Vol. II. Pars II. *Notae* in libros tres de oratore. 1806. VIII u. 397 S. 8 (auf Druckp. 1 Rthlr. 12 gr. auf geglättetem Velinpapier 8 Rthlr.)

Aus der Anzeige des *ersten* Bandes dieser Ausgabe (A. L. Z. 1805. Nr. 46. 47.) ist bekannt, dass ihr Plan auf einen möglichst berichtigten Text gehe, die Anmerkungen aber die Gründe der gewählten Lesarten auseinandersetzen, und nur da, wo dieser Zweck es nöthig machte, in Sach- und Wort-Erklärung eingreifen sollen.

Die *Prolegomenen* gewinnen durch die gefällige Einfassung einer schönen Epistel an *Griesbach*, in welcher der Vf. nach der anziehenden Darstellung seiner Verhältnisse zu seinem ehrwürdigen Freunde und nach dem ansprechenden, wie Jeder, der das Original zu kennen das Glück hat, urtheilen muss, vollkommen getroffenen Bilde desselben, den Geist und Charakter des Ciceronischen Werkes auf eine lehrreiche Weise entwickelt.

Von den kritischen Hülfsmitteln, über welche der Herausg. in der Vorrede Rechenschaft ablegt, erwähnen wir nur der Lesarten dreyer Wolfenbüttler Handschriften, welche ihm durch Hn. Prof. *Heusinger* in Braunschweig nach der von seinem sel. Vater mit äusserstem Fleisse angestellten Collation mitgetheilt wurden, dergleichen er auch von ihm, wie wir wissen, über die übrigen im *dritten* Bande folgenden rhetorischen Schriften erhalten hat. Da selbst von *Ernesti* der kritische Apparat ziemlich nachlässig benutzt worden: so liess sich der Herausg. eine sorgfältigere Beachtung und Prüfung desselben, so wie insonderheit der sehr bedeutenden Wolfenbüttler Varianten, angelegen seyn, und fand dadurch bald die übersehene richtige Lesart, bald wurde er wenigstens auf ihrer Spur zu dem Wahren geleitet, und wo ihn die Handschriften verliessen, fand er in seiner eigenen glücklichen Divinationsgabe und in den Conjecturen von andern Gelehrten, z. B. von *Wyttenbach, Schneider, Jacobs, Voss, Purgold* u. a., Ersatz und Hülfe. Dass der Herausg. liberalen Grundsätzen bey der Aufnahme besserer Lesarten, und in Ermangelung derselben, einleuchtender Conjecturen folgt, ist längst aus seinen kritischen Ausgaben bekannt. Der fleissigen Correctur des Abdrucks muss auch hier verdientes Lob zu Theil werden. Doch haben wir an einigen Stellen eine Verschiedenheit zwischen der Lesart oder Interpunction des Textes und der Anmerkungen wahrgenommen, z. B. ist 1, 1. S. 11. Z. 13. die gemeine Interpunction: *referendi, fore justum,* gegen die Absicht des Herausg. im Text stehen geblieben, der *referendi fore, justum et — concessum, arbitrarer* interpungirt wissen will. 1, 32. zu Anfang wollte der Herausg. *in quo* schreiben, aber es steht da *in qua.*

Im vierten Cap. §. 13. ist eine glückliche Verbesserung des Herausg. angebracht: *ut omittam — illas omnium doctrinarum inventrices Athenas, in quibus etiam dicendi vis et inventa est et perfecta,* wo sonst gelesen wurde: *in quibus summa dicendi vis* etc. Dass *summa dicendi vis* nicht zu *et inventa est et perfecta* passt, liegt am Tage. Denn die Beredtsamkeit kann nicht bey ihrem Entstehen schon *summa* genannt werden, und wenn sie es könnte, so liess sich ja kein weiteres Ausbilden derselben denken. Die vom Herausg. an die Stelle des unpassenden Prädicats gesetzte Partikel erhält ihre Rechtfertigung vom Zusammenhang. Athen, die Mutter aller andern Künste, erfand *auch* die Beredtsamkeit. Cap. 6, 21. lässt der Herausg. zwar die gemeine Lesart: *de re, quaecunque sit proposita, — dicere,* stehen, erklärt aber in der Anm. *Davisius* Verbesserung: *posita,* für richtig. Wirklich ist diess *Cicero's* gewöhnlicher, von ihm nach dem Griechischen gebildeter Ausdruck; indess steht ja 3, 21, 80. ganz unangefochten *contra omne, quod propositum sit, disserat,* und 3, 28, 109. *quaestio infinita et quasi proposita,* wenn man nicht hier auch *posita* zu lesen vorzieht, welches die noch wörtlichere Uebersetzung von der griechischen Benennung θέσις wäre. S. *Orator* 14, 46. und *Stephani Thes. L. Gr.* T. 3. p. 1475. F. Bald darauf, §. 22., wo von einer Theilung der Beredtsamkeit in Griechenland, nicht der Wissenschaften überhaupt, die Rede ist, kann *partitionem quandam artium* nicht richtig seyn, und das letzte Wort muss mit dem Herausg. weggestrichen werden, es sey denn, dass man *artis* dafür lesen wollte. In einer gelehrten Anm. zu 7, 25. wird gegen Pearce's Bedenken gezeigt, dass Cotta um die Zeit, da diese Dialoge gehalten worden seyn sollen, wirklich unter den Adspiranten zur Stelle eines Volks-

tribuns war, die ihm aber nie zu Theil wurde. Wie überhaupt die Interpunction sehr häufig verbessert und dadurch vielen Stellen geholfen worden ist, so wird C. 8, 30. die verkehrte Interpunction verworfen, welche von *neque vero mihi* an eine neue Periode annimmt, da vielmehr hier der Nachsatz anfängt. Cap. 11, 47. erwarteten wir den Herausg. bey den Worten: *Verbi enim controversia jam diu torquet Graeculos, homines contentionis cupidiores, quam veritatis*, und hätten es gern gesehen, dass er uns unsern Verdacht, die ganze Stelle möchte eine Interpolation seyn, benommen oder bestätigt hätte. Wirklich begreifen wir nicht, wie *Crassus* hier in diesem Ton von *Plato*, auf den die Worte zunächst gemünzt zu seyn scheinen, sprechen konnte, dessen er eben in Ausdrücken hoher Achtung gedacht hatte. Erträglicher würde es uns allenfalls vorkommen, wenn diese spöttelnde Bemerkung auf den Haufen der vor dem *Plato* genannten Philosophen bezogen, und die ganze Stelle: *Sed ego neque illis assentiebar — summus videbatur*, als Parenthese genommen würde. Denn von den griechischen Sophisten und Prunkphilosophen pflegt wohl *Crassus* sich in ähnlichen Weisen vernehmen zu lassen, wie 1, 22. Schade, dass der Herausg. am Ende des funfzehnten Cap. mit *Olivet ad eum delata et ei tradita* schreibt, da die gemeine Lesart, welche *ei* auslässt, die elegantere ist und einen bessern Ausgang giebt, wie *A. Matthiä* in einem Programm zu *Cic. fin.* 5, 14, 39. p. 8. zeigt. Eine recht glückliche Wahrnehmung scheint es uns zu seyn, dass Cap. 19, 85. in: *excitabatur homo promtus* (Charmadas) *ab homine* (Menedemo) *abundanti doctrina, et quadam incredibili varietate rerum et copia*, auf eine auffallende Weise der Philosoph Charmadas mit dem nüchternen Prädicat *homo promtus* abgefertigt, dem Rhetor Menedemus dagegen die Prädicate beygelegt werden, die jenem mit mehrerm Rechte zukämen, welchem Uebelstand allerdings abgeholfen würde, wenn man nach des Herausg. Vorschlag *ab homine* als Glossem herauswerfen, und alle Beywörter, *homo promtus, abundanti doctrina* u. s. w., dem einzigen Charmadas beylegen wollte. Sehr scharfsinnig ist die Bemerkung des Herausg., dass die Worte (C. 22. zu Anfang bey *Schütz*): *Jam vero — percontemini*, welche dem *Crassus* in den Mund gelegt werden, nicht von diesem, sondern von einem Glossator seyn mögen. Es würde uns zu sehr aufhalten, die Gründe anzuführen, welches nicht ohne Vorlegung des ganzen Zusammenhangs geschehen könnte. Sehr wohl fühlte der Herausg. das Unbequeme und Unpassende im Ausdruck des *Crassus* 23, 108., der in Beziehung auf *Antonius* Worte 20, 92.: *Artem vero negabat esse ullam, nisi quae cognitis* etc., folgendes sagt: *Nam si ars ita definitur, — ex rebus penitus perspectis* etc. Denn *ita definitur* läfst eine förmliche Definition erwarten, statt deren blos die Gränzen der Beredtsamkeit angegeben werden, die auch *Antonius* vorher nur angegeben hatte; auch ist der Ausdruck: *Ars ita definitur ex rebus*, sehr unbehülflich. Daher wir kein Bedenken tragen, des Herausg. leichte Verbesserung zu unterschreiben: *Nam si ars definitur, — rebus penitus perspectis*. *Ita* fehlt ohnediess in zwey alten Ausgaben, und man sieht leicht, wie diese Partikel von Jemand, der sich nicht in die Worte zu finden gewusst hat, eingeschoben worden. Von dem, was die Natur für den Redner thut, heisst es Cap. 25, 114.: *inseri quidem et donari ab arte non possunt*. Was noch angeflickt war, *omnia; sunt enim illa dona naturae* wird als ein schleppender und unnützer Lappen vom Herausg. weggeschnitten. Als Naturgaben des Redners werden aber verzeichnet: *linguae solutio, vocis sonus, latera, vires, conformatio quaedam et figurae totius oris et corporis*, wo der Herausg. gern mit *Pearce laterum vires* lesen möchte, wenn die Handschriften einstimmten. Auch liest wirklich die Handschrift des Oxforder *John's College* von der zweyten Hand so. Indess haben wir die Vermuthung, dass beides, *latera, vires*, eine Interpolation seyn möchte, weil bey Zusammenhaltung des folgenden Paragraphs erhellt, dass der *linguae solutio* im Folgenden *lingua haesitans*, dem *vocis sonus, voce absoni*, der *conformatio et figura totius oris et corporis* aber *vultu motuque corporis vasti atque agrestes* entgegengesetzt werden, ohne dass in der letztern Stelle eine Beziehung auf die Erwähnung einer starken Brust vorkäme. Eben so wenig ist diess der Fall in der ähnlichen Stelle Cap. 28, 127.: *non quaeritur mobilitas linguae, non celeritas verborum, non — facies, vultus, sonus*, und Cap. 29, 132.: *Ego enim neminem, nec motu corporis* etc. Dass der Herausg. Cap. 26, 119. liest: *qui quam* (für *quique*) *optime dicunt, quique id facillime — facere possunt*, billigt *Matthiä* in dem angeführten Programm zu *Cic. fin.* 5, 21, 60., weil das wiederholte *quique* nur in der Disjunction oder Distribution gebraucht wird. Sehr gut wird Cap. 27. zu Anfang *significare inter sese* in der Bedeutung: „sich einander zuwinken," vertheidigt. Aehnlich construirt ist 2, 3, 12. *inter se consalutare*. Cap. 30, 135. bemerken wir, dass *Spalding* z. Quintilian T. I. p. LXXIX. zu lesen vorschlägt: *mihi in isto stadio* (für *studio*) *versari adolescenti licebat*. Das 39ste Cap. hat mehrere gelehrte historische und Sacherläuterungen erhalten. So über den Rechtsstreit *inter Claudios, Marcellos et patricios* §. 176., wie der Herausg. statt *inter Marcellos et Claudios patricios* liest, bey welcher Gelegenheit auch die Erläuterung in *Hugo's* Gesch. des R. Rechts citirt wird, mit welcher die A. L. Z. 1805. Nr. 251. S. 135. zu vergleichen ist. Ueber die gleich folgende Stelle §. 177., von dem *jus applicationis ad aliquem quasi patronum*, hat *H. J. Arntzen* in *Actis soc. Traject.* T. I. p. 125 — 127. eine neue Aufklärung versucht. Bey §. 179. entdeckte der Herausg. zuerst etwas Ungehöriges. *Bucculejus*, heisst es hier im *Cicero*, ein sonst des bürgerlichen Rechts nicht unkundiger Mann, gab doch darin eine Blösse, dass er beym Verkauf seines Hauses an den Fufius sagte, er sey dem Käufer gut für die *lumina, uti tum essent*. Denn als einmal in einem entfernten Theile der Stadt, wohin man von diesem Hause aus sehen konnte, gebaut wurde, so klagte der Käufer, *mutari lumina*. Da, wie der Herausg. aus dem *Ulpian* zeigt, ein Unterschied zwischen *prospectus* und *lumen* war, wel-

welches letztre nur darauf ging, dass dem Hause nicht das *Licht* entzogen wurde: so konnte hier dem Verkäufer kein unbestimmter Ausdruck oder Unkunde Schuld gegeben werden, da er ja nicht für die Aussicht, sondern nur für das Licht einzustehen versprochen hatte, sondern dem Käufer fiel einzig die Unbekanntschaft des Unterschiedes von *lumen* und *prospectus* zur Last. Wollte man also nicht etwa annehmen, dass *Bucculejus* sich während der gerichtlichen Verhandlung dieser Streitsache verwickelt habe, welches hier schwerlich gemeynt ist: so muss man des Herausg. Vermuthung sehr annehmlich finden, dass die Namen der beiden Personen hier verwechselt und so umzusetzen seyn möchten: *L. Fufius* (statt *M. Bucculejus*) — *nuper erravit. Nam quum aedes ei M. Bucculejus* (für *aedes L. Fufio*) *venderet* etc. Noch bemerken wir aus diesem Capitel ein entdecktes Glossem §. 180., wo Scävola, wie im Brutus, *juris peritorum eloquentissimus* genannt, aber sogleich ein zweyter Lobspruch: *eloquentium juris peritissimus*, hinzugefügt wird, welchen der Herausg. verwirft, einmal, weil er im Brutus dem Crassus beygelegt wird, und dann, weil er sehr hinter dem vorhergehenden, weit umfassendern Lobspruche des Scävola: *homo omnium disciplina juris eruditissimus*, nachhinken würde. Die ganze etwas verwickelte Construction in §. 183.: *Quid, quod usu, memoria patrum, venit, ut* etc., ist vom Herausg. durch Wegwerfung der Partikel *ut* und bessere Interpunction deutlich geworden: *Quid? quod — venit, paterfamilias qui* etc. Die Worte *quod usu — venit* bilden nämlich eine Parenthese, *paterfamilias — quum — natus esset* den Vordersatz, und *mediocrisne res in controversiam adducta est* den Nachsatz. Cap. 43, 193. (C. 42. *Schütz*) wundern wir uns, in: *plurima est, et in omni jure civili, et in pontificum libris, et in XII tabulis, antiquitatis effigies*, das erste *et* noch im Texte geduldet zu sehen, da, wie der Herausg. aus *Pearce* lehrt, das *jus pontificium* und die zwölf Tafeln ja nicht von dem *jus civile* verschieden waren, jenes *et* überdem in vielen Handschriften fehlt. Wie viel besser geordnet und lichtvoller aber erscheint jetzt der Anfang des 45sten Cap. (C. 43. *Schütz*) als ehmals, wie durch Nebeneinanderstellung des alten und neuen Textes erhellen wird:

Alter Text.

Itaque, ut apud Graecos infimi homines, mercedula adducti, ministros se praebent in judiciis oratoribus, ii qui apud illos πραγματικοὶ vocantur: sic in nostra civitate contra amplissimus quisque et clarissimus vir; ut ille, qui propter hanc juris civilis scientiam sic appellatus a summo poeta est: Egregie cordatus homo, Catus Aelius Sextus, multique praeterea, qui quum ingenio sibi dignitatem peperissent, perfecerunt, ut in respondendo de jure, auctoritate plus etiam, quam ipso ingenio, valerent.

Neue Recension.

Itaque, non, ut apud Graecos infimi homines, mercedula adducti, ministros se praebent in judiciis oratoribus, ii, qui apud illos πραγματικοὶ vocantur, sic in nostra civitate; contra amplissimus quisque et clarissimus vir, ut ille — multique praeterea, quum ingenio etc.

Durch Einschaltung der Verneinungspartikel zu Anfang, welche sich in zwey Wolfenbüttler Msptn und in einigen alten Ausgaben findet, durch eine neue Interpunction und durch Herauswerfung des Pronomen *qui* vor *quum ingenio* wurde die glückliche Verbesserung dieser Stelle vollendet. In dem Verse des *Ennius* hätte der Herausg., um consequent zu verfahren, wohl *Aeliu'* schreiben sollen, da er 3, 42, 168 *sumu'*, und 3, 43, 171. *rhetoricotero'* schreibt. Am Ende dieser Stelle hat der Herausg. *in respondendo de jure* stehen lassen, da doch die Lesart *in respondendo jure* das Ansehen der meisten Handschriften, und nicht nur die vom Herausg. gegen *Ernesti* angeführte Parallele des Plinius Ep. 6, 15, 3, wo auch *Schäfer* praef. p. XIV. derselben im Cicero den Vorzug giebt, für sich hat, sondern noch eine zweyte des Cicero *de leg.* 2, 12., welche *Nizolius* und selbst *Ernesti* in der Clavis anführen. Cap. 48, 209. (C. 49. *Schütz*) will Antonius den Streitpunkt bestimmen, weil sonst der Vortrag schwankend werde, *si ii, qui inter se dissenserint, non idem esse illud, quo de agitur, intelligant.* Das *esse* giebt hier einen ganz verkehrten Sinn, und es ist Schade, dass der Herausg. seine evidente Verbesserung: *si — non idem illud, quo de agitur, intelligant*, „wenn die streitenden Parteyen nicht einerley Begriff mit der Streitfrage verbinden," nicht in den Text erhoben hat. Gleichen Werth hat die in den Text aufgenommene Veränderung C. 50, 216.: *non, etsi eloquentissimus Athenis Pericles, idemque in ea civitate plurimos annos princeps consilii publici fuit, idcirco ejusdem nominis* (anstatt *hominis*) *atque artis utraque facultas existimanda est.* Allerdings war es einer und derselbe Mann, der beide Wissenschaften in sich vereinigte, aber darum haben nicht beide einerley *Namen*. Cap. 51, 219. hat der Herausg. in den Worten des Antonius zum Crassus: *dixisti, neminem posse eorum mentes, qui audirent, aut inflammare* etc., *nisi qui rerum omnium naturam, mores hominum atque rationes penitus perspexerit*, die aus Vergleichung mit Crassus eignen Worten C. 12. sich als nothwendig ergebende Verbesserung angebracht: *nisi qui hominum naturam et motus animorum eorumque rationes penitus perspexerit.* Einige Flecken, welche den Satz Cap. 52, 226.: *Quae vero addidisti, — quis hoc philosophus tam mollis, tam languidus, tam — referens, probare posset*, entstellten, werden von dem Herausg. getilgt, indem er *hoc* wegen des vorhergehenden *quae* in *haec* verwandelt, nach dem wiederholten *tam* das fehlende *ut* ergänzt: *ut probare*, und endlich statt *posset*, welches in dieser Verbindung nicht passt, *possit* setzt. Wenn Antonius Cap. 56, 237. in Beziehung auf Crassus Worte C. 38. sagt: *si parvi navigii et magni eadem est in gubernando scientia:* so ist diess gerade das Gegentheil von dem, was er sagen wollte und was Crassus gesagt hatte, und man muss daher mit dem Herausg. schreiben: *non eadem est — scientia.* Cap. 58, 249. liest der Herausg.: *Cui nostrum nunc* (für das hier unpassende *non*) *licet fundos nostros obire et res rusticas — invisere?* und erklärt von den Verhältnissen zur Zeit des Crassus und Antonius, wo schon die gute alte Sitte der Staatsmänner,

ner, das Feld mit eigner Hand zu bauen, abgekommen war, und der vielbeschäftigte Römer die wenigen Tage, die er seinen Villen schenken konnte, zu seiner Erholung oder zu Lieblingsstudien verwandte. Wir kommen nun an die eines unverständlichen Wortes wegen berühmte Stelle über die Declamationsübungen der Schauspieler C. 61, 251. Wenn wir, sagt Antonius, täglich auf unsere Stimme so viel Zeit und Mühe verwenden wollten, wie die Schauspieler, *ante condemnentur ii, quorum causas receperimus, quam toties, quoties perscribitur, paeanem aut munionem citarimus.* Schon vorher hatte er von diesen methodischen Uebungen gesagt: *quotidie, antequam pronuntient, vocem cubantes sensim excitant*, und dieses scheint er nun bestimmter dahin zu erklären, dass die Phonasci vorschrieben, *wie oft* man jedesmal einen gewissen Canon oder Nomos recitiren, und die ganze Tonleiter durchlaufen musste: denn so verstehen wir *paeanem toties, quoties praescribitur, citare*, und halten *praescribitur* statt *perscribitur* für die einzig richtige Lesart. *Citare* vergleicht der Herausg. mit einer Parallele aus Horaz Serm. 1, 3, 7 f. (wo *Bentley* an keine Aenderung gedacht haben würde, wäre er der Ciceronischen Stelle eingedenk gewesen), die nicht treffender seyn könnte. *Paeanem* macht keine Schwierigkeit, wohl aber *munionem*, wovon man so viele Erklärungen und Verbesserungen versucht hat, noch neuerdings Rect. *Frenzel* Specim. obs. cr. p. 18 f., ohne dass eine derselben vollkommne Ueberzeugungskraft bey sich führte. Denn selbst der Herausg. scheint uns seine Verbesserung *nomium* etwas zu voreilig in den Text gesetzt zu haben, der Name einer Art von Hirtenpoesie bey Athenäus 14, 3. p. 619. B., der sich etwa bloss durch die Aehnlichkeit des Worts mit *munionem* empfehlen mag. Mit mehr Zuversicht würden wir *paeanem aut nomum* in den Text gesetzt haben, diese zwey verwandten Gesangarten (Photius: ὁ Νόμος δοκεῖ μὲν ἀπὸ τοῦ Παιᾶνος ᾀσθῆναι etc.), die um so treffender hier genannt werden, da sie einen ruhigen, gravitätischen Ton hatten, sich also nicht schnell wegsingen liessen. Vgl. *Hermann* zu Aristot. Poetik S. 90. Cap. 60, 256. haben mehrere an dem Ausdruck *antiquitatis iter* Anstoss genommen, den wir am liebsten mit dem Herausg. durch *ordo antiquorum institutorum* erklären möchten; *memoriae veteris ordo* nennt es Cicero im Orator C. 34. Hierzu stimmt auch vollkommen die feine Verbesserung des Herausg. in Buch 2. Cap. 9. *historia — via memoriae*, wofür sonst *vita memoriae* gelesen wurde. Etwa mag man auch ὁδὸν λόγων bey Pindar Ol. 1, 178 u. das. *Heyne* vergleichen. Zwar bringt der Herausg. in jener Stelle C. 60. folgende Aenderung in Vorschlag: *historiam dico et prudentiam juris publici et antiquitatis* (*iter et* streicht er aus) *exemplorum copiam*, welche drey Dinge dann genau mit Crassus Worten, die Antonius hier beantwortet, übereinzustimmen scheinen. Cap. 46.: *publica quoque jura, quae sunt propria civitatis atque imperii, tum monumenta rerum gestarum, et vetustatis exempla oratori nota esse debere.* Allein wir glauben, dass auch nach der gemeinen Lesart in der erstern Stelle nur dreyerley Dinge genannt werden, nemlich: 1) *historia et prudentia juris publici*, d. h. das *jus publicum*, seinem historischen und seinem wissenschaftlichen Theile nach, welches von Crassus in die Worte zusammengefasst wurde: *publica jura, quae sunt propria civitatis atque imperii.* 2) *antiquitatis iter*, von Crassus *monumenta rerum gestarum*, und 3) *exemplorum copia*, von Crassus *vetustatis exempla* genannt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Hamburg*, b. Müller: *Tönning.* Beschreibung des Orts in merkantilischer Hinsicht, von *Philipp Andreas Nemnich*, b. R. Licent. 1804. 2½ Bogen. 8. — Das durch die Elb-Blokade im J. 1805. bekannt gewordene Städtchen Tönningen, Hauptort der Schleswig-Holsteinschen Landschaft Eiderstedt, wird hier zwar nur rhapsodisch beschrieben, doch hat die kleine Schrift, der fragmentarischen und ungeordneten Behandlung des Gegenstandes ungeachtet, ein bleibendes Interesse für die merkantilische Länderkunde und die Zeitgeschichte, die sich unter andern auch durch die von dem englischen Ministerium im J. 1804. angeordnete Blokade der Elbe auszeichnet. Es ist unglaublich, wie, von einer andern Seite angesehen, diese Verweisung aller Schiffe nach Tönning, während der lang anhaltenden Verschliessung der Elbmündung, gleichsam der Köder für Betrügereyen aller Art geworden; wie das Raubsystem der ganzen Handlangerzunft des Seehandels, von den Abladern der Schiffe an bis herab zu den Gastwirthen und losem Gesindel an der Landstrasse, zwischen Tönningen und Hamburg zum Schaden der Kaufleute förmlich organisirt war; und es ist unbegreiflich, dass von Seiten der sonst so wachsamen dänischen Regierungs- und Polizey-Behörden zur Hemmung dieser Schändlichkeit keine zweckmässigen Massregeln genommen wurden. Hr. *N.* muss seine Gründe gehabt haben, dieser Abscheulichkeiten mit keinem Wort zu erwähnen; dass und in welchem empörenden Grade sie aber Statt hatten, weiss jeder hamburgische Kaufmann aus vielen schlimmen Erfahrungen zu bezeugen. — Dagegen erfahren wir aus dieser kleinen Schrift, welche ausser der Ortbeschreibung eine Skizze der in Tönning getroffenen Speditions-Einrichtungen enthält, welche grosse Vortheile die Fahrt auf Tönning diesem Städtchen, der Gegend umher und der dänischen Kammer gebracht hat. So z. B. war der Zollbetrag vor der Elbblokade dort zwischen 20 und 30000 Thlr, und während der Blokade 202000 Thlr. jährlich. Ein kleines Haus ward jährlich mit 2000 Thlr. Miethe, einige schlechte Zimmer wurden mit 1500 Thlr. u. s. w. bezahlt. Die sogenannte Nahrungssteuer betrug für manchen der 30 Spediteurs jährlich 1200 bis 2000 Thlr. Ein kalekutischer Hahn kostete 8 bis 13 Mark, ein Huhn 24 bis 30 Schilling u. s. w. Auch über die damalige Quarantaine-Einrichtung in T., zur Abhaltung des gelben Fiebers, ist hier einiges gesagt; man kennt sie ausführlicher aus *Niemann's* Schleswig-Holsteinschen Provinzialblättern, und andern Holsteinschen und Hamburgschen Zeitschriften der damaligen Periode. Sie waren zwar mit vieler Umsicht angeordnet, aber ihre Ausführung war mit unsäglichen Schwierigkeiten und Mühen der Verwalter verbunden, wie alle solche provisorische und interimistische Anstalten, in Ermangelung geschlossener Quarantaine, es sind, die deswegen auch nur eine sehr prekäre Sicherheit gewähren können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recensuit et illustravit *Chsti. Godofr. Schütz* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 70. abgebrochenen Recension.*)

Im *zweyten* Buch Cap. 2, 5. wird eine Tautologie weggeschafft, indem *scienter et partite* (für *perite*) *et ornate dicere* gelesen wird. Cap. 4, 16. ist nach *Heusinger* mit Recht die alte Lesart zurückgerufen worden: *experiar —, ut ne Sulpicius — aut Cotta, plus quam ego apud te valere videantur*, für den von *Pearce* vorgezognen Singularis *videatur*. Denn dass der Pluralis eben so wohl stehen kann, wenn zwey Nomina im Singularis durch die Partikeln *aut* oder *nec* getrennt werden, bestätigte noch unlängst *Schäfer* zu *Plin. paneg.* 75, 3. Cap. 8, 34. (C. 9. *Schütz*) wird eine gute Lesart aus einem Wolfenb. Codex hervorgezogen: *Qui enim cantus moderata orationis pronuntiatione dulcior inveniri potest?* Denn nach der gemeinen Lesart *moderatae or. pron.* würde jede Aussprache schlechthin, also auch eine schlechte und unpassende, mit der Süssigkeit des Gesangs verglichen. Es ist von der *moderatio declamationis*, wie sie der Vf. der Rhetorik an den Herennius nennt, die Rede. Bey Cap. 10, 40. zieht uns eine Bemerkung an, welche dem Herausg. von *Jacobs* mitgetheilt worden. Antonius hatte das ganze Studium des Redners auf das Forum einschränken wollen 1, 61. *orator concludatur in ea, quae sunt in usu civitatum vulgari ac forensi, — in hoc uno opere, ut ita dicam, noctes et dies urgeatur*, oder, wie jene griechischen Philosophen 1, 11, 46. dasselbe noch unumwundner aussprachen: *tantum in judicia et conciunculas, tamquam in aliquod pistrinum, detrudatur et compingatur.* Vgl. 1, 18, 83. Nachher schien Antonius dem Redner doch vieles wieder zu geben, was er ihm genommen hatte, und diess veranlasst denn den Crassus, ihm 2, 10, 40. zu sagen: *Nox te nobis, Antoni, expolivit hominemque reddidit. Nam hesterno sermone, unius cujusdam operis, ut ait Caecilius, remigem aliquem aut bajulum, nobis oratorem descripseras, inopem quendam humanitatis atque inurbanum.* Statt *inopem quendam*, welches nach *remigem aliquem* (auch ging gleich vorher *unius cujusdam*) etwas Missfälliges hat, schreibt der Herausg. *inopem quidem*, welches bereits *Ernesti* vorschlug, und das sich auch von neuer Hand am Rande einer Wolfenb. Handschrift findet. Aber die ganze Clausel: *inopem — inurbanum* möchte *Jacobs* (dem auch der Herausg. beyzutreten fast geneigt ist) für Zusatz eines Glossators halten, weil der Redner zwar nach Antonius Ansicht *inops humanitatis*, d. h. unbekannt mit den liberalen Künsten genannt werden konnte (die er ihm zwar nicht geradezu untersagt, für die ihm aber keine Zeit übrig bleiben soll 1, 60, 256.), aber nicht *inurbanus*, da Antonius ausdrücklich I, 49, 213. den Redner *instructum lepore quodam* verlangt, und *lepor* einen Theil der Urbanität ausmacht 1, 34, 159. Denn wollte man auch von der Variante *urbanum*, deren der Herausg. nicht erwähnt, Gebrauch machen, und ihr zufolge erklären: „nicht ungebildet in den Künsten, aber doch nicht ohne Urbanität:" so würde diess doch schlecht zu *remigem aut bajulum* passen, wovon die Clausel unstreitig als Exposition anzusehen ist. Gleichwohl glauben wir, dass sich die Echtheit derselben rechtfertigen lässt, und dass durch die gewiss passende und im Sinn der Alten abgefasste Erklärung eines *remex* oder *bajulus* dem Antonius zu Gemüthe geführt werden soll, wie sehr er den Redner herabgewürdigt, da er von seinem Geschäft wie von einer niedrigen Sklavenarbeit (1, 61. *orator concludatur in ea — noctes et dies urgeatur*) gesprochen habe. Wer weiss aber nicht, wie die Alten von solchen Arbeiten dachten, von denen Cicero *de off.* 1, 42. sagt: *Opifices omnes in sordida arte versantur; nec enim quidquam ingenuum potest habere officina.* Vergl. *Heindorf* zu Plato's Theaetet. 85. V. 2. p. 402 f. Nun schrieb man aber gewiss keinesweges dem Witz und Scherz dieser Klasse *Urbanität*, sondern vielmehr *Illiberalität* zu. (Cic. *de off.* 1, 29.) Also kommt auch dem Redner, in Beziehung auf die Vergleichung mit den sklavischen Geschäften desselben, das Prädicat der Urbanität nicht zu. In dieser Ansicht bestärken uns die Anfangsworte des Crassus, mit denen die letzten in Verhältniss zu stehen scheinen. Denn: *Nox te expolivit hominemque reddidit*, dünkt uns eine scherzhafte Wendung zu seyn für: „*Nox effecit, ut oratorem ex inurbano expolitum, ex inope humanitatis hominem nobis describas.*" Endlich bemerken wir noch, dass auch Socrates in Plato's Theaetet T. 2. p. 113 f. Zweybr. p. 385 f. *Heindorf.* p. 120. Zweybr. p. 398. *Heind.* dem Redner auf dem Forum eine Sklavenseele und ein Sklavengeschäft zuschreibt. — Eine schöne, auf den ersten Blick für sich einnehmende, Verbesserung von *Jacobs* C. 13, 54. *distinxit historiam varietate colorum* für *locorum* hat ihren verdienten Platz im Text erhalten. Aus dem 17. Cap., worin mehreres verbessert wird, berühren wir nur den Schlusssatz, den der Herausg. nach *Ernesti's* Verbesserung, welcher *Wyttenbach* beypflichtet, hat abdrucken lassen: *In his operibus si quis illam artem com-*

comprehenderit, ut, tamquam Phidias, Minervae signum efficere possit; non sane, quemadmodum, ut in clypeo idem ille artifex, minora illa opera facere discat, laborabit. Die gemeine Lesart ist in der Anmerkung durch Versehen unrichtig angegeben. Da der Anfang dieses Satzes zurückweist auf §. 72.: *In causarum contentionibus magnum est quoddam opus*, so hat der Herausg. wohl Recht, dass es besser: *In his* (sc. *causarum contentionibus*) *si quis illam artem comprehenderit* heissen würde, und dass hier *operibus* das Ansehn einer Glosse habe. Noch erinnern wir, dass *Spalding* zum Quintilian T. I. p. LXXXII. in dieser Clausel, ausser einer auffallenden Aehnlichkeit mit der des vorhergehenden Capitels, noch eine Schwierigkeit andeute, die *Ernesti* nicht scheine weggeräumt zu haben, und die er, wir sehen nicht wie, in den Worten *idem ille artifex* zu finden scheint. Wenn §. 93. von den Nachahmern des Perikles gesagt wird: *Non potuisset accidere, ut unum esset omnium genus, nisi aliquem sibi proponerent ad imitandum;* müsste es da nicht bestimmter heissen: *nisi unum aliquem sibi proponerent* etc. welches *unum* um so viel leichter ausfallen konnte, da es einige Worte vorher ging. Denn dass von der gemeinschaftlichen Nachahmung *eines* Musters die Rede ist, lehrt der Zusammenhang. Oder könnte man vor *aliquis* eben so *unus* auslassen wie *alius*? Mit Vergnügen sehen wir, dass der Herausg. seine in einem Programm von 1787. gegebene Erklärung der Stelle: *omnes etiam tum retinebant illum Pericli succum; sed erant paulo uberiore filo* verlassen hat, und, wie wir überzeugt sind, jetzt einzig richtig *paulo uberius filum* von dem reichern Stoff (Horaz Ep. 2, 1, 225. *tenui deducta poëmata filo*), *succus* wie βαφή von der Färbung desselben im Kessel versteht. Sehr gut zeigt der Herausg., dass Cap. 2, 3, 94. *omnes in eodem veritatis imitandae genere versati*, welches *Ernesti* tolerirte, auf keine Duldung Anspruch machen kann, da man wohl von der Führung von Processen, und von diesen ist die Rede, *veritatem suscipere*, aber nicht *imitari* sagen kann. Sicher wird man nicht anstehen, mit dem Herausg. *imitandae* lieber herauszuwerfen, als mit *Ruhnken veritatis tutandae*, oder mit *Jo. Sterke* in Actt. Traj. T. I. p. 177 f. *verit. limandae* zu lesen. Sehr deutlich setzt der Herausg. die missverstandene Stelle Cap. 24, 101. von der Vielthuerey gewisser Sachwalter aus einander, die, um sich den Schein grosser Thätigkeit zu geben, eine Menge Processe annehmen, und, unbekümmert um den Tadel der Ungeschicklichkeit (*inertia*), den sie sich durch die schlechte Verwaltung derselben zuziehen müssen, noch obendrein in den Verdacht der Faulheit und Langsamkeit (*tarditas*) gerathen, dem sie doch am meisten zu entgehen wünschen. Zu vergleichen ist übrigens mit dieser Stelle 2, 46, 192. — Cap. 24, 104. (C. 25. Anf. *Schütz*) wird aus zwey Wolfenb. Handschriften *causa ambigendi* für *ambigui* hergestellt, da nicht vom letztern, sondern von streitigen Fragen (*quod inter homines ambigitur*) in folgendem die Rede ist. Unter diese verschiedenen Gattungen von streitigen Gegenständen, die hier aufgezählt werden, hat sich sehr unbefugter Weise der Stoff *ex persona, ut laudis*, eingedrängt, welche, auch in Einem Wolfenb. Codex fehlenden, Worte vom Herausg. mit Recht aus dem Texte verbannt werden. Man kann zur Bestätigung anführen, dass Antonius diese ganze Gattung von seinen Vorschriften ausschliesst, und dass auch in folgendem Paragraph, wo er auf die aufgezählten Streitpunkte zurückkommt, keine Spur von derselben wahrzunehmen ist. Leicht und gefällig ist des Herausg. Vorschlag cap. 32, 140. für *et ea re* zu lesen: *et ex ore ejus multa attulisse*, nämlich solche Data, die den Namen und die Person des Curius betrafen. Könnte aber nicht die gemeine Lesart in demselben Sinn genommen werden? *Ea re*, d. h. *causam discendo a Curio.* Der Ausdruck c. 33. zu Anf. (c. 32. *Schütz*) *debilitati a jure cognoscendo* für *deterriti a j. c.* wird mit Recht als unstatthaft verworfen und dafür *debilitati in jure cognoscendo* oder *debilitati mole juris cognoscendi* in Vorschlag gebracht. Uns scheint *in jure cognoscendo* ein überflüssiger Zusatz, ohne welchen Cicero *debilitati* ohne Casus oder *debilitati metu*, wie Pearce aus den Zügen von ein paar Handschriften *deb. a me* vermuthet, geschrieben haben mag. Die richtige Lesart *artem facilem* für *facile* stellt der Herausg. c. 33, 142. aus einer Wolfenb. Handschrift her. Die ruhige Thätigkeit derer, die zu Hause sich über Rechtsangelegenheiten um Rath fragen liessen, nennt Antonius §. 144. *oscitantem et dormitantem sapientiam*, wo der Herausg. die Worte *et dormitantem*, die auch in einigen Handschriften fehlen sollen, wegstreichen möchte, weil der Ausdruck doch gar zu stark sey, und auf Rechtsgelehrte, welche sich selbst den Schlaf versagten, um den Fragenden genug zu thun, wenig passe. Allein ist nicht *oscitantem sapientiam*, welches unsers Wissens nie im Cicero für „*otiosus et quietus*" im guten Sinne steht, sondern immer etwas Träges, Träumerisches bezeichnet, eben so stark gesagt? Antonius hart scheinende Worte darf man sich nur durch scherzhafte Geberde und Ton im mündlichen Vortrag gemildert denken und als vergleichungsweise gesagt mit dem rastlosen Umtreiben der Geschäftsmänner auf dem Forum, welches er *pistrinum* im Gegensatz von jenem *otium beatorum* nennt. Dass Cap. 35. am Ende des ganzen Paragraphs die Worte *haec magna sunt*, welche auch in ein paar Handschriften fehlen, als ganz unpassend durchzustreichen sind, und dass ursprünglich an ihrer Stelle *diligentia est*, wie der Herausg. annimmt, gestanden, wird jedem aufmerksamen Leser einleuchten. Cap. 38, 160. scheint uns der Herausg. der Lesart *laborarunt* vor *habitarunt* mit Recht den Vorzug zu geben, schon darum, weil man wohl sagt: *habitare in aliqua re*, aber schwerlich, wie hier steht, *habitare in aliqua re tractanda.* Cap. 40, 168. scheint sich Cicero in der Wahl eines Beyspiels zu vergreifen, indem er zu den Beweisgründen *ex parte* ein Beyspiel aufstellt, das zu den *ex genere* passt. Ein ähnliches Versehen bemerkt im vorhergehenden Kapitel der Herausg. nach *Pearce.* — Cap. 43, 182. möchte der Herausg. dem Wortschwall: *mores, instituta, et facta, et vitam*, die Lesart des einen Wolfenb.

fenb. Codex *mores et instituta* vorziehen. Auf jeden Fall müsste, wenn man auch die andern Prädicate beybehält, die Copula aus dem Wolfenb. MS. aufgenommen werden. Cap. 44. zu Anfang: *mentes judicum — impellit, ut aut oderint aut diligant aut invideant* etc. *aut ad eos motus adducantur, si qui finitimi sunt, et propinqui his ac talibus animi perturbationibus* — sieht der Herausg., dass es, wegen *si qui finitimi sunt*, nöthig ist zu lesen: *aliquos motus*. Sind nicht aber die allerletzten Worte ein schleppender Zusatz, ohne welchen der Schluss sich besser abrundete: *aut ad aliquos motus adducantur, si qui finitimi sunt et propinqui.* Wie viel besser hat der Herausg., ohne es in den Anmerkungen zu erinnern, C. 46, 192. 3. (C. 47. *Schütz*) interpungirt, als *Ernesti* und andre, bey welchen ein neuer Satz mit *sed, ut dixi, ne hoc in nobis mirum esse videatur* anfängt, welches doch nur die Clausel ist, worin die durch Zwischensätze getrennten Anfangsworte: *Et ne hoc in causis — accidere miremur* wieder aufgefasst werden. Der neue Satz fängt an mit: *Tamen in hoc genere saepe ipse vidi, quum ex persona mihi ardere oculi hominis histrionis viderentur*, wo wir, weit entfernt mit *Böttiger de personis scen.* p. 14. not *). *histrionis* aus dem Text zu verweisen, auf dieses Wort vielmehr den ganzen Nachdruck legen und interpretiren: „*homo, qui non in vera causa versatur, sed in quo omnia falsa atque imitatione simulata sunt*," wie sich Cicero C. 45, 189. ausdrückt. Es ist also ähnlich gesagt wie *homines imitatores*, „Menschen, die das Talent der Nachahmung besitzen," in C. 54, 219., wo wir der Meinung sind, dass *natura fingit homines et creat imitatores et narratores facetos*, entweder zu construiren sey: *natura fingit et creat homines imitatores*, oder dass man lesen müsse: *natura fingit homines imitatores et n. f.* Denn was sollte wohl hier der Satz: *Natura fingit homines*, „die Natur bildet die Menschen," wie es *Wolff* übersetzt, für sich? Es ist ja nur von gewissen Gattungen die Rede, bey denen die Kunst nichts, die Natur alles vermag. Bey C. 50, 204. *istam enim ipsam demonstrationem defensionum tuarum abs te ipso commemoratam, doctrinam esse non mediocrem puto* ist nichts gewisser als die Wahrnehmung des Herausg., dass die Worte *abs te ipso commemoratam* von einem Interpolator herrühren. Denn Antonius hatte vorher nicht *demonstrationem defensionum suarum* erwähnt, sondern er hatte diese Vertheidigung selbst auseinander gesetzt, andre Uebelstände dieser Interpolation zu geschweigen. Cap. 51, 208. liest der Herausg. statt *invidiae* oder *invidia*, welches zwey Wolfenbüttler haben, *iracundia*: *excitatur aut iracundia, aut odii non dissimilis offensio.* Von der *invidia* ist erst zu Anfang des folgenden Kap. die Rede. In den Worten C. 52, 209. (C. 51. *Schütz*) *aequabilitatem communis juris praestantia dignitatis aut fortunae suae transeunt*, wirft der Herausg., nach dem Vorgang von *Lambin*, *Pearce* und *Ernesti*, *communis*, welches auch ein Theil der Handschriften nicht lesen, aus dem Text. Allein die Gesetze der Concinnität, welche *Ernesti* durch dasselbe verletzt glaubte, empfehlen, wie *C. F. Nagel* in *Actt. Traj.* V, 4. p. 265. urtheilt, die Wiedereinsetzung: *Aequabilitatem communis juris praestantia dignitatis aut fortunae suae transeunt.* Bey dem Sarkasmus des Crassus, der auf die Aeusserung seines Gegners Brutus C. 55, 223. *se sine causa sudare* erwiederte: *Minime mirum, modo enim existi de balneis*, finden wir doch in *mirum* das Müssige und Frostige nicht, das *Pearce* und *Heusinger* darin fand, und welches den Herausg. zu der Voraussetzung bewog, dass Crassus eigne Worte gewesen seyn möchten: *Miror quid sit, quod sudem;* worauf denn das *Minime mirum* sehr treffend gesagt wäre. Wenn wir annehmen, dass Brutus mit allen Zeichen von Verwunderung sagte: „Ich schwitze ohne alle Ursache," so konnte ja wohl sein Gegner antworten: „Es ist gar nicht zu verwundern (nämlich, dass du schwitzest), da du erst aus dem Bad kommst." *Harles* sucht durch geänderte Interpunction der angeblichen Schwierigkeit zu begegnen. In §. 224., wo Crassus aus den Prooemieen zu den drey Büchern Brutus, des Vaters, *de jure civili* zeigt, dass der Sohn die drey Landgüter desselben verschleudert habe, wundern wir uns nicht bemerkt zu sehen, dass zu Anfang die Worte fehlen, auf denen der Nachdruck oder die Beweiskraft liegt: *Forte evenit, ut in Privernati essemus.* Man setze hinzu: *ego et Marcus filius.* Eben so wird aus dem Eingang des *zweyten* Buchs: *In Albano eramus ego et Marcus filius*, und aus dem des *dritten*: *In Tiburti forte assedimus ego et Marcus filius*, citirt. Auch in der vom Herausg. hierbey angeführten Rede *pr. Cluent.* 51. werden dieselben drey Stellen aus dem Gedächtniss angeführt und zwar die erste mit den Worten: *Forte evenit, ut ruri in Privernati essemus ego et Brutus filius.* Von der heftigen Rede, die Crassus als Censor gegen seinen Collegen Domitius in der Volksversammlung hielt, heisst es C. 56, 227. *urbana innumerabilia ex una concione* (andre Handschriften *contentione*) *meministis. Nec enim concio major umquam fuit.* Die Wiederholung desselben Worts *concio* in zwey Bedeutungen, und dass man nicht einsieht, wozu der Zusatz: *Nec enim concio unquam major fuit*, bewegen den Herausg. das Wort *contentio*, was an der erstern Stelle in einigen MSS. für *concio* steht, an die letztre zu versetzen: *Nec enim contentio major umquam fuit.* Diess stimmt vortrefflich zu der vom Herausg. angeführten Stelle im Brutus 44. über diese Streitsache: *Nulla est enim altercatio clamoribus umquam habita majoribus.* Bey den Worten C. 57, 233. *Crasso audiente, primum loquar de facetiis* fragt der Herausg., wozu *primum?* da kein Zweytes folgt. Er schlägt daher vor: *Crasso audiente praesertim, loquar* etc. Gleich darnach wird für *docebo sus, ut ajunt, oratorem eum* gelesen: *docebo sus Minervam* etc., weil ohne diesen Zusatz das Sprichwort, das hier gemeynt ist, *sus oratorem* geheissen zu haben scheinen würde. Oder liesse sich etwa die hergebrachte Lesart dadurch entschuldigen, dass bisweilen das *comparans* und das *comparatum* in einander verwebt wird? Wie viel gewinnt nicht folgende Stelle C. 59, 232. (C. 58. *Schütz*) durch den Scharfsinn des Herausgebers! Die gemeine Lesart war:

war: *non modo illud praecipitur, ne quid insulse, sed etiam, si quid perridicule possis: vitandum est oratori utrumque, ne aut scurrilis jocus sit aut mimicus.* — Der Herausg. schlägt nun vor, die den Sinn verfälschenden oder verdunkelnden Worte *vitandum est oratori utrumque* als Glosse herauszuwerfen und das Uebrige so zu binden: *non modo illud praecipitur, ne quid insulse, sed etiam, si quid perridicule possis, ne aut scurrilis jocus sit aut mimicus.* C. 60, 244. übersetzt *Wolff* so, als hätte er gelesen: *Nunc* (statt *non*) *mehercule in mentem mihi venit.* Falsch. Cäsar nimmt die Miene an, als falle ihm ein gewisser Unterschied *nicht* ein, aber nach einigem Besinnen findet er ihn und verbessert sich: *Hoc, opinor* etc. In den einzelnen Beyspielen witziger Einfälle oder Antworten in Reden bleibt für unsre Zeit manches dunkel, da sie oft nur mit einem Wort angedeutet sind, weil Cicero für Römer schrieb, denen der ganze Zusammenhang bekannt seyn musste. Manche Stelle hat indess auch hier, durch des Herausg. feinen Sinn für diese Witzspiele, gewonnen, z. B. C. 61, 249. *in male olentem, Video me a te circumveniri, subridicule Philippus*, die der Herausg. schon ehemals in einem Programm, wo wir nicht irren, auf die Art entwickelt hat, wie es *Eichstädt* krit. Nachtrag zum Haberfeldtschen Horaz S. 220. vorstellt: Philippus habe absichtlich *kirkonveniri* gesagt, damit es klingen sollte wie *hirco conveniri.* Indess scheint den Herausg. doch jetzt die Erklärung des Cicero, dass hier ein *ridiculum ex verbi ad literam immutati similitudine* statt habe, wie in dem vorhergehenden Beyspiel: *Quid hoc Naevio ignavius?* auf etwas andre Gedanken gebracht zu haben, dass nämlich zu lesen seyn möchte: *Video me a te hirco circumveniri.* In die Eintheilung desjenigen Lächerlichen, dessen sich der Redner so gut wie ganz zu enthalten hat, in vier Arten, zu Anfang des 62sten Kapitels, gestehen wir, uns nicht finden zu können. Bey der ersten Art, welche die dramatische Darstellung der Charaktere des Lustspiels betrifft, und bey der vierten, die obscöne Nachahmung anlangend, ist nichts zu erinnern, aber wohl bey der zweyten und dritten. Bey der zweyten: *alterum genus est imitatione admodum ridiculum, sed nobis tantum licet furtim, si quando, et cursim; aliter enim minime est liberale*, bemerkt der Herausg. nur, dass um der Concinnität und des guten Verhältnisses zu den folgenden Gliedern willen ohne Zweifel zu lesen sey: *alterum genus est imitatio; admodum ridiculum.* Aber, da *Nachahmung* bey allen vier Klassen statt findet, so fragen wir, was für eine Art der Nachahmung macht den Charakter dieser zweyten aus, und warum bestimmt ihn Cäsar nicht, wie bey den andern? Weiter! Von der *dritten* Art sagt er: *oris depravatio, non digna nobis.* Allein das stimmt nicht völlig mit C. 59, 242. zusammen, wo er dem Redner nicht schlechterdings die *depravata imitatio*, die er selbst *vultus et vocis imitatio* erklärt, untersagt, sondern nur will, dass er sehr vorsichtig und nur *verstohlen* davon Gebrauch mache: *orator surripiat imitationem.* Das ist ja aber, was in der Stelle, über die wir Zweifel haben, von der *zweyten* Gattung gesagt wird: *nobis tantum licet furtim* etc., und wir bauen darauf unsre Vermuthung, dass das hier als zweyte und dritte Art aufgezählte Lächerliche nur Eins ausmache, und dass der ganze Satz so zu lesen sey: *Primum genus hoc, quod risum vel maxime movet, non est nostrum: morosum*, etc. *Alterum genus, imitatio admodum ridiculum, sed quod nobis tantum licet furtim, si quando, et cursim — aliter enim minime est liberale — Tertium, obscoenitas, non solum non foro digna, sed vix convivio liberorum.* Ein Interpolator, der nicht bedachte, dass die *oris depravatio* selbst unter die *imitatio* gehörte, machte aus drey Gattungen vier, und schob zwischen *Tertium* und *obscoenitas* die Worte: *oris depravatio, Quartum* ein. Was die letzte Art anbetrifft, von welcher Cäsar sagt, sie sey kaum angemessen *convivio liberorum*, so übergeht der Herausg. *Scheller's* Conjectur *Lupercorum* und vertheidigt nur *liberorum* gegen *Ernesti*, indem er zeigt, dass Freygeborne, gebildete Menschen zu verstehen sind (nicht *libere potantes, dissoluti*, wie *Ruhnken* meynte. s. Ergänz. Bl. 1805. Nr. 117. S. 134.), für die sich nur ein urbaner und liberaler Scherz passt, eine Erklärung, die aus Cicero *de off.* I, 29. unterstützt wird: *Alter (jocus ingenuus) est, si tempore fit ac remisso animo, libero dignus; alter (illiberalis) ne homine quidem, si rerum turpitudini adhibetur verborum obscoenitas.*

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wallerstein: Unterricht über die Kuh- oder sogenannten Schutzpocken als Verwahrungsmittel gegen die wahren Pocken.* Zur Belehrung der Unterthanen des Fürstenthums Oettingen-Wallerstein, Hohenbaldern und Sötern, auf höchsten Befehl verfasst von dem dasigen Landphysikus Geheimen Rath *Jan.* 1804. 36 S. 8. (2 gr.) — Wir machen von dem vorliegenden Unterrichte, wenn er gleich nicht für das grössere Publicum bestimmt ist, mit um so mehrerem Vergnügen hier die öffentliche Anzeige, als derselbe in dem bekannt gemachten Verfahren der Oettingen-Wallersteinschen Regierung ein schönes Beyspiel aufstellt, was der Staat zur Begünstigung und Unterstützung der Kuhpocken-Impfung thun muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Göschen: *M. T. Ciceronis opera rhetorica.* Recensuit et illustravit *Chsti. Godofr. Schütz* etc.

(*Beschluss der in Num. 71. abgebrochenen Recension.*)

Cap. 66, 265. 266. kommt Cäsar auf das Lächerliche durch Vergleichung und durch Bilder. Sollte nicht hier für *tamquam imaginem* zu lesen seyn *aliquam imaginem?* Nun erwähnt hiebey Cäsar den *pictum Gallum in Mariano scuto Cimbrico, sub Novis, distortum, ejecta lingua, buccis fluentibus,* eine sehr schwierige Stelle, bey welcher wir bedauern müssen, dass sich der Herausg. begnügt hat, *Turnebus* Anmerkung hinzusetzen, ungeachtet schon *Pighius* und unlängst *Spalding* z. Quintil. 6, 3, 38. gegen die sonderbaren Prädicate dieses Aushängeschildes *scutum Marianum Cimbricum* Zweifel geäusert haben. Schwerlich kann man verkennen, dass unter dem hier abgemalten Gallier derselbe Grossprahler gemeynt sey, den T. Manlius J. R. 394. im Zweykampf erlegte, wenn man die Beschreibung desselben bey dem ältesten Geschichtschreiber Claudius Quadrigarius in Gell. 9, 13. und beym Liv. 7, 9. 10. liest. Er hatte, sagt jener, die Römer herausgefordert, aber *nemo audebat propter magnitudinem atque immanitatem facies. Deinde Gallus irridere atque linguam exertare. Id subito perdolitum est cuidam T. Manlio* etc. Eben so beschreibt Livius diesen Thraso: *belluam, quando adeo ferox praesultat hostium signis — Gallum stolide laetum, et linguam etiam ab irrisu exserentem.* Ueber das mit dem frechen Ungestüm des Barbaren so contrastirende Schicksal desselben werden die Römer Spott und Hohn nicht gespart haben, und in diesem Sinn muss man es auch nehmen, wenn ein Krämer sein Ladenschild mit einem Zerrbild von diesem Gallus bemalen liess, vermuthlich nur dem scheuseligen Kopf desselben, in der Art, wie die ältesten Gorgonenköpfe mit aufgedunsenem, breitgedrücktem, grinsendem Gesicht und herausgestreckter Zunge, der angenommnen Geberde des Spottes über den Feind, auf Münzen und Schilden abgebildet wurden, wovon *Böttigers* Furienmaske S. 109 — 111. nachzusehen ist. Was hätte nun dieses Sudelgemälde auf dem Schild mit dem Marius und dessen Feldzug gegen die Cimbrer zu verkehren, wenn man nicht zu den gezwungensten Deutungen seine Zuflucht nehmen will? Es ist uns daher höchst wahrscheinlich, dass *Mariano Cimbrico* durch widersinnige Interpolation entstanden, und dass vom Cicero bloss sey: *pictum Gallum in scuto, sub Novis* etc. Es schrieb vielleicht ein Glossator zuerst zu *scuto,* um die Anspielung des Bildes auf Manlius Zweykampf anzudeuten, *Manliano.* Diess verwechselten Abschreiber mit *Mariano* (sonst wird in MSS. häufig *Manlius* mit *Malius* verwechselt), dadurch ward auch das andre Beywort *Cimbrico* herbeygeführt. Plinius 35, 4 f. 8., der die nämliche Anekdote, wie Cicero, und gewiss aus diesem, erzählt, ob er gleich, nach seiner flüchtigen Art zu excerpiren, die redenden Personen verwechselt, muss in seinem Codex des Cicero beide Prädicate nicht gelesen haben: denn er nennt schlechtweg *in tabula pictum inficetissime Gallum exserentem linguam.* Dagegen ist Quintilian 6, 3, 38. schon wenigstens zum Theil mit dieser Corruptel behaftet: *imaginem Galli in scuto Cimbrico pictam,* wozu noch einige Handschriften *Mariano* setzen. Mit der Hyperbel vom Memmius §. 267.: *ita sibi ipsum magnum videri Memmium, ut in forum descendens caput ad fornicem Fabii demitteret,* wird vom Herausg. die Erwähnung derselben beym Quintilian 6, 3, 67. zusammengehalten, wo wir nicht, wie der Herausg. des Cicero will, die Lesart des Goth. Cod.: *caput eum — demisisse,* der herrschenden, *offendisse,* vorziehen würden, da, nach *Spaldings* richtiger Bemerkung, Quintilian hier aus dem Gedächtniss nicht ganz treu zu erzählen scheint. So nennt er auch den Memmius *hominem praelongum,* obgleich aus Cicero's Worten seine Leibeslänge nicht nothwendig folgt. Weniger Grund scheint uns der Tadel *Spaldings* zu haben, dass Quintilian in den Worten: *An non plurima καθ' ὑπερβολὴν dicuntur? quale refert Cicero de homine* etc., die Hyperbel dem Cicero zuzuschreiben scheine, die doch dem Crassus von Cicero zugeschrieben wird. Denn man muss offenbar aus *dicuntur,* nach *quale refert,* hinzudenken: *dictum.* Sehr schön liest der Herausg. §. 268. statt des unverständlichen *tanta suspicio, tacita suspicio,* welches durch die vorhergehenden Worte: *Arguta — significatio est, cum — res obscura et latens illustratur.* Dem Charakter der antiken Sprache des *Fannius* ist *Jacobsens* Verbesserung C. 67, 270. angemessen: *In hoc genere Fannius — Africanum — dicit cluisse* anstatt *fuisse.* Cap. 70. zu Anfang hat der Herausg. die feine Entdeckung aus Brut. c. 26. gemacht, dass mit den Namen *Albius* und *Albucius* hier wahrscheinlich eine Verwechslung vorgegangen, und dass statt des ersten *Albucius,* statt des letzten *Mucius* stehen müsse. Sollte es nicht C. 74, 300., wo von der Antwort die Rede ist, die Themistokles dem gab, der ihm die Gedächtnisskunst zu lehren anbot, heissen: *qui ita responderit, ut intelligere possimus* (für *possemus*), *nihil ex illius animo — effluere potuisse.* Denn der Sinn ist doch der: „*ut nos, qui nunc sumus, ex ejus re-*

responso intelligere possimus." Cap. 78, 317. schreibt der Herausg.: *Quanto hoc magis in oratione est spectandum, in qua non vis, potius delectatio postulatur.* Es ist hiebey unbemerkt geblieben, dass *est spectandum* Wyttenbachs Verbesserung statt *exspectandum* ist. Im letzten Glied lautete die gemeine Lesart: *non vis potius, sed delectatio*, wofür *Sterke Actt. Traj.* T. I. p. 177. bloss mit Versetzung zweyer Wörter lesen will: *non vis, sed potius delectatio.* Cap. 82. zu Anfang wird, bey der aufgenommnen Lesart *vitanda ingenii ostentationis suspicio*, erwähnt, dass ein Wolfenb. Codex *ingeniis ostentationis* lese, unstreitig ein Schreibfehler für *ingentis*, wie hier einige Handschriften lesen sollen, nach *Burmanns* Bericht zu Phädrus B. 2. Epilog. 1. Bey den Bemerkungen über die Mnemonik ist, wie billig, C. 87, 357. die Lesart *ea maxime animis affigi nostris* in Schütz genommen worden, die auch neulich an *Morgenstern de arte vett. mnem.* P. I. einen Vertheidiger gefunden hat. Zu Ende dieses Capitels tadelt der Herausg. den Cicero wegen der Vergleichung der Mnemonik mit der Perspectivmalerey, auf welche *Wielands* Scharfsinn diese Stelle bezieht, zwischen welchen beiden Künsten eine gar zu schwache Aehnlichkeit Statt habe. Vermuthlich schwebte dem Cicero nur der allgemeine Vergleichungspunkt vor: Wie im Perspectivgemälde andre Gegenstände näher, andre entfernter erscheinen, so vertheilt der Gedächtnisskünstler die Theile, Gedanken und Worte einer Rede in nähere und entferntere Plätze eines weiten Raums.

Im *Prooemium* des *dritten* Buchs C. 1, 3. ist durch kleine Abänderungen und Versetzungen Licht und Ordnung in den Satz gekommen: *Hic, quamquam hoc inter homines sapientissimos constare vidi* etc. Statt: *si — consilium senatus a rep. repudiaret*, liest der Herausg. nicht unpassend *in republica*, ohne jedoch zu erwähnen, dass, wie *Ernesti* berichtet, die ältern Ausgaben vor Aldus *reipublicae* haben, bey welcher wir es bewenden lassen würden. In der heftigen Rede des Crassus an den Philippus §. 4.: *haec tibi est excidenda lingua: qua vel evulsa, spiritu ipso libidinem tuam libertas mea refutabit*, vermisst der Herausg. die durch die Partikel *vel* angedeutete Steigerung von *excidenda lingua* zu *evulsa*, und hat deswegen *incidenda lingua* aus einer Wolfenb. Handschr. aufgenommen, welche allerdings als ausgesucht angesehen werden kann, ob wir auch gleich in der Vulgata finden, was der Herausg. vermisste. Die Zunge *ausschneiden* ist weniger als *ausreißen*. *Nizolius* führt aus einer Stelle des Cicero an: *Excisa est arbor, non evulsa.* Unter dem Wort *excidere* aber schreibt er an beiden Stellen des Cicero nicht *evulsa*, sondern *avulsa*. C. 4, 16. hat der Herausg. die von *Ernesti* u. a. ganz verkehrt bey den Worten *quo in genere — cognoveramus* angebrachten Zeichen der Parenthese aus dem Text weggenommen und dadurch den wahren Sinn hergestellt. C. 6, 23. scheinen uns die Worte: *sive ut reflectat*, weggestrichen werden zu müssen, da sie schon in dem vorhergehenden liegen: „*sive ut deterreat, sive ut concitet.*" Es werden hier einander entgegengestellt *impellere* und *docere; deterrere* und *concitare; incendere* und *lenire*. Den Anfang des 9ten Cap. hat der Herausg. sehr richtig auseinander gesetzt und gegen *Ernesti's* misslungnen Versetzungsversuch vertheidigt; die Worte *quoniam — vocaremur* sind hier mit Recht als Parenthese gedruckt. Schön ist die Verbesserung zu Anfang des 11ten Cap., wo *verba et casibus et temporibus et genere et numero conferamus*, i. e. *jungamus et construamus*, wie die Griechen ῥάπτειν λόγους sagen, gelesen wird, statt des an dieser Stelle ganz untauglichen *conservemus*. In demselben Cap. §. 42. *omitto verborum (suavitatem), quamquam est caput; verum id affert ratio, docent literae, confirmat consuetudo et legendi et loquendi*, möchte der Herausg. lesen: *ratio, quam docent literae*, weil es schwer zu sagen sey, was *ratio* von den *literis*, d. h. der Grammatik, verschiednes seyn solle. Wir denken anders, und glauben, vorzüglich nach dem Anfang des 13ten Cap., bloss eine kleine Versetzung einiger Worte vornehmen zu dürfen: *verum id docent literae, affert ratio, confirmat consuetudo et legendi et loquendi.* Diese drey Momente werden in derselben Folge sowohl in der angeführten Stelle des 13ten Cap., als C. 10, 38. aufgezählt. *Literae* sind der Elementar-Unterricht in der Sprache, was C. 10. *literae doctrinaque puerilis*, und C. 13. *puerilis doctrina* hiess; *ratio* ist die schon höhere Theorie der Grammatik, *scientia literarum* C. 10., *subtilior cognitio et ratio literarum* C. 13., und die *consuetudo legendi et loquendi*, was C. 10. durch *legere oratores et poëtas*, und C. 13. *consuetudo sermonis quotidiani — et lectio veterum oratorum et poëtarum* begriffen wurde. Die ganze Stelle des 13ten Cap. §. 48. lautet nach der gemeinen Lesart so: *Praetereamus igitur praecepta Latine loquendi, quae puerilis doctrina tradit, et subtilior cognitio ac ratio literarum alit, aut consuetudo sermonis quotidiani ac domestici, libri confirmant, et lectio veterum oratorum et poëtarum.* Gegen *Ernesti*, von dem *libri* angefochten wird, bemerkt der Herausg., dass *libri et lectio* nach der bekannten Figur Einsdurchzwey zu erklären sey, möchte aber, wenn das Wort ja nicht echt seyn sollte, die ganze Stelle so constituiren: *quae puerilis doctrina tradit et subtilior ratio literarum, alit consuetudo sermonis quotidiani ac domestici, confirmat lectio veterum oratorum et poëtarum.* Wir würden einstimmen, wenn uns nicht jene Parallelen, auf welche hier sichtbar zurückgewiesen wird, abhielten, und uns geneigter machten, dem Crassus folgendes in den Mund zu legen: *quae puerilis doctrina tradit, subtilior cognitio ac ratio literarum alit, consuetudo sermonis quotidiani ac domestici confirmat et lectio veterum oratorum et poëtarum.* Cap. 14. zu Anfang (C. 13. *Schütz*) ist der ganzen Stelle ihr Pikantes durch Aenderung eines einzigen Buchstabens wiedergegeben worden: *vides, quam* (statt *quum*) *alias res agamus, quam te inviti audiamus*, ironisch: du siehst, wie zerstreut und unaufmerksam wir sind! Die Gruterschen Handschriften lesen wirklich eben so, aber man vernachlässigte diese Lesart, und *Ernesti* half sich mit einer erkünstelten Erklärung der Vulgata. Gegen das Ende des 16ten Cap. fängt eine Aufzählung der Philo-

sophen-

sophenschulen nach *Sokrates* und ihrer Eigenthümlichkeiten an, wobey der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden von *Ernesti* und *Schütz* vermisst und eine vor *Nam quum essent plures orti fere a Socrate* vorhandene Lücke angenommen wird. Nach unsrer Ansicht ist die ganze Ausführung von C. 16. *Nam quum* etc. an bis Anfang des 19ten Cap. *Haec autem, ut ex Apennino* etc. als eine Abschweifung über die Philosophensekten nach *Sokrates* überhaupt zu betrachten, die durch Erwähnung der nach *Sokrates* erfolgten Trennung der Philosophie und Beredtsamkeit herbeygeführt wurde, und nach welcher Crassus zu Anfang des 19ten Cap. ganz in der Art, wie es nach Parenthesen zu geschehen pflegt, den Faden der Rede, den er fallen lassen, wieder aufnimmt, so dass folgende beide Sätze aus dem 16ten und 19ten Cap. an einander gereiht werden müssen. *Hinc discidium illud exstitit quasi linguae atque cordis, — ut alii nos sapere, alii dicere docerent. Haec autem, ut ex Apennino fluminum, sic ex communi sapientium jugo sunt doctrinarum facta divortia, ut philosophi, tanquam in superum mare Ionium defluerent, Graecum quoddam et portuosum; oratores autem in inferum hoc Tuscum et barbarum, scopulosum atque infestum, laberentur.* Dem Herausg. ist, so viel wir wissen, folgende Auslegung des letzten Satzes ganz eigen: „*Tota allegoria significat, postquam philosophia a Rhetorica disjuncta esset, philosophos in Graecia mansisse, Rhetores autem in Siciliam inde a Corace et Tisia migrasse. In quo, ut similitudo cum fluminibus ex Apennino partim in Ionium mare, partim in Tuscum mare labentibus constaret, Ciceronem non piguit et locorum situm, et ipsam rei veritatem aliquantulum detorquere. Certe de philosophis in Graecia viventibus non nisi contorte dici poterat, eos in Ionium mare defluxisse.*" Und eben darum glauben wir nicht recht an diese Auslegung, weil sich Cicero gar zu geschraubt ausgedrückt hätte, und statt an eine wirkliche Auswanderung eines Theils der Philosophen (*oratores* scheint uns echt zu seyn, schon wegen der Worte C. 19. *dissociatis a Socrate disertis et doctis — philosophi eloquentiam despexerunt, oratores sapientiam*, und: *Socratici a se causarum actores — separaverunt*) zu denken, nehmen wir auch die Trennung oder Vertheilung der Philosophie in zwey Arme mit *Petavius*, *Harles* u. a. blos im sinnbildlichen Sinn: die Philosophen widmeten sich theils der Ruhe des speculativen Lebens, theils gaben sie sich den Stürmen des Geschäftslebens preis. Aber auch so können wir uns nicht überreden, dass die Stelle ganz unverdorben ist. Hinter *mare superum* war schon *Ionium* mehr als genug, aber nun gar noch *Graecum quoddam*. Wer mag sich so ausdrücken: *Mare superum Ionium, Graecum quoddam!* Zu geschweigen, dass wir nicht wissen, ob *quoddam* hinter dem *nomen gentile* passend ist. Mit einem Wort: *Ionium* und *Tuscum* halten wir beides für Glosseme, jenes von *mare superum*, dieses von *mare inferum*, und für *quoddam* lesen wir, Kraft des Gegensatzes und nach Anleitung der Varianten: *quiddam, quidem, — quietum.* So kommt alles ins Gleiche und ist die vollkommenste Concinnität hergestellt: *ut philosophi tanquam in superum mare defluerent, Graecum, quietum et portuosum; oratores autem in inferum hoc, barbarum, scopulosum atque infestum.* So steht *graecum* und *barbarum*, *quietum* und *infestum*, *portuosum* und *scopulosum* einander gegenüber. Cap. 19, 71. fiel uns öfter beym Lesen die Alternative auf: *aut vobis haec Carneadia, aut illa Aristotelia vis comprehendenda est.* Warum, dachten wir, wird denn nicht eben sowohl der *omnium in dicendo gravissimus et eloquentissimus* Plato (1, 11, 47.) und Isokrates und Theophrastus genannt? Schade, dass uns der Herausg. seine Meinung nicht über die Stelle von dem schlechten Redekünstler Pamphilus C. 21, 81. gesagt hat: *Pamphilumque — sinamus in infulis tantam rem (Rhetoricam), tanquam pueriles delicias aliquas, depingere.* Lassen wir die durch Missverstand des bildlichen Ausdrucks entstandene Hypothese, dass der gelehrte Maler Pamphilus gemeynt sey; es ist irgend ein obscurer Vf. einer Τέχνη, vielleicht derselbe, dessen auf Erörterung eines einzigen rhetorischen *locus* beschränkte Theorie *Aristoteles Rhet.* 2, 23, 21. anführt. Von diesem oder einem andern Pamphilus lässt nun Cicero die Rhetorik als ein blosses Spielzeug behandelt werden, als bemalte Wiegenbänder (*infulae* für *fasciae cunarum*). Kann seyn, dass auch der Stil des Menschen sehr geblümelt und geziert (*nimium depictus*, *Orator* 12, 39.) war. Nur andeuten wollen wir, dass §. 88. auf die leichteste Art die Stelle verbessert und Klarheit in sie gebracht wird: *ita fit, ut agitatione rerum sit infinita cognitio, facilis, si usus* (statt *facilis usus*) *doctrinam confirmet*, wie aus dem Zusammenhang erwiesen wird. Eben so schön ist gleich darauf die Verbesserung: *ut, si velim ego talis optime ludere, aut pila, studio tenear*, für: *aut pilae studio tenear.* C. 27, 107. *in utramque partem dicendi animos et vim et artem habere debemus* war in dieser Verbindung *animos* höchst anstössig oder unverständlich; daher hat der Herausg. *Purgolds* Conjectur aufgenommen: *dicendo alliciendi animos.* Noch deutlicher würde ins Auge springen, wie ein Wort vom Abschreiber übersehen worden, wenn man läse: *dicendo ducendi animos.* 1, 8. *voluntates impellere, quo velit, unde velit, deducere.* 3, 51, 197. *numeris et ad hilaritatem et ad tristitiam saepe deducimur.* Bey Cap. 47, 182. macht der Herausg. darauf aufmerksam, dass Cicero den Aristoteles missverstehe, wenn er ihn erstlich die heroischen Füsse, und dann vorzüglich den Paeon dem Redner empfehlen lasse, da Aristoteles (*Rhet.* 3, 8.) vielmehr den heroischen Rhythmus verwerfe, wie dieses Cicero selbst an einer andern Stelle *Orator* C. 57. gefasst habe. Uns scheint es noch nicht so ausgemacht, an welcher von beiden Stellen Cicero unrichtig aus dem Aristoteles berichtet habe. Erwägen wir die Stelle aus der Rhetorik genau, und vergleichen sie mit der Parallele in der Poëtik C. 5. (C. 4. *Hermann*) gegen das Ende: so scheint uns Cicero an der Stelle *de oratore* den Sinn besser getroffen zu haben. Zuerst müssen wir uns aber über die Lesart in *Rhet.* 3, 8. vereinigen, wo es *vulgo* so heisst: τῶν δὲ ῥυθμῶν ὁ μὲν ἡρῷος σεμνὸς καὶ λεκτικὸς καὶ ἁρμονίας δεόμενος. Da λεκτικός,

κὸς; wie der ganze Zusammenhang und die Stelle der Poëtik lehrt, hier von dem Rhythmus in der *gemeinen* Umgangssprache der Jamben gesagt wird: so kann diess unmöglich mit σεμνὸς zusammengesetzt und als Prädicat des heroischen Numerus gebraucht werden; daher man verbessert hat καὶ οὐ λεκτικός, wobey es aber noch immer auffallend bleibt, wie der heroische Numerus geradezu ἁρμονίας δεόμενος genannt werden könne. Diesen Ungehörigkeiten wird durch eine meisterhafte Verbesserung von *Tyrwhitt* zur Poëtik a. O. begegnet: σεμνὸς καὶ λεκτικῆς ἁρμονίας δεόμενος, die uns, dem Sinn nach, selbst in der flüchtigen Uebersetzung *Orator* a. O. ausgedrückt zu seyn scheint: *Aristoteles judicat, heroum numerum grandiorem, quam desideret soluta oratio.* Nach dieser Verbesserung bleibt dem heroischen Rhythmus sein Recht in der Beredtsamkeit. Und warum auch nicht? Er ist ja σεμνὸς, wie es auch die Würde der Beredtsamkeit erfordert, von welcher Aristoteles sagt: δεῖ δὲ σεμνότητα γενέσθαι καὶ ἐκστῆσαι, welches der *Orator* durch die Worte ausdrücken wollte: „*plenam tamen eam (orationem) vult esse gravitatis, ut eos, qui audient, ad majorem admirationem possit traducere.*" Dass die am heroischen Fuss aber bemerkte Ermanglung einer λεκτικῆ ἁρμονία auf den Rhythmus der Jamben hinweise, zeigt theils das Folgende: ὁ δ' ἴαμβος αὐτή ἐστιν ἡ λέξις ἡ τῶν πολλῶν etc., theils die Worte der Poëtik: μάλιστα λεκτικὸν τῶν μέτρων τὸ ἰαμβεῖόν ἐστι — πλεῖστα γὰρ ἰαμβεῖα λέγομεν ἐν τῇ διαλέκτῳ τῇ πρὸς ἀλλήλους· ἑξάμετρα δὲ ὀλιγάκις, καὶ ἐκβαίνοντες τῆς λεκτικῆς ἁρμονίας. Es scheint uns also Aristoteles den Gebrauch des heroischen Rhythmus dem Redner nicht ganz zu untersagen, ob er sich gleich nachher ganz vorzüglich zu dem Päon neigt, weil dieser am wenigsten für Verse geeignet sey. Im 48sten Cap. §. 185. hat der Herausg. die Lesart *rudis et indocta — sine intervallis loquacitas perennis* etc. aufgenommen, ohne in einer Anmerkung zu erwähnen, dass andre *rudis et impolita* haben, welchem besser im vorhergehenden §. 184. *oratio polita atque facta quodammodo* zu entsprechen scheint. Vgl. 1, 14 fin. und *Wetzel* z. Brut. C. 8. Anf. Auf ähnliche Weise wird im *Orator* 57, 195. die zu künstlich rhythmische und die alles Rhythmus entbehrende Rede einander entgegengestellt: *Alterum nimis est vinctum, ut de industria factum appareat: Alterum nimis dissolutum, ut pervagatum ac vulgare videatur;* nach Aristot. *Rhet.* 3, 8.: ἔμμετρον — ἀπίθανον· πεπλάσθαι γὰρ δοκεῖ — τὸ δὲ ἄρρυθμον ἀπέραντον. Quintilian 9, 4. nennt eine unrhythmische Rede *inscitum atque agreste.* Von dem Anfang der Periode sagt Cicero C. 49, 191. (C. 50. *Schütz*): *Nascatur a proceris numeris ac liberis, maxime heroo et paeone priore, aut cretico.* Aus einem richtigen Urtheile stellt der Herausg. nach dem ganzen Zusammenhang und nach Aristoteles Vorschrift *paeone priore* her, welches Pearce aus Missverstand in *posteriore* verwandelt hatte. Nur scheint er dabey übersehen zu haben, dass die Worte *aut cretico* ausgestrichen werden müssen, weil Cicero diesen mit dem Päon *posterior* gattet und ans *Ende* der Periode gebracht wissen will. C. 47, 183. *Illi philosopho (Aristoteli) ordiri placet a superiore paeone, posteriore finire. Est autem paeon hic posterior — par fere Cretico* etc.; und C. 50, 193. räth er unter andern zu schliessen mit *paeone illo posteriore aut ei pari cretico.* Nach den Worten §. 191.: *sed varie distincteque considat*, hat der Herausg. die Interpunction des nächsten Satzes abgeändert, in welchem wir die ersten Worte: *notatur enim maxime similitudo in conquiescendo*, als Parenthese nehmen möchten. Wie wars möglich, dass bis auf den Herausg. Niemand die Worte C. 51, 197. nach der Abh. über den Rhythmus: *Quibus utinam similibusque de rebus disputari quam de puerilibus his verborum translationibus maluissetis!* für das, was sie sind, erkannte, den abgeschmackten Zusatz eines Mönchs, dem die Ausführung über die *translationes verborum* nicht behagte! Der Herausg. hat diesen Auswuchs nicht länger im Text geduldet. Natürlicher würde man eine solche Herzenserleichterung bey der trocknen, nüchternen, wahrscheinlich durch Einschaltungen und Zusätze von Grammatikern noch mehr überladnen und verwirrten Aufzählung der Figuren der Worte und Sentenzen C. 53. 54., die auch der Herausg. *prolegg.* p. XXXI. für ein wahres *Hors d'oeuvre* hält, gefunden haben. Vgl. über die Verworrenheit in diesem Verzeichniss der Figuren *Schützens* Anmerkungen p. 380. 381 f. Schön wird C. 59, 221. die Vergleichung eines immer auf denselben Fleck sehenden Redners mit einem *actor aversus* von einem Schauspieler erklärt, der den Zuschauern den Rücken zukehrt. Theophrast soll diese Vergleichung aus dem Munde eines gewissen Tauriscus angeführt haben, unter welchem Tauriscus der Herausg. mit Wahrscheinlichkeit den Grammatiker dieses Namens beym Sextus Empiricus versteht, der Theophrasts Zeitgenosse war.

Mit Vergnügen hören wir, dass der *dritte* und *letzte* Band dieser Ausgabe, der die übrigen rhetorischen Schriften des Cicero enthalten wird, bereits in künftiger Ostermesse erscheinen werde.

MATHEMATIK.

Grätz, b. Ferstl: *Kurze und fassliche Art, die Rechnungskunst leicht zu erlernen.* Herausgeg. von *L. R.*, der Zeit Lehrer der Gottesgelahrtheit in Obersteyermark. 1805. 200 S. 8. (8 gr.)

Deutlich und fasslich ist allerdings dieses Rechenbuch, aber die Gründe der Regeln sind nicht angegeben. Nach den Rechnungsarten mit unbenannten, benannten und gebrochenen Zahlen folgt die Proportionsrechnung mit ihren Anwendungen auf einfache und zusammengesetzte Gesellschafts- und auf die verschiedenen Fälle der Vermischungsrechnung. Den Beschluss macht die einfache und doppelte Regel Falsi. Angehängt ist eine Zerstreuungstafel nebst einem Verzeichniss von Münzen, Gewichten und Massen mit ihren untergeordneten Werthen. Die Beyspiele sind zahlreich und gut gewählt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. März 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. J. C. Näf: *Unterhaltungen über die Verbindung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren.* In religiösen, moralischen u. politischen Rücksichten. Von *Joh. Conr. Nüscheler.* 1805. 623 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieser Schrift ist ein Anhänger der Lavaterschen Schule; des Pietismus, der in den Schriften eines *Hahns*, *Jungs* u. a. herrscht, und mehr, oder weniger zum Herrnhutismus und zur Schwärmerey sich hinneigt. Wir sind weit entfernt, den frommen stillen Sinn, die Achtung für das Ueberirdische, die Liebe für ein höheres Licht der Wahrheit zu verkennen, die uns im vorliegenden Buche ansprechen. Wir sind der Meinung des Vfs. (S. 5.): „es gebe zwey Erkenntnissvermögen im Menschen, Eines für das Sichtbare, und Eines für das Unsichtbare; — für das Erste bedürfe man der menschlichen Vernunft, für das zweyte der göttlichen." Gleichwie der Himmel über der Erde ruht, und das Auge des Wandelnden in den Himmel hinaufschaut, während sein Fuss die Erde betritt, und körperliche Gegenstände ihn umgeben: so lebet auch der Mensch in zwey Welten, und die unsichtbare liegt *über* der sichtbaren, diese wird von jener gehalten, umflossen. Wer eingedenk ist seines aufrechten Wandels, dessen Geist ist gerichtet auf die unsichtbare Welt, wie das Auge gen Himmel, ungeachtet er nur in der sichtbaren Welt athmet und handelt. Dann ist die göttliche Vernunft in ihm erwacht, Religion, Tugend erwachen mit ihr, die menschliche Vernunft gehet Hand in Hand mit ihrer Schwester. Bis dahin sind wir einig mit jedem Pietisten, Herrnhuter, ja selbst mit jeglichem Schwärmer. Aber wenn die Rede ist von einer *Verbindung* des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren, von einer *andern* Verbindung, als jener Eintracht des Göttlichen und Irdischen in uns, jener Zwillingsnatur der Vernunft: so müssen wir uns dagegen erklären. Nach Verbindung des Sichtbaren und Unsichtbaren in *diesem Sinne* fragen, heisst nach Verbindung des Himmels und der Erde fragen. Sollte es wohl gelingen, die tausend Fixsterne des Himmels sammt ihrem Lichte herabzuziehen an die Erde, und wenn es gelänge, müsste nicht der himmlische Glanz in trüber Atmosphäre unsers Wandelsterns erbleichen? Diess ist aber das Beginnen aller Schwärmer, Herrnhuter, Pietisten. Nicht zufrieden mit dem unendlichen grossen Himmel, mit der Bewunderung seiner Unendlichkeit, wollen sie ihn näher um sich haben, im Hause, im Zimmer, wollen mit den Sternen Frag und Antwort spielen, wollen Gottes Fügung durch Loosziehen erkennen (wie z. B. S. 529. dieser Schrift), Träume von ihm sich senden lassen (S. 537.), überall die göttliche Erkenntniss in eine menschliche verwandeln. Obgleich nun die aus solchem Streben hervorgehenden Vorstellungen immer das Zeichen ihres Ursprungs tragen, und eine kindlich poetische Farbe annehmen können, wie z. B. das Christkindchen der Weihnachtsgeschenke, die Miniatur des grossen Christs und Heilands: so führen sie doch herab von der ursprünglichen Höhe, und mischen sich oft mit der weniger reinen Atmosphäre der irdischen Welt, — sind das niederländische Gemälde einer heiligen Geschichte. Im Christenthume wird dadurch eine Vorliebe für die historische locale Anschauung bewirkt, und ein Bemühen, jeden Fensterpfosten und jedes Gitter wichtig zu machen, durch die einst eine Vorzeit in den Himmel geblickt. Worauf Rec. hindeutet, werde durch die Geschichte unsres Vfs. klar. Sie ist am Ende des Buches erzählt, und kürzlich diese: Hr. *N.* hatte als Knabe die religiösen Gefühle, welche sich in jedem reinen Menschen schon früh von selbst zu entwickeln pflegen. Da er durch den Tod seines Vaters sich selbst überlassen war, kam er durch Spott und Zweifel als Jüngling zum Unglauben, verehrte aber die Tugend. Nach drey Jahren gerieth er in eine tiefe Schwermuth, und betete zum ersten mal wieder: „Wenn ein Gott ist, so bitte ich ihn, dass er mir helfe." — Ihm ward geholfen, und seine religiösen Empfindungen belebten sich. Durch den Umgang mit *Pfenninger* und dem Pfarrer *Schinz* ward er ein Christ. Eine schwere Prüfungszeit machte ihn mit Gottes Führungen unzufrieden, er empfand, „sein Gebet helfe nicht mehr, Gottes Gnade sey von ihm gewichen, er *bedürfe einen Fürbitter*, einen Versöhner." (S. 619.) Er betete also: „Wenn Jesus der Fürbitter, der Versöhner der Sünder ist: so bitte ich, dass er mir helfe." (S. 620.) Ihm ward geholfen, und er preiset die neue Ansicht und den daraus hervorgehenden Zustand als eine zweyte Wiedergeburt. — Rec. glaubt dem redlichen Manne gern, dass er einen Fortschritt in der Erkenntniss und Religiosität zu machen meynte; aber dieser Fortschritt besteht eigentlich bloss in einer Aneignung der localen Vorstellungen, unter denen das Christenthum in der Welt eintrat. Wer einmal Gott als den *Vater* erkannte, wer zu ihm, dem Vergebenden, Barmherzigen, betete, der bedarf keines Fürbitters mehr, keines Versöhners — wie die opfernden Juden — er hat Zugang zum Vater. Die zweyte Wiedergeburt führte Hn. *N.* vom

vom reinen und wahren christlichen Glauben zur pietistischen Christolatrie.

Wir hätten durch das bisher Gesagte den allgemeinen Charakter des Buches hinreichend angezeigt; jetzt wollen wir einige besondere Aeusserungen und Stellen ausheben. Zu loben ist an dem Vf., dass seine zweyte Widergeburt nicht ganz die Spuren der ersten verwischte. Er dringt neben der Fürbitte und dem Verdienst Jesu stark auf Sittlichkeit (S. 41.); findet auch ausser der Glaubenslehre die Sittenlehre Jesu vortrefflich (S. 64.), nur gänzliche Religionsfreyheit hält er für schädlich. (S. 66.) (Es ist wunderbar, wie verständige Männer glauben können, durch das zwangvolle Aufrechthalten gewisser Dogmen werde die Moralität gefördert. Bloss eine Herrschaft über die Gemüther kann dadurch gefördert werden, und diesen Satz hat die katholische Kirche mit groser Consequenz durch die That bewährt. Immoralität herrscht in den finstergläubigsten Ländern so gut als in den ungläubigsten.) Das ganze Buch ist in Gesprächsform geschrieben: ein Vater unterhält sich mit seinem Sohne. S. 75. fragt der Sohn: wenn die Glaubenslehre dem Menschen so grosse Genüsse verschaffe, warum denn so viele verständige und berühmte Gelehrte sie verwürfen? Der Vater antwortet: es mangele an kindlichem Sinn; ein Kind fahre am besten, wenn es seinen Aeltern folge, ohne zu vernünfteln oder zu räsonniren. Viele Gelehrte hätten die Kantsche Philosophie als wahr geglaubt, ohne sie zu verstehen, und setzten ihre eigne Weisheit und Aufklärung über die Weisheit von Gottes Offenbarungen. (Wie fährt denn der Vf. mit solchen, die auf keines Meisters Wort schwuren, und doch keine Christen sind? Es sind zwey verschiedene Dinge: eingebildete Weisheit besitzen, und kein Christ seyn. Es könnte doch Leute geben, denen die Unwissenheit ihrer eignen Vernunft vollkommen einleuchtete, denen aber doch mit einem judaisirenden Christenthume nichts gedient wäre.) Die Psychologie des Vfs ist eigen. Er sagt S. 87.: Im Wesen des unverdorbenen Menschen sey 1) der Leib, oder das sinnliche Herz, der Vorhof; 2) die Seele, das Heilige; 3) das geistige Herz, oder der Geist, das Allerheiligste. Durch das letztere kommt der Mensch in Verbindung mit Gott. So hat auch der Mensch (S. 117.) drey Willen, denen er folgen kann: Gottes Willen, des bösen Geistes Willen, und seinen eignen Willen. Dieser eigne Wille steht in der Mitte, er kann wählen das Gute oder das Böse. Wie der Mensch durch Gottes Geist zuweilen an Kräften über die gewöhnlichen Menschen erhoben wird: so kann diess auch durch Satans Geist geschehen, daraus stammen die Helden, die Genien der Hölle. Interessant wird dieser Gedanke durchgeführt; der böse Geist kann seine Genien aufklären, sie in hinreissende Moralisten verwandeln, wirkt durch alle mögliche Klassen von Schriften; die grosse Mittelklasse der Menschen erkennt seine Stimme nicht, und ruft: „Es giebt keinen Satan." — Das elektrische oder elementarische Feuer ist in allen irdischen Wesen, das magnetische oder Nervenfeuer wirkt auf Körper und Seele zugleich, beide haben anziehende und zurückstossende Kraft; die allerstärkste anziehende und zurückstossende, die ganze geistige und physische Natur durchdringende Kraft hat Christus, durch den Geist Gottes. (S. 157.) Gott regiert die Welt, indem er die geistige Wurzel jedes physischen Wesens, worauf er wirken will, berührt und leitet. (S. 168.) Liebe ist Anziehungskraft, Hass die Zurückstossungskraft, jenes geschieht durch Wärme, dieses durch Kälte. (S. 188.) Der physische Puls schlägt am stärksten im Herzen, der seelische im Gehirn, der geistige im Gewissen. (S. 245.) Niemand ist ein Schwärmer, der von geistigen Einwirkungen spricht, so lange seine Reden und Handlungen mit den Lehren und dem Beyspiel Jesu übereinstimmen, und nicht zu Verbrechen, Ungehorsam und Empörung gegen die Obrigkeit führen. (S. 273.) (Es giebt eine doppelte Schwärmerey, eine stille und eine laute. *Unschädlich* ist jede, wenn sie nicht zu unmoralischen Handlungen führt. Die stillen Schwärmer seufzen über die Welt, die lauten toben über sie. Es ist schwer, eine Gränze zu ziehen, wo Schwärmerey anfängt, und Nüchternheit aufhört, weil eben zwischen den beiden Extremen, totaler Schwärmerey und totaler Nüchternheit, die ganze Menschheit liegt.) Die wahre Freyheit und Gleichheit, sagt der Vf. S. 276. vortrefflich, besteht darin, dass man aus reiner Liebe den Sinn der göttlichen Gesetze erfülle. Diese wahre Freyheit habe man in der neuern Zeit nicht gewollt." Aber wenn schon der reine helle Himmel zuweilen verdunkelt und getrübt wird: so bleibt er doch nichts desto weniger *Himmel*; — und nach heftigen Stürmen und Ungewittern — wird er wieder rein und helle." — Nicht minder gut heisst es S. 313.: „Je wahrhafter der Mensch, desto tiefer wurzeln in ihm alle Tugenden, — desto unverführbarer wird er zum Laster — denn sein Gewissen wird seine ganze Kraft in ihm erhalten, und den *Scheingründen* wird er bald ihre blendende Larve abreissen; je unwahrhafter — desto unsicherer, flüchtiger seine Tugenden — desto verführbarer wird er zum Laster — denn er wird den Scheingründen seiner leidenschaftlichen Neigungen Gehör geben. Es herrscht da, so zu sagen, mathematisches Verhältniss — Wahrheit führt zum Himmel — Unwahrheit zur Hölle." Ueber Systeme urtheilt der Vf., dass sie Aufklärung befördern, zur Gelehrtheit führen, junge Leute müssten sie benutzen, und nach dem wahren Sinn der Lehre Jesu prüfen. (Nur ist dieser *wahre* Sinn, weil er von Auslegung abhängig ist, auch den Missgriffen der Systeme ausgesetzt, und kann daher nicht zum Mass dienen. Das ursprüngliche und einzige Mass ist jene von dem Vf. beschriebene innere Wahrhaftigkeit des Menschen.) Wahrer Christ ist derjenige, der Christi Beyspiel und seinen Lehren nachfolgt, und es kann auch unter andern Religionen wahre Christen geben. (S. 364.) (Uns freut diese Aeusserung des Vfs. Ob sie aber mit seinen frühern Behauptungen harmonirt, ist ein Andres: denn die Bekenner anderer Religionen halten ja nicht die Bibel

für

für das Buch der Offenbarungen Gottes.) Nach S. 395. ist ein Unterschied zwischen Vernunft und Vernunft, es giebt drey Arten derselben: 1) die thierische, oder der sogenannte Instinkt; 2) die seelische, oder die sogenannte menschliche Vernunft (nach einem bekanntern Sprachgebrauche: Verstand); 3) die geistige oder die sogenannte göttliche Vernunft. Die erste haben wir mit den Thieren gemein, die andere sorgt bloss für unsere irdischen Bedürfnisse und erweitert unsre Kenntniss, die letzte zeiget den Weg zu Gott. — Für die Metaphysik ist der Vf. eingenommen: denn sie ist ihm die Wissenschaft der Verbindung der irdischen sichtbaren Natur mit der geistigen unsichtbaren, oder die Erkenntniss der unsichtbaren geistigen Ursachen sichtbarer körperlicher Wirkungen. — In der Schreibart des Buches stösst man zuweilen auf Idiotismen.

1) Neuburg, im Reichs-Industrie-Büreau: *Ausgesuchte Taschenspielerkünste*, zum Unterricht und Vergnügen, für Liebhaber der Gaukeltasche und zur Unterhaltung in Gesellschaften. Eine Sammlung auserlesener Kunststücke, die viel Verwunderung erregen, und mit wenig oder gar keinen Kosten auszuführen sind; gesammelt von *Ant. Joh. Lazaro*. Ohne Jahrzahl. (1802.) 204 S. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Gräff: *Das Ganze der Taschenspielerkunst*, ohne grossen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen, zum geselligen Vergnügen nach *Eckartshausen*, *Guyot*, *Pinetti*. Herausgeg. von *Agrippa von Nettesheim*. 1805. 239 S. 8. m. 2 Kpfrn. (20 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. meynt in der Vorrede, dass bey der grossen Anzahl von schon vorhandenen magischen, physikalischen und andern dergleichen Schriften, welche Taschenspielerkünste zum Gegenstande haben, eine neue dieser Art, bey der ersten Ansicht überflüssig seyn und gerechten Tadel verdienen möge; wenn man aber gegenwärtiger Schrift eine genauere Aufmerksamkeit schenke, so werde man ihre Verschiedenheit von den bereits vorhandenen leicht erkennen. — Diess findet Rec. aber bey weitem anders: denn er erinnert sich, die meisten Stücke bereits vor 40 Jahren in damals schon alten Büchern gelesen zu haben. Diess möchte indessen noch hingehen, wenn nur der Vf. seine Absicht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, das Denkvermögen zu schärfen und Anleitung zu geben, in die Geheimnisse und Kräfte der Natur stärker einzudringen; die Regeln der Arithmetik auf vielerley Fälle leicht und richtig anzuwenden u. s. w. — besser zu erreichen bemüht gewesen wäre; dieses hätte bey den vielen Stücken, welche auf physisch-chemischen Eigenschaften der Körper beruhen, so wie bey den arithmetischen Gegenständen, sehr leicht geschehen können, wenn er wissenschaftliche Erläuterungen beygefügt und die Grundsätze mit aufgestellt hätte, worauf diese Erscheinungen und Resultate beruhen; von allem diesen findet man aber gar nichts, ja es ist allenthalben noch die ganz alte Sprache und Verfahrungsart, ohne einige Abänderung nach dem neuern Zustande der Wissenschaft beybehalten worden. Manches ist völlig unverständlich, z. B. Nr. 28. *Feuer aus dem Munde zu blasen:* „Man rolle ein wenig Flachs oder Hanf auf, fordere dann eine Pfeife mit Tabak, zünde sie an und thue einen oder zwey Züge durch die Pfeife, die voran mit dem Ende des aufgerollten Flachses, den du heimlich in der Hand haben kannst, zugestopft werden muss; übergieb dann einem die Pfeife, bringe unvermerkt die Rolle in den Mund und blase hernach gemächlich, so wird Feuer und Rauch aus deinem Munde kommen, welches so lange dauern wird, als du Flachs hineinsteckest." — Oder: was sagen die Leser zu folgendem Stückchen? Nr. 45. „*Zu machen, dass ein Ey von sich selbst in die Luft steige:* Man leere ein Ey aus und fülle es hernach mit Mayenthau, und mache die durch das Ausleeren entstandenen beiden Oeffnungen wieder zu. Ist dieses geschehen: so setze man es an die recht heisse Mittagssonne an einem offnen Orte, da wird es allgemach ein wenig aufgehoben werden und so in der Luft schweben. Sollte das Aufsteigen etwas schwer gehen, entweder wegen der Schwere des Eyes oder wegen der schwachen Sonnenhitze: so halte man, wenn es anfängt in die Höhe zu steigen, ein Rüthchen oder Täfelchen darunter; ist das Täfelchen etwas wie ein offnes Röhrchen ausgehöhlt, so dass das Ey darinnen gehen kann: so wird es desto besser gehen." — Die Anzahl der Kunststücke beläuft sich auf 147, worunter viele, die in der Physik und physischen Chemie als Versuche vorzukommen pflegen, ziemlich deutlich und richtig beschrieben sind. Man findet auch viele Kartenkünste, schwerlich aber ein neues, darunter.

Nr. 2. ist allem Anschein nach ein altes Buch mit einem neuen Titel; diess sey indess wie ihm wolle, es entspricht dem vielverheissenden Titel im mindesten nicht: denn ausser dem sogenannten Becherspiel, wo die Belustigungen bis zum Ekel vermannichfaltigt werden und wo man aus aller noch so weitläufigen Anweisung doch nicht recht klug wird, besteht der Ueberrest bloss aus Kartenkünsten, und diese sind wieder von der Art, dass schwerlich ein Liebhaber Gebrauch davon wird machen können. Wie kann der Vf. nun dieses mit dem Namen des *Ganzen* der Taschenspielerkunst belegen! Wo sind die seltensten und auffallendsten Zauberstücke? — Wir haben nichts davon gefunden, und das gesellige Vergnügen wird schwerlich durch dasjenige, was wir angezeigt haben, befördert werden. Der Apparat ist auf zwey Kupfertäfelchen, die beide auf einer einzigen Octavseite stehen und das schlechteste sind, was uns je in der Art vorgekommen ist, abgebildet. Es sind Becher und Hände, die damit spielen, nebst einigen andern Gefässen.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Breslau, gedr. b. Grass u. Barth: *Französisches Lesebuch für die niedern Classen der katholischen Gymnasien in Schlesien und der Grafschaft Glatz.* (1805.) 131 S. kl. 8. (Nebst einer Conjugations-Tabelle.) (10 gr.)

Dieses neue französische Lesebuch enthält allerdings brauchbaren Stoff genug theils für die angenehme Unterhaltung des Schülers, theils für seine Belehrung, und giebt dem geschickten und aufmerksamen Lehrer hinlängliche Gelegenheit zur grammatischen Bildung desselben. Wenn aber, wie in der Vorrede gesagt wird, sein Plan für die *ersten* Anfänger berechnet wurde, so wird doch von diesen Vieles vorausgesetzt, wie z. B. eine fertige Bekanntschaft mit den Declinationen und Conjugationen (denn schon auf den ersten Seiten kommen unregelmäsige Zeitwörter vor), ein geübtes Handhaben des Wörterbuchs und die erforderliche Kenntniss wenigstens der syntactischen Hauptregeln, indem keine zurechtweisenden Anmerkungen ihnen zu Hülfe kommen. Auch müssen sie rasch vorwärts schreiten, da nur die beiden ersten Seiten praktische Uebungen im Decliniren und Conjugiren darbieten, wie z. B. *le père*, *la mère* etc., *le livre du père*, *la vertu de la mère* etc., *je donne de l'argent au père* u. s. f., während bereits auf der *dritten* Seite des Buchs ein zusammenhängender und zusammengesetzter Periodenbau und eine fortlaufende Verbindung längerer Sätze eine grössere Anstrengung ihrer Kräfte, so wie einen gewandtern Ueberblick des Zusammenhangs jener, von ihnen verlangen. Zwar werden sie in der Folge immer dazwischen auf einzelne Wörter und kurze Sätze wieder stossen, wo die Ansprüche an ihre grammaticalischen Kenntnisse und an ein schärferes Nachdenken abnehmen, — eine Schonung, die jedoch von kurzer Dauer ist; — allein von der 14ten Seite an müssen sie sich eine *vollkommene* Fertigkeit im Uebersetzen erworben haben, weil jetzt die Reisebeschreibungen und wissenschaftlichen Abhandlungen anfangen. Rec. glaubt daher, eine *gewisse* Zweckwidrigkeit mit Recht dem Lesebuche vorwerfen zu können, — eine *gewisse*, in so fern nämlich dasselbe für den namentlich bestimmten Lehrcursus gebraucht werden soll. Der Vorwurf trifft auch die angehängte sehr mangelhafte Conjugationstabelle über die Hülfs-Zeitwörter, die vier regelmäsigen und Pronominal-Zeitwörter, und über das unpersönliche *falloir*, von welcher wir bloss anzeigen wollen, dass, nach der Manier der französischen Nationalsprachlehrer, z. B. *ayant* und *ayant eu* als *Gérondifs* und z. B. *eu* u. dgl. als alleiniges *Participe* aufgeführt werden, — eine ganz willkürliche Annahme, die in die Grammatiken so viele Verworrenheit und Fehlerhaftigkeit über den richtigen Gebrauch dieser Sprecharten verbreitet. Auch findet man die gleich verwerfliche Orthographie, z. B. *j'aye* (st. *j'aie*), *nous eumes*, *vous eutes* (st. *eûmes*, *eûtes*). — Was den französischen Text betrifft: so zeigten sich dem Rec. folgende beide Fehler: S. 12. *j'ai aussi* (st. *encore*) *un juste - au-corps*, — *j'ai aussi des bottes*. S. 55. *Tandis qu'il se battoit* - - - - *l'Italie imploroit* (st. *implora*, oder richtiger: *vint implorer*) *son secours*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Coburg* u. *Leipzig*, in d. Sinner. Buchh.: *Die Kuhpocken*, oder *deutliche Belehrung über die Blatterkrankheit überhaupt und die Kuhpocken insbesondere*, in Vorschriften zum Schönschreiben für Bürger- und Landschulen entworfen von *J. C. Ihling*, d. Theol. Candidat. 1805. 8 S. Vorr. u. 12 Tafeln in Querfol. (12 gr.) — Die Erfahrung beweist es jedem praktischen Arzte zu sehr, wie wenig alle bisher vorgeschlagenen und angewendeten Mittel, die niedern Volksklassen zur zeitigen Zulassung der Kuhpockenimpfung zu bewegen, gefruchtet haben, als dass man nicht auf jeden neuen Vorschlag, in dieser Rücksicht auf den gemeinen Mann zu wirken, aufmerksam seyn und andere aufmerksam machen sollte. Die Idee des Vfs., durch Vorschriften zum Schönschreiben den gemeinen Mann mit der Sache der K. P. bekannt, und ihn zur Zulassung ihrer Impfung geneigt zu machen, ist neu, und verdient nach des Rec. Urtheil vollkommene Billigung. Rec. hält sich deshalb zu dem Wunsche verpflichtet, dass diese Art, Belehrung über die Angelegenheit der K. P. zu verbreiten, in Bürger- und Landschulen allgemeine Anwendung finden möge. — Was die innere Einrichtung der vorliegenden Arbeit anlangt, so hat der Vf. in 12 Vorschriften, deren jede einen besondern Abschnitt ausmacht, alles, was dem gemeinen Manne über diese Angelegenheit zu wissen nöthig ist, im Allgemeinen sehr zweckmässig zusammengefasst, obgleich an einzelnen Stellen mehrere Unrichtigkeiten vorkommen, die durchaus eine Abänderung und Verbesserung bedürfen. In der *fünften* Vorschrift heisst es: man hat wirklich in Erfahrung gebracht, dass die K. P. die Kinder gesünder machen und vor Keichhusten, Scharlachfieber und andern Krankheiten schützen. — Dieses ist zwar von einigen Aerzten behauptet worden, keineswegs aber hat die Erfahrung dasselbe so allgemein bestätigt, wie der Vf. meynt. Dass die K. P. Materie ihrer Natur nach von der Materie der Menschenblattern nicht verschieden, sondern nur durch die gesundere Natur der Thiere unschädlicher gemacht sey, ist ebenfalls ein Irrthum. In der *sechsten* Vorschrift verdient die Stelle, wo es heisst: die Materie muss vor dem neunten Tage aufgenommen werden, eine genauere Bestimmung, da es Fälle giebt, dass am neunten Tage nach der Impfung die Impfpustel noch nicht so weit ist, dass die K. P. Lymphe aus derselben aufgenommen werden kann. Dass es, wie der Vf. lehrt, besser sey, gutes Gift von Kühen selbst zu nehmen, ist durchaus falsch. Durch die Befolgung der Vorschrift des Vfs., die Materie einige Minuten über den Dampf von kochendem Wasser zu halten, würde die Impfung leicht misslingen, da die K. P. Lymphe bekanntlich so sehr flüchtig ist; daher Rec. und gewiss jeder praktische Impfarzt sie widerrathen muss. Die von dem Vf. empfohlene Methode der Impfung und des ersten Verbandes ist eben so wenig zu billigen. Bey Beschreibung der die K. P. begleitenden Zufälle ist die Bemerkung, dass das Kind an der Achsel geschwollen sey, unrichtig angegeben. Rec. wünscht, dass der Vf. bey einer neuen Auflage dieser Vorschriften auf jene Erinnerungen Rücksicht nehmen möge, damit die innere Einrichtung derselben eben den Beyfall verdiene, den ihr Zweck jetzt schon gewiss von jedem unparteyischen Leser erhalten muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

Seit etwa sechs Jahren sind mehrere, auf das Project einer *Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirchenparteyen* (ja zum Theil so gar aller Parteyen der ganzen Christenheit) sich beziehende, Schriften erschienen, deren collective Beurtheilung und Vergleichung den Lesern der A. L. Z. nicht unangenehm seyn wird, ob sie gleich in der bürgerlichen Gesellschaft keine bedeutende Wirkung nachliessen, und vielleicht durch einige derselben der herbeygewünschte Zeitpunkt einer *Verschmelzung der protestantischen Confessionen in Eine evangelische Gemeinde* eher weiter hinausgerückt als herbeygeführt worden ist. Mit Vorbeygehung mehrerer kleinen polemischen Flugschriften, die im Gefolge eines Theils der anzuführenden Schriften in diesem Fache verbreitet wurden, wollen wir nur aus der angegebenen Periode die erheblichsten Schriften *für und gegen eine kirchliche Union*, die zu unserer Kenntniss gelangten, aufzählen, und dabey nach *chronologischer* Ordnung verfahren:

1) Erlangen, b. Palm: *Etwas über die Abendmahlsvereinigung der Protestanten.* Von einem Layen. 1800. 70 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, Hr. geheime Rath *von Hofmann*, zu Wetzlar, schränkt sich nur auf den Wunsch ein, *daß Lutheraner und Reformirte das heilige Mahl willkürlich bey einander genießen möchten*, und bezieht sich auf die Resolution des Landgräfl. Hessischen geheimen Rathes zu Cassel vom 3. Jul. 1789. auf die Anfrage des Consistoriums zu Marburg, wie es bey *vermischten Ehen protestantischer Eheleute* in Ansehung des Gebrauchs des heil. Mahls zu halten sey. „*Sie könnten*, hiess es, *das heilige Abendmahl nach eignem Gefallen in der protestantischen Kirche nehmen, wo sie wollten.*" Das erleuchtete Collegium spricht in dieser preiswürdigen Antwort nur von einer *protestantischen Kirche*, und giebt dadurch zu erkennen, dass es dem Unterschiede der beiden vornehmsten Confessionen in derselben nicht die geringste dogmatische Wichtigkeit beylege. Bey vermischten Ehen geht auch das gemeinschaftliche Communiciren in derselben Kirche ohne Schwierigkeit an; denn, wenn man Bedenken trüge, dem einen oder dem andern Prediger etwas zu entziehen: so könnte man abwechselnd bey dem einen und bey dem andern das Abendmahl nehmen. Schwieriger würde es schon seyn, die Vereinigung der Communion im Grossen zu Stande zu bringen, ausgenommen, wo dieselbe Gemeinde einen lutherischen sowohl als einen reformirten Lehrer hat, welche beide in gleichen Rechten stehen, und beide, über beschränkten Confessionsgeist erhaben, so wie der sel. Superintendent, D. *Eberhard David Hauber*, zu Stadthagen, ihre Gemeinden *nur ewig selig zu machen* sich bestreben. Obgleich beide Parteyen über den Zweck des heiligen Mahls und den Nutzen der Feyer desselben mit einander einverstanden sind: so würde sich doch der gemeinschaftliche Genuss wo nicht überall, doch gewiss an vielen Orten noch an manchen Dingen, als z. B. dem *point d'honneur* derjenigen Partey, die in Ansehung des *ritus* der Austheilung sich der andern etwas mehr als die andre nähern müsste, und an so manchen andern kleinen Dingen, die in der Welt so viel Gutes hindern, stossen. Immer ist es indessen verdienstlich, die *Wünschenswürdigkeit* dieser Gemeinschaft, wobey jeder Theil übrigens nach wie vor, weil doch an *Namen* so unendlich viel liegt, *lutherisch* und *reformirt* bleiben könnte, von Zeit zu Zeit zur Sprache zu bringen: denn *gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo.* (Diese Abhandlung ist übrigens auch dem *dritten* Bande der *Hufnagelschen* Schrift: *für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl*, Erlangen, b. Palm. 1800. einverleibt.)

2) Frankfurt, b. Hermann: *Patriotischer Aufruf zur allgemeinen Vereinigung der Religionen, Confessionen, Kirchen, Schulen, Consistorien, Religionslehrer und Gemeinden.* Allen Regierungsverfassungen, Ländern, Staaten, Völkern, Gemeinden und Familien, besonders dem Friedenscongresse gewidmet, von *Heinr. Simon van Alpen*, evang. reform. Pfarrer zu Stollberg bey Aachen. 1801. 624 S. gr. 8. mit des Vfs. Bildnisse. (2 Rthlr.)

Zu der Vermuthung, dass der Vf. bey allem körperlichen Umfange seiner Schrift doch nichts von besonderer Bedeutung werde geleistet haben, kann schon ihr blosser Titel führen. Aus Furcht, dass sie bey einem anspruchlosern Titel weniger gekauft werden möchte, ruft der Vf. patriotisch zur *allgemeinen Vereinigung* — der *Religionen* auf; von diesen unterscheidet er die *Confessionen*, und in diesen werden noch *Kirchen, Schulen, Consistorien, Religionslehrer und Gemeinden* unterschieden. Diese *Religionen* u. s. w. will er,

er, um bey halben Maſsregeln nicht ſtehen zu bleiben, ſämmtlich mit einander verſchmolzen wiſſen, und alle Regierungen, Länder, Staaten, Völker, Gemeinden und Familien ſollen dazu die Hände bieten. Schade, daſs der Vf. durch dieſen auffallenden Titel die Reife ſeiner Beurtheilungskraft verdächtig gemacht hat. Die Titelvignette zeigt nun freylich, daſs Hr. *v. A.* es nicht auf *alle Religionen* des ganzen bewohnten Erdbodens angeſehen hat. Denn es erſcheinen darauf nur ein reformirter, lutheriſcher, katholiſcher und griechiſcher Geiſtliche, welche ihre Hände auf die Bibel legen, und den Eid des Friedens ſchwören. Ueber die Chriſtenheit hinaus geht alſo ſein Plan nicht, und nur die chriſtlichen Länder und Völker ſind ſein Augenmerk. Allein ſchon dieſe Vignette beweiſet, daſs der Vf. ſeinen Gegenſtand nicht ſcharf in das Auge gefaſst hat. Denn der Titel des Buchs ſpricht von Vereinigung der Religionen; auf der Vignette hingegen geloben die Religionslehrer der vier vornehmſten chriſtlichen Parteyen nur, mit einander im Frieden zu leben, einander nicht zu verfolgen, einander bürgerlich zu toleriren, im geſellſchaftlichen Leben ſich gegenſeitig höflich zu begegnen, und Gefälligkeiten und Dienſte im Nothfalle zu erzeigen. Vereinigt wird alſo hier nichts, ſondern der Pope, der Prieſter, der Paſtor und der Prediger bleiben, bey dieſem Friedensſyſteme, jeder bey ſeiner Confeſſion. Doch die Vignette ſoll nicht da ſtehen; es ſoll auf Vereinigung gearbeitet werden; fühlt aber dann der Vf. nicht, wie ſchwer es ſchon halten würde, die griechiſche und die römiſchkatholiſche Kirche mit einander zu verſchmelzen, und daſs zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus eine unausfüllbare Kluft befeſtigt iſt, ſo daſs in Hauptſachen kein Theil dem andern nachgeben kann, ohne von dem andern abſorbirt zu werden? Der Vereinigung aber der proteſtantiſchen Parteyen ſteht heut zu Tage kein erhebliches dogmatiſches Hinderniſs mehr in dem Wege, und es bedarf alſo auch keines groſsen Aufwandes von Geiſteskraft mehr, um Hinderniſſe dieſer Art aus dem Wege zu räumen; die Rechte hingegen der verſchiedenen Confeſſionen, die ſich ſo mannichfaltig modificiren, gegen einander auszugleichen, da, wo es etwas zu theilen giebt, eine ſolche Theilungsnorm vorzuſchlagen, bey welcher der bis dahin bevorrechtete Theil nicht beſchädigt wird, oder diesen letztern geneigt zu machen, auf ſeine bisherigen Vorrechte freywillig Verzicht zu thun, beide Theile dahin zu ſtimmen, daſs ſie gewiſſe Eigenthümlichkeiten bey ihrer öffentlichen Religionsübung, die ſich mit denen der andern Confeſſion nicht füglich vereinigen laſſen, und worauf doch das Volk die Wichtigkeit einer Parole legt, von freyen Stücken aufgeben, und, was nicht das Geringſte iſt, diejenigen Religionslehrer, welche bey einer Vereinigung der proteſtantiſchen Confeſſionen eher zu verlieren fürchten müſſen, als zu gewinnen hoffen können, zur freudigen Mitwirkung zu dieſem Werke zu bewegen, das iſt eine weit ſchwerere Arbeit, woran der Vf. ſeine Kräfte nicht verſucht hat. Auch iſt ſeine Schrift viel zu weitläuftig gerathen, und bey allem Guten und Wahren, das ſie enthält, doch im Ganzen für den Leſer zu ermüdend, als daſs ſie eine groſse Wirkung hervorbringen könnte; in der That hat man nicht gehört, daſs ſie in dem Publikum Aufmerkſamkeit erregt habe, oder irgendwo beſonders berückſichtigt worden ſey, ob gleich in verſchiedenen Gegenden das Unionsweſen ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts zur Sprache gekommen iſt.

3) GERMANIEN, (ohne Anzeige des Verlegers): *Das allerleichteſte und einzige Mittel, die Proteſtanten zu vereinigen.* 1802. 48 S. kl. 8. (4 gr.)

Dem Vernehmen nach iſt ein frommer und kenntniſsreicher Landprediger in Weſtphalen, Hr. *Benzenberg*, Vf. dieſer Schrift; auch zeugt ſein Aufſatz von ſeiner religiöſen Denkart und von ſeiner Beleſenheit; aber mehr kann doch Rec. nicht daran rühmen. Der Vf. verſpricht ſich zu viel von dem, was damals jenſeits des Rheins die Noth gethan hat, um die proteſtantiſchen Confeſſionen einander näher zu bringen, von den mehrern Gefälligkeiten lutheriſcher und reformirter Lehrer gegen einander, und von andern ähnlichen Erſcheinungen unſerer Tage. Daſs man ſich darum nun bald völlig in kirchlicher Rückſicht vereinigen werde, daran iſt in der That noch ſehr zu zweifeln; auch ſchlägt wohl der Vf. den Gewinn davon für die Menſchheit zu hoch an, ſo lange nicht damit eine mehr veredelte Anſicht des Chriſtenthums und des chriſtlichen Lehramts verbunden ſeyn würde. Lächeln muſs man vollends darüber, daſs er darauf ein ſo ſehr groſses Gewicht legt, daſs die hypothetiſch vereinigte evangeliſche Kirche überall einerley Katechismus haben und die alte Ordnung und Zählung der zehn Gebote, ſo wie *Calvin* ſie beſtimmt habe, wieder einführen, auch genau darauf halten müſſe, daſs dieſe Ordnung nicht wieder geſtört werde. Leicht konnte indeſſen ein Mann von Hn. *B's.* Denkart in ſeiner iſolirten Lage, bey verhältniſsmäſsig ſeltnerer Gelegenheit zu mündlichen Unterhaltungen mit Perſonen von gleicher Bildung, auf den Gedanken kommen, daſs, wenn man einmal den Dekalogus in der proteſtantiſchen Kirche gleich eintheilte, und nach einerley Katechismus die Jugend unterrichtete, „man ſich in Anſehung alles übrigen gar leicht verſtünde und alles nach apoſtoliſcher Weiſe einrichten könnte;" Rec. enthält ſich deſswegen jedes ſatiriſchen Wortes, das ihm darüber in die Feder flieſsen könnte. Dagegen könnte er wohl den Vf. in Anſpruch nehmen, wegen der allzu harten Urtheile, die er ſich S. 41. 43. über andersdenkende Theologen erlaubt hat, wenn er nicht noch zu rechter Zeit bedächte, daſs man einem ſo redlichen Manne etwas Intoleranz nachſehen muſs, zumal da ſie mit einem menſchenfreundlichen Herzen gegen diſſentirende Individuen beſtehen kann.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ERD.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Rein und Comp.: *G. A. Olivier's*, D. der Arzneykunde, Mitgliedes des National-institutes u. s. w. *Reise in Aegypten, Syrien, Mesopotamien und Irak Arabi.* Mit *Pugnet's Beschreibung von Oberägypten*, einer Schilderung des neuesten Zustandes von Aegypten, einigen andern Abhandlungen und Anmerkungen. Aus dem Französischen übersetzt von dem D. *Bergk.* — *Erster* Band. Mit 2 Karten und 3 Kpfn. 1805. XII u. 494 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Von der Reise des Hn. *Olivier* enthält der gegenwärtige nur die Reise in Aegypten, welche den *dritten* Band von dem, bis jetzt aus *vier* Bänden bestehenden, Originale ausmacht. Hr. *B.* scheint nach der Vorrede S. IX. die beiden *ersten* Bände des Originals unübersetzt gelassen zu haben, weil eine, wie er versichert, abgekürzte Uebersetzung in der *Sprengel*-, nunmehr *Ehrmannschen* Bibliothek erschienen wäre. Hätte er noch etwas gewartet, oder mit dem Herausgeber dieser Bibliothek Rücksprache genommen, oder die sehr wahrscheinliche Folgerung gezogen, dass, wer den Anfang einer Reise übersetzt, auch die Fortsetzung verdollmetschen wird, so würde er vielleicht auch den Theil von Aegypten der Bibliothek überlassen haben. Wir können wenigstens ihn und die Leser versichern, dass er nicht abgekürzt, sondern ganz in dem *21ten* Bande der Bibliothek zu lesen ist. Den Ruhm übrigens, eine gute lesbare Uebersetzung geliefert zu haben, kann man Hn. *B.* im Ganzen nicht streitig machen, doch sind wir bey einer eben nicht tief eingreifenden Vergleichung mit der *Ehrmannschen* auf Stellen gestossen, wo in dieser der Sinn des Originals richtiger getroffen ist. Nach Hn. *B.* S. 243. geniesst *Aegypten eine gemässigte Regierung, der Handel nimmt zu* u. s. w. *Der arbeitsame Aegypter fürchtet die Arbeit nicht mehr als eine Quelle seiner Unterdrückung.* Auf welche Zeiten passt diese Schilderung Aegyptens. *Olivier* hat sich den glücklichen Zustand Aegyptens nur als möglich gedacht. Denn Hr. *E.* S. 213. übersetzt: *Wir wollen uns einmal denken, Aegypten stünde unter einer gemässigten und festen Regierung* u. s. w. *Dann würde der geschäftige Aegyptier* u. s. w. — S. 249. „Gewisse französische Bürger die gefährlich werden konnten, sollten zu fernern Eroberungen oder Stiftung von Colonien gebraucht werden. Die Regierung hatte auch in dieser Hinsicht Aufschlüsse über Madagaskar und *Guinea* erhalten. Wer mit der Tagesgeschichte bekannt ist, wird hier *Guiana* statt Guinea vermuthen. Und dass ersteres Wort die Textes Lesart sey, erhellet aus *Ehrmann* S. 219. — Was bey Hn. *B.* (S. 327. Note 59.) als schon geschehen nach der Besitznahme Aegyptens von den Franzosen dargestellt wird, ist eigentlich eine Folge, die in künftigen Zeiten daraus hätte entstehen können, wie Hr. *E.* S. 300. übersetzt. — Jedoch können auch dem Hn. *E.* Fehler nachgewiesen werden, die mit Hülfe der vorliegenden Uebersetzung zu verbessern sind. Die schändlichen Vergnügungen, wodurch die Mammelucken zeitig entnervt werden, werden nach Hn. *E.* S. 243. mit jungen *Sklavinnen*, nach Hn. *B.* S. 337. mit jungen *Sklaven* genossen. Man müsste diese Menschen wenig kennen, wenn man Anstand nähme, die letzte Lesart für die richtige zu halten — *Gomme turique*, eine von den Waaren, die aus Aegypten exportirt werden, wird von Hn. *B.* S. 337. durch *Räucher-Gummi* sehr gut gegeben; Hn. *E. Turisches Gummi* zeigt dass er bey *turique* nicht an *thus* dachte.

Von dem Werthe der Reisen des Hn. *Oliv.* haben wir zu einer andern Zeit unsre Meinung gesagt. Jetzt haben wir es nur mit den Zusätzen zu thun, womit Hr. *B.* seine Uebersetzung vermehrt hat. Der unter den Text gesetzten Noten mögen ungefähr 50 seyn. Sie sind zum Theil sehr kurz. Zuweilen siehet man es ihnen an, dass sie zu sehr in Bezug auf die Uebersetzung und ohne das Original wieder nachgesehen zu haben, gefertiget sind: z. B. S. 203. wird zu den *ersten Türken, welche Aegypten beherrschten*, bemerkt, dass dieses keine Türken, sondern Araber waren. Nach der *Ehrmannschen* Uebersetzung S. 170. spricht das Original von *Muselmännern* als den ersten Beherrschern Aegyptens, und dass diese und die Türken keine synonymische Ausdrücke sind, weiss ein jeder Anfänger — (S. 230. Note 43.). In den Worten: *von Murad erschien ein Befehl, welcher allen Franzosen Kahiro zu verlassen verbot; wer bliebe sollte den Kopf verlieren*, findet Hr. *B.* einen Widerspruch und vermuthet daher einen Druckfehler. Wenn man aber Hn. *E.* S. 199. vergleicht, *worin verboten wurde*, dass *kein Franzose Kairo verlassen sollte, unter der Verwarnung, sonst allen Zurückbleibenden die Köpfe abschlagen zu lassen*, so verschwindet aller Widerspruch, und da es nicht wahrscheinlich ist, dass er den Sinn des französischen Textes verfehlt haben sollte, wenn er ihn mehrmalen aufmerksam betrachtet hätte, so hatte er das Original nicht vor Augen, als er jene Bemerkung niederschrieb. Unrichtigkeiten haben sich auch eingeschlichen, z. E. S. 42. Note 39. Z. 7. in der Höhe des Schafts von der Pompejus-Säule bey Alexandrien ist nicht 63 *Zoll*, sondern *Fuß* zu lesen. — S. 90. das französische *Meter* ist nicht = 3 Fuss sondern 3 Fuss $11\frac{269}{1000}$ Linien. Für einige Bemerkungen verdient Hr. *B.* Dank, z. B. S. 41. für die von englischen Officieren entdeckte und von dem gelehrten Engländer *Hayter* ergänzte griechische Inschrift auf der sogenannte Pompejussäule, nach welcher es gewiss ist, dass sie dem Kaiser Diocletian zu Ehren errichtet worden. Die übrigen Zugaben des Hn. *B.* bestehen in Uebersetzungen französischer Abhandlungen, die durch die Expedition nach Aegypten veranlasst sind. Zwischen das *vierte* und *fünfte* Kapitel S. 81 — 108. sind eingerückt: 1) physische und medicinische Topographie von Alexandrien, von dem *B. Salze.* 2) Ueber den Canal

von Alexandrien von Lancret und Chabrol. Wichtiger ſind am Ende die Zuſätze: 3) *Pugnets phyſiſche und mediciniſche Ueberſicht von Oberägypten.* Die Grundlage der beiden Gebirgsketten, welche dieſes Land einſchlieſsen, iſt Kalkſtein, auf welchem Sandſtein liegt, der zur Oberfläche Granit hat. Die Gebirge ſelbſt ſind pyramidenförmig, mehr breit als hoch, ſehr rauh, und zeigen gegen die Seite von Libyen viele Spuren von Zerſtörung. Oben auf den Bergen erhebt ſich eine neue Reihe von Hügeln, von unregelmäſsiger Geſtalt, und ohne Zuſammenhang, die aus kalkartigen Bruchſtücken beſtehen. Der dem Gebirge nahe liegende Boden iſt ſandig, heiſs und dürre, der an den Nil gränzende ſchwarz, leimicht, kalt und feucht. Die Ufer des Nils erhöhen ſich, je mehr man nach Süden kommt. Iſt der Fluſs ſehr angeſchwollen, ſo überſchwemmt er den obern Theil und verbreitet zu viel Waſſer auf den untern. Hat er nur wenig Waſſer, ſteigt er nicht über 14 Cubitus, den Cubitus zu 20 Zoll gerechnet, ſo fehlt es dem obern Theil ganz an Waſſer, und der untere wird dürftig überſchwemmt. Da das Nilwaſſer in Said oder Oberägypten, wo es nur in einem einzigen Bette läuft, nie ſo tief fällt als in Niederägypten, und daher nicht ſo ſumpfig und ſchlammig wird, als in dieſem Theile, ſo giebt es viel weniger Brunnen und Ciſternen in Ober- als in Niederägypten. Die Krankheiten, denen die Einwohner am meiſten unterworfen ſind, entſtehen aus einer Unordnung in dem lymphatiſchen Syſtem. Die Peſt und der fürchterliche *Dem-el-mouia* ſind in Ober-Aegypten ſeltener und nicht ſo gefährlich. In Anſehung der letzten Krankheit verweiſet der Vf. auf ſeine Abhandlungen, und beſchreibet ſie hier nicht. Der Ueberſetzer hat daraus nichts zur Erklärung angeführt. Rec. hält ſie für أمعاء ال ديم *hernia inteſtinorum* oder مياه *aquarum Waſſerbruch*, welcher dem *hydrocele* der Griechen noch genauer entſpricht. Daſs dieſe Krankheit in Aegypten ſehr gewöhnlich ſey, iſt bekannt. Der *Demaouia* oder Hirnfluſs wüthet vorzüglich in den oberen Gegenden. (Den Namen der Krankheit erläutert Rec. aus أصموعة *deliquium animi paſſus fuit homo.* Gol. 867.) Augenkrankheiten ſind daſelbſt ſeltener. Die Blattern, obgleich die natürlichen ſehr mörderiſch ſind, werden nicht eingeimpft. Im Ganzen werden die Einwohner nicht von ſo vielen Krankheiten geplagt, als die Europäer, und in keinem Lande ſterben ſo viele Menſchen bloſs aus Altersſchwäche, als in dieſem. Die Haupturſache liegt in dem viel wärmeren und weniger feuchten Klima. Die Zahl der in Oberägypten bewohnten Oerter wird nicht über 900, und aller Einwohner nicht über 370,000 geſchätzt. Folgende Punkte glaubt der Vf. mit Gewiſsheit verſichern zu können, daſs die Weiber im Ganzen fruchtbar ſind, die Anzahl der Mädchen die der Knaben wenigſtens um ein Viertel überſteigt (hier wäre alſo in der natürlichen Ordnung ein Grund für die Polygamie, wenn nicht die Erfahrung zeigte, daſs gegen die Zeit des mannbaren Alters beide Geſchlechter an der Zahl gleich würden), daſs faſt die Hälfte der Kinder vor ihrem vierten Jahre ſterben, die Erwachſenen gewöhnlich 70 Jahr, und die Greiſe, d. i. der 20ſte Theil der Bevölkerung oft 100 Jahre und darüber alt werden. In der Eintheilung der Einwohner in Aegypter, Copten, Araber und Türken ſind Irrthümer und Widerſprüche, auf deren Erörterung wir uns hier nicht einlaſſen können. Der Charakter der Einwohner, die Sklaverey der Weiber, die Ausſchweifungen der Männer, ihre Beſchäftigung, Nahrung, Kleidung, und beſonders ſolche Gegenſtände, die für den Arzt ein näheres Intereſſe haben, wohin die Beſchneidung an beiden Geſchlechtern, und die Verſchneidung, die nur allein zu Deir Denagle einem 4 Meilen über Siuth liegenden Dorfe, verübt wird, und dem vierten Theil der Knaben, an welchen ſie vorgenommen wird, das Leben raubt, gehören, werden mit lebhaften Farben geſchildert. Deir Deneſſe nennen *Norden* und *Pocock* jenen Ort. Vielleicht iſt nie zu Gheneh, oder wie dieſe Stadt in unſern Geographien gemeiniglich genannt wird, zu Kenna ein gelehrterer Aufſatz als dieſer vom J. 1801. geſchrieben, in welchem auch die vielen Arabiſchen, aber mit franzöſiſchen Buchſtaben geſchriebenen Wörter den Philologen anziehen werden. 4) Schilderung der Lage von Aegypten, wie ſie gegen den 23. Sept. 1804. war. Hierin wird erzählt, was ſich ſeit dem Abzuge der franzöſiſchen Armee 1801. bis dahin merkwürdiges ereignet hat. Die Vff. der Schilderung, die zu Paris 1805. in einer beſonderen Brochüre herauskam, ſcheinen Handelsagenten zu Kahiro und Alexandrien zu ſeyn, welche die Hoffnung zur Wiederbelebung des Handels aufgeben, wenn ſich nicht die europäiſchen Mächte der Sache annehmen, und dem Lande eine Reihe von blutigen Revolutionen vorher ſagen, ſo lange Alexandrien in den Händen der Türken bleiben wird, welche Stadt dieſe wegen gewiſſer Bedürfniſſe, die ſie daher beziehen, nicht werden fahren laſſen, und die Beys nicht zu erobern im Stande ſeyn werden. Die neueſten Nachrichten aus Aegypten (Jan. 1807.) beſtätigen die Wahrheit dieſer Bemerkung. Die Karte von Unter-Aegypten und der Küſte um Alexandrien verdienen mehr gerühmt zu werden, als die Kupfer. Doch ſcheinen auch dieſe nicht aus andern Büchern, ſondern nach dem Leben gezeichnet zu ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

(*Fortsetzung von Num. 74.*)

4) CARLSRUHE, b. Macklot: *Gedanken über einen Kirchenverein beeder* (beider) *protestantischen Religionsparthieen* (parteyen). Von *Joh. Nikol. Friedr. Brauer*, Markgräfl. Badischen (m) wirklichem Geheimenrath (e) und Kirchenrathsdirector. 1803. 112 S. 8. (9 gr.)

Eine gehaltreiche Schrift, die, ob sie gleich nur wenige Bogen in sich fasst, doch eine ausführlichere Anzeige verdient. — Der Verfasser, ein mit Recht sehr geschätzter Jurist, und angesehener Staatsdiener, ward durch die (missglückten) Vereinigungsversuche der beiden protestantischen Confessionsverwandten in den an Frankreich abgetretenen deutschen Provinzen veranlasst, über die Möglichkeit und Ausführbarkeit der von ihm herzlich gewünschten Vereinigung beider protestantischen Kirchen öfter nachzudenken, und da er als erfahrner Staatsmann das Vorurtheil der Kenntniss aller Schwierigkeiten dieses Werks, als vieljähriges sehr thätiges Mitglied des Oberconsistoriums eines nicht unbeträchtlichen Landes das Vorurtheil genauer Bekanntschaft mit kirchlichen Angelegenheiten, und als Vf. verschiedener auf Religion und Christenthum sich beziehenden Schriften das Vorurtheil einer aufrichtigen Liebe zur Religion und zum Christenthum für sich hat: so wird man begierig zu hören, was ein Mann von so geübter praktischer Vernunft über diesen Gegenstand vorträgt, und man nähert sich ihm mit Achtung und vorläufigem Zutrauen. Rec. will seine Gedanken kurz referiren, und hernach beurtheilen.

Die politische, kirchliche und wissenschaftliche Lage in der Welt scheint, nach Hn. *Br.*, einem solchen Kirchenvereine sehr günstig zu seyn, und mancherley Umstände scheinen sie zu empfehlen, und die Gemüther dazu geneigt zu machen. Wie soll man aber die Sache anfangen? Hr. *Br.* setzt zuvörderst vier Grundmaximen fest, von denen man sich, wenn etwas Gutes zu Stande kommen soll, nie entfernen dürfe. 1) Der Unionsplan darf nicht die ganze lutherische und reformirte Kirche auf Einmal umfassen, sondern schränke sich vor der Hand nur auf die Verfassung ein, in der man lebt; was daselbst mit Weisheit begonnen ist, wird sich schon weiter ausbreiten. 2) Die Freunde der Union dürfen sich nicht als eine *dritte neue Partey* den zwey schon vorhandenen gegenüber stellen, um einen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu flicken, und den Riss dadurch ärger zu machen. 3) Die reformirte Partey darf eben so wenig die lutherische, als diese jene, zu ihrer besondern Confession hinüber ziehen wollen, und unter dem Vorwande, als wenn über Wahrheit kein Vergleich möglich und erlaubt sey, nur eine Ueberweisung der andern Partey an die ihrige verlangen. 4) Die Union werde nicht als Anlass betrachtet, das gemeinschaftliche System verbessern zu wollen, sondern bleibe nur bey dem Zwecke stehen, die streitigen Punkte, welche in dem sechszehnten Jahrhunderte eine Trennung herbeyführten, auszugleichen; durch Verbesserungsversuche würde der positiven Christusreligion eine neue Impression der Wandelbarkeit aufgeprägt werden, was für sie ein tödtendes Gift wäre, indem die ganze Wirkungskraft einer positiven Lehre von dem Glauben an ihre unverletzliche Heiligkeit und Würde abhängt; auch würde die ganze protestantische Kirchenfreyheit dadurch gefährdet werden. Nun schlägt der Vf. in Ansehung der von ihm genau bestimmten Unterscheidungslehren einen mit Gründen unterstützten Vergleich vor. *a*) Die unirte evangelische Kirche müsse in Betreff des heiligen Mahls lehren: Die Nahrung und Stärkung des geistigen Lebens, welche Christus durch Hingebung seines Leibes und Vergiessung seines Bluts bereitet habe, werde dem Communicanten dargeboten, indem er Brod und Wein als Nahrungs- und Stärkungsmittel des Leibes empfange und geniesse; die Vorstellungsarten von dieser Nahrung der Seele werden freygegeben. *b*) Die Vereinigung beider Naturen in Christo betreffend, müsse die unirte Kirche lehren: Dem Menschgewordnen Gottessohne Christo kommen göttliche und menschliche Werke, also auch göttliche und menschliche Eigenschaften zu; jedes dieser Werke ist, vermöge der Vereinigung beider Naturen zu Einer Person, dem ganzen Christus zuzuschreiben, und beide vereinte Naturen haben einen vereinten Antheil daran; unbestimmt werde aber gelassen, worin diese Theilnahme bestehe, und in welchem Verhältnisse beide vereinte Naturen in Christo zu einander stehen; auch sey zwar Christo die Allgegenwart und Allwissenheit beyzulegen, die letzte aber nicht als Eigenschaft seines menschlichen Geistes, die erste nicht als Eigenschaft seines menschlichen Leibes vorzustellen. *c*) In Ansehung des Verhältnisses der unwürdigen Geniesser des heiligen Mahls zu demselben müsse gelehrt werden: Dass die Nahrung der Seele, welche der Lehrer unter dem mit Brod und Wein bezeichneten Leibe und Blute Christi darreiche, dem Würdigen und dem Unwürdigen angeboten, aber nur von jenem genossen werde.

4) Was endlich die Gnadenwahl betreffe, so sey von der unirten Kirche zu lehren: Dass die Anstalt der Beseligung durch Christum allgemein, jedoch bedingt sey, dass Gott aber nicht alle Menschen schon auf Erden durch das Evangelium zu dieser Seligkeit hinführen wolle, sondern nur diejenigen, an welche er nach dem vorher bestimmten Weltplane die Predigt des Evangeliums gelangen lasse, und dass folglich die Anstalt der frühern Beseligung durch das Christenthum nicht allgemein, dagegen aber unbedingt sey, oder, ob wohl auf uns unbekannten Vernunftgründen beruhend, doch *nicht* in der Voraussicht des Verhaltens der Menschen gegen eine an sie gelangende Predigt des Evangeliums ihren Grund habe. In Rücksicht auf die Kirchenpolicey thut der Vf. folgende Vorschläge: 1) Der lutherische Ritus der *Uebergiessung* des Haupts des Täuflings mit Wasser werde der blossen *Besprengung*, die bey den Reformirten Statt findet, vorgezogen. 2) *Weissbrod* werde bey dem heiligen Mahle gebraucht, bey der Austheilung des Brods und Weins das Beywort: „der *wahre* Leib, das *wahre* Blut," weggelassen, die Zeit der Austheilung von den Anordnungen der Kirchengewalt abhängig gemacht, die Krankencommunion weder empfohlen, noch widerrathen, aber Verlangenden, den Umständen nach, nicht verweigert. 3) Zweckmässig eingerichtete *Perikopen* werden für die Predigten beybehalten, aber den Predigern ein Jahr um das andere erlaubt, auch nach freyen Texten zu predigen. 4) Vorbereitungspredigt und Beichtrede werde, mit zweckmässig abwechselndem Gesange verbunden, statt des lutherischen Beichtritus in der unirten Kirche eingeführt und *resp.* beybehalten. 5) *Luthers* kleiner Katechismus werde mit einigen schicklichen Veränderungen, welche angegeben sind, als Katechismus angenommen. 6) Umwandlung, Erneurung, Reinigung des grössern Katechismus, der Kirchenagenden und der Gesangbücher wird dem Ermessen der Kirchengewalt überlassen. 7) Die unirte Kirche erkennt die Kirchengewalt der protestantischen Regenten, gebunden an einen protestantischen aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehenden Kirchenrath in Absicht auf Verwaltung; an Synodalversammlungen einzelner Diöcesen oder Klassen in Absicht auf Berathung allgemeiner Angelegenheiten, und an Presbyterien in Absicht auf Kirchenzucht. 8) Der Chorrock oder schwarze Ueberwurf mit weiten Aermeln sey die Kirchenkleidung des Religionslehrers. — Als Vorbereitung des Kirchenvereins wird vorgeschlagen: Der erste Schritt geschehe weder durch den Landesherrn, noch durch das Volk, sondern durch die Prediger, denen das Volk die Fähigkeit, religiöse Gegenstände zu beurtheilen, zutraut, und von denen sich die Majorität desselben gerne leiten lässt, wenn es sieht, dass sie aus frommem Antriebe und nach biblischer Ueberzeugung handeln. Wechselseitige Privatannäherungen und Einverständnisse von Geistlichen beider Confessionen, die von der Nützlichkeit der Sache durchdrungen sind, und durch ihren Eifer den Fingerzeig des Berufs, sich voranzustellen, von der Vorsehung erhalten haben, müssen die *Initiative* machen. Aber nicht vage Unterredungen müssen zwischen ihnen statt finden, sondern ein bestimmter Plan muss zum Grunde gelegt, besprochen, modificirt und ausgearbeitet werden. Hat derselbe einen gewissen Grad von Reife erhalten, so wird er andern Geistlichen mitgetheilt, von denen man glaubt, dass sie sich dafür interessiren werden; und wenn deren Ueberzeugung für die Grundlage des Plans gewonnen ist — (in Ansehung der Nebenideen kann man nachgiebig seyn) — wenn so gar eine bedeutende Anzahl von Geistlichen beider Confessionen damit einverstanden ist, dann wird er dem Regenten zur Prüfung der politischen Ausführbarkeit und Unbedenklichkeit des gewählten Vereinigungsweges vorgelegt; dieser veranstaltet, wenn sich keine Anstände dabey hervorthun, oder wenn die erschienenen Anstände sich beseitigen lassen, durch die geistlichen Regierungscollegien beider Confessionen verfassungsmässige Berathschlagungen, und lässt sich deren Resultat mit Gründen vorlegen. Ist die Majorität der Mitglieder dieser Collegien *für* den Plan, der unterdessen immer noch reifer werden kann, und hat auch der Regent ihn nun gebilligt, so darf jeder der unirten Geistlichen bey seinen Kirchspielsgliedern dahin arbeiten, dass ihnen der Beytritt zu der Union annehmlich gemacht werde; er darf sich vorläufig in Ansehung der durch die Confession und durch den allgemeinen Kirchengebrauch nicht bestimmten Punkte nach den Grundsätzen der Union benehmen, und den dissentirenden Geistlichen steht nicht mehr frey, der Union entgegen zu wirken. Der Vf. zeigt endlich, wie die Union ohne Verletzung der Gerechtigkeit eingeführt werden könne, und zu welcher Zeit die Vollendung derselben im kirchlichen Sinne eintreten würde; wir müssen diess aber, der Kürze wegen, unberührt lassen, und wollen nun unsre Meinung über das Ganze dieses mit sichtbarem Fleisse und grosser Ueberlegung des achtungswürdigen Vfs. geschriebenen und recht *con amore* ausgearbeiteten Aufsatzes sagen.

Man freut sich, einen *Rechtsgelehrten* und *Staatsmann* mit so ungeheuchelter Hochachtung für Religion und Christenthum, und mit so warmer Theilnehmung von einem Gegenstande reden zu hören, für den sich in unsern Zeiten die *Juristen* nur wenig mehr interessiren; auch ist es dem Rec. nicht unmerkwürdig, dass ein Mann von so viel Erfahrung, von dem man eher erwartet, dass er gegen eine Union beider protestantischen Confessionen eine Menge von Schwierigkeiten auf die Bahn bringen werde, zu der Ausführbarkeit eines solchen Projects, wenigstens fürs erste in kleinern Verfassungen, ein so gutes Zutrauen hat. Allein es müsste doch, wenn man nicht Hn. *Br.* von dieser Seite schon aus andern Schriften, vorzüglich aus seinen *Gedanken über Protestantismus und dessen Einfluss auf die Rechte der Kirchengewalt und der Religionslehrer.* (Carlsruhe, b. Macklot. 1802.), kennte, befremden, dass unser Vf. S. 69. behauptet, in der protestantischen Kirche werde *ein geschlossener Offenbarungsglaube* angenommen. Von dieser auf ewige Zeiten geschlossenen Religionslehre weiss Rec., der doch von Amts wegen einige Kenntniss davon haben müsste, nichts; ihm ist nur bekannt,

kannt, dass die Protestanten sich an das in den heil. Schriften des alten und neuen Bundes enthaltene Wort Gottes halten. Da aber der Wachsthum in dieser Erkenntniss mit steten Veränderungen der Ansichten von den Glaubenslehren unvermeidlich verbunden ist, so kann auch in dieser Kirche kein geschlossener, stehender, über jede Modification erhabener Glaube statuirt werden; auch haben die Reformatoren durch ihre Bekenntnisse weder sich selbst, noch ihren Glaubensgenossen für die Folgezeit das Recht, bessern Einsichten in die Bibel zu folgen, entziehen wollen, und muss es denn immer noch wiederholt werden, dass, wenn sich diese Kirche zu einem geschlossenen Glauben bekennte, sie durch die Reformation ihr Schicksal nicht verbessert, sondern zum Theil offenbar verschlimmert haben würde? Mit dieser auffallenden Behauptung des Vfs. hängt auch die Insinuation zusammen, dass die Protestanten der Wohlthat des Religionsfriedens verlustig werden würden, wenn sie etwas an ihrer Confession änderten, und man wird hieran freylich mehr den Freund des positiven Rechts, der die positive Jurisprudenz selbst auf religiöse Gegenstände überzutragen sich angewöhnt hat, als den Kenner der Kirchengeschichte erkennen. Dadurch allein wird es zugleich erklärlich, dass Hr. *Br.* es für nothwendig hält, sich erst von beiden Seiten über eine neue Bildung der Dogmen, desshalb man sich vormals trennte, mit einander einzuverstehen, wenn eine Union der beiden protestantischen Confessionen zu Stande kommen solle; jeder andre würde sich gewiss die Mühe erspart haben, so viel scholastische Subtilität an den oben erwähnten Vorschlag zur Güte in Ansehung der Lehre von der Gnadenwahl, und von der Vereinigung beider Naturen in Christo aufzubieten. Verhehlt darf es ferner nicht werden, dass sich der Vf. seine Theologie grösstentheils nur aus der kirchlichen Bibelübersetzung abgezogen zu haben scheint, und dass keine Spur von gelehrter Schriftkenntniss in seiner Schrift zu finden ist, was ihm zwar nur in dem Falle zur Unehre gereichen könnte, wenn er, als Jurist, auch Ansprüche auf Einsicht in diesen Theil der Religionswissenschaft machte, und uns seine Vorurtheile gegen alles, was seit den letzten dreyssig bis vierzig Jahren von den neuern Theologen zur Aufklärung ihres Fachs der Gelehrsamkeit geleistet worden ist, als Resultate der Prüfung eines Sachkundigen verkaufen wollte. Diess abgerechnet, wird man Hn. *Br.* in manchen Stücken viel billiger finden, als man es erwarten sollte, und man könnte mit einem Theile seiner Vorschläge wohl zufrieden seyn, zumal wenn er durch sein Beyspiel den Glauben, dass Juristen, die sich in die Theologie werfen, weniger als die strengsten Theologen mit sich reden lassen, entkräften wollte. Sein Vorschlag zum Beyspiel, betreffend die Abendmahlslehre, liesse sich annehmen, so wie auch sonst mehreres in dieser Schrift vernünftig ist, und einen gemässigt urtheilenden Mann verräth. Würde freylich gegen alle Wahrscheinlichkeit das Unionswerk in der Gegend, in welcher der Rec. lebt, betrieben, und der *Brauersche* Plan zum Grunde gelegt werden: so hätte er, so wie die Vff. von Nr. 5. und 14. gegen mehr als Einen Punkt noch Einwendungen vorzubringen; da aber bis dahin nicht einmal in Kur-Baden aus der Sache Ernst geworden ist: so kann es hier, bis das Unionswesen mehr zur Sprache kommt, mit Stillschweigen übergangen werden. — In Hinsicht des Stils ists zu tadeln, dass Hr. *Br. Sistem*, *beede*, *strittig*, *abgetretten*, *gebotten*, *Bischöve* u. s. w. schreibt, und dass Ausdrücke, wie: *das fragliche Gut* (*quaest.*) *unterstellen* (voraussetzen), *auf eine Wagniß aussetzen* (der Gefahr aussetzen) und dergleichen vorkommen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Die historisch-dogmatische Auslegung des Neuen Testamentes.* Nach ihren Principien, Quellen und Hülfsmitteln dargestellt von *Karl Gottlieb Bretschneider*, Baccalaureus d. Theol. und Adjunct der philos. Facultät auf d. Univers. Wittenberg. 1806. XIV u. 311 S. 8. (20 gr.)

Die *historische Auslegung* hat erst in den neuern Zeiten, nachdem sie lange auf eine unverdiente Weise vernachlässiget worden, einige Fortschritte zu machen angefangen. Einige der bessern Interpreten machten von derselben Gebrauch, ohne die Grundsätze, nach welchen sie verfuhren, zu entwickeln; in den Lehrbüchern der biblischen Hermeneutik, selbst den bessern, wird von diesem wichtigen Theil der Auslegung entweder gar nicht, oder doch äusserst unvollständig gehandelt. Es geht hier, wie gewöhnlich: die Praxis geht voraus, dann erst folgt, die Regeln aus der Erfahrung abstrahirend, die Theorie, deren Gang um so sicherer seyn wird, je vollkommner die Muster sind, auf welche sie zurückweisen kann. Ob es nicht jetzt noch zu früh seyn dürfte, bey den wenigen Mustern einer guten historisch-dogmatischen Auslegung, eine Theorie derselben zu schreiben, wäre wohl die Frage: wir wollen sie aber lieber unberührt lassen, damit es nicht scheine, als ob wir das Unternehmen des Vfs. schon in der ersten Idee für misslungen erklären wollten. Wir wollen ihm vielmehr bezeugen, dass er seinen Gegenstand vielseitig erwogen und mit Einsicht und Fleiss behandelt habe. Wir sind zwar überzeugt, dass diese Monographie keinen in die Potenz eines vollkommnen historischen Auslegers erheben werde, so dass es weiter nichts als eines sorgfältigen Studiums dieser Anweisung bedürfte; allein dasselbe gilt von den hermeneutischen Lehrbüchern aller Art. Auch die beste Hermeneutik bildet allein keinen guten Interpreten: so wie hingegen Tausende aus der schlechtesten Grammatik zur vollkommnen Erlernung einer Sprache gelangten. Daraus folgt aber nicht, dass es gleichgültig sey, welchen Masstab man für die Beurtheilung einer solchen Anweisung anlege, und dass man von dem Ideal derselben nach Belieben wenig oder viel nachlassen könne. Der erste Versuch des Vfs. entspricht zwar, nach unserer Ueberzeugung, demselben keinesweges; besonders scheint uns die Weitschweifigkeit und die Einmischung heterogener Dinge, nicht weniger der

mehr

mehr auf literarische Notizen als auf feste Principien gerichtete Blick des Vfs. die tadelnswerthe Seite dieser Schrift zu seyn. Allein dessen ungeachtet halten wir sie im Ganzen für nützlich und wenigstens für eine gute Vorarbeit, worauf sich für einen höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkt weiter fortbauen läfst. Hn. *B.* eigne Erklärung über die Absicht seiner Schrift ist in folgenden Worten (Vorr. S. VI. VII.) enthalten: „Zwar bin ich mir wohl bewufst, für den gelehrten und wahren (?) Interpreten wenig Neues gesagt zu haben, was er nicht schon selbst bemerkt, oder zerstreut bey andern gefunden hätte. Es konnte auch zunächst meine Absicht nicht seyn, etwas Neues in der Hauptsache vortragen zu wollen; wohl aber hoffe ich, dafs auch der seines Faches vollkommen kundige Interpret einige nützliche Bemerkungen finden, und diese Schrift als den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung des Ganzen, an den er seine eignen Ideen anschliessen kann, mit Wohlwollen aufnehmen werde. Dem weniger unterrichteten und angehenden Interpreten hingegen sollte sie ein Handbuch seyn, das ihn mit den allgemeinen Grundsätzen, mit den Quellen und Hülfsmitteln der historisch - dogmatischen Auslegung bekannt machen, und vor den exegetischen Fehltritten des Zeitalters warnen könnte." — Der Plan nach welchem der Vf. gearbeitet hat, ist folgender: Kap. I. *Von der historischen Interpretation überhaupt.* Für überflüssig müssen wir Z. 1. vom Verhältnifs der Schrift zu den Vorstellungen erklären. Dafs von einem solchen Gegenstande auf drey Seiten nur die erste Oberfläche gegeben werden könne, versteht sich von selbst. Die historische Auslegung wird S. 6. so definirt: „Die Auslegung, welche sich mit der besondern Gattung der Worte (Wörter), in Rücksicht einzelner Individuen, ihrer Meinungen, ihres Zeitalters u. s. w. beschäftiget, ist die *historische Auslegung*, welche ihren Namen daher hat, dafs sie ihre Erklärungsgründe nicht aus dem Sprachgebrauch, sondern aus der Geschichte nimmt." Wenn auch hier das *Definitum* richtig ist, so hätte doch, wie bey andern Gelegenheiten, die Definition mit mehr Präcision abgefafst werden müssen. K. II. *Von der historisch-dogmatischen Auslegung des N. T. insbesondere.* Recht gute Bemerkungen, besonders S. 27 — 29. über das Wesen der historisch - dogmatischen Interpretation. K. III. *Von den Quellen und Hülfsmitteln.* Die in 20 Paragraphen abgehandelten Punkte sind: Orientalische Religionsphilosophie und die Quellen derselben, das A. T.: die Apokryphen des A. T., Josephus, Philo, die LXX., das N. T., die Targumin, die Pseudepigrapha des A. T., die Kabbalisten, der Talmud, die Sabäer (wir wundern uns, dafs Hr. *B.* immer diesen unrichtigen Ausdruck statt *Sabier* oder *Zabier*, *Mendai Jahia*, gebraucht hat), der Zend - Avesta, Indische Religionsbücher, die Apokryphen des N. T., älteste Kirchenväter und Ketzer; Regeln für den Gebrauch dieser Quellen und Literatur der jüdischen Theologie. Man sieht aus dieser Angabe, dafs die vom Vf. befolgte Ordnung nicht die beste ist. Ueberdiefs ist hier viel Ueberflüssiges, dessen Kenntnifs aus den vielen und sehr bekannten Schriften vorausgesetzt werden konnte. Alles hätte sich recht füglich auf die Hälfte concentriren lassen. K. IV. *Allgemeine Grundsätze der historisch - dogmatischen Auslegung.* Bey Festsetzung und Entwickelung des allgemeinen Kanons S. 208 ff. geben wir Hn. *B.* darin Recht, dafs das Geschäft der Hermeneutik von den Functionen der *historischen Kritik* sorgfältig zu unterscheiden sey (wie er sie denn auch richtig unterschieden hat); aber eine andere Frage ist es, ob dem historisch - *dogmatischen* Interpreten die historische Kritik nicht mit Recht zugemuthet werden dürfe? — woran Rec. keinesweges zweifelt. Warum sollte man nicht, wie S. 212. bezweifelt wird, *Hermeneutiker* und *Kritiker* zugleich seyn können? Die Verbindung beider macht erst den dogmatischen Ausleger. Die angehängten *Aphorismen zu einer historisch - dogmatischen Specialhermeneutik des N. T.* S. 251 — 304. enthalten zwar manche gute Bemerkung; gehen aber für den Zweck einer Specialhermeneutik viel zu wenig ins Detail ein, und lassen in jedem Betracht noch viel zu wünschen übrig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort (*Tübingen*, b. Heerbrandt): *Ueber das Kameralstudium in Wirtemberg*, in *vier* Briefen. 1805. 32 S. 8. (3 gr.) — Diesen, übrigens nach Form und Materie sehr unbedeutenden, Briefen zufolge ist das Cameralstudium in Wirtemberg, wenigstens auf der Landesuniversität, noch nicht recht im Gange. Zwar ist seit einigen Jahren ein Professor der Cameralwissenschaften angestellt; allein es fehlt ihm an Zuhörern, weil von dem Juristen, wenn er gleich hie und da zu Finanzstellen befördert wird, doch bisher keine cameralistische Kenntnisse gefordert wurden; die Klasse der Schreiber hingegen, aus welcher die meisten Cameralbeamten gezogen zu werden pflegen, ihre cameralistische Weisheit wohlfeiler und vielleicht auch besser, aus Büchern und aus der Erfahrung schöpften, als aus dem unzulänglichen Unterrichte des akademischen Lehrers. Dafs wenigstens zwey *tüchtige* Lehrer im Cameralfache aufgestellt seyn müssen, wenn der Wirtemberger, der sich zu einer Finanzstelle vorbereiten will, nicht auch künftig seine cameralistischen Kenntnisse mit besserm Erfolg theils aus Büchern, theils durch die Praxis, als Gehülfe von Cameralbeamten, sich erwerben soll, wird man dem Vf. gerne zugeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

(Fortsetzung von Num. 75.)

5) Mannheim, (ohne Anz. d. Verl.): *Ueber Vereinigung der beyden protestantischen Confessionen in den Badischen Gesammt-Landen.* Gedanken und Bedenken von *Joh. Matth. Schember*, evang. reform. Pred. zu Eppingen. 1803. 48 S. 8. (4 gr.)

Hr. *S.* findet die Union der beiden protestantischen Parteyen viel schwieriger, als Hr. *Br.* Er bringt die Schwierigkeiten unter *fünf* Klassen: *a*) Schwierigkeiten bey der Vereinigung der verschiedenen geistlichen Collegien, ihrer Obliegenheiten und ihrer Befugnisse; *b*) von Seiten der Lehrer und ihrer Amtsführung; *c*) von Seiten der Gemeinden; *d*) bey Vereinigung aller, den beiden Parteyen zugehörigen, kirchlichen Capitalien, Güter und Revenüen; *e*) in Beziehung auf den Staat und seine Bürger. Bey dem letzten Punkte bemerkt der Vf., dass, so lange die Union nicht die ganze protestantische Kirche umfasste, manches einzelne Mitglied der unirten Kirche die Vortheile verlieren könnte, die er, als Glied der einen oder der andern protestantischen Kirchenpartey im Auslande zu hoffen hätte: denn da würde der Name Protestant allein nicht gelten, er müsste sich erklären, ob er ein reformirter oder ein lutherischer Protestant sey, und als Mitglied der vereinigten Kirche würde er weder das eine noch das andre seyn, also da, wo man die eine oder die andre Confession zum Bedingnisse der Annahme zum Bürger, oder der Aufnahme in gewisse Innungen machte, als ein Mitglied einer eignen Secte abgewiesen werden. Der Vereinigung der Parteyen ist er übrigens nicht abgeneigt; nur glaubt er, dass dabey noch manches zu bedenken sey, das diejenigen noch nicht reiflich genug erwogen haben, welche auf den ersten Blick die Sache für leichter halten, als sie in der That sey. Er wünscht also, dass man vor der Hand nur auf moralische Vereinigung wirke, und zweifelt, ob die äussere oder kirchliche Vereinigung wirklich ein so geschicktes und zuverlässiges Mittel sey, allgemeine Bruderliebe und eine grössre Glückseligkeit in der protestantischen Kirche zu befördern, als manche sich vorstellen. Aus dieser Schrift hat Rec., um noch diess anzuführen, auch den Titel einer kleinen Unionsschrift kennen gelernt, die ihm nicht zu Gesichte gekommen ist, und die er desswegen in dem Verzeichnisse der neuesten Unionsschriften nicht aufgeführt hat. Er lautet so: *Ist denn kein Verein unter den christlichen Religionsparteyen möglich? Und wärs itzt nicht eben Zeit in der Welt dazu?* Ein Wort zum Besten der Menschheit. Glogau. 1802. Aus dem Titel ergiebt sich, dass der Vf. derselben, Hr. *Range*, eben so wie Hr. *van Alpen*, sogar *alle* christlichen Parteyen vereinigen will, womit es vermuthlich noch weit länger, als mit der Union der protestantischen Parteyen anstehen dürfte.

6) Frankfurt, b. Jäger: *Rathschläge eines Weltbürgers zu einer zweckmässigen und dauerhaften Vereinigung beyder protestantischer Kirchen.* Mit einem Vorworte von D. *W. F. Hufnagel.* 1803. 47 S. 8. (6 gr.)

Der weltbürgerliche Gesichtspunkt, von welchem der Vf. in seiner Schrift ausgeht, ist unstreitig der wahre, wenn es darauf ankommt, das Project einer kirchlichen Union philosophisch zu würdigen: auch wird keine dauerhafte Vereinigung der protestantischen Parteyen zu Stande kommen, so lange diejenigen, welche eine solche Union schliessen sollen, sich nicht zu einem höhern Standpunkte erheben, von welchem sie den beschränkten, mikrologischen Sektengeist tief unter sich sehen. Inzwischen ist es doch auch nicht genug, in Ansehung der Abendmahlsfeyer ein besseres Ritual vorzuschlagen, und in Ansehung des Dogma's von dem heiligen Mahle beiden Theilen Frieden zu gebieten; noch andre Schwierigkeiten, welche der Kosmopolitismus allein noch nicht besiegt, stehen der gewünschten Union im Wege, und diese Hindernisse werden von dem Vf. nicht beseitigt.

7) Tübingen, b. Cotta: *Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteyen.* Mit einer kurzen histor. Darstell. der Umstände, welche die Trennung der lutherischen und reformirten Partey veranlassten, und der Versuche, die zu ihrer Wiedervereinigung gemacht wurden. Von D. *G. J. Plank*, Consist. Rathe und Prof. der Theol. zu Göttingen. 1803. X u. 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese bereits von einem andern Rec. (A. L. Z. 1804. N. 147.) angezeigte Schrift ist das Werk eines feinen, scharfsinnigen, vielseitigen, musterhaft unparteyischen und wahrhaft aufgeklärten Kopfs. Die von ihm selbst angegebene Absicht seiner Schrift geht bloss dahin, zu zeigen, „dass man nicht nöthig habe, eine Vereinigung der zwey getrennten Parteyen in der protestantischen Kirche jetzt noch so dringend zu wünschen, weil ihre fortdauernde Trennung für kein sonderliches Uebel gel-

geben könne, und den Leser dadurch zu überzeugen, dass man eben so wenig nöthig habe, sich mit der Vereinigung zu übereilen, zumal da unter dem denkenden Theile beider Parteyen (der Vf. schreibt immer Parthien) die eigentliche Union bereits erfolgt sey, und nur noch die Förmlichkeit ihrer Declaration und die neue Regulirung einiger äussern Verhältnisse, welche darauf folgen müsste, einzuleiten wäre." In das Eiferfeuer der Unionsfreunde wird also reichliches Wasser gegossen, und aus der Geschichte nachgewiesen, wie es bis dahin mit *allen* Unionsversuchen gegangen sey. Immer gaben sie dem gegenseitigen Parteygeiste und Parteyhasse auf einige Zeit neues Leben und neue Reizbarkeit; weder mit der *unio absorptiva*, noch mit der *temperativa*, noch mit der *conservativa* wollte es glücken, und die *Parëus*, *Duräus*, *Pfaff* u. a. holten sich von ihren Bemühungen schlechten Dank. Bey manchem, was der Vf. aus seinem reichen Vorrathe historischer Kenntnisse anführt, glaubt man Geschichten unserer Zeit zu lesen: so sehr bleiben die Menschen, dem Wesentlichen nach, in allen Jahrhunderten dieselben. Indessen verschweigt auch der Vf. auf der andern Seite nicht, was einer Vereinigung der protestantischen Confessionen in dem gegenwärtigen Zeitalter günstig sey; nur wird bemerkt, „dass die getrennten Parteyen sich wieder als vereinigt ansehen und sich doch in gewissen äussern Verhältnissen noch so abgesondert wie bisher, von einander halten, oder es auch räthlich und weise finden können, sich mit der erfolgten Coalition ihrer Meinungen zu begnügen, ohne ein besonderes Friedensfest deswegen anzustellen oder eine feyerliche Vergleichsurkunde desshalb gegen einander auszuwechseln." (Auf ähnliche Weise hat sich auch Hr. *Joh. Dav. Nicolai* zu Bremen in seinen den *Stolzschen Predigten über die Merkwürd. d. achtzehnten Jahrhunderts* angehängten *zwey Predigten über Bremens kirchliche und weltliche Begebenheiten im achtzehnten Jahrhundert*, also zu einer Zeit schon geäussert, als man die Ereignisse noch nicht ahndete, welche nachher verschiedene daselbst ausgebrochene Zwiste veranlasste. „Lange hatte man," sagt Hr. *N.* in dem angeführten Buche Heft 8. S. 235., „darauf gedacht, beide protestantische Kirchen zu vereinigen, besonders zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Allein eben durch diese Vereinigungsversuche wurden die Streitenden am meisten gegen einander erbittert, und bestätigten, *daß man in der Hauptsache einig, und doch der förmlichen Abschließung eines Friedens äußerst abgeneigt seyn kann.*") Der Vf. macht insbesondere auf die grosse Schwierigkeit, woran schon so mancher Unionsversuch scheiterte, aufmerksam, auf die Schwierigkeit nämlich, zwey Parteyen äusserlich mit einander zu vereinigen, wovon die eine bey der Union ungleich mehr zu verlieren als zu gewinnen hat, und die andre ihre Unionslust eben dadurch verdächtig macht, dass sie mit der Ausführung ihrer Wünsche eine Finanzoperation verbinden zu wollen scheint. Was der Vf. in dem letztern Theile seiner Schrift von Bremen sagt, bedarf einiger Berichtigung. Er wünscht von Seiten des Raths eine Erklärung, dass der lutherische Bürger daselbst in Zukunft fähig seyn solle, in den Rath oder zu Stadtdiensten gewählt zu werden; allein es existirt in dieser Reichsstadt kein Statut, welches den Lutheraner gesetzlich aus dem Senate oder von Bedienungen ausschlösse, und das also erst abrogirt werden müsste; in andern Reichsstädten freylich ist umgekehrt der Reformirte durch die Verfassung aus dem Rathe und von mancher Bedienung ausgeschlossen; aber ein solches Gesetz gegen die Lutheraner war in der Bremischen Verfassung nicht vorhanden, und die Ursachen, die den dortigen Rath vordem seit einer langen Reihe von Jahren bewogen haben, die reformirte Confession bey Wahlen vorzugsweise zu begünstigen, haben jetzt grösstentheils aufgehört; auch ist es notorisch, dass nun, bey übrigens gleichen Umständen, der Lutheraner daselbst eher vorgezogen als zurückgesetzt zu werden hoffen darf. Aus einer andern Stelle sollte man schliessen, dass die Lutheraner in dieser Reichsstadt gezwungen würden, ihre Kinder in einer reformirten Kirche taufen zu lassen. Diess ist aber durchaus unrichtig, wie jeder weiss, der einige Bekanntschaft daselbst hat; die Ehen freylich werden von den Kirchspielspredigern eingesegnet, und die Domprediger copuliren nicht; allein die Confession hat an dieser Einrichtung keinen Antheil; der Parochus copulirt daselbst, gleichviel ob der Gewählte reformirt oder lutherisch sey, und die Domprediger könnten Reformirte seyn, ohne dass sie dadurch das Recht erhielten, Ehen einzusegnen, aus dem natürlichen von dem Vf. S. 301. selbst angegebenen Grunde, weil der Dom keine Parochialkirche ist. Bey der unten vorkommenden Beurtheilung der angeführten Bremischen Schriften liesse sich wohl, wenn es nur rathsam wäre, auf verschiedenes, was in der *Plankschen* Schrift über Bremen vorkommt, noch einmal zurückkommen. Besser wird es aber seyn, ganz abzubrechen.

8) Leipzig, b. Reinicke: *Ueber den Nutzen der Annäherung und Aehnlichmachung der mehrern christlichen Religionsparteyen.* Von D. *Gottlieb Schlegel*, Procanzl. und erstem Prof. d. Theol. zu Greifswald, Gen. Sup. von Schwedisch-Pommern und Rügen, des königl. Consist. Präses, Pastor zu St. Nikolai, Mitglied des königl. Nordsternordens und der Gesellsch. *pro fide et christianismo* zu Stockholm. 1803. VIII u. 72 S. gr. 8. (6 gr.)

Mit den Empfindungen der reinsten Religionsliebe preist Hr. *Schlegel* den Nutzen einer Annäherung und Assimilation der verschiedenen christlichen Religionsparteyen an; nicht Uebereilung hat ihn dazu verleitet, sondern vieljähriges, durch Reise und Umgang mit fremden Confessionsgenossen genährtes Nachdenken hat ihn dazu bestimmt; und er richtet dabey sein Augenmerk nicht bloss auf die protestantische, sondern auch auf die griechische und römische Kirche. Die Annäherung und allmälige Verähnlichung aller Parteyen soll, nach dem Vf., nicht in der Ueber-

einstimmung und Gleichförmigkeit aller Lehren gesetzt werden; man soll keine Vereinbarung der theologischen Meinungen fodern, nicht einerley Lehrbücher und Liturgien verlangen, nicht auf Gleichheit des äussern Cultus dringen, nicht begehren, dass die kirchliche Regierungsart überall dieselbe sey. Als Mittel zu dem angegebenen Zwecke missbilligt der Vf. ausserdem die Zusammenschmelzung der Confessionen jeder Kirchenpartey in Ein Amalgama (Religionsmengerey), ferner allen Zwang, auch den Gebrauch zweydeutiger Ausdrücke und die Geheimhaltung des Abweichenden, am meisten aber das eigennützige Streben nach Gemeinschaft der Kirchengüter. Er will nur, dass die wesentlichen Lehren und Verpflichtungen des Christenthums von den Lehrern aller Kirchenparteyen mehr hervorgehoben werden, und dass man den Unterschied in Vorstellungsarten und Meinungen, sammt den Gebräuchen des Gottesdienstes als ausserwesentlich und weniger wichtig betrachte. Dadurch würde das *Wesentliche* in der Religion, wie Hr. *Schl.* sich ausdrückt, mehr aufgeklärt und bewahrt, das Christenvolk von dem Sinnlichen zum Geistigen des Christenthums, zu der eigentlichen Religiosität geleitet, und eine wohlthätige Verbrüderung der Christen in dem bürgerlichen Leben bewirkt werden. „O dass die Geschichte, setzt er hinzu, nicht bewiese, wie sehr die Abscheidung der Parteyen in der Religion Abneigung der Gemüther, Unwilligkeit in Verträgen, Hass in Urtheilen, Unfreundlichkeit in der Begegnung gegen einander, Grausamkeit in Kriegen, ja selbst Ausschliessung von der Seligkeit, verursacht." — Man sieht hieraus, dass der Vf. nicht auf eine eigentliche kirchliche Union anträgt, sondern nur einen christlichen Geist über alle christlichen Parteyen ausgegossen wünscht, in welchem Wunsche gewiss alle Wohldenkenden mit ihm Ein Herz und Eine Seele seyn werden.

Nachdem der Dom zu Bremen (Decbr 1802.) von Kurhannover an die Stadt Bremen übergegangen war, sprach man daselbst, öffentlichen Nachrichten zufolge, häufig von einer Amalgamation der dortigen lutherischen und reformirten Kirchenparteyen. Ob nun gleich, so viel Rec. weiss, an der wirklichen Ausführung dieser Idee, die ihre mannichfaltigen Schwierigkeiten mit sich führen würde, von Staatswegen gar nicht gearbeitet wurde, und nur in kleinen Flugschriften und kurzen Aufsätzen, die in gelesenen Journalen eine Aufnahme fanden, dieser Gedanke beyläufig hingeworfen ward, so glaubte doch der Vf. von folgender Schrift:

9) Oldenburg, b. Stalling; *Ueber den Zustand der lutherischen Domgemeine in der freyen Reichsstadt Bremen*, als Antwort auf einen Brief in den Marburg. theol. Nachrichten St. XVI. d. J. Von *Joh. David Nicolai*, Domprediger (und seitdem Doctor der Theologie). 1803. XII u. 226 S. 8. (14 gr.)

nachdem schon früher die Dom-Diakonen, um sich den ersten Anfängen zu widersetzen, in ihren Memorialen an den Senat schon zum voraus gegen eine etwa zu versuchende Amalgamation der Confessionen förmlich protestirt hatten, alle seine Geisteskraft aufbieten zu müssen, *um das Geschiedene geschieden zu erhalten*. Man würde sich aber eine ganz unrichtige Vorstellung von ihm machen, wenn man glaubte, dass seine theologische Denkart ihm nicht erlaubt hätte, sich über eine Vereinigung der protestantischen Confessionen in dieser Stadt zu freuen: denn er bekennt sich, nach den glaubwürdigsten Zeugnissen unparteyischer Männer, zu sehr liberalen theologischen Grundsätzen, und stand seit mehrern Jahren in freundschaftlichen Verbindungen mit reformirten Religionslehrern dieser Stadt, die ihn als einen gründlichen Gelehrten und als einen Mann von feurigem Eifer für Menschenwohl, so lange sie ihn kannten, schätzten; theologischer Sekteneifer eines *Erdmann Neumeisters*, oder *Melchior Göze's* lässt sich also bey einem so helle denkenden Geistlichen gar nicht voraussetzen. Was ihn vielmehr zu seiner Schrift antrieb, war die Besorgniss, dass es bey dem vorausgesetzten Amalgamationssysteme der reformirten Partey auf nichts Geringeres als auf eine frühere oder spätere Absorption des Doms angesehen sey; für den *Dom* also, an dem er schon so lange als Prediger gestanden hatte, für die Verfassung, für die Gerechtsame des Doms wollte er kämpfen, und welcher Billigdenkende kann ihm diess verdenken? Er kämpfte für etwas, das in mehr als Einer Hinsicht schon des Kampfs eines bremischen Dompredigers werth war, und dessen zwar nicht so leicht zu befürchtender Verlust ihm durch pecuniäre Entschädigungen, wie bündig sie ihm auch hätten zugesichert und wie vollständig sie ihm auch hätten geleistet werden mögen, bey weitem nicht ganz hätte vergütet werden können: denn nur Einkünfte lassen sich taxiren, nicht aber Amtseinfluss, Amtsansehen, die bey der Stelle, welche der Vf. bekleidet, so bedeutend sind, dass man sie wohl ein geistliches Reich nennen kann. Auf der andern Seite sey aber auch der Vf. so billig, es der reformirten Partey in dieser Stadt eben so wenig zu verdenken, wenn sie dem Dome das *Monopol* des *Lutherthums* weder zugestehen wollte noch konnte, und es sich immer vorbehielt, in ihren Parochialkirchen früher oder später solche Einrichtungen zu treffen, die für Lutheraner wie für Reformirte gleich bequem wären: könnte es doch selbst den Mitgliedern der andern protestantischen Kirchenpartey daselbst nicht übel genommen werden, wenn sie, obgleich freywillig mit dem Dome in Ansehung ihrer kirchlichen Religionsübungen *gerne* wie bis dahin verbunden, doch sich nicht dazu verständen sich als *Dom-pflichtige*, als *ecclesiae cathedrali adscriptos* betrachten zu lassen, mithin selbst anzuerkennen, dass sie, ohne einen sünd-

lichen

lichen Abfall von dem Dome, sich nicht mit den reformirten Mitgliedern des Kirchspiels, dem sie eingepfarrt sind, zu einer beide Confessionen befriedigenden, und beide in *gleiche* Rechte setzenden kirchlichen Einrichtung vereinigen dürften. In eine ausführliche Beurtheilung der *Nicolaischen* Schrift kann sich übrigens Rec. nach dem Zwecke dieses Aufsatzes nicht einlassen; er führte sie nur in der Reihe der neusten auf das kirchliche Unionswesen sich beziehenden, Schriften als eine sich aus localen Gründen gegen eine Vereinigung erklärende Schrift auf, und gesteht bey dieser Gelegenheit aufrichtig, keine Lust zu einer speciellen Beleuchtung derselben und der dagegen erschienenen Streitschriften zu haben, indem dadurch sein friedlicher Zweck eher vereitelt als befördert werden, und ein neuer Gährungsstoff sich daraus entwickeln könnte, mit dessen Wirkungen zumal jetzt, da die Gemüther von beiden Seiten etwas ruhiger geworden zu seyn scheinen, weder der einen noch der andern Partey sehr gedient seyn dürfte. Rec. bemerkt also nur noch, dass des Vfs. Zweck durchaus nicht dahin ging, den Unterscheidungslehren seiner Confession, die er in der That wohl zu würdigen weiss, eine neue dogmatische Wichtigkeit zu geben, obgleich seine Schrift auf den grossen Haufen den Eindruck machte, als ob der Streit eine Religionssache betreffe; seine Schrift schlägt vielmehr einzig und allein in das Fach des protestantischen Kirchenrecht ein, und hat mit der Dogmatik nicht das mindeste zu thun. Nur der lebhafte Affect, in welchem der Vf. schrieb, und der ihn hie und da zu weit geführt hat, verleitete unter den weniger gebildeten Ständen manchen Leser, ihn misszuverstehen, und sich vorzustellen, dass die *Religion* der Lutheraner durch das, wogegen der Vf. zu sprechen sich gedrungen glaubte, wenn nicht schon jetzt gefährdet wäre, doch in der Folge gefährdet werden könnte.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Die Gräfin von Rosenberg*, oder das biedere Mädchen. Von *K***. 1804. 256 S. (1 Rthlr.)

Rec. ist herzlich froh, dass er sich durch diese Fluth von ewig langen Monologen und Dialogen durchgearbeitet hat: denn diess Buch gleicht gewissen ehrlichen, aber langweiligen Leuten, deren Ehrlichkeit man von ganzem Herzen anerkennt, aber deren langweilige Geschwätzigkeit man beynahe mehr, als die Tücken manches Betrügers, scheut. Hr. *K*** versteht weder Begebenheiten zu erfinden und zu schildern, durch welche die Phantasie des Lesers in eine angenehme Thätigkeit versetzt wird, noch hat er die Kunst inne, seine Grundsätze und Gesinnungen auf eine Art vorzutragen, dass sie das Herz erwärmen und dem Verstande eine anziehende Nahrung gewähren. Auch ist seine Schreibart, ausser der schon gerügten Weitschweifigkeit, sehr unbehülflich und steif, und wo er sich einmal zum Blühenden erheben will, ist er im Stande, sich bis zu einem Perioden, wie der folgende, S. 174., zu verirren: „Biedermann war nicht ganz im Stande, gleichgültig zu bleiben; die trauernde Grazie sprach mit zu verschiedenartigen Tönen, im weichen Mollton zur angenehmsten Harmonie verschmelzend, in das innere Spiel eigener, reitzbarer Empfindungen, als dass nicht die Auflösung oder das Ende derselben ein gleichlautiger Einklang hätte seyn müssen." Endlich wimmelt das Ganze von einer Menge grammatikalischer Schnitzer, von denen man nicht weiss, ob man sie auf Rechnung des Vfs. oder des Correctors bringen soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in der Baumgärtn. Buchh.: *Von den verschiedenen Arten das Obst zu trocknen oder zu dörren*, nebst einer Beschreibung einer Obstdarre, deren man sich in Slavonien bedient. Herausgegeben von *Friedr. Gottlob Leonhardi*, ordentlichen Professor der Oekonomie, verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit 1 Kpft. (1803.) 1 Bog. 4. (6 gr.) — Diese Beschreibung einer slavonischen Obstdarre mit circulirenden Rauchgängen ist aus der 1783. von den Hn. *Piller* und *Mitterpacher* in lateinischer Sprache herausgegebenen Reisebeschreibung genommen, und mit den Beschreibungen und Abbildungen der *Angermann*- und *Cancrinschen* Obstdarre begleitet. Diese leztere ist von *Christ's* Obstdarre in seinem Handbuch über die Obstbaumzucht u. s. w. in nichts weiter unterschieden, als dass jener Feuerheerd einen Rost hat, um sich auch der Steinkohlen zum Feuermaterial bedienen zu können, den aber überall, wo diess Material gewöhnlich ist, leicht jeder Maurer anbringen kann. — Der fig. 4 und 5. abgebildete *Slavonische Darrofen* ist auch mit einem circulirenden Rauchgang gut eingerichtet, und zwar fast in Form eines liegenden lateinischen ∞. Der Vf. rühmt vorzüglich den in der Herrschaft *Czernek* gewöhnlichen Darrofen, der von dem zu *Mitrowicz* bloss darin abweicht, dass er, statt der Thüren, wodurch die Horden aus- und eingeschoben werden, bloss Schieber hat, und glaubt, dass diese Einrichtung einen Vorzug habe, weil die Hitze mehr zusammen gehalten werde, und nicht so leicht entschlüpfen könne, wie bey den Thüren. Allein ausser der Unbequemlichkeit jeden Schieber zurückzuziehen, wenn man nach dem Obst sehen will, wird wenig mehr Hitze gespart, wenn man die einzelnen Räume nach einander öffnet, als wenn man eine Thür aufmacht: gleichwohl aber müssen die Horden öfters verändert, und die obern unten hinein, und die untern oben hin gebracht werden. Ueberdiess aber müssen die Rauchgänge in dieser Lage bey weitem nicht so bequem zu fegen und zu säubern seyn, als bey unsern circulirenden, und horizontal und vertikal laufenden Rauchgängen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. März 1807.

SCHRIFTEN ÜBER RELIGIONS-VEREINIGUNG.

(Beschluss von Num. 76.)

10) Bremen, b. Seyffert: *Skizze eines Handbuchs für Bremische Bürger, zur Prüfung, über die Frage: Wie viel Religionen sind unter Euch?* 1804. 136 S. med. 8. (10 gr.)

Schade, dass diese Schrift durch häufige, zum Theil sinnstörende Druckfehler (z. B. S. 62. Z. 3. 4. steht *Trident* statt *Constanz*) entstellt ist. Der Vf., Hr. Past. Prim. *von Aschen* zu Bremen, glaubt zwar nicht, dass die Union auch nur der Protestanten irgendwo so ganz nahe bevorstehe; allein die Hindernisse derselben möchte er doch gerne aus dem Wege räumen: auf Bremen ist zwar dabey besondre Rücksicht genommen; aber ausschliesslich für diesen Ort ist doch die Schrift nicht geschrieben. Sie empfiehlt sich durch ruhigen Ton und friedlichen Geist. Ihr Vf. wünscht, dass alles vermieden werde, was eine Vereinigung der Protestanten, namentlich zu Bremen, weiter hinaus rücken könnte; er zeigt, dass es keine Religionsmengerey wäre, wenn Lutheraner und Reformirte sich zu Einer Kirchengemeinschaft verbänden, und dass man immer wünschen müsste, dass eine solche Union zu Stande käme, ob man gleich sage: eine äusserliche Vereinigung sey nicht nöthig, wenn man innerlich Eins sey: „denn, sagt er, ohne äussere Vereinigung wird ein vollkommnes und festes Zutrauen nie allgemein seyn, und der Confessionsgeist arbeitet oft dem Gemeingeiste entgegen." Indessen soll, nach ihm, nicht nur kein gewaltsames, sondern auch kein Ueberredungsmittel versucht werden, um die Union zu Stande zu bringen; nur anbahnen soll man sie durch Verbreitung der Ueberzeugung, dass die beiden protestantischen Confessionen, dem Geiste nach, Eins seyen. S. 126. wird auch der Gedanke geäussert, dass, wo die Union noch zu grosse Schwierigkeiten haben würde, Simultanverhältnisse für beide Confessionen errichtet werden könnten; und wirklich ist, wie wir aus Nr. 12. sehen, an der Gemeinde selbst, die der Vf. als Lehrer bedient, bald darauf ein Simultaneum eingeführt worden.

11) Berlin (b. Unger): *Erneuerter Streit zwischen Staat und Kirche,* oder *Misshelligkeiten zwischen dem Senat und den lutherischen Diakonen und Predigern in Bremen.* Von *K. L. Woltmann,* Geh. Legat. Rathe in Berlin. 1804. 52 S. med. 8. (4 gr.)

Vorher in des Vfs. Zeitschrift: *Geschichte und Politik.* Von der Polemik gegen Personen nimmt Rec. in seiner Anzeige der angeführten Unionsschriften keine Kenntniss; er beobachtet also auch *altissimum silentium* in Ansehung desjenigen, was Hr. *Woltmann* gegen den Vf. von Nr. 9. S. 47. 48. vorbringt. Aber nur Gerechtigkeit ist es, wenn man diesem Aufsatze das Lob einer verständigen und geistreichen Arbeit ertheilt. Der Vf. vereinigt mit historischer Einsicht und Kunst einen, über gemeine Ansichten sich erhebenden, weltbürgerlichen Sinn, und die Quintessenz seiner Schrift ist in folgendem, poetisch gedachten Schlusse der ganzen Abhandlung enthalten. Hr. *W.* hört den Senat zu Bremen über die künftigen kirchlichen Einrichtungen der lutherischen Confessionsgenossen, welche sich zu dem vormals königl. grossbrittanischen und kurfürstl. Braunschw. Lüneburgischen Dome halten, im Geiste so zu diesen Lutheranern sprechen: „Eure religiösen Verhältnisse zu unserm Freystaate sollen nicht nach positivem Rechte bestimmt werden: denn es spricht durchaus gegen Euch, deshalb auch gegen das gemeine Wohl. Die religiöse Spaltung zwischen den Bürgern unserer Stadt war der Keim einer Ungleichheit, die nun Jahrhunderte hindurch wurzelt, und nicht auf Einmal herausgerissen werden kann. Um ihr die Säfte abzuschneiden, lasst uns nichts seyn als Protestanten. In diesem Worte liegt das *Wesen* der Reformation: *Calvin* und *Luther* waren in ihr zufällige Erscheinungen. Die Achtung der Welt ist unser Panier; und nicht als Lutheranern oder Calvinisten, aber als *Protestanten* muss uns der aufgeklärteste Verstand die reinste Huldigung weihen. *Wie* wir alle nur Protestanten seyn können, darüber berathet Euch mit einzelnen Senatoren, zu welchen Ihr vorzügliches Zutrauen habt. Als ein Ganzes können wir nicht ohne Nachtheil mit Euch berathen: denn nicht wir allein, sondern die Bürgerschaft mit uns, müssen zuletzt über die beste Anordnung entscheiden. Vor der unseligen Spaltung waren wir alle Pfarrkinder der jetzt so genannten reformirten Kirchen. Lasst es uns bleiben, *und diese nur protestantische seyn. Evangelische Gleichheit in den Kirchen, in den bürgerlichen Rechten, in den Herzen* sey unser gemeinschaftliches Staatsgut. Der hohe Dom stehe da, als Sinnbild der Vereinigung aller Stadtkirchen; lasst uns dahin strömen, wenn irgend ein Heil, ein Uebel unser Gemeinwesen treffen. Schwierigkeiten sind zu überwinden, um uns nichts als protestantische Brüder seyn zu lassen; aber nur der verfinsterte

finsterte Verstand, das übelgesinnte Gemüthe und das feige Herz können vor Mitteln Scheu tragen, die zu einer solchen hohen evangelischen Vereinigung führen." Diese Stelle beweist, dass Hr. *W.* wünschte, dass die Lutheraner und Reformirten zu Bremen ihren bisherigen Parteynamen aufgäben und sich in dem Namen: Protestanten, mit einander vereinigten; weil indessen der Name Protestant einen rauhen Nebenbegriff mit sich führt, auch heut zu Tage manche achtungswürdige Paläologen in dem Protestantismus der Rationalisten nur eine Protestation gegen alles und jedes Positive erkennen wollen, wogegen sie ein nicht unbilliges Misstrauen hegen zu dürfen glauben: so hätte vielleicht, obgleich auch der Vf. von Nr. 14. mit Hn. *W.* diessfalls übereinstimmt, die Benennung „Protestanten" mit der von „Evangelischgesinnten" oder auch von „Apostolischkatholischen" im Gegensatze von Römischkatholischen vertauscht werden können. Allein da die Eiferer für das Domthum zu Bremen in dem Vorschlage einer Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen *a*) eine völlige Vernichtung ihrer Domgemeinde, welcher schon der sel. Past. Prim. *Petri* (in seinen Erläut. einiger der neuesten Kirchenangelegenheiten der Reichsstadt Bremen, Hamb., b. Nestler 1803.) und auch Hr. *Woltmann* die Existenz in staatsrechtlichem Sinne abgesprochen haben, *b*) eine förmliche Verwandlung der von ihnen als Kirchengut angesprochenen Structur-Kasse in Staatsgut, und *c*) eine Beyseitesetzung ihres Antrags, ein lutherisches Kirchencollegium in dieser Republik zu organisiren, zu sehen meynten: so war es höchst unwahrscheinlich, dass auf diesen Vorschlag von Seiten einer kirchlichen Partey, die ein ganz anderes Interesse als das einer Union hat, würde Bedacht genommen werden; auch hat man wohl vor der Hand die örtliche Unausführbarkeit eines solchen Projects in dieser Stadt beynahe allgemein gefühlt.

Dennoch ward eine Idee der *Woltmannschen* Schrift: „Evangelische Gleichheit in den Kirchen," wenigstens von einer der gebildetern reformirten Gemeinden der Stadt, die nach *Petri's* Tode gerade eine Predigervacanz hatte, und in deren Kirche ein beredter Prediger, D. *Joh. Casp. Häfeli*, auch viele Lutheraner um seinen Lehrstuhl sammelte, ausgeführt. Sie beschloss nämlich, wie aus folgender Numer zu ersehen,

12) Bremen (ohne Angabe eines Verl.): *Beschluss der reformirten Gemeine zu St. Ansgarii in Bremen auf dem Kirchspielsconvente vom 5. October 1804.* 1804. 1 Bog. med. 8. (2 gr.)

am 5. October 1804. beynahe einhellig, an *Petri's* Stelle einen Lutheraner zu wählen, ja, wenn eine so grosse Anzahl von Lutheranern in diesem Kirchspiele ihre Anerbietung, sie sämmtlich in gleiche Rechte mit den reformirten Gemeindsgenossen zu setzen, annähme, dass ein zweyter lutherischer Prediger nöthig geachtet würde, einen zweyten zu wählen, um die Zahl der lutherischen Pastoren an dieser Kirche der der reformirten ganz gleich zu machen; sie beschloss, den zu wählenden lutherischen Prediger und dessen künftige, auch lutherische, Nachfolger in alle Rechte und Einkünfte eines bisherigen reformirten Predigers zu setzen, nach gewissen in dem Plane selbst nachzusehenden Bestimmungen einen dazu qualificirten Lutheraner an der Verwaltung des hinfort nicht mehr ausschliesslich reformirten Kirchenguts Theil nehmen zu lassen, und in die Diakonie des Kirchspiels in Zukunft ebenfalls Lutheraner aufzunehmen, auch dieser Einrichtung dadurch Festigkeit zu geben, dass bestimmt ward, nur sieben Achttheile der ganzen Gemeinde könnten in der Folge in einem ausdrücklich dazu angesetzten und angesagten Kirchenconvente eine Abänderung eines hierauf sich beziehenden Punkts beschliessen. Ob nun gleich (nach den theol. Nachr. 1804. S. 387.) aus verschiedenen Rücksichten, z. B. um nicht die jetzt lebenden Domprediger zu kränken, mit denen man in Verbindungen stand, oder um nicht durch Theilnehmung an dem zu St. Ansgarii eröffneten lutherischen Cultus einen vielleicht grossen Theil ihrer Nahrung bey den Anhängern des Doms einzubüssen, oder um sich nicht gleich anfangs durch Erscheinung bey dem Wahlconvente bloss zu stellen, bey weitem nicht so viele Lutheraner, als man nach der Liberalität des Beschlusses erwarten durfte, sich die ihnen angetragenen vollen Rechte activer Kirchspielsmitglieder zueigneten, so ging doch die Wahl eines lutherischen Predigers vor sich, und Hr. *Friedrich Köppen* von Lübeck ward von den reformirten Gemeindsgenossen und von 221 sich mit ihnen vereinigenden Lutheranern zum Prediger zu St. Ansgarii gewählt. Das reformirte Ministerium erklärte auch auf Verlangen vor der Wahl, dass die lutherische Confession des zu Wählenden seiner Aufnahme in dieses Collegium im geringsten nicht hinderlich sey; daher auch Hr. *Köppen* nachher wirklich in dasselbe aufgenommen ward, Antheil an der Wittwenkasse des Ministeriums erhielt, in der Folge einmal als Primarius, wenn ihn die Reihe trifft, Director des Ministeriums werden kann, mit Einem Worte, in völlig gleichen Rechten mit den reformirten Mitgliedern dieses Collegiums steht In diesem Kirchspiele ist also nun wirklich ein Simultaneum eingeführt, und das Publicum zu Bremen hat sich bereits daran gewöhnt; zur Zeit ist jedoch diess Kirchspiel noch das einzige, das diese Einrichtung hat, und weder die Gemeinden zu U. L. Frauen noch zu St. Stephani, in denen ebenfalls Vacanzen eintraten, sind dem Beyspiele der Gemeinde zu St. Ansgarii gefolgt, was in Localitäten seinen Grund haben mag, mit deren Darstellung wir uns aber eben so wenig aufhalten, als uns mit der Anzeige einiger kleinen gegen den Beschluss des Ansgarii-Kirchspiels gerichteten Flugschriften befassen können, auf welche in einem *Etwas zur Beurtheilung des Beschlusses der reformirten Gemeinde zu St. Ansg. in Bremen.* 1805. 116 S. 8. geantwortet ist.

13) Ohne Anzeige des Druckorts u. Verl.: *Ein Hirt und Eine Heerde.* Oder Wünsche und Vorschläge eines

eines fränkischen (französischen) Bürgers: die drey christlichen Religions-Parthien (Parteyen) in Eine zu vereinigen. In populären Gesprächen abgefasst. 1804. 76 S. med. 8. (8 gr.)

Diese Schrift ist ein transrhenanisches Product, berechnet auf die Fassungskraft und den Geschmack des grossen Haufens, in Form eines Drama's, in welchem unter andern ein Bauer, Namens *Schreyjockel*, eine Frau *Ursel*, ein Dorfbüttel u. a. m. auftreten. Der Vf. hat, um seinem Dialog recht viel Natürlichkeit zu geben, sich bis zu Plattheiten erniedrigt, so dass er sogar (S. 38.) einen Bauer auf dem Wege zum Markte ausrufen lässt, als ob seine Pferde auch mit zu den *Personis dramatis* gehörten: „O—a—! Harry—o—Scheck!" Das Büchlein erschien nach der Proclamation des Religionsgesetzes in Frankreich, und geht davon aus, dass die Republik alle Religionen (Confessionen) in Schutz nehme, und für den Unterhalt der Religionslehrer, so wie für die Ehre und die Erhaltung der Kirchenanstalten sorgen zu wollen erkläre. Nun, denkt der Vf., werde bald Eine Herde und Ein Hirt werden können. Was für Vorschläge gethan werden, davon mag man nach Einer Probe urtheilen. Ein katholischer Bauer hält dafür, die Beichte müsse doch bleiben, wenn es zu einer Kirchenvereinigung kommen solle. Darauf wird von einem Anonymus geantwortet: „Ich will Euch einen Rath geben, der Euch allen gefallen wird. Wer mir verspricht, keine seiner Sünden zu vergessen, der soll sie in dem Beichtstuhle beichten. Wer aber ein vergesslicher Mensch ist, und viele Sünden hat, deren er sich nicht erinnern kann, der soll in der Vereinigungskirche sich zur General-Beichte und General-Absolution halten. Nur die Sünder mit einem guten Gedächtnisse werden in den Beichtstuhl verwiesen." Die Orthographie des Vfs. ist seines Werks würdig; er schreibt *Glässer*, *zu Hausse*, *verbotten*, *letzste* u. dgl. m. Wir geben ihm wohlmeynend den Rath, den ein Fremder S. 26. einem Dorfschulmeister giebt: „Herr! Es ist mit dem Bücherschreiben, wie mit dem Pulver! Die Hand davon, wer nicht damit umzugehen weiss!"

14) ROTHENBURG ob d. Tauber, b. Class: *Henotikos zur Beförderung einer ächt-evangelischen Kirchenvereinigung der Protestanten.* Von *J. L. Hertzogenrath*, evang. reform. Pred. zu Rinklingen. 1805. XVI u. 192 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Schrift ist, so wie Hr. *Brauer*, sehr für eine Union, wenigstens für's erste in Kurbaden. Ob er gleich Hn. *Plank* darin völlig beypflichtet, dass in der gegenwärtigen Lage der Umstände und bey der jetzigen Stimmung der Gemüther die fortdauernde äussere Trennung für kein sonderliches Uebel mehr gelten könne, in so fern man hierbey an die protestantische Kirche im Allgemeinen denke: so glaubt er doch, dass in Kurbaden Umstände eintreten, welche den dringenden Wunsch einer Vereinigung der zwey getrennten Parteyen rechtfertigen. Er ist auch so sehr für eine Union, dass er S. 23. sagt: „der gütige Gott wolle es doch verhüten, dass der Vereinigungsversuch fehlschlage, oder es sich mit der Vereinigung nur verzögere." Ja S. 36. ruft er aus: „Lass, Gott, mich nur erleben, was ich wünsche, und mit Entzücken will ich dann sagen: nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!" Bey diesem Enthusiasmus für die Unionssache ist es natürlich, dass er die Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen in seinem Vaterlande (S. 119.) für die allerleichteste Sache von der Welt hält, wenn man nur die Vereinigung mit echtprotestantischen Augen ansehe, d. h., die Vorstellungen über ausserwesentliche Meinungen frey gebe, und mit der Uebereinstimmung in den wesentlichen Lehren des Christenthums sich begnüge. Der gegenwärtige Zeitpunkt scheint ihm also auch (S. 136.) sehr günstig zu seyn, um Hand an das Werk zu legen. Die grössere Milde unserer Sitten, die Gleichgültigkeit gegen Meinungen, die Ueberzeugung, dass von ihnen das ewige Wohl der Menschen nicht abhange, die geläutertern Religionsbegriffe sprechen ihm dafür; und dazu kommt, wie er sagt, dass in Kurbaden die Schädlichkeit des Schisma's mehr empfunden wird, der Nutzen einer Union in diesem Lande fühlbarer ist, und beide Parteyen unter einem religiösen protestantischen Fürsten stehen. Die Brauersche sowohl als die Schembersche Schrift sind von dem Vf., der seinen Aufsatz unter schweren körperlichen und Seelenleiden (S. 190.) ausarbeitete, berücksichtigt. Was Hr. *Schember*, sein Freund, als Bedenklichkeit und Schwierigkeit angeführt hatte, das scheint ihm nicht erheblich genug, um das Streben nach einer Vereinigung zu dämpfen. Auf der andern Seite weicht er aber auch von Hn. *Brauer* in mehrern Punkten ab. Die Abendmahlslehre ist ihm der einzige dogmatische Differenzpunkt, worüber man sich zu vereinigen hätte, und die streitige Lehre *de communicatione idiomatum* ist, wie er bemerkt, nur eine Folge jenes Streitpunkts, der erst nach geschehener Trennung zur Sprache kam, und erhielt nie die allgemeine Billigung der ganzen lutherischen Kirche. Noch weniger können die Beschlüsse der Dordrechter Synode, in Ansehung der Gnadenwahl, auf Allgemeingültigkeit in der reformirten Kirche Anspruch machen. Auch die Form, die der Vf. vorschlägt, um eine Union einzuleiten, ist von der Brauerschen ganz verschieden. Er will, dass der Regent durch seine beiden Kirchenrathscollegia zu Karlsruhe und Heidelberg auf dem ordentlichen Wege an die Geistlichkeit die Frage ergehen lasse: ob sie glaube, dass beide Parteyen, der obwaltenden Meinungsverschiedenheit ungeachtet, *salva conscientia* sich vereinigen könnten? worauf nur mit Ja oder Nein unter Namensunterschrift und Siegel zu antworten wäre. Fiele die Antwort für die Union günstig aus, so wäre unter Bestimmungen, die der Kürze wegen hier übergangen werden müssen, eine Acte aufzusetzen, durch welche erklärt würde, dass die beiden protestantischen Kirchen in Kurbaden, welche in der Religion,

dem Wesentlichen nach, schon einig seyen, es in der Kirchengemeinschaft ebenfalls seyn könnten, und von nun an seyn wollten. Der Regent sanctionirte sie, liesse sie bekannt machen, und veranstaltete dann einen feyerlichen Unionsgottesdienst. Sodann hätten die Prediger des Kurstaats dahin zu arbeiten, dass die Gemeinden sich für die Union interessirten, und — doch die weitere Ausbildung des Unionsplans muss in dem Buche selbst nachgesehen werden. Vielleicht sind die Hoffnungen des Vfs. zu sanguinisch; wenigstens besorgt Rec., dass, wenn es zur Ausführung kommen soll, noch eine Menge von localen Schwierigkeiten die Unionsfreunde aufhalten werde; selbst die Verschiedenheit ihrer Plane kann ihnen noch nachtheiliger, als die Opposition ihrer Gegner seyn. Inzwischen wird die Folgezeit lehren, ob der Vf. und Hr. *Brauer* sich mit einander verbinden, um gemeinschaftlich unter den Auspicien ihrer Fürsten einen neuen reifern Plan auszuarbeiten, und ob die gesammten Kirchenräthe beider Confessionen, die vermöge ihres Amts grossen Einfluss auf die Geistlichkeit haben, und für das Unionswerk sehr viel thun könnten, an die Ausführbarkeit dieser Unternehmung glauben, und dafür eben so sehr zu begeistern sind, als der Vf. bereits sehr warm dafür fühlt. Der Wahrheit zu Steuer ist übrigens noch zu bezeugen, dass der Vf. ein Mann von vieler Einsicht und Kenntniss ist, und dass seine Schrift den Leser sehr für ihn einnimmt. Rec. dankt ihm hier öffentlich für das Vergnügen, das er ihm mit seinem *Henotikos* gemacht hat. Nur möchte er ihn fragen: warum er ein griechisches Wort zum Titel einer Schrift gewählt hat, die doch in Kurbaden für seinen Zweck auch von solchen, die nicht wissen, was *Henotikos* heisst, mit Nutzen gelesen werden könnte, wenn sie auch die gelehrten Citate überschlagen müssten.

Und was ist nun das Resultat aus allen diesen auf das Unionswesen sich beziehenden Schriften? Ihre Vff. kommen alle darin überein: Eine Union der protestantischen Confessionen sey wünschenswerth; und dogmatische Opposition dagegen will niemand wagen. Gleichwohl findet der Unionsplan überall Widerstand. Jenseits des Rheins, wo eine Vereinigung der Lutheraner und Reformirten aus bekannten Gründen noch am leichtesten zu bewerkstelligen war, konnte sie, neuern Nachrichten zufolge, doch nicht bewirkt werden, und die eine Partey fand ihre Rechnung besser bey der Trennung. In Kurbaden brachte selbst das Ansehen eines *Brauer's* die Sache nicht weiter, und der neueste Unionsfreund daselbst, Vf. von Nr. 14., der es gewiss sehr ernstlich damit meynt, und durch seine Schrift die Union sehr empfehlen und jedem Patrioten nahe legen könnte, hat noch keine bedeutende Wirkung seiner Bemühungen erlebt; wenigstens ist noch nichts davon zu öffentlicher Kunde gelangt. Zu Bremen, wo doch der Ruf mancher Religionslehrer und die Geistesbildung eines grossen Theils der Bürger und Bürgerinnen manches für eine Union hoffen liess, seitdem die Besitzungen eines fremden Reichsstandes in dieser Republik an die Stadt überwiesen wurden, sind die Hoffnungen der Unionsfreunde bey weitem nicht in dem Masse, als sie dieselben hegten, in Erfüllung gegangen. Hier ist vielleicht die Masse des Volks in den untern Ständen noch nicht reif genug für eine Union; dort vielleicht haben insbesondere die Lehrer ein grösseres Interesse dabey, eine Union zu hindern, als sie zu befördern; anderswo würde vielleicht die eine oder die andere Partey überhaupt sich durch eine kirchliche Vereinigung beider Parteyen benachtheiligt glauben; an manchem Orte mag auch der Eifer für Kirche und kirchliche Gemeinschaft durch den Geist der Zeit in den höhern Ständen gar sehr erkaltet seyn, wenn nicht etwa zufällig eine Union in anderer Rücksicht wünschenswerth ward; zuweilen mag man auch einem guten, aber ehrgeizigem Kopfe, der gern die Ehre davon allein genossen hätte, zu wenig geschmeichelt haben, um ihn für eine solche Unternehmung zu gewinnen, und der Vernachlässigte ward ein Gegner der Vereinigung, für die er sehr viel zu thun im Stande gewesen wäre. Indessen sind so viele achtungswürdige Stimmen, die für eine Union sprachen, seit dem Anfange unseres Jahrhunderts laut geworden, dass es sich nicht denken lässt, dass sie ohne alle Wirkung geblieben seyn sollten; und wenn eine Sache vernünftig und gut ist: so darf man sich durch Fehlschlagungen nicht muthlos machen lassen. Rec. wünschte deswegen, dass ein *Plank*, dessen Ansehen in dieser Sache mit Recht so viel gilt, die Unionsfreunde weniger durch den freylich auch guten Rath, nichts zu übereilen, niederschlagen, als vielmehr durch den eben so wohl begründeten Rath, eine von ihm selbst als sehr wünschenswerth anerkannte Sache nicht aufzugeben, anfeuern möchte. Die Tendenz zur Union, die sich in einem Theile der angeführten Schriften auf eine so schätzbare und beyfallswürdige Weise ausgesprochen hat, verdient gepflegt zu werden; und Rec. wünscht nur, dass überall, wo man etwa künftig an kirchlichen Vereinigungen arbeiten mag, diejenigen Schwierigkeiten, welche in den von ihm angezeigten Schriften noch zu wenig berührt worden sind, mehr erwogen, und eben so gründlich als die dogmatischen Anstände, denen nun nicht mehr stark entgegen gearbeitet werden darf, gehoben werden mögen. Mit Vergnügen wird Rec. in dieser Hinsicht jedes Streben zum Bessern, und wo ein glücklicher Erfolg weise und kräftige Anstrengungen für das Bessere krönt, auch den Sieg des hellern Lichts über die Dämmerung durch diese Blätter bekannt machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. April 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Lyrische Anthologie* (der Deutschen), herausgegeben von *Friedrich Matthisson.* — *Dreyzehnter* und *vierzehnter* Theil. 1805. 271 u. 266 S. *Funfzehnter*, *sechzehnter*, *siebzehnter* und *achtzehnter* Theil. 1806. 285, 292, 336 u. 318 S. 8. Mit Titelvignetten von *Lips.* (Ladenpr. auf Schreibpap. 9 Rthlr.)

Die ersten *zwölf* Bände dieser verdienstvollen Sammlung haben wir bereits in Nr. 201 u. 202. unsrer A. L. Z. vom J. 1805. angezeigt, und dürfen daher in Rücksicht unsres Urtheils über den Plan und die Ausführung derselben hier nur auf jene frühere Recension zurückweisen. Um aber unsern Lesern zugleich eine vollständige Uebersicht des *Inhalts* zu geben, stellen wir, wie dort, auch diessmal die Namen der von dem Herausg. aufgenommenen Dichter und Dichterinnen, in der chronologischen Folge, die er dabey beobachtet hat, zusammen.

Es sind also im *dreyzehnten* Bande enthalten: *Ursinus*, Frhr. *von Münchhofen*, *Niemeyer*, *Tiedge*, *Overbeck*, Frhr. *von Retzer*, *Blumauer*, *von Alxinger*, *Ratschky*, *Leon*, *Gedicke*, *Stäudlin*, *Kosegarten*, *Langbein*, *Mazewsky*, *Sander* und *Emilie Harmes*, geb. *von Oppeln.* Im *vierzehnten*: *von Schiller*, *Jerusalem*, *Zehelein* und *Matthisson.* Im *funfzehnten*: Frhr. *von Salis*, *Friederike Brun*, geb. *Münter*, *Haug*, *Weißer*, *Manso*, *Conz* und *Starke.* Im *sechzehnten*: *Spalding*, *Schatz*, *Fernow*, *Seume*, Frhr. *von Münchhausen*, *Müchler*, *Neubeck*, *Bouterweck* und *von Brinkmann*; und im *siebzehnten*: *von Haugwitz*, *A. W. Schlegel*, *Woltmann*, *Rochlitz*, *Mahlmann*, *Hölderlin*, *von Steigentesch*, *Gries*, *Amalie von Helwig*, geb. *Imhoff*, *Wilhelmine von Krufft*, *Louise Brachmann* und *Christian Schreiber.*

Hiermit hat nun Hr. *Matthisson* seine Gallerie der deutschen Lyriker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts *geschlossen*: denn der *achtzehnte* Band enthält nur noch *Supplemente*, die er erstens in *Nachträge*, und zweytens in *Ergänzungen* abgetheilt hat. In *jenen* sind noch folgende, bisher ganz übergangene, Dichter hinzugekommen: *Melissus*, *Roberthin*, *von Logau*, *Albert*, *Schirmer*, *Titz*, *Wasserhuhn*, *von Abschatz*, *Bodmer*, *von Tscharner*, *K. W. Müller*, *Funk*, *Heinr. Füßli*, *Charlotte Seidel*, geb. *Lange*, und *Moritz*; *diese* enthalten noch mehrere einzelne Gedichte von *Wekherlin*, *Opitz*, *Dach*, *Homburg*, *Flemming*, *Rist*, *Tscherning*, *Gryphius*, *Schwieger* und von *Besser.*

Die ganze Zahl der, in dieser jetzt also beendigten Anthologie, aufgeführten Dichter, beträgt zweyhundert und zwey, und die der einzelnen poetischen Stücke, wenn wir recht gezählt haben, vierzehnhundert und vier und achtzig.

Wie grofs nun dieser Umfang auch schon ist: so müssen wir dennoch gestehn, dass der Herausg., in Rücksicht auf *Vollständigkeit* seiner Sammlung, selbst aus dem Gesichtspunkt einer *klassischen Ausstellung*, unsere Wünsche nicht vollkommen befriedigt hat, und wenn wir uns des raschen *Fortganges* dieses, vor nicht länger als drey Jahren erst begonnenen, Unternehmens gefreut haben: so thut es uns aus jenem Grunde eben so leid, *jetzt schon* den *Schluß* desselben anzeigen zu müssen. Wir wollen nicht mit Hn. *Matthisson* darüber rechten, ob er in seiner Auswahl der lyrischen Poesieen eines *Klopstock*, *Schiller*, *Göthe* u. s. w. freygebiger hätte seyn sollen: denn welcher Freund der Dichtkunst wird nicht die Werke selbst, von den *ersten* Dichtern einer Nation, in seiner Bibliothek besitzen? Aber bey denen des zweyten und dritten Ranges, die er eben nur auszugsweise in einer Anthologie zu besitzen wünscht, wäre (z. B. bey *Lenz*, *Sucro*, *Kuh*, *Sturz*, von *Nikolay*, *Heinse*, *Kosegarten*, *Hölderlin* u. a. m., von denen nicht mehr als *ein* oder *zwey* Gedichte aufgenommen sind) eine noch reichhaltigere Zusammenstellung des einzelnen Vortrefflichen, was sie geleistet haben, dem Plan des Ganzen doch sehr gemäss gewesen, und am wenigsten hätten Dichter, die irgend Anspruch auf einen Platz in dieser Sammlung machen können, gänzlich *fehlen* dürfen. Dieses ist besonders der Fall bey denen des *siebzehnten* Jahrhunderts, wie schon aus unsrer Inhaltsanzeige offenbar wird, da der Herausg. ihnen bloss den *ersten* Band, alle übrigen *sechzehn* Theile aber lediglich den Dichtern des *achtzehnten* Jahrhunderts gewidmet hat. Zwar ist, wie wir mit Dank erkennen, die Erinnerung, die wir früher schon deshalb gemacht haben, von ihm mit Sorgfalt beherzigt, und durch den Supplementband dem gedachten Mangel grossentheils abgeholfen worden. Allein es bleibt doch noch immer eine ganz artige Anzahl jener alten Sänger übrig, die man ungern hier vermissen wird, und von denen wir nur *Buchner*, *Spee*, *Lundt*, *Gerhard*, *Harsdörfer*, *Bucholz*, *Balde*, *von Zesen*, *Olearius*, *Preuß*, *Greflinger*, *Moscherosch*, *Sibylle Schwarz*, *Neumark*, *Peuker*, *Schoch*, *Armschwanger*, *Morhof*, *Spener*, *Scheffler*, *Chr. Gryph*, *Neukirch*, *Amthor*, *Hunold* und *Schmolke* anführen wollen. Es ist uns hier nicht der Raum verstattet, für jeden einzelnen dieser Dichter den Beweis zu führen, warum wir ihn, nicht nur in historischer, son-

dern

dern auch in ästhetischer Hinsicht, einer Stelle in der vorliegenden Anthologie würdig halten. Aber um doch im Allgemeinen ein Beyspiel zu geben, mit wie mancher lieblichen Blüthe jener alterthümlichen Poesie Hr. *M.* seinen Kranz noch hätte schmücken können, zeichnen wir hier nur ein einziges kleines Lied von *Georg Greflinger* aus, in welchem sich, wie in mehrern dieses so *ganz vergeßnen* Dichters, selbst einige Anklänge Göthischer Gesangsweise wahrnehmen lassen. Es ist das erste der Sammlung seiner weltlichen Lieder, die er mit eignen Compositionen, unter dem angenommenen Namen *Seladon*, herausgegeben hat:

Von seiner Dorinden.

Ich fragte Dorinden, mein einziges Leben,
Mein Kind, soll ich dein Liebster seyn?
Da hatte sie dieses zur Antwort gegeben:
„Ich sage weder ja noch nein!"
Und drückte darüber mich freundlich an sich.
Ha, dacht' ich, steht es *so* umb dich,
Was zweifle ich?

Ich rührte darüber mit freundlichem Küssen
Den Purpur ihrer Lippen an,
Und wollte zur Antwort ein Gründlichers wissen;
Hört, wie die Liebe schweigen kann.
„Für Liebe, soll Liebe," so sprach sie zu mir,
„Hast du ein treues Herz zu *ihr?*
„Sie auch zu *dir!*

Es schmettern mich Felsen und Bäume zu Stücken,
Wenn, rief ich, meine Treu nicht steht!
„Es wolle die Sonne mich nimmer beblicken,
Wenn" sprach sie, „meine Treu vergeht!"
Diess schworen wir zwischen den Bergen, und du,
Du Wiederschall riefst uns darzu:
„Küss nu! Küss nu!"

Es sollen nun meine Gedanken und Schmerzen
In süsse Ruh verwandelt seyn.
Nun wollen wir immer uns küssen und herzen,
Denn ich bin ihrer, sie ist mein.
Was Freude wird meinem Gemüthe gemacht!
Mit Küssen soll nun Tag und Nacht
Seyn zugebracht!

Doch nicht nur diese älteren, auch mehrere vorzügliche *neuere* Dichter und Dichterinnen fehlen, von denen es uns zum Theil unbegreiflich ist, wie der Herausg. sie vergessen konnte, als z. B. *Hensler*, *Baggesen*, *Siegfried*, *Schmidt*, *Heydenreich*, *Mnioch*, *Falk*, *Tiek*, *Novalis*, *Friedr. Schlegel*, *Schütze*, *Gramberg*, *Philippine Engelhardt*, *Emilie von Berlepsch*, *Caroline Pichler*, *Sophie Bernhardi*, und die der Kunst so früh entrissenen: *Maria Mnioch*, *Tian* und *Sophie Brentano*.

Auch hätten wir es für sehr zweckmäfsig geachtet, dass die *Supplemente* noch zu einer vollständigen Angabe aller *Varianten* benutzt worden wären, die durch die zahlreichen Verbesserungen des Herausg. in dem Originaltext der Dichter entstanden sind. Wir ...en damit keineswegs unsern *Ausspruch über sein ...erungssystem*, den er uns die Ehre erzeigt hat, in ...r Vorrede zum Supplementband wieder abdrucken zu lassen, zurück. Die Gründe, die uns zu dieser Aeusserung bestimmen, liegen vielmehr in dem Wunsche, die ausgezeichnete poetische Kunst, mit der er dieses System ausgeübt hat, *anschaulicher* gemacht zu sehen, als es, wie wir schon in unsrer ersten Anzeige erwähnt haben, gegenwärtig ist. Denn offenbar würde die Sorgfalt, die Hr. *M.*, als ein selbst so talentvoller Dichter, auf dieses ohnehin schon sehr undankbare Geschäft verwendet hat, allgemeiner anerkannt werden, wenn er die ursprünglichen Lesarten zugleich mit angeführt hätte; da man jetzt in dieser Anthologie, wie an einem vortrefflich restaurirten Kunstwerke, nicht weiss, was man auf Rechnung des ersten, und was auf die des zweyten Meisters zu setzen hat, falls man sich nicht, wie Rec., die Mühe nehmen will, sie durchgängig mit den Originalausgaben der darin aufgestellten Dichter zu vergleichen. Ueberdem würde der Herausg. es auf diesem Wege zugleich *allen* Parteyen recht gemacht, und seiner Sammlung die Erhöhung ihres *poetischen* Werthes nicht auf Kosten des *geschichtlichen*, verliehen haben. Denjenigen Freunden unsrer vaterländischen Poesie, die mehr an dem letztern hängen, kann es freylich nicht verdacht werden, wenn sie z. B. in dem Gedicht von *Homburg* (Bd. I. S. 79.) für die Veränderung:

Winterleid war *längst entronnen*,
Schnee und *Schlossensturm* vorbey,
Und es hatte *froh* der May
Nun sein Blumenfest begonnen,

wie glücklich sie auch genannt werden mag, dennoch lieber die *alte* Lesart:

Winterleid war *gleich entkommen*,
Schnee und *Hagel war* vorbey,
Auch so hatte *nun* der May
Knechte wieder angenommen,

sich zurückwünschen, und es ist in der That auch nicht zu läugnen, dass der Rost des Alterthums in *solchen* Stellen, nicht nur in Beziehung auf Sprache und dichterische Charakter-Eigenthümlichkeit, sondern selbst in Betracht der *Malerey des Ausdrucks* ein gewisses ganz individuelles Interesse hat.

Endlich sey es uns erlaubt, auch noch in Rücksicht des zu erwartenden *Registers* über die Anthologie einen Wunsch zu äussern, nämlich den: dass der Vf. darin, den *Namen* der Dichter, zugleich eine kurze Notiz von den *Ausgaben ihrer Werke*, die er bey seiner Sammlung benutzt hat, und die in derselben nirgend angezeigt sind, beyfügen möge.

Rec. hat alle diese Bemerkungen, die er hier, lediglich um seines lebhaften Interesses für den Gegenstand willen, gemacht hat, um so weniger zurückhalten wollen, als er die Hoffnung hegt, dass sie den Herausgeber und Verleger, bey der unverkennbaren Liebe beider zur Sache, vielleicht noch veranlassen möchten, mit ein paar Supplementbänden mehr, die *zwanzig* Theile der Anthologie voll zu machen, und dadurch diesem schönen *Nationalwerk* eine Vollendung

zu

zu geben, die jede ähnliche Sammlung schlechthin entbehrlich macht, wie es jetzt — z. B. gleich bey der folgenden, deren Beurtheilung wir hier mit anschliessen — doch wohl nicht ganz der Fall seyn kann.

Oldenburg, b. Schulze: *Blumen deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts*, gesammelt von *G. A. H. Gramberg*.

Auch unter dem Titel:

Kränze von *G. A. H. Gramberg*. — *Drittes* Bändchen. 1805. VI u. 244 S. 8.

Die beiden *ersten* Bändchen dieses Werkchens, welche *eigne* poetische Arbeiten des Vfs. enthalten, sind von einem andern Rec. in unsrer A. L. Z. (Jahrg. 1803. Nr. 199.) angezeigt worden. In diesem *dritten* hat Hr. *Gramberg* einen wirklich recht geschmackvoll gewählten Strauss von den Poesieen achtzehn altdeutscher Dichter: *Melissus*, *Wekherlin*, *Zinkgref*, *Opitz*, *Roberthin*, *Dach*, *von Logau*, *Albert*, *Homburg*, *Rist*, *Flemming*, *von Zesen*, *Tscherning*, *Schirmer*, *A. Gryph*, *Schwieger*, *Wasserhuhn*, und *von Abschatz*, zusammengebracht. Die darin enthaltenen Gedichte befinden sich nun zwar beynah sämmtlich, und mit noch *mehrern* dieser Sänger der Vorzeit, die hier *nicht* vorhanden sind, in der Matthisson'schen Anthologie. Aber Hr. *Gramberg* machte es sich bey ihrer Aufnahme, wie er in der Vorrede sagt, zum Gesetz, „*jede Modernisirung zu vermeiden*, um ihnen den reinen Charakter ihrer Individualität nicht zu entziehen," und dadurch unterscheidet sich dieser Abdruck von dem in der eben genannten Sammlung. Man vergleiche zum Beyspiel nur die ersten zwey Verse des, gar herzigen, *Liedes an die Liebste* von *Melissus* (S. 40.):

Morgens eh Tages Schein anbricht
Mit *purpurfarben* hellem Licht,
So glänzt herfür deines Mundes Röth;
Wie vor der Sonn *die Morgenröth*
Mit rosinfarben Wangen
Frisch, lustig klar aufgegangen.

Und wie *karfunkelnde* Gestirn
Dein' Aeuglein stehn an deiner Stirn;
Dein güldnes Haupt ist wohl formirt,
Wie's Himmels Runde schön geziert.
Vor deiner Aeuglein *Blitzen*
Feurflammen rausher sprützen.

Dafür lesen wir in der Veränderung bey Hn. *Matthisson* (Theil 18. S. 8.):

Früh, eh des Tages Schein anbricht
Mit purpurfar*big* hellem Licht,
Glänzt deines Mundes Röth hervor,
Wie vor der Sonn *am Himmelsthor*
Der Morgenröthe Wangen
In Liebreiz aufgegangen.

Wie *funkelndes* Gestirn *zu sehn*,
Im Antlitz dir die Aeuglein stehn;
Dein guldnes Haupt ist wohl formirt,
Schön wie des Himmels Rund geziert;
Aus deiner Aeuglein *Blicken*
Die lichten Flammen zücken.

Uebrigens sieht man, dass auch der Dichtercyklus *dieser* Sammlung keineswegs vollständig ist, sondern mit noch gar manchem wackern Poeten unsres Vaterlandes, der seiner Zeit und seinem Geiste nach zu demselben gehört, hätte vermehrt werden können. Wir muntern daher, im Fall unsre, in Hoffnung fernerer Supplemente zur *Matthisson*'schen Anthologie, geäusserten Wünsche, *Wünsche* bleiben sollten, Hn. *Gramberg* zu der Fortsetzung der seinigen von Herzen auf: denn, wie erfreulich sich auch von neuem unter uns der Sinn für unsre ältere Poesie belebt: so haben wir es doch in unserm Eifer für die Erhaltung ihrer Denkmäler noch lange nicht dem der Britten und Franzosen für die ihrigen, gleich gethan. Wann aber könnten diese Bestrebungen für den *Deutschen* belohnender seyn, als zu einer Zeit, wo ihm, einzig und allein, nur noch in seiner Sprache und Literatur, Nationalstolz erlaubt ist?

Regensburg, in d. Montag. u. Weiss. Buchh.: *Musenalmanach für das Jahr* 1807. Herausgeg. von *Leo* Freyherrn *von Seckendorf*. 12. (18 gr.)

Dieser Almanach erscheint das erste mal, und ist ausschliessend poetischen Aufsätzen gewidmet. Der Herausg. selbst hat die meisten Beyträge geliefert. Sie bestehen theils aus eignen Gedichten, theils aus Uebersetzungen. Die ersten sind grösstentheils aus sehr früher Periode, der Jahresüberschrift nach, Klopstockisirende Jünglingsversuche, die von Streben und Anlage zeugen, aber der Aufnahme des Mannes wenigstens nicht alle werth waren. Das neueste ist S. 98. *das Lied des Gefangenen*. Mehr Interesse haben die Verdeutschungen. Es sind Proben eines grössern Werkes, mit dem der Vf. schon längst sich beschäftigt: *Denkmale der Volkspoesie*, nach *Völkern und Zeiten* geordnet. Was hier mitgetheilt ist, sind theils altenglische, theils spanische Balladen und Romanzen; jene aus *Percy's* bekannter Sammlung, diese aus der *hist. de las Guerras civiles de Granada*, und aus dem Cid nach den Originalien in der *primera parte de las silvas de varios romanzes* (1530.), und den *Romanzes nuevamente sacados compuestos por Lorenzo de Sepulveda* (1551.). (Bekanntlich ist der Herdersche Cid frey nach dieser und ähnlichen Romanzen bearbeitet und zusammengestellt. Des Herausg. Zweck ging auf eine wortlich treue Bearbeitung.) Nur die Uebersetzungen aus dem Alt-Englischen konnte Rec. vergleichen, da ihm die Spanischen Sammlungen nicht zu Gebot standen. Allerdings verdienen diese originellen Wildlinge voll energischer Naivetät eine weitere Verpflanzung auf deutschem Boden, wie *Herder* und *Bothe* schon mit einigen glücklich versuchten. König *Arthurs* Tod, der neben dem *Aufstand im Norden* hier mitgetheilt ist, hat besonders durch seine romantische Tiefe am meisten Gehalt, und er ist dem deutschen Bearbeiter, der sich das innigste Anschmiegen an Ton und Form zum Gesetz machte, auch am besten gelungen. Nur glaubt Rec., der Vf. habe von der Licenz der Sprachwidrigkeit, oft vielleicht mehr

auch

auch aus Bequemlichkeit, zu viel Gebrauch gemacht, wenigstens mehr als Recht und Noth war. Denn so corrupt, als die deutsche Sprache hier erscheint, ist doch die alt-englische der Originale nicht. — An diese interessanten Bearbeitungen schliessen sich auf eine würdige Weise an die Bruchstücke aus dem Heldenbuch von *U. (L.)*, einem Nationalwerke der Deutschen, das, mit dem Liede der Niebelungen, in dessen Cyklus es gehört, auch von Seiten seines poetischen, nicht blofs literarischen, Werthes immer mehr bekannt zu seyn verdiente. Die Bearbeitnngen sind mit Geist verfertigt. Sie gehören einem jungen Dichter an, der sein schön aufblühendes Talent in eben diesem Almanache noch durch eine nicht unbeträchtliche Reihe eigener Compositionen bewährt, die von S. 144 — 178. zusammengedruckt sind. Wenn auch nicht alle gleichen Werth haben dürften, besonders auch von einer gewissen einseitigen Manier nicht frey sind: so tragen sie doch den Charakter zarter Innigkeit, und sind viel versprechende Blüthen eines wahrhaft poetischen Geistes. Von *Hölderlin* finden sich aus seiner früheren Periode ebenfalls einige glückliche poetische Erzeugnisse, unter denen Rec. besonders die *Wanderung* mit reinem Interesse gelesen hat, das nur durch eine Rücksicht getrübt wurde, die er hier nicht weiter andeuten will.

Die Legende von *Friedrich Schlegel*, *Sanct Reinholds Kapelle*, hat doch zu wenig innern Gehalt, und die gothische Form, in der die wenig bedeutsame Sage erzählt ist, ersetzt diesen Abgang schwerlich, wie z. B.: -

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen,
Beginnen die zu murren laut,
So sollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtsam ihn zu umklammern,
Bis endlich da er fällt zurück,
Schlagen sie ihn mit Hammern.

Unter den Liedern von *A.* werden am wenigsten die nicht einmal im Versbau schönen und sonst auch leeren Sonetten gefallen. Am besten sind wohl die *Geisterstimmen aus Ruinen* (S. 179.). Eben so gehören auch die Sonette nach Petrarka von dem verstorbenen *Gerstner* — einem übrigens wackern zu früh verblühten jungen Manne; nur mochte er wohl nicht Dichterberuf haben — nicht unter die gelungenern Nachbildungen dieses Dichters. Von *Siegfried Schmidt's* Gedichten nennen wir S. 95. *die belebte Natur.* Was der Vf. mit *den Jägern* will (S. 94.):

Es kochen die Füchse! die Dünste steigen,
Und wenn sie die Wipfel der Tannen erreichen,
So —
Füchse! Füchse! was kocht ihr! —

ist uns nicht recht klar. Solche phantastische Frazzen mag für Poesie halten, wer da will; Rec. erkennt sie nicht dafür. Von *Költes* zwey Beyträgen ist *des Büchlein Klage* (S. 97.) etwa der bessere. Wahres Gefühl athmen unter den Liedern von *K. (C.) der Morgen* (S. 139.), *Lied* (S. 142.), *Trost* (S. 143.). Weniger zufrieden ist Rec. mit den Erzählungen eben dieses Vfs. *der Schäferin Raub*, *die Pilgerin Klosterfräulein* u. s. w. im rauhen Tone der altdeutschen Balladen, der nicht eben immer die so *bequeme* incorrecte Manier durch Natürlichkeit vergütet, wie z. B.:

O Knapp, schönster Knappe,
Lass meine Reinheit stahn;
Dann sag' ich, wie *kein Schwerde*
Dich je verwunden kann.

Wenn man in der zweyten Zeile auch über das *stahn* hinwegsieht: so ist doch auch sonst der Ausdruck gewiss nicht natürlich. Ein junger Dichter sollte nicht mit Incorrectheit anfangen. Es ist der Weg zum Verderben in aller Kunst. Diess gilt auch von der Ballade eines andern Dichters (S. 181.) *die Lösung.* Noch findet man Gedichte unter dem Namen *Idoine* (S. 69.) und den Zeichen *T.* und *Z.* Die letzten bestehn aus Distichen, worunter eine ganze Reihe *Votivtafeln* überschrieben, unter denen, so wie auch unter den übrigen, manche sehr sinnreiche sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Erlangen*, b. Palm: *Christoph. Theoph. de Murr Adnotationes ad Bibliothecas Hallerianas, Botanicam, Anatomicam, Chirurgicam et Medicinae practicae*, cum variis ad scripta *Serveti* pertinentibus. 1805. 67 S. 4. (9 gr.) — Was ein fleissiger Literator ohne Sachkenntniss zur Bereicherung und Berichtigung jener unsterblichen Hallerschen Werke sammelt, das kann von nicht gar groser Bedeutung seyn. Hr. *von Murr* hat zwar Manches zusammengetragen; aber die wichtigsten Artikel sind oft ohne alle Zusätze geblieben. So *Theophrast* und *Plinius* in der bot. Bibl. Die spanische Uebersetzung von Nikander, von *Jaquin Esteve*, ist nicht in Prose, wie *Haller* sagt, sondern in Versen. Bey *Abu'l Kasem* führt Hr. *v. M* das Sterbejahr 950 an: es ist aber 1122. In den Zusätzen zur chir. Bibl. wird diess zwar widerrufen, aber eine neue unrichtige Jahrzahl 1101. angegeben. Das Jahr der Hedschra 500 ist ja = 1122. (*Casiri.*) - Ein Verzeichniss der Kämpferschen Handschriften im brittischen Museum, der Abbildungen von *Volkamer's* Hesperiden, welche die Erben noch besitzen. Briefe von *Loureiro* und *Eckret*, Nachrichten von *Lightfoot*, dem Vf. der schottischen Flor, das sind die Zusätze zur bot. Bibliothek, worunter uns der zuletzt angeführte am liebsten war. Zur anat. Bibl. kommen Bemerkungen über das chinesische naturhistorische Werk, dessen *Haller* erwähnt, über *Berengar von Carpi*, *Michael Serveto*, und ein Brief von *Petr. Camper*. Zur chirurg. Bibl. wird fast nichts Bedeutendes bemerkt. Von eben so geringem Belang sind die kleinen Notizen zur medicinisch-praktischen Bibliothek.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. April 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Brave: *Bibliotheek van theologische Letterkunde, inhoudende godgeleerde Verhandelingen, Beoordelingen van in- en uitlandsche godgeleerde Werken en algemeene Berichten. Tweede Deel.* 1804. 966 und XXXIV S. Register. *Derde Deel.* 964 u. XXXV S. Register. gr. 8.

Den *ersten* Jahrgang dieser theologischen Zeitschrift haben wir in der A. L. Z. 1805. Nr. 260. angezeigt. Diese *zwey* folgenden Jahrgänge, welche auch unter dem Titel: *Bibliotheek van theologische Letterkunde voor het Jaar* 1804. und 1805., jeder aus *sechs* Stücken bestehend, ausgegeben werden, haben dieselbe Einrichtung, die wir bey der Anzeige des *ersten* Jahrgangs bemerkt haben. In dem *zweyten* Jahrgang finden sich 83 Recensionen von neuen theologischen Schriften, die in Holland herausgekommen sind, unter welchen mehrere Uebersetzungen aus dem Deutschen sind; z. B. von *Ewald*, *Herder*, *Michaelis*, *Niemeyer*, *Nösselt*, *Reinhard*, *Rosenmüller*, *Salzmann*, *Schmid*. Von ausländischen Schriften sind 32 meistens nur kurz angezeigt. Der *dritte* Jahrgang enthält 52 Recensionen von holländischen Schriften und 16 ausländische. Unter den ersten trifft man wieder mehrere Uebersetzungen aus den Deutschen an, z. B. von *Gittermann*, *Geßner*, *Lavater*, *Niemeyer*, *Reinhard*, *Seiler* u. s. w. Verschiedene Recensionen sind sehr ausführlich. Auch holen die Vff. manche ältere Schriften noch nach. In dem *zweyten* Jahrgang findet sich diessmal nur eine einzige aus dem Deutschen übersetzte Abhandlung S. 645—676.: *J. J. Griesbach Verhandeling over de Zinnebeelden, ontleend van den Joodschen Godsdienst, welke de Schryver van den brief aan de Hebreen gebezigd heeft, om het ambt van den Messias te beschryven*, deren Inhalt wir als bekannt voraussetzen. Der *dritte* Jahrgang liefert dagegen drey originale Auffätze: 1) *Proeve van eene verklaring van Joan.* 1, 1—14. Eine lesenswerthe Abhandlung, die von unparteyischen Forschungsgeist zeugt. Der Vf. betrachtet diesen Abschnitt als eine vorangeschickte historische Einleitung oder Vorrede zu der folgenden Geschichtserzählung, damit die Leser daraus sehen möchten, welches die Hauptsache sey, die im Verfolg näher werde erklärt werden. Aus diesem Gesichtspunkt wird nun der Abschnitt näher erläutert. Es werden zwey historische Nachrichten hier unterschieden. Zuerst v. 1—5. wird etwas von dem Logos bemerkt. Der Vf. nimmt λογος in der Bedeutung *Vernunft*, *Verstand*, *Weisheit* wie es unter den Gelehrten zu Johannes Zeiten gebraucht wurde. Der Evangelist bemerkt also, dass von Anfang an eine Vernunft, eine Weisheit, ein Verstand da war, der bey Gott seinen Sitz hatte und Gott selbst war. Es war also von Ewigkeit etwas, nämlich eine vernünftige, weise, freymächtige, lebende, wirksame Gottheit: denn ohne diese hätte nie etwas werden können. Da aber nun die Vernunft bey Gott war, so wurden durch dieselbe oder durch Gott alle Dinge mit Weisheit gemacht. Dabey war auch Leben und Wirksamkeit, die den Menschen Licht und Unterricht verschafte, ob gleich die verdüsterten Menschen dieses wenig oder gar nicht begriffen. Hierauf geht nun der Evangelist v. 6—14. zur zweyten Nachricht über. Er erzählt, dass unlängst ein Gesandter Gottes, Namens Johannes gekommen sey, um von dem neuen göttlichen Licht unter den verfinsterten Menschen zu zeugen. Er sey zwar das Licht selbst nicht gewesen, sondern nur dessswegen erschienen, um von dem Licht zu zeugen, damit die verfinsterten Menschen es nicht wieder verkennen, sondern glauben möchten. Das wahre Licht war vielmehr dasjenige, welches, da es in die Welt kam, die Erleuchtung der ganzen Welt zu bewirken suchte. Dieses Licht, das sich in einer gewissen Person zeigte, war nun wohl in der Welt, die durch die erleuchtende Gottheit gemacht war, aber doch kannte es die Welt noch nicht, es zeigte sich deutlicher den Seinigen, aber diese nahmen im allgemeinen diese Person nicht an. Diejenigen, die es aber thaten und daran glaubten, erhielten den Vortheil, dass sie Kinder Gottes wurden, ohne dass das Geburtsrecht in Betracht kam. Doch ist es Gott allein, dem man diese Kindschaft, diese neue Geburt zu verdanken hat. Um dieses alles nun noch näher zu erklären, da die bisherige Erzählung noch unverständlich ist, wird nun im 14 v. noch hinzugesetzt: *denn die Vernunft ist Fleisch geworden*, oder *die Vernunft ist nämlich Fleisch geworden*; και wird hier in der Bedeutung *denn* oder *nämlich* genommen, und das Ganze beziehet sich auf die beiden historischen Nachrichten, die vorher bemerkt sind. Die Vernunft, der Verstand, die Weisheit Gottes, die Gott selbst war, worin Leben, Kraft und Wirksamkeit war, die den Menschen Licht und Unterricht ertheilte, die also auch nach der zweyten Erzählung, das Licht war, welches die Welt erleuchtete; diese Vernunft, dieses Licht (beides ist nämlich dasselbe) ist Fleisch geworden, die erleuchtende Vernunft und Weisheit Gottes hat sich mit einem Menschen vereinigt und darin offenbart. In dem Verfolg nimmt der Vf. εσκηνωσεν im unbestimmten Sinne, und versteht den Ausdruck nicht bloss von der bleiben-

den Wohnung, die mit der Menschwerdung der göttlichen Vernunft anfing, sondern von der stets noch fortgesetzten Wohnung dieses Lichts unter den Menschen.. Der Sinn des Ganzen wird also bestimmt: die göttliche Vernunft hat dadurch, dass sie sich mit einem Menschen vereinigt hat, ihre Wohnung unter den Menschen aufgeschlagen, und fliesst von lauter Gnade über; sie lehrt die wesentlichsten Wahrheiten auf das allerreinste, und setzt alle nöthige Dinge, Zusagen, Pflichten, Wahrheiten in das hellste Licht, im Gegensatz gegen das mosaische Gesetz v. 17. Auch das folgende και εθεασαμεθα wird in der unbestimmten Zeit genommen. Der Vf. sagt: ob gleich Johannes mit diesen Worten auf die Verherrlichung Jesu auf dem Berg gezielt haben mag, so drückt er sich doch so aus, dass dabey die Herrlichkeit nicht ausgeschlossen wird, welche noch in der im Fleisch geoffenbarten göttlichen Vernunft anschaulich war. Nachdem nun der Vf. die ersten 14 Verse auf diese Weise als allgemeine Einleitung zum folgenden nach dem buchstäblichen Sinne näher entwickelt hat, beantwortet er noch die Fragen: Woher ist dieser Stil, der sich so sehr von dem planen und einfachen Stil, in dem Verfolg von v. 15. an unterscheidet, entlehnt oder entstanden, und welches ist wohl der Grund, dass der Evangelist diesen Stil in der Vorrede gebraucht? In Ansehung des ersten wird bemerkt, dass diese Art sich auszudrükken mit dem Sprachgebrauch in den Sprüchwörtern und den apokryptischen Büchern übereinstimme, und dass dieser von unserer Art zu denken und zu sprechen abweichende Stil zu der Zeit Johannes gebräuchlich und verständlich gewesen sey. Johannes scheint dem Vf. sogar absichtlich die Vorrede in diesem Stil geschrieben zu haben. Der Evangelist hatte Gelegenheit gehabt, bey seinem Aufenthalt in Judäa, auf Patmos und in Asien die philosophischen Begriffe seiner Zeitgenossen kennen zu lernen. Er wollte ihnen also zeigen, was eigentlich Wahrheit in diesem Begriffe sey, und wie man in einem guten Sinn auf diese Weise sprechen könne. Ja dass selbst die Erscheinung Jesu in der Welt und der Hauptinhalt seiner Lehre, dazu gedient habe und noch diene, um diese hohen, unsinnlichen Dinge in ein helleres Licht zu setzen, als irgend von jemand vorher geschehen sey. 2) *Proeve eener verklaring van Jesaj. 52, 13—15. en 53.* S. 485—531. Auch dieser Versuch enthält mehrere eigenthümliche Bemerkungen, ob gleich die Erklärung, die der Vf. im Ganzen befolgt, bekannt genug ist. Nachdem er aus dem Zusammenhang gezeigt hat, dass die Erniedrigung und Erhöhung Zions und Jerusalems, wovon in dem vorhergehenden geredet wurde, den prophetischen Dichter veranlasste, auch an die Erniedrigung und Erhöhung derjenigen Person zu denken, die Gott als seinen Knecht, zum König über sein Reich dereinst anstellen und erheben würde, sucht er aus dieser Verbindung darzuthun, dass schon dieser Uebergang von dem Reiche Gottes zu dem König desselben auf den Messias hinleite und also hier eine Weissagung von Jesus Christus zu finden sey. Der Vf. giebt zuerst eine Uebersetzung der ganzen Stelle, wobey er zugleich die verschiednen Abschnitte und den Inhalt derselben am Rande bemerkt. Er erinnert dabey, dass dieses Orakel für die Zeitgenossen des Jesaias ganz natürlich räthselhaft seyn und erst durch Geschichte aufgeklärt werden musste. Was man davon von der wirklichen Erfüllung habe verstehen können, könne man allenfalls aus Luk. 2, 34. 35. sehen. Nach der Geschichte wurden aber alle diese Räthsel in Jesus Christus vollkommen aufgelöst. Der Vf. sucht dieses nun in dem Verfolg näher zu zeigen. v. 4. wird von den Heilungen Jesu erklärt, wie Matth. 8, 17., die *Michaelische* Erklärung wird mit Recht bestritten. Allerdings weicht man von dem hebräischen Sprachgebrauch ab, wenn man hier eine Beschreibung von den Sünden und ihren Strafen sucht. Bey v. 5. wird bemerkt, dass das Wort מוסר den Begriff einer richterlichen That oder Strafe nirgends ausdrücke, sondern bloss Züchtigung bedeute. *De tugtiging onzes vredes is op hem* heisse daher so viel: die Züchtigung dient zu unserm Heil, zu unserm Besten. חבורה im Singular weiss der Vf. nicht besser als durch *bestrieming* auszudrücken; *door zyne bestrieming wordt hy genezing voor ons.* v. 6. wird als eine treffende Schilderung von dem sittlichen und gottesdienstlichen Zustand der jüdischen Nation und von dem Aufruhr der Juden gegen Jesum betrachtet. Der Vf. übersetzt:

Onze gansche menigte is gelyk de schaapskudde,
Wy dwalen een jeder naar den weg onzer aangezigten;
En Jehova doet op hem aanloopen
De verkeerdheid onzer gansche menigte

Das letzte wird also erklärt: Gott liess es nach dem Weg seiner Vorsehung zu, dass alle die irrigen und von einander abweichenden Parteyen der Juden sich gegen Jesus vereinigten. v. 7. wird übersetzt: *De Eisch wordt gedaan, en hy, hy wordt verdrukt* und auf die Forderung der Juden Jesum zu kreuzigen und die vergeblichen Bemühungen des Pilatus gedeutet. Rec. darf dem Vf. nicht weiter in seiner Entwickelung dieses Orakels folgen. Diess wenige wird auch schon hinreichend seyn, den Gang des Vfs. zu charakterisiren. 3) *F. V. Reinhard verhandeling over de voorzeggingen, welke Christus, terwyl hy op deze aarde verkeerde, aangaande zyne Opstanding gedaan heft.* Von dem Inhalt dieser Abhandlung braucht Rec. nichts zu sagen, da das Programm den deutschen Gelehrten schon lange bekannt ist.

Die jedem Stück angehängten Berichte enthalten manche interessante Nachrichten. Im *zweyten* Stück des *zweyten* Jahrgangs findet man eine ausführlichere Nachricht von den *weitern Bemühungen der Niederländischen Missionsgesellschaft* zur Verbreitung des Christenthums besonders unter den Heiden. *Kicherer*, der mit *Scholz* aus Afrika zurück gekommen ist, hatte doch 6 bis 700 Hottentotten an dem Zak-rivier schon dahin gebracht, dass sie sich den Ackerbau angelegen seyn liessen. In der Kirche, die er eingerichtet hatte, wurde Sonntags dreymal Gottesdienst gehalten. Die Gemeinde bestand aus 83 Getauften, und in der Schule wurden täglich etwa 100 Kinder im Lesen und Schreiben

ben unterrichtet. An dem Orangeflufs ist bereits eine Gemeinde von 800, bey welcher Cramer und Anderson arbeiten. Der Missionar Kok ist noch sieben Tagereisen weiter gesandt, er arbeitet an dem Kroemansrivier, wo selbst der König eines grofsen Volks dem Missionsgeschäfte günstig ist; van der Kemp hat seinen Aufenthalt zu Bethelsdorf an dem kleinen Zwartkopsrivier u. s. w. Von der *Bildungsanstalt der vereinigten Gemeinde der Taufgesinnten zu Amsterdam* wird im *dritten* Stück Nachricht gegeben. Der Prof. *Hesselink* hält hier den Studierenden Vorlesungen, wovon acht Jünglinge jährlich eine Unterstützung von 450 Gulden geniefsen. In dem *fünften* Stück wird eine Uebersicht von den *Collegien der Jesuiten in Rufsland* und den darin befindlichen Ordensgliedern gegeben. Nach einer andern Nachricht hat das *Missionsgeschäft in Bengalen* einen guten Fortgang. Die Exemplarien des N. T. in bengalischer Sprache waren bereits alle ausgetheilt, und man beschäftigte sich schon mit einer neuen verbesserten Ausgabe. Auch sind verschiedene kleine Stücke in die Hindostanische Sprache übersetzt, um sie in den westlichen Provinzen zu vertheilen. In dem *sechsten* Stück findet man den Bericht und Entwurf eines Beschlusses des Staatsraths wegen der Geistlichen in Frankreich unter dem Namen Väter des Glaubens, und der Gesellschaften unter dem Namen das geheiligte Herz von Portalis. Aus dem *dritten* Jahrgang bemerken wir nur folgendes: In dem *ersten* Stück steht eine Nachricht von dem Zustand der theologischen Studien auf der Universität Harderwyk, und der schlechten Beschaffenheit der Gemeinden in dieser Gegend. Im *zweyten* Stück wird aus einem Brief von 1802. eine Nachricht von dem traurigen Zustand und den Bedrückungen der Protestanten in Ungern gegeben. Im *dritten* Stück wird von den Veränderungen auf der Universität zu Harderwyk und den theologischen Vorlesungen daselbst Bericht erstattet. In dem *vierten* und folgenden Stücken wird etwas, was auf der *Synode zu Gröningen* 1805. vorgefallen ist, erzählt. Die Klasse von de Marne schlug eine Verbesserung der Liturgie vor, um die Taufhandlung feyerlicher zu machen, der weltliche Commissarius fand es aber bedenklich und unterdrückte den Vorschlag. Das *fünfte* Stück giebt Nachricht von dem besondern Gottesdienst, den man für die Armen zu Rotterdam und York eingerichtet hat. In dem *sechsten* Stück wird von dem Zustand des öffentlichen Gottesdienstes in Frankreich etwas bemerkt, desgleichen über die Einrichtung des theologischen Studiums zu Leyden.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Reden bey der Einführung des neuen Gesangbuches in den protestantischen Gemeinen zu Stollberg bey Aachen gehalten*, nebst einer kurzen Reformationsgeschichte beider Gemeinen, 1804. 115 S. gr. 8. (10 gr.)

Es gewährt dem durch die Gegenwart beunruhigten Gemüthe eine wohlthätige Erquickung, wenn es sich bisweilen den stillen religiösen Betrachtungen überlässt, und vergleichende Blicke auf die Vergangenheit und Gegenwart wirft. Vorliegende Blätter — zwey Reden und eine kurze Reformationsgeschichte — sind nicht ungeschickt, diesen doppelten Zweck zu befördern. Hr. *Hein. Sim. van Alpen* sucht in einer Predigt über Kol. 3, 16. *den wahren Werth und die rechte Beschaffenheit des öffentlichen Kirchengesanges zu zeigen*. Die Veranlassung gab ihm die Einführung des neuen gemeinschaftlichen Gesangbuchs in der Kirche auf Finkenberg in Stollberg bey Aachen, am 20 Febr. 1803. Diese Predigt sagt in einer würdigen Sprache viel Beherzigungswerthes. S. 4. werden die Vorwürfe berührt, die man vielen unsrer ältern Kirchenlieder mache. Rec. findet sie zum Theil gegründet; bekennt aber auch, dass vielen unsrer neuen oder verbesserten Lieder eben so viel an Kraft und Salbung abgehe, als man ihnen an geläuterten theologischen und moralischen Begriffen zu geben gesucht hat. Eben so verfallen aber auch viele unsrer neuesten Kunstjünger und Kunstrichter in den entgegengesetzten Fehler, und finden nur das Veraltete, Holperichte — wenn es einen Anstrich von mystischer Salbung hat — vortrefflich. Einige für köstlich ausgegebene geschmacklose alte und wieder aufgewärmte Lieder bestätigen diefs hinlänglich. Was S. 7. behauptet wird: „dass gerade der *protestantische* Gottesdienst *am meisten in Verfall* gerathe," das möchten wir nicht so allgemein hin zugeben. Freylich der *Gottesdienst* wird bisweilen vernachlässigt; bey den Katholiken wird für die Aufrechthaltung dieses *Dienstes* vielleicht mehr gesorgt; aber dass unter den Katholiken, die schon zufrieden sind, wenn sie eine Messe angehört haben, mehr wahre *Gottesverehrung*, als unter den Protestanten statt finde, — wer könnte diefs behaupten? Auch der Rec. hat oft, wenn er bedachte, „dass in ganz Frankreich und Holland blofs die *Psalmen* gesungen werden, welche, wenn man einige erhabene Gedanken ausnimmt, fast keine einzige christliche Wahrheit enthalten, sondern lauter Fluchpsalmen sind," (S. 24.) mit freudigem Dank an sein deutsches Vaterland gedacht, das so manchen herrlichen Liederdichter weckte, der religiöse Gefühle zu entflammen wufste. Dass jedoch unsere Kirchengesänge eine poëtische Sprache haben müssen, dass sie den Singenden zu sich erheben, sich aber nicht zur Alltags-Verständlichkeit herab lassen müssen, das hätte von dem Vf. noch bemerkt werden sollen. In der *zweyten* Predigt über Ps. 96, 1. zeigt Hr. *Joh. Reisig* die *Verbindlichkeit rechtschaffener Christen, die Gelegenheiten zum Gebrauche und zur Einführung neuer guter Religionsgesänge zu ergreifen und zu benutzen*. Diese Predigt wurde bey der Einführung des neuen gemeinschaftlichen Gesangbuches in der Kirche auf Kreuzberg in Stollberg bey Aachen am 27. Febr. 1803. gehalten. Der historische Rückblick auf die Liederdichter der Vorzeit in dem Eingange thut eine gute Wirkung; überhaupt aber haben wir auch diese Predigt ihres Gegenstandes würdig gefunden, und mit Theilnahme gelesen. Statt des in dieser und der vorigen Predigt öfter vorkommenden Ausdrucks *Protestanten*

stanten würden wir lieber *Evangelische* gesagt haben. Doch wollen wir nicht über Worte mit den beiden wackern Vffn. streiten.

Auf diese Predigten folgt III. eine *kurze Reformationsgeschichte der beiden protestantischen Gemeinen in Stollberg bey Aachen*, von Hn. *S. van Alpen*. Eine schätzbare Beygabe zu diesen Predigten. Mit inniger Freude sieht man, wie die gereinigte Lehre siegt über die Gewalt des Aberglaubens und Fanatismus. Mehrere charakteristische Züge aus dem Jahrhunderte der Reformation beleben diese einfache Darstellung. Auffallend aber war es uns zu lesen, dass die, dem verdienstvollen evangelischen Bürgermeister *Joh. Kalkberner* im J. 1616. zu Aachen errichtete Schandsäule, zur Schande der Stadt Aachen, noch in den neuesten Zeiten stehen konnte, und *zweymal* von den Franzosen, das erstemal unter *Dümourier*, und das zweytemal, als sie von neuem gesiegt hatten, niedergerissen werden musste. Auf diese Geschichte folgt S. 84 f. die Reihe der *evangelisch lutherischen* Prediger zu Stollberg, von *Johannes Guldenus*, aus Ziegenhain in Hessen, an, bis zu dem jetzigen verdienten Prediger *Joh. Reisig*, aus Amsterdam. S. 90. folgen die *evangelisch reformirten* Prediger von *Wilhelm Cappel* an bis auf den Vf. dieses Aufsatzes, Hn. *v. Alpen*, welcher im J. 1799. seine Antrittspredigt hielt. Mögen sich die evangelischen Kirchen noch lange ihrer Blüthe erfreuen, und keine Macht ihnen ihr durch Mühe, Schweiss und blutige Kämpfe errungenes Kleinod — das Kleinod der Gewissensfreyheit — entreissen!

LEIPZIG, b. Feind: *Baruch; oder über die Doxologieen der Schrift.* Von *Johann Friedrich Haberfeldt*, zeitherigem Pastor zu Neukirch im Meissnischen, zukünftigem Superint. zu Eckartsberga. 1806. X u. 205 S. 8. (18 gr.)

Hr. *H.*, der sich schon durch die Fortsetzung einer von *Nitsch* angefangenen Arbeit: *Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer. Dritter* Th. Leipzig 1800. bekannt gemacht hatte, tritt, so viel Rec. weiss, hier zum erstenmal als Schriftsteller im theologischen Fach auf. Sein Versuch, den er, laut der Dedication an seine Gönner im Oberconsistorio in Dresden, zur Probe seiner erworbenen Kenntnisse und zum Beweis seiner Dankbarkeit, öffentlich bekannt machte, ist auch nicht übel gerathen, und läfst erwarten, dass der Vf. bey fortgesetztem Fleiss und Nachdenken auch etwas zu liefern im Stande seyn werde, das der Aufmerksamkeit der gelehrten Theologen in einem vorzüglicheren Grade werth seyn dürfte, als die gegenwärtige kleine Schrift, die noch zu sehr das Ansehen einer Probeschrift an sich trägt. Dass Hr. *H.* über seinen Gegenstand viel gelesen habe, beweiset jede Seite dieses Versuchs. Obgleich aber der Hauptinhalt desselben nur für das Resultat einer sorgfältigen Lectüre gehalten werden kann und eigentlich nichts enthält, was dem Sachkundigen einigermasen neu seyn könnte: so hat er doch die vorhandenen Materialien so verarbeitet, dass sie nicht als eine blosse Compilation erscheinen. Unter folgenden Rubriken hat Hr. *H.* das Ganze abgehandelt: I. Ursprung der Doxologie. II. Weitere Ausbildung der Doxologie nach David's Zeiten. III. Gebrauch der Doxologie in den Synagogen. IV. Christliche Doxologieen.

Der ausführlichste Theil ist die Abhandlung Nr. III.: Gebrauch der Doxologie in den Synagogen S. 58 — 121. Der Vf. fühlte selbst, dass diese Abhandlung eigentlich nicht hieher gehöre; er fügte sie aber bey, um einen schicklichen Uebergang vom alten zum neuen Testamente zu haben. Dazu hätte es aber keiner solchen unverhältnissmässigen Weitläuftigkeit bedurft. Es war genug, wenn einige der am meisten charakteristischen Formeln ausgehoben und kräftig, wie sie selbst sind, übersetzt wurden. Die hier mitgetheilten Uebersetzungen und die wenigen beygefügten Anmerkungen beweisen aber, dass das orientalische Studium des Vfs. Stärke nicht sey. Ueberhaupt würde er, bey grösserer Bekanntschaft mit dem orientalisch-hellenistischen Sprachgebrauch manche Stelle anders erklärt haben. Der Versuch (S. 21.), die den Psalmen, womit sich ein Buch schliesst, angehängten Doxologieen so zu erklären, dass sie mit dem Sinn der Psalmen selbst in Verbindung gesetzt werden können, läuft im Grunde doch nur auf eine Spielerey hinaus und bringt den Exegeten um nichts weiter.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

MAGDEBURG, b. Keil: *Predigtentwürfe über freygewählte Texte.* Ein *homiletisches Handbuch* nach den Bedürfnissen unserer Zeit, von *B. S. Walther*, erstem Prediger an der Johannis-Kirche in Dessau. 1804. XII u. 548 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Man findet in dieser Sammlung zwar keine neuen, oder überraschenden Hauptsätze; aber auch die bekanntern, z. B. *von der Friedfertigkeit; von der Standhaftigkeit im Vertrauen auf Gott; von der Schadenfreude; von dem Laster des Geizes; warum wir auch allen bösen Schein meiden müssen*, werden durch die Ansicht die ihnen der Vf. giebt, zum Werthe des Neuen erhoben. Vorzüglich ist ihm gelungen, was er in der Vorrede als seinen Hauptzweck bey diesen Entwürfen erklärt. „Es war mein angelegentliches Bestreben, *lichtvolle, richtige* und überhaupt mit den *erforderlichen Eigenschaften versehene* Dispositionen zu liefern. An Licht darf es in einem Predigtentwurfe nicht fehlen. Es muss auch, wenn gleich in demselben kein Feuer zu seyn braucht, sich doch *Wärmestoff*, der bey der gehörigen Ausführung, Wärme und Feuer geben kann, darin befinden." Wir haben diess in allen Dispositionen dieser Sammlung mit Vergnügen gefunden. Auch hat der Vf. dadurch, dass er nicht die *ganz* tabellarische Form, bey welcher *alle* Sätze durch verschiedene Zahlen und Buchstaben von einander unterschieden werden, sondern eine lebendigere Form wählte, Steifheit und Trockenheit vermieden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. April 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. Allart: *Pharmacopoea Batava.* 302 S. gr. 8. Vorrede, Conspectus u. Register noch 104 S. (3 Guld. 9 Stüb.)

Der Name der Männer: *Brugmanns*, *Driessen*, *Vrolik*, *Deimann* und *Ten Haaff*, welchen die Ausarbeitung einer Batavischen Pharmacopöe übertragen war; die Theilnahme, womit selbst die Regierung diess medicinal-polizeyliche Geschäft behandelte und die öffentliche Bekanntmachung der bey derselben darüber gepflogenen Verhandlungen; der alte und einigermaßen brittische Geist, der vielleicht in den Aerzten und im Arzneywesen Hollands noch wehte und der neue Bataviens, der sich vielleicht dem Genius des französischen Arztthums anschmiegte, alles diess machte, dass die Erscheinung derselben mit Sehnsucht erwartet wurde. Die von den Vffn. (den 1800. während der Ausarbeitung derselben gestorbenen *Ten Haaff* ausgenommen) unterzeichnete Vorrede erzählt die Veranlassung und die Geschichte dieses Werks und erklärt die bey der Abfassung derselben befolgten Grundsätze. Der verdienstvolle Arzt *van Heekeren* veranlasste den Minister des öffentlichen Unterrichts, *van Kooten*, in dessen Ministerium er als Secretär angestellt war, bey dem damaligen Gouvernement auf die Einführung eines allgemeinen Apothekerbuchs anzutragen, und zufolge dieses Antrags erhielten die oben genannten Aerzte, im Anfang des Jahrs 1799., zur Abfassung eines solchen Werks den Auftrag; im Februar 1803. überreichten sie ihre vollendete Arbeit der Behörde, und endlich am 25. Februar des Jahrs 1805. erschien die am Ende der Pharmacopoe beygedruckte Bekanntmachung des Staats-Bewind, zufolge welcher das Werk gedruckt und gesetzlich eingeführt werden, von demselben zwey Ausgaben, eine in gross Quart auf Royal-Schreibpapier mit breiten Rändern für die Apotheken, und die andere in gross Octav (die vorliegende) aufgelegt und eine Uebersetzung desselben in die Landessprache besorgt werden soll. In Rücksicht der Auswahl der Arzneymittel sagen die Vff. in der Vorrede, dass sie alle diejenigen aufgenommen, welche durch einen langen Gebrauch allgemein gebilligt worden; bey der Auswahl unter den übrigen hätten sie nicht eine zu strenge Censur beobachten, sondern lieber der Gewohnheit, der Achtung, die viele noch für die Vorschriften der ältern Aerzte hegen, und der Meinung berühmter Praktiker, ob sie gleich auf Vorurtheilen zu beruhen schienen, etwas nachgeben wollen: denn hier wirke eine genaue Erfahrung und vernünftige Beurtheilung mehr als Gesetz. Und wenn die Praktiker noch einige Arzneymittel vermissen sollten: so seyen die Apotheker verbunden, sie anzuschaffen; die in der Pharmacopöe aufgenommenen müssten aber in jeder Apotheke der grössern Städte vorräthig seyn. Für die Apotheken kleiner Städte und auf dem Lande haben die Vff. wieder eine Auswahl gemacht und diejenigen Arzneymittel, welche in diesen gesetzmässig vorräthig gehalten werden sollen, durch cursiven Druck und Vorsetzung des Zeichens † bestimmt. Von den Bereitungsarten der chemischen und zusammengesetzten Arzneymittel wurde diejenige Vorschrift gewählt, nach welcher das Mittel, von verschiedenen Personen und zu verschiedener Zeit bereitet, sowohl in Rücksicht seiner Eigenschaften als seiner Wirksamkeit immer gleich ausfiel, und die sich durch Einfachheit, Leichtigkeit und womöglich auch Wohlfeilheit empfahl. Die Vff. versichern, alle von den Schriftstellern vorgeschlagenen Bereitungsarten, so viel sie gekonnt, nicht bloss theoretisch, sondern auch praktisch geprüft und sich nicht einmal bey dieser chemischen Prüfung beruhigt, sondern die Wirksamkeit und Vorzüge derselben auch am Krankenbette untersucht zu haben. Daher, dass sie viele von verschiedenen Chemikern vorgeschlagene und in die Dispensatorien anderer Länder auch aufgenommene Bereitungsarten nicht benutzten, weil (nach ihrer Ansicht) die Erfahrung der Aerzte und der Wundärzte nicht für sie sprach. Die chemische Reinheit und die den geläutertesten chemischen Gesetzen angemessene Bereitungsart der Arzneymittel halte mit der ärztlichen Kraft derselben nicht immer gleichen Schritt. Oft liege in Etwas, das bey der Bereitung eines Arzneymittels unbedeutend scheint, ja selbst eben in einer den chemischen Grundsätzen nicht angemessenen Bereitungsart der Grund von der ärztlichen Heilsamkeit des Mittels. Aus diesen Ursachen haben die Vff. auch wenig auf die äusserliche Feinheit, schöne und genaue Krystallisation, Farbe u. dgl. (*quibus imbecilli animi delectantur??*) gesehen, wenn sie den mindesten Verdacht hatten, das Mittel könne dadurch an seiner Wirksamkeit verlieren. Zwar hat auch Rec. die Erfahrung mehrmals gemacht, dass ein Mittel nach neuer echt chemischer Bereitungsart ihm das nicht mehr leistete, was es ihm nach der alten unchemischen geleistet hatte; z. B. das versüsste Quecksilber, der weisse Quecksilberniederschlag; die *Pharm. batava* scheint ihm hierin aber zu weit zu gehen; wenigstens verdienen alsdann solche, nach der jetzigen Chemie fehlerhaft bereitete Mittel keinen neuchemischen Namen, denn es ist ihnen dann insge-

mein noch Etwas beygemischt, was dieser nicht bezeichnet. Leider haben die Vff. ihre *Pharmacopöe* grösstentheils wieder mit einer neuen Terminologie ausgesteuert; die, wenn sie auch der neuern Chemie höchst angemessen, deutlich und kurz ist, doch immer den Fehler hat, dass durch sie die chemisch-pharmaceutische Nomenclatur von neuem angeschwellt wird, so dass sie endlich das menschliche Gedächtniss überschwemmen und der Sprache der Chinesen gleich werden muss. Gut noch, dass zur Verhütung der Verwechselung jedesmal auch der bisher in den niederländischen Apotheken gebräuchlichste lateinische Trivialname hinzugesetzt und auch die Benennungen des Mittels in der *Edinburger*, *Londner*, *Amsterdammer* und in der *Preussischen* Pharmacopöe hinzugefügt worden. Besonders haben die Vff. bey ihrer Umbildung der Nomenclatur der metallischen Mittel den Grad der Oxydation auszudrücken gesucht; insgemein geschah diess auch in der *Pharm. borussica*, nur in einer andern Wortfügung, die aber, da sie einmal da war, ganz gut auch in der *Pharm. batava* hätte beybehalten werden können, wenn die Vf. dem Vergnügen hätten entsagen wollen, neue Namen einzuführen: denn welchen wichtigen Vorzug hat denn die batavische Benennung *Oxydum hydrargyri nitratum* und *Oxydulum hydrargyri Hahnem.* vor der preussischen *hydrargyrum oxydatum rubrum* und *hydrargyrum oxydulatum nigrum?* Wenn bey pharmaceutischen Mittelsalzen das eine ein Oxyd und das andere ein Oxydulat enthält, so zeigt der batavische Name zur Unterscheidung des verschiedenen Oxydationsgrads nur das *Oxydulat* an, und lässt bey dem andern das Wort: *Oxydum* weg: so heisst z. B. das versüsste Quecksilber: *Murias hydrargyri oxydulati*, der Quecksilbersublimat aber nur *Murias hydrargyri*. Ist von einem oxydirten Metall nur ein einziges Präparat in die *Pharm. bat.* aufgenommen: so haben die Vff. das Wort, das den Oxydationsgrad bezeichnet, immer weggelassen. Die Vff. brachten also der Kürze die Gleichförmigkeit ihrer Terminologie zum Opfer, gaben dadurch zugleich den Hauptzweck der neuchemischen Terminologie, dass man aus dem Namen sogleich die Bestandtheile des Compositums ersehen könne, auf, und setzten ihre Terminologie einer steten Veränderlichkeit aus; weil, wenn z. B. in Zukunft ein Arzneymittel gebräuchlich wird, das oxydirtes Eisen enthält, der Eisenvitriol seinen jetzigen Namen *sulphur ferri* in *sulphur ferri oxyduli* verändern muss. Neutralsalzen, die einen Ueberschuss an Säure haben, setzen sie das Wort *acidulum*, und wenn das Kali überschiesst, das Wort *alcalinum* bey, welches Wort sie auch zur Unterscheidung der ungesättigten kohlensauren Salze brauchen, z. B. *tartris potassae acidula*, *boras sodae alcalinum*, *carbonas potassae alcalinum.* Die grammatische Verbesserung, womit die Vff. ihre Terminologie, nach dem Genius der Sprachen, woraus die Wörter herstammen, ausgezeichnet haben, ist dankenswerth und verdient Nachfolge: die mit der Endigung *as* gebildete Termen brauchen sie im Neutrum, die mit *is* im Fömininum und das Wort *Alkohol* im Masculinum. Der nach der Vorrede auf 50 Seiten folgende *Conspectus* scheint dem Rec. überflüssig zu seyn, es ist weiter nichts als ein chemisch-systematisches Verzeichniss aller in die *Pharmacopöe* aufgenommenen Mittel, wo der alte Name dem neuen gegenüber steht. Die *Einleitung (prooemium)* giebt erst das gewöhnliche Apothekergewicht und unter der Ueberschrift: *Pondera nova*, das neue im französischen Stil an, und erklärt das Verhältniss beider gegen einander, das durch eine dem Werk selbst angehängte Tabelle noch allgemeiner und deutlicher bestimmt wird. Da die Vff. sehr oft die specifische Schwere des Weingeists bey den pharmaceutischen Processen bestimmt haben: so enthält die Einleitung auch eine Beschreibung der Natur, der Verfertigungsart und des Gebrauchs eines gesetzlichen *Araeometers*, dessen Verhältniss zu einem im Jahr 1792. von den Inspectoren des damaligen Amsterdamer Collegium medicum eingeführten und zu dem *Beaume'schen* Araeometer auf einer dem Werk angehängten Tabelle, neben welcher auch die Instrumente selbst abgebildet sind, angegeben wird. Der Terminus *Hygrometer*, dessen sich die Vff. als synonym mit Araeometer bedienen, wird eigentlich vorzüglich nur zur Benennung der Luftfeuchtigkeitsmesser gebraucht, öfter hat aber Rec. das Wort: *Hydrometer*, von welchem hier aber gar kein Gebrauch gemacht worden ist, zur Bezeichnung der eigentlichen Araeometer gefunden. Die Einleitung schliesst sich mit einem Verzeichniss der *Reagentien*, welche in den Apotheken bereitet werden sollen; zwar werden die Substanzen, auf welche sie reagiren, angeführt, aber weder die genaue Bereitungsart noch die Reactionsweise derselben ist angegeben. Die Pharmacopöe selbst ist in *drey* Abschnitte getheilt: der *erste* enthält die sogenannte *Materia pharmaceutica*, oder die rohen und auch die zubereiteten Mittel, welche der Apotheker nicht selbst bereitet. Die Vff. versichern, einem jeden Mittel eine Beschreibung beygefügt zu haben, die hinreiche, die Echtheit derselben zu beurtheilen und sie von verfälschten zu unterscheiden. Zwar mögen diese Beschreibungen meistentheils reichhaltiger als in der *Pharm. borussica* seyn; aber vollständig und hinreichend scheinen sie Rec. für ihren Zweck noch lange nicht, sie setzen grösstentheils in den Hülfswissenschaften sehr bewanderte Apotheker voraus und diese sind in der batavischen Republik doch gewiss so selten als in Deutschland; und wären es alle Apotheker, so würden diese Beschreibungen in den Dispensatorien überflüssig seyn. Rec. dünkt es am rathsamsten, entweder gar keine Kennzeichen der Echtheit und der Verfälschungen in die Pharmacopöen aufzunehmen und die Apotheker dafür verantwortlich zu machen, wenn sie sich dieselben nicht aus andern Schriften verschafft haben, was aber grosse, obgleich noch nicht gehörig gekannte Nachtheile veranlassen würde, oder sie so umständlich und deutlich anzugeben, als es z. B. im *Lippischen Dispensatorium* geschehen ist. Was nützt es dem gewöhnlichen Apotheker, wenn die Vff. z. B. beym *Bleyweiss* anführen: *adulteratio cum creta per acidum muriaticum exami-*

examinetur? und beym *Weineſſig: Adulterationes cum acido ſulphurico, muriatico aliisque per reagentia dijudicentur?* Auf eine Menge von Verwechſelungen und Verfälſchungen haben die Vff. nicht einmal aufmerkſam gemacht, z. B. beym *Schwerſpath* fehlt die Verwechſelung mit Kalk-, Fluſs- und Bleyſpath, beym *Schwefel* iſt deſſen Verunreinigung mit Arſenik nicht angegeben, beym *engliſchen Salz* fehlt die Vermiſchung mit Glauberſalz, bey der *Jalappenwurzel* die Verfälſchung mit der Gichtrübe, und der Betrug der Groſshändler, vor dem Verkauf das Harz aus derſelben auszuziehen; es mangelt die Verwechſelung oder Vermiſchung des *Waſſerfenchels* mit Waſſermark- oder Wüterichſamen, die Prüfung der *Tamarinden* auf Kupfer, die Kennzeichen des *engliſchen Bibergeils*, die Merkmale eines unreinen *Phosphors* u. ſ. w.: denn Rec. mag die Beyſpiele zur Schonung des Raums nicht vermehren, da jeder ſie leicht bey einer Vergleichung mit dem *Lippiſchen Diſpenſatorium*, dem *Dörffurtſchen Apothekerbuch* und andern hieher gehörigen Schriften finden kann. Eine Kritik der Auswahl ſcheint ein vergebliches Geſchäft, denn die Vff. können ſich dagegen immer auf ihre Erklärung in der Vorrede berufen; aber damit doch der ärztliche Geiſt, der in dieſer Auswahl weht, einigermaſsen aus dieſer Anzeige bekannt werde, will Rec. einige ſeiner Bemerkungen hier anführen. Was ſoll das *Oxydum cobalti cum terra ſilicea (ſmalte)* in einer Pharmacopoe? wozu noch der *lapis haematit.*, der *bezoar orient.*, die *chelae cancrorum* neben dem *lapid. cancror.?* und da *abrotanum, acetoſa vulgaris, beccabunga, rad. chinae, ſemen cucumis, melonum, hb. meſembryanth. cryſtall. nepetae, ſaturejae, cortex tamariſci* u. dgl. aufgenommen worden ſind, warum fehlen wohl *rad. caric. arenar., ononidis paeoniae, pimpinell. alb., cort. caſſiae cinamomeae, cort. caſſiae ligneae, hb. anagallid., hb. chenopod. mexican., hb. eryſini, lyſimach. purp., fol. ledi paluſtr., ſabinae*, der *viſcus quernus*, die *flor. acaciae, millefol. nob.*, die *nuces ben.* (deren Oel der Ranzigkeit am wenigſten unterworfen iſt), die *baccae berber.* (wegen der Aepfelſäure), die *faba St. Ignatii*, die *fruct.* und *nuclei jugland.*, die *ſiliqua vanigl.*, die *reſina hederae?* Warum ſind bey *quercus robur* die *glandes* und bey *citrus medica* der *ſuccus* übergangen worden? Warum fehlen die *termicae, hirudines, limaces* und *ova gallinacea* und das *ſacch. lactis?* Die neuern botaniſchen Berichtigungen in Rückſicht der Mutterpflanzen verſchiedener ausländiſchen Mittel ſind auch nicht benutzt, welchen zufolge die *rad. ipecacuanhae* nicht von der *pſychotria emet.*, ſondern von der *cephaëlis ipecacuanh. Vahlii* gewonnen wird; die Mutterpflanze vom *cort. anguſturae* die *Bonplandia trifoliata Willdenow.*, vom *cort. peruv. ruf.* nicht die *chinchona officinal.*, ſondern die *chinchona lancifolia Mutis.*, vom *cort. chinae reg.* die *chinch. cordifol. Mutis.* und vom *cort. chinae rubr.* die *chinch. oblongiflora*, von der *Quaſſia* die *Picrania excelſa*, vom *Opium* das *papav. orientale*, vom *Sandarac* die *Thuia articulata Vahl.* und vom *Tacamahac* die *Burſera gummifera L.* iſt. Was mag die Vff., die ſonſt nichts weniger als neuerungsſüchtig ſind, beſonders bewogen haben, die *reſina lutea novi Belgii* aufzunehmen? wenn ſie doch auch die Charakteriſtik derſelben beſſer und näher beſtimmt hätten als ſie ſchon bekannt iſt!

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Cramer: *Dictionnaire géographique et topographique des treize Départemens qui compoſaient les Pays-Bas autrichiens, les Pays de Liège et de Stavelo; les Electorats de Trèves, Mayence et Cologne, et le Duchés de Juliers, Gueldre, Clèves* etc. *réunis à la France.* Rédigé par *Charles Oudiette*, Ingénieur-Geographe, d'après l'approbation du Gouvernement, et préſenté à S. M. l'Empereur des Français le 30. Fructidor An XII. 1804. I. Partie. LII u. 365 S. II. Partie. XX u. 356 S. gr. 8. Mit 2 Karten.

Mit Sehnſucht erwartete man früherhin dieſes mit Genehmigung der Regierung ausgearbeitete, und ſchon vor geraumer Zeit angekündigte Werk, das eine Lücke in der neufranzöſiſchen Topographie auszufüllen verſprach, da die neu vereinigten 13 Departemente von Belgien und dem linken Rheinufer bisher zu den minder bekannten Theilen des heutigen groſsen franzöſiſchen Reichs gehörten; da aber ſeither in mehrern Werken, beſonders in *Herbin's Statiſtique générale et particulière de la France* T. V. und in *Prudhomme's Dictionnaire univerſel de la France* ſehr gute und genaue ſtatiſtiſche, geographiſche und topographiſche Nachrichten von den gedachten 13 Departementen mitgetheilt worden ſind: ſo iſt das Intereſſe unterdeſſen geſunken; doch iſt es immer ein dankenswerthes Unternehmen, wenn es gleich nicht ganz die Erwartung befriedigt.

In der Vorrede ſpricht der Vf. (er ſcheint noch ein junger Schriftſteller zu ſeyn) mit vieler Selbſtgenügſamkeit von ſeiner Arbeit. Er ſagt z. B. gleich Anfangs, es gebe noch gar kein geographiſches Wörterbuch, das, wie das ſeinige, *alle* Ortſchaften eines Landes aufgezeichnet enthielte; ſein hier geliefertes Werk ſey alſo das *einzige* in ſeiner Art!! — Er ſagt ferner, da er nichts als die hiſtoriſchen Angaben aus gedruckten Schriften entlehnt, und alles Uebrige theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus archivaliſchen Nachrichten, die ihm aus dem Archive des Miniſters des Innern mitgetheilt wurden, niedergeſchrieben, und dabey bloſs Karten benutzt habe: ſo könne man von ſeinem Werke nicht die möglichſte Vollkommenheit fordern u. ſ. w. — Dennoch glaubt er, daſs ſein Werk die hervorſtechendſten Vorzüge beſitze, und Notizen enthalte, die man nirgends anderswo finde u. ſ. w., wobey er auch nicht vergiſst, der groſsen Mühe und Koſten zu gedenken, die ihm dieſe Arbeit verurſacht habe.

Das Werk beginnt S. VII. mit einer Einleitung, welche zuerſt eine ziemlich kurze und flüchtige Ueberſicht der Länder, die das ſogenannte *Belgien* oder

die

die vormaligen öftreichfchen Niederlande, nebst Lüttich und Stablo, und den von der Batavifchen Republik abgetretenen Landftrichen an der Maas und an der Mündung der Schelde ausmachten, und dann eine nicht viel beffere Ueberficht der einzelnen neun Departemente, in welche diefe Länder jetzt abgetheilt find, enthält. In *Herbin's Statiftique* (T. V.) find diefe Ueberfichten vollftändiger und beffer dargeftellt; auch find dafelbst die Angaben der Volkszahlen neuer, obgleich *Herbin's* Werk früher (1803.) erfchien, als das von *Oudiette*. Hierauf folgt nun das *topographifche Wörterbuch der neun belgifchen Departemente*, welchem am Ende ein Nachtrag von kleinen Ortfchaften und einzelnen Höfen beygefügt ist, von welchen der Vf. nichts angeben konnte, als das Departement, in welchem fie liegen.

Um den Lefern einen deutlichen Begriff von der Art zu geben, wie unfer Vf. die Topographie der einzelnen Ortfchaften abhandelt, wollen wir den erften beften Artikel von einer kleinen Stadt ausheben, und denfelben mit dem gleichen Artikel von *Prud'homme (Dict. univ. de la Fr.)* vergleichen.

Oudiette.	Prud'homme.
Aerschot, kleine Stadt in dem nördlichen Theile des Dep. der Dyle, Bez. von Löwen, ehmals im Herzogthum Brabant. Sie war der Hauptort des Herzogth. *Aerfchot* und einer alten Maierey, deren Titel und Eigenthum dem Haufe *Aremberg* gehörte. Die Stadt hat nebft ihrem Zugehör ungefähr 3000 Einw. und war fchon vor der Errichtung der Präfecturen Hauptort eines Kantons. Es war hier vormals eine Kollegiat-Kirche, ein Kapuziner- und ein Franziskanerklofter; ein Frauen-Priorat Auguftiner-Ordens, ein Hofpitaliterinnenklofter und ein Beguinenhaus. Die Stadt wurde zu verfchiedenen Malen von den Franzofen eingenommen, befonders im J. 1746., aber zurückgegeben im J. 1748. Es war hier ehmals ein feftes Kaftell, von welchem jedoch nur noch der *Aurelianst hurm* übrig ift. Sie liegt an der Demer, 3 franz. Meilen N. O. von Löwen, und in gleicher Entfernung W. von Dieft, an der Strafse zwifchen diefen beiden Städten. Länge 26° 10′, Breite 51° 4′.	Aerschot, Stadt (Dep. der Dyle), Bez. von Löwen, Hauptort eines Kantons, an der Demer, 9 Kilom. (2¼ franz. Meilen) von Montaigu, 15 Kil. (3¾ fr. M.) N. O. von Löwen, 38 Kil. (8½ fr. M.) O. N. O. von Brüffel. Die Franzofen forcirten ihre Linien im J. 1705., nahmen fie im J. 1746. ein, und behielten fie bis zum J. 1748., wo fie fie wieder verloren; aber im J. 1793. bemächtigten fie fich ihrer wieder, fo wie der übrigen Städte von Brabant, die jetzt zur franzöf. Republik gehören. Vor der Aufhebung der Geiftlichkeit war hier eine Pfarrkirche, die zum Sprengel von Mecheln gehörte, eine Kollegiatkirche mit 14 Canonicis, ein Kapuzinerklofter von den Bogards, ein Auguftinerinnen-Priorat, zum St. Nicolausberg benannt, ein Klofter von grauen Schweftern, und ein Beguinenklofter. — Das Gebiet von Aerfchot bringt hauptfächlich Roggen, Gerfte, Hafer und Heidekorn hervor; der Wiefewachs ift vortrefflich und weit beffer, als in den übrigen Gemeinden diefes Kantons. Fabriken und Handel giebt es hier beynahe gar nicht. Die Stadt hat blofs drey Bierbrauereyen, einige Wachholderbranntwein-Brennereyen und eine Mahlmühle. Volksmenge: 2901; Poftamt: Löwen.

Auf ähnliche Art find beynahe alle Artikel abgefafst; die bedeutendern Städte find jedoch ausführlicher, und folglich auch befriedigender befchrieben; doch hat *Prud'homme's* Werk hierin immer noch den Vorzug, dafs feine Angaben beftimmter und ausführlicher find, auch die Producte und Fabricate durchaus genauer angegeben werden.

Der *zweyte* Band enthält auf gleiche Weife die allgemeine Ueberficht der vier Rheindepartemente, und dann die Topographie derfelben in alphabetifcher Ordnung, die jedoch etwas magerer ausgefallen ift, als die der neun belgifchen Departemente. S. 119. folgt: *Dénombrement général des villes, bourgs, villages et autres lieux, qui composent les treize Départemens réunis de la Belgique et de la rive gauche du Rhin, avec l'indication de ces Départemens, leurs Arrondissémens et Cantons*, worin eine Menge Ortfchaften aufgeführt find, die in den beiden topographifchen Wörterbüchern fehlen. Am Ende werden noch Verbefferungen nachgetragen. — Die beiden Karten find unbedeutend; fie ftellen blofs die alten und neuen Begränzungen mit den Hauptftädten dar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Pirna*, b. Friefe: *Die Zahnfchmerzen*, oder zuverläffige Mittel, fich von denfelben zu befreyen, fie mögen aus hohlen Zähnen oder Flüffen entftehen, nebft einem Unterrichte, wie man die Zähne bis ins hohe Alter gefund und fchön erhalten kann. Von einem praktifchen Arzte. 1805. 56 S. 8. (6 gr.) — In dem *erften* Abfchnitte unterfcheidet der Vf. die mehrerley Arten von Zahnfchmerzen nach den verfchiedenen Urfachen, von welchen fie entftehen; zeigt bey einer jeden Art, wodurch fie zu erkennen, und von einander zu unterfcheiden, und endlich wodurch fie zu heben find. Um den Lefer zu überzeugen, dafs die Fälle, wo das Ausziehen der Zähne nöthig ift, eine fehr genaue Unterfcheidung eines kunftverftändigen Mannes erfordern, trägt er die Lehre von dem Beinfrafse der Zähne vor, und zeigt, dafs der Beinfrafs entweder an der Krone des Zahns Statt finde und dann entweder trocken oder feucht fey, oder an der Wurzel, oder, was fonft der Winddorn genannt wird, in dem Kanale des Zahns. Bey der erftern Art widerräth der Vf. das Ausziehen des Zahns, bis er ganz unbrauchbar geworden ift, und giebt einige Mittel an, welche bey den von diefer Art entftehenden Schmerzen anzuwenden find. Bey den beiden letztern Arten des Beinfrafses, die gewöhnlich von innern Urfachen herkommen, empfiehlt er hingegen das Ausziehen. Diefen ganzen gut gearbeiteten Abfchnitt hat Rec. mit Vergnügen gelefen. Nicht weniger zweckmäfsig ift der *zweyte* Abfchnitt von der Sorge für die Erhaltung der Zähne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. April 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Allart: *Pharmacopoea Batava.* etc.

(*Beschluss der in Num. 80. abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte* Abschnitt enthält die chemisch zubereiteten Arzneymittel, nicht bloss aber die, welche man sonst im Gegensatz der Galenischen so nannte, sondern auch viele von diesen letztern, nämlich die Pflanzensolutionen, die Extracte und Syrupe, weil deren Bereitung doch auch in einer gewissen Verwandtschaft mit den chemischen Grundsätzen steht. Sie sind nicht alphabetisch, sondern nach chemischen Abtheilungen geordnet, die den Apothekerzöglingen den Weg zu der Kenntniss desjenigen Theils der theoretischen Chemie zeigen sollen, worauf sich die Pharmazie gründet. Rec. findet solche nach der eben geltenden chemischen Theorie gemodelten Abtheilungen in den Pharmacopoeen unzweckmässig; davon abgesehen, dass es noch keine allgemein geltende Theorie der Chemie giebt, und dass fast in jedem Lustrum eine neue aufgestellt wird, also die systematischen Eintheilungen in den Pharmacopoeen auf sehr unsichern und veränderlichen Gründen beruhen, gehören solche wissenschaftliche Schnörkel nicht in ein Buch, das Norm und Gesetz für die Praxis der Apothekerkunst seyn soll, und eigentlich die Kenntnisse schon voraussetzt, die dadurch befördert werden sollen. Genauigkeit und Strenge in der Auswahl, sowohl in Rücksicht der Aufnahme, als der Vorschriften zu den zubereiteten Mitteln, nach den bisher in den Pharmacopoeen befolgten Maximen, darf, nach der oben angeführten Erklärung der Vff., hier nicht erwartet werden; auf chemische Reinheit machen die Vff., nach ihrer eignen Erklärung, keinen Anspruch; auch scheinen sie manche, seit der *Pharm. borussica* von gelehrten und erfahrnen Pharmaceuten angegebene bessere Bereitungsarten gar nicht beachtet zu haben. Eine detaillirte Angabe und Beurtheilung der Eigenheiten dieses Abschnitts muss Rec. jedoch den der Pharmazie eigentlich gewidmeten Zeitschriften überlassen; er hat hier kaum noch Raum genug, so viel davon anzuführen, als nöthig ist, die Leser mit dem Genius des Ganzen bekannt zu machen. Er will also nur die Abtheilungen *Acida* und *Hydrargyrum* einzeln durchgehen, und dann noch einige cursorisch gemachte Bemerkungen beybringen. Aus welchem ärztlichen Grunde mag die *flüssige schwefelichte Säure (acidum sulphurosum)* beybehalten, und bey Bereitung derselben nicht auch, wie bey andern gasichten Destillationen, der Woulf'sche Apparat vorgeschrieben worden seyn? Unter *acidum sulphuric. depurat.* verstehen die Vff. das bis zur Weisse gekochte Vitriolöl; das Wort *depuratum* gebührt dieser Säure noch nicht; warum nicht lieber, wie das Lippische Dispens.. sie bloss durch den Beysatz *album* bezeichnet? Das *acid. sulphuric. purum* (oder das eigentliche *depuratum*) lassen die Vff. wieder aus dem verkäuflichen Vitriolöl bereiten; kürzer und minder schwierig würde diese Reinigung durch die Destillation des vorräthigen gebleichten geschehen. Besser wäre es, das *acid. sulphuric. dilut.* nach einer bestimmten specifischen Schwere zubereiten zu lassen: denn da die reine Vitriolsäure nicht immer gleich stark ist: so wird dieses Mittel, wenn man es nach Theilen zusammenmischt, bald mehr bald weniger diluirt seyn. Da in den batavischen Apotheken ein gesetzlicher Aräometer eingeführt ist: so wäre eine solche Vorschrift leicht ausführbar gewesen. Sowohl bey *acidum nitrosum* (rauchender Salpetersäure), als bey *acid. muriaticum* (rauchender Salzsäure) hätte eine Tabulatretorte, und ausser der Woulfschen Geräthschaft noch eine Luftcommunicationsröhre vorgeschrieben werden sollen; ohne diese sichert, wie *Dörffurt* mit Recht bemerkt, dieser Apparat nicht immer gegen das Zurückdrängen des Wassers, womit die Röhre der letzten Flasche gesperrt ist. Es verräth einen Mangel an Genauigkeit, dass die Vff. zum *acid. nitros. nitras potassae puri* vorschreiben: da ihr gereinigter Salpeter, der hier doch wohl verstanden wird, nicht *purum*, sondern *depuratum* heisst; so schreiben sie auch zur Bereitung des *nitras hydrarg. liquid.*, *acid. nitricum purum* vor, ohne dass diess Beywort beym *acid. nitric.* steht. Auch hätte nicht bloss gebleichte, sondern gereinigte Vitriolsäure vorgeschrieben werden sollen: denn wozu soll das *acidum nitrosum* hier, wenn es nicht zu chemischen Zwecken da steht? und dann muss es durchaus rein seyn. Da die Vff. das Destillat keiner besondern Reinigung unterwerfen: so setzt Rec. voraus, dass sie es aus reinen Ingredienzen bereitet haben wollen. Auch das *acidi nitric.* (sauren Salpetergeist) lassen sie zwar aus gereinigtem Salpeter, jedoch nur mit gebleichter Vitriolsäure und gemeinem Wasser destilliren, aber doch zu chemischen Zwecken wieder über Silbersalpeter abziehen. Das *acid. muriatic. dilutum* (sauren Salzgeist) lassen die Vff. aus einem Theil starker Salzsäure und zwey Theilen Wasser zusammen mischen; auch hier gilt die Bemerkung, die Rec. oben beym *acid. sulphur. dilut.* machte. Warum mochten die Vff. das *acid. nitricum* nicht auf dieselbe Art, und warum das *acid. muriaticum oxygenat.* noch aus den einzelnen Ingredienzien destilliren

liren, und nicht kürzer durch Abziehen der starken Salzsäure über Braunstein bereiten lassen? Das *acid. nitro-muriatic.* (Königswasser) gehört eigentlich in keine Pharmacopöe. Das *acid. borac.* wird auf dem bekannten nassen Wege, und das *acid. acetosum* (destillirter Essig) auf *Lowitzens* Art mit Kohlenpulver, und das *acid. aceticum* (Essigsäure) nach *Westendorf* vorgeschrieben. Beym *acid. tartarosum* (Weinsäure) ist das Verhältniss der Kreide zum Weinstein nicht bestimmt, sondern nur so viel zur Sättigung nöthig, und auf 3 Pfd. Weinstein 1 Pfd. Vitriolsäure vorgeschrieben; auch ist die preussische Benennung desselben: *acid. tartaricum*, nicht angeführt. Vom *acid. benzoicum* wird sowohl die Bereitung durch Sublimation als durch Auskochung angegeben, wozu? da diess Mittel ohnehin wenig ärztlichen Ruf hat. *Acid. succinicum*: der Bernstein soll mit dem dritten Theile Sand vermischt, und bis zum Glühen des Retortenbodens destillirt werden; des im Retortenhals sich anklebenden Salzes wird nicht erwähnt, die Reinigung geschieht blos durch Auflösen in warmem Wasser. Das Verhältniss der Vitriolsäure zum Knochen bey der Bereitung des *acid. phosphoric.* ist noch fast das *Nicolas*'sche, nämlich 4 Pfd. Knochen und 2 Pfd. 2 Unzen Säure. *Zitronensäure*, *Kohlensäure* und *Ameisensäure* scheinen bey den batavischen Aerzten nicht in Ansehn zu stehn. Unter *oxydulum hydrarg. nigrum* schreiben die Vff. ein, als Heilmittel wenigstens, dem Rec. unbekanntes Präparat vor: ein Theil versüsstes Quecksilber wird eine Stunde lang in 20 Theilen Wasser gekocht, und diese Abkochung so oft wiederholt, bis das Gilbwurzpapier vom abgegossenen Kalkwasser geröthet wird; dann soll das schwarze Pulver ausgesüsst und langsam getrocknet werden. Soll diess Mittel *Moscati's schwarzen Quecksilberkalk* ersetzen? *Oxydulum hydrarg. Hahnem.*; nichts eignes. *Oxydum hydrarg. nitrat.* und *oxyd. hydrarg. completum*: die Vff. lassen mit Quecksilber gesättigte Salpetersäure in einem Kolben mit Vorlage so lange kochen und sich verkalken, bis die Masse eine schwarzrothe Farbe angenommen hat; diese Masse, die erkaltet glänzende rothe Schuppen darstellt, sey der *merc. praecipit. ruber officinar.*, und soll durch fortgesetzte Calcination, bis man keine Salpetersäure mehr riechen kann, darnach durch Abkochung in zehn Theilen destillirtem Wasser, und endlich durch eine einige Stunden lange warme Digestion mit einer kleinen Quantität Pflanzenlauge von allem ihr vielleicht noch anhängenden Quecksilbersalpeter befreyt, das Pulver mit lauem Wasser wohl ausgesüsst, getrocknet, und als *Oxydum hydrargyri* an einem dunkeln Orte aufbewahrt werden. *Sulphuretum hydrarg. nigr. (aethiops mineral.)*, *Nitras hydrarg. liquid.* Drey Theile *oxyd. hydrarg. nitrat.* werden in vier Theilen *acid. nitric.* aufgelöst; wenn diese Auflösung mit zwölf Theilen destillirtem Wasser verdünnt wird, giebt sie den *liquor nitrat. hydrarg.*, ein Surrogat des *liq. mercurial.* der Amsterd. Pharm. *Murias hydrargyri*: ein Theil Quecksilber in Salpetersäure aufgelöst und bis zur Trockne abgedunstet, soll mit fünf Theilen verkrachten Kochsalz und mit eben so viel verkalchten Eisenvitriol sublimirt werden; sollten wirklich die Versuche der Vff. für diese Bereitungsart entschieden haben? *Murias hydrarg. oxydulati* (versüsstes Quecksilber): 4 Theile Aetzsublimat und 3 Th. Quecksilber nur einmal sublimirt, und hernach in einer Salmiakauflösung ausgekocht. *Acetis hydrarg. (merc. aceticus)* nach der Londner Pharm. *Tartris hydrarg. (tartar. mercurial)*. *Nitras hydrargyro-ammoniacale*. *Blacks* aschgrauer Quecksilberkalk nach der Edinb. Pharm. (wozu, da schon zwey ähnliche Kalke aufgenommen sind?) *Murias hydrargyro-ammoniacale* (weisser Quecksilberniederschlag) nach *Baume*; kannten die Vff. *Trommsdorffs* Vorschrift nicht, die ein gleichförmigeres Präcipitat liefert? *Murias hydrargyro-ammoniacale acerrimum* ist der *hydrarg. muriat. fort. Pharm. Chir. Lond.* Das phosphorsaure Quecksilber hat also den Beyfall der Vff. nicht erhalten, und allerdings ist es auch bey den vielen vorräthigen Quecksilbermitteln zu entbehren; aber dass nicht besser für die Reinheit der Basis dieser Mittel gesorgt ist, kann Rec. nicht billigen; die Vff. schreiben zwar insgemein *hydrargyrum purum* vor: da sie aber keine chemische Reinigung des verkäuflichen Quecksilbers vorgeschrieben haben: so wird der Apotheker bey Bereitung dieser Mittel höchstens solches Quecksilber nehmen, das dem im *ersten* Abschnitt beschriebenen am nächsten kommt. Enthielte diese Beschreibung auch die chemischen Proben der Reinheit: so könnten sich die Vff. entschuldigen, dass sie *hydrarg. purum* vorschreiben, ohne im *zweyten* Abschn. *hydrarg. depuratum* oder *purum* angegeben, und dadurch verhütet zu haben, dass kein mit Zinn, Bley oder Wismuth verunreinigtes Quecksilber zu den Präparaten angewendet werde; so aber ist der Mangel eines *hydrarg. depurati* oder *puri* im *zweyten* Abschn. etwas auffallend, zumal da sie einen *phosphor. depuratus* (durch Schmelzung im Wasser) aufnahmen, obgleich die Verunreinigungen des Phosphors minder bedenklich, und er auch minder gebräuchlich ist. Das *aqua hydro-sulphurata* (geschwefeltes Ammonium) wird noch nach *Rollo* vorgeschrieben; oder sollte *Göttling* die Vff. zu dieser Vorschrift vermocht haben? Nicht nur *vollkommen kohlensaures Gewächs-* sondern auch *Mineralalkali* ist aufgenommen, und wird vermittelst des Woulfschen Apparats bereitet. Die *acetis ammoniae liquida* (Minders Geist) wird blos durch Sättigung des destillirten Essigs verfertigt!! Das *schwarze Eisenoxyd* soll nach *van Mons* bereitet werden. Das *salzsaure Eisen* wird aus einer wieder zur Trockne abgedünsteten Auflösung des Eisensaffrans in Salzsäure sublimirt. Zum *Brechweinstein* wird Algarottpulver genommen. Auf die *rothe Chinarinde*, die jetzt doch kaum mehr echt zu haben ist, scheinen die Vff. viel zu halten: denn sie haben neben diesen Präparaten aus der braunen auch von jener Decoct, Extract (weiches und hartes), Syrup, Resine und Tinctur. Ausser dem *Sydenham. Laudan.* haben die Vff. noch ein *vinum opii fortius*, worin zwey Unzen gereinigtes Opium in 16 Unzen spanischem Wein und 4 Unz.

Wein-

Weingeist aufgelöst ist. Unter den 31 *einfachen Tincturen* sind 11 kalt digerirte. Warum die *Tinct. valerian.* unter den warm- und die *T. absynth. cort. aurant.* und *benzoes* unter den kalt digerirten? Die Bereitungsart dieser Tincturen ist auf zwey Tabellen angegeben, wo die Stärke des Weingeistes nach Graden, dessen Quantität und die Digestionszeit bestimmt ist. Bey jedem *Spiritus* ist auch der Grad des Weingeistes angegeben, den er vor und nach der Destillation haben soll. — Der *dritte* Abschn. enthält die nicht chemischen Arzneymittel (die 5 Conserven im *zweyten* Abschn. hätten wohl auch hieher gehört). 8 Pulver, 3 Latwergen, 3 Trochiscen, 4 Pillenmassen, 4 Liqueren, 21 Salben und 16 Pflaster; bey den Bley- und bey den Kräuterpflastern sind die neuern Verbesserungen derselben nicht genutzt. Bemerken muss Rec. wohl noch, dass diese Pharmacopöe keine Vorschriften zu Infusionen, Oelzuckern, kalt bereiteten Extracten, Mixturen, Julepen und Species enthält; sind diese Formen in der batavischen Republik nicht üblich? Auch vermisst er die *Schwefelmilch*, den *gerösteten Schwamm*, *Boraxweinstein*, *liquor corn. cerv. succinat.*, *Myrrhenextraxt*, das *Bleycerat*, den *Mandelsyrup* u. s. w., für welche Rec. sehr gern noch das *Sulphurat. ammoniac.* (*Spirit. Beguini*), da geschwefeltes Ammonium vorräthig ist, die *extract. rad. bardan.*, *sassaparill.*, *cort. geoffroyae*, den *gr. menth. crisp.*, da *gr. menth. piper.* da ist, und noch mehrere, für deren Nahmhaftmachung kein Raum mehr ist, entbehrt. Verschiedene Zubereitungen sind aus der preussischen, der Edinburger und der Amsterdamer Pharmacopöe genommen, aber sie sind jedesmal ausdrücklich angezeigt, und das konnten die Vff., die bey Abfassung dieses Werks, nach ihrer individuellen Ueberzeugung, es sey der beste, ihren eignen Weg giengen, im Gefühl ihres Werths leicht thun.

Leipzig, b. Hinrichs: *Ueber die Wirkung des Opiums*, als unentbehrliches Reiz- und Heilmittel in der Arzneykunst, nebst einer *neuen Theorie der Natur der Entzündungen*, *Convulsionen*, *des Schlafs und des Wachens*, von *J. F. Chortet*, aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt von Dr. *W. G. Becker*. 1805. 122 S. 8. (14 gr.)

Die vorliegende Schrift enthält für den deutschen Leser durchaus nichts neues oder merkwürdiges: in so fern sie von den Wirkungen des Opiums ganz im Geiste des rohesten Brownianismus handelt, kann ihr Inhalt in einer Menge deutscher Schriften, mit welchen das Publicum vor einigen Jahren gleichsam überschwemmt wurde, wörtlich nachgewiesen werden. — Die neuen Theorieen der Entzündung, Convulsionen, des Schlafs und Wachens sind aus *Röschlaub* und *Niemeyer* entlehnt. Von eigenen Erfahrungen und Versuchen ist gar die Rede nicht. — Wie der Uebersetzer den Vf. einen kühnen und vorurtheilsfreyen Denker in der Vorrede nennen konnte, begreift Rec. nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Göttingen*, b. Dietrich: *Wilh. Liebsch* — *Commentatio de Crisibus*, sive *de medicae Crisium doctrinae in artem medendi influxu*, in certamine literario Acad. Georg. Aug. d. 4. Jun. 1803. praemio a rege Brittan. Aug. constituto ab illustr. med. ordine ornata. 58 S. gr. 4. (8 gr.) — Rec. erwartete sogleich bey der Aufstellung der Preisfrage von der medicinischen Facultät in Göttingen keine pragmatische Beantwortung derselben; eine solche kann nur aus der Fülle der Erfahrung geschöpft, sie kann nur von einem Arzte gegeben werden, der selbst schon vieles beobachtet hat. Von einem Jünglinge, am Ende der akademischen Laufbahn, kann man nicht mehr fordern als fleissige Compilation und zweckmässige Zusammenstellung fremder Erfahrungen. Dieser Forderung hat der Vf. dieser Schrift ziemlich entsprochen; bey einem deutlichern Vortrage und einer reinern Sprache würde er sich den ungetheiltern Beyfall seiner Leser haben versprechen können. Die ganze Abhandlung zerfällt in *zwey* Abtheilungen, die pathologische und therapeutische.

In der *ersten* werden in *zwey* Abschnitten die Entstehung und Ausbildung der Lehre von der Krisis und den kritischen Tagen und eine Beurtheilung der ältern Meinungen vorgetragen. Der *erste* Abschnitt enthält in gedrängter Kürze und guter Ordnung die Verhandlungen der ältern Aerzte über diesen Gegenstand. Als die gewöhnliche Ansicht wird folgende angegeben: Krisis ist der plötzliche Uebergang der Krankheit zur Gesundheit, der von einer oder mehreren in die Sinne fallenden Ausleerungen begleitet wird. Lysis die allmählige Hebung der Krankheit ohne merkliche Ausleerung. Die Krankheiten werden in drey Stadien, der Rohheit, Kochung und Krisis abgetheilt; in dem ersten erregt der in der Säftenmasse liegende Krankheitszunder heftige Stürme, durch welche derselbe entweder bezwungen wird oder unter denen die Natur erliegt. Im zweyten Stadium wird der Krankheitsstoff verarbeitet, verbessert und zur Ausscheidung im dritten Stadium geschickt gemacht. Die Ausleerungen treten an bestimmten Tagen ein, sie werden durch Vorboten verkündet, die ihnen ebenfalls in fortgesetzten Entfernungen vorausgehen. Diess ist die Basis der Lehre von den kritischen und anzeigenden Tagen, von welchen der Vf. die Uebersicht nach *Sprengel* liefert. Zur Verrückung der Krisen werden eigenthümliche Heilkräfte der Natur angenommen. — Diese Sätze werden im *zweyten* Abschnitte beleuchtet. Die regelmässige Aufeinanderfolge der Symptome in Krankheiten (und somit Stadien überhaupt) wird durch die tägliche Erfahrung erwiesen, aber die Theorie, wodurch sie erklärt werden soll, ist unhaltbar. Es giebt Krankheiten, in welchen keine bestimmte Krankheitsmaterie angenommen werden kann, manche Krankheiten werden ohne Ausleerungen geheilt und andere durch dieselben verschlimmert. Die Bestimmung der kritischen und anzeigenden Tage ist bey den Alten sehr schwankend. Vorurtheile, der Einfluss philosophischer Systeme u. s. w. haben Irrthümer eingeführt. Complicationen, Verschiedenheit der äussern Umstände u. s. w machen ein stätiges Gesetz unmöglich. Zur Bewirkung der Krisen, zur Heilung mancher Krankheiten ohne Beyhülfe der Kunst bedarf es keiner eigenthümlichen Heil-

Heilkräfte der Natur, sie werden durch den Zusammenfluss der Kräfte überhaupt bewerkstelligt, vermöge deren der Organismus sich im Kampfe mit den Aussendingen erhält. Was enthält die Lehre von den Krisen, der Erfahrung zufolge, wahres? Die Beobachtung der in Krankheiten gewöhnlichen Krisen erleichtert die Prognose und leitet das Heilverfahren sicherer. Nicht alle Krisen dürfen als blosse Symptome betrachtet, als Zeichen der wiederhergestellten Gesundheit angesehen werden. — Es giebt mehrere Krankheiten, in welchen durch die kritischen Ausleerungen sowohl Stoffe aus dem Körper geschafft werden, welche durch die Krankheit erzeugt würden, sie unterhielten und vermehrten, als auch solche, die ursprünglich das Uebelbefinden veranlassten. Es findet ein steter Wechsel der organischen Masse des belebten Körpers statt; alle Functionen der Organe stimmen dahin zusammen, dass die normale Mischung erhalten werde. Durch die Ausleerungen wird das untaugliche fortgeschafft. In Krankheiten wird durch die abnorme Thätigkeit der Organe, die Mischung der Säfte und somit die Beschaffenheit der ausgeleerten Stoffe verändert. Bey der Rückkehr der Gesundheit tritt die organische Masse wieder in die normalen Verhältnisse; hiezu können vermehrte, von der gewöhnlichen Beschaffenheit abweichende Ausleerungen am meisten beytragen. Wenn sie mit Erleichterung des Kranken vor sich gehen: so werden sie Krisen genannt. Kritische Ausscheidungen kommen nicht bloss bey entzündlichen, aus vermehrter Kraftäusserung entstandenen Krankheiten vor, sondern man beobachtet auch öfters am Ende von sogenannten asthenischen Krankheiten vermehrte Ausleerungen. Man darf sie daher nicht allein als Mittel zur Mässigung der Kraftäusserungen betrachten, sondern man muss auch die durch sie vermittelten Veränderungen des organischen Stoffs berücksichtigen. Hieraus folgt, dass die kritischen Ausleerungen, wenn sie auch symptomatisch und blosse Zeichen der wiederhergestellten Gesundheit sind, nicht übersehen werden dürfen und zu den activen Symptomen gezählt werden müssen, die zur Verminderung und Hebung der Krankheit nothwendig sind. Das Stadium der Rohheit einer Fieberkrankheit fällt mit dem Anfang und der Zunahme zusammen, das der Kochung und Krisis mit dem Stande und der Abnahme. Die Zeichen der Rohheit äussern sich an den festen sowohl, als an den flüssigen Theilen. Anfangs sind die organischen Verrichtungen wenig gestört, allmählig entstehen heftigere Stürme. Die Ab- und Aussonderungen werden bedeutend verändert. Hat einmal die Krankheit ihr Höchstes erreicht: so schliessen wir aus der stufenweisen Mässigung und Abnahme der Zufälle, dass die Kochung geschehen sey; die Krämpfe der Aussonderungsorgane verlieren sich, es erscheinen reichliche eigenthümlich beschaffene Ausleerungen, die einen glücklichen Ausgang verkündigen. Der Zustand der Rohheit und Kochung kann nicht durch die Zeit bestimmt werden, sondern nur nach der eigenthümlichen Anlage einer jeden Krankheit. Das bisher Gesagte gilt mit Ausnahme der kritischen Ausleerungen auch von andern Krankheiten, die sich durch die Lysis endigen. Hierzu sind Krankheiten des Nervensystems geneigter als Krankh. des Gefässsystems und der davon abhängenden Ab- und Aussonderungsorgane. Die kritischen Ausleerungen sind vorzugsweise den acuten Krankheiten eigen, doch hat man sie auch bey chronischen beobachtet. — Nach den bisher vorgetragenen Sätzen ergiebt sich: dass die Krisen entweder als Symptom der Krankheit oder als Ursache der wiederkehrenden Gesundheit angesehen werden müssen. In dem letztern Falle wird durch die Krisis 1) die ursprüngliche und entfernte Ursache der Krankheit ganz oder zum Theil, oder 2) das Product der Krankheit aus dem Körper geschafft; das erste findet statt bey gastrischen Fiebern, die durch Ausleerungen gehoben werden; bey Krankheiten, die von einem Miasma erregt werden, das, durch die einsaugenden Gefässe aufgenommen, der Säftenmasse nicht assimilirt werden kann, und durch Ausschläge oder Schweisse auf die Haut geschafft wird; bey eigentlichen inflammatorischen oder sthenischen Krankheiten, die durch Blutflüsse, Durchfälle, Erbrechen, reichliche Schweisse u. s. w. geheilt werden. — Das Product der Krankheit wird aus dem Körper geschafft und dadurch die Heilung bewirkt, bey Entzündungen, die eine lymphatische Ausschwitzung zur Folge hatten; bey der Leberentzündung durch gallichtes Erbrechen oder Durchfall; bey der Wassersucht durch reichlichen Harnfluss. Die Schweisse nach der Fieberhitze führen die überflüssige latente Wärme des Körpers hinweg und beschränken dadurch die übermäsige Consumtion des thierischen Stoffs (?).

Die *zweyte*, therapeutische Abtheilung zerfällt ebenfalls in *zwey* Abschnitte; in dem *ersten* wird die Anwendung der Krisenlehre auf die Prognose, in dem *andern* auf das Heilverfahren betrachtet. Die Prognose bezieht sich auf den Ausgang der Krankheit überhaupt, auf die Erscheinungen und Ausleerungen, welche denselben begleiten und auf die ganze Dauer der Krankheit. In Rücksicht auf den ersten Punkt genügt kein einzelnes von den Schriftstellern angegebenes Zeichen, sondern die Erscheinungen alle, welche die kritischen Bewegungen und Ausleerungen begleiten, müssen zusammen genommen werden. Ueber die Art der Ausleerung kann nur durch genaue Berücksichtigung der Natur und Form der Krankheit, des Alters, Geschlechts, der Gewohnheit des Kranken und der durch die Erfahrung bekannten Symptome, *welche* einer besondern Ausleerung eigenthümlich sind, etwas *voraus* bestimmt werden. In Hinsicht auf die Bestimmung der Dauer der Krankheit äussert der Vf. folgendes. Das Ende der Krankheit wird nicht mehr ferne seyn, wenn die durch die Erfahrung bekannten Zeichen einer wohlthätigen Krisis erscheinen. Entzündliche Krankheiten enden früher als asthenische. Fieber von leicht zu entfernenden örtlichen Ursachen erfordern kurze Zeit zur Heilung. Der Grad des Fiebers, das Maß der Kräfte, die epidemische und endemische Constitution müssen genau berücksichtigt werden. Ueber die Anwendung der Krisenlehre auf das Heilverfahren fasst sich der Vf. ganz kurz, und erörtert folgende Sätze: Die Auswahl der in jeder Krankheit zu reichenden Arzneyen wird durch die Krisenlehre in so ferne geleitet, als man aus der Erfahrung weiss, welche Ausleerungen in bestimmten Fällen heilsam sind; diese müssen befördert und nachgeahmt werden. Je nachdem die kritischen Erscheinungen leichter oder schwieriger eintreten, müssen die Gaben der Arzneymittel vermehrt oder vermindert werden. Es giebt Krankheiten, die nach den Gesetzen des organischen Körpers stets durch kritische Ausstösse geheilt werden; in diesen muss, so lange keine verderbliche Complication eintritt, kein Arzneymittel gegeben werden. *Dahin* gehören Pocken, Wasserpocken, Masern, Scharlach. — Rec. glaubt durch die bisherige Darstellung seine am Eingange geäusserte Erwartung gerechtfertigt zu haben. Wenn durch die vorliegende Schrift die Wissenschaft nicht weiter gebracht worden ist, wenn keine neuen Aufschlüsse über die Periodicität der Krankheit und die Wechselwirkung der organischen Systeme gegen einander (die nach des Rec. Dafürhalten einer philosophischen Behandlung der Krisenlehre zum Grunde gelegt werden muss) in ihr enthalten sind: so wird doch ein zu sehr in Vergessenheit gekommener Gegenstand durch sie wieder zur Sprache gebracht (deswegen auch ein ausführlicher Auszug geliefert wurde), und sie bleibt immer ein rühmlicher Beweis von dem Fleisse des Vfs.

Göttingen, b. Dietrich: *Dissertatio inaug. med. de Crisibus*, auctore *Joanne Georgio Runde*, Hasso-Casselano. 1803. 38 S. 8. (2 gr.) — Diese kleine Schrift enthält nur das allgemein bekannte über Krisen in aphoristischer Kürze und ziemlich guter Ordnung. Rec. hat in derselben weder etwas Eigenthümliches noch irgend eine kritische Beleuchtung gefunden, und glaubt deswegen, sich auf die blosse Anzeige ihrer Existenz beschränken zu müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. April 1807.

PÄDAGOGIK.

Göttingen, b. Röwer: *Allgemeine Pädagogik*, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet von *Johann Friedrich Herbart*, Prof. der Philos. zu Göttingen. 1806. 482 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Was man wolle, indem man erzieht, und Erziehung fordert: das richtet sich nach dem Gesichtskreise, den man zur Sache mitbringt." — So beginnt der Vf. die Einleitung. Dass man überhaupt etwas Wesenhaftes kräftig wolle und einen reinen freyen Gesichtskreis habe, nicht mit Schein und Tand die Zeit tödte und mit glänzendem Firniss den lebendigen Stamm umgebe, zur Verwesung in sich selbst, — diess unterscheidet den guten Erzieher vom schlechten. Gesundheit soll hervorblühen, wie der Vf. sagt, die auch dem schlimmen Wetter trotzen kann. Abhärten wollte wenigstens *Rousseau*, der Natur folgend; für die Welt erziehn *Locke*, menschlicher Conventionen gedenkend. „Aber es giebt Männer, welche die Welt kennen, ohne sie zu lieben; die ihre Söhne der Welt nicht entzogen, aber sie noch weniger darin verloren wissen wollen; und die voraussetzen, ein guter Kopf habe an seinem Selbstgefühl, seiner Theilnahme und seinem Geschmack die besten Lehrer, sich zur rechten Zeit in die Conventionen der Gesellschaft so weit zu fügen, als *er will*." Einem solchen Zögling gilt des Vfs. Erziehung. Wer aber erzieht, *erfährt nur, was er versucht*. Wo ist der Schlussstein seiner Erfahrung und seines Versuchs? Der Rückstand aller pädagogischen Experimente sind die Fehler des Zöglings im Mannesalter. Darum bedarf der Erzieher *Wissenschaft*; sie ist keine Brille, sondern ein Auge. Wäre indess die vollständige Wissenschaft des Erziehers, zu welcher eine Psychologie als die Verzeichnung der gesammten Möglichkeit menschlicher Regungen *a priori* gehörte, schon vorhanden: so würde sie doch nicht die Beobachtung des Zöglings vertreten können: denn das Individuum kann nur gefunden, nicht deducirt werden. Woran nun dem guten Erzieher bey dem Durchschauen menschlicher Gemüther gelegen seyn soll, das muss ihm wie eine Landkarte vorliegen, zur eignen Orientirung, welcherley Erfahrungen aufgesucht und bereitet werden sollen. Diese praktische Ueberlegung, welche allgemein für das Ganze, dem Vf. aber nur für die erste Hälfte der Pädagogik gilt, — deren zweyte Hälfte eine theoretische Erklärung der Möglichkeit der Erziehung in ihrer Begränzung durch die Wandelbarkeit der Umstände nebst jener schon erwähnten Psychologie enthält, — will der Vf. hier darlegen. — Erziehung ohne Unterricht ist ihm unmöglich, wer bloss mit dem Bande der Empfindung den Zögling leitet, kennt oft nicht den tiefsten Winkel der jugendlichen Seele. Zum Unterricht gehört alles, was man irgend dem Zögling zum Gegenstande der Betrachtung macht, also auch die Zucht und Ordnung des Erziehers selbst. Sehr wahr gedenkt der Vf. des zwecklosen und unmöglichen Strebens der Erwachsenen, Kindern eine Kinderwelt zu bauen; der Blick des wohlangelegten Knaben geht, wenn er acht Jahre hat, über alle Kinderhistorien hinweg. Man gebe ihm lieber die Odyssee in die Hände, die klassische Kinderzeit der Griechen. Rec. kennt aus eigner Erfahrung die grosse Wirkung dieses Werks auf das jugendliche Gemüth. Wer als Knabe eine solche Welt, und als Fortsetzung ihr zunächst die spätere Geschichte griechischer Staaten kennen lernte: der verschmäht sicher den grossen, mit jeder Messe jung und alt werdenden Haufen deutscher Kinderschriften. Indem aber der Vf. den Homer mit dem Zögling in der Grundsprache gelesen wissen will, setzt er stillschweigend die Erziehung des Zöglings zu einem Gelehrten, oder zu einem höheren durch Gelehrten-Erziehung gebildeten Geschäftsmanne voraus. Diess ist auch in der That der vorherrschende Gesichtspunkt dieser Schrift, so wie die in derselben enthaltenen Anweisungen hauptsächlich für Privat-Erziehung passen, die allerdings in mancher Rücksicht die vollkommenste seyn muss, und der sich der Vf. mit reger Kraft und glücklichem Erfolge eine Zeit lang widmete.

Der Inhalt dieses Werkes und die philosophische Bestimmtheit der Schreibart reden für sich selbst. Rec. hat sich gefreut, in den Hauptsachen mit dem Vf. übereinzustimmen; wo er es minder konnte, liegt es vielleicht am Mangel näherer philosophischer Verständigung, oder an Verschiedenheit individueller Erfahrung. Unsern Lesern sey hier eine kurze Uebersicht gegeben.

Regierung muss den blinden Ungestüm der Kinder *unterwerfen*, ehe sich Spuren eines echten Willens bey dem Kinde zeigen. Weil dieser Ungestüm mit den Jahren wiederkehrt, ja sogar stärker wird, ist ein fortdauernder fühlbarer Druck für dieselben nöthig. Diese Regierung zählt zu ihren Massregeln zuvörderst *Drohung*. Sie ist unzuverlässig wegen der Schwachheit und des Leichtsinns der Kinder. Man hat daher lieber die *Aufsicht* empfohlen. Aber — Knaben und Jünglinge müssen *gewagt* werden, um Männer zu werden. Mit der stetigen Aufsicht wächst das Bedürfniss derselben, der Charakter wird schwach oder

oder verschroben. (Alles, was der Vf. darüber S. 52. u. 53. hinzusetzt, ist sehr wahr und beherzigungswerth.) Besser als Aufsicht wirken Autorität und Liebe, jene am natürlichsten durch den Vater, diese durch die Mutter. Am besten wirkt der eigne Wille des Zöglings. Für den Erzieher gelten folgende goldne Regeln: „Kein langes Schmollen! Keine künstliche Gravität! Keine mystische Verschlossenheit! — Und vor allem: — keine geschminkte Freundlichkeit. Das *Gerade* muss allen Bewegungen bleiben, wie mannichfaltig sie die Richtung wechseln mögen." — Weil der Erzieher die Thätigkeit des künftigen Mannes nicht verkümmern darf, und weil das menschliche Streben vielfach ist: so müssen die Sorgen der Erziehung vielfach seyn. Dieses Viele der Erziehung liesse sich unter folgende beide Hauptbegriffe, die Zwecke der Willkür des künftigen Mannes, und die Zwecke der Sittlichkeit, zusammenfassen. In Rücksicht der erstern suche der Pädagog Vielseitigkeit des Interesse hervorzubringen, in Rücksicht des letztern suche er ihm zur Erkenntniss des Guten als Guten zu verhelfen. Die Individualität des Zöglings wird dieses oft erschweren, oft erleichtern; man lasse sie aber so unversehrt als möglich. Individualität und Charakter unterscheiden sich. Jene ist unbewusst, dieser ist sich bewusst, weil er mit Entschlossenheit *will*. Dieser äussert sich gegen die erste fast unvermeidlich durch Kampf. Je weiter die Individualität in die Vielseitigkeit verschmolzen ist, desto leichter wird der Charakter seine Herrschaft im Individuum behaupten. (Dem Vf. ist die Individualität eine Complexion sinnlicher Begierden und Einfälle. Sie ist nach S. 125. kein *Ganzes*. Wollte man ihr eine höhere Bedeutung geben: so entspränge daraus auch ein andrer pädagogischer Gesichtspunkt.) Den Reichthum herbeyzuschaffen, wodurch das vielseitige Interesse entsteht, ist die Sache des *Unterrichts*; die sittliche Richtung dem Charakter zu geben, ist die Sache der *Zucht*.

Dem vielseitigen Interesse ist ein eigner Abschnitt gewidmet. Wer sich jemals irgend einem Gegenstande menschlicher Kunst mit Liebe hingab, der weiss auch, was *Vertiefung* heisst. Die einzelnen Vertiefungen müssen in der *Besinnung* zusammentreffen. Die ruhende Vertiefung sieht das Einzelne klar, ihr Fortschritt zur andern associirt die Vorstellungen. Ruhende Besinnung sieht das Verhältniss der Mehreren. Die reiche Ordnung einer reichen Besinnung heisst System. Der Fortschritt der Besinnung ist *Methode*. Das Interesse unterscheidet sich von der Begierde; jenes haftet am Gegenwärtigen, diese strebt nach etwas Künftigem. Das Interessante ist es, was die Vertiefungen verfolgen, und die Besinnungen sammeln sollen. Das geschieht durch Erkenntniss des Mannichfaltigen, seiner Gesetzmässigkeit und ästhetischen Verhältnisse, und durch Theilnahme an Menschheit, Gesellschaft und dem Verhältniss beider zum höchsten Wesen. Der Unterricht ist eine Ergänzung der Erfahrung und des Umgangs. Die Stufen des Unterrichts sind: *zeigen*, *verknüpfen*, *lehren*, *philosophiren*. In Sachen der Theilnahme sey er *anschaulich*, *continuirlich*, *erhebend*, in die Wirklichkeit *eingreifend*. Der Unterricht betrifft in Rücksicht seiner Materie Sachen, Formen und Zeichen. (Ganz richtig nennt der Vf. die Zeichen, z. B. Sprachen, eine Last des Unterrichts; doch scheint er die Sprachstudien S. 183 u. 184. ein wenig zu ungünstig zu betrachten. Auch abgesehen von allem Inhalt des Gelernten, hat das Sprachstudium schon für sich einen Nutzen für die Jugend; es ist eine angewandte Logik, ein Bestreben, sich das nächste Mittel aller Darstellung anzueignen, und in diesem Bestreben wird es eine Erleichterung der Darstellung selbst.) Der Gang des Unterrichts sey darstellend, analytisch-synthetisch. In Bezug des letzten spricht der Vf. auch von einer synthetischen Geschmacksbildung, und es wäre die Aufgabe: das Schöne in der Phantasie des Zöglings entstehen zu lassen. Man wird den Inhalt eines klassischen Schauspiels erst erzählen, einzelne *Situationen* ausmalen, dann den Dichter selbst *lesen*. (Rec. fand bey dieser Stelle Anstoss. Das Schöne entsteht nicht synthetisch in der Phantasie — das thuts nur bey dem nachschmeckenden Kritiker — sondern es ist mit einmal da. Stärker wird der Zögling ergriffen vom Dichter selbst, als vom Vorerzählen des Pädagogen. Zündet aber der Dichter nicht in seinem Gemüth, dann auch nicht der Vorerzähler.) Von S. 219 — 231. ist die Art und Weise angegeben, wie ungefähr die klassischen Dichter und Geschichtschreiber der Alten zu lesen sind. Jeder Lehrplan indessen hängt von vielen Zufälligkeiten ab. Die Wirksamkeit desselben kommt zusammen aus den individuellen Kräften des Erziehers und des Zöglings, diese, wie sie sich finden, müssen aufs beste benutzt werden. Resultat dieses Unterrichts ist Ausfüllung des Gemüths, Speculation, Geschmack, Religion, — zugleich auch Leben, Hingebung an äusseres Thun *und* Leiden. Der Uebergang von der Musse zum Thun, und umgekehrt, ist das *Athmen* des menschlichen Geistes, das Kennzeichen der Gesundheit. In ihr ist Lebenslust vereint mit der Hoheit der Seele, welche weiss vom Leben zu scheiden.

Was der Mensch will, verglichen mit dem, was er nicht will, ist sein Charakter. Es ist aber eine alte Klage, dass der Mensch gleichsam zwey Seelen habe. Der Sittenlehre bleibt bey dem Kampfe des Menschen mit sich selbst nichts übrig, als sich an das Subjective der Persönlichkeit zu wenden. Der Erziehung ziemt ein solcher Gang keineswegs. Sie muss dem objectiven Theile des Charakters, den Neigungen u. s. w. ihre vorzügliche Aufmerksamkeit widmen. Es giebt eine Anlage zur Festigkeit des Charakters: Gedächtniss des Willens. Die Wahl bestimmt, als Vorzug und Zurücksetzung, was beharrlich gewollt wird. Aus der Selbstanschauung entspringen die Grundsätze und die innere Befestigung. Etwas anders, als diese psychologischen Phänomene, ist die Sittlichkeit. In ihr sprechen wir selbst gegen uns selbst, indem wir unsern Charakter censiren und zum Gehorsam auffordern. Nur aus der ästhetischen Gewalt der

der moralischen Umsicht kann die reine, begierdenfreye, mit Muth und Klugheit vereinbare Wärme fürs Gute hervorgehen, wodurch echte Sittlichkeit zum Charakter erstarkt (S. 320.). Der Charakter, als Herr des Verlangens, soll praktischen Ideen folgen. Die bestimmenden Ideen sind Rechtlichkeit, Güte, innere Freyheit. Die That erzeugt den Willen aus der Begierde, zur That gehört Fähigkeit und Gelegenheit. Der Gedankenkreis, die Anlage, die Lebensart wirken auf den Charakter. Die Zucht leitet diese Wirkungen durch Gewöhnung, Reiz, Zwang und Strafe. Der Vf. giebt hierüber gegen das Ende seines Buches treffliche Bemerkungen, und schliesst dasselbe mit einem Troste für den Erzieher, der bey dem besten Willen und der grösten Aufmerksamkeit doch irren konnte: „Der Erzieher fasse Muth, wenn er gefehlt hatte, die Erfolge seiner Fehler mit anzusehen; er fasse Muth, auch daraus zu lernen. — Und so mag immerhin der junge Mann, nun er gross ist, auch andrer Rede vernehmen! Die Zeit mag ihn forttragen zu ihren Täuschungen und Aufschlüssen, — zu ihren Plagen und Freuden! Oder er mag hineingreifen in ihre Wechsel, um seinen Muth, um seine Kraft — die angeborne, die anerzogne, und die selbst erworbne — zu erproben und zu zeigen."

TECHNOLOGIE.

SCHÖNINGEN, b. Tölle, u. QUEDLINBURG, in Comm. b. Ernst: *Magazin der Eisenberg- und Hütten-Kunde.* Herausgeg. von *Joh. Ludw. Jordan* und *Traug. Lebr. Hasse.* — *Ersten* Jahrgangs *erstes* Heft. 1806. 84 S. gr. 8. (Pränum. Pr. 18 gr.)

Das Eisenhüttenwesen ist, nach den Fortschritten, welche es in den letzten 10 bis 15 Jahren gemacht hat, zu urtheilen, gewiss einer eignen Zeitschrift würdig und bedürftig. Auch hat man bekanntlich schon mehrere Versuche dieser Art gemacht; sie wurden aber theils in ihrem Entstehen erstickt, theils hatten sie nur eine ephemere Dauer. Zu den letzten gehört das Eisenhütten-Magazin von *Tölle* und *Gärtner*, wovon nur einige Hefte erschienen. Ohne den Werth dieser Schrift würdigen zu wollen, will Rec. nur bemerken, dass die Herausgeber solcher Sammlungen gewöhnlich den Fehler begehen, nicht auf das Interesse der meisten Leser Rücksicht zu nehmen. Bey einer Zeitschrift für das Eisenhüttenwesen ist doch wohl hauptsächlich auf praktische Leser zu rechnen, wenn das Unternehmen Fortgang haben soll: denn Gelehrte von Profession, eigentliche Chemiker, Mineralogen u. s. w., werden die Zeitschrift mit mehrern andern im Zirkel der Lesegesellschaft, deren Mitglied sie sind, erhalten, folglich sind an diese wenig Exemplare abzusetzen, und Dilettanten giebt es für dieses Fach gewiss wenig. Allein *praktische* Hüttenmänner, die einsam auf ihren Hüttenwerken leben, und von Lesegesellschaften entfernt sind — diese machen nach der Ueberzeugung des Rec. den *größten* Theil der Leser aus, und die Zeitschrift muss daher, auch, wenn sie reellen Nutzen für das Fach haben soll, besonders auf ein praktisches Publicum berechnet seyn. Allein diese Regel scheint Rec. bey dem vorliegenden Magazin bey weitem noch nicht beachtet zu seyn. Der Plan desselben, der diesem *ersten* Hefte vorgedruckt ist, begreift alle Theile des Eisenberg- und Hüttenwesens, auch Anzeigen neuer Schriften, welche in dieses Fach einschlagen, so wie kurze Biographieen verdienstvoller Eisenhüttenmänner, Ankündigungen, Preiscouranten von neuen Eisenwaaren u. s. w. Die Herausgg. sind dem Publicum bereits als gute Schriftsteller bekannt, und man ist daher berechtigt, von ihrer Auswahl etwas Gutes und Zweckmässiges zu erwarten; allein nach dem Inhalte des vorliegenden *ersten* Hefts zu urtheilen, scheint es ihnen noch sehr an zweckmässigen Beyträgen zu fehlen. Gewiss werden die meisten Leser mit dem Rec. die künftige Vermeidung aller oryktognostischen Beschreibungen von solchen Eisensteinen wünschen, die zwar wohl Gefährten des zu verschmelzenden Eisensteins, aber nicht das eigentliche Object des Schmelzens sind. Diese kann man wohl füglich einer Zeitschrift für die gesammte Mineralogie überlassen. Ein anderes wäre die Aufnahme oryktogn. Beschreibungen solcher Beymengungen der Eisensteine, die einen entscheidenden Einfluss auf die gute oder schlechte Beschaffenheit des erzeugten Roheisens haben. — Die Aufsätze I. II. enthalten äussere Beschreibungen von muschlichem Glanz- und ochrigem Schwarz-Eisenstein, von Dr. *Jordan.* Beide unbedeutend, und dem Zweck dieses Magazins so wenig entsprechend, als III. von der Aufsuchung metallgiebiger Lagerstätten, besonders des Eisens; von ebendemselben. Dieser letztere Aufsatz enthält im Ganzen nichts Neues; die Kennzeichen zur Auffindung der Eisensteinsgänge, welche hier gelehrt werden, weiss jeder Steiger; nur sind die Gebirgs- und Gangarten nach *Werner's* Nomenklatur angegeben, und dieses ist auch das einzige Verdienst dieser Anweisung. IV. Nachrichten von der Wiederaufnahme der Eisenhütte Foz d'Alge in Portugal, und Versuche, mit Kastanien- und Korkeichenkohlen und unverkohlter Cepa (*erica arborea*) zu schmelzen. Aus Nachrichten des Königl. Portugiesischen Berg-Directors, Hn. *von Eschwege*, mitgetheilt vom Oberfactor *T. L. Hasse.* Rec. zweifelt gar nicht, dass Hr. *v. E.* der Mann sey, welcher den gesunkenen Eisenhüttenbetrieb Portugals wieder heben kann, und die vorliegende Nachricht ist im Wesentlichen gut, und, wie es scheint, historisch-treu abgefasst, hat aber doch im Ganzen zu wenig Gehalt. Weil S. 69. die Ursachen der ersten kurzen Hüttenreise zu Foz d'Alge angegeben sind: so will Rec. noch seine Meinung über das Auswärmen des dortigen Ofens hersetzen. Der Hohofen zu Foz d'Alge ist, nach dem langen 50jährigen Stillstand desselben zu rechnen, bey weitem nicht lange genug ausgewärmt (nur vom 16 bis 31. Dec., also 15 Tage), besonders in Hinsicht des vorhandenen Brenn- oder Schmelz-Materials. Rec. hat neulich

lich auf einer Hütte, die etwa 6 Jahre nicht im Betrieb gewesen war, das Gestell u. s. w. wenigstens 4 Wochen auswärmen lassen, und zwar mit lauter reinen Büchen-Kohlen, und man bemerkte doch noch beym Anfang des Gebläses häufige Spuren von Feuchtigkeiten, welche anfangs den Hohöfnern Hindernisse bey der Arbeit in den Weg legten. Dass die Bälge anfänglich nur ganz langsam wechselten, war gut, und ist auch bey deutschen Hohöfen Regel; nur glaubt Rec., dass ein dreymaliger Wechsel in der Minute ebenfalls zu gering war, und dass es folglich bey einem so elenden Schmelzmittel, als die Cepakohlen seyn müssen (der Strauch von *Erica arborea* ist Rec. recht wohl bekannt), durchaus backig werden und der Ofen sich versacken musste. Die Nässe der Kohlen selbst und die Unreinigkeit derselben machten das Uebel vollkommen. V. Das Gefrieren (*Einfrieren* sollte es eigentlich heissen) der Wasserräder bey Hüttenwerken, ohne Feuerungskosten zu verhüten, vom Oberfactor *Hasse*. Der Vf. liess über dem Frischfeuer einen grossen eisernen Kessel, etwa 10 Eimer gross, in einer Höhe von 5 Fuss, mittelst einiger starken eisernen Haken aufhängen, und mit Wasser füllen. Aus dem Kessel leitet er die Wasserdämpfe durch Röhren von Gusseisen auf die Blas- und Hammerräder, wodurch solche vom Eise frey erhalten und also vor dem Einfrieren gesichert werden. Die Vorrichtung verdient Nachahmung. VI. Anzeige der Eisenhüttenwerke in den Kreisämtern Schwarzenberg, Voigtsberg und Wolkenstein, der dabey beschäftigten Mannschaft, der verfertigten Eisenmenge, und deren Betrag in Gelde, nach dem Jahresschlusse 1804. berechnet. Von einem Ungenannten. Weniger für den Hüttenmann als für statistische Leser. Zu diesem Aufsatze gehören auch die am Ende beygefügten 4 Tabellen.

Uebrigens wünscht Rec. sehr, dass die Herausgeber von sachkundigen Männern und dem Publicum so mögen unterstützt werden, dass das angefangene Unternehmen, dessen Absicht lobenswerth ist, guten Fortgang habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. 1) *Leipzig*, b. d. Vf. und in allen Buchhandl.: *Die Kunst, schöne und gesunde Zähne von Jugend auf bis ins späteste Alter zu erhalten.* Nebst einer Anweisung über den Wechsel der Milchzähne, und den richtigen Gebrauch meiner Zahn-Medicamente, von *Carl Schmidt*, Churfürstl. Sächs. u. s. w. Hof-Zahn-Chirurgus. Mit einer Vorrede von D. *Königsdörffer*. *Zweyte* verb. u. verm. Auflage. Mit einer Zahn-Tabelle. 1807. XVI u. 128 S. 8. (16 gr.)

2) *Dessau* u. *Leipzig*, b. d. Vf. u. in allen Buchhandl.: *Hülfsbüchlein für Jedermann*, oder gründliche Anweisung, den Brüchen zuvorzukommen, sie zu verhüten, und wenn sie einmal entstanden sind, sie genau zu erkennen und zu heilen, von *Carl Schmidt*, an mehrern Höfen Hof-Zahn-Chirurgus. Mit einer Vorrede von D. *Franz Heinrich Martens*, weiland Prof. zu Jena. Mit Kupfern. *Zweyte* Auflage. 1807. XVI u. 112 S. 8. (16 gr.)

Beide Abhandlungen eines und desselben Verfassers sind uns erst in dieser *zweyten* Auflage bekannt geworden; die *erste*, kurz vorher erschienene, war sehr bald erschöpft.

Nr. 1. giebt Rec. vor mehrern ähnlichen Schriften von Zahnärzten deshalb den Vorzug, weil sie in keinem anmassenden marktschreyerischen Tone abgefasst, auch nicht etwa, wie Rec. ein anderes Werkchen dieser Art kennt, aus *Mayer's* Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers und andern Schriften wörtlich, und wahrscheinlich noch obendrein durch einen besoldeten Freund, ausgeschrieben ist. Die Regeln und Warnungen, die der Vf. beym Durchbruch, Wachsthum und Wechsel der Zähne den Aeltern ertheilt, verdienen befolgt zu werden. Nächstdem giebt er Erwachsenen zweckmässigen Rath, wie sie ihre gesunde Zähne conserviren, und wie sie sich in den mancherley Krankheiten derselben verhalten sollen; zugleich ertheilt er Warnungen gegen einige Betrügereyen herumziehender Zahnärzte, und giebt zuletzt, ausser einigen anspruchslos mitgetheilten Beobachtungen, sehr gute Winke über das Einsetzen künstlicher und das Verpflanzen natürlicher Zähne. Im Anhange erläutert er eine beygefügte Zahn-Tabelle, die beym Wechseln der Zähne besonders nützlich, und zuweilen sehr nöthig seyn kann, und endlich den richtigen Gebrauch seiner Zahn-Medicamente, welche, wie Rec. bekannt ist, die Kunden des Vfs. mit sehr gutem Erfolge gebrauchen, so wie sie ihm, in Hinsicht des Putzens der Zähne, das verdiente Lob ertheilen, dass er dabey die Conservation der Zähne berücksichtigt, und nicht die Zähne, wie man leider sonst hören muss, durch Anwendung kaustischer Mittel verdirbt.

Nr. 2. Mit gleicher Anspruchslosigkeit, aber offener Wahrheit und Gründlichkeit, sagt der Vf. viel Gutes über die Brüche, ingleichen den Mastdarm-, Mutter- und Scheidenvorfall, insbesondere über das Zurückbringen und Zurückhalten derselben. Er giebt genaue Beschreibungen: wie eine Bandage beschaffen seyn muss, wenn sie für zweckmässig und nützlich erkannt werden soll, und diess müsste schon die gute Meinung erregen, dass der Vf. gute Bandagen verfertigt: allein Rec. kann und muss auch der Wahrheit zur Steuer hinzufügen, dass die Bandagen des Vfs. mit unter die besten gerechnet werden können, indem sie viele andere marktschreyerisch empfohlne weit übertreffen. Besonders muss man noch das ehrliche Geständniss rühmen, dass auch mit der besten Bandage nicht alle Brüche radical geheilt werden können, sondern dass es auf die Umstände ankommt, unter welchen man auf eine Radicalcur hoffen kann; dagegen andere Bandagisten unverschämt genug sind, ihre Bruchbänder als Radicalmittel auszuposaunen. Auf zwey Kupfertafeln ist die richtige Anlegung eines Leistenbruchbandes deutlich gezeigt, so dass ein Laje sich die Bandage selbst anlegen kann, wiewohl es immer vorzüglicher und sicherer seyn wird, wenn ein abwesender Kranker Anfangs einen Wundarzt dabey zu Rathe zieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. April 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

RIGA, b. Hartmann: *Anfangsgründe der Staatswirthschaft*, oder *die Lehre vom National-Reichthum*, von *Christian von Schlözer* der Rechte Doctor von der Universität zu Göttingen, Ruff. Kaiserl. Hofrathe, der Staatswissenschaften Professor auf der Universität zu Moskwa. *Erster* Band. 1805. 142 S. *Zweyter* Band. 1807. 254 S. gr. 8.

Hr. *von Schlözer* wurde durch sein Amt zur Abfassung eines eignen Lehrbuchs für die ihm anvertraueten Wissenschaften veranlasst, und, laut der Vorrede, durch den Hn. Curator der Universität Moskwa selbst dazu aufgefordert. Er trägt in dem *ersten* Bande die allgemeinen Begriffe vom National-Reichthume unter dem Titel: *Metapolitische Anfangsgründe der Staatswirthschaft*, vor; in dem *andern* Bande liefert er die *Industrie-* und *Finanz-Politik*, die er beide unter dem Namen von *eigentlicher Staatswirthschaft* befasst.

Der *erste* Theil fängt mit der Lehre von den Quellen des National-Reichthums an, deren der Vf. nur *zwey* annimmt, nämlich: *Arbeit* und *Capitale*, welche beide nach ihren allgemeinen Wirkungen betrachtet und eingetheilt werden. Hierauf handelt er von dem Tausche und dem Tauschwerthe, so wie von der Rente, dem Preise, Zinsen, von der Consumtion u. s. w., und beschliesst die Abhandlung mit der Aufzählung der allgemeinen Ursachen der Vermehrung des Reichthums, wobey denn auch von dem Credit und dem Papiergelde gehandelt wird. Der *zweyte* Theil zerfällt, wie schon bemerkt worden, in die Industrie- und Finanz-Politik, wovon die erstere die Politik der Gewerbe in ihrer natürlichen Ordnung abhandelt, so wie die Finanz-Wissenschaft gleichfalls nach den bisher üblichen Rubriken vorgetragen wird.

Im Allgemeinen ist der Vortrag zweckmäsig, und da zu erwarten ist, dass das Buch, da der Vf. darüber Vorlesungen hält, eine neue Auflage erleben wird: so können die noch darin befindlichen Mängel bey demselben leicht verbessert werden. In dieser Hinsicht theilt Rec. dem achtungswerthen Vf. einige Bemerkungen mit, die auch für das Publicum interessanter seyn werden, als eine weitläuftigere Beschreibung des Inhalts, da jeder Sachverständige schon nach den eben angegebenen Rubriken leicht denken kann, was für Materien in dem Buche selbst abgehandelt sind.

Die erste Bemerkung betrifft die Anlage des Ganzen. Der national-ökonomistische Theil ist mit der eigentlichen Polizey- und Finanzwissenschaft von heterogener Natur. Jener soll die Ursachen des National-Reichthums entwickeln, sie mögen liegen, wo sie wollen. Die Gewerbspolitik soll das Verhalten des Staats in Beziehung auf die Gewerbe angeben; ihre Regeln schränkt die National-Oekonomie ein, und daher muss der Polizey-Gesetzgeber die letztere kennen; aber die Gewerbspolitik bezieht sich nicht bloss auf national-ökonomistische Zwecke, sondern auch auf Erhaltung der Gerechtigkeit, der bürgerlichen Ordnung unter den Gewerbsleuten u. s. w. Auf die Finanzwissenschaft soll die National-Oekonomie aber nur einen negativen Einfluss haben; die Finanzwissenschaft hat gar nicht den Zweck, den National-Reichthum zu vermehren oder zu begründen, sondern ein Staatsvermögen zusammen zu bringen und zu verwalten. Der Vf. hat aber alle diese verschiedenartigen Kenntnisse, so wie es freylich in allen Lehrbüchern geschehen ist, die vor dem seinigen erschienen sind, unter einem einzigen Titel: *Staatswirthschaft*, zusammengefasst, welches Wort er durch den Zusatz: oder die Lehre von dem National-Reichthume, erklärt. Er wird aber selbst gestehen müssen, dass viele Artikel in der Polizey- und Finanzwissenschaft nur durch viele Umwege zu der Lehre vom National-Reichthume gezogen werden können, eben so wie die Lehren des *ersten* Theiles nur höchst erzwungener Weise unter den Begriff der Staatswirthschaft gebracht werden können. Der Vf. giebt dieses auch selbst dadurch zu erkennen, dass er seinen zweyten Band *eigentliche* Staatswirthschaft überschreibt, wo denn der erste *uneigentliche Staatswirthschaft* heissen müsste, wodurch das Unpassliche des Titels sogleich in die Augen fällt.

Durch diese Unsicherheit des Begriffes vom Ganzen ist es nun geschehen, dass die Materien oft unrichtig vertheilt worden sind, und dass das, was in der Nationalreichthums-Lehre hätte abgehandelt werden sollen, in die Politik gekommen ist, wohin es offenbar nicht gehört. So gehören die Gewerbe in allen ihren Zweigen ganz deutlich zu den Ursachen der Entstehung und Vermehrung des National-Reichthums. Daher mussten die Begriffe vom Ackerbau, Manufacturen und Handel im *ersten* Bande entwickelt, und daselbst gezeigt werden, wie sie zur Erzeugung und Vermehrung der Güter wirken. Hier war auch der Ort, das physiokratische System, das nur *eine* Quelle des National-Reichthums zulässt, zu prüfen, welches der Vf. erst in der Finanzwissenschaft in einer ausführlichen Anmerkung beleuchtet. Bey Entwickelung der Grundprincipien der Entstehung alles Reichthums konnte dieses viel kürzer und bündiger geschehen.

hen. Was den Vf. zu dieser Trennung zusammengehörender Materien verleitet haben mag, scheint die unglücklich gewählte Benennung: *Metapolitischer Theil der Anfangsgründe der Staatswirthschaft*, zu seyn, womit er seinen *ersten* Theil bezeichnet. Die Metapolitik erinnert an Metaphysik, und scheint lauter allgemeine und abstruse Sätze zu fordern, und daher bleibt der Vf. nur bey den allgemeinsten Begriffen der National-Oekonomie von Güter, Geld, Tausch, Preis u. s. w. stehen, und verschiebt die Anwendungen derselben in den folgenden Theil. Dadurch muste nothwendig der *erste* Theil trocken werden und ein etwas schwerfälliges Ansehen bekommen, welches beym Vortrage darüber sehr geniren, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer leicht ermüden wird. Wäre dagegen der Begriff der Nationalreichthums-Lehre gleich von vorn herein richtig und bestimmt aufgefasst worden: so hätten sich auch gewiss die dahin gehörigen Materialien in eine leichtere Ordnung gefügt.

Was zweytens die Abhandlung der einzelnen Theile betrifft: so ist des Vfs. Vertrautheit mit den besseren Begriffen der Wissenschaften, die er vorträgt, allenthalben sichtbar, und man bemerkt mit Vergnügen eine praktische Tendenz, wobey zugleich manche belehrende Bemerkungen über Russland gegeben werden. Einzelne Begriffe lassen allerdings hie und da, besonders in dem *ersten* Theile, genauere und schärfere Bestimmungen zu, die der Vf. bey nochmaliger Durchsicht und Vergleichung leicht finden und verbessern wird.

Die Quellen des National-Reichthums werden auf Arbeit und Capital reducirt; der Erde oder der Naturkraft wird als einer Hauptquelle des Reichthums gar nicht gedacht, und was sie verrichtet, ist mit unter den Begriff des Capitals gezogen, welches der Sache eine gezwungene Ansicht giebt. Die Eintheilung der Capitale in persönliche und Realcapitale, welche §. 24. gegeben wird, ist ohne Grund, und wird schwerlich Beyfall erhalten. Dagegen ist die Entwickelung §. 53 f., dass die hervorbringenden Kräfte, welche erfordert werden, um eine Sache in einen tauschbaren Zustand zu bringen, den ursprünglichen Massstab für den Tauschwerth eines Gutes abgeben, sehr gut gelungen. Vom *reinen* Gewinn giebt der Vf. keinen richtigen Begriff. Eine allgemeine Bestimmung dieses Ausdrucks ist gar nicht zu finden; er redet bloss von einem reinen Capital- und von einem reinen Arbeitsgewinn, und will unter letzterem (§. 35.) den Ueberfluss des Productes eines Arbeiters verstehen, der bleibt, nachdem er das, was zu seinem *nothwendigen* Unterhalte erfordert wurde, abgerechnet hat. Sonach ist auch dem Arbeiter nur das reiner Arbeitsgewinn, was nach Abzug seiner nothwendigen Subsistenzmittel übrig bleibt. Allein nach der gewöhnlichen, und in diesem Stücke sehr bestimmten, Kunstsprache ist reiner Gewinn ein solcher, der nach Abzug der nöthigen Auslagen, oder des Gewinnes, der an andere gezahlt werden muss, übrig bleibt. Einem Handarbeiter aber gehört sein Lohn allein; er ist also auch ganz für ihn reiner Gewinn, so wie der Zins vom Capital für jeden Capitalisten reiner Gewinn ist, er mag ihn anwenden, wozu er will. Ueberhaupt scheinen hie und da zu viele Eintheilungen gemacht zu seyn, wovon in der Folge kein Gebrauch gemacht wird, z. E. die Eintheilung der Gewinnste in absolute und relative. Die Motive, welche die Völker dahin führen, ein allgemeines Tauschmittel zu erwählen, und die edeln Metalle bey weitern Fortschritten der Cultur dazu auszuersehen, sind so bestimmt und überall so gleichförmig, dass man ihren Inbegriff wohl nicht einen *Zufall* nennen kann, wie der Vf. S. 76. thut. Eine unbestimmte und in vieler Hinsicht irrige Behauptung, die durch *Montesquieu* zu grossem Ansehen gekommen ist, wird auch in diesem Lehrbuche in mehreren Stellen fortgepflanzt, nämlich, dass die blosse grössere Quantität des Geldes ein Grund sey, den Preis desselben herunter zu bringen (§. 91. 113 ff.). Allein da der Vf. selbst sehr richtig gezeigt hat, dass der Tauschwerth der Dinge durch die Quantität und Qualität der hervorbringenden Kräfte bestimmt werde: so folgt aus seinem eignen Princip, dass das Geld nicht eher wohlfeiler werden wird, als wenn es mit weniger productiven Kräften allgemein erlangt werden kann. Denn so lange die Erlangung der edeln Metalle die ehemaligen Kosten erfordert, wird auch Niemand geneigt seyn, sie zu einem geringeren Werthe wegzugeben, als gegen Erstattung der Productionskosten. Das Fallen des Preises des Geldes kann daher nicht geradezu aus der vorhandenen grösseren Quantität des Geldes erklärt werden, sondern aus den Umständen, welche dessen Erlangung erleichtern, wovon allerdings der zufällige Ueberfluss einer seyn kann. *Papiergeld* wird (S. 138.) als „eine Anweisung auf eine gewisse Summe Geld bestimmt, in Rücksicht deren der Besitzer sich überzeugt hält, dass es von ihm abhängt, sie jeden Augenblick gegen das Geld umzusetzen." Diese Definition ist aber nicht richtig. Denn es giebt in vielen Staaten Papiergeld, das gar nicht gegen eine gleiche Summe Metallgeld umgesetzt werden kann, und wovon auch Niemand diese Ueberzeugung hat. Ist es desfalls kein Papiergeld? Dass durch das Papiergeld die Nominalpreise der Dinge erhöhet werden, wie §. 152. gesagt wird, ist wenigstens keine nothwendige Folge eines guten Papiergeldes, und kann also so allgemein nicht gesagt werden.

An der Spitze der Polizey- und Finanzwissenschaft hätte Rec. gewünscht, eine Untersuchung über die ersten Principien beider Wissenschaften zu finden, wodurch der Umfang und die Gränzen beider Disciplinen genau fixirt worden wären. Denn obgleich sämmtliche Regeln, welche der Vf. als Staatsmaximen aufstellt, gebilligt werden mögen: so ist doch kein Princip vorhanden, welches den Grund angiebt, weshalb ein Staatsmann nicht noch etwas weiter gehen, und ein anderer sie noch etwas mehr einschränken sollte. Durch einen solchen Mangel aber erhält die Polizey und Finanz ein Ansehen der Willkür, so dass es bloss von der besondern Gemüthsbeschaffen-

heit des Staatsverwalters abzuhängen scheint, wie weit er seine Eingriffe treiben will oder nicht. Denn die Begriffe des allgemeinen Wohls, des National-Reichthums u. s. w. sind viel zu unvermögend, um der Willkür fixe und genaue Schranken zu setzen. Bevor also ein solches Princip gefunden ist, wird man in der Polizey- und Finanzwissenschaft zwar viel schöne und zu billigende Maximen aufstellen können; aber man wird nie ein Mittel haben, die Verschiedenheit der Meinungen gründlich zu beurtheilen, und den Streit über die Gränzen der Eingriffe der Polizeygewalt in die Freyheit der Völker auf eine befriedigende Art zu entscheiden. Das Schwankende, welches aus dem Mangel der Feststellung eines solchen Princips entsteht, hat daher der Vf. auch nicht vermeiden können, ob man gleich die mehresten Vorschläge, welche er thut, billigen wird. So soll B. II. S. 26. sich der Regent den Landbau befördern, und es wird angerathen, theils *negative* durch Wegräumung der Hindernisse, theils *positive* dahin zu wirken. Zu den negativen Hindernissen wird Leibeigenschaft, Mangel an Eigenthum des Landmannes, Feudalrecht u. s. w. gezählt. Aber wie weit die Polizey hier eingreifen darf, um diese Hindernisse zu entfernen, ob die Klugheit bloss von der Willkür und dem allgemeinen Besten, oder noch durch andere bestimmtere Regeln geleitet werden solle, ist nirgends bestimmt. Besonders hätte gezeigt werden müssen, wie sich die Polizey gegen die hergebrachten Rechte, welche durch die veränderten Umstände dem Ganzen schädlich geworden sind, verhalten solle und dürfe. So will der Vf. S. 43. in Ansehung der Benutzung der Waldungen, die Regierung solle *alles willkürliche* und *unregelmässige* Aushauen untersagen; aber diese Maxime leidet eine solche Ausdehnung, dass die allertyrannischsten Eingriffe darunter gebracht werden könnten.

Die *Zünfte* nimmt der Vf. (S. 69.) in Schutz, aber auf die Gegengründe ist zu wenig Rücksicht genommen. Diese hätten wenigstens erfordert, dass die Modificationen, unter welchen eine nützliche Zunft-Einrichtung eingeführt werden könnte, angegeben worden wären. Unter die positiven Beförderungsmittel der Gewerbe rechnet der Vf. auch Vorschüsse der Regierung und Schaugerichte. Allein der Erfahrung zufolge sind beide von geringem Nutzen gewesen, und in der Natur beider liegt ein Same von mehreren Nachtheilen. Die Errichtung von *Messen* zur Beförderung des Handels wird §. 99. viel zu allgemein empfohlen. Bey der Behauptung §. 122., dass Monopole bey dem Koloniehandel dem National-Reichthume zuträglich wären, hätten *Smith's* und anderer Gründe dagegen mehr berücksichtigt werden sollen. Die Einrichtung der Banken §. 130. scheint mehr ein Gegenstand der Privatgesellschaften, als der Regierung zu seyn, wenigstens gehört sie nicht nothwendig für die letztere. Die Theorie derselben hätte daher wohl in den *ersten* Band gehört.

In der Finanzpolitik werden die Regalien §. 146. nicht bloss in so weit gebilligt, als es nützliche Gewerbe sind, die Privatleute nicht wohl unternehmen können, sondern auch in wie fern sie die Regierung als Finanzquelle benutzt. Die Frage aber, ob es zur Wohlfahrt des Landes nicht erspriesslicher wäre, wenn alle sogenannte nutzbare Regalien Privathänden anvertrauet würden? ist gar nicht berührt. Der Lehre von den Steuern wird der Vf. künftig mehr Zusammenhang geben können, da seitdem mehrere höchst wichtige Schriften darüber erschienen sind.

Hier und da sind vom Vf. einige Beyspiele zur Erläuterung gebraucht, die wegen vorgegangener Veränderung nicht volle Richtigkeit haben. So ist z. E. im Preussischen das drückende Recht der königl. Salpetersieder, welches S. 148. erwähnt wird, aufgehoben. Hie und da werden auch in den Anmerkungen zu harte Urtheile über andere Staaten gefällt, wie B. II. S. 52., wo es heisst: „Friedrich II. — hielt sich überzeugt, *alles* für sein Land gethan zu haben, als er ihm Zuckerraffinerieen und Porcellainfabriken verschafft hatte." Woher weiss Hr. *von Schl.*, dass Friedrich II. eine so bornirte Ansicht gehabt hat? Hat dieser Monarch nicht noch mit weit grösserm Eifer grosse Sümpfe und Moräste urbar gemacht hat; hat er nicht alle Arten von Gewerbe zu befördern gesucht, und verdient ein Missgriff unter so vielen Massregeln, die Hr. *von S.* grösstentheils alle billigt, ein solches Urtheil? — Diese und ähnliche kleine Flecken wird indessen der Vf. an seinem sonst wohlgerathenen Werke leicht abwischen können.

MATHEMATIK.

PENIG, b. Dienemann u. Comp.: *Oekonomisches Hauptrechnungsmanual* zur bequemen und genauen Berechnung aller Vorräthe, Einnahme und Ausgabe beym . . . . aufs Jahr 18 . . . Zum nützlichen Gebrauche für alle Eigenthümer und Pachtinhaber grosser Landgüter. Herausgeg. von einem Oekonomen *C. D. T.* 1804. 113 S. fol. (1 Rthlr.)

Unstreitig hat der Vf. den Vorstehern grosser Landwirthschaften durch die Herausgabe dieses Manuals einen sehr wichtigen Dienst geleistet; (er hat sie selbst in einem zweckmässig abgefassten Vorberichte auf die Brauchbarkeit desselben aufmerksam gemacht): denn allerdings muss jedem guten Landwirthe viel daran gelegen seyn, nicht allein jedes Jahr den wahren Ertrag seines Gutes genau zu wissen, sondern er muss sich auch von jedem einzelnen Wirthschaftszweige eine richtige Kenntniss der darauf verwendeten Kosten und dessen Ertrages zu verschaffen suchen, um sich dadurch in den Stand zu setzen, den damit in Verbindung stehenden Gewinn oder Verlust zu berechnen, und was ihm am vortheilhaftesten sey, oder auf welches Geschäfte er sodann seine grösste Aufmerksamkeit zu richten habe, sicher zu übersehen. Eine richtige Uebersicht des reinen Ertrags ist aber nur durch ordentlich geführte Register, worin alle Einnahmen und Ausgaben pünktlich aufgeschrieben werden, zu erlangen, und solche Register oder Rechnungen werden am besten in tabellarischer Form eingerichtet, wo

sowohl

ſowohl Einkünfte als Koſten unter beſondere Rubriken gebracht und monatlich zuſammengezogen werden. Hierauf wird durch den Abzug der Ausgabe von der Einnahme der Vorrath beſtimmt, ein Extract für die Herrſchaft gemacht, und ſo bis zum Abſchluſſe des Jahrs fortgefahren. Da es nicht allemal wohlgethan iſt, wenn der die Rechnung führende Verwalter eine ganz genaue Kenntniſs des Ertrags von einem Gute erlangt, weil er bey vorkommender Verabſchiedung vielleicht Miſsbrauch davon machen könnte: ſo iſt es nöthig, daſs ein Eigenthümer oder Pachtinhaber für ſich ein beſonderes *Hauptrechnungsmanual* halte, und die Führung deſſelben, ſo wie den jährlichen Abſchluſs ſelbſt übernimmt; die einzelnen Regiſter oder Rechnungen vertheilt er dann unter mehrere Perſonen, z. B. was zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Branntweinbrennerey, zum Brauweſen, zur Ziegelhütte, zur Jagd u. ſ. w. gehört, und zwar ſo, daſs ſie wechſelſeitig auf einander Bezug haben und dadurch eine Art von Controlle geführt wird. Monatlich liefert nun jeder ſeinen Abſchluſs oder Extract von allen Vorräthen, nebſt der baaren Geld-Einnahme, an ſeinen Principal ab. Dieſe Rechnungen werden dann vom Herrn nach ihrer Beziehung auf einander gehörig unterſucht, und nach befundener Richtigkeit in ſein Hauptmanual unter ihre gehörigen Rubriken eingetragen. Es finden ſich auch noch verſchiedene Einnahmen und Ausgaben bey Landgütern, über welche weder vom Verwalter, noch ſonſt einem Wirthſchaftsbedienten, Rechnung geführt werden kann, z. B. Gerichtsnutzung u. dgl., die aber gleichwohl in Rechnung gebracht werden und deshalb ihren Platz im Hauptmanual erhalten müſſen, wenn man von ſeinem Vermögensbeſtande gehörig unterrichtet ſeyn will. Das vor uns liegende Hauptrechnungsmanual iſt der leichtern Ueberſicht wegen in mehrere Kapitel eingetheilt worden, und gründet ſich auf gehörig geführte Wirthſchaftsrechnungen, aus welchen monatlich die Extracte unter gewiſſe Rubriken eingetragen werden. Für die *Einnahme* ſind 23 Kapitel mit folgenden Rubriken angenommen worden: 1) Getreidevorräthe in den Scheunen, nach Schock und Gebünd. Hier ſind wieder einzelne Abtheilungen von Raps, Winterweizen, Dinkel u. ſ. w., neben welchen einfache und doppelte Linien die ganze Seite herunterlaufen. Am Ende jeder zweyten Seite iſt auch noch eine Columne für die Summen. 2) Getreidevorräthe auf den Böden. 3) An baarem Gelde für Getreide. 4) Stroh- und Heuvorräthe, auch baare Geld-Einnahme dafür. 5) Vorräthe an Malz und Hopfen, auch baare Geld-Einnahme dafür. 6) An Bier und Branntwein, nebſt baarer Geld-Einnahme dafür. 7) An Ziegel und Kalk. 8) An Fiſchen. 9) Viehbeſtand und Werth deſſelben: an Pferden, Zuchtrindvieh, Zuchtſchafen, Zuchtſchweinen, Feder- und Maſtvieh. 10) Vorräthe an Nutz- und Brennholz, Torf und Steinkohlen. 11) An Wildpret, nach der hohen und niedern Jagd, edlen und unedlen Wild. 12) An Kartoffeln, Kraut, Rüben, Möhren. 13) An ſelbſterbauten Weinen im Keller. 14) An Bienenſtöcken, Honig und Wachs. 15) An baarem Gelde von den Baum- und Küchengärten, auch Obſtalleen. 16) Vorräthe an jungen zahmen Obſtbäumen in der Samen- und Baumſchule. 17) An wilden verſetzbaren Bäumen in der Baumſchule. 18) An baar eingegangenen Erbzinſen, nach den Terminen Walpurgis und Michaelis. 19) An Getreide-Erbzinſen. 20) An Zinshühnern, Gänſen u. ſ. w. 21) An Frohndienſten, mit Unterabtheilungen für Spann- und Handfrohnen, Botſchaftgehen. 22) Von der Gerichtsbarkeit, an ordentlichen Gerichtsgebühren und Strafgeldern. 23) Auſserordentliche und veränderliche Einnahme bey der Landwirthſchaft. Auch ein Kapitel an noch auſsenſtehenden Schulden für landwirthſchaftliche Producte, Erbzinſen und Frohndienſte. Zuletzt eine Recapitulationstafel. Die Ausgabe enthält ebenfalls 23 Kapitel, eine Recapitulationstafel und am Ende noch eine Tafel zur Hauptüberſicht aller Einnahme und Ausgabe, nebſt Bilance. Man kann dieſe *Manuale* jährlich gedruckt und gebunden in der Verlagshandlung bekommen. Druck, Papier und Linien ſind ſehr gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Frankfurt a. M.*: Zur Examen-Feyerlichkeit des Gymnaſiums im Auguſt 1806. ſchrieb der Director *Fried. Chriſtian Matthiä*, *de Sirona dea*, proluſio I. 22 S. 4. Zu den drey bekannten Inſchriften, welche einer Göttin *Sirona* in Verbindung mit dem *Apollo* erwähnen — eine vierte auf eine *Dea Deirona* deutete *Oberlin* nur ſehr gewagt auf dieſelbe — hat man im J. 1803. bey Oppenheim noch einen Votivſtein entdeckt, mit der vom Vf. des Programms hier mitgetheilten Inſchrift:

DEO
APOLLINI
ET SIRONAE
JVLIA FRON
TINA
VSLM

(d. h. *Votum Solvit Lubens Merito*).

Hr. Dir. *Matthiä* hält vor der Hand noch ſein Urtheil über dieſe Gottheit zurück, und begnügt ſich mit der Recenſion und Widerlegung der verſchiednen Hypotheſen über dieſelbe. Wir vermuthen, daſs der Vf unter dem Namen der *Sirona* irgend eine Localgottheit, die nach einem jetzt nicht mehr bekannten Ort dieſes Namens genannt worden, verſtehen werde, dergleichen auch Apollo *Grannus* war, der in zwey Inſchriften ausdrücklich mit der *Sirona* zuſammengeſtellt wird, und zuverläſſig auch auf den beiden andern Steinſchriften gemeynt iſt, wo er ſchlechtweg Apollo genannt wird. Dieſer *Grannus* hatte gewiſs Beziehung auf *Aquisgranum* oder *Aquae Grani* (Aachen). S. *Reimar. Dio* 77. 15. T. 2. p. 1301 f. *Saxe Acta ſec. Traj.* T. 1. p. 13. Apollo Grannus war aber, wie man aus dem Zuſammenhang in der angezognen Stelle des *Dio* ſchlieſsen kann, ein *heilender* Gott; woraus ſich die Inſchrift *ex voto* bey dem Oppenheimiſchen mineraliſchen Waſſer erklären läſst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. April 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Nyon: *Recherches chimiques sur la Végétation*, par *Theod. de Saussure.* 1804. 327 S. 8.

LEIPZIG, b. Reclam: *Theod. von Saussure's chemische Untersuchungen über die Vegetation*, übersetzt von *F. S. Voigt.* 1805. 300 u. 100 S. 8. (2 Rthlr.)

Zahlreiche Versuche und mühsame Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Pflanzenlebens geben in diesem Werke eine Menge fruchtbarer und belehrender Resultate. Ueberall ist die Rede von dem Einfluss der Luft und ihren Bestandtheilen, des Wassers und der Erde auf die Pflanzen und von der Bildung der Stoffe, die wir in den Pflanzen bemerken. Der Vf. hat mit unbeschreiblicher Genauigkeit diese Einflüsse unter den verschiedensten Umständen untersucht, manche herrschende Irrthümer berichtigt, auf viele verkannte Wahrheiten aufmerksam gemacht, und die Bahn zu neuen Untersuchungen eröffnet, die das Gebiet der Naturlehre erweitern müssen.

Zuerst über den Einfluss des Sauerstoffgas auf das Keimen. Bekanntlich stellten *Lefebure* und *Huber* die ersten Versuche hierüber an. Aber es war noch auszumachen, wie eigentlich der Sauerstoff auf die keimenden Samen wirke, ob er nämlich in die Substanz derselben übergehe oder zur Bildung des kohlensauren Gas, welches sich bekanntlich beym Keimen entwickelt, verwendet werde. Der Vf. fand, dass die Menge des verzehrten Sauerstoffgas der Quantität des erzeugten kohlensauren Gas vollkommen gleich war. Daraus ergiebt sich denn ohne Bedenken, dass der keimende Same nichts vom Sauerstoff in seine Substanz aufnimmt, sondern dass er zur Bildung des kohlensauren Gas verwandt wird. Dass er also als Reiz und zugleich als Mittel dient, um den Kohlenstoff dem Samen zu entziehn. Je mehr Sauerstoff die umgebende Luft enthält, desto grösser ist die Menge des erzeugten kohlensauren Gas. Aber keineswegs wird das Keimen selbst durch eine grosse Menge Sauerstoff befördert, wenn das entwickelte kohlensaure Gas nicht entfernt wird: denn dieses hindert die Vegetation mehr als Wasser- und Stickstoffgas. Auch haben neuere Erfahrungen gelehrt, dass das Uebermass von Sauerstoff zwar das Keimen selbst auf eine Zeit lang befördert, aber durch Ueberreizung in der Folge nachtheilig wird. (*Lampadius* in *Hermbstädt's* Archiv der Agricult. Chemie, B. 2. S. 377.) Aber, sagt man, keimende Samen enthalten Zucker, den sie vorher nicht enthielten. Zucker ist gesäuerter Schleim: die Samen müssen also beym Keimen Sauerstoff in ihre Mischung aufgenommen haben. Dagegen erwiedert der Vf. mit Recht: die Bildung des Zuckers aus dem Schleim schreibt sich vielmehr von dem Verluste des Kohlen-, als vom Zutritt des Sauerstoffs her: denn keimende Samen verlieren allezeit desto mehr an Gewicht, je stärker ihre Gährung war. Auch Wasser verlieren die keimenden Samen, welches wiederum nicht durch den Sauerstoff des umgebenden Luftkreises, sondern aus ihnen selbst gebildet wird. Ueber den Einfluss des Lichts auf das Keimen eilt der Vf. etwas zu schnell hinweg. Es hätte das Verhältniss der Lichtmenge, die das Keimen befördert, und der, die es verhindert, genauer bestimmt werden müssen. Denn es ist durch alltägliche Erfahrungen erwiesen, dass die Samen nur dann keimen, wenn eine bestimmte Lichtmenge auf sie wirkt, dass feinere Sämereyen oben auf die Erde gestreut, und in Schatten gesetzt, am besten keimen, dass der volle Glanz der Mittagssonne fast alles Keimen unterdrückt. Alles diess verdient noch genauere Untersuchungen. Der Vf. wendet sich nun zur Betrachtung des Einflusses des kohlensauren Gas auf die schon entwickelten Pflanzen. Er findet, dass ihnen dasselbe im Sonnenschein zuträglich ist, wenn der Luftkreis auch zugleich freyes Sauerstoffgas enthält. Eine Reihe der interessantesten Versuche beweist, dass die Pflanzen, während sie die Kohlensäure zersetzen, sich einen Theil des Sauerstoffgas aneignen, welches darin enthalten ist. Es frägt sich ferner, ob die Pflanzen, die in reinem Wasser und in freyer Luft wachsen, ihr Volumen nicht anders als durch den Beytritt des Wassers vermehren, und ob dabey ihr Kohlenstoff, wie *Hassenfratz* behauptete, vermindert wird. Der Vf. fand das Gegentheil. Pflanzen, auf solche Weise behandelt, hatten noch einmal so viel Kohlenstoff nach ihrer Entwickelung, und er findet es nun höchst wahrscheinlich, dass sie diesen Bestandtheil aus der Atmosphäre entlehnten. Dass die Pflanzen bloss durch ihre grüne Oberfläche die Kohlensäure zerlegen und Sauerstoff erzeugen, widerlegt der Vf. durch die an der rothen Gartenmelde gemachte Beobachtung, welche diess ebenfalls that, ohne im Geringsten weniger Sauerstoff zu geben, als die grüne Melde. Die grünen Blätter zerlegen die Kohlensäure nicht im Verhältniss ihres Volumens und kaum in Verhältniss ihrer Oberfläche. Die feinen fadenförmig-zerschlitzten Blätter geben im Verhältniss weit mehr Sauerstoff als die fleischigen. Gesunde Pflanzen, die im Dunkeln in einer Atmosphäre stehn, welche sieben bis zwanzigmal mehr Volumen

lumen hat als sie, bilden Kohlensäure und verschlechtern also die Luft. Es muss aber die Luft alsdann freyes Sauerstoffgas enthalten. Ist neben dem letztern eine geringe Menge Kohlensäure vorhanden: so athmen die Blätter diese so gut als den Sauerstoff ein. Pflanzen, die im Dunkeln dem reinen Sauerstoffgas ausgesetzt sind, gedeihen nicht so gut, als wenn die Luft noch ausserdem Stick- und Wasserstoff enthält. Die Blätter saftiger Gewächse verzehren weniger Sauerstoff: daher können diese Pflanzen in verdünnter Luft, auf sehr hohen Gebirgen und in unfruchtbarem Boden leben, z. B. die Saxifragen der Alpen, die Aloën, Stapelien und Cactus-Arten. Die Blätter der immergrünen Bäume verzehren weniger als die, welche sich entlauben: daher Tannen, Eriken, Rhododendra in verdünnter Luft und in weniger fruchtbarer Erde gedeihen. Die Sumpfpflanzen bedürfen ebenfalls weniger Sauerstoff: daher kommt es, dass man Gebirgspflanzen oft wieder in Sümpfen findet. Dass auch die Wurzeln der Pflanzen des Sauerstoffs der Atmosphäre bedürfen, hat der Vf. zwar durch einige scheinbare Gründe darzuthun versucht, aber diesen Satz doch nicht über allen Zweifel erhoben. Die Pfahlwurzeln, sagt er, kommen am besten in einem lockern Boden fort. Aber man bedenke doch nur, um mit dem Dichter des Landbau's zu reden,

„Jupiters Eiche zumal, die, so weit ihr Haupt zu des Aethers
Lüften sich hebt, so weit in den Tartarus dehnt sie die Wurzel."

Steht sie nicht gerade in dem festesten Boden, treibt sie ihre Wurzel nicht in eine Tiefe, wo keine Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffgas mehr Statt findet? Der Vf. giebt auch zu, dass sich die Wurzeln den Sauerstoff nicht geradezu aneignen, sondern dass sie erst Kohlensäure damit bilden, welche zu ihrer Nahrung verwandt werde. Wenn das ist, so haben wir in den Umgebungen der Wurzeln kein freyes Sauerstoffgas nöthig: denn die Damm-Erde und die Erdfeuchtigkeit enthalten an sich schon Kohlensäure genug. Bey dem Einfluss des Sauerstoffs auf die Blumen bemerkt der Vf., dass sie nur Stickgas aber kein Wasserstoffgas aushauchen. Die Entzündung einer Flamme, die man in Blumen bemerkt habe, komme bloss von der Verbrennung des wesentlichen Oels her. Unmittelbar darauf bezweifelt er das ganze Factum. Aber, wenn, wie nicht zu läugnen ist, wesentliches Oel aus den Blüthen entbunden wird, so ist auch die Entwickelung des Wasserstoffs zugegeben: denn, was ist Oel anders als eine Verbindung von Wasser- und Kohlenstoff?

Weniger interessant ist die Abhandlung vom Einfluss des Sauerstoffgas auf einzelne Pflanzenstoffe und auf todte Pflanzentheile. Es geht daraus hervor, dass im Ganzen das Sauerstoffgas, während der ersten Periode der Gährung sich nicht in todten Pflanzentheilen fixirt, dass es sich nicht mit ihrem Wasserstoff verbindet, um Wasser zu bilden, und dass es ihnen nur Kohlenstoff entreisst. Hievon sind jedoch die Oele ausgenommen. Diess geschieht bey der Essig-Gährung, beym Niederschlag der Extracte, bey der Gewinnung des vegetabilischen Eyweisses. Doch geschieht aus eben diesen Stoffen zu gleicher Zeit eine Entwickelung des Wassers.

Sehr anziehend und belehrend sind die Untersuchungen über die Bestandtheile der Damm-Erde. Gekohltes Wasserstoff, kohlensaures Gas, Wasser mit kohlensaurem Ammoniak geschwängert, empyreumatisches Oel und Kohle; das waren die Bestandtheile, welche man aus der Alpen-Erde erhielt. Der Vf. frägt: woher das Ammoniak? Offenbar muss viel Stickstoff, vermuthlich aus den verwesten Insecten und Würmern, sich in der Erde befinden. Aeusserst wichtig ist ferner die Bemerkung, dass die Damm-Erde so ungemein stark den Sauerstoff der Atmosphäre anzieht, aber ohne ihn zu binden oder sich anzueignen. Er entzieht der Erde bloss den Kohlenstoff und macht dadurch, dass diese sich vermindert. Es wäre sonst unerklärbar, warum Land, was seit Jahrtausenden bebaut und gedüngt worden, nicht eine stärkere Schicht von Damm-Erde erhält, wenn nicht die beständige Entziehung des Kohlenstoffs ihr Volumen verminderte. Der Vf. liess eine Unze Damm-Erde vier Monate lang unter einem weiten Recipienten mit atmosphärischer Luft stehn, und fand, dass ihr Gewicht sechzehn Gran verloren hatte. Sie hatte 24 Kubikzoll Sauerstoffgas zum Verschwinden gebracht und 32 Kubikzoll kohlensaures Gas gebildet. Hierin haben wir nun wieder eine Quelle der Nahrung für die Pflanzen. Die Damm-Erde bildet diese Nahrung selber aus dem Sauerstoff der Atmosphäre und ihrem eigenen Kohlenstoff. Man kann schon daraus schliessen, wie unfruchtbar auch die fetteste Damm-Erde seyn müsse, wenn sie eben aus einer grossen Tiefe heraufgebracht oder sonst vor dem Zugang der Luft geschützt ist. Wir sehn dann eine überwiegende Menge Kohle darin, die sie, beym Torfe, zum Verbrennen fähig macht, aber der Vegetation ist sie nicht zuträglich.

Ueber die Vegetation in Luft, welche von Sauerstoff leer ist. Man hat bisweilen gesagt, dass auch im Stickgas Pflanzen keimen. Der Vf. behauptet, dass sie alsdann das Wasser zersetzt, und aus demselben den Sauerstoff entlehnt haben. Aber er hat die Vegetation in Gruben, wo böse Wetter herrschen, nicht bedacht. Das Stickgas scheint wirklich oft einen dem Sauerstoff ähnlichen Einfluss auf die Vegetation zu haben. Wenn eine Pflanze im Stickgas Sauerstoff aushaucht: so leitet der Vf. den Ursprung des letztern aus der Substanz der Pflanze selbst her. Im Kohlen-Oxyde ging die Vegetation eben so von Statten als im Stickgas. *Humboldt's* Bemerkung, dass der Wasserstoff, wie das Licht, den Pflanzen Sauerstoff entlockt und ihre grüne Farbe erhöht, fand *S.* nicht bestätigt. Er meynt, diess komme daher, weil die Pflanzen im Wasserstoffgas nicht gänzlich alles kohlensaure Gas, welches sie daselbst bilden, verzehren können; weil eine grosse Menge dieser Kohlensäure selbst durch das Wasserstoffgas zerlegt werde. Das Resultat dieser Zerlegung ist Wasser und Kohlen-Oxydgas.

Ueber

Ueber die Zerlegung des Wassers durch die Gewächse. Diese geschieht, nach den Versuchen des Vfs., keinesweges auf directe Weise, indem die Pflanzen den Wasser- und Sauerstoff des Wassers trennen, sondern sie nehmen die Kohlensäure auf, welche das Wasser enthält. Denn, ginge eine solche Zersetzung vor: so würde des Sauerstoffs, den die Pflanzen aushauchen, weit mehr seyn, als die Kohlensäure enthält... Man hat behauptet, dass kohlensaures Wasser die einzige Nahrung der Pflanzen sey; der Vf. findet es unwahrscheinlich, weil Stickstoff, Erden und andere Bestandtheile der Gewächse einen andern Ursprung haben müssen, und weil er in reinem Wasser ohne Erde keine Gewächse zur Vollkommenheit bringen konnte. Diess nimmt uns Wunder. Denn was ist gewöhnlicher, als Versuche mit Kresse auf Flanell gezogen? Was ist bekannnter, als *Bonnet's* Versuche mit Johannisbeersträuchern in alten Büchern gezogen? Hierauf kommt der Vf. auf die Salze und andere Substanzen, die das Nahrungswasser der Pflanzen enthält. Die Wurzeln saugen wirklich diese Substanzen ein, aber in weit geringerer Menge, als das Wasser, welches diese Salze und Extracte aufgelöst enthält. Hier hätte die organische, reizende Wirkung dieser Salze zur Sprache gebracht werden müssen, die durch *Lampadius* oben angeführten Versuche klar genug bewiesen ist. Auch erinnert man sich an *Hubers* ähnliche Versuche, welche gleiche Resultate geben.

Ueber die Entstehung und die Verschiedenheit der Pflanzen-Asche. Die alkalischen Salze und die phosphorsauren Erden machen den Hauptbestandtheil der grünen Pflanzentheile aus. Die phosphorsauren Erden sind in Verbindung mit den Extracten auflöslich. Die Asche des Splints enthält weit mehr phosphorsaure Erde, als die des Holzes oder der Rinde; dagegen enthält die Asche des Holzes weit mehr freyen oder kohlensauren Kalk, als die Asche des Splints. Es scheint also die Phosphorsäure bey dem Uebergange des Splints in Holz zu verschwinden, und der Kohlensäure Platz zu machen. Der Gehalt an Kieselerde in den Gewächsen ist so verschieden und noch so wenig fest bestimmt, dass auch der Vf. über den Ursprung derselben uns noch im Zweifel läst.

Diess sind die wichtigsten Resultate der Untersuchungen des Vfs. Man sieht, wie viel die Naturkunde durch dieselben gewonnen hat, und wie sehr eine fernere Verbreitung dieser Entdeckungen zu wünschen war. Diess ist zum Theil durch die gute Uebersetzung geschehen, welche Hr. *V.* von diesem Werke geliefert hat. Rec. hat an mehrern Orten das Original verglichen, und gröstentheils den Sinn klar und richtig ausgedrückt gefunden. Nur hier und da kommen Uebereilungen vor. So heisst es S. 117.: „Die Blumenblätter verzehren im Sonnenschein mehr Sauerstoffgas als im Schatten: sie hauchen kein *Sauerstoffgas* ein." Dieser Widerspruch wird durch die Ansicht des Originals gelöset, wo es S. 129. heisst: „*Les pétales consument plus de gaz oxygène au soleil qu'à l'ombre: elles n'exhalent point de gaz hydrogène.*" Der Uebersetzer hat im Anhange eine allgemeine Uebersicht des Baues und der Bestandtheile der Pflanzen gegeben, die bündig und aus den besten Quellen geschöpft ist.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Quien: *Lettere e Dissertazioni numismatiche*, ossia *Descrizione di alcune Medaglie rare del Museo Ducale di Gotha*, *relativamente alla Collezione di Petriccioli.* Con la *Continuazione di altre Medaglie del Museo nazionale di Francia.* Tomo *nono* e ultimo. 1806. 130 S. 4. mit fünf Kpfrt. (1 Rthlr. 18 gr.)

Dieser Band ist wieder so reich an interessanten Münzen und Bemerkungen darüber, dass Rec. bloss das Allermerkwürdigste ausheben darf.

Schon im *fünften* Theile dieses Werks (S. 43. Tab. II. fig. 21.) bereicherte der Vf. die numismatische Geographie mit dem Volke der Odrysier, oder mit der Stadt Odrysae, wie sie Livius (XXXIX. 53.) nennt; und hier erscheinen wieder zwey neue Münzen von dieser Stadt, nämlich eine Autonom-Münze und eine unter dem König Amadocus geschlagene; weder von diesem Volke noch von diesem Könige kannte *Eckhel* Münzen. — Von *Eckhel* lernten wir (*Doctr. Num. vet.* I. p. 51.), dass man in der Stadt des thracischen Chersones, *Sestus*, den Apollo und Merkur verehrte; hier finden wir auch Münzen mit dem Bilde Jupiters und auch mit dem der Ceres. Neu ist hier eine von Nero für diese Stadt geprägte Münze, so wie auch eine von Antoninus Pius, mit lateinischer Schrift auf dem Avers, und mit griechischer auf dem Revers. — Bisher kannte man nur einen König von *Epirus*, der Mostis hiess, hier lernt man auch einen *thracischen* König dieses Namens kennen, welches der Vf. aus der Fabrik schliesst, worauf allerdings bey dergleichen Untersuchungen gar sehr Rücksicht genommen werden muss. — Von der macedonischen Stadt Amphipolis hat man, wie Hr. *S.* der Wahrheit gemäss sagt, viele Münzen, sowohl autonome als Kaisermünzen; er bemerkt aber hierbey, dass man noch keine mit dem Kopfe der Crispina bekannt gemacht habe. Indessen wäre es doch wohl möglich, dass *Eckhel* eine solche Münze entweder im Wiener, oder in einem andern Kabinet gekannt hätte, weil er von dieser Art Kaisermünzen (*Doctr. Num. Vet.* I. p. 67.) sagt: *Frequenter ab Augusto ad Saloninam.* Eben dieses könnte auch der Fall mit der folgenden Münze von Thessalonica mit dem Kopfe des jüngern Drusus seyn. — Von der argolischen Stadt Cleone kannte *Eckhel* nur eine Autonom-Münze in Bronze dritter Grösse. *Sestini* zeigt uns auch eine von dieser Grösse, aber in Silber, und zwar von einem ganz andern Stempel, nämlich: *Caput muliebre galeatum cristatum.*)(ΚΛΗ. *Equus frenatus currens.* — Von Pheneus in Arkadien hatte man bis jetzt noch keine Münze der Julia Domna, als folgende hier angeführte in Erz dritter Grösse: IOY. ΔΟΜΝΑ ΣΕΒΑΣΤΗ. *Caput ejus.*)(ΦΕΝΕΑΤΩΝ. *Bacchus ad sinistr. stans, d. cantharum, s. thyrsum.* Etwas beson-

sonders ist eine Münze in Erz dritter Gröfse von Phianfus auf der Infel Kreta, contrafignirt auf dem Avers mit dem Bilde eines stehenden Frauenzimmers und mit dem Namen ΚΙΣΑ (Cifsamus, Hafen von Aptera). Diefs Stück ist zugleich deswegen wichtig, weil wir von Cifsamus noch keine Münze kennen, als die in dem *Muf. Pembr.* mit ΚΙΣΩ statt ΚΙΣΑ, welche vielleicht hieher gehört. *Eckhel* mochte wohl misstrauifch dagegen feyn: denn er hat fie nicht mit in fein System aufgenommen. — Merkwürdig ist auch eine Münze der Paphlagonifchen Stadt Germanicopolis *Æ.* 2. vom Caracalla. — Von Hadrianopolis in Bithynien würden wir gar keine Autonom-Münze kennen, wenn uns nicht das Hunterfche Mufeum (Tab. II. fig. 18.) mit einer bekannt gemacht hätte. Da wir nun auch bis jetzt weiter keine kennen gelernt haben: fo mufs es uns fehr angenehm feyn, hier eine zweyte, und zwar von jener ganz verfchiedene, Münze diefer Stadt zu finden, nämlich: Ιερα ΣΥΝΚΛΗΤΟΣ. *Caput juvenile Senatus.*)(ΡΩΜΗ ΑΔΡΙΑΝΟΠ. *Caput Romae Æ.* 3. — Schätzbar find die Münzen von *Prufa ad Olympum*, mit den Bruftbildern und den Namen der Sabina, des Pupienus, Gordianus Pius, Tranquillina, und Philipp des ältern; fo auch von *Parium* in Myfien vom Elagabalus. Von einer ionifchen Stadt, die Mela und Plinius *Phygela*, Strabo aber Pygela nennt, finden wir hier drey Münzen, *Eckhel* kannte fie nicht. Zugleich fehen wir auch, dafs Mela und Plinius den Namen diefer Stadt richtig gefchrieben haben. — Von *Aphrodifias* in Carien kannte man bisher noch keine unter Diadumenian gefchlagene Münze, ungeachtet *Eckhel* von den Kaifermünzen diefer Stadt fagt: *Habentur ab Augusto ad Saloninam usque.* Hr. *S.* macht uns aber hier mit einer bekannt. Von der Infel *Rhodus* lernen wir hier eine Silbermünze vierter Gröfse kennen, die fich von allen bisher von diefer Infel bekannten Münzen unterfcheidet. Der Revers hat, wie gewöhnlich, *Caput Solis radiatum;* aber den Avers giebt der Vf. auf diefe Art an: ΡΟ. *Duae fpicae divergentes, intermedia fuperne fecuri bifida.* — Von der pamphylifchen Stadt *Perga* kannte man bis jetzt zwar Kaifermünzen, aber noch keine vom Herennius, mit der uns Hr. *S.* bekannt macht. — Aus *Hyrcania* in Lydien erfcheint hier die erste Münze *Æ.* 3. vom Kaifer Geta. — In der alten Geographie kannte man bis jetzt zwar in Lydien einen *Fluſs* Pactolus, aber noch keine Stadt diefes Namens; durch eine kleine Kupfermünze, die wir hier fehen, lernen wir nun auch eine *Stadt* Pactolus kennen. Mithin gewinnt hier nicht allein die numismatifche Geographie, fondern die alte Erdbefchreibung überhaupt. Diefe merkwürdige Münze wird uns auf diefe Art befchrieben: *Caput Apollinis laureatum*)(ΠΑΚΤΩΛΕΩΝ. *Caput Dianae, prominente retro pharetra cum Arcu. Æ.* 3. — Die Kaifermünzen der phrygifchen Stadt *Attaa* fingen bis jetzt vom Kaifer Trajan an; hier erfcheint eine vom August. — *Briana*, auch eine phrygifche Stadt, von der man in der alten Geographie kaum den Namen weifs, und von der man noch weniger in der numismatifchen Geographie etwas wiffen wollte, erfcheint hier eine Münze der Kaiferin Julia Domna. Zwar findet man fchon in dem Pembrock'fchen Mufeum (P. II. Tab. 6. fig. 12.) eine Autonom-Münze, aber *Eckhel* glaubte vermuthlich, dafs man die Münze felbst nicht richtig gelefen habe, und führt fie alfo in feiner *Doctr. Num. vet.* nicht mit auf. Aber durch die vom Vf. hier angeführte wird jene legitimirt. Diefe Münze der Domna ist alfo befchrieben: ΙΟΥΛΙΑ CΕΒΑCΤΗ. *Caput Domnae.*)(ΕΠΙ CΤΡΑ. ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ ΒΡΙΑΝΩΝ. *Fortuna ad fin. ftans. Æ.* 1. Vermuthlich ist Briana und Brianus einerley. Von letzterm heifst es in der grofsen *Encyclopèdie méthodique (par ordre des matières)* in der geographifchen Abtheilung: *Brianus, fiège épiscopal de l'Afie dans la Phrygie Pacatienne, felon le concile de Constantinople.*

Alle bisher erwähnte Münzen befinden fich im Gothaifchen Kabinet. Die nun folgenden find nach Mionnets Abgüffen befchrieben, und befinden fich alfo im Parifer Kabinet. — Unter den hier befchriebenen zeichnet fich aus: Ein fehr grofser Medaillon in Bronze von *Byzanz*, mit dem Bruftbilde und dem Namen Gordian III., der noch nirgends befchrieben ist. Desgleichen eine Münze *Æ* 2. von *Cnidus* in Carien, mit dem Kopfe der Livia; von *Jafus*, mit Kopf und Namen des Kaifers Commodus; von *Myndus*, mit Bruftbild und Namen des Antoninus Pius (welches beide auch carifche Städte find). — Eine unter Marc. Aurelius geprägte Münze von *Conana* in Pifidien, die fchon *Vaillant* kannte, aber *Eckhel* überfah. — Ein befonders feltnes Stück ist ein Medaillon in Erz, der unter dem Kaifer Septimius Severus gefchlagen wurde, und uns mit einer Verbindung bekannt macht, in welcher die Obrigkeiten der lydifchen Stadt *Tralles* und der phrygifchen Stadt *Synnada* mit einander ftanden, wie man aus folgender Befchreibung fieht: ΑΥ. ΚΑΙ. CΕΠΤΙ. CΕΟΥΗΡΟC ΠΕ. *Caput laureatum.*)(ΕΠ. ΓΡ. ΛΥΠΤΟΥ. CΥΝΚΛ. ΒΟΥΛΗ. ΤΡΑΛΛΙΑΝΩΝ. CΥΝΑΔΕΩΝ. *Senatus et confilium ex adverfo ftantes, ara intermedia. Æ. max.* — Unter die nicht gewöhnlichen gehören noch zwey Münzen vom armenifchen König Abdiffarus (*Æ.* 3.), die *Eckhel* auch nicht kannte.

Aus diefen Proben wird jeder numismatifche Lefer leicht auf die Reichhaltigkeit auch diefes letzten Bandes fchliefsen, und gewifs mit dem Rec. wünfchen, dafs diefer Band noch nicht der letzte feyn möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. April 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Harding und Murray: *A Tour in America* in 1798. 1799. and 1800. exhibiting sketches of Society and Manners and a particular account of the American system of Agriculture with its recent improvements, by *Richard Parkinson*, late of Orange hill near Baltimore (Author of the Experienced Farmer etc.) Vol. *I. II.* 1805. 735 S. 8.

Von den vielen, die gegen die Fruchtbarkeit des amerikanischen Bodens geschrieben haben, verdient Hr. *P.* am meisten Gehör. Er ist nicht allein als einsichtsvoller Schriftsteller über die Landwirthschaft bekannt; er hat sie auch selbst auf einem Grundstück, das er pachtete, ausgeübt, mehrere in verschiedenen Provinzen in der Absicht sie zu kaufen oder zu pachten untersucht, das Verfahren vernünftiger Landwirthe, die sich aus so vielen Ländern in Amerika niedergelassen, sorgfältig beobachtet, und mit ihnen Umgang gehabt. Wäre er des Stils mächtig, und wären seine Gedanken gut geordnet, und in einer bessern Schreibart vorgetragen, so könnte das Buch als das sicherste Mittel gegen die Lust, in Amerika durch den Landbau sein Glück zu machen, gebraucht werden. Jetzt dient es zum Beweise, (und mit Betrübniss machen wir die Bemerkung) dass die Cultur des physischen Bodens nicht mit der des Geistes Hand in Hand gehe, und dass ein Oekonom, der seine Geschäfte mit Nachdenken betreibt, sich unter die Schriftsteller wagen könne, ohne es sich beygehen zu lassen, es gehören zur Schriftstellerey gewisse Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die man nicht hinter dem Pfluge erlernt. Exempel kommen fast auf allen Seiten vor; doch wollen wir hier darüber hinweg sehen und den Inhalt allein in Betracht ziehen.

Der Vf. hörte, als sein Buch *Experienced Farmer* in London gedruckt wurde, von *Sir John Sinclair*, dass der berühmte General oder Präsident Washington sein Gut Mount Vernon in Parcelen an Englische oder Schottische Landwirthe verpachten wollte. Ihm gefiel ein Stück von 1200 Morgen (*acres*), den Morgen zu 22 Schill. oder so viel in Naturalien nach dem Marktpreise. Jedoch stand es ihm frey, das Grundstück zu besichtigen, ehe der Contract geschlossen wurde. Er schiffte sich mit seiner Familie, sieben Personen stark, ausser zwey Bedienten, in Liverpool ein, und hoffte durch die Pacht, durch den in Amerika zu veranstaltenden Abdruck seines Buches, und durch die mitgenommenen Renn-Pferde, Stiere und Kühe, Eber und Säue, von verschiedener Art sein Glück zu machen. Unterwegens starben eilf Pferde von 16, und darunter ein Rennpferd, das übrige Vieh kam glücklich an. Die *zweyte* Ausgabe des Buches, die er dem General Washington zu dediciren die Erlaubniss erhielt, jedoch unter der Bedingung, dass er sich der Erlaubniss nicht rühmen sollte, fand viele Subscribenten in Baltimore, Philadelphia, und anderer Orten und 1000 Exemplare wurden gedruckt. (Für ein Land, wo so wenig gelesen wird, eine sehr grosse Anzahl. Aber das Buch handelte von der für Amerika wichtigsten Angelegenheit, und Subscriptionen wurden nachgesucht, welches, wie in dem Mutterlande, selten seinen Zweck verfehlt.) Als Hr. *P.* in Mount Vernon ankam, war Washington in Philadelphia, der indess Befehl hinterlassen hatte, ihn gut aufzunehmen. Das Landgut hatte aber gar nicht seinen Beyfall. Kein Kornschober noch Misthaufen fiel ihm in die Augen; Gras zum Heumachen war nirgends zu sehen. Das Hornvieh und die Schafe waren nicht besonders. Nur die Maulesel gefielen. Den General lernte er in Washington kennen, wo dieser sich mehrmals mit ihm auf eine freundschaftliche Art unterhielt, und ihm seine Ansicht des ganzen Landes mittheilte. Philadelphia würde mit der Zeit abnehmen, Neu York durch seine Lage eine bedeutende Handelsstadt bleiben, Baltimore und die Bundesstadt oder Washington sich sehr emporheben, weil die Producte des fruchtbaren westlichen Landes auf dem Potowmac nach der Bundesstadt und auf dem Susquehanna nach Baltimore gebracht werden könnten. Von diesem merkwürdigen Manne werden in der Folge S. 419 u. f. verschiedene Anekdoten erzählt. Er habe die Neger, deren er 400 hatte, sehr strenge behandelt, in seinem Testamente sein Vermögen weit über seinen Werth angegeben, er sey in allen seinen Verhandlungen und Geschäften überaus pünktlich und genau gewesen, auf Reisen habe er immer in den Wirthshäusern so viel für seinen Bedienten, als für sich selbst bezahlt, seine Herablassung sey so weit gegangen, dass er zu dem Schuster, der es sich zur Regel gemacht hatte, keinem ausser dem Hause das Mass zu nehmen, selber ins Haus gekommen sey, u. d. m. Der Vf. machte Reisen nach Philadelphia und Neu York, ehe er die Pacht auf Orange Hill bey Baltimore antrat. Allenthalben fand er einen der Cultur wenig fähigen Boden, und eine Fruchtbarkeit, die den darauf verwandten Kosten nicht entsprach; denn der erzielte Ertrag, wenn er zu Markt gebracht und versilbert wurde, reichte nicht hin, sich die gewöhnlichen Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen. In den beiden ersten Städten fand er einen Ueberfluss an Heu, mehr Klee als verkauft werden konnte, treff-

treffliches Rindfleisch, gutes Kalb- aber mittelmäſsiges Hammelfleisch, sehr feines Schweinfleisch, treffliche Puter, alle Arten von Hühnervieh, und Vegetabilien in groſser Menge. Alle diese Producte waren daselbst viel wohlfeiler als in Baltimore, welches ihn auch zu einem Aufenthalt in der Nähe der letztern Stadt bestimmte. Sich in Pittsburgh oder überhaupt in den mehr westwärts gelegenen Landschaften niederzulassen, wurde ihm sehr widerrathen, und er nimmt daher Gelegenheit, von den mancherley Gefahren, denen die dasigen Colonisten von den Wilden ausgesetzt sind, sehr traurige und abschreckende Geschichten zu erzählen (S. 89—154.), die er indess mit der Bemerkung beschliesst, dass obgleich die Indianer fürchterliche Grausamkeiten gegen die Ankömmlinge verüben, sie doch kein schlechtes Volk sind, selten ohne Ursache zu solchen Mishandlungen schreiten, und ihr gegebenes Wort nicht brechen. Endlich nach einem Aufenthalt von fünf Monaten in Amerika pachtete der Vf. 1799. Orange-Hill, drey englische Meilen von Baltimore, 300 Morgen (*acres*) groſs zu 300 Pf. jährlicher Rente. Da Arbeitslohn so theuer ist, und Arbeiter fast gar nicht zu haben sind, wenn man nicht Sklaven halten will, wozu der Vf. keine Lust hatte, so glaubte er, dass die Gewinnung von Milch- und Gartenfrüchten den meisten Vortheil bringen würde. Die Wiesen, die für gut gehalten wurden, waren mit Unkraut überwachsen, und muſsten gereiniget werden. Die Leinsaatkuchen, welche den Kühen zu fressen gegeben wurden, waren vorher gar nicht als Futter bekannt, wurden aber von der Zeit an häufig gebraucht. Auſser diesen fütterte man die Kühe mit Mais, von dem Blätter, Stengel und Körner durch einander gehackt wurden, und sie gaben gute Milch darnach. Mais, Steckrüben (*turnips*), Buchweizen, Klee wurden angebaut; die Rüben gediehen auf einem mit Gypsmörtel gedungenen Boden am besten. Zum Grasmähen und Aernten konnten keine Leute erhalten werden, die bey der Arbeit blieben. Zum Verkaufen der Pfirschen und der Milch in der Stadt konnten schon eher Leute gemiethet werden. Am Ende des Jahrs konnte der Vf. schon 16 Kühe mehr anschaffen, und er säete im nächsten Jahr Timotheus-Gras, Hafer und Gerste, und pflanzte frühreife Kartoffeln. Zum Hafer und zur Gerste wurde das beste Land ausgesucht; aber von dem nicht gedüngten Lande wurde nur ein Scheffel (*bushel*) Gerste auf den Morgen, und zwar von einer schlechteren Sorte als die gesäete war, geärntet, und dabey 6 Dollars eingebüſst. Der gedüngte Morgen producirte 14 Scheffel von einer besseren Art als die gesäete. Nachdem auf das nächste Jahr das Land bestellt war, reiste der Vf. nach der Ostküste der Chesapeakbay, wo viel Weizen gebaut wird. In dieser Gegend, die, wenn sie nicht so ungesund wäre, der Vf. jeder andern, die er in Amerika gesehen hat, vorziehen würde, giebt es wahre Landwirthe, die 100 bis 200 Morgen Weizen und eben so viel Mais anbauen. Die sogenannte Hessische Fliege soll dem Weizen vielen Schaden zufügen. Nach des Vfs. Meinung ist die Armseligkeit des Bodens und die Beschaffenheit des Klima das gröſste Hinderniſs. Die Gärten erfordern so viele Düngung, dass zu wenig für die Felder übrig bleibt. Drey Monate im Jahre hindurch können keine andern wirthschaftlichen Geschäfte, als Vieh füttern und Holzfällen, vorgenommen werden. Das warme Wetter kommt so geschwind herbey, dass, wenn die Knospen nicht vor der Hitze ausgebrochen sind, der Ertrag entweder ganz fehlen, oder kleinlich seyn wird. Wenn das Korn zu reifen anfängt, ist die Sonnenhitze so ausserordentlich groſs, und der Wind so viel heftiger als in England, dass, wenn die Aernte nicht beschleuniget wird, die Aehren vor dem Winde zerstieben. Hat nun der Landwirth nicht Leute genug die von ihm unmittelbar abhängen, so wird er um einen Theil seiner Aernte kommen, da es ihm nicht möglich seyn wird, Leute zu miethen, die es für ihn thun. Der Weizen wird abgeschnitten, wenn er noch grün ist, und in groſsen Haufen aufbewahrt, wo ihn keine Sonne bescheint. Der Mangel an Scheunen hat dazu Gelegenheit gegeben. Das Korn wird gewöhnlich von Pferden ausgetreten. Von rothen Pfirschen wird Branntewein gemacht. Der Vortheil ist aber nahe bey Baltimore so unbeträchtlich, dass eine solche Brennerey eingieng. Der Verkauf der Pfirschen in der Stadt warf auch so wenig ab, dass die Schweine damit gefüttert wurden, und da auch hiebey Verlust war, weil ein Mann mit Pferd und Wagen einen halben Tag dazu brauchte sie zu füttern, indem sie nach einer Verordnung 5 Meilen von Baltimore nicht frey herum laufen dürfen, und nach einer kurzen Zeit sich nur die besten Pfirschen aussuchen, und die übrigen liegen lassen, so liess der Vf. sie auf der Stelle verrotten. Birnen und Pflaumen verdienen kaum den Namen, und sind nur für Schweine. Himbeeren sind viel schlechter, und Johannisbeeren eben so gut als in England, Stachelbeeren, Nectarinen und Aprikosen fallen alle ab, ehe sie reif werden. Die Winter-Aepfel haben einen guten Preis, doch ist es rathsamer Cyder davon zu machen. Pferde zu unterhalten ist hier kostbarer als in England, weil von Natur kein Gras wächst, und sie das ganze Jahr über mit Korn gefüttert werden müssen, oder ganz unbrauchbar sind. In den heissen Sommertagen können sie nicht arbeiten, sondern stehen still und schnappen nach frischer Luft. Im Sommer werden sie so mit Fliegen geplagt, dass, wer nicht im Lande gewesen ist, sich keinen Begriff davon machen kann. Maulesel sind zum wirthschaftlichen Gebrauch am vortheilhaftesten. Das nächste d. i. dritte Jahr wurden auf dem Gute Versuche mit Felderbsen gemacht, und eine Bierbrauerey in Baltimore angelegt. Brauerey ist eines der einträglichsten Gewerbe in Amerika, welches man der zukkerhaften Eigenschaft der amerikanischen Gerste in Vergleichung mit der Englischen zuschreiben muss. Jedoch kann man in vielen Gegenden keine Gerste kaufen. Keine Art von Pferden kann es mit den besten in England aufnehmen. Sie sind gemeiniglich ziemlich fett, und daher ihre Fehler weniger in die Augen fallend. Das beste Futter ist Roggenmehl,

ver-

vermischt mit Stroh, das in Stücke 1 Zoll lang zerschnitten ist. Man füttert auch mit Mais. Die Postkutschen sind mit den besten Pferden in der Landschaft bespannt, in guter Ordnung, und legen auf guten Heerstrafsen 4 bis 5 Meilen in einer Stunde zurück. Die Kutscher, die bey jeder Station von 14 bis 20 Meilen wechseln, find wohl unterrichtete Menschen, die sich mit den Passagieren gern in Gespräche einlassen. In den Gasthöfen ist Politik der häufige Gegenstand der Gespräche, und der Untergang Englands der Wunsch der meisten Gäste, die diese Plätze besuchen. Der Vf. vertheidigte die Sache der Britten gegen die mancherley Vorwürfe und Unglück verkündigenden Weissagungen der Amerikaner. Er behauptete, die Amerikaner würden nie Manufakturen haben, sie könnten jetzt nicht einmal eine Flinte fertigen, Amerika werde nie viele Schafe ernähren können, der englische Boden habe den Handel hervorgebracht, und jetzt zahle der Handel an die Erdscholle zurück u. s. w. Die Aussichten durch Handel in Amerika ein Glück zu machen, sind nicht günstiger als die für den Landwirth, und es werden mehrere namhaft gemacht, die in ihren Hoffnungen getäuscht sind. Von dem Zuchtvieh, den verschiedenen Gattungen von Schafen, dem Federvieh, dem Wildpret und den Jagden und von den Fischen wird in den fünf letzten Abschnitten des *ersten* Theils gehandelt. Die Schafe würden so gute Wolle geben, als in den meisten Gegenden der Welt, wenn sie gut ausgesucht, und die Böcke mehr in Acht genommen würden. Hühner sind sehr theuer, die Enten nicht so gut als in England. Liebhaber der Jagd können sich nicht so viel vergnügen als in England. Von Eichhörnern und Füchsen giebt es viele Gattungen. Füchse werden in der Nacht mit Hunden und Flinten verfolgt. Rehe giebt es nicht in der Nähe von Baltimore. Das Wildpret, was aus den westlichen Waldungen zu Markt gebracht wird, ist gemeiniglich gesalzen, geräuchert, und ein elendes Essen. Die auf den Märkten feilen Fische sind gröfstentheils Süsswasser Fische. Häringe werden nur gegen Ende des Aprils und im May, d. i. um ihre Laichzeit im Potowmac und Susquehanna Fluss gefangen, aber in verwundernswürdiger Menge. Landschildkröten, obgleich von widerlichem Ansehen, schmecken gut. Die Austern sind gross und wässerig. Krabben sind am besten um Annapolis. Makrelen und Hummer sind so gut wie in England. Diese und andere essbare Fische, gesalzene Häringe ausgenommen, sind über ganz Amerika zerstreut: so dass z. B. in Neu-York und Philadelphia keine Krabben, und in Annapolis keine Lachse oder Kabeljaus zu haben sind. Die Bequemlichkeiten des Lebens, die man sich an einem jeden Orte in England verschaffen kann, können nur einzeln in Amerika genossen werden, und sind nicht immer für Geld zu haben. Dass die angesiedelten Europäer vieles von den Sitten der Wilden angenommen haben, ist oft gesagt. Hieher kann man auch rechnen, was der Vf. von den Amerikanern bemerkt, dass sie auf die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel nicht viel Bedacht nehmen, und dass sie, Schlangen und Füchse ausgenommen, fast alle übrige Thiere speisen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KIRCHENGESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Ueber den Ursprung und die erste Beschaffenheit der Feste, Fasten und Bittgänge in der katholischen Kirche.* Ein Beytrag zur Berichtigung der Urtheile, Reden und Handlungen dieser Zeit seinen Landsleuten gewidmet von einem Bairischen Landpfarrer. 1804. 268 S. 8.

Dass der Vf., welcher ein Bayrischer Landpfarrer seyn soll, dem Volk in Bayern, das mit den vorgegangenen Kirchlichen Reformen hie und da unzufrieden wurde, statt des Räsonnements durch eine getreue historische Darstellung der Entstehung und allmäligen Entwicklung eines kirchlichen Gebrauchs richtige Begriffe zu verschaffen suchte, um dadurch die Urtheile über deren Werth oder Unwerth desto leichter zu berichtigen, war in der That ein gemeinnütziges und löbliches Unternehmen. Die unparteyische historische Darlegung solcher Gegenstände ist, insonderheit bey Ungebildeten, welche selten Vernunftgründe leicht fassen können, der sicherste Weg, die Zweifel des Vorurtheils zu heben. Freylich sagt der Vf. hier nichts Neues (welches bey dem Zweck der Schrift nicht wohl zu erwarten ist). Aber was er nach glaubwürdigen Zeugen erzählet, ist in dem Tone der Klasse, für welche er schrieb, verständlich, herzlich und unparteyisch geschrieben. Seine Gewährsmänner sind: *Tillemont*, *Fleury*, *Natalis Alex.*, *Baronius* u. s. w. Es ist nur zu wünschen, dass das, was der Vf. dem noch gröfstentheils ungebildeten Volk in Bayern sagt, Eingang finden, und die tief eindringenden Massregeln der weisen bayrischen Regierung, besonders auch in kirchlichen Reformen, einen guten Erfolg haben mögen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Gessner: *Moliere's Lustspiele und Possen.* Für die deutsche Bühne von *Heinrich Zschokke.* *Erster* Band. 1805. 264 S. *Zweyter* Band. 276 S. *Dritter* Band. 253 S. *Vierter* Band. 324 S. gr. 8. (5 Rthlr. 2 gr.)

Hr. *Z.* sagt in der Vorrede: „Französische Sitte, Ton und Brauch waren von jeher so sehr von deutscher *Uebung* verschieden, dass eine treue, wörtliche Uebersetzung *Molieres* weder ein vorzügliches Geschenk für Leser, noch für Bühnen war." „Soll *Moliere* auf deutschen Bühnen gefallen, muss er nicht allein in deutscher Zunge reden, sondern auch im deutschen Geiste denken und handeln." — „Der Uebersetzer muss immer die deutsche Bühne im Auge haben, und nie vergessen, dass er *Molieren so* wiedergiebt, wie derselbe allenfalls in Deutschland unter uns gesprochen haben würde u. s. w." Die Anforderun-

rungen die Hr. *Z.* sich selbst, bey seinem Unternehmen *Molières* Lustspiele für die deutsche Schaubühne brauchbar zu machen, auferlegte, sind gerecht. Eine Uebersetzung, die diesen Anforderungen Genüge leistet, hat den Werth eines Originals. Sie heischt viel dramatischen Kunstsinn; um den freyen Spielraum, den eine solche Uebersetzung nothwendig haben muss, zweckmässig zu gebrauchen; um bloss nothwendige schickliche Abänderungen zu unternehmen, und dem Geiste des Dichters in der Anlage und Ausführung der Charaktere streng zu folgen, und nichts zu fremdartiges dabey unterzuschieben.

Die vorliegende Uebersetzung hat so viele Vorzüge, dass die vaterländische Bühne sie, als ein willkommenes Geschenk, mit Dank aufnehmen muss; doch giebt sie auch an mehrern Stellen Anlass zum Tadel. Hier nur einige derselben.

Der Uebersetzer verläst den wörtlichen Ausdruck des Originals zuweilen ohne Noth, und giebt nicht immer das Gewählteste dafür. Z. B. im *ersten* Band S. 45., „ein Universitätsjude" *(le plus célèbre usurier) der abgefeimteste Wucherer*, wäre wörtlicher, und bezeichnete die Wuchererklasse im Allgemeinen. Ferner, S. 49. „wie frisch, munter und gesund sehen Sie doch aus!" *(que vous avez là un vrai visage de santé!)* Durch: *sie sehen aus wie die Gesundheit selbst*, würde der Gallicismus durch einen Germanismus wieder gegeben. Ferner, S. 54. „weil dieser Liebhaber erst sechs und funfzig Jahre alt war„ *(sur ce que son amant fit voir qu'il n'avoit que cinquante six ans)*. Hier hätte der komische Ausdruck: *son amant fit voir* etc. müssen beybehalten werden. *Weil ihr Liebhaber sich merken ließ*, dass *er erst sechs und funfzig Jahr' alt sey*. S. 101. „Wenn ich mein Geld nicht wieder bekomme, so belang ich die Obrigkeit vor dem König!" Hier ist das Komische des Originals ganz verfehlt: denn die Berufung an die höchste Instanz ist etwas gewöhnliches. *Moliere* sagt: *(je demanderai justice de la justice.) Die Gerechtigkeit soll vors Gericht!* Oder: *Die Gerechtigkeit soll mir vor Gericht stehn!* Ferner, S. 105. „Wie ein Kästchen." Im Originale wird das Wort *cassette* unverändert wiederholt: die Umwechselung mit dem Worte Kästchen, schwächt den komischen Effect. — Hier und da findet man Uebersetzungen die wörtlich zu seyn scheinen, und doch den Sinn des Originals verfehlen. Z. B. im *ersten* Band S. 46. „Man muss in der Welt gelebt haben," *(dans ce monde, il faut vivre d'adresse) Wer Welt hat, ist schlau.* Oder: *Man hilft sich durch die Welt, wie man kann.* Die Uebersetzung: in der Welt gelebt haben, giebt den Doppelsinn, dass man die Welt, im Leben, geniessen müsse. S. 48. „Der blosse Anblick eines Bettlers macht ihm Krämpfe" *(la vue d'un demandeur lui donne des convulsions) Der Anblick eines Menschen der Geld begehrt, macht ihm Krämpfe.* Ein Bettler beunruhigt den Geizhals nicht; er bemerkt ihn kaum: wer Ansprüche und Anforderungen an ihn macht, *der* greift ihm ans Herz. Der Nachsatz im Französischen: *c'est lui percer le coeur*, bestätigt den Sinn des Wortes *demandeur*. — Mehrere Abweichungen vom Originale, die der Uebersetzer sich erlaubt hat, sind glücklich und geschmackvoll. Dahin gehört die Weglassung des vermahnenden Nachrufs (in der letzten Scene des ersten Actes im Geizigen), der im Original viel zu wortreich ist, und den affectirten Eifer sehr übertreibt: dann, die veränderte Beschreibung der Schildereyen in Marianens Zimmer (Scene 6. Act 2. in demselben Lustspiel.), und der Vorsatz des Geizigen, die Sentenz über Frugalität: dass man esse um zu leben, und nicht lebe um zu essen, über den Kamin im Speisesaale anzuschreiben u. s. w.

Eine Kritik, die mehrere Stellen trifft, kann Rec. nicht verschweigen. Man findet hier und da Zusätze und Abänderungen, die das Komische des Originals in der Uebersetzung schwächen. Z. B. im *ersten* Bande S. 61. „Durch den Hut kann kein menschliches Auge dringen." Wozu dieser erklärende Zusatz? Eine misslungene Abänderung ist, z. B. S. 136. (im Lustspiele, der Wunderarzt) „Man soll nicht den Finger zwischen Baum und Rinde stecken" *(entre l'arbre et le doigt, il ne faut point mettre l'écorce.)*. *Moliere* verwandelt das Sprichwort, in Sganarells Munde, vorsätzlich in Unsinn. *Zwischen Baum und Finger, muß man keine Rinde stecken.* Der Zusatz, in der Uebersetzung: „wenn man nicht geklemmt seyn will," ist ganz überflüssig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Salzburg*, b. Mayr: *Moralische Auffätze.* Ein Beytrag zur Geistes- und Herzensbildung. Herausgegeben von *Mich. Dobler.* 1805. 8 Bog. 8. — Die Gegenstände dieser moralischen Auffätze sind: die Lectüre, der Werth des Menschen, die Kürze des Lebens, das gesellschaftliche Leben, das Glück des Lebens, die Unsterblichkeit der Seele, die frühe Verbindung junger Studierenden mit dem andern Geschlechte, die Freundschaft, die Kunst sich beliebt zu machen, die freundschaftlichen Verbindungen, besonders auf Schulen, die Zufriedenheit mit seinem Schicksale, der Tod. Angehängt sind noch moralische Aphorismen. Der Vf. hat seine Arbeit studierenden Jünglingen bestimmt, die, wie er meynt, auch das gern wieder läsen, was sie schon wüssten, wenn sie es nur in einem andern Buche fänden. Rec. lässt die Wahrheit dieser Erfahrung dahin gestellt seyn; aber er weiss auch, dass Jünglinge von Geist, Einsichten und Kenntnissen nicht damit zufrieden sind, wenn ein Buch weiter keine Eigenschaft besitzt, als die, dass es ein *anderes* ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. April 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Harding und Murray: *A Tour in America* in 1798. 1799. and 1800. — — by *Richard Parkinson* etc.

(*Beschluss der in Num. 85. abgebrochenen Recension.*)

Im *zweyten* Bande wird die Cultur und der Ertrag des Weizens, der Gerste, des Hafers, Roggens, Mais, der Kartoffeln und Rüben nebst andern Gemüsen, einiger Grasarten, der Baumwolle, des Buchweizens, Reiss und einiger andern Producte genau und ökonomisch beschrieben, nebst Berührung anderer auf die Landwirthschaft sich beziehenden Gegenstände, als des Gypses, des Holzes, der Kleidung, der Arbeit, der Negern, die bey dem Tabacksbau unentbehrlich sind. Ein Abschnitt über die Religion, und die Nachtheile, dass keine von der Regierung besonders begünstiget ist, unterbricht die Abschnitte ökonomischen Inhalts. Der Vf. ist überzeugt, dass von einem Morgen Weizenfeldes nicht mehr als 12 bis 15 Scheffel (*bushels*) geärntet werden. Er hörte zwar von Aernten von 20 bis 30 und mehr Scheffeln, wurde aber nie eines solchen Morgens ansichtig. Nach dem Hn. D. *von Bülow*, der als Oekonom Amerika bereisete, ist in der Landschaft Lancaster, dem Paradiese der vereinigten Staaten, das höchste Product 20 Scheffel. Eben dieser Schriftsteller behauptete, dass Gerste wenig oder gar nicht gebaut würde. Der Vf., unstreitig ein viel zuverlässigerer Autor, sagt, dass in Neu-England viel Gerste, aber kein Weizen erzeugt werde, und dass überhaupt in den nördlichen Staaten die Gerste viel besser sey als in den südlichen, und in guten Jahren 12 — 20 Scheffel von einem Morgen geärntet werden. Eine neue Grasart, Herdgras genannt, wächst auf schwammichten Grunde, und ist dem Klee- oder Timotheus-Gras weit vorzuziehen. Sollte dieses Futterkraut den deutschen Oekonomen bekannt seyn? Von den Krankheiten der Thiere und den Insekten, welche dem Landbau schädlich sind, und unter denen die Hessische Fliege oben an stehet, findet man Nachrichten, die für den Landwirth sehr beunruhigend sind. Hr. *v. Bülow* behauptete, dass die Amerikaner durch Gypsdüngung den Acker verdürben. Die vielen Versuche, die der Vf. gemacht hat, zeigen, dass Gyps unter gewissen Umständen ein sehr schickliches Düngmittel ist. Wer kennt nicht die vielen Holzungen und Waldungen in Amerika? und dennoch giebt es wenig gutes Nutzholz. Alles wächset sehr geschwinde, ist daher sehr gerade, aber aus der Ursache wenig dauerhaft. Cedern wachsen langsam, und haben grosse Dauerhaftigkeit. Viele tausend Morgen sind mit Eichen angefüllt, und dennoch giebt es wenige Eicheln. Wenn man die Schweine mit Eicheln in den Wäldern mästen könnte, so würde dieses für die Amerikaner, die so viel gesalzenes Schweinfleisch essen, von grossem Nutzen seyn. Aus einer Rechnung über den Anbau eines Morgens auf 4 Jahre, der in dem ersten mit Mais bestellt wurde, um in den folgenden Weizen darauf zu säen, ergiebt sich ein Verlust von 1 Pfund St. 2 Schill. 2 D. Der Landmann würde vor Hunger umkommen, wenn er nicht statt weisser Menschen und Pferde, womit jener Morgen bestellt wurde, Neger und Maulesel gebrauchte. Bey einem Morgen, worauf vier Jahre lang Mais erzeugt wurde, betrug der Verlust 8 Pf. St. 7 Sch. 6 D. Beym Klee- und Rübenbau gewann der Vf. ein beträchtliches, büsste aber ein bey den Kartoffeln, worüber die Rechnungen vorgelegt werden. Der Tabackbau, wodurch bey einer hinreichenden Zahl von Negern Reichthümer erworben werden, giebt dem Vf. Gelegenheit, seine Meinung von Negern zu sagen. Sie fällt sehr ungünstig für diese Menschenrasse aus, die auch von dem General Washington mit ungewöhnlicher Strenge behandelt wurde. Wenn der Ankauf der Neger nicht so kostbar, die Behandlung derselben so lästig wäre, die erste Anlage nicht viel Geld, und die Erzielung des Tabacks nicht viele Geschicklichkeit erforderte, so würde der Bau noch weit mehr ausgebreitet seyn. Die Neger, mit denen der Vf. zu thun hatte, waren sämmtlich Betrüger. Gewöhnlich werden sie mit den Landesproducten in die Stadt zu Markt geschickt, und von dem Gelde, was sie unterschlagen, kommen sie betrunken nach Hause. Dem Diebstahl und Müssiggang sind sie nicht minder ergeben, und zu verwundern ist es, dass sie dem Eigenthümer von einigem Nutzen sind. Von den 400 Negern, Weiber und Kinder eingeschlossen, die auf dem Gute des General Washington's waren, konnten nur 70 arbeiten. Die Lust, sich zu der Episcopalkirche zu halten, vergieng dem Vf., als er die damit verknüpften Unkosten erfuhr. Die Predigt, die er von einem dissentirenden Prediger hörte, schien ihm sehr lächerlich. Alle, die der Kirche oder dem Staate dienen, sollten fixe Besoldungen haben; weil es daran in Amerika fehle, so würden zuweilen die Richter bey ihren Amtsverrichtungen insultirt, wovon Beyspiele angeführt werden. Wahrsager und Zauberer hätten mehr Einfluss auf das den Lastern ergebene Volk, als Prediger oder Richter. Auch davon Beyspiele. Erziehung sey, wie die Kleidung, in Amerika noch fünfmal so theuer als in England. Weil so viele gar keine

keine Erziehung gehabt, und den Gottesdienst verabsäumen, so werden die, die darauf achten, für Thoren, und Verschmitztheit für die vornehmste Eigenschaft, die das menschliche Geschlecht besitzen müsse, gehalten, welches auch daraus wahrscheinlich werde, weil *Th. Paine*, D. *Priestley* und ähnliche Schriftsteller ihre vornehmsten Lehrer wären. Aus dieser Anmerkung allein ist es einleuchtend genug, was für ein treuer Anhänger der bischöflichen Kirche der Vf. sey. Er lenket bald wieder auf sein Lieblings-Thema ein, nämlich den dünnen sandigen Boden, plötzlichen Uebergang von Wärme zur Kälte und andere Hindernisse der Cultur, wohin auch das gelbe Fieber gehört, welches den Ausdünstungen der stehenden Wasser zugeschrieben wird, so dass er am Ende von Amerika bekennet, es scheine ihm der schicklichste Platz für den Gebrauch, wozu es zuerst bestimmt war, nämlich zur Aufnahme der Missethäter. Wie werden sich die Subscribenten in Amerika über des Vfs. Werk freuen, wenn sie dieses rühmliche Zeugniss von ihrem Vaterlande lesen! Die verfehlte Hoffnung, durch Pachtungen reich zu werden, mag zu der Härte des Urtheils etwas beygetragen haben. Allein gegen Erfahrungen, wenn sie constatirt sind, lässt sich gleichwohl nichts einwenden. Der Vf. lernte nicht einen einzigen englischen Landwirth kennen, dem es geglückt hätte. Sie führen grossentheils ein unbehagliches, oder wie man es in England nennen würde, ein elendes Leben. Denjenigen, die sich der Kaufmannschaft gewidmet haben, ist es besser ergangen; allein nach ihrem eigenen Geständnisse verdankten sie ihren Wohlstand nicht der Ehrlichkeit. Das englische Sprichwort „Betrügen gedeihet nicht" hat da seine Kraft verloren. Der lange Credit, den die englischen Kaufleute den Amerikanern geben, kommt diesen sehr zu Hülfe. Die vortheilhafte Meinung, die man in England von Amerika gefasst hat, rührt von den Schiffs-Capitänen her, die sich mit dem Transport der Emigranten abgeben. Für die Passage von Liverpool nach Amerika werden 25 Guineen bezahlt. Mit weniger als 5 Pfund St. bestreitet der Capitän die Zehrkosten des Passagiers 30 bis 60 Tage lang für Pökel-Schweinfleisch, Kartoffeln, schlechten Zwieback, und Wasser zum Trinken. Er gewinnet also auf jeden Passagier. Denn da ein Neger 100 Pfund St. kostet, so wird ein Weisser wohl mit 20 Guineen bezahlt werden. Wahrscheinlich ist der Capitän schon vorher mit einem Gastwirthe über den Preis einig geworden. Der Vf. erhielt einmal Nachricht, dass in Baltimore 200 Menschen aus Wales angekommen wären. Da er gerade damals Dienstleute gebrauchte, so begab er sich nach der Stadt, in der Meinung dass diese Leute sich selbst nach Tagen oder nach Wochen vermiethen würden. Sie waren aber alle in dem Wirthshause eines aus Wales gebürtigen Menschen abgetreten, der über sie nach Gefallen verfügte, und den Preis für jeden festsetzte. Bald nachher waren sie sämmtlich nach den westlichen Niederlassungen 300 Meilen von dem Kaufplatze transportirt worden. Die Leute von daher, welche Mehl nach Baltimore bringen, kaufen diese Menschen, um sie wieder zu verkaufen oder sonst zu ihrem Nutzen anzuwenden. Dieser schändliche Menschenhandel ist den Capitäns, Wirthsleuten, und vielleicht auch den Pächtern sehr gewinnreich. Der weisse Sklave wird nicht eher in Freyheit gesetzt oder der Dienste entlassen, bis er die Fracht, die Unkosten im Wirthshause, u. dgl. m. mit seiner Arbeit abverdient hat. Die Rückreise nach den Städten, und übers Meer nach England würde einem Mann mit einer Familie 100 bis 200 Pf. St. kosten, und der Aufwand nicht leicht zu erschwingen seyn. Wie viel theurer es in Baltimore zu zehren sey als in Liverpool, zeigt eine Rechnung aus jenem Orte die ganz abgedruckt ist. In Liverpool kann man mit 4 Schill. 8 Pf. den Tag im Wirthshause auskommen, in Amerika kostet es 15 Sch. Der Vf. wünscht, dass das Auswandern der Handwerker noch nachdrücklicher verhindert werde, als es durch die in Kraft seyenden Parlaments-Acten geschieht, weil gerade die meisten Auswanderer von dieser Klasse von Menschen sind, und sie unter allen in Amerika sich in der schlimmsten Lage befinden, indem es keine Manufakturen giebt, die ihnen Unterhalt verschaffen könnten. Der Vf. rieth nach seiner Zurückkunft in Liverpool einigen Webern, die nach Amerika auswandern wollten, den Vorsatz fahren zu lassen; dem Anschein nach nicht ohne Erfolg. Einem Methodisten-Prediger aber rieth er zu gehen, weil viele solcher Leute unter dem Vorwande, das Evangelium zu predigen, dem Lande zur Last gereichen: worin alle vernünftige Menschen dem Vf. Recht geben werden. Der 30*ste* Abschnitt beweiset die Vorzüge, die England vor Amerika hat. Der Ertrag in diesem Lande ist gering, und die Kosten des Anbaues sind gross. Es belohnt daher nicht die Mühe, wenn man es nach englischer Art bewirthschaftet. Arme Leute und Frauenzimmer, die nach Amerika auswandern, sind am meisten zu bedauern. Die Gesetze nehmen sich jener nicht an, und die Dienste, die diese von dem Gesinde erwarten, stehen mit der Last, die es ihnen macht, in keinem Verhältnisse. Zimmerleute, Maurer und Tagelöhner sind in Menge, können aber zuweilen wegen des harten Winters mehrere Monate nicht arbeiten. Man siehet daher allenthalben viel Armuth und Elend, mehr in einem Tage als in 40 Jahren in England. (Hier ist doch wohl eine handgreifliche Uebertreibung.) Die meisten Kinder laufen sogar in sehr rauhem Wetter fast nackend herum. Schuhe und Strümpfe sind selten. Von den Britten, die zum Theil mit einem grossen Vermögen mancherley Gewerbe angefangen, aber dabey alles oder ein beträchtliches eingebüsst haben, werden Beyspiele angeführt, über deren Wahrhaftigkeit wir uns kein Urtheil anmassen dürfen. Da hier sowohl als sonst die unglücklichen Emigranten entweder mit Namen genannt oder deutlich bezeichnet werden, so scheint dadurch die Glaubwürdigkeit des Vfs. zu gewinnen. Es ist ja aber diess bekannt genug, dass Amerika bey weitem nicht das El Dorado sey, wofür es so oft von denen, die sich durch den Transport der Europäer bereichert haben, gerühmt worden ist. Geld ist fast gar

nicht

nicht zu haben, welches ein irischer Arzt, der aus dem Gennesee - Lande nach Baltimore gekommen war, um Arzneyen einzukaufen, und die statt Bezahlung von seinen Patienten angenommenen Pferde, welche er mitgebracht hatte, viel wohlfeiler verkaufen musste, zu seinem Schaden erfuhr. Die bürgerliche Freyheit in Amerika scheint dem Vf. nicht weniger ein Unding zu seyn, als die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Dutchmen (worunter man wohl nicht bloss Holländer, sondern die Deutschen verstehen muss) übertreffen alle andere im Anbau der Felder. Die Schotten sind die besten Kaufleute. Die Franzosen gehen nicht viel mit andern um und besuchen selten die öffentlichen Häuser. Das viele Geld, was sie nach Amerika gebracht, haben sie nicht auf den Ankauf von Ländereyen sondern von Häusern angewandt. Sie sind vortreffliche Gärtner. In den Fleischschrannen kaufen die Engländer das beste, die Franzosen das schlechteste, die Dutchmen (Deutschen?) das wohlfeilste Fleisch. Baumfrüchte werden ohne Bedenken von den Vorübergehenden abgepflückt, und man rieth dem Vf., die Gartendiebe nicht zu verfolgen. Die Bettler sind nicht allein zahlreich, sondern auch unverschämt, und fielen dem Vf. sehr zur Last, der an der grossen Heerstrasse von Baltimore nach Philadelphia wohnte. Auch der Ahornzuckerbaum entgehet nicht dem Tadel. Nicht bloss aus eigner Erfahrung, sondern noch mehr aus eingezogener Erkundigung lernte er, dass die Gewinnung des Zuckers aus diesem Baume mehr Unkosten erforderte, als sie Vortheil gewährte. Auch kann man da, wo er wächst, den eigentlichen Zucker wohlfeiler haben, so wie es überhaupt bemerkt zu werden verdient, dass wo Korn wohlfeil ist, Kleidung, Kaffee, Thee, Zucker u. s. w. sehr theuer sind. So gar die Unabhängigkeit Amerikas wird für eines der grössten Missgeschicke gehalten, die diesem Lande zu theil geworden sind. Denn da sein künftiger Wohlstand mehr durch den Handel, als die Ergiebigkeit des Bodens zu bewirken sey, der Handel aber eine Marine erfordere, die ihn beschütze, so sey Amerika, welches keine Marine habe, von England, wo allein eine Seemacht zu finden, abhängig. Amerikanische Schiffe, aber für englische Kaufleute und mit englischem Gelde erbaut, werden zur Fracht gebraucht, würden jedoch nach hergestelltem Frieden nicht weiter verlangt werden. Wenn Amerika mit England einen Streit anfangen und Kriegsschiffe erbauen wollte, so würde es an Gelde dazu fehlen: denn die Abgaben von den importirten brittischen Waaren machen einen grossen Theil der Einnahmen aus. Alles was in England fabricirt wird, wird nach Amerika gebracht, und daselbst wohlfeiler verkauft als es in diesem Lande gemacht werden kann. Andere Nationen haben nichts zum Verkauf das Amerika kaufen möchte, so wie auch jenen die Produkte Amerika's entbehrlich sind. Zuletzt wird noch die unvortheilhafte Schilderung, die von dem Boden, der Luft, und den Einwohnern Amerika's gemacht ist, durch das Zeugniss eines Canadiers bestätiget, der seine dreymonatliche Reise in den vereinten Staaten in einem der öffentlichen Blätter in London hat abdrucken lassen, und insbesondere das schlechte Loos der hieher Emigrirten andern zur Warnung beschreibt. Traurig ist die Aussicht in die Zukunft, wenn es wahr seyn sollte dass die Amerikaner im Allgemeinen ein schlechtes Volk sind, und täglich mehr ausarten, welches von den Eingebornen zugegeben werde. Der Anhang enthält Auszüge aus Hn. *Boadley's* zu Philadelphia Skizzen, über die Abwechselung der Saaten (*rotation of crops*), diese Seele der Landwirthschaft, von welcher Hr. *v. Bülow* behauptet, dass es darin den Amerikanern an einer gesunden Theorie fehle, mit Bemerkungen des Vfs.

London, b. Philipps: *Ancient and modern Malta, containing a full and accurate Account of the present State of the Islands of Malta and Gozo, the History of the Knights of St. John of Jerusalem, also a Narrative of the Events which attended the Capture of these Islands by the French and their Conquest by the English* and *an Appendix containing authentic State - Papers and other Documents.* By *Louis de Boisgelin*, Knight of Malta. 1805. *Vol. I.* XVI u. 432 S. *Vol. II.* 404 S. gr. 4. Mit vielen Karten, Ansichten, Porträts, Alterthümern, und andern Kupfertaf. 4 Liv. 4 Schill. Sterl. (25 Rthlr. sächsisch.)

In diesem etwas kostbaren Werke wird zuerst die Lage, das Klima, die Volksmenge, Fruchtbarkeit, Industrie, Charakter und Sitten der Einwohner von *Malta* und der Insel *Gozo* geschildert, und mehrere interessante Nachrichten von dem frühesten und gegenwärtigen Zustande dieser Insulaner, nebst einigen topographischen Merkwürdigkeiten mitgetheilt. Demnächst wird eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Constitution der Malteser und ihrer Finanzen, nebst einer weitläuftigen Darstellung der Schicksale des Malteser - Ordens seit dem Zeitpunkte geliefert, da der Orden von Rhodus nach Malta versetzt ward. Der Vf., ein Mitglied des Ordens, hat es sich, nach unsern Einsichten, sorgfältig angelegen seyn lassen, die vorhandenen Materialien der Geschichte, in ein lichtvolles Ganze zu stellen, wobey man ihn aber, bey allem scheinbaren Streben nach der historischen Wahrheit, doch nicht ganz von aller Parteylichkeit frey sprechen kann. — Aus beiden Bänden wollen wir nur das vorzüglich merkwürdige anführen.

Der Boden auf Malta bedeckt den Felsen der Insel selten über 1 Fuss tief; da aber fast keine Hand breit unbebaut bleibt, so bringt der Ertrag des geringsten und mittlern, seine Einsaat 16 bis 20fach; der gute dagegen 38 mal, und der beste den Aufwand 64 fältig wieder. Dieser Fruchtbarkeit können sich wenige Länder rühmen. Der poröse Felsen auf Malta saugt Thau und Regen ein, und erhält dadurch dem Boden eine kühle Grundfläche, ohne welche, unter diesem warmen Himmelsstriche, die Saaten von der Sonnenhitze versengt würden. Nach den Regeln der, in mehreren Gegenden vom mittlern Europa üblichen

Wechſel-Wirthſchaft, werden auch auf Malta alle Arten von Gartengewächſe, Waſſermelonen, Gerſte, Roggen, und dreyerley Arten Baumwolle gezogen, wovon eine der letzten hier einheimiſch, die andere von Siamiſcher Abkunft iſt, und die dritte von den Antillen herſtammt, welche eine zimmetbraune Farbe hat. (Von der Siamiſchen Baumwollenſtaude auf Malta glaubt Rec., daſs ſie eine Abart von *Goſſypium hirſutum Lin.* ſey, welche der Bailli *de Süffren* in neuern Zeiten, in Samen aus Siam, bekanntlich der beſten Gattung kommen lieſs, welche die kaufmänniſche Waarenkunde darbietet. Da dieſe Gattung auf ſtaudenartigen Gewächſen gewonnen wird, welche im erſten Jahre, wenn ſie noch unfruchtbar iſt, ſtark beſchnitten wird, und dann im zweyten und dritten Jahre, wenn ſie im Auguſt und September, wie auch Hr. *v. B.* ſagt, Aernten geliefert hat, abſtirbt; [vergl. *Lettres écrites de Suiſſe, d' Italie, de Sicilie, de Malthe* etc. Par *Roland de la Platiere*, Amſterdam. 1780. 12. Vol. *II.* S. 403. etc. Vol. *III.* S. 37.]; ſo meynt *Brydone*, daſs die Bewohner von Malta ökonomiſch richtiger handeln würden, wenn ſie ſich an der krautartigen Baumwollenpflanze hielten, die bey ihnen einheimiſch ſey. ſ. *A tour through Sicily and Maltha* by *Brydone*; Vol. *I.* S. 308. Lond. 1773. gr. 8. vergl. *von Salis* Reiſ. in verſchied. Provinz. d. Königr. Neapel. *Erſter* Band. S. 96. Zürich und Leipz. 1793. 8. Mehrere Arten der landwirthſchaftlichen Gewerbe auf Malta werden gründlich beſchrieben und zugleich gezeigt, daſs auch die unfruchtbarſte Gegend der Inſel, durch die Induſtrie ihrer Einwohner, durch Auflegung einer künſtlichen Erde benutzt, und nach und nach zu einem fruchtbaren Acker umſchaffen werde. — *Malta* und *Gozo* bringen die delikateſten Pflanzenfrüchte aller Art hervor, die man dem günſtigen Himmelsſtriche verdankt. Daher können, wie der Vf. aus Zollregiſtern beweiſet, bloſs an Baumwollen-Fabrikationen, jährlich für 3 Millionen franzöſ. Livres ausgeführt werden; andrer Handelsartikel der Exportation ungerechnet, die zuſammen genommen, kaum den dritten Theil der einzuführenden Getreide und anderer Bedürfniſſe aufwiegen, welche die Einwohner von *Malta* brauchen; (die im Jahre 1798. betrugen 90,000, und die von *Gozo* 24,000). — Das Gemälde, welches der Vf. von den Sitten und der Kleidung der Malteſer liefert, iſt eben ſo intereſſant, als die vollſtändige Beſchreibung der Ceremonien bey der Aufnahme eines neuen Ritters des Malteſerordens demjenigen eine angenehme Lectüre verſchaffen wird, der an Vorſtellungen der Art gefallen findet.

Der *zweyte* Band enthält die *Geſchichte des Malteſer-Ordens* von dem Groſsmeiſter *L'Isle Adam* 1521. an, bis auf die neueſten Zeiten; und damit der hiſtoriſche Vorgang früherer Ereigniſſe dieſes Ordens anſchaulich gemacht werde, wird derſelben eine chronologiſch-hiſtoriſch geordnete Tabelle vom Groſsmeiſter *Gerhard* im J. 1099 bis 1521. vorangeſchickt. Manche bisher unbekannt gebliebenen Aufſchlüſſe über das Schickſal, das Malta ſeit der Beſitznahme durch die Franzoſen, welche durch die Uneinigkeit der Ordensbrüder herbey geführet wurde, bis auf das J. 1803. erfahren hat, werden hier, wie die ungemeine Theurung anſchaulich gemacht, die zur Zeit herrſchte, als dieſe Inſel, dem Hungertode vollends zu entgehen, ſich an die Engländer übergeben muſste. Der Vf. ſcheint endlich die Engländer überreden zu wollen, daſs kein gröſserer Nutzen für die Inſel und Europa überhaupt ſeyn würde, als wenn die Herrſchaft über dieſe Klippen wieder dem Orden eingeräumt würde. — Die prachtvollen Kupfer und Karten ſind eben ſo ſchön gezeichnet, als elegant geſtochen und abgedruckt; es wäre alſo zu wünſchen, daſs ein kernhafter *deutſcher Auszug*, nebſt der Copie der Karte von Malta, von dieſem Werke geliefert würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Roſtock*, b. Müller: *Ueber die Verhältniſſe der Stadt Roſtock in Beziehung auf ihre Beytrags-Verbindlichkeit zu den Landes-Neceſſarien*, vom Burgermeiſter D. *J. F. Zoch.* 1806. 95 S. 4. — Die Frage: ob die Stadt Roſtock ſchuldig ſey, zu den, auf dem Mecklenburgiſchen Landtage vom J. 1805. verwilligten, Neceſſarien beyzutragen, und ob dieſelbe dazu durch einen förmlichen Rechtsgang gebracht werden müſſe, oder dazu durch Executions-Zwang angehalten werden könne? iſt die Veranlaſſung und der Gegenſtand dieſer Schrift. Die Stadt Roſtock iſt kein dritter und abgeſonderter Stand, ſondern vielmehr ein integrirender Theil der mecklenburgiſchen Ritter- und Landſchaft; aber ſie iſt ein beſonderer Theil dieſer Landſchaft, der den Genuſs der *Rechte eines beſondern Standes* eben ſo vollgültig hat, als ſolche dem Corps der übrigen Städte zuſtehen; die Stadt Roſtock hat aus vollwichtigen Gründen die Mitbewilligung eines Beytrags zu den, in Frage befangenen, neuen Neceſſarien abgelehnt, und die Stadt Roſtock kann zur Berichtigung ihres Antheils an dieſen Neceſſarien nur durch eine förmliche Klage im competenten Gericht, nicht aber durch den, nur für verbindlich bewilligten, Neceſſarien anwendbaren, Executions-Zwang gebracht werden: dieſs ſind die Sätze, welche in dieſer kleinen, aber ſehr gehaltreichen, Schrift mit Präciſion und tiefer Verfaſſungskunde entwickelt ſind. Dem, ſchon aus ſeiner trefflichen Schrift: *über Reichsſteuern* u. ſ. w. rühmlich bekannten Vf. in das intereſſante Detail zu folgen, erlaubt bey dem Local-Intereſſe dieſer Schrift, die jeder Mecklenburger ohnehin leſen wird, Rec. ſich ſo wenig, als ein Urtheil über das Recht oder Unrecht einer, vor dem competenten Richter ſchwebenden, Sache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. April 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Schäfer. Buchh.: *Ideen zu einer Garten-Logik*, oder Versuch über die Kunst, in englischen Garten-Anlagen alles Unverständliche und Widersinnige zu vermeiden; von *Christ. Aug. Semler.* 1803. 344 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Logik enthält die Regeln, wie man den Verstand zur Erkenntniss des Wahren gebrauchen soll: sie hat mit der schönen Gartenkunst nichts zu thun. Die Wahrheit, welche diese fordert, ist eine ästhetische, die nicht durch Logik, sondern durch Geschmack beurtheilt und erkannt wird. *Ariostens* Zauber-Dichtungen, *Raphaels* idealische Schöpfungen, *Claude Lorrains* himmlische Landschaften haben eben die Wahrheit, wie ein schöner Garten; aber, wer wollte von der kalten Logik den Prüfstein für alle jene Kunstwerke entlehnen! Es ist also wenigstens Verletzung des Sprachgebrauchs, wenn der Vf. die Anwendung der Regeln des guten Gesckmacks Logik nennt. Aber nein! Es ist mehr als Verletzung des Sprachgebrauchs: es ist wahre Verwirrung der Begriffe, die bey dieser ganzen Garten-Logik zum Grunde liegt. Man höre selbst: „Das königliche, erste und höchste Gesetz, aus welchem alle Regeln für den Gartenkünstler hergeleitet werden, ist: Der Garten muss sich selbst aussprechen: es muss alles verständlich seyn." Diess Gesetz ist nicht neu: wir drückten es sonst so aus: Da der schöne Garten ein idealisirtes Landschafts-Gemälde seyn soll: so müssen die einzelnen Theile dieses Gemäldes ein bestimmtes Verhältniss und eine eigenthümliche Verbindung haben: diese macht den Charakter der Landschaft aus. Man fordert also von einem schönen Garten, oder von einer einzelnen Partie desselben, dass sie einen *Charakter* haben. Rec. denkt: diess ist deutlicher und wirklich richtiger, als wenn man den Mode-Ausdruck: *sich aussprechen*, hier missbraucht, um auf eine wirkliche Unrichtigkeit zu führen. Denn unrichtig ist, was der Vf. daraus folgert: „Alle Gegenstände müssen von selbst ohne alle Erklärung deutlich anzeigen, von wem sie herrühren, ob von der Natur, oder von den Menschen." Rec. bittet nur um einen Augenblick Nachdenkens, um Jeden zu überzeugen, dass mit diesem Gesetz alle schöne Täuschung, ja selbst jedes Idealisiren aus der schönen Gartenkunst verdrängt wird. Kein Wasserfall, keine künstliche Wiese, keine Baumgruppen dürfen ja alsdann Statt finden, ohne ihnen den Ausdruck der Künstlichkeit anzusehn. Wie kann man als Gesetz der Schönheit die augenblickliche Verständlichkeit ansehn? Die hässlichsten Gegenstände haben oft die grösste Verständlichkeit. Dass es dem Vf. wirklicher Ernst mit dieser Logik ist, zeigt seine Regel: alle ausländischen Gewächse aus den Pflanzungen auszuschliessen, weil sie immer, auch wenn sie sparsam eingestreut seyn, etwas Fremdartiges in die Scene bringen, welches die Täuschung, man sehe selbstgewachsene Natur, zerstöre... Welche Forderung? Wir fragen erstlich: was ist einheimisch, was fremdartig? Keine Rosskastanie (sie kamen im 16ten Jahrhundert aus dem Morgenlande), keine Obstbäume, kein Weinstock u. dgl. sind alsdann in schönen Gärten anzubringen: geschweige Thränen-Weiden, Weymuthskiefern, Silbertannen, *Cytisus Laburnum* und andere Zierden der Gärten. Dann sind wir in Deutschland auf Eichen, Buchen, Rüstern, Hainbuchen, Ellern, Birken, Fichten und Tannen reducirt... Ferner sagt der Vf.: „Was für Product menschlicher Kunst gehalten werden soll, muss regelmäsig gepflanzt und durch scharf bezeichnete Gränzen abgeschnitten werden." Diess erklärt er in der Folge dadurch, „dass keine frey geschwungene, sondern geometrische, gerade und krumme, Linien gezogen, und die Bäume symmetrisch gepflanzt werden müssen. Auf diese Art bleibe man nicht zweifelhaft, wo die Partieen der Kunst aufhören und die Partieen der Natur anfangen." Aber wozu diese ganze Regel? Ein Landschaft-Gemälde und ein schöner Garten sind ja immer Werke der schönen Kunst, aber von der Natur entlehnt, deren schönste Partieen man idealisch zu einem Ganzen vereinigt hat. Bey diesen Schöpfungen der Kunst muss überall das höchste Gesetz seyn, was in den Gärten der Armida die grösste Schönheit war:

> *L'arte che tutta fa, nulla si scopre ...*
> *Stimi (si misto il calto è col negletto)*
> *sol naturali e gli ornamenti ed i siti:*
> *di natura arte par che per diletto*
> *l'imitatrice sua scherzando imiti.*

Der Vf. hofft dagegen von dem Contraste zwischen der Regelmäsigkeit der Kunst und der Unregelmäsigkeit der Natur angenehme Eindrücke. Aber auch hier hat er sich den Unterschied der Natur-, und der Lust-, Obst-, Blumen- und Küchen-Gärten in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht deutlich gedacht. Jedermann fühlt, dass, wie bey Werken der Baukunst Regelmäsigkeit und Symmetrie gefordert wird, so auch in der Nähe menschlicher Wohnungen gerade Gänge, symmetrische Pflanzungen sehr schicklich sind. Aber, das sind ja keine Natur-Gärten, die als Landschafts-

schafts-Gemälde solche Regelmäsigkeit und Symmetrie verwerfen. Oder hat man je einen *Salvator Rosa*, einen *Claude Lorrain* gesehn, wo die Flüsse geradlinicht, die Berge symmetrisch, die Baumgruppen in Ordnung gepflanzt waren? . . Ueber die Anlegung der Steige und Wege urtheilt der Vf. eben so seltsam. Sind denn nicht alle Wege Werke der Kunst: sind sie nicht auch in der freyen Natur mehr krumm- als geradlinicht? Doch geben wir aus vorigen Gründen zu, dass in der Nähe menschlicher Wohnungen breite, gerade Alleen weit schicklicher sind: denn die Idee von Ordnung und Regelmäsigkeit wird durch den Anblick menschlicher Wohnungen herbeygeführt. Man kann nach dem Angeführten denken, dass der Vf. auch allen fremden Gebäuden das Verdammungs-Urtheil spricht. „Der Gartenkünstler soll, sagt er, nicht mährchenhafte Phantasieen über eine fremde idealische Welt, sondern freundschaftliche idyllische Träume über das wirkliche vaterländische Landleben erwecken." Wir fragen: Was ist schöne Kunst ohne Ideal? Giebt es nicht eine Gattung in den schönen Künsten, die wir das *Romantische* nennen? Besteht diese nicht in dem Gegensatze des Grossen, Erhabenen, Alterthümlichen zu dem Lieblichen, Sanften und Rührenden? Die schöne Gartenkunst darf des Romantischen nicht entbehren: darum schafft sie griechische Tempel, gothische Kapellen, Einsiedeleyen, Ruinen, Fischerhütten und Statuen. Aber darin sind wir mit dem Vf. einverstanden, dass chinesische und indische Pagoden, Kiosks, türkische Moskeen, neuseeländische Hippah's, otaheitische Marai's eben so anstösig sind, als die Kolossen der Einwohner der Oster-Insel oder als die Zelte der Kirgisen. Denn in allen diesen Werken der Baukunst fehlt es an einfachen, zierlichen Formen, es knüpft sich keine Idee von Alterthümlichkeit, Erhabenheit und Grösse daran. Werden sie vollends gehäuft: so sind sie Ausgeburten einer wilden regellosen Phantasie.

Am Ende giebt der Vf. eine nur zu künstliche vierfache Eintheilung der Gärten: 1) blosse Naturscenen; 2) vaterländische Scenen, und Zusammenstellung inländischer Producte mit Naturscenen; 3) ausländische Scenen; 4) einheimische und ausländische mit einander verbunden. Ausländische Scenen sollen allemal durch eine Inschrift, oder durch einen künstlichen Eingang vorbereitet und angedeutet werden. Auch soll der Eingang versteckt seyn. Die Verbindung der ausländischen mit den vaterländischen Scenen berührt der Vf. mit solcher Aengstlichkeit, dass er sie so gut als ganz verwirft.

WEIMAR, b. Gädike: *Die Aesthetik der Blumen*, oder *ihre Philosophie*, von *Joh. Sam. Schröter*, Super. in Buttstädt. 1803. 320 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel des Buchs ist schon an sich fehlerhaft und stimmt nicht mit dem Inhalt überein. Die Aesthetik entwickelt die Gesetze zur Beurtheilung des Schönen: sie kann also nicht für gleichbedeutend mit der Philosophie angesehn werden. Von einer Aesthetik der Blumen kann man wohl reden, auch vielleicht, wie *Schmahling*, vor 20 Jahren, ein Buch schreiben: aber eine Philosophie der *Blumen* ist ein Unding: oder man braucht das Wort *Blumen* in dem gemeinen Sinn für schöne Pflanzen. Diess ist aber gegen allen edlern Sprachgebrauch. Die Verwirrung der Begriffe zeigt sich noch deutlicher in der Einleitung, wo Hr. *S.* die Physiologie der Pflanzen und die praktische Gartenkunst als Theile der Aesthetik ansieht. Bey diesem völligen Mangel an Principien ist es durchaus unmöglich, mit dem Vf. rechten oder ihn zurecht weisen zu wollen. Wir wollen also blos unsern Lesern melden, dass sie hier erstlich eine Art von Physiologie der Pflanzen zu erwarten haben, wo in einer schleppenden Sprache, mit einer Menge unnöthiger fremder Ausdrücke (*Restauration*, *Reproduction*, *Nutrition*), die allgemeinsten Sätze über Bau, Leben und Wachsthum der Pflanzen, zum Theil aus *Hufelands* bekannten Schrift vorgetragen werden. Dann folgen Bemerkungen über die Schönheit der Blumen, die höchstens dem Ungeschmack der Nelken-Freunde gefallen mögen. Der Vf. sagt zum Beyspiel: Eine Blume muss, um schön zu seyn, eine anständige Grösse haben. Rec. möchte wohl wissen, bey welcher Pflanze Hr. *S.* der Natur den Vorwurf machen wolle, sie bilde die Blume zu klein oder zu gross, und diese sey also nicht schön, weil sie keine *anständige* Grösse habe. Ist etwa *Mitella diphylla*, ist *Circaea alpina* nicht schön, ungeachtet ihre Blumen klein sind? *Cactus grandiflorus*, *Datura arborea*, *Gentiana acaulis*, *Pancratium speciosum* sind also nicht schön, denn die Blumen sind oft grösser als die übrige Pflanze. Nach einer seltsamen Ideen-Folge kommt der Vf. von der Schönheit der Blumen auf ihre Krankheiten, welche er, wieder eben so seltsam, in natürliche und widernatürliche theilt, die letztern von Aussendingen, von Fehlern der Wartung, die erstern aus der Natur der Blumen selbst herleitet. Also ist dem Vf. nie vorgekommen, dass jede Krankheit theils innere, theils äussere Ursachen hat? . . Dann folgen Anleitungen zur Wartung, Vermehrung der Blumen, zur Anlegung eines Blumengartens und zur Wahl eines Gärtners, die man hier nicht sucht, und die auf keine Weise lesenswerth sind.

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) LEIPZIG, b. G. Fleischer d. j.: *Uebungsstunden in der Englischen Sprache*, oder *Sammlung auserlesener englischer Aufsätze, Geschichtchen und Anekdoten zum Uebersetzen ins Deutsche* mit beygefügten Erklärungswörtern. Herausgegeben von *Fr. With. Haussner*. 1806. VIII u. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) OLDENBURG, in d. Schulz. Buchh.: *William Mavor's Natural History for the Use of Schools*, founded on the Linnaean arrangement of animals with popular descriptions in the manner of Goldsmith and Buffon. Ein naturhistorisches Lesebuch für Anfänger in der Englischen Sprache, nebst

nebst einem vollständigen Wortregister von *G. J. F. N.* 1806. 394 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Leipzig, in d. Sommer. Buchh.: *Englisches Lesebuch für Anfänger.* Nebst einem vollständigen Wörterbuche, und einer kurzen englischen Grammatik. 1805. 336 S. 8. (16 gr.)

So grofs auch schon die Anzahl der für den ersten Unterricht im Englischen erschienenen Werke ist, und so misslich daher das Unternehmen scheinen könnte, dieselben durch neuere und bessere zu verdrängen: so möchte es doch wohl den Herausgebern von Nr. 1. u. 2. gelungen seyn, allen bisher ans Licht gekommenen den Vorrang streitig gemacht zu haben.

Nr. 1. ist eine Sammlung der auserwähltesten Stücke aus den vorzüglichsten englischen Schriftstellern, die sich eben so sehr durch die Mannichfaltigkeit und das Anziehende des Inhalts, als durch den, von dem Herausg. besonders in Anschlag gebrachten, Umstand empfehlen, dass sie allen Personen beider Geschlechter und aller Stände in die Hände gegeben werden können, da bey der Auswahl durchaus darauf gesehen worden ist, dass auch nicht das mindeste sich einschlich, welches der Sittlichkeit Anstoss geben, und ihr ein Erröthen abzwingen könnte. Leichteres wechselt mit Schwererem, ernstere Auffätze mit komischen ab; die etwas längeren sind in kleinere Stücke getheilt, und den einzelnen Stücken die Bedeutungen der schwereren Wörter untergesetzt, in deren Wahl der Herausg., so weit Rec. sie bis jetzt verglichen hat, durchaus glücklich gewesen ist. Auch die Richtigkeit des Druckes trägt nicht wenig dazu bey, dieses Werk empfehlungswerth zu machen.

Nr. 2. ist ein Abdruck einer Naturgeschichte, die den schon durch andere Schriften unter uns bekannten *Wilh. Mavor* zum Vf. hat. Es muss dieser Abdruck aus einem doppelten Grunde willkommen seyn, theils weil das Werk in einer reinen und leichten Sprache, und zugleich äusserst anziehend geschrieben ist, und sich so bey dem Hang der meisten Jünglinge zur Naturgeschichte zu einem Lesebuche für die Anfänger in der englischen Sprache vorzüglich eignet, theils weil der Lehrling bey der Lectüre desselben eine Menge Wörter zu erlernen Gelegenheit bekommt, die ihm bey den gewöhnlichen, für den ersten Unterricht in der englischen Sprache bestimmten, Lesebüchern gänzlich fremd bleiben: ohne darauf zu sehen, dass hier die Erlernung einer Sprache mit einer für das ganze Leben fast unentbehrlichen Wissenschaft verbunden werden kann, welches in unsern Zeiten, da der Jüngling so vieles zu lernen sich gezwungen sieht, wie der Herausg. sehr wahr bemerkt, für einen nicht unbedeutenden Gewinn gehalten werden kann. — Der Vf. hat sich indess nur auf das Thierreich beschränkt, weil die lebendige Natur doch nur für die Jugend eigentliches Interesse habe, und die Bekanntschaft mit dieser zu einem fruchtbaren Studium des ganzen Gebietes der Natur am meisten belebe, welches die Hauptabsicht seines Werkes sey. — Der deutsche Herausg. hat dem Werke ein nicht unzweckmässiges Register der schwersten Wörter angehängt; Schade, dass er nicht auch die Linnäischen Namen den englischen Benennungen der Thiere beygefügt hat. — Auch dieses Werk zeichnet sich im Ganzen durch fehlerfreyen Druck aus; nur sind die Abbrechungen der Wörter am Ende der Zeilen nicht immer der Regel gemäss: denn fremd ist dem Engländer die Abbrechung *clima-tes*, *strea-ked*. Kupfer begleiten das Buch nicht, weil gute den Preis desselben zu sehr erhöht haben würden.

Der Herausg. von Nr. 3. hat sich *Gedikens* Lesebücher, und besonders das Französische, zum Muster gewählt; nur ist er von dem Plane jenes Gelehrten darin abgewichen, dass er sich bey den Gedichten nicht bloss auf Fabeln beschränkt, sondern von mehreren Dichtarten Proben beygefügt hat, um dadurch dem Anfänger einen kleinen Vorschmack von den Schönheiten der englischen Dichtkunst zu geben. — Den einzelnen Stücken sind die Infinitive der darin vorkommenden unregelmässigen Verben, nebst einigen andern Erklärungen und Bemerkungen untergesetzt, und dem Ganzen ist ein vollständiges Wortregister angehängt worden. Dass der Herausg. die Schreibungsweise jedes Schriftstellers beybehalten hat, möchte wohl nicht sehr zu billigen seyn, weil dadurch nur Verwirrung bey dem Anfänger in der englischen Sprache veranlasst werden kann; auch hätte mehr Aufmerksamkeit auf die Richtigkeit des Drucks verwendet werden sollen. — Ausserdem erhalten wir noch am Ende eine kurze Grammatik, die zu einem blossen Leitfaden der englischen Sprache bestimmt ist, und in welcher der Vf., so wie *Gedike* in seiner französischen Sprachlehre, alles Nöthige und einem Anfänger Wissenswürdige zusammen zu drängen, sie aber auch zugleich durch eine kurze Syntax noch nützlicher zu machen gesucht hat. Es ist indess in derselben manches zu berichtigen; und selbst Spuren der Flüchtigkeit können nicht verkannt werden. Das lange *a* lautet nicht wie *äh*, sondern wie *eh* oder das *ee* in *See*. In *James* und *Jamaica* das *a* wie *i* auszusprechen, ist gemein. Das *a* wird ferner nicht kurz, wenn der darauf folgende Consonant in der Aussprache verdoppelt wird, sondern diese Verdoppelung ist die Folge von der Verkürzung des vorhergehenden Vocals. *Tribunal* wird nicht *tribünal*, sondern *treibiühnäl* ausgesprochen. Der Laut des *o* in *force* ist von dem ganz verschieden, den es in *form* hat, und auch in *son*, *won* und *tongue* wird das *o* ganz anders, als in *scroll*, *toll* u. s. w. ausgesprochen. Wie nachlässig alles hingeworfen sey, davon mag noch folgende Stelle (S. 314.) zeugen, wo es heisst: „*ch* lautet wie *sch* in ursprünglich französischen Wörtern, als: *capuchin*, *chagrin*, *drachm*, *yacht*, *to ech* (besser *eke*), l. *käpuschin*, *schägrin*, *dräm*, *jat*, *tu ihk*;" — wo in den letzten Fällen das *sch* gar nicht gefunden wird.

JUGEND-

JUGENDSCHRIFTEN.

1) Dresden, in d. Hilscher. Buchh.: *Verstandesübungen nach Pestalozzi's Lehrmethode zum Unterrichte für Kinder*, von *J. E. Fischer*. 1806. 75 S. 8. (4 gr.)

2) *Ebendas.*: *Tugendlehre*, oder *Gemälde menschlicher Tugenden und Laster zur höheren Veredlung der Herzen guter Kinder*, von *J. E. Fischer*. — *Erster* Theil. 1807. 123 S. 8. (8 gr.)

3) *Ebendas.*: *Klugheitskatechismus zum Unterricht für die Jugend*. In Geschichten und Erzählungen gesammlet von *J. E. Fischer*. — *Erstes* Bändchen. 1806. 190 S. *Zweytes* Bändchen. 128 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Nr. 1. enthält folgende Auffätze: Was ist der Mensch? Was ist ein Wesen? — Die Seele des Menschen. — Was ist ein Theil? — Was ist ein Körper? — Was sind Kennzeichen? — Was ist eine Eigenschaft? — Was ist Unterschied und Gleichheit? — Was ist Ursache und was ist Wirkung? Was heisst aufmerksam seyn? — Was ist die Luft für ein Wesen? — Was hat die Luft für einen Nutzen und Beschaffenheit? — nutzt sie, vorzüglich der Wind, ferner noch? Um dieses Schriftchen näher zu charakterisiren, stehe hier bloss der Anfang des ersten Auffatzes: *Vater*. Was bist du, mein Kind? — *Kind*. Ich bin ein Mensch. — *V.* Was ist ein Mensch? — *K.* Ein Mensch ist — ein Mensch ist — *V.* Liebes Kind, was ist er denn? — Ich sehe, du kannst nicht das rechte Wort finden. — *K.* Ein Mensch ist, ich weiss nicht, wie ich sprechen soll. — *V.* Wie? wenn du sagtest: ein Mensch ist ein Baum? — *K.* Ich bitte um Vergebung — ein Mensch ist kein Baum u. s. w. In diesem faden und faselnden Tone geht es immer fort. Der Vf. versündigt sich an dem braven, genialischen *Pestalozzi*, wenn er eine solche Methode, Kinder zu belehren, Pestalozzisch nennt.

Von Nr. 2. sagt Hr. *Fischer* in der Vorerinnerung: „Diese Auffätze sind durch eine Auswahl von den besten moralischen Erzählungen beliebter guter Schriftsteller sehr angenehm und nützlich für die Jugend verfasst." Man sieht, dass der Vf. nicht einmal eine ganz einfache Idee gehörig auszudrücken versteht.

Den Zweck und die Entstehung von Nr. 3. lässt Hr. *F.* durch einen Karl seinen jungen Freunden, deren, wie er sich ausdrückt, über tausend seyn sollen, angeben, und diesen jungen Freunden zugleich versichern, dass die Schrift ihnen gewiss gefallen und Nutzen schaffen werde, weshalb er auch — im Namen seines und dieses Büchleins Vater — bittet, dass sie es sich anschaffen mögen, um eben so viel Freude daran zu haben, als er, Karl, und seine Mitschüler daran gehabt hätten. Die schönen Erzählungen und Geschichten, aus denen es bestehe, habe übrigens der Vater theils verändert, theils unverändert, aus Hn. *Campens* und *Weisens* Büchern, aus dem *niedersächsischen Wochenblatte für Kinder* und aus andern guten und ältern Kinderschriften genommen. Rec. fühlt sich nicht aufgelegt, längst gedruckte und längst beurtheilte Auffätze für Kinder noch Ein Mal zu beurtheilen. Es giebt unter den Jugend-Schriftstellern eine Klasse, die man füglich die *wiederkäuende* nennen könnte. In dieser gebührt Hn. *F.* mit allem Rechte ein bequemer Platz. Mehr über ihn zu sagen, wäre ganz überflüssig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Dresden*, in d. Hilscher. Buchh.: *Von der Statthaftigkeit der institorischen Klage bey Uebertretungen der Gewerbsvorschrift*, von D. *Carl August Tittmann*, Kurfürstl. Sächs. O. Consist. Rathe zu Dresden. 1805. $3\frac{1}{2}$ B. 8. (4 gr.) — Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift war, der Dedication an Hn. Hofr. *Hübner* in Jena zufolge, ein ungünstiges Erkenntniss, welches von dem Schöppenstuhl zu Leipzig wider Hn. *T.* bey Gelegenheit einer institorischen Klage gefällt worden war, die er wider den Gewerbsherrn des Verlegers der bekannten Bibliothek kleiner juristischer Schriften angestellt hatte. Hr. *T.* sucht in dieser Abhandlung zu beweisen, dass die institorische Klage wider den Gewerbsherrn auch sodann Statt finde, wenn dieser die Gewerbsvorschrift (*lex praepositionis*) denen, die mit seinem Gewerbs-Verwalter contrahiren, verheimlicht habe, und dass in diesem Falle der Gewerbsherr sich nicht mit der Ausflucht, dass er seinem Gewerbs-Verwalter in der ihm ertheilten Vorschrift keinen Auftrag zu Eingehung dieses oder jenes Contracts ertheilt habe, schützen könne. Rec. scheint schon, der Natur des Geschäfts gemäss, kein Zweifel hierüber obzuwalten, und der Vf. hat diess durch gegenwärtige Abhandlung, die als ein schätzbarer Beytrag zur Erläuterung der Lehre von der institorischen Klage gelesen zu werden verdient, hinlänglich dargethan. Nur muss Rec. noch folgendes bemerken: Es wäre nämlich wohl zweckmässig gewesen, das vorgedachte Erkenntniss, wider welches diese Abhandlung gerichtet ist, nebst den Entscheidungsgründen hinzu zu fügen, denn dadurch würde der Leser in Stand gesetzt worden seyn, beide Gründe mit einander zu vergleichen. Ausserdem wird (S. 37.) *Leysern* ein falscher Sinn untergelegt. Hr. *T.* tadelt ihn nämlich um deswillen, dass er zu einem Gewerbs-Verwalter die Anstellung zu Führung eines Gewerbes nach *allen einzelnen Nebenzweigen* erfordere; allein diess verlangt *Leyser* gar nicht; er sagt bloss: es sey falsch, wenn man einen Handlungsdiener mit dem Namen *institor* belege, denn *Justinian* nenne letztern den, dem die Verwaltung des Ganzen anvertraut sey, nicht aber den, der nur diesen oder jenen einzelnen Theil eines Geschäfts besorgen solle. Ueberdiess ist auch der Titel der Schrift nicht passend gewählt; nach dem Inhalte derselben sollte er heissen: Von der Statthaftigkeit der institorischen Klage bey *Verheimlichung* der Gewerbsvorschrift. Endlich missfiel Rec. der S. 11. Z. 16. der Note gebrauchte anmasende Ton, den man bey einem, auch noch so beliebten, Schriftsteller ungern bemerkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. April 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Joh. Gottfr. von Herder's sämmtliche Werke* — zur Philosophie und Geschichte. *Erster* Theil. 1805. XIV S. (Vorrede des Herausg. *Johann von Müller*) u. 354 S. 8. mit 5 Kpfrt.

2) Kopenhagen, b. Proft: *Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis*, von Dr. *Friedrich Münter*. 1802. 148 S. 8. Mit Kupfern.

3) Weimar, im L. Industrie-Compt.: *Ueber die vor kurzem entdeckten Babylonischen Inschriften*, von Dr. *Joseph Hager*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Julius Klaproth*. 1802. 110 S. 8. Mit Kupfern.

4) Paris: *Lettre de Mr. Silvestre de Sacy à Mr. Millin sur les inscriptions de monumens Persepolitains*, S. 1—32. 8. m. 1 Kpfr. abgedr. a. d. *Magasin Encyclopédique*. Année VIII. T. V. An XI. N. 20.

5) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Tentamen palaeographiae Assyrio-Persicae*, sive simplicis compendii ad explicandum antiquissima monumenta populorum, qui olim circa mediam Asiam habitabant, praesertim vero *cuneatas* quas vocant *inscriptiones*, auctore Dr. *Anton. Aug. Henr. Lichtenstein*. c. tabb. IV aere incisis. 1803. XVI u. 172 S. 4.

6) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ueber die Erklärung der Keilschriften und besonders der Inschriften von Persepolis*, von *G. F. Grotefend*. Mit einer Kupfertafel — als Beylage zu *A. H. L. Heeren's* Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. *Zweyte* Aufl. *Erster* Theil *zweyte* Abtheilung. 1805. S. 931—960. 8.

Im Bewufstseyn höherer Kraft versetzt sich der menschliche Geist über mehr als 2000 Jahre zurück in die Vorwelt, um über ihren Trümmern nicht blofs zu schweben, sondern festern Fufses einher zu schreiten, um nicht blofs durch negatives Urtheil Vermuthungen abzuschneiden, denen das Gepräge der Tauglichkeit mangelt, sondern für positive Bestimmungen eine hohe Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. So weit in dieser Art des intellectuellen Wirkens hat sich noch kein Zeitalter vor uns erhoben, und durch so umfassende Kenntnifs der Länder, Völker und Sprachen solche Blicke in seine Vorwelt gethan. Gröfser und merkwürdiger find fast keine Ruinen des Alterthums, als die von *Persepolis*. In dem ersten Reiche, dem wir eine eingreifendere politische Einrichtung zuschreiben können, verdanken sie ohne Zweifel ihr Daseyn dem hohen Sinne seiner Herrscher, der Felsenmassen für die Ewigkeit auf einander setzte. Als Denkmäler so früher Kunst sind ihre Verzierungen wichtig; sprechende Zeugen sind sie von dem Reiche, welches sie schuf, und von der Lebensweise seiner Nationen. Wände sind voll von keil- oder pfeilförmigen Charakteren, räthselhaft, gleich den Schriftzügen an der Wand von Belsacers Pallaste, die keiner von Babylons Weisen zu deuten vermochte. Unsern scharfsinnigen Zeitgenossen waren die Versuche der Deutung jener Kunstgegenstände und dieser Inschriften vorbehalten. Wer nun, mit allen den Ansichten, die sie öffneten, jene Ruinen besucht, mag sie schärfer beurtheilen, als wir, und mag eben so unbefangen und belehrend mit spähendem Auge um sich blikken, als der noch lebende *Niebuhr*, dem wir die nähere Kenntnifs, besonders der Inschriften, vorzüglich verdanken. Auf die Gebäude und Kunstgegenstände war *Herder's* und *Heeren's* Blick gerichtet. Jener hat das Verdienst, durch seine *Persepolis* (in der *dritten* Sammlung der *zerstreuten Blätter*) das Interesse für diese Denkmäler der Vorwelt recht belebt zu haben. Dschemschid's Thaten und Reich, wenn auch nicht bey dessen Lebenszeit, bildlich dargestellt glaubte er an diesen Gebäuden zu erblicken, indem sich seine Phantasie, durch die Sagen in neuern asiatischen Schriftstellern erwärmt, bis zu solcher Ferne hinaufschwang, während *Heeren* (in seinen *Ideen über Politik und Handel der alten Völker*) sich blofs an die, der Persermonarchie gleichzeitigen griechischen Schriftsteller, und besonders an die Grabmäler hielt, welche erstere Ansicht nicht umfafste. Er fand mit historischer Kritik das Zeitalter dieser Monarchie, aber nicht im Einzelnen so bestimmte Resultate, als der Dichter, dem er übrigens gar nicht die Wahrscheinlichkeit abläugnet, dafs den bildlichen Darstellungen ein aus Zendavesta entlehntes Ideal von Dschemschids Regierung zum Grunde liegen könne. (Diese Ansicht hat in der neuen Ausgabe eines vortrefflichen Werks beträchtlich gewonnen; aber dieses verdient in seiner Umarbeitung zu sehr eine besondere Anzeige, als dafs die Erwähnung eines so kleinen Theils desselben uns hier länger beschäftigen dürfte.) Die Enträthselung der Inschriften ergriff, ganz am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts und am Anfange des neuen, ein lebendiger Wetteifer des Scharfsinns. Den Schlüssel derselben entdeckten *Tychsen* und *Münter* in einer oft wiederkehrenden Gruppe von Zeichen. Als die Sprache derselben stellte jener ein Gemisch von vielerley alten Sprachen auf, *Lichtenstein* für alle Arten dieser Schriftzüge blofs die sogenannten semitischen Sprachen; *Münter* suchte sie vorsichtig in einer der Sprachen des alten Persiens Zend und Pehlwi, welche glück-

glücklicher Weise *Anquetil du Perron* und *Silvestre de Sacy* aufgeklärt hatten, und *Grotefend* fand sie mit überraschendem Erfolge für Eine Art der Inschriften in dem Zend, während die übrigen Arten der Charaktere Andern unter den genannten Forschern fortdauernd zum Theil für Zeichen von Sylben, zum Theil für Zeichen von ganzen Wörtern galten. Alle jene Gelehrte lasen die Inschriften sämmtlich von der Linken zur Rechten, *Lichtenstein* allein, nach Maſsgabe der Sprachen, die ihn leiteten, von der Rechten zur Linken. Bey einigen schien *Wahl'n* und *Münter'n* die Richtung bustrophedisch. Die babylonischen Keilcharaktere sind nach *Hager* (Nr. 3. S. 82 ff.) perpendiculär nach chinesischer Weise unter einander stehende Monogramme für ganze Wörter und nicht, wie die Persepolitanischen, von der Linken zur Rechten zu lesen.

Herder's Persepolis eröffnet die Sammlung seiner Werke (von der wir hier bloſs diesen *ersten*, ganz auf jene Alterthümer sich beziehenden Theil anzuzeigen haben, ohne übrigens einer vollständigen Beschreibung und Beurtheilung der ganzen Sammlung vorzugreifen). Ein paar unbedeutende Anmerkungen sind hinzugekommen. Unmittelbar darauf ist *Niebuhr's* Persepolis aus dem *deutschen Museum* (St. III. März 1788.) mit einer kurzen Note von *v. H.* und ein paar Stellen aus *Niebuhr's* Briefen wieder abgedruckt, zufällig sehr zu seiner Zeit. Es hat uns längst gewundert, daſs bey den neuesten Streitigkeiten über die Entzifferung dieser Inschriften die Punkte derselben auf der Kupfertafel in *Niebuhr's Reisebeschreibung* als ein wesentlicher Theil derselben betrachtet worden sind (in Hn. *L's Tentamen* in einem eignen §. — Cap. I. §. VIII.). Nach der ausdrücklichen Erklärung *Niebuhr's* in jenem Aufsatze sind sie bloſs Merkmale, wo für jenen aufmerksamen Beobachter der Anschein des Endes eines Worts da war, und sie kommen also nur in so fern in Anschlag. Dagegen eine ganz neue Zugabe in dieser Sammlung und der Hauptbestandtheil dieses Bandes sind *Herder's persepolitanische Briefe* (S. 117 — 312.), ein nicht ganz vollendeter Cyklus von Abhandlungen über einzelne, Persepolis betreffende Gegenstände, bey welchen Hr. *v. H.* jedesmal einen dafür besonders interessirten Gelehrten gleichsam ins Auge faſste. So schreibt er an *Niebuhr* von S. 117. über die Erklärlichkeit der Keilschrift als einer Auflösung aus Uncialschrift, an *Tychsen* von S. 122. über dessen Ableitung derselben aus dem Zeitalter der Arsaciden, an *Heyne* von S. 133. über die persepolitanischen Kunstgegenstände, an *Stieglitz* von S. 152. über persische Baukunst, an *Meyer* von S. 170. über den Satz: ein Kunstwerk spricht sich selbst aus, an *Heeren* von S. 183. gegen dessen Ideen, an *Eichhorn* von S. 193. über Daniels und Ezechiels, aus den persischen Alterthümern allein erklärliche Bilder, an *Kleuker* von S. 214. über das lebendige Wort und Dschemschids altes Gesetz, an *Gatterer* von S. 228. über den, nicht astronomischen, sondern politischen Kalender der Perser, an *Tiedemann* von S. 240. über Magie, an einen Ungenannten von S. 254. über Zusammenhang des Gnosticismus mit persischen Ideen und Namen, an *Müller* von S. 266. u. 283. über die natürliche Entstehung und eigentliche Tendenz des Magismus, an *Zoroaster* und *Hom* von S. 291. und 306. über jenes Lehre und dieses Mythologie. Individualisirt sind aber jene Briefe deshalb nicht, bloſs gegen Hn. *Heeren* ist die Persönlichkeit hervorgetreten. Eine gesuchte Ungerechtigkeit gegen einen so verdienten Gelehrten ist es, ihm unter die Augen sagen zu wollen, daſs seit *Herder's* Persepolis zu der wahren Ansicht davon Nichts hinzugethan worden sey. Freylich hat *Herder's* reiche, über wissenschaftlichen Gegenständen schwebende Phantasie überhaupt Manches geahndet, was tiefere Forscher fanden. Berufungen auf die vorherstehenden Briefe in den spätern, z. B. S. 187. u. 193., Uebergänge von dem einen Briefe zu dem andern, z. B. S. 199. u. 228. beweisen noch bestimmter, daſs die Anrede in den Briefen bloſse Einkleidung ist. Sie gehören übrigens in die Zeit, wo *Tychsen's Lucubratio* (1797.), aber noch keine der folgenden Schriften über Persepolis erschienen war, und gehen also mit Recht hier diesen voran. Wir legen das Bemerkenswertheste aus ihnen dar.

Das Verdienst, Enträthseler der Inschriften zu seyn, spricht Hr. *v. H. Tychsen* nicht ab, unterscheidet es aber von der Vorstellung über die Zeit des Baues dieser Denkmäler, und stellt Zweifel auf gegen ihren Bau im Zeitalter der Arsaciden, unter denen Persepolis ein zu entlegener Winkel, und die Parsen-Religion zu sehr in Verfall gewesen, als daſs man Partherkönigen *dort* und in *alt*-persischem Stil ein Denkmal errichtet haben würde. Sie erscheinen anders auf ihren Münzen, als die Figuren dieser Ruinen. Ueber den Namen *Arsak* werden bemerkenswerthe Etymologieen gegeben, aber zu weit getrieben; er scheine ein allgemeiner Name wie Pharao. — Auf jenen Denkmälern seyen die Schwingen, Symbole der Ferver's, der guten Genien der Menschen, offenbar ägyptischen Ursprungs. In prächtigen Thiergestalten *erscheinen* häufig Izeds, Diener und Stellvertreter der obersten Naturgeister, der Amschaspands. Diese Thiergestalten seyen Symbole der Genien der Reiche und Völker, wie bey Daniel, die Diws, die schädlichen Geister, Gestalten von Ungeheuern und schädlichen Thieren. Bildbar war demnach Alles. Aber die persische Kunst hatte Leben, sie war nicht ägyptisch, und in so fern der griechischen näher, aber bloſs im Dienste der Könige, und nur Zierrath, weil die Religion keine Tempel hatte und der Morgenländer das Nakte nicht liebt. In der späten persischen Kunst unter den Saſsaniden stehe der Geschmack und überladene Schmuck in den Bildern Rustams mit der Kunst zu Konstantinopel und dem Mönchsgeschmack in Parallele. Auch die Baukunst der Perser sey nicht ägyptisch, sie habe einen andern Charakter, nicht Symbol-, sondern Buchstabenschrift gebraucht, und den Belus-Thurm zu Babylon zum Vorbild gehabt. Davon sey des Cyrus Grabmal eine Nachahmung gewesen; eine erweiterte, in edlerer Composition das des Darius am Berge Rahmed. Das Gebäude zu Persepolis sey nicht Todtenresidenz, sondern auf Versammlung sey Alles gebaut. Pasergad sey Perser-Versammlung. Cyrus hatte sie

am Orte seines Siegs über die Meder. Der andere Königsstamm wählte dazu einen andern Ort, das Amphitheater des Marmorbergs. Hinter demselben legt sich Darius im Fels sein Grabmal an. Zur Aufbewahrung seiner Schätze war dieser Winkel gelegen und geschützt. Darius selbst war nicht immer, die Nachfolger seltner hier; aber Persepolis sey geblieben, was es seyn sollte, Hauptstadt der Hauptprovinz. Und hier verwüstete Alexander. Der ganze Berg war Palast und Zeuge der fortgeschrittenen Kunst. Der Platz *L* auf *Niebuhr's* Grundrisse sey der grosse Versammlungssaal, höher herauf die Privatwohnung des Königs, *H* der Harem gewesen; das Uebrige machte das Ceremoniel nothwendig. An baktrische Künstler denke man ohne Grund. Mögen nebst den persischen medische, babylonische, ägyptische und griechische daran gearbeitet haben: Alles sey Ein Bau nach persischer Weise. Die Säulen standen frank und frey, vielleicht mit leichten Decken zur beherrschenden Aussicht. Im Geschmack des Morgenlandes hatte auch das spätere Rom frey stehende Säulen. Das Thier am Vorhof, mit Adlersflügeln, festem Körper, Menschenantlitz und Diadem, sey das Perserreich, das nach Aussen seine schützende Kraft richte. Wer Zendavesta gelesen, müsste unwiderstreitlich das Thier für symbolisch halten. Aus Ktesias solle man diese Mythologie nicht aufsuchen. Die des Orients habe tiefere Wurzel, als bey einem Wundererzähler, und habe Fabelthiere, auch wenn sie der Fabulant nicht erwähne. Der Völkerzug der 20 Satrapien und der abgesonderten Bundesgenossen, die man nach Herodot's Beschreibung hier wieder erkennt, an der rechten Seite der prächtigen Treppen, welche die Terrasse des Felsen hinauf führen, und links, an der Ehrenseite, die Diener des Hofs, die Vornehmern in vertraulichem Gespräch, seyen Handlung, nicht müssiges Erscheinen, der Zug zum König am Neujahr. *Wehr Dschemgard* liege nach Zendavesta T. I. P. II. S. 269. mitten in Persien, inwärts der Salzwüste, also im südlichen Theile, der eigentlichen Dschemschid-Provinz. *Wehr* sey: Wehrd, Werder, *locus pascuus; Gard*: Gurt, *locus septus*, wie in Mümpelgard. Die Sage stelle Dschemschid gegen Ichthyophagen und Araber, also an den Meerbusen, und damit stimme die ungleich spätere griechische Tradition, nach welcher Persis erst unter Cyrus zum Vorschein kömmt. Der Aufruf der Stämme durch Cyrus bey Herodot sey ganz nach Dschemschids Einrichtung, der die südliche Provinz so licht gefunden, dass er sie *Pars* nannte, und ihr Cultur und Heiligkeit gab. Persis war nicht Land der Barbarey, und von den Medern zwar bezwungen, aber nicht seiner Sitten und Sprache beraubt. Dort war Cyrus aus dem edeln Königsgeschlecht entsprossen, dort wählte er, dort Darius sein Pasergard, letzterer, wie Plinius sagt, in den Gebirgen. Nach den morgenländischen Schriftstellern nehme Gustap seinen Sitz zu Istakr — *osch Takh Dara* — diess ist Dara's Palast — und errichte dort viele Gebäude. Diess sey bey ihnen nicht in Widerstreit mit Takh Dschemschid. Wenn dort der alte Wehr Dschemschids war: so konnte man des neuen Erbauers vergessen, und um so mehr, da dieser Persepolis nicht zur beständigen Residenz machte. Die Parthischen und Sassanidischen Könige seyen wenig dahin gekommen, und dem Islam die Bilder ein Gräuel gewesen. Alles wurde zerschlagen, abgetragen. Aber in wirklichen Gebräuchen habe dort Dschemschid's Sitte, Einrichtung, Sonnenjahr fortgelebt. Das Andenken des Vaters der persischen Cultur, mit der Geschichte mehrerer alter Perser-Monarchen und Helden, sey durch die Dichter Neu-Persiens, und auch mit Sprüchen des Korans ausgeschmückt, zu der Nationalfabel von den vier ersten Epochen des Perserreichs geworden. Ganz verschieden von Zendavesta, habe sie sich vor den Wänden von Persepolis, wo sie in lebendigen Gestalten stehe, so gegründet, und im nahen Schiras und Ispahan ausgebreitet. Geschichte von Darius hätte man nicht mehr, Alles hat bey *Ferdusi* Dschemschid geordnet: der Becher, das Gefäss des Feuerdienstes wird nun Becher der Sonne, Spiegel des Weltalls, Dschemschid sitzt auf dem Stuhle, und kämpft mit den Ungeheuern. — Aber Zendavesta, das lebendige Wort, sey Dschemschids altes Gesetz und Regierungssystem in einem Natur-, Haus- und Reichs-Kalender. Nicht von Metaphysik über Licht und Finsterniss, als Grundprincipe, und ihre Mutter, die ungemessene Zeit, sey darin die Rede. Der Dualismus sey kein anderer, als wie ihn die Natur in Tag und Nacht giebt; die Geschöpfe beider seyen Ausbildungen täglicher Erfahrung. Der eigentliche Magismus, dessen Name ursprünglich von *Mah*, Monat, komme, sey Bemerkung der Zeit- und Jahres-Verrichtungen gewesen; Jahr- und Tageszeiten seyen zu Verrichtungen des Lebens mit den Namen helfender Genien bezeichnet. Wächter der Natur und Helfer, *Izeds* und *Hunkars*, seyen diese Wesen der Verehrung, und alle Elemente Stellvertreter *Ormuzds* auf der Erde. Der Alte der Tage, der Jahresgott, sey eigentlich kein Gott, sondern das königlich kräftige Natur- und Jahres-Symbol. Die Verehrung sey Jahr- und Tagesfeyer, Aussprache der Hymnen, Gebete und Wünsche für Tages- und Jahreszeiten. *Dschemschid's* Gesetz sey Einrichtung eines Volks von rohen Sitten unter Häuptern, Helfern und Mithelfern zur Sicherheit und zu körperlicher Reinheit, das Symbol dieser Licht und Feuer gewesen. Alle Tugenden sind im weissglänzendem Lichte dargestellt, alle Laster in schwarzer Nacht. Eintheilungen des Jahres führen zum Fleiss, und diess Alles zur Gesundheit *Hom*. So war Alles lebendiges Wort, Worte und Gebräuche zum lebendigen Jahres-Cyklus. Zoroaster habe unter Gustasp diesen Magierdienst nicht erfunden, sondern nur verbessert und eingerichtet, d. i. Reichs- und Hof-mäsig gemacht. Damals sey eine Reform und Beschränkung der Magier ganz an ihrem Platze gewesen. Der König habe dazu einen gelehrten, weisen und sittlichen Mann gebraucht, der nun ein Gesetzstifter, Ordner der Sitten und Religionsgebräuche nach der jetzigen Beschaffenheit des Reichs, und zugleich für Meder und Perser, aber nicht ein Religionsstifter, sondern Hersteller des alten Gesetzes Dschemschids wurde. — Aberglaube sey aus jener Verehrung nicht in der Art gekommen, wie aus Hieroglyphen anderer Nationen.

In-

Indessen sey sie freylich bloser Formulardienst, Glaube an Zauberkraft jener Formeln des Gebets und Wunsches, an Genien und magische Gewalt über dieselben und die Gemüther sey herrschend, und aus Bildern der Genien vermöge dieses Aberglaubens und der Lust an Schmuck Amulete geworden, welche man den Genien zu Ehren an bestimmten Tagen getragen habe, aber von ägyptischen leicht unterscheide. Auch das Wort Ormuzds sey personificirt worden, und so unter Juden und Christen gekommen. Man habe nach christlichen Ideen kreuzweis Ormuzds Gürtel und Hände über die Schultern und Brust gelegt, die alte persische Tiare sey zur Krone geworden, und die sechs Jahreszeiten habe man als anbetende Genien unter jenen, und unter sie den Zodiacus der Sterne, und so den IAO der Gnostiker aufgestellt. Bundehescht sey ein überschrobenes Poëm vom Kampfe Ahrimans und Ormuzds. Hier seyen zum Jahressystem des alten Hom, in welchem nur reine Geister wirkten, fremde Dinge hinzugedichtet worden. Gerade diese Uebertreibung des spätern Magismus habe den meisten Geschmack gefunden, und der dualistischen Metaphysik zur Quelle gedient (die eigentlichen zwey Grundwesen indessen seyen Folge der Speculation der Griechen über Dualismus seit Aristoteles). Die spätere Dichtung von Ahrimans Reiche verbreitete sich über die ganze schädliche Natur, und den sechs Amschaspands mussten nun auch sechs Diws entgegenstehen. Alle Religionen seyen Anfangs auf einfache Grundsätze und Local-Ansichten der Natur gebaut, und weisen auf eben so einfache Pflichten einer Jahres-, Tages- und Lebens-Ordnung hin. Je mehr ein Volk in der Cultur steigt, ein desto feinerer Sinn habe sich in jene Satzungen und Gebräuche gelegt. Bey einem glänzenden Hofe werde die Religion eine Hof- und Staatsform erhalten, und je geistiger und schriftreicher die Zunft ihrer Weisen ist, desto mehr werde sie Gegenstand der Speculation. Die Religion des Bergvolks, der Perser, habe von gebildetern Nachbarn den Kalender geborgt, und habe einem glänzenden Hofe gedient. Als Alexanders Eifer gegen den Feuerdienst den Königscultus des eroberten Reiches getroffen, habe es späterhin keinen Zweck gehabt, diesen wieder herzustellen. Dagegen habe sich die Religion immer mehr mit fremden Ideen gemischt, und der Magismus, wiewohl schon seit Darius Zeit, sich seiner Gewalt über die Elemente bedient. Diesen Magismus hoben die Sassaniden auf den Thron; der Name Zoroasters, von dem sie sich selbst abgeleitet, habe für die Summe des Cultus gegolten. Die alten Bücher wurden aufgesucht, und dem eindringenden Christenthum in Uebersetzungen in Pehlwi und Parsi entgegengesetzt. Man sammelte Alles, und habe den Kanon geschlossen. Gewaffnete Männer schützen auf Münzen den Feueraltar, dem sie sich ehemals nicht nähern durften. Glanz sey von den prachtliebenden Königen ausgegangen, aber Mönchsgeschmack, die Religion in dem Mönchsgeiste erlegen. Dieser zeige sich in der noch vorhandenen Sammlung der Parsenschriften. — Scharfsinnige Blicke in die dunkle Vorwelt sind diess, Möglichkeiten, zum Theil nicht einmal wahrscheinlich, geschweige noch mehr. Mögen die frühesten religiösen Vorstellungen eines Volks einfach gewesen seyn, aber gewiss nicht zugleich einfach, rein und bestimmt. Der Charakter später gestifteter Religionen, welche Bearbeitungen früherer religiöser Vorstellungen in reinem Sinne waren, ist nicht der ihres Beginnens überhaupt. Es ist weit natürlicher, dass sich die Genien, welche hier Personificationen der, für einfache Lebenspflichten gemachten Zeitabschnitte seyn sollen, aus dem rohen Glauben an Fetische hervorgebildet haben, der zuerst überall unter den Völkern so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, dass sie noch jetzt nach Jahrtausenden unter uns nicht ganz ausgerottet sind. Und woher weiss der Vf. diess Alles von Dschemschid's altem Gesetze? — ein artiges Phantasie-Gebilde ist es. Mag etwas Geschehenes zum Grunde liegen: was und wie viel es sey: wer vermag das noch zu bestimmen? Bald soll Hom unter Dschemschid dasselbe gewesen seyn, was Zerduscht unter Darius; bald wird Hom ursprünglich für einen natürlichen Gesundheitstrank genommen. *Paulinus a S. Bartholomaeo* (in seiner *Sanskritt-Grammatik* 1804. p. 27.) weist letztern Sinn im Sanskritt-Wort *Som* nach, welches die Parsen in *Hom* verwandelt; *Om* oder *Hum* aber (ebendas. S. 323 f.) sey ein compendiöser Name für die indische Dreyeinigkeit. Ganz spät ist dem Vf. das ganze Gebäude metaphysischer Poesie über Dualismus; aber wie unterscheidet man nun das Alte und Neue im Zendavesta? Nach jener Voraussetzung, die doch nur *petitio principii* ist, und wie man im N. T. das reinere Christenthum oft unhistorisch genug heraussondern will? In der Mitte liegt die Wahrheit. Die sogenannte orientalische Philosophie des Dualismus ist nicht das, was kirchenhistorische Lehrbücher sie seyn lassen; aber sie ist auch nicht erst Ausgeburt des Sassanidenreichs.

Dem berühmten Herausg. des Theils der *Herder*schen Werke, welcher die *Vorwelt* betrifft, verdanken wir zwey schätzbare Zugaben unter der Aufschrift: *Dschemschid nach den Sagen der Morgenländer, Dschemschid nach Ferdusi*, genau übersetzt von *Carl Christ.* Gr. *v. Ludolf* (die Uebersetzung der einzigen Stelle im *Ferdusi*, die sich auf den Palast von Persepolis beziehen lässt), und *Dschemschid nach Mirkhond* übers. von *einem Ungenannten*, beide mit Anmerkungen von den Uebersetzern und dem Herausg., welcher darin andeutet, wie sich unter den Samaniden und Bujiden Freunde des Geschmacks und der Cultur erhoben, und an die alte Zeit anschlossen, und die Chronologie der morgenländischen Sagen mit der biblischen der chaldäisch-syrischen Reiche verbindet. Die aus *Hadschi Khalfa's Dschihan Numa* angeführte Stelle, dass Istakar von Dschemschid erbaut, und nach ältern Schriften diese Gebäude von Persepolis die ältesten Persiens seyen, ist bestimmter von Hn. *Münter* Nr. 2. S. 18 f. gegeben, und jene ältern Schriften sind *Hamdulla's* persische Geographie und einige andere unbestimmte Autoritäten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

795 Num. 89. 796

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. April 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Joh. Gottfr. von Herder's sämmtliche Werke* — Persepolitanische Briefe. u. s. w.

2) Kopenhagen, b. Proft: *Versuch über die keilförmigen Inschriften von Persepolis*, von Dr. *Friedrich Münter* u. s. w.

3) Weimar, im L. Industrie-Compt.: *Ueber die vor kurzem entdeckten Babylonischen Inschriften*, von Dr. *Joseph Hager* u. s. w.

4) Paris: *Lettre de Mr. Silvestre de Sacy à Mr. Millin sur les inscriptions de monumens Persepolitains* etc.

5) Helmstädt, b. Fleckeisen: *Tentamen palaeographiae Assyrio-Persicae* — — auctore Dr. *Anton. Aug. Henr. Lichtenstein* etc.

6) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ueber die Erklärung der Keilschriften, und besonders der Inschriften von Persepolis*, von *G. F. Grotefend* u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 88. abgebrochenen Recension.)

Nr. 2. erscheint hier vermehrter, als vorher 1800. Dänisch in den Schriften der Kopenhagner Societät, und hat vor allen andern Schriften über Persepolis das Verdienst, in zweckmäsiger Kürze die deutlichste Uebersicht von der Beschaffenheit des Locals, seiner Geschichte und Bedeutung, und von der Art zu geben, wie die Lesung seiner Inschriften zu versuchen sey. Mannichfaltiges Wissen, welches sorgfältig alle Hülfsmittel benutzt und nachgewiesen hat, gleich scharfsinnige als unparteyliche Prüfung, und musterhafte Ruhe des Ganges eigner Untersuchung charakterisirt die ganze Schrift, welche die nützlichste Einleitung zum Studium von Persepolis ist. Das *erste* Kap. handelt von seinen Ruinen überhaupt, und verfolgt die Geschichte von Persepolis und Istakar bis in das 12te Jahrhundert, indem letzteres, nach der Zerstörung beym Anfange des Islam, doch wieder aufgeblüht war. Hr. *M.* erklärt seine Vorstellung für nahe verwandt mit der *Heeren*'schen, dass Persepolis und Pasergad einerley bedeuteten, dass aber die Griechen bestimmt den Pallast Persepolis, und die Gegend, wo Cyrus begraben war, Pasergada genennt haben. Die noch übrigen Trümmern seyen nicht Reste der Gebäude, die Alexander zerstörte, da Spuren des Feuers am Marmor sichtbar seyn müssten. Auch sey es sehr ungewiss, ob bey diesen Gebäuden jemals Holz gebraucht worden, da vielleicht Tapeten die innern Räume ausfüllten und eintheilten. Alexander habe wahrscheinlich die Königsburg in Pasergada zerstört, die *Strabo* erwähnt, und von Persepolis unterscheidet. Die Sagen der Morgenländer, welche Burg und Stadt immer zusammennehmen, und die Meinungen neuerer Gelehrten über die Epoche ihrer Erbauung werden angeführt, und dann die Königsgräber beschrieben, mit deren Erbauung die des jetzt in Trümmern liegenden Pallastes gleichzeitig sey. Wenn von den 1300, an den Mauern von Persepolis ausgehauenen, Figuren vollständige Zeichnungen da wären: so würde es wahrscheinlich durch vollständige Induction zur höchsten Gewissheit kommen, dass der grösste Theil dieser Basreliefs den Zustand des persischen Reiches so darstellt, wie er unter den Nachfolgern des Cyrus und nur unter dieser Dynastie war. Deutlich führe dahin die Uebereinstimmung so vieler Umstände bis zu den geringfügigsten Nebendingen des Ceremoniels am damaligen persischen Hofe, wie griechische Schriftsteller sie schildern. Die grosse Aehnlichkeit der Völker im Zuge des Xerxes bey Herodot würde noch grösser seyn, wenn dieser die Friedenskleidung beschrieben hätte. Nur zwischen Kambyses und Darius Kodomannus gehörte Aethiopien und Nubien Königen, die ihren Sitz zu Persepolis hatten. Aber der Monarch auf diesen Denkmälern sey deutlich ein *Heros* der Vorzeit, also *Dschemschid.* — Die Figuren haben Leben, aber nach *le Bruyn's*, des Malers, entscheidendem Zeugniss keine Muskeln, und nicht ägyptische, sondern orientalische Physiognomieen, mit so viel Abwechselung, dass sie treue Nachahmungen der Völkerschaften scheinen. Auch Hr. *M.* denkt, wie *Heeren*, am meisten an Baktrische Künstler, aber die Ausführung mehrerer Tausende von Figuren habe überhaupt längere Zeit erfordert. — Ueber die Gräber vermuthet Hr. *M.*, dass das des Darius Hystaspis das erste nach einem neuen Entwurf in Felsen gehauene, die übrigen für seine Nachfolger bestimmt gewesen, dass aber diese vier Façaden zu Nakschi Rustam nicht gerade vier besondern Grabmälern angehörten, da vielleicht ein gemeinschaftlicher Gang zu den eigentlichen Königsgräbern im Innern des Berges führte. Die Gräber der Parthischen Könige waren zu Arbela.

Dass die *Inschriften* zu Persepolis mit den Denkmälern aus einerley Zeitalter herrühren (wie auch schon *Chardin* behauptete), glaubt Hr. *M.* schon aus der Einheit des Ganzen schliessen zu müssen. Kap. II. handelt von den Sprachen, in welchen sie geschrieben seyn können, und stellt fest, dass diess nur die eigentlichen Sprachen Persiens *Zend*, *Pehlvi* und *Parsi*, und diese der, mit Cyrus anfangenden Dynastie unbestreit-

gleichzeitig seyen. Noch nähere Erörterungen Zend sind durch Hn. *Grotefend's* Deutung, und das Verhältniss des *Pehlvi* zu den semitischen chen durch neuere Meinungen von der Ausdeh- dieses Sprachstamms auch über Persien erst seit Zeit recht wichtig geworden. Indessen sind nach- (S. 119.) Endungsformen im *Zend* aufgezählt. III. Nähere Beschreibung der keilförmigen In- ften zu Persepolis und der anderen Denkmäler derselben Schriftart, woraus (S. 80.) das Resultat gen wird: dass sie höchst wahrscheinlich bis in blühenden Zeiten der babylonischen Monarchie uf reiche, dass sie sowohl für persische als auch ostaramäische Sprache gebraucht worden, und ı bekannt gewesen seyn müsse, als Aegypten zur ischen Monarchie gehörte. In Absicht der Züge drey verschiedenen persepolitanischen Schriftarten Hr. *M. Niebuhr's* Vermuthung bey, dass die eine abetisch, die andere syllabisch sey, und die dritte Zeichen für ganze Worte bestehe. Einer Reihe Zügen, die in den Inschriften der ersteren Art vorkömmt, und wahrscheinlich ein Wort von uchstaben ausmache, scheine in den Inschriften dritten Art nur Ein Zeichen, in denen der zwey- zwey Zeichen jedesmal zu correspondiren, und ndern neben einander stehenden Inschriften das Verhältniss Statt zu finden. Ueber die drey Stel- griechischer Schriftsteller, wo assyrische Buchsta- , als bey den Persern im Gebrauche, erwähnt sind, nuthet Hr. *M.*, dass Assyrisch wohl am wahr- inlichsten so viel als Babylonisch sey, und belegt fortdauernden Gebrauch dieser Schriftart als Kanz- Schrift, wenigstens bis unter Artaxerxes I., mit Stelle des Thucydides. Wenn, nach des The- okles angeblichen Briefen, Darius bey den Per- die assyrischen Buchstaben eingeführt haben solle: y diese Nachricht eines späteren Zeitalters, we- tens in Bezug auf Keilschrift, unwahrscheinlich, n hohes Alter selbst aus ihrer Form hervor zu hten scheine, und die gewiss nicht zur Erleichte- g der Bildung durch Bücher, auch wohl nicht blosser Laune des Darius eingeführt worden wäre. l welche von den drey verschiedenen Schriftarten von Darius herrühren? Habe Darius wirklich neue Schriftart eingeführt: so möge es die der hriften bey *Nakschi Rustam* seyn. (Nachweisen n man indessen das Daseyn der Pehlvi - Charaktere it früher, als aus dem Zeitalter der Sassaniden.) IV. Versuch einer Dechifrirung einzelner Buch- en und Vermuthungen über den Inhalt der In- iften im Ganzen — mehr zur Bestimmung des ges dieser Untersuchungen und fester Grundsätze elben. Der Vf. sucht Aehnlichkeiten der Keil- ift - Charaktere mit Zend-, Pehlvi- oder Geor- ischen Buchstaben. Wenn jene, wie ein gelehr- Bramine behauptet, bloss Monumentalschrift ge- n: so habe man keine Verbindungszüge in ihr uchen. Hr. *M.* berechnet, welche Charaktere häufigsten vorkommen, und hofft, nach diesem sstabe drey Vocale entdeckt zu haben, welche zu- gleich das Ende vieler Wörter bestimmen möchten; ferner dass die alphabetischen Inschriften zu Persepo- lis Zend, dass gewisse ähnliche Züge bloss Variationen von einerley Buchstaben, die erwähnten, oft neben einander wiederholten Züge der Schlüssel des ganzen Alphabets, und dass die neben einander stehenden In- schriften gleichen Inhalts, und überhaupt alle von nicht sehr abweichendem Inhalte seyen. Mit der be- sonnensten Vorsicht werden diese Vermuthungen ge- funden und aufgestellt. Dass jene 28 Mal wiederkeh- rende Reihe von Zügen vielleicht eine Religionsformel enthalte, war eine ursprünglich von Hn. *Silv. de Sacy* mitgetheilte Vermuthung: Hr. *M.* sucht sie dadurch wahrscheinlich zu machen, dass diese Schrift auch auf Kleidern, auf den, wohl zu Talismanen dienenden, Cylindern, und zu eben dem Zwecke wohl auch auf den Backsteinen zum Schutz der Gebäude gebraucht worden sey. Die Aehnlichkeit der Charaktere auf den Inschriften mit denen der Backsteine wird S. 130., und mit denen der Cylinder S. 132 u. 137. durch be- stimmte Nachweisungen der einzelnen auf den Kupfer- tafeln erörtert. Einzelne beyläufigere Vermuthungen sind, dass die Buchstabenschrift hier und da mit Zei- chenschrift vermischt, und dass die Schrift des abge- bildeten Borgianischen Cylinders bustrophedisch, und die Tab. IV. Fig. 1. von der Rechten zur Linken zu gehen scheine. Wenn Hr. *M.* S. 4. auf *Meiners's* An- führung aus *Chardin* aufmerksam macht, dass auch noch an andern Orten Persiens keilförmige Inschriften vorhanden seyen, was er bey *Chardin* nicht gefunden habe: so war damit wohl bloss die Nachricht *Char- din's* über die Inschriften an den Grabmälern von *Nakschi Rustam* (*Voyages* T. IX. p. 123.) gemeynt, deren Richtigkeit wir übrigens auf sich beruhen lassen.

So standen diese Untersuchungen, als sich auf ein- mal eine doppelte Hoffnung zu vollständiger Deutung dieser Inschriften zeigte, in dem *Braunschweigischen Magazin* 1802. St. 35 - 37. von Hn. D. *Lichtenstein*, und in einer der Göttingischen Societät mitgetheilten Abhandlung, aus welcher in den *Göttinger Anzeigen* 1802. St. 149. und 1803. St. 60. und 117. Auszüge ge- geben wurden, von Hn. *Grotefend*. Jener las sehr viel, und Alles von der Rechten zur Linken. Zwar war schon damals die entgegengesetzte Richtung jener Schrift sehr wahrscheinlich geworden durch *Niebuhr's*, *Tychsen's* und *Münter's* Gründe, indem letzterer be- sonders auf die ganze Richtung und Oeffnung der Züge aufmerksam machte, und ersterer (Reisebeschr. T. II. S. 143. Note) den Fall anführt, dass an zwey Thürpfosten zwey durchaus bis auf alle einzelne Züge gleiche Inschriften befindlich sind, doch so, dass die Zeilen auf der einen Thürpfoste anders endigen, als auf der andern, und also die Buchstaben anders und zwar auf eine Weise abgetheilt sind, welche das Le- sen der Inschrift von der Linken zur Rechten fast nothwendig macht (welchen Fall Hr. *L.* (*Tent.* S. 56. 57.) doch mehr umgangen als gelöst hat), und endlich durch den *Michauxschen* Marmor in *Millin's Monu- mens inédits* (cah. I. pl. VIII. IX.), wo die Züge nach der

der rechten Hand hin über die, die Zeilen sonst begränzende Linie übergreifen, und andere Zeilen nach der rechten Hand hin unausgefüllt geblieben sind (Hn. *L's* Gegengründe sind sammt dem *dritten* St. von *Bruns's* schätzbaren *Beyträgen* nicht erschienen). Aber gleichwohl war ein Versuch, die räthselhaften Inschriften, von der Rechten zur Linken gelesen, zu deuten, verdienstlich, und musste der Wissenschaft sehr werth seyn. Denn ein gar bedeutendes Gewicht haben doch auch die unbestreitbare Richtung der Schriftzüge aller Sprachen des alten Persiens, des Zend, Pehlvi und Parsi, von der Rechten zur Linken; ferner die sich immer mehr bestätigende Aehnlichkeit des Pehlvi mit den semitischen Sprachen, die auch alle von der Rechten zur Linken geschrieben werden, demnächst die assyrischen Buchstaben, welche den Persern bey den ältesten griechischen Schriftstellern zugeschrieben werden, und endlich, dass, nach dem Eingeständniss aller Forscher, auch selbst Hn. *Grotefend's*, die babylonischen Backsteine in das Local dieses semitischen Sprachstamms führen. Dass bey den Persern, in Absicht der Schreibart des Zend in Büchern, eine Umstellung erfolgt seyn müsse, wie bey den Griechen eine Umstellung der phönicischen Züge, wie Hr. *Münter* bemerkt, bleibt eine, wenn auch nothwendige, doch harte Annahme, und das Beyspiel der Griechen ist so ganz anwendbar nicht, da es sich nicht beweisen lässt, dass unter den Griechen die phönicische Richtung der Buchstaben schon so eingeführt war, als es umgekehrt die Richtung von der Linken zur Rechten bey den Persern zur Zeit der persepolitanischen Inschriften und bey den Babyloniern zur Zeit ihrer Backsteine gewesen seyn müsste. Es lohnte sich also der Mühe, Hn. *L's* gelehrten und scharfsinnigen Versuch mit der wohl verdienten Aufmerksamkeit ins Einzelne zu verfolgen; nur hatte Hr. *L.* dazu nicht den schicklichsten Weg ergriffen. Er trat am a. O. zuerst mit einer sehr poetischen deutschen Uebersetzung der langen Inschrift des *Michauxschen* Marmors auf. Die Wahrscheinlichkeit, dass gerade alles diess auf dem uralten Denkmale stehe, und sich so bestimmt da lesen lasse, musste gering, und der Fund zu wundervoll erscheinen. Die Mythologie nicht bloss aus Zendavesta, sondern auch aus andern Religionssystemen, womit die Deutungen der Keilschrift in Verbindung gesetzt ward, da sie sich von dem Zeitalter der Semiramis bis zu dem der ersten Abbasiden und der Drusen-Religion erhalten haben sollte, sprach Wenigen an, und, nach der *Lettre* Nr. 4., bestimmt nicht dem ersten Kenner des persischen Alterthums und aller dahin gehörigen Schätze der Pariser Bibliothek.

So hatte die entgegengesetzte Ansicht demnach früher schon fast entschieden, als Hn. *L's* ausführliche Schrift, das *Tentamen* Nr. 5. auch nur erschien, und auch in diesem *Tent.* war mehr auf die Summe des Erfolgs gebaut (den aber die Gegner ganz und gar abläugneten), auf Uebersetzungen aller Inschriften mit Keilschrift, als dass irgend ein philologischer Apparat, die Beweise der Anwendungen des gegebenen Alphabets, wie von andern Gelehrten in ähnlichen Fällen, und der Sprach-Erklärungen gegeben wären. Sie sind alle auf einen künftigen Commentar verspart. So fehlte alle Einladung zur Prüfung des Einzelnen, so gewiss auch dieses Einzelne das Product sorgfältiger Sprachforschungen eines gelehrten, nach richtigen Grundsätzen verfahrenden Kenners der semitischen Sprachen war, wie uns die Aufsuchung vieler Wurzeln der vorausgesetzten Wörter überzeugt hat. Es bedurfte neben den Uebersetzungen wirklich wenigstens einiger solcher philologischer Beweise, und manche weniger zur Hauptfrage führende Erörterungen des *Tentamen* hätten ihnen Platz machen können. Dieses ist nicht bloss der Deutung der Keilschriften, sondern der *Assyrisch-Persischen Paläographie* überhaupt gewidmet, und Hr. *L.* hat in der ersten grossen Kupfertafel die Kufischen, Estrangelo, Etrurischen, Palmyrenischen, Phönicischen Charaktere mit den drey Arten der Keil-Züge nach seiner Deutung zum Beleg ihrer Aehnlichkeit zusammengestellt. Diese Aehnlichkeit ist allerdings bey mehreren überraschend, z. B. bey dem *Thau*, wofür ein paar sich durchkreuzende Keile genommen werden, welches die Analogie der alten semitischen Schrift für sich hat. Man vergleiche auch *Resch*, *Teth*, *Caph*, *Kuph*. Hr. *L.* sagt davon Vorrede S. VIII.: „*Synopsin alphabetorum — qui oculo diplomatico adspexerit, mirabitur, quomodo affinitatem horum alphabetorum quisquam in dubium vocare praesumat.*" In eben dieser allgemeineren Rücksicht ist auch Kap. III. S. 156 ff., aber nur kurz, *de aliis quibusdam Asiaticis monumentis*, nämlich von den Phönicischen und Sassanidischen gehandelt, und von jenen die zuletzt von *Åckerblad* (f. Jahrg. 1805. N. 177.) erklärte Inschrift also gedeutet: אנכי עפר אצמי ולעפר הסחסמין גבי מיפחי למרגע מים טנאה על משכבי נחח חי לעלם יבלא מהוי לאמח ראשחכחי בחית אמי ולספר מלך. Die Sassanidischen Inschriften von *Nakschi Rustam* sind auf zwey Blättern unmittelbar nach der Vorrede, als theils Pehlvisch-Arabisch, theils Zendisch-Syrisch gedeutet. Da wir über den Sinn dieser Inschriften mehr unterrichtet sind: so können jene Deutungen gleichsam zum vorläufigen Probierstein des folgenden Unbekannteren dienen. Es lässt sich nicht läugnen, dass Hr. *L.* hier weit rascher verfährt, als *Silvestre de Sacy* in seinen trefflichen *Memoires sur diverses antiquités de la Perse*, (welche mit einer belehrenden Geschichte der Deutungs-Versuche der Keilschriften beginnen.) Hr. *L.* trifft mit diesem Gelehrten in allen sicheren Buchstaben zusammen, liest aber auch alle andern, füllt die vernichteten Buchstaben aus, ohne es auch nur anzuzeigen, und hält sich nicht an die daneben stehende griechische Inschrift, die jenem der Schlüssel zu diesen Buchstaben war — aber scharfsinnig sind alle seine Vermuthungen. Es ist wahr, dass in der Inschrift bey *Niebuhr: G.*, bey *de Sacy: A.* Nr. 4. in den beiden, dem ΑΡΙΑΝΩΝ entsprechenden, Zügen eine gewisse Verschiedenheit liegt. Hr. *L.* hat wohl deshalb das erste Mal ΑΡΙΑΝΩΝ ΚΑΙ ΑΝΑΡΙΑΝΩΝ durch [illegible] *Oromasdu* gedeutet: aber der Beweis dafür möchte schwer seyn. Auch in

in der ersten Inschrift *Niebuhr: F.*, *de Sacy: A.* Nr. 1., welche nicht griechisch vorhanden ist, und in welcher *de Sacy* nach der sprechendsten Analogie איראן ואניראן las, hat Hr. *L.* عران وان طوران, da doch wirklich nicht Platz für die Buchstaben طو in dem Raume ist, den nach *de S.* ו hat. Diess ist gerade die einzige Stelle, über welche Hr. *L.* anderwärts (S. 166 ff.) spricht. Er sieht طوران *sive* טוראן *montes* für einen weit passenderen Gegensatz von عاران *campus* an, als *Aniran* (welches aber wenigstens in Absicht dieser Anfangsbuchstaben in jener griechischen Inschrift völlig deutlich ist), und betrachtet أرن und تورن, die heutigen Namen dieser Gegenden, bloss als eine neuere Orthographie. Auch bey dem Arabischen dieser Deutungen ist wahrscheinlich auf eine ältere Beschaffenheit dieser Sprache gerechnet. Es leuchtet aber ein, dass Bestimmungen über diese, so wie über eine ältere Beschaffenheit des Zend und Pehlwi, welche Hr. *L.* (S. 169.) dem bey *Anquetil du Perron* in starken Ausdrücken entgegensetzt, und dass sie selbst über die Alt-Babylonischen Formen, die sich nach Hn. *L.* zum Chaldäischen, wie das Zabische zum Syrischen verhalten, und statt deren wir nur das Jüdisch-Chaldäische kennen, bloss durch Conjectur ergriffen, und nicht ohne Willkür seyn können. Ungefähr dasselbe Verfahren haben wir nun auch bey Hn. *L's* Deutungen der persepolitanischen Inschriften zu erwarten. Indessen müssen wir von den von uns genau verglichenen Stellen der Inschrift auf dem *Michaux*'schen Marmor und der *Niebuhr*'schen Inschrift *L.* bezeugen, dass die Zusammenordnung der Züge nach Hn. *L's* Alphabete und Theorie grösstentheils ohne Schwierigkeit erfolgt. Von den übrigen *Niebuhr*'schen Inschriften giebt Hr. *L.* selbst zu, sie noch mit weniger sicherem Erfolge gedeutet zu haben. Freylich liest er auf jenem Marmor die übergreifenden Züge, als ob sie *in* der Reihe der übrigen ständen, und dagegen die auf der rechten Columne (der pl. VIII. bey *Millin*) Zeile 8. u. 9. von unten in Parenthesen-Zeichen eingeschlossenen Züge, als die Anfangsbuchstaben von Zeile 6. auf der linken Columne. Es wäre bedenklich, hierbey an ein Versehen des Künstlers zu denken, etwa an die Voraussetzung, dass dieses Denkmal Copie von einem andern, vielleicht selbst von der linken zur rechten Hand ausgeführt, und deswegen die rechtsstehende Columne auf beiden Seiten länger gehalten, und der Text da zusammengedrängt sey, welches aber auf eben der Tafel rechte Columne Z. 3. von unten nicht der Fall ist. — Hr. *L.* handelt Cap. I. *de scriptura cuneata in genere.* Die Figur des Keils sieht er als ein altes heiliges Emblem des Mars als Planeten und Gott, und den Winkelhaken als eine Veränderung des der Venus und Luna heiligen Triangels an. S. 30—42. werden die Züge durchgegangen, welche jedem der hebräischen Buchstaben entsprechen, und besonders bey dem כ mehrere Variationen angenommen. §. VII. handelt: *de cuneorum secundariorum indole et scopis*, von dem, der meisten Schwierigkeit und Willkür ausgesetzten, Theile dieser Hypothesen. Keine derselben vermag die Annahme von Variationen der Charaktere durch unwesentliche Theile ganz zu entbehren. Die übrige Aehnlichkeit spricht dafür, und die Anzahl der Charaktere würde sonst zu gross werden. — In Hinsicht auf Hn. *L's* Hülfs- und Neben-Keile hat es die meiste Schwierigkeit, dass oft das verdoppelte Zeichen einerley mit dem einfachen seyn soll. §. IX. handelt: *de lectionis directione.* Cap. II. *de singulis monumentorum cuneatorum formis singulatim.* Sie werden 1) in den einfachsten, *Medischen* Charakter oder das *Zend* getheilt, wohin *Niebuhr's A. B. G. H. I.* wegen der Abwesenheit der Buchstaben ט, ל, ק, und der Abwesenheit syrischer Endungen gehöre; 2) in den *Persischen* oder *Pehlwischen*, wohin *Niebuhr's D. F. K.* zu rechnen sey (in Bezug auf beide Arten sind S. 83 f. u. 101 f. Zend- und Pehlwi-Wörter aus dem aramäisch-arabischen Sprachstamme gedeutet); und 3) in den zusammengesetztesten babylonischen der mit dem *Michaux*'schen Marmor nahe verwandten Inschriften *C. E. L.* Nach den drey Hauptvölkern des damaligen persischen Reichs, Persern, Medern und Aramäern seyen dreyerley Inschriften zu Persepolis. Die Uebersetzung derselben wird gegeben. §. IV. ist der Uebersetzung der Inschrift jenes Marmors allein gewidmet, und sinnreichen Deutungen seiner Figuren. Das Zusammentreffen beider hatte natürlich für den Erfinder ein überraschendes Gewicht: aber Zweifel gegen beides vermindern es sehr. Zunächst wird von den babylonischen Backsteinen und kleineren Cylindern gehandelt, und die Charaktere jener zum Theil zu der dritten Art der Schrift und Sprache, zum Theil zu einem andern arabischen Dialekte gerechnet, als der der *Niebuhr*'schen Inschriften *D. F. K.* sey. — *Wir bemerken nur noch*, dass demnach Hn. *L's* am wenigsten gezwungene Deutungen gerade die zusammengesetztesten Charaktere betreffen, welche *Münter* und *de Sacy* mit *Niebuhr* für Zeichen von ganzen Wörtern nehmen, und dass in diesen babylonischen Denkmälern auch Hr. *Grotefend*, nach seiner Entzifferung in entgegengesetzter Richtung, Präfixe und Suffixe nach Art des aramäischen Sprachstamms findet. Wenn übrigens Hr. *L.* nach seinen Uebersetzungen der persepolitanischen Inschriften annimmt, dass die neben einander stehenden nicht einerley Sinn haben: so ist eine beträchtliche Anzahl von Analogieen dagegen. Die Voraussetzung endlich, dass diese drey neben einander stehenden Inschriften in drey so verwandten Sprachen, wie die syrische, arabische und chaldäische hier ist, und nur in diesen abgefasst seyn sollten, ist an sich nicht sehr wahrscheinlich, so natürlich es übrigens wäre, bey einer unter jenen Inschriften den, im persischen Reiche so ausgebreiteten, semitischen Sprachstamm vorauszusetzen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. April 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Tübingen, b. Cotta: *Joh. Gottfr. von Herder's ſämmtliche Werke* — Perſepolitaniſche Briefe u. ſ. w.

2) Kopenhagen, b. Proft: *Verſuch über die keilförmigen Inſchriften von Perſepolis*, von Dr. *Friedrich Münter* u. ſ. w.

3) Weimar, im L. Induſtrie-Compt.: *Ueber die vor kurzem entdeckten Babyloniſchen Inſchriften*, von Dr. *Joſeph Hager* u. ſ. w.

4) Paris: *Lettre de Mr. Silveſtre de Sacy à Mr. Millin ſur les inſcriptions de monumens Perſepolitains* etc.

5) Helmstädt, b. Fleckeiſen: *Tentamen palaeographiae Aſſyrio-Perſicae — — auctore Dr. Anton. Aug. Henr. Lichtenſtein* etc.

6) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ueber die Erklärung der Keilſchriften, und beſonders der Inſchriften von Perſepolis*, von *G. F. Grotefend* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 89. abgebrochenen Recenſion.*)

Hn. *Grotefend's* glücklichere Entzifferung wurde zuerſt genau durch Nr. 4. und die derſelben beygefügte Kupfertafel bekannt, indem Hr. *Silveſtre de Sacy* ſeinem Publicum von Hn. *G's*, der Göttingiſchen Societät übergebenen und ihm mitgetheilten Abhandlung, und von Hn. *L's*, damals nur noch aus dem Braunſchweigſchen Magazin bekannten Deutungen Rechenſchaft giebt. Der berühmte Vf. billigt zwar im Ganzen den Weg, welchen Hr. *G.* eingeſchlagen hatte, und ſetzt Hn. *L's* Verfahren weit mehrere Gründe, indeſſen manche Zweifel doch auch Hn. *G.* entgegen, beſonders der Deutung der zuſammengeſetzteſten babyloniſchen Charaktere als einzelner Buchſtabenzeichen.

Im Ganzen war Hr. *Grotefend* nach Nr. 6. auch gerade denſelben Weg gegangen, welchen ſich Hr. *S. de S.* nach ſeinen angeführten *Memoires* mit dem glücklichſten Erfolge zur Erklärung der Saſſanidſchen Inſchriften vorgezeichnet hatte, und ſelbſt der Inhalt der letztern leitete Hn. *G.* auf den Inhalt der perſepolitaniſchen. Er überzeugte ſich, daſs das Wort, welches Hr. *Tychſen* und *Münter* einſtimmig als den Schlüſſel der Inſchrift aufgeſtellt, und jener durch: *is Akſak* (d. i. *Arſaces*), Hr. *Lichtenſtein* verbunden mit dem vorhergehenden ſchrägen Keile durch: [illegible] *revereamini Darium anachoretum magnificum* deutet), daſs dieſes Wort, wie Hn. *Münter* auch anfangs in den Sinn gekommen war, wirklich: *König* bedeuten müſſe; ferner: daſs der in der Niebuhrſchen Inſchrift *G* genannte König ein Sohn von dem in *Niebuhr's B.* genannten ſey. Völlig überzeugt durch *Heeren's* und *Münter's* Gründe, daſs dieſe Ruinen aus der Dynaſtie der Achämeniden herrühren, und Vater und Sohn aus derſelben auf dieſen Inſchriften zu ſuchen ſey, prüfte Hr. *G.* die vor jenem Worte ſtehenden Namen in dieſer Hinſicht. Sie hatten nicht einerley Anfangsbuchſtaben, Cyrus und Cambyſes konnten es alſo nicht ſeyn; überhaupt wäre für die Charaktere der Name Cyrus zu kurz, Artaxerxes zu lang geweſen. Es blieb alſo nur *Darius* und *Xerxes* übrig, die ſich auch in die Charaktere leicht fügten. Da nun dadurch ſchon über zwölf Buchſtaben, und zwar faſt alle Buchſtaben des Königstitels gefunden waren, auch die Vergleichung des letztern in allen Inſchriften wahrſcheinlich machte, daſs die drey letzten Buchſtaben der einen Form deſſelben die Endform des Genitivs im Singular ſey: ſo kam es nur darauf an, durch das Zend den aus den Griechen bekannten Eigennamen eine perſiſche Form zu geben, und ein zu jener Endform paſſendes Wort für König zu finden. Dem bey *Anquetil* angeführten Namen des Darius im perſiſchen *Eanter-aſeſch* zog Hr. *G.* die ausdrückliche Erklärung Strabo's vor, daſs für Δαρεῖος der perſiſche Name ΔαρειΑΥΗΣ laute. Dieſs ſey dann perſiſch *Dariaveſch* (welches demnach nicht bloſs aus dem Jüdiſchen דריוש, womit es indeſſen ſehr paſſend zuſammentrifft, ſondern aus dem Ende jenes Namens bey *Anquetil* entlehnt iſt. Der Anfang deſſelben: *Eanter* aber iſt bey *Anquetil* ſelbſt [*Zendaveſta* T. II. Ueberſ. S. 49.] bloſs Ueberſetzung des perſiſchen *Dar* in das gewöhnliche Wort der Zendſprache; es iſt ſehr möglich, daſs *Dar* auch altperſiſch war.) Den Namen Xerxes ſuchte Hr. *G.* nicht im Pehlwi oder Neuperſiſchen, und das Zend gab ihn nicht; aber wohl den *Araxes*, bey welchem *Anquetil* bemerkt, daſs die Griechen *Kſche* immer durch *x* ausgedrückt. Er fand alſo kein Bedenken, ſtatt Xerxes: *Kſcherkſche* vorauszuſetzen, wobey die Charaktere paſsten, und der von drey perpendiculären Keilen und einem darüber liegenden horizontalen, wie bey Hn. *Münter*, der Vocal E = AE war. Die Vergleichung aller jener Wörter in allen Inſchriften bey *Niebuhr* und *Le Bruyn* lehrte, daſs der dritte Zug jenes Namens, der vierte im Namen Darius, und der letzte im Königsnamen einerley war, und die leichteſte Vorausſetzung blieb, daſs dieſs der Aſpirat *H* ſey, welcher vielleicht nach gewiſſen Conſonanten auch wie *W* und *I* geſprochen worden, wodurch ſich das *W* in *Achaſchveroſch*, und das *I* in *Darieuſch* erklären würde. Zu dem Königsnamen

namen pafste fich keine Form, als *Khſchéio*, und *Anquetil* habe viele Wörter bald mit, bald ohne *H* geſchrieben. Durch dieſes logiſche, auf die Vergleichung aller verwandten Inſchriften und Combinationen ihres Charakters ſich ſtützende Räſonnement hat Hr. *G.* den Werth und die Gattung der Zeichen entziffert, und giebt in der beyliegenden Kupfertafel ſein Alphabet für die erwähnten und die ihnen ähnlichen Inſchriften, wofür ihm alle Freunde dieſer intereſſanten Forſchungen den beſten Dank wiſſen werden, ſo wie für die Reſultate ſeiner ſcharfſinnigen und verdienſtlichen Unterſuchungen, welche der Reſt dieſes Aufſatzes aufſtellt. Sie ſind die erſte Theorie derſelben, welche das begierige Publicum auſser der kurzen Erklärung im Intelligenzblatte der Jenaiſchen A. L. Z. 1804. Nr. 101. von ſeiner Hand ſelbſt erhält, und deshalb doppelt ſchätzbar. Demnach ſind I. die beiden Grundzüge der Keilſchrift, in welcher ſich nie etwas Rundes zeigt, der Keil und der Winkelhaken, jener nie mit der Spitze gerade aufwärts oder zur linken, und die Oeffnung dieſes immer zur Rechten gekehrt. In den auſserperſepolitaniſchen Inſchriften erſcheinen die kleinen Winkelhaken oft nur als ausgefüllte Dreyecke, deren Hauptwinkel ſich zur linken Seite neigen. Man müſste alſo die Inſchrift immer ſo halten, daſs die Spitzen und Oeffnungen nach dieſer Richtung ſtehen, um ſie leſen zu können. In Abſicht der Einfachheit der Conſtruction der Züge behaupten die drey Arten der perſepolitaniſchen den oberſten Rang; von denen am Palaſte des Darius hat Hr. *G.* die eine bekanntlich als Zend entziffert. Die Uebereinſtimmung, welche bey Vergleichung der Inſchriften mit den Manuſcripten von Zendaveſta in der Sprache ſelbſt bemerkt worden, ſey ſichere Gewähr der Exiſtenz dieſer Sprache, und ſomit auch der Echtheit jenes Religionsbuchs, wenn auch die Sprache Veränderungen der Zeit erfahren habe. Die Inſchrift jener zur Rechten, der linken Seite des Leſers gegenüber, ſcheine Parſi zu ſeyn, und die dritte zur Linken eine andere perſiſche Mundart. Der Mangel an Präfixen ſchlieſse den aramäiſchen Sprachſtamm aus. Die Schriftart des Michauxſchen Marmors ſtehe in der Mitte zwiſchen der dritten perſepolitaniſchen, und der der babyloniſchen Backſteine, der Gemmen und Cylinder. Von den Verbindungsſtrichen, welche die letztere als die complicirteſte charakteriſiren, bemerke man in jener ſchon einige. Die Unweſentlichkeit dieſer Verbindungsſtriche erhelle daraus, daſs ſie auf verſchiedenen Backſteinen und an verſchiedenen Stellen der groſsen in den Ruinen Babylons aufgefundenen, und von der engliſch-oſtindiſchen Compagnie bekannt gemachten Inſchrift in derſelben Folge der Charaktere bald da ſind, bald nicht. Auf das Daſeyn der kleinern Keile, und wenigſtens auf ihre Anzahl komme nicht immer viel an. Das, einem Sterne von acht Strahlen ähnliche Zeichen finde ſich ſowohl auf allen Backſteinen, als der eben erwähnten Inſchrift, als Bezeichnung des Anfanges derſelben zur linken Hand. Die durchgängige Richtung von der linken zur rechten Hand zeige ſich, auſser *Niebuhr's* angeführtem Grunde, durch die gegebene Deutung der einen, und die Correſpondenz der übrigen. In Abſicht der dritten Art verweiſt Hr. *G.* darauf, daſs in der Niebuhrſchen Inſchrift *L* durch ſechstehalb Reihen dieſelben Charaktere in derſelben Folge, aber etwas verſchieden gebrochen, zweymal vorkommen, ſo daſs unverkennbar und ohne Ausnahme das rechte Ende jeder obern Zeile mit dem linken der untern zuſammenhänge. Eben ſolche Gründe führt Hr. *G.*, auſser der äuſsern Beſchaffenheit, vom Michauxſchen Marmor an. Die Londner Inſchrift zeige dieſe Richtung aufs deutlichſte; durch ſie, und eben ſolche Abbrechungen, ſey ſie für die Backſteine, und durch dieſe für die Gemmen und Cylinder ausgemacht.

II. *Alle* Keilſchriftarten ſeyen *Buchſtaben*- nicht Sylben- oder Zeichenſchrift. Man bemerke überall, und auch bey der Babyloniſchen, daſs mehrere Charaktere zuſammen gehören, um ein Wort zu bilden, bey der erſten perſepolitaniſchen bis 11, bey der zweyten bis 9, bey der dritten bis 7, bey den übrigen bis 5. Unmittelbar nach einander ſey ja ein und eben derſelbe Charakter und zwar nicht bloſs ein paar, die etwa: König, heilig, bedeuten könnten, oft zwey bis dreymal wiederholt, und doch auch wieder nicht ſo oft, wie es bey einer ſolchen Bezeichnung des Numerus der Fall ſeyn müſste. Bey der Vergleichung der drey neben einander ſtehenden Inſchriften bemerke man in allen dreyen, obwohl in der dritten ſeltener, Flexionen. Die babyloniſche Schriftart habe keine Wortbrechung erlaubt, daher die Züge bald gedrängt, bald weitläufig geſtellt ſeyen, um den Zeilen gleiche Länge zu geben. Bey der zweyten perſepolitaniſchen Schriftart zeige auf der einen Seite die Menge der zu einem Worte gehörigen Charaktere, und auf der andern die Menge derſelben im Ganzen, ſowohl den Gebrauch langer und kurzer Vocale, als auch der Conſonantenzeichen mit Einſchluſs eines Vocals (beide Arten des Schreibens vereinigt auch das Sanſkritt). Der dritten Schriftart glaubt Hr. *G.* den Gebrauch der Vocalzeichen faſt abſprechen zu müſſen; die Vocale liegen mit in den Conſonanten, und ſcheinen an denſelben durch Nebenkeile, und nur ſelten, wo es erforderlich geweſen, durch eigentliche Vocalzeichen ausgedrückt. Denn die Bildung eines Worts erfordere hier nur wenige Zeichen, die Anzahl aller Zeichen aber überſteige bey weitem ein Alphabet. Nur in ſo fern alſo, wenn man dieſs Sylbenſchrift nennen wolle, finde ſie in Keilſchriften ſtatt, aber in keinem andern. Das Vorhandenſeyn zuſammengeſetzter Conſonanten-Zeichen lehre hier der Augenſchein. Wer die Charaktere dieſer Schriftart ſammeln wolle, habe ſich an die groſse Londner Inſchrift, nicht an die Variationen auf Backſteinen, Gemmen und Cylindern zu halten. Man finde auch Monogramme zur Bezeichnung ganzer Wörter, z. B. in der *Le Bruyniſchen* Inſchrift in drey Abſchnitten, mit deren Ueberſetzung dieſer ſchätzbare Aufſatz ſchlieſst, ſey der Königstitel bloſs durch ſeinen Anfangsbuchſtaben, und demnächſt nur ſeine Flexionsendung ausgedrückt.

III.

III. Alle bis jetzt bekannten Inschriften von der eigentlich persepolitanischen Gattung beziehen sich auf Darius Hystaspis und seinen Sohn Xerxes; so auch das Bruchstück in *Denon's Voyage* pl. 124.: Darius der brave König, und die Urne bey *Caylus* T. V. pl. XXX.: Xerxes der brave König. — Die Inschrift auf dem Königsmantel bey *Le Bruyn*, die dieser verkehrt zusammengesetzt, zeige ziemlich deutlich ganz ähnliche Inschriften auf Darius und Xerxes auch in allen drey persepolitanischen Schriftarten. Dass das Gebäude *G.* bey *Niebuhr* der Palast des Darius war, erhelle aus den Inschriften *B. D. C.* und auch den Fenster-Inschriften. Nur an der Südwestecke des Gebäudes stehe der Stein mit der grossen Inschrift bey *Le Bruyn*, die sich auf Xerxes und seine feyerliche Huldigung durch seine Hofbedienten und Geschenke bringende Gesandte der beherrschten Völker beziehe, und, vom 15ten Worte an, bis zum 3ten des *dritten* Abschnitts, mit *Niebuhr's A.* fast von gleichem Inhalte sey. Von Darius finde man weiter keine Inschrift, als *Niebuhr's H. I. K. L.* Aber auf allen Plätzen unter den Ruinen von Persepolis seyen die Inschriften zerstreut, zum Beweis, dass diese Gebäude alle das Werk der beiden genannten Könige, von Darius begonnen, von Xerxes zwar nicht vollendet, aber sehr erweitert seyen. Wenigstens den Palast *I.* von den Arsaciden ableiten zu wollen, sey zu gewagt. Aber die Ruinen von *Nakschi Rustam* scheinen Hn. *G.* aus dem Zeitalter der Sassaniden herzurühren. Da von Hystaspis, Darius und Xerxes, den einzigen Namen aller eigentlich persepolitanischen Inschriften, ersterer den Königstitel nur habe, Darius aber (auf den ägyptischen Monumenten) mit dem Vergötterungssymbol erscheine: so bestätige sich die, von den Griechen aufbewahrte, persische Königsgeschichte gegen die verunstaltenden Sagen der neueren Perser und die unzusammenhängenden biblischen Nachrichten. — Die Backstein-Inschriften weichen von einander und von dem Anfange und der Mitte der grossen Londner Inschrift nur in einzelnen Worten ab. — Möge eine glückliche Entzifferung aller übrigen Inschriften Hn. *G's* ausgezeichneten, von festem Urtheil geleiteten Scharfsinn belohnen!

In Nr. 3., welche wir bloss in der lesbaren Uebersetzung kennen, der zwar nicht uninteressante, aber doch nur hingeworfene Anmerkungen (S. 96—110.) beygefügt sind, ist das *Alter der babylonischen Wissenschaft, Kunst und Schrift* der Hauptgegenstand einer wohlgeschriebenen Abhandlung geworden. Aber gründlich durchgeführt ist Nichts in ihr. Der gelehrte Vf. kömmt theils von einem zum andern, ohne das Vorhergehende erschöpft zu haben, theils contrastirt die Fülle des mannichfaltigen Wissens und der sorgsamen, oft überladenden Belesenheit wunderlich, nicht bloss mit der Flüchtigkeit, sondern auch mit dem Mangel an gesundem Urtheil. Durch die Entdeckung der Inschriften der babylonischen Ziegelsteine, welche Inschriften *Pietro della Valle* gar nicht bemerkt habe (da er doch *Voyages* T. V. P. 2. lettre 11. p. 465. ausführlich von ihnen spricht), verschwinde die ganze Schwierigkeit des Ursprungs der persepolitanischen Inschriften, da Babylon unläugbar früher als Persepolis cultivirt gewesen. I. Abschn. *Vom Alter der Babylonier.* Auf die bekannten astronomischen, auf dem Thurme zu Babylon angestellten Beobachtungen wird ein Hauptgewicht gelegt, sie seyen älter, als die der Indier, deren Astronomie noch auf derselben Stufe stehe, auf welcher sie *Syncellus* beschrieben. (Dass aber vor den *geometrischen* Sätzen, die erst Griechen entdeckten, jene Beobachtungen, wo nicht unsicher sind, doch wenigstens auch nur sehr unbestimmt gewesen seyn können, ist nicht erwogen.) *Zoroaster*, *Butta*, *Brama* seyen chaldäische Namen, *Atesch*, Feuer bey den Parsen, sey deutlich das chaldäische אשתא, und auch Ἑστία und *Vesta* komme daher. II. Abschn. *Von der großen Ausdehnung des babylonischen Reichs.* Vieles, was man für Sanskritt genommen, sey Chaldäisch. Doch weiter, als bis zum Ganges, wolle Hr. *H.* die Spuren der chald. Literatur und Kunst nicht verfolgen. Nach Arabien sey die kufische Schrift gegangen (also aus Alt-Babylon?). Phönicisch sey ein Dialekt des Chaldäischen, daher Verbreitung nach Westen. III. Absch. *Wissenschaften der Babylonier.* Selbst das persische Wort دانا: Gelehrte, komme von תנא, und auch das ungarische *Tanitò* sey damit zu vergleichen (doch Proben genug von solcher Etymologie!). Die viereckte Form des Bel-Tempels zu Babylon haben alle noch erhaltene griechische Tempel. *Pyramyde* sey babylonischen Ursprungs, bey אור עמוד mancherley von den Feuersäulen. Ὀβελίσκος sey nicht Aegyptisch, wegen der offenbar griechischen Endung, es komme von *Bel.* IV. Abschn. *Schrift.* In den ältesten Schriftzügen finde sich überhaupt wenig Rundes. Bey vielen Völkern, besonders auch bey den Indiern, findet Hr. *H.* Nägel als die Grundlage der Schrift. V. Abschn. *Ueber die babylonischen Ziegel- oder Backsteine.* Auch bey dem Gebrauch anderer Materialien haben sich mehrere Völker der Backsteine zum Eingraben bedient. Von der Gewohnheit, auf Säulen Inschriften zu setzen, gehe es aus, dass man eher perpendiculär, als horizontal geschrieben; von allerley perpendiculär schreibenden Völkern wird gehandelt, und die babylonischen Backsteine mit alt-römischer Schrift, auch in Absicht des Inhalts, verglichen, der nur durch Combinations-Gabe vielleicht zu errathen sey. Die saubern Kupfer dienen zur Erläuterung der letzten Abschnitte. Versuche zur Enträthselung der darin gegebenen Inschriften sind nicht gemacht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Schubothe: *Anviisning til en med vor Natur og Bestemmelse passende Leveplan.* En Ledetraad ved Forelaesninger for Vokne og ved Underviisning for den modnere Ungdom. (*Anweisung zu einem unserer Natur und Bestimmung angemessenen Lebensplan.* Ein Leitfaden bey Vorlesungen für Erwachsene und beym Unterricht der reifern Jugend.) Af *C. J. R. Christiani*, kong. tydsk

tydsk Hofpraedikant. *Förste* Deel. Oversat efter Forfatterers tydske Manuskript ved *J. Krumm*. 1806. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der verdiente Vf. ist als eins der wirksamsten Glieder der *Gesellschaft zur Veredlung des Handwerksstandes zu Kopenhagen* bekannt, deren Plan die A. L. Z. zu seiner Zeit vortheilhaft angezeigt hat. Rec. hätte gewünscht, dass in der Vorrede zu vorliegender Schrift eine kurze Rechenschaft von der Wirksamkeit der Gesellschaft *überhaupt*, wovon die Vorlesungen des Vfs., zu deren Behuf diese Schrift im Drucke erscheint, hoffentlich nur *einen* Theil ausmachen, gegeben worden wäre; um so im Stande zu seyn, den Nutzen, welchen *die ganze Gesellschaft* stiftet, desto vollständiger zu übersehen. Indessen erhellt aus dieser Anweisung zur Genüge, dass man sich, wenn *alle*, wenn auch nur *mehrere* Glieder der Gesellschaft dem würdigen *Christiani* in seinem Fleisse und seiner edeln Betriebsamkeit es gleich thun, ungemein viel Gutes von derselben versprechen dürfe. Man erhält hier einen verständlichen, wohlgeordneten und inhaltreichen Leitfaden zum Gebrauche bey den Vorlesungen, welche der Vf. zufolge der Vorerinnerung *für Handwerker* hält, „um ihnen zu Erlangung einer höhern Geistescultur beförderlich zu seyn; d. h. nicht nur ihrem Verstande Stoff zum Nachdenken über wichtige Gegenstände darzubieten, sondern auch solche Ideen in ihnen zu beleben, welche der Grund einer wahren Geistesveredlung sind und eine fruchtbare Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, sich von denselben bey allen Unternehmungen im Leben leiten zu lassen, hervorbringen." (S. III.) Zu dem Ende sucht der Vf. die Frage zu beantworten: was soll der Mensch thun, um seine wahre Bestimmung zu erreichen? Es wird in der Einleitung 1) der Begriff von einem Lebensplane aufgestellt, und 2) die Wichtigkeit desselben gezeigt (S. 13—26.). Die Ausführung selbst zerfällt in *zwey* Hauptheile, wovon die vorliegende Schrift nur den *ersten* Theil, oder *die vorbereitenden Betrachtungen* enthält. Es läst sich also auch über den Werth der Ausführung erst nach Erscheinung des *zweyten* Theils urtheilen; ob man gleich schon hier des Vfs. Planmässigkeit und Gründlichkeit sowohl, als die zweckmässige Auswahl der Materialien zu seinen vorbereitenden Betrachtungen loben muss. In diesem *ersten* Theil werden zuerst allgemeine Regeln, nach welchen die Bestimmung einer jeden einzelnen Art von Geschöpfen zu beurtheilen ist, gegeben (S. 27—40.); alsdann folgt die Anwendung dieser allgemeinen Regeln zur Kenntniss der Bestimmung 1) *der leblosen Körper und Materien* (S. 41—158.), 2) *der Pflanzen* (S. 158—215.), 3) *der Thiere* (S. 215—322.). Im *zweyten* Theile wird dann von der Anwendung jener Regeln zur Kenntniss der Bestimmung *des Menschen* gehandelt und hierauf die Anweisung zu einem der menschlichen Natur und Bestimmung entsprechenden Lebensplane gegründet werden. Dass der Vf. dem, was das Thier, die Pflanze u. s. w. nach der Absicht des Schöpfers und den Gesetzen der Natur werden *muss*, mit dem, was der Mensch nach Gottes Willen und dem Gesetze der Sittlichkeit werden *soll*, eine und dieselbe Benennung giebt; nämlich *Bestimmung*: das hat etwas unbequemes, kann Missverstand veranlassen und verursacht wirklich eine Art von Widerspruch zwischen dem Inhalte des 27sten und dem des 28sten Paragraphen. Uebrigens hat Rec. die Schrift mit Nutzen und Vergnügen gelesen. Die einzelnen Paragraphen lassen zwar dem Lehrer vieles übrig, was durch den mündlichen Vortrag erläutert und ergänzt werden muss; aber gleichwohl enthalten sie aus der Physik, der Astronomie, der Naturgeschichte u. s. w. so viele interessante Bemerkungen, dass sie jüngern und ältern Lesern nicht anders, als eine überaus lehrreiche Unterhaltung gewähren können. — Ist gleich der Vf. ein *Deutscher* und der Uebersetzer (nach der Handschrift des Vfs.) kein *Däne*, sondern ein *Normann*: so hat doch dieses auf den Vortrag der Schrift gar keinen nachtheiligen Einfluss, und man liest sie — einige Abweichungen von der üblichen Schreibart, z. B. dass das Wort *Maerke* und die davon herstammenden Wörter, so wie das Wort *Vaerk*, immer ein *e* statt des *ae* haben, abgerechnet — mit derselben Annehmlichkeit, wie jede andere wohlgeschriebene dänische Urschrift. — Schliesslich kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass die Gesellschaft zur Veredlung des Handwerksstandes in Kopenhagen — bis jetzt die einzige in ihrer Art — recht lange sich erhalten und um das Beste eines Standes, der ihrer in jedem Betrachte bedarf, die ausgebreitetsten Verdienste sich erwerben möge!

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN u. TRIEST, b. Geistinger: *Englischer Schreibmeister*. 3 Hefte. 1806. 17 Blättter in fol. (4 fl. 30 Krzr.)

Man ist es von Hn. *Geistinger* gewohnt, dass seine Verlags-Artikel sich durch Sauberkeit und Schönheit auszeichnen. Auch die vorliegenden Vorschriften, gestochen von *Drechsler*, machen ihm Ehre. Sie sind so rein und nett, und dabey so billigen Preises, dass sie in beider Rücksicht die beste Empfehlung verdienen. Sollte noch ein Heft davon erscheinen: so wäre zu wünschen, dass es nicht blosse Phrasen, wie diese drey Hefte, sondern kleinere, fortlaufende Aufsätze enthielte. Das Ganze ist es wohl werth, dass der Verleger desselben durch einen erwünschten Absatz theils unterstützt und belohnt, theils zur weitern Fortsetzung solcher Artikel aufgemuntert werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. April 1807.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Göschen: *Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerwanderung.* Von *Joh. Chph. Adelung.* 1806. XIII u. 402 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der nun verstorbene Vf. hat in diesem Werke von neuem seine grosse Belesenheit, und seine tiefe Sprachkenntniss, in einer glücklichen Verbindung mit einem reifen Urtheil so sehr beurkundet, dass kein Liebhaber des deutschen Alterthums und der vaterländischen Sprache dasselbe ungelesen lassen darf. Es fehlt uns zwar nicht an Büchern dieser Art, aber sie haben fast durchgehends den Fehler, dass entweder die verschiedenen Völkerschaften Deutschlands nicht gehörig unterschieden, und besonders die Gallier öfters mit den Deutschen verwechselt, oder die Sitten und die Denkart der nordischen Völker auch den Deutschen zugeeignet werden. Andere Schriftsteller haben sich von gewissen vorgefassten Meinungen so hinreissen lassen, dass ihre Geschichten mehr die Einbildungskraft, als den Verstand, der historische Wahrheit sucht, beschäftigen. Unser Vf., welcher sich von aller Hypothesensucht weit entfernet, beschuldiget den sonst vortrefflichen *Möser* dieses Fehlers, und *Gottfr. Schütze'n* der Vermengung der deutschen und nordischen Alterthümer. Andere Modeschriftsteller, die an der Geschichte der alten Deutschen bloss ihren Witz und ihre Beredsamkeit haben üben, und die Einbildungskraft vergnügen wollen, und daher ihren alten Vorfahren bald eine reine Natur-Religion, bald eine hohe Stufe der Sittlichkeit beygelegt haben, werden mehrentheils, ohne sie zu nennen, widerlegt, und der Deutsche zu *Cäsars* Zeiten wird fast zu wenig von einem Wilden unterschieden. Auch hat dieses Buch den grossen Vorzug vor andern ähnlichen, dass die Geschichte der Deutschen nicht mit dem Einfall der Cimbern in Italien angefangen wird, sondern mit dem Bernsteinhandel, wodurch die Germanen am frühesten bekannt wurden. Sie sind also schon in den alten Zeiten, wohin unsere Geschichte nicht reichet, ein eigenes Volk gewesen, nach den Iberiern und Celten aus Asien ausgewandert, und vermuthlich auf dem nordlichen Wege nach Deutschland gekommen. Weder Cimmerier, die *Gatterer* mit den Cimbern irrig verwechselt hat, noch Scythen, haben Deutschland zuerst bevölkert. Sehr früh aber (vor Chr. 590.) sind celtische Völkerschaften, unter dem Sigoves, in Germanien eingewandert, und vielleicht noch früher sind Germanen in Belgien eingedrungen. Bey dem Zuge des Brennus nach Italien (vor Chr. 390.) waren schon belgische Cimbern, von deren Namen und Wohnsitzen in Jütland, mit Bestreitung der von *Wedel-Jarlsberg* angenommenen scandinavischen Gallier, hier umständlich gehandelt wird. Im *zweyten* Abschnitt werden die Nachrichten des *Pytheas* von seiner Reise an die Bernsteinküste genau untersucht und gegen den *Strabo* vertheidiget. Diese Reise wurde vermuthlich auf Kosten des damals blühenden Staats Marseille unternommen, und hatte Entdeckungen zum Grunde, die für den Handel und das Gewerbe wichtig waren. Wir haben zwar nur noch Bruchstücke daraus übrig, lernen aber doch die Guttonen oder Jüten und Teutonen in Holstein, Meklenburg und Pommern, als die mit dem Bernstein handelten, zuerst daraus kennen. Die Bernsteinküste aber oder Thule ist weder Island, noch Irland oder die Schetländischen Inseln, sondern die Küste von Norwegen, welches man für eine Insel hielt, weil man das feste Land hinter Norwegen nicht kannte. Ueberhaupt hat noch niemand von dem *Pytheas* so gründlich und mit so vielem Prüfungsgeiste gehandelt, und daraus einleuchtend erwiesen, dass die Deutschen schon lange vor Christi Geburt ein ansehnliches Volk ausgemacht haben. Im *dritten* Abschnitt kommt der Vf. auf den Einfall der Gallier in Thracien, weil deutsche Völkerschaften mit ihnen mögen verbunden gewesen seyn, wenigstens Teutonen. So waren auch Germanen mit den Galliern verbunden, welche von dem Marcellus (vor Chr. 279.) geschlagen wurden: denn die Kühnheit einiger Gelehrten ist tadelnswürdig, welche in den in Marmor eingegrabenen *Fastis Capitolinis* lieber Cenomanen, als Germanen haben lesen wollen. Der Zug der Cimbern und Teutonen nach Italien (vor Chr. 113.) wird weiter in einem besonders lesenswerthen Abschnitte abgehandelt, wobey *Anchersens* gelehrte Schrift: *Vallis Herthae Deae* besonders genutzt ist. Dabey wird am Schluss das Vorgeben von den veronesischen und vicentinischen Cimbern bestritten, und selbst aus ihrer Sprache gezeigt, dass diese kleine Völkerschaft nicht zu den Nieder-Deutschen gerechnet werden kann, wenns auch sonst, wider das ausdrückliche Zeugniss der römischen Schriftsteller, wahrscheinlich wäre, dass Cimbern in Italien zurück geblieben wären. *Fulda* hat ihre Sprache schon für Alemannisch erkannt, und im Grunde ist sie eine tyrolische Mundart. Der *vierte* Abschnitt betrachtet Deutschland im Kampfe mit Rom bis zur Völkerwanderung, handelt aber im Grunde nur von Cäsars Händeln mit den Deutschen, weil *Mascov* das übrige sehr gut abgehandelt

delt hat. Im *fünften* Abschnitt wird genauer von dem Namen, den Gränzen und dem Clima Deutschlands gehandelt. Bey dem Namen Germani werden Cäsars und Tacitus's widersprechend scheinende Stellen erklärt, aber auch behauptet, dass Tacitus's Worte vermuthlich verfälscht sind, und für *tunc Tungri, nunc Germani*, in umgekehrter Ordnung, wie auch einige Handschriften wirklich haben sollen, *nunc Tungri, tunc Germani*, ingleichen in der Folge für *a victore* vielmehr *a victis* gelesen werden muss. Die wahre Bedeutung des Worts *Germani* wird für ungewiss erklärt, doch aber zugegeben, dass die von vielen angenommene Bedeutung, Kriegesmänner, sich zu Tacitus's Stelle gut schicke. Uebrigens wird hier *Möser* mit seiner romanhaften *Hermannie*, wovon der Name Heermänner entstanden seyn soll, widerlegt. Weiter wird der Name Deutsche von dem allgemeinen Worte Thiet, Thiot, bey dem *Otfried* und *Tatian*, Diet bey dem *Notker*, d. i. Volk abgeleitet, und diese Herleitung wird durch eine Menge von Völkernamen bestätiget, auch die Schreibart Deutsch (nicht Teutsch) als die der hochdeutschen Mundart angemessenste gerechtfertigt. Von der Bevölkerung des alten Deutschlandes wird angemerkt, dass sie nur schwach gewesen ist und kaum eine Million betragen hat, welches dem Rec. zu wenig zu seyn scheint. Von den einzelnen Volksnamen kommen hierauf (S. 170 — 180.) allgemeine gründliche Betrachtungen vor, welche eine ausgebreitete Geschichtskunde verrathen. Es wird durch viele Beyspiele bewiesen, dass die Local - Namen die häufigsten, und so gar von solchen Völkern beybehalten sind, welche die alten Einwohner vertrieben haben. Die einzelnen Völker Deutschlands werden in dem weitläuftigen *sechsten* Abschnitte in Suevische und Un-Suevische eingetheilt, und am Ende noch die gallischen Völkerschaften in Deutschland und die Un - Germanischen aufgeführt. *Plinius's* Nachricht wird anfänglich mit einleuchtenden Beweisgründen bestritten, weil die Bastarner und Peuciner keine Germanier, sondern Gallier sind. *Tacitus's* Eintheilung der germanischen Völkerschaften nach den drey Söhnen des Mannus in Ingävoner, Istävoner und Hermionen wird bloss für eine dichterische Vorstellung erklärt. *Cäsars* Eintheilung scheint die richtigste: denn dieser unterscheidet gallische Germanen oder Belgen am linken Rheinufer von den germanischen Völkerschaften am rechten Ufer, denen er keinen allgemeinen Namen giebt, die hier also unter dem Namen der Un - Sueven zusammengefasst werden, und von den Sueven selbst. Diese Eintheilung ist deshalb besonders wichtig, weil sie uns auf die zwey noch bestehenden Haupt - Mundarten führt, wovon die höhere den Sueven, die niedere aber den Un - Sueven zugehört. Auch *Tacitus*, der nicht aus eigener Ansicht geschrieben und vornehmlich die Sitten und Verfassung der Sueven, denen er den grössten Theil Deutschlands einräumet, geschildert hat, giebt einen gewissen Unterschied von zwey germanischen Hauptstämmen dadurch zu erkennen, dass er zuerst die am rechten Rhein - Ufer, und gleich nachher die in der cimbrischen Halbinsel wohnenden Völker beschreibt, ohne diesen einen allgemeinen Namen zu geben, hernach aber von den Sueven am ausführlichsten handelt. Von dem älteren *Strabo* und jüngeren *Ptolemäus* wird angemerkt, dass viele Volks und Ortsnamen, die dem griechischen Ohre so fremd waren, entweder von ihnen selbst, oder hauptsächlich im Ptolemäus durch die Abschreiber verunstaltet sind. Bey der Aufzählung der einzelnen Völkerschaften kommen daher verschiedene dankenswerthe Berichtigungen vor; doch wünscht Rec. dass der Vf. sich auch über die Caluconen, Campsaner, Batiner möchte erklärt haben. Den Namen der Sueven will der Vf. am liebsten von See, beym *Otfried Sewe* herleiten, und unter diesem Local - Namen Küstenvölker verstehen. *Cäsars* Nachricht von ihren hundert Gauen, grosen Volksmenge und der grossen Wüsteney, wodurch sie ihr Land sicherten, wird sehr bezweifelt, und Cäsar theils selbst der Ruhmredigkeit beschuldiget, theils auch die Ubier der Vergrösserung ihrer Feinde. Den Suevischen Bund, als eine grundlose Erdichtung *Mösers*, der darin die erste Anlage der deutschen Reichsverfassung zu finden glaubte, will der Vf. ganz aus der Geschichte verbannet wissen. Uebrigens werden die zu den Sueven gehörigen Völker einzeln aufgeführt, und von ihrer Benennung, Wohnsitzen, Merkwürdigkeiten u. s. w. wird so gehandelt, dass überall auf die Sprache Rücksicht genommen wird. Die unsichern Schlüsse, die bloss auf willkürlichen Ableitungen und Aehnlichkeiten des Lauts der Wörter gegründet sind, werden ernstlich widerlegt, und die Völker selbst in der Ordnung aufgeführt, in welcher sie in der Geschichte auftreten. Die Gothen sind also die ersten, und werden richtig von den Guttonen (Jüten) unterschieden; sind aber eben die Völker, die *Pytheas* Kossinen oder Kottinen, und der Sprachverderber *Strabo* Rutonen nennt. Der Name Gothen ist wahrscheinlich von ganz allgemeiner Bedeutung, indem *Gudr* im alten Isländischen einen Mann, *Hof - Gadar* aber im alten Schwedischen Hofmänner bedeutet. So werden auch die übrigen suevischen Völkerschaften beschrieben und die unter ihnen bekannt gewordenen Eigennamen angeführt. Rec. bedauert dabey, dass der Vf. mit der Anführung der Schriftsteller, die entweder alte Irrthümer widerlegt, oder Dunkelheiten aufgehellet haben, zu sparsam gewesen ist. Bey der Aufzählung der Un - Suevischen Völkerschaften kommen zuerst die belgischen Cimbern vor. Der Name Belgen, den die in Gallien eingewanderten Cimbern bekommen haben, wird vom Niedersächsischen *Balge*, eine niedrige sumpfige Gegend abgeleitet. Der Name Cimbern ist schon oben S. 112. erläutert, wohin die Leser billig hätten verwiesen werden sollen. Die Herleitung von dem Gothischen Kimme oder Kumme, ein Meerbusen, die hier nicht angemerkt ist, kommt Rec. wenigstens eben so wahrscheinlich vor, als *Eckards* Ableitung von dem Wallisischen *Cymmar*, ein Gefährte, Gehülfe, Gatte, Verbündeter u. s. w. Von der Sprache dieser belgischen Cimbern, deren Nachkommen noch jetzt in Wallis, Cornwallis und Nieder - Bretagne fortdauern, werden viele

Wör-

Wörter S. 247. angeführt und mit den heutigen oder veralteten Deutschen verglichen. Von den deutschen Cimbern und besonders von denen, die am Mittel- und Niederrhein wohnten, wird angemerkt, dass sie schon zu Cäsars Zeiten einige Grade der Cultur mehr gehabt haben, als ihre östlichen Brüder, die Sueven, vielleicht weil sie von diesen mehr zusammengedrängt, auch stätiger und den Galliern näher waren. Bey der Aufzählung der einzelnen cimbrischen Völker, der Jüten, Ubier, Usipeter u. s. w. sind die Marsen, oder Marschländer (welche aber von den Ditmarsen unterschieden und in Westphalen zu suchen sind), besonders wegen des Tanfanen-Tempels merkwürdig. Die Schriften davon werden (vermuthlich aus *Hummels* Bibl. der deutschen Alterth.) angeführt, und aus einer merkwürdigen Inschrift zu Teramo im Neapolitanischen in *Gudii inscriptt.* wird erwiesen, dass die Tanfana wirklich als eine Gottheit, und zwar vermuthlich zuerst von den Galliern, hernach den Niederdeutschen verehrt worden ist. Diess vermuthet der Vf., weil er meynt, der Name Tanfana lasse sich nicht ohne Zwang aus dem Deutschen ableiten. Uebrigens hält er den Tempel wirklich für einen Tempel, aber nach damaliger Bauart. Von den Franken, als der letzten cimbrischen Völkerschaft, wird bemerkt, dass ihr Name nicht von frank, frey, sondern von *frack*, mit dem eingeschobenen Nasenlaut, hergeleitet werden müsse, daher sie sich in der Folge so gern *feroces* und *truces Francos* nennen hörten und selbst nannten. So viel Rec. weiss, ist diess nur von den in Gallien eingedrungenen, oder West-Franken wahr, von welchen auch die angezogenen Stellen handeln. Unter den ungermanischen Völkern kommen auch die Thracier vor, und weil man dieselben oft in Verbindung mit den Germanen gebracht hat, so wird das Gegentheil davon gezeigt und eine Sammlung von 61 thracischen Wörtern, die gar keine Aehnlichkeit mit dem Deutschen haben, angeführt, wobey aber die thracischen Wörter, die auch im Griechischen üblich waren, übergangen sind. Bey dem Charakter der Deutschen im *siebenten* Abschnitt erinnert der Vf. dass man die beiden Hauptstämme der deutschen Völker unterscheiden, und dem unsuevischen oder niederen Stamm etwas mehr Cultur zueignen, aber diese Cultur auch nicht mit gar zu hellen Farben ausmalen müsse, weil die Geschichte der Franken und Sachsen Wildheit genug enthielte. Er beklagt, dass wir noch keine mit Verstande und gehöriger Sachkenntniss entworfene Schilderung der Sitten der alten Deutschen hätten, sondern ein Gemisch celtischer, gallischer, slavischer, römischer und germanischer Gebräuche, zuweilen mit der Mythologie der isländischen Spinnstuben verwebt. Er setzt hinzu: (S. 296.) *Plumpe Götzenbilder hatten sie von je her, und als sie selbst ein wenig anständiger zu wohnen anfingen, so hatten sie auch überall Tempel, so gut, als sie selbige zu bauen wußten. Der Tempel der Tanfana ist aus dem vorigen bekannt; in den späteren Zeiten kommen ihrer überall vor.* Hier wünscht gewiss jeder Leser einigen historischen Beweis. Ueberhaupt scheint der Vf. die Wildheit und Unsittlichkeit der Deutschen mit gar zu grellen Farben geschildert, aus einzelnen Thatsachen zu viel geschlossen, und die Vergleichung mit den Wilden in Amerika zu weit getrieben zu haben. Man muss sich doch billig erinnern, dass der römische Rath dem Cäsar vorwarf, er habe durch seine Grausamkeit die Deutschen verschlimmert. Dass die Deutschen zu Cäsars Zeiten keine Menschenfresser gewesen sind, wird zwar eingeräumt, aber sie opferten doch die Gefangnen ihren Göttern, und es bleibt also noch die Frage, ob sie nicht auch von dem Opferfleische etwas gegessen haben. Auch die gerühmte Treue der Deutschen wird selbst bey den Leibwachen in Rom verdächtig gemacht, welches aber gewiss Einschränkung leidet. Der *achte* und letzte Abschnitt von der Sprache und Literatur der Deutschen ist vorzüglich unterhaltend. Der Reichthum der deutschen Sprache, in sinnlichen Gegenständen wird behauptet und durch funfzehnerley Benennungen des Pferdes, als des Lieblingsthieres der Deutschen bewiesen. Hierin zeigt der Vf. seine tiefe Sprachkunde, und diess Verzeichniss ist gewiss allen Sprachforschern höchst angenehm. Hingegen wird auch die Armuth und Rauhigkeit der Sprache in unsinnlichen Dingen zugegeben, und die Ursachen der Rauhigkeit grösstentheils in den Verunstaltungen der deutschen Wörter bey den römischen Schriftstellern gefunden. Doch sieht man aus diesen wenigen Wörtern, dass die deutsche Sprache schon damals alle diejenigen Wurzelwörter hatte, aus welchen sie noch jetzt besteht, und dass sie selbige auf eine solche Art hatte, als es den damaligen Sprach-Organen der Deutschen angemessen war. Diess wird S. 323 f. mit einem Wörterbuche bewiesen, worin die Ueberreste der alten deutschen Sprache gesammelt und erläutert sind. Auch diess Verzeichniss muss den Sprachforschern sehr angenehm seyn, und es macht in Wahrheit das Buch sehr wichtig. Rec. vermisst darin ungern einige dunkle Namen, als Thummelicus, Orgetorix, Dumnorix u. s. w., auch einige andere Wörter, z. E. *plumarati* (*Plin. Hist. nat.* XVIII, 8.) Räderpflug; *bracca*, ein Beinkleid, bey den Longobarden, nach dem *Jornandes*, Hose; *Ciula*, Jelle oder Jölle, ein langes Schiff u. s. w. Es werden zwar manche Wörter von den Römern für Gallisch ausgegeben, allein diess ist ihnen zu verzeihen, weil ihnen die Gallier bekannter waren. *A.* hat diess selbst bey dem Worte *sparum* erkannt. Hierauf wird ferner gezeigt, dass die deutsche Sprache nicht etwa nur eine celtische oder thracische Mundart, sondern eine ganz unvermischte Stammsprache ist. Ihre Uebereinstimmung mit andern Sprachen wird S. 344. durch eine Vergleichung des Worts *Donner* und *Kuckuk* in sehr vielen Sprachen gezeigt. Von ihrer Aehnlichkeit mit der persischen Sprache wird eine sehr vollständige Literatur geliefert. Hierauf wird ferner das hohe Alter der beiden Haupt-Mundarten durch ein Verzeichniss solcher Wörter, die in andere Sprachen übergegangen sind, S. 368. bewiesen; die niedere Sprache aber in Deutschland für die älteste erklärt. Die Schriftsprache ist übrigens den alten Deutschen wirklich ganz unbe-

unbekannt gewesen. *Tacitus* giebt diess durch die *secreta literarum*, worunter *A.* am liebsten verführerische und anstössige Schriften verstehen will, zu erkennen. Dabey werden die Schriften über diese Stelle des *Tacitus* angeführt und die Scheingründe widerlegt. Von den Liedern der alten Deutschen wird behauptet, dass Kriege und Gefechte ihr einziger Inhalt gewesen, und dass ihre vermeinten historischen Lieder blosse Erdichtungen, z. B. von dem Gott Tuisco, enthalten haben. Krieges- oder Schlacht-Gesänge werden zwar den Deutschen zugeeignet, aber der *Baritus* war eigentlich das Feldgeschrey. Bey dieser Gelegenheit wird auch von dem Preise, der auf die Auffindung der alten Heldenlieder gesetzt ist, geredet, und das hohe Alter der Gedichte *Ossians* bestritten. Es wird ferner wahrscheinlich gemacht, dass die alten Deutschen ihre Lieder gereimt haben. Barden und Druiden gehören übrigens nicht auf den deutschen Boden, wenigstens hatten sie keine Dichter unter dem Namen Barden. Wenn hier die Vertreibung der Druiden aus Gallien bezweifelt wird, so scheint dieser historische Unglaube übertrieben zu seyn. Sonst verdient diess Buch von der Seite der historischen Wahrheit die rühmlichste Anpreisung. Möchte nur der *zweyte* Theil, dessen Vollendung der Vf. einer gelehrten Hand überlassen hat, auch bald erscheinen.

MATHEMATIK.

HANNOVER, in d. Helwing. Hofbuchh.: *Handbuch zum Unterricht in der Buchstabenrechnung* und *Algebra.* Zunächst für die höhere Klasse der Seminaristen herausgegeben von *J. G. H. Biermann*, Generalrevisor der Klassen- und Nebensteuer, auch Lehrer am hiesigen Schulseminar. 1805. *Erste* Abtheilung. 204 S. *Zweyte* Abtheilung 164 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass Bücher zu ähnlichem Behufe bereits in Menge vorhanden sind, war dem Vf. nicht unbekannt; er ist auch weit entfernt, sie durch das gegenwärtige entbehrlich machen zu wollen. Er schrieb sein Buch nur, weil es ihm nicht wohl möglich war der Methode anderer zu folgen, und weil vielleicht mancher Lehrer in seinem Ideengange mit ihm eher als mit andern harmoniren mochte. Der Vf. hat sein Buch in Hefte getheilt, die einzeln gebunden werden können, um das Abschrecken zu vermeiden. Vier solcher Hefte machen die *erste* Abtheilung aus, welche die Rechnung mit eingliedrigen Buchstabengrössen und eine Sammlung gemeinnütziger Tafeln enthalten. Die erste ist eine Factorentafel aller einfachen und zusammen gesetzten Zahlen bis 1000; die zweyte eine Fortsetzung der ersten für die zwischen 1000 und 10000 liegenden einfachen und zusammen gesetzten Zahlen, jedoch mit Ausschluss aller durch 2, 3 und 5 theilbaren. Die dritte und vierte sind Quadrat- und Kubiktafeln von 1 bis 1000 aus *Rosenzweigs* Kettenpraktik genommen. Die *zweyte* Abtheilung enthält in *zwey* Heften den Beschluss der Buchstabenrechnung und eine Tafel der gemeinen oder briggischen Logarithmen für das erste Tausend Zahlen. Die Erfindungslehre gedenkt er in noch zwey besondern Abtheilungen nächstens heraus zu geben. Der Vf. bemerkt ausdrücklich, dass er sein Buch nicht zum Selbstunterricht geschrieben habe; es ist aber so umständlich und bestimmt abgefasst, auch alles durch so viel passende Beyspiele erläutert, dass ein aufmerksamer Leser, der sich in der gemeinen Rechenkunst gründliche Kenntnisse erworben hat, nur in wenigen Fällen die Beyhülfe eines Lehrers nöthig haben wird. Höchstens dürfte dieses bey der Lehre von den Zahlensystemen, von den Combinationen und von den Logarithmen, wo der Vf. Hn. *Bürja* gefolgt ist, der Fall seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, im Joachim. liter. Magazin: *Versuch eines Lehrbuchs der Menschenliebe*, von *Christian Friedr. Michaelis.* 1805. 6 Bog. 8. (8 gr.) — Die Abfassung dieses Versuchs wurde zwar durch die bekannte Preisaufgabe eines mährischen Edelmanns veranlasst, aber des Vfs. Absicht war nicht, um den Preis zu concurriren, sondern nur zur Verbreitung der Humanität beyzutragen, wenn man seine Schrift entweder zur eigenen Erbauung und Belehrung, oder als Leitfaden zur moralischen Unterweisung anderer gebrauchte. Eigentlich erbaulich ist sie doch nicht, da sie, als Lehrbuch, bloss in Begriffen zu dem Verstande spricht und in ihrem Vortrage nichts enthält, was für ihren Gegenstand das Herz erwärmte. Das Wesentliche ihres Inhalts ist aus dem *zweyten* Theile der *Kantischen metaph. Anfangsgründe der Tugendlehre* genommen, und das Allgemeine nur hier und da mehr in sein Besonderes aufgelöst, welches aber wohl zuweilen zu weit gehen dürfte, z. B. wenn die Aeltern- und Geschwisterliebe bey Kindern, die zärtliche Hochachtung von Jünglingen gegen Verwandte, Lehrer, Rathgeber und verdiente Personen, die Begeisterung zum dankbaren Wohlwollen gegen edle Muster der *Vergangenheit* oder Gegenwart, der Muttersinn in der Pflege und Erziehung der Kinder u. s. w. als Aeusserungen und Arten der Menschenliebe betrachtet werden. Ueberhaupt scheinen uns die charakteristischen Merkmale der Menschenliebe, *Liebe* und *Achtung*, auf welche sich doch auch die Pflichten derselben gründen, jene als *Maxime des thätigen Wohlwollens*, diese als *Maxime der Einschränkung unserer Selbstschätzung* durch die Beachtung der Würde der Menschheit in andern Personen, nicht genug hervorgehoben zu seyn. Der Begriff der Menschenliebe, §. 13. sie bestehe in einem Interesse und in einer Sorge für die Vollkommenheit des ganzen Menschen in Hinsicht auf den Verstand, auf das Herz und auf den ganzen vernünftig-sinnlichen Zustand desselben, ist so ausgedrückt, dass man glauben sollte, es sey die Pflicht eines jeden Menschen, sich die Cultur der Geistes-, Seelen- und Leibeskräfte anderer zum Zweck zu machen; dieses kann nicht von jedem gefodert werden, wohl aber, dass er wohlwollend sey und aus Wohlwollen sich das Wohlseyn anderer nach Kräften angelegen seyn lasse. Der Vf. meynt, (S. 6.) ein Lehrbuch der Menschenliebe sey im Grunde eine Moral, in wie fern der Geist aller Tugenden am Ende sich in Menschenliebe auflösen lasse. Allein die Pflichten der Menschenliebe schränken sich nur auf die unvollkommenen gegen andere Menschen ein; sie machen also nur einen Theil der Sittenlehre aus. Was die Form des Lehrbuchs betrifft, so wäre, statt der hier gewählten dogmatischen, die catechetische der Absicht des Urhebers der Preisaufgabe ohne Zweifel angemessener gewesen, da diese wohl mehr auf einen Leitfaden zum Unterricht in Volksschulen als auf eine wissenschaftliche Theorie dieses Theils der Moral, die schon in den bessern Sittenlehren vorgetragen wird, gerichtet war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. April 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, Züllichau u. Freystadt, in d. Darnmann. Buchh.: *Die allgemeine Menschenreligion.* Versuch einer Entwickelung derselben aus den ältesten christlichen Urkunden. Ein Buch für gebildete Leser aus allen Religionsparteien. 1804. IV u. 289 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift giebt der Vf. selbst in der Vorrede als einen Versuch an, gebildeten Gottesverehrern, ohne Unterschied der Kirchenpartey, das Christenthum als *eine allgemeine moralische Religion* darzustellen, und es ihnen dadurch ehrwürdig und liebenswürdig zu machen. In der Ausführung dieser Absicht, auf die ihn das Bedürfniss achtungswerther Laien führte, ist der Vf. freylich nicht der Erste, da, wenigstens seit dem Vf. der *freymüthigen Betrachtungen über das Christenthum*, Viele der Religion Jesu den Dienst zu erweisen suchten, die Nebensachen von der Hauptsache zu scheiden, und, wie sie sich mit dem Vf. ausdrückten, *den Geist des Christenthums in seiner reinen und einfachen Urgestalt* darzustellen; aber die Art, wie er dabey zu Werke ging, hat viel Neues, und zeugt nicht nur von warmem Herzen für die Sache der Religion, sondern auch von hellem Blicke und inniger Bekanntschaft mit den Schriften des N. T. Wir wollen ihm auf seinem Wege folgen.

Um Jesum in seiner ganzen Grösse und das Christenthum in seiner Reinheit kennen zu lernen, verlangt der Vf., in der Lehre, den Thaten, Schicksalen und Entwürfen Jesu das, was dem Sohne seines Jahrhunderts und seiner Nation eigenthümlich ist, zu scheiden von dem, was dem Sohne der Menschheit eigen ist. Als den Letztern will er ihn, und die Grundgesetze des Reichs, welches er gemeynt habe, aus den Schriften seiner Schüler darstellen, die, den Johannes ausgenommen, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft, nicht aber einander abgeschrieben haben. Um dem Geiste der Lehre Jesu in ihnen nachzuforschen, wählt er, zum Hauptführer, den *Markus*, dessen Erzählungen durch ihre ausserordentliche Simplicität etwas besonders Anziehendes für den Forscher nach Wahrheit hätten; doch so, dass er aus Matthäus und Lukas das nachholt, was sie Eigenthümliches haben, und dann eine Uebersicht der Johanneischen Nachrichten folgen läfst. Nachher aber theilt er noch einige Bemerkungen über ihre Geschichte und Erzählungsart mit. Er stellt jene als das Erzeugniss einer grauen Vorzeit und eines uns ganz fremden Bodens dar. Sie stehen für ihr Jahrhundert da: ihn Hauptgesichtspunkt ist, zu beweisen, dass Jesus der längst ersehnte Messias sey; eine Geschichte des Messias ohne Wunder würde das gröfste Wunder seyn; sie würde gegen die vom Moses verachtet worden seyn. Für unsere Zeiten könne man sie ganz beseitigen; nur Züge müsse man aus den Erzählungen derselben auffassen, welche Licht gäben. Die Auszüge selbst aus Markus mit ältern Vergleichungen des Matthäus und Lukas sind unter gewisse Ueberschriften gebracht, z. B. *Johannes, der Sittenverbesserer, die neue Reichsverfassung, die Religion der Freude, die Religion der Liebe* u. s. w. Mit Vorliebe erklärt sich übrigens der Vf. für den Johannes, weil dieser, als späterer Erzähler der Geschichte Jesu, deutlichere und bestimmtere Einsichten in die wahre Beschaffenheit des Messias-Reichs zeige; und auch bereits auf verständigere Leser habe rechnen können. Bey seiner natürlichen und originell-naiven Schreibart werde man doch einige auf die Schrift verwendete Kunst gewahr. Dass der Schriftsteller im Evangelium, so wie in seinen Briefen, eine Klasse von Leuten im Auge gehabt habe, die ganz eigne Zweifel darüber gehegt hätten, ob Jesus der Messias sey, Viele, weil sie sich an seine Armuth und Niedrigkeit stiessen, ist ihm gewiss. Den Einwurf, dass durch die oft langen Reden und Gespräche Jesu, im Johannes, der Geschichtschreiber an historischer Treue zu verlieren scheine, weil es nicht wahrscheinlich sey, dass er sich derselben nach so langer Zeit Wort für Wort werde erinnert haben, räumt er ein, meynt aber, dass die Reden Jesu beym Johannes mit dem, was die übrigen Evangelisten Jesum in kürzern oder abgebrochnern Sätzen sagen lassen, sehr wohl übereinstimmten, dass sie, wenn sie auch vom Johannes ein wenig erweitert und für das Zeitbedürfniss modificirt wären, doch ganz im Geiste Jesu geschrieben wären, und dass es endlich in jenen Zeiten, wo man weniger las und schrieb, als jetzt, aber desto aufmerksamer hörte und das Gedächtniss fleissiger übte, auch leichter gewesen sey, sich dessen zu erinnern, was eine dem Herzen so wichtige Person, wie Jesus dem Johannes gewesen sey, vor vielen Jahren gesagt habe, und Johannes sich gewiss oft im Stillen wiederholt haben werde. — Von seinen eingewebten Bemerkungen geben wir nur einige zur Probe. So ist, bey Gelegenheit des Nachtgesprächs Jesu mit Nikodemus, die Parallele zwischen der damaligen Erwartungsperiode in Ansehung des Messias und der gegenwärtigen alles Heil in politischen Umschaffungen suchenden Zeit treffend, und wichtig die Untersuchung, ob Jesus die Ueberzeugung von seiner Würde Zweck oder nur Mittel gewesen sey. Der Vf. erklärt sich für

für das Letztere, nimmt die Gründe dafür aus dem Charakter Jesu, und unterstützt seine Meinung aus den Reden desselben, Joh. 5, 41. 42. 45. und Kap. 7, 18. Wie der Vf. sich gegen jedes oberste Moralprincip äussert, welches man der Lehre Jesu habe andichten wollen, so zeigt er auch, wie er in seiner Absicht für die Menschen weiter gegangen sey, als alle Philosophen, namentlich *Sokrates*, mit welchem man ihn oft parallelisirt hat. Er habe nämlich die Absicht gehabt, dem menschlichen Geiste und Herzen einen neuen Schwung zu geben, eine moralische Wiedergeburt, eine völlige Umschaffung auf Erden zu bewirken. Diese Absicht liege noch deutlich in der Gesellschaft, die er wirklich gestiftet habe, so oft sie auch von dem Sinne und Geiste ihres erleuchteten, tugendhaften Stifters abgewichen sey. Immer und in Allem sey er auch dieser erhabenen Bestimmung, ein Weltbeglükker zu werden, treu geblieben, und man könne mit Recht von ihm sagen: „er habe gelebt wie ein Gerechter, gelitten wie ein Weiser, sey gestorben wie ein Held, und wieder auferstanden wie ein Gott." — Uebrigens giebt der Vf., ausser diesen einzelnen aus der Johanneischen Lebensgeschichte genommenen Zügen des Charakters Jesu, noch einen Schattenriss des moralischen Charakters des Helden, dessen Unterschied von andern Versuchen dieser Art er nur darin setzt, dass, da man gewöhnlich in diesen den demüthigen, sanften, gelassenen Dulder aufzustellen gesucht habe, man in dem Seinigen auch den Mann voll Feuer, Kraft und Muth finden werde.

In eben dieser Absicht, die Tendenz der Religion Jesu als durchaus moralisch vorzustellen, beleuchtet der Vf. die *Apostelgeschichte*, doch verhältnissmässig weit kürzer, als die Evangelien und die Briefe der Apostel. Sie sey zwar, meynt der Vf., ein Commentar über die übrigen Schriften des N. T., vorzüglich um Haupt- und Neben-Ideen im Christenthume zu scheiden; da Lukas aber bey weitem der helle Kopf nicht sey, wie Johannes, so werde man, wenn man von der Lectüre des Evangeliums des Letztern zurückkomme, weniger Merkwürdiges finden, als wenn man die Apostelgeschichte gleich nach den ersten drey Evangelien lese, wohin sie der Zeit nach zu gehören scheine. — Der Ansicht der *Briefe der Apostel* geht eine Einleitung voraus. Sie sind weder für die Zeitgenossen der Apostel, noch für uns, Quellen einer vollständigen Gottes- und Tugendlehre. Erkenntniss von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und menschlichen Pflichten wird in ihnen schon vorausgesetzt; sie sind nur schriftliche Herzensergiessungen an die damaligen Christengemeinden, oder damals wichtige Personen; Alles ist darin individuell. Zwey Zeitumstände geben ihnen Daseyn und eigenthümliche Beschaffenheit, nämlich die noch immer grosse Anhänglichkeit der Christen aus dem Judenthum an die mosaische Verfassung, und die harten Verfolgungen, durch welche sich viele Neubekehrte vom Christenthum abwendig machen liessen. Veranlasst durch jene Zeitbedürfnisse, bestreiten die Apostel die Meinung vieler ihrer Landsleute von der Unumstösslichkeit der Mosaischen Gesetzgebung, die bloss für das Kindesalter der Nation und Vorbereitung einer bessern Verfassung gewesen sey; und suchen dagegen die Christenthumsanstalt, als die bessere Verfassung darzustellen, wobey sie es, wie billig, dem Christenthume zu einem grossen Verdienste anrechnen, dass es nicht *bloss für ein* Volk, sondern *für die ganze Menschheit* bestimmt sey. Ausserdem stellen sie aber noch andere Beweise auf, die für einen gebornen Juden viel überzeugender seyn mussten. Sie beweisen aus dem A. T., dass die verehrtesten Männer der Vorzeit, nicht um der dargebrachten Opfer willen, sondern um ihres Zutrauens zu Gott, für Lieblinge der Gottheit erklärt worden, und gründen hierauf die Ueberzeugung, dass man auch in der neuen christlichen Verfassung ohne Opfer, bloss dadurch, dass man sich Christo anvertraue, das Wohlgefallen Gottes erlangen könne; sie stellen für die, welche noch immer mit ganzer Seele an blutigen Opfern hingen, den unschuldig hingerichteten Jesus, als das letzte und beste Opfer dar. Auch berufen sie sich, um die Vortrefflichkeit der neuen Verfassung zu beweisen, auf die erhabene Würde ihres Stifters und Oberhaupts, der im Himmel, für jetzt noch unsichtbar, regiere, aber mit grosser Pracht einst sichtbar wieder kommen, und dann die erwartete „grosse Wiederherstellung aller Dinge," das wahre goldene Zeitalter, wiederbringen, und bey dem Gericht, welches er bey seiner Wiederkunft halten werde, seine treuen Verehrer belohnen, seine Verächter aber bestrafen werde. Dieselbe Tendenz legt der Vf. auch den moralischen Belehrungen in den Sendschreiben der Apostel bey: aus dem Inhalte gehe der Endzweck des Christenthums hervor, die Menschen ohne Unterschied der Nationen zu veredeln und zu beseligen u. s. w., und eine geistigere Verehrung des höchsten Wesens durch Tugend einzuführen. — Den Anfang mit den Auszügen aus den Briefen der Apostel macht der Vf. mit dem *Johannes*, seinem vertrautesten und geliebtesten Apostel. Er warnt dabey, die Prädicate, welche Johannes oft dem von ihm personificirten Lichte, Leben und der Wahrheit beylege, auf Jesum selbst anzuwenden, weil man sich sonst in eine Menge von Unbegreiflichkeiten verwirren werde. In der hiebey gelieferten Uebersetzung des Anfangs des Evangeliums ist ihm der λογος nichts anders als αληθεια, und zwar die grosse, wichtige Wahrheit, die neue Lehre, die den Zeitgenossen des Apostels so äusserst auffallend und zum Theil anstössig habe seyn müssen, dass Gott ein Vater nicht bloss für Abrahams Söhne, sondern aller Menschen uud Völker sey, und als ein moralisches Wesen, nicht durch Opfer, sondern durch Tugend verehrt werden müsse. Bey der Analyse der Briefe des Ap. Petrus äussert der Vf. eine doppelte Muthmassung, nämlich einmal, dass die Apostel nur deswegen einen so grossen Werth auf den Tod Jesu setzten, weil dieser mit Recht als die *veranlassende Ursache* von der allgemeinen Verbreitung der moralischen Christusreligion angesehen werde; und dass die Schüler Jesu seine Auferstehung und Erhöhung für

so

so wichtig hielten, weil sie die Wiederbelebung Jesu und seine Erhöhung als den augenscheinlichsten Beweis für die Wahrheit des Christenthums angesehen hätten. Er zieht daraus den Schluss, dass jene historischen Begebenheiten in den Augen der Apostel selbst nicht die Hauptsache und den Geist des Christenthums ausgemacht hätten, sondern nur als *Bestätigungsgrund* der Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christeuthums und als *Beförderungsmittel* der Einführung desselben gebraucht worden wären; bemerkt aber zugleich in einer ausführlichen Erklärung über diesen Gegenstand, dass dieser Schluss der Apostel für uns nicht alle die Bündigkeit habe, die er ihnen zu haben schien; und dass jetzt, bey ganz veränderter Lage und Denkungsart, jene Thatsachen nicht mehr den damaligen Grad von Wichtigkeit haben könnten. Bey Gelegenheit der Stelle im 2 Br. Kap. 3, 3—13., die von der gewiss zu erwartenden *Wiederkunft Jesu* handelt, mit welcher Stellen anderer Apostel über denselben Gegenstand und v. 4—7. des 2ten Kapitels der Offenbarung Johannis (über deren Urheber der Vf. ungewiss bleibt) zusammen gestellt werden, wird die Meinung der Apostel darüber als ein Missverständniss der Aeusserung ihres grossen Meisters dargestellt. Der Auszug aus dem Briefe des *Jacobus* ist, so sehr der Vf. ihn, wegen seiner Tendenz, den Geist des Christenthums, thätige Tugendliebe, in Aller Seelen zu hauchen, und wegen seiner fliessendern Schreibart, hochschätzt, nur kurz. Auffallend ist die von andern Urtheilen so sehr abweichende starke Lobrede auf den Brief des *Judas*. „Wie ein Sturmwind im Gewitter — heisst es — rauscht Judas ernste Rede daher. Seine kurze Strafepistel warnt vor gewissen verderblichen Lastern, die sich irgendwo in einer Gemeinde eingeschlichen hatten. So kann nur der schreiben, dem reine Tugend warm am Herzen liegt, und der, wie der Verfasser dieses Briefs, den künftigen Vergelter lebendig vor Augen hat." *Paulus*. Ueber den Glauben dieses Glaubensapostels; wie man ihn vorzugsweise nennen möchte, macht der Vf. folgende Bemerkung, die er als einen Schlüssel zu den Paulinischen Schriften und zum ganzen N. T. angesehen wissen will: „wer sich an die geistige Lehre des Christenthums hält, der hat, nach der Sprache des N. T. und besonders nach dem Redegebrauch des Paulus, *den Glauben* oder *das Vertrauen;* wer noch an Werkheiligkeit hängt, das heisst, wer noch wähnt, dass man durch Beschneidung, Opfer, leibliche Reinigung u. s. w. Gott wohlgefällig werden könne, der steht noch unter dem Mosaischen Gesetz." In der Vertheidigung der Gewissheit einer künftigen Auferstehung der Leiber, welche Paulus 1 Kor. 15. führt, glaubt der Vf. dem Apostel einige Fehlschlüsse nachzuweisen; gegen diese Remonstration dürfte sich aber mehreres erinnern lassen, wenn wir nicht befürchten müssten, dadurch zu weit geführt zu werden. Aus 1 Timoth. 1. Kap., vorzüglich v. 9—10. hält es der Vf. für ein wesentliches Stück der Lehre Jesu, dass sie nicht für ganz rohe, sondern schon etwas gebildete Menschen sey, die bereits wenigstens den groben Ausschweifungen entsagt haben; giebt dabey Winke für Regenten, Lehrer, Erzieher und — Missionarien. In der Ansicht des Briefs an die *Hebräer*, über dessen Urheber keine Erklärung sich vorfindet, äussert der Vf. sehr richtige Gedanken über die in diesem Briefe so stark urgirte Idee des *Opfertodes* Jesu in Hinsicht ihres Einflusses auf die Judenchristen. Weniger hat Rec. das Genüge geleistet, was der Vf. über die höhern Geistesgaben sagt, welche durch das Händeauflegen mitgetheilt wurden.

Aus dieser Darstellung des Inhalts der neutestamentlichen Schriften zieht nun der Vf. *Resultate*, welche sich der Leser unserer Anzeige grösstentheils selbst sagen kann. Wir ziehen nur das aus, was als das Hauptthema des ganzen Unterrichts Jesu und seiner Schüler angegeben wird. „Gott ist die höchste Moralität, und Moralität ist des unsterblichen Menschen Bestimmung und sein höchstes Gut. Soll der unsterbliche Mensch also seiner wahren Bestimmung und dadurch zugleich seinem wahren Glücke entgegen geführt werden: so muss er eine auf geläuterte Einsichten gegründete moralisch-religiöse Denkart in sich ausbilden, und in allen seinen Handlungen an den Tag legen. Dass es dahin mit allen Menschen, ohne Unterschied des Standes und der Nation, komme, ist der Wille und die Absicht der Gottheit." — Nun folgt das *Ideal einer allgemeinen Menschenreligion*, in welchem der Vf. zuvörderst den imaginirten Stifter einer solchen Religion in Selbstbetrachtungen aufstellt, und ihn über die Grundsätze, von welchen man dazu ausgehen müsse, sprechen lässt; — und eine *Realisirung dieses Ideals*, in welcher gezeigt werden soll, dass Jesus wirklich diesen Plan bey Gründung seiner Religion vor Augen gehabt und befolgt habe. In beiden Abschnitten möchte der Vf. bey vielen seiner Leser Anstoss erwecken. Es ist doch in der That zu weit gegangen, wenn er will, dass der Stifter einer solchen Religion ohne alle Autorität und ohne alle Urkunde von ihm auf die spätesten Nachkommen wirken solle; wenn er ihn daher sagen lässt: „Alles was ich thun kann, ist dieses: dass ich dem menschlichen Geiste und Herzen *den ersten Anstoß und die gehörige Richtung gebe;*" und wenn er diesen Religionsstifter ferner erklären lässt: „Wären meine Glaubenslehren aber leicht zu fassen, wären es Lehren des gesunden Menschenverstandes: so würde ich etwas überflüssiges thun, wenn ich die Menschen verpflichten wollte, sie anzunehmen. Sie werden von selbst darauf kommen, sie werden sie von selbst annehmen, wenn ich ihnen nur erlaube, sich ihres gesunden Menschenverstandes zu bedienen. — Alles das gilt auch von den Sittengesetzen, die überdiess einem jeden Sterblichen vom Schöpfer tief ins Herz geschrieben sind." Wer wird dem Vf. hierauf nicht erwiedern: so war denn auch der *erste Anstoß* unnöthig; so bedurfte es gar keines Stifters? u. s. w. Wenn ferner der Vf. in der *Realisirung des Ideals* die Schriften des N. T., in welchen uns doch lediglich das Urchristenthum aufbewahrt ist, nicht *Religionsurkunden* genannt wissen will, sondern „sie für Aufsätze hält, die eine bloss tempo-

temporelle und locale, zum Theil sehr specielle Bestimmung hatten, und ganz und gar nicht für die späte Nachwelt und zu heiligen Urkunden, im engen Verstande des Worts (wie etwa das Gesetzbuch Moses) bestimmt waren:" so widerspricht diess seinem Verfahren: dem Geiste des Christenthums und die Beweise für die rein moralische Tendenz desselben aus ihnen zu schöpfen. — Ueber *Taufe* und *Abendmahl* redet der Vf. mit der grössten Achtung, und stellt ihre erhabene Absicht in das hellste Licht. — In einem eignen Abschnitte: *Ueber das Sinnliche bey der Religion*, nimmt er dieses in Schutz, jedoch auf eine Art, die seiner Einsicht und seinem Gefühle Ehre macht; er vermeidet in den Vorschlägen, die er zur Einführung eines mehrern, würdevollen und bedeutenden Sinnlichen, vorzüglich bey den öffentlichen Gottesverehrungen, thut, das Tändelnde und Spielende, in welches Andere bey ähnlichen Vorschlägen gefallen sind. Wichtiger schien Rec. bey dem ersten Anblick der folgende Abschnitt: *Vernunftreligion* und *Christenthum;* er wurde aber weniger befriedigt, als er erwartete. Der Vf. verfährt überhaupt in der ganzen Abhandlung mehr negativ als positiv. Er will das Prädicat *christlich*, welches man einer Gottes- und Tugendlehre giebt, weder von der *Quelle*, aus welcher man die vorgetragenen Lehrsätze geschöpft hat, noch nach ihrem *göttlichen Ursprunge*, noch nach ihrem *historischen Fundament*, hergenommen wissen, sondern von der *Beschaffenheit der Wahrheiten und ihrem Endzwecke*, so dass christlich seyn so viel heisse, als vernünftig seyn und echte Frömmigkeit und Tugend befördern. Wir haben nichts dagegen; aber da der Vf. beides, das höchst Vernünftige und das Fromme und Tugendhafte in der durchaus moralischen Religion Jesu anerkennt, warum soll christlich nicht das seyn, was in dem Geiste und Sinne Christi geschieht oder gelehrt wird; warum will er der von ihm selbst verehrten *Quelle* nicht die Ehre erweisen, aus ihr abzuleiten? Hierauf will er das Verhältniss bestimmen, in welchem die *christliche* Religion zur *natürlichen* oder *Vernunftreligion* stehe, sagt aber nur, sie lasse sich der Natur- oder Vernunftreligion weder entgegen, noch zur Seite setzen, ohne sich über diesen wichtigen Gegenstand näher zu erklären. — Der Einwendung, dass bey der Annahme seiner Ansicht der christlichen Religion in Zukunft keine christliche Dogmatik und keine christliche Moral mehr nöthig sey, beugt der Vf. durch einen besondern Abschnitt, *Dogmatik*, vor. Die gegenwärtig von manchen jungen Theologen nicht geachtete Wissenschaft scheint ihm wieder in Aufnahme kommen zu müssen, wenn man sie aus einem richtigern Gesichtspunkte behandle, und hierzu thut er Vorschläge, z. B. die *Dogmatik* von der *Theorie der christlichen Religion*, oder *Kritik des reinen Christenthums*, zu trennen u. s. w.; Vorschläge, die zum Theil bereits ausgeführt sind. — Den Schluss des Buchs machen *trübe und helle Aussichten*. Der Vf. nennt die Frage: wie es zugehe, dass die christliche Religion, wenn sie göttlich sey, so viel Unheil in der Welt angerichtet, und nicht mehr zur moralischen Veredlung und Beglückung der Menschheit beygetragen habe und beytrage? eine *äusserst unbillige Frage*, und will vielmehr gefragt wissen: wie es komme, dass diese durch die Schuld der Menschen so missverstandene Religion nicht noch mehr Unheil gestiftet habe, und will in dem vielen Guten, welches sie, ihrer Entstellung ungeachtet, hervorgebracht habe, einen Beweis ihres innern Werthes finden. Dann zeigt er, was sie wirken könne, wenn man ihre moralische Tendenz vor Augen habe und ihr folge. Er lobt das Zeitalter, welches sich immer mehr, unter allen Kirchenparteyen, zu dieser Einsicht hinneige, und den Religionsunterricht darnach einzurichten anfange; entdeckt aber auch Hindernisse und Schwierigkeiten in dem Geiste des Zeitalters, welche zu überwinden sind, ehe die erhabene Lehre Jesu alles wirken werde, was sie ihrer Natur nach wirken könne. Die Hauptschwierigkeit liegt ihm darin, dass die Zeitgenossen so wenig Sinn für eigentliche *Religiosität* haben, und hierauf wird der dringende Wunsch gebauet, dass irgend ein grosser Mann aufstehen möge, der mit *Luthers* Geist und Muth, mit *Melanchthons* Gelehrsamkeit und Sanftmuth, mit *Speners* oder *Frankens* herzlicher Frömmigkeit, und etwa mit *Franklins* Duldsamkeit und Weltbürgersinn ausgerüstet, sich dem fluthenden Strome der Irreligiosität und Immoralität entgegen setze, und seine Zeitgenossen für die gute Sache eines aufgeklärten praktischen Christenthums enthusiasmire; oder dass es, auch ohne eine solche plötzliche Erschütterung, die vielleicht einen neuen Glaubenszwang hervorbringen könnte, den Bemühungen mehrerer Menschenfreunde gelingen möge, durch unermüdete Thätigkeit in ihrem kleinen Wirkungskreise nach und nach noch eine religiöse Denkart und Sittenverbesserung ihres Zeitalters zur Reife zu bringen.

Berichtigung.

In der Recension von *Matthissons* lyrischer Anthologie in Nr. 78. ist die Dichterin *Emilie Harmes*, vormalige *von Berlepsch*, welche, wie S. 617. erwähnt ist, den Schluss des *dreyzehnten* Bandes macht, aus Versehen S. 619. unter den in dieser Sammlung *fehlenden* Namen genannt worden. Statt ihrer zeigt Rec. daher hier noch die Dichterin *Rudolphi* als übergangen an.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. April 1807.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Demonville: *Médecine éclairée par l'observation et l'ouverture des Corps* par *P. A. Prost*, du département du Rhône. 1804. *Tome I.* 216 S. *Tome II.* 479 S. gr. 8.

Die Cultur der pathologischen Anatomie ist in Deutschland während der Herrschaft der Erregungstheorie, wo nicht vernachläſsigt, doch nicht gehörig geschätzt worden; sie bildet eine der hauptsächlichsten Grundlagen der für die Ausübung brauchbaren Medicin. Nützliche Resultate gewährt sie aber nur dann, wenn sie zu einer räsonnirenden Geschichte der organischen Veränderungen benutzt wird, und ihre Bearbeiter nicht bloſs bey der trockenen Aufzählung der abnormen Gestaltungen stehen bleiben. — Daher eignet sich kein Zweig des Wissens weniger zur compendiarischen Form; bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse kann sie nur eine *rhapsodische* zulassen. — Aehnliche Betrachtungen scheint der Vf. angestellt zu haben, und er liefert ein Werk, das besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt der Aufmerksamkeit der deutschen Aerzte empfohlen werden darf, wenn es auch weder allgemeinen Beyfall verdient, noch unbedingte Benutzung zuläſst.

Die Schrift zerfällt in zwey verschiedene Theile. Vorrede und Einleitung machen ein Ganzes mit einander aus; hier legt der Vf. theils die allgemeinen Ansichten vor, die er durch die Beobachtung der Krankheiten und die Zergliederung der Leichnahme zu prüfen trachtete, theils liefert er die Resultate seiner Erfahrungen unter der Gestalt einer Reihe pathologisch-nosographischer Fragmente. Keinem, der sich mit der neuern französisch-medicinischen Literatur näher bekannt gemacht hat, wird es entgangen seyn, daſs die Schriftsteller einen Mittelweg zwischen Analyse und Synthese eingeschlagen haben, der sie hindert bestimmte Begriffe aufzufinden und sich bestimmt auszudrücken; daſs sie zu sehr das Formale ihrer Wissenschaft vernachläſsigen und dadurch verleitet werden, die Lücken, welche die Analyse läſst, mit willkürlichen Annahmen auszufüllen. — Aus dem nämlichen Grunde lassen sich wohl die häufigen Wiederholungen erklären, welche man in ihren Werken antrifft. — Diesen Charakter trägt auch die vorliegende Schrift an sich; die Begriffe sind durchaus nicht scharf bestimmt und der Ausdruck läſst verschiedene Deutungen zu; eben deswegen ist es schwer, eine klare Ansicht der dem Ganzen zum Grunde liegenden eigenthümlichen Ideen des, im Ganzen den Ansichten *Pinels* und *Bichats* folgenden, Vfs. zu geben; am allerwenigsten würde dieser Versuch gelingen, wenn man ihm Schritt für Schritt folgen wollte. — Aus der Vergleichung der in der Vorrede und Einleitung zerstreuten Aeusserungen geht ungefähr folgender Abriſs des Ganzen hervor.

Alle Krankheiten beginnen mit der Störung irgend einer organischen Function, die eine organische Veränderung des sie bewirkenden Systems voraussetzen, oder nach sich ziehen kann; diese verbreitet sich nach allgemeinen Gesetzen der Sympathie, die zwischen den einzelnen Systemen statt findet, bald weiter. Diese allgemeinen Gesetze werden durch äussere Bedingungen, durch die Art und den Grad der ersten Störung ins unendliche modificirt. — Die erste Wirkung wird zur zweyten Krankheitsursache und so fort; so lassen sich aus einem sehr einfachen Grunde die mannichfaltigsten Krankheitsformen herleiten. Wenn man alles ausserwesentliche absondert: so kommt man auf eine verschiedene Stimmung der Sensibilität der Organensysteme und der verschiedenen Intensität der Reize, als den letzten Grund der Pathologie des Vf. — Erhöhte Function des Nervensystems bedingt eine gröſsere Thätigkeit der die Nerven begleitenden Arterien und umgekehrt. Je nachdem der Antheil, den eines dieser Systeme nimmt, bedeutender ist, werden die Krankheitsformen verschieden bestimmt; auf die gröſsere oder geringere räumliche Ausdehnung der Störung des Arteriensystems kömmt es an, ob eine Krankheit örtlich oder allgemein sey, ob sie mit oder ohne Fieber statt finden solle. — Dem allgemeinen Begriffe von Fieber liegt immer eine (nicht commensurable) Beschleunigung der Verrichtungen des Arteriensystems zum Grunde; der wesentliche Charakter der einzelnen Gattungen wird durch den Antheil bestimmt, den das Nervensystem an der allgemeinen Unordnung nimmt. — Das Gehirn wirkt auf die Endigungen der Nerven, diese auf jenes; jeder Nerve auf seine eigene Weise, nach seiner ursprünglichen oder zufälligen Empfänglichkeit. Mehrere Nerven bringen auf das Gehirn keinen mit Bewuſstseyn und Vorstellung begleiteten Eindruck (*sentiment indicatif*) hervor, sie verändern bloſs jene Sensibilität, die Art seiner Sensation und Wirkung. — Die Sensationen der auf der äussern Hautfläche verbreiteten Nerven setzen die Urtheilskraft und das Vorstellungsvermögen in Thätigkeit; die auf der innern Fläche des Darmkanals sich endigenden Nerven stehen in einer ganz entgegengesetzten Beziehung zum gemeinschaftlichen Mittelpunkte; ihre Reizungen sind der Urtheilskraft und dem Vorstellungsvermögen fremd,

fremd, sie können dieselben stören, aber erkannt können sie von ihnen nicht werden. — Durch die erhöhte Thätigkeit der Intestinalnervenwärzchen können die Functionen des Gehirnes dergestalt in Unordnung gebracht werden, dass ihm nur das Vermögen auf die Muskeln zu wirken übrig bleibt. Das Gehirn übt grosse Vermögen im Leben aus, aber die Intestinalnervenwärzchen entscheiden über die Möglichkeit und Art der Ausübung. Diese Beziehung und die Wirkung des Gehirnes auf die Schleimdrüsen bestimmen die allgemeinen Lebenserscheinungen in den verschiedenen Lagen, während des Laufes des Lebens. Das Gehirn hat einen eben so wichtigen rückwirkenden Einfluss auf die Nerven der Eingeweide des Unterleibs. Auf eine ähnliche Weise geht der Vf. durch: die Beziehungen und Verkettungen des Arteriensystems und des Herzens mit dem Nervensystem und dem aushauchenden, die Rückwirkungen des letztern auf das Haargefässsystem und die Arterien, das Verhältniss, in welchem die Thätigkeit des absorbirenden Systems mit der Kraft der Muskelfasern und der Sensibilität der Nerven steht. — Das Zellgewebe und die serösen Häute stellen zusammen ein besonderes System dar, welches die Grundlage der Organe und die aushauchenden Oberflächen bildet. Die Nierenbecken und Harnleiter sind aus einer solchen Membrane gebildet, die eine wäsrige Flüssigkeit absondert. Die Nieren sind zur Abscheidung eines Mucus bestimmt, der mit jener Flüssigkeit vermischt, den Harn darstellt. Das seröse System steht in der genauesten Verbindung mit dem einsaugenden, aushauchenden und arteriösen. Zwischen der Thätigkeit der Haut und der Schleimhäute findet ein Wechselverhältniss statt, die Schleimhäute in der Brusthöle stehen in der nächsten Beziehung mit dem Arteriensystem, die im Unterleibe mit dem Systeme der Nervenknoten und dem Gehirne. Störungen der Hautverrichtungen verändern die Abdominalfunctionen; Störungen des aushauchenden und arteriösen Systems haben mehr Einfluss auf die Schleimhäute in der Brusthöle. Beide Abtheilungen der Schleimhäute stehen wiederum in besonderen Beziehungen gegen einander. In der Lungensucht erleidet die Schleimhaut des Darmkanals mannichfaltige Veränderungen, man beobachtet auf derselben skirrhöse Auswüchse, schwammichte und krebsartige Verschwärungen. Die Bauchschmerzen rühren stets von Affectionen der serösen Häute her. Die Veränderungen in der Thätigkeit der Leber und der drüsigten Organe im Unterleibe richten sich nach der Sensibilität der Schleimhaut und der Thätigkeit, und Anfüllung ihrer Gefäse. Nach diesen allgemeinen Ansichten beleuchtet der Vf. mehrere Krankheiten, namentlich das ataktische und adynamische Fieber, die Manie, Epilepsie, Apoplexie, Hypochondrie, Lethargie, Hysterie, den Veitstanz, das gastrische (*meningo-gastrique*) Schleim- (*adeno meningée*) und entzündliche (*angiotenique*) Fieber. Diese Krankheiten alle werden, mit Ausnahme des entzündlichen Fiebers, auf Veränderungen der Schleimhaut des Darmkanals zurückgeführt, und erscheinen theils als die verschiedenen Entwicklungsstufen, theils als verschiedentlich modificirte Wirkungen einer und derselben Ursache. Das atactische Fieber wird durch einen entzündungsartigen Zustand der Schleimhaut des Darmkanals, ihre erhöhte Sensibilität und Ueberfüllung ihrer Blutgefäse hervorgebracht und unterhalten. — Das adynamische Fieber wird durch verminderte Sensibilität und Entfernung des rothen Blutes aus derselben erzeugt. — Das inflammatorische Fieber bezieht sich vorzüglich auf das Arteriensystem, und hier spielen die Schleimhäute in der Brusthöle eine ähnliche Rolle, wie die des Unterleibes bey dem atactischen. — Der Raum dieser Blätter gestattet dem Rec. nicht die Construction aller genannten Krankheiten zu verfolgen; er glaubt sich im allgemeinen zu dem Urtheile berechtiget, dass der Vf. manche neue Idee glücklich aufgefasst und benutzt hat; dass aber in dem Ganzen eine Einseitigkeit herrscht, die bey dem ersten Blicke mit dem Scheine der Einheit täuschen könnte. Als Muster und Norm für die Bearbeitung der *Medicin* kann diese Abhandlung keineswegs aufgestellt werden, und zwar um so weniger, als die naturhistorische Darstellung der Krankheiten etwas unvollständig ausgefallen ist. Dass zahllose Wiederholungen vorkommen müssen, läst sich schon aus der hier versuchten Darstellung der Anordnung des Ganzen schliessen.

Nach dieser Einleitung werden in den *zwey* Bänden 113 Krankengeschichten und Leichenöffnungen mitgetheilt, welche zum Belege für die Behauptungen des Vfs. dienen sollen; sie haben verschiedene Fiebergattungen, Manie, Epilepsie, Apoplexie, Lungensucht u. s. w. zum Gegenstande. Die Beobachtungen sind ausführlich erzählt, die Leichenöffnungen mit Genauigkeit und Sachkenntniss angestellt; aber alles ohne Ordnung und Auswahl an einander gereiht. Auf die bisher zu sehr vernachlässigte Beobachtung der organischen Veränderungen der innern Fläche des Darmkanals hat er besondern Fleiss verwendet. Allgemeine Resultate lassen sich aus dem, was uns der Vf. gegeben hat, nicht ziehen. Besonders scheinen dem Rec. die vorgefundenen Veränderungen auf der Schleimhaut des Darmkanals das allgemeine Räsonnement des Vfs. nicht gehörig zu begründen. Ein Auszug aus den einzelnen Beobachtungen kann hier nicht gegeben werden, und ohne einen solchen müssen alle rein anatomische Bemerkungen, zu welchen Rec. aus seiner eigenen Erfahrung Anlass finden könnte, unterdrückt werden.

Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Ueber den Einfluß der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper.* Eine von der med. Facultät zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Von *Wilh. Friedr. Baur* u. s. w. 1804. VIII u. 173 S. 8. (14 gr.)

Als Beantwortung der Frage: welche ist die genaue, auf Beobachtungen und Versuche gegründete Geschichte der Wirkungen der äusseren Wärme und Kälte auf den lebenden menschlichen Körper? — ist vor-

vorliegende Schrift — in geschichtlicher Hinsicht also, — allerdings ein schönes Document des Fleisses und auch wohl des offnen Sinnes ihres Vfs. Sie hat unbestreitbaren Werth für den Arzt und Naturforscher, dem daran gelegen ist, die Summe gewisser, wenn auch in eine bestimmte Sphäre beschränkter, Phänomene zu überschauen. In wie ferne sie aber eben darum fast als blosse Compilation erscheint, liefert sie uns eben nichts bedeutendes Neues, und läfst uns im Ganzen über die eigentliche Natur, das Wesen, der Wärme auf dem alten Punkte stehen. Zwar sollte der Vf. nur eine *Geschichte* der *Wirkungen* der Wärme und Kälte liefern, und es fehlte ihm demnach allerdings an einer Auffoderung, sich auch über die innere Natur der Wärme zu verbreiten; doch hätte der Beantworter der vorgelegten Preisfrage immerhin, wenn auch nur nach den hypothetischen Ansichten des Tages, den Begriff der Natur der Wärme entwickeln können, um im Gegensatze ihrer Natur mit der des lebenden menschlichen Körpers den Punkt zu haben, von welchem aus sich das wechselseitige Verhalten dieser beiden Naturen weniger chaotisch hätte auffassen lassen. Vorzüglich würde ein Uebelstand weggefallen seyn, wenn der Vf. seine Untersuchungen von irgend einem einigermafsen haltbaren Princip der Wärme aus verfolgt hätte; er würde nicht von der Kälte als fast etwas Positivem, der Wärme Entgegengesetztem zu sprechen scheinen, ungeachtet er deutlich genug zu erkennen giebt, dafs sie ihm nicht etwas der Wärme positiv Entgegengesetztes sey.

Das ganze Werkchen zerfällt übrigens in einen *historischen*, einen *physiologischen*, und einen *pathologischen* Abschnitt. Im *ersten* Abschnitte wird der Einfluss der Wärme in *neun* Kapiteln auf den lebenden Körper im Allgemeinen, auf die Sensibilität, Irritabilität, Saftbewegung, Respiration, Temperatur des Körpers, Verdauung, Secretionen, und die Generation nach den Versuchen, Erfahrungen und Beobachtungen, besonders englischer u. a. Aerzte und Naturforscher gewürdigt. Im *zweyten* Abschnitte sollen die Gründe der Wirkungen der äusseren Wärme auf den lebenden menschlichen Körper untersucht werden. Alle einzelnen Wirkungen der Wärme lassen sich *erstens* auf ihre reizende, *zweytens* auf ihre chemische Wirkung zurückführen: beide Wirkungen scheinen (?) beständig auf das innigste mit einander verwebt zu seyn, und einander zu modificiren. Das dem Körper einwohnende zum Leben nothwendige bestimmte Mafs der Wärme erhält demselben eine bestimmte Temperatur, und feste und flüssige Theile in einer bestimmten Ausdehnung, unterstützt auch das Spiel der Verwandtschaften im Organismus auf eine den Zwecken angemessene Weise. Die den Körper mit der Luft umgebende Wärme wirkt chemisch und direct auf die Respiration und Perspiration. Die Art dieser Wirkung läfst sich aus folgenden Erscheinungen ermessen, dafs die Wärme nämlich die Luft ausdehnt, und zwar das Sauerstoffgas desselben weniger als das Stickstoffgas, und dafs sie die Luft in den Stand setzt, mancherley die Dampf- und Gasform annehmende Materien in sich aufzunehmen. Die beiden ersten Veränderungen der Luft involviren eine unvollkommnere Combustion des an der Haut und in den Lungen sich sonst ausscheidenden brennbaren Stoffes, und demnach eine geringere Aufnahme von Sauerstoff an der Haut und in den Lungen. Das Gegentheil findet in der Kälte statt. Die nächste Folge des bemerkten Einflusses der Wärme ist eine geringere Oxydirung im Innern des Körpers, und ein gröfserer Gewinn an brennbaren Stoffen, besonders an Hydrogen. So fährt der Vf. fort, sich über die chemische Einwirkung der Wärme auf den menschlichen Körper consequent genug zu erklären: weniger genügend aber ist, was er über die reizende Wirkung derselben sagt. Hätte er sich doch die S. 130. hingeworfene Idee, dafs Wärme, so wie Licht und Electricität, etwas Homogenes mit der Lebenskraft habe, mehr fixirt und deutlicher entwickelt! Eben so wenig genugthuend war dem Rec. die Erklärung über die Entstehungsweise des wahren oder scheinbaren Todes aus Kälte: sie ist zu rein chemisch. Er sucht nämlich den Grund der Lethargie, die bey der Gefahr des Erfrierens eintritt, in der zu reichlichen Aufnahme von Sauerstoff aus der, mit diesem Stoffe bekanntlich am reichlichsten versehenen, kalten Luft. Das Oxygen läfst er nämlich der Nervenkraft einen Gegensatz darstellen, gegen den dieselbe reagirt: bey der steten Zunahme dieses Gegensatzes in andauernder Kälte müsse am Ende die Nervenkraft unterliegen. Die Motive zu solcher nicht ganz gründlosen Annahme finden sich im *ersten* Abschnitte. Allein wenn wir uns nur an das einzige Phänomen halten, durch welches sich die Natur der Wärme als solcher, abgesehen von allem was noch zufällig mit ihr wirken kann, am deutlichsten documentirt, an die mit derselben immer vorhandene Ausdehnung; wenn demnach mit der Verminderung der Wärme das Volumen der Körper, denen solche entzogen wird, nothwendig kleiner, und am menschlichen Körper der Diameter aller zumal etwas oberflächlicher laufenden Gefäfse kleiner wird; wenn ferner die Thätigkeit derjenigen organischen Gebilde, denen es an Wärme und folglich auch an hinlänglicher Erregung durch Circulation der Säfte fehlt, aus directer Schwäche darnieder liegt, dieser Mangel an Wärme und Circulation der wichtigsten Reize in den oberflächlichen Theilen aber eine um so gröfsere Reizung mit dem im Tieferen des Körpers nothwendigen voluminöseren Umlaufe nothwendig macht: so kann doch wohl der Zustand der eingeschlossenen im Körper liegenden edleren Organe auf keinen Fall ein anderer seyn, als der der Ueberreizung, indirecten Schwäche? — So ist der Tod des Erfrierens offenbar die Wirkung wahrer Schwäche aus concurrirender, directer und indirecter Asthenie. Dafs unser Vf. der Erregung, um zur Metamorphose zu gelangen, noch immer bedürfe, ergiebt sich daraus, dafs er von Reizen u. s. w. spricht: er hätte also allerdings die besonders bey dem Tode des Erfrierens so unläugbare gemischte Schwäche, wenn auch

auch zum Verdrusse manches einseitigen Erregungstheoretikers, weniger mit Stillschweigen übergehen dürfen. — Ob Wärme oder Kälte überhaupt stärke oder schwäche? — diese so oft ventilirte Frage ist nach des Rec. Dafürhalten durch Hn. *Baur's* Schrift genügend beantwortet, obschon er mehr der Kälte stärkenden Einfluss hie und da zuzugestehen scheint, als der Wärme. Er vermeidet, von absoluter Wirkung der einen oder andern bestimmt zu sprechen, ausgenommen in wie ferne ein gewisses Mass der Wärme für den einen und andern Organismus bestimmt nothwendig ist, dass er Organismus werde und als solcher bestehe. Diesem Punkte gegenüber ist die Kälte allem Leben feindlich, bindet die Lebenskraft, und setzt wahre Schwäche. Aber wie der zu niedrige, so thut diess auch der zu hohe Grad der Wärme; er löset alles Leben auf, wie jener es bindet oder auslöscht. Für jeden Organismus giebt es ein bestimmtes *plus* und *minus* von Wärme, über welchem und unter welchem Normalmasse er sich in kurzem, wenn schon auf verschiedene Weise geschwächt, doch wahrhaftig ausser Stand findet, mit der behaglichen normalen Energie fortzuleben. In dem einen Falle muss ihm Kälte wohlthun, in wie ferne sie das unbehagliche Plus der Wärme mindert; im andern Wärme, aus eben so leicht einzusehender Ursache. Es lässt sich hieraus schliessen, was für Wirkungen der Vf. dem Einflusse der äusseren Wärme und Kälte bey der Erzeugung und Heilung der Krankheiten des menschlichen Körpers im *dritten* Abschnitte zuschreibe. Dass der Vf. nicht ausser Acht liess, wie die Einwirkung der äusseren Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper durch Feuchtigkeit, Form der Luft u. dergl. modificirt werde, mag hier, um den Umfang dieser Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, nur bemerkt werden, um zum Lesen dieser wohlgerathenen Schrift aufzufodern.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien und Triest, b. Geistinger: *Neue Beyträge zur Topographie und Statistik des Königreichs Ungarn.* Herausgegeben von *Sam. Bredetzky*, Prediger der evang. Gemeinde A. C. zu Lemberg u. s. w. 352 S. 8. mit 2 Kupfern.

Es gereicht dem Eifer des Herausgebers, der vom Kaiser zum Verweser der Superintendentur A. C. in Galizien ernannt worden, zur Ehre, dass er auch in seinem entferntern Standorte für die Geographie seines Vaterlandes wirksam ist; und wir hoffen, dass diess Bändchen neuer Beyträge nicht das letzte seyn werde. Es enthält nur Aufsätze über viererley Gegenstände, aber sie bringen uns doch in der Kenntniss des nördlichen Ungerns um etwas weiter.

I. *Beschreibung der Zipser Carpathen oder Tatragebirge*, von *Christian Genersich*, Evangel. Prediger zu Käsmarkt, Vf. der Merkwürdigkeiten der Stadt Käsmarkt (S. 1 — 238.). Der Vf. beschränkt sich auf die meteorologische, geologische, mineralogische und topographische Beschreibung dieses Gebirges; seinem Bruder Hn. *Sam. Genersich*, Physicus der Freystadt Leutschau, bleibt die botanische Beschreibung desselben — die Ausarbeitung einer *Flora Carpathica* überlassen. Ist nun gleich unser Vf. nicht der vorzüglichste Geologe, Mineraloge und Physiker — mangelte ihm bey seinen Gebirgsreisen der nöthige Apparat — kann er auch mit Höhenmessungen nicht umgehen — hatte er keinen geschickten Situationszeichner bey der Hand: so wird sein Aufsatz doch einem künftigen besser instruirten Reisenden in diesen Gebirgen ein nützlicher Wegweiser seyn, und wird auch indessen Aus- und Inländer, vorzüglich aber die Anwohner des Gebirges, auf manches interessante Phänomen — ja vielleicht auf manchen neuen in diesem Gebirge einzuleitenden Industrie-Zweig aufmerksam machen. Schade dass man dem Vf. in alle diese Gebirge und Thäler aus Mangel einer angehängten Situationskarte nur mit der Phantasie folgen kann. Der Vf. theilt das carpathische Gebirge in zwey grosse Züge ein, und beschreibt jeden von der östlichen vordern, und von der westlichen hintern Seite. Die Versuche in diesem hohen Gebirge auf Erze, und besonders auf Gold zu bauen, sind von unserm Vf. überall historisch angezeigt worden. Die alte Sage von den Gold- und Edelgesteinen im Kutensee (S. 188. 196 folg.) berichtigt er dahin: dass in dieser äusserst schwer zugänglichen Gegend mehrere goldhaltige Kies- und andere Gänge zusammenstreichen dürften. — II. *Topographische Beschreibung der Höhle Baradla bey Agtelek im Gömörer Comitate*, von *Christian Raiß*, Ingenieur der Gömörer Gespannschaft. Der Vf. beschreibt die Höhle sehr genau, irrt aber augenscheinlich darin, dass er sie — eine Höhle im Kalkgebirge, voll Tropfsteines — durch Feuer entstehen lässt. Diess letztere widerlegen in angehängten Aufsätzen Hr. *v. R—i (Ribini?)* und der Herausg., Hr. *Bredetzki*. Die angehängten 2 Kupferstellen die Situation, den Grundriss und Durchschnitt dieser Höhle sehr gut da: da sie aber zu den vom Hn. *v. Görös* herausgegebenen Comitatskarten von Ungern gehören und bereits in vieler Hände sind, so hätte sie Rec. an der Stelle des Herausg. nicht nachstechen lassen, weil sie das Buch nur vertheuern. — III. *Christian Genersichs mineralog. Bemerkungen über die Gegend von Bela, Ober-Rauschenbach, Haligovetz und rothem Kloster.* Die sogenannte Magura, wo die Commerzialstrase über Altdorf nach Galizien geht, enthält nicht mehr Granit- sondern meistens Kalk- Thon- und Porphyrfelsen. — IV. Fortsetzung der *Igloer Fauna*, von *Karl Rumi*. Ausser einigen Phalänen werden die Insecten von der *zweyten* Ordnung den Käfern, bis zur *siebenten* Ordnung, den ungeflügelten Insecten hergezählt, die sich in der Gegend von Iglo finden lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 20. April 1807.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG u. ROSTOCK, in d. Stiller. Buchh.: *Ueber Naturphilosophie.* Von D. *G. F. Link*, Prof. zu Rostock. 1806. 202 S. kl. 8. (18 gr.)

Seit geraumer Zeit hat Rec. kein Werk gelesen, welches einen so befriedigenden Eindruck auf ihn zurück gelassen, und ihn mit tieferer Hochachtung gegen den Vf. erfüllt hat, als das gegenwärtige, das sowohl in Hinsicht der Materie als der Darstellung klassisch genannt zu werden verdient. Der Vf. erörtert darin mit sehr viel Geist den Werth der Speculation in der Erkenntniss der Natur, beleuchtet die sogenannte Naturphilosophie in ihren mannigfaltigen Gestalten, würdigt das Metaphysische in der Naturlehre, und stellt das Verfahren und die Grundsätze wahrer Naturforschung dar. Er ist seiner Materie vollkommen Meister, überall herrscht Klarheit und Einfachheit, ein fester Blick und ein ruhiger Ton, welches dem Leser um so mehr wohl thut, da man gewöhnt ist, in dem, was sich als Naturphilosophie ankündigt, den Urheber in Geburtsschmerzen sich winden, oder in Rauch und Dunst auf dem Dreyfuss gaukeln zu sehn. Der leichte, gefällige, mit Witz durchwürzte Vortrag erhöht die Wirkung der gediegnen Weisheit und der gesunden Vernunft, welche durchgehends im Vortrage des Vfs. herrschen, und der Eindruck wird durch nichts Unreifes, Herbeygezerrtes oder Geschmacklofes gestört. Alles dieses erhebt die Schrift des Hn. Prof. *Link* zu einem klassischen Werke, das unsrer Nation Ehre macht, zu einem Werke, welches verdient, in der Hand jedes Naturforschers zu seyn, um gelesen und wieder gelesen zu werden, und das man besonders einem jungen Manne, der in das Innere der Natur tiefer einzudringen bestrebt ist, nicht genug empfehlen kann.

„Mit grosser Aufmerksamkeit folgte ich, sagt der Vf., seit mehrern Jahren den Revolutionen der Philosophie in Deutschland. Zuerst waren die Ansprüche der Philosophie bescheiden; sie suchte nur das Bekannte, allgemein Angenommene gründlicher zu beweisen, als vorher geschehen war; aber diese Bescheidenheit, welche nie zu den vorzüglichern Eigenschaften der Philosophen gehörte, dauerte nicht lange. Man hat in den neuesten Zeiten dem Naturforscher gerathen, alles zu vergessen, was er bisher wusste, um in das Heiligthum der Naturphilosophie würdig treten zu können. Diese hat es gewagt, alle Dinge nach ihrem Ursprunge zu erklären, und von der Mannigfaltigkeit der Anschauung selbst Rechenschaft zu geben. Man hat diejenigen verächtlich behandelt, welche der neuern Naturphilosophie den Beyfall versagten; ein bekanntes, auf einige Jahre trefflich wirkendes Mittel. In dem *ersten* Abschnitte dieser kleinen Schrift habe ich den Gedanken durchzuführen gesucht, dass uns die Natur, sobald von dem Ursprunge der Gegenstände (eigentlich der Vorstellungen von ihnen) die Rede ist, *unerforschlich* bleibt; dass wir das Angeschaute nur einseitig und mangelhaft bezeichnen können. Die leichte historische Einkleidung, welche ich gewählt habe, bitte ich recht sehr, für nichts als Einkleidung zu nehmen; ich bediente mich ihrer, weil ich aufrichtig gestehn muss, dass ich das Talent nicht besitze, schwerfällig zu seyn, oft in unsern Tagen Tiefsinn genannt. In dem *zweyten* Abschnitt habe ich einige Blicke auf die Sätze in der Physik geworfen, welche von der besondern Erfahrung nicht abhängen; sie wären schon vorher zu gut behandelt, als dass es einer grössern Ausführlichkeit bedurft hätte. Der *dritte* Abschnitt enthält einige Regeln und Winke für die, welche, mit mir einstimmig, die Erfahrung für die letzte Quelle der Naturkenntniss halten. Ich wünsche nur, dass diese kleine Schrift für die Naturforscher von einigem Nutzen seyn möge, welche sich durch die Aussicht auf ein bequemes System, worin man der Erfahrung nicht bedarf, blenden lassen und für tief halten, was oberflächlich ist. Eben so wünschte ich auf diejenigen Eindruck machen zu können, welche die Natur zwar sorgsam studiren, aber sich durch die Phrasen der neuern Philosophie ein Ansehn zu geben suchen, dessen sie nicht bedürfen."

In dem *ersten* Abschnitte skizzirt der Vf. in grossen Zügen die merkwürdigsten Versuche, welche Philosophen seit der Mythenzeit gemacht haben, den Ursprung der Dinge zu erklären, und aus sich heraus die Natur zu begründen, und er zeigt an diesen wunderbaren Speculationen, warum ein jeder Versuch speculativer Physik ein eitles Unternehmen ist. Obgleich er die historischen Nachrichten nur für Einkleidung gehalten haben will, so sind sie doch mit so festen und kräftigen Zügen hingeworfen, wie das nur eine Meisterhand zu thun vermag. Eine Geschichte der Naturkunde nach dieser Skizze und mit dem Geiste, der in ihr herrscht, ausgemalt, müsste nach der Ueberzeugung des Rec. ein sehr belehrendes und anziehendes Werk seyn. Aber freylich verlangte sie einen eben so tiefschauenden und umfassenden Kopf, als sich unser Vf. durchgehends zeigt. Selbst von *Newton's* Fluctionsmethode spricht er mit Sachkenntniss, indess man sich, wenn unsre neuesten Philosophen auf

Gegenstände der Mathematik kommen, selten eines mitleidigen Lächelns erwehren kann. Des Anziehenden ist hier so viel, dass dem Rec. die Wahl einiger Stellen schwer wird.

„In allen speculativen Köpfen„ so beginnt der Vf., zeigt sich das Interesse der Vernunft, alles von Einem abzuleiten oder auf Eins zurück zu führen, und grade in diesem Bestreben besteht das Wesentliche der Speculation. Sobald der Eifer dafür erregt ist, nähern sich die Köpfe stufenweise dieser Einheit; es entsteht eine speculative Epoche, bis man endlich gewahr wird, wie schwer es sey, jene Einheit zu erreichen, und wie wenig man durch alle jene Bemühungen gewonnen habe. Dann folgt auf den speculativen Wetteifer eine Gleichgültigkeit gegen alle Speculation, bis es einem Philosophen wieder gelingt, die Köpfe durch neue Hoffnungen zu erregen. So wechseln immerfort die Perioden in der Geschichte der Philosophie. Da die Richtung, welche ein Zeitalter nimmt, durchaus nicht zu ändern ist: so verdient der Mann, welcher die Speculation aufs Aeusserste treibt, und dadurch den Gang der Epoche beschleunigt, in einem hohen Grade unsern Dank. Curtius stürzte sich so in den Abgrund, um die Republik zu retten. [Unsre Curtiusse scheinen sehr wider Willen hinein zu taumeln.] Der langsame Weg der Erfahrung und Beobachtung, um durch Vergleichung der Erscheinungen auf eine solche Einheit zu kommen, ist nicht der Weg des ungeduldigen menschlichen Geistes. Die Betrachtung, dass es auf diesem Wege durchaus nicht gelingen könne, zu einer Einheit zu gelangen, weil wir in der Erfahrung nie zu Ende kommen, wird erst sehr spät angestellt. — —. —"

„Den ersten Versuch einer Naturphilosophie, die nicht bloss in Mythen vorgetragen wurde, finden wir in den Philosophemen des *Thales* von Milet, so weit wir sie kennen. Einige Erfahrungen brachten ihn auf die Vermuthung, das Wasser sey der Grundstoff aller Körper, alles entspringe daraus, und kehre dahin zurück. Es war ein Gedanke, wie er sich für das jugendliche Alter der Philosophie schickt, wie man ihn noch oft in jugendlichen oder jugendlich gestimmten Köpfen antrifft, welche leicht eine neue oder auffallende Bemerkung mit grossen Hoffnungen an die Spitze eines Systems stellen. Der erste, der sich einbildete, die Vorstellungen des Menschen und seine Entschlüsse mechanisch aus dem Stosse feiner Stoffe herleiten zu können, war ein solches philosophisches Kind. Und ein philosophischer Jüngling war der, welcher hoffte, aus der allerdings merkwürdigen Erscheinung, dass wir unser *Ich* zum Gegenstande unserer Gedanken machen können, die ganze Natur hervorgehn zu lassen."

„Wie die meisten Naturphilosophen blickt *Aristoteles* bey seinen Erklärungen mit einem Auge in das Gebiet der Speculation, mit dem andern in das Gebiet der Erfahrung. — Mit blossen Vernunftgründen fängt er gewöhnlich an, dann springt er oft zur Erfahrung über und verdreht diese nach den erstern. Diese Art zu verfahren hat mehr Schaden gethan, als alle schwärmerischen Systeme, welche die Erfahrung ganz verachteten. — Der trockne, geschmacklose, spitzfindige Vortrag der Stagiriten verdarb den Geschmack und lähmte den Geist, welchen der gute Geschmack zu einem leichten, freyen, harmonischen Spiele stärkt."

„— — So wie im Mittelalter die neuplatonische Philosophie der peripatetischen nach und nach weichen musste, änderten sich die Gründe der *Alchemie*, und wurden nun auf die ersten Qualitäten und Elemente gestützt. Der bloss speculative Physiker fand bey diesen Qualitäten keinen Anstoss; aber der ausübende Alchemist suchte die Qualitäten der Körper einzeln zu fassen, zu trennen und zu seinem Gebrauche anzuwenden. Daher die Verwandelung der Eigenschaften in wirkliche Stoffe, welche das Charakteristische der alchemistischen Denkungsart macht. Unsere Chemie ist bis auf die spätesten Zeiten voll alchemistischer Ueberbleibsel gewesen. Dahin gehören die chemischen Elemente, das Salzwesen, das Phlogiston oder der Stoff der Brennbarkeit und ähnliche Stoffe. *Wiegleb*, ein grosser Feind der Alchemie, war, was seine Erklärungsart betrifft, ein echter Alchemist. Noch vor kurzem erscheint *Winterl* mit den Stoffen der Acidität und Alkalität, mit der Andronia und Thelyke, ebenfalls als ein entschiedener Alchemist. Ganz entgegengesetzt war *Lavoisier's* Verfahren, welcher mit der Wage in der Hand die Stoffe bestimmte, welcher alle Elemente verwarf, oder alles noch nicht zerlegte Element nannte, und dadurch eine neue Epoche in der Chemie anfing. Das Verfahren, die Körperlichkeit durch die Wage zu bestimmen, ist freylich sehr eingeschränkt, da dieses Instrument im Ganzen noch sehr grob wirkt; aber die Regel, *nichts* für einen besondern Stoff zu halten, bis es sich als einen solchen bey Versuchen deutlich gezeigt hat, ist für die Chemie von grosser Wichtigkeit."

„*Reinhold* versuchte es zuerst, die Gesetze, wonach der Verstand denkt, von einem Grundsatze abzuleiten. Er hat überhaupt durch die Lebhaftigkeit seiner Darstellung, durch die eindringende Sprache, und durch die Wichtigkeit, welche er Speculationen dieser Art beylegte, sehr viel zur philosophischen Stimmung in Deutschland beygetragen. Er hat das Schicksal der ersten Demagogen bey einer Revolution gehabt; es ist eine Schreckensperiode gekommen, wo man ihn heftiger angriff, als alle Schriftsteller vor jener Revolution. — — Es ist eine sonderbare Erscheinung [bemerkt der Vf. bey Gelegenheit *Fichte's*], dass die neuern Philosophen behaupten, sie trügen das echte Kantische System vor, wenn sie auch noch so sehr von dem echten abweichen. So warb das Parlament unter Karl I. in seinem Namen Truppen gegen ihn."

„Die Geschichte lehrt, dass unter den Naturforschern die *Aerzte* es vorzüglich waren, welche jedem

neuen

neuen philoſophiſchen Syſtem huldigten. Sie haben es mit dem ſchwerſten Theile der Naturkunde zu thun, von dem wir eigentlich noch nichts wiſſen; ſie müſſen ſich, ihrer Kunſt wegen, das Anſehn geben, als wüſsten ſie etwas. Daher der [illegible] den [illegible]e den philoſophiſchen Syſtemen deſto lieber [illegible]ollen, je weniger ſie ſolche verſtehn. — — Seit *Brown*, *Röſchlaub* und *Schelling*, der ſich des letztern Lehren, wie er zu thun pflegt, einverleibte, ertönt das mediciniſche Publicum vom Conſtruiren der Krankheiten, von Potenzen und Conflicten, wie einſt vom *ſtrictum* und *laxum*, *alcali* und *acidum*, Gährung und Fäulniſs, und es ſpielt jetzt die Rolle, welche es ſeit Jahrhunderten geſpielt hat. Es iſt auffallend, daſs die Aerzte von jeher einen geringen, faſt gar keinen Einfluſs auf die Bildung des Geiſtes der Literatur hatten, andre Naturforſcher einen ſo groſsen. Die Phyſik im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts half weſentlich zur Aufklärung; *Linné's* Zeitalter, und das neue chemiſche Zeitalter brachten allgemeine Aenderungen hervor; aber *Sydenham's* Aderläſſe, *Stahl's* Schwitzmethode und *Brown's* Wein wirkten nur auf den Körper."

„Daſs die Erfinder und Anhänger der philoſophiſchen Syſteme, welche alles zu erklären glauben, abſprechend und ſtolz ſind, iſt begreiflich. Einſeitigkeit iſt die Quelle jener Syſteme, und der einſeitige, beſchränkte Mann iſt ſtolz und unbiegſam. Wer eine Erfahrung macht, kann ruhig erwarten, daſs andere ſie ebenfalls machen, er weiſt ſie ihnen nur nach. Aber dem Schöpfer ſolcher Syſteme flüſtert heimlich das Gewiſſen die Nichtigkeit ſeiner Speculationen zu; er ſucht nun durch Trotz andere und ſich ſelbſt zu betäuben."

Dieſes zur Probe des Vortrags und der Art, wie der Vf. ſeinen Gegenſtand im *erſten* Abſchnitte behandelt.

Die kurze Darſtellung und Würdigung der Kantiſchen metaphyſiſchen Naturlehre, die Kritik der Teleologie, und die Ideen über die wahre und einzig zuläſſige Art, die Natur zu erforſchen, welche den Gegenſtand der beiden andern Abſchnitte ausmachen, ſind nicht minder vortrefflich. Der Vf. hat den wahren Geiſt der Kantiſchen Lehren ſich angeeignet, wie der achtungswerthe *Beck* ihn darſtellt, ohne dadurch an eigner Geiſtesfreyheit eingebüſst zu haben. Urtheil und Anſicht entſpringen durchgehends aus ihm ſelbſt, und bey allem Lobe, welches er den metaphyſiſchen Bemühungen *Kants* um die Naturlehre ertheilt, iſt er doch nichts weniger als ein unbedingter Anhänger derſelben, und läſst nur den vorſichtigſten Gebrauch derſelben zu. Hier die Einleitungen zu dieſen beiden Abſchnitten; ſie werden dem Leſer den Geſichtspunkt zeigen, den der Vf. gefaſst hat.

„Wir treffen alſo zuletzt, ſagt er, auf Vorſtellungen, welche wir urſprüngliche nennen, weil wir von ihrem Urſprunge nichts wiſſen. Sie erſcheinen uns als Ganze, weil wir ſie nicht ſelbſt mit Bewuſstſeyn zuſammen geſetzt haben. Alle Verſuche, ihren Urſprung zu erklären, ihre Entſtehung darzuſtellen, oder ſie zu conſtruiren, ſind vergeblich geweſen. —"

„Vielen wird nun die Naturkunde, welche nur zwiſchen Erſcheinungen umherſchweift, nie das Ganze erreicht, und, indem ſie hier etwas faſst, auf der andern Seite oft eben ſo viel verliert, eine für den Geiſt verächtliche Beſchäftigung ſcheinen. Aber, wir müſſen die Naturforſcher, welche ſich bemühen, Naturerſcheinungen zu entdecken und zu beſtimmen, mit den Dichtern vergleichen, welche durch neue Darſtellungen die Phantaſie beleben und den Geiſt ſtärken. Solche Naturforſcher machen die Anſchauung mannigfaltiger, reicher, inniger; ſie vermehren die Fülle des Lebens, und vereinigen uns von mehrern Seiten mit der Natur. Der vergleichende Geiſt, indem er über dem Meere von Erſcheinungen ſchwebt, und bey jeder die Reihen von Aehnlichkeiten durchläuft, lebt dadurch ein vielfaches Leben. — — Ein Kunſtſinn leitet den Naturforſcher in ſeinen Unterſuchungen. Ihn bildet, wie den Künſtler, eine Art von Begeiſterung, welche ihn das Unerforſchte, Verborgene ahnden läſst. Voran geht der Sinn; er beleuchtet gleichſam, was ſpäter die Reflection auffaſst, bezeichnet und als Gegenſtand ſondert; er umfaſst die Menge von Erſcheinungen, deren Aehnlichkeiten und Unterſchiede die Reflection dann als Geſetz ausſpricht, und dieſe Aehnlichkeiten reihen ſich zu einer harmoniſchen Verbindung an einander, und ſtreben, wie alles Schöne, dem unendlichen Begriffe zu, den der Menſch nicht zu denken vermag. Eben der Kunſtſinn leitet den Menſchen, indem er die Natur verändert; indem er ſich eine neue, reichere Natur ſchafft. Auf ihn folgt erſt die Reflection und verzeichnet den Weg, welchen das entdeckende Genie vorher nahm. — — Es iſt eine ſonderbare Täuſchung, wenn man nur dem Syſtem Werth zuerkennt, welches die ganze Natur in eine Einheit gleichſam zerflieſsen läſst; welches die Mannigfaltigkeit derſelben aus einem Satze oder einem Gegenſatze hervorgehn läſst. Könnt ihr dieſes praktiſch, könnt ihr uns die Natur erzeugen, nun wohlan, dann verdient ihr unſern Dank; doch nicht eurer Philoſophie, ſondern eures ahndenden naturforſchenden Sinnes wegen, der doch vielleicht mit der Theorie nur zufällig zuſammen traf. Könnt ihr aber nicht die Gegenſtände erzeugen, dann hört auf mit jenem Schattenſpiele, das uns nur verzerrte Geſtalten zeigt. Die urſprünglichen Vorſtellungen zeigen ſich, wenn der Verſtand ſie denkt, als Einheit; er fordert eine gleiche Einheit in allen Gedanken; und ihr wollt jene Einheit des Verſtandes dem Ganzen aufdringen? — — Iſt es nicht gröſser, des menſchlichen Geiſtes würdiger, ſich im Unendlichen zu finden, und in der Mannigfaltigkeit, die unaufhörlich gröſser wird, ſo wie der Sinn ſich verfeinert und erweitert? Iſt es nicht würdiger, durch geſchickte Kunſtgriffe die reiche Fülle der Natur in den Sinn zu verweben, als an die Einheit wenige Verhältniſſe einſeitig zu knüpfen? Wählt welche Kunſtgriffe ihr wollt, aber entzieht unſerm ein-

eindringenden und umfassenden Blicke den Reichthum der Natur nicht. Lasst uns nicht auf eurer gepriesenen Höhe in eine öde Leere schauen, oder die Natur durch dicken Nebel erblicken. Verschafft uns Einheit und Uebersicht, aber von der Natur, nicht von dem Gewebe eurer Phantasie!"

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Göttingen*, b. Dieterich: *Ueber die Verwüstungen des Borkenkäfers und die Mittel, ihnen zu begegnen.* Von *F. W. von Hagen*, Gräfl. Stollberg-Wernigerodischem Forstmeister, Ehrenmitglied der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen. 1805. 68 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. hat sich zwar nur durch einzelne, jedoch vorzügliche Abhandlungen in Forstjournalen in der gelehrten Welt, mehr aber noch den einzelnen Forstmännern, welche seine Gegend besucht haben, durch die so vorzüglich gute Bewirthschaftung der ihm untergebenen Forste und durch die vielen vortrefflichen praktischen Erfahrungen, die er sich schon in der Schule eines *v. Zanthiers*, und während seiner praktischen Laufbahn erworben hat, bekannt gemacht. Die vorliegende Abhandlung über einen so wichtigen Gegenstand, als die Wurmtrockniss in den letzten Jahren in den Harz- und andern bedeutenden Fichtenwaldungen geworden, ist ein desto schätzbarerer Beytrag zu den Mitteln gegen die Verwüstungen jenes Insects, besonders in den Harzgegenden, wo die ungeheuern Waldungen schon anfangen abzunehmen, da sie mit vieler Sachkenntniss geschrieben ist und viele Belehrung giebt. — Der Vf. geht von dem, ehemals zwar zweifelhaften, jetzt aber gewiss von keinem Forstmann mehr bestrittenen Grundsatz aus, *dass der Borkenkäfer Ursache der Wurmtrockniss ist.* Dem Borkenkäfer scheint von der Natur keine gesunde Pflanze zu seinem Aufenthalt und seiner Nahrung angewiesen zu seyn, und die Erfahrung lehrt es auch, dass stockende oder in Fäulniss übergehende Fichtensäfte die liebste Nahrung derselben sind, und er sich nur, wenn er nicht in übergroser Menge vorhanden ist, blos in solchen Fichten aufhält, wo der Saft sich in dem Zustande der Verderbniss befindet. Daher wird der Käfer dann nur für die gesunden Fichtenwälder nachtheilig, wenn er theils durch eine zweckwidrige Bewirthschaftung der Wälder, theils durch Begünstigung der Witterung, sich weit über seine Bestimmung vermehrt und das Absterben groser Waldflächen bewirkt hat. Aber auch in diesem Fall ist das Uebel mehr in einer zweckwidrigen Bewirthschaftung der von ihm angegriffenen Fichtenhölzer, als in der zu grosen Vermehrung des Borkenkäfers selbst zu suchen. Es ist daher unbedingt nothwendig, dass alles Holz zur gehörigen Zeit gehauen, ehe eine starke Safteirculation eintritt aufgearbeitet und weggeschafft oder verkohlt werde, um nicht dem Käfer Gelegenheit zu verschaffen, sich in den gehauenen Bäumen, worin die Säfte in Stockung und Verderbniss gerathen sind, ungestört zu vermehren. Die Gräfl. Wernigerodischen Forste, wo man diese Vorsichten stets anwendete, liefern einen Beweis von dem Nutzen, den eine regelmäsige Forstwirthschaft auf die weniger starke Vermehrung des Borkenkäfers hat, indem hier die Waldungen länger von der Wurmverwüstung verschont blieben, als die Braunschweigischen und Hannöverischen Forste, wovon jene ganz umschlossen sind. — Wenn die Witterung dem Begattungs- und Vermehrungsgeschäfte des Käfers günstig ist: so ist es um so nothwendiger, seinen Verheerungen mit Ernst entgegen zu arbeiten, als im entgegengesetzten Fall, die Verwüstungen in den Fichtenwaldungen so sehr zunehmen müssen, dass ein gänzlicher Ruin aller Fichtenwaldungen zu besorgen steht. Von den vielen Mitteln, welche man gegen die Vermehrung der Wurmtrockniss und Verminderung des Borkenkäfers in Vorschlag gebracht hat, sind die meisten nicht anwendbar, und dasjenige, welches in den meisten Gegenden bisher für das beste gehalten wurde, nämlich das Schälen und Verbrennen der Borke der vom Käfer angefallenen Fichten, hält der Vf. nicht für ganz zweckmäsig, indem 1) die Zeit nicht genau angegeben werden kann, wenn die junge Brut zur Made erwachsen ist und wenn folglich mit Nutzen geschält werden kann; 2) durch diese Operation die Fichtentrockniss wirklich vermehrt wird, weil während der Arbeit viele Käfer verjagt werden und in andere gesunde Bäume gehen. — Bey diesem unzureichenden Mittel glaubt der Vf. die schleunigste Verkohlung des angegriffenen Holzes als das einzige Mittel vorschlagen zu können, durch welches der Borkenkäfer in die Schranken der Unschädlichkeit zurück gebracht werden kann. — Es müsste daher nicht das alte Wurmholz, worin weder Käfer noch Brut mehr befindlich ist, sondern blos *frische Wurmtrockniss* verkohlt und die Bloch- und Bauholz-Nutzung so lange aufgegeben, wenigstens beschränkt werden, bis der Käfer vermindert worden. Diese Verkohlung mit frischem Baumholze, bey der zum Verkohlen nicht vortheilhaften Herbst- und Winterszeit und zeitig im Frühjahr, hat freylich auf der andern Seite wieder grosse Nachtheile, welche aber geringe Opfer für jene sonst unheilbare Krankheit sind. — Auch in den Waldungen von Gemeinen und Privaten, wo das Uebel der Wurmtrockniss eingerissen ist, will der Vf. die Verkohlung des Holzes, und nöthigenfalls durch obrigkeitliche Anordnung einführen, um auch von dieser Seite dem Uebel entgegen zu arbeiten und eine so allgemeine Landplage abzuwenden. — Wenn aber auf diese Art der Käfer beschränkt worden: so ist dennoch grosse Vorsicht nöthig, ihn nicht wieder zu einem schädlichen Grade anwachsen zu lassen. – Endlich fügt der Vf. eine Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand des Harzes in Hinsicht der Culturen und über die nachhaltige periodische Wirthschaft bey, woraus sich ergiebt, dass zwar der Flächeninhalt der Fichten-Ansaaten und Pflanzungen, die noch nicht 30 Jahr alt sind, mehr als den vierten Theil der Waldungen ausmacht, ein eben so groser Theil aber noch uncultivirt ist, welches eine grosse Lücke in der nachhaltigen Nutzung der Forsten machen muss, und es verursachen wird, dass die Abgabe in die jüngern Bestände verlegt werden muss. Der Vf. glaubt daher, dass durch folgenden Vorschlag der Ausfall in etwas zu decken und das periodische Gleichgewicht der Forsten am frühesten wieder herzustellen seyn dürfte. Durch Nachhülfe mit Nadelholzculturen, weil das Nadelholz langsam und erst nach 100 Jahren haubar wird, lässt sich jener Ausfall nicht ausgleichen, diess kann nur durch Culturen mit schnellwachsenden Laubhölzern und namentlich mit der *Birke* und *Erle* geschehen, welche sich in dem rauhen Harz-Klima anbauen lassen, und diess müsste in Vermischung mit der Fichte, so sehr viele Nachtheile diess auf der andern Seite auch wieder hat, geschehen.

Die in dieser kleinen Schrift enthaltenen Vorschläge zur Abwendung eines so grösen Uebels als der Borkenkäfer, besonders für den Harz in den letzten 10 Jahren, geworden ist, verdienen um so mehr ausgeführt zu werden, da, wie Rec. genau weiss, bey der Anwendung derselben der Borkenkäfer in den Wernigerodischen Harzwaldungen nie so sehr um sich gegriffen hat, als es in den Hannöverischen und Braunschweigischen Forsten der Fall war. — Die übrigen gelegentlich beygebrachten forstwirthschaftlichen Bemerkungen geben der Schrift einen noch grössern Werth, so dass sie allen Forstmännern, welche mit der Bewirthschaftung bedeutender Fichten-Waldungen zu thun haben, empfohlen zu werden verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. April 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig u. Rostock, in d. Stiller. Buchh.: *Ueber Naturphilosophie.* Von D. *G. F. Link* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 94. abgebrochenen Recension.*)

Die ersten Grundsätze der Mechanik, welche von einem Gegenstande der Erfahrung, dem physischen Körper, mit einer solchen Allgemeinheit ausgesprochen werden, dass kein Fall vom Gegentheil Statt finden kann, haben nach *Kant* aus demselben Grunde, als das Metaphysische in der Naturlehre, ihre Gültigkeit, weil sie nämlich zu den allgemeinen Bedingungen der Erfahrung äusserer Sinne gehören, und daher für jede solche Erfahrung die Norm sind. Hierin stimmt der Vf. im Ganzen mit *Kant* überein, aber nicht so in der Art, wie er jene Grundlehren einzeln deducirt.

Die Phoronomie oder die reine Bewegungslehre, behauptet er, sey in aller Strenge zur reinen Mathematik zu rechnen, und habe daher für alle Gegenstände äusserer Sinne aus demselben Grunde Allgemeingültigkeit, als die Geometrie. Denn es könne zwar Bewegung uns nur als Erscheinung *gegeben* werden, allein dem Begriffe nach sey sie von aller Wahrnehmung unabhängig, da keine Raumerzeugung oder Raumbegränzung ohne Bewegung möglich, Bewegung folglich ein rein geometrischer Begriff sey. Hierin kann indess Rec. nicht mit ihm einstimmen. Bey der Raumbeschreibung geht die Vorstellung von etwas Beweglichem (was noch mehr als bloss Raum ist) nie mit ein; dagegen lässt sich Bewegung nicht vorstellen ohne etwas Bewegliches, welches, wenn wir es auch ganz unbestimmt denken wollen, doch als von der Anschauung abhängig gedacht werden muss. Die Vorstellung der Bewegung schliesst also umgekehrt die Raumbeschreibung mit ein, das heisst, es lässt sich keine Bewegung vorstellen, ohne dass dabey zugleich der Act der Raumbeschreibung vorgeht, weshalb die Phoronomie die Geometrie voraussetzt. Auch verhandelt die Phoronomie Momente, mit denen die Geometrie nichts zu thun hat: Zeit und Geschwindigkeit. Macht *Newton* von diesen beiden Momenten in seiner Fluctionsrechnung Gebrauch: so ist das nur bildlicher Ausdruck und eine sehr uneigentliche Sprache, welcher die Mathematiker des festen Landes nie Geschmack haben abgewinnen können, weil sie zu uneigentlich ist, und dadurch in den mehresten Fällen störend wird. Die allgemeine Gültigkeit der Lehren der Phoronomie beruht auf der Art, wie hier das Bewegliche gedacht wird: als etwas, überhaupt nur von der Anschauung Abhängiges, ganz Unbestimmtes, und daher nur unter einem einzigen Merkmal, dem des Beweglichen, Aufgefasstes. Alles, was wir in der Phoronomie darthun, muss folglich von den Gegenständen äusserer Sinne, so fern sie als beweglich gedacht werden, ohne Ausnahme gelten. Unabhängigkeit von dem Raum, der sich ohne dasselbe vorstellen lässt, und also Möglichkeit der Ortsveränderung, Beweglichkeit, ist aber eine Bedingung, ohne die wir uns das Reale im Raume nicht vorstellen könnten. Was der Vf. gegen *Kants* Definition der Bewegung erinnert, ist sehr richtig.

Dass das zweyte allgemeine Merkmal der physischen Körper: *Widerstand*, lediglich aus der Erfahrung genommen ist, leidet keinen Zweifel: denn es lässt sich ein Körper ohne Widerstand denken: der mathematische Körper. Ein solches Ding, bemerkt der Vf., würde sich aber nicht erkennen lassen; Alles daher, was wir *im* Raume erkennen, oder als erkennbar setzen, muss für Widerstand leistend angenommen werden. Daher die Allgemeingültigkeit dieses zweyten Merkmals des Materiellen. Bekanntlich behauptet *Kant* durch eine Erörterung dieses aus der Anschauung entlehnten Begriffs nach Principien *a priori*, zu einer metaphysischen Dynamik gelangt zu seyn, welche uns über die Grundkräfte der Materie vollständig und auf eine allgemein gültige Weise belehre. Hr. *Link* scheint mit ihr innerhalb der Gränzen, in welcher *Kant* sie mit vieler Vorsicht einschränkt, einverstanden zu seyn; er stellt sie in der Kürze dar, und begleitet sie mit eignen Bemerkungen. Es sey Rec. erlaubt, hier seine Bedenken und Zweifel gegen diese berüchtigte philosophische Dynamik mitzutheilen, da selbst ein so feiner und tiefer Denker, als Hr. *Link*, einen Punkt übersehn zu haben scheint, auf welchem, wie Rec. glaubt, die Täuschung hierbey, und das Trügliche und Unzulässige des ganzen metaphysisch-dynamischen Gebäudes beruht. Irrt er sich, so wünschte er von niemand lieber, als von Hn. *Link*, belehrt zu werden.

Dass wir von Widerstand nichts wissen würden, wenn uns nicht die Sinne zu dieser Vorstellung behülflich wären, darüber herrscht kein Streit; die Vorstellung von Widerstand ist ganz empirisch und bloss aus der Anschauung genommen. Hieraus folgt sogleich, dass wir, was den Widerstand betrifft, uns ganz an der Erfahrung halten, und die Vorstellung genau so aus ihr herausheben müssen, als sie uns durch die Anschauung gegeben wird. Wir müssen alle physischen Körper in dieser Hinsicht vergleichen, und das Gemeinsame, das sie uns zeigen, giebt den Be-

Begriff Widerstand, den wir dann auf dem Wege der Reflexion und der Construction weiter verarbeiten können, aber nicht willkürlich bilden oder abändern dürfen. Rec. folgert aus dieser einfachen Bemerkung, dass an der metaphysischen Verhandlung über den Begriff Widerstand, nur in so weit etwas Wahres und Gegründetes seyn kann, als dieser Begriff, von welchem der Philosoph in seinen Schlüssen ausgeht, der Erfahrung, dem, was sich uns in der Anschauung giebt, entspricht.

Nun aber wird jeder Naturforscher auch hierin mit dem Rec. einig seyn, dass das Allgemeine aller Erfahrungen, worin sich Widerstand uns giebt, folgende drey Momente umfasst: 1) Dieser Widerstand ist nur erkennbar, wo zwey physische Körper im Conflict gedacht werden; er ist daher immer Wechselwirkung. 2) Dieser Widerstand findet *nur* in der Berührung Statt: denn gerade er ist es, welcher uns zur Vorstellung der Begränzung führt. Materie und Widerstand lassen sich folglich nicht trennen, sie sind eins; und eine Materie, die in der Ferne Widerstand leistete, müsste das durch eine besondre Kraft, nicht durch die thun, welche Materie selbst ist. 3) Dieser Widerstand findet *nur dann* in der Berührung Statt, wenn ein erfüllter Raum in den andern einzudringen bestrebt ist; nicht ohne diesem.

Die beiden ersten Momente hat *Kant*, haben alle nach ihm, in der metaphysischen Dynamik beachtet, nicht aber dieses dritte, welches doch ein wesentlicher Theil aller Erfahrungen ist, worin sich Widerstand äussert. Wenn wir z. B. zwey Würfel denken, welche eine ihrer Seitenflächen gemein haben, und uns vorstellen, dass beide ihren Raum stetig erfüllen: so werden sie deshalb noch nicht einen Widerstand einer auf den andern äussern; das würde erst dann der Fall seyn, wenn einer in den Raum des andern eindringen wollte. Wofern also nicht in der Materie ein Bestreben angenommen wird, dass eine stets in den Raum der andern hinein will: so werden beide mit einander in Berührung seyn können, ohne einander Widerstand zu leisten. Das liegt, unsers Bedünkens, ziemlich klar in der Grund-Erfahrung. Daraus aber folgt, dass *Kant*, und die, welche ihm hierin nachgefolgt sind, sehr Unrecht thun, aus Widerstand auf Expansivkraft zu schliessen. Widerstand ist zwar ohne eine zurücktreibende Kraft nicht denkbar; wenn aber eine Repulsivkraft (wie die, welche sich in der Erfahrung im Allgemeinen da zeigt, wo ein Raum erfüllt ist) sich nicht anders in der Berührung thätig äussert, als wenn ein andrer Körper in den Raum der Materie einzudringen strebt: so berechtigt uns nichts, diese zurücktreibende Kraft für eine Expansivkraft, für eine den Raum erweiternde Kraft, auszugeben.

In dieser Hinsicht scheint Rec. der Beweis des Lehrsatzes in *Kants* Dynamik voll erschlichner Sätze zu seyn. „Die Materie," heisst es da, „erfüllt einen Raum nur durch bewegende Kraft, und zwar eine solche, die dem Eindringen anderer, d. i. der Annäherung, widersteht" [nicht der Annäherung überhaupt, sondern der fernern Annäherung, wenn schon Berührung da ist, und weitere Annäherung erfolgen soll]. „Nun ist diese eine zurückstossende Kraft" [keine unbedingte, welche unter allen Umständen als solche wirkt, sondern eine an der erwähnten Bedingung gebundene]. „Also erfüllt die Materie ihren Raum nur durch zurückstossende Kräfte, und zwar aller ihrer Theile" [unter obiger Bedingung und Einschränkung]. „Die Kraft aber eines Ausgedehnten, vermöge der Zurückstossung aller seiner Theile, ist eine Ausdehnungskraft *(expansive)*." [Dieses ist irrig; eine zurückstossende Kraft, welche nur dann in der Berührung wirksam ist, wenn andre Materie einzudringen strebt, ist keine ausdehnende, keine expansive Kraft.] „Also erfüllt die Materie ihren Raum nur durch eine ihr eigne Ausdehnungskraft." Man sieht, diese Ausdehnungskraft ist nur dadurch hinein bewiesen, dass eine wesentliche Bedingung, unter der allein der Widerstand, welcher aller Materie eigen ist, sich äussert, übersehn worden war. Der Beweis ist also unzulässig. Ist aber die Expansivkraft als Grundkraft des Materiellen nicht bewiesen, nun so fällt auch der Beweis der zweyten Grundkraft, und die ganze metaphysische Dynamik *Kants*, als etwas, das sich nicht anders denken lässt, völlig hinweg.

Rec. sieht nicht recht ab, was man zur Vertheidigung der metaphysischen Dynamik *Kants*, gegen diese seine Gründe anführen könnte. Widerstand ist eine Vorstellung, zu der wir lediglich durch die Erfahrung gelangen. Wir müssen sie also auch so auffassen, wie die Erfahrung sie uns im Allgemeinen giebt, und dürfen nicht willkürlich Merkmale in diesem Begriff zusetzen, oder weglassen, oder sie modificiren. Denn sonst passt der Begriff nicht mehr zur Erfahrung, und wir sind im blossen Gebiete der Phantasie. Nun aber giebt uns die Erfahrung den Widerstand, nicht als in jeder Berührung, sondern nur dann *in ihr* sich äussernd, wenn ein Raum in den andern einzudringen bestrebt ist. *Kants* Lehren beruhen aber darauf, dass zwey Materien, die sich berühren, sich *eo ipso*, und also unabhängig von jener Bedingung zurückstossen. Er legt folglich in den Begriff des Widerstandes etwas hinein, das die Erfahrung nicht, und anders giebt. Sein metaphysisches Gebäude ist daher ohne Regel für die Erfahrung, da er nicht den wahren Erfahrungsbegriff des Widerstands, sondern einen willkürlich bestimmten, *a priori* behandelt hat.

Nun möchte man zwar hierauf vielleicht antworten: die Erfahrung gebe uns immer nur das Zusammengesetzte; es sey die Sache des Verstandes, dieses zu sondern, und das Einfache herauszufinden; der Widerstand zeige sich in der Erfahrung zwar stets als zurücktreibende Kraft, welche in der Berührung nur dann wirkt, wenn ein anderer Körper in den Raum des Körpers hinein will; aber diese letztere Bedingung gehöre nicht zu der Kraft des Widerstandes überhaupt und rein gedacht, sondern entspringe nur aus dem Conflict derselben mit einer oder mehrern andern Kräften, in welchem in der Erfahrung allein der Widerstand

uns

uns erscheinen könne; die einfachste Kraft, die wahre Grundkraft der Materie, auf die uns der Widerstand rein und in abstracto gedacht führe, sey daher bloss: zurücktreibende Kraft in der Berührung, — wie *Kant* diese Grundkraft aufgefasst hat.

Aber, wem fiele nicht sogleich das Willkürliche dieser Behauptung und das ganz Unzulässige eines solchen Verfahrens in das Auge! Dadurch kommen wir warlich nicht auf das Einfache, welches dem Zusammengesetzten, dem Verwirrten der Anschauung zum Grunde liegt, dass wir aus den sinnlichen Begriffen Bestimmungen, welche die Erfahrung uns immer, und in so fern als nothwendig, als wesentliche Stücke giebt, nach Belieben weglassen. Das würde nur zu verstümmelten Begriffen leiten, die der Erfahrung nicht weiter entsprächen. Und warum sonderte man denn nicht eben so gut die zweyte Erfahrungs-Bedingung: die Berührung, ab? Eine Repulsivkraft, welche in die Ferne wirkt, hätte doch als Grundkraft der Materie den grosen Vorzug, mathematische Constructionen zuzulassen, zu denen eine bloss in der Berührung wirkende zurücktreibende Kraft nicht zu führen scheint. Man würde dann wahrscheinlich auf eine Natur-Philosophie kommen, welche mit der zusammenstimmte, die *Boscovich* in seiner *Theoria philosophiae naturalis*, Wien 1763., mit vielem Scharfsinn entwickelt und durchgeführt hat. Dass dieses Werk, welches die ganze Natur aus zurückstosender, etwas über die Berührung hinauswirkender Kraft, und aus anziehender Kraft, welche beide der Materie ursprünglich beywohnen sollen, abzuleiten versucht, — während einer Zeit, als alles von dynamischer Naturansicht voll war, — unter unsern grosen philosophischen Physikern nicht einen Einzigen gefunden hat, der es aufgenommen, bearbeitet und geprüft hätte, verbreitet doch in der That über die ganze Schule der dynamischen und speculativen Physiker ein sonderbares Licht. Kannte etwa keiner derselben *Boscovichs* Werk, das für ihre Naturphilosophie eine Hauptschrift ist? oder hatte *Boscovich* dadurch, dass er sich darin als gewandter Mathematiker zeigt, den Eingang zu seinem System diesen tiefsinnigen Geistern verschlossen?

Noch ein Ausweg bliebe übrig, um *Kants* metaphysische Dynamik aufrecht zu erhalten. Man müsste den Widerstand, als erstes Grund-Datum der Materie, fallen lassen, und von der allgemeinen Anziehung, als der wahren Grund-Erfahrung der äussern Natur, ausgehn. Wenn alle Materie sich gegenseitig anzieht: so ist in zwey sich berührenden Körpern und in allen sich berührenden Theilen eines Körpers immerfort ein Bestreben vorhanden, in einander einzudringen; und nimmt man nun die Erfahrung des Widerstands zu Hülfe: so führt sie uns auf Expansivkraft, als überall da vorhanden, wo wir Widerstand sehn (die allgemeine Anziehung immer voraus gesetzt). Und damit stünde die Kantische Dynamik, wie es scheint, aufrecht. — Wie höchst misslich würde indess nicht dieser Weg seyn. Wie sollten wir jene vorgebliche Grund-Erfahrung, dass alle Materie sich gegenseitig anzieht, und stets sich zu nähern, ja gar in einander einzudringen strebt, rechtfertigen, wenn man sie uns für blossen Schein, für reine Erdichtung erklärte? Zwar ist es Resultat der feinsten physikalischen Untersuchungen, dass höchst wahrscheinlich alle Materie aus der Ferne und in der Berührung sich anzieht; aber wer wird das als Grund-Datum an die Spitze einer Naturwissenschaft stellen wollen, die nicht in Gefahr schweben soll, zu Descarts's Lehren, in das Gebiet der Träume, verwiesen zu werden? Erst muss aus der himmlischen Mechanik, und aus den dahin gehörigen Erscheinungen auf der Erde, die allgemeine Anziehung aller Materie als etwas sehr Wahrscheinliches dargethan seyn; alsdann mag man in einem Lehrgebäude der Physik die metaphysisch-dynamischen Ideen andeuten, auf welche die allgemeine Anziehung, verbunden mit dem Widerstande, wie ihn uns die Erfahrung giebt, zu führen scheint: aber nur *als Hypothese*, die nicht mehr Gültigkeit, als die Hypothese der allgemeinen Anziehung, hat. Diesen dynamischen Ideen bliebe dann aller der Nutzen, welchen *Kant* ihnen gegen die Anmasungen der Atomistik und der mechanischen Erklärungsarten (als etwas, das einzig denkbar sey) zuschreibt; auf Nothwendigkeit und auf Allgemeingültigkeit dürften sie aber eben so wenig, als diese, Anspruch machen, und es fiele die Anmuthung weg, die man in unsern Tagen so oft gehört hat, dass alles dynamisch erklärt werden müsse.

Will man sich in der Physik auf die Entwicklung von dergleichen metaphysischen Ideen einlassen: so wäre es indess sehr zu empfehlen, dass man dabey nie versäumte, die Warnung zu erneuern, welche einer der vorzüglichsten Philosophen, der Schotte *Stewart*, den Physikern im prophetischen Geiste zurief: „Was die Physiker für Entdeckungen gemacht haben, indem sie ihre Aufmerksamkeit bloss auf die sinnlichen Eigenschaften des Körpers und auf die in die Sinne fallenden Erscheinungen an denselben einschränkten, das wissen wir. Sollten sie sich in Speculationen über die Natur der Materie vertiefen, anstatt ihre sinnlichen Eigenschaften und Gesetze zu bestimmen (wozu einige von den Nachfolgern *Boscovich's* mir einen Hang zu haben scheinen): so würden sie sich in ein undurchdringliches Labyrinth verirren, und die Grundsätze der Physik würden eben so mysteriös und chimärisch werden, als die gewöhnliche Schul-Pneumatologie." Wie genau ist nicht diese Weissagung in unsern Tagen in Erfüllung gegangen! Welche Missgeburten haben wir nicht in allen Theilen der Naturwissenschaft, welche ohne Mathematik zu erreichen waren, durch den leidigen Geist der Speculation *a priori*, der in Deutschland auf eine fast unheilbare Art eingerissen ist, zum Vorschein kommen sehn! Rec. ist weit entfernt, denen beyzustimmen, welche den ehrwürdigen *Kant* als den Urheber dieses verderblichen Geistes ansehn. Sein Zweck ging gerade dahin, die Speculation in ihrer ganzen Blösse zu zeigen, und ihr für immer allen Reiz zu benehmen. Hat er vielleicht durch seine vernachlässigte und dunkle Sprache, durch seine neuen, tiefklingenden Wörter, hinter welche die

die Leerheit sich so leicht verstecken kann, und durch die Art seines Vortrags, bey der es darauf abgesehn war, Auffehn zu erregen, den ersten Anstoss gegeben: so fällt doch ihm billig der Missbrauch nicht zur Last, den Andere, die sich seiner Philosophie oder vielmehr der Aussenseite derselben bemächtigten, mit ihr und mit seiner Manier getrieben haben. Und sollte er auch, was die Physik insbesondere betrifft, sich hier und da selbst in die Speculation verirrt haben: so war das in einer Metaphysik von keinem wesentlichen Schaden, besonders bey der äussersten Vorsicht, mit der er überall für Missbrauch seiner Lehren in der Physik warnte. Wohl aber möchten zu der Verbreitung jenes Geistes der Speculation *die* Physiker auf eine nicht recht zu entschuldigende Weise beygetragen haben, die — sey es, dass die Neuheit der Sache, oder dass der Anschein von tiefer Philosophie, von Fortschreiten mit der Zeit, sie blendete — zuerst sich verführen liessen, *Kants* metaphysische Erörterungen über die Materie an die Spitze von Lehrbüchern der Physik zu stellen, und so den Lehrling gleich beym Beginnen in den Abgrund der Speculation zu versenken, statt ihn vor allen Dingen in die Welt der Anschauung einzuführen, ihn zu lehren, zu sehn, aufzufassen, einzudringen, zu verallgemeinern, und mit dem Angeschauten die Regel zusammen zu halten und die reine Erkenntniss zu verschmelzen. Wird man diesen Männern nicht einst mit Recht Mangel an Urtheil, an Philosophie, ja an wahrem Sinn für Naturforschung Schuld geben? Wäre nicht die Mathematik ein ganz unübersteigliches Bollwerk gegen Speculation und daraus entspringende Leerheit und Schwärmerey, was würde aus dem ganzen Studium der Naturlehre in Deutschland geworden seyn? Es ist in der That ein vorzüglicher Beweis von dem grossen subjectiven Nutzen, den eine ernste Beschäftigung mit dieser einzigen Wissenschaft bringt, dass an dem speculativen Taumel, der in Deutschland fast epidemisch um sich gegriffen, auch nicht Ein Naturforscher, der durch die Schule der Mathematik gegangen ist, Antheil genommen hat.

(Der Beschluss folgt.)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Schöne: *Erster Unterricht zur Uebung in der französischen Sprache für die Jugend.* 1804. 124 S. kl. 8. Mit einer kurzen Vorrede. (9 gr.)

„Liebe Kinder! Mit diesem Buche empfehle ich Ihnen ein *sehr wichtiges* und nützliches Werk, die französische Sprache auf eine *leichte* und zugleich angenehme Art zu erlernen." — *So* beginnt der Vf. die Anrede an seine jungen Leser, und in der That, dieser Anfang klingt pomphaft genug, um Misstrauen gegen die Selbstpreisung des Vfs. zu erwecken; allein Rec. gesteht gerne, dass, was die Mannichfaltigkeit und den innern Werth der dargebotenen deutschen Uebersetzungs-Aufgaben betrifft, diese Schrift keiner ihrer Vorgängerinnen nachsteht; nur Schade, dass nicht das Nämliche auch in Rücksicht ihrer Bestimmung für den *ersten* französischen Sprachunterricht gesagt werden kann, indem man nicht einmal weiss, welches Alter, welche Vorkenntnisse und Fortschritte sich der Vf. bey seinen Kindern gedacht hat. *Leicht* sind die Aufsätze, die überdiess aus grössern oder kleinern moralischen, natur- und welthistorischen, geographischen und andern Erzählungen und Anekdoten bestehen, so wenig, dass sie sogar einen Lehrer verlangen, der die französische Sprache ganz in seiner Gewalt hat, besonders da die oft sparsamen Noten sich grösstentheils auf einzelne Wörter, die der Schüler auch in dem gemeinsten Lexicon findet, einschränken und nur selten Phrasen geben. Da indessen diese Schrift durch ihren brauchbaren und interessanten Stoff ganz geeignet zu seyn scheint, jungen Leuten zugleich zu einem angenehmen Vehikel für Sprachbildung zu dienen: so erlaubt sich Rec., zum Behufe einer neuen Auflage, einige Vorschläge. Zuerst würde Rec. dem Vf. rathen, die Aufmerksamkeit der Schüler, die durch sein Buch geübt werden sollen, auf den eigenthümlichen Genius der französischen Sprache hinzuleiten. Diess möchte besonders dadurch geschehen, dass der Vf. gewisse deutsche, auf jene Sprache nicht anwendbare, Füllwörter durch Cursivschrift hervorhöbe, dagegen die aus dem Zusammenhange erklärbare, aber Vielen oft kaum dunkel erscheinende, wahre Bedeutung anderer schwieriger Ausdrücke, z. B. *noch*, *doch*, *auch*, *auchnicht*, *nur*, u. dgl., in Klammern eingeschlossen anzeigte. In den Noten könnte die nöthige Rücksicht auf die schwersten und seltensten Wörter und Redensarten genommen werden; desto sorgfältiger jedoch müssten Belehrungen über französischen Periodenbau, und (was bisher immer noch mit grossem Unrechte vernachlässigt wird) französ. Interpunction ertheilt werden, wobey Rec. noch rathen wollte, diejenigen deutschen Sätze, welche im Französischen mit Participien oder Gerundien darzustellen sind, im Texte gleichfalls durch Cursivschrift bemerklich zu machen. *So* ausgestattet müsste die vorliegende Schrift dem Zwecke ihres materialen Charakters gewiss entsprechen, und zugleich auch denjenigen bedauernswürdigen Sprachfreunden gute und willkommene Dienste leisten, die (wie es, leider! jetzt nur zu häufig der Fall ist, und bey der trostlosen Beschaffenheit gewisser theoretisch-praktischer Grammatiken immer mehr werden muss) entweder gar keine grammatische Cultur, oder (was noch schlimmer ist) eine sehr einseitige, mangelhafte und fehlervolle empfingen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. April 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig u. Rostock, in d. Stiller. Buchh.: *Ueber Naturphilosophie.* Von D. *G. F. Link* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 95. abgebrochenen Recension.*)

Rec. ist über die metaphysische Dynamik in ein so tiefes Detail hineingegangen (und sie verdiente es, da aus ihr die speculative Physik und Medicin hervorgegangen sind, und da die Ansicht des Rec. von ihr wenigstens neu und folgenreich ist), dass er, um die Gränzen einer Recension nicht allzuweit zu überschreiten, das Folgende nur leicht berühren darf. Bevor er jedoch diese Materie verläst, hebt er noch eine Stelle heraus, welche beweist, wie nahe Hn. *Link* jene Ansicht lag, die in dem Rec. selbst durch diese Schrift erst wieder recht lebendig wurde. „Wer das Kennzeichen der Materie, den Widerstand, allein heraushebt, sagt Hr. *L.*, und ihn als die Grundeigenschaft der Materie ansieht, von welcher alle andere abzuleiten sind, verfällt in den schon oft gerügten Fehler der Einseitigkeit. Wenn es ihm auch gelänge, alles aus den verschiednen Graden der beiden ursprünglichen Kräfte herzuleiten, oder vielmehr für jede Erscheinung den entsprechenden Grad zu finden: so würde dieses einseitige System doch höchstens nur die Erfahrung begleiten, ohne sie zu bestimmen. *Kant* hat dieses auch nie gewollt; er schreibt seiner Dynamik in Rücksicht der Ableitung aller Erscheinungen nur ein negatives Verdienst zu. Ueberhaupt dürfen die ursprünglichen Kräfte nie zur Erklärung der Erscheinung angewandt werden. Denn woran könnten wir wohl erkennen, dass etwas eine ursprüngliche Kraft sey? — — Es bleibt die Aufgabe, unaufhörlich in der Natur zu forschen, immer weiter zu dringen, und wir haben nicht den geringsten Grund, uns irgendwo Gränzen durch ursprüngliche Kräfte zu setzen, die vielmehr in einer unendlichen Ferne liegen. Was aus dem Widerstande der Materie überhaupt hergeleitet wird, mag einer zurückstossenden Kraft zugeschrieben werden, aber nur, weil diese aus jenem gefolgert ist; und in der empirischen Physik sollte auch nie von dieser zurückstossenden Kraft, sondern nur vom Widerstande die Rede seyn. Der Astronom erforscht die Gesetze, nach welchen sich die Himmelskörper bewegen, unbekümmert um ihre Ursache, und allgemeine Gravitation ist ihm nur ein mathematischer Ausdruck, bis ihm der Atomistiker die Voraussetzung einer Theorie annimt, welche sich auf ursprünglich feste Theilchen und deren Impulsion gründet. Dann erst kann er zeigen, dass die Vernunft eine solche Theorie keineswegs nothwendig findet. Es ist auffallend, wie man jetzt in Deutschland mit den dynamischen Erklärungsarten spielt, eben so als es sonst mit den atomistischen geschah."

Zu solchen Spielereyen würde besonders auch die *chemische Durchdringung* (dieses Wunderwerk, vermöge dessen, wie manche wähnen, zwey Materien zugleich an einem und demselben Orte seyn können) reichlichen Stoff gegeben haben, wären die Chemiker nicht zu sehr gewöhnt, zu versuchen, und nicht statt dessen zu grübeln. Dass diese Idee in der Naturlehre nur als Norm dienen darf, da eine Durchdringung sich in der Erfahrung nicht erkennen läst, und wir also unserer Forschung willkürliche Gränzen setzen würden, wenn wir sie irgendwo als wirklich annehmen wollten; darin stimmt Rec. Hn. *L.* völlig bey. Was das scheinbar sich Widersprechende in dieser Idee betrifft, so löst Rec. es sich folgendermassen auf: Wer behauptet, dass zwey Materien *A* und *B*, die sich durchdringen, beide Einen Raum zugleich erfüllen, fällt aus der Idee heraus, springt aus dem Dynamischen in das Atomistische über, und verwickelt sich eben dadurch in den Widerspruch. Haben beide Materien sich durchdrungen: so ist in dem Raum, den sie nun einnehmen, nirgendswo *A* und *B*, sondern überall ein neues System von Grundkräften *C* vorhanden; und wer noch nach *A* und *B* frägt, zeigt eben dadurch, dass er nicht in der Idee ist. Alles Bildliche fällt hierbey weg, und gerade dieses ist es, was die entgegengesetzte Vorstellung so anlockend macht. Und „warum sollte man nicht manches (frägt Hr. *L.* mit Recht) aus der Gestalt der kleinen Theilchen erklären, und Hypothesen, welche solches leisten, zulässig finden, da die festen Körper offenbar aus kleinern bestimmt geformten Theilchen bestehn? Nur darf man nicht an Atome in der eigentlichen Bedeutung denken, und die Theilchen, auf die man sich bey einer Erklärung beruft, müssen wenigstens möglicher Weise in der Erfahrung vorkommen können."

Bey den drey Grundgesetzen der *Mechanik* weicht Hr. *L.* bedeutend von *Kant* ab, theils was die Beweise derselben, theils was die Gränzen ihrer Gültigkeit betrifft, und auch hier ist Rec. mit ihm völlig einverstanden. Er würde diesen Theil der Erörterung für den belehrendsten halten, wäre der Vortrag des Vfs. nicht überall fast gleich befriedigend.

Bey dem Kantischen Beweise des Gesetzes der *Beharrlichkeit* (bey allen Veränderungen in der körperlichen Natur bleibt die Quantität der Materie im Ganzen unverändert) wird Ein Merkmal der Materie, die Beweglichkeit, als Grundeigenschaft, welche das

Ganze erschöpft, angenommen; aus diesem Grunde billigt Hr. *L.* ihn nicht. Er leitet die Nothwendigkeit dieses Gesetzes daher, weil nichts uns Gewissheit geben könnte, dass in irgend einem Fall Materie wirklich, und nicht bloss scheinbar, für unsre Wahrnehmung, untergegangen oder entstanden wäre; und weil folglich von dem Gegentheil jenes Gesetzes keine Erfahrung statt finden könne; in der Physik aber nur solche Behauptungen gelten, deren Beweise sich durch Erfahrung als möglich denken lassen. — Für das Gesetz der *Gegenwirkung* (in aller Mittheilung der Bewegung sind Wirkung und Gegenwirkung sich jederzeit gleich), giebt *Kant* einen Beweis, der jedem als sonderbar aufgefallen ist; Hr. *L.* findet den Grund dieser Sonderbarkeit darin, dass *Kant* dem relativen Raume Trägheit zuschreibt, die doch nur der Materie zukommen kann. Die Begriffe, welche wir uns in der Mechanik von der Grösse der Bewegung, von der Mittheilung der Bewegung und von den Gesetzen machen, wonach sie im Stosse erfolgt (also auch von dem Gesetze der Gegenwirkung), sind nichts als die einfachsten mathematischen Normen, und nur in so weit nicht willkürlich, als sie von der ersten Eigenschaft der Materie der Beweglichkeit genommen werden. Ihnen kann die Erfahrung nirgends genau entsprechen, weil in der Materie noch mehr als Beweglichkeit ist; sie kann sich ihnen nur nähern; deshalb dienen uns jene Gesetze auch bloss als Mass, als Norm, von denen wir ausgehn, wenn wir die Wirkungen der Körper auf einander bestimmen und berechnen wollen. In der Erfahrung ist in diesen Wirkungen immer noch mehr im Spiel, welches jene einfachen Gesetze ändert, z. B. Elasticität, und in dem lebenden Körper selbst Reize, deren Wirkungen nicht auf Masse und Geschwindigkeit beruht, und die ihn von innen in Bewegung setzen und dadurch jene Wirkungen vermehren oder vermindern. Dessen ungeachtet müssen wir die Erklärung der Erscheinungen nach den einfachsten Gesetzen so weit treiben, als es die Erfahrung zulässt, um Irrthum zu vermeiden. Dieses ist die Art, wie Hr. *L.* das berühmte Gesetz der Gegenwirkung und die verwandten mechanischen Gesetze rechtfertigt. „Die Einseitigkeit (bemerkt er an einem andern Orte), welche wir allen Theorieen vorgeworfen haben, die durch Absonderung einer Eigenschaft der Körper entstanden sind, trifft die Mechanik nicht, weil sie nur zur Bestimmung einer solchen abgesonderten Eigenschaft, der Bewegung, angewendet wird. Es ist nicht das Ganze, welches sie zu ordnen, oder gar abzuleiten und zu construiren unternimmt; es ist nur die Bewegung, deren Bestimmung und Berechnung sie zum Gegenstande hat. Unter dieser vorsichtigen Behandlung darf man sich ihrer mit der Sicherheit bedienen, welche von einer mathematischen Wissenschaft verlangt wird." — *Kant* hat der Materie, weil sie dem Gesetze der *Trägheit* [besser des Beharrungsvermögens] unterworfen ist, *Leblosigkeit* zugeschrieben; nach Hn. *L.* mit Unrecht. Leblose Körper sind die, welche im Stoss die Grösse der Bewegung nicht verändern, sich also nicht von innen zur Bewegung bestimmen, sich bloss leidend verhalten. Das Gesetz der Trägheit gilt aber auch für lebendige Körper: „denn sey es durch Gefühl, durch Begehren oder auf eine andere Art, dass sie sich von innen zur Bewegung oder Ruhe bestimmen: so müssen wir doch immer eine äussere Ursache annehmen, wodurch das Empfindungs- oder Begehrungsvermögen in Thätigkeit gesetzt wird; eine Abwesenheit derselben würde auf Freyheit zurück führen, welche noch mehr als blosses Leben ist, und auf keine Weise nothwendig damit verknüpft zu seyn braucht."

Es giebt noch einige Sätze in der Naturkunde, ausser den hier verhandelten, welche nicht empirischen Ursprungs sind: die *teleologischen*. Mit interessanten Bemerkungen über sie, grösstentheils nach *Kant*, und über das Verfahren der *Naturbeschreibung* beschliesst Hr. *L.* den *zweyten* Abschnitt seiner Schrift. „Wir dürfen, sagt er unter andern, es nicht vergessen, dass aus der Schule der Teleologie die eifrigsten Beobachter der Natur hervorgegangen sind, und dass wir ihnen die wichtigsten Entdeckungen und Beobachtungen verdanken. Sie begeisterte den grossen *Linné*, und er verbreitete seinen Enthusiasmus auf das ganze cultivirte Europa. Auch giebt es keinen reinern; den Geist mehr stärkenden und erhebenden Genuss, als die Erforschung der Natur in dieser Rücksicht. Sie stellt sich uns dann als ein Kunstwerk dar, in dessen Theilen die Vernunft mit Bewunderung die vollkommenste Harmonie erkennt, dessen Schöpfung ihr aber unerforschlich bleibt, wie ihr sogar die Schöpfung jener matten Copieen der Natur, die dichterischen Phantasieen unerforschlich sind."

Die aus eigner, innerer, lebendiger Anschauung geschöpfte Schilderung wahrer Naturforschung, welche Rec. weiter oben ausgehoben hat, bereitet den Leser auf eine würdige Art zu den lehrreichen Ideen vor, welche der *dritte* Abschnitt enthält. „Soll es also eine Naturkunde geben, heisst es hier, so müssen wir folgenden Satz an die Spitze derselben stellen: Man darf in der Naturkunde nichts annehmen, was nicht ein Gegenstand der Erfahrung ist, oder doch werden kann. Alle Voraussetzungen, wodurch wir die Lücken unserer Kenntnisse ausfüllen und die Erscheinungen geschickt zu einer Uebersicht bringen, sind nur dann gültig, wenn sie als solche können erkannt werden. Und wenn wir ungewiss sind, welche Voraussetzungen die Naturkunde zulässt: so dürfen wir nur das Angenommene setzen, als wirklich gegeben, und dann fragen: woran erkennen wir, dass es als ein solches gegeben ist." So einfach dieser Grundsatz, so leicht anzuwenden dieses Kriterium ist, so folgenreich und weitgreifend sind beide. Die kritischen Bemerkungen über einzelne Materien der Physik, welche Hr. *L.* ihnen beyfügt, zeigen dieses auf eine ausgezeichnete Weise, und enthalten auf wenig Seiten mehr wahre Naturphilosophie, als vielleicht alles, was in Deutschland unter diesem pomphaften Titel sonst noch erschienen ist.

Dass

Dass eine Kraft eine ursprüngliche sey, dass kleine Theilchen eines Körpers die kleinst möglichen (Atome) seyen, lässt sich in der Erfahrung auf keine Art erkennen; eben so wenig ist eine Kraft, als solche, fähig, angeschaut zu werden. Irgend eine Kraft in der Natur für eine ursprüngliche zu nehmen, ist daher unerlaubt; nicht minder unzulässig ist die Annahme von Atomen; und Kraft darf in der Naturkunde nur ein Ausdruck seyn, wodurch eine Klasse von Erscheinungen so bezeichnet wird, wie sie beständig, unter allen Hindernissen und Aenderungen, vorkommen, und nichts mehr. Nimmt man Atome an, so muss Festigkeit als die Grundeigenschaft der Materie angesehen werden. Dass diess indess höchst wahrscheinlich Irrthum sey, dass vielmehr alle Materie im Innern flüssig, an den Oberflächen dagegen (wo Ungleichförmigkeit der Berührung ist) nicht-flüssig ist; und dass das, was wir Festigkeit nennen, bloss Schein ist, der daraus entspringt, dass feste Körper aus lauter äusserst dünnen sich durchkreuzenden und von einander entfernten Blättern und Fasern bestehn; diess führt Hr. *L.* mit vielem Scharfsinn aus, und man muss gestehn, dass diese seine so einfache Theorie der Festigkeit sehr einnehmend ist. Wie vortrefflich sie mit den Adhäsionsversuchen des Grafen *von Rumford* übereinstimmt, und wie diese Versuche aus ihr ihre wahre Erklärung erhalten, werden Naturforscher aus dem diessjährigen Februarhefte von *Gilberts Annalen der Physik* schon mit Vergnügen bemerkt haben. Hr. *L.* hatte diese Ideen zuerst in den *Annales de Chimie* vorgetragen, und daraus wurden sie in des Hn. *v. Crell's chemischen Annalen* übersetzt. „Der Uebersetzer fragt in einer Anmerkung: Sind aber nicht diese Blättchen schon feste Körper? Ich erschrack, als ich dieses las. Also hatte mich nicht einmal der Uebersetzer, der jedes Wort übertragen musste, verstanden!" Ueberraschend war dem Rec. der Unterschied, den Hr. *L.* zwischen Strahlung und elastischer Fortbewegung in einer Sphäre macht, und es scheint ihm, dass dieses einer weitern Erörterung werth wäre. — Von den folgenden Bemerkungen werden einige Stellen, welche Rec. heraushebt, dem Leser einen richtigen Begriff geben: „Wir müssen, so weit es uns möglich ist, das Gebiet der *todten Natur* ausdehnen; es ist das einfache, der mathematischen Bestimmung am meisten fähige Gebiet. Man darf auf die todte Natur nicht verächtlich herabsehn, wie dieses in neuern Zeiten geschehen ist, besonders von den neuern Philosophen, welche durch Verachtung oft den Mangel an Gründlichkeit zu verbergen suchen. Das Unendliche liegt dem unaufhörlich und immer sich gleich Wirkenden zum Grunde, und das Erhabene herrscht hier, wo die Natur eine unerschöpfliche Fülle zeigt. Man könnte sagen, das Todte sey der Ernst, das Lebende nur das Spiel der Natur." — „Vielleicht ist man glücklicher in der Erklärung der Erscheinungen des kranken Körpers, wenn man die Asthenie nicht, wie einst Franklin die negative Electricität, für Mangel der Erregung, sondern für eine entgegengesetzte Erregung ansieht, so wie man jetzt, zweyerley electrische Materien annimmt, und dadurch grosse Fortschritte in der Theorie dieser Materien gemacht hat." — „In ihrer Anwendung ist die neuere Philosophie nur das erweiterte Gesetz der Polarität, welches, wie alle ähnlichen einseitigen Gesetze, vieles erklärt, und daher den Schein giebt, als erkläre es alles. Wo die Polarität hervorsticht, wird es sehr nützlich seyn können; schädlich, wo man es gezwungen auf das Ganze anwenden will." „Der Naturforscher, der die Erfahrung als die Quelle aller unserer Kenntnisse in der Naturkunde ansieht, muss die Mannichfaltigkeit der Natur selbst als das Aeusserste ansehn, was er erreichen kann; sie liegt in der Natur allen Erscheinungen zum Grunde. Für den Geist des Individuums mag es ein Bedürfniss seyn, Alles auf die Einheit zu bringen; er mag dieses Bedürfniss befriedigen, so weit es ohne eine Entstellung der Natur geschehen kann. Wir haben den Weg gezeigt, wie diese Vereinigung möglich ist. Aber das erhabene Ganze erhält seine Würde nur durch die unendliche, unerschöpfliche Mannigfaltigkeit." So schliesst dieses Werk, und so mag auch die Recension beschliessen, welche nur für den Umfang, nicht für den Werth und die Wichtigkeit dieser klassischen Schrift zu lang seyn dürfte.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Schöne: *Neue Rechtschreibung nach der deutschen Mundart.* 1804. X u. 229 S. 8. (18 gr.)

Dass *Philipp von Zesen* noch immer seine Schüler hat, welche ihn an orthographischem Unsinne, wenn es anders erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen, noch übertreffen, das zeugt diese Schrift. Um dem Leser einen Vorschmack der köstlichen Speise zu geben, setzt Rec. eine diplomatisch genaue Abschrift von dem Anfange der Vorrede hierher: „Schohn seit elf Jären ferwende ich di Schtunden, di mihr fon Beruhfs-Geschäften übrig bleiben, auf das Studium där teutschen Rechtschreibung, one das ich fon Anfang di beschtimm'te Absicht gehab't hätte, meine Arbeit öffentlich bekannt zu machchen. Ich woll'te bloss fersuchen, ob ich meiner Mutterschprache, di mihr sehr am Herzen lig't, nicht dän Dihnst erweisen könn'te, ire Rechtschreibung fon där Menge ganz unzweckmässiger Regeln, und fon där ungeheuren Anzahl fon Ausnamen, wodurch däm Läse- und Schreibe-Schüler eine so unerträgliche Last aufgebürdet wird, zu befreien, ihr das Wilkürliche und Schwankende zu benämen, und sie auf so wenige, auf so einfache, und auf so feste und beschtändige Regeln und Grundsätze zurück zu füren, das gahr keine, oder doch nuhr äusserst wenige Ausnahmen Schtat finden, welche zu fassen und zu behalten, däm Ler'linge keine sonderliche Mühe machchen kann." — Es würde wahrer Zeit- und Papierverderb seyn, wenn Rec. alles das Unhaltbare und Folgenwidrige aufdecken wollte, was in diesem Buche liegt; nur über den Hauptgrundsatz, worauf der Vf. sein Lehrgebäude gestützt hat, sey es er-

erlaubt, einige Worte zu sagen. Der Vf. äussert sich nämlich S. 3. also: „Je mer ich indessen über meinen Gägenschtand nachdachte, desto fester ward ich fon där Unumschtöslichkeit des Grundsatzes überzeugt, auf welchen ich mein ganzes Sistehm där teutschen Rechtschreibung baue, und diser ist: *so zu schreiben, wi man schpricht.* Das Schprechchen ferschtehe ich aber nahch där algemeinen Schprache där Gelèr'ten, oder so genannten Bücherschprache, nicht aber nahch där einen oder där andern Prowinzial-Schprechahrt." — Allerdings liegt der Satz: *schreib, wie du sprichst*, bey der Orthographie einer jeden Sprache zum Grunde, in so fern er auf der Natur des Schreibens, als einer Nachahmung des Sprechens, beruht, und deswegen gingen auch unsere besten deutschen Sprachlehrer, z. B. *Adelung*, in der Orthographie von jenem Grundsatze aus; allein da sie in das Wesen derselben tiefer, als unser Vf., eindrangen: so beschränkten sie jenen Grundsatz, und vermieden die närrischen Grillen, von denen das gegenwärtige Buch einen Beleg giebt. Bedachte denn der Vf. gar nicht, wie verschieden, wie schwankend die Aussprache selbst *där Gelèr'ten* ist? müssen nicht, bey der Armuth unserer Schriftzeichen, *verschiedene* Laute mit *eben denselben* Schriftzeichen dargestellt werden? Hat sich der Vf. nicht selbst diesem Gesetze unterwerfen müssen? Welche verschiedenen Laute drückt nicht in der oben angeführten Stelle: *Je mer ich indessen* u. s. w. das Schriftzeichen *e* aus! Noch mehr: bezeichnet nicht auch der Vf. nach seinem Systeme *einen und ebendenselben* Laut mit *verschiedenen Buchstaben*? So schreibt er z. B. *stirb* und *zirp*, *Schälle* und *Schelle* u. s. w. Will er antworten, dass seine Sprachwerkzeuge auch hier den Unterschied der Laute hörbar machen werden: so bekennt Rec., dass er noch nicht so glücklich gewesen ist, auch bey der gebildetsten Aussprache einen merklichen Unterschied des *b* und *p* am Ende nach einem *r*, ingleichen des *ä* und tiefen *e* zu entdecken. Kurz die Aussprache *allein* kann nicht zur Führerin der Orthographie dienen. Wenn diess aber wahr ist, wie es nicht geläugnet werden kann: so werden noch manche Regeln nothwendig seyn, um die Fälle genauer zu bestimmen, in welchen *Abstammung*, *Ableitung* u. s. w. entscheiden müssen. Durch diese Regeln aber wird eine weit *leichtere Einheit* und *Uebereinstimmung* bewirkt, als durch die völlig ungewisse und schwankende Aussprache, welche der Vf. bey seinem Systeme zum Grunde gelegt hat. Diess zeigt auch die Erfahrung. Denn ist, bey manchen Abweichungen einzelner Schriftsteller, nicht grössere Uebereinstimmung in unserer herrschenden Orthographie, als in den Systemen unserer Neuerer von *Philipp von Zesen* und *Samuel Butschky* an bis auf den ungenannten Vf., ungeachtet sie alle von der Aussprache ausgingen? Wozu denn nun aber dergleichen Neuerungen, nachdem so viele Beyspiele ihre Unnützlichkeit bewiesen haben?

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Koblenz*, in d. Lassaulx. Druckerey: *Elemente des Systems der neuen Masse*, nebst einer *Anleitung zur Decimalrechnung*. Nach dem Franz. des Bürgers *Aubry*. Jahr 7. 3 Bog. Text 8. und 3 halbe Bog. Tabellen. (6 gr.) — Auf diesen wenigen Blättern findet man das neue französ. Masssystem nicht allein nach seinen Ober- und Unterabtheilungen, sondern auch mit den alten französischen und Koblenzer verglichen. Der Vf. bemerkt, dass sich die Namen der neuern Masse auf sechszehn zurückführen lassen; nämlich fünf Stammwörter der ersten Klasse, drey Stammwörter der zweyten Klasse, und acht abgeleitete; genau genommen, zählt man deren zwar neunzehn: aber da die drey letzten nicht zum täglichen Gebrauche dienen, so werden sie nur einfach angezeigt. Die fünf Stammwörter der ersten Klasse sind: der Mono oder die Grund-Einheit (obgleich von jenem Ausdruck im Decrete selbst nichts vorkommt: so hält ihn doch der Vf. für unentbehrlich), der Deca, der Hecto, der Kilo und der Myria. Die drey Stammwörter der zweyten Klasse sind: der Deci, der Centi und der Milli. In Rücksicht der acht abgeleiteten Worte bemerkt der Vf., dass, strenge genommen, deren sechszehn seyn sollten, weil fast jedes der vorhergehenden Stammwörter von der Art ist, dass auch seine Hälfte und Verdoppelung dargestellt werden kann; indess trifft dieses eigentlich nur den Kilo, den Hecto, den Deca, den Mono und den Deci, ja sogar der Kilo lässt sich nicht verdoppeln, und der Deci nicht halbiren; auf solche Art erhielte man 1) den Demi-Kilo, der den fünfhundertfachen Werth des Mono anzeigt, wozu der Vf. den abgekürzten Namen Mikilo oder selbst Milo vorschlägt; 2) den doppelten Hecto, den man durch Bi-Hecto ausdrücken könnte; 3) den Demi Hecto oder Mi Hecto. Um indessen nicht durch Zusammenziehung Becto, Hecto und Mecto nach und nach zu bekommen, deren Gleichlaut zu Verwechselungen Anlass geben könnte, schlägt der Vf. vor, den ersten Becton, den zweyten Hecto und den dritten Mectin zu nennen; 4) den doppelten Deca, verkürzt: Bi Deca oder Bican; 5) den halben Deca, abgekürzt: Mi Deca oder Mical; 6) den doppelten Mono, abgek. Bi Mono oder Bimon; 7) den halben Mono, abgek. Mi Mono oder Mimat; 8) den doppelten Deci, abgek. Bi Deci oder Bici. Es werden nun auch die fünf Geschlechtswörter erklärt: Meter, Are, Stere, Litre, Grave, welches letztere sich eigentlich nicht im Decrete befindet und mit Kilogramme (von der neuen Gewichts-Einheit Gramme, die auch in der Gewichtstafel richtig aufgenommen ist) gleichbedeutend ist. Von den Tafeln enthält die erste die Längen-, die zweyte die Capacitätsmasse, und die dritte die Gewichte. Für manche Leser ist auch eine Erläuterung zur Verständlichkeit der Decimalbrüche beygefügt worden. Von Münz- und Zeit-Eintheilung ist gar nichts erwähnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. April 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Schöll: *Essai sur la Géographie des Plantes*, accompagné d'un tableau physique des régions équinoxiales, fondé sur des mesures exécutées, depuis le dixième degré de latitude boréale jusqu' au dixième degré de latitude australe, pendant les années 1799—1803. Par *Alex. de Humboldt* et *A. Bonpland*. Avec une planche. 1807. 155 S. folio.

Die Gegenstände, welche Hr. *v. H.* in diesem Werke vorträgt, beschäftigten ihn schon seit vielen Jahren. Bey seiner grossen Aufmerksamkeit auf das ganze Gebiet der Natur mussten ihm die Verhältnisse des Bodens, der Gebirgshöhen, der Temperatur zu bestimmten Pflanzenfamilien nothwendig auffallen. Er sammelte mit unübertrefflichem Eifer, besonders auf seiner grossen amerikanischen Reise, alle Thatsachen, welche zur Gründung einer Geographie der Pflanzen dienen, und brachte sie unter allgemeine Gesichtspunkte, die man hier aufgestellt findet. Diese Kenntniss von dem Standorte der Gewächse fordert in der That eine so seltene Verbindung anderweitiger Kenntnisse, wie man sie, ausser dem Vf., nur bey wenigen Gelehrten antreffen wird. Die Geographie der Pflanzen greift auf der einen Seite in die Geognosie und Mineralogie eben so sehr ein, als sie von der Naturlehre und Chemie Thatsachen entlehnen muss. Sie verbindet sich auf der andern Seite mit der Geschichte des menschlichen Geschlechts, um die Wanderungen der Pflanzen zu erklären, und mit der systematischen Anordnung der Gewächse, um die Arten gehörig unterscheiden zu können. Um diese Kenntniss, die auf den Anbau der Pflanzen einen unläugbaren Einfluss hat, zu gründen, muss man aber sehr reich an Thatsachen seyn, die man nicht, oder höchst sparsam, in Büchern findet, und die nur ein so gelehrter und kenntnissreicher Reisender auffassen und sammeln konnte.

In der That ist dieses Werk der offenbarste Beweis von der seltensten und glücklichsten Verbindung grosser Talente und umfassender Kenntnisse mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Charakters. Die grossen Ansichten der Natur, die tiefen Kenntnisse der Naturlehre und des Alterthums reissen eben so sehr zur Bewunderung hin, als die ungeheuchelte Bescheidenheit des Vfs., die nicht blos einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren lässt und das eigene Verdienst so gering anschlägt als möglich, sondern sogar im Urtheile über manches fremde Product eher zu viel Güte als Strenge zeigt. Zu diesem allen kommt eine Schreibart, die sich eben so sehr durch Reinheit, als durch angemessenen Schmuck empfiehlt; eine Sprache, die man kaum reiner und schöner in den klassischen Werken der Franzosen finden wird. Um so mehr wundert man sich, wie ein so feiner Kenner der guten Schreibart sich durch seine Neigung, seinen Bekannten etwas Verbindliches zu sagen, bestechen lassen konnte, auch *Ramond* in dieser Rücksicht zu loben.

Um den Lesern nur einigen Begriff von den herrlichen Ansichten zu geben, welche die Abhandlung über die Geographie der Pflanzen enthält, bemerken wir, dass Hr. *v. H.* von dem vereinzelten oder geselligen Leben der Gewächse ausgeht. In gemässigten Erdstrichen scheinen die Moose und andere unvollkommene Gewächse am meisten in Gesellschaft zu leben; die Conferven und das *Sphagnum* bilden unsere Torfmoore; aber auch zwischen den Wendekreisen kommen in gewissen Höhen der amerikanischen Gebirge *Brathys*, *Escallonia* und *Tourretia* vor, auf den Ebenen, die den Amazonenfluss begränzen, findet man *Croton argiateus*, *Bougainvillea* und *Godoya* in Haufen. Auch die Bambusen und Heliconien wachsen in Neu-Granada in Gesellschaft, doch nie in solcher Ausdehnung, als in gemässigten Erdstrichen.

Dann untersucht der Vf., welche Pflanzen am weitesten auf der Erde verbreitet, und welche gewissen Ländern oder Erdstrichen eigen, aus denselben sich über andere ausgedehnt haben. Die Keime unvollkommener Organismen, der Moose und Flechten vorzüglich, kommen wahrscheinlich in allen Breiten auf gleiche Weise fort: so *Polytrichum commune*, *Dicranum scoparium (Sphagnum palustre L.)* und *Lichen limitatus Scop. (Lecidea parasama Achar.)*. In der That giebt es zwischen den Wendekreisen nicht weniger Moose, als in höhern Breiten: besonders in Süd-Amerika am Magdalenenflusse. (Man weiss ja schon, welche reiche Aernte *Swartz* aus Jamaika und den übrigen Antillen mitgebracht hat.) Unter den vollkommenern Pflanzen giebt es keine einzige, die überall verbreitet wäre. Mit Unrecht hat man diess vom Nachtschatten, der Erdbeere, dem Sellerie und dem Hünerdarm *(Alsine media L.)* behauptet. Der Vf.

Vf. glaubt, dass die Menschen vielmehr die Samen überall hingebracht haben, wo diese Pflanzen wachsen. Ihm selbst fiel zwar auf den Andes eine Pflanze auf, die mit unserer Erdbeere die gröſste Aehnlichkeit hatte; aber da er sie nicht in Blüthe sah: so wagt er auch nichts darüber zu bestimmen.. Um über die Wanderungen der Pflanzen zu entscheiden, müsste man die uralten Denkmäler der Natur in Steinen und Erzen studiren, wo man in kältern Zonen Ueberreste der tropischen Vegetation findet, welche unerklärbar in ihrem Ursprunge sind, wenn man nicht voraussetzt, dass die Gewalt der Sonnenstrahlen sich, vielleicht in Jahrtausenden, ändere, und dass ehedem die den Polen benachbarten Gegenden eben so stark erwärmt worden seyn, als gegenwärtig der Erdgürtel zwischen den Wendekreisen. [Eine Hypothese, in deren Prüfung wir uns hier zwar nicht einlassen können, die uns aber eben so wenig nothwendig scheint, als die Annahme von der erst beym Untergang der Ur-Vegetation entstandenen Schiefe der Ekliptik. Wir wären begierig, Hn. *v. H.* Urtheil über *Wrede's* treffliche geologische Schrift zu lesen, die uns über das grosse Räthsel ein wirklich auffallendes Licht zu verbreiten scheint.] .. Durch den Anbau und durch Menschen überhaupt sind manche Pflanzen so gemein worden, dass man jetzt ihr wahres Vaterland nicht mehr weiss. So versichert der Vf., dass weder Kartoffeln noch *Chenopodium Quinoa* irgendwo wild in Amerika gefunden werden. Eben so wenig, sagt er, wissen wir, wo unsere Getreidearten wild wachsen, und wo das eigentliche Vaterland der Fruchtbäume ist. Denn, dass jene sowohl als diese im nördlichen Persien wild gefunden seyn sollen, beweiset nur das hohe Alter ihres Anbaus. [Dagegen wird Hr. *v. H.* erlauben, zu bemerken, dass man doch in Deutschland und Italien, wo seit Jahrtausenden Getreide gebaut wird, niemals ein Zeugniss finden wird, wo, entfernt von allen menschlichen Wohnungen, in Wäldern und auf Wiesen Gerste, Waizen und Rocken haufenweise und alljährlich wild gefunden worden. Aber vom Sommerwaizen versichert *Strabo* (15, 1017.), dass er in der nusikanischen Provinz (im nordlichen Indien), von der Gerste (*antiquissimum frumentum Plin.* 18, 7.) *Moses von Chorene* (*geogr. armen.* p. 360.), dass sie am Araxes (Kur) in Georgien, und *Marco Polo* (*Ramusio*, 2, f. 10. a.) dass sie in Balascham im nordlichen Indien wild wachse. Vom Dinkel bezeugt *Andr. Michaux* (*Lamarck encycl.* 2, 560.), dass er ihn in Hamadan wild gefunden habe. Rec. frägt: warum vereinigen sich alle Nachrichten von dem Vaterlande unserer Getreidearten auf das nördliche Persien und Indien? Ist diess nicht, nach allen Nachrichten, die Wiege des menschlichen Geschlechts, und setzen nicht *Herder* und *Hartmann* mit Recht das Mosaische Paradies nach Kaschmire? Was die Fruchtbäume betrifft: so nimmt Hr. *v. H.* die Einführung des Kirschbaums durch Lucullus mit *Plinius* in zu weiter Ausdehnung an. *Theophrast* beschreibt ihn schon (*hist.* 3, 13.), und er sowohl, als auch der Pflaumen-, Apfel- und Birnbaum wachsen zuverlässig im gröſsten Theil von Europa wild. Darum ist die Schilderung des alten Galliens in *St. Pierre's* Arcadien in dieser Hinsicht eben so wahr als schön. Glaubt man doch gewöhnlich nicht zu wissen, wo die Centifolie wild wächst! Aber *Herodot* (8, 138.) und *Theophrast* (*hist.* 6, 6.) geben ihr Philippi in Macedonien als Vaterland, und *Marschall von Bieberstein* fand sie in Schirwan wild (Beschreib. der Länder am Kaukasus, S. 78.].

Der geistreiche Vf. wendet sich nun zur Betrachtung des Gesammt-Eindrucks, den der Anblick der Gewächse in verschiedenen Klimaten hervorbringt. Er nennt diess die Physiognomie der Gewächse, theilt darnach die Pflanzen in 15 Familien, und meint, dass sich diese, mehr in malerischer Rücksicht betrachtet, durchaus von den Familien unterscheiden, welche der wissenschaftliche Pflanzenkenner aufstellt. Rec. ist nicht dieser Meinung. Theils vermisst er unter diesen physiognomischen Familien die *Compositas*, *Cynarocephalas* und *Corymbiferas*, die *Umbelliferas*, *Proteas*, *Labiatas*, *Siliquosas*, *Leguminosas*, *Cucurbitaceas*, *Rosaceas*, *Tricoceas* und so viele andere, deren Physiognomie eben so ausgezeichnet ist, als die, welche der Vf. aufstellt; theils kann man nicht zugeben, dass das Malerische des Anblicks so gänzlich von den wissenschaftlichen Unterscheidungen getrennt sey. Wenn das Ideal jedes Systems die möglichste Annäherung an die natürliche Ordnung ist, und wenn sich natürliche Gattungen und Familien durch den Gesammt-Eindruck zu erkennen geben: so verbindet sich hier offenbar das Malerische mit dem Wissenschaftlichen. Erkennt man nicht auf den ersten Anblick die Verwandtschaft von *Rubia* und *Galium*, von *Thymus* und *Melissa*, von *Alyssum* und *Thlaspi*, von *Vaccinium* und *Andromeda*, von *Dolichos* und *Phaseolus*? .. Der Vf. schliesst diesen Aufsatz mit einer sehr schönen Schilderung der herrlichen Vegetation zwischen den Wendekreisen, die den Rec. lebhaft an so manches treffliche Gemälde in *St. Pierre's* Schriften erinnert. Doch hätte man hier ganz vorzüglich eine Angabe der geographischen Verbreitung dieser Familien erwartet, wie sie *Treviranus* in seiner Biologie versucht hat. Hier wäre der Ort gewesen, aus einander zu setzen, welche Formen und in welchen Ländern oder Klimaten sie vorherrschen; was z. B. die magellanische Flor auszeichnet; wie in Sibirien die *Gentianen*, *Staticen*, *Allia*, *Spiraeen*, *Potentillen*, *Pediculares*, *Robinien*, *Astragali* und *Artemisien* so äusserst zahlreich sind, und dagegen fast gar keine *Malvaceae* vorkommen; wie die neuholländische Flor gewisse Aehnlichkeiten mit der südafrikanischen hat; wie sich auf den Mascarenhas fast gar keine *Siliquosa* findet (die einzige *Cardamina africana*), und dagegen *Conyzen*, *Siden*, *Domaeyen*, *Cossigneae*, *Grangeria*, *Ludia*, *Prockia*, *Psathura*, *Cunninghamia*, *Myonima*, *Molinaea*, *Gilibertia*, *Hugonia*, *Fissilia* (Gattungen, die diesen Inseln eigenthümlich sind); wie Japan in seiner Flor vielleicht die allermeisten Eigenthümlichkeiten zeigt; wie China und Surinam, Neuholland und Südafrika

afrika vielleicht die allerschönsten Formen im Gewächsreiche hervorbringen; diese und ähnliche Untersuchungen erwartete Rec. in einem *Versuche über die Geographie der Pflanzen;* und von wem hätte man diese Untersuchungen lieber gelesen, als von *Humboldt?* Statt derselben giebt er uns hier bloss schöne Bruchstücke, die der würdige *Treviranus*, oder wer ihm gleich ist, einst verarbeiten wird.

Es folgt nun die Erklärung des physischen Gemäldes der Aequatorial-Gegenden in Amerika, vom 10 Gr. S. bis zum 10 Gr. N. B. Das Ganze ist auf einer Kupfertafel von *Turpin* äusserst geschmackvoll dargestellt. In der Mitte erheben sich die ungeheuren Riesen unter den Andes, Chimboraço, Cotopaxi u. s. f. mit einem senkrechten Durchschnitt, auf welchem das Gebiet der Pflanzen bis zur Schneelinie angegeben ist. Die Luft ist in ihrer Farbe so allmählig abgestuft, wie der Cyanometer es zeigt. Zu beiden Seiten sind Scalen für Toisen und Mètres, für die Temperatur, den Zustand der Elektricität, die chemische Mischung der Luftmasse, die Höhe des Barometers, die Abnahme der Schwere, den Grad des kochenden Wassers, die horizontalen Brechungen, endlich für den Aufenthalt der Thiere und den Anbau der Gewächse in bestimmten Höhen. Diess Gemälde (eine äusserst sinnreiche Erfindung) stellt auf einen Blick den ganzen Umfang der Untersuchungen des Vfs. in Süd-Amerika dar. Es ist nur zu bedauern, dass die Basis nicht gross genug angenommen werden konnte, um den Bergen eine minder steile Neigung zu geben. Die östlichen Abhänge sind hier viel sanfter dargestellt, als die westlichen; doch bemerkt der Vf., dass auch nach Morgen zu jähe Abfälle vorkommen. Am östlichsten Ende ist eine senkrechte Spalte angebracht, die 4200 Schuh Tiefe hat, wie sich eine solche zu Rio-Cutacu in Peru findet. Sein Hauptaugenmerk richtete der Vf. bey dieser Darstellung auf die Standorte der Gewächse. Die höchsten Punkte (13800 Schuh) nahe an der Schneelinie, nehmen die Grasarten, einige *Valerianen*, *Ranunculi*, *Gentianen*, *Espeletia*, *Passifragen*, *Lobelien*, *Swertia quadricornis*, *Azorellen* ein. Ueber diesen finden sich, bis zu einer Höhe von 17000 Schuhen, nur noch Lichenen, von denen *Lecidea pustulata* und *atro-viridis* die letzten Organismen waren, welche der Vf. antraf. [Auf den Salzburgischen Alpen ist die letzte Spur der Vegetation schöner. Der treffliche *Flörke* fand (*Hoppens* Taschenb. 1800.) noch zuletzt *Baeomyces subuliformis*, *Cetraria nivalis*, *islandica* und *cucullata*.] Von 9000 bis 13800 Schuh Höhe findet man auf den Andes schon Syngenesisten, baumartige auf dem Pichincha, sonst *Aster Mutisii*, *Conyzen*, *Baccharides*, *Tussilagines* und *Perdicia*, ferner *Escallonien*, *Melastomen* mit violetten Blumen, *Winteren*, *Weinmannien*, *Molinen*, *Embothria*, *Acaenen*, *Geranien*. Bey 9000 Schuh Höhe fängt das Gebiet der Cinchonen an, und geht herab bis zu 2500 Schuh. Selbst bey 1900 Schuh fand der Vf. schöne Exemplare der *Cinchona longiflora*. Die berühmte China von Loxa (*Cinchona Condaminea Humb.*) wächst auf blossem Glimmerschiefer. Einige Botanisten haben behauptet, Chinabäume auch bis zu 14000 Schuh Höhe gefunden zu haben; aber der Vf. zeigt, dass man Weinmannien und Winteren, deren Rinde auch fiebervertreibende Kräfte besitzt, damit verwechselt habe. Die Augustura-Rinde kommt von der *Cusparea*, einer Gattung, die von der *Cinchona* gänzlich verschieden ist. In diesem Gebiet der Cinchonen ist die Vegetation erstaunlich reich und mannichfaltig. (Wir hoffen noch künftig über die Verhältnisse des Bodens und der Gebirgsarten, worauf diese oder jene Gattungen vorkommen, belehrt zu werden.) Von 9000—6000 Schuh, also in dem kältern Gebiete der Cinchonen, hat die Vegetation auf den Cordilleren fast gar keinen bestimmten Charakter. Wenn man in den *Vaccinien*, *Andromeden*, *Calceolarien*, *Pinguiculis*, *Oxaliden* und in dem *Marathrum Humb.* die Alpen-Natur nicht verkennt: so finden sich dagegen *Barnadesia*, *Duranta*, *Castillaja*, *Symplocos*, *Styrax*, *Margyricarpos*, *Begonia*, *Alströmeria*, *Piper*, *Clusia*, *Annona*, *Rhenia*, *Loasa*, *Thibaudia*, *Coffea*, *Columella*, *Psidium*, *Freziera*, *Mutisia*, *Vallea*, *Datura*, *Tropaeolum* und unzählige andere Gattungen, die den tropischen Charakter tragen. Von 6000 — 3000 Schuh Höhe (mittlere Temperatur 17° Reaum.) sind baumartige Farrenkräuter, Laubmoose, Orchideen, empfindliche Mimosen in ausserordentlicher Menge. Noch tiefer herab, und unter der niedrigsten Gränze der Cinchonen, kommen Scitaminen, Palmen, *Valvaceae* u. s. f. vor. Beyläufig über den *Chinostemon*, den *Cervantes* so trefflich beschrieben hat. Der Vf. wendet nun diese Uebersicht auf Europa an, und zeigt, wie sich auch von diesen Ländern eine botanische Karte entwerfen liesse, deren Ausführung aber noch weit grössern Schwierigkeiten unterworfen ist, weil eine Menge Pflanzen sich nicht sowohl auf eine bestimmte Höhe über der Meeresfläche einschränken, als dass sie einen bestimmten Grad von Temperatur lieben, oder sich auf einer bestimmten Mischung des Erdreichs finden. *Tofieldia palustris*, *Linnaea borealis*, die Gentianen und Saxifragen beweisen diess augenscheinlich. *Ramonds* hier angeführte Bemerkungen über den Stand der Pflanzen auf den Pyrenäen sind zu genau, um wahr zu seyn. So soll z. B. *Erica Tetralix* sich in einer Höhe von 2500 — 7200 Schuhen finden.

Die Scala, welche die Veränderungen der Temperatur anzeigt, lehrt augenscheinlich, dass die Kälte mit den Höhen nicht ganz verhältnissmässig wächst. Bey einer Höhe von 19000 Schuh, wo das Barometer 13 Zoll 11 Linien stand, war das Thermometer + 1° Reaum. Bey 15000 Schuh Höhe ist es 3° Reaum. Uebrigens sind die Veränderungen der Temperatur unter dem Aequator bey weitem nicht so bedeutend, als in höhern Breiten. Die äussersten Gränzen des Thermometerstandes sind nur 16 — 20 Grade von einander entfernt. Die Barometerstände sind nach *la Place's* Formel berechnet. In Quito steht das Barometer auf 20 Zoll 1 L., in der Meyerey von Antisana gar

gar nur auf 17 Zoll. Dessen ungeachtet sind die Bewohner dieser Höhen gesund, aber Ankömmlinge leiden, besonders wenn sie schnell sprechen, an beschwerlichem Athmen. Sinkt vollends das Barometer bis auf 15 Zoll: so folgen Ohnmachten auf jede körperliche Anstrengung. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass aus diesem Grunde so viele Alpen-Pflanzen, bey ähnlichem Boden, doch nicht in den Ebenen fortkommen, weil man ihnen die leichte Luft ihrer Höhen nicht geben kann. Ueber das hygrometrische Verhältniss der Luft kommen treffliche Bemerkungen vor. Den grossen Abstand der Feuchtigkeit und Trockenheit zwischen dem westlichen Thale von Peru und der Bay von Guayaquil haben schon *Cobo*, *Acosta*, *Bouguer* und *Ulloa* sehr genau angegeben. Im Ganzen nimmt die Luftfeuchtigkeit von der Meeresfläche bis zu 15000 Schuh Höhe, von 86 — 54 ab: und dennoch sieht man noch in der Höhe von 23000 Schuh über sich leichte Wölkchen, wie Schafwolle schweben. . Die elektrische Spannung nimmt zu, in je grössere Höhen man kommt. Das Saussure'sche Elektrometer zeigt auf der Spitze der Andes gewöhnlich 4 — 5°. Dann über die Zunahme der Bläue des Himmels, nach dem Paul'schen Cyanometer bestimmt. Ueber die Zunahme der Stärke des Sonnenlichts in grossen Höhen, wodurch der Stickstoff gebunden und die harzigen, aromatischen Stoffe der Pflanzen entwickelt werden. Ueber die horizontale Brechung der Lichtstrahlen und ein merkwürdiges Phänomen, welches auch schon *Saussure* auf dem Col de Géant beobachtete. Bey 10000 Schuh bemerkt man nämlich um Mitternacht ein schwaches Licht, welches den ganzen Horizont einfasst. *Biot* erklärt diese Erscheinung durch die Brechung des Sonnenlichts in der dichten Luftschichte, welche den Horizont bedeckt. . . Eudiometrische Bemerkungen, mit *Volta's* Eudiometer angestellt, welche die merkwürdige Thatsache bestätigen, dass sich das Verhältniss des Sauerstoffs in dem Luftkreise nicht ändert: denn *Gay-Lussac* fand auf seiner aërostatischen Reise eben dasselbe Verhältniss bey 19000 Schuh Höhe als in Ebenen. Aber durch die Nähe der Vulcane kann dasselbe geändert werden. Der Wasserstoff nimmt um 2,000 ab. Die Abnahme der Schwere ist bis auf 18000 Schuh nicht merklich: doch verhalten sich die Oscillationen des Pendels im luftleeren Raum bey 18000 Schuh Höhe zu denselben an der Meeresfläche wie 9990,454 zu 10,000,000. — Geologische Bemerkungen über die Andes. Fast alle Gebirgsarten sind hier vereinigt: nur der Roggenstein, der Topas, die Grauwacke und Kreide fehlen. Granit macht auch dort die Grundlage aus: doch ist sein Gemenge etwas verschieden: viel Titanium-Oxyde, aber kein Speckstein, kein schwefelsaurer Baryt. Die hohen Kämme der Andes sind mit Porphyr- und Basalt-Gebilden bedeckt, die ihnen ein ruinenartiges Ansehn geben. Sehr merkwürdig ist aber die erstaunlich dicke Lage der spätern Gebilde, die überall den Granit bedecken und gänzlich verbergen. In Quito und Peru würde man mehrere Jahre reisen können, ohne Granit gesehn zu haben. Der höchste Punkt, wo man ihn gewahr wird, ist bey 10700 Schuh Höhe. Steinkohlen finden sich bey Sta Fé de Bogotá in einer Höhe von 8000 Schuh. Fossile Elephanten-Knochen finden sich auf der Andes-Kette nur in einer Höhe von 6600 bis 8000 Schuh. Die Schneelinie ist auf den Andes 15000 Schuh: bey 20° Breite ist sie 14100, bey 35° ist sie 10800, bey 45° ist sie 7692 Schuh über der Meeresfläche. Was die Thiere betrifft, so ist der Condor das letzte, welches den Menschen auf die höchsten Spitzen unseres Erdballs begleitet. Hr. *v. H.* sah ihn in einer Höhe von 20000 Schuh. Die Vicunen finden sich dicht unter der Schnee-Region, etwas weiter hinunter die Puma-Katze, einige Viverren und der kleine Bär mit weisser Stirn. . . Der Anbau des Bodens hört bey 11000 Schuh Höhe auf. Das letzte, was man baut, ist Gerste und Kartoffeln. Der Mais geräth nicht mehr bey 7200 Schuh. Aber unsere Getreide-Arten und *Chenopodium Quinoa* gedeihen sehr gut bey einer Höhe von 6000 — 9000 Schuh. In einer Höhe von 5400 Schuh geräth der Pisang nicht mehr. Den Schluss des Ganzen macht eine treffliche Tafel der Höhen mit Angabe derer, die sie gemessen haben. Der höchste Berg in der Welt bleibt

Chimboraço, nach *H.*	20148	Schuh
Cotopaxi	17712	—
Eliasberg	16974	—
Popocatepec (Mexico)	16584	—
Origaba (Mexico)	16334	—
Pic von Teyda in Africa	15948	—
Mauna-Roa auf den Sandwich-Inseln	15468	—
Pichincha	14988	—
Mont-Blanc	14700	—
Montagne du beau temps (Nordwestküste von Amerika)	14004	—
Finster-Aarhorn	13428	—
Jungfrau	12870	—
Ophir auf Sumatra	12160	—
Wetterhorn	11454	—
Mont-Perdu	10578	— u. s. f.

Wie sehr wäre es zu wünschen, dass die Gebirge im Innern von Afrika und in der Mongoley erst untersucht wären, weil eher sich keine vollständige Uebersicht der Verhältnisse der Vegetation geben lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. April 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Herrmannstadt, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Provinzialblätter.* *Ersten* Bandes *zweytes* und *drittes* Heft. 1805. 105 — 296 S. *Zweyten* Bandes *erstes* Heft 101 S. 8. (Prän. Pr. der Jahrg. 1 Fl. Ladenpreis 1 Fl. 30 Kr.)

Man hat Ursache sich der Fortsetzung dieser im Ganzen nützlichen Zeitschrift zu freuen, deren Fortgang nun um so mehr zu hoffen ist, da der Herausgeber *Joh. Filtsch* jetzt evangel. Stadtpfarrer in Herrmannstadt ist. — Der Inhalt dieser neuen Hefte (der *erste* wurde A. L. Z. 1805. Nr. 98. angezeigt) ist folgender.

Ersten Bandes *zweytes* Heft. 1) *Ueber die jetzige Staatsverfassung Siebenbürgens.* Als Handschrift zum Gebrauche bey meinen Vorlesungen, vom (verstorbenen) Conrector zu Mediasch, *Joh. Mich. Ballmann.* Offenbar ist diess der *zweyte* Theil der *Ballmannischen* statistischen Landeskunde von Siebenbürgen, (A. L. Z. 1801. Nr. 308.) der nun nach seinem Tode in dieser Zeitschrift abgedruckt wird; die *dritte* Abtheilung, oder die Staatsverwaltung von Siebenbürgen fehlt noch. Vorliegender Versuch über das Siebenbürgische Staatsrecht ist so, wie der *erste* Theil der statistischen Landeskunde, sehr mangelhaft und unrichtig. Einige Fehler sind so in die Augen springend, dass sie wirklich Verwunderung darüber erregen, wie vernachlässigt das Studium der Siebenbürgischen Staatsverfassung sey. So z. E. ist es S. 143. ganz falsch, dass die Siebenbürgischen Edelleute als solche und als einheimische auch in Ungern anerkannt werden, nicht aber wechselseitig die ungrischen Edelleute in Siebenbürgen. Die Erklärung des Worts Fönepek oder Förendek in der alten Szekler Verfassung ist eben so fehlerhaft: es gab keine Optimaten als solche unter den Szeklern, sondern diese Förendek waren die Officiere, die nicht nur Chargepferde für sich, sondern auch Handpferde stellen und einen grössern Aufwand bey Kriegszügen machen konnten. Daher konnte bey einer neuen Musterung ein Förend bloser Reuter werden, wenn er im Vermögen herab gekommen war, dagegen ein Reuter, der sich Vermögen und Kriegsverdienste gesammelt hatte, zum Officier erhoben wurde. Dass es gar kein Urbarium in Siebenbürgen gebe, (S. 147.) ist falsch; aber freylich sind die dem Vf. unbekannten *puncta regulativa* unzulänglich, und ein förmliches genaues Urbarium wäre höchst nöthig. Es wäre überflüssig alle Fehler dieses Auffatzes anzuzeigen; er müsste, um brauchbar zu seyn, ganz umgearbeitet werden. — 2) *Ueber die Verdienste der Burzenländischen Reformatoren — Johann Honterus, Valentin Wagner, Matthias Glatz — um das Schulwesen im Burzenland.* Von *Lucas Joseph Marienburg*, Rector des evangelischen Gymnasiums zu Cronstadt. Ein schätzbarer Aufsatz, dem Andenken verdienter Männer geweiht. Die wohlthätige Wirkung der Reformation in Beziehung auf das Schulwesen ward in Cronstadt durch die genannten würdigen Männer bald sichtbar: die Literatoren werden S. 164. die Reihe der von *Honter* und *Wagner* herausgegebenen Schulbücher mit Vergnügen lesen. Zwey Holzschnitte von Honter zu dessen Cosmographie gehörig, sind durch die Sorgfalt des Vfs. in der Cronstädter Schulbibliothek zum Aufbewahren niedergelegt. Voll Sinnes für Geographie und Weltkunde reiste er selbst zu Reuchlin in Basel, und was er da lernte, übte er in Cronstadt aus. Die *Constitutio Scholae Coron.* vom J. 1543. würde man gern ganz abgedruckt gelesen haben. 3) *Reise auf den Surul*, von (dem verstorbenen Rector zu Herrmannstadt) *Joh. Binder*, datirt 1. Sept. 1804. Der Vf. wollte für die siebenbürg. Provinzialbl. noch eine beurtheilende Revision dessen liefern, was für Siebenbürgens Geographie bisher geschehen ist: er wollte mit einem Aufsatz über Längen- und Breitenbestimmungen des Ptolemäus in Rücksicht auf Dacien anfangen, aber der Tod übereilte ihn. Eben so wollte er seine Barometermessungen von den Rodnaer Gebirgen an, bis an den rothen Thurm, seine Nivellirung des Altflusses von Illyr falva bis zum Ausfluss in die Walachey, und des Marosflusses von Száss Réger bis zur Mündung in die Theiss, dann die Barometermessungen in den tiefsten Schemnitzer Schachten bekannt machen. (Bruchstücke hievon und hiezu müssen sich doch noch unter seinen hinterlassenen Papieren finden — wenn sich doch ein kundiger Mann derselben annehmen wollte!). Die Reise ging in Gesellschaft des Mineralogen, Predigers Joh. Arz, und des Botanikers, Apothekers Sigerus, in Begleitung mehrerer Instrumente auf den Surul, einen der höchsten Berge östlich am rothen Thurme. Der Gipfel des Surul ist 1187 Toisen über die Meeresfläche erhaben, wie aus den beygebrachten einzelnen Barometermessungen gefolgert wird. Die Gebirgsart besteht aus Glimmerschiefer, häufig mit eingestreuten Granaten (Murkstein), hie und da aus grössern und kleinern, schneeweissen, rosenrothen und grauen Kalkgeschieben, in welchen mit unter der Tremolit zu finden war. Von Pflanzen fanden sie hier die *Primula minima*, die *Saxifraga autumnalis rotundifolia* und *pedemontana*, die *Scabiosa longifolia*, *Tussilago alpina*, das *Aconitum Comarum*, *Hieracium Auranciacum*, und die *Carlina acaulis*. 4) *Vaterländische* Lite-

Literatur. Diefsmal kurze Notizen von *Franz Benkes* Erdbefchreibung in ungrifcher Sprache — von *Ballmanns* Statiftifcher Landeskunde — von einer zu Herrmannftadt 1804. von Hn. *Mohr* herausgegebenen Gefundheitslehre für die Jugend. 5) *Kürzere Notizen*. Hof Refcript vom 10. Nov. 1803. über die Regulirung der Pfarrerswahlen nach dem alten Gebrauch der Siebenbürger Sachfen, und wieder hergeftellte Gerichtsbarkeit des evangelifchen Clerus in Ehe- und Ehefcheidungsfachen „*interea, donec in univerfa Transfilvania alia aliqua legalis provifio facta fuerit*."

Erften Bandes *drittes* Heft. 1) *Das Cronftädter Wappen*, von *L. J. Marienburg*. Die Meinung des Vfs. geht in kurzem darauf hinaus, dafs das Wappen von Cronftadt ehedem nur in einem dreyeckigen von Strahlen umgebenen Schilde, in welchem eine offene Königskrone angebracht war, beftanden habe: fo erfcheint es auf einem alten Siegelftempel, auf einem zweyten fehlt das Schild und nur die Krone fteht da. *Honter*, der Reformator, habe unter die Krone einen abgehauenen Baumftamm mit Wurzeln zuerft gefetzt, aber willkürlich und ohne Begründung alter Urkunden. — Der Herausg. merkt an: *Dan. Cornides* habe noch ein andres altes Cronftädter Wappen gekannt, im Schilde eine Lilie, über demfelben eine offene von zwey Engeln gehaltene Krone. Hr. *Marienburg* ergreift die gute Gelegenheit einige alte Urkunden herauszugeben: Ein Jahrmarktsprivilegium für Ofen vom J. 1287. von Ladislaus Cumanus. — Ein Jahrmarktsprivilegium für Cronftadt vom J. 1364. mit dem Secret-Infiegel gegeben, und mit dem neuen Siegel beftätigt, wodurch Cronftadt für feine Jahrmärkte die nämliche Begünftigung erhielt, wie Ofen; endlich ein Transfumt des Rathes von Ofen von 1364., wobey fchon rothes Wachs gebraucht worden. 2) *Auszug aus einem Tagebuche über die Tökölyifchen Unruhen vom J. 1690. Jul. bis 1691. 12. May*. Der Vf. diefes Tagebuches war ein Cronftädter Augenzeuge, feine Nachrichten können mit jenen von *Mich. Cferei*, der bey der Cfernefter Schlacht (21. Aug. 1690.) zugegen war, und mit jenen des Radul Gretfchan, Biographen des Conftantin Brankovan (*Engel* Gefchichte der Walachey I. S. 340 fg.) verglichen werden. Der Tökölyifche Einfall in Siebenbürgen war vorübergehend, aber als eine Diverfion dem Glücke der kaiferlichen Waffen bey Belgrad und im Bannate nachtheilig. Der Markgraf Ludwig von Baden eilte als Befreyer Siebenbürgens herbey. 3) *Bemerkungen und Wünfche, das Herrmannftädter Zuchthaus betreffend*, von *J. A.* (*Johann Arz?*), Prediger. Diefe Bemerkungen zielen alle auf die moralifche Verbefferung der zum Zuchthaufe Verurtheilten, und verdienen im hohen Grade beherzigt zu werden. Rec. hätte gewünfcht, dafs der Vf. vorläufig die jetzt beftehende Einrichtung diefes Zuchthaufes genauer befchrieben hätte. Immerhin bleibt das Herrmannftädter Zuchthaus auch bey feinen Mängeln noch das Mufter, wornach die Szamos Vjvárer Gefängniffe in Arbeits- und Befferungsanftalten umzuwandeln wären: da der Kerker als folcher in den Szamos Vjvarer Schlofs - Cafematten nicht beffert. Die zum Kerker Verurtheilten gehen jetzt lieber nach Szamos Vjvár in die Cafematten als nach Herrmannftadt, ins Zuchthaus: denn in dem letztern müffen fie beftimmte Arbeiten in Wolle verrichten, in den erftern faullenzen fie gröfstentheils. Das Herrmannftädter Zuchthaus ift unfers Wiffens an die Wollenweberzunft fehr zweckmäfsig verpachtet. 4) *Bemerkungen über die unlängft vorgefundenen alten römifchen Ruinen bey Grediftye*, vom k. k. Oberftwachmeifter vom Genie - Corps *Mich. Pecki von Uifalû*. So kurz diefe Nachricht ift, fo ift fie doch für Alterthumsforfcher intereffant. Grediftye liegt 3½ Meilen unterhalb Száfz Város in gerader Richtung zu diefem Markte am Fufse des Berges Muncfel. Die Ruinen beftehen in Ueberreften eines alten Tempels von Sienit Porphyr, in Ringmauern von Quaderfteinen aus Sandftein, in Wafferleitungen, und einem Badehaufe. Der Vf. hält mit Recht nach dem geringen Umfang der Ringmauern das Ganze nur für einen Badbeluftigungsort, der im Alterthum *Aquae* hiefs. Die Dimenfionen des Ptolemäus paffen fehr gut darauf, fo wie die Lage des Orts Aquae auf der *Peutingerifchen* Tafel (14000 Schritt nordwärts von Sarmizegethufa, gegen Apulum zu, vergl. *Mannert Res Trajani ad Danub. geftae*. Norimbergae. 1793. S. 84.). 5) *Biographieen*. Sehr intereffant ift die des verftorbenen *Ballmann* ausgefertigt, von *Matth. Gottl. Czoppelt*, Conrector des Evangel. Gymnafiums zu Mediafch. Der Vf. hatte in Tübingen unter *Storr*, *Schnurrer* und *Flatt* ftudiert, im Herbfte 1795. verlor er das Gehör durch eine Erkältung: die Literatur war feine Tröfterin. Man hat von ihm noch zehn ungedruckte Handfchriften, darunter auch eine Gefchichte von Siebenbürgen, bey deren Herausgabe die fiebenbürgifche Gubernial - Cenfur unter dem Vorfitze des Hn. Bifchofs Mártonfi ihn zu Aenderungen nöthigen wollte, die er fich nicht gefallen liefs. Ferner ift darunter auch eine geographifche Befchreibung von Siebenbürgen, die gewifs beffer ausfiel, als die *Lebrechtifche*, daher ihr Druck wohl zu wünfchen wäre. Möchte fein gefchickter Biograph auch der Herausgeber feines literarifchen Nachlaffes feyn. Biographie des *Lukas Joh. Brenner*, Pfarrers von Reufsmarkt, des *J. J. Brukner*, Pfarrers in Stolzenburg, der die Sonntagsfchulen in feiner Gemeinde einführte, des k. k. Hauptmanns *Mitfcherling*, der übrigens kein geborner Siebenbürger war. Unter der Rubrik 6) *Vaterländifche Literatur* werden **Bergleiters** *Vindiciae* (A. L. Z. 1805. Nr. 23.) ausführlich und gründlich angezeigt.

Zweyten Bandes *erftes* Heft. 1) *Gegenwärtiger Perfonalftand der Evangelifchen und einiger Reformirten der Superintendentur A. C. unterftehenden Pfarrer durch Siebenbürgen*. Mit Vergnügen fieht man in diefer Lifte die Namen *Aurel. Müller*, Superintendent, *Filtfch*, *Neugebohren*, *Lebrecht*, *Arz*, *Roth*, u. a. welche fich auch als Schriftfteller ausgezeichnet haben, und ihren Mitbrüdern im Amte zum Vorbilde dienen können, wie fie ihre von geiftlichen Functionen übrige Mufse und die aus den Zehnten herrührende beffere Dotation ihrer Pfründen zur Ausbreitung von Kenntniffen aller Art

Art in ihrem Vaterlande benutzen sollen. Auch ist es an sich zwar anomalisch, aber der in Siebenbürgen so glücklich bestehenden Gleichheit und Harmonie aller vier recipirten Religionen angemessen und zuträglich, dass einige reformirte Pfarrer unter dem Evangelischen und dagegen 15 evangelische Pfarrer (S. 13.) unter dem reformirten Superintendenten stehen. (Die Namen der letztern hätten beygesetzt werden sollen.) 2) *Ueber die Verwandtschaft der siebenbürgisch-sächsischen Sprache mit der Englischen*, von *Joh. Sim. Conrad*, Rector des evangelischen Gymnasiums in Herrmannstadt. Die Siebenbürger Sachsen stammen vom Niederrhein, von Trier, Lüttich, Luxemburg u. s. w., sie waren also Nachbarn der Sachsen, Westphalen, Engern und Angeln, und darum sind einige altenglische Wörter in naher Verwandtschaft mit einigen siebenbürgisch-deutschen Idiotismen, deren Verzeichniss hier mitgetheilt wird. Die Angeln waren nicht immer in denselben Sitzen — ihr früherer Sitz könnte im westphälischen Engern, ihr letzter Sitz scheint in Holstein gewesen zu seyn, woher sie nach Britannien überschifften (s. *Mannert* Geogr. der Griechen und Römer *dritter* Theil S. 328 f.). 3) *Die Oberbeamten zu Cronstadt in Siebenbürgen*, von *L. J. Marienburg*, Rector der evangelischen Schule zu Cronstadt. Neben dem Stadtrichter in Cronstadt giebt es daselbst auch einen Stadt-Hann oder Vice-Richter in kleinen Streitsachen, und Polizeydirector (auf siebenbürgisch sächsischen Dörfern einen Dorfshann). Der Vf. leitet den Namen her aus dem Tatarischen *Chan*, eine Meinung, der Rec. nicht beystimmt; hier müssen vielmehr Glossarien der altdeutschen Mundart aushelfen. Das Verzeichniss der Stadtrichter und Stadthannen ist mit Fleiss gemacht. 4) *Statistische Erörterung der Frage über die Pensionsfähigkeit der sächsischen Beamten.* Ehedem war diese Frage überflüssig, nach der alten Verfassung der Siebenbürger Deutschen wurden ältere und emeritirte Beamte nicht entfernt, sondern genossen ihren Gehalt Zeitlebens fort, indem jüngere Aspiranten und Collegen ihre Geschäfte versahen. In den neuern Zeiten gab es mehrere von oben herab decretirte Dienstentsetzungen — die Entsetzten erprobten ihre Unschuld, bekamen aber keine Pension. In Rücksicht dieser wird sehr einleuchtend bewiesen, dass im Sinne jener alten Constitution ihnen allerdings eine Pension aus der Stadt- und Stuhlscasse gebühre. 5) *Weitere Auskunft über das ältere Wappen der Stadt Cronstadt*, von *L. J. Marienburg*. Das von *Cornides* angeführte Wappen hält der Vf. nicht für das Wappen der Stadt Cronstadt, sondern des ganzen Cronstädter Distrikts. 6) *Tabellarische Uebersicht der* auf Verordnung des Löbl. Repser Kirchenrathes 1805. eingeführten *neuen Classenabtheilung der Repser Schule*, vom Rector *Graffius* in Reps. Der Herausg. macht in einer eindringenden Nachschrift aufmerksam darauf, wie viel unter der sächsischen Nation noch für Verbesserung der niedern Stadt-, Markt- und Landschulen, geschehen könnte und sollte. 7) *Biographie* des verstorbenen Rectors zu Herrmannstadt *Johann Binder*, von *J. F. (Filtsch)*. *B.* war ein Mann, an dem sein Vaterland viel, sehr viel verloren habe. Er wollte auch die Fortsetzung des vom Hn. Abbé *Eder* angefangenen Ausgabe von *Schesäus* übernehmen, ward aber durch Collisionen hievon abgeschreckt. Seine Reise mit dem Freyherrn Jos. v. Brukenthal nach Schemnitz, Kremnitz u. s. w. 1802. ist mit Stillschweigen übergangen. Der Herausg. verspricht seine hinterlassenen Reise-Journale zum Druck zu befördern. Seine herausgegebenen Schriften hat er getreu verzeichnet, aber auch den Nachlass an Handschriften hätte Rec. gern im Detail beschrieben gesehen. 8) *Vaterländische Literatur.* Des Gubernial Secretärs *Bedäus v. Scharberg* Abhandlung vom Pisébau der Häuser und von den Habaner Stroh- und Lehmdächern — (Herrmannstadt 1804.), *Wolfs* Beschreibung der Moldau. — Mehrere Inauguraldissertationen von Herrmannstädter Gymnasiallehrern. Z. E. *Dietrich de matheseos in gentibus antiquissimis origine* — 1799. *Fandert de Aristotelis categoriis* 1799. *Conrad de animae cognitione generali* 1801. 9) *Miscellaneen.* Hr. *Marienburg* meldet, vor den zwey Erderschütterungen zu Cronstadt 2. April 1803. und 14. Nov. 1805. habe der Barometer ungewöhnlich hoch (27 Grade 2 Linien das letztere mal) gestanden. In Herrmannstadt stand er das letztere mal auf 27 Grade 6 1/6 Linien. Hr. *Sigerus* erinnert dagegen, dass doch nicht allemal auf einen hohen Stand des Barometers Erdbeben erfolge. — Handbillet des Erzherzogs Palatins an Hn. Doctor *Wolf* bey Zueignung und Uebersendung seiner Beschreibung der Moldau. — Summarischer Auszug aus den Copulations-Sterbe und Taufregistern der A. C. Verwandten in Siebenbürgen. Getauft 5324. Begraben 4734. Copulirte Paare 1380. — Beym K. Gouvernement könnte sich der Hr. Herausg. solche Listen vom ganzen Lande verschaffen.

Wien, b. Degen: *Neue Skizze von Wien. Erstes* Heft. 180 S. *Zweytes* Heft von S. 181 — 360. 1805. 8. (45 Kr.)

Vor 24 Jahren gab Hr. *Pezzl*, ehemals Vorleser des Fürsten Kaunitz, jetzt Official des k. k. geheimen Cabinets, eine Skizze von Wien heraus, die im Jahr 1803. bey Degen zum vierten male aufgelegt wurde. Die jovialisch satirische Laune und der lebhafte durch klassische Belesenheit gewürzte Vortrag des Vfs. macht den Hauptvorzug auch dieser neuen Skizze aus. *Merciers* Manier ist grösstentheils glücklich nachgeahmt, seine Paradoxen sind nicht ganz, doch grösstentheils vermieden. Nach der politischen Tendenz des Vfs. darf man sich nicht über die Ausfälle wundern, die der Vf. Th. I. S. 116. auf die kaninchenartige literarische Zeugungskraft in den zwey sächsischen Kreisen Deutschlands, Theil II. S. 228. auf den Charakter Friedrichs II. S. 277. auf die norddeutschen Universitäten in seine neue Skizze von Wien verwebt. Dem Rec. ist der Vf. des Faustins zu ehrenwerth, als dass er sich hierüber mit ihm in Discussionen einliesse. Diesen Vf. findet denn auch

Rec. in mehrern Abschnitten wieder, z. E. im Abschnitte über die Statue Josephs II., wo die trefflichen *Wielandischen* Lobgedichte auf diesen unsterblichen Monarchen eingerückt sind (Th. I. S. 15 f.). Möge diese Statüe gleich dem Geiste Duncans bey Shakespeare diejenigen schrecken, die seine schönsten Werke zerstören wollen! Auszeichnung verdienen auch die Bemerkungen des Vfs. über die Abnahme der Geselligkeit in Wien in neuern Zeiten (I. S. 42.) die S. 65. gelieferten Anekdoten vom Fürsten Kaunitz; das Verzeichniss der Wiener Pensions - Institute S. 135. und die Beantwortung der Frage, was wohl die Stadt Wien werth sey? S. 142. Ferner die Kapitel über alberne Aushängschilder und Aufschriften II. 203 f. über Millionärs und über das Sittenverderbniss in den höhern Ständen: die Winke über die Akademie der bildenden Künste und ihre Einwirkung auf den Geschmack und auf die Industrie S. 340. (Nur eine Akademie der Wissenschaften fehlt der Hauptstadt Wien zum grossen Nachtheile der Monarchie) und über die Ursachen der Theurung (I. S. 32 f.), seine mancherley Wünsche zur Verschönerung der Stadt u. s. w. S. 314 f. Diese Stellen vergüten hinlänglich manche andere, denen man nicht beystimmen kann; wie z. B. S. 147. behauptet, alle schöne Künste ausser der Baukunst, seyen überflüssig: S. 59. im wo er J. 1805. sich über rundgeschorene Köpfe lustig macht, die doch nun 1807. die ganze Armee und ein grosser Theil der Civilbeamten der Bequemlichkeit wegen tragen — wenn er (S. 171.) uns ein Körner Thor statt des Kärnthner Thors, trotz der alten Grundbücher, aufdringen will, wenn er die Unwissenheit des höhern und niedern Pöbels aller Klassen in Schutz nehmen zu wollen scheint, wenn er dem Advocatenstande den unhistorischen und unnöthigen Vorwurf macht, dass es vorzüglich unter demselben in allen Zeiten unruhige Köpfe gegeben habe. (S. 265.)

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Tändeleyen und Scherze für unsere Kinder*, von *J. A. C. Löhr. Erstes* Bändchen. 146 S. 4. Mit 8 Kpfn.

Kinderschriften von *Löhr* nimmt man nicht ohne ein günstiges Vorurtheil in die Hände. In mehrern bisher von ihm erschienenen Kinderbüchern hat er bewiesen, dass er die Jugend kenne, und für ihre Bedürfnisse zu sorgen, Einsicht und Geschicklichkeit besitze. Auch mit der gegenwärtigen wird man nicht unzufrieden seyn. Sie ist für das zarte Alter bestimmt, und daher mag es wohl kommen, dass der Vf. bisweilen in Constructionen geschrieben hat, die wohl in der Kindersprache vorzukommen pflegen, aber, da sie sprachwidrig sind, lieber vermieden werden sollten. Stellen wie folgende kommen nicht selten vor: „Im Walde daneben wohnte ein Löwe, ein grosser, starker Löwe, der schon viel grosse Thiere erwürgt hatte, und hatte sie verzehrt." — „Als Wilhelm schon acht Jahr alt war, hat Hänschen einmal Wilhelms schönes Spielpferd genommen, und wirft es dahin und dorthin." — Dergleichen häufig vorkommende Sprachunrichtigkeiten stören den guten Eindruck der Erzählungen, und Hr. *Löhr* wird wohl thun, wenn er sie in Zukunft sorgfältig vermeidet. Auch ist Wilhelms übermässige Geduld gegen Hänschen nicht nur gegen Natur und Wahrheit, sondern selbst in moralischer Hinsicht nichts weniger als empfehlungswerth. Uebrigens können wir dem Buche im Ganzen das Lob ertheilen: dass die Tändeleyen darin ganz artig, die Scherze unschuldig und kindlich, die Kupfer sauber, Druck und Papier zweckmässig und gut in die Augen fallend sind. In der nächsten Ostermesse soll diesem ein *zweytes* Bändchen nachfolgen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pastoralwissenschaften. *Annaberg*, b. Uhlmann: *Kurzgefasster Unterricht in den nöthigsten Stücken der Religion für diejenigen insonderheit die zur ersten christlichen Nachtmahlsfeyer vorbereitet werden sollen.* Verändert und vermehrt aufs Neue herausgegeben von M. *Karl Gottlieb Glöckner*, Bergprediger in Annaberg. 1804. 32 S. 8. — Es ist mehr als gewagt, ein Buch zum Religionsunterrichte, welches, wie in der Vorrede zu diesem Buche ausdrücklich gesagt wird, *vor mehr als funfzig Jahren* heraus kam, jetzt wieder herauszugeben. Sey auch das gegenwärtige, wie es in der Vorrede weiter heisst, in der Form und dem Ausdrucke vielfach geändert worden: so erscheint doch die veränderte Form bey diesem Buche nicht als die beste. Es muss bereits ein sehr vollständiger Unterricht an die Confirmanden ergangen seyn, der diesen kurzen und magern ganz entbehrlich machen würde, wenn, wie hier, die erste Frage an sie, *die* seyn kann und darf: *für wen ist das heilige Abendmahl eingesetzt?* Wenn ferner die erste Frage im *zweyten* Abschnitte so lautet: *was lehrt uns das Evangelium?* so hätte doch wohl vorher gefragt werden sollen: was man unter Evangelium verstehe? da dieser fremde Name den Kindern unbekannt ist, und sie gewöhnlich dabey an die Lebensgeschichte Jesu durch die vier Evangelisten denken. Alles läuft nun in den weitern Fragen unter einander, ohne Ordnung und Gedankenfolge. Wenn z. B. gefragt wird: *Wo wird im Katechismo von diesem Glauben* (an den *versöhnten* Gott und Vater) *gehandelt?* so ist gleich die folgende Frage: *wovon handelt der erste Artikel?* und nun geschehen die nothdürftigsten Fragen über diesen Artikel und über die Sünde, ohne dass man in diesem Abschnitte etwas von Gottes *Versöhnlichkeit* erfährt. Dass Fragen und Antworten oft sonderbar gestellt, und bey weitem nicht immer die Fassungskraft der Katechumenen und das Nützliche für sie dabey berücksichtigt sind, wird man schon aus dem bisherigen vermuthen, ohne noch weitere Beyspiele zu verlangen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. April 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Oehmigke d. ä.: *Der Einfluß, welchen das Verfahren bey den Gemeinheitsaufhebungen in der Mark Brandenburg in Verbindung mit den neuesten ökonomischen Principien und Wirthschafts-Systemen auf das Steigen der Getreide und Wollpreise hat.* Nach der Erfahrung dargestellt, freymüthig beurtheilt und mit Vorschlägen zur Verbesserung begleitet von *C. G. G.* 1805. 226 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Bedenklichkeiten, welche in der vorliegenden Schrift gegen diess bisher übliche Verfahren bey Theilung der Gemeinheiten vorgebracht werden, sind so wichtig und wahr, dass sie gewiss alle Aufmerksamkeit verdienen. Das Resultat der hier gelieferten sechs Aufsätze läuft darauf hinaus, dass durch die Mittel, welche man bey diesen Separationen in der Kurmark angewandt habe, eine solche Vertheilung der Aecker zu Stande gebracht werde, welche nicht nur auf Verminderung des Schafstandes wirkt, sondern überhaupt auch nur eine geringere Production befördern muss. Und hieraus ergiebt sich die Einwirkung auf das Steigen der Woll- und Getreidepreise von selbst.

Die Gemeinheitstheilungen nämlich, von welchen der Vf. redet, sind nicht solche vollkommne, unbezweifelt vortheilhafte Separationen, wodurch jeder einzelne sein Feld als freyes und seiner beliebigen Benutzung anheim gegebenes Eigenthum, in an einander hängenden Feldern erhält, sondern, wo nur die Gemeinschaft der Rittergutsbesitzer und der Gemeindeglieder aufgehoben wird, die Felder der letztern aber in Gemeinschaft verbleiben. Von dieser Art von Separation sagt der Hr. Geh. Commerzienrath *von Wolf* in seinem Praktischen Handbuche: „Noch bin ich nicht so glücklich gewesen ein Gut zu finden, welches nach unserer bisherigen Art der Feldseparirung sehr grosse Vortheile gehabt hätte. Wird vielmehr alles reiflich erwogen, werden die Kosten der Separation, der doppelt zu haltenden Hirten, und der Verlust, welcher bey Abfindung der Triften vorzukommen pflegt u. s. w. mit in Rechnung gebracht; so finde ich selten einen grossen überbleibenden Nutzen." Und hiermit stimmt auch Hr. *G.* überein.

Gegen die gemeine Meinung, dass bey dergleichen Separationen gewöhnlich der Bauer zu kurz komme und von den Gutsherrn bevortheilt werde, glaubt der Vf. im *ersten* Aufsatze aus seinen Erfahrungen beweisen zu können, dass gewöhnlich der Gutsherr zu kurz komme, weil gemeiniglich er es sey, der auf Separation antrage. Man hat aber in der Praxis den Grundsatz angenommen, „dass der auf Separation antragende Theil auch jederzeit Aufopferungen machen müsse, um seinen Zweck zu erreichen," und hierauf gründe man nicht selten die übertriebensten Fodrungen, da es doch viel natürlicher und richtiger sey, von dem Princip auszugehen, dass erst die Nothwendigkeit der Aufopferung erwiesen werden, dann aber jeder die Aufopferung tragen helfen müsse, der aus der Gemeinheit wirklich scheidet, und dadurch Vortheile gewinnt. Dass sich jenes irrige Princip nach und nach in der Praxis festgesetzt hat, davon findet der Vf. den Grund in der Ungeschicklichkeit der ersten Commissarien, die besonders im Anfange zu wenig mit dem Geschäfte bekannt waren, und nicht die Geschicklichkeit besassen, die Vortheile und Nachtheile, die aus dieser oder einer andern Vertheilung entstehen, gehörig abzuwägen, und daher lieber eine durchgreifende und feste Massregel ergriffen, wornach sie den Grundherren zumutheten, einen anscheinend kleinen Verlust auf sich zu nehmen. Diese sind gewöhnlich der einsichtsvollere Theil und überzeugten sich durch angestellten Calcul bald, dass der Werth der Aufopferung nicht von dem Umfange seyn werde, als die Kosten des fernern Processes; oder sie gaben nach, um der Weitläuftigkeit ein Ende zu machen und ihren Zweck nur zu erreichen. Da die Richter hierdurch so leicht der so schwierigen Compensationsrechnung aus dem Wege gehen konnten: so war es ihnen ganz bequem, diese Regel in der Praxis immer zu befolgen, wobey aber offenbar der auf die Separation antragende Theil leicht zu kurz kommen und diese Anträge selbst verändert werden mussten. Aus dieser Gewohnheit ist ferner das Uebel entstanden, dass die Bauern bey jeder Separation schon voraussetzen, die Herrschaft müsse Aufopferungen zu ihrer Verbesserung machen, und was aus dieser Gewohnheit für nachtheilige Theilungen für die Herrschaft entstehen, sucht der Vf. S. 15 f. ausführlicher zu zeigen. Diese Darstellung contrastirt allerdings mit andern öffentlichen Aeusserungen sehr, da noch neuerlich Hr. *Oelschläger*, der gleichfalls viel Erfahrung in solchen Dingen verräth, hat drucken lassen, dass ihm unter allen ihm bekannten Separationen nur zwey bekannt wären, wobey die Bauern gegen die Herrschaft nicht verloren hätten.

Der *zweyte* Aufsatz redet von den Schwierigkeiten, welche sich bey den Separationen finden, und den Mitteln sie zu heben. Die erste Schwierigkeit macht gewöhnlich die Schäfereygerechtigkeit, welche das Rittergut in Bezug auf die Baueräcker fahren lassen soll.

soll. Der Vf. zeigt an einem Beyspiele, wie viel ein Rittergut dabey verliere, und wie auf jeden Fall auf derselben Flur weniger Schafe gehalten werden, da der Bauer die Schafzucht theils nicht verstehe, theils keine grosse Neigung dazu habe. Die zweyte Schwierigkeit besteht nach dem Vf. in dem Bedürfnisse, dem Vieh der kleinen Leute Unterhalt zu schaffen. Gewöhnlich bürde man der Herrschaft auf, den Kossäten eine Hufe Land abzutreten. Der Vf. zeigt, dass dieses Ansinnen nicht nur ungerecht, sondern auch der Abwartung des Landes selbst schädlich sey, da es von den kleinen Leuten schlechter werde bestellt, und also weniger Producte davon zu Markte kommen werden. Ueberdiess werde sich der Kossäte, wenn er nur Acker habe, Dienstboten halten, und mit diesen das Product verzehren, und doch vielleicht noch kümmerlicher leben müssen als bisher, wobey also der Staat verliert und die Leute selbst nicht glücklicher werden. Des Vfs. Rath ist daher, den Unterthanen nicht eher einen grössern Flächenraum zu geben, bevor nicht nachgewiesen werden kann, dass sie im Stande sind, den nöthigen Viehstand anzuschaffen, und die erforderlichen Arbeiten zu verrichten. Eine dritte Schwierigkeit ist die Frage, wer die entfernteren Aecker nehmen solle. Die Praxis sey auch hier, dass es gewöhnlich der Grundherr sich gefallen lassen müsse, sie zu nehmen; die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens wird S. 35 f. aus einander gesetzt. Insbesondre aber macht der Vf. darauf aufmerksam, wie leicht dadurch eine Verminderung der Production veranlasst werden könne, die bey den jetzt so sehr ausgedehnten und vervielfältigten Separationen nothwendig auf Erhöhung der Productenpreise wirken müsse.

Mit der Separation wird gewöhnlich auch die Aufhebung der Natural - Hand - und Spanndienste verknüpft, wobey der Vf. die Verwandelung der Dienste in Geldabgabe bedenklich findet, da es oft dem Bauer an Quellen fehlen werde, sich dieses Geld zu verschaffen, und er überflüssige Zeit erhalten werde, die er nicht immer mit nützlicher Arbeit werde ausfüllen können. Wo aber Nebenarbeiten den Bauer anzögen, da werde er leicht den Acker vernachlässigen, folglich weniger produciren.

Im *dritten* und *vierten* Aufsatze verfolgt der Vf. die Folgen der aufgehobenen Schäfereygerechtigkeiten und der übrigen Aufopferungen der Herrschaften weiter, und thut dann Vorschläge zu Verbesserungen des Verfahrens, die besonders auf Abkürzung und Vermeidung der Processe gerichtet sind. Hier so wohl als im *fünften* Aufsatze thut der Vf. dar, dass die Schlag - Wechsel - und Koppelwirthschaften, welche oft die Folge der Separationen sind, weder die Vermehrung der Ackerproducte befördern, noch der Schafzucht günstig sind, und vergleicht zu diesem Behufe die gewöhnliche Dreyfelderwirthschaft mit der Schlagwirthschaft. Endlich erwägt er im *sechsten* Aufsatze die ökonomischen Grundsätze in Rücksicht auf die richtige Schätzung des Ertrages, und zeigt die Mittel und Wege an, wie man am sichersten zu einem richtigen Resultat gelangen könne.

Allenthalben spricht der erfahrne und überlegende Mann, und jeder, den diese Angelegenheiten interessiren, wird gewiss diese Schrift nicht ohne Interesse lesen. Man kann nicht daran zweifeln, dass verkehrte Separirungen den Zustand der Landwirthschaft noch verschlimmern können, und wenn es durchaus unmöglich ist, einen höheren Standpunkt bey diesem Separationswesen einzuführen: so wird die Krüppeley und der mannichfaltige Schade auch nicht leicht davon getrennt werden können. Zwey Principien sind es insonderheit, welche auf immer verhindern müssen, dass die Grundstücke so zusammen gebracht und in solche Hände gespielt werden, dass daraus der grösst mögliche Ertrag zu erwarten ist, und welche zugleich das Theilungsgeschäft so verwickelt machen, dass selbst die grösste Scharfsicht keine richtige Compensation heraus bringen kann, nämlich: erstlich, die Maxime: es sollen durchaus die Wirthschaften, welche jetzt bestehen, erhalten werden, und jede soll die Quantität Aecker behalten, welche sie einmal besitzt; und zweytens: Von dem gemeinsamen Felde soll jede Wirthschaft ein Stück erhalten. Könnte man sich entschliessen diese Principien in folgendes zu verwandeln: Jeder soll den Werth erhalten, den er jetzt in seinen Grundstücken und in der Gemeinheit besitzt: so würde nichts nöthig seyn, als die zu separirenden Stücke abzuschätzen, den Antheil des Werths, der jedem nach seinem Rechte zukomme zu bestimmen, sodann aber die Grundstücke selbst zum freyen Verkauf auszustellen, und das Resultat davon in die Werthantheile zu zerlegen und zu vertheilen. Dann würde jeder aus dieser oder aus einer andern Gemeinde sich diejenigen Grundstücke kaufen, die ihm am gelegentsten und vortheilhaftesten wären; und wäre nun auch der Verkauf der übrigen Felder frey: so würden sich die Aecker und andern Grundstücke bald so zusammen finden, wie sie den grössten Ertrag abwürfen. Aber so lange es nothwendig ist, für jedes Dorf eine bestimmte Zahl Bauern, Kossäten u. s. w. festzusetzen, die Güter zusammen zu halten, und jeder Zersplitterung oder Zusammenfügung der Ländereyen, Schwierigkeiten in den Weg zu legen: so lange werden alle künstlichen Principien den Verwirrungen nicht steuern und den Schaden nicht verhindern können, der aus einer zweckwidrigen Vertheilung der Aecker nothwendig entspringen muss. Jenes Princip wird freylich manchen zu idealisch vorkommen. Indessen ist es oft besser, die alte Verfassung gleich ursprünglich nach einem ganz richtigen idealischen Princip zu verbessern, als nach halbrichtigen Grundsätzen in ihr herum zu pfuschen.

JENA, in d. Cröker. Buchh.: D. *Ch. G. Steinbecks — Handbuch der Feuerpolizey für Marktflecken und Dorfschaften.* 1805. 8. (12 gr.)

Durch dieses Buch macht sich Hr. *St.* um das Publikum noch mehr verdient, als es bereits durch seinen Feuerkatechismus, Feuersnoth - und Hülfsbuch u. s. w. ge-

geschehen ist. Da dasselbe die von andern gemachten Vorschriften, über deren Werth man einverstanden ist, in einer guten Ordnung enthält, so begnügt sich Rec., das Neue zu bemerken, was er gefunden hat, und hin und wieder seine Meinung zu sagen. Durch Gewitterstangen einen Ort zu beschützen, würde er wegen der beständigen strengen Aufsicht, und schweren Kosten, auch öftern Reparaturen nie rathen; hingegen ist die Anpflanzung hoher Bäume in der gehörigen Entfernung von den Gebäuden nicht genug anzupreisen, und die Erhaltung der bereits stehenden zu empfehlen. Nach S. 12. die Fenster während eines Gewitters offen zu lassen, ist ein offenbar schädlicher Rath, weil durch das Beysammenseyn mehrerer Personen in einem Zimmer, und die Furchtsamkeit mehrerer die Ausdünstung gewöhnlich stärker, und der Zug daher gefährlicher ist. S. 29. möchte es wohl zu spät seyn, das Pulver wegzuräumen, wenn es nach Salpeter riecht. Schwerlich würde dieser Geruch so leicht zu unterscheiden seyn; und überhaupt ist es besser, das Pulver an solchen Orten aufzubewahren, wo es sich nicht selbst entzünden kann; daher Rec. wünschte, es wäre in diesem Handbuche das überaus merkwürdige Beyspiel von der Selbstentzündung des Pulvers aus *Krügelsteins* Feuerpolizey-System (Theil I. S. 95.) angeführt worden. S. 34. hätte die Obrigkeit hauptsächlich darauf aufmerksam gemacht werden sollen, dass vielleicht ein Drittheil von Brandstiftungen durch ganz junge Knaben, seltner durch Mädchen, durch Blödsinnige, oder einfältige Leute versucht worden seyn mag. S. 102. möchte es eine Hauptsorge der Obrigkeit seyn, den Fuhrleuten in der Osternacht das Reiten zur Schwemme abzugewöhnen. Dass es möglich sey, hat Rec. in seinem Wohnorte zu erleben das Vergnügen gehabt. Seit einigen Jahren war dieser Unfug auf das höchste gestiegen. Die Pferdeknechte kamen Abends in den Wirthshäusern zusammen, und tranken gewöhnlich zum Uebermass, ritten alsdann von Mitternacht an bis gegen die Frühlingsdämmerung haufenweise durch die Stadt in das sogenannte Osterbad. Diesem Unwesen zu steuern, wurde Sonntags vor Ostern ein Verbot von allen Kanzeln verlesen, und jedermann auf die Feuersgefahr aufmerksam gemacht, die von solchen vom Trunk zurückkehrenden Knechten verursachet werden könnte. Ausser diesem wurden alle Herren dieser Knechte vorgerufen, und erinnert, ihren Knechten das Ausreiten vor Sonnenaufgang zu verwehren. Durch diese Aufgebote, und durch freundliches Zureden ist nun diese verderbliche Sitte so eingeschränkt worden, dass wenigstens keine Feuersgefahr mehr daher zu besorgen ist. S. 105. ist die Pflicht der Müller sehr genau und sorgfältig bestimmt. Zu Ende dieses Abschnitts hält es Rec. für Pflicht, auch auf die Selbstentzündlichkeit des Kümmelstrohes aufmerksam zu machen. Im vorigen Sommer wurde bey nasser Witterung eine Menge Wiesenkümmel eingetragen, und auf einem Hausboden, dicht über einander gedrückt, aufbewahrt. Abends um Uhr wurde ein starker Brandgeruch bemerkt, der sich bis in die nächsten Gassen verbreitete, offenbar aber von dem Hause ausging, worin der Kümmel befindlich war. Bey der Untersuchung fand sich auch in dem aus einander gezogenen Kraute eine solche Hitze, dass wahrscheinlich in der Nacht ein Brand würde entstanden seyn, wenn man die Gefahr nicht am Abend zeitig genug entdeckt hätte. (S. 143.) Rec. kennt ein Land, wo ein Aufseher, wie der Vf. ihn verlangt, angestellt ist, um alle Ortschaften jährlich zu visitiren. Allein es lässt sich bezweifeln, ob jeder mögliche Nutzen davon erhalten werden kann, wenn dieser Aufseher nicht die genauste ihn bindende Vorschrift hat, und die Gemeindevorsteher ihn nicht selbst in seiner Dienstpflicht controlliren. (S. 144.) Feuerpatschen sind das nöthigste Feuergeräth in einem Privathause; selbst in manchem Falle nöthiger als Handspritzen, wie Rec. aus zwey sehr belehrenden Erfahrungen weiss. (S. 156.) Rec. hat auf dem Thurme der Hauptkirche seines Wohnorts acht Handeimer in einem besondern Verschlage aufstellen lassen, die jeden Monat, zumal im Sommer, mit frischem Wasser gefüllt werden müssen. Ehe solches am Brunnen geschieht, muss sich die Thürmerin damit bey einem der zunächst wohnenden Prediger, welcher die Aufsicht übernommen hat, mit den geleerten, und nachher wieder gefüllten Eimern zeigen. (S. 159.) Die Vorschriften wegen genauer Aufsicht sind vortrefflich. Nur muss Rec. selbst von sich gestehen, dass er bey der lauen Denkungsart unserer Zeitgenossen mit aller obrigkeitlichen Aufsicht es noch nicht zu einiger Vollkommenheit hierin bringen können. — S. 177—185. scheinen zu unbestimmte Vorschriften zu enthalten, die genauer und pünktlicher seyn sollten. Der Glockendienst darf nie auf auswärtige Brände angewendet werden, damit sich nicht ein allgemeines Schrecken verbreitet. Denn so bald jemand an die Glocken schlagen hört, nimmt ihn Angst und Schrecken ein, weil er nicht wissen kann, wie viel noch Schläge erfolgen, oder ob sie bey viermal bleiben werden. Alles dieses ist in andern Schriften vollständiger abgehandelt worden. Besonders müssen Orte, welche in Gebirgen liegen, oder nur wenig hülfreiche Nachbarn haben, auf alle Art darauf denken, die besten Signale ausfindig zu machen, worunter an Orten, wo kein grobes Geschütz ist, das Signal mit einer Büchse durch ein Sprachrohr, oder auch nur durch weitgebohrte Brunnenröhren zu schiessen, eins der vorzüglichsten ist. Der Vorschlag (S. 271.), dass es jedermann gefällig seyn möchte, seine Bemerkungen und nützlich anzuwendenden Verbesserungen bey einer der nächsten Landesstellen schriftlich einzureichen, verdient die willigste Aufnahme und Befolgung. — So sehr es zu wünschen ist, dass dieses sehr brauchbare Buch von jeder Gemeinde angeschafft werde, so würde doch noch ein weit grösserer Nutzen davon zu erwarten seyn, wenn jeder Gemeindevorsteher sich nicht damit begnügte, dieses Buch einmal zu lesen, sondern jedes Jahr dasselbe wenigstens einmal wieder genau durchgehen wollte.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in d. Joachim. Buchh.: *Versuch einer Beschreibung der Stadt Reutlingen*, von D. *Friedrich August Memminger*, churfürstl. Würtembergischem Hofmedikus, und correspondirendem Mitgliede der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens. 186 S. 8. (12 gr.)

Die ehemalige Reichsstadt Reutlingen, die durch den Gewerbfleifs ihrer Bewohner auf einem Flächenraum von ungefähr vier Fünftel einer Quadratmeile über zehenthalbtausend Menschen nährt, verdiente längst eine eigene genaue Beschreibung. Dem Vf. der vorliegenden aber, die zu Anfang 1805. erschienen ist, fehlte es beynahe ganz an den nöthigen Hülfsmitteln. Wir wollen nicht erinnern, dass von dem Zustande der öffentlichen Abgaben und von den Einkünften der Stadt nichts gesagt ist u. s. w. Aber da Reutlingen sich von jeher durch die Betriebsamkeit seiner Einwohner auszeichnete, und noch auszeichnet: so hätte man über Handel und Gewerbe mehr Notizen erwartet, als die man sich etwa aus einer Liste der gewerbetreibenden Klassen, die der Vf. abdrucken lässt, abziehen kann. Indessen bietet schon diese einige ganz interessante Resultate dar. Man sieht, wie bedeutend die Gerbereyen im Verhältnisse zu den übrigen Gewerben seyn müssen. Die Anzahl der Rothgerber beträgt allein 184, ohne die Weisgerber und Saffiangerber, die zusammen aus 30 Meistern bestehen. Auch lässt sich bey mehreren Handwerkern, z. B. Bortenmachern, Secklern, (Lein) Webern, Tuchmachern u. s. w. aus der die Bedürfnisse des innern Debits augenscheinlich weit übersteigenden Anzahl der Meister auf die Lebhaftigkeit des äussern Verkehrs schliessen. In der Aufzählung der Gewerbe, die zu einer Zunft gehören, bemerkt man hie und da eine seltsame Zusammenstellung. Der Barbier gehört zu der Metzgerzunft. Weisgerber, Apotheker, Perükenmacher, Pulvermacher und Buchhändler sind einer Zunft zugetheilt. Gelehrte, Schreiber u. a. bilden eine eigene und zwar die letzte Klasse unter dem Namen *tributarii*. Nur die Schullehrer sind unter einige Zünfte vertheilt. Man erkennt daran, dass das Stadtregiment ehemals in den Händen der Zünfte war, und ausser dem Syndikus, der gewöhnlich ein Ausländer war, keinen Gelehrten beschäftigte. Es scheint auch, dass die *tributarii* an dem Activ-Bürgerrecht keinen Antheil hatten. Die Spitzenfabrication, die ehemals sehr bedeutend war, hat in neuern Zeiten sehr abgenommen, weil die Waare ihre alten Formen beybehielt, daher wenig abgieng, und nur einen geringen Gewinn abwarf. Für den Gewerbfleifs der Einwohner erweckt übrigens auch die Menge und Mannichfaltigkeit der an einem die Stadt vorbeygehenden Flüsschen angelegten Mühlwerke eine günstige Vermuthung. Die Kapitel von der physischen Erziehung der Kinder und von den Krankheiten der Stadt hat der Vf. als Arzt am weitläufigsten behandelt. Sachkundige mögen beurtheilen, ob nicht das meiste, was hier gesagt ist, in der Topographie jeder andern kleinen deutschen Stadt eben so gut gesagt werden konnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Wien* und *Triest*, in Geistingers Buchh.: *Ueber die Nothwendigkeit einer Lehrkunst für Lehrer, Aeltern, Kinder- und Schulfreunde.* Von *Valentin Stätter*, Pfarrer zu Vitis. 1807. 95 S. gr. 8. — Der Vf. dieser Schrift stellt die Behauptung auf, dass es uns — trotz den vielen Bemühungen unsers Zeitalters für Vervollkommming des Erziehungswesens — noch immer an einer wohldurchdachten, den Gegenstand in allen seinen Theilen erfassenden und erschöpfenden Theorie des Unterrichts, oder an einer Lehrkunst fehle. Weitläufig — ohne gerade weitschweifig zu werden — thut er ihre Nothwendigkeit dar, und sucht zu zeigen, „wie nothwendig sie sey zum Lehramte, zu Vorlesungen über Lehrart, zum Wesen des Lehrstandes, zur Aufsicht über Lehrsachen, zur obersten Leitung derselben, zu den besondern Methodiken, zur Beurtheilung der sokratischen Lehrart, zu Recensionen über Werke des Lehrfachs, zu Verfassung der Schulbücher, zur Hebung der Verworrenheit in den Lehrmaterialien, wie auch der darüber so verschiedenen Meinungen." — Die Nothwendigkeit einer Lehrkunst beweist er ferner aus der Reform der Berliner Realschule, aus *Basedow's* Anstalten, aus dem Werthe dieser Unternehmungen, aus dem, was die Revision des Schul- und Erziehungswesens hat leisten wollen, aus dem Bekenntnisse des Revisionswerkes, aus der neusten Geschichte, aus den oft irrigen Begriffen vom Lehrgeschäfte, aus den fehlerhaften Verfahrungsarten dabey, aus der versäumten Seelen-Cultur, aus den übeln Folgen einer fehlerhaften Lehrart, aus den Vortheilen einer echten Lehrkunst, die erforderlich ist zu einer richtigen Würdigung der Lehrer, zur Belehrung der Aeltern über Annahme eines Lehrers, über Beobachtung und Berathung desselben, so wie zur Einrichtung öffentlicher Lehranstalten. Der Vf. macht endlich Hoffnung auf die Erscheinung einer solchen Lehrkunst, an der er arbeitet. Aus dieser Inhaltsanzeige wird man zur Genüge ersehen, dass die Anordnung der einzelnen Punkte nach keinem festen logischen Principe gemacht, so wie von einer Sache, deren Richtigkeit jeder ohne viele Beweise gerne zugiebt, viel zu viel geredet worden sey. Auch ist der Mangel an einer Theorie des Unterrichtes nicht gar so gross, als der Vf. glauben machen will. Wer die Schriften von *Niemeyer*, *Stuve*, *Herbart* u. a. kennt, dem darf diess nicht erst bewiesen werden. Uebrigens gebührt Hn. *Stätter* das Lob, dass er über den Gegenstand seiner Schrift viel Gutes gesagt und sich in derselben als ein denkender Kopf und als ein warmer Freund der guten Sache gezeigt habe, so wie wir keinen Augenblick zweifeln, dass sein angefangenes grösseres Werk besonders für Oestreich sehr nützlich werden könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. April 1807.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, in d. Hoffmann. Buchh.: *Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Safts in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen*, von *Heur. Cotta.* 1806. 96 S. u. 7 Kpfr. 4. (4 Rthlr.)

Diess ist die Schrift, welcher die Akademie der Naturforscher zu Erlangen vor sechs Jahren den Preis zuerkannte, als die Frage von der Bewegung der Säfte in den Pflanzen zu beantworten war. Es ist in vieler Rückficht eine beyfallswürdige Arbeit, da der Vf., ohne alle vorgefasste Meinung, sehr gründliche Forschungen angestellt hat. Des Einsaugens gefärbter Flüssigkeiten hat sich selten Jemand mit so vieler Sorgfalt bedient und so fruchtbare Folgerungen daraus gezogen, als der Vf. Er hat mehrere von den lehrreichsten Präparaten dieser Art hier in guten Kupfern geliefert, worunter einige vorzüglich gut gerathen sind. Der erste Punkt, worauf es ankam, war, zu bestimmen, in welchem Theile des Stammes sich die auffaugenden Gefäfse befinden. Der Vf. beweist gründlich: nicht im Mark und nicht in der Nähe des Markes. Denn die Wurzeln, denen doch das Mark mehrentheils fehlt, saugen zuerst die Nahrungssäfte an: alte Bäume verlieren desto mehr ihr Mark, je belaubter und astreicher sie werden. Bey vielen Bäumen wird auch das Mark ganz zerstört, und sie wachsen dennoch fort. Endlich ziehn sich gefärbte Flüssigkeiten niemals im Mark hinauf: und nur, nachdem die Blätter verwelkt sind, fängt das Mark an, sich zu färben, welches Folge eines sehr begreiflichen und gewöhnlichen Durchschwitzens gefärbter Flüssigkeiten durch die Seitenwände der Schraubengänge ist. Der Vf. thut ferner gründlich dar, dass nicht in der Rinde die Säfte aufsteigen. Denn man schneide die Rinde ringsum weg, so wird der Baum oder Ast dennoch fort wachsen und grünen: auch quillt beym Einschnitt in die Rinde nie der aufsteigende Saft hervor, bis man nicht in den Splint gedrungen ist. (Rec. erinnert nur an das Anbohren der Birke und des Zucker-Ahorns, an das Einschneiden der Wurzel-Rinde der *Ferula Asa foetida*, wie es *Kämpfer* beschreibt, und an das Abzapfen des Balsams aus der Edeltanne, um diese Wahrheit noch mehr zu bestätigen.) Auch ziehn sich gefärbte Flüssigkeiten nie geradezu in die Rinde, sondern nur in der Folge, wenn sie durch die Seitenwände der Schraubengänge durchgeschwitzt sind. Dass der Splint allein von gefärbten Flüssigkeiten durchdrungen wird, ohne dass sich der Rinde davon etwas mittheilt, zeigt der Vf. durch ein meisterhaft abgebildetes Präparat aus der Sohlweide. Man sieht ganz deutlich, was sich durch alle mikroskopische Beobachtungen bestätigt, dass der Trieb der aufsteigenden Säfte im äussersten Umkreise des Splints ist, dass man also auch hier die Schraubengänge zu suchen habe. Der fernere Weg, den der Saft nun macht, um in die Blätter zu gelangen, wird dann genauer gezeigt. In dem vortrefflichen Titelkupfer sieht man die gefärbten Blattrippen und die Kanäle ganz deutlich, welche aus dem Splint in die Blätter führen. Auf eben diesem Titelkupfer findet man die Härchen der Zweige selbst gefärbt, zum offenbaren Beweise, dass die Haare mit den zuführenden Gefäfsen zusammenhangen, und selbst keine einsaugende, sondern aushauchende Werkzeuge sind.

Die Untersuchung, wie sich der Saft in der Rinde bewege, ist von dem Vf. eben so gründlich angestellt, dürfte indess doch eine andere Wendung nehmen, wenn man sich erst näher verständigte. Die eigenthümlichen Pflanzensäfte, sagt Hr. *C.*, in den Blättern zubereitet, steigen in der Rinde abwärts, bis zur Wurzel. Für diese Meinung hat *Sprengel* schon sehr viele Gründe aufgestellt, die der Vf. hier, wie auch vorher bey der Verrichtung des Splints mehr erläutert und bestätigt. Man kann insbesondere für diesen Rückgang der eigenthümlichen Säfte durch die Rinde bis zur Wurzel immer anführen, dass es sonst unbegreiflich wäre, woher gerade die Wurzel der Asa fötida, der Arnica, der Belladonna u. f. f. die eigenthümlichen Säfte in so kräftiger Mischung erhielte, wenn sie ihr nicht von oben zugeschickt würden. Allein, wir wollen uns nicht verhehlen, dass der zellige Bau der Rinde, wie man ihn gewöhnlich findet, kaum ein solches Absteigen erlaubt, weil die Zellen zu gedrängt, die Scheidewände scheinbar unwegsam und die Säfte zu sehr geronnen sind, als dass man eine solche Bewegung gestatten könnte. Das Ansetzen neuer Rinden-Substanz an den obern Theil eines Ausschnitts aus der Rinde, und nicht an den untern, welches auch der Vf. sehr schön erläutert, ist, wenn wir aufrichtig seyn wollen, wohl nicht das Werk eigenthümlicher Säfte, nicht der Harze, Balsame und Oele, sondern des Nahrungsaftes, der, unterschieden vom rohen Pflanzensaft (*sève*), im äussersten Umkreise des Splints ausschwitzt, zwischen Splint und Bast hervor quillt und in diesem Zwischenraum auch ganz offenbar herab steigt. Jener Nahrungssaft, den *du Hamel Cambium* nannte, ist vom rohen Pflanzensaft dadurch unterschieden, dass er keine Phosphate mehr enthält, sondern kohlensaure Basen: aber er ist immer

immer noch ein säurehaltiger Stoff (Oxyd), und also keineswegs mit den kohlen- und wasserstoffhaltigen eigenthümlichen Pflanzensäften zu verwechseln. Nach dieser Ansicht, die erst neuerlich durch *Mirbel's* und *Saussure's* Untersuchungen bey Rec. viel Licht gewonnen hat, muss nun von Neuem geprüft werden, ob ein Absteigen in der Rinde selbst Statt finde, und welche Säfte dieses Absteigen erleiden.

Die horizontale Bewegung in den Strahlen-Kanälen wird von dem Vf. sehr gut erwiesen. Er kerbte einen Ast an entgegengesetzten Seiten so ein, dass die beiden Ausschnitte genau bis auf die Mitte gingen, dass alles Aufsteigen also hätte unterbrochen werden müssen, wenn die Säfte sich allein senkrecht bewegten, und nicht auch unter gewissen Umständen horizontal gehen könnten. Auch ein schraubenförmiger Ausschnitt der Rinde läfst den Saft gleichwohl sich überall fortbewegen, zum Beweise, dass sich der letztere auch horizontal bewegen kann. Aeufserst belehrende Präparate werden hier von der Bewegung des Safts in den Strahlengängen oder Spiegelfasern abgebildet. Besonders wichtig und angenehm waren Rec. die Figuren 14—16. Die beiden erstern zeigen, dass die Spiegelfasern die innige Verbindung zwischen Holz und Rinde bewirken, und dass sie bald mit der Rinde sich aus dem Holze, bald mit dem letztern sich aus der Rinde losreissen lassen, nachdem das Alter des Baums verschieden ist. Stücke frischen Holzes, die von der Rinde entblöfst sind, bedecken sich, wie der Vf. sagt, mit Saftknötchen (fig. 16.), welche endlich in neue Rinden-Substanz übergehen. Das ist der oben erwähnte Nahrungssaft (*Cambium*), welcher, weil er kohlensaure Basen enthält, leicht zur Gerinnung kommt, und nun in Zellgewebe übergeht. Man könnte wohl gar mit *Darwin* sagen: Sehet da die Rinde aus Knospen entstanden und wieder erzeugt!

Der Vf. zeigt ferner, dass der Saft auch abwärts durch dieselben Kanäle sich bewegen könne, durch welche er aufstieg, wenn der Zweig umgekehrt wird. Es gelang ihm ferner, gefärbte Flüssigkeiten bis in die Blumenkrone zu bringen, welches hier durch das Präparat einer Malvenblume dargethan wird. Nur in die Fruchtknoten dringt der gefärbte Saft nicht ein. Hr. *C.* meint, weil der Fruchtknoten aus Mark entstehe. Diese veraltete Meinung hätte er am wenigsten in Schutz nehmen sollen, zumal da er selbst augenscheinlich zeigt, dass auch Früchte, durch das Holz des Fruchtstiels, gefärbte Flüssigkeiten aufnehmen.

Hierauf sucht der Vf. eine gewisse Art von Kreislauf der Säfte in den Pflanzen gegen diejenigen zu vertheidigen, welche denselben in neuern Zeiten gänzlich verworfen hatten. Aber es ist schwer, mit ihm hierüber sich zu verständigen, da er einen andern Begriff mit dem Kreislaufe verbindet, als den gewöhnlichen, von vollkommenern Thieren hergenommen. Wenn die Säfte auf- und absteigen, und sich horizontal verbreiten: so meint Hr. *C.*, diess sey Kreislauf. Aber er wird uns zugeben, dass wenigstens dieselben Säfte, die z. B. in die Wurzel abgestiegen waren, nicht wieder aufsteigen, und dass keine gemeinschaftliche Quelle da ist, aus welcher die Säfte aus- und in welche sie wieder zurückströmen. Ohne dieses Umstand kann kein Kreislauf angenommen werden, weil sonst die Vorgänger *Harvey's* denselben auch schon gekannt haben müssten. .. Dass der Ueberschuss des absteigenden Saftes durch die Wurzeln ausgehaucht werde, davon giebt er folgenden Beweis. Er liess die Wurzeln eines Kirschbaums und einer Weinrebe sorgfältig von aller Unreinigkeit säubern, ohne doch ihre Spitzen zu verletzen, und ohne sie von ihren Stämmen zu trennen. Hierauf brachte er sie in gläserne Gefäfse mit engen Oeffnungen, und verschloss diese gegen den Zugang der Luft. Nach wenigen Stunden setzten sich an die innern Wände der Gefäfse Dünste an, wie man sie bey dem so genannten Schwitzen der Fenster bemerkt. Diese Dünste flossen endlich zusammen, und stellten ein klares geschmackloses Wasser dar, welches offenbar aus den Spitzen der Wurzeln geflossen war.

In der *zweyten* Abtheilung handelt der Vf. mehrere Gegenstände aus der Haushaltung der Gewächse ab, die er zum Theil recht lehrreich erläutert. Zuvörderst das Keimen der Samen; dann die Betrachtung der Knospen, wo die Rosskastanie als Muster aufgestellt wird, aber die Figur ist nicht deutlich und bestimmt genug. Hiebey die artige Bemerkung, dass die Zweige des Epheu sich aus dem Hauptstamm wie Wurzeln vertheilen, welches man nach abgelöseter Rinde sehr deutlich sieht; dann, dass es Knospen ohne (äussere) Umhüllung giebt, wovon *Viburnum Lantana* als Beyspiel angeführt wird, und dass in den Knospen der Tulpenbäume die Zweige und Knospen des dritten Geschlechts deutlich zu sehen sind. Bey den Wurzeln bemerkt er sehr gut die behaarten Schläuche, welche die äussersten Enden umgeben. Eifrig widersetzt er sich der Meinung derer, welche keinen andern Unterschied zwischen Wurzeln und Zweigen, als den der Stellung in Luft und Erde annehmen. Er meint, das Daseyn des Marks und der Knospen sey den Zweigen ausschliessend eigenthümlich. Aber, was ist in der Forstwirthschaft gewöhnlicher, als dass man die Wurzeln der Laubhölzer in Lohden aufschlagen sieht, wo sie also, der Luft bloss gestellt, Mark annehmen und zahlreiche Knospen treiben! Und weiss nicht jeder Gärtner, dass alle Zweige, besonders die jüngern, Wurzel treiben, so bald sie mit Spalttöpfen umgeben werden.

Trefflich ist dem Vf. die Widerlegung der Meinung von der Verwandlung der Rinde in Holz gelungen. *Du Hamels* Versuche, wo Drähte oder Nadeln, durch die Rinde gesteckt, über sich Holz bekamen, wiederholte er, und fand, dass bey nöthiger Vorsicht diess niemals, sondern nur dann geschehe, wenn man die Nadeln selbst bis ins Holz gesteckt hatte. Er liess zu

zu dem Ende in einen Ast Ausschnitte bis ins Holz machen, und nun steckte er in die Ränder die Nadeln genau durch die Rinde, welche dann kein Holz über sich zeigten, wenn sie nicht bis ins Holz gedrungen waren. Auch beym Aufschlagen des Holzes aus gefällten Buchenstämmen fand er es bestätigt, dass die jungen Triebe niemals aus der Rinde, sondern immer zwischen derselben und dem Splint hervorkamen (dass also das *Cambium* sie erzeugte). Diess wird hier durch abgebildete Präparate sehr schön erläutert.

Dass die Jahrringe des Holzes nicht mit Sicherheit auf das Alter schliessen lassen, behauptet der Vf. ebenfalls, und beweiset es durch die Abbildung des Durchschnitts einer Erle, wo mehrere Jahrringe der einen Seite an der andern zusammenfliessen. Beweise für die Meinung, dass die Rinde nur nach Innen wachse. Endlich vom Einflusse des Marks auf die Blüthen, den der Vf. sehr hoch anschlägt. Aber auch hierüber könnten sich die Gegner leicht mit ihm vereinigen: denn, was er Mark und markige Wülste nennt, das sind Verflechtungen des gedrängten Zellgewebes mit den in die Urform der wurmförmigen Körper übergegangenen Schraubengänge, die allerdings bey vollkommenern Pflanzen *Senebier's* so genannte *Consoles* bilden, und eine nothwendige Bedingung zur Erzeugung der Fruchtknospen sind. Es war nur die Rede davon, dass das lockere Mark für sich allein in der Mitte der Zweige immer, wie *Linné* behauptet hatte, Blüthen und Früchte hervortreibe. Hier, wie durch das ganze Werk, vermisst der Leser, wenn er gleich sich der zahlreichen trefflichen Bemerkungen freut, doch die mikroskopische Untersuchung.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Mailand, im Gabinetto-Letterario: *Portafoglio-Militare*, posto sotto la protezione del Governo della Republica Italiana. *Drittes*, *viertes* und *fünftes* Heft (Agosto, Settembre und Ottobre). 1803. 159 S. kl. 8. mit 4 Kupfern. (Das Heft 20 Soldi.)

Dasselbe, was Rec. in der A. L. Z. 1805. Nr. 26. von den beiden ersten Heften dieser Zeitschrift gesagt hat, gilt auch von diesen drey Stücken. Sie enthalten in fortlaufender Seitenzahl (S. 160 — 319.) folgende Aufsätze: 1) eine Fortsetzung der im achten Abschn. des *zweyten* Heftes enthaltenen: *Ideen über die Infanterie- und Cavallerie-Taktik, nebst einer Definition derselben.* 2) Eine ähnliche Fortsetzung des zehnten Abschnitts, der *von den nöthigen Gebissen für Soldatenpferde* handelt. Nun folgt Nr. 12. *a* ein kurzer Aufsatz: *Ueber die Wohnung des Soldaten*; und Nr. 12. *b* ein noch kürzerer, der *von der Luft und den Veränderungen* (denen der Soldat in Rücksicht dieser ausgesetzt ist) *im Allgemeinen* handelt. Nr. 13. liefert *die Lebensbeschreibung des Bartolomäus Colleoni* (Generalissimus der venetianischen Truppen). Nr. 14. beschreibt *die Unterredung eines Vaters mit seinem Sohne über die militärische Conscription*, und endlich schliesst diess Heft eine Fortsetzung der in Nr. 11. des vorhergehenden Stückes eingerückten: *Instruction für die französische Infanterie, vom General Schaumburg*, die im *vierten* Hefte (das von S. 241 — 228. geht) fortgesetzt wird. Das *fünfte* Heft (von S. 229 — 314.) liefert folgende Aufsätze und Abhandlungen: 1) Die Lebensbeschreibung von *Ludwig Melzi*, General in spanischen Diensten. 2) Eine martialische Hymne von *G. Lattanzi*, betitelt: *Die Landung in England*. 3) Die Vorrede und das erste Kapitel des von *Belair* ins Französische übersetzten: *Gaudischen Versuchs einer Anweisung für Officiere der Infanterie, wie Feldschanzen von allerhand Art angelegt und erbaut werden* u. s. f.; in der italiänischen Uebersetzung von einem Officier des Generalstabs. 4) *Vom Krieg und von der Kriegskunst*; und 5) einen *Auszug* aus einer Abhandlung, die von der militärischen Disciplin handelt. Endlich folgt (S. 314 — 319.) das Namenverzeichniss sämmtlicher Abonenten, welches 110 Individuen fasst, und unter diesen mehrere Civilbeamten, aber nur einen gemeinen Gensdarmen zählt. Oben an steht der Name des ehemaligen Vicepräsidenten Melzi.

Warum die Herausgeber diese Hefte mit der Instruction des Generals Schaumburg und dem Auszuge aus Gaudi's Versuch u. s. w. anfüllten, weiss Rec. nicht; es sey denn, dass keine Materialien mehr vorhanden waren, und sie jene nicht anders anzufüllen wussten, weshalb es denn freylich besser gewesen wäre, wenn man die Herausgabe so lange verschoben hätte, bis sich noch ungedruckte interessante Aufsätze gefunden hätten. Den Lebensbeschreibungen Colleoni's und Melzi's sieht man zu sehr das Fabrikenmässige an; sie sind sehr unvollständig, und in einem trocknen Zeitungsstil abgefasst. Ueber erstern konnte es dem Vf. schwerlich an Materialien fehlen, da ihm der Pater *Wilh. Pagello* in einer 1477. herausgegebenen Trauerrede; *Anton. Cornaro* durch eine lateinische, und P. *Spino* durch eine italiänische Beschreibung von Colleoni's-Leben hinreichend vorgearbeitet hatten. Bey letzterm konnte er freylich nur des *Ghillini: Teatro degli Nomini letterali* brauchen; allein er sass an der Quelle, und musste folglich bessere Notizen, als die hier aus den über die flandrischen und italiänischen Kriege bekannten Werken gezogenen benutzen. Die vier beygefügten Kupfer sind, besonders die beiden Portraits Colleoni's und Melzi's, in artistischer Hinsicht unter aller Kritik schlecht gerathen, und in Hinsicht der Aehnlichkeit wahrscheinlich auch ohne allen Werth. Diess gereicht den Herausgebern um so mehr zum Vorwurf, da sie hierzu Originalgemälde benutzten, und wohlgetroffene Bildnisse jener beiden grossen Männer nicht allein dem Italiäner, sondern auch dem Transalpiner ein willkommnes Geschenk gewesen wären.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Prag*, gedr. b. Haase: *Gedanken über die Ordens-Verfassung der Piaristen und ihre Lehrart*, bearbeitet von *Jaroslaus Schaller*, Priester des Ordens der frommen Schulen, erzbischöfl. Notario publico u. f. w. 1805. 72 S. 8. — Diese Schrift scheint durch die Darstellung der Jesuiten als Gymnasiallehrer von *Cornova* (A. L. Z. 1804. Nr. 308.) veranlasst. Es ist der Topograph von Böhmen, und der Biograph der um der Wissenschaften vorzüglich verdienten Piaristen, *Schaller*, der hier die Sache seines Ordens vertritt. Seitdem in der österreichischen Monarchie das von Joseph II. Grundsätzen abweichende System aufgestellt worden, die Schulen und Erziehungsanstalten von der Geistlichkeit besorgen zu lassen, musste man wohl fragen: was haben bisher die Piaristen, die zu obigem Endzweck nebst den Benedictinern und Minoriten vorzüglich ausersehen sind, im Erziehungsfache geleistet? und was kann man sich von ihnen weiter versprechen? Auf diese Fragen sucht Hr. *Schaller* zu antworten. Der Vf. geht von dem Satze aus: die Geistlichkeit sey zum Lehren der Völker, folglich zum Jugendunterrichte berufen: er erlaubt sich einen schweren Ausfall auf die weltlichen Lehrer, welche er unberufene Miethlinge (S. 4.) nennt, und, wenn gleich nicht im Allgemeinen, beschuldigt, dass sie als verheirathete Leute die Jugend-Erziehung nur als Erwerbsmittel trieben; eine Beschuldigung, die aus keiner frommen Schule herstammt, und gegen welche die weltlichen Lehrer, wenn sie das Vergeltungsrecht ausüben wollten, in Vergleichung mit der Erziehung der Geistlichkeit in Rücksicht auf den Staatszweck manches zu erinnern finden dürften, wie z. B. dass die Protestanten meistens verheirathete Schullehrer haben, die doch verhältnissmässig viel leisten, so dass es nicht sowohl am weltlichen Stande der Schullehrer, sondern am Geiste des Studiensystems, an einer zweckmässigen Aufsicht und Leitung, an Nacheiferung und guter psychologischer Methode zu liegen scheint, wenn es um das Schulwesen gut stehen soll. — Der Piaristen-Orden unterschied sich anfangs von dem Jesuiten-Orden dadurch, dass der letzte den Unterricht mit den lateinischen Schulen anfing, der Piaristen-Orden aber für das zarte Alter der Jugend, für die eigentlichen Elemente der Kenntnisse und für die Bildung des Volks zu sorgen, ursprünglich bestimmt war, und gerade diess, dass dieser Orden in der katholischen Kirche zuerst mächtig auf den Volksunterricht gedrungen hat, gereicht ihm zum ewigen bleibenden Verdienste. Joseph Calasanz, ein spanischer Weltpriester, kam nach Rom 1592., und fand in diesem Sitze des Papstthums gerade die grösste Verwahrlosung der Kinder des gemeinen Mannes. Der Muthwille und Unfug der Gassenjungen erregte seine Verwunderung; Calasanz erforschte die Ursachen hievon — er sah kein ander Mittel, da die apostolische Schatzkammer nichts für diese Volksklasse thun wollte, als ein Institut zum unentgeldlichen Schulunterricht der armen dürftigen Jugend anzulegen. Er überlegte, sagt *Schaller*, die Worte des zehnten Psalms: „Dir ist der Arme überlassen, du wirst des Waisen Helfer seyn" — er folgte der Stimme Gottes in seinem Herzen, und gründete 1597. die frommen Schulen. Er nahm in seine Schulen protestantische und jüdische Kinder in Rom auf (S. 14.), und legte dadurch den Grund zu einer toleranten Denkart seiner Ordenssöhne, welcher der schwedische General Torstensohn zu Nikolsburg Gerechtigkeit widerfahren liess. Im J. 1621. ward sein Orden zu einem regulirten Orden erhoben. — Es blieb bey den drey einfachen Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams; das übrige ward der Rechtschaffenheit und eigenen Verantwortung der Ordensmitglieder überlassen. Schon im J. 1617. ward das Institut der frommen Schulen auch auf Kinder reicher Leute und auf alle Wissenschaften ausgedehnt. (Diess war bekanntlich der Ursprung der Collision zwischen Piaristen und Jesuiten.) S. 19 ff. hat der Vf. die Calasanzischen Regeln der piaristischen Lehrmethode für die Trivial- und lateinischen Schulen, wie sie der Ordensgeneral Franz Foci 1698. neu herausgegeben, abdrucken lassen. In der *sechsten* Regel wird das Zusammenlesen aller Schulkinder — die bekannte späterhin im Oesterreichischen eingeführte Methode des Normal-Unterrichts — für die frommen Schulen empfohlen. In der *siebenten* Regel wird auf die Rechtschreibung stark gedrungen. Nach der *neunzehnten* und *ein und zwanzigsten* Regel werden die fleissigern und geschicktern Schüler sehr zweckmässig und psychologisch zu Aufsehern und Examinatoren der minder fähigen bestellt. So war also in diesen Regeln manches Gute, aber durch die *sechzehnte* Regel ward auch der Grund zum Mechanismus und zum Schlendrian gelegt. In allen Gymnasien der frommen Schulen sollten einerley Lehrart beobachtet, einerley Lehrbücher beybehalten werden, „damit, wenn ein Lehrer aus einem Gymnasio ins andere versetzt werde, er in dem letztern wie in dem erstern ungehindert fortlehren könne." — Der Vf. bemerkt jedoch, die Piaristen hätten sich, jener Regel ungeachtet, nach den spätern Vorschriften eines jeden Staats bequemt, und der Piarist Gratien Marx habe unter Maria Theresia mehrere neue Lehrbücher mit Beyfall verfasst. Hierauf geht der Vf. über zu der bey dem Orden üblichen Bildung der künftigen Lehrer. In dieser ist unter andern das Fehlerhafte, dass ein und dasselbe Subject sich zu allen Lehrfächern anschicken muss: das letzte Jahr wird auf Rechtsgelahrtheit verwendet. Jeder, ehe er zum lateinischen Lehramte befördert wird, muss 6—8 Jahre in den Trivialschulen aushalten (da vergisst er, wenn innerer Trieb zum Fortstudieren fehlt, sehr leicht die erlernten höhern Wissenschaften, und stumpft den zu höhern Studien emporstrebenden Geist ab). Der ewige Wechsel der Lehrer und der Lehrfächer und die schlechte Dotation mancher Collegien, die ohne Bücher und Instrumente blieben, hat dem Piaristen-Orden viel Schaden gethan; unter dem Drucke dieses Wechsels und des Mangels an Hülfsmitteln erlag manches Talent, das sich sonst bey Cultivirung eines und desselben wissenschaftlichen Fachs vortheilhaft ausgezeichnet hätte; doch haben günstige Umstände und innerer Drang manchen Piaristen des literarischen Pantheons würdig gemacht. Der Vf. geht nun weiter fort zu den Lobeserhebungen, die dem Orden von verschiedenen Seiten gegeben worden. Der Kardinal Clösel führte ihn unter Matthias I. in Breslau und Troppau ein; der Kardinal Franz Dietrichstein 1631. in Nikolsburg; *Leopold* I. nach Wien, Maria Theresia in Prag: der General Lascy ward zu Weisswasser von Piaristen erzogen: Der jetzt regierende Monarch übergab die Leitung des Theresianums der böhmisch-mährischen Ordensprovinz, und verordnete 1804., dass der Vorsteher dieser Provinz durch 7 Jahre 16 Zöglinge mehr in seinen Orden aufnehmen dürfe, deren Unterhalt der Staatsfond übernahm. Endlich erzählt der Vf. ganz kurz (S. 69—72.) die Anfeindungen, die der Orden erlitt, ohne jedoch die Jesuiten mit einem Worte zu nennen, die schon dem Stifter viel Verdruss machten, und unter Innocenz X. die Herabsetzung des Ordens zu einer einfachen Congregation bewirkten, welche jedoch Clemens IX. wieder zurücknahm. — Das Resultat von allem läuft darauf hinaus, dass, bey allen Mängeln und Fehlern, die der Einrichtung der frommen Schulen noch zur Last fallen, dennoch, wenn nun einmal die katholische Jugend von Klostergeistlichen erzogen werden soll, die Piaristen die brauchbarsten und liebenswürdigsten darunter sind. Jenen von der böhmisch-mährischen Provinz giebt man insgemein etwas rauhe Sitten und Vernachlässigung der deutschen Sprache im Sprechen und Schreiben Schuld. Auch *Schaller* schreibt S. 4. zohen statt zogen, S. 6. Rohigkeit st. Rohheit, S. 12. Staatsbediente st. Staatsbeamte, S. 60. polische st. polnische u. s. w.

Num. 101. 809

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. April 1807.

GESCHICHTE.

Heilbronn, b. Class: *Geschichte von Schwaben*, neu untersucht und dargestellt von *J. C. Pfister*, Doktor der Philosophie und Repetent am kurfürstl. theol. Stift zu Tübingen. *Erstes* Buch. 1803. XIV und 211 S. *Zweytes* Buch. 1805. XII und 358 S. 8. nebst einer genealogischen Tabelle. (2 Rthlr. 4 gr.)

Die Geschichte Schwabens ist wohl ungleich schwerer zu schreiben, als die Geschichte manches andern deutschen Landes. Nicht nur fehlt es, besonders in Ansehung der ältern Zeiten, an einem hinlänglichen Vorrath von Materialien, aus welchem der Geschichtschreiber schöpfen könnte, sondern auch die Schicksale der Nation und des Landes, von denen hier die Rede ist, sind selbst von der Art, dass man beynahe auf den Gedanken kommen möchte, Schwaben, dieses anfänglich von verschiedenen Völkern bewohnte, und endlich in viele kleine und fremdartige Theile zerstückelte Land, habe eine Zeitlang gar keine, wenigstens keine gemeinsame Geschichte gehabt. Es ist äusserst mühsam, die wenigen, hier und da zerstreuten, und unzusammenhängenden Bruchstücke nicht nur zusammen zu suchen, sondern auch durch eine genaue Prüfung und Vergleichung ein Ganzes aus ihnen zu bilden; manche Lücke durch geschickte Combination mit Hülfe einer guten Localkenntniss, und nach der Analogie, die eine mehr ausgebreitete Völkergeschichte uns gewährt, zu ersetzen, und so in die isolirten Fragmente diejenige Einheit zu bringen, die sie zwar an und für sich von jeher wirklich hatten, die aber dem profanen, ja wohl auch manchem geübten Auge bisher unsichtbar war. Unternimmt ein Schriftsteller eine solche Arbeit, und vollendet er sie mit glücklichem Erfolge, so ist sein Verdienst entschieden, und er kann mit allem Recht Anspruch auf den Beyfall und aufrichtigen Dank des Publikums machen. Diese Belohnung gebührt unstreitig dem Vf. der vorliegenden Geschichte.

Das *erste* Buch geht nach einer kurzen Einleitung, welche die ältesten Nachrichten von der ursprünglichen Beschaffenheit des Landes, und den ganzen Plan dieses Werkes vorlegt, von den ältesten Zeiten aus, und erzählt alle merkwürdigen Ereignisse bis zum Aufblühen der ersten Städte und Klöster in Schwaben. Man lernt daraus die ersten Völkerzüge der Teutonen und Kimbern, der Markomannen, Germanen und Sueven, das suevische Gränzland, und die Sueven selbst nach ihren Sitten, und ihrer Verfassung kennen. Man sieht, wann und auf welche Veranlassung der erste Anbau des Landes erfolgte (vorzüglich gaben die römischen Colonien dazu Veranlassung), und wie neben verschiedenen Vereinen deutscher und nicht deutscher Völker, und nach ihren mannichfaltigen Wanderungen endlich der alemannische Hauptverein sich ein eigenthümliches Land an der nördlichen Alpenreihe erwarb; wie alsdann dieser Verein sich, ungeachtet der heftigen Anfälle von Seiten der Römer, der Burgundionen und Franken darin standhaft erhielt, und sich immer weiter über die Gränzen seiner Besitzungen ausdehnte, seitdem er sich mit den Sueven vereiniget hatte. Um den weitern Fortschritten der Suev-Alemannen Einhalt zu thun, bekriegt sie Chlodwig, und bezwingt sie bis auf einen Theil, der sich in die Arme des ostgothischen Königs Theodorich wirft. In eben diese Zeit fallen die Anfänge einer gesetzlichen Verfassung unter ihnen. Das Herzogthum entsteht; die Verhältnisse und Rechte der einzelnen Stände werden bestimmt, das Christenthum eingeführt. Aber nach einigen ernstlichen Versuchen der Suev-Alemannen, sich frey zu machen, behalten die fränkischen Hausmajer die Oberhand, das alte Herzogthum wird gestürzt, und an die Stelle der Herzoge treten königliche Beamte, oder Kammerboten. Die Deutschen, und mit ihnen auch die Alemannen, sondern sich endlich von der fränkischen Monarchie ab. Nach verschiedenen Ländertheilungen erhält Karl der Dicke Alemannien bis an die Alpen, als ein eigenes Königreich, und zum erstenmale geht in ihm aus diesem Land ein Kaiser hervor. Bald nach ihm, unter den letzten Karolingern, wird das Herzogthum wieder hergestellt. Die Verfassung entwickelt sich immer mehr.

Im *zweyten* Buch erblicken wir die Alemannen nach dem Verfalle des fränkischen Reichs wieder unter ihren eingebornen Herzogen. Zuerst zeigt sich erbliche Macht der Häuser in Würde und Amt, wie vom Anfang im freyen Landbesitz; aber bald erscheint das Herzogthum als Reichslehen. „Unter vier Herzogen hatte das Herzogthum diese Gestalt erhalten. Anfänglich that die Wahl in der Volksversammlung, was sonst durch die Anmasung des Mächtigsten geschah. Der Herzog erkannte den König; dieser bestätigte den Herzog. Da die Macht der regierenden Häuser sich mehr befestigte, und besonders, wenn das königliche Haus sich der Monarchie näherte, so würde das Recht, den Herzog einzusetzen, ausschliesslich, und nach Willkür von dem Könige ausgeübt. Der Herzog war nun des Königs Statthalter und Befehlshaber; ursprünglich des Volks selbsterwählter Fürst, nach

nach den Gesetzen des Landes." Es ist während dieser Zeit ein Kampf um die Oberherrschaft eines jeden über den andern, und Eines über alle. Die freyen Landbesitzer sondern sich in Lehnsherrn und Vasallen; die Ansprüche der grossen Häuser nähern sich immer mehr der Erblichkeit. Auf den Vater folgte gewöhnlich der Sohn, oder der Bruder im Herzogthum, jeder zwar noch durch königliche Verleihung; aber das Bestreben der Könige aus dem fränkischen Hause, zu bewirken, dass kein Herzog durch eigene Besitzungen zu mächtig, im Gegentheil die königliche Macht in den Provinzen desto mehr ausgedehnt werde, erzeugt eine heftige Gegenwehr. Schon in der zweyten Regierung gelang es dem fränkischen Kaiserhause, die Macht der Herzoge zu vermindern. „Die grossen Herzoge wollten erbliche Macht; die Könige wollten dasselbige, und die Alleinherrschaft dazu. Dass keines erreicht werden sollte, darin waren sie einander entgegen. Zwischen diesem Bestreben aber lag die Freyheit und Grösse des deutschen Reichs. Ohne die grossen Reichsfürsten wäre die Errichtung einer Monarchie leicht gewesen. Ohne die Hoffnung der Monarchie würden die Könige jene Anstrengungen für die Macht des deutschen Reichs nie gemacht haben.... Die Macht der grossen Herzoge fiel von selbst, wenn die Könige neue Häuser empor brachten. Aber auch diese konnten doch an nichts anders denken, als der Macht des Königs Schranken zu setzen." — Aus dem grossen Kampf zwischen dem deutschen Königthum und Papstthum unter Heinrich IV. entwickelt sich ein Krieg um das Herzogthum Alemannien. Einer der ersten Erfolge dieser Streitigkeit war, dass nicht nur alle kleinern Lehen, sondern auch die grossen Fürstenthümer erblich gemacht wurden. Mehr als Ein gräfliches Haus erhob sich in diesem Kriege zu einem ansehnlichen Fürstenhause. Vorzüglich gründeten sich drey Fürstenhäuser in Alemannien; die Häuser Friedrichs von Staufen, Bertolds von Zähringen, und Wolfs von Bayern. Unter diesen geht ein neues herzogliches Haus, nämlich das der Hohenstaufen, und eine neue Gestalt des Landes hervor. Die beiden letztern behaupten ihre Erbgüter in Schwaben unabhängig von der herzoglichen Gewalt. „Die Erbgüter des welfischen Hauses giengen vom Bodensee durch Schwaben hin und wieder bis herunter zu dem Kochergau. Bertold mit Hermann, seines Bruders Sohn, herrschte vom Murrgau und Kraichgau westwärts bis herauf an die burgundische Gränze. Alles übrige Land von Alemannien, in Schwaben und Elsass, war unter Friedrich von Staufen in dem Herzogthum Schwaben. Dadurch wurde der alte Name des innern Landes wieder herrschend; der Name Alemannien aber ist nach und nach abgegangen." Neben diesen grossen Begebenheiten erfolgen reichliche Schenkungen an Kirchen und Klöster mit eigenen Rechten und Freyheiten. Die Macht des Hohenstaufischen Hauses vergrössert sich, die Welfen und die Zähringer werden gedemüthigt. Der Kaiser Friedrich II. bringt nach und nach wieder zu dem Herzogthum, was schon Friedrich I. zu demselben gebracht hatte. Er fand es überflüssig, seinen Sohn Conrad mit dem Herzogthum zu belehnen, denn es war nun wie Eigenthum des königlichen Hauses. Die Städte des Herzogthums wurden zu königlichen erhoben. In dem Zeitalter der Hohenstaufen entstehen die ersten Städteverfassungen in Deutschland, und gegenüber vom Landbesitz durch den in den Städten erwachten Kunstfleiss — Geldreichthum. Aber schon unter Friedrichs II. Nachfolger, Conrad IV., nähert sich das Herzogthum Schwaben seinem Untergange, der endlich mit dem Untergange der Hohenstaufen selbst vollendet wird. Nachdem der unglückliche Prinz Conradin schon zuvor das Meiste von seinen Erbgütern, und endlich auch sein Leben verloren hatte, kam der nicht mehr viel bedeutende Rest derselben, nach seinem letzten Willen, an die Herzoge von Bayern, seiner Mutter Brüder. Bey dem Verfalle des Herzogthums blieb das Haus Zähringen allein in einem wohlgegründeten Fürstenthum. Von den alten Grafenhäusern sind nicht viel über zwölf, welche die Hohenstaufen überlebt haben. Die angesehensten Häuser wurden diejenigen, die erst in den letzten Zeiten der Staufen sich hervorgethan hatten. Ein solches war das Haus Wirtemberg, das erst bey seiner Wiederherstellung unter Friedrich II. ausgezeichnet wird. Bey dem Verfall des Staufischen Hauses erhielt dieses Haus Belehnungen, durch die es vieles in seinen Besitz zog, was zuvor unter dem Herzogthum war. Eben dieses war auch der Fall in Ansehung anderer Häuser; die ganze herzogliche Macht aber wurde nun von den übrigen Fürsten, Grafen und edlen Geschlechtern, die zum Theile Vasallen des herzoglichen Hauses gewesen waren, wie auch von den Städten, Hochstiften und Klöstern behauptet. Mit dem Untergange des Herzogthums hört zugleich die bisherige allgemeine Geschichte von Schwaben auf: denn jede Grafschaft, jedes Hochstift, jede Stadt hat nun ihre eigene Geschichte. — Diess ist der Inhalt der *ersten* Abtheilung des *zweyten* Buches; die *zweyte* Abtheilung haben wir noch zu erwarten. Am Ende eines jeden Buches gibt der Vf. eine chronologische Uebersicht der Geschichte von Schwaben, verglichen mit der allgemeinen Geschichte, wodurch eine deutliche Erkenntniss, in wie weit die besondere Geschichte Schwabens in die allgemeinen Welthändel, und diese in jene eingriffen, sehr befördert wird.

Das Ganze ist gut, und mit Einsicht geordnet; die Ausführung lichtvoll und gründlich. Erzählungen von bekannten Begebenheiten abgerechnet, werden Kenner hier wenige Angaben finden, welche nicht die Resultate eben so glücklicher, als mühsamer Untersuchungen, oder geschickter Combinationen sind. Der Vf. hat seinen kritischen Fleiss auf das Entstehen und auf die Schicksale der kleinen Häuser, wie auch der Städte und Klöster in Schwaben mit eben so rühmlichem Eifer, und gutem Erfolge verwandt, wie auf die Hauptbegebenheiten. Hier und da stiessen wir auf einige Aeusserungen, von deren Richtigkeit wir nicht ganz überzeugt sind. Nach S. 11. des *ersten* Buches wälzte sich der Schwarm der Cimbern aus Cim-

Cimmerien an die Donau herauf. Wir glauben, dass die Bewohner desjenigen Landes, welches seit den alten Griechen Cimmerien hiess, nicht einerley Volk mit den Cimbern, oder Kimbern waren. S. 13. Anmerk. 13. nimmt der Vf. ein germanisches Volk unter dem Namen *Gäsaten* an. Wir pflichten lieber der Meinung des Hn. *Anton* bey, dass es nie ein germanisches Volk dieses Namens gab. Ob, S. 59 u. f., der niederrheinische Name Germanen, nach der stärkern Kehlsprache im Waldgebirge, in Alemannen übergegangen, wie Heerbarte in Hallbarte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Was in der Anmerk. 66. zum Beweise vorkommt, hat uns nicht ganz befriedigt. Richtig ist es; (S. 104.) dass, „wenn die ältesten germanischen Vereine die Grundlage der heutigen Staaten sind, auch die Zeit, und die Art ihrer Niederlassung einen entschiedenen Einfluss auf ihre weitere Ausbildung behalten. Die Franken kamen in ein Land, das schon früher aus verschiedenen Völkerschaften zu einem grossen Ganzen vereinigt war, das schon in den ältesten Zeiten Städte, und alle Künste des Friedens hatte, und südlich und nördlich an seinen Küsten uralten Handel trieb. Einladung genug, einen rohern Zustand zu verlassen. Die Alemannen hingegen kamen grossentheils in ein gebirgiges Land, dessen früherer Anbau schon durch ihre erste Einwanderung zerstört war. Auf allen Seiten wohnten ähnliche Barbaren, die selbst dem Mittelpunkt aller europäischen Cultur in Italien den Untergang drohten. So konnte das alemannische Land erst durch die zweyte Hand erhalten, was die südliche Vorwelt grosses und schönes hervorgebracht, und was andere Völker unmittelbar durch den Welthandel erreicht haben." Ohne Zweifel hat dieser Umstand vieles, oder das meiste beygetragen, die Franken früher, als andere Völker, auf eine ansehnliche Stufe der Cultur hinauf zu heben. Wir sind aber doch der Meinung, dass bey ihnen noch mehr andere Umstände zusammen gewirkt haben. Auch die Angeln und Sachsen kamen in ein Land, welches bereits die Künste des Friedens hatte. Die Römer hatten bekanntlich Britannien in einen Zustand blühender Cultur versetzt. Allein auf die Barbaren wirkte nichts von allem diesem; sie zerstörten vielmehr alle Denkmäler und Mittel der Cultur, und blieben kriegerisch und roh, bis endlich das Christenthum, und die Vereinigung der Heptarchie hierin eine Aenderung hervorbrachten. Nach S. 164. Anmerk. 165. kam es bey der Wasserprobe darauf an, *nicht* unterzutauchen. — Zuweilen nimmt der Vf. in seine Erzählung Reden auf, welche die Annalisten des Mittelalters ihren Helden in den Mund gelegt haben, weil man, wie er ganz richtig bemerkt, die Denkungsart des Zeitalters aus denselben kennen lernt. Allein in Ansehung einer im *zweyten* Buche S. 41. eingerückten Rede des deutschen Königs Otto vor der Schlacht gegen die Hunnen dürfte dieses wohl der Fall nicht seyn. Sie ist aus Witichind, und eine offenbare Nachahmung einer Rede des Catilina an seine Soldaten bey Sallust. Nach S. 60. soll unter dem K. Otto III. ein bestimmtes Gesetz aufgestellt worden seyn, dass der von den Deutschen erwählte König zugleich römischer Kaiser seyn sollte. Uns ist keine einzige Urkunde, keine einzige Stelle eines gleichzeitigen Schriftstellers bekannt, woraus dieses erwiesen werden könnte. *Trithemius* ad an. 995., den der Vf. als Gewährsmann anführt, kann doch hier nicht als Zeuge gelten.

Solche kleine Flecken, wenn es ja Flecken sind, werden durch die Gründlichkeit und Schönheit des Ganzen hinlänglich vergütet. Viele scharfsinnige Bemerkungen, die in diesen beiden Büchern vorkommen, zeigen, wie vertraut der Vf. mit dem Ganzen der Geschichte, und mit der ganzen Verkettung der Begebenheiten ist. Einige derselben hat noch nie ein Geschichtschreiber durch einen förmlichen Ausspruch bestätigt; sie liegen aber doch in der Natur der Sache; sie sind als Resultate, die nothwendig aus den Begebenheiten fliessen, echt historisch. Von dieser Art ist, ausser denjenigen, die wir schon bey der Anzeige des Inhalts ausgehoben haben, die Stelle S. 152 f. Anmerk. 148. des *ersten* Buches: „Nach der germanischen Verfassung sind Fürsten der *Völker* lange vor den grossen *Landesherrn* gewesen. In dieser Hinsicht ist nun sehr zu unterscheiden: König *der Franken*, und: König *von Frankreich*." Oder im *zweyten* Buche S. 43 u. f. „Die deutschen Völker wurden hauptsächlich durch die äussern Feinde zu einer bleibenden Vereinigung gebracht. . . Die Alemannen, welche es zur Zeit der Römer noch unerträglich fanden, in Städten zu wohnen, und die in ihrem eigenen Lande nur einzelne Bergschlösser hatten, diese sind nun durch die ungarischen Kriege angetrieben worden, aus ihren zerstreuten Wohnungen in Städte und Dörfer zu ziehen, und hinter Mauern und Wällen Sicherheit zu suchen." — Dass die Werke des Hn. *Johann v. Müller* auf die historische Bildung des Vfs., wie er in der Vorrede zum *zweyten* Buche selbst versichert, grossen Einfluss gehabt haben, werden Kenner leicht entdecken. Er eiferte ihm in schönen, tiefgedachten Urtheilen, und in körniger Schreibart hier und da nicht ohne Glück nach. Nebst dem hatte auch die Beschaffenheit der Quellen nicht wenig Einfluss auf seine Darstellung. Er wollte das *Zeitalter auch durch die Eigenthümlichkeiten seiner Geschichtschreiber bezeichnen*. Diese sind aber, wie er hinzusetzt, selbst unter einander sehr verschieden, und enthalten also auch so *verschiedenartige Materialien*, dass es beynahe nicht möglich war, dem Ganzen eine *gleiche Haltung* zu geben. Doch wusste der Vf. diese Schwierigkeit grösstentheils wohl zu heben, und man hat weniger über Ungleichheit in der Darstellung, als über Wiederholung einiger aus den Chroniken geborgten Redensarten zu klagen, wodurch der Vf. zuweilen in eine unangenehme Eintönigkeit verfiel. Dahin gehört z. B. folgende, nur gar zu oft vorkommende, Redensart: S. 32. B. II. „*Es geschah* aber, als König Otto sich rüstete, . . . da brach Luithulf auf. (S. 37. Da der Bischof die meiste Treue gezeigt hatte, *so geschahe* jetzt, dass Burkhard in das Herzogthum eingesetzt wurde. S. 40. *So geschah* es, dass die Ungern wie-

wieder abgetrieben wurden." Wir könnten diese Beyspiele noch mit einigen Dutzend vermehren. S. 31. B. I. fanden wir einen unrichtig construirten Redesatz: „Arm, aber frey, war *den Sueven* die Milch ihrer Herden die einfachste Nahrung," anstatt: Arm, aber frey, zogen *die Sueven* aus der Milch ihrer Herden die einfachste Nahrung. Der Vf. schreibt auch immer: man weisst, anstatt: man weiss. — Die geringe Zahl Druckfehler, die in diesem Werke vorkommen, sind am Ende angezeigt; ein Paar sind aber doch unangezeigt geblieben. S. 99. B. II. Eine *Sache* am Herzoge Otto, anstatt: Eine *Rache*; und S. 100. *zu feindlicher* Unterwerfung bewogen, anstatt: *zu friedlicher* Unterwerfung. Dem *zweyten* Buche ist zuletzt eine allgemeine genealogische Tabelle der alten Fürstenhäuser in Schwaben beygefügt. — Wir sehen der Fortsetzung dieses Werkes mit Sehnsucht entgegen, und wünschen jeder deutschen Provinz einen so guten Geschichtschreiber, wie ihn Schwaben an Hn. *Pf.* erhalten hat.

Ingolstadt, b. Attenkover: *Merkwürdigkeiten der churbaierischen Hauptstadt Ingolstadt* aus Urkunden zur Beleuchtung der vaterländischen Geschichte. Von *Ignatz Hübner*, der Philosophie Doctor, beider Rechte Liz. churbaierischem wirkl. Rathe, und Stadtsyndikus zu Ingolstadt. *Erster* Heft. (ohne Jahrzahl) IV und 110 S. 8. (12 gr.)

Allerdings läfst sich annehmen, dass ein von den alten bayerschen Herzogen so sehr begünstigter, und eine Zeit lang selbst als Residenzstadt berühmter Ort, wie Ingolstadt war, in seinen Archiven und Registraturen viele Schätze von Urkunden, und andern schriftlichen Denkmälern enthalten müsse, durch deren Bekanntmachung mancher den Geschichtschreibern bisher unbekannte Umstand zur Kenntniss des Publikums gebracht, manche noch dunkle Stelle in der Geschichte aufgehellt werden kann. Hr. *H.* erwirbt sich daher durch die Herausgabe dieser Schrift, welche verschiedene, bisher noch ungedruckte Documente aus dem Archiv und aus der Registratur der Stadt Ingolstadt enthalten soll, einen gerechten Anspruch auf den Dank des literarischen Publikums, und jeder Freund der Geschichtkunde wird aufrichtig wünschen, dass derselbe durch einen ergiebigen Absatz eine hinlängliche Unterstützung zur Fortsetzung dieses nützlichen Werks finden möge. In diesem *ersten* Heft liefert der Herausg. einen Abdruck von dem Privilegienbuche, welches der Stadtrath zu Ingolstadt im J. 1493. aus den Originalen hatte zusammenschreiben lassen, oder wenigstens von einem Theile desselben. Voran geht ein zu derselben Zeit verfertigter Auszug einer Chronik, „wie der edel Stamm der löblichen Fürsten und Herrn des Haus Bayern u. s. w. entsprungen, von ein dem andern das Regiment in sein Hand und gewaltsam kommen ist." Die Chronik enthält beynahe nichts, was nicht schon aus andern Quellen bekannt ist, und manche Begebenheit kömmt darin zweymal vor, z. B. die Ermordung des Herzogs Ludwig bey Kellheim S. 16. und 17., zuweilen sogar unter verschiedenen Jahren, und mit verschiedenen Umständen; z. B. gleichfalls S. 16. „Anno 1257. Herzog Ludwig vorgenannt erstach seine Frauen Maria genannt zu Werth auf der Burg, die was eine von Brabant;" und S. 17. heisst es: „In dem nechsten Jare darnach (es war zuvor von dem J. 1255. die Rede) und da sie geteilt hätten, liess derselb Herzog Ludwig seiner Frawen, die Maria hiess, und des Herzogen Schwester was von Brabant, das Hawpt abschlagen zu werd in der Stadt, und thät ihr Unrecht." Diese Verschiedenheit der Erzählung ist wohl ein Beweis, dass der Compilator aus mehrern Quellen geschöpft hat. Als Titelkupfer sind hier zwey alte Siegel der Stadt Ingolstadt abgebildet. — Wenn Hr. *H.* dieser Schrift künftig durch Aufnahme mehrerer Stücke von verschiedenem Inhalt mehr Mannichfaltigkeit geben will, so wird sie auch an Interesse immer mehr gewinnen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Steinacker: *Unterhaltungen mit Personen, welche in den höhern Jahren des Lebens stehen, oder dieselben erreichen dürften.* Ein Beytrag zur Belehrung, Beruhigung, Aufheiterung und (Beförderung der) Glückseligkeit im Greisenalter; auch zur zweckmässigen Vorbereitung auf dasselbe, von *Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior und Consist. Assessor zu Merseburg. 1806. 17 Bog. gr. 8. mit einem Kupfer. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der gutmüthige Vf., der schon *Reden an gebildete Jünglinge* und *Unterhaltungen mit gebildeten Frauenzimmern* hat drucken lassen, will durch diese Unterhaltungen, deren 41 sind, auch das Alter und jeden der alt zu werden hofft, belehren, beruhigen, aufheitern und beglücken. Wenn er aber, wie wahrscheinlich ist, seine Absicht ebenfalls auf *gebildete* Leser gerichtet hat, so dürften diese Aufsätze, welche ihrer Form entkleidete Predigten zu seyn scheinen, schwerlich von Wirkung seyn: denn sie enthalten nichts, was das Nachdenken eines über das Gewöhnliche und Oberflächliche erhabenen Geistes zu beschäftigen im Stande wäre, keine Formen der Darstellung, keine Züge von Energie, die das Herz ergreifen und bewegen könnten. Selbst für den gemeinen Leser sollte der Vortrag weniger trocken seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. April 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Renger. Buchh.: *Frauenspiegel*, von *C. A. Tiedge*. 1807. 191 S. 8. (auf Velin-Papier 1 Rthlr. 4 gr. auf Schreibpapier 18 gr.)

Eine lange Reihe weiblicher Charaktere, davon die meisten sich durch irgend einen Fehler oder eine Thorheit unterscheiden, einige aber sich durch ihre Liebenswürdigkeit empfehlen. So treten zuerst auf: die stumme Schöne, die Liebhaberinn der Schminke, die Kränklichkeit affectirende, die ihrer Zofe untergebne; eine andere, die sich eine häsliche Freundinn wählt, um eine Folie für eigne Schönheit an ihr zu haben; eine Allwine, die durch lauter von andern erborgte Züge zu schimmern sucht; eine Molly, die die Melancholische spielt; eine Dina, die als Reiterin figurirt; eine Hulda, die sich im Uebermass des Tanzes erhitzt, und durch griechische Gewänder erkältet u. s. w. Diese Gemälde sind nach den verschiedenen Perioden des weiblichen Alters in *vier* Abtheilungen unter folgende, wegen der nicht fest gehaltenen Allegorie nicht gleich verständliche, Titel gebracht: 1) die schöne Gegend, 2) das gelobte Land, 3) Rückreise, 4) Ende vom Liede.

Der Dichter hat nicht nur durch die Individualität seiner Charaktergemälde der Monotonie abzuhelfen gesucht, sondern auch mehrern derselben am Ende eine Wendung gegeben, die, wie das Epigramm in Martial's Manier, in eine Spitze abläuft. Man sehe z. B. das folgende:

Zwanggefühl und Plagen
Lehrt die Eitelkeit
Besser als die Zeit
Und die Liebe tragen.
Adelide kann
Ohne schwer zu klagen
Nie von ihrem Mann
Eine Laun' ertragen;
Doch sie trägt den Druck
Und den Trotz der Zofe,
Ist ihr Schmuck am Hofe
Nur der schönste Schmuck;
Strahlen, zum Verblenden,
Nimmt sie freylich mit,
Wenn sie aus den Händen
Ihrer Elsa tritt.
Das hilft viel erdulden,
Furchtsam schweigt sie still,
Elsa mag verschulden
Was, und wie sie will.
Und Frau Adelide
Nimmt die Zof' in Schutz,
Leidet auch ihr Friede,
Glänzet nur ihr Putz.
Darum nimmer wehret
Die Gebieterin
Elsa's frechem Sinn,
Denn sie fühlt und ehret
Ihre Schöpferin.

Von neuem bewährt Hr. *T.* seine grosse Gewandtheit in der Versification, indem er sich dem Gesetz dreyfüssiger gereimter Trochäen unterwarf. Nur selten bemerkt man den Zwang, den ihm dieses nothwendiger Weise auflegen musste. Zu diesen seltnen Stellen rechnen wir in der Charakteristik Alwinens folgende:

Nun ist nichts ihr eigen,
Nicht das kleinste Neigen,
Nicht der Lippenhauch,
Einen Tanz zu nennen.
Möchtest du sie kennen?
Freylich wohl; ich auch.
Doch wer sah Allwinen,
Wer hat sie gekannt,
Eh' sie wie verbannt
Hinter fremden Minen
Aus sich selbst verschwand.

Ein solches Sylbenmass, das für Gedichte von langem Athem sonst nicht das schicklichste und bequemste ist, zu wählen, hat den würdigen Vf. wohl die Rücksicht bestimmt, dass man die ganze Gallerie der in diesem Frauenspiegel auftretenden Gestalten eben so wenig in Einem fort beschauen werde, als man einen ganzen Band Sinngedichte hinter einander zu lesen pflegt. Abgesehn übrigens von der poetischen Verzierung ist zu wünschen, dass schon der moralische Nutzen recht viele Leserinnen anziehen möge, in diesen Spiegel zu schauen; und wohl ihnen, wenn ihnen eine so schöne und liebenswürdige Gestalt, als die einer Melide (S. 132.), oder einer Idole (S. 186.) als ihr eignes Ebenbild daraus entgegenscheint.

Stockholm, b. Delén: *Arbeten af Joh. Gabriel Oxenstjerna.* — *I.* D. 1805. 342 S. *II.* D. 1806. 416 S. gr. 8.

Die beiden ersten Bände dieser Arbeiten, womit ihr grosser Urheber, der durch seine seltenen und mannichfaltigen Verdienste den Glanz eines hochberühmten Geschlechts erhöht, seinem Vaterlande ein so ersehntes als willkommnes Geschenk gemacht hat, enthalten bloss seine poetischen Werke. *Oxenstjerna* kann mit Recht auf eine der ersten Stellen nicht nur unter den Dichtern seines Vaterlandes, sondern unter den begünstigten Geistern aller Völker und Sprachen, denen die süsse Gabe des Gesangs verliehn war, Anspruch machen: er verbindet Tiefe des Gefühls und der Gedanken mit einer kühnen und reichen Phan-

Phantasie, die in der Hervorbringung neuer und schöner Bilder bis zum Bewundernswürdigen unerschöpflich ist. Freylich sind auch in seinen Werken Spuren des unglücklichen Einflusses merklich, den französische Muster und französische Kunstkritik auf die Bildung fast aller neuern schwedischen Dichter — *Bellmann* abgerechnet — geäusert hat: ein Einfluss, der für so viele edle und poetische Naturen ungemein verderblich gewesen ist, und sie in eine Bahn verlockt hat, wofür weder ihr Genie bestimmt, noch der Charakter ihrer Sprache geeignet war: indessen besitzt *Oxenstjerna* eine solche Fülle des echten Dichtergeistes, dass ihn die Manier nie ganz hat überwältigen, und das Feuer der Begeisterung, das mit unwiderstehlicher Kraft hervorschlägt, erlöschen können. Ein groser Theil der vor uns liegenden Bände enthält Gelegenheitsstücke, mehrere in französischer Sprache, die meistens Hoffeyerlichkeiten oder Vorfällen des Tags ihr Daseyn verdanken, und gewissermasen den Glanz der Meisterwerke, die in den Stunden der Weihe und einer glücklichern Freyheit geboren sind, verdunkeln: dahin gehört die ganze zweyte Hälfte des *ersten* Theils von S. 215. an, und viele Stücke unter den zerstreuten Schriften des *zweyten* Bandes. Der Vf. giebt selbst den richtigen Gesichtspunkt an, aus dem er sie beurtheilt wissen will: sie sollen denen, die Zeugen der Tage waren, die sie hervorbrachten, frohe Erinnerungen zurückrufen; und vielleicht haben sie für die Nachwelt den Werth, dass, wenn die Geschichte des grosen Königs öffentliche Thaten aufbewahrt, sie aus diesen Blättern sein Privatleben und die Vergnügungen, denen er seine Musse widmete, näher kennen lernt. — Ungeachtet auch diese leichtern und augenblicklichen Erzeugnisse den Geist und Geschmack ihres Urhebers durchschimmern lassen, beweisen sie nur zu deutlich, dass die niedere Region, die dem Witz angehört, nicht seine eigentliche Sphäre sey, sondern seine Natur ihn zu einem edlen und hohen Flug in das Reich des Idealen bestimmt habe. Rec. begnügt sich daher, jene Kinder der Gelegenheit, so hoch sie auch über die Alltagsgeburten der Art hervorragen, blos zu erwähnen, und wendet sich zu einer nähern Betrachtung der Meisterwerke, die den Namen des Dichters auf die Nachwelt fortpflanzen werden. Dahin gehören das beschreibende Lehrgedicht *Skördarne*, die Aernten, in *neun* Gesängen (II. S. 1—196.), das bereits im J. 1797. erschien und hier ganz unverändert wieder abgedruckt ist. Nach unserm Gefühle ist es das vollendetste unter allen Oxenstjerna'schen Arbeiten. Es umfasst alles, was den Menschen heilig und wichtig ist: und die Kunst ist wahrhaft bewundernswürdig, mit welcher der Vf. alle grosen Angelegenheiten unsers Geschlechts, seine Ausbildung, seine Genüsse, seine Hoffnungen auf seinen einfachen Stoff bezogen hat: um ihn lebendiger zu machen, hat er die Geschichte zweyer Liebenden, die von Kindheit an das Geschick und die Neigung für einander bestimmten, deren Liebe aber ein plötzliches und unerwartetes Hinderniss zu stören droht, in sein Thema verwebt, und sich dadurch die Gelegenheit verschafft, auch das menschliche Herz in seinen süssesten Empfindungen zu malen. Doppelt anziehend wird diess vortreffliche Gedicht durch die besondre Beziehung auf das Vaterland des Urhebers. Zunächst schildert er die Gestalt der Natur unter Schwedens Himmel, den schwedischen Landmann, seine Art, der Erde ihre mannichfaltigen Gaben abzugewinnen, seine Freuden, seine Spiele; hieran schliessen sich Erinnerungen aus der nordischen Vorzeit und Geschichte, an Schwedens Könige und Heroen. — Ein zweytes grösseres Gedicht, die Tagszeiten in vier Gesängen, von dem bis jetzt nur einzelne Fragmente bekannt waren, eröffnet den *ersten* Theil. Das erste Grau des beginnenden Tages, das Erwachen, die Morgenröthe, die Farben, die Sonne, der Morgen, der Anfang der Arbeiten des Tags, die Heimath und die Gegenstände, die mit lyrischem Feuer und gleichsam mit erwachter Kraft besungen werden. Zur Probe hebt Rec. nur eine Stelle aus:

Själ af Systemer, dem du leder,
Lif af din anförtrodda vald;
O Sol, hvad undran, om din heder
Af jorden mottog Gudars gärd?
Ej åldrarna din kraft förringa,
Du skiften ser, men känner inga.
Då stjernor dö och tända sig,
Du ensam lika klarhet hyser;
Och evig i den bana lyser,
Der nya verldar möta dig.

När af din stad vid Nilens Floder
Du sjelf ser inga märken mer:
När intet ljud från Memnons stöder
At dina strålar helsning ger:
När Mithras thron man fåfängt söker,
När intet altar mera röker
Vid Manco's presters helga kall:
Dig lik, i ostörd fortgång skriden,
Du varar, segrande på tiden,
Vid dina egna tempels fall.

(Seele der Systeme, die du leitest, Leben deiner anvertrauten Welt, o Sonne! *was Wunder, wenn deine Ehre von der Erde Götteropfer empfing?* Zeitalter verringern deine Kraft nicht, du siehest Wechsel, aber empfindest keine. Wenn Sterne sterben und sich entzünden, hegst du allein gleiche Klarheit, und glänzest ewig in der Bahn, wo neue Welten dir begegnen. Wenn von deiner Stadt an des Nils Fluten du selbst keine Spuren mehr siehst, wenn kein Laut von Memnons Säulen deine Strahlen begrüsst, man umsonst Mithras Thron sucht und kein Altar mehr raucht bey dem heiligen Ruf der Priester Manco's, dauerst du, dir gleich in ungestörtem Fortgang schreitend und siegend über die Zeit, bey dem Fall deines eignen Tempel.)

Gleich bedeutend, erhaben und melodisch, wie diese bis auf die mit Cursiv und gesperrt gedruckten Zeilen vortreffliche Stelle sind fast alle übrigen Verse. — Stiller und gehaltner besingt der Vf. den *Mittag*, seine Beschwerden und die Genüsse des Bades, der Ruhe und der Mahlzeit. Der lyrische Stil geht in eine leichtere Versart über, die dem niedrigern Stoff anpassend ist. Malerischer und edler ist der Ton, der im dritten Gesange, der *Abend*, herrscht; alles Milde und Liebliche eines schönen Abends und der erhöhte Werth,

Werth den der Genuſs der Natur durch die Freundſchaft und den Umgang empfängt, ſind in demſelben mit einer ſüſsen und eindringenden Innigkeit dargeſtellt. In der *Nacht* erhebt ſich die Sprache wieder: und wird, da ſie vorhin beſchreibend war, jetzt zur Elegie. Der Schlaf, das Dunkel, das Schweigen, die Sterne, der Nordſchein, der Mond, die Miſſethaten, das Grab eines Freundes, dieſs ſind die Gegenſtände, bey denen die Muſe in ernſterer Betrachtung verweilt. Gern möchten wir aus dieſem trefflichen Geſange die Klage um Arvid Stenbock, einen Freund des Dichters, der in ſeinen Armen erblich, ausheben, wenn es der Raum, worauf die Anzeigen von Büchern in weniger bekannten Sprachen Anſpruch machen können, verſtattete. Schade, daſs der groſse, feyerliche Eindruck, den ſie macht, durch die folgenden Strophen geſchwächt wird; denn ſo ſchön ſie auch an und für ſich ſind, wünſchten wir doch, daſs ſich das Gedicht mit den erhabnen Worten (S. 109.) ſchlieſsen möchte:

> *Af jordens känslor alt med jorden ſjel förſvinner,*
> *Och i en annan verld hon* (die Zärtlichkeit) *af dem alla finner*
> *Allena kärleken!*

(Von den Gefühlen der Erde verſchwindet alles mit der Erde ſelbſt und, in einer andern Welt findet ſie von ihnen allein die Liebe!)

Unter den vermiſchten Gedichten des *erſten* Bandes ſind die *Hofnung* und die *Religion der Unſchuld* die vorzüglichſten; weniger gelungen ſcheinen uns *das Schickſal*, ſo unvergleichlich auch einzelne Stellen ſind, und die *Ode auf Güſtaf Adolphs Tod*. Es folgen einige Paraphraſen von Pſalmen, und einige Ueberſetzungen aus Horaz, in den Versmaſsen des Originals mit Wegwerfung des Reims; auch dieſe Verſuche beweiſen die Bildſamkeit der ſchwediſchen Sprache, und wie leicht ſie ſich unter den Händen würdiger Künſtler zu den ſchwierigſten Aufgaben fügt. Die andere Hälfte des *zweyten* Theils enthält erſtlich *poetiſche Epiſteln (Skaldebref)* an verſchiedene Perſonen, meiſtens bey gewiſſen Gelegenheiten; für das gröſsere Publicum geht daher ein groſser Theil ihres Intereſſe verloren. Das vorzüglichſte Stück iſt, unſerm Bedünken nach, *Diſa*, eigentlich eine poetiſche Erzählung, voll Laune und Naivetät. Auch bey dieſen Briefen drängt ſich die Bemerkung auf, daſs dem Vf. das Rührende, Pathetiſche und Sentimentale weit beſſer, als das Witzige, Spielende und Leichte gelingt. Den Beſchluſs machen die zerſtreuten Schriften, meiſtens kleine Gelegenheitsſtücke, die oben charakteriſirt ſind; doch zeichnen ſich einige Gedichte, namentlich *Emili*, *An einen Pomeranzenbaum*, *Amors Reiſe*, und vorzüglich das kleine *Lied* S. 371. durch eine ſüdliche Zartheit, ſowohl in den Gedanken als der Einkleidung, aus. Auch die Epigramme verdienen einer rühmlichen Erwähnung, da die ſchwediſche Literatur an dieſer Dichtungsart bis jetzt faſt ganz arm iſt.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, in d. Feind. Buchh.: *Die teutſche Sprache für Bürgerſchulen bearbeitet* von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz.* 1804. VIII u. 378 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der als gemeinnütziger Schriftſteller längſt bekannte Vf. ging in dieſem Buche (ſ. Vorr. VI.) von dem Grundſatze aus: daſs die deutſche Sprache in Bürgerſchulen mehr praktiſch als theoretiſch betrieben werden müſſe; ein Grundſatz, in den Rec. völlig einſtimmt. Das Ganze zerfällt in *fünf* Abſchnitte. Der *erſte* enthält 1) *Dictirübungen*, welche in Schulen, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, von groſsem Nutzen ſind. Auch hat das unſern Beyfall, daſs der Vf. zu ſeinen Dictirübungen, um ſie nicht zum bloſsen Wortſchalle zu machen, einen Auszug aus der vaterländiſchen Geſchichte wählte, und ſo zwey Zwecke mit einander vereinigte. 2) *Fehlerhafte Schemata, welche der Zögling ſelbſt corrigiren muſs.* Hier hätten wohl, um Raum zu erſparen, die corrigirten Schemata, welche gegenüber gedruckt ſind, wegbleiben können, da man doch wohl von jedem Lehrer erwarten kann, daſs er das Fehlerhafte, welches in dieſe Aufſätze eingewebt iſt, ſelbſt zu verbeſſern im Stande ſey. 3) *Verſetzte Gedichte, welche der Zögling wieder herſtellen muſs.* Dieſe Rubrik ſcheint Rec. ſehr überflüſſig: denn wenn der Vf. S. 52. in der Anmerkung ſagt, der Zögling ſolle dadurch lernen, wie viel Silben er in jede Zeile zu ſetzen habe: ſo kann man dieſs doch im Ernſte für nichts anders, als für eine Spielerey halten. Viel zweckmäſsiger wäre wohl in einer Bürgerſchule die Uebung, vermöge welcher man junge Leute gewöhnte, Lieder, deren Zeilen nicht abgeſetzt ſind, wie in den meiſten Geſangbüchern, richtig abgetheilt zu leſen. — Der *zweyte* Abſchnitt beſteht aus einer *theoretiſchen Grammatik.* In dieſer iſt der Vf. gröſstentheils der Adelung'ſchen gefolgt. So nimmt er, wie *Adelung*, für die Gattungswörter acht Declinationen, und für die Nomina propria vier an. Auch folgt er gewöhnlich deſſen Erklärungen, und wenn er von ihm abgeht: ſo wird er bisweilen theils weitſchweifig und unverſtändlich, zumal für Bürgerſchulen, theils fehlerhaft. Von der *Präpoſition* ſagt er z. B. S. 131. §. 15.: „die Präpoſition iſt derjenige Redetheil, durch welchen das Verhältniſs der Abhängigkeit näher ausgedrückt wird, in welchem die Gegenſtände, welche wörtlich bezeichnet werden, gegen einander ſtehen." Wie kurz und richtig drückt ſich dagegen *Adelung* aus: „die Präpoſitionen ſind Wörter, welche das Verhältniſs zwiſchen zwey Dingen, worein ſie durch das Prädicat geſetzt werden, bezeichnen." Von den Präpoſitionen heiſst es in eben dem §. weiter: „daher ſind ſie auch mit den Caſibus ſo nahe verwandt, daſs man nicht ſelten zwiſchen beiden Formen wählen kann; z. B. *Klopſtocks Lieder* oder *Lieder von Klopſtock.*" Fühlte Hr. *P.* wirklich nicht den Unterſchied der angeführten Beyſpiele? *Lieder von Klopſtock* ſind Lieder, von *Klopſt.* gedichtet; *Klopſtock's Lieder* aber können allenfalls auch ein Liederbuch ſeyn, welches dem Dichter *Klopſtock* als Eigenthum gehörte. Die

Die Präpositionen sind freylich mit den Casibus nahe verwandt, weil die letzten gleichen Zweck mit den ersten haben; allein es ist gar nicht einerley, ein Casuszeichen oder eine Präposition zu gebrauchen: denn so oft durch die Casus eine Zweydeutigkeit entstehen könnte, nimmt man seine Zuflucht zu den Präpositionen. — Der *dritte* Abschnitt beschäftigt sich mit dem *deutschen Stile.* Auf eine vorausgeschickte Methode bey den praktischen Stilübungen, welche wohl am Ende dieses Abschnittes hätte stehen sollen, folgt eine kurze Theorie des Stils. Hier nimmt der Vf. zum Theil seinen eignen Gang. Nach einer richtigen Absonderung der *Materie* und der *Form* stellt er für die Form S. 209. zwey Haupteigenschaften auf: Correctheit und Schönheit. Unter der ersten begreift er auch die Deutlichkeit mit, welches dem Rec. nicht passend scheint, wenn man Correctheit nach dem herrschenden Sprachgebrauche nimmt. Demnach kann ein Aufsatz völlig rein von Sprachfehlern seyn, und ist doch nicht deutlich. Denn die Deutlichkeit besteht in der logischen Anordnung, und der Vf. hat ganz Recht, wenn er S. 210. sagt: „Ueberhaupt kann nur der deutlich schreiben, der vorher deutlich gedacht hat." — Hierauf werden die verschiedenen Arten des Stiles durchgegangen, mit untergelegten Beyspielen aus unseren klassischen Schriftstellern. Der Geschäftsstil und der Briefstil sind, dem Zwecke des Buches gemäss, am ausführlichsten abgehandelt. — Der *vierte* Abschnitt, überschrieben: *Declamation,* liefert theils einen kurzen Inbegriff von zweckmässigen Regeln, theils Beyspiele zur Uebung, die gewiss auch für künftige Bürger nützlich sind, da die Fertigkeit, etwas mit dem gehörigen Ausdrucke lesen zu können, bey dem Zuhörer das leichtere Auffassen der Gedanken befördert. — Den Beschluss des Werkes macht im *fünften* Abschnitte: eine Uebersicht und Erklärung vieler in der deutschen Sprache vorkommenden *ausländischen* Wörter. Hier könnte Rec. leicht über das zu Viel und zu Wenig mit dem Vf. rechten, auch manche Erklärung tadeln; indessen giebt er ihm lieber das Zeugniss, dass die meisten Erklärungen kurz und richtig sind.

LITERATURGESCHICHTE.

Bremen, gedr. b. Meier: *Ankündigung von der Fortsetzung des Jöcherschen allgemeinen Gelehrten Lexicons* von *Heinr. Wilh. Rotermund,* Domprediger in Bremen. 40 S. 8.

So verdriesslich es für alle Käufer der Adelungschen Fortsetzung des Jöcherschen Gelehrten Lexicons war, diese mühsame und doch so verdienstliche Arbeit mit dem Buchstaben J abgebrochen zu sehen: so erfreulich muss diese Ankündigung den Freunden der Bücher- und Gelehrtenkunde seyn, worin Hr. *R.* seinen wohl überdachten Plan, nach welchem er diese Lücke auszufüllen gedenkt, aus einander setzt.

Er folgt dabey zuerst *Adelungs* Grundsatze m… Recht darin, dass er alle Schriftsteller weglässt, der… Andenken entschieden überflüssig ist. Hier müs… er aber weit strenger als *Adelung* verfahren, w… sonst immer wieder zu fürchten ist, dass das We… zu stark werden, und Verleger und Käufer abschre… ken werde. Wir schlagen ohne Auswahl in *Adelung*… zweytem Theile auf, und finden S. 863 — 866. folge… de Artikel, die gewiss hätten wegbleiben können u… sollen.

Elebrecht, Heinr. Johann, Prediger zu Salzhausen i… Lüneburgischen, bald nach dem Anfange des gegenwä… gen Jahrhunderts, schrieb

Exercitationes theologicas. Frankfurt 1699. Wider S… *nosa, Hobbes,* die *Socinianer* und *Arminianer.*

Ausgang Ismaels aus den Hütten Abrahams. Hamb… 1711. 8. gegen *Christ. Ant. Römeling.*

Elerdus, Bartholomaeus, Pastor und Insp. zu Wolf… hausen, war zu Wittstock 1552. gebohren, und hat … schrieben

Luctam peccatoris cum difficillimis tentationibus ejusd… que victoriam cum nonnullis anagrammatibus. Mag… burg. 1650. 8.

Linguam bonam et malam.

Sciagraphiam impii et pii hominis.

Christianum Davidicum una cum anagrammatismis. Ana… *grammatismos in memoriam Principis Electoris* Joach… *Friderici.*

Wer in aller Welt wird sich jetzt noch um solche Schriftsteller bekümmern, deren längst zu Maculatur gewordene Schriften nicht das mindeste Interesse mehr haben können? So hätte noch S. 864. *Elerdus* (Nicolaus), des vorigen Sohn, *Eleutherobius* (Leonhard), *Elgersma* (Franz) wegbleiben sollen.

Die Frage *cui bono?* lasse sich doch also ja Hr. *Rotermund* noch weit mehr als *Adelung* bey jedem Artikel, den er aufzunehmen versucht werden könnte, recht lebhaft vorschweben.

Da wir von Hn. *Meusel* bereits das Lexicon der von 1750 — 1800. verstorbenen Schriftsteller haben: so zeugt es von Hn. *Rotermund's* Besonnenheit, dass er die Artikel, die dort stehen, zwar anführt, und, wo es nöthig ist, ergänzt und berichtigt; übrigens aber auf ihn verweiset, damit er Platz zu andern Artikeln gewinne, und der Käufer nicht einerley Sachen doppelt zu bezahlen brauche. Die Proben, die Hr. *R.* mit dem Artikel *Kästner*, der in *Meusel's* Lexicon steht, und hier mit beträchtlichen Zusätzen versehen ist, mit dem kleinern Artikel *Kalkmann*, der ebendas. steht; mit zweyen in *Jöcher's* Lexico stehenden aber verbesserten Artikeln, *Keller* (Jacob) u. m. a. *Kersenbrock* (Hermann); ferner mit einem neuen Artikel Peter *Kalm*, und einem aus zerstreuten Nachrichten zusammengesetzten Ditmar *Kenckel* hier vorlegt, sind so abgefasst, dass man das gerechteste Vertrauen zu Hn. *Rotermund's* Arbeit fassen, und sich der angenehmen Hoffnung überlassen kann, dass sich bald ein Verleger finden werde, der dieses für so viele Literaturfreunde erwünschte Werk ans Licht bringen helfe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. April 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Levrault, Schöll et C.: *Les Fastes d'Ovide*, traduction en vers avec des remarques d'érudition, de critique et de Littérature fleurie; dediée à d'Empereur des Français par *F. Desaintange. Tome premier.* 394 S. *Tome second.* 454 S. 1804. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Die französische Literatur hat nur zwey Uebersetzungen des gelehrtesten der ovidischen Gedichte aufzuweisen; eine ältere von dem unermüdlichen *de Marolles*, und eine neuere von *Bayeux* (1783. und 1789.), beide in Prose, und auch die letztere von einer ermüdenden Monotonie. Hr. *de Saintange*, dessen Uebersetzung der *Metamorphosen* wir zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt haben, beschloss die Lücke auszufüllen; und unternahm während einer langwierigen und schmerzlichen Nervenkrankheit dieses schwere und mühsame Werk, indem er zu sich sagte: *Tu sais par expérience que, fût on né avec le talent le plus éminent et l'imagination la plus flexible, on ne réussira jamais à bien traduire en vers qu'après un long apprentissage; tu l'as fait; mets-le donc à profit pour faire ce qui ne se fera peut-être jamais, si tu ne le fais pas toi-même.*

Der Vf. bemerkt mit Recht, dass eine Uebersetzung Ovids grössere Schwierigkeiten habe, als man zu glauben geneigt sey. Die Leichtigkeit, Einfachheit und zierliche Familiarität der ovidischen Sprache wird einen Uebersetzer oft zur Verzweiflung bringen, wenn er die doppelten Klippen des Prunkes und der platten Natürlichkeit vermeiden will. *La pensée majestueuse de Virgile*, sagt er, Vorrede S. XXXVI. *vous soutient et vous élève à lui. Tous les idiômes se prêtent à la noblesse du stile; les grandes images, les grands traits, les grands effets de l'harmonie imitative, sont des beautés de relief qui sortent et qui frappent; on a de la prise pour les saisir. Mais les grâces d'un auteur tel qu' Ovide, ces grâces aimables, si fines, si légères, si mobiles, ne se laissent pas manier; elles s'échappent dès qu'on les touche, et le moindre changement les altère. On peut traduire Virgile par des vers qui se font; mais pour traduire Ovide, il faut des vers qui naissent tout-faits.*

Diese Schwierigkeiten sind vielleicht in keinem Gedichte Ovids so sehr gehäuft, als in dem *römischen Kalender*. Der gelehrte Stoff und die elegische Form führten zur grössten Einfachheit; manches scheint sogar nüchtern; und doch ist Ovid auch selbst da zierlich und nach alexandrinischer Art anmuthig, wo er als Antiquar dem gelehrten Leser zu genügen sucht, oder als Grammatiker etymologisirt. Diese Schwierigkeiten schreckten indess den französischen Uebersetzer nicht ab. Er wollte sie besiegen und seinen *Ovid treu* und *schön* wiedergeben. Eine *scrupulöse Treue* wird (S. XLI.) ausdrücklich versprochen, und Verzichtleistung auf die Freyheiten, mit denen sich poetische Uebersetzer ihr drückendes Joch zu erleichtern suchen. Doch wird zur Belehrung des Lesers hinzugefügt, der den Begriff einer solchen Verzichtleistung zu eng nehmen möchte, man müsse nicht für Freyheiten nehmen wollen die leichten Modificationen, die das allzu antike Costum des Originals etwas modernisiren, ohne doch, wie sich von selbst versteht, Züge und Physionomie zu ändern; nicht, wenn man den Geschmack weit getrennter Jahrhunderte zu versöhnen suche; nicht, wenn man einige etymologische Kleinigkeiten auslassen müsse, die nicht einmal von dem besten Geschmack sind; dieses und ähnliches sey vielmehr eine dienstfertige Aufmerksamkeit (*des attentions officieuses*), das Original verständlicher und angenehmer zu machen. Man hat sich bemüht, setzt Hr. *D.* hinzu, den *Ovid* recht eigentlich französisch (*vraiment français*) zu machen.

Ob nun der Uebersetzer seinen Zweck vollkommen erreicht habe, werden seine Landsleute sichrer beurtheilen können; uns aber scheint es so. Schon die Umwandlung des elegischen Sylbenmasses in gereimte Alexander, scheint die alte Tunica in den eleganten Frack umzuformen; und dem Kleide passen sich dann die Manieren an. Dass der alte Ovid in der neuen, etwas knappen Tracht manches unterlassen muss, was er in der landesüblichen alten mit Anstand und Zierlichkeit that, kann niemanden Wunder nehmen; dafür hat er an Decenz, Repräsentationskunst und Emphase merklich gewonnen. In dem Anfange des *dritten* Buches tritt Ovid nicht unwürdig vor den Kriegsgott, dessen Thaten er singen will; aber mit wie viel mehr Würde lässt ihn der Uebersetzer über die Bühne wandeln:

Mars, dépose un moment ton casque et ton armure;
Découvre de ton front la noble chevelure:
Inspire, Dieu terrible, un enfant d'Apollon;
Viens, je chante le mois consacré par ton nom.
Tu le sais bien: Pallas, qui préside à la guerre,
Préside encore aux arts, délices de la terre.
Apprends à son exemple, o redoutable mars,
A laisser quelquefois se reposer tes dards.
A des emplois plus doux tu trouveras des charmes.
Tu peux t'en souvenir: n'étais tu pas sans armes
Quand tu vins dans les bras d'une fille d'Ilus
Enfanter à la fois et Rome et Romulus.

Der letzte Zug ist glücklich und sinnreich, ob gleich nicht von Ovid. Auch an andern Stellen weicht die Verheissung der scrupulösen Treue dem Wohlgefallen an eignem Schmuck, wie z. B. I, 441—446.

Intactae fueratis aves, solatia ruris,
Assuetum sylvis, innocuumque genus;
Quae facitis nidos, quae plumis ova fovetis,
Et facili dulces editis ore modos.
Sed nihil ista juvant, quia linguae crimen habetis,
Dique putant mentes vos aperire suas.

Vous, hôtes innocens des buissons écartés,
Tendres oiseaux, du moins vous étiez respectés.
Des bois où vous attache une douce habitude,
Tranquilles, vous pouviez peupler la solitude.
Par vos sons variés enchanter les échos,
Voltiger sans effroi de rameaux en rameaux,
Y suspendre vos nids, y couver sous votre aile
Des fruits de vos amours l'espérance nouvelle.
Mais que Vous ont servi vos soins, vos sons touchans?
Vous chantez, on vous fait un crime de vos chants.
Les Dieux jaloux ont cru qu' harmonieux prophètes,
Vous osiez révéler leurs volontés secrètes.

Indess mag hier die allzu grosse Ausführlichkeit, wenn auch nicht als treue Uebersetzung, doch als Nachahmung der ovidischen Manier entschuldigt werden; aber nicht immer dürfte man gleiche Entschuldigungen finden, wenn man bey einer genauern Untersuchung des Einzelnen manchen bedeutenden Zug verflacht, manchen andern ganz verwischt, manches Unbedeutende hinzugesetzt, auch wohl das Natürliche und Einfache mit dem Sonderbaren und Uebertriebenen vertauscht sieht. Wir wollen von diesem allen einige Beyspiele aus dem *ersten* Buche beybringen. In der Dedication an *Cäsar Germanicus* v. 19. lässt der Uebersetzer den Dichter mit übertriebner Schmeicheley sagen: *Pour juge de mes vers quand je prens mon héros, Je le redoute plus que le Dieu de Claros*, während das Original mit gebührender Achtung gegen den Gott sagt: *Pagina judicium docti subitura movetur, Principis, ut Clario missa legenda Deo*, wo sich auch die poetischere Wendung unter des Uebersetzers Händen verloren hat. Wie dort die Achtung gegen den Gott, so wird v. 25. die Achtung gegen Germanikus verletzt, indem der Dichter sich ihm mit kecker Anmasslichkeit gleichsetzt: *A titre de poëte, un poëte t'implore, Viens, parcourons l'année, et sois mon astre encore.* Dem Originale (*Scilicet ut fas est, vates rege vatis habenas: Auspice te felix totus ut annus eat.*) ist diese Familiarität fremd, und jeder steht an dem ihm gebührenden Platz. Bald darauf v. 63. wird wiederum derselbe Held gegen Ovids Sinn und Willen über einen Gott gestellt: *Janus rouvre pour toi les portes de l'année: Viens, o Germanicus, et rends la fortunée. Ecce tibi faustum, Germanice, nuntiat annum.* Was v. 70. vom Janus verlangt wird: *Qu'un signe de ma tête anime mes accords* muthet *Ovid* diesem Gotte nicht zu. v. 43. sind die einfachen Worte: *At Numa nec Janum nec avitas praeterit umbras*, sonderbarer Weise so umgestaltet: *Numa, pieux ami de Janus et des Ombres, Voulut solemniser et leur culte et nos voeux.* Statt des antiken: *Et populus festo concolor ipse suo est*, heisst es hier (v. 80.): *L'artisan paré; le pauvre se console.* v. 129. 130. sind die alten Namen des Janus so umgangen, dass etwas falsches und etwas unverständliches daraus entspringt:

Quand on me rend des pains l'offrande solennelle,
Tu rirais au refrain de tous les noms divers
Que le prêtre me donne et mêle à ses concerts.
Ainsi des tems passés la pieuse ignorance
Voulut des emplois marquer la différence.

Ovid weiss nur von *zwey* Namen; er führt diese Namen an, und da diese ganz bestimmt zwey verschiedene Geschäfte bezeichnen, so hat er Grund hinzuzusetzen:

Scilicet alterna voluit rudis illa vetustas
Nomine diversas significare vices.

In seiner Unterredung mit dem Janus v. 165. wundert sich der Dichter *cur non sine litibus esset Prima dies.* Der Uebersetzer giebt dieser Verwunderung eine allzu grosse Ausdehnung: *Je m'étonnais qu'au jour le premier de l'année Toute occupation ne fût pas condamnée.* Dagegen wird v. 179. der Sinn allzu sehr beschränkt, wenn Janus sagt: *Il est - au jour premier de l'an un auspice attaché. Omnia principiis inesse volent.* In der folgenden Rede des Gottes ist v. 194. der Sinn ganz entstellt und die ovidische Grazie vernichtet: *A peine il fut un homme au tems du bon Saturne, A qui la soif de l'or n'eût fait vider son urne. Vix ego Saturno quemquam regnante videbam Cujus non animo dulcia lucra forent*, wo schon durch die Stellung der Wörter der Sinn richtiger bezeichnet ist. — *Ovid* fragt weiter v. 280., warum im Kriege des Janus Tempel offen stehe; und der Gott antwortet mit einfacher Klarheit: *Ut populo reditus pateant ad bella profecto, Tota patet demtâ janua nostra serâ.* Der Uebersetzer mit frostiger Hyperbel und schielend: *Pour qu'on implore un terme aux malheurs de la guerre, Il s'ouvre tout entier aux peuples de la terre.* — v. 469. ist die bestimmte Bezeichnung des Alterthums der Arcadier *orta prior Luna tellus* mit einem ganz allgemeinen Begriffe vertauscht *par son antiquité de tout tems renommée*, und v. 591. die antike Sitte: *perlege dispositas generosa per atria ceras*, durch eine moderne ersetzt: *aux archives des grands parcourez, feuilletez Les titres de leur rang.* Indem er hier weiter fortfährt, aus dem Beynamen der alten Edeln ihre Grossthaten auszuzeichnen, hebt er v. 599 den Cäsar über alle empor: *Si petat a victis tot sumat nomina Caesar, quot numero gentes maximus orbis habet*, eine kräftige Hyperbel, welche die Uebersetzung verdunkelt: *Des peuples qu'à César a soumis la victoire Si César prend les noms, tous sont dus à sa gloire*, und gleich darauf v. 604. wo *Pompejus Magnus* an die Reihe kömmt, *Magne, tuum nomen rerum mensura tuarum, sed qui te vicit, te quoque major erat*, sagt der Uebersetzer weit weniger, indem er mehr sagen will:

Pompée est nommé grand: son nom dit à la terre
Ce qu'il a fait de grand en guerre et dans la paix:
Mais César son vainqueur efface ses hauts faits.
v. 619.

— 619. prangen die einfachen Worte: *Nam prius auso-sias matres carpenta vehebant — Mox honor eripitur*, hier mit französischem Prunke: *Les Romaines jadis étalaient dans des chars: Le senat réforma ce vain luxe des arts.*

Indem wir indess diese und ähnliche Stellen auszeichnen, ist es nicht unsre Absicht, den Werth dieser Uebersetzung herabzusetzen, sondern ihren Charakter kenntlich zu machen. Wenn man das Original vergisst, wird man sie sehr lesbar und gewiss, im französischen Sinn, nicht unpoetisch finden; und selbst, wenn man das zur Seite stehende Original vergleicht, wird man oft die Gewandheit bewundern müssen, mit welcher grosse Schwierigkeiten desselben glücklich besiegt sind.

Einem jeden Buche sind Anmerkungen beygefügt, welche jedesmal den Kalender des Monats, und die nothwendigsten historischen und mythologischen Aufklärungen enthalten, wobey ihm die Vorarbeiten von *Bayeux* zu statten kamen.

JUGENDSCHRIFTEN.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften* von *Joachim Heinrich Campe*. Ausgabe der letzten Hand. *Erstes* Bändchen. 1807. 300 S. *II.* 228 S. *III.* 255 S. *IV.* 280 S. *V.* 268 S. *VI.* 260 S. *VII.* 269 S. *VIII.* 191 S. *IX.* 223 S. *X.* 232 S. *XI.* 289 S. *XII.* 328 S. *XIII.* 302 S. *XIV.* 271 S. *XV.* 213 S. *XVI.* 227 S. *XVII.* 264 S. *XVIII.* 342 S. *XIX.* 310 S. *XX.* 300 S. *XXI.* 312 S. *XXII.* 299 S. *XXIII.* 332 S. *XXIV.* 322 S. *XXV.* 292 S. *XXVI.* 276 S. *XXVII.* 252 S. *XXVIII.* 310 S. 16. mit Kpfn. und Karten. (Pränumerationspreis 5 Dukaten. Ladenpr. 18 Rthlr.)

Durch diese Ausgabe der letzten Hand seiner sämmtlichen Kinder- und Jugendschriften krönt Hr. Schulrath *Campe* die vieljährigen Verdienste, die er sich um das vaterländische Erziehungswesen erworben, auf eine für ihn selbst wie für das Publikum gleich erfreuliche Weise. Für ihn selbst, weil ihm diese neue Ausgabe der gültigste Beweis der ausgezeichneten Dankbarkeit seyn muss, mit der seine Zeitgenossen den eigenthümlichen Werth dieser, seit dreyssig Jahren in so vielen recht- und unrechtmässigen Auflagen erschienenen, und zum Theil in so viele fremde Sprachen übersetzten Jugendschriften fortdauernd anerkennen; für das Publikum, weil eine vollständige, und gleichförmig gestaltete Sammlung derselben gewiss von allen den zahllosen Lesern und Leserinnen, welche die früheste Bildung ihres Herzens und Geistes daraus empfingen, und nun selbst wieder Kinder oder Zöglinge zu bilden haben, längst schon lebhaft gewünscht worden ist. Der *innere* Gehalt der einzelnen Werkchen, die hier nun zum erstenmal in ein Ganzes vereinigt sind, hat überall noch die sorgfältigsten Verbesserungen von der letzten Pflege des ehrwürdigen Vfs. gewonnen; das *Aeussere* des Ganzen empfiehlt sich durch eine gefällige Form, gutes Papier, deutlichen und correcten Druck, und eine eben so zierliche als instructive Ausschmückung von fünf Karten und zwey und achtzig niedlichen, theils schwarzen, theils colorirten Kupfern.

Das *erste* Bändchen enthält ein *neues Abece- und Lesebuch*, zu welchem aus dem frühern, schon im J. 1778. von dem Vf. herausgegebenen, und bald nach seiner Erscheinung gänzlich vergriffenen, nur die *allgemeinen* Regeln und Grundsätze, so wie die Uebungsstücke zum Lesen wieder benutzt worden sind. Die von ihm dort aufgestellte *Lehrart des Lesens* aber, hat er hier mit einer ungleich vortheilhaftern vertauscht, die Rec. in Rücksicht der Einfachheit ihrer Methode und Leichtigkeit ihrer Anwendung, für die beste hält, die ihm bis jetzt bekannt geworden ist. Eine nicht minder glückliche Veränderung haben die beygefügten versificirten, eine doppelte Folge des A. B. C. bildenden, Fabeln erhalten, welche die Verlagshandlung noch überdiess mit vier und zwanzig ungemein artigen bunten Kupferchen und Vignetten verziert hat.

Das *zweyte* bis *siebente* Bändchen umfasst die allgemein beliebte, auch in das Französische, von Hn. Abbé *Grandmottet*, übersetzte *Kinderbibliothek*, die bekanntlich zuerst, von 1779 bis 1784., in *zwölf* Theilen erschien, die hier wieder, wie in der vorletzten *neunten* Ausgabe, in *sechs* zusammen gezogen worden sind, da der Herausg. von neuem viele Stücke, die seinem Zweck nicht ganz entsprachen, ausgeschlossen hat. Nächst dieser noch sorgsamern Auswahl, hat die gegenwärtige Ausgabe vor den frühern auch den Vorzug einer planmässigen Zusammenstellung, indem jetzt jedes einzelne, mit einem Kupfer geschmückte, Bändchen seinem Inhalt nach, auch nur für Kinder von *einerley* Alter und Fähigkeit, in fortschreitender Gradation, von der untersten Stufe der Kindheit bis zur höchsten, anpassend gemacht worden ist.

Das *achte* Bändchen enthält die *Seelenlehre für Kinder*, mit fünf, und das *neunte* das *Sittenbüchlein* mit einem Kupfer. Beide erscheinen hier in der *siebenten* Ausgabe. Von jener kam die *erste* 1770., von diesem, das auch eine lateinische und französische Uebersetzung erhalten hat, 1777. heraus. Wie bey allen folgenden Auflagen, ist auch bey der gegenwärtigen die Sorgfalt unverkennbar, mit welcher der Vf. sowohl in Rücksicht auf Sprache als auf eine noch fasslichere Entwicklung der Begriffe, unermüdlich nachgebessert hat. Den Titel *Sittenbüchlein* hätten wir bey dieser Gelegenheit gern mit dem einer *Sittenlehre* vertauscht gesehn, da man unter ersterem bloss einen Unterricht in den *äussern* oder conventionellen Sitten zu verstehn gewohnt ist.

Im *zehnten* und *elften* Bändchen folgt nun der so ungleich berühmter als der *ältere* in der Welt gewordene, *Robinson der jüngere*; in der *neunten*, mit sieben Kupfern verzierten Ausgabe. Seit dem J. 1779, wo es zuerst erschien, ist dieses Büchlein, das Hr. *Campe*, durch seine Umarbeitung des alten schleppenden Romans, in eine gedrungne, lebhafte, mit dialogischer Form

Form abwechselnde, und mit den nützlichsten Bemerkungen über das menschliche Leben, die Naturgeschichte, Geographie, Schifffahrt u. s. w. bereicherte Erzählung, so weit über das Original erhoben hat, das doch schon *Rousseau* seinem Emil zu empfehlen kein Bedenken trug; nicht nur in alle lebende europäische Sprachen, selbst in die Russische, Neugriechische und Altböhmische, sondern sogar auch in das *Lateinische* übersetzt worden, so dass man es wohl unbedingt (nicht einmal *Fenelons* Telemach ausgenommen), für das *gelesenste* aller jemals für die Jugend geschriebenen Werke erklären kann.

Das *zwölfte, dreyzehnte* und *vierzehnte* Bändchen, macht die *sechste*, mit 8 Kupfern und 3 Karten begleitete, Ausgabe der, 1781. zuerst herausgekommenen, *Entdeckung von Amerika*, die gleichfalls zu wiederholtenmalen in das Englische, Spanische, Holländische, Dänische und Schwedische, vorzüglich gut aber (vom Professor *Junker* in Paris) in das Französische übersetzt worden ist.

Im *funfzehnten*, mit Einem Kupfer versehenen, Bändchen befinden sich die *Chesterfieldschen Klugheitslehren*, die sonst in des Vfs. *Theophron* enthalten waren: schon bey der *dritten* Ausgabe desselben aber davon getrennt, und nachher zweymal als eine besondre Schrift aufgelegt wurden. Sie sind ein Auszug des Besten und Wesentlichsten aus der besondern Sammlung von Briefen, die den bekannnten von *Chesterfield* an seinen Sohn angehängt ist, und um so schätzbarer, als jener Anhang in der deutschen Uebersetzung des Werkes nicht mit aufgenommen ward.

Das *sechzehnte* Bändchen enthält das *historische Bilderbüchlein*, eine Weltgeschichte in launig gereimten Versen mit achtzehn Kupfern; und das *siebzehnte* bis *achtundzwanzigste* Bändchen, mit zwölf Kupfern und zwey Karten, die *erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen*, welche seit ihrer ersten Erscheinung, von 1785 — 1793, auch schon zweymal in das Französische übergetragen worden ist. Die *zweyte* Sammlung wird ohne Zweifel den Anfang der folgenden Lieferung dieses gemeinnützigen Werkes machen, von der wir wünschen, dass sie dieser *ersten* recht bald nachfolgen möge.

Landshut, b. Attenkofer: *Kurzgefasste lehrreiche Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern für die Jugend und Jugendfreunde auf dem Lande.* Von *Lorenz Paumann*, Pfarrer zu Achdorf. 1804. II u. 124 S. 8. (5 gr.)

In der Vorrede nimmt sich der Vf. selbst das Verdienst *eigner Arbeit*, gesteht, das Meiste aus „des Hn. *Rößners* Schriften" entlehnt zu haben, und nennt sich nur einen *nützlichen Sammler*. Aber da er nun einmal keine *Originale*, sondern nur *Kopieen* geben wollte, oder, wie aus dem Büchlein erhellet, geben konnte, so hätte er doch, ehe er die Feder ansetzte, sich prüfen sollen: ob er die Gabe einer zweckmässigen *Darstellung*, besonders nach dem *jetzigen Geschmacke*, habe. Daran fehlt es ihm aber so ganz, dass diese Schrift wenigstens um ein viertel Jahrhundert zu spät kommt. — In sechs Spaziergängen findet man Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen in der Natur und zwar zu verschiednen Zeiten und in verschiednen Gegenden, im Walde, im Felde u. s. w.; ein schöner Plan, den aber freylich *André* und *Bechstein* u. a. weit besser ausgeführt haben. Das Ganze hat *dialogische Form*, aber, sonderbar genug, sind keine Namen genannt, sondern die Unterhaltung läuft, nur mit abwechselnd neuen Zeilen, in einem fort und zwar so, dass man oft rathen muss, ob die Rede vom Lehrer oder von den Kindern kam. Das Unnatürlichste aber ist, dass *alle Schüler*, ja sogar fremde Leute, wenn sie in der Mehrzahl aufgeführt werden, wie in manchen Schulen beym Buchstabiren, Lesen und Liedersingen, *auf einmal* antworten — *auf einmal* fragen — *auf einmal* sich freuen, verwundern u. s. w. Nur einige Proben dieses in der That seltsamen Dialogs:

S. 15. „Wir sind nun wieder an unserm Orte u. s. w. Empfehlet mich euern lieben Aeltern und schlafet wohl."

„Wir danken Ihnen, theuerster Lehrer gehorsamst für das Vergnügen, welches Sie uns heute gemacht u. s. w. Wir empfehlen uns Ihrer fernern Güte und wünschen angenehme Ruhe."

S. 20. „Es dünkt uns, bester Lehrer, wir hören donnern." S. 21. „Es donnert gar zu sehr, könnten wir nicht u. s. w." S. 78. „gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht, lieber Bauer, guter Mann."

Fast in alle Gespräche sind Bibelsprüche verwebt, oft auch, wie in Spruchbüchern, mit untergesetzten Citaten autorisirt. Nicht selten tritt ganz unschicklich für solche Dialogen ein förmlicher Kanzelton ein, z. B. S. 19. Diese Güte, Macht und Weisheit Gottes u. s. w. ist gross, aber noch unendlich grösser diejenige Liebe, die er uns in Jesu Christo, unserm Erlöser u. s. w., Wir werden in den Gräbern die Stimme des Sohnes Gottes hören und mit verklärten Leibern hervorgehen u. s. w.

Die Belehrungen über Naturgegenstände sind ganz oberflächlich, und es wird dabey immer vom Hundertsten auf Tausendste gesprungen. Im fünften Spaziergange z. B. wo von Pflanzen, Steinen, Muscheln u. s. w. die Rede ist, geht der Vf. von den *Hasen* und deren Jagd zu den *Regenten* und deren Rechten, Macht, Titel u. s. w. über; dann kommen Hirten, Erzväter, der Heiland (mit Bibelcitaten) dann Baumzucht, Försterey, Eichen, Eichelkaffee, Galläpfel, Absalon (mit Bibelcitat), Gespenster, Irrlichter, Juden u. s. w. an die Reihe. Der letzte Spaziergang handelt gar von Verminderung der religiösen Orden, der vielen Feste und kirchlichen Ceremonien in Bayern. Doch genug von diesem sonderbaren Buche, dessen Geist sich in den gegebenen Proben selbst ausspricht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. May 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Frommann: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti Characteres*, seu notationes morum Atticorum. Graece ex librorum scriptorum copiis et fide interpolati et aucti virorumque doctorum conjecturis correcti. Editor *Jo. Gottl. Schneider*, Saxo. 1799. 262 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ebendas., b. Ebend.: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti characteres* — editor *J. G. Schneider.* Editio minor in usum studiosae juventutis, indiculo nominum et vocabulorum aucta. 1800. 239 S. 8. (16 gr.)

Paris, Stéréotype d'Herhan: *Les Caractères de Théophraste*, traduits par *la Bruyere.* Avec des Additions et des Notes nouvelles, par *J. G. Schweighäuser.* 1802. LV u. 159 S. 12.

Ueber Theophrasts ethischen Charakteren hat in der neuesten Zeit ein besonders günstiges Schicksal gewaltet. Denn nicht nur hat *Siebenkees* zuerst die 15 letzten Kapitel, mit den in der ehemals Heidelberg., jetzt Vaticanischen Handschrift befindlichen vielen Zusätzen bereichert, ans Licht gestellt, sondern zwey ausgezeichnete Kritiker, *Coray* und *Schneider*, haben fast zu gleicher Zeit das ganze Theophrastische Werk, mit der neuen Ausbeute, kritisch und philologisch bearbeitet, jener auch eine französische Uebersetzung davon geliefert; *Hottinger* hat eine meisterhafte Verdeutschung mehrerer Charaktere (bis jetzt der ersten siebzehn) mit Einleitungen, Erklärungen und Beurtheilungen in das Attische Museum niedergelegt, und der junge *Schweighäuser*, dem die Besorgung einer stereotypischen Ausgabe von *la Bruyere's* Werken übertragen worden war, hat in derselben *la Bruyere's* Uebersetzung des Theophrast einer Ueberarbeitung nach Massgabe der neuern Fortschritte in der Kritik und der aus der Vaticana gewonnenen Zusätze unterworfen und hin und wieder gute erklärende und kritische Bemerkungen eingestreut. Endlich ist noch ein wichtiger Schatz in Holland zu heben, welcher in *Fontein's* gelehrtem Nachlass zum Theophrast besteht, auf den schon vor vielen Jahren der Arzt *Bernard ad Reisk.* 20. Nov. 1762. (in *Reiske's* Leben p. 516.) die Aufmerksamkeit hinlenkte, und welchen sein jetziger Besitzer, *Wyttenbach* (*ep. ad H. de Bosch* in *Biblioth. crit.* V. 3 P. 3. p. Vf.) demjenigen verheisst, der ihn auszubilden und zu vollenden Lust und Geschick habe.

Die gelehrten Schneiderschen Prolegomenen (welche nur in der grössern Ausgabe stehen) handeln die Geschichte des durch Handschriften und Ausgaben überlieferten Textes ab, die wir hier bloss berühren, da von den neuern Entdeckungen und Vermehrungen schon bey andern Gelegenheiten, insonderheit in der Recension des *Siebenkeesischen* Theophrast, in der A. L. Z. 1798. Nr. 339. gesprochen worden ist. Was hier anzuführen ist, besteht in der eigenthümlichen Ansicht des Herausg., welche dahin geht: Theophrast habe keine besondre Schrift von den Charakteren herausgegeben, sondern diese Charakterschilderungen seyn zu verschiednen Zeiten und von verschiednen Menschen aus irgend einem grössern ethischen Werk des Theophrast ausgezogen worden, so dass man mehr die Materie als die Form und die Worte des Büchleins und der Vorrede für Theophrastisch ansehen dürfe. Unter den Händen der Gelehrten und christlichen Abschreiber sey mit der Sammlung manche Veränderung vorgegangen; man habe sie ins Kürzere gezogen und hie und da Bemerkungen und Worte weggelassen (S. XXV.); nur die fehlerhaften Charaktere wären auf unsre Zeiten gekommen und zwar nicht geordnet κατὰ γένος, wovon die Vorrede spreche, sondern ohne Plan durch einander gemischt, daher er (der Herausg.) sich eine eigne Anordnung und Zusammenstellung der Kapitel nach der Verwandtschaft der Charaktere erlaubt habe (S. 75 f.). Die vielen Zusätze und Einschiebsel, welche die eine Vaticanische Handschrift in der letzten Hälfte der Charaktere hat, hält er nicht für jüngere Ergänzungen und Erweiterungen, sondern für alt, und für so nothwendig, dass erst durch sie viele lückenhafte Stellen ergänzt und dunkle deutlich werden. Er erkennt übrigens in vielen offenbare Spuren des Alterthums, athenischer Sitte und Sprache; auch hin und wieder Sitten, Gewohnheiten und Religionsgebräuche, die sonst nicht vorkommen, nirgends aber Anzeichen eines spätern Alters, einzelne Worte und Redensarten ausgenommen, in welchen sich die Hand des Epitomators verräth. Es sey zu wünschen, dass sich noch irgendwo von den ersten funfzehn Kapiteln ein eben so vollständiger, ergänzender Codex finde als der eine Vaticanische der letzten Hälfte, der als der ältere, echtere, weniger ins Kurze gezogne Extract aus Theophrasts Schriften angesehen werden könne (S. XIV.). Hr. *Schweighäuser* macht *Schneider's* Ueberzeugung von dem Werth und dem Alterthum der Vaticanischen Zusätze zu der seinigen.

Was nun Theophrasts Charaktere überhaupt anlangt: so ist es uns noch nicht so ausgemacht, dass sie nicht Theophrast als eine besondre Schrift aufgesetzt

setzt oder herausgegeben habe. Wie auffallend es auch seyn mag, dass man so wenig Spuren von dieser merkwürdigen Schrift eines so berühmten Weltweisen in dem ganzen Alterthum findet: so ist doch das Zeugniss des Diogenes von Laërte nicht geradezu abzuweisen, der in zwey Listen der Schriften des Theophrast, die er aus ältern Lebensbeschreibern geborgt haben wird, zweymal die ethischen Charaktere aufführt, zu geschweigen, dass auch Eustathius und Suidas τοὺς καλουμένας χαρακτῆρας des Theophrast nennt; und dass wenigstens Hesychius in einer von Andern übersehenen und von *Heinrich* (*de Hermaphroditis* p. 9.) angezogenen Stelle (v. Ἀφρόδιτος) etwas aus Theophrasts Charakteren anführt, das sich gerade in den Zusätzen der Vaticana findet, so dass dadurch das Alterthum dieser Zusätze, wenigstens über die Zeit des Hesychius hinaus, beglaubigt zu werden scheint. Gewiss ist, dass um Theophrasts Zeit und in der peripatetischen Schule das Charakterstudium blühte. Aristoteles, der Meister, hatte, wie *Schweighäuser* S. XLI. richtig bemerkt, angefangen, in die Moral Beobachtungen einzuführen und seine Grundsätze auf die verschiednen Eigenschaften, Leidenschaften, Tugenden und Laster anzuwenden (s. Ethik an den Nicomachus vom achten Kap. des zweyten Buchs an, wo *Garve* in der Uebersetzung Parallelen zwischen Aristoteles und Theophrast zieht). Nach ihm kennen wir drey Peripatetiker, welche sich mit dem Charakterstudium beschäftigten, nämlich, ausser dem Theophrast, den Satyrus um die Zeit des Ptolemäus Philopator, aus dessen Schrift περὶ χαρακτήρων Athenäus 4, 19. p. 168. C. den Charakter der Schwelger aushebt, und den Lyco, dessen Schilderung des Trunkenbolds, die vermuthlich einer der Theophrastischen ähnlichen Sammlung angehörte, Rutilius, der Epitomator des athenischen Rhetor Gorgias, *de figg. sent.* 2, 7. (s. das. *Ruhnk.* p. 99.) übersetzt.

Bis hieher war man immer geneigt, vermuthlich auf Veranlassung der Vorrede, deren Unechtheit aber sehr bündig von *Hottinger* dargethan worden ist, die Theophrastische Schrift in die Klasse der moralischen zu setzen, und so könnte sie, wenn man sie einmal für einen Auszug halten will, dem Wesentlichen nach in Theophrasts Werk περὶ ἠθῶν enthalten gewesen seyn; gleiches Recht hätte man aber auch, den Stoff dazu in Theophrasts Rhetorik zu suchen, da die Schilderung der Charaktere eben so wohl Platz in derselben haben konnte, und auch in andern Rhetoriken, wie in der an den Herennius, und im zweyten Buch von Hermogenes *de formis orationis*, Beyspiele von Charakteren vorkamen. Wirklich scheint man Theophrasts Schrift vornehmlich als rhetorische Beyspielsammlung benutzt zu haben, darnach zu schliessen, dass sie sich in mehrern Handschriften mit rhetorischen Schriften vereinigt befindet. So finden sich hinter Hermogenes Rhetorik die ersten 15 Charaktere in einer Wiener Handschrift (bey *Schneider* S. XXVIII.), und in drey Pariser (bey *Schweighäuser* S. VIII.) hinter Syrianus Commentar zum Hermogenes; endlich stehen die funfzehn letzten Charaktere in der Vaticanischen Handschrift, in welcher ebenfalls Hermogenes angetroffen wird (*Harless Fabric.* T. 3. p. 432.).

Wenn man freylich das Proömium, wie *Schneider*, nicht durchaus verwirft: so wird man annehmen, dass Theophrasts Charaktere bestimmt gewesen, Menschenkenntniss und Lebensweisheit durch Aufstellung guter und schlechter Charaktere zu befördern, dass aber ein Theil der Schrift verloren gegangen, da wir in dem Büchlein bloss noch eine Reihe fehlerhafter Charaktere geschildert sehen. Allein wie konnte Hr. *Schneider* glauben, dass auch nur eine Grundlage dieser Vorrede Theophrastisch sey, wenn, nach seiner Annahme, Theophrast gar kein besondres Werk der Art geschrieben, also auch keine Vorrede hat vorsetzen können? Wie mochte er aus dem verworrnen, unzusammenhängenden und widersprechenden Geschwätz, das er selbst als ein solches anerkennt, Schlüsse über die ursprüngliche Beschaffenheit des Werkchens (S. 75 f.) bilden, und annehmen, dass es auch gute Charaktere enthalten habe, und anders, als wir es kennen, geordnet gewesen sey? Fiel ihm nicht auf, dass der Vorredner, nachdem er sein Werk als eine Musterschrift zur Charakterbildung nach den besten Beyspielen aufgestellt, sich gleich darauf vergisst und sich so vernehmen lässt, dass man sieht, es werde in dem Buche einzig von fehlerhaften Charakteren die Rede seyn? Die Schlussworte der Vorrede sind nämlich (in *Hottinger's* Uebersetzung): „Den Anfang werde ich mit der *verschlagnen Schalkheit* machen und zuvörderst diesen Begriff erklären. Alsdann will ich den Charakter des verschlagenen Schalks zeichnen und seine Handlungsweise anschaulich machen. Die nämliche Methode werde ich auch bey Darstellung der übrigen *fehlerhaften Charaktere* (τῶν παθημάτων) nach ihren Rubriken (κατὰ γένος) beobachten." Auf diesen Widerspruch hat auch *Schweighäuser* (p. 3 f.) aufmerksam gemacht, und er bemerkt, dass nicht abzusehen sey, warum diejenigen, denen wir die Ueberlieferung der Charaktere verdanken, alle tugendhaften weggelassen haben sollten. In der einen Stelle des Diogenes von Laerte wird ausdrücklich angegeben, dass das Werk aus Einem Buche bestand, welches schon auf einen kleinen Umfang deutet; es besteht nach den Handschriften und deren Inhaltsverzeichnissen aus dreyssig Kapiteln, die überall in derselben Ordnung auf einander folgen, so dass wir *Schneider's* willkürliche Umsetzung keinesweges gut heissen können, wenn sie gleich für die leichtere Uebersicht des Verwandten ihre Bequemlichkeit haben mag. Alle bis jetzt aufgefundne Handschriften sind freylich mehr oder weniger unvollständig, aber zusammen geben sie das angeführte Resultat. Die vollständigsten, ein (ehmals Heidelb. jetzt) Vaticanischer nämlich und Cod. Urbinas, haben 28 Kapitel, und auch die Titel der beiden letzten fehlenden Kapitel stehen in jenem verzeichnet; andre Handschriften, wie die des Colleg. Trinit., welche aus 23 Kapiteln besteht, enthalten die Titel aller 30 Kapitel. Die wichtigste Vaticanische

he mit den 15 letzten sehr vermehrten Kapiteln, vorunter die zwey letzten einzig aus diesem Codex ewonnen worden, fängt bey dem 16ten Kapitel mit er Ueberschrift an: ις χαρακτὴρ δεισιδαιμονίας. Wenn in paar Codices, die nur einen Theil der Charaktere nthalten, ein Wolfenbüttler die Worte: ἐκ τῶν Θεοφράστου Χαρακτήρων μέρος, und der angeführte Vaticaische die: ἀπὸ τῶν τοῦ Θεοφράστου Χαρακτήρων, voretzen: so scheint nichts weiter daraus zu folgen, als lass sie aus vollständigern Handschriften nur einen Theil, wir wissen nicht warum, abschrieben, aber keineswegs, was *Schneider* S. VIII. daraus folgert: *Quo argumento nihil potest esse clarius, characteres, uos et quales nunc versamus, esse ab aliquo lectore opeum Theophrasti excerptos.*"

Fassen wir den Inhalt des Theophrastischen Buchs äher ins Auge: so werden wir finden, was *Hottinger* o vortrefflich entwickelt hat, dass es die Darstelung lauter solcher fehlerhaften Charaktere begreift, velche Lachen zu erregen geeignet sind. Warum die Kunst der Charaktermalerey bey solchen stehen bleiie, aber eben so wenig eigentlich tugendhafte als asterhafte Charaktere schildern dürfe, ist von ebenlemselben scharfsinnig auseinander gesetzt worden. Zu dieser Vorstellung nun, dass im Theophrast bloss ächerliche Thoren geschildert sind, stimmt denn auch ler von den neuern Herausgebern, selbst von *Schneiler*, hintangesetzte alte Titel des Büchleins, wie er ich beym Diogenes von Laerte findet: Ἠθικοὶ χαακτῆρες, welches man keineswegs „*moralische* Charaktere" übersetzen darf. Ἠθικός, *moratus*, ist nämich das eigenthümliche Prädicat der Charakterschilderung und der für sie geeigneten Sprache, besonders n der Komödie und im Mimus. S. *Valckenaer* zu len *Adoniaz.* v. 29. p. 328—30. Wenn nun der angeführte Ausdruck, nach Hermogenes *de form. or.* , 1., bey *Schweighäuser* S. 4., insonderheit von fehleraften Charakteren, als da sind der Leckere, der Furchtsame, der Geizhals, gebraucht wurde, so reimt sich dieses sehr gut mit dem obigen, da gerade liese Klasse lächerlicher Thoren der Charakterschilderung, wie überhaupt, so in Mimen und Lustspielen zusagte. In derselben Bedeutung wurde die Charakterschilderung ἠθολογία genannt, nach Seneca Briefe 95. (96.), 66.: „*Posidonius ethologiam vocat: quidam χαρακτηρισμὸν appellant,*" und der mit ἠθικός gleichbedeutende Ausdruck ἠθολόγος wurde von den lächerliche Charaktere darstellenden Mimen (*mimi ethologi* Cic. *de or.* 2, 59. 60. *Ziegler de mimis Rom.*, p. 17 f.) gebraucht. Vgl. *Schneider's* griech. Wörterbuch v. ἠθολογία, und *Ernesti Lex. techn. Gr. rhet.* v. ἠθοποιία. Daher auch bey Diodor von Sicilien 20, 63. γελωτοποιὸς καὶ μίμος mit ἠθολόγος καὶ θαυματοποιὸς als gleichbedeutend verbunden werden. So wird auch beym *Longin* S. 9. zu Ende das Lustspiel κωμῳδία ἠθολογουμένη genannt und damit die Homerische Schilderung der Sitten und des häuslichen Lebens in der Odyssee verglichen: τὰ περὶ τὴν τοῦ Ὀδυσσέως ἠθικῶς αὐτοῦ βιολογούμενα οἰκίαν. Woraus sich ergiebt, dass βιολόγος in gleichem Sinn wie ἠθολόγος gebraucht, und folglich βίος oder βίοι von der Charakterschilde gesagt wurde. Wenn daher Diogenes in dem zeichnisse der Werke des Theophrast auch eins βίων in drey Büchern aufführt: so dürfte man d nicht sowohl für ein biographisches Werk als für grössere Sammlung von Charakterbeschreibunge nehmen haben, wozu sich unser kleineres Werk, wissen nicht wie, etwa als erster Entwurf oder al früher geschriebnes Buch von beschränkterem fang oder als Auszug, verhalten haben mag.

Es war gewiss nicht blosser Zufall, dass die bildung der Charakterzeichnung überhaupt, und neue Komödie, welche sich von der Darstellung Individuen zu allgemeinen Charakteren erhob, i nen und denselben Zeitraum fielen, und dass, wäh die Peripatetiker Charakteristiken entwarfen, die nander, Philemon und Diphilus diese Charaktere Personen verwandelt, auf die Bühne brachten; mehr kann man hier höchst wahrscheinlich eine salverbindung oder Wechselwirkung annehmen, die Philosophen mochten theils den Dichtern neuen Komödie vorarbeiten, theils von letztern zu ihren Schildereyen entlehnen. Nach allem, wir über Titel und Inhalt der Theophrastischen raktere ausgeführt haben, kann die nahe Verwa schaft derselben mit der neuen Komödie nicht z felhaft seyn, und wir wissen auch aus andern Ang der Alten, dass sich Theophrast mit Gegenständen Lustspiels beschäftigte. Er selbst schrieb über die mödie (περὶ κωμῳδίας) und über das Lächerliche γελοίου, worin er bloss Beyspiele witziger und sch hafter Einfälle und Reden gesammelt zu haben sch wenn Cicero ihn da mit in Gedanken hatte, w *de Or.* 2, 54. von den griechischen Schriften über di Gegenstand redet); ferner über die Action, wenn den Titel π. ὑποκρίσεως beym Diog. recht deuten, un muss sich auch mit der Charakterschilderung in sei Vorlesungen beschäftigt, und sie mit theatralischer sticulation begleitet haben, da Theophrasts Zeitgen Hermippus (s. Menage z. Diog. Laert. 5, 47. p. 2 von ihm beym Athenäus 1, 18. A. erzählt, dass e seinen Vorlesungen οὐδεμιᾶς ἀπεχόμενον κινήσεως σχήματος ἑνός, und er habe sogar einmal die Mi eines Leckermauls durch Ausstreckung der Zu und Ableckung der Lippen dargestellt. Und so li es sich ja wohl denken, dass Menander, der Schö der neuen Komödie, welchen Diogenes aus den C mentarien der Pamphila den Schüler des Theoph nennt, erst durch die Vorlesungen des Philosop zur Dramatisirung allgemeiner Charaktere wäre anlasst worden, und dass die *ethischen Charaktere* Theophrast etwa ein Leitfaden für charakteristi dramatische Vorlesungen, oder eine Beyspielsamml für die Komödie gewesen wären, vielleicht zunäc für seinen Schüler Menander aufgesetzt, wie e Parthenius für seinen Freund Gallus aus den griec schen Dichtern erotische Stoffe zur poetischen Be beitung sammelte. In der That sind eine Menge misc

mischer Züge in Theophrasts Charakteren angebracht, oder vielmehr jedes Kapitel konnte ein Sujet für die neue Komödie abgeben, und Menander hat namentlich die von Theophrast geschilderten Charaktere des ἄγροικος, ἄπιστος, δεισιδαίμων, κόλαξ zu Gegenständen besonderer Lustspiele gemacht. Den Ausdruck χαρακτηρίζειν brauchte man auch von den Dichtern der neuen Komödie, und es wird beym Athenäus 6, 17. p. 259 E. vom Menander gerühmt, dass er den Colax, und vom Diphilus, dass er den Parasiten mit besondrer Geschicklichkeit charakterisirt habe.

Wenn die kleine Schrift des Theophrast nichts weiter geben wollte, als Studien, Andeutungen, Striche zu Charakterschilderungen, und namentlich zu dramatischen Ausführungen: so wird man weniger Ursache haben, den Vf. wegen des nackten, schmucklosen und einförmigen Vortrags in Anspruch zu nehmen, oder mit *Valckenaer* (Adoniaz. p. 333.) vom Vf. der Charaktere so zu urtheilen: *in quo elegantissimum omnium philosophorum et eruditissimum, quem vocat Cicero, institutum ab Aristotele, non agnosco."* Wohl ist es wahr, dass in den Definitionen wie in der Unterscheidung verwandter Charaktere manches Schwankende und Schwebende ist, und dass sich der Charakterschilderer nicht selten in die angränzenden Charaktere verirrt; aber man muss theils bedenken, dass das ganze Studium der Charakteristik, das wir erst mit den Peripatetikern beginnen sehen, sich noch in der Kindheit befand, und dass ausserdem höchst wahrscheinlich vieles Mangelhafte der Schrift, vielleicht alle Definitionen, wie sie jedem Charakter vorausgehen, auf die Rechnung von Interpolatoren kommen dürfte, welche sich durch die Natur einer solchen Sammlung von Charakterzügen, und durch die nur mit flüchtiger Hand entworfene Skizze zu eigenmächtigen Zusätzen aufgefordert fühlen mochten. Daher pflegt auch *Schneider* bey manchem Fehlerhaften, am meisten bey Unvollkommenheiten im Ausdruck, die Schuld auf den *misellus Epitomator* oder Interpolator zu schieben, und lässt darum manche verdorbene oder fehlerhafte Stelle unangerührt, in der Voraussetzung, dass wir das Werkchen einmal nicht mehr echt und aus der ersten Hand haben, wobey es nur an Consequenz in der Durchführung dieser Ansicht fehlt, indem doch wieder viele Stellen als fehlerhaft und nicht griechisch verbessert werden. Die grosse Verschiedenheit im Texte der funfzehn letzten Capitel, wie sie in der oft erwähnten Vaticana lauten, von dem aller andern Handschriften begründet die Annahme, dass nach manchen mit dem Büchlein vorgegangenen Revolutionen (man erinnere sich überhaupt, dass mehrere Schriften des Theophrast erst nach Sulla aus der zweyten und dritten Hand herausgegeben wurden. S. Menage zu Diogenes 5, 50. p. 214.) vielleicht schon in ziemlich alten Zeiten eine doppelte Recension desselben entstanden, deren eine die andere ergänzt und berichtigt. Sicher sind die Interpolationen der Vaticana nicht alle, oder, wenn man lieber will, überall nicht von Theophrast selbst, und manchen sieht man die *putida diligentia* des seine Gelehrsamkeit am unrechten Orte anbringenden Glossator an; aber sie enthalten doch im Ganzen das Gepräge des Alterthums, füllen manche Lücken, und berichtigen manche Stelle. Da sie jedoch nur in einem Einzigen Codex stehen, und gewissermassen eine eigne Recension bilden, die von der aller übrigen Handschriften *toto coelo* abweicht: so hätten sie durchaus nicht mit dem Text der andern Handschriften, wie *Schneider* thut, so amalgamirt werden sollen, dass nicht gleich in die Augen fällt, was Zusatz der Vaticana ist (welches durch Klammern oder durch kleinere Schrift, oder durch Abdruck der Zusätze in untergesetzten Noten bemerklich gemacht werden konnte), das man nicht einmal immer aus den Schneiderschen Anmerkungen genau erfährt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Wien*, b. Doll: *Neues Sitten- und Geschichtsbüchlein für die zartere Jugend.* Oder *Erzählungen und wahre Geschichten zur Belehrung und Bildung guter und folgsamer Kinder.* Zusammengetragen von *Karl Müller.* 1806. 126 S. 8. mit 3 Kpfrn. (6 gr.) — Die Jugend verlangt allerdings immer nach etwas Neuem. Treiben es doch die Alten auch nicht besser! Nur Schade, dass dadurch so vieles Gute, weil es nicht das Neueste ist, zurückgesetzt, und häufig ganz vergessen wird. Das vorliegende Büchelchen führt zwar auch das Aushängeschild: *neu*, ist aber nicht von der Art, dass man es so manchen schon vorhandenen Büchern von *Campe* u. a. jener bessern Schriftsteller an die Seite setzen und unbedingt empfehlen könnte. Es ist noch dazu nichts weiter, als eine Compilation. Nun finden sich zwar mehrere Erzählungen darin, die aus bekannten Kinderschriften, z. B. aus *Glatz's* Unterhaltungsbuche der kleinen Familie von Grünthal, entlehnt sind, ohne dass die Quelle angegeben ist; aber daneben stehen auch manche Aufsätze ohne Kraft, Natur und Leben. Wie fade sind z. B. manche Stellen gleich in der ersten Erzählung von der Flucht des kleinen Jesuskindes mit seinen Aeltern nach Aegypten! Hier und da ist auch die Sprache uncorrect. So ist z. B. S. 72. eine Erzählung überschrieben: Kindlicher Heldenmuth gegen einen Wolf*en*. — Uebrigens wollen wir diesem mittelmässigen Büchlein nicht allen Werth absprechen. Was aus bessern Schriften genommen ist, wird gefallen und belehren; und so kann auch diese Compilation in einem gewissen Umkreise einigermassen nützlich seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. May 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Jena, b. Frommann: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. *Theophrasti Characteres.* — — Editor *Jo. Gottl. Schneider* etc.

Ebendaſ., b. Ebend.: ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΥ ΧΑΡΑΚΤΗΡΕΣ. — — Editor *J. G. Schneider.* Editio minor etc.

Paris, Stéréotype d'Herhan: *Les Caractères de Théophraste*, traduits par *la Bruyere* etc. etc.

(*Beſchluſs der in Num. 104. abgebrochenen Recenſion.*)

Ueber die Beſchaffenheit der Vaticaniſchen Zuſätze, welche die neueſten Bearbeitungen des Theophraſt vorzüglich auszeichnen, läſst ſich am beſten durch Beyſpiele urtheilen, und wir gehen daher einige Kapitel aus der letztern Hälfte des Buches durch, welche uns zugleich Gelegenheit geben werden, den Verdienſten der neueſten Bearbeiter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Die Echtheit des 16ten Kapitels von der Δεισιδαιμονία hat unlängſt *Hottinger* geläugnet, und ſeine Behauptung vornehmlich darauf geſtützt, daſs das Wort *Deiſidaimonia* in den griechiſchen Profan-Schriftſtellern ſchlechtweg Religioſität bezeichne, ohne den Nebenbegriff abergläubiger Vorurtheile und Furcht, der ihm in dem Theophraſtiſchen Kapitel anhängt. Allein man ſcheint hier nicht bedacht zu haben, daſs ja auch Menander den Charakter des *Deiſidaimon* in einer Komödie dieſes Namens, wie ſchon aus einem Bruchſtück beym Clemens Strom. 7. p. 712 B. erhellt, in derſelben Bedeutung, wie Theophraſt, aufgeſtellt hat, und wir vermuthen ſtark, daſs entweder der Dichter dem Philoſophen, oder dieſer jenem mehrere Züge zu ſeinem Bilde des Abergläubigen abgeborgt hat. Wie um die Zeiten Philipps und Alexanders neue ausländiſche Myſterien und Cultus in Griechenland eindrangen und die Gemüther unterjochten: ſo änderte ſich auch wohl der religiöſe Sprachgebrauch, und der Ausdruck, welcher einſt zur Bezeichnung einer würdigen Verehrung der Götter gedient hatte, wurde jetzt von der ängſtlichen und ſklaviſchen Hingebung an Zeichendeuter, Wahrſager und Jongleurs aller Art gebraucht. Der Deiſidaimon wird von Theophraſt als ein ſolcher beſchrieben, der ſich täglich Morgens aus der Quelle wäſcht und mit heiligem Waſſer beſprengt: οἷος ἐπὶ κρήνην ἀπονιψάμενος τὰς χεῖρας καὶ περιῤῥανάμενος ἀπὸ ἱεροῦ etc. Ἐπὶ κρήνην iſt *Schneiders* Verbeſſerung ſtatt ἐπὶ χρωνῆν, welches Zuſatz der Vaticana iſt, wofür aber wohl geleſen werden muſs ἐπὶ κρουνόν oder κρουνῷ, wie aus einem langen, dem Theophraſt ganz ähnlichen, Bruchſtück des Menander beym Clemens I. c. p. 714 A. (das uns auch aus deſſen Deiſidämon zu ſeyn ſchien; wiewohl es *le Clerc* unter den Bruchſtücken des Μητραγύρτης aufführt) erhellt, aus dem wir nur die unmittelbar hieher gehörigen Worte nach *Bentley's* Verbeſſerung (*Emendatt. in Menandr.* p. 43.) herſetzen: ἀπὸ κρουνῶν τριῶν Ὕδατι περιῤῥᾶναι. So heiſst Diogenes, der ſich zur Abhärtung mit kaltem Waſſer begoſs, beym Plato περικρουνιζόμενος. Ein neuer Zug von dem Abergläubigen im Theophraſt: Καὶ ἐὰν ἴδῃ ὄφιν ἐν τῇ οἰκίᾳ [ἐὰν μὲν Παρείαν, Σαβάδιον καλεῖν· ἐὰν δὲ ἱερὸν] ἐνταῦθα ἱερῷ εὐθὺς ἱδρύσασθαι. Das von uns in Klammern Eingeſchloſsne iſt Einſchiebſel der Vaticana, welches *Hottinger'n* unter andern durch die kleinfügige Unterſcheidung verdächtig wird, welche einen Mann zu verrathen ſcheine, der ſeine antiquariſche Gelehrſamkeit auskramen wollen. Leicht möglich, daſs es Ergänzung und Erweiterung von anderer Hand iſt; aber an ſich iſt die hier angebrachte Unterſcheidung deſſen, was der Abergläubige thut, wenn er dieſe oder jene Schlangenart erblickt, ein ſehr charakteriſtiſcher Zug der Engbrüſtigkeit dieſes Menſchen. Ueber die „heilige Schlange" weiſs auch *Schneider* keinen Rath zu ſchaffen. Irren wir nicht, ſo verſteht der *Atheniſche* Deiſidaimon darunter τὸν ἱερὸν δράκοντα, τὸν φύλακα τοῦ ναοῦ τῆς Ἀθηνᾶς, wie ihn der Scholiaſt Ariſtoph. Lyſiſtr. 760. nennt, der, wir wiſſen nicht zu welcher Art von Schlangen gehörig, von ſeiner Tempelwache οἰκουρὸς ὄφις hieſs. S. Valck. und Weſſ. z. Herodot 8, 41. Aus Herodots Erzählung glauben wir einzuſehen, daſs dieſe Schlange ſich nicht leicht ſehen lieſs, und man ihre Anweſenheit bloſs daraus ſchloſs, wenn man fand, daſs das in den Tempel geſetzte Futter verzehrt war. Daher ihr Anblick als etwas Seltnes für ein Portentum galt, das alle Ruhe und Schlaf raubte, wie die Athenerin beym Ariſtophanes a. O. von ſich klagt. Dieſer Umſtand läſst ſich vielleicht in Einklang mit der von *Coray* hier angeführten Stelle des Aelian H. N. 11, 32. bringen, wo ein Weinbergsarbeiter (vermuthlich bey Athen) beym Graben ὑποικουροῦσαν ἀσπίδα ἱερὰν unverſehens mit der Hacke zerſchneidet, und als er die zerſchnittene, deren Hälfte ſich noch aufrichtet, erblickt, in Raſerey bey Tag und Nacht verfällt, bis ihn endlich Serapis heilt. „So blieb, ſetzt der fromme Erzähler hinzu, die Schlange nicht ungerächt." Ἱερῷ (oder lieber ἱερεῖῳ) ἱδρύσασθαι ſchreibt *Schneider*, und vertheidigt es mit einem groſsen Aufwand von Gelehrſamkeit, wogegen *Hottinger* die gemeine Lesart ἱερὸν, unter andern aus einer Stelle des Plato, rechtfertigt. Wenn der Zeichendeuter dem Abergläubigen auf ſeine Anfrage, wie

wie er das Omen abzuwenden habe, daſs ihm eine Maus den Mehlſack zernagt, die Antwort ertheilt, er müſſe den Sack flicken laſſen: ſo ſchüttelt *Coray* zu dieſem im Munde des Zeichendeuters übel angebracht ſcheinenden Scherze den Kopf, und *Hottinger* findet ſich dadurch ſogar in ſeiner Vermuthung beſtärkt, daſs dieſe Charakterſchilderung dem Theophraſt von fremder Hand untergeſchoben ſey. Allein wenn gleich der einfältige und leichtgläubige Pöbel ſolche alltägliche, natürliche Ereigniſſe für Vorbedeutungen anſah, und darin auch von Winkelwahrſagern beſtärkt werden mochte: ſo verſteht ſich doch, daſs es auch unter den Divinis oder Exegeten welche von beſſerm Tone und höherm Range gab, die ſich ſolcher Abgeſchmacktheiten ſchämten. Von gleichem Gehalt iſt das Bruchſtück aus Menanders Deiſidaimon beym Clemens p. 712 B. (wo *Sylburg* nachzuſehen iſt), wo der Abergläubige ausruft: „Wendet es zum Beſten, ihr Götter! Ich habe beym Binden den Riemen der rechten Sole zerriſſen," und die Antwort, wir wiſſen nicht von wem, erhält: „Natürlich, du Tropf, er war ja mürbe; du aber biſt ein Knauſer, daſs du keine neuen Riemen kaufen willſt." Bedeutend wird folgende Stelle aus der Vaticana vermehrt: „πυκνὰ δὲ τὴν οἰκίαν καθᾶραι [δεινὸς, Ἑκάτης φάσκων ἐπαγωγὴν γεγονέναι· κἂν γλαῦκα βαδίζοντος αὐτοῦ (διίπτασθαι τύχῃ), ταράττεσθαι, καὶ εἰπὼν, Ἀθηνᾶ κρείττων, παρελθεῖν οὕτω.] In der Vaticana ſtand δεῖν ὡς, wofür *Schneider* δεινὸς, *Jacobs* θείῳ las, welches letztere ebenfalls ſehr paſſend iſt, da der Schwefel häufig bey den Reinigungen gebraucht wurde. Der Abergläubige ſieht Geſpenſter, und glaubt, die Hecate ſey ihm in das Haus gebannt worden, oder, wenn man lieber *Coray* folgen will, es herrſchten epileptiſche Krankheiten in ſeinem Hauſe, die man der Hecate zuzuſchreiben pflegte. Bloſses Supplement von *Schneider* zu Ausfüllung einer vermeinten Lücke iſt διίπτασθαι τύχῃ, ſtatt deren er ſelbſt hernach *Coray's* leichtere Aenderung vorzog: βαδίζων ὡς αὐτοῦ ἴδῃ. Zu den merkwürdigſten Zuſätzen der Vaticana gehört die Stelle über die Hausverehrung der Hermaphroditen an jedem vierten und ſiebenten Tage, über welche *Schneider* im Regiſter der kleinern Ausgabe von Ἑρμαφροδίτους στεφανοῦσι eine gelehrte Anmerkung gegeben hat. Hernach hat ſich um die Erläuterung dieſer dunkeln Stelle *Heinrich* in der Monographie *de Hermaphroditis* p. 8 f. ein beſondres Verdienſt erworben. Auch *Schweighäuſer* trägt in den Anmerkungen ſcharfſinnige Vermuthungen über die Heilighaltung des fünften und ſiebenten Tages vor. Noch verdient angemerkt zu werden, daſs Heſychius *voc.* Ἀφρόδιτος im Theophraſt τὸν Ἑρμαφρόδιτον in der einfachen Zahl geleſen zu haben ſcheint, wo jetzt die Mehrzahl ſteht. Die vom Cultus der Hermaphroditen angeführten Züge ſcheinen ſich *Hottinger'n* auf eine allzu ängſtliche Beobachtung rein religiöſer Gebräuche zu beziehen, und in ſo fern auſser dem Kreiſe des Aberglaubens zu liegen. Aber theils kann dieſer weniger bekannte Cultus, beſonders der Hermaphroditen, in der Mehrzahl als Symptom von Aberglauben angeſehen werden, der nicht Götter genug bekommen kann, theils iſt auch dieſe ängſtliche Umſicht, daſs ja nicht das kleinſte im Cultus verſäumt, und eher zu viel als zu wenig gethan werde, ein Zeichen davon. Uebereilt iſt es wohl geurtheilt, wenn *Hottinger* in den Worten: τελεσθησόμενος πρὸς τοὺς Ὀρφεοτελεστὰς κατὰ μῆνα πορεύεσθαι etc. Spuren findet, welche auf einen chriſtlichen Vf. dieſes Kapitels hinweiſen ſollen, da ja ein echter Grieche die hochheilig gehaltnen Myſterien des Orpheus nicht werde ins Lächerliche gezogen haben. Vermuthlich beſann er ſich nicht, daſs die Orpheoteleſten in ſehr üblem Rufe ſtanden, wie auch *Schweighäuſer* bey dieſer Stelle anmerkt: „*Les prêtres d'Orphée étoient une eſpèce de charlatans ambulants, dont les gens ſenſés ne faiſoient aucun cas.*" Vgl. *Ste Croix* über die Myſterien S. 268 f. Eine ganz beſondere Art von Superſtition ſcheint es zu ſeyn, daſs der Mann ſich nicht einmal, ſondern monatlich einweihen läſst, wenn man nicht *weihen* hier mit *Schweigh.* für *reinigen* überhaupt nimmt, welches der Zuſammenhang und Plato's klaſſiſche Stelle über dieſe Orphiſchen Gaukler *de rep.* 2. Th. p. 221. zu beſtätigen ſcheint. Sie ſagen: ὡς ἄρα λύσεις τε καὶ καθαρμοὶ ἀδικημάτων διὰ θυσιῶν καὶ διὰ (Verbeſſerung von *Schäfer* in *Ern. Gloſſar. Liv.* p. 560. ſtatt παιδιᾶς) ἡδονῶν, εἰσὶ μὲν ἔτι ζῶσιν, εἰσὶ δὲ καὶ τελευτήσασιν· ἃς δὴ, τελετὰς καλοῦσιν, αἳ τῶν ἐκεῖ κακῶν ἀπολύουσιν ἡμᾶς. Noch lieſt man in dieſem Kapitel einen Zuſatz, der theils verdorben, theils durch Unkunde jener abergläubigen Gebräuche für uns erſchwert iſt: καὶ περιῤῥαινομένων ἐπὶ θαλάττης. Ἐπιμελῶς δόξειεν ἂν εἶναι, κἂν ποτε ἐπίδῃ σκορόδῳ ἐστεμμένων τῶν ἐπὶ ταῖς τριόδοις etc., welche *Schneider*, *Coray* und *Hottinger*, jeder auf ſeine Art, letzterer vielleicht am ſcharfſinnigſten, durch Verſetzung an eine andere Stelle dieſes Kapitels, herzuſtellen verſucht haben. Uns ſcheint die Stelle noch mit der Weihung und Reinigung bey den Orphikern zuſammen zu hängen, und wir würden den Schluſs des Kapitels etwa ſo anzuordnen und zum Theil nach *Schneider* zu leſen vorſchlagen: Καὶ περιῤῥαινόμενος ἀπὸ θαλάττης ἐπιμελῶς, ἀπελθὼν κατὰ κεφαλῆς λούσασθαι, καὶ ἱερείας καλέσας, σκίλλῃ ἢ σκύλακι κελεῦσαι ἑαυτὸν περικαθᾶραι, καὶ οὕτως ἁγνὸς δόξειεν ἂν εἶναι. Κἂν ποτε ἐπίδῃ σκορόδων ἐσθίοντα τῶν ἐπὶ ταῖς τριόδοις, μαινόμενόν τε ἢ ἐπίληπτον, φρίξας εἰς κόλπον πτύσαι. Daſs ſich auch, wie hier vorkommt, die Frauen mit Weihungen und Reinigungen befaſsten, iſt aus Demoſth. *pr. coron.* T. I. p. 313. *Reisk.* bekannt; beſonders aber verdient als Parallele das bereits angeführte Bruchſtück des Menander herbeygezogen zu werden, wo es von einem Menſchen, der ſich thörichten Reinigungen hingiebt, nach *Bentley's* Verbeſſerungen heiſst: Περιμαξάτωσαν σ' αἱ γυναῖκες ἐν κύκλῳ, καὶ περί σε θειούτωσαν· ἀπὸ κρουνῶν τριῶν Ὕδατι περιῤῥᾶναι, ἐμβαλὼν ἅλας, φακούς.

Der Ὀψιμαθὴς, wie er im 27ſten Kap. geſchildert wird, lernt und treibt im Alter viele Dinge, die für das Alter nicht paſſen. Das in allen Handſchriften, ausgenommen die Vaticana, ganz unverhältniſsmäſsig kurze Kapitel bekommt erſt durch die Zuſätze der letz-

etztern eine gewisse Rundung und Völligkeit. Zu len Worten des militärischen Exercitiums, das der Alte von seinem Sohne lernt: ἐπὶ δόρυ καὶ ἐπὶ ἀσπίδα, etzt die Vaticana noch: καὶ ἐπὶ οὐρανόν, wofür *Jacobs* ehr sinnreich vorschlug: ἐπὶ οὐραγόν, rückwärts, oder zurück, in so fern der οὐραγός hinten steht *agmen claudit*, nicht *ducit*, wie in *Schneiders* Note teht), statt dessen *Coray* und *Schneider* ἐπ' οὐρὰν (warum nicht ἐπὶ οὐρὰν wie ἐπὶ ἀσπίδα?) lesen, da jene Fornel ἐπὶ οὐραγὸν keine Autorität für sich hat; auch vird auf ähnliche Weise οὐρὰ und οὐραγία in Xenophon Feldzug d. Cyrus 3, 4, 42. verwechselt. Uebrigens hat *Böttiger* irgendwo scharfsinnig vermuthet, dass uch die Vaticana hier nicht vollständig seyn dürfte, und dass zu den Worten: „Rechts! Links! Rückwärts!" noch ein: „Vorwärts!" hinzukommen nüsste, für welches denn unsers Dafürhaltens καὶ ἐπὶ στόμα der rechte Ausdruck wäre. Man vergleiche Xenophons angeführte Stelle, wo στόμα und οὐρὰ einander entgegen gesetzt werden, und *Schneiders Inlic. Graecit.* zu der Xenophontischen Schrift *v.* στόμα. Der folgende Zug im Theophrast sagt uns, dass der Greis noch den Fackellauf mit den Jünglingen wage, welcher viele Kräfte erforderte, daher unter andern n Aristophanes Fröschen v. 1090 — 7. (und das. Schol.) ein βραδὺς ἄνθρωπος verspottet wird, der bey den Panathenäen einen solchen Wettkampf mit dem ungünstigsten Erfolg unternommen hatte. Und von den Mysterien der Ceres, in welchen der *cursus lampadicus* auch in Gebrauch war, sagt Statius *Sylv.* 4, 8, 50 f.: „*Tuque, Actaea Ceres, cursu cui semper anhelo Votivam taciti quassamus lampada mystae.*" In den Worten des Theophrast: Καὶ εἰς ἡρῷα συμβάλλεσθαι τοῖς μειρακίοις λαμπάδα τρέχων, ist die Bedeutung von Ἡρῷα ungewiss. Im Register sagt *Schneider*: *Dies festus herois, Promethei, ut videtur.*" Die Erklärung gründet sich nämlich darauf, dass auch an den Prometheen ein Fackellauf gehalten wurde. Da indess der Ausdruck Ἡρῷα für dieses Fest sonst nicht bekannt ist, im Theophrast selbst aber C. 3. steht: Λάμιππας μυστηρίοις μεγίστην δᾷδα ἕστησε: so vermuthen wir, dass hier ebenfalls zu lesen seyn möchte: εἰς μυστήρια, oder, wenn man lieber will: εἰς Προμήθεια, wie Lysias *or.* p. 423. ἐγυμνασιάρχουν εἰς Προμήθεια. In folgendem Zug: τελούμενος τῷ Σαβαζίῳ, σπεῦσαι, ὅπως καλλιστεύσει παρὰ τῷ ἱερεῖ sieht man nichts, was den ὀψιμαθὴς charakterisire, wenn man nicht καλλιστεύειν von, wir wissen nicht welchem, Bestreben, für den Schönsten von dem Priester erklärt zu werden, das sich freylich für den abgelebten Mann schlecht schicken würde, nehmen will. Aber es scheint uns dieser Charakterzug vielmehr einen ängstlichen Beobachter der Religionsgebräuche zu bezeichnen und sich aus dem Kapitel von der Deisidaimonia hier eingeschlichen zu haben, wobey wir jedoch statt καλλιστεύσει vorschlagen möchten καλλιερήσει zu lesen, oder vielmehr καλλιερήσῃ, da wir nicht einsehen, warum *Schneider* in dieser Stellung ὅπως — καλλιστεύσῃ, wie die Handschrift hat, für weniger attisch hält als καλλιστεύσει. Behält man die gemeine Lesart bey: so würde mit *Coray* für παρὰ τῷ ἱερεῖ schicklich zu lesen seyn: παρὰ τῇ ἱερείᾳ, und es wäre der alte Geck gemeynt, der sich bey den athenischen Frauen, welche sich der Mysterien des Sabazius bemächtigt hatten, einzuschmeicheln sucht — und um den Preis der Schönheit buhlt. *Schneider* macht hier die Anmerkung: „*Sabazii* τελετὰς *num alius scriptor Atticus memoraverit, nunc non succurrit; sed cultum ejus feminis praecipue sanctum fuisse, arguere licet ex Aristophaneae Lysistratae usu* 388." Der Vf. gedachte, indem er dieses schrieb, nicht der classischen Stelle im Demosthenes *pr. corona* T. 1. p. 313., wo erzählt wird, Aeschines Mutter habe mit Hülfe ihres Sohnes nächtliche Weihungen des Sabazius gehalten und die Geweihten wären bey Tage unter dem Ausrufe Εὐοῖ Σαβοῖ u. s. w. durch die Strassen gezogen. Vgl. *Harpocration v.* Σαβοί. Ein echter Zug der neuen Komödie ist folgender: Καὶ ἐρῶν ἑταίρας καὶ κριοὺς προσβάλλων ταῖς θύραις etc., wo ἑταίρας *Jacobs's* glückliche Verbesserung statt ἱέρας ist, welcher auch das im Codex verstümmelte θυ ausfüllte, indem er schrieb θύραις. Man sollte glauben, Menander habe im Colax die Grundlinien der von Terenz *Eunuch.* 4, 7. ausgedrückten Scene aus dem Theophrast entlehnt. Im Terenz bestürmt nämlich ein Miethofficier das Haus einer Hetäre mit Belagerungsmaschinen, wird aber von dem darin befindlichen Nebenbuhler durch Bedrohung mit Schlägen und mit den Gerichten zum Rückzug gebracht. *Schneider* glaubt zwar, der vom Theophrast angedeutete Zug zeichne den ὀψιμαθὴς nicht aus, welches uns nicht so dünkt, da das Erstürmen des Hauses der Buhlerin weder anständig für einen Greis noch seinen Kräften angemessen ist. Ein Beyspiel vom Gebrauch des Widders zu Erbrechung der Thore fand *Schneider* erst beym Diodor von Sicilien. In Aristophanes Lysistrata 309. steht schon: ἐς τὴν θύραν κριηδὸν ἐμπέσοιμεν. Der unglückliche Versuch des Alten in der Kunst zu reiten wird in folgenden Worten dargestellt, die wir nach *Schneiders* Recension hersetzen: καὶ εἰς ἀγρὸν ἐφ' ἵππου ἀλλοτρίου κατοχούμενος, ἅμα μελετῶν ἱππάζεσθαι, καὶ πεσὼν τὴν κεφαλὴν κατεαγέναι. Uns schien das εἰς ἀγρὸν sehr müssig hier zu stehen und vielleicht aus ἐπὶ οὐραγόν oder οὐρὰν in der Stelle von den militärischen Uebungen des Alten entsprungen zu seyn, da nämlich vor Entdeckung der Vaticana die Sätze so aneinander gereiht waren: μανθάνειν ἐπὶ τὸ δόρυ καὶ ἐπὶ ἀσπίδα· καὶ εἰς ἀγρόν, ἐφ' ἵππου u. s. w. Doch kann zur Vertheidigung des εἰς ἀγρὸν die Vorschrift in Xenophons Hipparchicus 1, 18. angeführt werden. Die Lesart der Vaticana ἱππάζεσθαι in den Text eingeführt zu haben statt der der andern Handschriften ἀσπάζεσθαι, bereute *Schneider* hinterher, wie wir aus den *Addendis* sehen. Wir glauben dagegen, dass einzig von der Uebung im Reiten die Rede ist, von welcher sich Xenophon von der Reitkunst 2, 1. eben so ausdrückt: ἱππάζεσθαι μελετῶν. Im folgenden scheint aber die Copula unbequem zu seyn und besser geschrieben zu werden: ἅμα μελ. ἱππάζεσθαι πεσὼν τ. κ. κατεαγέναι. „Während er sich im Reiten übt, stürzt er und zerschlägt sich den Kopf." Κατεαγέναι ist

iſt *le Clerc's* gelungene Verbeſſerung der Lesart der Pfälzer Handſchriften κατεσχέναι, welche vollkommen durch die von *Wyttenbach bibl. cr.* V. 3. P. 3. p. 107. angezogne Parallele aus Andocides *or. de myſterr.* p. 104. beſtätigt wird: ἐγὼ μὲν ἐν Κυνοσάργει ἐπὶ πῶλον ὃ μοι ἦν ἀναβὰς ἔπεσον, καὶ τὴν κλεῖν συνετρίβην καὶ τὴν κεφαλὴν κατεάγην. Ein Zuſatz der Vaticana iſt: Καὶ ἕνδεκα λίτραις συνάγειν τοὺς μετ' αὐτοῦ συνάξοντας, nach *Schneiders* Verbeſſerung für λιταῖς συναύξοντας, wie die Handſchrift hat. Eben ſo lieſt *Ilgen* in Hom. H. Cer. 267. συνάξουσι ſtatt συναυξήσουσι. Was *Schweighäuſer* über die Stelle des Theophraſt vermuthet, iſt ſinnreich, aber zu gewagt. *Schneider* deutet ſie auf ein Picknick, das der Alte mit jungen Leuten anſtellt, für die es ſich allein ſchickt. Theophraſts eigne Worte können aber wenigſtens συνάγειν συνάξοντας ſchwerlich ſeyn. Allein vielleicht iſt für das letztre Wort συνθεάσοντας oder συνθιασεύσοντας zu leſen. In den letzten Zeilen dieſes Kapitels findet ſich noch manches Verdorbne, deſſentwegen wir auf *Schneiders* Anmerkungen verweiſen müſſen. Nur eins bemerken wir noch, daſs uns *Coray* richtig μακρὸν ἀνδριάντα πιέζειν, nach Anleitung der Lesart der Vaticana πέζειν, ſtatt deſſen die andern Handſchriften παίζειν haben, zu verbeſſern ſcheint, welches er auf die, wahrſcheinlich vom Cyniker Diogenes herrührende, Abhärtungsmethode durch Umarmung eiskalter oder mit Schnee überzogner Bildſäulen (ἀνδριάντας περιλαμβάνειν iſt der ſonſt gewöhnliche Ausdruck dafür. S. *Upton.* z. Arrian. *diſſ. Epict.* 3, 12, 2.) bezieht.

Das, was wir nur aus einigen Kapiteln ausgezeichnet haben, wird ſchon ſattſam beweiſen, daſs ungeachtet deſſen, was Gelehrſamkeit und Scharfſinn für den Theophraſt geleiſtet haben, nicht bloſs Aehrenleſen, ſondern volle Aernten zu halten übrig ſind. Nur noch ein paar Worte über die Einrichtung der von uns angezeigten Bearbeitungen des Theophraſt. In der gröſsern Schneiderſchen Ausgabe ſtehen die kritiſchen und philologiſchen Anmerkungen hinter dem Text, dem noch *Addenda* auf Anlaſs deſſen, was mittlerweile von *Coray* und *Hottinger* über den Theophraſt war geſchrieben worden, nachfolgen. Der kleinern und wohlfeilern Ausgabe fehlen nichts als die Prolegomenen; Text, Anmerkungen, *Addenda*, alles iſt hier in derſelben Ordnung abgedruckt; aber ein reichhaltiger „*Indiculus praecipuorum vocabulorum et formularum*" iſt hinzugekommen, der bey einigen ganz überflüſſigen Dingen (wie Ἄκρα, *promontorium*, οὐσία, *facultates*, *res familiaris* u. ſ. w.) einige nützliche Erläuterungen, Zuſätze und Berichtigungen enthält. Unter dem Wort ἀσπάζεσθαι wird auf das Wort ἱππάζεσθαι verwieſen, welches aber nicht im Regiſter zu finden iſt, ein Fall, der auch in *Schneider's* vortrefflichem griech. Wörterbuch zuweilen eintritt. *Schweighäuſer* hat ſeiner Bearbeitung von *la Bruyere* Ueberſetzung noch „*Caractères tirés de différents auteurs anciens*," nämlich aus Ariſtoteles, Lyco, dem Vf. an den Herennius und aus Dio Chryſoſtomus beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Annaberg*, b. Mauersberger: *Rein-bibliſcher Unterricht in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre für Confirmanden*, von M. F. D. *Eiſenſtuck*, Diac. an der Hauptkirche zu Annaberg. 1804. 52 S. 8. — Neu iſt der hier ausgeführte Gedanke keineswegs, die Fragen, welche man Katechumenen über die Hauptlehren der chriſtlichen Religion vorlegen möchte, mit Sprüchen aus der Bibel zu beantworten; damit dieſe, anſtatt der in den gewöhnlichen Katechismen von den Verfaſſern ſelbſt gegebenen Antworten, entweder auswendig gelernt, oder durch Erklären und Zergliedern dem Gedächtniſſe empfohlen werden mögen. Auch ſind die Mängel eines ſolchen Unterrichtsbuchs längſt bemerkt worden; z. B. daſs hier an kein einigermaſsen hinlängliches Detail weder in der Glaubens- noch in der Sittenlehre zu denken iſt; daſs ſelbſt in den Hauptlehren Lükken vorkommen müſſen, weil, ſo reich auch die Bibel an praktiſchen Religionswahrheiten iſt, dennoch der menſchliche Geiſt, durch ſie erweckt, nothwendig ſich weiter umſchauen und durch ſich, zumal beym Fortſchreiten anderer Kenntniſſe, das Gebiet der Wahrheit erweitern muſste; daſs endlich der Mangel an Vollſtändigkeit eines ſolchen Katechismus ſchon daraus hervorgehen muſs, daſs ein groſser Theil, ſowohl von theoretiſchen als praktiſchen Religionswahrheiten, nicht in den kurzen, klaren und deutlichen Ausſprüchen der Bibel, ſondern in der bibliſchen Geſchichte, in den Gleichniſsreden Jeſu, in den Bildern der Propheten u. ſ. w. aufzuſuchen iſt, von welchen in einem ſolchen Buche aber nicht leicht Gebrauch gemacht werden kann. Indeſſen wollen wir der Form eines ſolchen Buchs den Nutzen nicht ganz abſprechen. Sie lieſse ſich, dünkt Rec., beym Schluſſe eines vorhergegangenen vollſtändigern Unterrichts für die eigentlichen Confirmanden anwenden, nicht aber, wie der Vf. will, als den einzigen. — Die Arbeit des Vfs. ſelbſt geht, ohne irgend einige Abtheilungen, vom Anfange bis zu Ende ununterbrochen fort, und verbindet mit Fragen und Antworten über theoretiſche Wahrheiten ſogleich andre über daraus zu folgernde Pflichten und Verhalten. Dieſs will Rec. keineswegs tadeln; auch will er nicht über die Folge der Materien ſtreiten, welche hin und wieder wohl anders geordnet ſeyn könnten. Denn das Hauptſächlichſte kommt doch bey einem ſolchen Buche darauf an: ob die Fragen nützlich gewählt und deutlich geſtellt, und die Sprüche zur Antwort auf dieſelben treffend aufgefunden ſind, und unter ihnen die gehörige Auswahl, nach mehrerer Deutlichkeit und Faſslichkeit getroffen iſt; und in dieſer Rückſicht hat Rec. nicht leicht etwas Erhebliches zu erinnern gefunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. May 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Kopenhagen, gedr. b. Morthorsts E.: *Kiöbenhavns kongelig alene privilegerede Adresse-Contoirs Efterretninger.* (Kopenhagener vom Könige einzig privilegirte Adress-Comptors-Nachrichten.) Gesammelt von *Christiani.* 1805. (Täglich, ausgenommen den Sonntag, erscheint 1 Stück von 1 bis 2 Bogen. 4. kostet jährlich 1 Rthlr. 8 gr.)

2) *Ebendaselbst,* verlegt und gedr. erst von K. H. Seidelin, dann von M. J. Sebbelow: *Dagen* (der Tag). Gesammelt erst von *P. Arboe,* dann von *K. H. Seidelin.* 1805. 1806. (Wöchentlich kommen 4 Nrn. heraus von 1 Bogen; anfangs in 4. seit 1806. kl. Fol. kostet jährl. 4 Rthlr.)

3) *Ebendaselbst,* gedr. b. Höeke's Erb. in des Herausgebers Verlag: *Nyeste Skilderie af Kiöbenhavn.* (Neuestes Gemälde von Kopenhagen.) Udgivet af *J. Werfel.* 1805. 1806. (Wöchentlich werden zwey Numern, jede von 1 Bogen, in 4. ausgegeben; der Jahrg. 4 Rthlr.)

Dieses sind gegenwärtig die drey gelesensten, für jeden Geschäftsmann in Kopenhagen, für jeden, der sich um die dasige Tagesgeschichte bekümmert, für jeden, der im voraus wissen will, wovon in den gemischten Gesellschaften eines jeden Tages ungefähr die Rede seyn wird, unentbehrlichsten Wochenblätter, welche die dänische Residenz liefert. Man könnte hierher noch eine Menge anderer Blätter zählen, z. B. *Samleren, Politiven, Kiöbenhavnsbladet, eller Borgeren og Politiet* u. s. w. Da diese aber keinen so allgemeinen Zweck haben, als jene, und nur auf besondere Leserklassen berechnet sind: so schränkt sich Rec. nur auf die Anzeige vorliegender Blätter von der allgemeinsten Tendenz ein, und behält sichs vor, von den andern vielleicht künftig einmal Rechenschaft zu geben.

Der Unternehmer von Nr. 1. ist der bürgerliche Infanterie-Divisions-Major, Hr. *J. Andersen,* welcher, dem Titel zufolge, *allein* das königliche Privilegium hat, dieses Adressblatt herauszugeben; doch, nicht *er* hat es bloss für sich, sondern es geht nach seinem Tode auf seine *Gattin,* und nach deren Tod selbst auf die *Kinder* über. Ein Monopolium, womit ohne Zweifel mehr für das Interesse der *Andersenschen* Familie, als für das Interesse des grossen Publikums gesorgt ist. Da das Blatt, der gerichtlichen Proclamationen, Citationen u. s. w. wegen, von vielen Beamten in beiden Königreichen gehalten werden *muss:* so beläuft sich die Zahl des Absatzes gewiss auf 5000 Exemplare, und diesem nach dürfte man sich, so gering auch der Ladenpreis ist, bey der sehr grossen Einnahme, welche, ausser diesem, die unzählbaren Privatavertissements, die theuer genug bezahlt werden müssen, verschaffen, zum wenigsten bessern Druck und besseres Papier versprechen; hierauf scheint aber der privilegirte Herausg. allzu wenig zu wenden. — Das Blatt enthält übrigens alles, was der Art Polizey-, Commercien- und Intelligenz-Zeitungen zu enthalten pflegen; ausser dem liefert es eine Menge von Denksprüchen, Glückwünschen, Grabschriften, die aber, seitdem der Kammerherr *v. Suhm* aufgehört hat, zu leben und zu schreiben, selten gelesen zu werden verdienen, und unter denen die für *Confirmanden* und besonders *Confirmandinnen* dem Rec. immer die anstössigsten gewesen sind. Charakteristisch und für den Fremden auffallend ist die *übergrosse* Anzahl von Anzeigen, welche das Blatt *täglich* von solchen enthält, die mit ihrer Wohnung tauschen, ihre Dienstleute wechseln wollen, oder verlorne und gestohlne Sachen suchen. Rec. nimmt die erste, die beste Numer, welche vor ihm liegt, zur Hand, und findet in Nr. 155. vom 17. April 1806. allein 50 Anzeigen der ersten, 48 Anzeigen der andern, und 8 Anzeigen der dritten Art. Wie hoch mag sich die Anzahl in einem ganzen Jahre belaufen!

Das Blatt *Dagen* hat seit seiner Erscheinung mancherley Schicksale erlebt, woran die Freymüthigkeit und, man darf hinzu setzen, der Muthwille und die Unvorsichtigkeit seines Herausgebers Schuld hat. Nachdem es diesem, dem bekannten Literatus und Commandirserganten Hn. *Seidelin,* nicht mehr erlaubt war, als blosser Drucker und Verleger desselben sich zu nennen und weder den Hn. *Schönberg,* noch den Hn. *Arboe* als Herausgeber anzugeben (da man wusste, dass niemand anders, als er selbst, der Herausgeber war, sich aber, wegen oft verletzten Pressfreyheitsgesetzen nicht ferner dafür ausgeben durfte, ohne jedem einzelnen Blatte erst das obrigkeitliche „*Imprimatur*" verschafft zu haben): so sah' er sich endlich genöthigt, ohne weitere Hülle, sich als Herausgeber desselben zu nennen, zugleich aber auch in die Nothwendigkeit sich zu fügen und jedes einzelne Blatt, ehe es gedruckt wird, der Censur des Polizeymeisters zu unterwerfen. Ein für ein politisches Neuigkeitsblatt gewiss sehr lästiger Zwang! — Der Ton,

Ton, die Einkleidung und der Inhalt des Blattes im Ganzen genommen ist so übel nicht. Dem Herausg. fehlt es nicht an Witz und interessanter Darstellungsgabe. Er weiss aus den dänischen, deutschen, französischen und englischen besten Zeitungen das Wichtigste schnell aufzufassen und zusammengedrängt mitzutheilen. An Neuigkeiten aus Norwegen und den dänischen Provinzen ist sein Blatt das reichste, welches Rec. kennt; und durch die Aufnahme von Anekdoten, Epigrammen und literarischen Notizen, ist für Abwechselung gut gesorgt. Zum Beyspiel von des Herausg. muthwilliger Laune diene folgendes. Immer war ihm das „*maa trykkes*" (*imprimatur*) aus der Feder und mit der Namensunterschrift des Hn. Polizeymeisters *Haagen*, womit jede einzelne Numer, ehe sie gedruckt werden darf, gestempelt seyn muss, zuwider. Nun liess er einst unter einer Menge anderer Stadt- und Landesneuigkeiten die kurze Erzählung mit einfliessen: „einem allgemeinen Gerüchte zu folge werde der Hr. Polizeymeister *Haagen* nächstens zum königlichen Etatsrathe erhoben werden." Nicht unbekannt mit des Hn. *Hs.* Lebensordnung, schickte er ihm das Manuscript zu dieser Numer zu einer für diesen höchst unbequemen Zeit zur Censur. Dieser übersieht in der Eile die ihn selbst betreffende Neuigkeit gänzlich und setzt sein „*maa trykkes*, *Haagen*" in aller Unbefangenheit dem Blatte vor. Wer war, da die Sache im Publikum grosses Auffsehn erregte, da jedermann dem Hn. Etatsrath *in spe* gratulirte, und da dieser höchsten Orts über die Verbreitung dieses falschen Gerichtes sich beschwerte — vor Gericht gerechtfertigter, als Hr. *S.* unter dem Schutze des von dem Kläger eigenhändig geschriebenen „*maa trykkes?*" — Inzwischen veranlasste dieser Muthwille das Verbot der Aufnahme aller blossen Gerüchte. — Verlöre das Blatt *Dagen* nicht durch eine Menge allzu trivialer Erzählungen, durch eine blinde Parteylichkeit für gewisse politische Meinungen, besonders aber durch ein kleinliches Anschmiegen an die dänischen Nationalvorurtheile, deren doch jeder wackere Schriftsteller, selbst wenn ihn dieses einige Leser kosten sollte, lieber entgegen arbeiten, als schmeicheln sollte: so wäre, glaubt Rec., Hr. *S.* der Mann, der auf das dänische Publikum, wenigstens den ungebildeten Theil desselben, durch sein Blatt *Dagen*, eben wie durch seinen *Politiven*, sehr heilsam wirken könnte.

Mehr für das gebildete Publikum berechnet ist in jedem Betrachte Nr. 3. Hr. *Werfel* kennt nicht nur, sondern er achtet auch, die feinere Lesewelt in Kopenhagen, und verschafft ihr mittelst seiner *Skilderie* wöchentlich zwey mal eine sehr gesunde Nahrung für Kopf und Herz. Auch er theilt von Zeit zu Zeit das Wichtigste von der in- und ausländischen Tagesgeschichte mit, begleitet seine Erzählungen oft mit sehr lesenswerthen Reflexionen, beobachtet die strengste Unparteylichkeit in Absicht auf die grösern Weltbegebenheiten, und unterscheidet sich hierdurch sowohl, als durch Vermeidung der Aufnahme von unzuverläsigen Nachrichten, von Hn. *Seidelin* (wodurch dieser so oft zum Widerruf genöthigt ist) sehr zu seinem Vortheile. Jede Numer eröffnet ein längerer oder kürzerer Aufsatz, worin sich der Vf. über allerley den Kopenhagener besonders interessirende Gegenstände verbreitet, und die fast durchgängig von reifem Nachdenken zeugen, das Gepräge der anständigsten Freymüthigkeit tragen, eine genaue Kenntniss des dänischen Nationalcharakters verrathen und in einem muntern, satirischen, nichts weniger als missfälligen Tone verfasst sind. Trefflich gelungen sind unter andern folgende Stücke: *Die Kunstkammer*, S. 417 f. *Vergleichung zwischen der Lebensart älterer und neuerer Zeiten* u. s. w., S. 470 f. *Der Brodneid* u. s. w., S. 609 f. *Einschränkungen und Freyheiten in den Nahrungswegen*, S. 641 f. *Die Schicksale großer Genies*, S. 769 f. Weniger gefiel dem Rec. *die Nebeneinanderstellung der Freuden des Stadt- und Landlebens*, S. 801 f. und *das Schreiben eines Handschuhmachers* S. 844 f. — Auch Hr. *W.* ist nicht ganz von der in Dänemark fast allgemein herrschenden Schriftstellerkrankheit, sich durch verächtliche Seitenblicke auf das Ausland bey dem einseitigen Patrioten im Vaterland beliebt zu machen, frey; doch wäre es ungerecht, ihn in diesem Betrachte mit Hn. *Seidelin* und andern dänischen *Enragés* in Eine Klasse zu setzen.

LEIPZIG, b. Crusius: *Ueber den moralischen Indifferentismus*, von *Heinrich Gottlieb Tzschirner*. 1805. XII u. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Dieses im Ganzen beyfallswürdig bearbeitete Buch ist in *drey* Abschnitte getheilt. Der *erste* Abschnitt: über *das Wesen und die verschiedenen Gattungen des moralischen Indifferentismus*, ist der reichhaltigste. Nachdem der Vf. das Uebel als Gleichgültigkeit gegen sittliche Angelegenheiten des Menschen erklärt hat, betrachtet er es als *momentan*, wenn es sich nur in einzelnen vorübergehenden Stimmungen zeigt, und als *perpetuell*, wenn es als bleibende Beschaffenheit vorhanden ist. Den perpetuellen moralischen Indifferentismus theilt er wieder in den *universalen*, der sich auf die Tugend überhaupt, und in den *partialen*, der sich nur auf einzelne sittliche Angelegenheiten beziehet, und erinnert von dem Erstern, dass er entweder als Unfähigkeit, den Werth der Tugend anzuerkennen und zu empfinden, oder als eine gänzliche Entwöhnung von ernsten Betrachtungen und sittlichen Gefühlen, oder endlich als *entschiedener Antimoralismus* erscheint: so wie er von dem letztern bemerkt, dass er sich bald auf einzelne Pflichten, bald auf die Tugendmittel, bald auf die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Pflichten des Menschen beziehe, und daher entweder ein *praktischer* oder ein *ascetischer*, oder ein *didaktischer* seyn könne. Auf diese Art wird der Leser zur Beschauung der mannichfaltigsten Gestalten geführt, in welchen der moralische Indifferentismus erscheint. Eben so gut bearbeitet ist der *zweyte* Abschnitt: *von den Ursachen des moralischen Indifferentismus*. Die *innern* Ursachen desselben fin-

findet der Vf. in *fehlerhaften Beschaffenheiten und Richtungen*, entweder *des Erkenntniß*- oder *des Gefühls*- oder *des Begehrungsvermögens*. Als *äußere* Ursachen erwähnt er nur die, welche den gröfsten Einflufs auf die Denkart des Menschen haben, die *bestehende Religion*, die *herrschende Philosophie*, die *jedesmalige Regierung*, und die *Kunst*, besonders die *Redende*. In Ansehung der *Philosophie* sucht der Vf., als Eklektiker, in jedem Systeme derselben, selbst in dem *Kantischen*, mit so viel Vorliebe er auch von diesem redet, auf, wodurch sie die Menschen gleichgültig gegen die Tugend machen. Noch mehr Aufmerksamkeit vielleicht verdient das, was der Vf. von dem in Hinsicht auf die gröfsere Menge so wichtigen Einflusse der *Regierungsfehler* sagt, wie schon der Inhalt der hierher gehörigen §§. zeigt. Der moralische Indifferentismus wird durch die Regierung befördert: 1) wenn ihre Repräsentanten durch ihr Verhalten und ihre Urtheile Gleichgültigkeit gegen die Tugend, wenigstens gegen manche Tugend beweisen. 2) Wenn sie nicht über die Unverletzlichkeit der Gesetze hält, sondern häufige Ausnahmen macht, und nicht selten die in den Gesetzen angedroheten Strafen entweder mildert, oder gänzlich erläfst. 3) Wenn sie manche Vergehen und Verbrechen zu gelinde bestraft. 4) Wenn sie sich einer parteyischen Rechtspflege schuldig macht. 5) Wenn sie manche ihrer Bürger in Lagen und Verhältnisse setzt, in welchen die Versuchung zur Unredlichkeit beynahe unwiderstehlich wird. Freymüthigkeit und Bescheidenheit reden in der Ausführung. Von geringerm Werth ist der *dritte* Abschnitt des Buchs: *Ueber die Mittel, dem moralischen Indifferentismus entgegen zu wirken*. Nur in einzelnen Bemerkungen erwähnt der Vf. einiges von dem, was durch die Religion, die Philosophie, die Regierung und die Kunst geschehen sollte und könnte, um die Gleichgültigkeit gegen die Tugend zu vermindern, die Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe hervorzubringen und lebhaft in den Gemüthern zu erhalten. Unbefriedigend ist die Entschuldigung des Vfs., dafs es ihm deſswegen nicht möglich gewesen sey, diesen Gegenstand erschöpfend zu behandeln, weil eine ausführliche Aufstellung dieser Mittel, ein System der *Ascetik* gewesen seyn, und die Schrift über die Gränzen ausgedehnt haben würde, welche ihrem Umfange gesteckt wären; Ascetik, wo sie hingehört, und zweckmäfsig vorgetragen wird, kann keinem Leser zuwider seyn; die Gränzen eines Buchs aber kann doch nur der Plan einer Schrift angeben. Schloss es daher der Vf. in seinen Plan mit ein, über die Mittel gegen die Verbreitung des moralischen Indifferentismus zu reden, so waren die Gränzen nicht zu weit gesteckt, und wenn der Raum dazu über die Hälfte des Buchs eingenommen hätte, da er jetzt nur, im gröfsten Miſsverhältniſs mit den beiden andern Theilen, 20 Seiten füllt. Ein nicht unwichtiger Mangel ist es auch, dafs der Vf. die *Erziehung* gar keines Blicks gewürdigt hat, da doch auch die verschiedenen *pädagogischen* Systeme, sowohl wie die philosophischen, einer Beleuchtung in Rücksicht des Gegenstandes verdient hätten. Bey einer neuen Auflage, welche wir dem Buche wünschen, wird also diesem Mangel abzuhelfen seyn. Auch rathen wir dann der Sprache des Buchs, da es doch kein Compendium seyn soll, mehr Lebhaftigkeit und Reiz zu geben, und auch hin und wieder für mehrere Richtigkeit und Reinheit derselben zu sorgen. *Gefühle erfahren*, *öffentliche Abgaben erhalten*, anstatt sie nicht zahlen, oder der Obrigkeit vorenthalten, sind unrichtige Ausdrücke, und der beständige Gebrauch der Partikeln, *wo*, *woraus*, *wodurch* u. s. w., wenn das vorausgehende Hauptwort, die Fürwörter, in *welchem*, aus *welchem*, durch *welches* erfoderte, die häufige Verwechselung des *wann* mit *wenn*, des *da* mit *weil*, der Indicativ wo der Conjunctiv stehen müſste u. s. w., sind Nachläſsigkeiten, welche die Rede verunstalten.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Robinson der jüngere*. Ein Lesebuch für Kinder, von *J. H. Campe*. Fortgesetzt von *C. Hildebrandt*, Prediger zu Weferlingen. 1806. 294 S. 8. (mit Kpf. 1 Rthlr. ohne Kpf. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Robinsons Kolonie. Fortsetzung von *Campe's Robinson* u. s. w.

Unter die besten Kinderschriften gehört unstreitig *Campens* Robinson. Noch kann man ihr keine gelungenere in ihrer Art an die Seite stellen. Das Anziehende ihres Stoffes, und die leichte, anmuthige und glückliche Behandlung desselben machen sie für das zartere Jugendalter zu einer höchst angenehmen, so wie der mit unter belehrende Inhalt derselben zu einer auch nützlichen Lectüre. An dieses beliebte Buch schliest Hr. Prediger *Hildebrandt* diese Fortsetzung an. Die Tendenz derselben, so wie sie die Vorrede andeutet, ist lobenswerth. Mit Recht klagt der Vf. über den Hang unsers Zeitalters, die Schwächen und Unvollkommenheiten der bestehenden Regierungen aufzusuchen und bitter zu tadeln, die Oberhäupter der Völker mit ungescheuter Frivolität zu beurtheilen, und dadurch selbst bey der zarten Jugend den Keim zur Vaterlandsliebe zu ersticken. Sein Buch soll dem letzteren vorbauen und der Jugend schon früh den Werth und Einfluss bürgerlicher Ordnung, das Glück eines gut eingerichteten Staates und die Verbindlichkeit, das Seinige zum Flor des Vaterlandes bey zu tragen, anschaulich zeigen, und zu belehrenden Unterhaltungen darüber veranlassen. Zu dem Ende schildert der Vf. eine Kolonie, die sich auf Robinsons Insel, nach dessen Abgange, gebildet hatte, und benutzt die Vorfälle in derselben zu Belehrungen, die, wie im *Campeschen* Robinson, ein Vater seinen Kindern über Dinge aus dem bürgerlichen Leben und andere wissenswürdige Gegenstände ertheilt. Der Raum erlaubt es uns nicht, in das Detail der Schrift einzugehen.

Wir

Wir beschränken uns daher auf folgendes allgemeine Urtheil: der Zweck der Schrift ist trefflich; auch enthält sie recht nützliche Belehrungen; aber der poetische Werth derselben ist desto geringer, die dialogische Form zu häufig und nicht mit besondrem Glücke angewandt, und das Interesse des Buchs dem, das *Campens* Robinson erregt, bey weitem nicht gleich.

PÄDAGOGIK.

QUEDLINBURG und BLANKENBURG, b. Ernst: *Abriß der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichsten Hülfskenntnisse.* — *Erste* Abtheilung, welche *die bey dem Religionsunterrichte nothwendigsten Naturkenntnisse* enthält, von *Joh. Wilh. Heinrich Ziegenbein*, Herzogl. Braunschw. Lüneburg. Consistorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. XVI u. 290 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. behauptet nicht zu viel, wenn er von dieser *ersten* Abtheilung seines Buchs, welches eine Physikotheologie ist, sagt, man werde mehr als in irgend einem andern für die Jugend bestimmten Unterrichtsbuche Stoff zu dieser Art des Unterrichts darin finden. Denn ob gleich ausser den, mit Ruhm von ihm erwähnten Vorgängern, *Schütz*, *Junker*, *Klügel*, jetzt beynahe kein Lehrbuch zum Religionsunterrichte erscheint, in welchem nicht das Physikotheologische, wenigstens in einer Einleitung, voraus geschickt würde: so ist doch das nur ein Hausbedarf zu nennen gegen den Reichthum, welchen der Vf. hier vorlegt. Er redet in *fünf* Abschnitten, von dem *Körper des Menschen*, von der *Seele*, von dem *Weltgebäude*, von der *Erde*, von den *drey Naturreichen*, ausführlich, doch gedrängt, nach den besten deutschen Schriftstellern. Eben dieser Reichthum aber dürfte den Lehrer über den Gebrauch desselben, als Vorläufer des eigentlichen Religionsunterrichts, in Verlegenheit setzen. Soll es in den zu diesem Unterrichte angesetzten Stunden von dem Prediger, und zwar, wie der Vf. selbst zu thun versichert, mit den Kupfertafeln von *Wünsch* und *Loder*, dem Bilderbuche von *Bertuch*, *Funke's* Naturgeschichte, *Rüdigers* astronomischem Atlas und dem Planetarium, Tellurium und Lunarium von *Gelpke* in der Hand, erklärt werden: so fragt sich, ob auch wohl, bey mehrern Stunden in der Woche, ein Jahr hinreichen werde, nur diese *erste* Abtheilung zu erklären, und wie viel Zeit dann noch zum Unterrichte über die beiden folgenden Abtheilungen, deren Inhalt der Vf. nicht angegeben hat, erfodert werde, ehe der eigentliche Religionsunterricht angefangen werden könne! Der Prediger daher, der seine Katechumenen selten nur zwey bis drey Jahr beysammen erhalten kann, wird sich einen Auszug aus dem ganzen reichhaltigen, ordnungsvoll und deutlich geschriebenen Buche wünschen, um welchen wir den Vf. selbst bitten wollen. Ganz vorzüglich und fast allein wird der Endzweck des Buchs erreicht werden, wenn es in Schulen, in welchen der Prediger selbst Unterricht ertheilt, oder es dem gewöhnlichen Lehrer nicht an Geschick und nicht am Apparat zur Veranschaulichung fehlt, eingeführt wird. Hierzu empfehlen wir es allen denen, welche über dergleichen Schulen gesetzt sind, so wie den Predigern und Schullehrern, und sehen der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen. Zur Bildung und Belebung des ästhetischen und religiösen Gefühls hat der Vf. das Ganze dieser Abtheilung mit Stellen aus den vorzüglichsten Dichtern des Vaterlandes durchwebt, die er nach vorhergegangener Erklärung, von seinen Schülern auswendig lernen läfst.

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Katechismus der christlichen Lehre mit biblischen Denksprüchen und mit biblischen Beyspielen verbunden nach den Bedürfnissen der Zeit.* Nebst einem *Anhange*, *welcher die aus deutschen Dichtern gesammelten Denksprüche und den Katechismus Lutheri* enthält, von *Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein*, Herzogl. Braunschw. Lüneburg. Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. XVI u. 133 S. 8. (6 gr.) — Unter den sich immer mehr häufenden Büchern zum Religionsunterrichte der Jugend, von der verschiedensten Methode und Einrichtung, empfiehlt sich dieses vorzüglich durch Leichtigkeit der Methode, zweckmäfsige Ordnung und Verbindung der Materien, durch Eindringen in den Geist der biblischen Bücher und Benutzung der biblischen Beyspiele. Wenn Christenthum bleiben soll, was es ist, so muss auch beym Unterrichte desselben, Leben und Lehre seines Stifters zum Grunde liegen. Wer weiss aber nicht, von wie viel, besonders jungen, Lehrern in wie viel Lehrbüchern diess bisher unterlassen word. Dank also jedem Erfahrnen, welcher hierauf wieder zurückführt!

Verbesserungen.

Nr. 77. S. 612. Zeile 30. von oben statt 221. lese man 21. — S. 615. Z. 18. von oben statt *ihrer Fürsten* lese man *ihres Fürsten*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. May 1807.

PHILOSOPHIE.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Epikritik der Philosophie.* Von *Franz Berg*, Prof. d. Kirchengesch. zu Würzburg. 1805. 1 Alph. 22 Bog. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieses nahe an 700 Seiten starke Werk des bereits durch seinen *Sextus* als ein nicht unbedeutender Gegner *Schellings* bekannt gewordenen Vfs. liefert einen neuen Versuch, den Kantischen Kriticismus und die durch denselben veranlassten neuern philosophischen Systeme zu widerlegen und ein haltbareres an deren Stelle zu setzen. Der Vf. erwartet von seiner Arbeit nichts geringeres, als dass sie dem ewigen Unfrieden unter den Philosophen ein Ende machen und einen dauerhaften Frieden stiften werde. Allein so stark auch das Vertrauen des Vfs. in seine eigenen Einsichten und seine Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre seyn mag: so zweifeln wir doch, dass er, nach einem gemeinen Sprichwort, die Köpfe seiner Gegner mit dem seinigen unter einen Hut bringen werde, wenn auch die von ihm versuchte Beurtheilung seiner Vorgänger und seine neue Theorie gegründet wäre; noch weniger aber, wenn dieses, wie sich bald zu Tage legen wird, mit beiden nicht der Fall seyn sollte. Bekannt ist wenigstens noch nicht, dass das Buch seit seiner nunmehr fast zweyjährigen Existenz eine Aenderung in der Methode zu philosophiren bewirkt und irgend ein gangbares philosophisches Lehrgebäude verdrängt hätte.

Das Ganze besteht aus 21 Paragraphen, die so viel in einander greifende Abhandlungen ausmachen. Die 13 erstern sind Recensionen der ältern und neuern philosophischen Lehrbegriffe, die 8 letztern aber Darstellungen der eigenen Lehre des Vfs. In den vier ersten §§. werden die Begriffe des Philosophirens und der Philosophie bestimmt, die Bedingungen zur Realisirung der Idee einer Philosophie, nebst den Schwierigkeiten, diese Idee zu realisiren, angegeben, und ein sogenannter *logischer Skepticismus in nuce* und ein demselben entgegengesetzter *realistischer* aufgestellt. Die Erklärung der Philosophie als Wissenschaft der ersten Gründe des Erkennens überhaupt, schränkt die Philosophie bloss auf die Kritik der reinen Vernunft ein, die eben die Principien des Erkennens überhaupt darlegt, begründet so wenig den Unterschied zwischen Philosophie und Mathematik als zwischen den Haupttheilen der erstern; und macht alles, was von Philosophie gesagt wird, schwankend und dunkel. Der Vf. äussert selbst, dass nach jener Erklärung die Philosophie nur *theoretisch* sey, er muss also auch die Mangelhaftigkeit derselben zugeben. Die Philosophie ist nicht bloss die Wissenschaft der ersten Gründe des Erkennens, sondern der Vernunft-Erkenntnisse aus Begriffen selbst. — Die Bedingungen zur Realisirung dieser Idee der Philosophie bestehen nach dem Vf. darin, dass man sich zuvor über den Begriff der *Erfahrung* verständigen müsse, ehe man zu den ersten Gründen derselben übergehe: denn das Erkennen, das Wissen, das Bewusstseyn, der gemeine und gesunde Menschenverstand sey eben das, was den eigentlichen Namen der *Erfahrung* führe. [Erkenntnisse *a priori* sind keine Erfahrung; das Bewusstseyn äussert sich nicht allein bey dem Erkennen *a posteriori*, sondern auch bey dem *a priori*; und obgleich die Erfahrung nie des Bewusstseyns entbehren kann: so ist dieses doch noch nicht die Erfahrung selbst; es erstreckt sich weiter als diese, und auch schon eine blosse Anschauung kann sich mit dem Bewusstseyn verbinden, ohne dass in Ansehung des angeschauten Gegenstandes ein wirkliches Erkenntniss oder Wissen statt zu finden braucht. Auch der gemeine gesunde Menschenverstand ist etwas ganz anderes, als das, was unter Erfahrung verstanden wird.] Zur Bestimmung des Begriffs der Erfahrung wird gelehrt, dass sie jederzeit, ausser dem Stoffe der Wahrnehmung oder der Anschauung, noch jene Verbindung enthalte, welche der Verstand bewirke, wodurch die Wahrnehmung erst Erkenntniss werde, dass bey der Wahrnehmung *Nöthigung*, bey der Erfahrung *Nothwendigkeit* sey, die in der Verknüpfung der Wahrnehmungen liege, welche entweder durch Grösseverhältnisse in Raum oder Zeit, oder durch das Verhältniss der *Causalität* oder das der *Wesenheit*, oder der *Disjunction* an einander hingen. Nun wird erklärt, worin diese Begriffe bestehen; man erfährt aber nicht, was ein jeder derselben dazu beyträgt, Erfahrung oder empirische Erkenntniss zu Stande zu bringen, und die Sachen sind nichts weniger als verständlich vorgetragen. Noch werden die Begriffe von Analogie und Induction, Gewissheit und Wahrscheinlichkeit, Wissen und Glauben, Möglichkeit und Wirklichkeit, Uebereinstimmung und Widerspruch, erklärt, und dann heisst es weiter, zum Inbegriffe der Erfahrung gehöre ausser einer subjectiven, logischen, idealen Realität, noch eine stärkere; nämlich man bedürfe dazu auch der *Objecte an sich*, oder der Dinge, die ausser unsern Vorstellungen etwas wären und denen jene nur entsprächen; durch Bestreitung des Dings an sich gerathe man mit sich selbst in Widerspruch. Man weiss nicht recht, ob hier unter dem Object das, was der Kriti-

Kriticismus *Erscheinung*, oder das, was er *Ding an sich* nennt, verstanden werden soll. Im erstern Falle konnte nicht gesagt werden, dass der Kriticismus das Daseyn der Dinge ausser uns bestreite, und im zweyten Falle haben die Worte des Vfs. keinen verständigen Sinn, da nach *Kant* das Ding an sich auch nur ideale Realität hat; es ist daher auch falsch, zu behaupten, dass zur Möglichkeit der Erfahrung das Ding an sich gehöre, da es keine Anschauung verstattet. Uebrigens bleibt es zweifelhaft, aus welcher Quelle der Vf. diese sogenannte Erklärung oder Analyse der Erfahrung, die nicht bloss der empirischen, sondern der Erkenntniss überhaupt gleich seyn soll, geschöpft zu haben glauben mag. Ist er der Meinung, dass sie der gemeine gesunde Verstand selbst darreiche, so muss er allen Unterschied zwischen diesem und dem speculativen Verstande aufheben; aber so gesund und richtig jener in seiner Sphäre urtheilen mag, wird er doch, so lange er bleibt was er ist, Begriffe über Gegenstände der Philosophie zu entwickeln, zu berichtigen und zu solchen Resultaten als die hier über die Erfahrung dargelegten sind, zu gelangen nicht vermögend seyn. Sind Hn. *B.* seine Raisonnements über Erfahrung oder Erkenntniss überhaupt, Resultate des philosophischen Nachdenkens: so kann er wenigstens nicht in Abrede stellen, dass er die Materialien dazu der Kantischen Kritik, wenn er auch hier und da einen andern Gebrauch davon macht, schuldig ist; ohne diese Kritik würde seine Darstellung wahrscheinlich anders, als sie jetzt ist, ausgefallen seyn, und es wäre ohne Zweifel bescheidner gewesen, wenn er den Vorwurf, den er, so wie *Fichte'n* und *Schelling'en*, auch *Kant'en* macht, dass er vor der Erklärung der Erfahrungsmöglichkeit, den *Umfang* der Erfahrung genau zu bezeichnen, sich nicht die Mühe gegeben habe, zurück gehalten hätte. In der That, wenn dieser Umfang der Menschen möglichen Erkenntnisse aus der Kantischen Kritik der Erkenntnissvermögen auf das bestimmteste und erschöpfendste hervorgeht: so giebt uns diese Epikritik nur einzelne unverdaute Brocken ohne innern festen Zusammenhang wieder, und wir erfahren die bisher unerhörte Wahrheit, dass alles Wissen Erfahrung sey. — Der Vf. geht nunmehr zur Darstellung der Schwierigkeiten über, die Idee der Philosophie zu realisiren, oder den Grund anzugeben, der uns bestimme, unsern Gedanken Realität beyzulegen; stellt sodann die Gründe des logischen und realistischen Skepticismus auf, von welchen jener den Grund alles Wissens im denkenden Subjecte, dieser in dem Objecte nicht statt finden lassen will, und beschäftigt sich hierauf (§. 5.) mit einer kurzen Würdigung der auf logischen oder realistischen Dogmatismus gegründeten philosophischen Systeme, wohin *Plato* und *Aristoteles*, *Cartesius*, *Malebranche*, *Leibnitz*, *Maimon*, *Abicht*, *Bardili* in Gemeinschaft mit *Reinhold*, *Jacobi* und *Hume* gerechnet werden; worauf dann §. 6 — 13. die Systeme des transcendentalen Idealismus an die Reihe kommen. Diese §§. sind überschrieben: 6) Kriticismus oder transcendentaler Idealismus. Transcendentaler Skepticismus überhaupt; 7) Hervorbringung des Objectiven im Kriticismus oder transcendentalen Idealismus niederer Art; 8) Hervorbringung des Objects im absoluten transcendentalen Idealismus; 9) Was bedeutet das Subject des Objectiven im Kriticismus oder transcendentalen Idealismus niederer Art? 10) Was bedeutet das Subject im absoluten transcendentalen Idealismus? 11) Herleitungsweise des Objectiven aus dem Subject im Kriticismus oder transcendentalen Idealismus niederer Art. 12) Herleitungsweise im vollendeten transcendentalen Idealismus. 13) Die bereits vorhandenen Systeme des Kriticismus oder transcendentalen Idealismus kurz gewürdigt.

Die Aufgabe des Kriticismus oder transcendentalen Idealismus ist nach dem Vf. die Art zu erklären, wie der Verstand dazu komme, Vorstellungen, die er denkend verbindet, auch ausser diesem Denken als verbunden oder schlechtweg verknüpft zu betrachten, und jene Erklärungsart bestehe in der Behauptung, die Synthesis oder das Reelle unserer Urtheile sey im Verstande selbst gegründet, dieser also mache das Object und schreibe seine Gesetze der Natur vor; der Verstand habe demnach seine Formen, nach welchen er handle, und das Objective, welches Eins mit diesem Handeln sey, erzeuge. Die Einwürfe der Epikritik gegen den transcendentalen Idealismus sind theils allgemein, und sollen mit *Kant* auch alle nach demselben aufgetretenen Philosophen, *Fichte*, *Reinhold*, *Schelling*, *Bouterweck*, treffen, theils sind sie gegen jeden derselben besonders gerichtet. Wir beschränken uns hier nur auf einige von beiden Klassen, und unter denen der letztern nur auf solche, die dem ursprünglichen kritischen Idealismus *Kants* gemacht werden.

Der transcendentale Idealismus ist Hn. *B.* von doppelter Art; entweder nimmt man ein *Ding an sich* an, welches *die Sinne afficirt*, oder man betrachtet das Materielle als *Erscheinung im Gemüthe* mittelst eines eigenen Vermögens der Sinnlichkeit; diese beiden Fälle sollen dem von dem Vf. sogenannten *niedern Kriticismus*, oder *Kriticismus schlechtweg*, eigen seyn; oder man lässt den Formalismus durchaus gehen und setzt das Materielle in eine besondere Weise der Thätigkeit des Verstandes; dieser Fall macht das Wesen des *absoluten* oder *ganz reinen transcendentalen Idealismus* aus. Was von *der* Art des *niedern Kriticismus*, die ein *Ding an sich* uns *afficiren* lasse, gesagt wird, dass dadurch das transcendentale System sich selbst untreu werde, indem es in den Realismus zurücksinke, und die Causalität, die nur im Verstande seyn sollte, in dem Dinge selbst gegründet seyn lasse, trifft, im Fall der Kantische Idealismus damit getroffen seyn soll, diesen nicht; da gerade das Wesen desselben darin besteht, dass er das Daseyn sinnlicher Gegenstände, *in wie fern sie Dinge an sich seyn sollen*, nicht gelten lässt. Ausserdem ist auch die Behauptung der sinnlichen Gegenstände als Dinge an sich, welchen die Causalität selbst anhängt, überhaupt gar kein *Idealismus*. Von der andern Art des *niedern* Kriticismus, der das Materielle zur blossen Erscheinung des Gemüths macht, und

und ohne Zweifel der Kantische Idealismus seyn soll, heisst es: man *umgehe* zwar durch diese Behauptung den vorigen Einwurf, dass nämlich dieser Idealismus in den Realismus zurücksinke, aber man *entgehe* ihm nicht: denn die Erscheinungen, die unserm Verstande dienten, ohne ihm anzugehören, wären dann etwas *außer demselben*, worauf er zum Behuf seiner Kenntnisse sicher rechne; das wäre dann aber wieder ein *Ding an sich*, nur dass es im Gemüthe läge u. s. w. Man kann die deutlichste Sache nicht mehr verwirren, als es hier geschehen ist. Der kritische Idealismus braucht sich vor dem Vorwurfe des Zurücksinkens in den Realismus nicht zu entsetzen; er will eben die wahre Realität der äussern Gegenstände begründen und begründet sie. Kein menschlicher Verstand dringt in das innere Wesen der Dinge und kann erfahren, was sie an sich und ausser unserer Vorstellung seyn mögen. Man lässt das Daseyn der Dinge an sich unangefochten, man behauptet nur, dass Gegenstände nur in so fern als sie uns erscheinen, als wir an ihnen — nicht ein absolutes Wesen, sondern nur Verhältnisse erkennen, wahre empirische Realität haben, und dass ausser dieser keine andere Realität an ihnen für uns erkennbar ist. *Erscheinungen* heissen sie eben deswegen, weil die Vorstellungen von ihnen nicht einzig und allein Erzeugnisse unseres Vorstellungsvermögens sind, sondern auch das dazu mitwirkt, was an ihnen empfindbar ist. Wie man, nach dieser scharfen Scheidung, das, was an den Gegenständen erscheint, doch wieder zu einem im Gemüthe liegenden *Dinge an sich* machen kann, ist schwer zu begreifen. So wenig du einen Körper, von welchem du eine Anschauung erhältst, in deine Receptivität unmittelbar aufnimmst, eben so wenig kannst du auch die Aufnahme dessen, was er an sich seyn mag, bewerkstelligen, und die Erscheinung eines Einzelnen wird darum, dass sie durch das Afficiren deiner Sinnlichkeit zur Anschauung wird, kein Ding an sich. Dieses Ding an sich ist nichts als das transcendentale Subject des Objects, der Urbegriff *Substanz*, der freylich im Gemüthe, nämlich im reinen Verstande liegt. Da ich aber diesen Begriff jedem einzelnen sinnlichen Gegenstande ohne Unterschied beylegen kann und derselbe mich kein Mannichfaltiges erkennen lässt: so dient er mir zur Erkenntniss der einzelnen Gegenstände, als solcher, gar nicht, und ich kann so wenig sagen, dass er von jedem besondern Gegenstande, der sich meiner Sinnlichkeit zur Anschauung darstellt, das *Ding an sich* dieses besondern Gegenstandes sey, als dass jeder besondere Gegenstand sein eigenes von den übrigen verschiedenes *Ding an sich* habe. Dass *Kant* das Materielle zur blossen Erscheinung im Gemüthe mache, ist eine sehr unbestimmte Beschuldigung. Was von der Erscheinung in das Gemüth kömmt, ist die Anschauung, nicht des Verstandes und der Vernunft, sondern der Sinnlichkeit; die Vorstellungen dieser aber, oder die Anschauungen sind so wenig als die Erscheinungen, Dinge an sich; nicht das, was uns und ausser uns erscheint, ist in uns, sondern nur die Vorstellung davon. Eine andere gegen den Kriticismus überhaupt gemachte Einwendung ist die, dass durch denselben und seine Erklärung des Materiellen als Erscheinung, keine Verbindung des Materiellen und Formellen, so wie man es zur Erfahrung brauche, zu Stande gebracht werde: denn die Formen selbst zerstörten das Materielle so sehr, dass der Begriff der Erfahrung ganz aufhöre. Man möge nämlich die Grösseverhältnisse in Raum und in der Zeit, wodurch Wahrnehmungen verbunden würden, zu den Formen des Verstandes oder der Sinnlichkeit rechnen: so gehörten sie in beiden Fällen dem Subjecte an; dann hätte es aber keinen Sinn, wenn ich sagte: ich sprach da mit zwey, dort mit vier Menschen. Den Unterschied der Vielheit nur als Vorstellungsart des Subjects angenommen, komme nur Unsinn heraus, und die Causalität nur als Handlung des Verstandes betrachtet, habe jene Unterredung mit Andern, wo man sich angenehm unterhalte und seinen Verstand durch fremde Begriffe bereichert fände, keine Bedeutung. Gehe etwas von einem ausser mir vorhandenen Subjecte, das in Ansehung meiner Object sey, auf mich über: so hätte ich von der Verursachung eine ganz realistische Vorstellungsart, und verwürfe ich diese durchaus, indem ich auf einem blossen Handeln des Subjects bestände, so verläugnete ich mein Bewusstseyn und zernichtete den Begriff der gemeinen Erfahrung. [Dieses ganze Raisonnement beruht auf der irrigen Voraussetzung, dass der Kriticismus die Principien der Erfahrungserkenntniss lediglich dem erkennenden Subjecte beylege, und die Objectivität der äussern Gegenstände aufhebe, indem er solche zu Erscheinungen und dadurch zu blossen *Dingen an sich* mache. Das Reale unserer Erfahrungserkenntniss besteht aber in den Empfindungen, Anschauungen, geordnet in den Formen der Sinnlichkeit und verbunden durch die Formen des Verstandes, ohne welche keine Begriffe von dem, was empfunden und angeschaut wird, möglich sind. Man weiss gar nicht, was der Epikritiker eigentlich will. Ihm stehen die reinen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes nicht an, weil sie die Objecte subjectiviren; eben so wenig steht ihm an, wenn man von äussern Objecten etwas aufnimmt, — die Empfindung — weil man dadurch realistisch werde, und eben so wenig will er, dass sich die Formen zu dem Materiellen gesellen sollen, weil sie diese zerstörten. Was soll man nun anfangen? Soll man anschauen und das Angeschaute denken, ohne Vermögen des Anschauens und Denkens? Und wenn sich das nicht thun lässt, kann man sich von diesen Vermögen eine Vorstellung machen, ohne sie an gewisse feste und ihre Natur bestimmende Formen gebunden zu denken? Gerade deswegen, weil die äussern Objecte Erscheinungen sind und angeschaut werden, sind sie, ungeachtet jener Formen, die mir zu einer Erfahrung von ihnen behülflich sind, Gegenstände ausser mir und werden mittelst jener Formen als solche von mir erkannt. Darum, dass die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes dem Subjecte angehören, sind die angeschauten und gedachten sinnlichen Gegenstände keines-

neswegs bloss subjectiv; vielmehr bleiben nur jene Formen immer und ewig subjectiv und ohne allen reellen Inhalt, wenn sie nicht auf etwas angewendet werden, das der Empfindung entspricht; so wie dieses Etwas, ohne Mitwirkung jener Formen, kein Gegenstand der *Erfahrung* oder der empirischen Erkenntniss werden kann. Ohne die Formen des Verstandes kannst du keinen Begriff von ihm fassen und ohne diese und die Formen der Sinnlichkeit, ist es eine bewusstseynlose Anschauung, ein Bild im Spiegel. Erst durch das Zusammentreffen beider, des Empfindbaren und der Formen, mittelst der Schemate, die der Vf. ganz aus den Augen setzt, entsteht für uns das wahre Reale und Objective unserer Erkenntniss. Das Uebrige, was noch gegen den transcendentalen Idealismus im Allgemeinen gesagt wird, müssen wir übergehen, um nicht über die Gebühr weitläufig zu werden, und um von den der Kantischen Lehre von den Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes gemachten besondern Einwendungen noch ein Paar Beyspiele aufstellen zu können, die nebst den bereits beygebrachten hinreichend seyn werden, den polemischen Geist der Epikritik zu bezeichnen.

Gegen den Kantischen Beweis, dass der Raum kein empirischer Begriff seyn könne, weil, um gewisse Empfindungen auf Etwas ausser mir beziehen, ingleichen um sie als ausser und neben einander, mithin nicht bloss verschieden, sondern als in verschiedenen Orten mir vorstellen zu können, die Vorstellung des Raums dazu schon zum Grunde liege, und also diese Vorstellung nicht aus den Verhältnissen der äussern Erscheinung durch Erfahrung erborgt seyn könne u. s. w. wird eingewendet: dieser Beweis werde analytisch aus dem Begriffe des Raums oder der äussern Wahrnehmung geführt; unter dem allgemeinen Begriffe — Vorstellung des Raums, habe *Kant* die Anschauung des Raums mit dem Begriffe davon verwechselt, und der Schluss sey eigentlich der: dem *Begriffe* des Raums oder der äussern Wahrnehmung muss Raum als Anschauung vorausgehen; also ist der Raum das *prius* der äussern Wahrnehmung als *Anschauung*. (Welches wäre denn aber in jenem Beweise der Begriff des Raums, und was wäre denn aus demselben analysirt? Gerade deswegen ist der Raum oder die Vorstellung desselben kein empirischer allgemeiner Begriff, weil dergleichen Begriffe von Gegenständen ausser uns ohne jene Raumvorstellung gar nicht möglich sind. Man mag die äussern Gegenstände anschauen so lange man will, man wird aus ihnen und ihren anschaubaren Merkmalen nie den Raum, als etwas an ihnen Angeschautes oder Begriffenes, heraus analysiren können; er ist keine an den äussern Dingen wahrzunehmende Eigenschaft, und kann also an denselben weder erscheinen noch als Begriff abstrahirt werden. Wenn man über einen Gegenstand reflectiren und raisonniren will, muss man freylich wissen, wovon die Rede ist, man muss einen Begriff davon haben. Wenn ich also den Raum als eine reine Anschauung, als Form der Sinnlichkeit erkläre, durch die es mir möglich wird, eine Empfindung in mir auf etwas ausser mir zu beziehen u. s. w.: so mache ich ja den Raum durch diesen Begriff, durch diese Vorstellung nicht zu einem allgemeinen von äussern Gegenständen abgezogenen Begriff, sondern ich sage durch den Begriff gerade das von dem Raume aus, was er ist, eine reine Anschauung u. s. w.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

BIBLISCHE LITERATUR. *Soest*, b. Floss: *Probe einer exegetisch-kritischen Bearbeitung der Mosaischen Urkunden*, von E. A. L. *Möbius*. — *Erste* bis *dritte* Probe. 1804 — 1806. jedes Stück 36 S. 4. — Der Vf. dieser drey Gelegenheitsschriften, Hr. Courector *Möbius* zu Soest, giebt durch diese Arbeit einen schönen Beweis seiner mannichfaltigen und wohlgeordneten Kenntnisse, seiner Geschicklichkeit in Behandlung eines solchen literarisch - antiquarischen Gegenstandes, und seines guten Geschmacks, und verdient nicht nur zur Fortsetzung dieser, sondern auch zu andern Arbeiten Aufmunterung. Die neuesten Schriften über den Pentateuch, deren bekanntlich eine grosse Anzahl ist, sind nicht nur überall fleissig benutzt, sondern auch oft einer wohlgerathenen Kritik unterworfen. Der Vf. hält K. 2, 1 — 3. mit *Vogel*, *Eichhorn*, *Ziegler*, *Ilgen* u. a. für unecht, und findet sich durch *Vater's* Urtheil, „dass Glosseme bey alten Schriftstellern *anders aussehen* müssen" nicht für befriedigt. *Vater* will damit unstreitig so viel sagen: dass das exegetische Gefühl sich gegen eine solche kritische Amputation sträube; und wir geben ihm hierin vollkommen Recht. Von der Idee von *acht* Schöpfungstagen (oder Acten), wofür Hr. *M.* sich Nr. 2. S. 11 — 13. erklärt, wird er hoffentlich bald wieder zurückkommen, da sie ganz gegen Geist und Manier des alten Orients verstösst. Der ganze *heilige Zahl-Cyclus*, den wir in Aegypten und Palästina finden, und der auf einer weit festern Basis beruht, als eine solche angeblich höhere Kritik, spricht laut dagegen. K. 4, 7. versteht der Vf. so: „Nicht wahr, wenn du gut gehandelt, d. h. deinen Gott durch reichlichere Geschenke verehrt hättest (denn darin bestand das Guthandeln, s. Gen. 8, 21.): so wäre dir Frohsinn zu Theil? Da du aber nicht gut gehandelt, Gott eine geringe Gabe dargebracht hast: so liegst du (denn nach *robez* muss man *á t a pronom. sec. pers.* suppliren) an der Pforte der Sünde, d. h. so thust du den ersten Schritt zur Sünde; die Sünde aber hat Verlangen nach dir, d. h. du hast Neigung zur Sünde; allein beherrsche dich" u. s. w. K. 4, 8. wird übersetzt: „Kain fasste jedoch feindliche Gesinnungen gegen seinen Bruder." Dazu S. 19. die Anmerkung: „Ich wünschte, dass mir ein Beyspiel bekannt wäre, wo *el* mit *amar* verbunden, wie Ps. 71, 10. mit der *Nota dativi*, gegen bezeichnete; ich würde alsdann *amar* in der bekannten Bedeutung von *denken* nehmen: Kain dachte gegen seinen Bruder d. h. ging mit Ideen gegen seinen Bruder um, fasste feindliche Anschläge gegen ihn. Diese Erklärung passt am besten zu dem Context. Vielleicht könnte man statt *el*: *alath* (*status constr.* von *a l a h*; *exsecratio*) lesen: Kain sprach den Fluch seines Bruders gegen seinen Bruder aus. Das Makkeph wäre alsdann aus dem Horizontalstrich des Thau entstanden." Sollte nicht das alte Supplement: נלכה השדה weit natürlicher seyn? So viel zur Probe. Die Uebersetzung lässt sich im Ganzen gut lesen. Die aus Mangel hebräischer Typen nothwendig gewordene Transscription der hebr. Wörter ist unangenehm, zumal da sie durch den Druck nicht genug ausgezeichnet sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. May 1807.

PHILOSOPHIE.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Epikritik der Philosophie.* Von *Fr. Berg* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 107. abgebrochenen Recension.*)

Gegen den Grund der Behauptung, dass der Raum eine nothwendige Vorstellung *a priori* sey, die allen Anschauungen zum Grunde liege, werden zwey Einwendungen gemacht. *Kant* sagt nämlich, man könne sich niemals eine Vorstellung davon machen, dass kein Raum sey, ob man sich gleich ganz wohl denken könne, dass keine Gegenstände darin angetroffen würden; der Raum sey also die Bedingung der Möglichkeit der Erscheinungen, und nicht als eine von ihnen abhängende Bestimmung anzusehen. Der Epikritiker findet 1) den Satz von der Nichtwegdenkbarkeit des Raums zwar wahr, meint aber, er bedeute weiter nichts, als ich könne meine Gedanken nicht auf den Raum richten, um ihn aufzuheben, ich könne ihn nicht zugleich denken und nicht denken; es sey also nicht die Apriorität des Raums, sondern ein logisches Gesetz, das uns daran hindere, den Raum wegzudenken. Allein die Erklärung des Vfs. von jenem Satz ist falsch, und liegt nicht in den Worten desselben. Es ist nicht die Rede davon, dass man den Raum nicht zugleich denken und nicht denken könne; eine Wahrheit, deren nur zu erwähnen *Kant* sich die Mühe nicht genommen haben würde, und die auf das, was *Kant* beweisen wollte, gar keinen Einfluss hat; sondern es ist die Frage: ob es möglich sey, sich vorzustellen, dass kein Raum sey. Wer dieses behauptete, würde zugleich läugnen, dass er ein Vermögen der äussern Anschauung besitze. Das Daseyn des Raums und der Zeit lässt sich nicht wegdenken, weil sie unserm sinnlichen Vorstellungsvermögen wesentlich sind. Gegen diese allein richtige Erklärung des gedachten Satzes, auf welche der Vf. nun von selbst stösst, wendet er 2) ein: „Eben weil Raum nur eine Form der Sinnlichkeit seyn soll, lässt er sich ganz wegdenken, sobald man nur das Daseyn aller sinnlichen Wesen in Gedanken aufhebt, was der Kantianer, der demselben keine objective Nothwendigkeit beylegt, leicht von sich erhalten kann." Das kann der Kantianer so wenig als sonst jemand, und zwar deswegen, weil die sinnlichen Gegenstände, Körper, zwar im Raume und Gränzen des Raumes sind, aber den Raum selbst nicht ausmachen. Das Daseyn der sinnlichen Dinge in Gedanken aufheben, heisst nichts anders, als das Daseyn derselben mit allem, was an ihnen wahrnehmbar ist, aus dem Raume wegdenken, sich vorstellen, dass sie nicht mehr im Raume sind; das könnte man aber nicht, wenn nicht der Raum, in welchem die Dinge wahrgenommen werden, schon da wäre. Was der Vf. behauptet, hat er ohne Beweis gelassen, und ist der gerade Gegensatz von dem, was *Kant* bewiesen hat. Eben weil der Raum eine Form unseres sinnlichen Anschauungsvermögens ist, lässt er sich nicht wegdenken, und besteht, wenn gleich alle äussern Dinge, denen er gar nicht als Eigenschaft angehört, in Gedanken aufgehoben werden.

Nicht besser sind die Einwendungen gegen die Kategorieen. Der Vf. sucht dieser Lehre den tödtlichen Streich dadurch zu versetzen, dass er behauptet, das *logische* Verzeichniss aller Arten zu urtheilen sey auf die Arten des *reellen* Urtheils im Erkennen, wovon hier die Rede sey, sehr unpassend. Ein anderes nämlich, meint er, wären die Urtheile, sofern sie Functionen der Einheit unter unsern Vorstellungen im blossen Bewusstseyn abgäben, ohne etwas über die reelle Einheit zu bestimmen (Worte, die keinen verständigen Sinn haben), und ein anderes Urtheile, wobey es auf die Einheit der Synthesis abgesehen sey, durch welche das Mannichfaltige der Anschauungen zu einem Objecte vereinigt und eine Erkenntniss hervorgebracht würde, und man müsse sich wohl hüten, die bloss *logische* Verbindungsart mit der *reellen* zu verwechseln. — Worin dieser Unterschied zwischen der *logischen* und *reellen* Verbindungsart, oder dem logischen und reellen Urtheil, der noch in keines Menschen Sinn gekommen war, bestehen soll, hat der Entdecker desselben gänzlich verschwiegen, und dadurch sein ganzes darauf gegründetes Raisonnement über die Kategorieen unbestimmt und dunkel gelassen. Allein es giebt keinen solchen Unterschied; *logische* Urtheile werden nicht *reellen* entgegengesetzt, sondern sie machen nur eine von den drey Arten der Urtheile aus, die durch die Principien der obern Erkenntnissvermögen, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft bestimmt werden, und *logische*, *Geschmacks*- und *praktische* Urtheile heissen. Alle Urtheile dieser drey Arten sind reell, die *logischen* oder *Verstandesurtheile* nicht minder, als die des Geschmacks und der praktischen Vernunft. Wenn gleich die Logik in Bestimmung der verschiedenen Formen oder Functionen des Denkens in logischen oder theoretischen Urtheilen gänzlich von allem Inhalte abstrahirt: so dienen doch jene logischen Functionen nothwendig und gerade dazu, in gegebene Vorstellungen, Anschauungen oder Begriffe, objective Einheit zu bringen, und die Verhältnisse von Gegenstän-

ständen zu unserm Verstande auszudrücken; sie sind das Mittel, Gegenstände zur Erkenntniss zu bringen. Die Bedingungen der Möglichkeit dieser Verstandesfunctionen sind die Kategorieen, die der Vf. auch nicht gehörig von den reinen Verstandesbegriffen, die nicht alle Kategorieen oder Stammbegriffe sind, unterscheidet. Ohne diese könnte der Verstand keine Urtheile bilden. Eben um dieser Eigenschaft willen, und weil sie den Urtheilen des Verstandes zum Grunde liegen, konnten die Kategorieen auch nur in diesen Urtheilen und in den verschiedenen Arten derselben aufgesucht und vollständig gefunden werden; und es ist höchst seltsam und verräth Unkenntniss der Sache, wenn der Vf. tadelt, dass *Kant* die Tafel der Kategorieen nach Massgabe der in den Urtheilen enthaltenen Formen oder Functionen des Verstandes aufgestellt habe.

Die noch folgenden §§. 14—19. stellen nun das dem Vf. eigenthümliche System auf, das allein befriedigend die Realität unserer Erkenntniss erklären und begründen soll. Es ist das verschrobenste und unnatürlichste, das die speculirende Vernunft in unsern Zeiten hervorgebracht hat, und verursacht dem Leser eine Pein, die nur derjenigen gleich seyn kann, die es dem Vf. selbst gekostet haben muss, seinen Einbildungen einen Schein von Wahrheit zu geben, und die die mannichfaltigen Wendungen und Erklärungsformeln, deren keine ein volles Licht giebt, deutlich genug aussprechen. Die Darstellung ist wieder mit vieler Polemik gegen *Kant*, *Fichte* u. a. verwebt. Das Fundament, auf welchem sich das Gebäude erhebt, besteht in Folgendem: Es ist ein Factum des Bewusstseyns, *dass man denke*, *weil man denken wolle.* (Das Wollen allein macht es aber nicht, *dass* man denkt, so wenig als das Essenwollen den Hunger stillt. Im Wollen liegen, wie uns das Bewusstseyn sagt, die Elemente des Denkens nicht.) Dieses so genannte Factum des Bewusstseyns bringt den Vf. auf den Gedanken, ob etwa gar die *Realität* unserer Begriffe durch das *Wollen* verständlich werde. Allerdings, meynt er; aber das Wollen, das die Realität begründen, oder unsern Vorstellungen Realität verschaffen soll, ist nicht das *physische* oder *instinktartige*, das dem theoretischen Realismus entspricht; auch nicht das *freye* oder *moralische*, das eben so wenig Trost giebt, als der ihm entsprechende transcendentale Idealismus; sondern es ist das *logische Wollen*, d. i. das *Denkenwollen*, das *ich will denken*, von welchem Hr. *B.* *mit völliger Zuversicht* behauptet, dass es das Einzige sey, welches eine reelle Synthesis vermitteln könne. Bey diesem Denkenwollen ist aber weder von einem *relativen* Denken, noch von diesem oder jenem Denken, noch von dieser oder jener Art oder Gattung, diesem oder jenem Grade des Denkens die Rede, sondern es ist das Denken überhaupt, eigentlich der Zustand des Denkens oder das Denken im absoluten Sinne, das bey all seinem Positiven auch eine Negation in sich schliesst: ich will nicht nichtdenken, oder ich will alles beseitigen, was den Zustand des Denkens aufhebt. Und so soll auch das Wollen nicht in relativer Bedeutung, sondern als etwas schlechterdings Unbedingtes und Absolutes genommen werden: ich schlage mir durch das Wollen den Zustand des Nichtdenkens schlechterdings aus. (Wem das nicht deutlich genug ist, bürde uns die Schuld davon nicht auf; wir finden es nicht besser, und der Vf. quält sich vergeblich, aus seiner tauben Nuss einen Kern hervorzuholen; es bleibt immer der leere Satz: um zu denken, musst du denken wollen und alles beseitigen wollen, was dich aus dem Zustande des Denkens überhaupt versetzen kann. Wenn dieses absolute Wollen, verbunden mit dem absoluten Denken, die Realität unserer Erkenntnisse begründen soll: so steht die objective Wahrheit derselben und unsere Ueberzeugung davon auf einem äusserst schwachen Grunde; das Kriterium der Wahrheit und der Grund unserer Ueberzeugung läge dann nur darin, dass wir uns bewusst wären, absolut gewollt zu haben zu denken, als wir dachten und reflectirten. Wie aber dadurch eine Synthesis in unserer Erkenntniss zu Stande gebracht, und die Realität dieser Synthesis daraus beurtheilt werden kann, ist nicht zu begreifen.) Unser Text fährt weiter fort: Das Denken, so frey es als solches ist, wird weder durch Instinct (das instinctmässige Wollen) noch durch Moral (das moralische Wollen) festgehalten, und behauptet die zwanglosefte Superiorität über beide. Das Wollen, wodurch es zurückgehalten wird, kann also kein anderes als das *logische* seyn. (Das ist ausnehmend einleuchtend! denn ausser diesem giebt es ja kein anderes Wollen, als das instinctmässige und das moralische; also muss es das logische einzig und allein seyn, das dem freyen Denken Gränzen zu stecken vermag; und dieses bewirkt es dadurch, dass es dem Verstande gebietet: du sollst so denken, dass durch dein Denken das Denken überhaupt bestehen könne und nicht vernichtet werde. Aber wo findet man denn bey allem guten und festen Wollen in diesem absoluten *Denkenwollen* die Anweisung, auch wirklich so zu denken, dass dabey das Denken überhaupt nicht gefährdet werde? wo sind uns in dem Denkenwollen die Gränzen vorgeschrieben, über welche das Denken nicht hinausschweifen soll? und wie wird man denn von der Realität eines Begriffs, einer Erkenntniss vergewissert, wenn man sich weiter nichts bewusst ist, als dass man im Denken über einen Gegenstand so denken gewollt habe, dass dadurch das Denken überhaupt nicht aufgehoben würde? Von einem Aufschluss über diese Zweifel verlautet hier kein Wort, und wir können, bey aller Anstrengung, in unserm Bewusstseyn nichts entdecken, das in dem Vorsatz zu denken, oder in dem *Denkenwollen* auch nur ein einziges Denkgesetz oder irgend ein Princip der Möglichkeit der Erfahrung vorkäme, und wir müssen die Aussage des Vfs. „dass uns der gemeine Verstand das bisher unbekannte, das Denken bindende logische Wollen offenbare, und unser Bewusstseyn dasselbe unverholen bekenne" auf das blosse Wort glauben. Rec. muss dagegen aufrichtig bekennen, dass, ob er sich gleich des Gedankens, *dass man denken wollen könne*, gar wohl

wohl bewufst ist, er doch in seinem Bewufstseyn weder *ein das Denken bildende Wollen*, d. i. ein so genanntes logisches Wollen — unter welchem ausdrücklich nicht ein solches Wollen verstanden wird, vermöge dessen es von mir abhängt, einen Gegenstand mit meinen Gedanken zu verfolgen oder ihn fahren zu lassen, und mit meinem Denken über ihn inne zu halten — noch in diesem logischen Wollen etwas, das das Denken beschränkte, gewahr wird. Bis es also ausgemacht ist, wessen Bewufstseyn sich deutlicher ausgesprochen hat, das des Vfs., oder das des Rec., darf dieser sich über das, was noch folgt, dem obige Behauptungen zum Grunde liegen, aller weitern Kritik füglich enthalten; doch mögen die Rubriken der acht §phen, worin die Theorie des Vfs. ausgeführt ist, noch hier stehen: §. 14. Ob nicht das Wollen die Realität unserer Erkenntniss herbeyschaffe; vom instinktartigen Wollen insbesondere. §. 15. Der moralische oder praktische Realismus. §. 16. Das logische Wollen als Erklärungspunkt der Realität. §. 17. Erklärung der ursprünglichen Erkenntniss-Arten. §. 18. Erklärung der hergeleiteten Erkenntnissart, oder des Existenzialverhältnisses. §. 19. Die Vernunft als Vermögen der Principien der Erkenntniss. §. 20. Ist die Vernunft auch ein Vermögen, die Principien der Existenz zu erkennen? Rationelle Kosmologie, Psychologie und Theologie. §. 21. Die einzigen noch übrigen Zweige einer philosophischen Erkenntniss, in einem Schattenrisse: die Moral, das Recht, Aesthetik; lässt sich Theologie nicht glücklicher hier anknüpfen? Idee einer Theorie der Selbsttäuschung oder Sophistik des Wollens.

Leipzig, im Joach. liter. Magazin: *Die Kunst zu philosophiren*, vorgestellt von *J. A. Bergk*. 1805. 1 Alph. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im Wesentlichen besteht diese Kunst zu philosophiren in einer Darstellung der kritischen Philosophie *Kants*, die aber so allgemein und unvollständig ist, dass dem Anfänger, der aus diesem Buche philosophiren lernen will, wenig damit gedient seyn kann und er besser thun wird, sich an die Quelle selbst, oder an einen der genauern Commentatoren zu halten. Was sich auf die ästhetische und teleologische Urtheilskraft bezieht, ist kaum berührt, und das, was bey dieser Materie das Wesentlichste ist, die Lehre von der progressiven und regressiven Methode, ganz übergangen. Um sich als Selbstdenker und philosophischen Beobachter zu zeigen, hat der Vf. die Kantischen Lehren oft auf seine Art ausgedrückt, und mit eigenen Ansichten und Ausführungen versetzt, die nicht immer die Probe halten. So heisst es z. B. die Vernunft, als das Vermögen zu philosophiren, ruhe nicht eher, als bis sie den Zweck des Universums, den Grund und Zweck aller Dinge, eingesehen habe. Dieses Ziel erreiche sie aber nie ganz, das Bedürfniss zu philosophiren werde also auch nie völlig befriedigt. (Die wahre Philosophie hat aber nie ein anderes Ziel gehabt, als das innerhalb der Gränzen der Vernunft selbst lag.) S. 11. 12. wird die Art, wie man es anfangen müsse, um zu Grundsätzen zu gelangen, so erklärt: Wenn der Mensch etwas ausser oder in sich gewahr wird, so legt er sich unwillkürlich die Fragen vor: was ist dieser Gegenstand? woher rührt er? was bedeutet er, und welchen Zweck hat sein Vorhandenseyn? Indem er nun diese Aufgaben zu lösen sucht, ringt er nach dem, was ihm bey seinem Denken noch fehlte; er sucht einen Satz auf, der diese Erscheinung erklärt, und da sie mit andern diese oder jene Eigenschaft gemein hat und da er nach einem allgemeinen Erklärungsgrunde strebt, so bemächtigt er sich endlich eines Grundsatzes, aus welchem sich das Daseyn des zu erklärenden bestimmen lässt. (Alle diese Worte bedeuten in Ansehung dessen, was sie lehren sollen, so viel als nichts, wir wünschten, dass der Vf. selbst an einem Beyspiel die Probe von der Brauchbarkeit seiner Vorschrift gegeben und an irgend einem Gegenstande, z. B. dem Monde, gezeigt hätte, wie es möglich sey, durch die Beantwortung der von dem Vf. aufgeworfenen Fragen in Ansehung desselben zu dem Grundsatze zu gelangen, dass alle Anschauungen extensive Grössen sind.) S. 61. erklärt der Vf. die *Logik* (die man bisher mit Recht für eine nothwendige Vorbereitungswissenschaft zur Philosophie gehalten hat) und die *Metaphysik* zum Anfangen im Philosophiren für ganz untauglich; S. 87. hingegen findet er es nothwendig, sich frühzeitig in eine solche Stimmung zu versetzen, welche die transcendentale Ansicht unserer Erkenntnisse, ihrer Natur und Bedingung begünstigt, und empfiehlt zu diesem Ende das fleissige Studium der *Kritik der reinen Vernunft* und *Schellings System des transcendentalen Idealismus*. Um die Natur des Verstandes kennen zu lernen, wird der Anfänger auf folgende höchst fehlerhafte, unbestimmte und verworrene Art unterrichtet: urtheilen heisse, Vorstellungen zur Einheit im Bewufstseyn bringen (geschieht das nicht auch bey blossen Begriffen?), und da diese Vorstellungen sich entweder wie das Subject zum Prädicate, oder wie das Prädicat zum Subjecte, oder wie beide zusammen, als Einheit für sich oder zum Bewufstseyn gedacht verhielten: so gebe es auch bloss vier Verhältnisse, wie der Verstand thätig seyn und jeden Gegenstand betrachten könne. Seine ursprüngliche Thätigkeit sey das Verbinden der Vorstellungen zur Einheit des Bewufstseyns, und diese Art von Thätigkeit liefere den *Inhalt des Gattungsbegriffs*. Die Arten der Begriffe würden durch die Verhältnisse bestimmt, in welchen sich das Prädicat und Subject denken liessen; dieser Verhältnisse könne es aber nur 12 geben, und wenn man dieselben sich durch Begriffe denke, so machten sie die ursprünglichen Verstandesbegriffe aus, welche Kategorieen hiessen. — *Transcendental wahr* ist dem Vf., was mit den Gesetzen der Erkennbarkeit der Gegenstände übereinstimmt; und das Kennzeichen des Transcendentalwahren ist die Uebereinstimmung der Erkenntniss eines Gegenstandes mit den ursprünglichen Erkenntnissgesetzen des menschlichen Geistes. Diese Erklärung ist weder bestimmt noch richtig. Transcendentale Wahrheiten ent-

enthalten solche Erkenntnisse, welche Erfahrung möglich machen, auf welchen die empirische Wahrheit beruht; sie sind die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung selbst. Dergleichen Wahrheiten sind die synthetischen Grundsätze des reinen Verstandes, z. B. der: alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung. Die Erklärung des Vfs. erklärt nichts und läfst das transcendentale Wahre von dem empirisch Wahren nicht unterschieden. In dem sachleeren Abschnitte: was ist von den neuesten Fortschritten in der Philosophie zu halten? heisst es von *Fichte* und *Schelling*, sie hätten sich ein grosses Verdienst dadurch erworben, dass sie allem Mechanismus in der *Construction* und *Behandlung* der Begriffe ein Ende gemacht hätten, und gleich darauf liest man folgenden Galimathias: „Der Mensch kann in der Vernunftbetrachtung nicht als ein zwiefaches, sondern muss als eine Einheit behandelt werden; jeder Zwiespalt ist vor der Vernunft ein Gräuel; es muss alles geeinigt werden; allein diese Einigung betrifft blos die Form des Gedachten, nicht ihren Inhalt, der eben so mannichfaltig ist, als es verschiedene Gegenstände giebt." — Doch genug der Proben! mehrere dürften wohl nicht nöthig seyn, um die Wahrheit unseres Urtheils von der Lehrart des Vfs., der auch schon eine Kunst zu lesen und eine Kunst zu denken geschrieben hat, zu bestärken. Noch mag das Verzeichniss der 22 Abschnitte, die den Inhalt des Buchs ausmachen, hier stehen. 1) Was heisst philosophiren? 2) Zweck des Philosophirens. 3) Bedingungen zu philosophiren. 4) Was ist unter einer Kunst zu philosophiren zu verstehen? 5) Die Kunst kritisch zu philosophiren. 6) Was ist wahr? 7) Giebt es ein erstes Princip aller Philosophie? 8) Principien der einzelnen philosophischen Wissenschaften. 9) Ueber den Gebrauch der Ideen bey Befolgung der kritischen Methode. 10) Die Kunst dogmatisch zu philosophiren. 11) Die Kunst skeptisch zu philosophiren. 12) Noch einige Vortheile der kritischen Methode. 13) Was ist von den neuesten Fortschritten in der Philosophie zu halten? 14) Kann Philosophie als Wissenschaft gelehrt werden? 15) Wie muss sie auf Universitäten gelehrt werden? 16) Soll sie auf Schulen gelehrt werden und wie? 17) Wie muss man philosophische Schriften lesen? 18) In welchem Verhältnisse steht das Philosophiren und die Philosophie zu den positiven Wissenschaften? 19) In welchem Verhältnisse stehen sie zur Medicin? 20) Ueber das Verhältniss der Philosophie zu den schönen Künsten und über das Studium der letztern. 21) Ueber die Naturphilosophie. 22) Beschluss.

KLEINE SCHRIFTEN.

PASTORALWISSENSCHAFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Gebhard u. Körber: *Kurzer Unterricht im reinen Christenthum* für alle, welche nebst der Bildung ihres Verstandes auch ihr Herz veredeln wollen. Insbesondere für seine Schüler von *Philipp Preusser*. 1804. XXXII. 103 S. 8. (12 gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Kurzer Leitfaden zur Mittheilung richtiger Christenthumskenntnisse*. 1804. IV. 59 S. 8. (4 gr.)

Das *erste* dieser beiden Bücher empfiehlt sich sowohl durch richtige Ansicht der Lehren des Christenthums, als auch durch den Plan, welchen der Vf. zum Grunde gelegt hat, da er in der Einleitung von den Anlagen, der Bestimmung, den Bildungsstufen des Menschen, von Pflicht, Tugend, Wahrheit, Glauben, Aberglauben, Unglauben u. s. w. redet; dann, nach einer kurzen Darstellung, wie sich die Wahrheiten der natürlichen Religion bilden können, zur christlichen übergeht, von den Quellen derselben, von den Glaubenslehren Jesu, am ausführlichsten von der Pflichtenlehre desselben handelt, und die dem Christenthume ganz eigenthümlichen Lehren, z. B. von Taufe, Abendmahl, jüngstem Gericht u. s. w. zuletzt folgen läfst. In der langen Vorrede scheint der Vf. ein wenig zu sehr für seine Arbeit eingenommen zu seyn, und viele gute Vorgänger nicht zu kennen. Der Stil seiner Aphorismen ist, gesetzt, dass man nur Kinder aus den gebildetesten Familien darnach unterrichten wollte, für ein Lehrbuch dieser Art zu volltönend, oft pretiös. Folgendem ist das Mehreste ähnlich: „Das Bestreben des Menschen, seine Herrschaft über seines Gleichen ohne Einschränkung zu verbreiten, gebar einen gröfstentheils auch unter uns noch fortdauernd verderblichen Streit. Der Starke oder Listige siegte, wiewohl er immer nur auf eine kurze Zeit der Früchte seines Sieges gewiss seyn konnte. Die Unterdrückung verband die Unterdrückten, und die Vereinigung einzelner Kräfte zum Vortheil Mehrerer brachte eine Macht hervor, die der Herrschaft einzelner Gränzen setzen konnte." — Gerade das Gegentheil muss von der *zweyten* Schrift gesagt werden, welche für Schulmeisterseminaristen und Katechumenen geschrieben ist. Nachlässiger, schlaffer, unbestimmter, oft Undeutlichkeit, oft Lächerlichkeit veranlassender sind Rec. Ausdrücke in einem Religionsbuche nicht leicht vorgekommen: So schliesst der Vf. §. 67. aus dem Vorhergehenden: dass die Menschen *bey Gott sehr hoch angeschrieben wären*, und er noch *viel mit ihnen vorhabe*. §. 98. ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes Pflicht, *wenn wir keine wichtigen Abhaltungen davon haben*. Nach §. 124 ist der Tod eine *nöthige Last der Natur*. Von der Taufe heisst es: *Menschen die Christen werden wollen, werden durch dazu bestimmte Personen mit Wasser besprengt. Es geschieht das mit Feyerlichkeit. Man gebraucht dabey die Worte: im Namen* u. s. w. Vom Plane des Vfs. können wir nichts Auszeichnendes sagen. Angehängt ist eine *kurze Vorübung zum Christenthumsunterrichte*, bestehend aus kurzen moralischen Lehren mit angeschlossenen Liederversen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. May 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Röwer: *Ueber den deutschen Adel,* von *August Wilhelm Rehberg.* 1803. 264 S. 8. (20 gr.)

Zufällige Umstände haben es veranlasst, dass diese interessante Abhandlung nicht früher von uns angezeigt und beurtheilt worden ist. Der Vf. ist bekannt durch mehrere Schriften und durch die Wärme, mit welcher er sich der privilegirten Stände in einem Zeitpunkt angenommen hat, in welchem man von allen Seiten auf sie stürmte. Er scheint daher vorzüglich geschickt zu seyn, nachdem sich die Hitze der Adelsfeinde etwas verraucht hat, und man in einem benachbarten Staate aus den Ruinen des niedergeschmetterten Adels der Geburt einen Adel der Macht emporsteigen sieht, jenen Gegenstand wieder zur Sprache zu bringen, dem Publikum die Resultate des von beiden Seiten oft mit vieler Bitterkeit geführten Streites vorzulegen, die Regierungen auf die nothwendig scheinenden Abänderungen aufmerksam und dem Adel begreiflich zu machen, was der Geist der Zeit und die durch solchen veränderten Umstände von ihm fordern. Das ist des Vfs. Zweck. „Sollen," so sagt er in seiner Einleitung, „die schrecklichen Erfahrungen unsers Lebens für unsere Nachkommen nicht ganz verloren seyn, so ist es Zeit einen ruhigen Blick auf die Vergangenheit zu werfen, eine ernstliche Prüfung alles dessen anzustellen, was Ursache oder Vorwand der Revolution war, deren ängstliche Zeugen wir gewesen sind, und mit unbefangenem Urtheile die Verhältnisse zu würdigen, in denen unsre Enkel leben werden, um das zu befestigen, was in ihnen nothwendig oder gut ist, und das Fehlerhafte zu verbessern."

Schön und richtig setzt der Vf. in dieser Einleitung die Nothwendigkeit jener Prüfung ins Licht, und rügt die Verblendung derer, welche sie für unnütz halten. „Alles wodurch die Menschen vorhin geblendet und gefesselt wurden, thut keine Wirkung mehr, weil diese Menschen anders geworden sind." — „Wenn die Prüfung nicht mehr verhindert werden kann: so müssen vernünftige Gründe ersetzen, was Autorität nicht mehr leistet. Alsdann wird es unmöglich, aufrecht zu erhalten, was ungerecht oder schädlich geworden ist." — „Alle bürgerlichen Verhältnisse sind aus den Umständen früherer Zeiten entsprungen, beziehen sich auf ihre Bedürfnisse, zeugen von ihrer Denkungsart und ihren Sitten. Es ist thöricht und ungerecht, sie zu verachten." — „Aber eben so verkehrt ist es auch, diesen Kindern der Zeit die Vorrechte des Unveränderlichen und Ewigen beylegen zu wollen."

Bey dieser Ansicht darf der Vf. mit Grund hoffen, „bey der grossen Zahl solcher Gehör zu finden, die an den Leidenschaften der heftigsten, vielleicht sämmtlich getäuschten Parteyen, keinen entschiedenen Antheil genommen oder diesem früh genug entsagt haben, um Empfänglichkeit für Wahrheiten zu behalten, die ihren Vorurtheilen, sey es für alte oder für neue Grundsätze, widersprechen."

Der Vf. hat seine Schrift in folgende *sieben* Abschnitte getheilt: 1) *Ursprüngliche Bestandtheile des heutigen deutschen Adels.* 2) *Der Adel als Grund- und Gerichtsherrschaft.* 3) *Der Adel als Landstand.* 4) *Steuerfreyheit des Adels.* 5) *Adelige Lebensart.* 6) *Adelige Geschlechter.* 7) *Verhältniß des deutschen Adels zur Nation.* Wir wollen den Inhalt, so viel möglich, mit des Vfs. eigenen Worten ausheben. Im *ersten* Kapitel giebt er kurz die Entstehung des deutschen Adels an und setzt den Begriff also fest: „Eine Verbindung von Familien, die Anspruch darauf machen können, für den ersten und wichtigsten Stand der Nation zu gelten, und die sich in dem ausschliessenden Besitze dieser Stelle dadurch zu erhalten bemühen, dass sie nur denen einen Platz unter sich einräumen, die eine reine Abstammung von alten Mitgliedern der Verbindung selbst, beweisen können." Dieser Begriff möchte wohl zu eng seyn. Er scheint den sehr zahlreichen und sich immer mehrenden nichtstiftmässigen Adel auszuschliessen, der doch in vielen Gegenden Deutschlands die Rechte und auch die gemeinschädlichen Anmasungen mit dem Stiftfähigen theilt. Wir wollen uns aber dabey nicht aufhalten, um den beschränkten Raum dieser Blätter zu wichtigern Gegenständen zu sparen. Im *zweyten* Abschnitt zeigt der Vf. wie die Verhältnisse des Adels zu seinen Untersassen entstanden sind, und auf ähnliche Art bey jedem ackerbauenden und dabey kriegführenden uncultivirten Volke entstehen mussten. „Aber so natürlich diese Einrichtungen in den frühern Zeiten der unvollkommnern Cultur sind, eben so nothwendig wird in der Folge ihre Abänderung." — „Die Härte des Verhältnisses wird durch die gegenseitige Anhänglichkeit gemildert. Wenn aber die Herren anfangen, ihre Güter mit den dazu gehörigen Menschen bloss als nutzbares Eigenthum anzusehen: so kann das alte Verhältniss nicht mehr bestehen, die angeerbte Ergebenheit kann nicht auf den Meistbietenden übergehen. Wenn der Gutsherr sich aus den alten Verhältnissen durch Verkauf heraus ziehen darf: so muss auch der

Natur der Sache nach dem Verpflichteten das Recht zugestanden werden, sich frey zu kaufen. Verhältnisse, welche beiden Theilen nachtheilig sind, ändern sich von selbst, wenn nur die Gesetzgebung keine Hindernisse erzeugt — besonders, wenn der Regent mit gutem Beyspiel vorgeht. Die allgemeine Wandelbarkeit aller irdischen Dinge legt dem Menschen die Verpflichtung auf, das zu ändern, was zu einer Zeit bestimmt worden ist, da andre Begriffe, andre Verhältnisse existirten." — „Diejenigen, welche aus den Sitten und Gesetzen der frühern Zeit ein Recht ererbt haben, welches mit den später entstandenen Sitten in Widerspruch steht und deswegen aufgehoben wird, sind zwar zu entschädigen, aber nicht nach den Forderungen ihres Eigennutzes, sondern nach dem Ermessen eines billigen Schiedsrichters. Durch einen weisen Gebrauch der Souveränitäts-Rechte zu Verbesserung dieser Theile der Verfassung können die Regenten den gewaltsamen Zerrüttungen vorbeugen, die früher oder später, aber unvermeidlich entstehen, wenn eine grosse Menge Menschen in erzwungenen Verhältnissen lebt, und den unbilligen Druck zugleich mit einer allmählig und unbemerkt entstandenen Kraft fühlt."

Vorzüglich rechnet der Vf. zu den unsern Sitten und Begriffen widersprechenden Erbstücken der Vorzeit — die Patrimonialgerichte, von welchen der *zweyte* Theil dieses Kapitels handelt. Er zeigt ihre Nachtheile und dringt auf ihre Aufhebung. „Die Rechtmässigkeit des Ursprungs ist nicht hinlänglich, ihre Erhaltung zu rechtfertigen." — „Wer nicht mehr Schutz geben kann, darf auch nicht mehr verlangen, Recht zu sprechen. Entschädigung ist alles, was gefordert werden kann. Diese Rechte werden sonst sogar von ihren Besitzern als nutzbares Eigenthum verkauft." — „Vorzüglich nöthig ist es, dass die Polizey von Beamten verwaltet werde, die unter *einer* höchsten Behörde stehen." — Rec. ist mit dem Vf. darin einverstanden, und die allgemeine Stimme scheint auch darüber entschieden zu haben, dass die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtbarkeit überhaupt, besonders aber der peinlichen, zu wünschen sey; doch scheint der Vf. zu wenig auf die Oberaufsicht des Regenten zu rechnen. Die Wahl der Justitiarien dergestalt der Willkür der Gutsbesitzer zu überlassen, dass es ihnen frey stehe, dazu Männer zu wählen, die der obern Behörde ganz unbekannt und von ihr nicht geprüft worden sind, würde auf eine Sorglosigkeit deuten, die keiner gut organisirten Regierung zuzutrauen ist. Der Vf. räumt ein, dass dem Uebel durch scharfe Aufsicht begegnet werden könne, wenn der Obere wolle; aber setzt er hinzu: „wie kann man erwarten, dass er diess anhaltend wollen werde?" Allerdings muss man dieses von einer guten Regierung nicht nur erwarten; sondern Rec. glaubt, man könne es auch von ihr fordern. Wenn die Regierung sorglos ist, wenn Gunst und Verbindungen zu den Beamtenstellen führen, und die Beamten sich selbst und ihrem Pflichtgefühl überlassen werden, woran es auch nicht an Beyspielen fehlt, dann wird die Justiz, die Civil-Justiz wenigstens, von ihnen gewiss nicht besser, als von den Patrimonial-Gerichten verwaltet werden. Im *dritten* Kapitel: *Der Adel als Landstand*, sendet der Vf. einige Bemerkungen über die Verschiedenheit des Rechts der Landstandschaft in deutschen Staaten voraus, und wirft dann folgende Fragen auf, die er beantwortet. 1) *Warum das Recht der Landschaft auf die Gutsherrn eingeschränkt ist?* „Es ist allerdings der wesentliche und edelste Zweck jeder Gesetzgebung, *alle* Stände zu schützen, über alle zu wachen, für die Verbesserung des Zustandes aller zu sorgen," aber dieses geschieht weder, indem man sie alle zu Landtagen beruft, noch dadurch, dass man sie zur Wahl von Stellvertretern zulässt. Der Vf. zeigt, dass dieses eben so unzweckmässig, als jenes unmöglich sey, und schliesst diese Untersuchung mit den Worten: „Wenn gerechte und billige Grundsätze über die Vertheilung der öffentlichen Lasten, und über die Gränzen der Freyheit von Auflagen befolgt werden: — so mag immerhin das Recht der Landstandschaft — dem Gutsherrn allein verbleiben. Alsdann wird es niemanden einfallen können, sie auf Gutsleute ausdehnen zu wollen, um diese gegen Vervortheilungen zu sichern, die in England unerhört sind, in Frankreich Antheil an den bewegenden Ursachen der Revolution wirklich gehabt haben, aber noch mehr vorgewendet wurden, und in den einzelnen deutschen Staaten zwar in sehr verschiedenem Masse statt finden, aber doch nur in wenigen oder vielleicht in keinem unbekannt sind." *Zweyte* Frage. *Ist es gut, das Recht der Landstandschaft an den Besitz ritterschaftlicher Güter also zu binden, daß es mit ihm verloren gehe?* „Nach der Erfahrung aller Zeiten ist es in jeder Staatsverfassung nothwendig, die Mitglieder von Versammlungen, die über das Wohl des Landes rathschlagen sollen, unter denen zu wählen, die ein gewisses Eigenthum besitzen." — „Vorzüglich sind die zu entfernen, die von Vermögen entblösst die erschlichene Würde zu Befriedigung eigennütziger Leidenschaften gebrauchen möchten. Der Grundsatz: das Recht der Landstandschaft werde nie von liegenden Gütern getrennt, ist so tief in die deutsche Verfassung verwebt, dass eine Warnung fast überflüssig scheinen könnte; die in einigen Gegenden häufige Zerstückelung der Rittergüter könnte aber leicht dahin führen, aus hinlänglich angesessenen Landständen Personalisten zu machen. *Dritte* Frage. *Ist es gut, daß das Recht der Landstandschaft an dem Boden des Gutes also hafte, daß es an jeden Käufer übergehe?* Hier stellt der Vf. die Gründe für und wider auf, und ist der Meinung, dass es in kleinen Staaten nothwendig sey, dergleichen Vorschriften nach den Bedürfnissen der Zeit zu verändern. Dieses führt ihn zu der *vierten* Frage: *Worin können die Einschränkungen bestehen, wodurch ein schneller Wechsel der Grundherrschaften und eine plötzliche Veränderung im Rittersaale verhindert werden soll?* Diese Frage behandelt der Vf. am ausführlichsten. Er verlangt, dass der Regent die Beschlüsse aufheben soll, durch welche die Besitzer stimmfähiger Güter die Landstandschaft auf diejenigen Familien beschränkt haben,

haben, welche die Ahnenprobe leisten können. Wir würden zu ausführlich werden müssen, wenn wir seine Gründe sämmtlich ausheben wollten. Nur einige wollen wir anführen. „Wie kann die alte Regel des sächsischen Lehnrechts noch gelten, nach welcher diejenigen, die nicht von Ritterart sind, des Lehnrechts darben sollen, wenn diejenigen, die nicht von Ritterart sind, alle Verbindlichkeiten des Lehnmanns wirklich leisten?" — „Wenn auch zugegeben wird, dass adelige Gutsbesitzer Unadelige und solche, die ihren Stammbaum nicht rein erhalten, aus ihren Versammlungen ausschliessen dürfen, so können sie ihnen doch das Recht nicht nehmen, ebenfalls vom Fürsten um die Bewilligung von Steuern begrüsst werden zu müssen. Wenn dieses nun geschehen sollte, ohne sie in den adeligen Rittersaal einzuführen, so möchte es zwar der Eitelkeit des Adels schmeicheln — er würde aber durch die Errichtung einer neuen Kammer vielmehr noch geschwächt, als geehrt." — „Je länger der Regent ansteht, Einrichtungen zu verbessern, deren immer schädlichere Folgen mit jeder Generation und zuletzt mit jedem Jahre zunehmen, desto mehr Missvergnügen erregt seine verzögerte Einwirkung." Die *fünfte* und letzte Frage ist: *Was wird aus der landschaftlichen Verfassung werden, wenn das alte Verhältniß des Gutsherrn zu seinen Bauern aufhört, diese das nämliche werden, was er ist: Eigenthümer?* „Veränderungen, sagt der Vf., wird die ständische Verfassung der deutschen Nation erleiden, wenn sie auch noch so weit entfernt seyn sollten: worin sie aber bestehen werden, das darf sich schwerlich einer unserer Zeitgenossen heraus nehmen, zu bestimmen."

Der Vf. schliesst diesen Abschnitt mit der Bemerkung, dass landständische Ritterschaften von der Nothwendigkeit überzeugt seyn sollten, andere Stände in ihr Interesse zu ziehen, um nicht in einen allgemeinen Fall verwickelt zu werden. Diess, sagt er, hängt grösstentheils von den Grundsätzen ab, die in Ansehung der Steuern befolgt werden. Ihnen hat er das *vierte* Kapitel gewidmet, welches daher in Rücksicht auf den Gegenstand ohne Zweifel eines der wichtigsten ist. „Unter allen Vorzügen des Adels hat dieser die lautesten Vorwürfe erregt. Frey von allen Steuern ist nach der deutschen Verfassung niemand. Die persönliche Freyheit von Abgaben, die aus dem Ritterdienst herrührte, hat keinen Grund mehr. Die Befreyung ritterschaftlicher Grundstücke ist ein eben so heiliges Eigenthum, als andres, aber sie hat Gränzen, die sorgfältig bewacht werden müssen. Es ist nicht allein ein jeder Stand verpflichtet, zu allen neu entstandenen Bedürfnissen des Staats nach seinen Kräften beyzutragen: auch in Ansehung der alten Steuern, bey welchen die Befreyung hergebracht ist, muss ein richtiges Verhältniss beobachtet werden." — „Der Adel hat durchaus kein Recht, sich auf das uralte Herkommen, nach welchem er wegen seines Standes frey ist, zu berufen, nachdem das uralte Herkommen seiner unbezahlten Kriegsdienste abgeschafft worden." — „Ausser den allgemeinen Landes- Abgaben sind noch viel andre Gegenstände des streitenden Interesse zwischen Gutsherrn und ihren Leuten. Eine Menge gemeiner Lasten der Dorfschaften werden von den Bauern mit Unwillen allein getragen." — „Die Sache darf weder nach den vorgefassten Meinungen der Gleichmacher, noch mit verstockter Vorliebe für die Vorzüge der Gutsherrschaften behandelt werden."

Fünftes Kapitel. *Adelige Lebensart.* „Auch jetzt noch nach der durch die Einführung stehender Heere ganz veränderten Militär - Verfassung ist der Krieg eine Hauptbestimmung des Adels. Für ihn liegt in diesem Stande ein besonderer Reiz. Auch dem Staate ist es sehr vortheilhaft, den Adel so viel möglich in das Militär zu ziehen." — „Aber die Grösse der stehenden Heere würde es unmöglich machen, der unadeligen Abkunft den Eintritt in dieselbe zu versagen, wenn die Erfahrung auch nicht bewiese, dass die edle Nacheiferung, welche in allen Bestimmungen ausgezeichnete Menschen bildet, auch in diesem Stande die freyeste Mitwirkung verlangt. Dadurch hat sich die ehemalige schneidende Absonderung der Beschäftigungen des geistlichen, adeligen, Bürger- und Bauerstandes gehoben: der Adel hat die Industrie des Bürgerstandes angenommen, ohne die Vorzüge aufgeben zu wollen, die bisher mit dem unadeligen bürgerlichen Gewerbe unvereinbar gehalten wurden." Die Bemerkungen, die der Vf. bey der weitern Ausführung macht, findet Rec. grösstentheils richtig und treffend; einigen kann er aber seinen Beyfall nicht geben, z. B. S. 118. „Die tägliche, wenn gleich nützliche, gelehrte Arbeit ist nicht wohl mit dem Geiste des Standes vereinbar, dessen ursprüngliche Bestimmung darin besteht, andern Menschen zu befehlen. Wie könnte damit der Geist des bürgerlichen Gewerbes vereinigt werden? Diesem, vorzüglich dem kaufmännischen, hängt eine Niedrigkeit des Eigennutzes an, wenn es auch noch so sehr im Grossen getrieben wird." Wenn dieses auch gegründet wäre, wenn der Edelmann dadurch untüchtig zu dem würde, was der Vf. als seinen eigentlichen Beruf ansieht, würde dieses einen nachtheiligen Einfluss auf den Staat, oder auch nur auf den Stand des Adels im allgemeinen haben? Rec. kann sich davon nicht überzeugen. Der Edelmann, welcher diese Beschäftigungen wählt, würde, nach des Vfs. eigenen Grundsätzen, kein vorzüglicher Soldat geworden seyn. Und versteht er es, durch die bürgerliche Nahrung sich ein Auskommen zu sichern, das ihn in den Stand setze, seinen Kindern eine liberale Erziehung zu geben: so müssen sie nach denselben Grundsätzen zu einer glücklichen militärischen Laufbahn geschickter seyn, als die Söhne des Edelmanns, den sein Degen oder sein kleiner Hofdienst kümmerlich nährt. „Wer Gewerbe und Handel treibt," sagt der Vf. S. 120., „muss andern Vorzügen entsagen." Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. sich bestimmter erklärt hätte: welchen er entsagen soll? Unmöglich kann er wollen, dass der gesammte Adel deswegen Vorzügen entsage, die er selbst für unschädlich und wohl erworben hält, weil einige seines Mittels eine bisher für unadelig gehaltene Beschäftigung ergreifen. Das Individuum, das diese Lebensart wählt, kann aber auf

auf Vorzüge keinen Anspruch machen, die mit denselben unverträglich sind, oder ihm ein unbilliges Uebergewicht über andere geben würden. Den Vorzug bey Besetzung von Civil-Stellen hat der Adel schon fast allgemein verloren, und da, wo er ihn noch hat, wird er ihn nicht lange mehr behaupten können, so wenig als in Ansehung der Landstandschaft, von der im *dritten* Abschnitte gehandelt worden ist. Selbst in den sächsischen Kurlanden, wo noch eine strenge Adelsprobe von dem Landtagsfähigen Rittergutsbesitzer verlangt wird, ist dieser Gegenstand in den neuesten Zeiten auf eine Art zur Sprache gekommen, die eine baldige Abänderung der bisherigen Grundsätze hoffen lässt.

Sechstes Kapitel. *Adelige Geschlechter.* „In der bürgerlichen Gesellschaft geht mehr als todtes Vermögen von den Voreltern auf die Kinder über." — „Der Einfluss der Verhältnisse, worin die Stammväter lebten, erstreckt sich tief herab auf Enkel und Urenkel. In allen Ständen wird die Geburt mit Recht geachtet. In Frankreich blieb die Vernichtung dieser idealischen Besitzungen ein vergeblicher Versuch der ohnmächtigen Wuth. Vorzüglich knüpft die Cultur eines Landgutes das Interesse vieler kleinen Familien an einen Stamm, und begründet ein dauerndes Ansehn des Geschlechts, das sich Herr von diesem Orte nennt." Wie sehr dieses Ansehen durch den in einigen Gegenden Deutschlands überhand nehmenden Güterhandel geschwächt werde, hat der Vf. sehr richtig bemerkt. Vielleicht dürften viele finden, dass er diesen Güterhandel zu bitter gerügt habe; aber so wenig auch gegen einzelne Käufe und Verkäufe gesagt werden kann, die in jedem Zeitalter statt fanden und statt finden mussten: so gewiss ist es doch, dass wenn Rittergüter und die damit verbundenen Rechte über ihre Bewohner blos nach dem Ertrag geschätzt werden, das Band zwischen den Besitzern und deren Untergebenen, wo nicht zerrissen, doch geschwächt werden muss. „Da," sagt der Vf., „wo solche Sitten einreissen, da muss wohl ein unwürdiger Adel das Ansehn verlieren, das auf Gründen beruht, die er nicht mehr für sich anführen darf. Da kann dem beklagenswerthen grossen Haufen und dem verdorbenen höhern Stände selbst durch nichts mehr geholfen werden, als durch einen Fürsten, der Verstand und Einsicht besitzt, um neue Gesetze zu erdenken, wie sie die Zeiten fodern. Ist er durch Sitten wie durch die Geburt über den grossen Haufen seiner Zeitgenossen erhaben, statt dass die meisten Regenten ihre Fehler theilen, oder ihnen nachgeben: und hat er Kraft und Beharrlichkeit des Willens: so unterwirft sich alles aus Verehrung seiner grossen Absichten."

Ueber den Adelstolz; den Werth des Adels überhaupt und den des alten insbesondere; über die Nothwendigkeit, neue Geschlechter in die Stelle der aussterbenden aufzunehmen; über die eigenmächtige Ausschliessung künftiger Generationen aus den Adelsvereinen und Stiftern; über das Verhältniss des neuen Adels zum alten, und die Inconsequenz der zu häufigen Ertheilung des Adels an Personen, die sich nicht durch vorzügliche Eigenschaften und V[erdienste] über den grossen Haufen erheben, macht [der] Vf. viele sehr treffende Bemerkungen, von welc[hen] Rec. wünscht, dass sie wohl beherzigt werden mö[ch]ten. Nur selten hat er Bemerkungen oder Urth[eile] gefunden, die er nicht unterschreiben möchte. Z[.] S. 130. „Die Untheilbarkeit der Landgüter sey no[th]wendig für die Erhaltung, nicht bloss der Fam[ilie] des Besitzers, sondern des Grundeigenthums selb[st."] Häufiger wird wohl durch Zerschlagung grosser La[nd]güter der Ertrag, also auch das Grundeigenthum v[er]mehrt, als vermindert. S. 133. „Der Stolz, der [sich] auf Geburt und Namen gründet, ist an sich selbst ni[cht] tadelnswürdig. So lange ein Volk noch einige Sit[ten] bewahrt, ist dieser Ahnenstolz nie ganz von all[em] Gefühl wahrer persönlicher Vorzüge getrennt. Je[der] Stand hat seine eigenthümlichen Tugenden, wie se[ine] eigenthümlichen Fehler, und diese lassen sich in de[r] Wirklichkeit nicht ganz trennen. So steht de[r] Ahnenstolz in genauer Verbindung mit der Gross[muth:] Die Verachtung geringerer Menschen ha[t] einige Verwandtschaft mit der Erhabenheit über nie[der]trächtige Gesinnungen." Der erste Theil dieser Bemerkungen hat gewiss viel Wahres, aber den letzten hat Rec. Erfahrung nicht bestätigt; er kann sich auch nicht überreden, dass ein Mann, welcher fähig ist, andere ihrer niedrigen Abkunft wegen zu verachten, und welcher zu derjenigen höhern Klasse gehört, von der der Vf. S. 237. sagt: „es sey ihr angenehm Geringere verächtlich zu sehen, um sie verachten zu dürfen" — dass ein solcher Mann vorzüglich dazu geschickt sey, einen hohen Werth auf edle Gesinnungen zu legen.

(Der Beschluss folgt.)

STATISTIK.

WIEN, b. Gerold: *Schematismus des kaiserlichen auch kaiserlich-königlichen Hofes und Staates, besonders aber der in der Haupt- und Residenz-Stadt Wien befindlichen höchsten und hohen unmittelbaren Hofstellen, Chargen und Würden, niederen Kollegien, Instanzen und Expeditionen;* nebst vielen andern zum allerhöchsten Hof, den k. k. Erbländern und der Hauptstadt Wien gehörigen geistlichen, weltlichen und Militär-Bedienungen, Versammlungen, Stellen und Aemtern. Mit Inhalt und Namen-Register versehen. 1806. Ausser dem allgemeinen Namenregister 537 S. 8.

Was der Titel weitläuftig verspricht, findet man durch den Inhalt der Schrift treulich geleistet. Unstreitig gehört dieser Schematism unter die vollständigsten und besten Staats-Kalender, und bedarf in dieser Hinsicht keiner weitern Empfehlung. Der Werth und die Brauchbarkeit desselben würde aber um vieles erhöht werden, wenn in einem besondern, für sich bestehenden Bande die Geschäfte jeder angeführten Stelle und der Gang derselben genau angegeben würden. Vielleicht erhält er mit der Zeit diesen wünschenswerthen Anhang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. May 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Röwer: *Ueber den deutschen Adel, von August Wilhelm Rehberg* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 109. abgebrochenen Recension.)

Siebentes Kapitel. *Verhältniss des deutschen Adels zu der Nation.* Dieser Abschnitt, der ausführlichste von allen, beschäftigt sich damit, die Nothwendigkeit zu zeigen, „dass die überspannten Ansprüche des Erbadels dem persönlichen Ansehn der Staatsdiener nicht bloss in dem Buchstaben des Rang-Reglements, sondern in der wirklichen Welt und den Sitten des täglichen Lebens weichen." Rec. ist hierin vollkommen des Vfs. Meinung, erkennt auch die Richtigkeit seiner meisten Bemerkungen an, von welchen besonders diejenigen über die allgemeine, durch die französische Revolution geweckte, Unzufriedenheit der andern Stände mit den unbilligen Ansprüchen des Adels, und die Folgen dieser Unzufriedenheit sehr schön und sehr wichtig sind. Doch kann Rec. nicht bergen, dass er den Vf. bey der Ausführung zuweilen einseitig und nicht immer so unparteyisch als bey den übrigen Abhandlungen gefunden hat. Gleich anfangs S. 161. stellt er gegen die allzugrosse Vermischung der Stände in ihrem Umgang einige Behauptungen auf, die gewiss zu allgemein ausgedrückt sind, um richtig zu seyn. „Der häufige Umgang unter Menschen, die durch Geburt, Erziehung, Bildung, Bestimmung sehr verschieden sind, erzeugt nur eine allgemeine Verderbniss." — „Der Kaufmann muss den Gewinn über alles schätzen." — Dann sagt er S. 171.: „Woher rührt die frostige Steifheit der deutschen Sitten, die andern Nationen so lächerlich scheint? Woher anders als aus der ängstlichen Besorgniss, die fast jeden Deutschen im gemeinen Leben beständig quält, und kaum einen Augenblick verläfst; indem der Adelige unaufhörlich fürchtet, seiner angebornen Ueberlegenheit über Mitbürger, die man dem Anscheine nach für seines gleichen halten möchte, etwas zu vergeben; den Unadeligen aber ein demüthigendes Gefühl drückt, von welchem die meisten sich nie, oder nur durch ungestüme Ausbrüche eines Uebermuths losreissen, die eben so widerlich sind, als das Wegwerfen verächtlich war." Unser Vf. kennt den gebildeteren Theil der Nation. Er hat, wie uns die Note S. 159. sagt, auf einer Reise durch einen beträchtlichen Theil Deutschlands die Verhältnisse des Adeligen zu den gebildeten Nichtadeligen beobachtet. Sein Urtheil ist daher von dem gröfsten Gewicht; aber sollte ihn nicht in gerechter Unmuth verleitet haben, jene kleinlichen Besorgnisse als Nationalzug aufzustellen? Rec. glaubt Deutschland auch ziemlich genau zu kennen. Seine Verhältnisse verschafften ihm Zugang in alle Gesellschaften, und er hat deren freylich auch oft gefunden, auf welche des Vfs. Gemälde pafst; aber auch solche gemischte Zirkel, in welchen nichts ähnliches zu bemerken war. Das, was der Vf. S. 179. von den lächerlichen Anmafsungen der verschiedenen Stufen des deutschen Adels sagt, pafst eben so auf die des Nichtadels und ist Deutschland nicht allein eigen. In Handelsstädten, auch in denen ausser Deutschland, findet man häufig eben diese Verhältnisse zwischen Banquiers, Kaufleuten und Krämern. Ueberhaupt glaubt Rec. hier zu bemerken, dass der Vf., ob er gleich nicht unbekannt mit andern deutschen und selbst mit dem Auslande ist, in einem Lande lebt, in welchem bisher der Adel, und besonders der alte Geschlechtsadel, mehr als in irgend einem andern Rec. bekannten Lande Vorzüge behauptet und genossen hat, die sich nach der einstimmigen Meinung aller Stimmfähigen mit dem Grundsatz, dass das Wohl des Staats das höchste Gesetz sey, nicht vereinigen lassen.

Der Vf. will nicht, dass der Adel zu dem geringeren Haufen herab gezogen werde, um eine Gleichheit zu erzwingen, aber dass durch ein billiges Verhältniss desselben zu den übrigen Ständen auch diesen so viel von den Vorzügen des ersten mitgetheilt werde, als ihrer Bildung angemessen ist. Welcher Unbefangene wird ihm hierin nicht beystimmen? Als den ersten Schritt hierzu giebt er selbst folgendes an: „Der Regent — muss durchaus nicht zugeben, dass irgend eine Klasse und am wenigsten die höchste geschlossen und eine Verabredung getroffen werde, niemand von fremder Abkunft aufzunehmen." — „Der Nation kann durch nichts geholfen werden als durch eine gänzliche Aufhebung der Absonderung, die bloss auf dem Unterschiede der Geburt und des adeligen Titels beruht." Vorzüglich will der Vf., dass der Adel nicht ausschliesslich des Vorzugs geniessen soll, zu den Gesellschaften des Fürsten gezogen zu werden; ein Wunsch, der an mehreren deutschen Höfen längst in Erfüllung gegangen ist. Es ist nicht zu läugnen, dass es nicht nur auffallend ist, sondern auch selbst der Dienst oft dabey leidet, wenn der jüngste adelige Beysitzer in dieser Rücksicht unbillige Vorzüge vor dem geniesst, der sich durch ausgezeichnete Verdienste zur Stelle des Amts hinauf gearbeitet hat. Zuletzt beschäftigt sich der Vf. mit dem ziemlich allgemeinen und oft unbilligen Vorzug des Adels bey Staatsbedienungen. Gewiss kann dieser nicht zu oft gerügt werden,

Den Schluſs macht eine ſehr belehrende Unterſuchung der Erdäpfel, der Knollen von *Helianthus tuberoſus*. Sie enthalten viel Waſſer, Schleim, etwas Faſer, und Eyweiſsſtoff, aber durchaus kein Stärkmehl. Das Waſſer hat ein merklich betäubendes Geruchs-Princip, und der Schleim enthält einen Beſtandtheil der dem Extractivſtoff und Gerbeſtoff ähnlich iſt, wodurch er ſich weſentlich von dem Schleim der Kartoffeln unterſcheidet. Die Erdäpfel können alſo nicht ſo nahrhaft und unſchädlich ſeyn als die Kartoffeln: dagegen liefern ſie, wegen der Menge zuckerhaltigen Schleims, Branntwein.

Hr. *Viborg* ſucht in der beygefügten Abhandlung gleichfalls zu zeigen, daſs weder die rothen, noch die unreifen Kartoffeln für die Geſundheit nachtheilig ſeyn, wenn gleich die erſtern in ihrer Schale ein ſcharfes Princip enthalten; welches mit dem im *R. Flammula* einige Aehnlichkeit hat. Man braucht nur, um ihnen den unangenehmen Geſchmack zu rauben, ſie mit wenig Waſſer zu kochen, oder zu dämpfen. Kurz und etwas unvollſtändig wird endlich auch der Einfluſs des Bodens auf die Kartoffeln betrachtet.

Hamburg, b. Hoffmann: D. *T. Ch. Möſsler's Taſchenbuch der Botanik* zur Selbſtbelehrung, welches die botaniſche Sprache, die Erläuterung des Linnéiſchen Syſtems der 23 erſten Klaſſen und die dahin gehörigen wilden Gewächſe Deutſchlands enthält. 1805. VIII u. 287 S. 8. mit 6 Kupfern. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieſes Buch enthält in der Kürze das was zum Beobachten, Beſtimmen und Aufſuchen der Pflanzen im Syſteme gehört. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Pflanzen als diejenigen organiſchen Körper definirt, die ſich durch Wurzeln und einſaugende Gefäſse ernähren, folgt die Erklärung der Kunſtwörter nach *Willdenow's* Angaben, jedoch etwas kürzer gefaſst, wobey die ſchnellere Ueberſicht gewinnt, aber wegen Mangel an Beſtimmtheit die Deutlichkeit zuweilen leidet; ſo iſt *barbatus* erklärt durch: die Haare ſtehn büſchelförmig; *ciliaris*, gleich lange am Rande ſtehende Haare; hier iſt das unweſentliche: gleich lange Haare aufgefaſst, dagegen aber das Wichtigere: in einer Reihe, ausgelaſſen; bey *barbatus* fehlt, der Hauptumſtand, daſs *ein* Büſchel Haare am Ende des Blatts ſteht. Die Wahl der Beyſpiele iſt zu ängſtlich nach *Willdenow*, daher Beyſpiele vorkommen, die der Anfänger nicht leicht finden kann. So ſteht bey *glutinoſum* als Beyſpiel die *primula glutinoſa*, bey *farinoſus* die *primula farinoſa*, Pflanzen, die mancher Botaniker in ſeinem Leben nicht friſch zu unterſuchen Gelegenheit hat. Die Farben ſind, eben ſo ſchwankend und unvollſtändig als von *Willdenow* beſchrieben und aufgezählt. Die Ausdrücke die das Nectarium betreffen, ſind etwas ausführlicher als dort, indem der Vf. die *nectaritheca*, *nectarityma* etc. beſonders aufführt. In der Darſtellung des Syſtems iſt die Erläuterung der erſten zwanzig Klaſſen nicht ganz deutlich, indem es ſcheint, als wäre in allen dieſen Klaſſen die Zahl der Antheren der Haupteintheilungsgrund, und die Verwachſung der zweyte; bey der *ſyngeneſia neceſſaria* heiſst es: die Zwitterblumen haben keine Narben; ſie haben aber welche, nur anders gebildete als die Strahlblumen; auch iſt die Angabe der Ordnungen der Polygamie wegen des wechſelnden Ausdrucks für die *flores maſcul.* und *feminos* unverſtändlich. Dann folgen einige Regeln über das Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen, und endlich im *zweyten* Theile die Definitionen der im nördlichen Deutſchland wildwachſenden Pflanzen nach *Willdenow* und dem ältern Syſteme, nebſt denen des ſüdlichen, ſo weit ſie von *Hoffmann* und *Roth* angegeben worden ſind; doch fehlen einige gemeine, z. B. *melica ciliota*, *bupleurum tenuiſſimum* und die meiſten nach der Erſcheinung des *Willdenowſchen* Werks zur Deutſchen Flora hinzu gekommenen Pflanzen. Da die Definitionen der *generum* vereinzelt und nicht als *claves claſſium* neben einander geſtellt ſind, ſo iſt dadurch der Gebrauch des Buchs zum Aufſuchen einer uns unbekannten Pflanze erſchwert. Das Aeuſsere des Buchs iſt empfehlend. Die Idee des Vfs., in einem kleinen portativen Buche alle zur Syſtematik nöthige Kapitel der Botanik zuſammenzuſtellen, iſt ſehr gut: nur hätte ſie mit etwas mehr Sorgfalt und Kritik und mit mehr Vollſtändigkeit im Einzelnen ausgeführt werden ſollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Frankfurt* u. *Leipzig: Die Rechte der Menſchheit.* Ein Verſuch für niedere Schulen. 1805. 6 Bog. 8. (8 gr.) — Für niedere Schulen in Städten und auf dem Lande, in welche ein Unterricht dieſer Art noch nicht eingeführt iſt, mag dieſes Lehrbuch brauchbar ſeyn. Der Vortrag iſt ganz einfach, wie ſein Inhalt, und der Faſſungskraft einer ſolchen Jugend angemeſſen, um deren Willen wohl auch der Vf. ſeinen Gegenſtand in einen theologiſchen Geſichtspunkt geſtellt hat. Das Ganze iſt in §§ abgefaſst; die Katechismusform wäre aber für den beabſichtigten Gebrauch wohl zweckmäſsiger geweſen. Der Vf. ſtellt fünf Menſchenrechte auf: 1) das Recht des Lebens oder der Exiſtenz, 2) das Recht des freyen Gebrauchs der natürlichen Kräfte, 3) das Recht des Eigenthums, 4) das Recht der Würde oder der Achtung, und 5) das Recht des ungeſtörten Gebrauchs der Vernunft (das mit zu Nr. 2. gezogen werden konnte). Die Art der Behandlung beſteht darin, daſs erſtlich jedes dieſer Rechte nach ſeinem Inhalt und Umfang erklärt, dann gezeigt wird, auf welche Art man es verletzen kann, und zuletzt, wie es im Wandel richtig anzuwenden iſt, oder welche Pflichten dem Menſchen in Anſehung deſſelben obliegen. Streng philoſophiſche Behandlung wird niemand von einem Buche dieſer Art erwarten; es iſt ſchon genug, wenn Irrthümer entfernt bleiben und der Lehrling von den Sachen ſo viel Erkenntniſs erhält als nöthig iſt, ſie unterſcheiden zu können; und dieſes leiſtet der Vf., der übrigens auch einen ganz freyen Geiſt zeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. May 1807.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Frölich: *Die Weltgeschichte für die Jugend.* Von *Karl Friedrich Becker.* — *Zweyte* verbesserte Auflage. (Umfasst nur die *vier ersten* Theile.) *Erster* Theil. 1804. XIV u. 493 S. (1 Rthlr. 12 gr.) *Zweyter* Th. 1805. VI u. 532 S. (1 Rthlr. 16 gr.) *Dritter* Th. 1806. VI u. 599 S. *Vierter* Th. 1806. VI u. 632 S. (3 Rthlr. 20 gr.) *Fünfter* Th. 1802. VI u. 362 S. (1 Rthlr.) *Sechster* Th. 1803. VII u. 637 S. (1 Rthlr. 20 gr.) *Siebenter* Th. 1803. IV u. 698 S. (2 Rthlr.) *Achter* Th. 1804. VI u. 673 S. (2 Rthlr.) *Neunter* Th. 1805. VI u. 640 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk ist bisher mit einem Beyfall aufgenommen worden, den es, nach der Meinung des Rec., bey weitem nicht verdient: denn theils ist es nach keinem *festen* Plane, theils in einem oft gemeinen und überhaupt sehr ungleichen Stile, theils ohne gründliche historische Kenntniss geschrieben.

Was den Plan betrifft: so höre man den Vf. selbst in seiner Vorrede S. IV.: „Zuerst geneigt, mich an die kleine *Schlözersche Vorbereitung zur Weltgeschichte* anzuschliessen, wählte ich Sachen und Sprache nach dem Muster dieses Führers. Seitdem änderte ich fast *mit jedem neuen Bande den Gesichtspunkt*, und erst bey dem *sechsten* Theile wurde ich ganz mit mir darüber einig, *was ich wollte, und was ich von Anfang an hätte wollen sollen.* Mein Bestreben bey der gegenwärtigen Umarbeitung musste also vorzüglich darauf gerichtet seyn, die ersten Theile den letzten harmonisch zu machen, und einerley Gesichtspunkt für alle festzustellen. Und so musste denn die Verbesserung schon bey dem Titelblatte beginnen. Nicht für *Kinder* (der alte Titel lautete: Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer), sondern für heranwachsende Jünglinge sey nunmehr das Buch bestimmt, und *ernst* und *anständig* sey fortan der Ton, wie es die Achtung für Leser, die man bilden will, und die Würde des Gegenstandes fordert." So aufrichtig, und deswegen in sittlicher Rücksicht lobenswerth diess Geständniss ist, so hat sich doch der Vf. selbst den Stab gebrochen. Ein Mann, der bis zum *sechsten* Theile eines Werks bey jedem Theile den Gesichtspunkt änderte, und, nach seinem eigenen Ausdrucke, *nicht wusste, was er wollte*, war nicht berufen, ein solches Buch zu schreiben. Aber, könnte mancher Leser einwenden: der Vf. versichert ja, dass er bey der neuen Auflage das Werk *umgeändert* hat. *Umgeändert* hat er freylich manches, besonders in Absicht des Stils; aber im Ganzen ist der alte Zuschnitt des Buchs geblieben, wie auch die flüchtigste Vergleichung der alten und der neuen Ausgabe beweist. Doch wir wollen den Vf. mit seinem eignen Masstabe messen. Nach dem zuletzt befolgten Plane hat er sich unter Weltgeschichte (f. S. VII. der Vorrede zum *ersten* Th.) „eine moralische Bildergallerie gedacht, die uns den Menschen in allen seinen Zuständen und Gestalten vorhält, vor allen aber die Charaktere, die Umgebungen und die Bestimmungsgründe jener Heroen der Menschheit, die Tausende von andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unsern Augen entwickelt." — Wenn man diese Bestimmung genau zergliedert, so entdeckt man leicht, dass der Vf. keinen deutlichen Zweck hatte, sondern durch rednerische Ausdrücke sich täuschte. Denn was soll das heissen: eine Geschichte des Menschen in allen seinen Zuständen und Gestalten? Vielleicht eine Geschichte der Cultur? Doch diese soll bloss Nebensache seyn, Hauptzweck aber: die *Charaktere* und die *Umgebungen* (was mag sich der Vf. dabey gedacht haben?) *der Heroen der Menschheit* u. s. w. Wenn wir nun auf die Ausführung sehen, so fällt das Schwankende des Plans noch mehr in die Augen. Bald treten ganze Völker auf, wie Aegypter, Phönicier, Assyrer, Babylonier, Griechen und Israeliten von S. 99 — 129. Th. I., bald einzelne Männer, und unter diesen bald wirklich historische Personen, bald *fabelhafte*, z. B. *Herkules* S. 194 — 196. Eben so ist die Geschichte des trojanischen Krieges, ganz nach Homers Dichtung, sogar bis auf die Reden, vorgetragen. Unter den wirklich historischen Personen wechseln ganz unbedeutende, die gar nicht in die Weltgeschichte gehören; z. B. *Abraham, Isaac* u. s. w. mit einem *Nebukadnezar, Cyrus* u. s. w. ab. Gehört diess alles zu den Charakteren der Heroen der Menschheit?

Ueber den *Stil* kann Rec. kein günstigeres Urtheil fällen, als über den Plan. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede S. IV., er solle ernst und anständig seyn, wie es die Achtung für Leser, die man bilden will, und die Würde des Gegenstandes fordere. — Wir wollen sehen. S. 102. u. 103. heisst es von den Phöniciern: „Das war ein anderes Volk — immer thätig, etwas Neues zu erfinden, *diess und jenes zu versuchen, und sich hier und dort in der Welt umzusehen.* (Wie gemein!) Handel war ihr Leben, und überall, wo etwas *Brauchbares zu holen war*, gingen sie hin, und machten sichs zu Nutze. Da *sannen sie denn hin und her*, wie sie sich ihre Reisen erleichtern könnten; sie zimmerten sich grosse dichte *Kasten* (?), schoben sie ins Wasser, *und das Schiffchen schwamm glücklich fort.*" Von der Ueberschwemmung des Nils S. 100.: „fast das

wird der Comparativ oft zum Positiv, und der Sinn fordert ihn. Nicht minder muss v. 48. χαρις wohl *Poesie* seyn wegen des Zusammenhangs. v. 93. verdient des Vfs. Conjectur κεφαλα 'κβαλλειν statt κεφαλᾶς βαλεῖν Aufmerksamkeit. Sehr gut bemerkt er nach *G. Koen ad Gregor. de Dial.* p. 147., dass v. 85. κακαγόρος der dorische Accusativ des Pluralis sey, der sogar bisweilen kurz gebraucht wird: gegen den Scholiasten und *Heyne'n*. Sehr gut ist die Bemerkung über die Sage aus der rohen Zeit vom Tantalus, der, die Allwissenheit der Götter zu versuchen, ihnen bey einem Gastmahle seinen geschlachteten Sohn Pelops vorsetzte. Mit Recht glaubt der Vf., dass die weisse Schulter des Pelops zwar zur Ausbildung, aber nicht zur einzigen Entstehung der Fabel beygetragen habe, wie *Heyne* und sein Schüler, der seel. *Mollmann de causis fabb. de mutatis formis* p. 43. meynen. Der Vf. sagt: Warum ward allein Ceres getäuscht? Vielleicht dachte man sie sich in tiefer Betrübniss über den Verlust der Proserpina versunken.

Die Prüfung geschah am 7. und 8. October nur mit den untern Klassen. Die Censuren wurden den Aeltern oder Verwandten schriftlich zugesandt. Die Schulnachrichten, welche angehängt sind, melden, dass schon lange die in den Lehrstunden fehlenden Schüler besonders aufgeschrieben werden, um davon bey Ausfertigung der Censuren Gebrauch zu machen: es müssten denn die Schüler einen Entschuldigungsschein von ihren Aeltern oder Pflegern mitbringen. Die französischen Lectionen in der Bürgerschule sind in gleiche Stunden parallel verlegt worden; in der Folge sollen eben so auch die deutschen Klassen der Bürgerschule parallelisirt werden. Einen weitern Parallelismus in der Bürgerschule hält der Vf. nicht gerade für nothwendig. Rec. ist darin der entgegengesetzten Meinung, bewogen durch die allgemeinen und bekannten Gründe, die den Parallelismus überhaupt erzeugt haben. Verschieden davon ist freylich, wenn von dem, was geschehen sollte, die Rede ist, der Einwurf, dass die Umstände ihn nicht verstatten. Die Herren *Papke* und *Herrmann* haben das Johanneum verlassen: jener hat in Hamburg ein eignes Privatlehrinstitut gestiftet, und dieser ist als Professor an das Catharineum zu Lübeck abgegangen. Hr. Dr. *Lorenz*, bisher Lehrer an der Schule zu Wolgast, ist wiederum zum Lehrer am Johanneum erwählt worden. Sehr zweckmässig ist der Wunsch, den der Vf. zuletzt äussert, dass alle Verweser der Stipendien für Studierende sich jährlich einmal zu einer Conferenz mit einem Professor des Gymnasiums und Director des Johanneums zur angemessensten Vertheilung dieser Stipendien vereinigen möchten: jedoch ohne die darunter obwaltenden Rechte der Familien u. s. w. zu schmälern. Nur der Würdige muss solche Unterstützungen erhalten, und diess kann in der Regel nicht anders bestimmt werden als mit Zuziehung der Lehrer. Es wäre patriotisch, wenn den jungen Leuten, die auf dem Johanneum und Gymnasium gehörig studirt haben, solche Wohlthaten vorzugsweise ertheilt würden. Dann fällt der so allgemeine, auch ausser Hamburg nicht seltne, Missbrauch, der noch mit den Stipendien getrieben wird, weg; z. B. dass mancher viele Stipendien erhält, der es vielleicht nicht verdient, da andre würdigere darben müssen. Ist das vernünftig?

RÖMISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Degen: *Catullus, Tibullus, Propertius cum Galli fragmentis et pervigilio Veneris.* 1803. 470 S. 8. (auf Velinpapier 7 fl. 45 Krzr. auf Schreibp. 1 fl. 48 Kr. auf Druckp. 1 fl. 8 Kr.)

Ein saubrer, und, so viel wir geprüft haben, von Druckfehlern ziemlich freyer Abdruck. Welchen Text man befolgt habe, wird nirgends angezeigt. Dass man nicht immer die besten Lesarten gewählt, wenn überhaupt eine Wahl statt gehabt, erhellt aus *Catull.* LXIII. 63., wo noch das fehlerhafte *ego mulier* statt *ego pubes;* LXIV. 16., wo *illaque atque alia* st. *haud alia;* v. 65., wo *lactantes* st. *luctantes;* v. 138., wo *miserescere* st. *mitescere;* v. 270., wo *ac quali* st. *ac qualis;* v. 383., wo *praefantes* st. *profantes* gefunden wird. Eine grosse Unbequemlichkeit ist es, dass nirgends auch bey den längsten Gedichten nicht, die Zahl der Verse angegeben ist.

Eine völlig ähnliche Einrichtung haben folgende in der nämlichen Verlagshandlung erschienene Abdrücke:

Q. Horatius Flaccus. 1802. 381 S. 8. (auf Velinp. 6 fl. 30 Kr. auf Schreibp. 1 fl. 24 Kr. auf Druckp. 56 Kr.)

P. Ovidii Nasonis opera. 1802. *Tom. I. II. III.* 8. (auf Velinp. 29 fl. 15 Kr. auf Schreibp. 6 fl. 20 Kr. auf Druckp. 4 fl.)

M. Valerii Martialis epigrammata. Vol. I. 322 S. *Vol. II.* 367 S., welchem Bande auch die *Priapeia* angehängt sind. (auf Velinp. 11 fl. 30 Kr. auf Schreibp. 2 fl. 36 Kr. auf Druckp. 1 fl. 40 Kr.)

A. Persii Flacci et Dec. Jun. Juvenalis Satirae una cum C. Lucilii fragmentis. 1804. 352 S. (auf Velinp. 6 fl. auf Schreibp. 1 fl. 20 Kr. auf Druckp. 51 Kr.)

Uebrigens kann man diese Abdrücke einzeln haben, wenn gleich auch ein allgemeiner Titel für die ganze Sammlung: *Collectio Auctorum classicorum latinorum*, dazu gegeben ist, so dass von der ganzen Sammlung *Horatius* den *ersten*, *Ovidius* den *zweyten*, *dritten* und *vierten*, *Catullus, Tibullus, Propertius* den *fünften*, *Martialis* den *sechsten* und *siebenten*, *Persius* und *Juvenalis* aber den *achten* Band der Sammlung ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. *May* 1807.

FREYMAUREREY.

1) Stade, a. K. des Vfs.: *Pokeach Iwrim. Betrachtung einiger mystischen Allegorieen und Hieroglyphen, in nächster Beziehung auf den durch Bohemanns Missbrauch und die Bekanntmachung seiner Urkunden merkwürdig gewordenen Orden der Asiatischen Brüder.* In Briefen an einen Freund in Amerika. Von *Joh. Casp. Velthusen*, Doct. der bibl. Theol. etc. 1804. 20 Bog. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Crusius: *Historisch kritische Nachforschungen über Ursprung und Fortschritt, auch allmählige Ausartung der sogenannten Schottischen Maurerey in Schwärmerey und Mystik, Puritanismus, Rosenkreuzerey, Idealismus* u. s. w. *Zweyter* Theil zum *Pokeach Iwrim.* 1805. 24 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diesem Titel sind noch zwey andere beygelegt:

a) *Historisch kritische Nachforschungen über die Schottische Maurerey*, der wahrscheinlich diesen zwey Bänden gemeinschaftlich seyn soll, und

b) ein noch allgemeinerer für diese und die nächstfolgende Numer: *Maurerey und Christenthum gegen einander über gestellt*, von *J. C. Velthusen* u. s. w. In *drey* Bänden.

3) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Befestigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und ächt-biblisches Christenthum.* Von *J. C. Velthusen.* 1805. 24 Bog. 8. (1 Rthlr.)

4) Leipzig, b. Gräff: *Das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen.* Ein Buch zur Belehrung und Warnung für Nichteingeweihte, und zur Uebersicht für Ordensbrüder. Aus ächten Quellen und den besten Schriften gezogen von einem Freunde der Menschenveredlung. 1805. 1 Alph. 9 Bog. 8. (2 Rthlr.)

5) Osnabrück, b. Blothe: *Versuch einer richtigen Darstellung des Fr. Maurer-Ordens.* Aus alten und neuern, bekannten und unbekannten Nachrichten gesammelt und bearbeitet. 1805. 4 Bog. 8. (7 gr.)

6) Leipzig, b. Baumgärtner: *Magazin für Fr. Maurer*, enthaltend *Nachrichten über den Ursprung, Zustand und Fortgang der Freymaurerey im Ausland und vorzüglich in Grossbritannien;* nebst dahin gehörigen Abhandlungen. *Erstes* Stück. 1805. 8 Bog. 8. (18 gr.)

7) Köthen, b. Aue: *Franz Hell* oder *die Irrwege für Geweihte und Suchende.* Herausgegeben von *A. L. Z.* 1807. *Erster Band. K. A. Ragotzky* (Prediger zu Nahrstedt) in *zwey* Theilen. 1803. Jeder Theil 22 Bog. 8. mit 11 Kupfern. (2 Rthlr.)

Die drey ersten Schriften sind Arbeiten eines bekannten gelehrten und würdigen Theologen, von welchen die unter Nr. 1. zum Zweck hat, die eigentliche Tendenz und den Ursprung des Ordens der sogenannten asiatischen Brüder, eines Zweiges der Rosenkreuzer, darzulegen. Was der Vf. hierüber vorbringt, besteht in Hypothesen, die auf der Bedeutung der Namen der Beamten und der Zeichen und Worte dieses Ordens beruhen. In der Ausführung entwickelt der Vf. allerdings sehr schätzbare gelehrte historische und orientalische Sprachkenntnisse; allein es ist leider zu befürchten, dass sie bey den asiatischen Brüdern nur umsonst verschwendet, und dass diese wohl selbst über die ihnen hier wiederfahrne Ehre, den Sinn und Ursprung ihrer Namen und Zeichen so tief gesucht und ihren Tand so wichtig gemacht zu sehen, sehr verwundert seyn werden. Uebrigens sind diese Untersuchungen in ihrem Gange ganz frey und planlos, und mit Episoden von Dingen vermischt, die der eigentlichen Materie des Buchs, das in Briefen an einen Hn. Pastor *Storch* in Nordcarolina besteht, nur sehr entfernt verwandt, auch wohl ganz heterogen sind; die Schreibart ist schwerfällig und verworren, und die Perioden sind mit Parenthesen und Allegaten so durchflochten, dass das Lesen des Buchs äusserst beschwerlich wird. In der Einleitung werden einige Namen der Beamten der asiatischen Brüder erklärt. In dem Namen *Pokeach Ibrihm* fiel dem Vf. der zweyte zuerst ins Auge, und er glaubte, man habe dabey den *Ibrahim-Zerduscht*, den Freund Gottes und des Feuers, d. i. den *Abraham Abraxas* der gnostisch Alexandrinischen Kabbalisten im Sinne gehabt. Er überzeugte sich aber bald, dass beide Wörter aus dem 146. Psalm v. 8. genommen wären, und *Einen, der den Blinden die Augen öffne*, oder *Dominus illuminat coecos* bedeute. Noch mehr erstaunte er, als er das Wort *Synedrion* als ein Masculinum construirt fand, welche amalgamirte *deutsch-jüdisch-griechische vox hybrida „der συνέδριον,“* auf jeden Fall deutlich eine Beymischung von *jüdisch-deutscher Zunge* charakterisire: also beweise, dass die Historien der asiatischen Brüder handgreiflich in *Europa* fabricirt wären. (Und vielleicht gar in *Deutschland!* das ist eine sehr wichtige Entdeckung!) Am auffallendsten war aber dem Vf. „der nächste College des Pokeach Iwrim, *Thurnim Behmaloth*, mit einem *rn* und *hm* buchstabirt.“ Denn, heisst es, entweder ich befragte mein *Ohr*, so tönte

tura-

turanim, mit einem *tet*, nach der *hellenistisch-chaldäischen* Zunge, oder nach der hebräischen Grammatik, und als *Losungswort gerüsteter Ritter* schneller ausgesprochen, *Tur'nim*: τύραννοι. *Fürsten und ihre Minister!* oder mit *Buxtorfs* eignen Worten (*Lex. chald. talmud. et rab.* p. 915.) *tyranni*, *satrapae*, *Principes*, *potentes!* Oder ich liess *mein Auge sprechen*; merkte auf das *H* hinter dem *T*, und schrieb mir, wie es die Rabbiner gewohnt sind, die *bloßen Consonanten* ohne Vocalpunkte תורנים, so *sah* ich den aus meinem Jesaias mir wohl bekannten Laut *thor'nim*, welcher zweymal von diesem Propheten in der Zusammensetzung mit נס, *nëß*, *einer durch ihre glänzende Spitze dem herbeyströmenden Volk zum Feldzeichen dienenden aufgerichteten hohen Stange*, bedeutet: Bäume als Feldzeichen auf Bergen und Bergspitzen aufgerichtet. Das zweyte Wort, eigentlich *bakamülloth*, steht zweymal in der Bibel hinter *kôl*, *Lärm* und *Getümmel*, und heisst also *Mordgeschrey*, *Mordbrennergetümmel*. Zieht man endlich die Etymologie zu Rathe, so leitet die *arabische Mundart* auf den *anhaltenden Guß eines alles überströmenden Platzregens*; gleichwie durch *Ueberschwemmung* wiederum im *Hebräischen* gewöhnlich eine *völlige Verwirrung* und *gänzliche Staatenumwölzung* bezeichnet wird u. s. w.

Nach der Einleitung folgen *drey* Briefe an den Pastor *Storch*. Der *erste* enthält Auszüge aus des Vfs. *Commentar zum Hohenliede* und aus seinem *Amethyst*, wie er sie im J. 1786. in das 32ste u. 33ste Stück der *gelehrten Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen* hat einrücken lassen. Sie haben die Entstehung der astrologischen Zeichen ☉, ☽ + oder X und ☿, so wie der mit denselben bezeichneten *Talismane* und *Amulete*, in Chaldäa, Persien, Indien und Aegypten, und ihre Verpflanzung durch die Phönizier nach Ost- und Westindien und von da nach Amerika zum Gegenstande. Die Verpflanzung jener Dinge nach Amerika wird so vorgestellt. Vielleicht sey ein phönizischer Indienfahrer von der regelmäsig zwischen den Wendezirkeln aus Osten, auch Nordosten, nach dem mexicanischen hin wallenden See, sobald er die Fahrt verlor, auf die Antillen hinübergesetzt worden und über die Landenge gegangen. Wenn nun *Ceylan* in seiner Sprache *Peru* (von Fruchtbarseyn) hiess, jene östlichen fruchtbaren Inseln also *Parwaim* und im Griechischen ursprünglich, mit zusammengeschmolzenem Artikel, *Taprowana* (aus τα προβανα) geheissen haben, so stehe zu erwarten, dass er die *Zimmethölzungen*, welche er in *Ostindien* gesucht und nun durch einen glücklichen Fund in Westindien entdeckt hatte, *Peru* nannte. Ferner: *Cuba* sey vielleicht die frühere Aussprache von der arabischen ältesten *Venus*, der noch jetzt in Mecca mit Osculation verehrten *Caba*, — wie denn in der pelasgischen und hetrurischen Uebersetzung von *Caba*, *Kübos*, *Cubus*, das *u* geblieben, die arabische Bedeutung *Caba*, die *Jungfrauschaft*, aus einem in Syrien noch jetzt wahrzunehmenden Gebrauche zu enträthseln, auch nicht weniger in dem aus *Cuba* und *Bel* zusammen geflossenen uralten Mondgötzen *Kübebe* und *Kü-Bele* sehr merklich sey; — es scheine daher, weil jene Hauptinsel, auf welche der Meeresstrom den Phönizier hintrieb, gerade unter den Eingebornen bey Columbus Landung diesen Namen als einheimisch geführt habe, diese Spur nicht schlechterdings zu verachten. *Mexico* selbst könne einen neuen Wink abgeben und auf *Meschec* leiten, weil wirklich der Morgenländer gewöhnlich *sc* für *x* setze, z. B. *Scander* anstatt *Alexander* u. s. w. Wer an solchen Beweisen Geschmack findet, mag die übrigen im Buche selbst nachlesen. Auf die Untersuchungen, die der Titel verspricht, haben sie wenigstens keinen Einfluss. Uebrigens ist die Aehnlichkeit und Gleichheit der Sitten, Gebräuche, Religion, Sprache u. s. w. der amerikanischen Völkerschaften mit denen der alten Welt in den bekannten Werken von *Pauw*, *Carlo Carli* u. a. weit umständlicher und scharfsinniger abgehandelt, die, wenn sie auch nicht immer überzeugen, doch wenigstens eine belehrendere und unterhaltendere Lectüre gewähren.

Auch der *zweyte* Brief enthält mit dem Gegenstande des Buchs gar nicht verwandte Dinge; Klagen über den Verfall der Religiosität, Wünsche, religiöse Empfindungen; auch mit unter Empfindeleyen, die nach religiöser Mystik schmecken, so sehr auch der Vf. sich gegen den Vorwurf dieser Denkungsart zu verwahren sucht; zuletzt eine Darlegung der Gründe, warum er die mit europäischen Flüchtlingen vom *weißen* und *rothen Kreuze* seit 1096. oder 1120. u. f. amalgamirten sogenannten *weißen* und *rothen* in beständiger Feindschaft gegen einander lebenden *Drusen*, hauptsächlich die letztern, *Arsaciden*, welches so viel bedeute als *Assassini*, genannt habe. Angehängt sind dann noch *Maurerische Phantasieen und Träume eines Pilgers auf seinem Durchzuge durchs Land Bochim in den letzten 7 Monaten des Jahres 1803.*, *nebst etlichen ernsthaften Geisteserhebungen* — eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen in deutscher und französischer Sprache, grösstentheils ohne Benennung der Quellen, aus welchen sie geschöpft sind und von sehr ungleichem Werthe, von welchen man aber nicht begreift, wozu sie hier dienen sollen, da sie nichts enthalten, was zum Zweck führt.

Der *dritte* Brief ist überschrieben: *Beleuchtung und Wahrnehmungen*, *mit erläuternden und bestätigenden Glossen*. Man liest hier Erklärungen der Namen *Chacham Hackolet*, *Oker Harim*, *Maschgiach*, vom verlornen und wiedergefundenen *Schemhamphorasch*, von *Hieram* und *Hiram*, *Jachin* und *Boas* u. a. Dingen mehr, so verworren und in und durch einander verschlungen, dass man die äusserste Mühe anwenden muss, die Knoten zu lösen und doch zuletzt für alle Geduld und Mühe nur schlecht belohnt wird.

Nr. 2. enthält in *eilf* Numern die Fortsetzung der Briefe an Hn. *St.*, nebst Auszügen aus gedruckten und ungedruckten Schriften und eigenen Aufsätzen; ein in gleichem Geiste geschriebenes rhapsodisches Mancherley. In der Vorrede *glaubt* Hr. *V.*, denn *wissen* könne er es nicht, da ihm *Weihe* und *Salbung* fehle, unter *Schottischer Maurerey* die Baukunst *Irländischer Altschotten aus der asiatischen Johannisschule* verstehen

stehen zu müssen, wie dieselbe nach des *Beda Kirchengeschichte* und dem *System der Fr. M. Loge Wahrheit und Einigkeit zu Prag* (Philadelphia 1594.) seit den Jahren 196. und 664. als Wissenschaft gebildeter Männer in den Klöstern des damals noch auf der Insel *Irland* einheimischen *Scotenvolks* getrieben und gelehrt worden. Hütten, Häuser, Palläste und Lustschlösser, Kapellen oder Kirchen und Tempel zu bauen, sey die königliche Wissenschaft der gelehrten Männer gewesen, die in ihren vier Mauern *Geometrie* und *Astrologie* (freylich Sterndeuterey statt Astronomie) studirt hätten, deren nächster Beruf aber gewesen sey, an dem *Bau des Herrn* mitzuarbeiten; im höhern Sinne des Worts: *den Tempel Gottes* zu gründen, aufzurichten, zu erweitern. Zur Erklärung des Ursprungs jener irländischen *Altschottensecte* aus der *asiatischen Johannisschule* dienen dem Vf. aus *Beda* 1) die von den gebildeten und gelehrten schottischen Bischöfen und Aebten der damals (im 7ten Jahrh.) uncultivirten angelsächsischen Königen zugesandten *Kloster- und Kirchen-Architekten;* 2) der damalige Uebergang des roheren schottischen Baues mit Eichenbohlen und Rohrdächern zu Gebäuden aus Stein und Marmorquadern und Bedeckungen der Dächer und Bekleidungen der Wände mit *Bley;* 3) die engere Verbindung der ursprünglichen Schotten in Irland mit der asiatischen Kirche in Ansehung der vom neuern römischen Canon sich unterscheidenden (judaicirenden) Osterfeyer, und 4) die daher im J. 664. erfolgte förmliche Absonderung des nebst seinen Anhängern in ihre Insel *Hibernien* zurückgewanderten Schottenbischofs *Colman*. Dieser habe nämlich dem ihm von *Wilfried* gemachten Einwurf, dass *Petrus* und *Paulus* dem orthodoxen Paschalcanon in Rom das Siegel seiner Göttlichkeit aufgedruckt hätten, die Autorität des Busenjüngers Jesu, *Johannes des Evang.*, zu Gunsten der *asiatischen Liturgie* entgegen gesetzt. Um begreiflich zu machen, wie diese Lehre schon so früh, im J. 196., und früher nach Irland als nach Britannien habe kommen können, — denn freylich weiss kein Geschichtschreiber etwas davon — ist der Vf. sogleich mit der grundlosen und unzusammenhängenden Hypothese fertig, dass im grauen Alterthume die phönizischen *Kauffahrteyschiffe* mit ihren *reisenden Bauleuten* zu den *Cassiteriden* hin, an Galliens westlicher Küste herauf nach *Cornwall* — (also doch erst nach Britannien!) — gesteuert, von da aber durch den leichtesten Windstoss oder den Meeresstrom fortgeschoben, natürlich in die Buchten *Hiberniens* hineingebracht worden wären. *Folglich* hätten, noch ehe die Picten in Caledonien und die Britonen in Albion, auch nur erst in Hinsicht auf ihre *bretternen* Hütten *(Lodgings)*, an feinerer Cultur Antheil erhielten, die *Schotten in Irland* schon, von Asien her, Aufklärung, Bildung, Künste und Kenntnisse mancher Art empfangen, und *daher auch späterhin* (durch phönizische Seefahrer, an welche damals nicht mehr zu denken war?), lange vor der Ankunft römischer Missionarien über *Gallien*, bereits sehr früh von *asiatischen Johannisbrüdern* durch die Taufe *illuminirt* werden *können*. Als Beleg zu dieser Behauptung wird aus *Beda* L. 3. c. 4. angeführt, dass schon im J. 565., also 31 Jahre vor der Ankunft *Augustins*, *Columbanus* aus Hibernien nach Britannien gekommen sey, um den nördlichen Provinzen der *Picten* das Wort Gottes zu predigen. (Die Wahrheit ist; dass die christliche Religion eben so früh und vielleicht noch früher nach Britannien als nach Irland gekommen ist, dass sie aber hier schnellere Fortschritte gemacht und das Klosterleben früher Festigkeit erlangt hat, als im römischen Britannien, dass die Lehre von der Oberherrschaft des Papstes, wegen der entferntern Lage Irlands, erst spät daselbst Eingang gefunden, und die irländischen an eine strenge Lebensart gewöhnten Mönche das Bekehrungsgeschäft im nördlichen Theile Britanniens oder Scotland, wohin die christliche Religion noch nicht gedrungen war, unternommen haben.) Aus Hibernien, fährt der Vf. in seinem accommodirenden Auszuge aus *Beda* fort, ward die seitdem in Nordbritannien blühend gewordne *schottische Kirchenbaustube* oder *schottische Andreasloge* bevölkert, setzte sich über das *Primat* des *Petrus* in Rom hinweg, und hielt sich mit *edler Verachtung eitler Klosterlegenden* und *leerer Volkssagen* einzig an die *geschriebene Bibel*, an die Bücher der Propheten, Evangelisten und Apostel, und, was mehr werth ist als *Orthodoxie*, beeiferte sich, was sie daraus lernen konnte, in Ausübung zu bringen, um die von ihr gestifteten Gemeinden durch einen gottseligen und keuschen Lebenswandel zu *erbauen*. Nach C. 3. ebendas. sandte *Oswald*, König der *Northumbrer*, zu den *Aeltesten der Scoten*, durch die er und seine Soldaten während seines Exils die heilige *Taufweihe* empfangen hatte, und erbat sich von ihnen gelehrte und arbeitsame Lehrer für seine Angelsachsen. Die *Mutterloge* baute *Aidan*, erster Bischof jenes Sprengels, auf der kleinen Insel *Lindisfarne*, welche hernach wegen vieler Bischöfe, Mönche und anderer Heiligen, welche dort ein stilles *Klostermaurerleben* führten, den Namen der *Heiligen-Insel* erhielt. Die *königliche Baukunst* fand in diesem frommen Könige selbst einen eifrigen *Tempelbauherrn: „ecclesiam Christi in regno suo multum diligenter aedificare (Jachin) atque dilatare (Boas) curavit"* u. s. w. (Die Leser mögen nun aus diesen unbestimmten Andeutungen herauszubringen suchen, wie die ersten christlichen Mönche in Schottland, welche sich zur Lehre Johannes des Evangelisten bekannten, mit den Fr. M. zusammenhängen. Man sieht wohl, dass der Vf. einen Fingerzeig bekommen hatte; aber es fehlte ihm die leitende Idee, durch die er ihn hätte verfolgen können. Er macht diese Mönche geradezu und viel zu voreilend zu Fr. Maurern und ihre *Cellen* und *Klöster* zu *Logen*. Es wundert uns indessen, dass der gelehrte Vf. nicht *Buchanani rer. scoticar. hist.* nachgeschlagen hat, wo er mehrere Stellen, besonders eine im 5ten Buche p. 159. [edit. Frcf. ad Moen. 1594.] zu seinem Behuf gefunden haben würde.) — S. 183. spricht der Vf. dem Hn. v. *Murr* nach, dass die echte Fr. Maurerey der drey ersten Grade um das J. 1650. von einer *mystisch allegorischen*, *naturforschenden*, *theosophischen Rosenkreu-*

zer-*Societät* sich abgesondert habe, welches mit jener von ihm selbst vorgetragenen Hypothese nicht wohl zu vereinigen ist. S. 211. heisst es, der Ritterorden des *heil. Jacobs von Compostella* in Spanien habe den Geist der *Tempelherrn* erhalten und fortgepflanzt, wenigstens bis in das Jahr 1357. oder 58. Auch der *heil. Dominicus* habe, ausser seinem Predigerorden, noch einen *Militärorden* gegen die *Albigenser* oder *Bonshommes* gestiftet; seine *Milites Jesu Christi* hatten ein *weißes* und *schwarzes* Kreuz, das *weiße* von den *Johannitern*, das *schwarze* — worauf, so wie auf den Mantel, vermuthlich der Name *schwarze Brüder* anspiele — von dem *deutschen* Ritterorden; die *lilienweiße Lichtfarbe* aber von den *Jacobsrittern*; mit welchen unter derselben *Constellation* geboren zu seyn, ihm (dem Dominicus) ein *faustum augurium* scheinen musste, das muthmasslich zu dem Namen *Jacobin* Anlass gegeben habe. — Sind denn also nun, fährt Hr. *V.* fort, dessen Gewandtheit auch die heterogensten Dinge zu verbinden, man bewundern muss, die *Jacobiner* wirklich und historisch beurkundet, die wahren *Tempelherren*, so mag es dem Beobachter der *Weltgeschichte* und des *Zeitgenius* nicht ganz unerheblich dünken, dass die in der *schottisch-mystischen Maurerey* sehr bedeutende Zahl 45, welche aus einer Mannigfaltigkeit von Zahlen und Buchstaben beständig sich herausspielen lassen muss (wie *Bonneville* gethan hat), als ein *hieroglyphisches Signal*, statt der *Kokarde*, noch vor wenigen Decennien zur *Losung* gehabt hat die drey Wörter: „*Wilkes and Liberty*," mit Hinwinkung auf den *schottischen* Löwen oder *North-Briton*, als Fahnenträger der *Oppositions-Independenten*. Noch bemerkenswerther findet es der Vf., dass gerade 45 Jahre nach der Zerstörung des Reichs der nach Independenz strebenden Tempelherren im J. 1357. ein *Jacobiner* als Volksredner (Simon de Langres) zum Tumult die Gemüther erhitzte; oder wenn wir von dem *ausgezeichnetsten*, an langsamen Qualen *schwangersten* Angstjahr der Tempelherren anfangen zu zählen, sich von da an das 45ste Jahr 1358. dergestalt auszeichnet, dass es durch den auf die *Jacobin Zaddikin* (*chaldäisch* ausgesprochen, oder *hebräisch*, *Jaakobhim Zaddikim*) oder die *Jacques Bonshommes* anspielenden Namen *Jacquerie* in der Weltgeschichte unvergesslich geworden ist, u. s. w. — Ganz besonders zeichnet sich die ziemlich weitläuftige Diatribe über die *Acacia* oder *Cassia*, in der dem Vf. ganz eignen Manier, alles Aehnliche, was ihm im Gange seiner Meditationen das Gedächtniss zuführt, mitzunehmen und einzuschalten, aus. Das Resultat, das aus dieser hervorgeht, ist: alles weist auf *fromme Juden*, und die 15 *Freunde*, welche eine Woche nach der andern ihren vermissten Meister suchen, endlich bey Erreichung des Grabhügels ausrufen: „*Sieh da! Moos sein Häuschen, durch Gottes Gnade!*" (*Muscus domus Dei gratia!*) zeugen von einer *Religion*, durch die sie längst *tausend Jahre für einen Tag* zu rechnen sich gewöhnt hatten. Denn merklich sind *quinze jours* die Erzeugungsquelle, woraus die *quinze compagnons* flossen. Diese Anspielung ist nun aber ebenfalls hebräisch: Er war ein *Hiram* oder *Chiram*, lag unterm *Chuerim*, unterm *Todesbann*; aber nun *Chai! râm! Er lebt! Er richtet sich auf!* Und welche Empfindung alsdann! Nur *eine Woche* und noch eine Woche war ihm hingeschwunden, als hätte er geschlummert. — In den nun folgenden Gedanken über die Zahlen- und Buchstaben-Hieroglyphik in *Bonneville's* Buch *über die schottische Maurerey*, findet es der Vf. bemerkenswerth, dass gerade auch im *Jacobinerorden* das Zahlenbuchstabenspiel sich auszeichne, indem in drey grossen *L* dreymal 50 Engel sassen, von welchen geglaubt wird, dass diess auf die Zahl, beides der periodisch abzuhaspelnden Psalme und der 150 Kügelchen in dem wunderkräftigen Rosenkranz, die eben so viele englische Grüsse der heil. Jungfrau hieroglyphisiren sollen, eine Anspielung bedeute. Aus den Geheimnissen der Loge *Royal-Arch* ist dem Vf. ein Wort zur Wissenschaft gekommen, das die drey Obern derselben, Jerubabel, der *Fürst*, Haggai, der *Prophet*, und Josiah, der *Priester*, ein jeder, nur einen einzigen Hauch syllabirend, dem andern zuflistern dürfe: *Je — bu — lon*. Diess Wort soll nichts anders als eine Revolutionsphrasis seyn: denn in der von *Tyrus* über *Compostella* und *Rouen* in die Keller oder Dachstuben sich *schottisch*-nennender *Zimmergesellen* transmigrirten *galiläisch-saracenischen* Sprache heisse jenes Wort *Ge-bu-long! — Dsche-bu-long! — Ché-bou-lon! Berg erhebe dich!* womit der schottische Löwe, der Bergschotte, gemeynt sey.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *Der Harfner*, oder, nach dem Sprüchworte: es ist nichts so klein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen! (!) Ein Ritterspiel in drey Aufzügen, von *A. F. Gr. v. B.* 1804. 119 S. 8. (8 gr.)

Klar gesponnen — finden wir in dem ganzen Machwerke nichts, als den Beweis, dass der Vf. weder zum Theaterdichter, noch zum Dichter überhaupt geschaffen ist. Ein altes Rittermährchen, in schlechte Dialogen gebracht, ein Pilger aus dem gelobten Lande, den sein vermeyntlicher Busenfreund dort an die Ungläubigen verrathen hat, und der nun zurückkehrt, um den Buben zu entlarven, ein roher ungeschlachter Ritter, der aber dennoch von „der *Bildnerin* Natur, die all' ihre Kunst an einem Meisterwerke erschöpfte, *und von einem Giftbecher der Verachtung* spricht, den ihm diess Meisterwerk statt Minnelohn gereicht habe," eine tugendsame Gräfin, die sich also vernehmen lässt (S. 6.):

„Hinüber über die stillen Hügel, der seine heiligen Gebeine deckt, oder, wenn die Barbaren ihn dieser Ruhestätte beraubt haben, und seine Gebeine *durch die Sonnenglut zu Asche gebrannt*, von den Sturmwinden bis in die Wolken (*ohe!*) gewirbelt werden" — — u. s. w.

Das sind die Ingredienzen dieses — Ritterspiels, das wie ein Schattenspiel an der Wand an die Sturm- und Drangperiode der Ritter-Romane, die vor einiger Zeit zu Ende ging, schwach erinnert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. May 1807.

FREYMAUREREY.

1) Stade, a. K. d. Vfs.: *Pokeach Iwrim.* — — Von *Joh. Casp. Velthusen* u. s. w.

2) Leipzig, b. Crusius: *Historisch kritische Nachforschungen über Ursprung und Fortschritt, auch allmählige Ausartung der sogenannten schottischen Maurerey in Schwärmerey und Mystik, Puritanismus, Rosenkreuzerey, Idealismus* u. s. f. *Zweyter* Theil zum *Pokeach Iwrim* u. s. w.

3) Ebendas., b. Ebend.: *Befestigung meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und ächt-biblisches Christenthum.* Von *J. C. Velthusen* u. s. w.

4) Leipzig, b. Gräff: *Das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen* u. s. w.

5) Osnabrück, b. Blothe: *Versuch einer richtigen Darstellung des Fr. Maurer-Ordens* u. s. w.

6) Leipzig, b. Baumgärtner: *Magazin für Fr. Maurer* — — *Erstes* Stück u. s. w.

7) Cöthen, b. Aue: *Franz Hell* — — Herausg. von *K. A. Ragotzky* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 112. *abgebrochenen Recension.*)

Von Nr. 3. sagt Hr. *V.*, dass es als praktischer Theil zu den vorigen beiden gelten könne. Es kömmt zwar darin von *asiatischen Brüdern* und *schottischen Maurern* nichts vor; aber es soll doch dazu dienen, die Brüder Fr. M. in ihrem Glauben an Gott, Unsterblichkeit und biblisches Christenthum, als den drey wesentlichsten Angelegenheiten der echten Fr. My. gegen die Anfechtungen der asiatischen Brüder und falschen schottischen Maurer zu stärken und zu befestigen. Diese Absicht sucht Hr. *V.* durch 10 Aufsätze in Prosa und Versen zu erreichen, von welchen die Hälfte andern Vffn. eigenthümlich und aus *Klügel's* natürlicher Theologie, *Boden's* Betrachtungen über das Weltgebäude, *Cramer's* Kielischen Beyträgen und *Gellert's* Gedichten abgedruckt ist. Ein *sechster* Aufsatz: *Zusammengedrängte Uebersicht der wesentlichen Lehren des echtbiblischen Christenthums* u. s. w. ist aus dem *zweyten* Theile des *biblischen Handbuchs* des Vfs., so wie ein *siebenter: Sammlung zerstreuter prophetischer Perspective unter einen Brennpunkt* aus einer Abhandlung über Wissen und Glauben in Rücksicht auf Religion und Offenbarung genommen. Neu und ganz theologischen Inhalts ist: *Letzte Zusammenstellung meiner Wahrnehmungen in Hinsicht auf Religion und Christenthum, zur endlichen völligen Beruhigung meines Gemüths.* Philosophischer Art sind nur *zwey* Aufsätze: *Arist, ein philosophisches Gespräch über die Einheit des Weltgebäudes und seines grossen Werkmeisters,* und *Geologischer oder geogonisch kosmologischer Beweis vom Daseyn Gottes.* Dieser Beweis ist der gewöhnliche kosmologische, angewandt auf die Entstehung der Menschen. Geologisch oder geogonisch nennt ihn der Vf. sonderbar genug, weil uns eine unwidersprechliche *Erfahrung* lehre, dass die Menschen einmal anders als durch die natürliche Geburt entstanden wären, indem die Erde anfänglich nicht allein vom Wasser ganz überdeckt, sondern sogar lose, weich und flüssig, folglich für Menschen ganz unbewohnbar gewesen sey. Was in dem Beweise von Geogonie vorkommt, ist nur Nebensache, und trägt zum Wesentlichen und zur Verstärkung desselben nichts bey. Im *Arist* ist es doch ganz widersprechend und widersinnig, wenn *Cleanth*, der die Zweifel *Arist's* gegen die Einheit der Welt und Gottes bestreitet, S. 95. erst sagt, die heil. Schrift spreche von der Einheit Gottes als von einer Wahrheit, die der cultivirte menschliche Verstand schon für sich einsehen könne, und dann doch zweifelt, ob je die Vernunft jenen Satz, ohne eine Offenbarung, für sich würde entdeckt haben.

Nr. 4. ist eine ohne alle Kenntniss und Kritik aus mancherley Schriften abschriftlich oder auszugsweise gefertigte und in buntem Gemisch aufgestellte Sammlung von Nachrichten von geheimen Gesellschaften. Sehr seltsam fängt der ungenannte Compilator, der sich unter der *nöthigen Vorrede J—h.* aus E. unterschreibt, mit den *Einweihungen in die Geheimnisse der ägyptischen Priester*, nach der Schrift *Crata Repoa*, wahrscheinlich deswegen an, weil er in der Meinung stehen mag, dass dieses Büchlein wirklich die echten Einweihungen der ägyptischen Priester enthalte; und nicht weiss, dass es ein Machwerk der afrikanischen Bauherren ist. Dann folgt eine höchst mangelhafte Geographie und Statistik des Fr. M. Ordens nebst der Uebersicht der Geschichte desselben, aus den *Eleusinien* des 19ten Jahrhunderts abgedruckt; ein Ritual des schottischen Grades der vollkommenen Baumeister, dessen Echtheit unverbürgt ist, und eine unvollständige Aufzählung und Charakterisirung der Maurerischen Secten. Hierauf: afrikanische Bauherren, Illuminaten, *Bahrdt's* deutsche Union, Rosenkreuzer, asiatische Brüder, *Cagliostro's* ägyptische Maurerey, *Grossing's* Harmonie- und Rosenorden, die Kreuzfrommen oder *Illuminés*, die *Chevaliers bienfaisants* oder (?) Martinisten, die Argonauten, der Mopsorden, der Orden Jesu Christi, und der Orden der wahren Patrioten und Menschenfreunde. Das dicke Buch ist voller Schreib- und Druckfehler.

Was das für *alte unbekannte* Nachrichten seyn sollen, aus welchen der Vf. von Nr. 5. seine *richtige Darstel-*

ftellung des Fr. M. Ordens gefchöpft haben will, hat ihm nicht zu fagen beliebt. Seit 60 Jahren mag freylich mancher Bruder feine Einfälle und Hypothefen über den Urfprung und Zweck des Ordens in Logenarchive niedergelegt haben; von dieser Art find zuverläffig die von dem Vf. benutzten Papiere, die er *alt* und *unbekannt* nennt. Dem fey, wie ihm wolle, die Brofchüre giebt von ihren Quellen felbst nur einen fehr nachtheiligen Begriff; und von der Art, wie der Vf. feine Materialien behandelt hat, fowohl in Rückficht auf Methode und Anficht als auf Schreibart, läfst fich eben fo wenig ein günftiges Urtheil fällen. Das Ganze befteht aus *fünf* Abfchnitten, die fämmtlich gleich oberflächlich und mangelhaft find: I. Einleitung. II. Gefchichte des Fr. M. Ordens. III. Verfaffung, Grundfätze und Zweck deffelben. IV. Ueber Frauenzimmer-Fr. M. V. Darftellung der rofenkreuzerifchen, theofophifchen und anderer dergleichen Verbindungen. Nach der hier ausnehmend verworren vorgetragenen fogenannten Gefchichte des Fr. M. Ordens foll derfelbe, nach einer fchon bekannten Legende, eine Fortfetzung des Tempelherrn-Ordens durch acht, dem Untergange nach Schottland entflohene, Tempelritter feyn, die unter fich eine befondere Verbindung unter dem Namen der Architecten oder Bauherren errichtet und fich mit nützlichen Künften und Wiffenfchaften, befonders der Geometrie und Baukunft, auch dabey mit Verbreitung der Tugend und Menfchenliebe, befchäftigt hätten, u. f. w. Dafs jemand nach Beweifen fragen könnte, ift dem unbefonnenen Vf. gar nicht eingefallen. Wie er fich vor feinem Gewiffen mit feinem geleifteten Gelübde der Verfchwiegenheit wegen der öffentlichen Bekanntmachung feiner *Darftellung*, die er für die *richtige* hält, abgefunden habe, darüber hat er fich eben fo wenig erklärt.

Das *Magazin* Nr. 6. ift der Fr. Maurerey im Auslande, befonders in Grofsbritannien, gewidmet, und foll hiftorifche Nachrichten, Abhandlungen, Befchreibungen maurerifcher Fefte, Briefe von ganzen Logen und einzelnen Perfonen und kurze Nachrichten von merkwürdigen ausländifchen Freymaurern mittheilen: ob auch kritifche Anzeigen von ausländifchen die Fr. M. betreffenden Schriften, wird nicht gefagt. Da aufserhalb Deutfchland, und fogar in England, ungleich weniger als unter uns über diefen Gegenftand gefchrieben und gedruckt wird, fo dürfte diefes Magazin nicht von langer Dauer feyn, oder die Fortfetzung deffelben nur langfam erfolgen. Schon diefer *erfte* Heft verräth eben keinen Reichthum an Materialien. Er befteht aus theils fchon bekannten, theils fehr unintereffanten und unbedeutenden Auffätzen von altem Datum, von welchen der Herausg., der den im J. 1805. abgefafsten Vorbericht mit *C. L. S—ß*, M. v. St. d. □ Ap. z. d. d. A. in L. unterfchrieben hat, nicht einmal die Quellen, aus welchen fie floffen, anzeigt. Der Inhalt befteht aus folgenden Stücken: 1) Vier aus dem Englifchen überfetzte Briefe: der *erfte* aus dem *Gentleman's Magazine*, Jun. 1794., trägt aus einer kleinen franzöfifchen Schrift eines Hn. *Lefranc*, *der zurückgezogene Schleyer* etc. *zweyte* Ausg. Paris 1792. die Meinung vor, dafs die Fr. M. zum Verfall der Sittlichkeit und zur Revolution in Frankreich in einem hohen Grade mit beygetragen habe, und die *drey letzten* widerlegen fie. 2) u. 3) find Adreffen der grofsen Loge in London an den König und den Prinzen von Wales, vom J. 1793. 4) u. 5) Ueber Urfprung, Fortgang und Zweck der Fr. M., zwey in einer Loge zu Charlestown in Nordamerika gehaltene Vorträge, vom J. 1793. 6) *John Locke's* fchon längft bekannter Brief an den Grafen v. Pembroke, nebft dem demfelben beygelegten alten Fr. M. Examen und *Locke's* Anmerkungen dazu. 7) *J. Sommerville's* kurzer Entwurf der Gefchichte der Fr. M. in Schottland, wahrfcheinlich vom J. 1778., fo wie 8) die in einer Loge zu Edinburgh gehaltene Trauerrede auf den verftorbenen Grofsmeifter William St. Clair von Roslin. 9) Die bey Beerdigungen beobachtete Feyerlichkeit, und 10) die alten Conftitutionen der fr. und angenommenen Maurer. Aus einem fehr feltnen englifchen Buch mit Kupferplatten abgedruckt, fagt der Herausg. in einer Anmerkung, ohne das feltne Buch zu nennen. Hier davon nur der Anfang und die erfte Stiftung der Kunft der Maurerey; alte Legenden, verlegene, längft aus der Mode gekommene Waare.

Nr. 7. ift ein revidirter, hier und da veränderter Abdruck der im *Tafchenbuch für Fr. M.* (Köthen, b. Aue) enthaltenen Bruchftücke von *Fr. Hell's* maurerifchem Leben, mit kunft- und nutzlofen Bilderchen geziert. *Fr. Hell*, der feinen fehr unintereffanten Lebenslauf zur Lehre und Warnung für andere junge und unerfahrne Fr. M. und Nichtmaurer hier felbft erzählt, wird im *erften* Theile als ein junger eitler Windbeutel erft in die drey Johannisgrade der Freymaurerey, dann in eine Rofenkreuzerloge und in die fchottifche Freymaurerey aufgenommen, ohne dafs feine Neugierde nach dem Geheimnifs befriedigt wird. Im *zweyten* Theile erzählt er auf 104 Seiten von feinem Aufenthalt in einem Benedictiner-Klofter; von einem empfindfamen Pater Cöleftin, der hier eine ganz müffige und langweilige Rolle fpielt; von Myfterien, welche die Mönche des Klofters unter Ruinen feyern, zu welchen er zwar nicht gelaffen wird, am Ende aber doch von dem gar freundlichen und offenherzigen Prälaten erfährt, dafs der Zweck aller geiftlichen Orden und würdigen geheimen Verbindungen der *chriftkatholifche Glaube* fey. Nun lernt er einen Bruder kennen, der ihn und mehrere Brüder feiner Loge in den Weltreformationsplan einweihen will, aber mit dem Verfuche fcheitert, und kommt dann endlich an den rechten Mann, durch deffen Hülfe er zum vollen Anfchauen des Lichts im innern Heiligthum des Ordens gelangt, von welchem Lichte im Allgemeinen viel Rühmliches gefagt, aber, wie fich leicht denken läfst, nicht ein einziger kleiner Strahl mitgetheilt und wahrgenommen wird. Das grofse Refultat diefer weitfchweifigen, an Thatfachen armen,

Er-

Erzählung ist: dass man nicht durch eignes Studium und Nachforschen, sondern einzig durch den Orden selbst, auf dem einfachen und geraden Logenwege, zu den höchsten Kenntnissen desselben gelangen könne. Die Erzählung besteht wohl gröstentheils aus Erdichtungen, und ist mit Logenreden, Vorschlägen zu Verbesserungen, und mit Bemerkungen über Gegenstände des Logenwesens, ohne gediegenen Gehalt, durchwebt. In einer Rede wird das Schreiben und Lesen maurerischer Bücher für unnütz und verderblich erklärt, weil die Maurerey ihren Unterricht in sich selbst vollende, und keiner fremden Belehrung bedürfe, die nur irre führe. Um jedoch gegenwärtiger Schreiberey den Ausgang in das Publicum noch offen zu lassen, werden solche Schriften von jenem Verdammungs-Urtheil ausgenommen, welche den Zweck haben, die Brüder zur Erfüllung ihrer Pflichten zu ermuntern, sie vor dem Ueberspringen der gesetzten Schranken zu warnen, und sie mit den Gefahren bekannt zu machen, die daraus entsprängen, wenn man andern als solchen Offenbarungen, die die Logen mittheilten, Gehör gäbe. Wenn aber schon der Logenunterricht alles umfasst, was einem Maurer zu wissen nöthig ist: so ist und bleibt auch dieses Buch, zumal da es selbst für den Lehrling nichts Neues, und für den Kundigern nichts Belehrendes, weder in historischer noch dogmatischer Hinsicht enthält, ganz unnütz und entbehrlich.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung.* Eine historische Uebersicht der ersten Niederlassung der Holländer, der Einnahme durch die Britten 1795., und der verschiedenen Staatsabsichten, die die holländische und brittische Regierung daselbst beobachteten; desgleichen eine Skizze seiner geographischen Lage, seiner Erzeugnisse, der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner u. s. w. Mit einer Uebersicht der politischen und merkantilischen Vortheile, welche England aus dem Besitz desselben ziehen könnte. Von *Robert Percival*, Hauptmann bey dem achtzehnten königl. irländischen Regimente, und Verfasser einer Beschreibung der Insel Ceylon. Aus dem Englischen frey übersetzt. 1805. XVI u. 326 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Seume*, als Dichter und Beschreiber eigener Reisen rühmlich bekannt, bekam von dem Verleger den Auftrag, dieses Buch zu übersetzen, und er that diess, wie er in der Vorrede sagt, so gut er konnte, wobey er indessen aufrichtig gesteht, dass es besser gewesen wäre, wenn er mehr Naturhistoriker und Geograph gewesen wäre. Wäre er das erstere gewesen: so würde er wohl nicht *Börse* (S. 46 f.) zu einem Geschlecht von Fischen gemacht, sondern statt dessen *Brachsen* oder *Brassen*, nicht *Kohlbaum* sondern *Kohlpalme* gesagt, und *Guavoes* und *Squashen* als englische Wörter verbannt, auch die deutschen oder beybehaltenen englischen Benennungen durch die aus dem Linneischen Systeme erläutert haben. Wäre der Uebersetzer mehr mit der aussereuropäischen Geographie bekannt: so würde er nicht den alten Namen des jetzt so genannten Vorgebirges der guten Hoffnung, *Cabo di tormento*, *Vorgebirge der Angst*, sondern *stürmisches Vorgebirge* verdeutschen, nicht Saldahna-Bay, sondern Saldanha-Bay S. 13 f. schreiben, nicht an der Südseite von Afrika eine de la Goo S. 14., oder de la Goe-Bay S. 34., sondern eine Lagoa-Bay kennen; nicht Muysenberg (S. 27. f.) für Musenberg halten (denn was haben die Musen mit dem südlichen Theile von Afrika zu thun?), sondern, wenn ja der holländische Name nicht beybehalten werden soll, dafür *Mäuseberg* gebrauchen. Uebrigens müssen wir gegen einen Missverstand, wozu Hr. *S.* selbst Gelegenheit gegeben hat, warnen. Er nennt seine Uebersetzung eine *freye* Uebersetzung, und mancher möchte glauben, er habe den Sinn nur im Allgemeinen zu fassen und nach seiner Art mitzutheilen gesucht, auch sich mehrere Freyheiten mit dem Urtext erlaubt, zugesetzt, abgeschnitten, aus der Stelle gerückt, je nachdem er es für besser befunden hätte. Hr. *S.* gehört zu den *treuen* Uebersetzern, und wenn er auch hin und wieder etwas ausgelassen oder zusammengezogen haben sollte: so ist es selten und des Sinnes unbeschadet geschehen. Rec., der gegenwärtig das Original nicht vor sich liegen hat, kann nur von der Güte der Uebersetzung nach angestellter Vergleichung mit der Ehrmann'schen urtheilen. Allein diese Vergleichung, die, wie es sich von selbst versteht, nicht über das ganze Buch hat gehen können, giebt ihm Beyspiele an die Hand, wo Hr. *S.* den Sinn besser getroffen hat, als Hr. *E.* S. 17., wo von der Anlegung der holländischen Kolonie die Rede ist, heisst es bey Hn. *E.*: *Auch schien es, als hätten die Hottentotten mit den andern Wilden in den Waldgegenden einen Bund gemacht, sie* (die Holländer) *zu ängstigen.* Wer waren aber die andern Wilden, die, ausser den Hottentotten, die Kolonisten ängstigen konnten? Da sich diese Frage nicht beantworten lässt: so hat Hr. *S.* das Original besser verdeutscht, der S. 15. *des übrigen Wildes der Wälder, das sich mit den Hottentotten vereiniget habe*, erwähnt, und von den wilden Thieren, mit welchen die Kolonisten zu kämpfen hatten, ist vorher und nachher die Rede. — S. 54. nach Hn. *S* zeigen sich Hyänen, Wölfe und Schakals, *um den Jägern in der Nacht das Vergnügen zu versetzen*, d. i. das Vergnügen, welches sie bey Tage auf der Jagd nach Wildpret, Rebhünern u. s. w. gehabt haben, zu verderben oder zu verleiden. Hr. *E.* lässt sie als eine *Zugabe zu dem Vergnügen des Jagdliebhabers in der Nacht* erscheinen In der lesenswürdigen Vorrede bestreitet Hr. *S.* die politischen Meinungen seines Autors, und vertheidigt sich gegen Aeusserungen eines Pariser Journalisten über seinen Spaziergang nach Syrakus. Wir würden uns noch mehr freuen, Hn. *S.* in der Reihe der Uebersetzer von Reisen anzutreffen, wenn uns nicht die Erinne-

innerung an seinen Spaziergang die Frage abgenöthigt hätte: warum ist er nicht selbst wieder spazieren gegangen? — In Ansehung des Werthes, das dem Buche des Hn. *Percival* beyzulegen ist, verweisen wir auf die Recension in unserer A. L. Z. 1806. Nr. 189.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *München*, b. Lentner: Ὁμήρου Βατραχομυομαχία. Oder *Homers Froschmauskrieg*, übersetzt von *Xaver Weinzierl*, Lehrer der griech. u. latein. Literatur. 1804. 42 S. 8. (5 gr.) — Unter der stillschweigend für erwiesen angenommenen Voraussetzung, dass niemand anders, als der alte Verfasser der Iliade und Odyssee das parodirende Lied der Batrachomyomachie gesungen habe, setzt Hr. *W.* in der Zuschrift an seine Schüler ein prächtiges Lob Homers aus mancherley Stellen der Alten bunt zusammen, nur beklagend, dass der, dessen Liedern das Alterthum einen ewigen Klang verheissen, *schon seit grauen Zeiten in den Schulen verstummt sey.* Wir wissen nicht, was dem Vf. *graue Zeiten* heissen, und von welchen Schulen er spricht. Aber so viel wissen wir, dass es in dem nördlichen Deutschland keine Schule von einiger Bedeutung giebt, auf welche des Vfs. Wehklage passen könnte. Wir selbst kennen deren mehrere, wo die Batrachomyomachie mit Knaben gelesen wird, die sich so eben über die ersten Kapitel des Gedikeschen Lesebuchs zu erheben anfangen; die reifern werden mit der Iliade und Odyssee beschäftigt. Dabey hegt man aber nicht die Erwartung, mit welcher sich Hr. *W.* schmeichelt, als ob jenes Scherzgedicht, in welchem, die Wahrheit zu gestehen, Scherz und Witz überaus dünn gesäet sind, *der Geschmack* zur Lectüre der grössern Homerischen Gedichte gebildet werden könne. Man ist zufrieden, wenn es als *grammatische* Vorbereitung dient.

Dieses Werk, oder vielmehr diese Homerische Propädeutik, besteht aus drey Theilen: dem griechischen Texte, der zur Seite stehenden metrischen Uebersetzung, und einem philologischen Anhängsel. Der Text scheint auf gutes Glück aus irgend einer der ältern Ausgaben abgedruckt zu seyn, und führt noch jenseit *Barnes* hinauf. Daher selbst metrische Fehler, wie v. 42 ἀπέφυγεν u v. 47 ἀπέφυγεν beybehalten worden; anderer Lesarten nicht zu gedenken, die in den Wolfschen Ausgaben längst mit bessern vertauscht waren. Die Worte sind übrigens ziemlich richtig gedruckt, aber der Wirrwarr der Accente und ihr willkürliches Hin und Herschwanken ist fast komisch. Nicht minder willkürlich scheinen die Regeln der Verskunst, nach denen die Uebersetzung gefertigt worden. Ein Hypermeter S. 27.: *Einen grossen, schweren Stein im Felde, die Last der Erde*, und der um einen Fuss zu kurze Vers S. 25.: *Merkt es und flieht und plumpt vom Gestade hinunter* — und dieser andere: *hüpft er flüchtig hinunter., und schleudert den Schild weg*, mögen verschrieben seyn; aber was soll man zu Versen sagen wie S. 5.: *Badete einst den seidenen Bart im nachbarlichen Teiche, kostend des honigsüssen Quells. Gleich erblickt sie ein Sumpffreund*, oder noch weiter hinauf im Eingange v. 6.: *Wie die Mäuse gen Frösche als stattliche Krieger hinzogen*, und mit gleicher Scansion v. 78.: *nach Kreta hinführte.* v 120: *Lasset die Körper uns dann mit stattlichen Waffen ausrüsten.* v. 148.: *da er der Frösche Schwimmen nachäffte.* v. 149.: *doch auf und lasst uns rathschlagen.* v. 154.: *wenn sie im raschen Sturm auf unsre Glieder losstürzen.* Von andern Fehlern dieser unhomerischen Hexameter wollen wir schweigen, nur diess eine erinnernd, dass von dem Spondeus selten anders, als an unrechten Stellen Gebrauch gemacht wird; wie S. 67. Backenbausers *Schwimmkunst* erfreut ihn. v. 134. Woher der *Aufruhr*, und welch' ein Getümmel. v. 143. Sobald der furchtbare *Ausruf* der Mäuse. v. 243. *die spitze Meerbinse* u. a. m.

Nicht viel genauer hat es der Uebers. mit der Richtigkeit des Ausdrucks genommen. Dass er v. 30. *Käs' von süsser Milche geronnen* sagt, um den Vers zu füllen; und v. 147. *er ersäufte nur spielend im Teiche*, ein transitives Zeitwort in neutraler Bedeutung braucht; und wiederum v. 157. *Schwimmen lernten sie nie, so müssen im Teich sie ersäufen.* ist nicht zu rühmen; aber der Mangel der Richtigkeit zeigt sich vorzüglich in dem oft verfehlten, bald zu hoch, bald zu niedrig genommenen Tone, meist, wie es scheint, um die komische Wirkung zu befördern, der mit vorzüglicher Liebe auch in den Namen der Helden des König *Backenbauser*, der Königin *Mehlleckerin*, des *Töpfebekriechers*, *Käseausholers*, *Leckermann*, *Vielquaker*, *Pfützenheim* u. a. reichlich gehuldigt wird. So ist v. 11. der λιμνοχαρὴς (der Herausg. hat noch λιμνόχαρις) πολύφημος ein Sumpffreund, *hoch mit der Rede begabt*; und dagegen, wahrscheinlich um des Contrastes willen, ἔπος δ' ἐφθέγξατο τοῖον, *und quacket folgende Worte.* Ihm ist es nicht genug, wenn der prahlende Physignathos sagt βατράχων ἡγούμενος ἤματα πάντα. Ihm ist es: Ich rühme mich der Frösche *ewigen Herrscher.* Wenn das Original die Köche der Sterblichen rühmt v. 41. κοσμοῦντες χύτρας ἀρτύμασι παντοδαποῖσι, so heisst es hier: wenn sie mit *hundertfachem* Gewürz die Töpfe *verschönen.* v. 44. οὐ δέδι' ἄνθρωπον, καίπερ μέγα σῶμα φοροῦντα. *Zwar ist der Mensch von Riesengrösse, doch fürcht' ich ihn selbst nicht*, wo auch die Stellung der letzten Worte sinnwidrig ist. v. 68. κύμασι πορφυρίοις κατεκλύζετο *Doch als ihn die schwarzen Wogen umschlugen*, und πολλὰ δακρύων. *da hub er bitterlich an zu weinen.* v. 72. φόβου κρυόεντος ἀνάγκῃ *vom kalten Todesschauer ergriffen.* v. 75. πολλὰ δ' ἐβόα· *da heulte er jammernd.* Wir zeichnen noch eine Stelle aus der Rede des Physignathos S. 7. aus, die, ohne das Original zu befragen, niemand richtig verstehn wird:

> *Aber wie würd' ich dein Freund, von dir von Natur so verschieden?*
> *Denn du lebst ja im Wasser; doch mir ist alles beschieden,*
> *Was den Gaumen der Menschen entzückt.*

Dieser letzte Satz, um die unschicklich gewählten Ausdrücke darin nicht zu rügen, hat vollkommen das Ansehn einer Einwilligung. Das Original sagt etwas ganz anders.

Die philologische Zugabe, um auch von dieser zu reden, besteht in einer *Erklärung der eigenen Namen, Doppelwörter* (soll heissen *der zusammengesetzten Wörter*) *und einiger Stellen.* Ausser der Etymologie der Namen, wie sie in mehrern Ausgaben der Batrachom. stehen, findet man hier einige pragmatische Bemerkungen; z. B. zu v 65., wo Psicharpax schnell des Physignathos Rücken besteigt: „Prinz Brosamräuber war hier zu hastig. Er vergass der Lehre: ἡ βραδύπους βουλή etc." Auch S. 40 eine kritische: „Der Krebs, heisst es hier, ist für den Uebersetzer eben so furchtbar, als für das Mäuseheer. Denn er ist ganz mit Doppelwörtern bepanzert. Auch scheint die Lesart unrichtig; bald hat nach ihr der Krebs Hände, χειροτείνοντες; bald ist er Händelos: ἀχειρής. Ich lese also vielleicht durch eine *glückliche* Aenderung ἰσχυροτένοντες." Nach dieser glücklichen Aenderung würde der Vers also lauten:

> βλαισοί, ἰσχυροτένοντες, ἀπὸ στέρνων ἐσορῶντες.

und in der That, wenn die ganze Batrachomyomachie auf diese Weise und mit solchem Glücke emendirt würde: so würde sie mit Hn *W.* Uebersetzung in der vollkommensten Uebereinstimmung stehn. Dieser *palmaria emendatio* ist S. 41. folgende Erklärung zugesellt: ισχυροτενων (in diesem Anhange enthält sich der Vf. der Accente und Spiritus) von ισχυρος, stark, und τενων. *Nervus in collo, qui ad ultimos usque talos protenditur. Cervix.* Nacken."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUN

Mittwochs, den 13. May 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Henrichs, und TÜBINGEN, b. Cotta: *Archives Littéraires de l'Europe;* ou Melanges de Littérature, d'Histoire et de Philosophie. Par une Société de Gens de Lettres. Suivis d'une Gazette Littéraire Universelle. *Tom. I.* 1804. XC u. 414 S. — *Tom. II.* LXXVI u. 440 S. — *Tom. III.* LXXXIV u. 418 S. — *Tom. IV.* LXIV und 443 S. — *Tom. V.* 1805. LXXXII u. 430 S. — *Tom. VI.* C u. 440 S. — *Tom. VII.* LXXXVIII und 432 S. — *Tom. VIII.* LXXVI u. 420 S. — *Tom. IX.* 1806. LVIII u. 432 S. gr. 8. (Jeder, aus *drey* Heften bestehende Band, für die Abonnenten, 9 Franken; der Jahrgang von *zwölf* Heften 30 Franken, oder 8 Rthlr.)

Zu der Sammlung und der Herausgabe dieser, sich durch vielseitiges Interesse empfehlenden, Zeitschrift hat sich eine zahlreiche Gesellschaft von Gelehrten vereint, deren Namen grösstentheils schon rühmlich bekannt sind. Der Umschlag jedes Stücks nennt folgende: *Suard*, *Morellet*, *Pastoret*, *Segur* den Aeltern, *Malouet*, *Bourgoing*, *Garat*, *Mathieu Dumas*, *Degérando*, *Savoye Rollin*, *Lasteyrie*, *Depradt*, *Lechevalier*, *Villers*, *Vasalli*, *Blessig*, *Correa-de-Serra*, *Paroletti*, *Stapfer*, *Schweighäuser*, *Pfeffel*, *Fischer*, *Butenschön*. Das dabey befindliche *etc.* steht aber nicht überflüssig. Der Plan ist weit umfassend; er soll sich auf alle Gegenstände menschlicher Erkenntnisse erstrecken, die ein allgemeines Interesse haben, bloss mit Ausschliessung der rein scientifischen. Eine Reihe anziehender, gründlicher und mannichfaltiger Aufsätze zu liefern, und das Publikum mit allen wichtigen Erzeugnissen der neuesten Literatur der vornehmsten europäischen Länder bekannt zu machen, ist der zwiefache Hauptzweck der Herausgeber, verbunden mit der Absicht, Werke des Auslandes, besonders deutsche, durch Auszüge und Uebersetzungen in Frankreich bekannter zu machen, und von merkwürdigen Verstorbenen die Lebensumstände mitzutheilen. Jedem Hefte ist dann noch, mit den angegebenen römischen Seitenzahlen bezeichnet, nach dem Muster unsrer Intelligenzblätter, eine *Gazette Littéraire* beygefügt.

Dem Redacteur dieser Zeitschrift und seinen Mitarbeitern gebührt das Lob, dass sie diesen Plan mit vieler Sorgfalt zu befolgen, und fast jedem Hefte neues Interesse und Zeitschriften dieser Art so vortheilhafte Mannichfaltigkeit zu ertheilen gewusst haben. Aus den vorliegenden *sieben und zwanzig* H[eften] wollen wir nur einige der vornehmsten Auf[sätze] nachweisen, und ihre Anzeige unter besondre H[aupt]klassen bringen.

1) *Originalaufsätze über verschiedene Gegenstände* [De]*gérando* über literarisches und philosophisches Ver[kehr] unter den europäischen Völkern macht ganz sc[hick]lich den Anfang des *ersten* Bandes, der von eben [die]sem Vf. auch noch eine Unterredung mit *Saint-*[Mar]*tin* über die Schauspiele enthält. Die Anekdote [von] dem falschen Prinzen von Modena ist unterha[ltend] genug; und noch mehr ist es das Memoire des [ver]storbenen Prinzen *von Aiguille* über seine geh[eime] Sendung nach Schottland an den englischen Pr[ätenden]denten. Gleiche Auszeichnung verdienen: *Mo*[rellet] über den Geist des Widerspruchs; und *Schweigh*[äuser] über den gegenwärtigen Zustand der Philosoph[ie in] Deutschland; eine kurze Darstellung der neuer[en Sy]steme, worin *Jacobi's* Verdienst um die Prüfung [und] Bestreitung derselben zwar vorzüglich gepriesen, [aber] dann hinzugesetzt wird: *Mais il faut à l'Allem[agne] une philosophie dogmatique, il lui faut des systemes [neufs?] neux et difficiles que les professeurs de philosophie p[uissent] commenter dans leurs leçons et dans leurs ouvrages, [et que] les esprits spéculatifs, qui s'occupent d'autres sc[iences] puissent imiter le langage mystérieux et la méthode [sans] cesse nouvelle.* In eben diesem *ersten* Bande findet [sich] auch einen kurzen, aber lesenswerthen Aufsatz [über] *Kant* von Hn. *Villers*, etwas mehr als blosser Au[szug] dessen, was er über ihn, und über den Charakter [und] die Tendenz der kritischen Philosophie in der Vo[rrede] seines bekannten Werks, *La Philosophie de K[ant]* gesagt hat. — Zu den besten Stücken der folge[nden] Bände gehören: *Malouet's* historische Betrachtu[ngen] über die Herrschaft zur See bey den ältern und ne[uern] Völkern, im Auszuge; *Pastoret's* Untersuchu[ngen] und Bemerkungen über die Aufwandsgesetze de[r Rö]mer, während ihrer freyen Verfassung; die [...] über das moralische Verderbniss der französi[schen] Sprache: Hn. *Walkenaer's* Schreiben an die He[raus]geber, über ungedruckte Handschriften *Montesq[uieu's]* nebst vier bisher noch ungedruckten Abschnitte[n sei]nes Versuchs über den Geschmack; eine statist[ische] Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand [der] Bergwerke in Schweden; über die Liebe zum [...] im späten Alter, von Hn. *Ch. Vg.* (vermuthlich [Van]*derbourg*, der auch der vornehmste Redacteur [dieser] Zeitschrift seyn soll;) über den *Dämos* des *Parrh[asius]* von Hn. *Quatremère de Quincy*, der auch die E[rklä]rungen dieses Gemäldes von andern Gelehrten, [auch] die von *Wieland*, einer Prüfung unterwirft; eine

rische Zusammenstellung der zu verschiednen Zeiten gemachten Versuche einer Vereinigung der christlichen Religionsparteyen; über den musikalischen Ausdruck; von *Morellet;* über die Philosophie des *Euripides*, von *Prévost;* neue Untersuchungen über die Entdeckung Amerika's; über das Ideal in den zeichnenden Künsten, von *Quatremère de Quincy;* über den Einfluss des Geistes der Meditation auf die Wissenschaften, von *Degérando;* über die Gleichförmigkeit der alten französischen und englischen Gesetze, von *Bernardi;* über die verschiedenen Eintheilungsarten der Zeit und den Ursprung des Kalenders, von *Ebendenselben;* über den Ursprung und Fortgang der Poesie; über die Sitten zur Zeit Ludwigs XIV. — Auch findet man im *ersten* und *zweyten* Bande fünf Briefe von *Voltaire* an Friedrich den Grossen, und zwey von Katharina II. an den Ritter *v. Zimmermann;* welche letztern aber schon früher in deutschen Schriften bekannt gemacht waren.

2) *Biographieen und Charaktere. Herder's* Nekrologie von *Degérando*, der mit dem trefflichen Manne in literarischem Verkehr stand, und hier seinen Charakter treffend genug entwirft. Im Allgemeinen heisst es von seinen Schriften: *Ce qui distingue éminemment toutes les productions sorties de la plume de cet écrivain, c'est une noblesse constante dans les pensées et les expressions, une vive et brillante imagination, la facilité, l'abondance, la variété, le coloris. On lui a reproché, peut-être avec assez de fondement de la diffusion, un trop grand luxe de figures, et trop peu de sévérité dans le choix des formes et des tournures.* — Ein mit *E. H.* bezeichneter Aufsatz über *Lichtenberg* betrifft vornehmlich die sonderbare Mischung des Kühnen und Scheuen in seinem Charakter, die Selbsterkenntniss, und die Einwirkungen der Vapeurs auf die Einbildungskraft. — *Kant's* Charakteristik von *Villers* ist schon oben erwähnt. — Ueber *Klopstock* und dessen Messiade, mit *B.* unterzeichnet. Einer von dem Dichter selbst einem ausgewanderten Franzosen aufgegebenen Uebersetzung der Episode von *Dilean* im funfzehnten Gesange des Messias, werden verschiedne Anekdoten von der Unzufriedenheit *K's.* mit den bisherigen verunglückten Versuchen ähnlicher Art voraus geschickt; und zuletzt wird darin sein Widerwille gegen *Voltaire*, doch wohl mit Unrecht, aus dem Missvergnügen hergeleitet, weil dieser ihn nicht unter den berühmtesten epischen Dichtern genannt habe: *Il a bien parlé, disait-il, de l' Iliade qu'il n'entendait pas, du Paradis Perdu, qu'il n'entendait guère. Que lui en eut-il couté d'en faire autant pour la Messiade?* — In den Auszügen aus Briefen des Abbé *Vauxelles* über England wird eine Charakterschilderung von *Wilkes* gegeben. — Prof. *Ström* an einer Normalschule zu Kopenhagen beschreibt in einem von ihm selbst aus dem Dänischen übersetzten Aufsatze die *Pestalozzische* Erziehungsmethode. — Aus des Hn. *von Halem* Lebensbeschreibung des Russ. Kais. Generalfeldmarschals, Grafen *von Münnich*, liefert Hr. *Vanderbourg* einen Auszug in mehrern Heften dieser Zeitschrift, und Hr. *Schweighäuser* eine Notiz über *Schöpflin.* — Nachrichten von dem Leben und den Werken des Grafen *Vittorio Alfieri*, von Hn. *de Fallette Barol*, Mitglied der Turiner Akademie. — Der Versuch über die Geschichte der *Prinzessin von Ahlen* ist meistens Auszug aus der 1732. herausgekommenen, und ziemlich selten gewordenen, *Histoire secrète de la Duchesse d'Hannovre*, für deren Vf. von einigen *v. Bielfeld*, von andern *v. Pölnitz* gehalten wird. — Ueber Madame *Geoffrin*; charakteristische Züge aus den Lobsprüchen, welche *Thomas, d'Alembert*, und ein Dritter, hier bloss durch *M. L. M.* bezeichnet, dieser berühmten Beschützerin der französischen Gelehrten ertheilt haben. — Auszug der von *Dazincourt* über den grossen komischen Schauspieler *Preville* gegebenen Notiz. — Ueber das Leben und die Werke des *Johannes von Salisbury*, oder, wie er hier heisst, *Jean de Sarisberi.* — Ein schöner Aufsatz über *Lavater*, vom Prof. *Meister* in Zürich, der von einer Vergleichung zwischen *L.* und *Diderot* ausgeht, die manchem Leser unerwartet, aber durch folgende treffende Gegeneinanderstellung einleuchtend seyn wird: *Si Diderot n'avait pas eu le malheur d'être Athée, la sensibilité de son ame eût été plus douce et plus vraie; les conceptions de son génie auroient été moins sombres, moins irregulières. Si Lavater avait été moins dévot, moins théologien, son imagination eût été plus variée et plus brillante; la suite de ses idées plus ferme, plus liée, plus étendue; il eût moins écrit sans doute, mais ses productions auroient atteint plus de grandeur et plus de maturité; il eût obtenu plus d'admiration, mais peut-être eût-il mérité moins de reconnaissance; le cours entier de sa vie eût été tout à-la-fois moins célèbre et moins utile.* — Eine Nekrologie *Schiller's* ist den Herausgebern von einem ungenannten deutschen Gelehrten zugesandt, mit dessen Ansichten sie nicht ganz einstimmig sind. Diess hat einige Noten veranlasst. — Nachrichten von *Georgius Syncellus*, welche Hr. *Schweighäuser* bey Gelegenheit eines vom National-Institut ausgesetzten Preises sammelte, ohne sich jedoch um diesen bewerben zu wollen. — Ueber *Sir William Jones's* Leben, Schriften und Briefwechsel, aus seiner Biographie vom Lord *Teignmouth* gezogen. — *Abailard's* Leben, eine Abkürzung seiner und *Heloisens* bekannten Biographie von *Barrington.*

3) *Kritiken* über Bücher und Schriftsteller. Eine scharfe Rüge der Indiscretionen mancher deutschen Reisebeschreiber, und besonders des Kapellmeisters *Reichardt*, wegen der beiden *ersten* Bände seiner vertrauten Briefe, aus Paris geschrieben, weil der Vf. dieser mit *Ch. Vg.* unterzeichneten Kritik es für nothwendig hielt, *de dénoncer une bonne fois aux honnêtes gens ces voyageurs-espions, non de la police, mais de la curiosité de leurs compatriotes, qui viennent — s'introduire dans les sociétés publiques ou particulières, afin d'imprimer ensuite tout ce qui s'y fait ou s'y dit.* Von den vielen Personen in Paris, über die Hr. *R.* sich unbedachtsame, oder wie sie hier genannt werden, *unverschämte* Urtheile erlaubt hat, wird

wird ein zahlreiches Verzeichniſs aufgeführt, obgleich manche derselben noch gut genug wegkommen, und er oft nur an ihrer Gesichtsbildung, Frisur oder Kleidung etwas auszusetzen fand. Auch Hn. *Ewald's* Plaudereyen über seine Reise nach Hamburg und Holstein werden scharf gerügt. Indeſs werden doch Hr. D. *Meyer*, *Fischer*, und andre deutsche Reisebeschreiber von dieser nicht mit Unrecht getadelten Klasse derselben ausgenommen. — Eine kurze und vortheilhaftere Kritik über *Heyne's* Ausgabe des *Homer*, die besonders jenes Gelehrten Ideen über das äolische Digamma betrifft. — Ueber *Klopstock* und seine *Messiade*, begleitet von einer unter des Dichters Augen und zu seiner Befriedigung verfertigten Ueberſetzung der Episode von *Dilean*, im funfzehnten Gesange. — Ueber *Delille's* französische Ueberſetzung der *Aeneis*, deren groſse Schwierigkeiten eingestanden, deren einzelne Schönheiten anerkannt, deren Mängel aber auch nicht verschwiegen, meistens aber doch dem ganz verschiedenen Genius der beiden Sprachen und ihres Versbaues zugeschrieben werden. — Ueber die Frau *von Genlis*, besonders über ihre *Souvenirs de Félicie*, die darin vorkommenden nicht immer interessanten und oft unrichtigen Anekdoten, unter welchen die, welche die Frau *du Deffant* betreffen, am umständlichsten berichtigt werden. — Ueber den Dichter *Quinault*, und die von *Boileau* über ihn gefällten Urtheile, denen man zu viel Härte vorzuwerfen pflegt; aber sie würden gefällt, ehe *Qu.* seine Opern schrieb, worin er sich selbst und seine früher gelieferten sehr mittelmäſsigen Trauerspiele so sehr übertraf. — Ueber Hn. *de Pauw* und seine Meinung von der Schönheit des weiblichen Geschlechts in Griechenland, die gegen ihn in Schutz genommen wird. — Ueber *Marmontel's* Memoiren und die darüber gemachten Kritiken. — Ueber das Lehrgedicht, *la Navigation*, von *Esmenard*, einem noch nicht reifen, aber aller Ermunterung würdigen jungen Dichter. — Ueber *Delille's* Ueberſetzung des verlornen Paradieses von *Milton*, die von Seiten des Poetischen dem Original nicht nur gleich, sondern oft überlegen, geschätzt, in der aber die Schilderung der Charaktere, der Gesinnungen und Leidenschaften minder gelungen erkannt wird. — Ueber *Sainte Croix* kritische Prüfung der Geschichtschreiber Alexanders des Groſsen. — Ueber das Trauerspiel, *les Templiers*, von *Reynouard*, deren vornehmste Fehler dem Bestreben zugeschrieben werden, dem rühmlichen Andenken Philipps des Schönen nicht allzu nahe zu treten. — Ueber den Roman, *Mathilde*, von Mad. *Cottin*, deren Talent sich mehr durch die Anlage und lebhafte Färbung ihrer Gemälde, als durch feine Schattirung derselben auszeichne. — Kritische Bemerkungen über die verschiednen Schriftsteller, über die Gröſse der Römer und ihren Verfall. *Bossuet* und *Montesquieu* sind in dieser Hinsicht von ihren Nachfolgern, unter denen auch die Schrift von *Meiners*, aber nur als Compilation, genannt wird, nicht übertroffen worden. — Ueber das spanische Heldengedicht, *l'Araucana*.

4) *Ueberſetzungen* giebt es sehr viele, fast in jedem Hefte dieser Zeitschrift; und die meisten darunter aus dem *Deutschen*. Nur diese wollen wir kurz anzeigen. Nur stellenweise, aber sehr glücklich, hat Hr. *Vanderbourg* die *Grazien* von *Wieland* in mit Versen gemischte Prose übertragen, und sie mit dem kleinen Lustspiele, *les Graces*, von *Saintefoix* verglichen. Ganz überſetzt sind: einige Fabeln von *Pfeffel;* die Insel Ischia, von *Nicolovius;* oben schon erwähnte Stücke von *Lichtenberg;* zwey kleine Gedichte von *Claudius;* eine Ode vom jüngern Grafen zu *Stolberg;* Briefe über die Landschaftmalerey von *Köppen;* über die Geduld, von *Garve*, nur zum Theil; eine Erzählung vom Hn. *von Ramdohr;* Diogen unter den Büchern, aus *Bouterweck's* Museum; Charakter König Karls XII. von Schweden, aus *Herder's* Adrastea, die Erzählung, *Hann und Gulpenhé*, von *Wieland;* Hefir und Jedida, von *Pfeffel;* die Pythagoräerinnen, von *Wieland;* über die ältesten Zeitkürzungen, von *eben demselben;* die schöne Seite der deutschen Literatur, von *Bouterweck;* über den Rolandsgesang, von *Adelung;* das Maulthier ohne Zügel, eine Erzählung von *Wieland;* über *Mäcen's* Charakter, von *e. D.* — Muthmaſslicher Anfang der Menschengeschichte, von *Kant;* — Rechenschaft des achtzehnten an das neunzehnte Jahrhundert, ein Bruchstück von *Lichtenberg;* aus den im *achten* Bande seiner Schriften befindlichen vermischten Gedanken über ärostatische Maschinen; — Ein Auszug aus dem verklagten Amor, von *Wieland*.

Wien, b. Ant. Gaſsler: *Tyroler Almanach* auf das J. 1802. 223 S. gr. 8.

Ebendaſ., b. Andr. Gaſsler: *Tyroler Almanach* auf das J. 1803. 279 S. gr. 8.

Ebendaſ., b. Ebendemſ.: *Tyroler Almanach* auf das J. 1804. 278 S. gr. 8.

Ebendaſ., b. Degen: *Tyroler Almanach* für 1805. 232 S. kl. 8.

In den letzten Jahren der östreichischen Herrschaft über Tyrol ward für die Naturgeschichte, Statistik und Geschichte dieses Landes viel gethan. Die erstere war der Lieblingsgegenstand Sr. K. Hoheit des Erzherzogs Johann; die Ersteigung der Ortlesspitze, die Reisen des Naturforschers *Gebhardt*, und die Vorbereitung eines kostbaren botanischen Kupferwerkes über die Tyroler Alpenpflanzen, welches von Sr. K. Hoheit noch zu erwarten steht, sind Früchte dieser edlen Bemühungen. Für Statistik und Geschichte dieses Landes hat mächtig gewirkt Freyherr *Joseph Hormayer von Hortenburg*, k. k. Hoffecretär bey der geheimen Hof- und Staatskanzley, der Sohn des k. k. Regierungskanzlers zu Inspruk (gest. 8. Aug. 1779.), der Herausg. und Vf. der mehrsten Aufsätze in diesem Almanache. Durch ein glückliches Zusammentreffen mehrerer günstigen Umstände, durch eignen Fleiſs, geerbte Sammlungen seines Vaters, durch vertrauten Umgang und Unterstützung eines *B. Dayser*, k. k. Hofraths bey der geh. Hof- und Staatskanzley, *Mumelters*, *Eyberg* u. s. w. durch Aufmunterung und vorleuchtendes Beyspiel eines Joh.

Joh. v. Müller, und durch sein Amt ward er in den Stand gesetzt, für Tyrols Geschichte und Statistik mehr zu thun, als je noch ein Tyroler gethan hat. In diesen Almanachen und in den kurzen Beyträgen zur Geschichte von Tyrol sind die Grundsteine seiner Geschichte von Tyrol niedergelegt, die nun mit aller Zierde und Kraft der Darstellung ausgeschmückt, bey Cotta in Tübingen erscheint, und wovon der *erste* Band bereits gedruckt, der *zweyte* unter der Presse ist. Sein Almanach ward, wie der östreichische Besitz von Tyrol, durch den Presburger Frieden unterbrochen, aber in seinem Archive für die Geschichte und Statistik von Süddeutschland ist manches aufbewahrt, und in den folgenden Bänden dürfte noch mehr davon zum Vorschein kommen, was zur Begründung der Statistik und Geschichte von Tyrol gehört, und was für folgende Jahrgänge jenes Almanachs bestimmt war. Auch jetzt da er als Herausg. und Bearbeiter des östreichischen Plutarchs, die Stunden seiner Musse der Geschichte der östreichischen Monarchie, als seines zweyten Vaterlandes, widmet, wird sein erstes Vaterland auch ferner Antheil an seinem vielumfassenden literarischen Fleisse haben.

Rec. zeichnet aus den vorliegenden Jahrgängen zuerst dasjenige aus, was für das ernsthafte Studium der Geschichte und Statistik gehört. Dahin rechnet er *aus dem Jahrg.* 1802. das Tyroler Landlibell vom J. 1511. oder den Freyheitsbrief dieses Landes von K. Maximilian. Die Tyrolische Landzuzugs-Ordnung und Instruction vom J. 1704. — Aus dem *Jahrg.* 1803. Die Geschichte des bayr. Einfalls in Tyrol vom J. 1703. Die Verhandlungen des Landtages zu Botzen 1508. Ueber die in den bayrischen Häusern Dachau und Andechs gewöhnlichen Titel Herzog von Dalmatien und Meran, wozu auch die Geschichte dieser Häuser in den Jahrg. 1804. und 1805. gehört. (Diese Abhandlung hat eine andere des Hn. *v. Engel* in der Zeitschrift von und für Ungern veranlasst, worin gezeigt wird, dass dieses Dalmatien das sächsische Dalmatien sey, und diess Meran nicht in Tyrol, sondern in Sachsen liege.) Beytrag zur Geschichte der öffentlichen Verwaltung in Tyrol, mit einer Liste aller seiner Statthalter, Kanzler, Hofkammer- und Gubernialpräsidenten, Landeshauptleute und Burggrafen. Der türkische Bothschafter zu Stams im Jahr 1497. *Mumelters* Biographie. — *Aus dem Jahrg.* 1804. Die Schmalkaldischen Bundesverwandten in Tyrol, aus der Handschrift des tyrolischen Kanzlers Burglechner. Uebergabs-Urkunde Tyrols an das Erzhaus Oestreich 1363. Der Kardinal Hadrian in Tyrol. — Die Eroberung von Kufstein 1504. Biographie des Georg v. Freundsberg. — *Aus dem J.* 1805. Der Bauernkrieg von 1525. aus der Handschrift des oben gedachten *Burglechner*, ein herrlicher Beytrag zur Geschichte der Entstehung, aber auch baldigen Unterdrückung der Reformation in diesem Lande. Römische Monumente in Tyrol. Biographie des Freyherrn Joseph Ignatz v. Hormayer — ein für Sohn und Vater gleich ehrenvolles ihm gesetztes Denkmal — und des Freyherrn Jos. v. Sperges, Referendars der ital. Angelegenheiten bey der k. k. g. Staatskanzley. Statistischer Abriss von Vorarlberg, welches bis 1804. unter dem Insbruker Gubernio stand — von Lindau — von der Grafschaft Rothenfels. — Bevölkerung Tyrols samt Trident und Brixen im J. 1804.

Nebenbey hatten alle diese Jahrgänge des Almanachs eine rühmliche patriotische Tendenz. Sie erzählen die Geschichte der neuesten Kriegsbegebenheiten von Tyrol, und die Heldenthaten der Tyroler bey Beschützung ihres Landes und der Monarchie. Theils liefern sie hiedurch bedeutende Beyträge zur neuesten Kriegsgeschichte — theils erwecken sie bey jedem parteylosen Beobachter warmes Interesse für das Land und dessen wackere Bewohner, Achtung gegen die östreichische Regierung, die sich die treueste Anhänglichkeit dieses deutschen biedern Gebirgsvolkes zu erwerben wusste, und ein gutes Vorurtheil für die Verfassung dieses Alpenlandes, die auf ausgezeichneten bürgerlichen Freyheiten des Bürger- und Bauern-Standes beruhet. Wer kann z. E. im Jahrg. 1802. ohne Bewunderung die Thaten der Tyroler wider die Joubertische Heeresabtheilung im J. 1797., welche aus actenmässigen Quellen beschrieben sind, lesen? und im Jahrg. 1804. die Vertheidigung der Position bey Feldkirch 1799? Das Mädchen von Spinges am 2. April 1797. auf der dortigen Kirchhofmauer, Johann v. Gräff, Dominik. v. Cazan, Jacob Sieberer, Christian Stark, Peter Haider, Bernard dal Ponte, Pater Pirminius Berghofer, Johann Vanzetta und andere mehr, denen hier der Vf. das verdiente Ehrendenkmal aufgestellt hat, werden, welchen Ausgang zuletzt auch die Sache ihres Vaterlandes trotz ihrer Bemühung nahm, nicht nur in der Zeitgeschichte, sondern vielleicht auch in einer unparteyischen Weltgeschichte unserer Nachkommen fortleben.

Die in diesen Almanachen vorkommenden Gedichte sind ebenfalls dem Tyroler Heldengeiste älterer und neuerer Zeiten gewidmet. Einige derselben sind vom Hn. *Weissenbach*, D. der Medicin und Chirurgie, aus Tyrol: und wenn gleich die Kritik die feinste Feile und die höchste Vollendung vermissen sollte, so sind sie doch nicht ohne innern Werth. Das Lied von Tyrol von diesem Vf. verwebt literarisch-artistische Erinnerungen an *Grödner*, *Zauner*, *Anich*, *Knoller*, *Schöpf*, *Kapeller*, *Mumelter*, *Jordan*. Die historischen Balladen sind wahrscheinlich vom Freyherrn v. Hormayer selbst. Z. E. jene betitelt Graf Albrecht von Tyrol 1158. die Retterin von Bregenz 1408. Der Burghauptmann zu Seeben 1097. Heinrich der Stolze vor Ambrass 1136.

Noch muss Rec. etwas von den Kupferstichen erwähnen, womit diese Almanache reichlich und zweckmässig ausgestattet sind. Das Tyroler Schützen Leben und das Tyroler Landsturmgefecht sind zwey auch in artistischer Rücksicht vorzügliche Blätter des Jahrg. 1802. Jacob Sieberers und Peter Haiders Portraite befinden sich in eben demselben. *Der Jahrg.* 1803. enthält ein schön radirtes Blatt betitelt: Die Passeyrer Schützen auf dem Scharler Joche; dann die Bildnisse Oswalds von Wolkenstein und Mumelters (ein Bruststück). *Jahrg.* 1804. Bildnisse des Georg v. Freundsberg, und des B. Sperges. *Jahrg.* 1805. Bildniss des Erzh. Johann. Ein paar historische Kupfer von Neidl. Die Schlösser Greifenstein und Firmian von Ponheimer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. May 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Ruprecht: *Herbert Marsh's*, Mitgliedes des Johannis-Collegii zu Cambridge, *Anmerkungen und Zusätze zu J. D. Michaelis Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes.* Nebst einer *Abhandlung* über die Entstehung und Abfassung unserer ersten drey kanonischen Evangelien. Aus dem Englischen — von *E. F. K. Rosenmüller. Zweyter* Theil. 1803. 332 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste* Theil des englischen Werks, welcher in *drey* Octav-Bänden die Uebersetzung des *ersten* Bandes der *Michaelis'schen* Einleitung nebst den dazu gehörigen trefflichen Anmerkungen des gelehrten Engländers umfasste, ist mit gebührendem Lob in unsrer A. L. Z. 1794. Nr. 197., und der *erste* Theil der deutschen Uebersetzung von *Marsh's* Anmerkungen in den Ergänz. Bl. (zur A. L. Z. 1785 — 1800.) Jahrg. 2. Nr. 79. angezeigt worden. Alles was dort von den gründlichen und ausgebreiteten philologischen, kritischen und historischen Kenntnissen, von der bewundernswerthen Belesenheit in den (selbst auch kleinen) Schriften deutscher Gelehrten, von dem Scharfsinne, der Bedächtlichkeit und dem Fleisse des Vfs. der Anmerkungen rühmliches gesagt worden ist, bestätigt sich vollkommen durch die Fortsetzung des Werks, welches nicht nur wegen der vielen und erheblichen Zusätze, die oft neue Untersuchungen enthalten, sondern auch wegen einer kaum glaublichen Menge von Berichtigungen grösserer und kleinerer von *Michaelis* begangener Versehen eine durchaus unentbehrliche Beylage zu dessen *Einleitung* ist. Schade nur, dass Hr. *M.* so langsam fortrückt. Der vor uns liegende Band zerfällt in *zwey* Abschnitte, deren letzterer die auf dem Titel angegebene Abhandlung begreift, der *erstere* aber die Anmerkungen und Zusätze zu einem nur kleinen Theil des *zweyten* Bandes des *Michaelis'schen* Werks, nämlich zu dem was darin über die drey Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas gesagt war, enthält. Um zu einer genaueren Anzeige der nur gedachten Abhandlung Raum zu gewinnen, begnügen wir uns, aus dem *ersten* Abschnitte nur einige der erheblichern und ausführlichern Zusätze des englischen Bearbeiters bemerklich zu machen. Dahin rechnen wir die Behauptung, (die uns jedoch nicht mit hinlänglichen Gründen unterstützt zu seyn scheint) dass Matthäus die chronologische Ordnung der Begebenheiten genauer als Marcus und Lucas beobachtet habe, S. 5 — 12. und 39. und die Untersuchungen, wie die 6 Tage vor Ostern (Joh. 12, 1.) mit den 2 Tagen vor Ostern (Matth. 26, 2. und Marc. 14, 1.) zu vereinigen seyn; S. 15 — 18. über die von einigen dem Ammonius, von andern dem Tatian beygelegte Harmonie; S. 22 — 30. über die irrige Meinung derer, welche die Verlegung der Geburtsfeyer Christi auf den 25. December von der bestimmten Zeit des heidnischen Festes *Natalis Invicti* herleiten; S. 43 — 45. über die Dauer des öffentlichen Lehramts Christi; S. 45 — 54. und endlich die Behauptungen, dass Matthäus und Levis einerley Person seyen; S. 68 — 74. dass Matthäus sein Evangelium erst geschrieben, als Paulus und Petrus schon in Rom waren; S. 82 — 90. und dass die Original-Sprache des Evangelisten Matthäi die aramäische gewesen sey; S. 91 — 108. Die Bemerkungen des Vfs. wird man einer aufmerksamen Berücksichtigung auch selbst da werth finden, wo man die daraus hergeleiteten Resultate nicht unbedingt unterschreiben möchte. Dieser letzte Fall könnte hie und da wohl vorkommen. Denn in der That scheint Hr. *M.* bey seinen Untersuchungen über die drey ersten Evangelien nicht ganz so unbefangen gewesen zu seyn, als er sich bey der Bearbeitung des *ersten* Theiles seines Werks gezeigt hatte, sondern seine Vorliebe für die Hypothese von einem Ur-Evangelio hatte Einfluss auf manche seiner Urtheile, und musste ihn haben, wenn Inconsequenz vermieden werden sollte. Ein einziges Beyspiel mag hier stehen. Bey dem versuchten Beweise, dass Matthäus hebräisch geschrieben habe, nimmt er S. 94. 95. an, Irenäus sey in seinem Zeugnisse von der Ursprache des Buchs keinesweges blos ein Echo des Papias, sondern habe wahrscheinlich auch auf die Autorität seines hochverehrten ehemaligen Lehrers Polykarp gebaut, und Polykarp, der ja nach Irenäi Angabe mit verschiedenen Aposteln umgegangen war, *musste* doch wissen, ob Matthäi Evangelium ursprünglich hebräisch oder griechisch geschrieben sey. Aber mit diesem wissen *müssen*, ist es eine bedenkliche Sache. Freylich, wenn wir einen Kritiker unsrer Zeit in Polykarps Lage versetzen, so ist gewiss, dass dieser nichts angelegentlicheres würde gehabt haben, als von den Aposteln zu erforschen, wann, wo, für wen, in welcher Sprache, aus welchen Quellen jedes neutestamentliche Buch geschrieben sey? Allein nicht so die ehrlichen Polykarpusse jener Tage, die von Kritik und allen dahin einschlagenden Fragen auch nicht die allerentfernteste Ahndung hatten; ihnen war es genug, ein Buch aus treuen Händen empfangen zu haben, um es zu benutzen, unbekümmert um die Umstände seines Entstehens. Diese letzteren erhielten erst eine Wichtigkeit,

keit, seitdem die katholische Kirche über die Annahme unsrer vier Evangelien sich vereinigt hatte, und nun mit häretischen Parteyen in Streit über Echtheit oder Unechtheit dieses oder jenes Buchs gerieth. Da hätte man gern die Geschichte jedes Buchs wissen mögen, um davon im Kampfe mit den Gegnern Gebrauch zu machen. Aber nun war es zu spät. Statt zuverlässige historische Data finden zu können, deren Aufbewahrung man, weil man ihre Wichtigkeit nicht ahndete, vernachlässigt hatte, musste man mit unsichern, oft aus Missverstand entsprungenen, Sagen vorlieb nehmen, und die Lücken wurden dann mit eignen dreist ersonnenen Conjecturen ausgefüllt. An diese wahre, aber immer noch nicht genug beachtete, Beschaffenheit der angeblichen Zeugnisse der Kirchenväter über Gegenstände der besagten Art kann nicht oft genug erinnert werden.

Wir wenden uns zu der *Abhandlung über die Entstehung und Abfassung unserer drey ersten Evangelien*, welche wie den grösten, so auch den wichtigsten Theil dieses Bandes ausmacht. Hr. *M.* hatte hier einen Vorgänger an Hn. **Eichhorn**, der schon ehe jener schrieb, die Hypothese von einem hebräischen Ur-Evangelio als der gemeinschaftlichen Quelle unsrer drey Evangelien in seiner allgemeinen Bibliothek der biblischen Literatur umständlich vorgetragen hatte. Aber die *Eichhornische* Deduction unserer Evangelien aus dem Urevangelio befriedigte Hn. *M.* durchaus nicht. Er stellte daher die Untersuchung ganz von neuem an, und kam zwar auch auf das Resultat, dass ein Urevangelium angenommen werden müsse, unterschied sich aber von seinem Vorgänger in sehr wesentlichen Punkten. *E.* lässt unsre heutigen Evangelien erst gegen Ende des zweyten Jahrhunderts zum Vorschein kommen; *M.* hingegen setzt sie in die Lebzeiten der Männer, deren Namen sie führen. Nach ihm sind diese Männer die wahren und eigentlichen Vff. dieser Bücher, und zwar ganz in derselben Form wie wir sie noch jetzt in Händen haben, ausser dass wir statt des hebräischen Originals des Matthäus nur eine wörtlich genaue griechische Uebersetzung davon besitzen; nach *E.* hingegen hat z. B. Matthäus an dem ihm beygelegten Buch weiter keinen Antheil, als dass er eine von unbekannten Leuten mannichfaltig überarbeitete und mit allerley Zusätzen bereicherte Copie des Urevangeliums revidirt und etwas anders geordnet haben soll, worauf aber späterhin wieder andere unbekannte Leute das von Matthäus revidirte Exemplar abermals überarbeitet und nicht nur mit einer Menge kleiner Zusätze, sondern auch mit einer beträchtlichen Anzahl neu hinzugefügter Abschnitte vermehrt haben. Dem gemäss behauptet denn auch Hr. *E.*, dass man bey einem grossen Theil unsers ersten Evangeliums (ungefähr bey einem Drittheil desselben) völlig ungewiss bleibe, ob die darin enthaltenen Erzählungen die Autorität des Matthäus für sich haben möchten oder nicht, ja dass von einer nicht geringen Anzahl Abschnitte (nicht etwa von den zwey ersten Kapiteln allein) schlechthin geläugnet werden müsse, dass sie von Matthäus herrühren, oder auch nur genehmigt seyn, vielmehr geradezu von manchen gesagt werden dürfe, sie seyen apokryphisch; da hingegen Hr. *M.* allen Abschnitten unsrer Evangelien (wofern nicht etwa die Kritik ihre Unechtheit mit anderweitigen Gründen darthun kann,) die Sanction eines Apostels oder eines namentlich bekannten Gehülfen der Apostel vindicirt, und hierin so weit gehet, dass er S. 299. Note 24. ausdrücklich bemerkt, seine Hypothese vertrage sich vollkommen wohl mit der Lehre von der Eingebung, zwar nicht mit der wörtlichen Eingebung, aber mit der Inspiration, wie sie von gelehrten Theologen erklärt und darein gesetzt werde, dass der heilige Geist die heiligen Schriftsteller vor Irrthümern bewahrte und dazwischen trat, wenn sie ohne seinen Beystand in Gefahr zu irren gewesen wären. (Dessen ungeachtet ward der redliche *Marsh* von seinen hyperorthodoxen Landsleuten seiner Hypothese wegen beynahe verketzert. Wie viel glücklicher ist in diesem Punkte nicht ein deutscher Gelehrter!) Endlich benutzte Hr. *E.* den weiten Spielraum von länger als einem Jahrhundert, den er sich vorbehielt, sehr gut, um darein die lange Reihe von Operationen so vieler Ueberarbeiter, Bereicherer, Zusammenschreiber, Ordner, abermaligen Ueberarbeiter und Uebersetzer zu vertheilen, welche Operationen und *resp.* Manipulationen ihm nöthig schienen, um nicht nur unsere drey Evangelien, (auf welche sich Hr. *M.* beschränkt,) sondern auch noch eine Menge andrer apokryphischen, von denen nur Bruchstücke übrig sind, vor unsern Augen entstehen lassen zu können. Hr. *M.* aber, durch den viel kürzeren Zeitraum, innerhalb dessen er sich halten zu müssen glaubte, mehr beengt, sah sich genöthigt, auf einfachere Mittel zu denken, um denselben Zweck in Hinsicht auf unsere drey Evangelien auf einem kürzeren Wege und schneller zu erreichen. Und eben diese (freylich nur relativ) grössere Simplicität der *Marshischen* Hypothese könnte ihr vielleicht vor der *Eichhorn'schen* in dem Urtheil mancher, die die Annahme eines Urevangeliums nun einmal für nöthig halten, den Vorzug verschaffen. Um so mehr möchte es nöthig seyn, nachdem ein anderer unserer Mitarbeiter die *Eichhorn'sche* Hypothese, so wie sie von ihrem berühmten Urheber in dem *ersten* Bande seiner Einleitung in das N. T. erweitert und verbessert vorgetragen ist, bereits 1805. Nr. 127 — 132. ausführlich recensirt hat, nun auch noch eine beurtheilende Darstellung der *Marshischen* Ansicht eines so interessanten Gegenstandes in diesen Blättern niederzulegen.

Die Abhandlung ist in *siebzehn* Kapitel getheilt. I. *Allgemeine Darstellung der Untersuchung.* Die sehr häufige, oft sogar wörtliche Uebereinstimmung der drey Evangelisten mache durchaus nothwendig, eins von beiden anzunehmen: entweder Matthäus, Marcus und Lucas copirten einer von dem andern, oder alle drey schöpften aus einer gemeinschaftlichen Quelle. II. *Von denen welche annehmen, daß die spätern Evangelisten aus den früheren genommen haben.* Der möglichen Fälle sind sechs. Die Gelehrten werden genannt, welche für den einen oder den andern Fall sich erklärt haben.

haben. (Seitdem Hr. *M.* diess schrieb, sind in Deutschland noch mehrere neue Hypothesen, oder doch neue Modificationen vorher schon aufgestellter versucht worden.) Die Verschiedenheit der Meinungen unter denen, die zu dieser Klasse gehören, entspringe aus der Uneinigkeit über die Zeit, wann jeder Evangelist geschrieben habe. Nun aber könne keiner dieser Gelehrten für die Richtigkeit der von ihm angenommenen Zeitfolge, in welcher die Evangelien nach einander geschrieben seyn sollen, einen tauglichen Beweis führen. Daher die Unsicherheit aller bisherigen, zu dieser Klasse gehörigen Hypothesen. III. *Ueber Griesbachs Hypothese insbesondre.* G. habe die sonst gewöhnliche Methode umgekehrt, und aus dem Gebrauch der in einem Evangelium von den andern gemacht sey, auf das frühere oder spätere Datum eines jeden zurückgeschlossen. Seine Meinung sey: α) Lucas habe den Matthäus gebraucht; (diess hat er aber nur beyläufig gesagt, ohne die Art des Gebrauchs, worauf es wohl ankäme, näher zu bestimmen und zu erörtern;) und β) Marcus habe den Matthäus und den Lucas in der Masse benutzt, dass er aus diesen beiden sein ganzes Buch, nur allein 24 Verse ausgenommen, zusammen getragen habe. Hr. *M.* urtheilt, es könne aus dieser Hypothese die wörtliche Uebereinstimmung des Marcus mit Matthäus und Lucas, die vom ersteren befolgte Anordnung der Begebenheiten, und dass dessen Buch das alles enthalte was es enthält, erklärt werden; auch sey sie vereinbar damit, dass bey Marcus manches Wichtige fehle, was Matthäus und Lucas haben. Allein es komme nun darauf an, ob nicht eine andere Hypothese die drey erstgenannten Erscheinungen eben so gut (und natürlich), und die letzte noch befriedigender erkläre; vornehmlich aber stehe ihr im Wege, dass sie sich mit gewissen, bisher nicht beachteten (weiter unten anzuführenden) Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien nicht vertrage. IV. *Von denen, welche annehmen, daß unsre Evangelisten eine gemeinschaftliche Urschrift, oder mehrere gemeinschaftliche Urschriften gebraucht haben.* Hier werden angeführt die Meinungen *Le Clercs*, *Koppes*, *Michaelis* in der *vierten* Ausgabe seiner Einleitung, *Semlers*, *Lessings*, *Niemeyers*, *Webers*, *Halfelds* und *Rußwurms*. V. *Ueber Eichhorns Hypothese insbesondere.* Diese konnte hier nur nach der früheren Darstellung ihres Urhebers in seiner allgemeinen Bibliothek beschrieben werden. Hr. *M.* gestehet ihr mehrere Vorzüge vor andern Hypothesen zu, bittet jedoch seine Leser, ihr Urtheil noch zu suspendiren, bis er die schon Kap. 3. angedeutete, aber bisher nicht (auch von *E.* nicht) beachtete Erscheinung in das nöthige Licht werde gesetzt haben. Ausserdem macht er die gegründete Einwendung, dass die in Frage stehende Hypothese den wichtigen Umstand nicht erkläre, dass die drey Evangelisten oft in langen Stellen selbst in den gebrauchten Worten ganz genau übereinstimmen. (Diesem Mangel hat nun *E.* in seiner späteren Darstellung dadurch abhelfen wollen, dass er zu Rettung seiner Haupt-Hypothesen noch drey neue Hülfs-Hypothesen annahm, nämlich eine griechische Uebersetzung des noch reinen unveränderten Ur-Evangeliums, sodann eine griechische Uebersetzung eines schon vermehrten Exemplars des Urevangeliums, und endlich noch eine griechische Uebersetzung eines andern, gleichfalls, aber mit andern Zusätzen, vermehrten Exemplars des Urevangeliums; die erste sollen alle drey Vff. unsrer Evangelien, die zweyte die Vff. unsers Matthäus und Marcus, die dritte die Vff. unsers Matthäus und Lucas zur Hand gehabt haben.) VI. *Von denen, welche die beiden vorhergehenden Hypothesen verbinden. Boltens* und *Herders* Meinungen werden vorgetragen und Einwendungen gegen beide gemacht. VII. *Darlegung der parallelen und übereinstimmenden Stellen in den drey ersten Evangelien; Resultat daraus; verschiedene sehr merkwürdige Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der drey ersten Evangelien.* Hier will nun der Vf. den Grund zu seinem eignen Kunstgebäude legen. Den Weg dazu bahnt er sich durch die Behauptung, dass von den vielen vorher aufgezählten Hypothesen keine *Einzige* vermöge, *alle* Erscheinungen in unsern Evangelien zu erklären. (Der Vf. und andre Liebhaber eines Urevangeliums scheinen ein besonderes Gewicht darauf zu legen, dass *Eine* Hypothese *alle* Erscheinungen begreiflich machen müsse. Aber fürs erste, wo ist ein Grund zur Annahme einer solchen Nothwendigkeit? Warum z. B. muss dieselbe Voraussetzung, durch welche die auffallend grosse und durchgängige Harmonie des Marcus bald mit Stellen des Matthäus, bald mit Stellen des Lucas volles Licht erhält, überdiess auch zugleich noch die geringere und seltnere Harmonie zwischen Lucas und Matthäus erklären? Kann nicht die letzte eine ganz andere Ursache haben als die erste? Ja, wird nicht eben dadurch eine Hypothese, welche *Facta* erklären soll, unwahrscheinlich, wenn sie *alle* durch Voraussetzungen erklärt, die alle über Einen Leisten geschlagen sind? Und zweytens ist selbst die Hypothese eines Urevangeliums nichts weniger als einfach, sondern aus einer grossen Menge bloss hypothetischer Voraussetzungen und Combinationen zusammengesetzt.) Die tabellarische Zusammenstellung der griechischen mit kurzen Bemerkungen versehenen Texte der parallelen und wörtlich übereinstimmenden Stellen unsrer Evangelien ist mit ungemeinem Fleiss gemacht, und auch zu ganz andern Zwekken brauchbar. Sie hat *vier* Abtheilungen: nämlich Abschnitte 1) welche alle drey Evangelisten, 2) welche bloss Matthäus und Marcus, 3) welche bloss Marcus und Lucas, 4) welche bloss Matthäus und Lucas gemeinschaftlich haben. In allen diesen wörtlich einstimmigen Texten hat nun der aufmerksame und scharfsehende Vf. 15 Erscheinungen beobachtet, welche seiner Meinung nach ein sicheres Kriterium sind, nach welchem jede Hypothese über den Ursprung unserer drey ersten Evangelien beurtheilt werden könne: denn nur diejenige, welche *alle* diese Erscheinungen erklärt, sey die wahre. Einige der bedeutendsten und von dem Vf. vorzüglich angewendeten Erscheinungen sind folgende: obgleich Marcus und Lucas in den Erzählungen, welche allen dreyen Evangelisten gemein sind,

ſind, im Ganzen genommen öfter in Worten differiren als harmoniren, ſo tritt doch gleich Harmonie zwiſchen ihnen ein, ſo bald Matthäus mit Lucas harmonirt; und umgekehrt: ob ſchon Marcus und Lucas in den allen dreyen Evangeliſten gemeinſchaftlichen Erzählungen nicht ſelten in dem Gebrauch derſelben Worte zuſammentreffen, ſo hört doch dieſes Zuſammentreffen in den Stellen auf, welche nur allein dieſe beiden zuſammen haben, Matthäus aber nicht hat; ferner: zwiſchen Matthäus und Lucas iſt eine merkwürdige Uebereinſtimmung in den Stücken, welche dieſen beiden Evangeliſten eigen ſind; ſo bald aber Marcus dieſelbe Erzählung auch hat, hört die Uebereinſtimmung zwiſchen jenen beiden auf, es ſey dann, daſs auch Marcus wörtlich jenen beyſtimme; oder mit andern Worten: in allen Perikopen, welche den drey Evangeliſten gemein ſind, erzählen Matthäus und Lucas immer die nämlichen Dinge mit verſchiedenen Worten, ausgenommen in den Stellen, wo beide zugleich mit Marcus übereinſtimmen; noch weiter: in den häufigen kleineren Zuſätzen, welche Marcus und Lucas gemeinſchaftlich in Matthäi Erzählungen einſchalten, findet ſich nur einer, wo ſie ſich derſelben Worte bedient haben; und eben ſo iſt unter den ganzen Abſchnitten, welche nur in dieſen beiden Evangeliſten angetroffen werden, nur ein einziger und zwar kurzer Abſchnitt, wo ihre Worte gleichlautend wären; u. ſ. w.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Wider die Gefahr in öffentlichen Kanzelvorträgen zu ſtocken oder gänzlich zu verſtummen.* Ein Verſuch, in Briefen, als Beytrag zur Theorie der Kanzelberedtſamkeit; von *Joh. Philipp Lang*, des Königl. Preuſs. Inſtituts der Moral und ſchönen Wiſſenſchaften ordentlichem Mitgliede. 1805. X und 150 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. redet mit eigner Kenntniſs und durch Lectüre unterſtützt über ſeinen Gegenſtand in *ſechs* Briefen. Zuerſt giebt er den wörtlich concipirten und memorirten Kanzelvorträgen, vor den vorgeleſenen und den bloſs diſponirten den Vorzug, führt dann die Gründe für dieſe Behauptung aus, ſetzt vorzüglich den Gewinn dieſer Art des Vortrags für Declamation und Action ins Licht, und beantwortet die Einwürfe gegen die Zuläſſigkeit des Memorirens. Die Schwierigkeiten der empfohlenen Manier geſteht der Vf. zu, beleuchtet aber auch die Fehler, durch welche man ſie verdoppelt, ſo wie die Fehler im Geſchäft des Memorirens, und ertheilt die bewährteſten Rathſchläge und Hülfsmittel, ſich das Geſchäft des Memorirens zu erleichtern. Hiebey die ältere und neuere Geſchichte der Gedächtniſscultur, *Schenkels*, *Sommers*, *Klübers*, *Aretins*, *Düſchets* Bemühungen, deren Gewinn für den Prediger als gering dargeſtellt wird. Ferner zeigt er die Schwierigkeiten auf der Kanzel ſelbſt, fürs erſte diejenigen, welche von Eigenheiten des Geiſtes oder des Körpers des Redners herrühren; dann die Störungen von auſſen, durch Menſchen und durch zufällige Begebenheiten. Erſtere müſſen, ſo weit ſie es fähig ſind, durch das Intereſſe der Predigt gewonnen, letztere durch Geiſtesgegenwart beſtritten werden. Zuletzt wird gezeigt, wie man zu dieſen Eigenſchaften gelange. — Die Schreibart des Vfs. iſt gut und lebhaft, ſo daſs das kleine Buch jungen Predigern auch in dieſer Rückſicht zu empfehlen iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lüneburg*, b. Herold und Wahlſtab: D. *Chriſtian Ernſt Fiſcher's*, Hofr. und Prof. der Therapie und Klinik zu Jena, *Abhandlung vom Krebſe des Ohrs*, nebſt Beſchreibung eines merkwürdigen Falles. Aus dem Latein. überſetzt. 1804. 12 S. 4. mit einer Kpft. (8 gr.) — Der achtungswürdige Vf., welcher ſeit Oſtern d. J. ſeine Lehrſtelle zu Jena niedergelegt hat und jetzt wiederum als praktiſcher Arzt zu Lüneburg lebt, beſchreibt in dieſem Antrittsprogramme ſeines ehemaligen akademiſchen Lehramtes einen merkwürdigen und höchſt ſeltenen Fall. Ein 20 jähriger Bauer hatte ſchon vom achten Jahre an ein Jucken bemerkt, das von einem ſchorfichten Ausſchlage des Kopfes herrührte, ſich an das rechte Ohr zog und vom Reiben wund ward. Eine Röthe und Geſchwulſt kam hinzu, das Uebel aber blieb in dieſem Zuſtand einige Jahre. Um die Zeit der Mannbarkeit wuchs das Ohr immer mehr, und erreichte endlich die auf der Abbildung angegebene Gröſse, welche die natürliche wohl dreymal übertrifft. Nachdem ein Wundarzt ein Waſchwaſſer vergeblich angewandt hatte, ſo entſchloſs ſich der Kranke zur Abnehmung des Ohrs, welche von Hn. Denike verrichtet ward. Die Operation hatte keine Schwierigkeit und die Blutung ward leicht geſtillt. In ſechs Wochen war die Heilung vollendet. — Am Schluſſe der Schrift erörtert der Vf. die Urſachen des Scirrhus und Krebſes, theilt letzteren in den ſtheniſchen und aſtheniſchen ein, und wünſcht, daſs durch die genaue chemiſche Unterſuchung des Blutes die Beſchaffenheit deſſelben in krebshaften Krankheiten, deren Grund in einer gewiſſen Verderbniſs der Säfte liege, richtig erörtert werden möge. — Aus der beygefügten, ſehr ſauberen, Abbildung erhellet, daſs das Ohr nicht bloſs ungeheuer groſs, ſondern auch in der Organiſation degenerirt geweſen ſeyn muſs, weil es ein lockeres und gleichſam ſchwammichtes Anſehen hat. Das Präparat befindet ſich jetzt in dem Cabinete des Hn. G. R. *Loder* zu Halle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. May 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Herbert Marsh's, — Anmerkungen und Zusätze zu J. D. Michaelis Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes.* — — Von *E. F. K. Rosenmüller* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 115. abgebrochenen Recension.*)

VIII. *Die Hypothese, daß die spätern Evangelisten aus den frühern schöpften, geprüft durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien.* Der Vf. will nicht, was Andere gegen diese ganze Klasse von Hypothesen schon eingewendet haben, wiederholen, sondern nur nach dem von ihm aufgestellten Kriterium sie sämmtlich prüfen. Und zwar, sagt er, „wollen wir zuerst *die* besondere Hypothese prüfen, welche unter allen dieser Art die am besten vertheidigte ist, dass nämlich Marcus bey Abfassung seines Evangeliums die Evangelien Matthäus und Lucas gebraucht habe." Rec. will also gleich an dieser zuerst an den neuen Probierstein gehaltenen Hypothese selbst eine Probe von des Vfs. Art zu prüfen und zu argumentiren geben. Nach vorläufiger Berührung eines Einwurfs, von dem er selbst sagt, dass er auf ihm nicht bestehe, trägt er zwey Hauptargumente gegen die in Frage stehende Hypothese vor. Das *erste* ist folgenden Inhalts: Die Beyspiele *wörtlicher* Uebereinstimmung zwischen Marcus und Lucas schränken sich fast nur auf diejenigen Theile der Evangelien ein, die man auch bey Matthäus findet. (Die allen dreyen gemeinschaftlichen Erzählungen bezeichnet der Vf. mit ℵ.) In den mehrern Abschnitten, welche Marcus und Lucas gemein haben, die aber bey Matthäus ganz fehlen (der Vf. nennt sie *B*), findet sich nur Eine aus einer einzigen Periode bestehende Stelle, wo jene Beide wörtlich harmoniren. Eben so unter den vielen kürzeren Zusätzen, welche Marcus und Lucas gemeinschaftlich in Matthäi Erzählungen einschalten (sie heissen hier β), finden wir wörtliche Harmonie auch nur in einer einzigen kurzen Stelle. Wir müssen also nothwendig annehmen, dass Marcus in Lucä Evang. die Abschnitte *B* und die Zusätze β habe von ℵ unterscheiden können, und dass er in *B* und β wörtliches Abschreiben vorsätzlich vermieden habe, ob er gleich in ℵ häufig wörtlich abschrieb. Nun aber sind ℵ, *B* und β sowohl im Lucas als im Marcus so in einander verwebt, dass niemand, der diese Evangelien einzeln liest, jene Theile von einander unterscheiden kann, und dass (sagt der Vf.) wir selbst diese Scheidung durch keinen andern Process vornehmen konnten, als durch eine Vergleichung des Lucas nicht allein mit dem Matthäus, sondern auch mit dem Marcus. Wie konnte also Marcus eine solche Analyse vornehmen, ehe sein eignes Evangelium existirte? (Hr. *M.* fand hier Schwierigkeiten, weil er alles durch das Glas seines Tabellenwerks betrachtete, und überdiess durch seine, in andrer Hinsicht zweckmässige Signaturen, ℵ, *B*, β, den Gegenstand nur wie in einen Nebel gehüllt erblickte. Tragen wir den Einwurf in planes Deutsch über, und stellen wir ihn, wie billig, in den Gesichtspunkt der Vertheidiger der hier bestrittenen Hypothese, so sagt er nichts anders als folgendes: Als Marcus bey Abfassung seines Buchs die Schriften seiner beiden Führer vor sich liegen hatte, fand er theils Erzählungen, in welchen beide wörtlich übereinstimmten, und da trug er Bedenken, an ihren gleichlautenden Relationen etwas wesentliches zu ändern; theils aber bemerkte er bey der steten Vergleichung, die er unter beiden anstellte, dass Lucas bald ganze Abschnitte, die bey Matthäus fehlten, bald kleine Einschiebsel in Matthäus Relation habe. In diesen nun fiel obiges Bedenken weg, und Marcus nahm sich die Freyheit, das, was er allein bey dem Nicht-Apostel Lucas fand, der ohnehin nicht sein Haupt-, sondern nur sein subsidiarischer Führer war, auf seine eigne Weise und mit seinen eignen Worten nachzuerzählen, wie er sich eben diese Freyheit ja auch da sogar zuweilen nahm, wo er seinem Hauptführer Matthäus folgte. Und Hr. *M.* gesteht S. 246. selbst, wiewohl offenbar ungern: „es *kann* ein Schriftsteller aus dem andern genommen, und ihn bald wörtlich copirt haben, bald wieder nicht." Wo wäre also hier eine Schwierigkeit? Doch der Vf. lenkt selbst gewissermassen ein, und giebt zu, sein Einwurf lasse sich heben, wenn man annehme, Marcus habe eine so genaue Vergleichung des Lucas mit Matthäus angestellt, dass er in dem erstern nicht nur die längern Stücke, welche dem Lucas (so muss man lesen, statt Marcus) eigen waren, sondern auch jede einzelne Periode, die Lucas in den mit Matthäus gemeinschaftlichen Stücken mehr hatte, habe bemerken können. Aber es sey nicht sehr glaublich, dass Marcus eine so genaue Vergleichung angestellt habe. Warum aber wäre diess nicht glaublich? Wollen doch die Vertheidiger der hier bestrittenen Meinung bemerkt haben, dass sogar in solchen Stellen, wo Marcus und Lucas mit verschiedenen Worten einerley erzählen, nicht selten ein Ausdruck oder eine Wendung verrathe, Marcus habe selbst, auch in Abschnitten dieser Art, den Lucas vorher gelesen, ehe er schrieb. Diese Gegner möchten also wohl schwerlich durch jenes Argument sich für widerlegt halten.) Gefähr-

fährlicher klingt der *zweyte Einwurf.* Angenommen, Marcus habe eine solche Vergleichung wirklich angestellt, und also die Stellen *B* und β von κ unterscheiden können, so bleibt doch unbegreiflich, warum Marcus, welcher in κ (d. h. in den allen dreyen Evangelisten gemeinschaftlichen Abschnitten) häufig (aber doch nicht immer) Wort für Wort mit Lucas übereinstimmt, wo Matthäus gleichfalls die nämliche Sache, aber mit verschiedenen Worten, erzählt, es sich zur Regel (?) gemacht haben sollte, wenn er an einen von den Zusätzen *B* und β kam, wo ihn Matthäus verliess und er bloss bey Lucas Hülfe fand, Lucas Worte zu verwerfen und die Sache mit andern Worten zu erzählen. (Unsere, über den ersten Einwurf gemachten Erinnerungen möchten auch hier anwendbar seyn.) Zum Beweis beruft sich Hr. *M.* auf Abschnitt 6. 7. 10. der *ersten* Abtheilung seiner Tabelle. Jeder dieser Abschnitte enthalte Beyspiele wörtlicher Uebereinstimmung zwischen Marcus und Lucas in κ, und wörtlicher Abweichung in β, welche letztere z. B. vorkämen Marc. 1, 45. 2, 4. 3, 3. (Geben wir auf die besondere Beschaffenheit jeder dieser Stellen Acht: so werden sie uns aus einem etwas andern Gesichtspunkt erscheinen, als dem Vf., dessen Blick ausschliesslich auf wörtliche oder nichtwörtliche Uebereinstimmung gerichtet war. Unmittelbar vor Marc. 1, 45. berichten alle drey Evangelisten, Jesus habe einem Aussätzigen verboten, seine Heilung bekannt werden zu lassen. Nun haben aber die Freunde der hier bestrittenen Hypothese durch Anführung vieler Stellen bewiesen, Marcus habe es ganz besonders interessant gefunden, bemerklich zu machen, dass Jesus oft nicht habe wollen seine Thaten öffentlich bekannt werden lassen, dass er es aber dennoch nicht habe verhindern können. Hier nun melden alle drey Evangelisten das dem Aussätzigen ertheilte Verbot: ὁρα μηδενι (Marcus verstärkt es durch den Beysatz μηδεν) εἰπῃς. Damit bricht Matthäus ab. Marcus aber fügt absichtlich noch bey: ἐμβριμησαμενος αὐτῳ, εὐθεως ἐξεβαλεν αὐτον. Darauf meldet Lucas: διηρχετο δε (des Verbots ungeachtet) μαλλον ὁ λογος περι αὐτου· και συνηρχοντο ὀχλοι πολλοι . . . αὐτος δε ἠν ὑποχωρων ἐν ταις ἐρημοις. . . Das genügte dem Marcus noch lange nicht; nachdrücklicher schreibt er: ὁ δε (der Aussätzige) ἠρξατο κηρυσσειν πολλα και διαφημιζειν τον λογον (man bemerke das gemeinschaftliche λογος) ὡςτε μηκετι αὐτον (τον Ἰησουν) δυνασθαι φανερως εἰς πολιν εἰςελθειν, ἀλλ᾽ ἐξω ἐν ἐρημοις τοποις ἠν· και ἠρχοντο προς αὐτον παντοχοθεν. In der andern Stelle Marc. 2, 4. ist die Rede davon, auf welche Art und Weise die Träger des lahmen Mannes diesen vom Dache herunter an den Ort wo Jesus war, gebracht haben. Lucas sagt kurz und etwas dunkel: ἀναβαντες ἐπι το δωμα, δια των κεραμων καθηκαν αὐτον. . . Marcus hatte entweder bestimmtere Nachrichten oder wenigstens eine etwas andere Vorstellung von der durch δια των κεραμων angedeuteten Sache, und schreibt daher wohlbedächtig: ἀπεστεγασαν την στεγην, ὁπου ἠν, και ἐξορυξαντες χαλωσι. . . Endlich Marc. 3, 3. lässt Marcus nur einiges Entbehrliche weg. Lucas hatte: αὐτος δε ᾐδει τους διαλογισμους αὐτων, και εἰπε τῳ ἀνθρωπῳ τῳ ξηραν ἐχοντι την χειρα· ἐγειρε, και στηθι εἰς το μεσον· ὁ δε ἀναστας ἐστη. Marcus hielt es für genug, kürzer zu schreiben: λεγει τῳ ἀνθρωπῳ τῳ ἐξηραμμενην ἐχοντι την χειρα· ἐγειρε εἰς το μεσον. Das ᾐδει τους διαλογισμους αὐτων verstand sich entweder von selbst, oder, welches wahrscheinlicher ist, es ward absichtlich weggelassen. Nämlich Matthäus erzählt den Hergang etwas anders als Lucas, und lässt die Juden Jesum fragen, ob es erlaubt sey, am Sabbat zu heilen? Damit schien sich das ἰδων τους διαλογισμους nicht gut zu vertragen. Da fand nun Marcus keinen Beruf, zwischen jenen beiden Richter in einer Sache zu seyn, die er vermuthlich nicht genau wusste, und liess also die nähere Bestimmung weg. Gleich darauf aber stimmt er dafür desto auffallender wörtlich mit Lucas überein: ἐξεστι τοις σαββασιν ἀγαθοποιησαι, ἠ κακοποιησαι; ψυχην σωσαι, ἠ ἀποκτεινaι; denn auch im Lucas muss nach kritischen Gründen ἀποκτειναι gelesen werden. — Die von Hn. *M.* angeführten Beyspiele streiten also eher gegen ihn, als für ihn. Und eben so liesse sich wohl auch bey andern ähnlichen Stellen ein vernünftiger Grund angeben, warum Marcus sich nicht an Lucas Ausdrücke gebunden habe. Indessen wäre es eine seltsame und unbillige Forderung, wenn man bey jedem Worte, das Marcus anders hat als Lucas, eine specielle Rechenschaft über die Ursache der Verschiedenheit verlangen wollte. — Aber, wendet Hr. *M.* ein, wie kommt es denn, dass Marcus, der sich so oft die Freyheit nimmt, in Stellen von den Klassen *B* und β von Lucas Worten abzuweichen, gleichwohl in vielen Stellen von der *Klasse* κ genau eben diesem Lucas folgt, obgleich Marcus angeblicher Hauptführer Matthäus die nämlichen Sachen etwas anders erzählt? Warum zieht er diesem den anderwärts so sehr zurückgesetzten Lucas hier vor? Das muss eigne Ursachen haben! Das mag seyn, gesetzt auch, wir könnten sie nicht errathen. Aber wenigstens bey vielen können wir sogar auch diess. Z. B. Matthäus erzählt zuweilen kurz, was Lucas viel weitläufiger hat. Marcus nun, der, wenn er einmal eine Begebenheit referiren will, sie immer gern recht umständlich erzählt, hält sich in solchen Fällen natürlich, wenn auch nicht ganz wörtlich, an den umständlichern Lucas. Beyspiele sind Marc. 14, 12 — 16. und Kap. 5, 1 ff. und v. 22 ff., wo v. 40. und 42. beweisen, dass Marcus noch einige Umstände mehr als Lucas von der Sache wusste, und v. 29 — 33., mit Lucas verglichen, gar nicht wie verschiedene Uebersetzungen desselben Originals, sondern völlig so aussehen, wie wenn einer eine kurz vorher gelesene Geschichte nach seiner eignen Art nacherzählt.) — Die bisher von uns beleuchteten und nicht eben sehr bündig befundenen Argumente haben bey Hn. *M.* ein solches Gewicht, dass er von nun an bis zu Ende seines Buchs als völlig erwiesen und ausgemacht annimmt, die Meinung, Marcus habe aus Matthäus und Lucas geschöpft, könne nicht statt haben. Und eben dadurch glaubt er nun auch gegen alle andre Hypothesen, nach welchen ein Evangelist den andern gebraucht haben soll, gewonnenes Spiel sich verschafft zu haben.

Denn

Denn er fährt nun fort: alle die Argumente, welche erweisen, Marcus habe den Lucas nicht gebraucht, sind auch, wenn man nur die beiden Namen vertauscht, anwendbar gegen die, welche glauben, Lucas habe aus Marcus genommen. Und nun schliesst er, immer in derselben Manier, weiter: Da weder Marcus aus Lucas, noch Lucas aus Marcus geschöpft hat, so kann auch Lucas nicht aus Matthäus genommen haben; und wiederum: da weder Marcus den Lucas, noch Lucas den Marcus und Matthäus brauchte, so kann Marcus auch nicht den Matthäus gebraucht haben. Endlich bestreitet er, abermals durch ähnliche Argumentationen, den noch übrigen möglichen Fall, dass Matthäus aus Marcus und Lucas genommen habe. Bey dem allen können wir uns aber nicht aufhalten.

IX. *Die Hypothese, daß sich die drey ersten Evangelisten einer gemeinschaftlichen griechischen Urschrift bedienten, geprüft durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien.* X. *Die Hypothese, daß unsere ersten drey Evangelien drey von einander unabhängige Uebersetzungen von einerley hebräischem Original enthalten, geprüft durch* u. s. w. Die sehr starken Gegengründe waren vornehmlich gegen Hn. *Eichhorn* gerichtet; sie treffen ihn aber jetzt nicht mehr, nachdem er in diesem Punkte, wie schon oben gedacht, seine Meinung geändert hat. XI. *Von den verschiedenen Formen, unter welchen die allgemeine Annahme einer gemeinschaftlichen hebräischen Urschrift vorgestellt werden kann; nebst einer allgemeinen Bezeichnung, welche alle mögliche Formen begreift.* XII. *Von einigen, bey der Bestimmung einer besondern Form nöthigen Vorsichtsregeln.* XIII. *Die verschiedenen Formen der erwähnten allgemeinen Hypothese, wie sie dargestellt werden können, wenn man annimmt, daß Matthäus griechisch geschrieben habe, geprüft durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien.* Sieben Formen werden aufgestellt, aber alle von dem Vf. als untauglich beurtheilt. XIV. *Die verschiedenen Formen der oben erwähnten Hypothese, wie sie dargestellt werden können, wenn angenommen wird, daß Matthäus hebräisch geschrieben habe, geprüft durch* u. s. w. Fünf Formen, aber alle verwerflich. Nachdem nun der Vf. alle mögliche Hypothesen und denkbare Formen derselben beseitigt hat, so bleibt ihm freylich nichts übrig, als seine eigene.

XV. *Hypothese des Verfassers.* Er trägt das Wesentliche derselben erst kurz vor; dann aber, um alles deutlicher zu machen, geht er (und wir mit ihm) den verschiedenen Schritten einzeln nach, welche, seiner Meinung nach, von dem ersten Entwurf der hebräischen Urschrift ℵ an bis zu Abfassung des letzten unsrer drey ersten Evangelien gethan worden seyn sollen. 1) Einige Jahre vorher, ehe eins von unsern Evangelien abgefasst wurde, entwarf man in hebräischer Sprache aus den von den Aposteln mitgetheilten Nachrichten eine kurze Erzählung von den merkwürdigsten Ereignissen des Lebens Jesu von seiner Taufe an bis zu seinem Tode. Diese Erzählung, hier ℵ genannt, enthielt nicht eine vollendete Geschichte, sondern nur Materialien dazu, die wohl nicht alle in genauer chronologischer Ordnung gestellt waren. 2) Zum Besten griechischer Christen wurde ℵ bald, vermuthlich ehe es noch durch die Zusätze *A*. α. β. u. s. w. bereichert war, ins Griechische übersetzt, א. 3) Da nachher die Apostel und andere Augenzeugen theils neue Umstände der in ℵ erwähnten Ereignisse (die Zusätze α. β. γ.), theils noch gar nicht in ℵ bemerkte Vorfälle (die Zusätze Α. Β. Γ.) mittheilten, setzten diejenigen, welche Abschriften von ℵ besassen, in denselben jene neuen Umstände und diese neuen Vorfälle am Rande hinzu. In den folgenden Abschriften kamen sie dann vom Rande in den Text. Ein solches Exemplar von ℵ hatte einen hebräischen (etwas seltsamen und den Gegenstand nicht einmal angebenden) Titel, den wir Luc. 1, 2. übersetzt finden durch διηγησις περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων, καθως παρεδοσαν ἡμιν οἱ ἀπ' ἀρχης αὐτοπται. Denn, sagt der Vf., wäre diess nicht ein Titel, sondern Lucas eigner Ausdruck, so würde er geschrieben haben παρεδοσαν αὐτοις. (Aber ἡμεις können beidesmal die Christen seyn.) Und πολλοι ἐπεχειρησαν ἀνατάξασθαι (scil. την) διηγησιν (nicht διηγησεις) soll bedeuten: Viele haben unternommen, *jene* geschriebene Erzählung *anders zu ordnen* (?). — Die Genealogie der Abschriften von ℵ wird nun so dargestellt:

ℵ

ℵ + α + *A* ℵ + β + *B*

ℵ + α + γ + *A* + Γ	ℵ + α + β + *A* + *B*	ℵ + β + γ + *B* + Γ
von Matthäus gebrauchte Abschrift. Sie mag X heissen.	von Marcus gebrauchte Abschrift. Sie mag Y heissen.	von Lucas gebrauchte Abschrift. Sie mag Z heissen.

Hr.

Hr. M. rühmt von dieser Darstellung, es sey so alles leicht und einfach, und man habe nicht nöthig, verwickelte Combinationen oder eine grosse Vervielfältigung der Abschriften anzunehmen. (Davon unten.) Zwey Abschriften zwischen א und XYZ könnten hinreichen. (Uns scheint diese Genealogie ein wenig nach jüdischen Grundsätzen, nach welchen man Mittelglieder überspringen darf, eingerichtet zu seyn. Wir vermissen hier erstens die Abschriften von א, in welchen die Zusätze $\alpha + A$, ingleichen $\beta + B$ erst noch am Rande standen, und zweytens eine Abschrift von א mit den Zusätzen $\gamma + \Gamma$, von welcher Matthäus sowohl als Lucas eine Copie hatten. Nimmt man aber noch dazu, was der Vf. im Gleichfolgenden von einer Schrift ב, von zwey sehr verschiedenen Abschriften derselben, und von griechischen Uebersetzungen selbst sagt; und fügt man weiter hinzu, was sonst noch, um einen wahrscheinlichen Zusammenhang in das Ganze zu bringen, supponirt werden muss: so wird alles so verwickelt, und die Rassen der Abschriften durchkreuzen sich dermasen, dass zur anschaulichen Darstellung die Kunst des Typographen nicht mehr zureichen würde, sondern der Chalkograph zu Hülfe gerufen werden müsste.) 4) Auser א gab es auch noch eine andere hebräische Schrift ב, eine Gnomologie, Vorschriften, Gleichnisse und Reden Jesu enthaltend, wovon aber Matthäus ein ganz anderes Exemplar hatte, als Lucas. Die aus ב geflossenen Abschnitte bezeichnet der Vf. mit Γ^2. (Billig sollten Γ^2 und Γ^3 unterschieden werden.) 5) Nun schrieb Matthäus sein hebräisches Evangelium. Seine Basis war ein mit den Zusätzen $\alpha + \gamma + A + \Gamma^1$ schon bereichertes Exemplar von א, in dessen erster Hälfte er manche Facta anders ordnete, den Originaltext in mehrern Stellen änderte und vermehrte, zwischen denselben die Zusätze Γ^2 aus ב einschaltete, und endlich mehrere ihm eigne Zusätze von besondern Umständen, Vorfällen und Reden machte, wofern nicht etwa gar auch diess aus einer frühern Schrift Δ erborgt ist, welches S. 290. für nicht unwahrscheinlich gehalten wird. Und freylich, wenn der Augenzeuge und Apostel so vieles abgeschrieben hat: so sollte man fast denken, er möge auch mit dem Uebrigen sich es nicht weniger bequem gemacht, und nicht viel mehr Verdienst bey dem Ganzen gehabt haben, als dass er einigen Begebenheiten und Aussprüchen Jesu einen andern Platz anwies, und zu Sanctionirung des Ganzen seinen Namen hergab. 6) Lucas brauchte als Basis ein Exemplar von א, bereichert durch die Zusätze $\beta + \gamma + B + \Gamma^1$, in welches er ein beträchtliches Stück nebst noch ein paar Stellen (Γ^3) aus einer Kopie von ב einschaltete. Er schrieb griechisch, übersetzte selbst das meiste aus seinen hebräischen Materialien, nahm aber doch öfters seine Zuflucht zu der schon vorhandenen (oben Nr. 2.) Uebersetzung א. Ausserdem brachte er noch manches in sein Evangelium, was er durch eigne Nachforschungen erfahren hatte. 7) Die Basis des Marcus war ein durch die Zusätze $\alpha + \beta + A + B$ vermehrtes Exemplar von א, dem er, auser der Angabe mancher besonderer Umstände der in seinem א erzählten Ereignisse, und ausser einigen kurzen Abschnitten, nichts beyfügte, sondern es nur, mit fleissiger Zuziehung der schon vorhandenen Uebersetzung א, ins Griechische übersetzte. 8) Endlich ward auch Matthäus hebräisches Evangelium wörtlich ins Griechische übersetzt. Der Uebersetzer erleichterte sich aber seine Arbeit dadurch, dass er in Stellen, wo Marcus mit Matthäus Stoff gemeinschaftlich hatte, häufig den griechischen Marcus abschrieb; wo aber dieser ihn hülflos liess, und dagegen Lucas mit Matthäus gemeinschaftlich hatte, da borgte er vom griechischen Lucas. XVI. *Die aufgestellte Hypothese durch die Erscheinungen in der wörtlichen Harmonie der Evangelien geprüft.* Mit grosem Fleiss und nicht zu verkennendem Scharfsinn sucht der Vf. zu zeigen, dass seine Hypothese jene Erscheinungen (oben Nr. VII.) sämmtlich erkläre, und dass die nicht zahlreichen Fälle, wo man mit ihr nicht auszulangen scheine, nur leichtmögliche Ausnahmen von der Regel seyen. Endlich XVII. *Die aufgestellte Hypothese geprüft durch die Erscheinungen in dem Inhalt und in der Anordnung der Evangelien.* Aus der Hypothese läst sich einsehen, wie es komme, dass die Evangelien manche Stücke gemein haben, manche nicht; desgleichen, dass die Ordnung der Erzählungen in Marcus und Lucas einerley, im Matthäus aber davon verschieden ist. Nämlich die beiden *erstern* folgten der Ordnung des Urevangeliums, der *letzte* aber hatte sie chronologisch berichtigt. (Sonderbar indessen, dass Matthäus, der sonst das vor ihm liegende Exemplar des Urevangeliums treulich und fleissig abschreibt, so viele Mühe sich gegeben haben soll, vor dem grosen Irrthum uns zu bewahren, ein Dämonischer oder Gichtbrüchiger sey zu der Zeit und in dem Zusammenhange geheilt worden, welche die Urschrift, die er copirte, angab, und dass eben dieser sorgfältige Chronolog eines Theils nirgendwo, sogar nicht einmal Kap. 3, 1. ein brauchbares chronologisches Datum an die Hand giebt, welches doch Lucas Kap. 3, 1., und Johannes durch Bemerkung der jüdischen Feste thaten, und andern Theils in einem höchst wichtigen Punkte, in der chronologisch richtigen Zusammenstellung und Trennung der Reden Jesu, unglaublich nachlässig war. Denn wer mags läugnen, dass Matthäus z. B. Kap. 10. 24 u. 25., anderer Stellen nicht zu erwähnen, durch Aneinanderreihung von Reden, die sicherlich nicht hintereinander, zu gleicher Zeit, aus einerley Veranlassung, und in dieser Verbindung gehalten worden sind, nicht nur zu Dunkelheiten, sondern auch zu bedenklichen Missverständnissen Anlass gegeben habe? Würde er diess gethan haben, wenn er die mindeste Ahndung von der Wichtigkeit chronologisch richtiger Anordnung der Erzählungen gehabt hätte?)

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. May 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Ruprecht: *Herbert Marsh's, — Anmerkungen und Zusätze zu J. D. Michaelis Einleitung in die Schriften des Neuen Bundes. — — Von E. F. K. Rosenmüller.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 116. *abgebrochenen Recension.*)

Angenommen, dass Hr. *Marsh* durch seine Hypothese alle Erscheinungen erklären könne, die er durch sie erklären wollte: so bleiben doch *a*) in unsern Evangelien andere merkwürdige *Erscheinungen* übrig, die dadurch nicht nur *unerklärt gelassen* werden, sondern die nicht einmal gut damit zu vereinigen sind. Jeder aufmerksame Leser und Ausleger jener Bücher hat gewiss bemerkt, dass bey jedem Evangelium, und vorzüglich bey Matthäus und bey Marcus, ein eigenthümlicher Plan zum Grunde liegt, welcher der Lage des Evangelisten und den Umständen und Bedürfnissen *seiner* Leser angemessen, und mit grosser Consequenz durch das Ganze durchgeführt ist. Wenn nun aber unsere Evangelisten fast nichts gethan, als ein schon vorgefundenes Buch abgeschrieben oder übersetzt haben, welches Buch ganz planlos durch allerley zufällige Beyträge und Randglossen vieler Anekdotensammler entstanden und erweitert worden war, — woher nun die Planmässigkeit? woher ein anderer auf einen andern Zweck berechneter Plan im Matthäus, und wieder ein anderer Zweck und Plan im Marcus? Durch die blossen Zusätze, welche der Evangelist zwischen die zum Grunde liegende chaotische Compilation, an die er sich übrigens sklavisch band, hie und da einschaltete, konnte doch wohl nicht eine Umwandelung des Planlosen in ein Planmässiges bewirkt werden. — Ferner: die Vff. des Urevang. sowohl, als die zahlreichen Urheber der mannichfaltigen hebräischen Zusätze dazu sind sicherlich, wenigstens grösstentheils, in der Muttergemeinde zu Jerusalem zu suchen, an dem Orte, wo Jesus so oft gewesen war, und so viel Merkwürdiges gesagt und erfahren hatte, was ganz vorzüglich die Glieder dieser Mutterkirche und ihrer hebräisch redenden Filialkirchen interessiren musste. Allein die eigensinnigen Urheber des Urevangeliums und seiner vielfachen Zusätze müssen sammt und sonders sich das Wort gegeben haben, von hierosolymitanischen Vorfällen, nur die am letzten Pascha ausgenommen, nicht eine Sylbe sich entfallen zu lassen. Sie gingen z. B. oft am Teiche Bethesda vorbey, diese Anekdotensammler, hüteten sich aber wohl, von dem, was dort vorgegangen war, am Rande ihres Urevang., wo sie doch so gern etwas hinschrieben, zu erwähnen. Das und alles Aehnliche überliessen sie dem nicht für Hierosolymitaner schreibenden Johannes. Wärs umgekehrt, so möchte man es eher begreifen. Gern hätte man also diess — und noch Manches dieser Art — von Hn. *M.* erklärt gesehen. Dagegen *b*) erklärt er uns auf das Mühsamste, was unsres Erachtens *einer Erklärung weit weniger bedurfte*, nämlich, wie es zugehe, dass die Evangelisten bald wörtlich, bald nur dem Inhalte nach harmoniren. Ein Aufschluss über die so häufige wörtliche Uebereinstimmung war dringendes Bedürfniss; nicht eben so eine Erklärung der nicht wörtlichen Harmonie, die eine Menge verschiedener, von uns jetzt nicht mehr zu ergründender, Ursachen gehabt haben kann. Sie mag entstanden seyn das eine Mal, aus einem Bestreben des spätern Schriftstellers etwas zu verdeutlichen, oder kräftiger auszudrücken, oder eine Schwierigkeit zu umgehen u. dergl.; ein andermal mag sie ihren Grund in der Verschiedenheit der momentanen Gemüthsstimmung des Evangelisten gehabt haben, da die Ausdrücke bald von selbst sich ihm darboten, bald mühsam von ihm hätten gesucht werden müssen, und also lieber erborgt wurden; ein drittes Mal, vielleicht sehr oft, war folgender Umstand an der verschiedenen Art, den Vorgänger zu benutzen, Schuld: manche Begebenheit oder manchen Umstand derselben lernte der Evangelist jetzt zum ersten Mal kennen aus der von ihm benutzten Quelle, und schreibt daher diese wörtlich ab; andere Begebenheiten oder Umstände aber wusste er ohnehin schon, hatte sie vielleicht selbst schon manchmal erzählt, oder konnte sie doch leicht und ohne Mühe erzählen, und bedient sich also im Nacherzählen grösserer Freyheit, ob er gleich seinen Führer, der ihn jetzt an diese Geschichte erinnerte, und dessen Relation er so eben gelesen hatte, nicht ganz verlassen mag; ein viertes Mal ist der Geschichtschreiber wörtlich genau im Nacherzählen dessen, was ihm das Wichtigste zu seyn schien, z. B. der Jesu in den Mund gelegten Worte; hingegen minder ängstlich in seinem Bericht von dem, was ihm nur wie die Einfassung zu der Hauptsache vorkam, z. B. in der Angabe der die Worte Jesu veranlassenden Umstände u. s. w. Jeder Geschichtsforscher muss häufig bemerkt haben, dass Historiker, welche aus frühern Historikern schöpfen, und besonders dass Annalisten des Mittelalters, die aus andern Annalen die ihrigen zusammentragen, bald wörtlich copiren, bald mit andern Worten dasselbe sagen. Aber niemand sinnt auf künstliche Hypothesen, um diese Erscheinung daraus zu erklären. Doch eine durchaus wahrscheinliche und

und befriedigende Erklärung der bald wörtlichen, bald nichtwörtlichen Harmonie der Evangelien sollte uns, ob wir sie gleich nicht für so gar nöthig halten, doch ganz willkommen seyn. Aber *c*) *wie* erklärt Hr. *M.* die Phänomene? Er sagt: ausser den allen drey Evangelien gemeinschaftlichen Abschnitten, die א heissen mögen, finde ich bey Matthäus gewisse Zusätze, die will ich *A* nennen, und sagen: Matthäus enthält א + *A*. Bey Marcus finde ich wieder andre Zusätze, die bezeichne ich mit *B*, und sage nun: Marcus fasst in sich א + *B*. Wieder andere Zusätze finde ich im Lucas, nenne sie Γ, und sage: Lucas begreift א + Γ. Aber nun sehe ich, *A* findet sich auch im Marcus, und *B* auch im Lucas, und Γ ebenfalls auch im Lucas. Ich sage also: Matthäus hat א + *A* + Γ, Marcus א + *A* + *B*, und Lucas א + *B* + Γ. Dagegen kann niemand etwas einwenden. Weil ich aber nicht glaube, dass ein Evangelist den andern gebraucht habe: so — nun erfolgt der *Salto mortale* — so verwandle ich alle jene א + *A* und א + *B* und א + *A* + *B* etc. in eben so viel *Codices*, und sage: Matthäus *schrieb ab* aus dem Codex א + *A* + Γ, Lucas *übersetzte* aus dem Codex א + *B* + Γ u. s. w. Allein nun entdecke ich noch gewisse Abschnitte im Matth. und Lucas von eigener Art, die ich ב nenne, und sage: beide Evangelien hatten auch ב. Weil aber diese Zusätze nicht an einerley Stellen stehen bey Matth. und bey Luc., und also nicht schon können in den Cod. א + *A* + Γ, oder in den Cod. א + *B* + Γ eingerückt gewesen seyn: so ists am besten, ich creire einen eignen Codex, der nur ב enthält. Aber siehe da, die Stücke ב im Matthäus unterscheiden sich doch merklich von den Stücken ב im Lucas. Um kurz aus der Sache zu kommen, nehme ich statt Eines zwey Codices ב an, ב¹ und ב². Aber dieses von mir angelegte Bibliothekchen von Codicibus, die alle *hebräisch* sind (denn so muss ich sie zu meinem Zweck annehmen), hilft mir immer noch nicht zur Erklärung der Harmonie in *griechischen* Ausdrücken. Ich lasse also eine griechische Uebersetzung von א machen. Damit ich aber nicht unversehens mehr Harmonie bekomme, als ich brauche: so lasse ich — es steht mir ja frey — die Uebersetzung sehr früh, ehe noch einer der Zusätze *AB*Γ zu א gekommen ist, fertigen, und versehe mit einem Exemplar den Marcus, und mit einem andern den Lucas; Matthäus aber, oder sein Uebersetzer, bekommt keins. Ich rechne nun darauf, dass jene beide, ob sie gleich sonst ihr Hebräisches ziemlich fertig übersetzen, dennoch so oft sie in den hebräischen Codices, womit sie versorgt sind, nämlich resp. א*AB* und א*B*Γ, auf ein Stück א treffen, sie die Mühe, neu zu übersetzen, sparen, und aus der ihnen zugekommenen griechischen Uebersetzung א das Stück abschreiben werden. Sie verrathen zwar selbst ihre etwas grosse Bequemlichkeitsliebe, indem sie nun *wörtlich* in den Stellen א übereinstimmen; aber das war es ja eben, was ich beabsichtigte. Nun muss nur noch dafür gesorgt werden, dass auch Matthäus wörtlich gleichlautend gemacht werde mit einer beträchtlichen Anzahl Stellen des Marcus, und auch mit mehrern Stellen des Lucas; und das ist nicht leicht. Denn der Mann, der den hebräischen Matth. ins Griechische übersetzt, ist sehr gewissenhaft, und scheuet keine Mühe, um seine Version dem Original aufs genaueste anzupassen. Doch von der *vis inertiae*, von der jedem Menschen mehr oder weniger beywohnt, lässt sich etwas erwarten. Man gebe dem Manne nur einen griechischen Marcus und einen griechischen Lucas: so wird er dem Reize nicht widerstehen können, Stellen, die Matthäus mit Marcus gemein hat, aus letzterm zu copiren, und wenn er in diesem nichts findet, im Lucas darnach sich umzusehen. Im Grunde hat er zwar hierdurch, da er eine kleine Mühe ersparen will, nur eine grössere. Denn nicht zu gedenken, dass es ein mühseliges Geschäft ist, die unbehülflichen zwey Buchrollen, die weder Inhaltsanzeige, noch Kapitel- oder Verszahl haben, immer auf und zuzuwickeln, um die Stellen *quaest.* aufzufinden: so ist der Mann auch so peinlich gewissenhaft, dass er, wenn er eine seinem hebräischen Matthäus correspondirende Stelle im Marcus entdeckt hat, diese nun ängstlich genau mit jenem Wort für Wort vergleicht, und falls er bemerkt, Matthäus habe etwas ein wenig anders gefasst, oder ein kleines Einschiebsel gemacht, er diess neu übersetzt, und dann wieder sich plagt, die kleinen Stückchen eigner Uebersetzung mit dem Griechischen des Marcus zu verschmelzen. Gewiss wäre er kürzer davon gekommen, wenn er seinen ganzen hebräischen Matthäus hintereinander weg übersetzt hätte. Aber *das* geht nun einmal nicht an; er *muss* copiren. Dafür aber, sagt Hr. *M.*, kann ich nun auch von meiner Hypothese rühmen, was man keiner andern zum Ruhm wird nachsagen können: ich kann durch sie *Alles* erklären, was ich erklären *wollte*. — Rec. wiederholt die Frage: aber *wie?* Nur dadurch, dass der Vf. einen unbegränzten Spielraum sich nimmt, in welchem er mit freyer Willkür waltet, und Hypothesen, Suppositionen, Combinationen u. dgl. auf einander thürmt, gerade wie er es bedarf. א + *A* + א + *B* + β + Γ + γ ist ihm noch nicht genug; er nimmt also an ein Γ¹ und ein Γ², und wenn er es nöthig gehabt hätte, auch noch ein Δ, ein Ε, ein *Z* zu haben, wer könnte es ihm wehren? Er braucht einen besondern Codex ב; gleich ist er da. Dieser eine reicht nicht zu; flugs wird ein ב¹ und ein ב² ins Daseyn gerufen; nöthigenfalls wäre eben so geschwind auch ein ג und ein ד u. s. w. entstanden. Wer solcher Freyheiten sich bedienen darf, kann am Ende ziemlich alles erklären. Aber die grosse Hauptfrage ist: *d*) ist eine so künstlich zusammengesetzte Hypothese natürlich, leicht, mit einem Wort, *wahrscheinlich?* ja, wenn man Zeit, Ort, Umstände erwägt, ist sie auch nur *leicht möglich?* Rec. zweifelt. Der *Zufall* müsste mit solcher Weisheit Erfolge hervorgebracht haben, dass kaum die bedächtigste Ueberlegung sie hätte weiser anordnen können. Es ist oben schon bemerkt worden, dass die unverkennbare Zweck- und Planmässigkeit in dem Evangelium Matthäi sowohl als Marci einem unbegreiflichen Ungefähr grösstentheils zuge-

zugeſchrieben werden müſste. Auſserdem bewirkte der Zufall auch noch, daſs jeder der drey Evangeliſten ein anderes Exemplar des Urevangeliums in die Hände bekam, deren jedes aber gerade zwey Arten von Zuſätzen zum Urevangelium enthielt; die eine Art Zuſätze fand ſich gleichförmig auch in dem vom zweyten Evangeliſten gebrauchten, und die andere Art in dem vom dritten Evangeliſten benutzten Exemplar. Wer muſs nicht die Regelmäſsigkeit des *Marſhiſchen* Schema bewundern:

Matthäus enthält $\aleph + A + \alpha + \Gamma + \gamma$
Marcus — — $\aleph + A + \alpha + B + \beta$
Lucas — — $\aleph + \Gamma + \gamma + B + \beta$

Und das ſoll bloſs dadurch bewirkt worden ſeyn, daſs jeder Beſitzer und jeder Abſchreiber des Urevangeliums ſeinem Exemplar oder ſeiner Copie alle die Zuſätze und Anekdoten beyſchrieb, die der Zufall ihm zuführte!! — Eben ſo unwahrſcheinlich iſt, daſs ſchon in ſo früher Zeit eine *ſolche Menge* von Copieen und von mehr oder weniger bereicherten Exemplaren des Urevangeliums verbreitet geweſen ſeyn ſoll, als man annehmen muſs, wofern man nicht von einer andern Seite in eben ſo groſse Unwahrſcheinlichkeiten verfallen will. Ehe die mannichfaltigen groſsen und kleinen Zuſätze und Einſchiebſel, welche der Vf. unter der Signatur $A + \alpha$ begreift, in einem einzigen Codex vereint erſchienen, ging ohne Zweifel eine ziemliche Reihe von Abſchriften voraus, von denen die frühern nur wenige, die folgenden aber immer mehrere Theile von $A + \alpha$ enthielten. Nach aller Wahrſcheinlichkeit ging es eben ſo mit den Zuſätzen $B + \beta$, und wohl auch nicht anders mit $\Gamma + \gamma$. Und nun trieb man die Liebhaberey, recht viele Zuſätze zum Urevangelium zuſammen zu bringen, immer weiter, und ſchrieb was bisher in zwey oder drey Exemplaren geſtanden, in ein einziges neben einander. So entſtanden Codices wie $A + \alpha + B + \beta$ und $A + \alpha + \Gamma + \gamma$ und $B + \beta + \Gamma + \gamma$, und wer weiſs, wie viele andere. Solche Codices fanden unſre drey Evangeliſten vor; und gewiſs waren die, welche ihnen in die Hände fielen, nicht die einzigen ihrer Art, ſondern es muſs deren viele gegeben haben. Das ſieht man auch ſchon daraus, daſs, obgleich unſre Evangeliſten zu verſchiedenen Zeiten und höchſtwahrſcheinlich auch an verſchiedenen Orten ſchrieben, dennoch ein jeder einen ſolchen Codex haben konnte. Eben ſo verhielt es ſich mit der Gnomologie ב. Matthäus ſowohl als Lucas fanden eine Abſchrift davon, und zwar jeder eine ganz andere; welches abermals auf öfteres Copiren hindeutet. Wer mag wiſſen, wie viel zwiſchen dem Ur-ב und dem ב des Matthäus oder des Lucas andere ב's dazwiſchen gelegen haben mögen? Kurz, alles führt darauf hin, daſs ein Vertheidiger der Hypotheſe des Vfs. zugeben müſſe, es habe zur Zeit der Abfaſſung der heutigen Evangelien ſchon eine ganz beträchtliche Menge mehr oder weniger bereicherter Copieen des Urevangeliums gegeben, und dieſe ſeyen damals ſo zu ſagen fabrikmäſsig angefertigt worden. Dieſs aber iſt nach dem Urtheil des Rec. in hohem Grade unwahrſcheinlich und allen damaligen Umſtänden widerſprechend. Man bedenke folgendes: um ſo viele Abſchriften, und Zuſätze zu den Abſchriften, und mannichfaltige Zuſammenſchreibungen von Zuſätzen entſtehen und in eine Menge von Exemplaren noch *bey Lebzeiten unſrer Evangeliſten* ſich verbreiten zu laſſen, hat Hr. *M.* nur etwa 30 Jahre Zeit (*Eichhorn*, weit vorſichtiger, nimmt ſich anderthalbhundert Jahre dazu); der erſtaunliche Wetteifer, Exemplare *hebräiſcher* Schriften zu vervielfältigen, muſs natürlich allein auf die Chriſten in *Paläſtina* und deſſen Nachbarſchaft beſchränkt gedacht werden; Bücherabſchreiben war damals ſehr mühſam und daher *koſtbar*, die paläſtiniſchen Chriſten aber (für die allenthalben Collecten geſammelt werden muſsten) waren *arm* und überdieſs faſt alle *ungelehrt*, ſo daſs die damals überhaupt gar nicht gemeine Kunſt des *Leſens und Schreibens* wohl nur *Wenigen* beywohnte, und auch um ſo eher ihnen *entbehrlich* war, da jeder durch Anhören deſſen, was in den Synagogen oder den Chriſtenverſammlungen vorgeleſen und vorgetragen ward, ſattſam ſich unterrichten konnte; wozu noch kam, daſs damals in jenen Gegenden mehrere Apoſtel und eine Menge anderer Augenzeugen der Thaten und Begebenheiten Jeſu noch lebten, die jedem, der ein Verlangen darnach hatte, zur Genüge erzählen konnten. Unter dieſen Umſtänden iſt es ſo gut wie unmöglich, eine ſo groſse Vervielfältigung der Exemplare des Urevangeliums anzunehmen, als nach unſern vorſtehenden Bemerkungen vorausgeſetzt werden müſste. Und wie contraſtirt nicht die unglaubliche Betriebſamkeit der armen und ungelehrten Paläſtinenſer in Vermehrung der ihnen im Grunde ziemlich entbehrlichen Copieen ihres hebräiſchen Urevangeliums und der Zuſätze dazu, mit der Kälte und Trägheit von Millionen griechiſcher, zum Theil wohlhabender und nicht ungelehrter Chriſten in Aſien, Europa und Aegypten, die (wenigſtens angeblich) um unſre griechiſchen, ihnen weit unentbehrlichern Evangelien ſo wenig ſich bekümmert haben ſollen, daſs *Eichhorn* den Satz zu behaupten wagen konnte, unſre Evangelien ſeyen erſt gegen Ende des zweyten Jahrhunderts bekannter geworden. Was der eine Gelehrte zu viel that, that der andere zu wenig; darum haben beide mit unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. — Uebrigens benehmen die Erinnerungen, die wir gegen Hn. *Marſh* machen zu müſſen glaubten, der hohen Achtung nicht das geringſte, welche wir für deſſen Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Fleiſs haben. Auch der Ueberſetzer verdient unſern Dank für ſeine wohlgelungene Arbeit. Wir wünſchen, daſs er bald wieder einen Band möge liefern können, und erſuchen ihn, demſelben, zu Vervollſtändigung des Werks, einen kurzen zweckmäſsigen Auszug aus den verſchiedenen Streitſchriften, welche in England über die *Marſhiſche* Hypotheſe *pro und contra* gewechſelt worden ſind, beyzufügen.

G E.

GESCHICHTE.

Presburg, b. Belnay: *Naponként való jegy zései* etc. *Diarium Comitiorum Regni Hung. anni* 1805., originarie lingua Hungariae conceptum et auctoritate Comitiorum Latinitate donatum. 1805. XXIV u. 101 S. Text u. 72 S. Beyl. fol.

Der kurze ungrische Reichstag des J. 1805., angefagt auf den 13. October, als der unglücksfchwangere Tag bey Ulm nahe war, gefchloffen am 7. Nov., hatte es nur mit einem Hauptgegenftande, mit der Infurrection, zu thun. So fchleunig auch der Reichstag feine Schlüffe gefafst hatte, fo blieb doch zwifchen der Zeit des Abfchluffes und der Schlacht bey Aufterlitz (2. Dec. 1805.) fo wenig Zeit übrig zum Vollzug der Infurrections-Anordnungen, dafs ihre Wirkfamkeit fich nicht erproben konnte, und nur das Refultat hervorging: dafs Ungern eine permanente und binnen 14 Tagen fchlagfertige Infurrection aufftellen müffe, wenn diefes National-Inftitut eine wirkliche und zuverläffige Hülfsquelle für die Monarchie im Drange unfrer Zeiten werden foll. — Referent übergeht daher den Artikel der Infurrection ganz, und zeigt nur einige andere Gegenftände an, die Intereffe erregen. Zur Verfaffung des Diariums in beiden Sprachen ward Jofeph v. Revitzki, Affeffor der k. Tafel, vormals Prof. der polit. und Kameralwiffenfchaften, wie auch des Gefchäftsftils zu Pefth, auserfehen. Unterm 1. Nov. ward befchloffen, alle Ständifche Vorftellungen an den König ebenfalls in doppelter Sprache, original ungrifch, mit lateinifcher Ueberfetzung von nun an abzugeben. Ferner ward der berühmte Artikel über den Gebrauch der ungrifchen Sprache bey Civil- und gerichtlichen Verhandlungen und in den Schulen abgefafst, und auch vom Hofe genehmigt, — welcher Artikel für die Cultur der ungrifchen Sprache feitdem fehr gute Folgen gehabt hat. Am heftigften fetzten fich dagegen, fo viel es Croatien betraf, die croatifchen Deputirten Korelich und Delimanich: fie ftellten den hiftorifch falfchen Satz auf: dafs die lateinifche Sprache gleichzeitig mit ihrem Reiche fey. — Man antwortete, es fey billig, dafs wenigftens jene Croaten, die bey ungrifchen Dicafterien dienen wollen, die ungrifche Sprache erlernen mögen. — Ferner baten die Stände, die Vereinigung des Litoralis (Fiume, Zeng, Buccari) mit dem ungrifchen Reich in die Gefetze aufzunehmen. Hierauf gab aber der Hof zur Antwort: dafs obwohl der König nicht gefonnen fey, die von der Kaiferin Maria Therefia bereits verfügte Einverleibung von Fiume mit Ungarn zurückzunehmen, doch die gegenwärtigen Zeitumftände die Verfaffung eines diefsfälligen Artikels nicht geftatteten. Ueber Denunciationen und deren ordentliche Unterfuchung ward ein zweckmäfsiger Artikel abgefafst und fanctionirt, um befonders die Comitatsbeamten vor willkürlichen Sufpenfionen oder Abfetzungen oder Auslaffungen aus der Candidation zu fichern. Die Stände beklagten fich, es hätten bisher folche Vorgänge ftatt gefunden: „*ut tali ratione fidelibus per ftatus et OO. electis Magiftratualibus effectuationi Altiffimarum difpofitionum fincere incumbentibus; ne fi quando neceffitas id pofcat, jura etiam Statuum defendere aufint, terror incutiatur.*" — Viel andere gemeinnützige Sachen wurden in Vorfchlag gebracht, z. B. eine gefetzliche Vorfchrift über das Forftwefen, um dem Eigendünkel der adeligen Mitbefitzer Einhalt zu thun, und die Verwüftung der Wälder zu verhüten; und die Errichtung eines eigenen Criminal-Senats bey der k. *Curia* zur fchleunigern Revifion der Criminalproceffe; aber der Feind war vor der Thüre, und der Hof fchlofs den Reichstag mit der Anzeige, dafs die kaiferl. Prinzen und Prinzeffinnen nach Ungern reifen und der Nation zum Schutze anvertraut werden follten. Das befondere Zutrauen der Stände zu dem Palatin liefs fich deutlich bemerken: auch herrfchte in den von Ignaz Almáfi verfertigten Hofrefolutionen ein gelinderer Ton, als am vorigen Reichstage.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Verfuch einer allgemeinen Einleitung in die Wiffenfchaftenkunde;* womit zu der am 26. u. 27. September im Pädagogium zu Klofter Berge anzuftellenden Prüfung einladet *Friedrich Strafs*, Profeffor und Director. 1806. 64 S. gr. 8. (4 gr.) — Zu dem gelegentlichen Drucke diefes für eine der Lectionen des Vfs. ausgearbeiteten Heftes beftimmte ihn der Wunfch, die darin enthaltene allgemeine Einleitung zur Wiffenfchaftenkunde, die er in einem Curfus von zwey bis drey Jahren vorträgt, den mit jedem halben Jahre neu hinzukommenden Zuhörern zur Lefung und Vorbereitung in die Hände geben zu können, um fie nicht immer wieder mündlich vortragen zu dürfen. Es kam bey diefer Einleitung hauptfächlich auf Beantwortung der Frage an, was diefe Wiffenfchaft fey, welchen Nutzen fie gewähren könne, und wie fie am zweckmäfsigften erlernt werde. Nach der Erörterung und Beantwortung der beiden erftern Fragen, werden von dem Vf. die vornehmften Hülfsmittel der Wiffenfchaftenkunde, und zuletzt einige der merkwürdigften bisher verfuchten Eintheilungen und Klaffificationen der Wiffenfchaften angeführt. Prof. *Krug's* Encyklopädie, und mehr noch deffen zu Jena 1795. gedruckte Vorlefung über den Zufammenhang der Wiffenfchaften unter fich und mit den höchften Zwecken der Vernunft, wobey auch eine Abhandlung über den Begriff einer Encyklopädie vorausgefchickt ift, find bey diefer kleinen Schrift, nach des Vfs. eignem Geftändniffe, nicht wenig benutzt. Was z. B. dort S. 14 ff. über die verfchiednen Gefichtspunkte vorkommt, aus welchen man eine Wiffenfchaft im Allgemeinen betrachten kann, wird hier S. 17 ff. in eben der Ordnung, nur etwas erweitert, vorgetragen. Die Anficht des Ganzen aber ift richtig gefafst und entwickelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. May 1807.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Rechtliche Abhandlung über die Gesinde-Mieth- und Vermiethung nach den in Chursachsen geltenden Gesetzen*, von *Christian August Kunad*, Churf. Sächs. Kammer-Kommiss. Rathe und Justitz-Amtmanne in Zwikkau. 1803. 14 Bog. 8. (16 gr.)

Hr. *K.* hat durch gegenwärtige Abhandlung eine Lücke in der Literatur des sächsischen Rechts ausgefüllt, die wohl jeder fühlte, welcher mit den seit einiger Zeit so häufig vorkommenden Streitigkeiten zwischen der Herrschaft und dem Dienstgesinde einigermassen bekannt ist. Seine Absicht ist jedoch nur auf die kursächsischen Gesetze und nicht auf die Lausitz, eben so wenig auf den Dienstzwang, den die Rittergutsbesitzer zuweilen auszuüben befugt sind, gerichtet; er redet vielmehr bloss von dem freywillig sich vermiethenden Gesinde. Hierbey wird zuerst der Begriff des Gesindes sehr richtig dahin bestimmt, dass auf der Einen Seite die Verpflichtung zu Leistung der Dienste und auf der andern Lohn und Kost, oder anstatt der letztern, Kostgeld dazu erfordert werde; sodann giebt der Vf. theils diejenigen Personen an, welche sich zu vermiethen, theils die, welche andre zu miethen berechtiget sind. Bey jenen bemerkt Hr. *K.*, nach Anleitung der kursächsischen Vormundschafts-Ordnung, dass Minderjährige sich sodann gültig zu vermiethen vermögen, wenn sie nicht mehr unter väterlicher Gewalt stehen; doch macht er auch hier den in der Vormundschafts-Ordnung gegründeten Unterschied, dass Minorenne, die sich bey dem Vormunde aufhalten, bey der ersten Vermiethung dessen Erlaubniss und Einwilligung haben müssen, diese aber bey der anderweitigen Vermiethung hinweg fällt. Auch können ledige Weibspersonen, nicht aber Verheirathete, ausgenommen wenn deren Ehemänner einwilligen, sich vermiethen. In dem *dritten* Kapitel wird von dem Lohne und den Diensten gehandelt. Das erstere ist auf dem Lande bekanntermassen in der neuern Gesinde-Ordnung festgesetzt; die Dienste hingegen müssen, wie Hr. *K.* sagt, tägliche und häusliche seyn. Die Dauer des Mieth-Contracts hängt nach dem *vierten* Kapitel von der Willkür der contrahirenden Theile ab. Im *fünften* und *sechsten* Kapitel redet der Vf. von den wechselseitigen Pflichten und Rechten der Herrschaft und des Gesindes; die Pflichten der letztern sind vorzüglich Treue, Gehorsam, Ehrlichkeit und Fleiss, Beförderung des Nutzens der Herrschaft, u. s. w.; dahingegen geniessen sie, wenn auch nicht durch ausdrückliche Gesetze bestätigt, doch vermöge einer Observanz den privilegirten Gerichts-Stand ihrer Dienstherrschaft, ferner Befreyung von der Recrutirung, auch bey eintretendem Concurse ein Vorzugsrecht wegen des Lohnes; die Rechte der Herrschaft ergeben sich zum Theil aus dem, was so eben von den Pflichten der Dienstboten erwähnt worden ist; es kommt jedoch noch die mässige Züchtigung hinzu. Bey den Verbindlichkeiten der Herrschaft beschäftigt sich Hr. *K.* hauptsächlich mit der Frage, ob die Herrschaft dem Gesinde, wenn es während des Dienstes krank wird, Kost und Lohn reichen müsse? und beantwortet sie dahin, dass sodann, wenn die Krankheit nur die halbe Dienstzeit hindurch dauere, die Herrschaft Lohn und Kost unverkürzt zu reichen verbunden sey, wenn sie aber länger anhalte, Herr und Gesinde den Schaden mit einander theilen müssten. Der Dienst-Contract endiget sich, nach dem *siebenten* Kapitel, durch Uebereinkunft, Ablauf der Zeit, durch den Tod oder die Verheirathung des Dienstboten, wenn letztere ihre Pflichten nicht erfüllen können oder nicht wollen, wenn sie zu Besorgung ihrer eignen Angelegenheiten unentbehrlich sind, in gewisser Masse durch das Ableben des Dienstherrn, und, wie der Vf. S. 169. anführt, wenn letzterer unvorhergesehener Weise seinen Wohnort verändert, u. s. w. Im *achten* und *neunten* Kapitel redet Hr. *K.* von den Folgen des aufgehobenen Mieth-Contracts und von dem Verfahren in Gesinde-Sachen, wo er die bürgerlichen Angelegenheiten mit Recht von dem Verfahren in Rügen-Sachen absondert, worauf der siebente Titel der Neuern Gesinde-Ordnung, der von den Diensten der Kinder der Unterthanen handelt, den Beschluss macht. — Diess ist kürzlich der Inhalt dieses lesenswerthen und mit vielem Fleisse geschriebenen Buchs, welches Rec. als einen schätzbaren Beytrag zum kursächsischen Privatrechte empfiehlt. Uebrigens kann er nicht allen Meinungen des Vfs. beytreten. S. 4. rechnet Hr. *K.* den Wirthsschaftsverwalter eines Landguts um desswillen nicht unter die Dienstboten, weil gegenwärtig die Oekonomie in ein ordentliches System gebracht und zu einer Kunst erhoben worden sey; da indessen bey den Verwaltern alle diejenigen Kennzeichen, die Hr. *K.* selbst als charakteristisch bey einem Dienstboten angiebt, zusammentreffen, da er tägliche und häusliche, nämlich Wirthschaftsdienste leistet, da er Lohn und Kost bekommt, da er überdiess sowohl nach gemeinen als kursächsischen Rechten das Vorzugsrecht der Dienstboten im Concurse seines Herrn geniesset: so ist wohl kein Zweifel, dass er ebenfalls unter sie zu rechnen ist. —

Höchst ungern nahm Rec. dagegen S. 9 ff. wahr, dass Hr. *K.* die Dienst-Anstellung der Staatsdiener mit dem Mieth-Contracte des Gesindes wo nicht völlig vergleicht, doch keine geringe Aehnlichkeit zwischen beiden findet; und sogar die Analogie derselben mit unter die Quellen der Entscheidung der Verhältnisse der Herrschaft und des Gesindes rechnet. Er sucht die Aehnlichkeit darin, dass man bey jenem auch zu einer bestimmten Dienstleistung, zu Treue und Fleiss sich anheischig mache, und dagegen die Entrichtung einer den Lebensunterhalt sichernden Belohnung bekomme, auch, wie das Gesinde (S. 9.), auf seines Herrn besondern Schutz rechne; ingleichen, dass in beiden Fällen auf die persönlichen Eigenschaften des Subjects Rücksicht genommen werde; er schliesst es ferner daraus, dass in ältern Zeiten alle, welche Hofämter bekleideten, unter dem Titel Hofgesinde begriffen worden wären; allein jeder Unparteyische wird wohl selbst die Unschicklichkeit dieser Vergleichung fühlen, da die täglichen und häuslichen Dienste, da Lohn und Kost, Miethgeld und alles, was Hr. *K.* selbst zu dem Wesen des Gesindes rechnet, hier mangelt, und Rec. kann sich nicht überzeugen, dass Hr. *K.* sich, als kurfürstlichen Amtmann, selbst dem Dienstgesinde werde gleich stellen wollen. Bey der stillschweigenden Verlängerung des Mieth-Contracts glaubt der Vf., dass da, wo die Reichung eines Miethgeldes *eingeführt* oder *hergebracht* ist, jederzeit neues Miethgeld gegeben werden müsse, weil es eine wahre neue Miethung sey. Allein Rec. kann sich hiervon nicht überzeugen: denn eine wahre neue Miethung geschieht jederzeit ausdrücklich und nicht durch stillschweigende Verlängerung, folglich würde auch kein neues Miethgeld nöthig seyn. S. 88. hätte wohl bemerkt werden sollen, dass bey Hausdiebstählen die Special-Inquisition nie mehr erfolgt. S. 108. hat der Vf. wohl den 6ten §. des 16ten Titels der Polizey-Ordnung von 1661. falsch verstanden: Er sagt nämlich, die Dienstboten, deren Herrschaft sich nicht unter den Hochzeitgästen befinde, solle sich bey Hochzeiten nicht eindrängen, oder einschleichen; allein die Polizey-Ordnung redet nicht vom Dienstgesinde, sondern bedient sich des Ausdrucks: Gesin*del*, oder müssiges und liederliches Volk. S. 133 u. f. sucht Hr. *K.* da, wo er von den Krankheiten des Gesindes handelt, die bisher streitige Frage, ob die Herrschaft dem kranken Gesinde Lohn und Kost zu reichen schuldig sey, nach der Analogie der Pachtschäden und der 20sten kursächsischen Decision zu entscheiden; man sieht aber leicht, dass dasjenige, was wegen des durch Misswachs, Ueberschwemmungen, Wetterschlag u. dgl. an den Feldfrüchten verursachten Schadens in den Gesetzen verordnet ist, auf das Dienstgesinde nicht wohl anzuwenden sey. Davon, dass, nach S. 169., bey der unvorhergesehenen Veränderung des Wohnorts der Herrschaft, die Dienstboten vor Endigung der Dienstzeit ihre Entlassung verlangen dürften, kann sich Rec. ebenfalls noch nicht überzeugen, und Hr. *K.* urtheilt hier wohl etwas zu absprechend, wenn er sagt, die Vermiethung sey in diesem Falle nur unter der Bedingung, *rebus sic stantibus*, geschlossen worden: denn theils widerspricht diess den Behauptungen des Vfs. S. 2. und 145. einigermassen selbst, theils tritt jene Bedingung, wie *Hommel* in der vom Vf. angeführten Rhapsodie sehr richtig bemerkt, nur bey einem *casu insolitissimo* ein; worunter die Veränderung des Wohnortes nicht zu rechnen ist; und warum wendet denn Hr. *K.* diese Klausel nicht auch auf die Krankheiten der Dienstboten an? Einige andere Bemerkungen will Rec. der Kürze wegen übergehen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Methodologie der gesammten Medicin.* Als Prodromus einer Encyklopädie derselben für Vorlesungen herausgegeben von D. *Theodor Alexander von Hagen.* 1806. XII und 316 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was Methodologie der gesammten Medicin sey, mit dürren Worten zu definiren, oder vom Zweck und Nutzen des Werks im voraus zu reden, ist dem Vf. ein so verächtliches Geschäft, dass er sich, zwar gegen die hergebrachte Gewohnheit doch nur derjenigen Schriftsteller, „die den Krämern zu vergleichen sind" gar nicht darauf einlassen mag; erwartend, das Studium seines Buchs werde den lebendigsten, auf Anschauung — nämlich durch das Lesen der gegebnen Darstellung — gegründeten Begriff im Leser erzeugen. Eine seltsame Ziererey, zumal in einem Werke, das den Studiencurs zu eröffnen bestimmt ist, der er aber auch gar bald untreu wird, indem er §. 3. den Begriff und Zweck seiner Methodologie dahin bestimmt, dass sie ein Ideal des Studiums und der Bearbeitung der Arzneykunde für alle Zeiten seyn, und dabey gelegentliche Winke zur Verbesserung fehlerhafter Einrichtungen geben solle, um dadurch zum Streben nach Vollendung aufzumuntern. Es erhellt daraus, dass der Vf. mit sich selbst über den Begriff und Zweck nicht ganz einig, nicht ganz auf dem Reinen war. Solche Winke gehören nicht in eine Methodologie, die Prodromus einer Encyklopädie seyn soll. Doch der Vf. berücksichtigt nicht bloss den Schüler oder akademischen Lehrer, sondern auch den Staatsmann und die Behörde, von der die akademische Einrichtung abhängt u. s. w. und schreibt sonach eine Methodologie, die nicht bloss wegen des wirklich verschiednen Gesichtspunkts, aus dem sich die wahre Methodologie einer Doctrin behandeln lässt; sondern einmal wegen des etwas problematischen Verhältnisses zur Encyklopädie, als der propädeutischen Uebersicht des wesentlichen Inhalts der Doctrin, und dann wegen einer Menge fremdartiger Einschiebsel und solcher Dinge, die sich weder aus dem Worte noch aus dem Begriffe als wesentliche Eigenschaften ableiten lassen, näher hätte sollen bezeichnet werden. Die Einleitung erörtert nun weiter die Ursachen des jetziger Zeit so häufigen Studiums der Arzneykunde. Aber dieser für den Staat und die Kunst gleich wichtige Gegenstand ist so sehr oberflächlich behandelt, dass

dafs der verständigere Leser gar nicht befriedigt wird. Eben so dürftig und fragmentarisch sind die Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Medicin und ihre Bearbeitung, mit denen die Einleitung beschliesst. Das Werk selbst handelt in eilf Abschnitten: vom *Ideal des Arzts*; von der *Vorbereitung zur Medicin auf den untern Schulen*; vom *Studium der empirischen Naturkunde* auf der Akademie; vom *Studium der Mathematik*; vom *Studium der Philosophie*; vom *Studium der Naturgeschichte überhaupt, insbesondre aber der Erde und des Menschen*; vom *Studium der Medicin in Beziehung auf Wissenschaften, Kunst und Staat*; vom *Studium der Iaterie* S. 187.; der *Chirurgie* S. 227.; der *medicinischen Waarenkunde, Pharmacie und medicinischen Pflege* S. 255. und vom *Studium der Staats-Arzneykunde* S. 269. Die ganze Ausführung verräth die treueste, gutmüthigste Anhänglichkeit an die Ansichten und Meinungen der *Schellingischen* philosophisch-medicinischen Schule; und wie sehr auch der Vf. seine Originalität erhebt, sie geht nicht weiter, als auf eine sehr in die Breite gezogne, durch eine lästige Form des Vortrags ausgedehnte Paraphrase schon bekannter und bereits hinreichend gewürdigter Lehren. Unser Bemühen darf eben defswegen nicht auf eine ausführliche kritische Darstellung vom Inhalt des Ganzen gehen, sondern darf sich auf die Aushebung einiger Punkte beschränken. — Das Ideal des Arzts als akademischer Lehrer unterscheidet sich vom Ideal des Arztes als Künstler, als der bestimmte Gegensatz: wie die Seele vom Körper. Jenes bezieht sich auf Idealität, dieses auf Realität; der Lehrer hat es mit dem Wesen, der Künstler mit der Form zu thun, in die sich das Ideal kleidet. Weder ein Geschichtserzähler, noch ein philosophischer Phantast, noch ein Empiriker, noch ein Eklektiker haben das Ideal eines Lehrers der Arzneykunde erkannt und erreicht; sondern nur ein Philosoph, „weil allein Philosophie zu bestimmen vermag, was Wahrheit sey." Doch reiche die Naturphilosophie nicht zu; der Lehrer darf auch nicht versäumt haben, die ideelle Form des Absoluten mit Eifer sich anschaulich zu machen." „Philosophie muss dem Lehrer das heiligste Kleinod und die Quelle seines Wissens seyn." „Mit möglichster Klugheit überall das Absolute erblickend zeige er nun, wie dasselbe in der Natur sich selbstständig in eine irdische Form gestalten u. s. w. könne." „Die Art und Weise, wie das Absolute sich als Organismus gebiert, die Stufen, wodurch dieses Geborenwerden an die Zeit gefesselt zu seyn scheint, muss der Lehrer zu entriren vermögen." u. s. w. So willkürlich sind alle Begriffe gedeutet, so willkürlich überall damit gespielt, so ist nicht philosophische Geistesbildung, sondern eine unhaltbare Schulphilosophie, als die reelle Quelle für eine Kunst und einen Kunstunterricht vorausgesetzt worden, zum Trotz der gegründetsten Warnungen aller Aerzte, die seit dem Hippokrates sich dem Ideal nahten, eine Quelle, die uns in der ganzen Geschichte und auch nach einem wirklich philosophisch gefassten Begriffe der Kunst, als höchst verdächtig, unrein, ganz unbrauchbar und verderblich dargestellt wird. Dass der Vf. die Haltung und Richtung verliert, und, während er von der Ausbildung zum Lehrer spricht, auch auf den Unterricht für den Schüler fällt, verdient auch gerügt zu werden. — Dem Lehrer „vergönnt die Natur in sich ihre Harmonie zu finden, er trägt eine unendliche Welt in seinem Innern, er ist die individuellste Schöpfung und der geheiligte Priester der Natur." So schliesst die Charakteristik des Lehrers, die eher alles andre, nur nicht das Ideal für diesen darstellt. Fern davon wird sich wenigstens ein jeder halten, der zwischen dem Weltenerschaffen und zwischen den menschlichen Bemühungen für Leben gesunder und kranker Menschen, den Unterschied etwas wichtiger findet, als unser Vf. Auch das Ideal des Künstlers ist in Bombast gekleidet; ein Flitterstaat, der in Staub zerfällt, so bald man, um sein Wesen zu erkennen, ihn ans Tageslicht zieht. Dass der Mensch als Gegenstand der Medicin nicht aus der Welt heraus isolirt werden dürfe, war die erste Maxime in der Theorie und Praxis unserer ältesten Urväter: wie man aber eine Welt in den menschlichen Leib hinein philosophiren soll, das haben bisher doch noch alle Schwärmer unenträthselt gelassen, so laut auch manche über Entdeckung dieses Geheimnisses triumphirten. — Der *zweyte* Abschnitt: von der Vorbereitung auf Schulen, kann höchstens in einer Methodenlehre für junge Studirende, die sich einst der Heilkunde widmen wollen, als vorläufige Bemerkung auftreten, aber in eine Methodologie der Heilkunde selbst gehört er nicht. Denn hier wird voraus gesetzt, dass der angehende Arzt die allgemeine Bildung des Gelehrten habe. Der Nutzen der Sprachen überhaupt ist zu einseitig erwogen, und doch sind die Forderungen des Vfs. übertrieben. Z. B. soll ein *gründliches* Studium der Griechen, *in seinem ganzen Umfang* Anfang und Basis jedes Schulunterrichts seyn. (Möchten doch auf dieses Gebot die neuern Philosophen ganz besonders achten, um nur wenigstens das anorgische und unorganische von einander unterscheiden zu lernen. Aus dem Munde von Männern, die so dürftige Kenntnisse der griechischen Sprache besitzen, nimmt sich die grosse Empfehlung des Studiums der Griechen ganz besonders schön und eindringend aus.) Dessen ungeachtet wird der vorzüglichste Werth der griechischen Sprache für den Arzt in das erleichterte Verstehen der Terminologie gesetzt. — Die Geschichte Deutschlands, auch wieder in *ihrem ganzen Umfange*, sey dem Arzte ebenfalls unentbehrlich. Das liest man in einer Methodologie, die das Ideal eines für alle Nationen und Völkerschaften brauchbaren Unterrichts in der Medicin darstellen soll. Alles soll der Schüler erschöpfen, Mathematik, Physik, Geographie, er soll ein *Euler*, *Kästner*, *Lavoisier*, *Fourcroy*, *Büsching*, *Ebeling* und Gott weiss, was noch mehr werden, um das Ziel seines Strebens überall zu suchen, nur nicht auf der Bahn, die wirklich dahin führt. — Wie diese beiden, sind denn auch alle übrigen Abschnitte gearbeitet. Im Abschnitt von dem Studium der Iaterie sind neue Doctrinen geschaffen z. E. *Krasiologie*, als Indiffe-

differenz der Hygiäne und Pathologie, welche drey Glieder die theoretische Medicin ausmachen; ferner *Iatrobuliologie* als Indifferenzpunkt der Pole der practischen Medicin, nämlich der Jamatologie und Therapie und die Lehre, die jeden Plan, der sich mit dem Leben in seinen verschiednen Zuständen beschäftigt, zum Gegenstande hat: es sind alte Doctrinen willkürlich gemissdeutet, um nur überall Trichotomien herauszubringen, aber nie ist auf Bedürfniss, Wesen und Geist der Heilkunst dabey Rücksicht genommen. Unglücklicher weise beschränkt sich der Nachtheil solcher Schriften nicht aufs ärztliche Subject, sondern geht auch auf die leidenden Objecte, und die Warnungen gegen solche Studien können nicht laut genug ausgesprochen werden.

POTSDAM, b. Horvath: *Taschenbuch für Militär-Chirurgen*, zur Einrichtung eines pharmaceutischen und chirurgischen Feld-Apparats, von *A. G. Rosenmeyer*, Regim. Chir. beym Kön. Preuss. Garde-Regiment. 1804. 124 S. 8. (14 gr.)

Der Zweck des Vfs. war, wie er in dem Vorbericht angiebt, „den Militär-Chirurgen, besonders den angehenden, eine Uebersicht von denjenigen Dingen zu geben, welche sie in dem Kreise ihrer Berufsgeschäfte nothwendig brauchen," und er versichert, sich dabey auf Erfahrungen gestützt zu haben, welche nicht allein er selbst gemacht, sondern auch andere in der Garnison und im Felde gesammelt haben. Diesen Zweck hat er, nach des Rec. Ueberzeugung, erreicht, und sich dadurch ein nicht geringes Verdienst um seine Amtsbrüder erworben. Man erkennt durchaus in der Schrift den mit seinem Fache vollkommen bekannten und wirklich praktischen Mann, dessen Aufmerksamkeit selbst geringfügig scheinende, im Felde aber nichts weniger als unbedeutende, Vortheile nicht entgangen sind. Da die Preuss. Militär-Wundärzte, bekanntlich, nicht bloss Chirurgen im strengeren Sinne des Wortes sind, sondern auch allen Pflichten und Geschäften der Aerzte sich mit unterziehen müssen: so erstreckt sich die hier gegebene Anweisung weiter, als es der flüchtige Anblick des Titels erwarten lässt.

Die von Hn. *R.* bey der militärischen Pharmacopöe aufgestellten Grundsätze sind: 1) bey Mitteln von gleicher Wirkung die inländischen den ausländischen vorzuziehen, 2) dem Concentrirten vor dem Voluminösen und dem Trockenen vor dem Flüssigen den Vorzug zu geben, 3) sich der Wohlfeilheit und 4) der Einfachheit möglichst zu befleissigen und 5) vornehmlich solche Mittel, welche leicht und schnell, auch sicher bereitet werden können, zu wählen. Er verlangt von den Militär-Apotheken, dass sie solche Arzneymittel enthalten sollen, „welche für hitzige Krankheiten passen und durchaus nicht ohne Nachtheil für den kranken und verwundeten Soldaten zu entbehren sind." Die Feldchirurgen sollen „keine Zusammensetzungen von Magistralformeln vorräthig haben, weil sie diese ohne Zeitverlust aus einfachen Mitteln selbst componiren können, wohl aber pharmaceutische Präparate, weil diese eine kunstmässigere Bereitung und mehr Zeit erfordern." Kräuter, welche bey dem Transporte leicht in Staub zerfallen und an den Standorten bald gesammelt werden können, gehören ebenfalls nicht zum Vorrathe der einzelnen Militär-Wundärzte. Statt des Honigs ist der eingedickte Saft von Süssholz oder von Mohrrüben anzuwenden u. s. w. „In der Militär-Praxis muss man sich auch da zu helfen wissen, wo es einem anderen, in der Kriegesheilkunde Unbekannten, öfters unmöglich scheint. Wer nicht entbehren gelernt hat, der kann, auch bey bedeutender Geschicklichkeit, als Arzt im Felde wenig Nutzen stiften." Aehnliche Regeln einer zweckmässigen Sparsamkeit sind auch in Absicht der Instrumente, Bandagen und anderer Geräthschaften aufgestellt und von dem Vf. befolgt worden. Endlich hat er auch gezeigt, wie alle diese Sachen in den möglichst kleinsten Raum gebracht und zum Transporte bequem und sicher verwahrt werden können.

Die vorliegende, nach obigen Grundsätzen verfasste, Schrift verdient es nicht allein, den Feldchirurgen empfohlen zu werden, sondern auch Civil-Aerzte und Wundärzte, welche auf dem Lande und in der Entfernung von Städten leben, werden dieses Taschenbuch mit Nutzen lesen und zum Muster bey ihrer Einrichtung nehmen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Dessau*, in d. Schulbuchh.: *Plan zu der neuen Erziehungs- und Lehranstalt*, welche zu Ostern 1805. u. s. w. zu Dessau eröffnet werden soll, von D. *Ferd. Olivier* und D. *Ernst Tillich*. 1805. 28 S. 8. — Gute Plane zu Erziehungs- und Lehranstalten verdienen nicht allein zur Zeit ihrer Erscheinung von Aeltern und Erziehern beachtet, sondern auch aufbewahrt zu werden, um der spätern Zeit zu zeigen, welche Totalansicht des Erziehungswesens und welche Hauptbestrebungen in demselben die frühere hatte. Ohne Zweifel gehört der vorliegende Plan unter die guten, und kann der Zukunft zum Belege für die *bessern* Bemühungen unsers pädagogischen Zeitalters dienen. — Uebrigens darf man den Werth einer bestehenden Erziehungsanstalt nicht nach dem bey ihrer Gründung bekannt gemachten Plan beurtheilen. Wurde sie ohne innern Beruf, vielleicht nur in ökonomischer Absicht, unternommen: so steht sie gleich beym Beginnen unter ihrer Ankündigung, und sinkt immer zum Schlechtern. Ist es aber, wie bey *Olivier* und *Tillich*, wahrer Beruf, ist es Begeisterung durch die Idee der Bildung zur Humanität mit besonnener Einsicht und Erfahrung verbunden, was zu einer solchen Unternehmung trieb: so lässt das immer freyere, immer kräftigere innere Leben der Anstalt den Buchstaben des Planes weit hinter sich zurück.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. May 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Steinacker: *Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln.* Für alle, denen ihre moralische Bildung wichtig ist, und besonders für diejenigen, die dazu gesetzt sind, dieselbe bey andern zu befördern. Von *Friedrich Ehrenberg*, reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafschaft Mark. *Erster* Band. 1803. 1 Alph. 2 Bog. *Zweyter* Band. 1 Alph. 13 Bog. 8. (3 Rthlr.)

Es giebt eine doppelte Art der Bildung der Menschen zur Tugend, die eine wird durch den Erzieher, die andere durch die eigene Bemühung der Menschen selbst, denen ihre moralische Vervollkommnung am Herzen liegt, bewirkt. Jenem schreibt die *praktische Methodenlehre* die Regeln seines Verfahrens vor; diese halten sich an ihre eigene Erfahrung und Ueberlegung und an die Vorschriften der Sittenlehre, die ihnen nicht allein Unterricht über ihre natürlichen Anlagen zur Sittlichkeit und den Umfang ihrer Pflichten, sondern auch über die Art und Weise, wie es der Mensch anzufangen habe, um sich in der Tugend zu üben und es darin zur Fertigkeit zu bringen, ertheilt. Obgleich dieser letztere Theil der Moral, den man die *ethische Technik* nennen könnte, nicht ganz unbearbeitet geblieben ist, so fehlt es doch an einer ausführlichen Bearbeitung derselben; und ein solches Werk will der Vf. hier liefern. Denn er sagt, er wolle hier einen ausführlichen Unterricht geben, wie es der Mensch anzufangen habe, das *Ideal* der Tugend (man muss es mit dem Ausdrucke nicht eben so genau nehmen) zu erreichen, da das, was davon unter dem Titel *Asketik* oder *Methodenlehre* in den Lehrbüchern der Moral vorkomme, zu *allgemein* und *schwankend* sey, die Sache nicht als Ganzes, in ihrem Zusammenhange, die Veredlung nicht als fortlaufende Geschichte des menschlichen Herzens (eine Sache, die einer praktischen Methodenlehre doch wohl ganz fremd seyn möchte) darstelle. Um dieses sein Urtheil zu belegen, wäre es nicht undienlich gewesen, wenn der Vf., der doch mit der Literatur in diesem Fache der praktischen Philosophie bekannt seyn muss, eine beurtheilende Uebersicht der bis jetzt vorhandenen praktischen Methodenlehren, und eine Anzeige der Vorzüge und Mängel einer jeden, nebst dem daraus sich ergebenden allgemeinen Resultate, dargelegt hätte, woraus dann *bestimmt* hätte ersehen werden können, wie weit wir in diesem Zweige des moralischen Unterrichts gekommen sind, welche Mängel darin noch zu verbessern und welche Lücken noch auszufüllen wären. Eigentlich kann aber der Tadel des Vfs. die Methodenlehre der Ethik, die dem *Lehrer* und *Erzieher* die Art vorschreibt, wie er seine Untergebenen in der Moral unterrichten und sie in der Sittlichkeit üben und zur Fertigkeit darin bringen soll, nicht treffen, da es ihm hier bloss um eine Anleitung für die *Menschen* zu ihrer moralischen Selbstbildung, und nicht für *Lehrer* und *Erzieher*, zu thun ist. Die Ausführung einer solchen Absicht und für ein so grosses Publicum erforderte einen einfachen leicht zu übersehenden Plan, und eine eben so einfache, leichte und gefällige Darstellung. *Jener* ist aber hier sehr verwickelt, weitläufig und mit Untersuchungen, Erörterungen und Kritiken verwebt, die über den Horizont der Leser, für welche das Werk bestimmt ist, hinausgehen, und *diese* nicht selten viel zu gekünstelt und gesucht, als dass ihre Aufmerksamkeit beym Lesen nicht bald ermüden sollte.

Der Plan ist im Allgemeinen dieser: Der *erste* Band begreift *drey* Bücher. *Erstes* Buch: Begriff der *Veredlung* und Verhältnisse derselben zur *Cultur* und *Bildung*. Das *zweyte* Buch untersucht die Frage: welches ist der natürliche Charakter des Menschen, wie ist sein Zustand beschaffen, ehe die Veredlung bey ihm begonnen hat? wie ist jener Charakter bey ihm entstanden, wie ist er in diesen Zustand gekommen? *Drittes* Buch: Vorbereitung des Menschen zur Veredlung durch den Staat, durch die Erziehung, durch die Kirche und durch die schöne Kunst. Der *zweyte* Band enthält das *vierte* Buch: die Veredlung als Geschäft des Willens betrachtet, oder Grundzüge einer Veredlungsgeschichte des sinnlichen Menschen. *Einleitung*. *Erste* Abtheilung, oder *erste* Periode: Veredlung der Gesinnung und der Handlungen. *Zweyte* Abtheil. oder Periode: Veredlung der Maximen. I. Selbsterkenntniss: Kenntniss der Pflichten; Kenntniss unsers moralischen Zustandes; Kenntniss dessen, was nun zu thun sey. II. Wirkungen der Selbsterkenntniss auf das Gefühl. III. Praktische Lebensgrundsätze, oder Folgen der Selbsterkenntniss für den Willen. IV. Weitere Bearbeitung und Ausführung dieser Grundsätze. *Dritte* Abtheilung oder Periode: Veredlung des Charakters, 1) durch Mässigung im Genuss, in den Begierden, in den Affecten; 2) durch Menschenliebe; 3) durch unbesiegbare Stärke im Ertragen des Schmerzes, in der Geringschätzung der Gefahr, in grossen Anstrengungen; 4) durch Religion.

Für den Zweck des Werks, das den Menschen die Mittel und Wege zeigen soll, zur Tugend und Fertigkeit in derselben zu gelangen, sind die im *ersten* Bande vorgetragenen Kenntnisse, wenn man auch zugeben wollte, dass sie den Menschen zu jenem Behufe unentbehrlich wären, doch viel zu weitläufig, und konnten dem Inhalte des *zweyten* Bandes, der das, was der Vf. eigentlich beabsichtigt, vorträgt, als Einleitung kurz und deutlich vorausgeschickt werden. Aber die weitläufige und controversirende Ausführung von dem Princip des Bösen im Menschen, und von der formalen und materialen Verkehrtheit desselben, die spitzfindige Darlegung des Unterschiedes zwischen Cultur, Bildung und Veredlung, die ermüdende Aufzählung alles dessen, was Staat, Erziehung, Kirche und schöne Kunst zur Veredlung des Menschen vorbereitend beyträgt u. s. w. möchte doch auch um so weniger geeignet seyn, einen wesentlichen Bestandtheil des Unterrichts, der hier den Menschen gegeben werden soll, auszumachen, als sie selbst an sich, nach der Vorstellung des Vfs., die Veredlung selbst nicht zu bewirken vermögen, und der Vf. selbst sagt, dass man den Menschen gar nicht zur Moralität erziehen, sondern ihn selbst sich zu ihr erheben lassen solle. Alle Vorbereitungsanstalten zur Veredlung, durch Staat, Erziehung, Kirche und schöne Kunst, dürften also auch wohl aus diesem Gesichtspunkte als ganz vergeblich und unnütz erscheinen. Denn wenn der Mensch sich ganz allein selbst und frey zur moralischen Veredlung erheben soll, so ist es ja am gerathensten, dass sich weiter niemand in dieses sein Geschäft mische, und keine Anstalt ihn in dieser seiner Freyheit beschränke.

Was in dem *zweyten* Bande, oder dem *vierten* Buche geliefert wird, ist, ungeachtet alles dessen, was der Vf. darüber in der Einleitung mit grosser Anstrengung vorbringt, nichts weniger als eine *Geschichte* der moralischen Vervollkommnung des Menschen; dergleichen wohl auch überhaupt schwerlich ausführbar seyn möchte, wenn man darunter, wie man sollte, nicht bloss eine pragmatische Darstellung der äussern Veranstaltungen der Natur und der Menschen, welche zum Zweck haben, den Menschen aus seinem thierischen Zustande zur moralischen Würde zu erheben, sondern auch des der Wahrnehmung Anderer verborgen bleibenden Ganges der Selbstbildung und Bestrebungen des inwendigen Menschen zur Sittlichkeit, versteht. In einer Geschichte, wenn sie auch nur Grundzüge enthält, ist nicht die Rede von dem, was geschehen *soll*, sondern von dem, was geschehen *ist*. Hier werden aber die drey Perioden dieser sogenannten Veredlungsgeschichte nach dem, was der Mensch, um sich moralisch zu veredeln, thun soll, bestimmt. Aber auch die Folge dieser Perioden, oder, die Ordnung, in welcher der Mensch das Geschäft seiner Veredlung anfangen, fortsetzen und vollenden soll, besteht nicht mit der Art, wie die praktische Vernunft sich wirksam beweist. Das Werk der Veredlung soll nämlich, nach der Vorstellung des Vfs., mit der Veredlung der *Gesinnung* durch die kräftige Richtung des Willens auf das Gute beginnen; diese Richtung ist eine freye That des übersinnlichen Menschen, die nicht allein auf das *Gesetz*, als Befehl *der Vernunft* gehen, sondern auch mit den Gedanken an Gott, Weltregierung, Ewigkeit und Menschenbestimmung gepaart seyn muss, und mit ihr, jener ersten kräftigen Richtung auf das Gute, ist, wenn sie den gehörigen Grad der Vollkommenheit hat, der *übersinnliche Charakter* ganz veredelt u. s. w. Hierauf soll die Veredlung der *Maximen* durch Selbsterkenntniss an die Reihe kommen und die Veredlung des *Charakters* den Beschluss machen. Es kann aber von einer Veredlung der *Gesinnung* ohne vorhergegangene Verwerfung der empirischen und Annahme vernünftiger Maximen gar nicht die Rede seyn. Eine *Veredlung* der Gesinnung wäre nicht denkbar, wenn nicht in der Gesinnung eine Beschaffenheit wäre, die verbessert, veredelt werden müsste; diese Beschaffenheit kann aber in nichts anderm bestehen, als in Bestimmung der Willkür durch Neigungen und Maximen, welche die Sinnlichkeit eingiebt und die Willkür als Gesetze befolgt; an moralische Vervollkommnung ist also nicht zu denken, so lange diese herrschen und nicht durch praktische Maximen, die sich zu einer allgemeinen Gesetzgebung schicken, verdrängt werden. Die Annahme und Befolgung dieser und die Abweisung jener ist schon veredelte Gesinnung, und eben darin liegt auch die kräftige Richtung der Willkür auf das Gute. Was endlich die Veredlung des *Charakters* betrifft, so wüssten wir nicht, worin der allgemeine sittliche Charakter anders bestehen sollte, als in der Aneignung und Befolgung subjectiv-praktischer in eine allgemeine Gesetzgebung passender, durch die eigene Vernunft des Menschen vorgeschriebener, Maximen, oder in der moralischen Denkungsart oder Gesinnung. Die Mittel also, welche die Gesinnung und die Maximen veredeln, veredeln auch den Charakter, und so wechselsweise.

Von dieser Betrachtung des Werks im Allgemeinen, aus welcher sich auf die fehlerhafte Disposition seiner Theile schon von selbst schliessen lässt, gehen wir noch zur Beleuchtung einzelner Ausführungen und Behauptungen über. Der Vf. macht einen Unterschied zwischen *Cultur*, *Bildung* und *Veredlung*; *Cultur* bearbeitet die körperlichen, *Bildung* die geistigen Kräfte, und die *Veredlung* den Willen. Diese Begriffsbestimmungen sind aber willkürlich und der Vf. hält sich selbst nicht ganz streng an sie, wovon schon der Titel des Buchs einen Beweis giebt. Nach dem Sprachgebrauche ist es gleichgültig, ob man sagen will, man *cultivire*, oder *bilde*, oder *veredle* die körperlichen oder Gemüthskräfte. Ein Grund dieses Unterschieds ist auch weiter nicht angegeben, und in der Verschiedenheit der menschlichen Vermögen und Kräfte liegt auch keiner. Den *Geist der Cultur* macht der Vf. zum *Kaufmannsgeist* und den *der Bildung* zum *freyen Kunstgeist*. Wenn aber die *Cultur* die körperlichen Kräfte bearbeiten soll, so ist ihr erster

und

und nächster Zweck, den Körper gesund zu erhalten, stark und geschmeidig zu machen, gegen den Einfluss der Witterung abzuhärten, durch eine den Regeln der Diätetik gemäfse Lebensweise, Uebungen u. s. w., Dinge, die mit dem Kaufmannsgeiste gar nichts zu thun haben und welche bey dem Vf. in keine Betrachtung kommen; dagegen dessen Ansicht der Cultur eine ganz andere Richtung nimmt, indem er sie unmittelbar für die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse und für die Anschaffung und den Genuss der Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens arbeiten läfst, mit welchen die Cultur der körperlichen Kräfte, als solche, eigentlich gar nichts zu schaffen hat. Der *Geist der Bildung* wird darum ein *freyer Kunstgeist* genannt, weil er nicht das Talent um des Gewinnstes willen schätze, weil er in ihm die besre Form ehre und jede Rücksicht *auf irgend einen Zweck* verschmähe u. s. w. In wie fern aber der *Geist der Cultur* lediglich auf die Vervollkommnung der körperlichen Kräfte gerichtet ist, passen jene Merkmale auch zu diesem. Auch ist es nicht richtig, dass der Geist der Bildung jede Rücksicht auf irgend einen Zweck verschmähe, und der Vf. macht selbst im Verfolg seiner Abhandlung über diesen Gegenstand mehrere Zwecke der Geistesbildung namhaft, z. B. wenn es heisst: die Bildung soll die Phantasie wecken, zu Erzeugung schöner, lieblicher und brauchbarer Bilder, dass sie dem Geiste reizende Gestalten zum innern Genusse und hinreichenden Stoff zur Erkenntniss vorführe; sie soll den Geist mit solchen Einsichten bereichern, die allgemein nützen und ehren, u. s. w. Seltsam ist der Contrast, in welchen der *Gebildete* mit dem *Cultivirten* gesetzt wird, wenn es S. 41. heisst: „Gebildeter an Verstand und Herz, bereichert mit wahren und einflussreichen Beobachtungen, kehrt er (der Gebildete) immer aus der Gesellschaft der Gebildeten zurück; *da* der Cultivirte nur Menschen aufsucht, um von ihnen zu nehmen." Die Veredlung hat es nach dem Vf. nur mit *einer* Kraft, dem *freyen vernünftigen Willen* zu thun. Bestimmter hätte als Gegenstand der Veredlung das *Begehrungsvermögen* genannt werden sollen; denn der *freye vernünftige Wille* ist, als solcher, keiner Veredlung fähig. S. 50. findet sich folgende nicht wohl überlegte Aeusserung: „Die Vernunft thut sich verschiedenen Menschen auf *verschiedene Art* kund; *ihre Befehle und Aussprüche sind nicht überall dieselben.* Alles kommt daher darauf an, dass der Mensch nur sie überhaupt ehre, sie als Princip der Veredlung ergreife, und sie dann so nehme, wie er sie in sich findet." Wenn sich die menschliche Vernunft wirklich in jenem Falle befände, so würden ihre Befehle und Aussprüche auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit keinen Anspruch machen können, und es würde so viel Veredlungstheorieen geben, als es verschiedene praktische Principien gäbe, diese möchten beschaffen seyn wie sie wollten; was der eine für Tugend und Pflicht hielte, würde der andere nicht dafür, und wohl gar für das Gegentheil derselben halten. — Die Veredlung soll auf Religiosität, Menschenliebe, Mäfsigung, Seelenstärke und Klugheit hinarbeiten. Die vier ersten Eigenschaften machen die tugendhafte Denkungsart, den innern veredelten Menschen, aus. Eben diese Eigenschaften bilden auch den *Charakter* des Menschen; es bleibt also unbestimmt, worin sich beide, moralische Gesinnung oder Denkungsart und moralischer Charakter unterscheiden. — Was über den Grund der Immoralität des Menschen gesagt wird, hat uns nicht befriedigt. Diese, heisst es, rühre weder bloss von der Sinnlichkeit her, noch sey sie dem Menschen angeboren, noch könne sie, wie *Kant* wolle, aus dem Willen allein hergeleitet werden. Der Grund der Verkehrtheit müsse vielmehr ein äusserer seyn, der den Willen zwar nicht nöthige, aber ihm doch eine gewisse Propensität ertheile, und dieser Grund liege in der frühern Entwicklung der Sinnlichkeit, worin der später entstehende Wille gleichsam empfangen und geboren werde. Dass der Mensch so und nicht anders handle, thue er nicht schlechthin, weil er so und nicht anders handeln wolle, sondern weil es *in seiner Natur* liege, so und nicht anders zu handeln, so lange er sich nicht über die Natur erhebe, weil er so handeln müsse, so lange er unter der Herrschaft des Egoismus stehe u. s. w. [*Kant* hat den Grund des moralischen Bösen nicht in den *Willen*, in eine Verderbniss der moralisch gesetzgebenden Vernunft, sondern in den verkehrten Gebrauch der freyen *Willkür*, oder in die Bestimmung der letztern durch die Triebfedern der Sinnlichkeit, gesetzt. Wenn der Hang zum Bösen in der Geneigtheit besteht, statt der Vernunftgesetze sich durch sinnliche Triebfedern bestimmen zu lassen, und diese Geneigtheit das Bewusstseyn, die Erkenntniss der Vernunft als eines praktisch gesetzgebenden Vermögen nothwendig voraussetzt: so dürfte die frühere Entwicklung und Wirksamkeit der Sinnlichkeit und der spätere Eintritt der Wirksamkeit der Vernunft das Räthsel vom Ursprunge des Hanges zum Bösen schwerlich lösen. Läge dieser in dem frühern Erwachen der Sinnlichkeit, so würde es möglich seyn, diesen völlig auszurotten, so bald der Mensch zum vollen Bewusstseyn seiner wahren Freyheit und zur Stärke seines Willens gelangt, dadurch aber in den Stand gesetzt wäre, die Nachtheile der sinnlichen Triebfedern einzusehen und der Wirksamkeit derselben zu widerstehen und Abbruch zu thun. Durch Schwächlichkeit des Körpers, Alter, Abstumpfung, Unglücksfälle, Ueberlegung, Nachdenken und erlangte Fertigkeit in Befolgung sittlicher Grundsätze, kann bekanntlich die Wirksamkeit der Sinnlichkeit auf die Willkür sehr geschwächt werden; aber den Hang, das moralische Gesetz den sinnlichen Triebfedern unterzuordnen, ganz auszurotten, ist unmöglich. Er bleibt, wenn auch die Vernunft in dem Menschen stärker wirkt als die Sinnlichkeit. Wir müssen also immer wieder auf *Kants* Lehre zurückkommen, dass sich ein *Vernunfturſprung* des Hanges zum Bösen, oder das Daseyn desselben, als Wirkung einer ersten Ursache betrachtet, nicht ergründen lasse, ein *Zeiturſprung* aber von einer moralischen Beschaffenheit, die uns zugerechnet werden soll,

soll, nicht gesucht werden dürfe, weil wir dann zuletzt auf einen Hang als natürliche Grundlage zurückkommen würden, der die moralische Zurechnung unmöglich mache; von welcher Natur gerade der Hang, oder die *Propensität* ist, die die frühere Entwicklung und Wirksamkeit der Sinnlichkeit der menschlichen Willkür ertheilen soll.]

(*Der Beschluss folgt.*)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Vorschläge zur Erhöhung des Nationalwohlstandes und Völkerglücks:* Ein Versuch zur allgemeinen Beherzigung und zur Veredlung der untern Volksklassen u. s. w., von *Fr. Chr. Franz.* (1806.) 256 u. LX S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die allgemeinen Vorschläge, welche in dieser Sammlung aus guten und mittelmässigen Schriftstellern zusammen getragen sind, so wie die dabey angebrachten Raisonnements, sind so bekannt, dass man nicht wohl begreift, wozu die Wiederholung derselben nöthig ist. In wissenschaftlicher Hinsicht ist allerdings für die Cultur-Polizey noch manches zu thun übrig: denn immer noch ist es schwankend, welche Gränze der Staat in Beförderung des Nationalwohlstandes beobachten müsse, um durch seine Einmischungen nicht mehr zu schaden, als zu nutzen. Von dieser Gränzbestimmung kommt aber hier nichts vor. Vielmehr scheinen dem Vf. alle Vorschläge willkommen zu seyn, die eine gute Absicht haben. Ob sie auch fähig sind, sie zu erreichen, ob sie die Gränzen des Rechts übertreten, ob sie ausführbar sind? Dieses zu beurtheilen giebt er keine Principien an, und er scheint sie auch selbst wenig gekannt zu haben, obgleich dieses das Nothwendigste für einen Schriftsteller ist, welcher Staatsmännern guten Rath ertheilen will. Die Schrift zerfällt in *drey* Abtheilungen. Die *erste* handelt: Von der Erziehung der gemeinen Volksjugend zu moralisch bürgerlichen Zwecken, wobey hauptsächlich die Anlegung von Industrie-Schulen empfohlen und ihre Einrichtung zweckmässig geschildert wird. Was über die Pädagogik S. 25 ff. im Allgemeinen gesagt wird, ist trivial. Das kurf. sächs. Generale vom 4. März 1805., den Schulbesuch der schulfähigen Kinder und die Einkassirung des Schulgeldes bey den deutschen Stadt- und Dorfschulen betreffend, wird als ein Muster der Weisheit angerühmt, und gewünscht, dass streng darauf gehalten werden möchte. Indessen fühlten sich gleich bey Erscheinung dieses Edicts viele Dörfer und Städte durch dasselbe beengt. Der Grund, weshalb in vielen Städten die Aeltern ihre Kinder nicht in die öffentlichen Stadtschulen schickten, lag oft in der schlechten Beschaffenheit der öffentlich angestellten Schulmeister, und sie hielten sich mit vielen Kosten Privatlehrer. Dieses Edict sollte ihre Kinder den trefflichen Privatlehrern entreissen, und sie zünftigen Lehrern preis geben, die nichts taugten. Auch gegen den Zwang, womit die Dorfjugend zur Schule angehalten werden soll, finden manche Bedenklichkeiten Statt, da viele Aeltern für ihre Kinder nichts zu essen haben, wenn letztere nicht arbeiten helfen. So gut es also auch die Concipienten jenes Edicts gemeint haben mögen: so wird doch auch schon jetzt kaum mehr an dessen strenge Ausführung gedacht. Ob hieran der Inhalt des Edicts selbst Schuld sey, oder die, welche es anwenden sollen, würde nur eine genaue Untersuchung über die Gränzen der innern Politik gehörig entscheiden können. — Die *zweyte* Abtheilung giebt Rathschläge, wie das gemeine Volk und insbesondere das Landvolk mehr als bisher zur Thätigkeit zu reizen, seine Bildung und Handlungsweise zu veredeln und dadurch sein Zustand zu verbessern sey. Was hierüber aus der Geschichte von Spanien, Aegypten, Griechenland u. s. w. angeführt wird, ist wenig belehrend. Einige angeführte Beyspiele von den Schweizern und andern Völkern, die uns näher liegen, zeigen die wohlthätigen Folgen nützlicher Thätigkeit viel besser. Dass Anreizung zur Industrie durch Eröffnung von Gelegenheiten, Anerbietung von Belohnungen, Freyheit u. s. w. die Haupt*mittel* sind, kann man leicht denken, und die *Beyspiele*, welche der Vf. beybringt, um seine Sätze zu erläutern, sind mit unter recht gut gewählt. — Endlich wird in der *dritten* Abtheilung von der Vereinigung gewisser Gewerbsmittel gehandelt, wie sie dem Provinzial-Städter und Landmann — angewiesen, nach Orts- und Zeitumständen aber von ihnen wechselseitig zu betreiben sind, um einer steigenden Bevölkerung, nach richtigen Staatsgrundsätzen, ihren eigentlichen Werth zu geben. So weit durch diese Rathschläge die Regierung aufgefordert wird, die Gewerbe und Beschäftigungen zu vertheilen, wird ihr wieder etwas zugemuthet, was sie weder leisten soll noch kann. So wird S. 215. das Colonie-Wesen sehr angepriesen, als ein gutes Mittel, das Land zu bevölkern. Eine wahre Geschichte der Colonieen würde aber beweisen, dass alle Vortheile, die der Staat durch ihre Begünstigungen und Unterstützungen errungen hat, bloss scheinbar sind, und dass das Volk das durch sie hervorgebrachte Gute sehr theuer hat bezahlen müssen. — Unbedingt mögen die Colonieen nicht zu verdammen seyn: gewiss müssen sie aber mit weit grössern Einschränkungen empfohlen werden, als hier geschieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. May 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Steinacker: *Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln.* — — Von *Friedr. Ehrenberg* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 119. abgebrochenen Recension.*)

Die Vorbereitungsanstalten zur Veredlung, die nur das eigene freye Werk des Menschen seyn kann, sind der *Staat*, die *Erziehung*, die *Kirche* und die *schönen Künste*. Der Staat *cultivirt* den Menschen, die Erziehung bildet ihn, die Kirche wirkt auf seine moralischen und religiösen Anlagen, und die schöne Kunst verbindet den sinnlichen Menschen, das Product des Staats, mit dem übersinnlichen, dem Product der Kirche, die sich ausserdem einander absolut entgegen gesetzt und getrennt seyn würden. Der Staat *cultivirt* den Menschen dadurch, dass er seine äussere Freyheit schützt, die Sitten des Volks mildert, und äussere Gesetzmässigkeit in den Charakter bringt, dass er für den Wohlstand der Bürger und für ihre Aufklärung sorgt, und ihnen durch die Bestimmtheit, Deutlichkeit und strenge Vollziehung seiner Gesetze, die zur Veredlung nöthige Festigkeit und Haltung des Charakters giebt. (Für die Cultur der körperlichen Kräfte thut der Staat hier zu wenig, und auch wieder zu viel. Was zur körperlichen Cultur gehört, haben wir oben angeführt; dazu trägt aber der Schutz der äussern Freyheit und die Sorge für den Wohlstand gar nichts bey; und wenn der Staat bloss *cultiviren* soll: so übersteigt er seine Sphäre, wenn er sich auch der Aufklärung, die nach dem Vf. zur *Bildung* gehört, und der Milderung der Sitten und der Befestigung des Charakters, welche die *Veredlung* bewirken soll, unterzieht. Dass noch zur Zeit Censur-Verordnungen nöthig wären, soll (nach S. 289.) ein Beweis seyn, dass der Staat bisher seine Bürger in *träger Unmündigkeit gefangen gehalten* habe! — Von der *Erziehung* wird behauptet, dass sie sich nicht mit *Moralität* abgeben solle, und diese Behauptung so begründet: „Der Mensch soll frey seyn im Gebrauch seiner Kräfte; sie (die Erziehung zur Moralität) beugt ihn aber unter die *Nothwendigkeit* der Vernunft, die, zwar eine ehrenvollere als die der Sinnlichkeit, aber doch immer noch *Sklaverey* bleibt. Nur der freye Mensch kann sich veredeln; eine *aufgedrungene*, *angewöhnte* Tugend ist schlimmer als die grösste Macht der Sinnlichkeit u. s. w. (Der Grund dieses Räsonnements ist ganz irrig; es folgt nicht, dass, weil die tugendhafte Gesinnung und die Tugendübung ein Werk der freyen Thätigkeit der praktischen Vernunft des Menschen ist und seyn soll, die Erziehung sich nicht in diese Angelegenheit mischen dürfe. Die Erziehung *kann* dem Menschen Tugendgesinnung nicht einflössen und aufdringen, und hat sich dieses auch noch nie angemasst; aber sie kann ihn zum Bewusstseyn und Innewerden seiner moralischen Kraft leiten, auf die Hindernisse der Tugendgesinnung und die Mittel, diese zu erlangen und jene zu entfernen, aufmerksam machen u. s. w. Wenn die Erziehung sich gar nicht mit der Moralität des jungen Menschen abgeben darf: so sehen wir nicht ein, warum sie der Vf. gleichwohl unter den Vorbereitungsanstalten zur Veredlung mit aufzählt. Wenn ferner die Vernunft im Menschen ihre Gesetze als nothwendig zu befolgen verkündigt: so ist ja der Mensch eben durch die Anerkennung und Befolgung dieser Gesetze, als nothwendiger, wahrhaft frey, er mag nun durch eigenes Nachdenken oder durch die Mittel der Erziehung zuerst zum Bewusstseyn derselben gekommen seyn. Wäre der Gehorsam gegen die Vernunftgesetze eine *Sklaverey:* so würde er es bleiben, der Mensch möchte nun aus eigener Kraft oder durch die Belehrung und die Mittel der ethischen Erziehungskunst zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes und dass er sich unter dasselbe beugen soll, gelangt seyn. Was dem Zögling über moralische Gegenstände gelehrt, was ihm über sein eigenes sittliches Vermögen zweckmässig aufgeklärt und entwickelt, was ihm über seine Handlungsweise, die Triebfedern seiner Handlungen vorgehalten wird, wird ihm ja nicht *aufgedrungen*, wie sich denn auch überhaupt hier nichts *aufdringen* lässt. Ist endlich die Nothwendigkeit, mit der das Vernunftgesetz gebietet, *Sklaverey:* so wüssten wir nicht, wodurch diese *ehrenvoller* seyn könnte, als die Sklaverey der Sinnlichkeit.) Weiter heisst es: Die *Fähigkeit* zur höchsten Bestimmung des menschlichen Lebens, von welcher die Erziehung durchaus nichts wissen, und die dem Menschen allein überlassen bleiben müsse, sey der angebohrne Charakter der Menschheit. Aber die Natur habe zu dieser Fähigkeit nur die *ersten Keime* in ihn niedergelegt, deren Entwicklung die Erziehung zu besorgen habe. Die Fähigkeit zur Veredlung bestehe in der Freyheit des Willens. Die Erziehung müsse also den Menschen so bearbeiten, dass er im vollen Sinne des Worts frey und in den Stand gesetzt werde, seine höchste Bestimmung selbst zu ergreifen. (Die *ersten Keime* zur *Fähigkeit* des Menschen, zu seiner höchsten Bestimmung zu gelangen, geben so wenig einen deutlichen und bestimmten Sinn, als *Keime der Freyheit des Willens*, worin jene Fähigkeit, die auch

auch Fähigkeit zur Veredlung genannt wird, bestehen soll. Wenn nun die Erziehung den Menschen frey machen soll, um seine höchste Bestimmung selbst ergreifen zu können — wiewohl er diese eben dadurch, dass ihn die Erziehung frey gemacht, schon ergriffen hat — so ist ja das vorige Räsonnement über die Einmischung der Erziehung in das Veredlungsgeschäft ganz vergeblich, und es ist zwecklos, dem Erzieher vorzuschreiben, dass er seinem Zöglinge von der höchsten Bestimmung des Menschen durchaus nichts wissen lassen soll.) Man sollte glauben, der Vf. habe hier der Erziehung recht viel Einfluss auf das Veredlungsgeschäft eingeräumt; wir finden ihn aber bald wieder auf seinem vorigen Wege. Denn nun heisst es wieder: ohne Freyheit ist keine Veredlung möglich; die Erziehung muss den Menschen lehren, seine sinnliche und vernünftige Natur in seiner Gewalt zu haben, *aber ihn weder für die eine, noch für die andere* bestimmen. Bleibt er nur sinnlich: so wird er ein Weichling; wird ihm die Tugend *aufgezwungen:* so wird er ein Heuchler. (Wie aber, wenn der Zögling sich selbst für die Sinnlichkeit, die ihm mehr anspricht, bestimmt, und er seinem Erzieher diese Gesinnung äussert? Soll dieser ihn dabey lassen? Nach der Theorie des Vfs. müsste er es: denn jener soll stets Meister von seiner Freyheit bleiben, er soll seine höchste Bestimmung selbst ergreifen, und der Erzieher soll ihn weder zur Sinnlichkeit noch zur Vernunft bestimmen, die Tugendgesinnung soll ihm nicht *aufgedrungen* werden, welches dem Vf. mit der ethischen Lehre einerley zu seyn scheint; der Erzieher hat also keine Wahl; um seinen Zögling nicht zum Heuchler zu machen, muss er ihn einen Weichling werden lassen.) Noch soll die Erziehung auf kein bestimmtes System der Moral sich einlassen, die Tugend nicht nach Grundsätzen, die Lebenspflichten nicht in Begriffen lehren; weil sie sonst unvermeidlich dahin führe, dass man die Moral als Theorie, als interessante Speculation für den Kopf betrachte. Sie soll sich blos darauf einschränken, die Vernunft zu üben, ihr Veranlassung zu geben, ihre eigenthümliche Thätigkeit zu äussern, dadurch das Gefühl aufzuwecken, dass es die sittliche Handlungsweise aus sich selbst erzeuge. (Wie sich so etwas ohne systematisches Verfahren, ohne Grundsätze und Begriffe bewerkstelligen lasse, davon hätte in einem das ganze Veredlungsgeschäft umfassenden Werke billig nähere und bestimmtere Auskunft gegeben werden sollen; die Ausführung dieser so allgemein und unbestimmt hingeworfenen Aeusserung, die dem Erzieher unmögliche Dinge zumuthet, ist aber der Vf. schuldig geblieben.)

Was der Vf. der *Erziehung* zur Moralität verweigerte, nämlich dass sie nichts von der höchsten Bestimmung des Menschen, nichts von Tugend und Pflichten nach Grundsätzen und in Begriffen lehren solle, das eignet er nun der *Kirche* zu; deren Zweck doch nicht eigentlich Sittlichkeit, sondern etwas mehr, auf Geschichte und Offenbarung gegründete *Religion*, ist. Einen Grund zur Uebertragung dieses Unterrichts an die Kirche findet man nicht angezeigt; er liegt aber wohl blos in der Anlage des Plans, nach welchem das, was die Erziehung nicht soll bewirken können, der Kirche übertragen werden musste, um diese doch, da ihr einmal bey dem *äussern* Veredlungswerke eine Rolle zugedacht war, nicht leer ausgehen zu lassen.

Die *Religion* führt den Menschen vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen; er verliert durch sie jenes ganz aus den Augen, aller Verkehr mit demselben hört auf. (Ist das letztere so ausgemacht?) Gleichwohl aber kann sich der Mensch doch des Sinnlichen nicht entschlagen; was also der Staat, die Erziehung, die Kirche und selbst die eigene Kraft des Menschen nicht zu bewirken vermögen, die Vereinigung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen, muss durch ein anderes Mittel bewirkt werden, und diess ist die *schöne Kunst.* Was der Vf. über diesen Einfall sagt, ist weder ganz wahr, noch beweist es von der schönen Kunst das, was, nach ihm, von ihr geleistet werden soll. Wenn z. B. gesagt wird, die schöne Kunst bewirke die Verbindung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen auf eine doppelte Art, indem sie einmal im *Erhabenen* das Vernünftige oder Uebersinnliche als Sinnliches, und dann im *Schönen* das Sinnliche unter der Form des Uebersinnlichen darstelle: so ist das letztere falsch. Denn die schöne Kunst kann das Sinnliche nicht als Vernünftiges, Uebersinnliches, oder in einer übersinnlichen Form darstellen; sie kann nur ästhetische Ideen sinnlich (durch äussere oder innere Anschauung) ausdrücken. Da also in dieser Rücksicht zwischen dem Schönen und Erhabenen kein Unterschied obwaltet: so kann auch nicht gesagt werden, dass die schöne Kunst die Vereinigung des Sinnlichen und Uebersinnlichen auf die gedachte doppelte Art bewirke. Gesetzt nun aber auch, die schöne Kunst leiste auf diesem doppelten Wege die Verbindung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen in ihren Darstellungen: so bleibt es doch ein Räthsel, wie sie die Vereinigung *des sinnlichen mit dem übersinnlichen Menschen,* von welcher doch hier nur die Rede ist, soll bewirken können. Oder meynt der Vf., die schöne Kunst verkündige dem Menschen in ihren Werken die Lehre: unterwirf deine Sinnlichkeit der Vernunft, bringe jene mit dieser in Uebereinstimmung! und die Mittel, wie er diese Uebereinstimmung zu Stande bringen soll, unmittelbarer, deutlicher und nachdrücklicher, als seine eigene Vernunft? — Uebrigens hätte die Ansicht des Schönen und Erhabenen, um beide als Vorbereitungsmittel zur moralischen Veredlung aufzustellen, ganz anders gefasst, und ihre Betrachtung nicht blos auf das Schöne und Erhabene in der Kunst eingeschränkt, sondern auch auf das in der *Natur* ausgedehnt, und schöne und erhabene Werke und Producte der Kunst und Natur hätten nicht als isolirte äussere Vorbereitungsmittel zur Veredlung, sondern in inniger Verbindung mit der *Religion* aufgestellt werden müssen.

Im *zweyten* Bande geht die *erste* Abtheilung, welche *die Veredlung der Gesinnung und der Handlungen*

zum

zum Gegenstande hat, von der Behauptung aus, dass eine kräftige Richtung des Willens auf das Gute die erste und höchste That, folglich auch die Grundlage der Veredlung sey. Alles Wollen, heisst es, ist in seinen ersten Anfängen ein Denken, und von der Intension und Energie dieses Denkens hängt es ab, ob es in ein Wollen übergehen werde. (Mit dem Begehren eines Gegenstandes ist allerdings eine Vorstellung, Gedanke oder Anschauung verknüpft; aber aus dem Denken oder Anschauen eines ausser unserer Vorstellung befindlichen Gegenstandes, wenn es auch noch so energisch wäre, entspringt das Begehren desselben noch nicht. Nur dann, wenn der gedachte Gegenstand nicht ausser unserer Vorstellung vorhanden ist, sondern in dieser selbst liegt und erst wirklich gemacht werden soll — eine Handlung in Rücksicht auf irgend einen Gegenstand ausser unserer Vorstellung — ist ein Begehren vorhanden. Soll obige Aeusserung auf die Natur der freyen Willkür gehen, in wie fern dieselbe bloss durch die Vorstellung des Gesetzes der Vernunft bestimmt ist: so ist der Satz sehr unbestimmt und für den Layen ganz unverständlich gefasst.) Dieses Denken, diese fortgesetzte Vernunftthätigkeit, meynt der Vf. ferner, sey eine freye That des übersinnlichen Menschen, und darum ein *unerforschliches Geheimniss*, das nur der *wisse*, der es selbst in sich erfahren habe, ohne es jedoch durch etwas anderes erklären oder begreiflich machen zu können. (Ein *unerforschliches Geheimniss*, das man *wissen* und in sich *erfahren*, aber andern nicht begreiflich machen *kann*, ist eine Zusammensetzung von Worten, deren Sinn weder der speculative noch populäre Verstand möchte zusammenreimen können. Der letzte Grund der Möglichkeit des Denkens und Wollens ist freylich unergründlich, und kein Mensch kann sich rühmen, durch eigne innere Erfahrung zu einem Wissen desselben gelangt zu seyn. Aber dass und wie die Vernunft im Denken und Wollen thätig ist, kann doch, im Fall dieses die Meinung des Vfs. seyn sollte, keinesweges ein *unerforschliches Geheimniss* genannt werden, und läst sich gar wohl wissen und begreiflich machen.) Wie dunkel und unbestimmt ist alles, wenn es (S. 39.) weiter heisst: „Eben jener übersinnliche Charakter ist ihr (der Vernunft-Thätigkeit?) sicherstes Kennzeichen. Man muss sich bewusst seyn, darin (worin?) vollkommen frey und selbstthätig gehandelt zu haben. Ueberall, wo diess nicht so ist, wo sie (die Vernunft-Thätigkeit?) von sinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlasst oder gar erzeugt wurde, wird sie unfähig, der Veredlung zur Grundlage zu dienen." (Von einer kräftigen Richtung auf das Gute, von einer *freyen* That, einer Vernunftthätigkeit des *übersinnlichen* Menschen, die von sinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlasst oder gar erzeugt werden könnte, kann Rec. sich keinen Begriff machen. Da der Vf. die *erste kräftige* Richtung auf das Gute, auch als den *ersten Anfang* der Tugendgesinnung, der gestärkt und erhöht werden müsse, und wieder als die tugendhafte Gesinnung selbst, die sich durch die Befolgung des Sittengesetzes, als Befehl der Vernunft und des höchsten Wesens, das in ihm seinen Willen offenbare, mithin als etwas vorstellt, das in Ansehung seiner Intension keines weitern Zusatzes fähig und schon vollendet ist, und nur zu seiner Dauer einer fortgesetzten Uebung bedarf; so weiss man eigentlich nicht, an welche von diesen Bedeutungen man sich halten soll. In wie fern unter der ersten Richtung auf das Gute die erste Regung des Gewissens verstanden wird, hätten billig die Mittel in Betrachtung gezogen werden müssen, durch welche das Gewissen geweckt werden kann, welches hauptsächlich dadurch geschieht, dass der Mensch auf den Grund seines Handelns und die Beschaffenheit der Triebfedern und Maximen, nach welchen er handelt, aufmerksam gemacht wird. Zu dieser Ausführung hat sich aber der Vf. den Weg dadurch abgeschnitten, dass er jene *erste kräftige Richtung* (der Willkür) auf das Gute, als eine *freye* unerforschliche That des übersinnlichen Menschen vorstellig macht, über die sich weiter nichts sagen und erklären lasse.)

Was im *ersten* Abschnitt der *zweyten* Abtheilung *von der Selbsterkenntniss* gesagt wird, ist gut und brauchbar, auch ganz gut, leicht und natürlich vorgetragen. Weniger genügt Rec. der *zweyte* Abschnitt *von den Wirkungen der Selbsterkenntniss auf das Gefühl*. So heisst es z. B. S. 305.: Da, so lange die besondern Neigungen und Maximen nicht absichtlich *bearbeitet* wären, die Sinnlichkeit noch immer ihr auf früheres Daseyn und grössere Stärke ihrer Antriebe gegründetes Recht behaupte, das *Gute* nur *in der Gesinnung und in einzelnen Handlungen*, das *Böse* aber in den *Bestimmungsgründen der Handlungen* herrsche: so werde man weit mehr der Vernunft widersprechendes als mit ihr zusammenstimmendes entdecken und sich vorzüglich wegen der innern Principien seines Thuns und Lassens verdammen müssen. (Rec. sieht nicht ein, warum das Böse nicht, eben so wie das Gute, in der *Gesinnung*, und das Gute nicht auch, wie das Böse, in den *Bestimmungsgründen* herrschen soll. Die Gesinnung wird ja eben durch die Beschaffenheit der Bewegungsgründe unseres Handelns, die eben sowohl böse als gut seyn kann, bestimmt; und man spricht mit gleichem Rechte von einer bösen und einer guten Gesinnung. Der zwischen dem Guten und Bösen gemachte Unterschied begründet also die Folge nicht, die daraus hergeleitet wird.) — Von der moralischen Demuth wird gesagt: sie sey *niederbeugend* und *beschämend*, durch die Erinnerung an unsern unvollkommenen Zustand; auf der andern Seite aber auch wieder *erhebend*, indem wir neben dem Schlechten doch auch manches Guten an uns inne würden, und das Schmerzhafte der Selbsterniedrigung uns dafür bürge, dass es doch auch besser mit uns werden könne, wenn wir nur ernstlich wollten. (Allein die *Demuth* hat an sich nichts *Erhebendes*, obgleich die *Erhebung*, die aus dem Bewusstseyn der Gesetzgebungsfähigkeit des moralischen Menschen über den sinnlichen, und nicht aus der Demuth entsteht, *neben* der ächten moralischen Demuth gar wohl bestehen kann.)

Im

Im *dritten* und *vierten* Abschnitt werden Regeln angegeben, gute Vorsätze in uns zu befestigen und die Ausführung derselben uns zu erleichtern. Zur Befestigung unserer Vorsätze wird unter andern auch vorgeschrieben: man solle sich den Vorsatz recht deutlich und bestimmt vorstellen; zu dem Ende solle man jeden einzelnen Vorsatz besonders erwägen, nach allen seinen Forderungen und Beziehungen entwickeln, nach allen Lagen und Verhältnissen, in denen von uns eine Anwendung möglich sey, betrachten, und (jenen einzelnen Vorsatz) in so viel besondere Vorsätze, die sich in ihm vereinigten, zergliedern. (Wenn die Erlangung einer deutlichen und bestimmten Vorstellung von dem guten Vorsatze eine solche Kopfarbeit erforderte, so dürften wohl die wenigsten Menschen dazu geschickt seyn; wir können uns auch keine Vorstellung davon machen, wie ein einzelner guter Vorsatz, in dem wir uns befestigen sollen, noch mehrere besondere Vorsätze soll in sich schliessen können. Der kräftige Vorsatz, die kräftige Entschliessung zum Guten, ist eine einzige und dieselbe, aus ihr lassen sich weiter keine kräftigen Entschliessungen entwickeln. In wiefern man unter Vorsätzen Zwecke versteht, die man sich zu erreichen vorsetzt, in welcher Bedeutung der Ausdruck *Vorsätze* hier genommen zu seyn scheint, lassen sich zwar allgemeine Zwecke denken, denen besondere Zwecke untergeordnet sind; aber durch die Zergliederung des allgemeinen Zwecks in die besondern und die dadurch erlangte Verdeutlichung des erstern, wird noch keine *Stärke* des Vorsatzes jenen Zweck zu verwirklichen, erreicht. Zum Glück ist aber die Sache weit einfacher, als sie hier vorgestellt wird.) — Noch soll man sich die Fassung eines Vorsatzes recht *feyerlich* machen, um sich in demselben zu stärken. In dieser Absicht soll man sich auf die Stunde vorbereiten, wo man sich einen neuen Vorsatz vergegenwärtigen und recht einprägen wolle. Man erfülle, heisst es, seine Seele mit grossen Ideen und trete aus seiner gewöhnlichen Existenz heraus, um gleichsam in einer höhern Welt zu leben, u. s. w. Etwas moralische Pedanterey dürfte hier doch wohl mit unter laufen. Den guten Vorsatz fasst man sogleich auf der Stelle, ohne ihn zu verschieben, um sich auf das Fassen desselben erst recht feyerlich vorbereiten zu können; wie auch in dem *vierten* Abschnitt unter Nr. 2. gesagt wird, womit also jene Vorschrift nicht harmonirt.

In der *dritten* Abtheilung wird *von der Veredlung des Charakters* gehandelt. Die Richtung auf das Gute, die gute Gesinnung, heisst es, muss über die besondern Maximen verbreitet werden, diese müssen die Natur und Form jener annehmen. Aber diese auf das Einzelne gerichteten Bemühungen sind doch nicht der letzte Zweck. Sie sollen sich zuletzt wieder zu einem *Ganzen* vereinigen, welches sich darin von jenem ersten (dem Einzelnen) unterscheidet, dass es nicht *bloss* ein Einiges (Einzelnes), sondern auch *zugleich* ein durch das Einige (Einzelne) geformtes Mannichfaltige, ein in jeder Hinsicht Bestimmtes und Bewährtes ist. (Wie verworren und unbestimmt! Die in einem Menschen herrschende gute Gesinnung, die in der Erfüllung jeder einzelnen Pflicht sich ausspricht, *ist* ja schon ein Ganzes, Bestimmtes, Bewährtes; wie kann es denn nun noch ein Ganzes werden? doch nicht etwa dadurch, dass der Mensch alle einzelne Pflichten *auf einmal* in Erfüllung setzt?) Unter jenem Ganzen, das aus einzelnen besondern, durch die gute Gesinnung *veredelten* Maximen besteht, versteht der Vf. den moralischen *Charakter*, dessen Unterschied von der auf die einzelnen Maximen angewandten *kräftigen* Richtung des Willens auf das Gute, oder der Gesinnung, uns aber so wenig einleuchtend ist, als wir uns von einer *Veredlung* der Maximen eine Vorstellung machen können. Moralisch echte, oder in der Sprache des Vfs. zu reden, edle Maximen lassen sich nicht erst noch veredeln, weil sie schon edel sind, und moralisch unedle, schlechte sind vermöge ihrer Natur gar keiner Veredlung fähig; sie lassen sich nur mit den ihnen entgegengesetzten guten vertauschen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Ulm*, in d. Stettin. Buchh.: *Historische Geographisch-Statistische Beschreibung von der Haupt- und Residenzstadt in Frankreich Paris.* 1805. 38 S. 8. (5 gr.) Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung; wäre es auch nur wegen der Unverschämtheit des Vfs. oder vielmehr des abschreibenden Compilators, ein so ganz unnützes Ding zu Tage zu fördern, und dem Publicum unter dem Schilde eines vielversprechenden Titels als etwas Neues und Vollständiges auszuschwatzen. Denn diese äusserst unbedeutende Broschüre ist nichts mehr oder weniger, als eine aus *alten Guides* oder *Descriptions de Paris* zusammengestoppelte Compilation, dessen Abschreiber sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, uns die Menge neuerer Beschreibungen und Localnachrichten vom jetzigen Paris, die vielen Veränderungen, welche mit den alten Gegenständen seit 18 Jahren vorgenommen, und die vielen neuen Merkwürdigkeiten, welche hinzugekommen sind, anzuführen, ob er gleich in der pathetischen Einleitung von der „Hauptstadt des neuerschaffenen grossen Kaiserthums, der Residenz des berühmten ersten Kaisers Napoleon, und der, seit der Translocation der grössten ansehnlichen Meisterstücke Italiens, ersten Schatzkammer irdischer Kunst" spricht. — Alle Merkwürdigkeiten des alten königlichen Paris sind nach der Reihe — wie in dem Artikel einer Universalgeographie — aufgeführt; allen Plätzen, Gebäuden, Gassen u. s. w. noch ihre vormaligen Namen: *Place de Louis XV.*, *Palais d'Orleans*, *Bouillon*, *des Fermes*, *Cours de la Reine*, *Cours Dauphin* u. s. w. gegeben, sogar die Bildsäulen der vormaligen französ. Könige auf diesen umgestalteten Plätzen, Brücken u. s. w. als noch wirklich existirend, umständlich beschrieben. Nichts von den vielen neuen Gebäuden, Plätzen, Anlagen, Instituten aller Art kommt vor. Hie und da fliesst nur das *Wort emperial* (so schreibt der Mann!) ein, als *Palais-College-Jardin emperial.* Sonst aber weiss der Vf. von den Veränderungen unter der kaiserlichen Regierung nichts.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. May 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Versuch eines zweckmässigen Vorpostendienstes bey den deutschen Armeen*, nach neuen, auf die Erfahrung des letzten Krieges gebauten Grundsätzen, von einem deutschen Cavallerie-Officier. 1805. 396 S. gr. 8. Mit schwarzen u. illum. Plans. (5 Rthlr.)

Der Gegenstand dieses Werks ist bey dem veränderten Kriegssystem von so grosser Wichtigkeit geworden, dass seine gründliche Behandlung nach richtigen Erfahrungssätzen der neuesten Kriege für das militärische Publikum ein sehr wesentliches Bedürfniss ist; und das Werk selbst ist ein wohlbearbeitetes Ganzes. Die Grundsätze des Vfs. beruhen auf Erfahrung, und er besitzt eine gründliche Kenntniss der ältern und neueren Kriegsgeschichte und Verfassung, die manche treffliche Rüge und Bemerkung über die in den mehrsten deutschen Armeen noch statt findenden Unvollkommenheiten und Widersprüche mit dem neuesten System veranlasste.

Die Einleitung enthält eine zwar kurze aber treffende Parallele zwischen dem alten und neuen System, stellt die Nothwendigkeit von der Vermehrung der leichten Truppen für die Deutschen überzeugend dar, da bey den Franzosen der *fünfte* Infanterist, bey mehrern deutschen Armeen höchstens der siebente ein *leichter* Infanterist ist. Ganz richtig bemerkt der Vf. hiebey, dass den Deutschen zwar manche Erfordernisse zum leichten Soldaten abgingen, dass derselbe aber doch bey seinem natürlichen gesunden Menschenverstande, bey seinem guten Willen, Gehorsam, festem Körperbau, und bey seiner natürlichen Tapferkeit, sehr füglich dazu auszubilden seyn möchte, wenn man dabey nur sorgfältiger und zweckmässiger zu Werke gehen wollte. — Das Werk selbst ist in *funfzehn* Abschnitte getheilt. Der *erste* enthält eine kurze, aber in historischer Hinsicht sehr reichhaltige Uebersicht der leichten Truppen, von ihrer ursprünglichen Entstehung an bis auf die neueren Zeiten. Bey den Dragonern wundert sich der Vf. gar nicht mit Unrecht darüber, dass man ihre ursprüngliche und noch neuerlich durch die Franzosen erwiesene sehr nutzbare Bestimmung fast ganz in der Anwendung vermisst, und sie zu einem unpassenden Mittelding zwischen Kürassier und Husaren macht. Bey der leichten — reitenden — Artillerie ist der Irrthum, als sey König Friedrich II. von Preussen der ursprüngliche Erfinder derselben, historisch richtig widerlegt; aber dennoch bleibt ihm das sehr grosse Verdienst, dass er die Erfindung durch die Einführung bey seiner Armee zuerst anwendbar gemacht und ihren Gebrauch nach einer vervollkommten Art auch bey andern Armeen veranlasst hat. Auch dem Rec. scheint die bey der ehemaligen Hannöverischen Armee bestandene Einrichtung, dass nämlich vier Canoniers auf der Laffette sassen und die fünf übrigen ritten, die zweckmässigste, da die beabsichtigte möglichst schnelle Bedienung auf diese Art wirklich und mehr erreicht werden kann, als bey derjenigen, wo entweder alle Canoniere beritten sind, oder wo sie alle auf den Lafetten sitzen. Ein wesentlicher Vorzug der französischen Armee besteht darin, dass sie an der Stelle der bey den deutschen Armeen üblichen Regimentsartillerie, die so treffliche reitende Artillerie haben. Die Verfassung jener steht mit dem Zwecke derselben in gar zu grossem Widerspruch. Denn Leute, die ohne Rücksicht auf vorzüglichen Verstand und körperliche Gewandheit zu Artilleristen bey den Regimentern gewählt, die zehn Zwölftheile des Jahrs beurlaubt sind, und nur zwey Monate exerciren, können unmöglich brauchbare Artilleristen werden. Eine solche Artillerie kann sehr wenig nützen, und in vielen Fällen durch ihre grobe Unwissenheit sehr schaden. Es ist daher nicht abzusehen, warum man, wie es bey der Hannöverischen Armee ebenfalls eingerichtet war, nicht bey einem jeden Regimente einen eignen Officier für die Artillerie bestimmt, der sämmtliche Artilleristen in Aufsicht und Unterricht hat, und warum man von der schädlichen Gewohnheit, auch Artilleristen zu beurlauben, nicht abgehet. Es sind freylich wohl auch bey der einen oder der anderen Armee Officiere des Regiments während der Exercierzeit der Artillerie zugetheilt, die dem Exercieren in den Festungen, das gewöhnlich nur vier bis sechs Wochen dauert, beywohnen; allein diese Einrichtung kann nicht den geringsten Nutzen haben, da diese Officiere bey weitem nicht die erforderlichen Kenntnisse besitzen, vielleicht nicht einmal im Stande sind, eine einzige Kanone richtig zu leiten. Es werden freylich wohl von den Feldartillerie-Corps Feuerwerker und Unterofficiere den Regimentern gegeben; allein diese Menschen sind nicht immer die besten, und sie verschlimmern sich, auch wenn sie gut waren, durch die Selbstüberlassung sehr, ob sie gleich in der Regel ausser der Exercierzeit in den Festungen der Provinz den dortigen Artillerie-Officieren untergeordnet seyn sollen. Eine sehr zweckmässige, in andern Armeen ebenfalls noch fehlende, Einrichtung ist die bey der Französischen statt findende, dass nämlich die leichte Infanterie

rie *Einpfünder* von 150 Pfund Gewicht und 24 Kaliber oder 3' 10" Länge hat. Solche Stücke sind fast überall mit hinzunehmen, und die Erfahrung hat es bewiesen, welch eine entscheidende Wirkung diess thut, da (wenn auch gleich nur leichte) Kanonen zu haben, wo sie der Feind am wenigsten erwartet. Eben so vorzüglich ist die französische transportable Gebirgsartillerie, die aus drey und vierpfündigen Stücken besteht. Kurz, keine Armee hat ihre leichten Truppen in allen ihren einzelnen Bestandtheilen so vollkommen zweckmäsig gebildet als die französische; fast bey allen andern Armeen war dieser Theil noch bis vor den letzteren Kriegen gar zu sehr vernachlässigt, und kann also auch noch jetzt nicht für hinlänglich bearbeitet angesehen werden.

Im *zweyten* Abschnitte wird von den Vorposten überhaupt, und den dazu schicklichsten Truppen-Arten gehandelt. Der Zweck der Vorposten ist Sicherung der Armee in ihren Stellungen, Bewegungen und Absichten. Zu der Erreichung dieses Zwecks gehören leicht bewegliche und vorzüglich wohl instruirte Leute. Desswegen, sagt der Vf. sehr richtig, muss der leichte Soldat, der, zu dem gefährlichen Vorposten-Dienste bestimmt, doppelte Pflichten auf sich hat, auch mit der grössten Sorgfalt gebildet werden. Diese mühsame Belehrung und vielfache Uebung aber machen es nöthig solche Vorposten-Corps früher, als erst während des Feldzugs zusammenzusetzen, und die Idee des Vfs. im *dritten* Abschnitt ist, schon in Friedenszeiten dergleichen Corps unter dem Namen *Brigaden* zu organisiren und zweckmäsig zu üben. Als richtiges Verhältniss der Vorposten zur Armee nimmt er den fünften oder sechsten Theil, wenigstens nicht viel weniger, mit Recht an. Wenn eine Armee von 100,000 Mann, 18,000 bis 20,000 Mann geübte und sichere Vorposten-Truppen hat, so wird dieser Dienst vollständig versehen werden können. Auch das Verhältniss der verschiedenen Truppenarten einer solchen Brigade zu einander scheint richtig bestimmt; nur dürfte bey der angenommenen Stärke von 8,676 Mann, eine *einzige* Brigade reitender Artillerie für *alle* Fälle und Absichten *nicht ganz* hinreichend seyn. Die Idee hat übrigens mehr für als wider sich, wenn man die Erfahrung zur Hand nimmt und sich erinnert, wie schwer und unsicher der Vorpostendienst von Truppen verrichtet wird, welche in Friedenszeiten sowohl an sich, als auch ihrer gemeinschaftlichen Dienstbestimmung nach sich einander ganz fremd, in Kriegszeiten bey ihrer plötzlichen Vereinigung zum gemeinschaftlichen Wirken oft so schlecht zusammen passen, und durch diese Fremdheit, Unwissenheit und Unachtsamkeit oft sehr grosses Unglück erzeugen. Alles dieses würde allerdings durch die von dem Vf. beabsichtigte Bildung von Vorposten-Brigaden bey den verschiedenen Armee-Corps schon in Friedenszeiten mehr vermieden werden können, und Rec. kann dem Vf. nach seiner Ueberzeugung im Ganzen genommen nicht Unrecht geben. Aber der grösste Fehler bey grossen Armeen bleibt immer dieser, dass sie nicht für beständig in verschiedene grosse Corps von 20,000 und 30,000 Mann getheilt ist, und dass diese Corps nicht alle die erforderlichen verschiedenen Truppenarten nach den Grundsätzen der Kriegskunst in sich vereinigen. Das freylich wohl schon statt findende Manoeuvriren mit Inspectionen, ist bey weitem nicht hinlänglich, die verschiedenen Truppen und Waffenarten in Rücksicht ihrer wechselseitigen Wirkungen auf einander, wie sie im Kriege statt finden müssen, genau und zweckmäsig zu üben; der Infanterist lernt dadurch, dass man ihm bloss sagt: hier wird angenommen, dass die Kavallerie entgegen stehe, bey ihrem wirklichen Anblicke in der Schlacht gegen sich, noch nicht, sich gehörig zu benehmen, wenn man ihm nicht schon in Friedenszeiten bey den Manoeuvren Kavallerie wirklich entgegenstellt. Und eben so ist es mit der Kavallerie; die Pferde vorzüglich müssen schon in Friedenszeiten das unerschrockene Heranprellen auf die Infanterie lernen, wenn sie auf dem Schlachtfelde nicht ganz fremd und verzagt seyn sollen. Es bleibt bey allen diesen Uebungen immer noch ein sehr nachtheiliges Uebel, dass man die Kavallerie in einer gewissen Distanz vor der Infanterie plötzlich halten lässt, und es sollte wirklich ein Auskunftmittel gesucht werden, wie man diesem Uebel, welches die Pferde vor der Infanterie und ihrem Feuer stutzig und den Reiter selbst irre macht, ausweichen könne. Aus diesen angegebenen Gründen sollten nicht Infanterie-Inspectionen ohne andere Truppenarten allein für sich manoeuvriren; immer sollten gehörig zusammengesetzte ganze Corps dazu zusammen treten, und zwar so, wie man sie im Kriege der Lage der Provinzen des Reichs nach, aus der ganzen Armee bilden und gebrauchen würde. Dann würde wechselseitiges Vertrauen und Kenntniss die Wirkungen der tactischen Geschicklichkeit und Tapferkeit sehr vermehren, und manches Unglück verhütet werden, was am Tage der Schlacht nur zu oft durch Fremdheit der Truppen unter sich, durch den unrichtigen Gebrauch der verschiedenen Truppenarten, und durch andere ähnliche Dinge, den Sieg in die Hände des Feindes spielt. So viel zur Vervollständigung der Idee des Vfs. Was derselbe im *vierten* Abschnitt über die Officiere der leichten Brigaden insbesondere sagt, ist treffend und wahr, und nur zu gerecht die Rüge über die Vernachlässigung der jungen Officiere in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Bildung. Aber noch lange dürften die trefflichen Vorschläge des Vfs. und anderer einsichtsvollen Militäristen unter die frommen Wünsche zu rechnen seyn. Ehe es nicht Gesetz wird, dass jeder antretende Officier die Geschicklichkeit zu seinem Posten darthun muss, ehe nicht ordentliche Bildungsanstalten bey den Regimentern für die jungen Edelleute errichtet werden, sind auch keine wesentlichen Fortschritte in ihrer Bildung denkbar. Die Einrichtung, dass junge Officiere in der Hauptstadt Gelegenheit zu ihrer Ausbildung finden, und dass ihre Benutzung zu ausserordentlichen Beförderungen empfiehlt, ist zwar als ein sehr wesentlicher Fortschritt anzusehen; allein für eine grosse Armee ist damit offenbar

bar noch sehr viel zu wenig gethan. — Die Officiere der leichten Truppen aber müssen in Rücksicht ihrer Bestimmung noch sorgfältiger gebildet seyn, als die der Linientruppen, und es ist daher auch billig, dass die geschickteren Vorzüge vor den minder geschickten geniessen. Es ist daher eine sehr richtige Bemerkung des Vfs., dass das bey den Linientruppen angenommene Avancement nach den Dienstalter, bey den von ihm vorgeschlagenen leichten Brigaden nicht ganz anwendbar seyn möchte. Sein Vorschlag dazu ist fast ganz neu, aber so sehr er sich auch der Unparteylichkeit nähert, und so wenig er im Ganzen geradezu zu verwerfen ist, so möchten doch wohl sehr viele den Kopf darüber schütteln. Er nimmt nämlich an, dass es einem jeden Second-Lieutenant der Armee frey stände, sich um die Anstellung bey den leichten Brigaden zu melden, die dann auch sobald erfolgte, als sich eine Erledigung ergäbe. Der dahin versetzte rückte nach seinem Patente unter die übrigen ein, equipirte sich aber noch nicht, sondern bliebe auf dem Etat und trüge die Uniform seines Regiments. So verrichtete er ein Jahr bey der Brigade allen Dienst, während dessen es ihm jedoch frey stände, zu allen Zeiten seinen neuen Posten wieder zu verlassen und in sein voriges Regiment zurück zu gehen. Nach Verlauf des ersten Jahrs aber erklärte sich die Brigade, ob sie ihn brauchbar fände oder nicht; und das sämmtliche Officier-Corps mit Ausnahme der Second-Lieutenants entschiede hierüber durch Mehrheit der Stimmen. Im ersteren Falle, nämlich bey erfundener Brauchbarkeit, bliebe er dann bey der Brigade, im letzteren aber kehrte er zu seinem Regimente zurück. Bey der Brigade selbst avancirten zwar die Officier nach der Reihe; nur die Besetzung der Premierlieutenants-Stelle geschähe folgendermassen. Der Brigadier beföhle eine Stimmensammlung, er selbst hätte dabey vier, die Divisions-Commandanten jeder drey, die Staabs-Officiers jeder zwey, und die Capitäns und Premier-Lieutenants eine; die Mehrheit entschiede, welcher Second-Lieutenant zum Premier-Lieutenant am fähigsten sey. Träfe mehrere die Wahl, so entschiede das Patent, und fühlte sich jemand gekränkt durch Nichtwählung, so stände es ihm frey, in sein Regiment *à la Suite* zurückzutreten.

Auch Rec. kann dem Vorschlage nicht unbedingt beytreten, da ihm der Unterschied zwischen *Officieren* zu *scharf* gezogen scheint, als dass der beabsichtigte gute Zweck erreicht werden könnte, ohne auf der anderen Seite nachtheilig zu seyn. Officiere sind *alle* ohne Ausnahme Mitglieder *eines und ebendesselben Standes*, ihre Ehre ist nur *eine*. Es ist die Obliegenheit des Staats, dafür zu sorgen, dass ein jeder zum Officier bestimmte junge Mann die gehörige Gelegenheit zu seiner Ausbildung finde; es muss *keiner* Officier werden *können*, der nicht vollständig nachweisen kann, dass er die ihm zu seiner Ausbildung dargebotene Gelegenheit nach seinen Kräften benutzt habe. Für diejenigen, welche sich unter den wohlunterrichteten Officieren, welches *alle* seyn müssten, durch *höhere Kenntnisse* noch besonders auszeichneten, bliebe der General-Staab oder die General-Adjudantur eine sehr gute Gelegenheit zur Auszeichnung. Diese würde nie eine nachtheilige Eifersucht unter den übrigen erzeugen, aber jener grelle Unterschied würde es sehr wahrscheinlich thun. Auf jene Art würde aber auch derjenige Theil, der leistet was er kann, ohne ein Genie zu seyn, unverkürzt und ungekränkt, so wie die Harmonie des Ganzen ungestört bleiben. Aber eben so ausgemacht bleibt es, dass bey der allgemeinen Vernachlässigung des Officier-Standes die Beförderung nach den Dienstalter für den wirklich Geschickten etwas sehr hartes und kränkendes ist, wenn er sich nicht mit der inneren Beruhigung begnügen oder die strenge Forderung Friedrichs II. *seine Geschicklichkeit nämlich nicht einmal zu wissen*, nicht erfüllen kann. Uebrigens kann der Staat diese Ungerechtigkeit durch einige Abweichung von dem angenommenen System vermeiden, ohne auf das Ganze nachtheilig zu wirken, wenn er anders nicht im allgemeinen von einem *jeden* Officier den gehörigen Grad von Kenntnissen unbedingt fordern will. Es kann z. E. niemand dem Monarchen es wehren, den geschickten Officier, der in dieser Brigade oder diesem Regimente Second-Lieutenant ist, bey einem anderen Regimente oder Brigade zum Capitain zu machen, es kann ihm niemand wehren, den Officieren derjenigen Truppenart, welche wegen ihrer eigenthümlichen schweren Bestimmung ganz vorzüglich geschickte Officiere erfordern, einen erhöhten Rang bey ihrer Versetzung zu anderen Truppenarten zuzusichern, ja es ist dieses eine gerechte Belohnung der Verdienste, ohne gegen andere dabey ungerecht zu seyn, da ein jeder dieselbe Belohnung zu erwarten hat, wenn er sich gleiche Verdienste erwerben will. Es ist wider das Interesse des Staats, geschickte Leute nach der Ordnung ihrer Dienstjahre bey einem und eben demselben Regimente zu lassen, wo sie, ohne zu nützen und ohne belohnt zu seyn, veralten, und wo so manches Talent durch die vergebliche Anstrengung seiner Kraft eingeschläfert, für den Staat ganz verloren geht. Einzelne Auszeichnungen und Belohnungen fordert die Gerechtigkeit und das Interesse des Staats; aber ein Unterschied, der, wenn auch an sich nicht ungerecht, doch, seinem Anscheine nach, für eine Zurücksetzung gehalten und dem Vorurtheile zu nahe treten könnte, das man in der Welt doch einmal gelten lassen muss, würde wenigstens mehr nachtheilige als gute Folgen haben. Daher kann Rec. auch dem in mehreren Armeen angenommenen System nicht beypflichten, nach welchem die Officiere für die Grenadiere besonders nach moralischer Güte ausgewählt werden. Denn wenn dieser Unterschied auch weiter keinen Nachtheil hätte, so kann doch der eines widrigen Urtheils über den Officierstand schwerlich entfernt werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

DEUT-

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

STRASBURG, b. Heitz: *Versuch einer Deutschen Sprachlehre.* 1803. II u. 159 S. 8. (9 gr.)

„Nach den vielen guten Sprachlehren (fängt der ungenannte Vf. seine *Vorerinnerung* an), welche wir haben, läfst fich kein neuer Verfuch rechtfertigen, wenn er fich nicht durch eine genauere Beftimmtheit und logifche Anordnung der Begriffe, durch eine glücklichere Auswahl des Wefentlichen, durch eine natürlichere Darftellung des Ganzen u. f. w. vor andern auszeichnet, oder wenn nicht mehrere Lokalbedürfniffe denfelben nothwendig machen. Diefe letzte Rückficht mufs bey diefem Verfuche genommen werden." Der Vf. hatte nämlich den Zweck, den Schülern des Strasburgifchen Gymnafiums, durch die Herausgabe diefes Werkchens, ein wohlfeiles Buch in die Hände zu geben, welches ihren Bedürfniffen angemeffen wäre. Zu dem Ende ift die deutfche Terminologie durch die Franzöfifche erklärt, und auf die letzte Sprache vorzügliche Rückficht genommen worden. Diefer befondern Abficht hat der befcheidne Vf. nicht nur völlig Genüge geleiftet, fondern feine Sprachlehre gehört auch überhaupt, unter den kürzeren Abriffen, zu den beften die wir haben. Die Regeln zeichnen fich durch eine zweckmäfsige Kürze, Beftimmtheit des Ausdruckes und Vollftändigkeit aus. So fand Rec. z. B. die Cafus von S. 72. an fehr gut aus einander gefetzt, desgleichen das fchwierige Kapitel über den Gebrauch der Temporum von S. 95. an. Nur hier und da ftöfst man auf Unbeftimmtheit und Weitfchweifigkeit. So heifst es z. B. S. 41. §. 1.: „das Zeitwort, *le verbe*, ift ein jedes Wort welches von einem Subjecte etwas ausfagt, oder anzeigt; das in einer gewiffen Zeit *gethan*, *gehandelt*, *gelaffen*, *gelitten* wird. Ferner S. 68. §. 1.: Alle *Wefen* und *Dinge*, welche wir durch unfere Sinne wahrnehmen, oder von welchen fich unfer Verftand irgend eine Wirkung denken kann, heifsen felbftftändige Dinge, oder fie werden von uns in den Gedanken und in der Sprache *fo* vorgeftellt. Wir nehmen an denfelben ein Etwas wahr, welches nicht weggedacht werden kann, ohne dafs fie aufhören, diefes oder jenes Ding zu feyn u. f. w." Doch, wie gefagt, dergleichen Stellen kommen felten vor. — Der *fünfte* und letzte Abfchnitt enthält die erften Gründe der *Profodie*. Der Vf. felbft fühlt, wie er fich in der Nacherinnerung äufsert, die Unvollkommenheit diefes Auffatzes, und bittet um Nachficht. Diefe hat gewifs jeder billige Kenner mit einem fo denkenden und befcheidenen Schriftfteller; Rec. wünfcht aber, dafs der Vf. bey einer neuen Ausgabe feines Buches, *Voff'ens* Zeitmeffung für diefen Abfchnitt ernftlich ftudieren möge. Dann werden Behauptungen wie S. 144. §. 42.: „Im Deutfchen enthalten die vier erften Füfse des Hexameters, welcher die heroifche Versart beftimmt, entweder einen *Trochäus* (?) oder *Dactylus* u. f. w.", völlig berichtigt werden.

BERLIN, b. Maurer: *Tafchenbuch für Jung und Alt zur Vermeidung Deutfcher Sprachfehler.* In alphabetifcher Ordnung. Von *Samuel Chriftoph Wagener*, Herausgeber der Gefpenfter und Naturwunder. (!!) 1804. II u. 132 S. *Zweyte* ftark vermehrte Auflage. 1805. II u. 144 S. 12. (Jedes 9 gr.)

„Viele Unftudierte (fagt der Vf. in feiner Vorrede), z. B. Damen der gebildeteren Stände, die Officiere, die Kaffenmänner, Comtoir-Officianten und Gymnafiaften fchreiben und fprechen das Deutfche oft ziemlich rein und gewählt. Indeffen ftofsen doch auch ihnen noch manche Zweifel auf, und fie wünfchen fich dann oft fchleunige Auskunft und Gewifsheit. Diefe in förmlichen Sprachlehren mühfam aufzufuchen, dazu fehlt es ihnen nicht felten an Gelegenheit und Mufse. (Wie? auch den Gymnafiaften?) Ich hoffe daher, ein Handbüchlein, wie das gegenwärtige ift, werde ihnen willkommen feyn. Es nimmt ja auf der Toilette und dem Schreibtifche nicht vielen Platz ein." — Das letzte ift wahr, und möchte wohl das Hauptverdienft des Werkchens feyn. Denn übrigens liegt alles fo durch einander, dafs man keinen Plan entdecken kann; bey den meiften Artikeln findet man keine Erklärungen oder nähere Beftimmungen, und endlich trifft man auf eine Menge Unrichtigkeiten und Fehler, fo dafs man Mühe hat, fich durch zu arbeiten. Zuerft führt der Vf. diejenigen Wörter auf, die ähnlich klingen *follen*: „*Action*, *Axiom*. Zwey ausländifche Wörter mit deutfchem Bürgerrechte, wovon jenes verfchiedene Arten von Handlungen, (!) und diefes einen unbeftreitbaren Grundfatz bezeichnet. — *Charlotte*, *Schalotte*. Charlotte hole mir eine Schalotte aus dem Garten. — *Chauffee*, *Schoffe*, *Schofse*, *fchofs*. Mit Röschen auf dem Schofse fuhr er, frey von allem Schoffe (eine alte Abgabe), auf der Chauffee (d. h. Kunftftrafse), und fchofs eine Krähe." — Man begreift doch in der That nicht, wie vernünftige Leute fo etwas fchreiben können. Oder gehört dergleichen mit unter die *Naturwunder*, die der Vf. zufolge des Titels *herausgiebt?* — Wozu ftehn wohl Artikel wie folgende hier? z. B. *Abtrocknen*. Trockne mir die Hand ab. — Trockne mich ab. — *Abwafchen*. Wafche mir die Hand ab. Wafche mich ab. — Auf diefe Weife konnte der Vf. durch alle zufammengefetzten Verba einen Spatziergang machen. Bisweilen läfst er fich auch auf *Synonymen* ein; feine Manier dabey mögen ein Paar Beyfpiele zeigen. „*Abweg*, *Ausweg*, *Umweg*, *Unweg*. Ein Wanderer wird endlich auch auf *Um*- und *Abwegen* fein Ziel erreichen; nur nicht auf einem *Auswege*. Auf *Unwegen* (?) ift nicht gut fortkommen. — *Dampfen*, *duften*, *dünften*. Siedendes Waffer dampft; Blumen duften; die Erde dünftet."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. May 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Versuch eines zweckmäſsigen Vorpostendienstes bey den deutschen Armeen,* — — von einem deutschen Cavallerie-Officier, u. s. w.

(*Beschluſs der in Num. 121. abgebrochenen Recension.*)

Im *fünften* Abschnitte handelt der Vf. von dem wissenschaftlichen Fache der Officiere einer leichten Brigade so vollständig als es der Zweck erfordert, ohne jedoch in seinen Forderungen, wie so manche andere, zu übertreiben.

Der *sechste* Abschnitt handelt von dem Unterofficiere, und der *siebente* von dem gemeinen Manne und dessen Equipirung bey der leichten Brigade. Mit vieler Einsicht untersucht der Vf. das Verhältniſs des Unterofficiers zum Officier und gemeinen Soldaten; er nennt ihn die Mittelperson zwischen beiden. Eben so billig rügt er es, daſs der Unterofficier seinen Dienstverhältnissen nach, weder gehörig gekleidet und bezahlt, noch auch hinlänglich belohnt und ausgezeichnet, vorzüglich aber bey seiner Kleidung so sehr vernachläſsigt sey. Er zeigt ganz richtig die groſsen Nachtheile davon für den Dienst, beweiset die Nothwendigkeit von Lehranstalten für sie, die denn auch, in den letzten Jahren in der preuſsischen Armee, nach und nach errichtet wurden; aber die darum noch nicht allgemeiner Gedeihen haben konnten, weil sie der Willkür der Chefs mehr überlassen, als vom Staate zum Gesetz gemacht worden waren. Was der Vf. bey dem gemeinen Manne insbesondere sagt, ist eben so wahr als gut; ihn zu kleiden, hat aber auch *er* seine eigne Idee, und Rec. dächte, es möchten über diesen Gegenstand schon so viel Vorschläge vorhanden seyn, daſs aus der Summe *aller*, doch wohl *eine* zweckmäſsige Kleidung heraus zu finden wäre. — Der *achte* Abschnitt behandelt das Exercieren der leichten Infanterie. Auch Rec. war es von jeher etwas sehr auffallendes, bey den deutschen Armeen den leichten Infanteristen fast mehr für die Linie als für das Tirailliren abgerichtet zu sehen. Man war vermuthlich mit den Grundsätzen hierüber noch nicht ganz im Reinen, noch immer zu fremd in der Schule der Erfahrung gegen einen Feind, der mit tödlichen Streichen den Lehrmeister spielt. Es ist zwar allerdings nothwendig, daſs leichte Truppen auch im geschloſsnen Trupp zu fechten verstehen; aber es ist gewiſs sehr schädlich, wenn sie an dieses, nur für einzelne besondere Fälle anwendbare, mehr als an jene allgemeinere Bestimmung gewöhnt werden. Das steife Linienexercieren, zu oft widerholt, gewöhnt an eine für den wahren Tirailleur nachtheilige Gebundenheit in der Art, sich freystehend zu bewegen; verhindert die so sehr erforderliche Kunstfertigkeit, in der gehörigen Anwendung der tausend kleinen Vortheile des Terrains zu seinem Nutzen und des Feindes Schaden, die dem in der Linie zwangsmäſsig gehaltenen Soldaten durchaus abgehen muſs. Der Vf. hat über alles dieses sehr richtig geurtheilt, und mit Sachkenntniſs die einzelnen Fälle genannt, welche sich zum vortheilhaften Gebrauch des leichten Infanteristen im geschloſsnen Trupp eignen. Auch darin möchte der Vf. nicht Unrecht haben, daſs die Gewohnheit, die Schützen der Infanterie zur äuſseren Umgebung des Quarrés zu gebrauchen, in den mehrsten Fällen eher schädlich als nützlich sey. Diese militärische Plaisanterie auf dem Felde des Friedens hört aber auf dem Platze des kriegerischen Kampfes sehr bald von selbst auf. Hier sagt die Erfahrung nur zu oft und nur zu wahr: *was nutzt es doch, eine Sache im Frieden für den Krieg anzuordnen und zu üben, über deren Nachtheil das Beyspiel des Krieges so entscheidend spricht!* — Im *eilften* Abschnitt über das Exercieren der leichten Cavallerie erkennt man den Cavalleristen von Metier; alle seine Vorschläge zur Verbesserung dieser Tactik verdienen Rücksicht. Mit vieler Gründlichkeit zeigt er nicht nur die bey den mehrsten Cavallerien noch statt findenden Grundmängel, wie z. B. die übereilte und unrichtige Dressur der Pferde und Reiter, sondern er beleuchtet auch die angenommenen Arten der Bewegungen mit vielem Scharfsinn, und zeigt durch Gründe überzeugend, welche von den Bewegungen die zweckmäſsigsten seyn möchten. So zieht er z. B. die Wendung mit *vieren* den mit *dreyen* aus dem sehr einleuchtenden Grunde vor, weil bey der ersten die Pferde eine Pferdebreite mehr Raum zur Bewegung ihrer Füſse haben, und man auch, ohne Stocken befürchten zu müssen, im gestreckten Trapp und Galopp marschiren, der Reiter selbst vorsichtiger reiten, seinem Pferde Hülfe geben, und selbst ohne Hinderung seines Hintermanns über Gräbchen setzen kann; ferner weil die Abtheilung zu *vieren* das in der Campagne so oft nöthige Abbrechen zu *zweyen*, besser als die Abtheilung zu dreyen gestattet. Auch empfiehlt er mehr mit Zügen, als mit kleinen Abtheilungen zu schwenken, und entkräftet den Einwurf, als ruinire das Schwenken die Pferde, dadurch sehr passend, daſs er sagt: man solle nur die Eitelkeit, alle Schwenkungen im Galopp und Carrière zu machen, aufgeben: so würde jenes Uebel vermieden, und es würde auch mit dem auf die Schwenkungen folgenden Marsch im

im Schritt auch weit zusammenpassender seyn, wenn man die Schwenkungen höchstens im verdoppelten Pferdegange, als man zu marschiren gedenkt, verrichtete. Auch das, was der Vf. über die Frontmärsche im allgemeinen und insbesondere mit Rücksicht auf den Angriffs sagt, ist nicht übel; aber auch der schräge Frontmarsch mit ungebrochener Linie, dem er den Vorzug vor dem mit gebrochnen Zügen giebt, hat vorzüglich wegen Haltung der Position und Verhütung des Gedränges von den Flügeln her grosse Schwierigkeiten; wäre jener für den Feind nicht täuschender, wie dieser, so möchte Rec. doch diesem den Vorzug geben, da die Brechung in gewissen Abtheilungen die Haltung der Alignements eher möglich macht, und Unordnung durchs Gedränge auch leichter verhütet. Darum hat man ja selbst bey der Infanterie den schrägen Frontmarsch in Sectionen dem ungebrochenen vorgezogen, und in der Ferne ist auch dieser Marsch täuschend. Anwendbar scheint das vom Vf. vorgeschlagene Ueberflügelungs-Manoeuvre, dessen Ausführung sich auf eine optische Täuschung stützt. Um nämlich den feindlichen rechten Flügel zu umschlingen, und diese Absicht bis zur Ausführung selbst sicher zu verbergen, geht er mit den angenommenen fünf Escadrons in der Art *en Echelon* vor, dass er die fünfte und vierte Escadron hinter einander gestellt, den ersten Echelon, die dritte Escadron den zweyten, die zweyte den dritten, und das erste Glied der ersten Escadron den vierten, so wie das zweyte Glied der ersten Escadron den fünften Echelon machen, und beym Angriff selbst, die hinter der fünften gestandene vierte Escadron neben jener links heraus und in des Feindes Flanke gehen läfst. — Die geschlossene Colonne verwirft er bey der Cavallerie fast durchgängig, und dieses mit sehr grossem Recht, da sie den ersten Grundsätzen einer Cavallerie-Tactik geradezu widerspricht. Der von ihm zur Widerlegung seiner Gegner vorgeschlagene Aufmarsch einer geöffneten Colonne in ein gegebenes, durch ein Seitenhindernifs für den Aufmarsch aber nicht freyes Alignement, ist, weil er schnell und einfach bewerkstelligt werden kann, sehr zweckmäfsig. Er läfst nämlich nach Haltung der Tête im Alignement, durch linksum im Galopp aufmarschiren, wobey die zweyte Escadron sogleich linksum macht, durch rechtsum neben der ersten in das Alignement einrückt, alle übrigen Escadrons bis auf den Punkt gerade aus heran galoppiren, wo die zweyte linksum machte, und mit rechtsum neben einander in die Linie einrücken. Mit eben so grossem Rechte verwirft er die eitlen und für den Krieg nutzlosen Künsteleyen des Friedens, mit Recht verweiset er die Cavallerie nach erlernten Evolutionen von dem ebnen Exercierplatze auf ein zunehmend ungünstiges Terrain zur Wiederholung des in jener Schule Erlernten. Hier wird Mann und Pferd mit den Hindernissen des Terrains gehörig vertraut, statt dass der erstere dort durch die Uebung nutzloser und unanwendbarer Dinge unrichtige Begriffe von demjenigen bekommt, was er am Tage der Action thun kann und thun muss. Die Vorurtheile, welche die nutzlosen Friedenskünsteleyen nur noch zu sehr begünstigen, sind ganz passend entkräftet. — Durch die gründliche Darstellung des Vfs. von dem wesentlichen Nutzen des Carabiners bey dem Blänkern, wenn er richtig gebraucht wird, ist die so sehr allgemein gewordene Behauptung, als nütze er zu nichts, sehr modificirt, wenigstens ist es sehr richtig geschlossen, dass das wenige Treffen der Cavalleristen beym Blänkern noch nicht beweise, dass sie nie treffen werde, wohl aber, dass, um dieses zu können, der Mann besser zielen, und das Pferd den Schuss ruhiger hören lernen müsse. — Die gute Wirthschaft verbietet aber zur Zeit des Friedens den zur zweckmäfsigen Uebung erforderlichen Gebrauch von Pulver und Bley, um dessen zur Zeit des Krieges recht viel nutzlos verschiessen zu können. Die vorgeschlagene Ladung des Carabiners vorwärts, anstatt rückwärts, hat allerdings einen entschiedenen Vorzug. Eben so sachgemäfs schränkt der Vf. das Fussexerciren der Dragoner vorzüglich auf gut Schiessen, im coupirten Terrain lebhaft Marschiren, und auf Tirailliren auf der Stelle ein. — Der *zehnte* Abschnitt enthält noch einige Worte über die reitende Artillerie. Mit Recht findet der Vf. die Behauptung, dass der reitende Artillerist zugleich auch blänkern solle, dadurch unrichtig begründet, dass die Franzosen 16—18 Artilleristen bey jedem Stücke haben. Denn dieses ist gewiss nicht darum eingeführt, dass die Artilleristen ihre Batterien selbst decken sollen, sondern wie der Vf. ganz richtig bemerkt, darum, dass die gute Bedienung des Geschützes durch Mangel an Leuten und Pferden nie aufhöre, und dass man nicht Gefahr laufe, seine Artilleristen bey dem Rückzuge zu verlieren. Welch ein schädlicher Missgriff würde es seyn, wenn jene irrige Vorstellung bey der Nachahmung zum Grunde gelegt werden sollte. Zur Bedeckung der reitenden Batterien eignen sich vorzüglich die Dragoner, vorausgesetzt, dass sie dieses im wahren Sinne des Worts, nach alter französischer Art sind. Durch diese gehörig unterstützt, wird ihren Angriffen schwerlich jemand widerstehen, und sie selbst da sehr wirksam seyn können, wo sie, *allein stehend*, zwar auch wohl Vortheile erkämpfen, aber sie nicht verfolgen und festhalten könnten.

Der *zwölfte* Abschnitt, der von den Dispositionen handelt, ist ein sehr interessanter Theil des Werkes. Um die Nothwendigkeit zu beweisen, dass ein jeder Officier sich bestrebe, nach seinem Bedürfnisse Dispositionen entwerfen zu können, sagt er sehr richtig: ein Officier würde, im Besitz gründlicher Kenntnisse, zwar schön ausgerüstet, aber dennoch ein unbrauchbarer Diener seines Staats seyn, wenn er den Gebrauch jener Kenntnisse nicht auf die angewandte Kriegskunst, und auf deren Grundfeste die Disposition richten wollte. Wo wird aber wohl an eine zweckmäfsige Anwendung der Kenntnisse in den Friedensgarnisonen anders als bey den gewöhnlichen Manoeuvren gedacht, wo oft Dispositionen zum Vorschein kommen, die eine strenge Beurtheilung nicht aushalten würden. Ist der General des Orts nicht fähig und

und nicht willig, auch ausser den wenigen Manoeuvre- und Exercier-Tagen, beständiger Lehrer für seine Officiere, und dieses in freundschaftlichen Zusammenkünften zu seyn: so muss dieser wichtige Gegenstand wohl sehr unvollständig bearbeitet, und der Officier, überhaupt genommen, unwissend bleiben.

Was der Vf. im *zwölften* Abschnitt über die kleinen Postengefechte der Infanterie und Cavallerie sagt, ist durch die Art, wie er dieses thut, dass er nämlich die richtige Anwendung der verschiedenen Truppen und Waffenarten zur Erreichung *eines* Zwecks gründlich zeigt und durch Beyspiele auf dem wirklichen Terrain erläutert, sehr unterrichtend. Nicht minder gut ist der im *dreyzehnten* Abschnitte ertheilte Unterricht über die Aussetzung der Vorposten, Avant- und Arriergarden.

In den beiden Endabschnitten stellt der Vf. eine halbe und eine ganze Division im Gefechte selbst dar; der Zweck der ersteren Disposition ist, Zeitgewinn für den Marsch eines Transports von Neuschloss nach Bischofsheim, eine schwere Aufgabe, vom Vf. aber sehr gut und unterrichtend ausgeführt. Das Thema der zweyten ist die Behauptung von Meissen, das mit drey Bataillons Linientruppen besetzt ist, und wobey eine Division leichter Truppen die Vorpostenkette mit beiden Flügeln an die Elb-Ufer gelehnt, über Nieder-Fahne, Kühnast, Cörbitz, und den Höhen zwischen Lerche und Bockwein zieht. Da nun die Behauptung Meissens von dem Besitze des Schlosses Siebeneichen allein abhängt, so macht der Vf. auch die Erhaltung dieses Postens zum Hauptgegenstande seiner Disposition zur Vertheidigung der ganzen Chaine. Er wählt zu diesem Zweck diejenigen Masregeln, welche ihm nach dem Terrain die sichersten scheinen, er concentrirt bey dem feindlichen Angriff seine sämmtlichen Vorposten nach jenem Hauptpunkte, da sie sich in ihren vorliegenden Positionen doch ohne die Gefahr, von Meissen abgeschnitten zu werden, nicht halten, und da Linientruppen, aus dem Lager bey Zscheile nach Siebeneichen, zur Verstärkung genommen, in dem äusserst coupirten und bey dem Rückzug immer enger zusammenlaufenden Terrain eben so wenig zu vortheilhaften Manoeuvren Platz finden, als auch gegen viele und gut exercirte Tirailleurs ein ehrenvolles Gefecht ohne eigne leichte Truppen liefern könnte, auch ihr Rückzug durch den tiefen hohlen Weg nach Meissen hinab mit sehr grosser Gefahr verbunden seyn würde.

Die Prüfung des Terrains wird die Richtigkeit der Disposition des Vfs. hinlänglich darthun, und den Wunsch des Rec. rechtfertigen, dass derselbe zu einem Werke, welches sich durch seine Gründlichkeit und durch die Berührung so mancher, noch viel zu wenig zur Sprache gebrachten, an sich aber äusserst wichtigen Gegenstände so vortheilhaft auszeichnet, *mehrere* Beyspiele von der Anwendung seiner Lehre gegeben haben möchte.

Leipzig, b. Supprian: *Betrachtungen über die reitende Artillerie, deren Organisation, Gebrauch und Taktik.* Von einem Artillerie-Officier. 1803. 154 S. 8. m. 1 Kpfr. (14 gr.)

Bey dem so allgemein anerkannten Nutzen und bey dem so mannichfachen Gebrauch der *reitenden Artillerie*, war es in der That eine auffallende Erscheinung, dass wenig oder gar keine Schriften darüber erschienen, zu einer Zeit, wo man doch oft die geringfügigsten Dinge von allen Seiten beleuchtet. Der ungenannte Vf. verdient daher gewiss Dank, dass er sich mit diesem, für den Kriegsmann so wichtigen, Gegenstande auf eine, genugsam von seinen Kenntnissen zeugende Weise, beschäftiget. Wir halten es daher auch um so mehr für Pflicht, durch eine genauere Zergliederung des vorliegenden Werkes die Aufmerksamkeit zu zeigen, mit der wir es gelesen haben. Das Ganze zerfällt in *drey* Abschnitte: I. *Ueber die Organisation der reitenten Artillerie;* II. *die Uebungen und Bewegungen derselben;* und III. *das Verhalten in Actionen.*

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Entstehungs-Ursache und über die eigentliche Bestimmung der reitenden Artillerie, setzt der Vf. ihre Grundeigenschaften fest: möglichste Wirkung im Feuer, grösste Manoeuvrirfähigkeit und möglichste Schnelligkeit. Aus diesen ergiebt sich dann die Stärke der für sie brauchbaren Caliber: leichte sechs- oder achtpfündige Kanonen und siebenpfündige Haubitzen. Sehr gut setzt der Vf. die Vortheile aus einander, wenn die ganze Bedienung jenes Geschützes beritten ist; sie aber zur Bedeckung der Batterie anzuwenden, und zu dem Ende als leichte Cavalleristen zu exerciren, kann Rec. unmöglich zweckmässig finden. Der Artillerist muss sein Heil nur allein dem möglichst guten Gebrauch seines Geschützes verdanken; auf diesen muss er daher auch sein ganzes Augenmerk richten. Giebt man ihm aber Gelegenheit, sich davon abzuziehen: so könnte er leicht in Versuchung kommen, vor dem Feinde seine Rettung mehr von seiner Gewandtheit im Gebrauch des kleinen Gewehres zu erwarten. Der Verlust des Geschützes würde die unausbleibliche Folge davon seyn. Dazu kommt noch, dass in diesem Fall eine sorgfältigere Ausbildung zum Reiter, und eine strengere Auswahl der Pferde nothwendig ist, welches letztere die Kosten der reitenten Artillerie ohne wesentlichen Nutzen vergrössert, während die erstere ihm wenigstens überflüssig ist: denn es kommt hier blos darauf an, in möglichster Geschwindigkeit von Ort und Stelle kommen und auf- und absitzen zu können. Aus letzterem Grunde hält Rec. auch den Ungarischen Sattel nicht für angemessen, und würde statt desselben den Englischen Sattel wählen, wo man unstreitig leichter und schneller aufsteigen kann, als bey dem Ungarischen.

Da der reitende Artillerist niemals blänkern soll, so bedarf er auch keines Carabiners, der ebenfalls beym Aufsitzen hinderlich ist. Ein guter Säbel hingegen kann ihm zuweilen sehr nützlich seyn. Daher kann aber

aber auch Rec. unmöglich dem beystimmen, was S. 54. über die Abrichtung des Artilleristen gesagt wird. Er muss nicht nur sein Geschütz eben so gut, sondern in Absicht des Ab- und Aufprotzens mit ungleich grösserer Schnelligkeit bedienen können, als die Fuss-Artillerie. Hierin ist ihm daher stete Uebung nöthig, die verbunden mit dem, was zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gehört, ihm wahrscheinlich keine Zeit zu nutzlosen Spielereyen übrig lassen wird.

Alles, was im *zweyten* Abschnitt über die Dressur der Pferde und Leute, so wie über die Ausführung der Evolutionen mit dem Geschütz gesagt wird, ist vollkommen zweckmässig; doch würde Rec. den Unterofficier im Gefecht nicht zu Pferde lassen, er kann zu Fuss die Aufschläge der Kugel eben so gut beobachten, auch bey noch weiter Entfernung des Feindes mit auf die sorgfältigere Richtung des Geschützes sehen, als wenn er zu Pferde sitzt, wo er vielleicht bisweilen bey der Bedienung des Geschützes hinderlich seyn wird. — Der Vf. scheint die Wendung mit dem aufgeprotzten Geschütz vorzuziehen, wo nachher abgeprotzt wird; Rec. hingegen glaubt sich überzeugt, dass der unbedeutende Zeitverlust durch das Abprotzen und das darauf folgende Wenden des Geschützes, durch die geringere Schwierigkeit, womit beides in jedem Terrain geschiehet, völlig aufgewogen, und selbst in vielen Fällen eine grössere Geschwindigkeit erreicht werden kann. So ist auch bey dem *Avanciren* mit der *Prolonge* das Umdrehen des Geschützes nicht nothwendig; sondern letzteres bleibt stehen, die Protze gehet vor, und das Schlepptau wird in die Haken an der Brust der Laffete eingehangen.

Der *dritte* Abschnitt enthält gute Bemerkungen über die eigentliche Anwendung der reitenden Artillerie im Gefechte, wo sich Rec. gegen Cavallerie vorzüglich der Haubitzgranaten bedienen und sie in sehr flachen Bogen fortrollen würde, weil die feindlichen Pferde dadurch unfehlbar in Unordnung gebracht werden. Gegen Infanterie kann man sich grosser Kartetschen mit 8 bis 12 löthigen Kugeln noch sehr wirksam auf 800 Schritt bedienen. Stehet man hingegen sehr schräge auf die feindliche Front oder hat man Colonnen vor sich: so ist der Kugelschuss allezeit besser als die Kartetsche. Im Gefecht gegen feindliche Artillerie fehlt die nähere Bestimmung, dass die diesseitigen Geschütze ihr ganzes Feuer auf Einen oder Zwey Punkte concentriren, und so wie diese demontiret sind, es gegen die zunächst liegenden richten müssen u. s. w. Hier sind Kanonen vortheilhafter als Haubitzen, die wegen ihrer unsichern Würfe nie einen so schnellen Effect versprechen, als jene.

Mit der Lunte sollte eigentlich bey der Artillerie nie gefeuert werden, weil diess zu ungewiss ist, und zu leicht fehlschlagen kann. Bey raschem Feuer oder bey Regenwetter bedient man sich langer Lichter, die man während der Action brennend erhält, und das neue immer an dem letzten Ueberreste des vorhergehenden anzündet, so dass die Lunte in ihrer Kapsel nur für den Nothfall des etwanigen Auslöschens bleibt.

Einige kleine Flecken, wie *indeme*, *rengirt*, *soutiniren*, *zerschieden*, und die „mit den Flügeln des Windes heranjagende, die feindlichen Colonnen umfassende und mit einem Kartetschen-Hagel überschüttende reitende Artillerie," wird der Vf. bey einer neuen Bearbeitung gewiss verwischen und durch einige Zusätze sein Werk zu einer klassischen Abhandlung über diesen wichtigen Gegenstand erheben.

MATHEMATIK.

HANNOVER, im Verlage d. Helwingschen Buchh.: *Der theoretisch-praktische Tafelrechner* nach dem Geiste des Seminarii zu Hannover, von *J. E. Münkel. Zwey* Theile. 1805. *Erster* Th. 240 S. *Zweyter* Th. 350 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Buch zeichnet sich durch eine grosse Fasslichkeit aus, und dürfte auf allgemeinern Beyfall rechnen, wenn der Vf. bey seinem Streben recht verständlich zu seyn, nicht in den Fehler einer unnöthigen Weitschichtigkeit gerathen wäre. Bücher dieser Art können nur für den Lehrer bestimmt seyn, und diesem darf nur der Weg gezeigt werden und die Methodik. Vieler Beyspiele bedarf es hier nicht, wo von allbekannten Lehrsätzen der ersten Anfangsgründe des Rechnens die Rede ist. Das schriftliche Rechnen sollte überhaupt nicht als eine mechanische Sache gelehrt werden, sondern vielmehr nur als Bezeichnung vorhergegangener arithmetischer Uebungen. Der Hauptpunkt dabey ist gerade, dass ein naturgemässes Kopfrechnen mit dem schriftlichen in genaue Uebereinstimmung gebracht werde. Die Zahlenordnung, die Einer, Zehner (Zig) und Hunderte müssen schon im Kopfe als Klassen da stehen, dann wird es nicht schwierig seyn, die Stellen begreiflich zu machen. Eben so muss die Uebung des Zusammenzählens, des Abziehens, des Vermehrens, des Theilens u. s. f. schon praktisch geworden seyn, ehe man die Begriffe der Species zu erläutern strebt. Am wenigsten haben Rec. die Behandlung des Dividirens S. 91 f., und die Auseinandersetzung der Brüche gefallen, weil hier bloss die mechanischen Regeln gegeben werden, ohne weitere Auseinandersetzung des Verfahrens. — In dem *zweyten* Theile werden die praktischen Rechnungen, vorzüglich die kaufmännischen, gut aus einander gesetzt. Eine Vergleichung verschiedener Münzen, Masse und Gewichte beschliesst das Ganze.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. May 1807.

OEKONOMIE.

Paris, b. Marchant u. a.: *Cours complet d'Agriculture théorique, pratique, économique, et de médecine rurale et vétérinaire;* ou *Dictionnaire universel d'Agriculture;* rédigé par M. M. *Rozier, Chaptal, Parmentier, Delalause, Mongez, Lasteyrie, Dussieux, Gilbert, Rougier de la Bergerie* etc. — *Tome onzième* et *douzième*, rédigé par M. M. *A. Thouin, Parmentier, Biot, de Chassiron, Chabert, Lasteyrie, de Perthuis, Cotte, Sonnini, Fromage, Chaumontel, Tollard ainé, Bosc, Curaudau* etc. 1805. LVI, 492 u. 668 S. gr. 4. mit 3 grofsen Tabellen u. mit Kpfrn.

Diefer *eilfte* und *zwölfte* Theil des bekannten, fchon im J. 1781. angefangenen *Cours complet d'Agriculture* des Abbé *Rozier* machen nun den Schlufs diefes grofsen und fehr weitläufigen ökonomifchen Wörterbuchs aus (welches fich indefs, wie der Titel fagt, auch über die ganze Vieharzneykunft, und insbefondere über die gefammte Hauswirthfchaft verbreitet); fie liefern aber felbft wieder ein eignes kleineres ökonomifches Wörterbuch, welches nämlich nur die in den letzten 20 Jahren in der Land- und Hauswirthfchaft und Veterinairwiffenfchaft gemachten Entdekkungen und Verbefferungen in fich fafst, und von den auf dem Titel genannten rühmlichft bekannten franzöfifchen Gelehrten bearbeitet worden ift.

Dem erftern von diefen beiden Bänden voran fteht ein LVI Seiten langer Auffatz von Hn. *Thouin*, Prof. der Agricultur beym Parifer Mufeum, — unter dem Titel: *Effai fur l'expofition et divifion méthodique de l'économie rurale, fur la manière d'étudier cette fcience par principes, et fur les moyens de l'étendre et de la perfectionner.* Der verftorbene Abbé *Rozier* hatte nämlich in der Vorrede zum *erften* Bande feines *Cours* verfprochen, dem letzten Bande deffelben eine Anleitung beyzufügen, wie die Wiffenfchaft des Ackerbaues nach Grundfätzen, und auf eine leichte, einfache Weife zu erlernen fey. Da er nun aber noch vor Vollendung des letzten Bandes feines Werks ftarb, und fich feine Freunde zur gemeinfchaftlichen Vervollftändigung deffelben vereinigten, fo wurde nicht nur diefer letzte Theil des *Cours complet*, dem Plane des verftorbenen Vfs. nach, verfertigt, fondern man bearbeitete auch noch den hier anzuzeigenden *eilften* und *zwölften* Theil diefes Werks, worin man die von dem verftorbenen Vf. in den erften Bänden vergeffenen und überfehenen Artikel, und hauptfächlich, wie wir fchon erinnert haben, alle feit dem J. 1786. in dem gefammten Gebiet der Land- und Hauswirthfchaft und Vieharzneykunft gemachten Entdeckungen und Beobachtungen nachtrug, fo dafs zugleich ein eignes, kleineres *Dictionnaire d'Agriculture* hieraus entftand. Die Bearbeitung des von *Rozier* verfprochenen Auffatzes über die Erlernung der Ackerbauwiffenfchaft insbefondere aber übernahm Hr. *Thouin* allein; dehnte denfelben jedoch auch auf alle übrigen Zweige der Landökonomie aus. Diefem hat er nun 3 Tabellen beygefügt, die zur tabellarifchen Ueberficht der hier vorgetragenen Sätze, und überhaupt auch der in dem ganzen *Dictionnaire* vorkommenden Gegenftände dienen follen. Zuerft nämlich ftellt er eine Eintheilung der gefammten Landwiffenfchaft auf, wozu die erfte Tabelle gehört. Die gefammte Landökonomie zerfällt nach ihm in fünf Zweige: 1) Agricultur, 2) Viehzucht, 3) ökonomifche Technologie, 4) ländliche Baukunft, und 5) landwirthfchaftlicher Handel. Jeden von diefen Zweigen theilt der Vf. dann wieder in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen ab, welche alle hier anzuführen jedoch zu weitläufig feyn würde. So wird z. B. die Agricultur in vier grofse Klaffen eingetheilt: 1) Feldbau, 2) Obftbau, 3) Waldbau, 4) Gartenbau. Der Feldbau wird dann wieder in drey Sectionen zerfchnitten: 1) Anbau der ernährenden Pflanzen — Getreidebau. 2) Futterbau, — künftlicher und Wiefenbau. 3) Anbau der Handelskräuter. Man fieht wohl fehr bald, dafs diefe Eintheilung nicht ganz richtig ift, da die Wiefen zum Feldbau gerechnet find, wozu fie doch in keiner Rückficht gehören, indem fie fowohl ganz andre Pflanzen tragen, wie die Felder, als auch hauptfächlich gar nicht fo, wie diefe, *bearbeitet* werden. Auch ift es ganz unpaffend, dafs der Vf., da er aus dem Obftbau einen eignen Zweig der Agricultur gemacht hat (was an fich nicht unrichtig ift, wenn man unter Agricultur *Pflanzenbau* verfteht, — fo wie diefs auch mit dem Waldbau fehr paffend gefchehen ift), dennoch in einer von beiden durch ihn ganz unterfchiedenen und getrennten Zweig *des Gartenbaues* eine eigne (die dritte) Section von den Pflanzfchulen, für *Frucht-* oder *Obft-, Wald-* und *ausländifche Bäume* gebildet hat. Gehört denn die Anziehung der jungen Bäume nicht mit zum Obft- und Waldbau felbft? Mit der fyftematifchen Anordnung diefer Tabellen kann man daher nicht ganz zufrieden feyn, fo fehr man auch den auf ihre Abfaffung gewendeten Fleifs erkennen mufs. — Hierauf handelt der Vf. von den Dingen, auf die es beym Landbau vorzüglich ankommt, hauptfächlich alfo *a*) vom *Boden*, deffen Befchaffenheit, Lage u. dgl., *b*) vom

b) vom Klima, *c*) von dem System der Regierung, wo er an dem Beyspiel Toscana's den wohlthätigen Einfluss eines vernünftigen Regierungssystems auf den Ackerbau erläutert. — Ferner spricht er von den theoretischen Kenntnissen, die zur Ausübung und Vervollkommnung der Landwirthschaft erforderlich seyen; die, und deren verschiedene Zweige, so wie die zu jedem derselben gehörigen einzelnen vorzüglichsten Gegenstände, ingleichen den Einfluss, das Verhältniss, den Zusammenhang derselben auf, zu und mit dem Landbau die zweyte Tabelle in einer ungemein fleissig ausgearbeiteten Uebersicht darstellt. Der Vf. rechnet nämlich hieher *Physik*, *Chemie*, *Geschichte der Agricultur*, *Geologie*, *Geographie* (die nachher hier bestimmter angegeben wird, da freylich die gewöhnliche Topographie unmöglich hieher gezählt werden kann, so nützlich auch eine bloss *landwirthschaftliche* Topographie dem Landwirth seyn könnte und würde) — unter welcher nämlich hier die physikalische Geographie der Erde sowohl, als des französischen Reichs insbesondre verstanden wird; sowie die *Mathematik*, *Staatswirthschaft* und *Botanik*. Ferner handelt der Vf. von der ökonomischen Praxis, die er sehr richtig in die eigne Ansicht der praktischen ökonomischen Geschäfte, wie sie ausgeübt werden, und in die Ausübung des Landbaues selbst abtheilt; — und wozu eine dritte, ebenfalls sehr fleissige und vollständige Tabelle gehört, welche die zur Vervollkommnung und Ausbildung der Landwirthschaft nöthigen praktischen Kenntnisse aufstellt. Der Vf. rechnet nämlich dahin *a*) die Kenntniss der verschiedenen zum Landbau gehörigen Werkzeuge, Instrumente, Geräthschaften und anderer nöthigen Dinge, Anstalten und Gebäude, als Schuppen, Gewächshäuser, Treibbeete, Gestelle, Keller, Gruben u. dgl., die er alle unter dem Wort *fabriques* begreift, und in *Fabriques* von Holz und von Mauerwerk eintheilt; und dann die Kenntniss von allen Substanzen und Materialien, die in der Agricultur gebraucht und angewendet werden, den vegetabilischen sowohl als thierischen und mineralischen und vermischten, wo denn z. B. unter den thierischen auch der *Dünger* vorkommt. *b*) Die Kenntniss von den eigentlichen Feld- und andern landwirthschaftlichen Arbeiten, als Pflügen, Eggen, Hacken, Pflanzen, Säen, Wässern u. dgl. *c*) Die Kenntniss von andern zum Bau der Pflanzen gehörigen Geschäften, nämlich von Veredlung und vom Schnitt der Bäume, und hauptsächlich von der Aernte. *d*) Die Kenntniss von der Witterung in landwirthschaftlicher Hinsicht, welche eine fleissige Beobachtung der Jahreszeiten, der Winde, der Meteore und der besondern Voranzeigen der Wetterveränderungen begreift. — Endlich spricht der Vf. von den Mitteln, Kenntnisse in der Landwirthschaft zu verbreiten und deren Fortschritte zu befördern. Er empfiehlt hier Ackerbauschulen, Abfassung von landwirthschaftlichen Katechismen u. dgl. Büchern, und die Errichtung eines *Bureau central de l'économie rurale*, dessen Plan er weitläufig aus einander setzt, welcher denn im Wesentlichen mit dem Plane des *Board of Agriculture* zu London ganz übereinstimmt, der leider schon nicht mehr ist, was er werden konnte und sollte. Diese Vorschläge enthalten daher nicht viel Neues.

Was nun die Ausarbeitung der einzelnen Artikel des Wörterbuchs selbst anlangt, so hat Rec. alle die, die er gelesen hat, gründlich, fleissig, und richtig, wie es von so berühmten Schriftstellern nicht anders zu erwarten war, nur zuweilen etwas weitläufig bearbeitet gefunden. Vorzüglich wichtig und lehrreich sind die veterinärischen Artikel, welche die Hnn. *Chabert*, *Fromage* und *Chaumontel* bearbeitet haben, wie man aus dem, neben dem Titelblatt befindlichen genauen Verzeichniss aller, die an diesem Werke gearbeitet haben, nebst Angabe der Materien, die jeder von ihnen bearbeitet hat, ersieht. So hat Hr. *Lasteyrie* die Lehre von der spanischen Schafzucht, von den den Thieren schädlichen und nützlichen Pflanzen, von dem Anbau des Sandes u. dgl. übernommen; Hr. *de Perthuis* hat die Plane zu den ökonomischen Gebäuden entworfen; Hr. *Parmentier* die häusliche Oekonomie, den landwirthschaftlichen Handel, die Federviehzucht u. dgl. bearbeitet; u. s. w.

Unstreitig ist übrigens der einzige Weg, ein wirklich brauchbares, zweckmässiges und lehrreiches Wörterbuch zu bearbeiten, der, welcher bey dem gegenwärtigen Werke eingeschlagen worden ist, dass nämlich nicht Einer diese ungeheure Arbeit unternimmt, sondern die Fächer und Materien unter Mehrere so vertheilt werden, wie jeder das Meiste in diesem oder jenem leisten kann.

Leipzig, Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Anleitung zu einer Landwirthschaftsrechnung, die sowohl dem Guthsbesitzer sein Eigenthum, als auch den Beamten vor Verdacht sichert*, herausgegeben von *Leupert*. 1801. 132 S. 4. (1 Rthlr.)

Diese Schrift besteht aus zwey Abtheilungen: *a*) einem kurzen theoretischen Unterricht über die Beschaffenheit und Einrichtung der nachstehenden Formularien von Wirthschaftsrechnungen und Registern (von S. 1—27.), und dann *b*) aus diesen selbst. Diese enthalten 1) eine Wirthschaftsrechnung eines Guthes, die dann theils eine Naturalienrechnung aus 26 Tabellen bestehend, wo nur die über Weizen und Roggen in allen Rubriken ausgefüllt ist, theils eine Geldrechnung ist. 2) Einige Belege; als: eine Aerntetabelle, eine Ausdrusch-, eine Zins-, Aussaat-, Gesindebeköstigungs-, Deputat-, Robothen-Tabelle, Schäferberechnung, eine Arbeits-, Heu-, Grummet- und Strohtabelle, Garn-, Nachweisungs-, Jurisdictionalgefälle, Robothlohn- und Gesindelohn-Tabelle u. s. w. 3) Ertragsrechnungen von allen einzelnen Zweigen, und auch von der ganzen Wirthschaft, 22 an der Zahl, denen noch, als Belege, eine Dünger-, Grünfutterungs-, Gesindekosten- und Arbeits-Nachweisung folgen, von denen man eigentlich nicht weiss, wie sie wieder hieher nicht in der besten Ordnung kommen. — Rec. will übrigens diesem Werke über das

das landwirthschaftliche Rechnungswesen nicht die Eigenschaft absprechen, dass die darin gelieferten Muster landwirthschaftlicher Rechnungen und Register auch allenfalls so viel zu leisten im Stande seyen, als gewöhnlich von denselben in jeder Wirthschaft geleistet und erwartet wird; allein er kann sich nur durchaus nicht überzeugen, dass dieselben so wesentliche Vorzüge eben vor den *gewöhnlichen* Formularien dieser Art voraus haben sollten, die ihnen *wirklich* die auf dem Titel angerühmte, und in dem, den Tabellen selbst vorangehenden, Unterrichte zugesprochene *große Zuverlässigkeit* und *Sicherheit* aneigneten, womit sie dem Gutsbesitzer, wie es heisst, sein Eigenthum, und den Beamten vor Verdacht weit mehr zu sichern im Stande seyen, als die gewöhnlichen Rubriken dieser Art. — Denn Rec. findet gar zu wenig Unterschied zwischen diesen hier gegebenen Formularien landwirthschaftlicher Rechnungen und Register, und denen, die in andern Werken, z. B. *Hinz'ens* Grundsätzen des landwirthschaftl. Rechnungswesens (Helmstädt 1800. 4.) u. a. geliefert worden sind. Nur die Rubrik für die Belege ist allenfalls neu, und allerdings in den meisten Fällen gut und zweckmässig. Da die Rubriken fast in allen Tabellen nur angegeben, nicht ausgefüllt sind: so ist gar nicht abzusehen, wie der Gutsbesitzer, der keine ökonomische Kenntniss hat, durch diese Tabellen in den Stand gesetzt werden solle, die Verwaltung derselben zu controlliren, da doch ein solcher Unterricht *solcher* Gutsbesitzer als ein bey Herausgabe dieses Werks besonders gehabter Zweck in der Vorerinnerung mit angegeben worden ist. Wenn der Guthsherr nicht im Stande ist, die einzelnen Data der Rechnungen zu prüfen und zu beurtheilen: so kann ihm auch die Rubricirung derselben gar nichts dazu helfen, um sich vor dem Betrug des Verwalters zu sichern, der ja die Data selbst falsch angeben kann. Zwar erfordert der Vf. bey allen landwirthschaftlichen Rechnungen und Registern Belege, und bey sehr vielen die Justificirung durch richtig gehaltene *Kerbstöcke*; allein in wie fern und wenn die Belege von dem Rechnungsführer selbst, nicht von andern gemacht, da die Kerbstöcke auch nur von ihm selbst gehalten werden, so ist nicht abzusehen, wie sie dann und in sofern vor dessen Betrügerey schützen können. Wenn sie diess aber nicht können: so kann auch nicht der andere Zweck dieses Werks, die Beamten selbst nämlich bey ihrer Berechnung vor Verdacht von Seiten ihrer Herren zu sichern, durch sie erreicht werden. — Wenn dann der Vf. noch in der Vorerinnerung sagt: er habe bey Ausarbeitung dieses Werkes den Zweck gehabt, junge angehende Landwirthe zu belehren, wie sie bey Einrichtung der Wirthschafts-Rechnungen zu verfahren haben, um diejenigen richtigen Resultate zu erforschen, die ihnen allein bestimmt sagen, welche Massregeln sie ergreifen müssen, um den grössten Ertrag des Gutes zu erlangen: so ist diess zwar ein sehr löblicher Zweck; allein was der Vf. durch Aufstellung dieser meist ganz leeren Rubriken der zu berechnenden Gegenstände dafür wirklich geleistet habe, ist leicht zu beurtheilen. Dann hätte er doch wenigstens als ein Beyspiel eine ganz ausgefüllte vollständige Wirthschaftsberechnung eines Landgutes in seinen Formularen geben sollen.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Reclam: *Reisen in Schweden*, von *Joh. Georg Eck*, dem Sohn. 1806. 294 S. 8.

Ein Theil dieser Reise — (bis S. 105.) — stand bereits in den *Nordischen Blättern*, die mit dem *dritten* Heft ihr Ende erreicht haben: Rec. hat diese Zeitschrift bey ihrer Erscheinung in der A. L. Z. (1804. Nr. 270. Erg. Bl. 1806. Nr. 18.) angezeigt, und er findet keine Veranlassung, sein damals namentlich über die Reisebemerkungen geäussertes Urtheil zu ändern. Von Gefle begab sich der Vf. nach Upsala und Stockholm; seinen Aufenthalt in der Hauptstadt beschreibt er besonders ausführlich, und er liefert ein ziemlich lebendiges Gemälde von dieser Stadt, ihren Umgebungen den Vergnügungen, u. s. w.; auch lehrt er uns manche merkwürdige Menschen, besonders Gelehrte, kennen. Von hier reiste er auf dem gewöhnlichen Wege über Norrköping nach Ystadt, um nach Deutschland zurückzukehren: vorher machte er jedoch einen kleinen Abstecher nach Landscrona und der Insel Hveen; am Schluss beschreibt er auch noch Stralsund und Greifswald, besonders die am letzten Ort befindliche Universität. Viel Neues werden die Leser in dem Buche nicht finden, das Interessanteste sind die literarischen Nachrichten, die ziemlich richtig und selbst neuer als der Aufenthalt des Vfs. sind. Mehrere Reisende haben ihren Darstellungen von Schweden ein zu schwarzes Colorit gegeben und sich offenbare Ungerechtigkeiten gegen die Nation zu Schulden kommen lassen: Hr. *Eck* verfällt in den entgegengesetzten Fehler, und unterlässt, auch das wirklich Mangelhafte sowohl in der Verfassung, als auch in der Art des Studirens, die einer gänzlichen Reform bedarf, zu rügen. Dass er sich denen, die ihm Höflichkeiten erwiesen haben, verbunden fühlt, ist löblich: es heisst aber die Dankbarkeit zu weit treiben, wenn man die Gegencomplimente vor den Augen des Publicums ablegt. Oft erzählt der Vf. höchst unbedeutende Vorfälle, z. B. S. 230. erfahren wir, dass er sich in Schweden einen bequemen wollenen Schlafrock gekauft, den er noch jetzt als ein angenehmes Andenken von seiner Reise benutzt. Sonderbar ist auch die ängstliche Art, mit der er citirt; er kann keiner Stelle aus den bekanntesten Dichtern, einem *Bürger* oder *Schiller*, gedenken, ohne unten auf Band und Seite zu verweisen. Die Beylagen enthalten ein Verzeichniss der Volkszahl in den schwedischen Städten vom J. 1795. (Hr. *Eck* hat dabey zu bemerken vergessen, dass der gedruckte Nicandersche Bericht vom Tabellenwerk, woraus es entlehnt ist, nur von 15 Städten die wirkliche, von den übrigen aber bloss die wahrscheinliche Volkszahl liefert), und ein Verzeichniss der Schiffe, die

das

das Reich zum auswärtigen Handel gebraucht (auch hier fehlt das Datum) und ihrer Grösse, aus den *Handelstidningar*. Ein Register erleichtert das Auffinden. Das Titelkupfer zeigt die Tracht der Bewohner des Kirchspiels *Wingåker* (in Südermanland) und die Vignette auf dem gestochnen Titel stellt den König und die Königin von Schweden nach der Medaille dar, die die Stadt Stockholm nach der Rückkehr vom letzten Reichstage auf die hohen Personen schlagen liess. Rec. versichert, dass nichts unähnlicher seyn kann, als diese Köpfe: besonders erkennt man in dem des Königs nicht einen einzigen Zug des Originals wieder.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *Darmstadt*, gedr. b. Will: *Lebens- und Charakterschilderung des verstorbenen Grossherzogl. Superintendenten Christian Heinrich Zimmermann in Darmstadt*, von *Ernst Zimmermann*, grossherzogl. Mitprediger in Auerbach. 1807. 62 S. 4. — Der am 28. Aug. v. J. verstorbene Z. war am 17. December 1740. zu Darmstadt geboren. Von 21 Kindern seines Vaters, peinlichen Gerichtssecretärs daselbst, war er der siebente Sohn. Sein Vater, weder ein reicher noch reichbesoldeter, aber verständiger Mann, der ein grosses Vergnügen darin fand, selbst an der Bildung und dem Unterrichte seiner Söhne zu arbeiten, fühlte sich besonders durch die früh sich äussernden Anlagen seines siebenten Sohnes angefeuert, für ihn alles Mögliche zu thun. Von ihm selbst gehörig vorbereitet, übergab er ihn dem Unterrichte des Darmstädtischen Gymnasiums, dessen Rector damals *J. M. Wenck* war. Bald zeichnete sich der junge Z. unter den Gymnasiasten durch Talent, Fleiss und gute Aufführung aus. Eben diess war der Fall auf der von ihm im J. 1759. bezogenen Universität Giessen, wo er mit zwey Jünglingen, dem vor ihm verstorbenen, als Jurist berühmten, *Höpfner*, und dem noch lebenden Hrn Superintendent *Müller* in Giessen einen engen Freundschaftsbund schloss. Gemeinschaftlich huldigten diese drey Jünglinge, so lange sie in Giessen vereinigt waren, den Musen und Grazien. *Z's* Anlagen zur Dichtkunst hatten sogar auf die Verbesserung des in Giessen damals noch tief stehenden Geschmackes Einfluss. Im J. 1761. rief ihn sein Vater wegen der kriegerischen Unruhen, unter welchen Giessen und seine Umgebungen litten, auf ein halbes Jahr nach Darmstadt zurück, wo er die Freundschaft des verst. *Lichtenbergs* gewann, der sich damals dort aufhielt, und ihn in den langen Winterabenden in der Mathematik unterrichtete, dahingegen Z. ihm den *Homer* erklärte. Sie trennten sich im J. 1762., um sich nie wieder zu sehen. Z. eilte zu seinen ältern Freunden nach Giessen zurück. Gegen das Ende seiner akademischen Laufbahn wurde er nebst *Höpfnern* und *Müllern* in die von dem kürzlich verstorbenen Superintendenten *Bechtold* gestiftete deutsche Gesellschaft aufgenommen. Zu derselben Zeit verbanden sich *Höpfner*, *Müller* und *Zimmermann* zur Herausgabe des Giessner Wochenblatts. Im J. 1765. wurde Z. endlich von der Universität abberufen, um die Stelle eines Informators der fürstlichen Edelknaben zu Darmstadt zu übernehmen. Man hatte ein so grosses Zutrauen zu seinen Kenntnissen, dass man ihm sein Gesuch um das gewöhnliche Candidatenexamen in den ehrenvollsten Ausdrücken verweigerte. Mit Ruhme bekleidete er die ihm übertragene Stelle, und erhielt, als er dieselbe mit einer Pfarrey zu vertauschen wünschte, eine beträchtliche Besoldungszulage. Als hierauf bey dem Tode des Landgrafen Ludwig VIII. die fürstlichen Pagen ihre Entlassung erhielten, wurde Z. als Lehrer des vor einigen Jahren verst. Prinzen Friedrich von Hessen-Darmstadt angestellt, und wusste sich auch in dieser Stelle die ganze Liebe dessen, der seinem Unterrichte anvertraut war, zu erwerben. Jedoch ging er ein Jahr darauf als Prediger nach Allendorf im Oberfürstenthume Hessen. Von hier wurde er 1770. als Prediger nach Bickebach an der Bergstrasse versetzt, wozu im J. 1784. noch die Inspectur über die Diöcesen Zwingenberg und Seeheim kam. Mit gewissenhafter Treue verwaltete er die ihm nach und nach übertragenen Aemter; jede Gemeinde, der er vorstand, schätzte ihn zugleich als Lehrer und als Freund und Vater, und so oft er sich von einer trennte, geschah es nicht ohne Schmerz von beiden Seiten. Hiezu trugen viel theils seine immer heitere Laune, theils seine im edlern Sinne popularen Predigten bey, auf die er sich immer mit Sorgfalt vorbereitete. Dabey suchte er fortdauernd seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, auch als seine Familie heranwuchs, und er mehrere Stunden des Tages dem Unterrichte derselben widmete, und selbst für den freundschaftlichen Umgang die nöthige Musse zu finden. Auch behielt er noch Zeit zu literarischen Arbeiten übrig. Eine Frucht seiner Liebe zur alten Literatur war eine wohlgerathene metrische Uebersetzung der vorzüglichsten Sinngedichte *Martials* (Frankfurt a. M. 1783.), die *Ramler* beynahe ganz in seine Auswahl der Martialischen Sinngedichte aufnahm. Auch machte er eigene Versuche in dieser Dichtart, die sich in *Bürgers* und *Schmidts* Musenalmanachen befinden. Eine vollständige Sammlung der von ihm hinterlassenen, gedruckten sowohl als ungedruckten Sinngedichte wird sein jüngerer Bruder, der Professor und Rector des Darmstädtischen Gymnasiums, Hr. *J. G. Zimmermann*, der in ihm einen zweyten Vater verehrt, und ihm hauptsächlich den Grund seiner wissenschaftlichen Bildung verdankt, öffentlich bekannt machen. Dabey bearbeitete er in den ersten Bänden der deutschen Encyclopädie (Frankf. a. M. b. Varrentrapp u. Wenner) das ästhetische Fach. Zu den von seinem Freunde *Müller* zu Giessen herausgegebenen Predigt Sammlungen lieferte er mehrere Predigten, und zu dem Darmstädter Schlosskirchengesangbuche mehrere geistliche Lieder. — Ein und dreyssig Jahre lang lebte so Z. seinem Amte, seiner Familie, seinen Freunden und der Literatur in Bickebach glücklich, ohne andere Wünsche zu hegen. Aber seine Familie vermehrte sich, seine Bedürfnisse wurden zahlreicher, die Mittel zu ihrer Befriedigung stiegen im Preise. — Diess bewog ihn endlich, sich um eine einträglichere Stelle zu bewerben. Er erhielt im J. 1800. die Pfarrey Pfungstadt. Allein kaum hatte er anderthalb Jahre daselbst gelebt, als ihm der Grossherzog von Hessen die erledigte Stelle eines Superintendenten über das Fürstenthum Starkenburg übertrug, und zum Mitgliede des Kirchen- und Schulrathes ernannte. Sein neuer Posten erforderte Anstrengungen, denen er wegen seines schon höhern Alters nicht mehr ganz gewachsen zu seyn befürchtete. Dennoch gehorchte er dem Willen seines Fürsten und dem allgemeinen Wunsche; und da er sich schon zuvor alle zu einer solchen Stelle nöthigen Eigenschaften erworben hatte: so bekleidete er auch diese mit Ruhm und Nutzen, bis endlich der Tod seiner Wirksamkeit und unermüdeten Thätigkeit ein Ziel setzte. Er starb an Entkräftung und Schwäche, beklagt von allen, welche mit ihm in nähern oder entferntern Verbindungen standen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. May 1807.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

1) Leipzig, b. Schwickert: *Neues und vollständiges geographisches Lexikon für Kaufleute und Geschäftsmänner;* oder alphabetisch geordnete Beschreibung aller Welttheile, Staaten, Länder, Plätze, Häfen, Gewässer und Kanäle, die den Kaufmann interessiren und wohin gehandelt und Verkehr getrieben wird. Von *Joh. Christian Schedel.* — *Erster* Band. *A—F.* 1802. IV u. 730 S. *Zweyter* Band. *G—M.* 1803. 734 S. *Dritter* Band. *N—Z.* 1804. 795 S. gr. Royal 8. (9 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Der Kaufmann als Waarenkenner*, oder der wohleingerichtete Waarenspeicher, in welchem alle curante Waaren, so in der Handlung geführt werden u. s. w. in alphabetischer Ordnung beschrieben sind. Von *Carl Christian Illing*, Lehrer d. Arithmet. u. Handlungswiss. 1800. *A—Z.* 152 S. *Zweyter* Theil. 64 S. gr. 8. (20 gr.)

3) Erfurt, b. Keyser: *Waaren-Kenntniß-, Betrugs- und Sicherungs-Lexicon, bey'm Ein- und Verkauf aller Art Bedürfnisse*, oder Aufstellung der Kennzeichen, der Güte und Verfälschung aller Producte, Waaren u. s. w. — Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von *Franz Reinhard.* — *Erster* Band. *A—L.* 1801. XVI u. 354 S. nebst 1 Bogen Zugabe. *Zweyter* Band. *M—R.* 1803. VI u. 258 S. *Dritter* Band. *S—Z.* 1804. VIII u. 496 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

4) Giessen, b. Stamm: *Kurzgefaßtes Handlungs-Lexikon*, oder alphabetisches Verzeichniss und Erklärung der wichtigsten, in den Handlungsgeschäften vorkommenden, fremden Wörter und Redensarten. Für Jünglinge, welche sich der Handlung widmen, von *J. V. Simon.* 1800. VI u. 60 S. 8. (6 gr.)

Unverkennbar hat der, am 30. März 1804. in Dresden verstorbene Vf. von Nr. 1. auf dieses weitschichtige Werk den rühmlichsten Fleiss gewandt; doch fehlt es nicht an Gelegenheit zu Berichtigungen, deren wir einige anführen, ohne ihm dadurch das gebührende Lob der Brauchbarkeit schmälern zu wollen. S. 1. Art. *Aachen* Z. 10. heisst es: die Stadt ist der Hauptort vom Dep. *Roerdoep.* Es muss heissen des Roer-Departements, oder der Roer. S. 65. wird vom *Amstel-Departement* gesagt: „Es begreift die Hauptstadt Amsterdam, mit der Nachbarschaft," u. s. w. Das ist unbestimmt: Es hätte angeführt werden müssen, dass die Stadt Amsterdam, die in 6 Kreise oder Districte (*Ringe*) eingetheilt sey, mit der umliegenden Gegend von *Amstelveen*, und der Stadt *Weesp*, mit ihrem Gebiete, das den 7ten District ausmacht, dazu gehöre. — Der Art. *Amsterdam* (S. 65—72.) ist in mercantilischer Hinsicht sehr gut ausgearbeitet, es sind darin die Veränderungen des Handels bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts aufgenommen. Doch ist zu merken, dass das sogenannte Y nicht ein Fluss, wie es hier und in mehrern Erdbeschreibungen irrig heisst, sondern ein schmaler Busen der Süder-See ist, der sich in Gestalt eines Y, nordwärts der Stadt, nach Westen zu drängt, und die Amstel und die Sparre aufnimmt, wie jede topographische Karte von Amsterdam nachweist. Auch ist die Volksmenge von Amsterdam nicht angegeben, die nach der Zählung im J. 1800. für diese Stadt 217,024 Seelen betrug. Von mehr andern Städten und Gegenden ist sie dagegen richtig angegeben; selbst sogar von *Calcar*, einem Cleveschen Städtchen, wo sie zu 1500 Seelen angegeben wird (im J. 1722. war die Volksmenge von diesem Städtchen 1536, im J. 1740. dagegen 1324, im J. 1756 = 1421, im J. 1763 = 1229, im J. 1777 = 1457, im J. 1787 = 1540, und im J. 1798. bey der Cantons-Aufnahme durch die Franzosen 1497). Der Art. *Cölln am Rhein*, der im Ganzen recht gut bearbeitet worden, lässt doch noch manches zu berichtigen übrig, das der Vf. im J. 1799. hätte wissen können, wäre er damals mit den von den Franzosen getroffenen Einrichtungen aus echter Quelle bekannt geworden. Hier ist der Ort nicht, das alles, und was seitdem geschehen ist, einzuschalten. Ueberhaupt genommen, vermissen wir viele neue Handelsverhältnisse in den 4 Rheindepartements und den 9 vom ehemaligen östreichischen Belgien. S. 520. wird im Artikel: *Duisburg*, Stadt am rechten Rheinufer im Cleveschen, vermisst, dass sie einen vorzüglichen Speditionshandel nach Holland und den niederrheinisch-westphälischen Ländern ostwärts vom Rhein treibt, und gleichsam die Lagerstadt dieser Transito-Güter ist. *Düsseldorf* ist gar nicht einmal aufgeführt, ungeachtet diese Stadt, seit der Besitznahme der Franzosen im J. 1795., und nach deren Räumung, eine ordentliche Beurt- oder Rangfahrt auf dem Rheine nach und von Cölln, so wie nach und von Holland erhalten hat. — Zum Art. *Edam* (S. 523.) gehört noch, dass die Stadt im J. 1800. 2745 Einwohner zählte und zum Departem. Texel gerechnet wird. — Im Art. *Elberfeld* (S. 536 ff.) hätte zweckmässiger *Wiebeking's Beytr. zur Gesch. u. Statist. des Herzogth. Berg u. Jülich.* Heidelb. u. Manh. 1793. 46 S. 4. — als das *Dict. géographique* etc. be-

benutzt werden können, weil letzteres ein äusserst leichtes Hülfsmittel ist. Selbst das *neue westphäl. Magaz.* von *Weddigen* war ungleich besser als jenes zu benutzen. Auch wird des *Eugenianischen Kanals* im Ruhrdepartement nirgend mit einem Worte gedacht. — Der Art. *Frankreich* (S. 643—716.) ist in jeder Hinsicht der beste und vorzüglichste von allen im ganzen Werke: er ist bis auf die neuesten Vorfälle im französischen Handel im J. 1800. ausgeführt und in aller Hinsicht trefflich gerathen. — Im *zweyten* Bande wird S. 83—86. im Art. *Griechenland* Manches vermisst, das aus dem *Tableau du Commerce de la Grèce*, par *Felix-Beaujour*. (1800. 8.) hätte berichtigt und vervollkommnet werden können. Dagegen ist der Art. *Hamburg* (S. 114—142.) wieder ziemlich vollständig, wozu auch die *Büschischen* und andern vollgültigen Schriften Hamburgscher Gelehrten berechtigten. — S. 149. hätte bey dem Art. *Harderwyk* bemerkt werden müssen, dass diese Stadt die fünfte des Departements vom alten Ysselflusse sey, und nach der neuen Volkszählung vom J. 1800. nur 3608 Seelen enthalte. — Auch S. 180. im Art. *Holland* ist im dritten Departemente vergessen worden, dass die Hauptstadt desselben *Arnheim* sey. Ebendas. heisst es vom fünften Departem. des Texels: „Zu diesem gehören von Nordholland die Districte von Arnheim, Leyden, die Inseln des Texels, Vlie und Schelling." Das ist unrichtig: *Arnheim* gehört zum Rhein-Departement; und ausser den Inseln: Texel, Vlieland und Verschelling gehören zu diesem Texel-Departement folgende Städte, mit ihren Kreisen (*Ringen*): Medenblik, Hoorn, Alkmaar, Westzaandam, Haarlem, Leiden und Naarden. Zum Departement *Delft* hingegen: den Haag, Delft, Schiedam, Rotterdam, Gouda und Oudewater. Das Departement von der Dommel (S. 184.) begreift Herzogenbusch, als Hauptstadt, dann Heusden, Tilburg, Eyndhoven, Helmond, Osch und Nymegen; über die Waal, in die südliche Betuwe, greift dieses Departement nicht, wie hier irrig bemerkt wird. Uebrigens hätte die, a. a. O., nach der Zählung von 1785. angegebene Volksmenge mit der Volkszählung von 1796. (vgl. *Naamlyst van alle de Steden, Dorpen en Gehugten binnen de Bataafsche Republiek*, door *Cornelius Coeven*. Amst. 1799. S. 1—63.), oder mit den Tableaux nach der Volkszählung von 1800. verglichen werden sollen. — Nach diesen ist es bekannt, dass die Residenz *den Haag ('s Gravenhaage)* nicht, wie S. 105. gemeldet wird, 32—35000, sondern 38,433 Einwohner zähle; anderer Mängel nicht zu gedenken. — Im *dritten* Bande S. 3. wird bey *Namur* der Messerfabriken mit keinem Worte erwähnt. Die Stadt *Nymegen* ist mit ihrem wichtigen Speditionshandel und ihrer Beurtfahrt nach Dortrecht, Amsterdam und Rotterdam gänzlich übergangen; eben so sind auch die Oldenburgschen Aemter *Kloppenburg* und *Vechte* (S. 104.) nicht berührt worden. Im Art. *Rhein* (S. 287 ff.) stösst man auf eine Menge Unrichtigkeiten, die zu Weitläufigkeiten führen würden, wenn man sie berichtigen wollte. — Von S. 698—795. sind einige Zusätze angehängt, die aber mit unter mancher Ergänzung bedürften.

Nr. 2. ist eine schlechte Compilation, ohne alle Kritik, System und Ordnung. Die Beweise zu liefern, hiesse das Papier verderben; doch stehn sie im Nothfalle dem Vf. zu Dienste.

Hn. *Reinhard's* Werk (Nr. 3.) befriedigt seine Leser völlig. Der Vf. ist ein praktischer Waarenkenner, der die Güte und Verfälschung aller Producte, Waaren, und alles dessen, was zum menschlichen Leben und zu dessen Bequemlichkeit gehört, auch als Handels-Artikel verkäuflich, oder dem Betrug und der Verfälschung unterworfen ist, aus eigener Ansicht und Erfahrung zu kennen und zu beurtheilen scheint. Besonders sind die chemischen Gegenstände gut abgehandelt, und Ungelehrte können aus diesem Werke vieles lernen.

Nr. 4. liefert eine blosse alphabetische *Terminologie*, die äusserst dürftig und mager abgefasst ist. Manches ist zu kurz gerathen, daher denn auch der bezweckte Unterricht weniger die Erwartung befriedigt, als des Vfs. Absicht zu bezwecken scheint.

ERFURT, b. Hennings: *Vollständiges Handbuch der Handlungs-, Zahlungs- und Frachtkunde* für angehende Kaufleute, Mäkler, Manufacturisten, Lehrer in Handlungsschulen und Jünglinge, die sich dem Handel widmen wollen. In systematischer Ordnung herausgegeben von *Gerh. Heinr. Buse*, Vorsteher d. kaufmännischen Erziehungsanstalt in Erfurt. Des *ersten* Bds *erste* Abtheilung, welche die Einleitung zur Handlungswissenschaft enthält. 1807. XII u. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Das Ganze der Handlung, oder *vollständiges Handbuch der vorzüglichsten Handlungskenntnisse* u. s. w. Des *ersten* Bds *erste* Abth. u. s. w.

Nachdem verschiedene Bände der *Waaren- und Comptoirkunde* vom *Ganzen der Handlung* vorangegangen sind, von denen ein andermal die Rede seyn wird, erfolgt hier die im Ganzen gut gerathene *Einleitung der Handlungswissenschaft*, die, der *systematischen Ordnung* gemäss, welche auf jedem Titel der bereits herausgegebenen Abtheilungen dieses weitläufigen Werkes bemerkt wird, gleich Anfangs hätte erscheinen sollen. Sie ist in *sechs* Abschnitte zerlegt. Zuförderst wird 1) der allgemeine Begriff des Handels vorangeschickt; dann wird 2) der Handel in vier Abtheilungen betrachtet *a*) in Ansehung der Gegenstände, mit welchen gehandelt wird; *b*) der Art und Weise, wie ein Volk zu den Gegenständen des Handels gelangt; *c*) in Rücksicht der Personen, welche handeln und für welche gehandelt wird; und *d*) nach andern Eintheilungen, denen der Handel sonst noch unterworfen werden kann. Von S. 56—62. werden die Haupt- und Hülfs-Geschäfte des Handels erwogen, wozu der *dritte* Abschn. bestimmt ist. Im *vierten* Abschn macht der Vf. dagegen seine Leser mit den, zur Betreibung, Erleichterung und

und Beförderung des Handels nöthigen Personen und Anstalten bekannt, wobey S. 63—169. a) unter den *Personen* die Kaufleute und ihre Gehülfen, letztere mögen in einheimischen Handlungs-Factoren, Dienern, Lehrlingen, Markthelfern und Handlangern, oder in gemeinschaftlichen Hülfspersonen für mehrere einheimische und fremde Handlungshäuser bestehen, wie z. B. die Commissionäre, Speditöre, Assecuratöre; oder für ganze *Handlungs-Innungen*, wie z. B. Handels-Consulenten, Börsenalte, Börsenschliesser u. s. w., oder endlich für den Handel einer grossen Commerzstadt, wie z. B. Handels-Consuln, Schiedsrichter (wozu doch gewiss die *Dispacheurs* gezählt zu werden verdienen, deren S. 130., woselbst doch von der Havary in Seesachen die Rede ist, nicht gedacht wird), Mäkler, Ballenbinder, Packer, Beschauer, Kramknechte u. s. w. — verstanden werden. (In Hamburg, Amsterdam, London, Bordeaux, und in allen grossen Seehandlungsstädten, giebt es noch mancherley den niedern Dienst des Handels befördernde Hülfspersonen, welche in eigene Innungen abgetheilt, und durch städtische Polizey-Verordnungen und sogenannte *Willekeuren* von einander abgesondert sind, so dass jeder Zweig für sich in seinen Gerechtsamen geschützt und gegen fremde Eingriffe bewahrt wird.) b) Zu den *Handlungs-Anstalten* zählt der Vf. ganz richtig: die Handels-Collegien, Handels-Gerichte, Banken, Märkte und Messen, Niederlagen; öffentliche Waage, Posten, Fuhrwerke und Schifffahrt; privilegirte Handlungs-Gesellschaften und Octroyen. Von S. 139—144. werden, nach den vollgültigsten Schriftstellern, die Einrichtung und die Verrichtungen der *Handels-Collegien* beschrieben; nur vermissen wir ungern die Beschaffenheit der *Prisen und Reprisen-Collegien*, die in manchen Staaten, den *Admiralitäts-Collegien*, wie in Russland, England, Holland und Spanien; in Frankreich, Genua, Venedig und anderwärts aber, eigenen *Seehandlungs-Kammern* in neuern Zeiten untergeordnet werden, von deren Aussprüchen das Loos der Kauffahrteyfahrt nach dem oft modificirten *Völker-Rechte* abhängt.) — Von der Wichtigkeit und dem Einflusse des Handels und des Kunstfleisses auf das Wohl der Menschheit und der Staaten handelt der *fünfte* Abschnitt, so wie der *sechste* (S. 177—260.) die vorzüglichsten neuern *Systeme der Handlungswissenschaft*, oder die Versuche prüft, die seit etwa funfzig Jahren alle, zur Handlung gehörigen Kenntnisse systematisch anzuordnen, gelehrt worden. *Ludovici's* System vom J. 1753. steht oben an; auf dieses folgt das von *May*; dann kömmt *Jung*; ferner: *Büsch* systematische Verknüpfung der Handlungskenntnisse, wozu dessen *Darstellung der Handlung*, mit ihren *Zusätzen* (5 Theile. 8.) eine reiche Quelle darbietet; den Beschluss macht *Leuchs* System des Handels. Von *Savary* konnte, in diesem Punkte der systematischen Anordnung der Handlungswissenschaft, der Vf. keinen Gebrauch machen; dagegen hat er unter den Neuern, ausser den angeführten vorzüglichern Hülfsmitteln, auch *Fichte*, die Handlungsschriften von *Berghaus*, das *Hamburgsche Handlungs- und Börsen-Journal* u. m. a. wichtige Schriften zweckmässig benutzt, doch so, dass bey ihrem Gebrauche überall ein gewisser Geist der Ordnung und Kritik hervorleuchtet, die dieses Werk über die gewöhnlichen Mess-Producte der Handlungswissenschaft weit erheben, die oft nicht viel mehr als freye Nachahmungen der Werke von *Bohn*, *Büsch*, *Berghaus*, *Beckmann*, *Gerard*, *Kruse*, *Leuchs* und *Wagner*, oder wohl gar blosse, mit neuen Titeln versehene, Abschriften sind.

NEUERE SPRACHKUNDE.

London u. Leipzig, b. Hinrichs: *A new Grammar of the german language for the use of Englishmen*, containing a complete Syntax of all the parts of speech, illustrated by examples, and exercises, in the manner of *Meidinger*, to which is added a set of familiar dialogues on different occasions, by M. *Charles Benjamin Schade*. 1805. VI u. 402 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey der unter den Engländern aus mehrern und ganz verschiedenen Ursachen täglich zunehmenden Neigung, sich mit der deutschen Sprache bekannt zu machen, verdient jeder Deutsche den Dank seines Vaterlandes, der auch nur ein Scherflein dazu beyträgt, ihnen den etwas schwierigen Weg zur Erlernung unserer Sprache und zur Kenntniss unserer Literatur zu ebenen, da sie vielleicht der einzige Stolz seyn möchte, der dem Deutschen jetzt für Jahrhunderte übrig bleibt. Auch Hr. M. *Schade* hat sich an das Wagestück gemacht, dem Engländer die oft so verwickelten Regeln der deutschen Sprache aus einander zu setzen, und dazu die Form von Fragen und Antworten gewählt. Rec. hat von jeher gegen diese Methode in Werken dieser Art einen unüberwindlichen Widerwillen gehabt, und ihr selbst dann nicht Geschmack abgewinnen können, wenn durch die Vorzüglichkeit des Inhalts der unangenehme Eindruck der Einkleidung hätte vermindert werden müssen; allein da dieses Gefühl durchaus individuell seyn kann: so wagt er es nicht, Tadel darauf zu begründen. Die Einrichtung ist übrigens die seit einiger Zeit so allgemein beliebt gewordene, dass den Regeln stets unmittelbar eine Menge Beyspiele folgt, durch deren Uebertragung der Lehrling sich jene sogleich völlig geläufig und eigen machen soll. Aber warum liefert man sie nicht lieber besonders und in einem eigenen Werke, da sie in einer philosophisch abgefassten Sprachlehre, die allein wahren Nutzen schaffen kann, den Ideengang alle Augenblicke unterbrechen, und selbst die Wiederaufsuchung der einzelnen, allenthalben zerstreuten Regeln erschweren müssen? Wie viel Raum würde zugleich für so manche Regel gewonnen werden, die jetzt weggelassen werden muss, um nicht das Werk zu sehr anzuschwellen? Bey jener Absonderung könnten auch beide Zwecke, eine Sprache theoretisch und praktisch zu lernen, gleichmässig erreicht werden,

den, und ohne dass einer Lehrart vor der andern ein schädliches Uebergewicht zu Theil würde. In der vor uns liegenden Grammatik ist wirklich durch die gehäuften Uebungen eine nicht geringe Anzahl von Regeln ausgeschlossen worden, die man nicht allein ungern vermisst, sondern die auch ihrer Wichtigkeit wegen durchaus hätten beygebracht werden müssen. Auch kann Rec. es nicht verhehlen, dass manches von dem, was aufgenommen worden ist, besser geordnet und freyer von Unrichtigkeiten seyn könnte, die zum Theil mit aus Provincialismen bestehen. Hier einige Belege für diese Behauptungen. Unrichtig heisst es S. 4.: Das deutsche *a* laute wie das *a* in *always*, *fall*, *call*, und das *e* wie das *a* in *care*. — Das *g* im Deutschen wie das Englische *g* auszusprechen, ist nur dem obersächsischen Dialecte eigen. — Dass das *s* vor *k*, *p*, *t*, in einigen Provinzen wie *sch* ausgesprochen wird, konnte wohl bemerkt, musste aber durchaus als fehlerhaft gerügt und verworfen werden. Der Artikel (Geschlechtswort? und dieses für Engländer, die unverändert *the* und *a* haben?), heisst es S. 7., *is a little word, made use of to determine the gender, number and case of the substantive*; — und ebendaselbst figuriren gleich darauf *three kinds of articles, the definite, indefinite and partitive*, von welchem letztern S. 8. gesagt wird: *In English it is expressed by some; in German it is either expressed by* etwas, *or as is generally the case, not at all.* — Er gehört also wohl in die Geisterwelt: denn *etwas* kann doch nicht für einen Artikel gelten. — Bey der Aufstellung der verschiedenen Arten der Substantive sind die Abstracta vergessen worden, derer zu erwähnen wenigstens *der* Sprachlehre durchaus unerlasslich ist, welche den Gebrauch des Artikels und des Pluralis vollständig auseinandersetzen soll. — Bey Q. 45. hätte auch *die Mannsperson* als Ausnahme angeführt werden müssen; und von der Regel, dass die zusammengesetzten Substantive dem Geschlechte des jedesmaligen Grundwortes folgen, gehen ausser einigen Ortsnamen besonders noch *die Armuth, Demuth, Kleinmuth, Sanftmuth, Schwermuth, Wehmuth, der Abscheu, die Neunauge* und *das Tagelohn* ab, welches nicht hätte unbemerkt bleiben dürfen. In der Lehre von der Declination herrscht eine nicht zu verkennende Verwirrung. Man findet durchaus kein festes Merkmal angegeben, woran man sich halten könnte, um jedesmal zu bestimmen, auf welche Art ein Substantiv gebeugt werden müsse. Auch die Vorschriften für die Declination der Adjective hätten sehr durch den simpeln Satz vereinfacht werden können, dass sie im Allgemeinen wie der Artikel declinirt werden, wenn kein Bestimmungswort vor ihnen hergeht, welches die am Artikel befindlichen Casuszeichen annimmt; dass sie aber, wenn dieses der Fall ist, im Nominativ des Singularis aller drey Geschlechter, so wie im Accusativ des weiblichen und unbestimmten Geschlechtes ein *e*, und in den übrigen Fällen *en* haben. — S. 216. wird zwar bemerkt, dass es im Deutschen Impersonalia gebe, von denen einige den Dativ, andere den Accusativ des Pronominis Personalis nach sich erforderten; aber von der so nothwendigen Bestimmung, wann das eine oder das andere der Fall sey, findet man nirgends ein Wort. — Doch genug zur Begründung des obigen Urtheils über dieses Werk, das dieser seiner Mängel ungeachtet für eine gewisse Klasse von Lehrern nicht ganz unzweckmässig berechnet zu seyn scheint.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss: *Das Geburtstagsgeschenk.* Ein Lesebüchlein zur Belehrung und Unterhaltung für wissbegierige Kinder. Mit 25 illum. Kupfern. 1806. 179 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was man den meisten Kinderschriftstellern vorwerfen muss, dass sie nämlich bey ihren Arbeiten den Zweck und das Alter, für welches sie schreiben, nicht scharf und bestimmt genug auffassen — obgleich mancher von den Jugendschriftstellern *selbst* nachdrücklich genug die Nothwendigkeit *dieser* Pflicht aus einander gesetzt haben — fällt auch dem Vf. dieses Geburtstags-Geschenkes zur Last. Glaubt man bey manchen Stellen, dass das Büchlein für ein ganz zartes Alter bestimmt sey, so widersprechen dem so viele andere, die sich nur für ältere Leser eignen; für diese würde sich übrigens der grössere Theil der Schrift noch am meisten passen: doch hätten dann die Kupfer anders ausfallen müssen, die nur für ganz kleine Kinder, und auch für diese noch zu nachlässig ausgeführt sind. Enthält gleich das Büchlein manches Nützliche und Belehrende: so ist doch Form und Darstellung darin von der Art, dass es nicht leicht die jungen flüchtigen Leser fesseln dürfte. Auch fehlt es nicht an platten, nichtssagenden Dialogen. Der Verleger hat übrigens, was man von ihm längst gewohnt ist, für saubres Papier und netten Druck gesorgt, und bey dem Werkchen unstreitig das Beste gethan.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Gera u. Leipzig*, b. Illgen: *Ueber die vernachlässigte Geistesbildung des Landmanns, und einige Ursachen dieser Vernachlässigung.* In Briefen eines Landpfarrers an seinen Freund. 1801. 100 S. 8. (6 gr.) — Nicht allein von einigen *Ursachen* der vernachlässigten Geistesbildung des Landmanns, als der Verachtung und der harten Behandlung desselben, sondern auch von den *Mitteln*, dem Uebel abzuhelfen, wird hier geschrieben. Die Gutsherrn könnten viel thun, wenn sie wollten; die Landprediger können nicht alles thun, was von ihnen erwartet wird, wollen aber auch zum Theil nicht alles thun, was sie thun können; die meisten Kirchenverbesserungen waren bisher fruchtlos; durch die Verbesserung der Landschulen könnte viel bewirkt werden, wenn man sie zweckmässig unternähme. Alles wahr! aber sehr oberflächlich, und darum, bey der Wichtigkeit des Gegenstandes, unbefriedigend behandelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. May 1807.

PHYSIK.

Arau, a. K. des Vfs.: *Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre.* Entworfen von *Joh. Rudolph Meyer* d. j.; bearbeitet von mehrern Gelehrten. *Ersten* Theils *erster* Band. 1806.

Auch unter dem Titel:

Systematische Darstellung aller Erfahrungen über allgemeiner verbreitete Potenzen, in *zwey* Bänden, von *Ludwig von Schmidt*, genannt *Phiseldeck*, der Arzneyk. Doct., der corresp. Gef. Schweizer Aerzte und Wundärzte Ehrenmitglied. *Erster* Band. 29 u. 543 S. 4. m. 11 Kpft.

Wenn man dieses Werk aus dem Gesichtspunkte betrachtet, welchen Hr. *v. Schmidt* in seiner einleitenden Vorrede angiebt: so wird wohl ziemlich allgemein zugestanden werden, dass es ein wahres Bedürfniss unserer Zeit und folglich die Ausarbeitung desselben sehr verdienstlich sey. Der Urheber des Plans zu demselben, der auf dem ersten Titel genannte Hr. *Meyer*, arbeitete vor etwa 15 Jahren viel in der praktischen Chemie, und fühlte da sehr lebhaft den Nachtheil, der dieser Wissenschaft daraus erwuchs, dass ihre Erfahrungen nicht so zusammen geordnet waren, dass man alles bekannte über das gegenseitige Verhalten der Körper leicht übersehen, und zugleich das darin enthaltene Einzelne ohne Schwierigkeit auffinden konnte. Er fasste daher den Entschluss, Hand an ein Werk zu legen, welches alle Erfahrungen über das relative Verhalten der Körper möglichst rein, das heisst, nicht Resultate aus Versuchen, sondern Versuche selbst, möglichst vom Hypothetischen getrennt, in einer solchen Ordnung enthalten sollte, dass, unter welcher Bedingung auch man diese Beziehungen kennen zu lernen wünschen möchte, dieselben sogleich aufgefunden werden könnten, und sowohl Anticipation als Wiederholung dabey unnöthig würde. Diess machte dann eine Realeintheilung der Erfahrungen über das Ineinanderwirken nöthig. Es fand sich aber bald, dass es ganz unmöglich sey etwas vollständiges zu geben, ohne die Erfahrungen, die man bisher zur Physik rechnete, und die Beschreibung der einzelnen Körper hinzu zu fügen: denn hätte man die physischen Erfahrungen ausschliessen wollen, so wäre eine bestimmte Gränze zwischen Physik und Chemie erforderlich gewesen, die aber, wie gezeigt wird, fehlte. Hätte man die Beschreibung der einzelnen Körper andern Werken überlassen wollen: so wäre daraus der Nachtheil erwachsen, dass man das Werk nicht ohne Zuziehung anderer hätte gebrauchen können. Ansichten dieser Art bestimmten endlich Hn. *Meyer*, jeden Gegenstand der äussern Sinne in dreyfacher Hinsicht zu untersuchen: 1) In Hinsicht auf sein Verhalten zu den ihn betrachtenden äussern Sinnen, oder auf seine äussern Merkmale. 2) In Hinsicht auf sein Verhalten während des Zusammentreffens mit andern Aussendingen. 3) In Hinsicht auf das, was nach diesem Zusammentreffen wahrzunehmen ist, — das Product der Zusammenkunft. Diess alles chronologisch zusammen geordnet, liefert eine vollständige Geschichte der äussern Sinnenwelt, und von welchem Nutzen diese seyn muss, erhellet schon daraus, dass bisher eine Geschichte des Lichts, des Feuers, der Elektricität, der Metalle u. s. w. immer mit grossem Beyfall aufgenommen ward; und die hier zu liefernde Universalgeschichte würde ausser ihrem Umfange, vor den bisher gelieferten, noch den grossen Vortheil haben, dass die darin enthaltenen Erfahrungen nicht unter Hypothesen versteckt liegen, und dass hier, bey aller Fülle, die Uebersicht der einzelnen Artikel weit leichter, als bey den meisten der bisherigen, gewöhnlich bloss chronologisch geordneten, seyn muss. Um nun aber die einzelnen Erfahrungen nach obiger Ansicht ordnen zu können, musste noch eine Reihenfolge der einzelnen abzuhandelnden Gegenstände festgesetzt werden, die eine unveränderliche Richtschnur beym Nebeneinanderstellen des Einzelnen für das ganze Werk geben könnte. Auch hier wollte Hr. *Meyer* so systematisch als möglich, verfahren und wählte deshalb das Princip, vom Einfachern zum Zusammengesetztern über zu gehen, und dem zu folge setzte er fest, dass zuerst die allgemeiner verbreiteten Potenzen, dann die einfachern Körper und endlich die zusammengesetztern, abgehandelt werden sollten. Den Anfang machen demnach die allgemeiner verbreiteten Potenzen, zu welchen Hr. *M.* Licht, Wärme, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Sauer- und Wasserstoffgas, Wasser, Stickgas, Kohle und atmosphärische Luft rechnet, und welche sowohl in Hinsicht ihrer Einwirkung auf unsern Sinn, als auch in Hinsicht der Phänomene die sich bey ihrem Zusammentreffen ereignen, und des Verhaltens derselben gegen einander, abgehandelt werden, und so ist das Inhaltsverzeichniss des vor uns liegenden *ersten* Theils folgendes: *Licht.* Hypothesen über die Natur desselben (in einer sieben Seiten langen Note). *Wärme.* Dieselbe im luftleeren Raume. Hypothesen über deren Natur. Wärme in Verbindung mit Licht. Flamme im luftleeren Raume. Flamme und Wärme. *Elektricität.* Dieselbe im luftleeren Raume. Hypothesen darüber. Geschichte derselben. Elektricität und Licht. Elektricität und Wärme. Elektricität und Feuer. *Galvanismus.* Derselbe im luft-

leeren Raume. Hypothesen darüber. Geschichte. Galvanismus und Feuer. Galvanismus und Electricität. *Magnetismus.* Hypothesen darüber. Magnetismus und Feuer, Magnetismus und Elektricität. *Sauerstoffgas.* Entdeckung, Gewinnung desselben, Hypothesen darüber; Schall darin; dasselbe in Verbindung mit Licht, Wärme, Feuer, Elektricität und Galvanismus. *Wasserstoffgas.* Hypothese, Entdeckung, Gewinnung. Schall darin. In Verbindung mit Licht, Wärme, Feuer, Elektricität, Galvanismus und Sauerstoffgas; auch in drey und mehrfachen Verbindungen. *Wasser.* Schall darin. Ueber die Mischung der nicht durch Kunst veränderten Wasser. Wasser in Verbindung mit Licht, mit Wärme, mit Wärme und Licht, mit Elektricität, mit Elektricität und Wärme, mit Galvanismus, mit Galvanismus und Wärme; mit Magnetismus, mit Sauerstoffgas, mit demselben und Wärme und mit dem *Stickgas.* Entdeckung, Hypothesen, Gewinnung. In Verbindung mit Licht u. s. w. *Oxydirtes Stickgas.* Gewinnung. *Salpetergas.* Gewinnung. Schall darin. Verbindung mit Licht u. s. w. Am Ende Stickgas, Wasserstoffgas, Sauerstoffgas und Wasser. Hr. D. *von Schmidt*, genannt *Phiseldeck*, welcher diesen *ersten* Theil mit eben so viel Sorgfalt als Sachkenntniss ausgearbeitet hat, bemerkt dabey, dass vielleicht kein Theil des ganzen *Meyerischen* Werks so viel Widerstreben gegen den vorgezeichneten Plan zu Tage legen werde, als dieser. Denn die unwägbaren Agentien, die darin mit vorkommen, kennen wir im isolirten Zustande noch gar nicht; wenn sie also einzeln abgehandelt werden sollen: so scheint man damit gleichsam die Hypothese aufzustellen, dass sie etwas für sich bestehendes wären; aber gerade dadurch, dass ihnen ein besonderes Kapitel gewidmet wurde, liess sich die Aufstellung einer Hypothese vermeiden. Schon der Ausdruck „Potenzen" an dessen Statt man sonst immer den Ausdruck „Stoffe" gebrauchte, sagt deutlich, dass man sich gehüthet habe, eine Hypothese bey der gemachten Eintheilung zuzulassen. Uebrigens wird niemand läugnen, dass das, was beym Verschwinden der Nacht unserer Seele von neuem die verschiedenen Gegenstände zuführt, Pflanzen und Thiere mit den üppigsten Farben schmückt; was die starresten Steine zur grösten Liquidität disponirt, was im elektrischen Schlage uns zu Boden schmettert, — eine *Potenz* sey. Alles nun, was man von den Erscheinungen an diesen Potenzen, die man bis jetzt nicht mit Recht als Attribut anderer Körper betrachten kann, oder die sich immer einfinden, so bald sich diese Potenzen offenbaren, weiss, sollte hier aufgeführt werden. Dass Flamme als Verbindung von Wärme und Licht betrachtet wird, ist nicht deshalb geschehen, weil der Vf. glaubte, dass dieselbe allein aus Wärme und Licht bestehe (er glaubt sich im Gegentheile berechtigt anzunehmen, dass sie ein brennender Ausfluss aus den Körpern sey), — sondern weil das Verhalten der Flamme im allgemeinen viel Interessantes zeigt, z. B. beym Conflict mit Elektricität, Galvanismus u. s. w., welches den Phänomenographen verpflichtet, von dem jeder Flamme Eigenthümlichen zu abstrahiren und irgendwo bloss das die Sinne auf gleiche Art bey ihrer jedesmaligen Erscheinung Afficirende abzuhandeln. Der Vf. glaubt nicht, dass Elektricität und Galvanismus wesentlich verschieden seyen; indessen hielt er es für die Bequemlichkeit des Lesers zuträglicher, dieselben unter verschiednen Aufschriften abzuhandeln. Um der Kritik zu begegnen, dass vielleicht in diesem ganzen Werke nicht Eine reine Erfahrung anzutreffen seyn möge, erklärt der Vf., dass man hier unter dem Wort Erfahrung das Bild, das von den Aussendingen durch die uns eigenthümliche Form der Anschauung vermittelst der Sinne in unserer Seele repräsentirt wird, als das Objective wirklich bestimmend, gesetzt wissen wolle. Ausser diesem Begriff von der Erfahrung, dessen Begränzung er übrigens jedem nach Belieben überlässt, schickt der Vf. auch noch viel lehrreiches und beherzigenswerthes über das Gebiet und die Abtheilung der Naturkunde voraus, welches man immer vor Augen haben muss, wenn man vom Werke selbst die richtige Ansicht fassen will. Die *Naturkunde* im weitesten Sinne zerfällt nämlich wieder in die Körper- und Geisterlehre. Die Körperlehre ist der Umfang aller vermittelst der äusseren Sinne erhaltenen Kenntnisse (Physik im engern Sinne). Der Vf. zeigt, dass man bisher den Inhalt der Körperlehre noch nicht auf eine dem Verstande genugthuende Art verknüpft habe, und macht einen Versuch die einzelnen Materialien systematisch an einander zu reihen. Zunächst theilt sich hiernach die vollständige Kunde von den Körpern in die Lehre vom Verhalten der Körper unter jeder Bedingung, und in die Lehre von dem Ursprunge des Körperlichen. Das erste giebt die Physik oder Naturlehre im engern Sinne, oder die Phänomenologie und das letztere die Metaphysik. Die Physik theilt er wieder in die historische: Phänomenoscopie, und in die rationale: Phänomenogonie, von welchen jene die Phänomene an den Gegenständen der äussern Sinne systematisch zusammen ordnet, diese ihre Ursachen aufsucht. Die historische zerfällt wieder in Naturbeschreibung: *Phänomenographie*, welche ein nach Aehnlichkeiten geordnetes Klassensystem der äussern Naturdinge, — und in die Geschichte der Natur, welche eine systematische Darstellung derselben in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, oder die Erzählungen der Veränderungen unserer Körperwelt vorlegt. Die *Phänomenogonie* theilt er in *Azoogonie* und *Zoogonie*, von denen erstere die Erscheinungen an leblosen Substanzen zu erklären strebt, d. h. die Gesetze durch welche das Verhalten der leblosen Dinge bestimmt wird, aufsucht, also den hypothetischen Theil der Physik und Chemie im gewöhnlichen Sinne in sich fasst; letztere aber die Art und Weise aus einander zu setzen sucht, wie sich der lebende Organismus als schaffend und geschaffen (Productivität und Product) zugleich darstellen könne, also die Lehren der *Physiologie* im engern gewöhnlichen Sinne enthält. Die *Phänomenographie* zerfällt wieder in die Beschreibung der den äussern Sinnen wahrnehmbaren Phänomenen auf unsrer Erde: irdische *Phänomenographie*, und die Beschreibung der *Phänomene* ausser unsrer Erde: überirdische *Phänomenographie*, oder Astronomie.

nomie. Die irdische theilt sich in die einfache und zusammengesetzte. Jene handelt von dem Verhalten der einzelnen irdischen Objecte zu unsern Sinnen, und begreift die Charakteristik der allgemeiner verbreitenden Potenzen: Licht, Wärme u. s. w. Die zusammengesetzte *Phänomenographie* zerfällt gleichfalls in einzelne Abtheilungen, z. B. 1) in die Beschreibung der *Phänomene* beym Zusammentreten mehrerer der allgemein verbreiteten Potenzen; 2) in die Beschreibung der *Phänomene* beym Conflict der allgemein verbreiteten Potenzen mit den einzelnen Körpern; 3) in die Beschreibung der *Phänomene* beym Zusammenkommen der einzelnen Körper unter sich, und (da wir diese Zusammenkunft fast nicht anders, als bey gleichzeitiger Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen auf die zusammen tretenden Körper beobachten können) — zugleich unter Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen. Diese Ideen sind beym Vf. zuerst durch *Meyers* Plan geweckt worden; indessen soll Hr. *M.* nicht dafür verantwortlich werden, da derselbe nur dem Vf. den Auftrag ertheilte eine in das Ganze einleitende Vorrede zu verfertigen und dieselbe dem *ersten* Bande vordrucken zu lassen, nachher aber durch Entfernung und Geschäfte abgehalten ward, sie vor dem Abdrucke zu sehen. Der *zweyte* Theil dieses Werks wird das Verhalten des körperlichen an sich, und beym Zutritte der allgemein verbreiteten Potenzen liefern. Der *dritte* Theil wird die Beschreibung der einzelnen einfachern Körper und das Verhalten der Incoercibilien zu denselben geben. Der *vierte* Theil das Verhalten zweyer in Conflict stehenden einfachern Körper unter jeder Bedingung, und unter der relativen Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen beschreiben. Im *fünften* Theile wird man die Erscheinungen an dreyen in Conflict stehenden Körpern unter jeder Bedingung, und unter der relativen Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen finden. Der *sechste* Theil wird die *Phänomene* beym Conflict von vier der einfacheren Körper unter jeder Bedingung und unter Einwirkung der allgemein verbreiteten Potenzen abhandeln. In einem *siebenten* Theile werden vielleicht noch die Erfahrungen, die über die *Phänomene* beym Conflict von mehrern als vier der einfachern Körper, unter den öfters angeführten Bedingungen gemacht sind, aufgeführt werden. Nach diesen sechs oder sieben Theilen wird das Verhalten der organischen Körper und der Substanzen, zu deren Darstellung das unbekannte *X* des Organismus wesentlich nothwendig war, als des Weingeistes, der vegetabilischen Säuren, der wesentlichen Oele u. s. w. abgehandelt und dabey wird immer vom Einfachern zu Zusammengesetztern übergegangen werden. Die Ordnung der aufzuführenden Individuen ist folgende: I. Allgemein verbreitete Potenzen: *A*) Unwägbare, *B*) Wägbare. II. Metalle. III. Erden. IV. Alkalien. V. Säuren, Schwefel, Phosphor. Nun eine Anweisung nach welcher der Leser die Gegenstände aufsuchen soll, wenn er die darüber bekannten Erfahrungen und Versuche zu wissen verlangt. Man bemerkt hierbey noch mehr den grossen Aufwand an Scharfsinn und Nachdenken der bey der Anordnung dieses in seiner Art ganz eignen, neuen Werks gemacht worden ist: denn man sieht hieraus, wie leicht in dem Werke die Lücken, die in der Doctrin selbst noch vorhanden sind, bemerklich werden, wodurch noch unbearbeitete, immer Frucht versprechende Felder einem jeden, der sie zu bebauen Lust hat, angetragen werden. Den Nutzen des Werks zu vermehren, sind unter dem Texte verschiedene Anmerkungen beygefügt worden. Die eine derselben giebt über die Beschaffenheit der angewandten Dinge nähere Auskunft, eine andere liefert die Geschichte eines Gegenstandes dort, wo sie der Einrichtung des Ganzen zufolge keinen Theil des Textes ausmachen konnte; eine dritte beschäftigt sich mit den Haupthypothesen, welche theils da, wo der Gegenstand, über den sie gemacht sind, zum erstenmal vorkommt, theils bey den Erfahrungen die Gelegenheit zu denselben gaben, angeführt werden; eine vierte zeigt auf die Benutzung dieser oder jener Erfahrung im gemeinen Leben hin; die fünfte endlich enthält Berichtigungen verschiedner Angaben. Die einem jeden Autor eigenthümlichen Benennungen der Aussendinge sind unverändert gelassen worden, da man gewissermaßen daraus sehen kann, welchem herrschenden Systeme dieser oder jener Gelehrte zu einer gewissen Zeit anhing. Es fragt sich aber nun, ob bey aller dieser trefflichen Anordnung auch die Erfahrungen vollständig genug zusammengetragen worden seyn? und hier gesteht der Vf. sowohl für sich als seine Mitarbeiter, dass in Absicht der bereits fertig gewordenen *vier* Bände, wenn auch keine anerkannten Thatsachen fehlten, ihnen doch wenigstens das Detail bey den Versuchen noch häufig abgegangen seyn möchte, weil es ihnen bis jetzt nicht immer möglich war, die Originalschriften oder treue Uebersetzungen derselben zu benutzen, sondern sie sich häufig mit Auszügen aus Zeitschriften haben behelfen müssen. Indessen wird sich diese Unvollkommenheit vielleicht nur auf die erstern Bände erstrecken, da Hr. *Meyer* den Hn. D. *Dehne* beauftragt hat, die auf der Göttinger Bibliothek befindlichen seltnern und theurern Schriften für gegenwärtigen Bedarf, so viel als möglich, auszuziehen; auch gedenkt der Herausgeber durch Supplementbände zu ersetzen, was etwa jetzt noch zurück geblieben seyn möchte, und er ersucht zugleich alle Naturforscher ihm öffentlich oder in Briefen unter der Adresse: *an die Bearbeiter der Meyerschen Naturlehre zu Biberstein bey Arau*, ihre Meinung über das Gelieferte und ihren Rath für das Folgende mitzutheilen, mit dem Erbieten, jedem, der sich zur Vervollständigung des Ganzen in irgend einer Hinsicht thätig beweist, ein Exemplar davon zu übersenden. So rühmlich diese Aufforderung für die Vff. ist und so gern ihr jeder Physiker nach Möglichkeit entsprechen wird: so dürfte doch wohl an die Ausführung nicht eher zu denken seyn, als bis erst etwas Ganzes vom Werke heraus gekommen ist: denn so könnte es z. B. scheinen, dass im gegenwärtigen Bande im Abschnitte des Lichts die Versuche fehlten aus welchen sich ergab, dass

dafs öligte Körper und besonders der Diamant das Licht weit stärker brechen als man von ihrer Dichtheit erwarten sollte, dafs im Doppelspath und ähnlichen Körpern eine so sonderbare Brechung statt findet, dafs doppelte Bilder erscheinen, dafs Lichtstrahlen welche über feuchte und erwärmte Flächen fahren, ganz eigne Erscheinungen darstellen; und so auch bey den andern Abschnitten, wo diese Artikel vielleicht für die Stellen aufgehoben sind, an welchen von den Körpern die Rede ist, die so eigne Verwandtschaften zum Lichte haben, dafs jene Erscheinungen daraus erklärt werden müssen. Uebrigens wird es gewifs von mehrern Physikern gewünscht werden, dafs die Erfahrungen und Versuche so viel möglich aus der Urquelle und fast mit den eignen Werken der Urheber aufgeführt werden möchten; vieles ist hier aus Schriftstellern welche eine Geschichte des Gegenstandes geliefert haben, aus Wörterbüchern, selbst aus *Halle's* und *Rosenthals* Magazin u. s. w. ausgehoben, wo gar leicht eine Unvollständigkeit, Entstellung u. dgl. mit unter laufen kann. Es ist auch wirklich Hoffnung dazu vorhanden, da der Vf. versichert, dafs seit sechzehn Jahren bereits von Hn. *Meyer* und unter Anleitung desselben von andern Sachkundigen Männern, die meisten physischen, chemischen und technischen Werke durchgegangen, und dadurch, dafs man ihren Inhalt nach einer dem Systeme entsprechenden Ordnung anzeigte, zur schnellen Benutzung des Ganzen tauglich gemacht hat. Zu dieser Bearbeitung sind aufser Hn. *von Schmidt* Hn. D. *Kielmann* und D. *Aug. Lichtenstein* angestellt, welche aufser jenen ältern Schriften auch die neuern benutzen. Da jeder Theil als ein in gewisser Rücksicht für sich brauchbares Ganzes angesehen werden kann, so sind jedem zwey Titel gegeben worden, von welchen ihn der eine als ein Theil des Ganzen, der andre aber als etwas Ganzes selbst, betrachtet. Spätestens alle vier Monate wird ein solcher Theil mit vorgesetztem Inhaltsverzeichnisse geliefert werden. Am Ende des ganzen Werks würde noch ein recht brauchbares Register wünschenswerth seyn. Zwar scheint die Einrichtung des Werks ein solches gewissermafsen entbehrlich zu machen, denn wenn z. B. der Physiker wissen will, wie viel Einflufs die Wärme auf seine bey Höhenmessungen mit dem Barometer erhaltenen Resultate haben möge: so weifs er nach dem bekannt gemachten Plane, dafs er das Verhalten der Wärme zu Quecksilber im *dritten* Theile findet; ferner ist ihm aus der Einleitung die Stufe bekannt, welche die Metalle auf der Körperleiter einnehmen, und die auf welcher das Quecksilber auf der Metallleiter steht; schlägt er nun diesen Anweisungen zu folge, welche die Inhaltsanzeige beym *ersten* Bande des *dritten* Theils noch vollständiger machen soll, nach, so ist es ihm zwar nicht möglich zu fehlen, aber dieser Weg wird doch nur von ganz Eingeweihten betreten werden können. Einen eignen Reiz wird das Werk für diejenigen haben, welche gern Hypothesen bauen und denselben eine gewisse Solidität verschaffen wollen: denn hier finden sie reichen Stoff dazu; wie wohl aber auch eben diese Vollständigkeit von Erfahrungen dienlich seyn kann, das Hypothesenmachwerk wieder zu erschweren, indem hier die Einwürfe sich gleich selbst darbieten, die sonst erst von andern gemacht werden müssen. Um auch noch ein Wort von den Kupfern zu sagen, müssen wir bemerken, dafs zwar dadurch sehr für die Verständlichkeit, besonders bey der Wärmelehre und den Luftarten, gesorgt ist, aber doch auch noch manches gewünscht werden wird. Freylich, da das Werk mit so viel Eleganz und Geschmack geliefert wird, dafs es sich Prachtwerken an die Seite stellen kann, so hat man auch an den Kupfern nichts gespart; indessen würden in vielen Fällen auch einige leichte Umrisse schon dem Bedürfnifs abhelfen können. Lesern vom Fache sind auch die Zeichnungen meist schon aus andern Schriften bekannt. Diese sind bey jedem einzelnen Satze im Texte so ausführlich und wiederholt nachgewiesen, dafs sich vielleicht durch eine dem Ganzen unschädliche Einschränkung dieser Citate, eine merkliche Ersparnifs würde anbringen lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Unter dem Druckorte *Austerlitz: Freymüthige Briefe eines ungarischen Edelmanns, über das österreichische Staatssystem;* geschrieben während des 30tägigen Krieges. 1806. 8. — Diese Briefe haben in den östreichischen Staaten viel Aufsehen erregt. Der Vf. spricht fast zu kräftig. Man kann es nicht läugnen, dafs er viel Wahres sagt, und von Patriotismus glüht. Aber eben die patriotische Gluth veranlafst ihn zu manchen Uebertreibungen. Dem Ministerio, das den letzten Krieg anzettelte, und, nach des Vfs. Behauptung, das Blut der braven Oestreicher und Ungern gegen Englisches Gold verkaufte, das nie in Circulation gekommen ist, werden starke und bittre Wahrheiten gesagt, während der Vf. dem Kaiser *Franz* — und das von Rechtswegen — alle Gerechtigkeit wiederfahren läfst. Die Ungerische Constitution und die Aufrechthaltung derselben liegt dem Briefschreiber sehr am Herzen. Sie hat unstreitig viel Gutes, und war bisher für Ungern ein bequemes Sicherungsmittel gegen Eingriffe und unangenehme Verfügungen von Seiten Oestreichs; aber sie war diefs blofs, weil der östreichische Hof so ehrlich, gerecht und mild gewesen ist. Dafs Ungern je in die Lage komme, in der es seine Constitution ohne Einschränkung handhaben und anwenden könnte, ist schwerlich zu wünschen. Sie gewährt den begünstigten Klassen Vortheile, schadet aber dem Ganzen der Monarchie sichtbar. Schön und beherzigungswerth sind des Vfs. Wünsche in Betreff einer weiseren Staatsverwaltung, besonders in Hinsicht auf die Finanzen, einer besseren Jugend-Erziehung, der Prefsfreyheit und Toleranz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. May 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Patris: *Essai de Géologie*, ou mémoires pour servir à l'histoire naturelle du globe; par *B. Faujas-St.-Fond*, Prof. de géol. au Museum d'hist. nat. etc. *Tome I.* 1803. 493 S. 8. mit 18 Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. schickt dieser Schrift statt der Vorrede eine am 1. May 1802. im National-Museum gelesene Abhandlung voraus, in welcher er die Vorzüge der Geologie und das Interesse, welches ihr Studium gewährt, schildert, und kürzlich jeder Nation ihre Verdienste um diesen Zweig der Naturwissenschaft nachrechnet. Auf eine sehr ehrenvolle Art wird hierbey der Deutschen gedacht; der Vf. hält ihnen eine Lobrede, welche doppelten Werth hat, einmal, weil sie aus dem Munde eines Franzosen kömmt, von welchen man nicht immer eine gerechte Anerkennung des ausländischen Verdiensts erwartet; zweytens, weil der Vf. bisher unter den deutschen Geologen gerade die meisten Gegner gefunden hat. Zu viel Ehre erzeigt er indessen doch den deutschen Universitäten, wenn er sagt: dass fast jede derselben einen eigenen Lehrstuhl der Geologie habe. Was übrigens die bisherige Bearbeitung dieser Lehre betrifft: so haben — wenn wir nicht sehr irren — gewiss die Franzosen mehrere eigentliche Geologieen und Theorieen der Erde ersonnen und erbaut, als die Deutschen; ohne Zweifel eine Folge der lebhafteren Einbildungskraft und geringeren Gründlichkeit der ersteren; da die letzteren, ihrem Charakter gemäss, mehr Erfahrungen gesammelt, Beobachtungen angestellt, und einzelne Theile der Geologie bearbeitet haben. Doch wir kommen zum Inhalte des Buches selbst. Hr. *F.* geht darin seinen ganz eigenen Weg. Er fängt mit der Untersuchung der versteinerten und fossilen Ueberreste organischer Körper an, und dieser Untersuchung ist der ganze vor uns liegende *erste* Theil gewidmet. Wir können diesen Weg auf keine Weise missbilligen; die Geologie lässt verschiedene Behandlungsarten zu, und man thut nicht übel — besonders so lange diese Lehre noch so wie jetzt aus einzelnen fragmentarischen Sätzen besteht — die Untersuchungen in derselben von denjenigen Thatsachen und Erscheinungen anzufangen, welche in der Geschichte der Erdoberfläche sich offenbar als die jüngsten zeigen. Die neuern Beobachtungen über die Versteinerungen u. dgl. haben gezeigt, welchen wichtigen Bezug diese Körper und ihr verschiedenes Vorkommen auf jene Geschichte haben, welche Aufschlüsse sich davon für solche erwarten lassen, und Hr. *F.* hat daher Recht, diese Untersuchung „*un des leviers les plus puissans de la géologie*" zu nennen. Es ist bekannt, dass die gründlichsten neuern Nachforschungen über die fossilen Ueberreste organischer Körper wichtige Zweifel darüber erregt haben, ob man noch in der jetzt lebenden organischen Schöpfung die wahren Originale jener Ueberreste wieder finde, und dass diese Frage in Ansehung der allermeisten derselben verneinend beantwortet werden zu müssen scheint. Dieser Zweifel beschäftigt den Vf. durch das ganze Werk, und dadurch wird es grösstentheils polemischer Natur, denn er bemüht sich, gegen die Beobachtungen von *Cuvier*, *Blumenbach*, und andern, wahrscheinlich zu machen, dass die Originale der Versteinerungen wohl nicht verloren gegangen seyn dürften, dass man sie in den grössten Tiefen der Meere, in dem noch unbekannten Innern grosser Länder und Inseln u. s. w. wohl noch auffinden werde. In natur-philosophische Gründe hierüber lässt er sich nicht ein, sondern verweilt bey der Beschreibung der Körper, und bestreitet die Bestimmungen und Vergleichungen derer, die für die entgegengesetzte Meinung gestimmt haben.

Seine Idee durchzuführen, beschreibt er von jeder Art der Versteinerungen die merkwürdigsten, und vornehmlich solche Stücke, die in unserer Zeit von andern angesehenen Naturforschern und vergleichenden Anatomen untersucht worden sind, und liefert von denjenigen, welche ihm vorzüglich wichtig scheinen, Abbildungen. Er fängt bey den Conchylien an, lässt dann die Corallengewächse, Fische, Cetaceen, Amphybien und Landthiere folgen, und schliesst mit den fossilen Vegetabilien. Im Ganzen schreitet er viel zu leicht vor, besonders da er eine Menge der gründlichsten Untersuchungen auf seinem Wege findet, die sich nicht mit wenigen Worten und Vermuthungen auf die Seite schaffen lassen. Unter den fossilen Conchylien glaubt er besonders viele gefunden zu haben, deren Originale noch jetzt im Meere leben; es kann seyn, aber wir vermuthen auch, dass die Gegenden, aus welchen die von ihm beschriebenen fossilen Muscheln herkommen, zu dem aufgeschwemmten Lande der neuesten Art gehören, z. B. folgende: *Grignon*, *les Faluns de Touraine*, *Champagne*, *Vicentin*, *environs de Florence*, *Chaumont*, *Val Dandona*, *Courtagnon*, *environs du Havre*, *les argiles de la poterie de Chiou dép. de la Drôme*. Ist dieses der Fall, so gilt auch davon kein Schluss auf die Versteinerungen, die in neuern und älteren Flötzschichten vorkommen. Oft scheinen aber auch die Vergleichungen selbst nicht sehr genau zu seyn; zuweilen sind sie nach Abbildungen oder Beschrei-

schreibungen gemacht, z. B. S. 79 u. 88.; zuweilen ist dem Vf. Ein Kennzeichen hinreichend, um die Identität eines fossilen Körpers mit einem natürlichen zu begründen, und die übrigen sind wenig beachtet, z. B. S. 81.; zuweilen giebt er zwar selbst kleine Verschiedenheiten an, glaubt aber, dass auf solche nicht viel ankomme, und die Identität zweyer Körper dennoch bestehen könne (S. 89.). Bey den Madreporiten verweilt er nicht lange, sondern bemerkt: es sey hinlänglich, dass man von andern versteinerten Seethieren die Originale gefunden habe, um sich zu überzeugen, dass sie von den Madreporen ebenfalls gefunden werden müssten; er giebt eine Abbildung von einem Madreporiten aus Bourgogne, dessen Original er bestimmt zu kennen behauptet. Den fossilen Fischen hat Hr. *F.* seine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, und eine Menge Beyspiele ihres Vorkommens angeführt, aus welchen sich ergiebt, dass sie meistens entweder in dem bituminösen Mergelschiefer, und den demselben nahe verwandten Flötzgebirgsarten, oder in neuem aufgeschwemmten Lande mit Blätter-Abdrücken u. s. w. vorkommen. Bey der erstern Formation glaubt er immer oder in den meisten Fällen Laven, d. i. Basalt u. dgl. in der Nachbarschaft gefunden zu haben. Die Fischschiefer finden sich aber häufig in Gegenden, wo weit und breit kein Basalt vorkömmt. Merkwürdig sind die hier angeführten Beobachtungen über die Schnelligkeit der Catastrophe, welche die Fische getödtet hat; man findet Exemplare von *Vestena nova* im Veronesischen, wo ein Raubfisch einen kleinen Fisch im Rachen hat, als ob er ihn eben hätte verschlingen wollen. Unter den diesem Abschnitt beygefügten Abbildungen von Fischabdrücken ist ein einziger, den der Vf. bestimmt für den Abdruck eines noch vorhandenen bekannten Originals giebt: dieses Original aber ist ein Flussfisch, und der Abdruck kömmt aus einer Mergellage mit Blätter-Abdrücken, welche wohl, obgleich sie nach *Faujas* Versicherung mit einer 1200 Fuss mächtigen Lage von Lava bedeckt ist, zum aufgeschwemmten Lande gehören möchte. Die fossilen Knochen von Cetaceen kommen meistens einzeln und zerbrochen vor, so dass es schwer ist, genaue Vergleichungen mit solchen anzustellen; doch beschreibt er einen zu Paris gefundenen, welchen er zuversichtlich für einen Knochen des Cachelots hält. Unter den aufgefundenen Ueberresten von Krokodillen haben die meisten mit denen des Gavials oder Ganges-Krokodills die grösste Aehnlichkeit, keiner scheint vom Nilkrokodill herzurühren, und das berühmte Skelett von Maastricht scheint einer ganz eigenen Art anzugehören. Wir werden unten einer Idee des Vfs. gedenken, für welche ihm die vermuthliche Abstammung der erstern Knochen aus Asien wichtig ist. Unter den fossilen Schildkröten glaubt er auch eine Art zu kennen, zu welcher ein noch lebendes Original vorhanden ist. Am längsten verweilt er bey der Untersuchung der Ueberreste von grossen vierfüssigen Thieren, indem er bey jeder Gattung derselben erst die noch lebenden Varietäten durch unveränderliche Kennzeichen zu bestimmen sucht, und dann die bekannten Fossilien dieser Art mit letztern vergleicht. Wir bleiben einen Augenblick bey dem Nashorn stehen. *Cuvier* hatte die bis dahin gefundenen fossilen Köpfe und Knochen dieses Thiergeschlechts für Ueberreste einer eigenen von den uns bekannten verschiedenen Art gehalten. Unser Vf. erneuert auch hier sein Bestreben, die Identität der fossilen Art mit der noch lebenden zu erweisen, und sucht zu zeigen, dass mehrere fossile Nashornschädel, von welchen einige Abbildungen beygefügt sind, derjenigen Art, welche neuerlich auf Sumatra entdeckt worden ist, und welche sowohl von dem Africanischen, als von dem das Asiatische Continent bewohnenden Nashorn verschieden ist, angehören möchte. Die von *Cuvier* an den fossilen Schädeln bemerkten Unterschiede scheinen ihm theils nicht ganz ausgemacht, theils nicht wesentlich genug zu seyn, um daraus eine Verschiedenheit der Arten abzuleiten. Die Entscheidung dieser Sache gehört ganz vor den Richterstuhl der vergleichenden Anatomen, unter welchen zwey vom grössten Rufe, *Cuvier* und *Pallas*, hier nicht ganz einerley Meinung sind, da ersterer die Schneidezähne beym fossilen Schädel vermisst, letzterer aber Spuren desselben daran zu entdecken glaubte. Bestätigte sich *Cuvier's* Beobachtung: so würden die fossilen Schädel die meiste Aehnlichkeit mit denen des Africanischen Nashorns haben, ein Umstand, der den Ideen unsers Vfs. entgegen stehen und überhaupt das Räthselhafte in den geologischen Erscheinungen vermehren würde, da die sich sonst noch im Norden findenden Ueberreste südlicher Thiere meistens den *jetzt* lebenden *asiatischen* Arten nahe kommen, und man noch keine darunter gefunden hat, die den Africanischen mehr als jenen glichen, worauf unter andern der Vf. seine Vermuthung über grosse Fluthen, die alle ähnlichen Körper von Süden nach Norden geführt haben möchten, besonders stützt. Gewiss ist es, dass bey den vergleichenden Beobachtungen dieser Körper viele Vorsicht nöthig ist; aber eben so gewiss ist es auch, dass die Ableitung geologischer Sätze aus den vermeintlichen Resultaten dieser Vergleichungen eben so viel, wo nicht noch weit mehr, Vorsicht erfordert. Bey den Elephantenknochen bemüht sich der Vf. ebenfalls gegen *Cuvier* darzuthun, dass die vom Letztern angenommenen Verschiedenheiten der Mammouthsknochen von dem Skelett des asiatischen Elephanten nicht bedeutend genug seyen, um die erstern einer eigenen Art zuzuzählen. Wir wünschten, er hätte eine Abbildung der Mammouthszähne beygefügt, welche weniger allgemein bekannt sind als die übrigen. Auch beym Megalonix (*Megatherium*) wird *Cuvier* — wiewohl, wie uns dünkt, mit schwachen Waffen und wenigem Glücke — bestritten. Hr. *F.* hofft, die Originale zu diesem colossalen Incognitum, so wie zu mehreren andern, sollen noch dereinst in dem unbekannten Innern von Neu-Holland gefunden werden. Vom Flusspferde, glaubt der Vf., gebe es gar keine fossilen Knochen in den Gegenden, wo man die der andern grossen Thiere findet, und dieses passt um deswillen gut zu seinen Ansichten, weil

weil es in Asien auch keine Flusspferde geben soll; aber *Cuvier* hat neuerlich allerdings fossile Knochen vom Hippopotamus beobachtet und beschrieben in den *Annales du Museum nation. d'Hist. nat.* Tom. V. p. 99. Bey den fossilen Vegetabilien unterscheidet er richtig *tourbe ligneuse* (fossiles oder bituminöses Holz) von *tourbe des marais* (dem eigentlichen aus an Ort und Stelle gewachsenen Sumpfpflanzen entstandenen Torf); die Lage des erstern schreibt denselben grossen Fluthen zu, welche die südlichen Thiere nach Norden geführt haben. Ueber die eigentlichen Steinkohlen besitzen wir neuere und instructivere Beobachtungen, als die des Vfs. Die Kupfer sind nach Masgabe des kleinen Formats genau und schön gearbeitet.

Paris, b. Vf.: *Plantes de la France décrites et peintes d'après nature*, par *Jaume St. Hilaire*. 1 — 6 Livrais. 1805. kl. fol. Jedes Heft von 6 Tafeln und 12 Seiten Text.

Die Menge von botanischen Kupferwerken, welche jetzt in Frankreich erscheinen, beweist wenigstens, dass die Botanik dort eine beliebte Wissenschaft ist. Für die Wissenschaft selbst enthalten aber sehr viele dieser Werke gar keine, oder nur geringe Beyträge, und zu solchen gehört auch das hier angezeigte. Was den Plan betrifft: so folgen die Pflanzen ohne Ordnung auf einander; der Text enthält den Linneischen Namen, Angabe der natürlichen Ordnung und der Klasse im Sexual-System, eine kurze Beschreibung, Blühezeit, Standort, Benennungen in neuern Sprachen, Geschichte, Gebrauch, Cultur; alles auf anderthalb Seiten in sehr klein fol., also alles sehr zusammengezogen. Nicht allein in Frankreich einheimische Pflanzen sind abgebildet, sondern auch Gartenpflanzen und cultivirte Gewächse, als *Hibiscus syriacus*, *Nicotiana Tabacum*, *Impatiens Balsamina*, *Tulipa gesneriana*, *Tradescantia virginiana*, *Saxifraga crassifolia*, *Chelone barbata*. Auf diese Weise kann es ein endloses Werk werden. Die meisten abgebildeten Pflanzen sind gemein, hinreichend bekannt und oft genug abgebildet; die merkwürdigste unter ihnen ist *Lathraea Clandestina*, welche der Vf. bey Rennes in Bretagne fand, recht schön vorgestellt; auch sind Abbildungen von *Plumbago europaea* und *Ononis fruticosa* noch nicht sehr häufig vorhanden. Die Synonymie ist ganz vernachlässigt, Kritik auf die Bestimmung der Pflanzen nicht verwandt. Durch einen groben Missgriff findet man hier eine gelbe Abart von *Narcissus Tazzetta* statt *N. Jonquilla* abgebildet, wo die breiten Blätter sehr sonderbar mit der Beschreibung: *feuilles en aline*, contrastiren. *Ophrys insectifera* ist die *O. myodes*, wobey die Abänderungen sehr kurz und oberflächlich angegeben werden. Die Kupfer sind in punctirter Manier von Phelippeaux gestochen, die Farben von Langlois angerieben und abgedruckt. Bey dieser Manier muss die Sorgfalt sehr gross seyn, wenn die Umrisse scharf und botanisch genau werden sollen. Manche Abbildungen kann man wirklich in jeder Rücksicht schlecht nennen, z. B. von *Hibiscus syriacus*, *Ophrys myodes*, *Matricaria Chamomilla*, *Lolium perenne*, *Ruta graveolens* u. s. w., andere hingegen verdienen Beyfall. Zu diesen gehören die oben erwähnten *Lathraea Clandestina*, *Plumbago europaea*, *Ononis fruticosa*, ferner *Antirrhinum Cymbalaria*, *Vinca major* und einige andere. Sehr schlecht ist *Menyanthes trifoliata*, an der man die Härchen der Blume kaum erkennt. Die Analyse der Blüthentheile fehlt oft, und gerade da, wo man sie am meisten wünscht, z. B. von *Ophrys myodes*, an andern ist sie nicht zweckmässig gewählt oder undeutlich; so fehlen die Samen von *Chrysanthemum segetum*, die reife Kapsel von *Antirrhinum majus*, eine gute Darstellung der Frucht von *Menyanthes trifoliata*. Verstümmelt ohne untere Blätter sind *Ranunculus repens*, *bulbosus*, *Aquilegia vulgaris*, u. a. m. Von dem Text wird man nicht viel erwarten, auch ist er höchst oberflächlich; der Artikel *usage* enthält die alten, oft wiederholten, aber doch völlig unnützen Angaben, womit die Kräuterbücher angefüllt sind.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in Comm. b. Kummer: *Der Ungrische Zipser Sachse* in seiner wahren Gestalt, von *Jacob Melzer*. 1806. 112 S. 8.

Das gelindeste Urtheil, das sich von diesem Buche fällen lässt, ist wohl, dass es ein unreifes Product eines jungen Mannes ohne die nöthige wissenschaftliche Bildung, ohne Welt- und Menschenkenntniss sey, das überdiess noch durch einen affectirten Stil fast ungeniessbar wird. Mitleidig muss gleich anfangs jeder ungrische Historiker lachen, wenn er liest, dass die Zipser Deutschen aus (Ober-) Sachsen hergekommen seyen. „Ein Plätzchen gewiss, das nur Ruhm und Ehre überschatten, hat *jeder Gelehrter* in seiner Schrift über Zipsen den guten Sachsen *vergonnen*." (Diese Periode mag zugleich eine Probe des schlechtdeutschen und bombastischen Stils des Vfs. seyn.) S. 9. wagt der Vf. weislich, nicht zu entscheiden, woher das Wort Zips komme: die bey *Schlözer* in der Geschichte der Deutschen vorgetragene Meinung kennt er gar nicht. — Um weiter zu sagen, dass das *Zipser Klima gesund sey*, braucht der Vf. folgende Floskeln: „O wie lächelt ihm (dem Zipser) die holde *Dunstgestalt* der Gesundheit von seinem Horizont entgegen, die ihm aus einem Säkel in den andern führt!" Indem er den Zipsern über ihre *Arbeitsamkeit* ein Compliment machen will, würdigt er sie fast zu Lastthieren herunter: „Sein (des Zipsers) Eifer der Beschäftigung scheint in einen völligen Thätigkeits-Mechanismus übergegangen zu seyn, den keine Freyheit beseelt, und nur dann aufhört zu wirken, wenn dessen Gesetz der Kraft beraubt wird." Dass es an theoretischen Kenntnissen der Landwirthschaft noch sehr mangele, dass aber doch der Kleebau zuerst in Zipsen unter allen ungrischen Gegenden ordentlich eingeführt worden, sind bekannte Sachen. Dass aber nach S. 28. die Zipser sehr oft unter dem milden Pantoffel ihrer arbeitsamen und tugendhaften Frauen stehen, ist theils nicht gegründet, theils eine sehr triviale Anmerkung.

Die

Die Zipser sollen auch sehr *verträglich* seyn — nach des Rec. Meinung haben sie hierin nichts vor andern Deutschen voraus. Sie sind nach Hn. *M.* auch *gastfrey* und *lieben die Gesellschaft:* diesen Ruhm hätte Rec. lieber aus dem Munde eines Nicht-Zipsers gehört. Der Vf. empfiehlt den Zipsern und Zipserinnen S. 46. u. S. 103. Theaterunterhaltungen, und wie es verlautet, soll er selbst ehedem viel beygetragen haben, diese Unterhaltungen einzuführen; dafür geht er im ganzen Buche auf Cothurnen, und verräth den unglücklichen Geschmack, den er sich in dem „Zipserischen Schatten eines Schattens von einer Schaubühne" angewöhnt hat; hätte er doch lieber seine Landsleute und Landsmänninnen vor dem Uebel schlechter dramatischer Darstellungen, das ihrer Sittlichkeit und ihrem ästhetischen Geschmacke gleich gefährlich ist, gewarnt! *Einfache Sitten*, *Mässigkeit*, *Keuschheit* sind nicht sowohl charakteristische Züge des Zipsers allein, als aller Deutschen, besonders aber der in Gebirggegenden wohnenden. Diesen Punkt hat der Vf. vollends carricaturmäfsig gezeichnet, manche seiner Darstellungen gränzen an das Pasquill. So z. E. S. 53., wo er vom Geize der Zipser spricht, deren Tafel „nie mehr, als mit einer Speise ausgeschmückt sey." *Die Zipser haben auch Talente zum Studiren und zu Erfindungen* — diese hat aber fast jede europäische Nation. Dafs aber der D. *Gall* am ersten besten Zipser Bauer einen talentvollen Kopf befühlen könnte, dass den Zipsern die Götter nahe, des Delphischen Apolls Heiligthum vor Augen sey u. s. w., kann nur ein *M.* behaupten. Einen besondern Hang zur Poësie und Musik hat Rec. nie an den Zipsern entdecken können. Die Zipser sind *religiös*, ja nach Hn. *M.* glauben sie S. 68. in ihrer Einfalt alles, und dünken sich selig bey dem Paradoxen. Rec. hingegen wüfste nicht leicht eine Gegend von Ungern, wo so viele vom Unglauben und Hyperorthodoxie gleich entfernte würdige Geistliche und Zuhörer wären, als in Zipsen. Zu den *Fehlern* des Zipsers zählt der Vf. *Schüchternheit* — ja sogar kriegerische Feigheit. Diese grelle Beschuldigung widerlegt der Vf. gewissermafsen selbst S. 87. durch Beyspiele. Rec. hält die Zipser für eben so geneigt und tauglich zum Soldatenstande, als jedes andere deutsche Industrie treibende Gebirgsvolk. *Vom stark gewurzelten Aberglauben* erzählt der Vf. wider seine Gewohnheit so viele specielle Belege, dafs man geneigter wird, ihm hier manches auf sein Wort zu glauben. Rec., der auch in Zipsen, aber in andern Zirkeln und Verhältnissen, als der Vf., gewesen, hat bey weitem so viel Aberglauben nicht wahrgenommen, als Hr. *M.* Endlich tadelt Hr. *M.* den *schlechten Eifer der Zipser zur Pflege der Gerechtigkeit*, und leitet denselben aus ihrer juridischen Unwissenheit (die aber in der vorigen Schul-Einrichtung ihren Grund hat). Die Besorgnisse des Vfs. S. 108. sind patriotisch, aber ungegründet, oder doch übertrieben. — Am Ende kommt der Vf. zum Gefühl seiner selbst, und erkennt, „dafs die nämlichen Eigenschaften, die er den Zipsern zuschreibt, mehrern Völkern angerechnet werden können (S. 109.); nur sey der Zipser den alten Sitten seiner Väter treu, wie wenige Völker." — Er hätte hinzusetzen können: wie alle, zumal deutsche, Bewohner von rauhen Gebirgsgegenden. Hat der Vf. einmal seinen Wunsch am Schlusse (S. 112.), in Zipsen zu leben und zu wirken, erreicht, hat er dann seinen jugendlichen Theaterschwulst abgestreift, und das Ausland, so wie mehrere Gegenden seines ungrischen Vaterlandes, gesehen, dann wird er wohl selbst wünschen, ein solches Machwerk nicht in die Welt geschickt zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Germania's Aufruf an ihre Philosophen, der unter ihnen herrschenden Anarchie und Antipathie ein Ende zu machen.* Statt eines Programms zur Ankündigung seiner Vorlesungen herausgegeben von *Wilh. Traugott Krug*, Prof. der Logik und Metaphysik in Königsberg. 1806. 24 S. 8. (4 gr.) — Zum Scherz nicht witzig, zum Ernst nicht bündig genug! Eine Ankündigung im Europäischen Aufseher hatte die falsche Nachricht verbreitet, Prof. *Krug*, ob er gleich schon vor mehreren Jahren an seiner Fundamentalphilosophie verstorben sey, habe *Kants* Lehrstelle bey der Universität Königsberg erhalten. Der Vf. zeigt, dafs diefs eine *contradictio in adjecto* sey, indem er die Fundamentalphilosophie wirklich von *Kants* Lehrstuhle vortrage — also lebe. Dann läfst er Germania vom Throne einen Bericht über die Freunde der Weisheit anhören; dieser enthält manche bittre Dinge, und zwar unparteyisch: denn auch Hr. *Krug* selbst geht nicht leer aus. Der Bericht lautet kürzlich: *Kant* ist verblichen, und mit ihm — scheint es — auch seine Philosophie. *Reinhold* brütet über *Bardilis* Windeyern, *Fichte* will seine Zuhörer ins Himmelreich führen, (wobey der Vf. scherzhaft anmerkt: Neidenswerthe Berliner! Für 5 Rthlr. könnt ihr selig werden!) *Schelling* vernichtet *semper idem* wiederkäuend jede Differenz, *Bouterweck* trauert, dafs seine Apodiktik in keinen Auszug gebracht sey, *Abicht* macht Wörtereintheilungen, *Krugs* Fundament wird erschüttert, und mit der Organisation des Systems will es auch nicht sonderlich von Statten gehen (wobey der Vf. anmerkt, er sey mit diesem Urtheil gar nicht zufrieden, so wenig wie vielleicht die übrigen Herren), *Wagner* baut einen Pallast aus *Schellings* Trümmern, *Fries* kann seiner evidenten Wissenschaft keine Evidenz geben, gegen *Buchholz* moralisches Gravitationsgesetz empört sich die Welt, der Lehre *Müllers* vom Gegensatze arbeitet die Philosophie selbst entgegen; *Eberhard*, *Platner*, *Jacobi*, *Schulze*, schütteln den Kopf, zucken die Achseln, reden in mystischen Räthseln, zweifeln an allem, nur nicht an eignen Aussprüchen. — Germania antwortet auf diesen Bericht: Alle diese Leute sollen vernünftig seyn und sich vertragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. May 1807.

GESCHICHTE.

New-York, b. Swords: *A brief Retrospect of the Eighteenth Century.* Part First. In *two* Volumes. Containing a Sketch of the Revolutions and Improvements in Science, Arts and Literature, during that Period. By *Samuel Miller*, A. M. one of the Ministers of the united Presbyterian Churches in the City of New-York etc. — Vol. I. 544 S. Vol. II. 510 S. 1803. gr. 8.

Seine Entstehung verdankt diess ziemlich weitläuftige Werk, wovon die beiden vorliegenden Bände nur noch den *ersten* Theil enthalten, einer von dem Vf. am ersten Januar 1801. gehaltenen Predigt, worin er seinen Zuhörern einen kurzen Abriss der vornehmsten Charakterzüge des zurückgelegten Jahrhunderts gab, und woraus er moralische und religiöse Betrachtungen herleitete. Man wünschte den Druck dieser Predigt, und der Vf. war anfänglich Willens, sie nur etwas erweitert, aber mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen begleitet, in Einem Bande auf Subscription herauszugeben. Es fand sich eine Menge von Unterzeichnenden; die Arbeit wuchs ihm aber unter den Händen dergestalt an, dass aus den für einen *dritten* oder *vierten* Theil eines einzigen Bandes bestimmten Materialien zwey ganze, ziemlich starke, Bände wurden. Dazu war der Stoff allerdings reichhaltig genug; und der Vf. gesteht selbst ein, dass er ihn, bey aller Ausführlichkeit, doch lange noch nicht erschöpft, und bey dem Anfange seines Unternehmens die Grösse und Schwierigkeit desselben noch nicht so lebhaft, als nachher, eingesehen habe. Seine eigne Belehrung war dabey sein nächster Zweck, und von dessen Erreichung hält er sich wenigstens überzeugt. Ein Werk dieser Art kann nun freylich grossentheils nur Compilation seyn; indess hat er manche eigne Bemerkungen einzuweben gesucht, obgleich er auch einige derselben von andern entlehnte. Uebrigens schien es ihm rathsam, seinen Plan mehr populär als scientifisch anzulegen. Von Theologie, Moral und Politik ist in diesen beiden Bänden noch nicht die Rede. Bey den abgehandelten wissenschaftlichen Gegenständen schränkte er sich nur auf die vornehmsten Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen und Schriftsteller ein; und von diesen letztern nahm er am meisten auf die Engländer Rücksicht, weil er selbst seine Unbekanntschaft mit den übrigen neuern Sprachen und Schriften eingesteht. Dagegen übergieng er nicht leicht amerikanische Schriftsteller, wenn sie auch nicht gerade sehr ausgezeichnet waren, weil er durch seine Schrift zugleich zu einer grössern Kunde der amerikanischen Literatur beytragen wollte. Und von dieser Seite möchte denn auch wohl diess Buch am meisten auf die Aufmerksamkeit des Auslandes Anspruch machen können.

Nach einer kurzen Einleitung giebt das *erste* Kap. eine Uebersicht von den im letzten Jahrhunderte gemachten Fortschritten in der *mechanischen Naturphilosophie*, d. i. in der Elektricität, dem Galvanismus, Magnetismus, in der Lehre von der Bewegung und den bewegenden Kräften, in der Hydraulik, Pneumatik, Optik und Astronomie; Kap. 2. betrifft die *Chemie;* Kap. 3. die *Naturgeschichte:* Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Meteorologie und Hydrologie; Kap. 4. die *Medicin:* Anatomie, Physiologie, Theorie und Praxis der Arzneykunde, Wundarzney und Entbindungskunst, und die Materia Medica; Kap. 5. die *Geographie;* Kap. 6. die *Mathematik;* Kap. 7. die *Navigation;* Kap. 8. die *Landwirthschaft;* Kap. 9. die *mechanischen Künste;* Kap. 10. die *schönen Künste:* Malerey, Bildnerkunst, Kupferstecherkunst, Musik und Baukunst; Kap. 11. die *Physiognomik.* — Der *zweyte* Band enthält noch *funfzehn* Kapitel; und diese betreffen: die *Seelenlehre*, die *klassische Literatur*, die *morgenländische* und *neuere abendländische Sprachkunde*, die *Philosophie der Sprache*, die *Geschichte*, *Biographie*, *Romane*, die *Poesie* nach ihren verschiedenen Gattungen, *literarische Zeitschriften*, *politische Journale*, literarische und scientifische *Gesellschaften*, *Encyklopädien*, und ähnliche Werke, die *Erziehungswissenschaft*, und endlich die Bemühungen später aufgeklärter Völker, namentlich der *Russen*, *Deutschen*, und der vereinten *amerikanischen* Staaten. Zuletzt noch eine *Recapitulation* des Ganzen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle diese zahlreichen Abschnitte kritisch durchgehen, und auf der Einen Seite die darin vorkommenden Lücken und Unrichtigkeiten, und auf der andern, die Reichhaltigkeit der darin enthaltenen Angaben bemerken wollten. Wirklich aber hat der Vf. in dieser letztern Hinsicht die Erwartung des Rec., die selbst durch seine Aeusserungen in der Vorrede noch weiter herabgestimmt wurde, nicht wenig übertroffen. Es ist zu verwundern, dass er in seiner entfernten Lage mit so vielen Namen und Schriften in so vielseitigen Fächern auch nur bekannt war; noch mehr aber, dass er die Fortschritte so mannichfaltiger Kenntnisse und die bedeutendsten Systeme, Erfindungen und Erweiterungen derselben in einem solchen Grade der Richtigkeit und Vollständigkeit darzustellen und zu würdigen wusste. Und wenn er gleich uns Deutschen in

in dem letzten Abschnitte des *zweyten* Bandes unter den erst *jüngsthin* literarisch gewordnen Völkerschaften (*Nations lately become literary*) einen Platz anwies: so übergeht er doch nicht, am wenigsten in den *ersten*, die höhern Wissenschaften betreffenden, Kapiteln, die vornehmsten Verdienste und Mitwirkungen deutscher Gelehrten. Auch nennt er sie nicht bloss, und diess fast durchgehends ohne die den Ausländern so gewöhnliche, Entstellung ihrer Namen, sondern charakterisirt sie und ihre Bemühungen meistens treffend genug. So redet er z. B. in dem *ersten* Kapitel von *Leibnitz*, *Wolf*, *Bose*, *Winkler*, *Lambert*, *Euler*, *Humbold*, *Pfaff*, *Mayer*; bey der Chemie von *Stahl*, *Bergmann*, *Scheele*, *Gmelin*, *Westrumb*, *Crell*, *Hermbstädt*, bey der Naturgeschichte von *Sömmerring*, *Herder*, *Gmelin*, *Bloch*, *Hedwig*, *Werner*, *Klaproth*, *Klügel*, *Olbers*, und vielen andern; mag es auch seyn, dass er, wie er selbst gesteht, mit ihren Werken nicht unmittelbar, sondern aus englischen speciellen Literaturgeschichten und gelehrten Zeitschriften, bekannt geworden war. — In dem Abschnitte über die theoretische und praktische Medicin wird der Hauptcharakter der verschiednen Ansichten und Systeme *Sydenham's*, *Boerhave's*, *Stahl's*, *Hoffmann's* und *Brown's* ziemlich bestimmt angegeben; und von dem letztern folgendes Urtheil gefällt: „Bey allen seinen Mängeln läfst sich doch nicht läugnen, dass dem D. *Brown* das Lob des Genies und der Originalität in einem vorzüglichen Grade gebührt. Die Einfachheit, Vielbefassenheit und Consistenz sowohl, als die Neuheit seines Systems gab demselben ein sehr verführerisches Ansehen, und trug gar sehr dazu bey, es herrschend zu machen. Einer von den grofsen Vorzügen desselben, sowohl in Hinsicht auf praktische Anwendung, als auf die Leitung und Erhaltung der Gesundheit überhaupt, liegt darin, dass es die Unschicklichkeit und Gefahr, plötzlich von Einem Extrem der Erregung zum andern überzugehen, sehr anschaulich und einleuchtend macht." — Umständlicher noch wird *Darwin's* Theorie dargestellt, und von deutschen Arzneygelehrten werden in diesem Abschnitte *Reil*, *Röschlaub*, *Hufeland*, *Girtanner* und *Heinecke* erwähnt. — Auch die Anführung dessen, was in den vereinten amerikanischen Staaten für die Arzneywissenschaft durch Schriften, vereinte Gesellschaften und Veranstaltungen geleistet ist, verdient Aufmerksamkeit. Für diese Wissenschaft geschah dort mehr, als für irgend eine andre, und in keiner waren die dortigen Fortschritte, nach des Vfs. Urtheile, so ganz unabhängig von den Lehren und Lehrbegriffen der europäischen Welt. Die eigenthümlichen Verdienste und Entdeckungen, die er seinen Landsleuten beylegt, sind folgende: eine einfachere und richtigere Theorie der ursprünglichen und allgemeinen Verwandtschaften der Krankheiten; eine gründlichere und praktische Würdigung der Nosologie; richtigere, genauere und festere Meinungen über den Ursprung und die Ursachen epidemischer und ansteckender Krankheiten, nach welchen die Einführung und Ausführung derselben von Einem Lande in das andre verworfen werden, und die Lehre von ihrer Erzeugung aus einer fehlerhaften Beschaffenheit der Atmosphäre hinlänglich bewiesen werde; richtigere Grundsätze in Ansehung der Quarantäne; und eine erweiterte Kenntniss der Arzneykräfte und des Gebrauchs vieler Artikel aus dem Pflanzenreiche. D. *Rush*, *Mitchill* und *Barton* werden als die verdienstvollsten dortigen Arzneygelehrten ausgezeichnet. — — Der Abschnitt über die *Geographie* enthält zuerst eine Aufzählung der im vorigen Jahrhunderte gemachten Entdeckungen, und erwähnt dann die wichtigsten Reisen, Reisebeschreibungen, Landkarten und geographischen Werke. *Büsching's* Erdbeschreibung wird, im Ganzen genommen, für die mühsamste und vollständigste erklärt, und Prof. *Ebeling's* Beschreibung Amerika's erhält hier von Amerika aus folgendes sehr verdiente Lob: *The diligence and success, with which Professor* **Ebeling** *has laboured to elucidate the Geography and History of the American States, are worthy of the highest Praise. There is no doubt, that the information which he has collected, and has been for some time engaged in laying before his countrymen, on this subject, though in some respects imperfect and erroneous, as was unavoidable, is yet by far the most accurate and full, that was ever given to the Public by an European.* Auch des Hofr. *Bruns* Beschreibung von Afrika wird rühmlich erwähnt. — In Ansehung der *mathematischen* Wissenschaften gesteht der Vf., dass sie in den vereinten amerikanischen Staaten nur wenig getrieben sind. In dem höhern Theile derselben sind die im J. 1802 herausgekommenen *Essays Mathematical and Physical* von *Jared Mansfield* das erste Werk dieser Art von einem gebornen Amerikaner. — Zu dem Abschnitte von der *Landwirthschaft* findet sich im Anhange S. 540 folgende irrige Note: „In vielen Gegenden Deutschlands sind die Vorurtheile wider die *Kartoffeln* noch eingewurzelter, als in Frankreich. Es heifst sogar dass in manchen deutschen Provinzen, noch erst vor wenig Jahren, die Leute fast lieber verhungern, als diese angenehme und höchst nützliche Frucht geniessen wollten. Graf *Rumford* bemühte sich, sie in Bayern beliebt zu machen; und endlich ist es ihm geglückt. Am Schluss des 18ten Jahrhunderts ist sie in den meisten europäischen Ländern gangbar geworden." — In dem Kapitel über die *mechanischen Künste* werden die vielen Verdienste der Engländer um die Aufnahme und Verbesserung des Manufakturwesens gerühmt, und unter andern der äusserst glückliche Scharfsinn *Arkwright's*, der zum Friseur erzogen, und sehr dürftig in seinen frühern Jahren, durch seine trefflichen Erfindungen für die Baumwollenspinnerey, schnell berühmt und so reich wurde, dass er ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling hinterliess. — Als der erste Versuch, mit *Stereotypen* zu drucken, wird eine saubre Ausgabe *Sallust's* von 1725 angeführt, die ein Goldschmied *Ged* zu Edinburg veranstaltete, dem also die Ehre der ersten Erfindung gebühren würde. Auf dem Titel steht: *Edinburghi; Gulielmus Ged, aurifaber Edinensis, non typis mobilibus, ut vulgo fieri solet, sed tabellis seu laminis fusis, excudebat.* —

Nicht

Nicht gar reichhaltig ist der Abschnitt über die *schönen Künste*: denn bey diesem hatte wohl der Vf. weniger Hülfsquellen, als bey den vorhergehenden. Die allgemeine Bemerkung scheint ganz richtig zu seyn, dass das letzte Jahrhundert sich vor den ihm vorhergegangenen weniger durch Meister und Kunstwerke vom ersten Range, als durch die Anlage grosser und herrlicher Kunstsammlungen, auszeichne. Unter den Künstlern werden die Namen mancher Deutschen, besonders Tonkünstler, rühmlich genannt, auch D. *Chladni* als Erfinder des Euphon's. In Amerika ist der Eifer für die schönen Künste nicht so sehr lebhaft, obgleich die dort gebornen trefflichen Künstler, *West*, *Copley*, *Trumbull* und *Stuart*, beweisen, dass auch dieser Welttheil Kunstgenie erzeugen kann. Zu New-York ist indess unlängst eine Akademie der schönen Künste gestiftet. — Der Abschnitt über die *Physiognomik* erwähnt die ältern sie betreffenden Forschungen, und, in Ansehung der im letzten Jahrhunderte angestellten, verweilt sich der Vf. bloss bey *Lavater's* Lob und Tadel. — Was in dem Kapitel von der *Seelenlehre*, oder vielmehr der Verstandeslehre, (*Philosophy of the Human Mind*) über *Kant* gesagt wird, ist meistens aus englischen Zeitschriften entlehnt. Das eigne Endurtheil des Vfs. aber ist höchst ungerecht, wenn er glaubt, den grossen Denker unter die neuern metaphysischen Empiriker zählen zu müssen, deren theoretisches Geschwätz (*jargon*), anstatt auf Beförderung der Wissenschaft oder Aufklärung des Verstandes, berechnet zu seyn, vielmehr dazu diene, die Menschen zu täuschen, zu verwirren, und auf ihr wahres Interesse höchst verderblich zu wirken. Unter den deutschen Kantianern hätten *Schulze* und *Reimarus* nicht unbedingt, und *Adelung* unter den Metaphysikern überall nicht, genannt werden sollen. Seltsamer noch ist dieser letztere Name Band II. S. 22., in der Note, wo *Willich's* englischer Auszug der Kritik der reinen Vernunft erwähnt wird, in die Stelle von *Kant's* Namen selbst gesetzt worden. — Ueber die Fortschritte der *klassischen Literatur* und dem wechselnden Geist und Charakter derselben, seit Wiederherstellung der Wissenschaften schickt der Vf. eine sehr gute historische Darstellung voraus, und findet die neuern Zeiten ungünstiger, als die frühern, für ihre Aufnahme. In Amerika, sagt er, sey ihr Verfall vorzüglich auffallend, und beym jugendlichen Unterricht treibe man das Latein nur oberflächlich, und das Griechische werde noch mehr vernachlässigt. Er ist indess billig genug, die Abnahme des ehedem bey der englischen Erziehung zu einseitigen Eifers für klassische Literatur, in gewisser Hinsicht für vortheilhaft, und die ausschliessliche Betreibung derselben für das künftige Leben der Jugend und die dazu nothwendigen Kenntnisse hinderlich und nachtheilig zu halten. Die Namen und Verdienste der vornehmsten deutschen Philologen sind hier nicht übergangen; selbst deutsche Uebersetzungen einiger Klassiker von *Voss* u. a. m. werden angeführt; aber einen übersetzten *Hesiodus* von *Schütze*, einen deutschen *Plutarch* von *Penzel*, und einen *Virgil* von *Spitzenbergen*, kennen wir nicht. — Aus dem, was über die *morgenländische Literatur*, vollständig genug, gesagt ist, hebt Rec. nur die irrige Angabe aus, dass die *Dantzische* Methode des hebräischen Sprachunterrichts, die der Vf. eben so irrig einfach, leicht und anziehend nennt, auf deutschen Universitäten und Schulen noch immer die herrschende sey. — Die *neuern Sprachen*, deren Literatur während des letzten Jahrhunderts hier entworfen wird, sind die *englische*, *französische*, *deutsche*, *schwedische* und *russische*. Von den übergangenen, der italiänischen, spanischen und holländischen wusste der Vf. keine Notizen aufzutreiben. Ueber die italiänische giebt indess der Anhang einen kleinen Nachtrag. Was über die englische neuere Literatur gesagt wird, hat, wie man leicht erwarten wird, die meiste Vollständigkeit; desto dürftiger sind die übrigen Sprachen behandelt. Zu dem, was über die deutsche beygebracht ist, benutzte der Vf. das *Monthly Magazine*, ohne jedoch manche Unrichtigkeiten zu vermeiden. So heisst es z. B. *Klopstock* habe für die Verbesserung unsrer Rechtschreibung sehr viel gethan, und, wenn man sein Beyspiel auch nicht allgemein befolgt habe, so sey dadurch doch eine nachmalige Reform hierin zuerst herbeygeführt worden. — Was für die *Philosophie der Sprache* von Deutschen geschehen ist, blieb dem Vf. unbekannt; er nennt bloss *Herder*, wegen seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache. Von den genannten Engländern erhalten *Harris* und *Lord Monboddo* mit Recht weniger Lob, als *Horne Tooke*.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Reime* von *Johann Michael Afsprung*. 1806. 216 S. 8. (1 Rthlr.)

Man wird diese Gedichte aufnehmen für das, wofür sie der bescheidene Vf. giebt. Es sind anspruchlose Spiele, die freylich kein ausgezeichnetes poëtisches Talent, aber doch einen regen Sinn für das Schöne und Gute, der einer feineren Kunstbildung allerdings würdig gewesen wäre, dabey einen auch in der rauheren Form noch schätzbaren Geist der Humanität, und heiterer Lebensphilosophie beurkunden. Die Anhänger der neuesten Poesie, gegen die der Vf. in der Vorrede S. IV u. V. ziemlich hart sich vernehmen lässt, werden ihre Rechnung dabey am wenigsten finden, und diese Reime als geistlose Reimerey zu verdammen geneigt seyn; aber auch andere werden um der besseren Stücke willen, die diese Sammlung enthält, dennoch wünschen, der wackere Vf. hätte nicht alles, was er in seinem Portefeuille fand, aufnehmen, und überhaupt sich der Feile mehr bedienen mögen. Nicht jeder momentane Einfall, nicht jedes gelegentliche Erzeugniss, das für einen Zirkel von Freunden, vielleicht Werth haben kann, hat Werth für das Publikum. Hätte der Vf. das bedacht: so würden gewiss viele Gedichte, wie z. B. S. 33. 49. 79. 80. u. s. w. weggeblieben, oder doch in einer geglättetern Form, die

die durchgängig so sehr vernachläſsiget ist, erschienen seyn; am allerwenigsten aber würde er dann Gedichte, wie folgendes, aufgenommen haben. S. 17.:

Auf meine Wiedergenesung von einem Fieberanfalle.

Vor sehr wenig Tagen nur
War ich fettes Porkus
Von der Herd' des Epikur
Nahe schon beym Orkus.

Denn ein wildes Fieber schlich
Mir durch alle Glieder,
Und es schwächte so, daſs ich
Küsse, Wein und Lieder

Hätt' beynah vergessen ganz;
Meine Sinne hatten
Schon geträumt vom Todten-Tanz,
Und von's Orkus Schatten.

Da rief ich den Bacchus an,
Und er hört mein Flehen,
Er gab, daſs ich wieder kann
Sonn' und Mädchen sehen;

Denn er legt in Traubensaft
Leben und Gedeihen,
Daſs er gebe Heil und Kraft
Mehr als Arzeneyen!

Nun will ich zur Dankbarkeit
Dir mich künftig weihen;
Süſser Gott der Trunkenheit,
Oft in dir mich freuen.

Solche Reime, die etwas mehr noch als bloſse Reime — holperigte schaale Reime sind, kann auch die gutmüthigste Kritik nicht in Schutz nehmen. Unter die besseren Gedichte, d. i. die in *dieser* Sammlung die besseren sind, gehören etwa S. 35. 52. 119. auf das gute Volk des Kantons Appenzell S. 122. (*Timoleon* und *Washington*), und 135. wie wohl auch sie von den gewöhnlichen Rauheiten, die man schon aus dem angeführten Gedichte kennen lernt, nicht frey sind: Der Vf. nämlich läſst das *e* überall hinweg, wo es im Reime hindert, auch den Artikel nicht selten: z. B.

Als Stoll in Orkus kam, da rief der Tod voll Schrecken,
Wie, kommt er gar, die Todten zu erwecken?

Ueberhaupt hätten mehrere von den Epigrammen, die theils wie das obige, nach dem Griechischen, mehrere nach dem Französischen copirt sind, durch einen geründeteren Ausdruck können gehoben werden. Es finden sich unter manchen unbedeutenden einige nicht unglückliche, dem Vf. eigene Einfälle, die nur besser versificirt seyn sollten, wie z. B. S. 40.

Korinne.

Als jüngst der schöne Gott der Reben
In einem Weinberg sich mit einem Kranz umwand,
Und da Korinnchen Trauben lesend fand,
Umarmt' und küſst er sie: denn er hielt sie für *Heben*.

Die Leser finden auch manche Lieder nach dem Französischen und Italiänischen immer mit beygedrucktem Original, wodurch der Vf. seiner Uebersetzung selten gut gerathen hat. Das beste darunter ist wohl S. 136. *Freyheit*, nach dem Italiänischen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Blankenburg: *Nachricht von der Industrie-Töchterschule zu Blankenburg*, von *Joh. Wilh. Heinrich Ziegenbein*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. VIII u. 72 S. 8.

Ebendas.: *Ueber einige wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung mit besonderer Beziehung auf eine der neuesten Schriften des Hn. v. Türk.* Eine Rede in der Töchterschule zu Blankenburg am öffentlichen Prüfungs-Tage der ersten Töchter-Classe, den 24. Sept. 1806. gehalten von *Joh. Wilh. Heinrich Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1807. 44 S. 8.

Diess sind neuere Beweise von dem schon bekannten rühmlichen Eifer und der überlegten Thätigkeit, mit welchen sich der würdige Vf. Aufsicht und Mitunterricht in der genannten Anstalt angelegen seyn läſst, zugleich Belege seiner gründlichen Beurtheilung, reichen Erfahrung und ausgebreiteten Belesenheit in diesem Fache der Pädagogik. Die erste kleine Schrift giebt eine kurze Geschichte des Instituts, und verbreitet sich dann ausführlich über die gegenwärtige Einrichtung desselben, Klassen-Eintheilung, Lehr-Gegenstände und Arbeiten. Drey Beylagen enthalten: 1) Ein Verzeichniſs der Hand- und Hülfsbibliothek für die Lehrer, 2) eine Tabelle der Lectionen für die vier Klassen, und 3) ein summarisches Verzeichniſs der von Ostern 1805. bis Ostern 1806. gefertigten Arbeiten. Wer mag ohne freudige Theilnahme lesen, wie bald, und zu welchem Grade sich hier, mehr durch unverdrossene Thätigkeit und Eintracht, als durch Kosten-Aufwand, die gute Sache hob? Die Rede des Vfs. enthält ausser viel lehrreichen Bemerkungen über Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts, zu welchen ihn die im vorigen Jahre erschienene Schrift des Hn. *v. Türk* (*Beyträge zur Kenntniſs einiger deutschen Elementar-Schulanstalten*), Veranlassung gab, angenehme Nachrichten von den jetzt berühmtesten Töchter-Schulen Deutschlands, und schlieſst mit Darstellung der Fortschritte des Instituts. Mit Vergnügen ersehen wir aus dieser, daſs Kinder aus den höhern Ständen der Schulanstalt zugeschickt werden, und der Vf. weiſs vortrefflich den Gewinn der Kinder aus diesem Besuche darzustellen und die Vorurtheile wider die Elementar-Schulen zum Besten des Privatunterrichts zu widerlegen. Bey dieser Gelegenheit weist Rec. nur hin auf die von dem Vf. am vorjährigen Prüfungstage der Töchter-Schule gehaltene vortreffliche Rede: *von dem Einflusse der Mütter in die religiöse Bildung ihrer Kinder.*, Ebendaselbst 48 S. 8. die in den Händen aller Mütter zu seyn verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. May 1807.

GESCHICHTE.

New-York, b. Swords: *A brief Retrospect of the Eighteenth Century.* — — By *Samuel Miller* etc.

(*Beschluss der in Num. 127. abgebrochenen Recension.*)

Die *Geschichte* hat unstreitig im vorigen Jahrhundert wesentliche Vorzüge in ihrer Behandlungsart vor allen historischen Arbeiten der frühern Zeitalter gewonnen, die in der Einleitung des ihr gewidmeten Kapitels sehr gut aus einander gesetzt werden. Auch die Anführung der vornehmsten Geschichtschreiber ist für diesen Zweck genau und charakteristisch genug. Nicht so ganz ist diess in dem folgenden Kapitel mit den *Biographen* der Fall. — Irrig glaubt der Vf., dass im siebenzehnten Jahrhundert nur wenig *Romane* geschrieben wären; vergessen aber sind sie freylich grossentheils, oder wenigstens nicht mehr in Umlauf; und das möchte von sehr vielen solchen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts auch wohl schon im neunzehnten das Schicksal werden. Auch in England waren die von *Fielding* und *Richardson* nicht die frühesten, aber wohl die ersten von höherm, in der Folge nicht übertroffenen, und selten erreichten, Werth. Zwischen beiden wird eine, zum Vortheil des erstern ausfallende, Vergleichung angestellt. Das Urtheil über *Sterne* aber ist desto strenger, und eine Note (B. II. S. 166.) giebt aus den *Walpolianis* folgende Anekdote über ihn, deren Wahrheit man bezweifeln zu dürfen wünschen muss: „Man glaubt gemeiniglich, sagt *Horace Walpole*, die empfindsame Schreibart komme ganz aus einem edeln Herzen; sie kann aber das Product eines sehr schlechten Herzens seyn. Man sollte denken, *Sterne* sey ein Mann von sehr zartem Gefühl gewesen; und doch weiss ich von völlig sicherer Hand, dass seine Mutter, die eine Schule hielt, und durch eine ungerathne Tochter in Schulden gerathen war, im Gefängniss hätte umkommen müssen, wenn die Aeltern ihrer Schülerinnen nicht eine Geldsammlung für sie angestellt hätten. Ihr Sohn hatte zu viel Empfindsamkeit, um wahres Gefühl zu haben. Ein todter Esel war ihm wichtiger, als eine lebende Mutter." Aus der Legion deutscher Romanenschreiber werden nur *Wieland* und *Göthe* genannt, und von den wenigen amerikanischen *Charles B. Brown.* — Ueber den Charakter und die Fortschritte der *Dichtkunst* im letzten Jahrh. schickt der Vf. einige allgemeine Bemerkungen voraus, ehe er die einzelnen Dichtungsarten besonders durchgeht. Er gesteht die Abnahme dieser Kunst in England in so fern, dass seit *Shakspeare* und *Milton* kein ähnliches grosses Genie sich dort ausgezeichnet habe; glaubt aber mit Recht, dass im Ganzen diese Kunst an Feinheit der Empfindungen, an Correctheit der Diction und der Bilder, an Natürlichkeit und Wohllaut gewonnen habe. Weniger könne man diess von den Franzosen, und noch weniger von den Italiänern, Spaniern und Portugiesen rühmen; desto mehr aber von den Deutschen, deren grosse Fortschritte seit der letzten Hälfte des von ihm beschriebenen Zeitraums von ihm anerkannt und meistens richtig angegeben werden. Auch die Poesie bey den Schweden und Russen wird aus den Nachrichten englischer Reisebeschreiber kurz charakterisirt. In neun Abschnitten wird hierauf das abgehandelt, was in den besondern poetischen Gattungen geleistet ist; und hier findet man das Vornehmste ganz gut, wenn gleich nicht immer vollständig und bestimmt genug, zusammengestellt. — Diess gilt auch von der im folgenden Abschnitte enthaltenen Anführung der *gelehrten Zeitschriften*, deren Anzahl im letzten Jahrh. so sehr angewachsen ist. In Amerika wurden mehrere schon im J. 1741., eine von Dr. *Franklin*, angefangen; sie waren aber fast alle von kurzer Dauer. Am längsten, und noch bis jetzt, währte das im J. 1799. in Neuyork angefangene *Review*, dessen Werth und Unterstützung eine längere Fortdauer hoffen lässt. Uebrigens werden unter dieser Rubrik auch die periodischen Werke aufgeführt, welche nicht eigentlich literarisch, sondern mehr für populäre und sittliche Belehrung bestimmt sind. — Aus dem, was über *politische Journale* und Zeitungen gesagt wird, erwähnen wir nur das, was die *amerikanischen* betrifft. Die erste dortige Zeitung erschien in Pensylvanien schon im J. 1719., unter dem Titel: *The American Weekly Mercury*; 1725. folgte *The New-York Gazette*, 1732. *The Rhode-Island Gazette*, und hernach mehrere in Connecticut, Neu-Hampshire u. s. f. Im J. 1801. aber wurden in den vereinten Staaten überhaupt mehr als 180 verschiedene Zeitungen gedruckt. Ungefähr 15 davon erscheinen täglich, 9 wöchentlich drey Mal, 25 zwey Mal, und etwa 130 ein Mal in der Woche: so dass man, jede nur zu 800 Abdrükken gerechnet, den jährlichen Betrag der in Umlauf gebrachten einzelnen Blätter [illegible] 12 Millionen annehmen kann; mehr als zw[illegible] Drittheile von der in Grossbritannien anzuneh[illegible]nden Anzahl, obgleich die Bevölkerung der vereinten Staaten dagegen nur die Hälfte beträgt. Im Anhange werden diese Angaben noch genauer bestimmt, und die Summe erscheint da noch grösser. — In dem Abschnitte über *gelehrte Gesellschaften* verweilt der Vf. am längsten bey denen, die

die während der letzten Hälfte des 18. Jahrh. in den vereinten amerikanischen Provinzen errichtet sind, theils für die Wissenschaften und Künste überhaupt, theils für besondere, historische, medicinische und landwirthschaftliche Zwecke. — Von den *encyklopädischen Wörterbüchern* wird ganz wahr geurtheilt, dass sie auf den literarischen und wissenschaftlichen Charakter des Zeitalters einen bedeutenden Einfluss gehabt, mehr aber zur Vielseitigkeit als zur Gründlichkeit des Wissens beygetragen haben. Von der noch nicht vollendeten Frankfurter allgem. Encyklopädie der Künste und Wissenschaften haben mit der deutschen Sprache bekannte Personen den Vf. versichert, sie sey von allen das beste Werk dieser Art. Sehr weitläuftig ist der Abschnitt über die Fortschritte *der Erziehung*, und die vielen im letzten Jahrh. für sie unternommenen Bemühungen in Schriften, Entwürfen und Unterrichtsanstalten. Was er über *Basedow's* Elementarwerk, *Feder's* Emil, und überhaupt hier von deutschen Erziehungslehrern sagt, ist aus einem Auffatze von dem Prediger *Will* in dem *German Museum* genommen. Umständlich redet er über die weibliche Erziehungsmethode, besonders über die bekannten, von ihm gemissbilligten, Ideen und Vorschläge der *Mary Wollstonecraft*, nachher. *Mrs. Godwin*, und sucht zuletzt die vermeinte Allmacht der Erziehung, und die damit zusammenhängende Lehre von der Perfectibilität des Menschen zu widerlegen. — Unter den im 26. Kap. von *jüngsthin erst literarisch gewordenen Nationen* ertheilten Nachrichten ist das, was die Russen betrifft, gröfstentheils aus englischen Reisebeschreibungen von *Coxe* und *Tooke* genommen. — In Ansehung *Deutschlands* bemerkt der Vf. selbst, dass man eigentlich nicht sagen könne, es sey erst jüngsthin literarisch geworden, weil schon lange vor dem letzten Jahrhundert Literatur und Wissenschaft dort einheimisch gewesen sey. Nur die Ausbildung der deutschen Sprache, die Lieferung trefflicher und populärer Werke in derselben, und vornehmlich das Aufkommen eines bessern und richtigern Geschmacks falle in diesen Zeitraum. Auch hier schreibt der Vf. nicht aus eigner Kunde, sondern gesteht, das Meiste aus den Nachrichten des oben gedachten Predigers *Will*, der jetzt in Newyork angestellt ist, gezogen zu haben. Diese Nachrichten sind zwar ziemlich genau; es liesse sich indess manches in ihnen berichtigen und ergänzen. Die zahlreiche Menge deutscher Schriften und Schriftsteller bleibt hier so wenig unbemerkt, als die Menge der deutschen Universitäten, die sich zu denen in Grossbritannien und Irland wie neun und dreyssig zu sieben verhält. Sehr schmeichelhaft aber betrachtet er jede unserer hohen Schulen als einen grossen Brennpunkt, aus welchem die Lichtstrahlen über die ganze umliegende Gegend geworfen werden, und die so das ganze deutsche Reich erleuchten, und die Hülfsmittel der Kenntnisse fast Jedem ins Haus bringen. Auch das herrschende Studium fremder Sprachen wird als ein charakteristischer Vorzug der deutschen Literatur gerühmt. Desto härter und unrühmlicher ist der Schluss dieses Kapitels: „Es giebt jetzt kein Land auf Erden, Frankreich vielleicht ausgenommen, in welchem literarische Unternehmungen zu Mitteln gebraucht werden, so viel moralisches und theologisches Gift in Umlauf zu bringen, als in Deutschland." — Am ausführlichsten und in mancher Hinsicht auch wohl, der Neuheit, grössern Kunde und Richtigkeit wegen, interessanter ist der Abriss der *amerikanischen* Literatur. Er verdiente besonders ausgehoben und übersetzt zu werden: denn für unsere Blätter würde auch schon ein summarischer Auszug zu weitläuftig seyn. Am Schlusse dieses Abschnitts werden folgende Ursachen als Hindernisse einer grössern Aufnahme der Wissenschaften in den vereinten amerikanischen Staaten angeführt: mangelhafte Plane und Hülfsmittel des Unterrichts in den dortigen gelehrten Schulen; Mangel an Musse, an Aufmunterung und an Büchern; und besonders der ganz auf Handel und Gewinn gestimmte Charakter der Nation. Der Einfluss dieser Hindernisse verliere sich jedoch immer mehr. — Zuletzt noch eine allgemeine Uebersicht der literarischen Vortheile und Nachtheile, welche, nach des Vfs. Urtheil, das achtzehnte Jahrhundert charakterisiren. In Hinsicht auf die erstern betrachtet er es als ausgezeichnet durch freyen Untersuchungsgeist, durch Fortschritte in den Naturwissenschaften, ökonomischen Kenntnissen, nützlichen und sinnreichen Versuchen, als vorzüglich reich an Revolutionen in den Wissenschaften, als sehr ergiebig an Druckschriften, und mehr, als alle Vorzeit, wirksam zur Verbreitung des Wissens. Aber von der andern Seite auch ergiebiger und befördernder für eine oberflächliche und seichte Gelehrsamkeit; ein Jahrhundert des Geschmacks und der Verfeinerung, aber auch des philosophischen Unglaubens; und doch zugleich des mehr befestigten Christenthums; freygebiger mit gelehrten Würden und Belohnungen, und endlich begünstigend für literarisches und wissenschaftliches Verkehr.

Stuttgart, ohne Ang. d. Verl.: *Uebersicht der allgemeinen Geschichte, besonders neuerer Zeiten;* mit synchronistischen Tabellen, von *Friedr. Chr. Franz*, Professor an dem Gymnasium zu Stuttgart. 1803. 1 Alph. 1 Bog. u. fünf synchronist. Tabellen. (1 Rthlr.)

Allerdings ist man, bey der unabsehbaren Menge von Lehrbüchern der allgemeinen Geschichte, und bey der Erscheinung eines neuen berechtigt, zu fragen: wozu denn dieses neue? Es ist sogar die Pflicht des Vfs. eines solchen neuen Lehrbuchs, hierauf zu antworten und zu erklären, wodurch sich das seinige von den vielen andern dieser Art, worunter einige vortrefflich sind, auszeichne. Es ist daher kaum zu begreifen, wie Hr. F. eine solche Frage *unfein* oder *unverzeihlich*, oder gar *albern* finden könne; und wie stimmt dieses Vornehmthun zu der kurz vorher zur Schau getragenen Demuth? Hätte er doch diese an der Spitze seines Werks stehenden contrastirenden Aeusserungen unterdrückt, und uns gleich schlicht

weg,

weg, was hernach folgt, erzählt, dass für die vier Abtheilungen der Zuhörer der höhern Lehranstalt, bey der er mit arbeitet, der historische Cursus vier Jahre dauere; dass im ersten nur eine allgemeine Uebersicht über die Geschichte gegeben, im zweyten über die alte, im dritten über die mittlere, und im vierten über die neue Geschichte gelesen; dass jene allgemeine Uebersicht und die neue Geschichte von ihm, die alte und mittlere aber von einem seiner Collegen vorgetragen werde, und dass er das vor uns liegende Buch zu seinem zweyfachen Gebrauche bestimmt habe. Denn so würde er sich unsere, ihm vielleicht unangenehme Antwort auf jene Frage erspart haben, und mit unserm Urtheil, ungetrübt, zufrieden gewesen seyn. Dieses fällt wirklich, im Ganzen genommen, zum Vortheil seiner Arbeit aus. Wir finden die Absicht, einen allgemeinen Umriss oder Ueberblick der alten und mittlern, und eine umständlichere Darstellung der neuen Geschichte sehr gut erreicht; die Auswahl der Begebenheiten in beiderley Hinsicht zweckmäsig, und die wissenswürdigsten oder Epoche machenden Ereignisse scharfsinnig ausgehoben, und kunstreich an einander gereiht. Auch die Hauptmomente der sogenannten Culturgeschichte sind überall sorgfältig angemerkt. Die alte Geschichte ist, nach *Heeren's* Idee, als Staatengeschichte behandelt, folglich nicht nach synchronistischer Methode, weil sie grosen Unbequemlichkeiten unterworfen ist: doch helfen hierin die beygefügten Tabellen aus. Hingegen sind die Begebenheiten des Mittelalters und der neuern Jahrhunderte grossentheils synchronistisch dargestellt. Was die Zeitrechnung betrifft: so hat zwar der Vf. ihr gemäss die Thatsachen gestellt, aber alle Zahlen unterdrückt; ausgenommen in der Geschichte der französischen Revolution oder der neueten Geschichte, wo sogar die Tage der merkwürdigten Ereignisse angegeben sind. Nimmt er bey seinem Unterricht die Tabellen mit zu Hülfe, oder hält seine Schüler an, sie bey der Wiederholung zu Hause für sich zu studiren: so wird daraus kein Nachtheil für sie entstehen; ausserdem findet es Rec. immer gerathener, wenigstens bey Hauptbegebenheiten die Jahrzahlen gleich beyzusetzen, weil diese sich so mit jenen zugleich dem Gedächtniss sicherer einprägen. Mit der Privatwiederholung sieht es ohnehin bey den meisten Studirenden misslich aus.

Neues wird man, selbst nach des Vfs. Versicherung, in dem Buche nicht finden; aber man wird doch das Alte oder Bekannte gröststentheils auf eigenthümliche Art zusammengestellt, oft, ohne der Kürze zu schaden, beurtheilt, und in lebhaftem, zuweilen sogar sarkastischem Tone vorgetragen finden. Auch mit der Richtigkeit und Genauigkeit der erzählten Begebenheiten wird man zufrieden seyn. Unter mehrern angestrichenen Stellen, wo der entgegengesetzte Fall einzutreten scheint, machen wir, einer neuen Ausgabe zum Besten, nur auf folgende aufmerksam. Warum werden wohl die S. 72. richtig genannten *Araber* auf den folgenden Seiten plötzlich in minder richtige *Saracenen* verwandelt? — S. 82. wird *Rollo* genannt, ohne zu sagen, wer er war. Zwar wird bald darauf der *Normänner* gedacht; aber daraus kann der Anfänger nicht erkennen, dass *R.* ein solcher war. — Auch in diesem Buche (S. 84.) wird dem deutschen Könige Heinrich I. der unwürdige und fabelhafte Beyname *der Finkler* beygelegt. — S. 89. ist *Annalen* statt *Annaten* ein Druckfehler; so wie S. 163. Carl von *Genf* statt *Gent.* Vielleicht gehört in dieselbe Kategorie das S. 228. zwischen *Dugai* und *Trouin* stehende Komma, statt des Abtheilungszeichens; jenem zu Folge wären aus Einer Person zwey gemacht. — Wenn es S. 97. heisst, Alphons der Weise habe mit der Castilischen Krone die deutsche *vereinigt:* so sollte man denken, er habe von letzterer Besitz genommen, da er doch, durch den päpstlichen Bann geschreckt, nicht einmal den Titel eines Kaisers von Deutschland führte. — Von dem folgereichen oder vielfachwirkenden Ritterthum (Chevallerie) im Mittelalter finden wir keine Erwähnung, als nur S. 122., dass, nach der Erfindung des Schiessgewehrs, mit den Waffen der tapfern Ritter auch der Rittergeist verschwunden sey; aber von dessen Entstehung und Beschaffenheit kein Wort. S. 124.: die *Sorgenloche;* warum nicht das bekanntere *Guttenberg*, zumal in einem *solchen* Buche? In der englischen und französ. Geschichte wird der sehr oft vorkommende Kardinal *Wolsey* immer *Woolsey* genannt. S. 143. werden die unglücklichen Gemahlinnen des launenhaften und blutdürstigen Königs von England, Heinrich VIII., genannt, aber der Umstand verschwiegen, dass sie seine Gemahlinnen waren. Wenn nun der Anfänger lieset: Heinrich liess *Anna Boleyn* (nicht *Boulen*) enthaupten: so weiss er nicht, wer diese Dame war. Nicht einmal aus dem Zusammenhange kann er es errathen. — Auch Hr. *F.* gehört unter diejenigen, welche die Königin Elisabeth wegen ihres Verfahrens mit der Königin Maria von Schottland unbedingt verdammen, ja sogar schimpfen (S. 181 f.), ohne zu bedenken, wie viel sich mit Grunde zu Elisabeths Entschuldigung sagen läst. — S. 198. kommt ein *Herzog von Friedland* vor, ohne zu sagen, dass diess *Wallenstein* (eigentlich *Waldstein*) ist. Da nun unmittelbar hinter her *Wallenstein* folgt: so muss der Anfänger nothwendig glauben, diess seyen zwey verschiedene Personen. — Mit Wohlgefallen, aber für seinen Plan zu lange, verweilt Hr. *F.* bey den unsterblichen Verdiensten und der Charakteristik des unerreichbaren Staatsmannes und Helden Gustav Adolph (S. 204 f.). S. 297. wird die Instruction der Kaiserin Katharina II. für ihre Gesetzgebungscommission, zugleich aber auch *das Gesetzbuch selbst*, als fertig, erwähnt, welches doch jetzt noch nicht zu Stande gekommen ist. Weiter hin heisst es, sie habe mit dem Blute einer *vollen Million* ihrer Unterthanen ihren Ruhm erkauft. Hier möchte man wohl fragen: wer hat sie denn gezählt? Ueberdiess gründet sich ja dieser Ruhm nicht bloss auf Künste des Kriegs, sondern auch des Friedens, dergleichen der Vf. selbst aufzählt.

Das am Ende des Buches aufgestellte Gemälde der an überraschenden Thaten so reichen französischen

schen Revolution kann man meisterhaft, hinreissend nennen. Kein, auch nur einigermassen bedeutender Auftritt während derselben ist vergessen, und dabey doch nicht die Genauigkeit im Darstellen dieser Auftritte verletzt. Nicht einmal die Chronologie, wie wir oben schon rühmten, ist hintangesetzt. Und doch geht alles schnell, wie in einer Zauberlaterne, vor den Augen des Lesers vorbey.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, in Comm. b. Knick: *Bertha von Lindenstein* oder *Kabale und Entführung*. Trauerspiel in fünf Aufzügen aus dem Jahre 1495. vom Verfasser der Bertha von Hochstein. 1805. 132 S. 8. (8 gr.)

Ob auf die Bertha von Hochstein darum verwiesen ist, um ihre Namensschwester von Lindenstein zu empfehlen, kann Rec. nicht sagen; er hat die Bekanntschaft der ersten nicht gemacht, und die andere macht ihn auch gar nicht neugierig. Diese hat für ihn nicht den mindesten Reiz. Weder die Erfindung, noch die Anordnung; weder die Situationen, noch die Charaktere; weder die Darstellung im Ganzen, noch die Sprache im Einzelnen erhebt sich auch nur bis zum Mittelmäsigen. An einigen Teufeleyen fehlt es freylich eben so wenig, als an gottseligen Gesinnungen; aber es giebt bekanntlich Menschen, die daran zweifeln, dass diese Ingredienzien hinreichen zum Trauerspiel; und etwas Ritterlichkeit und Biederkeit mit einigen Kraftausdrücken wird schwerlich den Mangel ersetzen. Auf jedem Fall ist dem Vf. zu rathen, dass er bey einem künftigen Producte vorliegendes nicht wieder in Erinnerung bringt, oder auch, dass er es in Erinnerung bringt, wenn er es etwa besser mit dem Publicum, als mit sich meynen sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Litteratur. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Das Büchlein Ruth*, ein Gemählde häuslicher Tugenden. Aus dem Hebräischen übersetzt, erklärt und für Pfarrer auf dem Lande bearbeitet von Dr. *Thaddäus Anton Dereser*, Professor der Theologie an der Kurbadischen Universität zu Heidelberg. 1806. 59 S. 8. — Wir haben diese kleine Schrift mit Vergnügen gelesen. Ein durch Einfalt und Wahrheit der Charaktere und des Vortrags so anziehendes Sittengemälde, wie das Büchlein Ruth, verdiente wohl eine solche Bearbeitung auch für diejenige Volksklasse, der es sich, als aus ihrem Mittel genommen, besonders empfehlen muss. Die Uebersetzung selbst ist mit Geist und Sachkenntniss verfertigt; der einfache und herzliche Ton beybehalten, wo ihn Luther schon getroffen, oft beynahe mit seinen Worten wiedergegeben, nur verständlicher und weniger ebraisirend ausgedruckt worden, wie z. B. I, 16, 17.: „*Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, und wo du bleibest, da will ich auch bleiben. Dein Volk soll mein Volk, dein Gott soll mein Gott seyn. Wo du stirbst, da will ich auch sterben und begraben seyn. Gott strafe mich, wenn mich etwas anders, als der Tod von dir trennet*: welche letzte Worte *Luther* so giebt: „*Der Herr thue mir diess und das, der Tod muss mich und dich scheiden.*" Auch die Fehler der Lutherschen Uebersetzung wurden mit Benutzung der bessern Erklärungen, die wir jetzt haben, berichtigt. Z. B. II, 7.: שבתה הבית מעט nach Luther „*bleibt wenig daheime*" ist dem Sinne gemässer gegeben, und noch mit einer Anmerkung erläutert worden: „*nun ruhet sie ein wenig im Feldhäuschen aus*" — vielleicht wäre das Wort *Hütte* noch besser gewesen. Für das Wort *Mantel* III, 15. ist besser *Schleyer* gesetzt. Ob indess in ebendemf. Kap. v. 9. für den ebraisirenden Ausdruck: *breite deine Flügel über deine Magd aus*, richtig gesetzt ist: *nimm mich zur Frau*, zweifeln wir, da die Redensart im Allgemeinen wohl nur bedeutet: *nimm mich in deinen Schutz*, gleich der Kap. II, 12. von den Flügeln Gottes. Auch hätten wir für אשת חיל (III, 11.) das Luthersche Wort *tugendsam* — hier nur in *tugendhaft* verwandelt — nicht beybehalten; diess sagt das Ebräische doch nicht. Besser vielleicht: *Wackeres Weib* III, 16. מי את giebt der Vf. *was bist du?* (nämlich als ob Naemi fragte: Bist du die Frau des Boas oder nicht?) Wir zweifeln, ob diess der Sinn ist, und glauben, dass die Uebersetzung: *wie steht es mit dir? — was hast du ausgerichtet?* die bessere ist. — Dass die Namen übrigens nicht nach dem ebräischen Laute, und also nicht, wie Luther schreibt, *Boas*, sondern nach den LXX. *Booz*, *Noemi* u. s. w. geschrieben sind, billigen wir in so fern nicht, als die Landleute doch schon an jene Aussprache gewöhnt sind. — Was die Anmerkungen betrifft, die unter dem Texte mitgetheilt sind: so sind derselben wenige, kurz, aber sehr zweckmässig; nur das Unentbehrlichste, zum richtigen Verstehen des Buches Nothwendige, wurde ausgehoben. Am Schlusse wird in Beyspielen gezeigt, wie diess Buch zur Erbauung einer Landgemeinde in Predigten anwendbar sey. Der Vf. meint nämlich, es wäre gut, wenn statt der Erklärung der Evangelien auf dem Lande zur Abwechselung öfters historische Schriften aus der Bibel vorgelesen, und homiletisch behandelt würden; für die Aerntezeit, glaubt er, wäre besonders das Büchlein *Ruth* ein zweckmässiges Buch, weil so schöne Charaktere darin aufgestellt seyn; (Wohl; wenn nur das dritte Kapitel nicht wäre. — Der anstelligen Naemi Anschläge auf Boas haben doch etwas für unsere Sitten sehr Abstossendes, so wie ebenfalls der jungen Wittwe pünktliche Folgeleistung.) Hr. *D.* giebt selbst einige Skizzen von Homilien: 1) *über die leidende und in ihrem Leiden geduldige Noemi.* 2) *über die fleissige, und durch Fleiss sich emporbringende Ruth.* Aufsätze, die viel praktischen Sinn, viel Herzliches und gewiss Nützliches enthalten. Der schon durch andere ähnliche Arbeiten, wie durch sein deutsches *Brevier*, rühmlich bekannte Vf., verdient Aufmunterung, mehrere biblische Stücke auf gleiche Art zu bearbeiten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 30. May 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Ueber Klopstocks Messias. — Erster Theil.* 1805. 206 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Schrift ist ein grosser Bewunderer *Klopstocks;* darüber wird ihn niemand tadeln. Wir hoffen zur Ehre der deutschen Nation, der Vf. werde, trotz den Revolutionen auf unserm Parnasse seit der Erscheinung der Messiade, diess Gefühl der Hochschätzung für den Unsterblichen, dem unsre schöne Literatur so viel dankt, noch mit vielen Deutschen theilen. Aber, wie es den zu lebhaften Bewunderern und Liebhabern öfter begegnet, er ist bis zur Ungerechtigkeit gegen seine Zeitgenossen eifersüchtig besorgt um die Anerkennung der grossen Verdienste seines Angebeteten, er klagt über mehr und mehr zunehmende Kälte gegen dieselbe; *Klopstocks* Messias besonders werde fast gar nicht mehr gelesen, und doch wäre es (S. IV. Vorber.) wegen der Nutzbarkeit für Tugend und Religion am meisten zu wünschen, dass diess erhabene Dichterwerk das Lieblingsgedicht der deutschen Lesewelt würde. Er sucht die Ursachen dieser Gleichgültigkeit auf, und glaubt sie theils in dem religiösen Stoffe und seiner mit den bisherigen Veränderungen in dem kirchlichen System so contrastirenden Behandlung, theils in dem gewöhnlichen Hange zum Neuen, vornehmlich aber doch darin zu finden, dass (S. XIV.) die Sprache der Messiade über die gewöhnlichere Dichtersprache sich so sehr erhebe, und daher viele, welche doch wohl andre Dichter, *und nicht gerade eben die der niedern Art lesen, manches darin dunkel und zweifelhaft finden. Dieses,* fährt der Vf. fort, und weil selbst mit aus dieser Ursache eine Menge Schönheiten darin *tiefer versenkt liegen* (?), *wie* (als) in den Werken andrer Dichter, machte denn wohl einen Commentar derselben überaus wünschenswerth. — Also ein Commentar über die Messiade ist es, was hier angekündiget, und wovon jetzt der *erste* Band geliefert wird, der über die ersten Gesänge sich erstreckt; noch *fünf* Bändchen (wenn das Publicum und der Verleger Lust haben) sollen nachfolgen. Durch einen Commentar hofft der Vf. wieder die erkaltete Liebe des Publicums zu erwärmen, und dem von ihm mit Recht so geschätzten Meisterwerke zahlreichere Leser zu gewinnen. Am liebsten hätte er eine solche Arbeit von *Ebert,* oder *Niemeyer,* oder *Funk* gewünscht. Allein da diese seinen Wunsch nicht erfüllt, und *Cramer* seinen angefangenen Commentar nicht fortgesetzt hat, der Vf. auch diesen zu unbefriedigend, bald zu flüchtig, bald zu weitläufig, und gerade bey den dunkelsten Stellen unbefriedigend findet: so wollte er selbst Hand an das Werk legen. Der Gedanke ist an sich nicht verwerflich, wenigstens der Wille gut. Nur zweifeln wir, ob auch durch den besten Commentar gerade die Absicht des Vfs., ein grösseres Lesepublicum um die Messiade zu versammeln, möchte erreicht werden, am allermeisten aber zweifeln wir, ob durch den seinen. Es ist einmal das Schicksal solcher Gedichte, wie das Klopstocksche ist, die auch von ihren Verfassern schon nicht für die Menge berechnet sind, dass sie von vielen zwar bewundert, aber nur von wenigeren gelesen werden. Wer Sinn und Geist für sie hat, bedarf keines Commentars; wer eines solchen bedarf, liest sie nicht, wenn auch der Commentar noch so gut wäre. Für ganz junge Leute etwa möchte eine solche Beyhülfe gut seyn, vielleicht auch für Lehrer der Jugend, die, wie es häufiger geschehen sollte, als es in der That geschieht, bey dem ihnen anvertrauten Bildungsgeschäfte ihrer Zöglinge sich auch die Uebung in der Lesung vaterländischer classischer Schriftsteller zu einer Angelegenheit machen: aber auch so sollte der Vf., dessen gute Absicht wir nicht verkennen, anders bey der Ausführung seines Plans verfahren seyn. Vielleicht würde es am besten gewesen seyn, den Text selbst mit wenigeren Anmerkungen und etwanigen Excursen zu liefern. Hier sind in diesem *Commentario perpetuo* — denn es ist meist grammatisch - philologische Erklärung, was gegeben wird — der Anmerkungen durchaus zu viel: Alles ist zu sehr aufs Weitschweifige angelegt, es werden Stellen erklärt, die für den nur etwas Geübten gar keiner Erklärung bedürfen. Fast durchaus werden die Leser, wie sie der Vf. sich zu denken scheint, als zu unwissend angenommen. Wie ungelenk der eigene Vortrag des Vfs. ist, haben einige oben schon angeführte Stellen erwiesen. Wir belegen unser Urtheil noch weiter mit einigen Proben. Gleich bey dem dritten Vers wird angemerkt (*Liebe der Gottheit*), Liebe bedeute in der Sprache des Morgenlandes auch *höhere,* besonders *vorziehende* Liebe, so wie Hass Zurücksetzung, geringere Liebe; wozu die Stelle Röm. 9, 13.: *Jakob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset,* angeführt ist, und zugleich Matth. 6, 24. Luc. 14, 26. Joh. 12, 25. nachgewiesen sind. — Wir zweifeln sehr, ob *Kl.* an diesen theologisch - gelehrten Unterschied hier gedacht hat, der obendrein nicht ganz erwiesen scheint. Besser ist die Anmerkung zum folgenden Verse, wo zugleich die neue Klopstockische Lesart aus der letzten Revision des Dichters mit der frühern verglichen, und ihr Vorzug vor dieser kritisch gezeigt wird. Ueberhaupt rech-

rechnen wir es dem Vf. zum Verdienste an, daſs er faſt durchgängig auf die letzten Veränderungen des Dichters kritiſche Rückſicht genommen hat. Ob dem äſthetiſchen Gefühle ſehr aufgeholfen wird durch Apoſtrophen, wie folgende: *Schöner Uebergang* (S. 5.); *Wie nicht nur ſchön überraſchend, ſondern auch ſanft rührend iſt dieſes Gebet!* — es iſt das Gebet v. 10. gemeynt — ob die weitere hier angebrachte Declamation zweckmäſsig ſey — „*wie zeigt ſich in dieſem Gebet auch hoher Begriff von der Kraft und Heiligkeit der Wirkungen des göttlichen Geiſtes*" — ob endlich Erklärungen, wie nachſtehende, etwas erklären: S. 6. *Voller Entzückung. Ueber die Hinzuführung vom Geiſte Gottes, und die Würdigung, einen ſo erleſenen Gegenſtand zu ſingen, wünſcht ſie der Dichter entzückt. (!). In verklärter Schönheit. Denkt man ſich die Dichtkunſt als ein höheres Weſen, (ſo) kann man ſie ſich auch fähig denken, eine helle leuchtende Geſtalt anzunehmen. Kühlende Erde* (S. 12.). *Nicht nur dichteriſcher, ſondern auch ideenreicher als kühle Erde, weil hierin vorgeſtellt wird, wie die Erde ihre Kühlung mittheilt. Auch Beziehung auf die Nachtzeit, weil ſie dann am mehrſten kühl iſt und kühlet — heilige Kinder* — nämlich *Kinder Gottes: Vom Geiſte geboren*, nämlich: *vom Geiſte Gottes zu Kindern Gottes geboren:* — ob ſolche und ähnliche in der That doch triviale Anmerkungen, deren man auf allen Seiten beynahe antrifft, der Meſſiade viel neue Leſer erobern werden, iſt ſehr zu zweifeln. Rec. vermiſst nicht nur in der ganzen Anlage dieſes Commentars einen feſten Plan und Zweck, für welche Klaſſe von Leſern er beſtimmt ſeyn ſoll, ſondern auch den für ein ſolches Geſchäft nöthigen richtigen Sinn. Es iſt alles zu pedantiſch behandelt, und manche Noten haben das Anſehen wie die verrufenen *ad modum Minellii*. Auch empfehlen Druck und Papier und die häufigen Druckfehler das Werkchen ſo wenig, als der Stil, in dem es abgefaſst iſt. Einzelnes Gute iſt ihm nicht abzuſprechen, aber es ſollte weit mehr geſichtet ſeyn von der vielen Spreu, unter der man es aufſuchen muſs.

Von den angehängten drey Gedichten des Vfs. zur Ehre *Klopſtocks* wünſchten wir ebenfalls mehr Gutes ſagen zu können, als wir im Stande ſind. Sie beweiſen, daſs man ein Bewunderer eines groſsen Dichters ſeyn kann, ohne eben von ſeinem Geiſte viel in ſich aufgenommen zu haben. Sie ſind überſchrieben: 1) *Klopſtocks Tod.* 2) *Klopſtocks Himmelsfeyer.* 3) *Hamburg und Altona.* Verworrenheit, rauhe Sprache, Verſchrobenheit und Mangel an aller Proſodie erwecken kein günſtiges Vorurtheil für einen Erklärer der Meſſiade. Man höre den Anfang des erſten:

> So glänzt mondentzündeter Wolken-Schimmer die Stille
> Nächtlicher Himmel hindurch, wie in des
> Lebens Verdämmrung Helle *ſchien* her von dem brechenden Blicke
> „Hohe Geſtalt! dein Lächeln, wie feyerlich!
> „Aber deiner Stimme *Gehalle*, könnt' ichs ſchon fragen,
> „Daſs ich wiſſe, wie hier dein Name
> „Tönt', *oder* ob du ſeyſt der Stetsunſterblichen Einer!" —
> So des Sterbenden Denken. *Wie* er ſich
> Mühte, *vermogt'* er der Rede nicht mehr. Jetzt *wich ſein Tod hin* u. ſ. w.

Dem Abgeſchiedenen erſcheint nun Youngs Geiſt. Auf die Frage, wer er ſey, antwortet der Geiſt:

> Einſt auch war ich, was du warſt, Menſch und
> Hochgeprieſener Barde. Mir war, gleich dir, des Geſanges
> Gabe jeder Entweihung zu heilig.
> *Wie du der Epos- und Odenſänger war deren ich erſter,*
> Die der Lehre Geſang ſich weihten.

Die Ode: *Klopſtocks Himmelsfeyer*, iſt nicht beſſer. Beſonders übertrifft ſie noch an Disharmonie der Verſe die vorhergehende bey weitem. Man findet hier Daktylen, die nicht gräulicher ſeyn könnten, z. B.

> Er höret | es freudig | greift zur | Harfe. | —
> Und Harfeneinklang erhuben beide.

Ja oft fällt der Vf. ganz aus dem Sylbenmaſs,

> und verſtummet' aufs neu voll Anſchauns —
> Hymnus des Sohnes Lob zu feyern.
> — ruft verlangend: Leite mich zum Meſſias.

Auch hört man hier *von der Chriſten Wochen*, die Kl. feyern (die Faſtenwochen), von einer Sonnengürtung des Himmels, zu der Kl. hehren Schimmers enteilt, wo

> *der Erd am nächſten ihre Feuer*
> *Flammigt entbrennen* — (!)

und was der Köſtlichkeiten mehr iſt. In den Elegieen *Hamburg und Altona* wird für die Ehre, die ſie gemeinſchaftlich dem Verewigten durch die gemeinſchaftliche Todtenfeyer erwieſen, zum Lohne der Stadt Hamburg „ein *Sänger des heiligen Epos, dem Gefeyerten gleich*, und der Stadt Altona ein Mädchen gewünſcht

> reizvoll und edel,
> Liebend, wie Meta, doch lang Gattin des glücklichen Manns."

Dresden, b. Walther: *Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber.* Angelegt und beſorgt von *Johann Georg Meuſel*, Hofr. u. Prof. zu Erlangen. *Erſten* Bandes *Erſtes* Stück. 1803. VIII u. 170 S. — *Zweytes* Stück. 1804. 177 S. — *Drittes* Stück. 1804. 186 S. — *Viertes* Stück. 1805. 208 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Seit dem Jahre 1779. beſorgte der verdienſtvolle Herausg. vier einander folgende Zeitſchriften, für Künſtler und Kunſtfreunde beſtimmt, und alle von ähnlicher Einrichtung: die *Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts*, in 30 Heften; das *Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber*, in 18 Stücken; ein *Neues Muſeum*, in 4 Stücken; und die *Neuen Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts*, in 14 Stücken. Die traurigen Folgen der franzöſiſchen Revolution hemmten den raſchen Fortgang der

der letztern Institute; die friedfertigere Periode im J. 1803., und die — leider! bald wieder vereitelte — Hoffnung ihrer Fortdauer, ermunterte den Herausg., ein Unternehmen durch stärkere Thätigkeit zu verjüngen; und er forderte seine bisherigen Mitarbeiter sowohl, als andre Freunde und Kenner der Kunst, zur Beyhülfe auf. Eben die Ungleichheit des Werths der mitgetheilten Aufsätze, die sich in den gedachten vorhergehenden Zeitschriften fand, wird man freylich auch in den bisherigen Heften der gegenwärtigen wahrnehmen; eine zu strenge Forderung in dieser Hinsicht würde jedoch unbillig seyn. Nicht Alles ist bloss für den geübten Künstler und reifen Kenner bestimmt, sondern Manches für blosse Dilettanten, denen das willkommen seyn kann, was Jenen gleichgültig und unerheblich, oder doch nicht tief genug ergründet scheinen kann. Von dem blossen Liebhaber aber darf gleiche Nachsicht erwartet werden. Ohne den ganzen Inhalt der vorliegenden *vier* Hefte auszuziehen, wird Rec. nur die erheblichsten Aufsätze eines jeden auszeichnen.

Den Anfang des *ersten* Hefts macht eine mit *E. K.* unterzeichnete kurze Abhandlung über das Studium und die Ausübung der Kunst der alten und neuen Künstler; und von eben dem Vf. sind zwey Aufsätze über Kunstanwendung in der Schreibkunst und in der Stickerey. In allen finden sich einige gute, wenn gleich nicht neue und nicht immer ganz richtige, Bemerkungen. Bessern Inhalts sind die Gedanken über die Bücherkupfer und ästhetischen Kunsterklärungen von *R.* zu *A.* und die Beurtheilung dreyer Blätter zur Prachtausgabe von *Wieland's* sämmtlichen Werken. Die Lebensgeschichte des berühmten Bataillenmalers *G. Ph. Rugendas* ist mit einem räsonnirenden Verzeichnisse der zahlreichen Kupferblätter von und nach ihm begleitet. Auch findet man hier biographische Nachrichten von dem geschickten Historienmaler *Johann Quirin Jahn* aus Prag, der dort von 1739 bis 1802. lebte. In der Neuen Bibliothek der sch. Wissensch. stehen einige Abhandlungen von seiner Hand. Ferner, von *Joh. Georg Pforr*, einem Landschaft- und Thiermaler zu Frankfurt am Mayn, gest. 1798. Zu der Beschreibung einer griechischen antiken Statue des Pythischen Apoll, in weissem Marmor, die sich in einer Privatsammlung zu Dresden befindet, liefert das Titelkupfer dieses Hefts einen Umriss.

Im *zweyten* Hefte stehen zuerst einige neue Kunsturtheile aus einem Schreiben von Paris, die in dem *ersten* Stücke von *Fr. Schlegel's Europa* befindlichen seltsam vorgetragenen und in Schwulst gehüllten Urtheile über die Pariser Kunstausstellung und die eben dort ertheilten Nachrichten von den Gemälden in Paris zu berichtigen. In einem ziemlich dem Schlegelschen ähnlichen Tone ist indess der lobpreisende Aufsatz über *Cellini's* von *Göthe* übersetzte Lebensbeschreibung. Von S. 11 — 56. eine metrische Uebersetzung des englischen Gedichts über die Landschaftsmalerey von *Gilpin*, mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen versehen. Die reimlosen Alexandriner benehmen für sich schon, und mehr noch durch die öftern Härten der Sprache und Wortfügung, diesem Gedichte den leichten gefälligen Charakter des Originals. Die Nachrichten von einem Isländischen Landschaftsmaler, *Hialtalin*, der eine Zeitlang in Braunschweig lebte und des verst. Prof. *Weitsch* Schüler war, sind interessant genug; sein Bildniss steht vor diesem Hefte. S. 69 — 102. folgt eine Uebersetzung der Abhandlung über die Kenntniss der Zeichnungen und Gemälde, welche zu *d'Argenville's Abrégé de la Vie des plus fameux Peintres* die Einleitung ausmacht. Der mit *Kr.* bezeichnete Uebersetzer glaubte diese Abh. zuerst in unsre Sprache zu übertragen; sie steht aber schon im *ersten* Bande der *Volkmannischen*, 1767. angefangenen, Uebersetzung jenes französischen Werks. Bemerkenswerth ist die Abh. über die Verschwisterung der Baukunst mit den schönen Künsten, von Hn. *Cleinow*. Die im *neunten* Stück der N. Miscell. angefangene chronologische Aufführung der griechischen Bildhauer, mit ihrer Charakterisirung, wird hier fortgesetzt. Einige biographische Nachrichten von *Joseph Bergler*, Hofmaler zu Passau, und nachmals Vorsteher einer Kunstschule zu Prag. Seine und *Burde's*, eines andern Prager Künstlers, Kupferblätter werden hier nachgewiesen.

Das *dritte* Heft beginnt wieder mit einigen neuen Kunsturtheilen aus Paris, in Beziehung auf das *zweyte* Stück des Schlegelschen Europa. Die Wiener Miscellen scheinen nicht ganz ohne leidenschaftliche Aufwallung geschrieben zu seyn. Mit Kennerblick sind von *J. C. H.* zehn neuere Kupferstiche beurtheilt. S. 42 — 98. folgt eine Biographie und Charakteristik des berühmten Malers, *Philipp Wouvermanns*, mit einem beurtheilenden Verzeichniss der nach ihm, zum Theil von trefflichen Meistern, gelieferten Kupferblätter. Dann, über *Karl Adolph Heinrich Hess*, einen jungen Künstler aus Dresden, der besonders glücklich im Pferdemalen, und durch seinen, auch in Kupfer gestochnen, Uralischen Kosakenmarsch vornehmlich bekannt geworden ist. Auch hat er vor einigen Jahren eine Reitschule zu liefern angefangen. Aus dem Moniteur ist hier der Nekrolog des Ritters *d'Azara* aufgenommen. In einem Briefe aus Rodach im Coburgischen wird von einem bisher unbekannten dortigen Künstler, *Andreas Voit*, Nachricht ertheilt. Unter den diesem, wie den beiden frühern Heften, angehängten vermischten Nachrichten befindet sich die Beschreibung des Titelkupfers, nach einer Skizze des in Rom jung verstorbnen Malers *Kirsch*, der sie zum Altarblatte der Kreuzkirche in Dresden entworfen hatte.

Interessante Kunstnachrichten aus der Schweiz eröffnen das *vierte* Stück dieses Archivs, womit der *erste* Band desselben geschlossen wird. Sie befassen den Zeitraum vom J. 1796 — 1805., und betreffen besonders noch die erste schweizerische Kunstausstellung in Bern, im J. 1804., von der dortigen ökonomischen Gesellschaft mit der rühmlichsten Betriebsamkeit und edelm Kunsteifer veranstaltet. Ihnen folgen *Russische* Kunst-

Kunstnachrichten aus einem Briefe von St. Petersburg, der im Intelligenzblatte der Jenaischen Literaturzeitung Nr. 123. vom J. 1804. mitgetheilt wurde. Dann auch einige neuere *Französische* Kunstnachrichten über die Arbeiten *Querin's*, *Godefroy's*, *Gerard's* und *Myris*. Der Auszug eines Schreibens an einen Freund in Königsberg betrifft die Ausstellung der *Dresdner* Kunstakademie am 5ten März 1805. Ein in der dortigen Gemäldesammlung des Hn. *Peckwill* befindliches Gemälde auf Holz von *Raphael*, allegorischen Inhalts, verdiente die davon gegebene ausführliche Beschreibung. Der Aufsatz über *Joseph Vernet* und *Leonhard da Vinci* ist meistentheils aus dem *Recueil d'Observations sur quelques grands Peintres* genommen, und, so wie der folgende, über die Webersche Nachbildung des Hamiltonschen Werks über den Vesuv, und andre Neuigkeiten der Kunst, mit *Rfhr. v. S— a.* unterzeichnet. Den Schluss macht eine kurze Abhandlung über Meinungen in der Kunst, und die Beschreibung eines Kupferblattes, welches die Ruinen des Merkurtempels in dem kurfürstl. Lustgarten zu Schwetzingen abbildet, von einem jungen Manheimer Künstler, *Karl Kuntz*, im Umriss, mit Farben *en gouache*. Unter den vermischten Nachrichten ist die umständlichste der Bericht über die Arbeiten der zum französischen National-Institut gehörenden Klasse der schönen Künste.

JUGENDSCHRIFTEN.

Wien, b. Doll: *Sittenlehre in Beyspielen aus der historischen Kinderwelt.* Oder *Lehrreiche Erzählungen für die Jugend*, aus der Geschichte genommen von *Karl Müller*. Mit 4 Kpfrn. 1806. 142 S. 8. (10 gr.)

Wenn eine Schrift, die moralische oder moralisirende Erzählungen ohne innern Zusammenhang mit einander, und ohne auf alle oder doch die meisten Fälle in der Moral Rücksicht zu nehmen, enthält, den Titel einer *Sittenlehre* verdient: so trägt ihn die gegenwärtige Schrift nicht mit Unrecht; was hindert uns aber auch dann, fast allen Büchern, die für Kinder geschrieben sind, diesen Titel beyzulegen? Versteht man indess unter einer Sittenlehre eine vollständige Entwicklung aller Pflichten, sey es nun schon durch fortlaufende dogmatische Exposition oder durch Beyspiele: so sieht man nicht ein, mit welchem Rechte sich das gedachte Buch den Titel einer *Sittenlehre* zueignet. Es enthält 38 Erzählungen, grösstentheils aus der wirklichen Geschichte. Wollten wir sie in Hinsicht der Darstellung beurtheilen: so würden wir nichts anderes thun, als die längst beurtheilten Schriften von *Wagnitz*, *Glatz* und mehrern andern, die bey dieser Compilation benutzt worden sind, kritisiren. Dieses Geschäftes können wir uns füglich überheben. Den Anfang des Buches macht ein Aufsatz: „*der zwölfjährige Jesus im Tempel*" überschrieben, der neben manchem Gemüthlichen doch im Ganzen nicht in dem Tone abgefasst ist, wie ihn der Gegenstand erfordert. „Jesus war ein Kind — heisst es unter andern darin — voll unaussprechlicher Liebenswürdigkeit, und voll zärtlicher Anmuth." — „Er zeigte bereits als Knabe, dass der Engel Ihn nicht umsonst schon vor seiner Geburt — den Sohn des Allerhöchsten genannt habe. Die kleine Geschichte hiervon ist schön und lieblich, wie ein goldnes Morgenroth, das den herrlichsten Tag verkündet." — Die Mutter fand Jesum im Tempel zu Jerusalem. „Er hörte den Lehrern zu. Er fragte sie, und antwortete auch auf ihre Fragen. Eine Menge Menschen war um Ihn versammelt. Aller Augen waren auf Ihn gerichtet. Alle horchten mit Aufmerksamkeit auf jedes Wort seiner Lippen. In jedem Angesichte zeigte sich Verwunderung u. s. w." Wir verwundern uns, wie der Vf. des Aufsatzes von alle dem so genau unterrichtet ist! Die übrigen Aufsätze sind besser, und empfehlen sich schon dadurch, dass sie fast durchaus aus der wahren Geschichte gehoben sind. Nur haben wir bereits vorzüglichere Jugendschriften dieser Art. Die Kupfer von Blaschke sind nicht schlecht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, b. Geistinger: *Kostüme der kaiserl. königl. National- und der andern privil. Theater in Wien.* Zwey Hefte, jedes 6 Blätter enthaltend. 1807. gr. 4. — Hr. *Geistinger*, von dem wir bereits mehrere nett ausgestattete Verlagsartikel kennen, erwirbt sich durch diese Unternehmung ein neues Verdienst. Die gegenwärtigen Abbildungen von Wiener Theater-Kostümen sind so sorgfältig und sauber gearbeitet, dass sie sich nicht nur von Seiten der deutschen Schaubühnen, sondern auch von Seiten aller Liebhaber des Theaters und der bildenden Kunst die beste Aufnahme versprechen dürfen. Die vor uns liegenden zwey ersten Hefte, denen wir eine baldige Fortsetzung wünschen, enthalten folgende Abbildungen: 1) *Balboa*, aus dem Trauerspiele gleichen Namens. 2) *Der Tyrann von Syrakus*. 3) *Peter Gutschaf*, aus dem Lustspiel: die Organe des Gehirns. 4) *Semiramis*. 5) *Assur*, aus der Oper Semiramis. 6) *Gulistan*. 7) *Agnes Sorel*. 8) *Graf Dunois*. 9) *Bruno von Eichenhorst*. 10) *Gotthold von Felseck*. 11) *Ezelino da Romano*. 12) *Substitut Sperling*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Junius 1807.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Elberfeld, b. Büschler: *Ein Schatz des Evangeliums, gefunden in dem dritten Kapitel des Propheten Zacharias*, und allen Heilbegierigen mitgetheilt in eilf Betrachtungen, von *Rulemann Eylert*, Senior (nach der Vorrede: zu Hamm.) 1804. 366 S. 8. (20 gr.)

Eine gewisse Klasse von Heilbegierigen, besonders *die Freunde des grauen Mannes*, werden reichliche Nahrung aus diesem *Schatze des Evangeliums* schöpfen, vielen andern hingegen wird diese Speise nicht behagen, und am wenigsten wird „*die grosse*, von dem Vf. *hochgeschätzte — jüdische Nation*," der diese Schrift besonders zugeeignet wird, den Werth dieses evangelischen Schatzes erkennen. Die *Dedication* fängt mit den *Paulinischen* Worten an: „Meines Herzens Wunsch ist, und flehe auch zu Gott für Israel, dass sie selig werden!" und eben diese theilnehmende Liebe erfüllt auch das Herz unseres Vfs. Nachdem er der „*ehrwürdigen Nation*" viel Schmeichelhaftes gesagt hat, bittet er sie „um Gottes, um der Wahrheit, und ihres eigenen Heils willen," zu lesen, „was der Prophet *Zacharias* schreibt, und was der Vf. zum richtigen Verstande seiner göttlichen Aussprüche, nach dem Sprachgebrauche der Hebräer (?) und in Conformität mit den übrigen Propheten und Männern Gottes, ins Licht gestellt hat." Der Vf. ist von seiner Interpretation so begeistert, dass er gerade zu sagt: „Gewiss, *Zacharias* hat entweder *nichts*, oder doch etwas *sehr* Unbedeutendes gesagt, wenn er das nicht sagen wollte, was ich ihm (ihn) habe sagen lassen!" Rec. ist andrer Meinung; er möchte auch nicht, ohne grosse Einschränkungen, mit dem Vf. zu den Juden, auf die er die Benennung der *grossen Nation* anwendet, sagen: „Die Religion und der Glaube eurer Väter ist auch meine Religion und mein Glaube — *ihr Messias ist auch mein Messias*, durch dessen Gnade ich hoffe selig zu werden, so wie eure Väter dadurch selig geworden sind." Weiter unten bejammert der Vf. die armen Juden, welche besonders in unsern Tagen *irre geführt* würden. „Die falsche Aufklärung, die in der *sogenannten Christenheit* immer allgemeiner und herrschender wird," soll ihnen den Kopf verdreht haben. Wollten sie „bloss aufgeklärte Deisten" werden, so „würde das ganze Judenthum bald in ein *philosophisches Heidenthum* umgeschaffen werden!" Davor aber, hofft der Vf., werde sie der Gott ihrer Väter noch bewahren!! „Kanaan, so redet er die Juden an, ist noch Euer Land, Euer Eigenthum. Seitdem ihr daraus vertrieben seyd, liegt es wüste, wie ein Haus, das seinen rechtmässigen Herrn nicht mehr hat; die es jetzt bewohnen, sind *wahre Usurpateren*, die der Gott eurer Väter zu seiner Zeit wieder vertreiben, und Euch in dasselbe zurück führen wird; — und dann wird diess Land wieder werden, was es vorhin war, ein gesegnetes Land, worin Milch und Honig flosse (floss.)" Um diess zu beweisen, werden mehrere alttestamentliche Bibelstellen angeführt. Das „*respectabelste Volk der Welt*" liegt „aber jetzt noch unter Gottes Straf- und Zuchtruthe," ist auch „wohl in gewisser Hinsicht *ein verworfenes Volk*." Aber das Alles nur auf eine Zeitlang; es wird besser werden! — Noch macht der Vf. seinen lieben Juden bekannt, dass einige Hypermetaphysiker sogar mitten in der Christenheit eine Religion ohne Gott hätten einführen wollen; dann aber fügt er hinzu: „bebt zurück, liebe Juden, vor diesem atheistischen Unsinne!" Zuletzt empfiehlt er ihnen in dieser langen Dedication als ein vortreffliches Buch *Köppens* Schrift: „wer ist ein Christ etc.?" zum Nachlesen. Dass der Vf. die vielen *Missions-Anstalten* in England, Holland, in der Schweiz, in Deutschland etc. für ein gutes Zeichen der Zeit ansehe, war nicht anders von ihm zu erwarten.

Die *Vorrede* liefert einen Brief an den *Freund des grauen Mannes*, der um Belehrung über *die paradoxe Sentenz* bittet: „wahres Judenthum und reines Christenthum hängen so genau zusammen, dass Letzteres nur der Geist und die gereifte Frucht des ersteren ist," worauf sodann eine weitläuftige belehrende Antwort des Hrn. E. folgt. Nach S. 35. ist es bey dem Vf. keinem Zweifel unterworfen, dass die gläubigen Juden Gott auch schon *als den Dreyeinigen* gekannt haben. Wenn der Vf. S. 38. das 11. Kap. des Br. an die Hebräer zur Lectüre empfiehlt, „worin der Apostel eine ziemliche Anzahl ehrwürdiger Männer aus dem Judenthume aufzählt, die er als *Helden im Glauben, in der Tugend und Hoffnung* auszeichnet etc.," so spielt doch unter diesen Gläubigen (im Sinne des Vfs.) *die Hure Rahab* (v. 31.) eine seltsame Rolle! Wenn die Juden im Ernste wahre Christen werden wollen, so müssen sie (nach S. 46.) erst als wahre Juden zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehren, — „so lange diess nicht geschieht, ist alles, was von Judenbekehrung gesagt und geschrieben wird, *nichts, als — Grimasse!*" Dass Hr. E. den Schriften eines ehemaligen niederdeutschen Predigers zu Zuidbroeck und Münkendam, Namens *Appelius*, viele belehrende und erbauliche Aufschlüsse verdanke, gesteht er am Ende seiner Vorrede.

Die

Die *eilf* Betrachtungen erstrecken sich nun über das *dritte* Kap. des *Zacharias*, worin Rec. nicht anders, als eine, in eine Vision gekleidete, Aufforderung an den Hohenpriester *Jesum* finden kann, sich durch die Hindernisse des Tempelbaues (den Josua vorzüglich betrieb) nicht abschrecken zu lassen; Jehovah werde vielmehr diesen Bau möglichst befördern, und Josua werde, wenn er ferner im Dienste desselben treu beharren werde, nicht nur selbst die Würde des Hohenpriesterthums auch künftig bekleiden, sondern auch seine Nachkommen würden sich der Ehre, Priester Jehovens zu seyn, zu erfreuen haben. Hr. E. hingegen sieht noch ganz andere Dinge in diesen Versen, die wir auch bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit nicht darin haben finden können. Ihm ist *Josua* zugleich *der Herr*, *der Erlöser*, *Jehovah*, *der Seligmacher* (S. 57.). Der *Engel des Herrn* ist (S. 59.) der *ewige*, *unerschaffene Bundesengel*, *der Sohn Gottes*, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen, u. s. w. Das *Stehen* Josua's ist (S. 61.) ein *Bild eines bussfertigen* und *glaubigen Gebets*. Die praktischen Anwendungen, die von der Anwesenheit des *Satans* gemacht werden, lassen sich leicht errathen. S. 93 fg. kommen eben so erbauliche Betrachtungen über *den Höllenbrand* vor. Rec. findet darin nicht das Bild der *Nichtswürdigkeit*, *Verworfenheit*, sondern bloss das der *Rettung aus großen Gefahren*, wie bey Amos 2, u. a. m. In der *dritten* Betrachtung wird unter andern das Thema ausführlich beleuchtet: „das recht-evangelische Verhalten des Josua; ohnerachtet seines noch immer verdammenswürdigen Zustandes, bleibt er *gnadehungrig* stehen, vor dem Engel des Herrn." Bey Gelegenheit des *schmutzigen Kleides* kommt S. 113 fg. mancherley über die *Sündenkleider* vor. Aus v. 4. 5. zeigt der Vf. unter andern, „wie feyerlich dem Josua die Gerechtigkeit des göttlichen Messias zugeeignet werde, u. s. w." Die Worte: „sie setzten einen reinen *Hut* auf sein Haupt, und zogen ihm Kleider an," erklärt Hr. E. S. 178 fg. so: „sie verkündigten ihm, wie einst Nathan dem David, als von Gott gesandte Friedensboten, Vergebung und Gnade. Sie priesen ihm das Blut des ewigen Testaments, die Mittlergerechtigkeit des Sohnes Gottes, als das einzige, von Gott selbst verordnete Versöhnungs- und Begnadigungs-Mittel, als die einzige Quelle aller Freymüthigkeit und Freude, an." Der, welcher die Verheissung v. 8. thut, ist (nach S. 253.) *die erste Person* in der *dreyeinigen Gottheit*, der *Knecht Zemah* aber *der ewige Sohn Gottes*. Der Vf. sagt, diess bedürfe gar keines Beweises. Rec. glaubt diess nicht, da der Messias, oder gar der ewige Sohn Gottes schlechterdings nicht in den Zusammenhang passt. צמח soll wohl eher den *Josua* selbst andeuten, der hier als *Ursache der Blüthe*, als *Urheber der Glückseligkeit des Landes*, angesehen wird. Das war er, weil er den Tempelbau so eifrig betrieb. „Seht da, heisst es nun, meinen Diener, die Quelle alles Glücks!" — Dass „der Stein, den Gott vor Josua gelegt hat" (v. 9.) nach unseres Vfs. Interpretation, kein anderer, als *der Eckstein*, den die Bauleute verworfen haben, d. h. *der Messias*, seyn könne, bedarf wohl keine Erinnerung. Nach der Erklärung des 9. v., wornach der Herr die Sünden des Landes wegnehmen will, ruft Hr. E. S. 321. begeistert aus: „Welch eine Gnade, welch eine Liebe! was soll man von einem Menschen denken, der sich dadurch nicht beschämen, beugen und gewinnen lässt?!" Diese Begeisterung bricht zuletzt in diese Reime aus:

> Wer weiss, wenn Teufel diese Botschaft hörten,
> Ob sie sich nicht zu Gott bekehrten!!

Unter dem *Einen Tag* soll der Prophet entweder „insgemein die ganze Zeit verstehen, die der göttliche Erlöser in diesem Thränenthal der Welt verlebte, und die für ihn, bey seiner tiefen Erniedigung in Knechtsgestalt, eine beständige Lebenszeit war;" oder er soll „insbesondere und im engsten Verstande den eigentlich so genannten, grossen und ewig unvergesslichen Tag darunter verstehen, an welchem der Gottmensch Jesus am Kreuze litt und starb; u. s. w." Wir übergehen mit Stillschweigen, was in der letzten Betrachtung noch über den *Weinstock* und *Feigenbaum*, das *rechte Lebensbrod*, — gelegentlich auch über die *Beynamchristen*, *den großen Haufen der Moralkrämer*, u. s. w. gesagt wird, und bemerken nur noch, dass der Vf. in einem feyerlichen Schlussgebete, S. 362 fg. unter andern seine Schrift „am Fusse des göttlichen Gnadenthrones niederlegt," und sich „darüber, um Jesu willen, den väterlichen Segen Gottes erfleht."

Rec. ehrt — auch bey manchen Seitenhieben des Vf. auf selbstdenkende Bibelforscher und Christusverehrer — die religiöse Gesinnung desselben, bezweifelt aber, dass das in der Irre herum gehende israelitische Volk sich durch diese, zwar gut gemeinte, aber sich auf eine sehr willkürliche Interpretation des Zacharias stützende Betrachtungen werde bewegen lassen, zur christlichen Religion überzugehen. Vor 100 Jahren würde indessen dieses Buch, wenn auch nicht unter Juden, doch unter Christen, mehr Sensation erregt haben, als jetzt. Des Beyfalls einer gewissen Klasse von Lesern, — aller derer nämlich, die sich zur Fahne des *grauen Mannes* halten, — kann jedoch Hr. E. versichert seyn, und in diesem Beyfalle wird er, so wie in dem Bewusstseyn, es mit der Sache des Christenthums *gut gemeint zu haben*, sich beruhigen können.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

BAYREUTH, b. Lübecks E.: *Der Stadt- und Landprediger*, eine Sammlung geistlicher Reden für alle vorkommende Prediger Geschäfte. Herausgegeben von *Joh. Ludwig Wilhelm Scherer*, Prediger zu Echzell, im Hessen - Darmstädtischen. *Erster* Theil. 1802. 374 S. *Zweyter* Theil. 1804. 352 S. 8. (à 20 gr.)

Diese, durch viele an Excentricität und Mystik streifende Eigenthümlichkeiten des Herausgebers und mehrerer seiner Mitarbeiter sich auszeichnende, Sammlung leistet bey weitem mehr, als der Titel verspricht. Die

Die im *ersten* Theile enthaltenen Altargebete sämmtlich vom Hrn. *Sch.* zeichnen sich zwar durch Licht und Wärme, aber auch durch manches Sonderbare aus. Eben diess ist der Fall mit seinen Beyträgen zu den Predigten über Evangelien, Episteln und freyen Texten von verschiedenen Verfassern; sie können indessen, so wie die Predigtentwürfe, Leichenreden etc., mit Auswahl benutzt werden. Der Beytrag zur Sittengeschichte des geistlichen Standes im neuen Jahrhunderte (aus dem Pr—schen) unter der Rubrik: Prediger-Correspondenz, ist interessant. Rührend ist die Confirmationsrede von dem Hofprediger *Schiede* zu Meerholz, die katechetische Unterredung ist zweckmäfsig, aber nicht ganz rein von unerwiesenen dogmatischen Sätzen. — Nach einer vielleicht zu gefühlvollen Einleitung zum *zweyten* Theile beantwortet der Vf. die Frage, was sollen unsre Predigten seyn? also: nicht Predigten über den Ackerbau und Viehzucht, über sterile Kirchenlehren, über Spitzfindigkeiten und kalte Gegenstände in der Moral (was sind das für kalte Gegenstände?); über rohe Sprichwörter aus dem gemeinen Leben (und welche sind die?), nicht Disputirübungen etc. Wird durch solche (?) Gegenstände, fragt der Vf., das religiöse Gefühl *zart* angesprochen? (warum eben zart?) das Herz getröstet und gestärkt (es kommt doch wohl auf die Behandlung jener sogenannten profanen Gegenstände an, wenn sie religiös ist), der Geist in den Himmel gehoben (warum nicht auch bey Alltagsgegenständen durch Lob, Dank und Anbetung?), im Gebet mit der Gottheit vereinigt? (es giebt doch wohl keine andere als moralische Vereinigung mit der Gottheit?) — Uebrigens ist Rec. mit dem Vf. ganz der Meinung, dass jede Predigt moralisch und religiös seyn muss, das heisst aber nicht, dass der Stoff allemal aus der Moral und Religion genommen seyn soll, er darf auch aus der Natur, aus der Geschichte, aus dem gemeinen Leben etc. genommen werden; (predigte auf diese Weise nicht auch Jesus oft?) sondern dass der Stoff eine moralisch-religiöse Form haben muss, wozu uns auch diese Sammlung von Reden und Entwürfen mancherley treffliche Belege giebt. — Lehrer der Religion, sagt der Vf., reden aus innerm Drang, mit sichtbarer Rührung vom Heiligen und Göttlichen, das der Mensch zu fassen vermag, von der Macht des Geistes, sich zu Gott empor zu heben, von der Liebe der bildenden Kraft des *Schönen*, von der umfassenden Liebe des Menschen, die nur Gottes Liebe ist, von Jesus dem Himmelssohne, von der Natur der sichtbaren Gottheit, der vollendeten Schönheit, vom Genuss und Freude am begränzten Erdenleben, durch Sehnsucht nach dem Unendlichen geheiligt und veredelt, von reinem Geistesleben, von der seligsten Vereinigung mit Gott durch Christus (doch nicht mystischen?), dem liebenden Vereiniger, nach Abwerfung der irdischen Hülle. Und gäbe es denn sonst keine moralischen und religiösen Gegenstände, als die hier genannten? — Welche Form der würdige Lehrer seinem Vortrage geben wird? fragt der Vf. Nicht die bisherige, nach unsern gewöhnlichen Homiletiken, nicht immer dieselbe (also doch bisweilen?), so, dass der Zuhörer die Theile, die Abschnitte und das Ende der Predigt vorher zu sagen wüsste (ist es denn ein Nachtheil, wenn diess der Zuhörer weiss?). Freylich das eintönige, steife und skeletartige muss hier wegfallen; und in der Hinsicht geben wir dem Vf. zu, dass die grösste Mannichfaltigkeit in lieblicher Form und Einkleidung statt finden müsse. Dem angeführten Ausspruch Novalis: die Predigten sollten eigentlich Gebete seyn, können wir nicht beypflichten; sie sollen nicht bloss Ergiessungen des Herzens, sondern auch belehrender und erwecklicher Unterricht seyn. Auch den Ausdruck: wir beten zu Gott wie zu Jesus Christus, kann Rec. nicht unterschreiben. — Die zweyte Abhandlung über Poesie und Musik, als nicht geringe Beförderungsmittel zur Erweckung und Erhöhung religiöser Gefühle von *G. Chr. C. Kern*, Pfarrer zu Oberau in der Wetterau, unterschreiben wir, mit wenigen Ausnahmen; zu diesen gehört, dass unsere Kirchengebete lauter Poesien seyn sollten. Die dritte Abhandlung: wie hat ein Prediger die Geschichtsgegenstände bey der Weihnachtsfeyer, Passionszeit, auf Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten zu behandeln? von D..., ist nicht ohne Werth, und die vorgeschlagenen Betrachtungen hierüber sind zweckmäfsig. — Eben diess ist der Fall mit der vierten Abhandlung: wie hats der Prediger anzufangen, wenn er in seiner Pfarrey einen schlechten Katechismus antrifft, und sich dessen (davon) losmachen will, ohne seine Gemeinde zu beunruhigen und sich selbst Verdruss zuzuziehen? Desgleichen, wenn er auf ähnliche Weise dem Zwang des klein-lutherischen Katechismus entgehen will? v. D. — Die mitgetheilten Gebete sind grösstentheils Ergiessungen religiöser Gefühle, obgleich auch hier und da matt und gemein, und noch häufiger schielend und schwülstig. Die Gebete von *Carriere* scheinen uns oft *Nonsense*. Gott bewahre, dass eine solche Religionsverschönerung sich in unsere öffentlichen Gottesverehrungen einschleichen sollte! In Hn. *Scherers* Reden herrscht viel Beredtsamkeit und Wohlredenheit, doch ist auch manches sowohl gegen Materie als Form zu erinnern. Die Confirmationsrede hat uns besonders gefallen. Auch zeichnen sich neben ihm verschiedene andere aus, z. B. *Palmer*, *Böhme*, *Sommer* (eine schöne, obgleich etwas zu gedehnte, Confirmationsrede.) etc. Angehängt ist noch eine herzliche Bitte eines im Dienste der evangelischen Kirche grau gewordenen Lehrers an Sr. (Se.) Hochwürden etc. Oberhofprediger, Kirchenrath und Ober-Consistoral-Assessor, Dr. *Franz Volkmar Reinhard*, um gefällige nähere Bestimmung so mancher unbestimmten Aeusserungen in seiner am Gedächtnisstage den 31. Oct. 1800. bey dem Kursächsisch evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehaltenen Predigt.

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Taufbuch für christliche Religionsverwandte; oder auf Beobachtungen und Gesetze gegründeter Unterricht über alle Gegenstände, welche die Taufhandlung, sowohl in kirch-*

kirchlicher, als auch bürgerlicher Hinsicht, betreffen, und den Verehlichten zu wissen nöthig sind. Nebst den Taufritualen der christlichen Hauptkirchen und einem alphabetischen Verzeichnisse von mehreren besonders Teutschen Vornamen und kurzer Erklärung derselben von *Wilhelm Schenk*, Diakonus, Mitaufseher und erstem Lehrer an den Schulen zu Ilmenau. 1803. VI. 557 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

So lang der Titel dieses Buches ist, so ist es doch noch reichhaltiger als er besagt. Denn dass man eine vollständige Geschichte der Taufe von ihren ersten Spuren selbst unter den Heiden bis auf die neuesten bedeutenden Secten im Christenthume, mit Einschluss des ganzen Katechumenenwesens in der ersten christlichen Kirche und andern kirchlichen Antiquitäten hier finden sollte, läst der Titel nicht erwarten. Der Verf. will indessen keine andere Absicht mit diesem Buche erreichen, als denen zu Hülfe zu kommen, welche Bildung und guten Willen haben sich über diese wichtige Religionshandlung eine vollständigere Belehrung, als sie in den Schuljahren bekommen haben, zu verschaffen, auch in Rücksicht auf kasuistische und rechtliche Punkte in derselben, angehenden Predigern nützlich zu werden. Diese Absicht hat er vollkommen erreicht, und wir können es jungen Predigern, welche auf der Universität kein Pastorale gehört haben, vorzüglich empfehlen. Bey dem, was der Vf. zur Geschichte der Taufe sagt, haben wir ungern hie und da, z. B. in dem ausführlichen Detail von dem jüdischen Proselytenwesen und in der Geschichte des Exorcismus, Anführung der Quellen vermisst, ob er gleich den Josephus, Justin den Märtyrer, Tertullian, Clemens von Alex., Origenes etc. als dazu gebraucht, in der Vorrede nennt. Was die in Beziehung auf die Taufhandlung vorkommenden Rechtsfragen betrifft, welche der Vf. vorzüglich nach Preuss. Gesetzen beantwortet zu haben behauptet; so würde bey der Frage: *können Aeltern gezwungen werden, ihre Kinder taufen zu lassen?* die unter dem 23. Febr. 1802. ergangene Cabinetsordre noch nachzutragen seyn, nach welcher die Taufe eines Kindes nicht über sechs Wochen aufgeschoben werden, der Vater, der sein Kind, gegen die Vorstellungen des Pfarrers, über diese Zeit ungetauft lässt, für wahnsinnig erklärt und dem Kinde ein Vormund gesetzt werden soll, welcher die Taufe des Kindes zu veranstalten hat. Bey dem Namenverzeichnisse ist *Wiarda, von teutschen Vor- und Geschlechtsnamen* benutzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Welches sind die zweckmässigsten Mittel, Klätschereyen in kleinen Städten abzustellen.* Eine Preisschrift, welcher von der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt das Accessit zuerkannt worden. Von *Alex. Weinrich.* 1806. 52 S. 8. (4 gr.) — Man wird nicht ohne Belehrung von der Lectüre dieses gut abgefassten Aufsatzes zurückkommen, wenn man auch nicht durchaus mit den Ansichten und Vorschlägen des Vf. einverstanden seyn sollte. Wir sind überzeugt, dass der Medisance und Klätscherey der Kleinstädter kräftig durch Belehrung auf Schulen und auf Kanzeln, durch häusliches Beyspiel verständiger Aeltern, durch Aufführung entgegenwirkender Schauspiele, wie der Kotzebuischen Kleinstädter oder Gotters Frau Baasen, durch Lesen satirischer Schriften, z. B. Jean Pauls Armenadvocat Siebenkäs, durch geistvolle Tonangeber in der Gesellschaft, und durch mehrere Mittel begegnet werden kann, die auch unser Vf. nicht verschmäht. Das meiste erwartet der Vf. aber von einem auf diesen Zweck gerichteten Bund der angesehensten und vernünftigsten Einwohner einer kleinen Stadt, den man jedoch mit dem nämlichen oder grössern Recht auf viele andre Untugenden, z. B. Schwelgerey, Wollust, Völlerey, Schuldenmacherey, Vernachlässigung des Religionscultus u. s. w. ausdehnen könnte, wenn man nicht etwa zu fürchten hat, dass durch Vereinigung zu vieler Zwecke kein einziger recht erreicht werde. Dieser Bund der Verständigern und Bessern soll möglichst im Stillen wirken und theils unmittelbar, theils mittelbar, theils durch gutes Beyspiel, theils durch Belehrung, theils durch zweckmässige Einrichtungen, theils durch Beschützung Verunglimpfter und Verächtlichmachung der Unart der Klätschereyen u. s. w. thätig seyn. Viel rechnet der Vf. dabey auf die Macht des Beyspiels und auf den von ihm genannten *Gleichstellungs-* oder *Anschliessungstrieb*, der dem zu folgen geneigt ist, was Viele, was die Angesehensten, was die Stimmgeber der Gesellschaft thun. Zu wachen würde der Bund über sich selbst haben, dass er nicht in eine pedantische Censur der Sitten ausartete, vor welcher weder die muthwillige Fröhlichkeit noch der sprudelnde Witz Gnade findet, und wo ein ängstlicher, peinlicher Zwang an die Stelle einer freyen, natürlichen Art zu seyn tritt. Noch erwähnen wir, dass sich auch der Vf. viel von Errichtung zweckmässig eingerichteter Schulen für bereits confirmirte Mädchen verspricht, indem er mit Recht annimmt, dass der Hang zur Klätscherey bey dem weiblichen Geschlecht am stärksten sey, besonders aber in kleinen Städten durch die Dürftigkeit des Unterrichts genährt werde, die Kopf und Herz leer lasse. Allerdings wären gut organisirte *Bildungsanstalten* — so möchten wir sie nennen, um den der Schule entwachsnen Jungfrauen die Sache nicht zu verleiden — der Art aller Orten einzuführen; nur wären Vorkehrungen zu treffen, dass nicht durch das tägliche Beysammenseyn vieler jungen Frauenzimmer der Geist der Klätscherey noch mehr Nahrung bekäme als im beschränktern häuslichen Verkehr, wie denn die Erfahrung lehrt, dass in öffentlichen Töchterschulen und Anstalten die Klätscherey ganz vorzüglich an der Tagesordnung ist.

Druckfehler.

Nr. 117. S. 930. Z. 1. lies: *hinschreiben, ein Wort zu erwähnen.* — S. 931. Z. 21. statt: X + A + B, lies: x + A + B.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. Junius 1807.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Ueber den Ruhm*, von *Ludewig Thilo*. 1803. 446 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Zu den vielen Gegenständen, deren Begriffe bis jetzt noch nicht deutlich genug entwickelt, und die noch nicht von jeder Seite betrachtet worden sind, gehört auch der Gegenstand dieses Buchs. Ungeachtet seines Umfanges aber ist in demselben manche Rücksicht in der Abhandlung der Materie unbeachtet geblieben; wohin wir besonders die Betrachtung und Beurtheilung dieses Gegenstandes von Seiten der Moral und Klugheitslehre und seines Verhältnisses zu den verschiedenen Graden der Cultur der Erkenntnisskräfte rechnen. In der Ausführung selbst stösst man auf manche Behauptung, der man seinen Beyfall nicht geben kann, das Räsonnement ist für einen solchen Gegenstand, der eine ästhetischere und geistreichere Behandlung verstattete, zu trocken, metaphysisch und prosaisch gehalten, und die Schreibart nicht selten weitschweifig und gekünstelt. Das Ganze besteht aus *vier* Abtheilungen: 1) Ueber den Begriff und die Natur des Ruhms; 2) über den Trieb nach Ruhm; 3) über die Erlangung des Ruhms, und 4) über die Wirkungen des Ruhms. Eine bestimmte, alle Merkmale umfassende Beschreibung vom Ruhm giebt der Vf. nicht; er stellt nur die Merkmale auf, die ein Gegenstand haben müsse, wenn er berühmt genannt werden soll. Er muss nämlich durch etwas Ausserordentliches, Ungemeines ausgezeichnet seyn, beyfallswürdige Eigenschaften besitzen, und durch seine Vortrefflichkeit nicht bloss einzelne wenige Menschen, sondern ganze Nationen, wenigstens diejenigen unter ihnen, die der Beurtheilung dieser Vortrefflichkeit fähig sind, in Bewunderung setzen. Es ist nicht ganz klar, ob der Vf. diese Eigenschaften des ausserordentlich Ausgezeichneten, Beyfallswürdigen und Bewunderung Erregenden, den Gegenständen, in wie fern sie berühmt sind, ungetheilt beygelegt haben will; doch scheint dieses seine Meinung zu seyn. Da er aber auch Thiere und leblose Geschöpfe zu Theilnehmern des Ruhmes macht: so vermisst man wenigstens bey vielen berühmt genannten Thieren und Dingen die beiden letztern Eigenschaften; was z. B. den tarpejischen Felsen, das Pferd Alexanders des Grossen u. a. dergl. Gegenstände berühmt gemacht hat, liegt nicht in ihnen, sondern in etwas ihnen ganz Fremdem. Ueberhaupt wird man auf dem Wege, den der Vf. bey seiner Untersuchung eingeschlagen hat, zu keiner bestimmten und deutlichen Vorstellung von dem, was man Ruhm nennt, gelangen können; er ist nichts an den Gegenständen selbst, denen er beygelegt wird, Wahrnehmbares, keine ihnen zukommende Eigenschaft, obgleich ohne den Besitz gewisser Eigenschaften und Prädicate, die wir an den Gegenständen wahrnehmen und erfahren haben oder als bekannt voraussetzen, die Vorstellung des Ruhms mit ihnen nicht verbunden werden kann. Mit einem Worte, *Ruf (fama)* ist das allgemeine Bekanntseyn unter einer grossen Menge von Menschen, durch Unternehmungen, Arbeiten, Thaten und Handlungen, die eine grosse, ungewöhnliche Kraft voraussetzen, oder durch ausserordentliche Begebenheiten, Ereignisse, Veränderungen und Folgen von Wichtigkeit und Einfluss. Ist das allgemeine Bekanntseyn mit Beyfall oder Tadel verbunden: so wird es im ersten Falle *Ruhm*, im letzten *übler Ruf* genannt u. s. w. Der Begriff des Ruhms ist nach der Verschiedenheit des mehr oder minder allgemeinen Bekanntseyns, der Handlungen und Begebenheiten und ihrer Eindrücke auf das menschliche Gemüth, noch mancherley Modificationen und Bestimmungen fähig, die hier auszuführen nicht der Ort ist, die aber von dem Vf. nicht hätten übergangen werden sollen. Auch würden wir Thieren und leblosen Dingen *den* Ruhm, den sich nur der Mensch durch freye Thätigkeit erwerben kann, nicht beylegen. Es lässt sich nicht einmal von ihnen sagen, dass sie Ruhm haben, in Ruhm stehen, ob sie gleich allgemein bekannt seyn können; und schon der Sprachgebrauch erlaubt es nicht, von dem *Cimborasso* z. B. zu sagen, er *habe den Ruhm*, der höchste Berg zu seyn; auch schon unser innerer Sinn sagt uns, dass *dieser* Ausdruck etwas ganz anderes andeutet, als das so vielen gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinungen beygelegte *Berühmtseyn*. Von dergleichen oder ähnlichen Bemerkungen finden wir in dem Buche nichts, obgleich auch von dem Unterschiede zwischen *Ruf*, *berühmt* und *ruhmvoll*, wiewohl eben nicht sehr gründlich, geurtheilt wird. Die *zweyte* Abtheil. beschäftigt sich mit dem Ruhmtriebe, dem Grunde desselben, den Mitteln, ihn zu befördern, und den ihn hemmenden Hindernissen, wobey zugleich ein Blick auf die jetzige Erziehungsmethode geworfen, und an derselben getadelt wird, dass sie so wenig Rücksicht auf die Bildung jenes Triebes nähme. Wir können dieses so wenig für einen Mangel erkennen, dass wir vielmehr eine unmittelbare Erregung des Ruhmtriebes für eben so schädlich als vergeblich halten. Bey den erforderlichen Talenten, Fähigkeiten, Anstrengung und Liebe zu den Wissenschaften, durch eine zweckmä-

mäfsige Unterrichtsmethode unterstützt, findet sich das Verlangen, sich auszuzeichnen, bey den jungen Leuten von selbst, und ohne sie bleiben alle Mittel, ihren Ehrgeiz, ihre Ruhmbegierde anzufachen, ohne Erfolg, und geben ihrem Charakter eine falsche Richtung. Obwohl es allerdings von Nutzen ist, den Zöglingen nachahmungswürdige, musterhafte Beyspiele vorzuhalten, und ihnen den Weg zu bezeichnen, auf welchem berühmte Männer zu Ruhm und Ehre gelangt sind, so wäre doch eine Bildungsmethode, die die Entflammung des Ruhmtriebes zum Grund legte und durch diese empirische Triebfeder den Fleifs zu befördern suchte, nicht wohl zu billigen. Da dieses die eigentliche Meinung eines denkenden Mannes, den wir in dem Vf. erkennen, nicht seyn kann: so halten wir dafür, dafs er sich blofs nicht bestimmt genug erklärt habe. Wenn Ruhmtrieb und Ehrtrieb eins und dasselbe sind, über deren Einerleyheit oder Unterschied inzwischen nichts gesagt wird, so wäre es allerdings richtig, was der Vf. behauptet, dafs er eben so tief in der menschlichen Natur liege, als der Geschlechtstrieb; aber ohne Cultur und ohne Beyhülfe der Kunst wird er nicht erwachen, wenigstens nie zu dem Grade der Stärke des Geschlechtstriebes gelangen. Dafs der Erweiterungstrieb der Grund des Ruhmtriebes sey, will nicht viel sagen, und ist ein eben nicht an Folgen fruchtbarer Satz. — Die *dritte* Abtheil. hat die Beantwortung der Frage zum Gegenstand, wie oder wodurch gelangt man zum Ruhm? Sie wird wieder in zwey andere Fragen zertheilt: 1) wodurch ist oder wird ein Gegenstand aufserordentlich? 2) wodurch wird der aufserordentliche Gegenstand als ein solcher von den Menschen allgemein anerkannt und bewundert? Der Vf. übergeht hier die Betrachtungen der Merkmale und Eigenschaften, wodurch sich Gegenstände der Natur aufser dem Menschen auszeichnen, und hält sich nur an diesen. Das, wodurch Menschen sich als aufserordentlich darstellen und berühmt werden, sind körperliche Schönheit, Stärke, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, besonders aber sind glückliche *Naturanlagen* und *Talente*, verbunden mit *Neigung*, die wesentlichen Erfordernisse zur Erwerbung aufserordentlicher Vorzüge, weil sie von diesen die innern Gründe ihrer Möglichkeit ausmachen. Von der Neigung hängt die Wahl des Gegenstandes ab, an welchem man seine Thätigkeit üben soll, um das Aufserordentliche zu erreichen. Bey dieser Wahl müssen, aufser jenen innern Gründen, auch die äufsern Verhältnisse, die den, welcher in Ansehung der gewählten Gegenstände nach dem Aufserordentlichen strebt, begünstigen, oder ihm hinderlich seyn können, erwogen, und alle ungünstigen Verhältnisse müssen durch beharrliche Ausdauer besiegt werden. An dem Gegenstande selbst, auf welchen die Neigung fällt, mufs auch zuweilen untersucht werden, ob an ihm noch ein aufserordentliches Verdienst zu erringen möglich sey. Das Aufserordentliche überhaupt zu erkennen und einzusehen, zu welcher Art desselben insbesondere man durch Talent, Neigung und Verhältnisse berufen sey, sind nothwendige Bedingungen für den, der nach Ruhm trachtet; der wichtigste Schritt ist aber der, mit lebendiger und beharrlicher Thätigkeit das Erkannte wirklich zu machen, und die grofsen Entschlüsse auszuführen. Diese beharrliche Ausdauer mufs durch öftere Uebung zur mechanischen Fertigkeit werden. Auch die angestrengteste Thätigkeit will von den Umständen begünstiget seyn, wenn sie sich nicht in fruchtlosen Kämpfen verzehren soll. Diese äufsern Begünstigungen sind so verschieden als die Zwecke, zu denen, und die Gegenstände, für die sich die Menschen, um in Rücksicht ihrer zum Aufserordentlichen zu gelangen, ausbilden wollen. Der Vf. legt nun die einzelnen Bildungen, wie er es nennt, oder die Gegenstände, für welche der Mensch sich bilden mufs, dar, und zeigt zugleich bey jedem derselben nicht allein, wie man es anzufangen habe, um in Ansehung derselben etwas Aufserordentliches zu leisten, sondern auch die Begünstigungen, die dem, der sich demselben mit Eifer widmet, zu Statten kommen. Jene Gegenstände sind die *Wissenschaften*, die *Künste* und das *Geschäftsleben*. Unter die Umstände, welche z. B. das Studium der Wissenschaften begünstigen, werden gerechnet, öffentlicher Unterricht auf Schulen und Universitäten, Bibliotheken, der freundschaftliche Austausch der Ideen u. a. Die Wissenschaften werden blofs im Allgemeinen, und nicht nach ihren besonderen Zweigen betrachtet. Bey den Künsten geht aber der Vf. specieller zu Werke, und in Ansehung des Geschäftslebens werden nur Eigenschaften angegeben, durch welche sich ausgezeichnete Charaktere bemerklich machen. Dann wird von dem gehandelt, wodurch das Aufserordentliche Eindruck auf die Gemüther macht und Bewunderung erregt; das die Sinne stark Afficirende, das Auffallende der Wirkungen, die Plötzlichkeit des Eindrucks, das Neue, Unerklärliche. Endlich von den Arten, wie sich die Bewunderung des Vorzüglichen in Denkmälern äufsert, und durch *Sage*, *Monumente* und *Schrift* verbreitet und fortgepflanzt wird. Diefs ist ungefähr der Grundrifs dieser Abtheilung, der uns in seiner Ausführung nicht ganz deutlich und zusammenhängend vorgekommen ist. Die ganze weitläuftige Abhandlung über das Studium der Wissenschaften und Künste, obwohl sie manches Gute und schön Gesagte enthält, steht doch hier ganz am unrechten Orte, und gehört mehr in eine Methodenlehre. Dergleichen Anweisungen sind für alle, die sich den Wissenschaften oder einer Kunst widmen, sie mögen darin berühmt werden wollen oder nicht. Hier und da kommen auch Aeufserungen vor, die eine Verbesserung erfordern. So heifst es z. B., nur vorzügliche Talente fühlten gewöhnlich in sich einen Trieb, etwas Vorzügliches zu leisten, und doch wird kurz vorher gesagt, dafs auch eine mittelmäfsige Anlage durch zweckmäfsige Thätigkeit und Fleifs zu einer solchen Reife und Vollendung, als zu aufserordentlichen Wirkungen erfordert würden, gelangen könnten. Eine solche Thätigkeit läfst sich aber ohne jenen Trieb nicht denken. Ferner: „auch die trefflichste Erziehung unter den günstigsten Umständen gewährt

gewährt nur einen äussern Anstrich, mit einer Bildung verglichen, die, aus dem Innersten des Gemüths heraus, sich durch alle Theile verbreitet. Wenn dieser selbstthätige Geist nicht schon im Innern da ist, wird er von Aussen nicht hineinkommen; aber er ist öfter da, als wir glauben, und braucht nur durch äussere Anlässe geweckt zu werden, um sich zu fühlen und selbstthätig sich den mannichfaltigen Stoff der Aussenwelt anzueignen." Diese Sprache ist nicht bestimmt und in dem Räsonnement selbst die zweckmässige gute Erziehung, die doch auch jene Anlässe herbeyführen und Mittel ins Werk setzen kann, Selbstthätigkeit in jungen Gemüthern zu wecken und die natürliche Anlage in die ihr angemessene Sphäre zu leiten, ohne Grund in den Schatten gestellt. Mehr blendend als bestimmten Inhalts ist folgende Stelle S. 230.: „Die Idee des Grofsen und Vortrefflichen druckt sich am klärsten und bestimmtesten aus, wenn sie durch Vernunft gereiniget und durch die Phantasie in allen Theilen sinnlich ausgebildet wird, dass sie als vollendetes Ideal vor die Seele tritt." Nicht verständlicher druckt sich der Vf. aus, wenn er S. 232. sagt: „Doch auch Muster, wenn sie nur gross genug sind, lassen immer einen Grad des Ausserordentlichen sehen, der, im Fall er erreicht wird, den Nacheifernden ungewöhnlich auszeichnet." Nach dem zu dieser Stelle angeführten Beyspiele von dem kriegerischen Charakter Karls XII., der Alexanders Heldenmuth zum Muster nahm, kann das weiter nichts heissen, als: auch der, welcher ein vorzüglich glänzendes Muster nachahmt, kann sich noch durch die Nachahmung auszeichnen. — Die *vierte* Abtheilung betrachtet die vortheilhaften und die nachtheiligen Wirkungen des Ruhms, sowohl in Rücksicht dessen, der bloss nach Ruhm strebt oder Ruhm erworben hat, als in Rücksicht anderer Menschen. Wir sind aber schon zu weitläuftig gewesen, um uns auch hier in die Ausführung selbst einlassen zu können, und erinnern nur noch, dass der Vf. zur Erläuterung und Belebung seines Vortrags öfters Beyspiele aus der Geschichte und Stellen aus Dichtern, am häufigsten aus *Göthe's* Schauspiel, *Torquato Tasso*, eingeflochten hat.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Kummer: *Katechismus des Rechts, der Pflicht und der Lebensklugheit für Bürger- und Landschulen*, von *Christian Gottfried Schütz*, Hofrath u. Prof. zu Halle. 1805. 18 Bog. 8. (18 gr.)

Es giebt mehrere Schriften ähnlicher Art; aber Rec. erinnert sich unter diesen keiner, die so zweckmässig und bey aller Popularität so gründlich abgefasst wäre, als die gegenwärtige. Auf eine sehr geschickte Weise ist in derselben die dogmatische Methode des Unterrichts mit der dialogischen und katechetischen vereiniget; indem der Lehrer zuvörderst die Begriffe entweder acroamatisch aus einander setzt, oder durch Fragen und vorgelegte Fälle in dem Verstande des Schülers zum Bewusstseyn bringt und entwickelt; dann aber, das auf diese Art Erklärte und Begriffene wieder abfrägt, um versichert zu seyn, dass der Schüler den Inhalt sowohl richtig gefasst, als auch seinem Gedächtniss fest eingeprägt habe. Man würde sich sehr irren, wenn man diese Art der Wiederholung für einen Fehler halten wollte. Sie ist vielmehr ein Beweis der gründlichen Einsichten des Vfs. in dem pädagogischen Fache, und auf die sehr richtige Bemerkung gegründet, dass Lehren in den Gemüthern der Lernenden desto fester hangen bleiben, unter je mehrern Formen und Gestalten sie ihnen dargestellt werden. Doch hat der Vf. von dieser so wenig beachteten Maxime mit Recht den vollen Gebrauch nicht gemacht, den er hätte machen können, wenn er sein Buch hätte vergrössern wollen. Er hat aber ohne Zweifel auf erfahrne und im Denken und Katechisiren gewandte Lehrer gerechnet, denen er noch Spielraum übrig lassen wollte, um bey dem mündlichen Unterrichte, nach der im Buche beobachteten Methode, hier und da schickliche Modificationen dieser Art anzubringen. Lehrer, die selbst noch nicht zur Vernunft und zum Bewusstseyn dessen, was in ihr liegt, gekommen sind, dergleichen man leider noch an vielen Orten antrifft, werden freylich diesen Katechismus, der in alle Bürger- und Landschulen eingeführt zu werden verdient, nur als Lesebuch brauchen können; einen desto grössern Nutzen wird er hingegen in den Händen solcher Lehrer gewähren, welche die Begriffe und den zum Grunde liegenden Gang des Räsonnements, nebst der katechetischen Kunst, sich selbst so zu eigen gemacht haben, dass die Sachen, die sie daraus vortragen, gleichsam wie aus ihrem eigenen Gemüthe geschöpft zu seyn scheinen. Ein besonderer Vorzug ist auch an diesem Buche, dass der Rechts- und Pflichtenlehre noch die bey dem öffentlichen Unterrichte und in den demselben gewidmeten Lehrbüchern bisher ganz übergangene und doch so nothwendige Klugheitslehre beygefügt und mit denselben in durchgängige Harmonie gesetzt worden. Das Ganze besteht, wie schon der Titel anzeigt, in *drey* Theilen, deren jeder wieder in Lehrstunden eingetheilt ist. Der *erste* Theil: *das Recht*, begreift in 8 Lehrstunden folgende Materien: 1) Lust und Unlust der fünf äussern Sinne; 2) Lust und Unlust des innern Sinnes; 3) Begriff des Rechts; 4) verschiedene Arten der Rechte; 5) Verträge über Schenkung, Tausch, Kauf, Verleihung, Miethe; 6) Dienstvertrag, Darlehn; 7) Art, die Rechte zu schützen; missliche Lage der Rechte im Stande der Wildheit; Nothwendigkeit und Nutzen der Verbindung der Menschen zu einem Staate; Rechte des Oberhaupts des Staats: 8) Vorzüge der Staatsverfassung vor dem Stande der Wildheit. *Zweyter* Theil: *die Pflicht*. 1) Rechtspflichten; 2) Tugendpflichten; 3) Tugendpflichten gegen andere; Gerechtigkeit, Menschenliebe, Bürgertugend; 4) Pflichten des Menschen gegen sich selbst; 5) gegen Gott; 6) die Offenbarung Gottes. *Dritter* Theil: *die Lebensklugheit*. 1) Das kluge Verhalten in Ansehung seiner selbst; 2) im Umgange mit andern Menschen; 3) in den Verhältnissen des Staatsbürgers; 4) Werth der Rechtlichkeit, der Tu-

Tugend und Klugheit. In der Ausführung dieser Materien ist, bey allem systematischen Zusammenhange, doch, wie natürlich, alles Metaphysische vermieden, und die Betrachtung derselben so gehalten, dass sie der gesunden, noch nicht zur Speculation gewöhnten Vernunft einleuchtet. Ueberhaupt aber hat der Vf. in der Darstellung der Rechte und Verbindlichkeiten und der Pflichten, besonders auf die künftige Bestimmung der Lehrlinge als Unterthanen und Bürger, als Glieder des Nähr- und Wehrstandes, als Gatten, Aeltern und Familienhäupter, durchaus bedächtige Rücksicht genommen. In der *Rechtslehre* hätte wohl noch unter den Vertragsarten des *Depositum*, des *Mandatum* und der *Fidejussion*, so wie unter den Arten der Erwerbung, der durch den *langen Besitz* und durch *Beerbung*, in der *Pflichtenlehre* aber der falschen Demuth und der Beschädigungssucht gedacht werden sollen, welche wenigen Mängel inzwischen von verständigen Lehrern leicht an schicklichen Stellen noch ergänzt werden können.

Erfurt, b. Hennings: *Die Kunst mit Kindern umzugehen und ihre moralische und physische Bildung zu befördern.* Ein Buch für Aeltern, Lehrer und Erzieher, und die sich zu diesen bilden wollen. 1806. 306 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Zweck des Vfs. ist (nach S. 2.): einen Leitfaden zu geben, wie Aeltern und Erzieher, so vortheilhaft als möglich, auf den Geist des Kindes wirken und ihn am zweckmässigsten ausbilden, ihren Empfindungen die gehörige Richtung geben, ihre Begriffe ordnen und ihre sittliche Fähigkeiten ausbilden sollen. Wir wollen nicht läugnen, dass dieser Zweck theilweise erreicht seyn mag, indem manche einzelne Winke gegeben sind, die manchen Einzelnen zu Statten kommen könnten. Allein es mangelt ein sicherer Plan, und ein klarer Zusammenhang der Gedanken. Es sind dem Hauptgegenstande allezeit so viele Nebenbemerkungen beygesellt, dass dem Leser die Uebersicht fast unmöglich gemacht wird. Auch ist darin sehr gefehlt, dass sich der Vf. nicht auf eine Verdeutlichung des Begriffs vom Umgang einliess, und eine scharfe Begränzung zwischen Unterweisung, Unterricht und Erziehung festsetzte. Er macht es unter andern den Erziehern und Erzieherinnen zum besondern Vorwurfe, dass sie sich nicht zu ihrem Geschäft vorbereiten; allein zum Umgange bedarf es keiner Vorbereitung, sondern vielmehr einer beständigen Besonnenheit. Am meisten wird das Werk gelingen, wenn sich der Erzieher seinen Zöglingen mit Offenheit so hingiebt, wie er ist. Dadurch nur kann er sich einen geraden Weg zu dem Herzen seines Zöglings bahnen. Rec. kann also den Rath nicht billigen, welchen der Vf. (S. 174.) giebt, dass man sich gegen Kinder weder *zornig*, noch *theilnehmend stellen* solle. Er ist der Meinung, dass man überhaupt nicht eine fremde Miene annehmen dürfe. Wir wollen nicht Schauspieler bilden, sondern Menschen. Hätte der Vf. tiefer in die vorherrschenden Fehler der verschiedenen Alter und Geschlechter eindringen und eine eigene Genealogie derselben geben wollen: so würde sein Werk ohne Zweifel um eben so viel interessanter als lehrreicher geworden seyn. Dem Tanze wird S. 224 u. f. unbedingt das Verdammungsurtheil gesprochen. Ihm allein darf man wohl nicht aufbürden, was der ganzen Erziehungsweise nur zu Schulden kommen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Bamberg*, (ohne Angabe des Verl.): *Theorie der Sphäre*, entworfen von *Michael Jück*, Doctor. Im October 1803. 38 S. 8. (4 gr.) — Durch den Titel getäuscht, erwartete Rec. eine Abhandlung über die astronomische Sphärik, fand aber sogleich auf der ersten Seite den griechischen Titel in klares Deutsch also übersetzt: *Lehre von der Kugel;* nur von der Kugel, und überall nicht mehr von der Sphäre, ist auch im ganzen Werk die Rede. Die Schrift zerfällt in einen theoretischen Theil, wo die Entstehung der Kugel erklärt, und die gewöhnlichen Lehrsätze, ihren Inhalt und Oberfläche betreffend, vorgetragen werden, und in einen praktischen, der, mit Anwendung jener Lehrsätze, die Kugel zu berechnen, und in andere Körper von ähnlichem Inhalte zu verwandeln Anleitung giebt. — Der Vf. hat diese Schrift, „das erste Product seiner *Imagination*," als Freundschaftsdenkmal, „seinen Mitschülern" gewidmet; ohne Zweifel wird ihm der eine oder der andere derselben zum schuldigen Dank bald ein Bändchen niedlicher Gedichte, als Product einer *metaphysischen Speculation*, dediciren. Laut der Vorrede fällt übrigens unserm Vf. bloss die Anordnung des Stoffs, und die Kritik der bisher herrschenden, aber falschen, Vorstellungen von der Entstehung der Kugel (in die man sehr irrig die empirischen Begriffe der Bewegung und Zeit eingemischt habe) als Eigenthum zu, die Materie selbst hat er „aus *Jacobs*, *Wolff*, *Dalham* und *Horvath* geschöpft, jedoch durch selbstthätige Bearbeitung seinem Geiste assimilirt." Von dieser Assimilationsgabe des Vfs. sey folgende einzige Stelle eine Probe. In seinem praktischen Theile (S. 23.) sagt der Vf., dass die Berechnungen der Kugel sehr verschieden ausfallen müssen, je nachdem man das Verhältniss des Durchmessers zum Umkreise „nach *Archimedes*, *Metius*, *Christian Wolff*, oder *Ludolph*" zum Grund lege; nach *Adrian Metius* sey diess Verhältniss, wie 113 zu 155 (so sind dreymal diese beiden Zahlen abgedruckt, und nur diese, und keine andere, hat der Vf. bey allen seinen Rechnungen gebraucht). Daraus folge (so rechnet der Vf. nun weiter heraus), dass der Würfel des Durchmessers der Kugel zu ihrem Inhalt sich wie 72 zu 1646, und ebenfalls, dass, nach *Metius*, der Durchmesser sich zur Peripherie, wie 60 zu $82\frac{34}{113}$ verhalte. Zwar berechnet der Vf. diess letztere Verhältniss nach *Archimedes* wie 60 zu $188\frac{4}{7}$, und das erstere wie 72 zu 37,714. Allein, dieser auffallenden Verschiedenheiten ungeachtet, zeigt er auch keinen Schatten von Misstrauen oder Zweifel gegen die Proportion 113 zu 155, die er oben dem *Metius* zuschreibt. — Warum liess doch der Vf. sein Exercitium nicht durch einen seiner treuen Mitschüler vorher corrigiren? Oder vielmehr, warum müssen dann gerade auch Arbeiten von Schülern, zumal solchen Schülern, die noch so tiefe Unwissenheit verrathen, gedruckt werden?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Junius 1807.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Quien: *Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten*, von *Ludwig Ideler*, Astronomen der Kön. Preuſs. Akad. der Wiſſ. 1806. 407 S. 8. (1 Rthlr 4 gr.)

Diese für Astronomen und Alterthumsforscher gleich interessante Schrift hat der Vf. zwey würdigen Gelehrten von beiden Fächern, dem Freyh. *von Zach* in Gotha, und dem geh. Rath *Wolf* in Halle, gewidmet. Beobachtungen aus dem Alterthum find für Astronomen noch jetzt von nicht geringer Wichtigkeit, um dadurch die mittlern Gröfsen mancher himmlischen Bewegungen und die Dauer langer Perioden um so genauer zu bestimmen. Die Untersuchungen, welche der Vf. über jene Beobachtungen, mit vielseitigen und nicht gemeinen Kenntnissen ausgerüstet, hier angestellt hat, und welche er in der Aufschrift seines Werks historisch nennt, sind zunächst chronologischer Art, oder sorgfältige und ausführliche Erörterungen über die Zeitrechnung, der sich die Alten bey ihren Beobachtungen bedient haben. Ganz vorzüglich aber und unmittelbar ist des Vfs. Arbeit den verschiedenen Zeitrechnungen gewidmet, die in *Ptolemäus* bekanntem Almagest, oder μεγαλη συνταξις vorkommen, einem Werke, das immer noch (und wie lange noch vergeblich?) einen Herausgeber, der astronomische Kenntnisse mit philologischen in gleichem Grade verbindet, oder vielmehr die vereinigten Bemühungen zweyer Editoren, wovon jeder mit seinem Fache vollkommen vertraut ist, erwartet. Der Vf. giebt gleich Anfangs eine kurze Uebersicht der von *Ptolemäus*, mit Angabe verschiedener Chronologicen, uns aufbewahrten Beobachtungen. Um die Beobachtungen der Alten beysammen zu haben, erwähnt der Vf. auch noch die von *Theon* d. j. im J. 364. nach Chr. Geb. beobachtete Sonnenfinsterniſs, und die sieben von *Thius* um das J. 500. zu Athen gemachten Beobachtungen. Da der Vf. überhaupt auf alte jetzt abgekommene Zeitrechnungen Rücksicht nimmt: so hätten eben so gut noch vier Finsternisse von *Albategnius* zwischen den J. 883 und 901., und drey von *Ibn Junis* zwischen 977 und 979 beobachtet, genannt werden können; *Albategnius* braucht dabey Jahre von Alexanders Tode an gerechnet, und *Ibn Junis* die Diocletianische, Jezdegirdische und andere Aeren. — Bey den Beobachtungen im Werke des *Ptolemäus* kommt hauptsächlich eine vierfache Zeitrechnung in Betracht, die Aegyptische, die Griechisch-Athenienfische, die Macedonische und die Dionysische; nicht nur diese vier, sondern auch die Römische, ob sie schon Ptolemäus nicht erwähnt, hat der Vf. einer genauern Prüfung unterworfen, und dabey manche Zweifel zu heben, und die Fehler älterer Chronologen zu berichtigen gesucht. — I. *Aegyptische Zeitrechnung*. Die ägyptische Aera bey Ptolemäus ist keine andere als die Nabonassarsche, und ihre Epoche der 1 Thot des 1 Nabonassarschen Jahrs, oder der 26. Februar des J. 3967. der Julianischen Periode, wie der Vf. Beyspiels halber durch Berechnung der ältesten uns aufbehaltenen Sonnenfinsterniſs vom 19. März des J. 720. vor Chr. Geb. erweist. (Aus *Bouvard's* Berechnung mehrerer alten Finsternisse in der *Conn. des tems pour l' an* VIII. S. 371. erhellt, daſs mit Anwendung der Secularglеichung der Mondsanomalie der Fehler der Mondstafeln sehr herabgesetzt wird). Auch die Aegypter hatten, wie wohl alle alte Völker, Anfangs ein Mondjahr, das sie aber bald nach dem Laufe der Sonne zu reguliren suchten, indem sie ihm 12 Monate von 30 Tagen und fünf Ergänzungstage gaben, aber ohne einen Tag jemals einzuschalten; die Unterlassung dieses Einschaltens muſsten ihre Könige sogar zu Memphis beschwören, damit der 1 Thot und mit ihm alle Feste allmählich die Jahrszeiten durchaus durchwandern möchten. Der Anfang des ägyptischen Jahrs war also beweglich, und dieſs hing mit der bekannten Canicular- oder Gothischen Periode zusammen; nach 1461 Jahren kam nämlich der 1 Thot auf den nämlichen Tag der nämlichen Jahrszeiten zurück, so daſs 1461 Aegyptische Jahre 1460 Julianischen gleich kamen. Den Anfang dieser beweglichen Aera setzt *Censorinus* auf den Zeitpunkt, wo der *ortus heliacus* des Sirius mit dem 1 Thot zusammentraf, welches nach des Vfs. Berechnung im J. 1322. vor Chr. Geb. geschah, wiewohl *Bailly* und *Freret* noch einen Gothischen Cyklus weiter zurück gehen; nach *Censorin* fiel die nächste Epoche jenes *ortus hel.* auf den 20. Jul. des J. 139. nach Chr. Geb., was ebenfalls aufs genaueste mit astronomischen Berechnungen übereinstimmt. Gelegentlich lehrreiche Bemerkungen über die Regententafel, oder den Κανων βασιλεων bey Ptolemäus, mit dem Erweis, daſs in dieser Tafel das Todesjahr eines Regenten gewöhnlich seinem Nachfolger zugeschrieben wird; Anhangsweise etwas über die Chronologie der Chaldäer. — II. *Griechisch-Athenienfische Zeitrechnung*. Die Religion der Griechen band, nach *Geminus*, ihre Opfer, ganz gegen die Vorschriften des ägyptischen Cultus, nicht nur an gleiche Mondsgestalten sondern auch an gleiche Jahrszeiten; daher muſsten die Griechen auf ein gebundenes, d. h. ein solches Mondenjahr denken, wo Tage und Monate durch

durch den Mondslauf, aber die Jahre durch den Lauf der Sonne bestimmt wurden, welches zu mancherley, stufenweise sich immer mehr verbessernden cyklischen Perioden Anlass gab. Anfangs schaltete man alle zwey Jahre einen Mondsmonat ein; der grobe dabey noch rückständige Fehler wurde nachher, vielleicht durch *Solon*, durch die Trieteris verbessert, indem man die Monate abwechselnd voll und hohl, jene zu 30, diese zu 29 Tagen annahm, und im Anfange jedes dritten Jahrs einen Monat einschob. Die Einrichtung der Tetraëteris bey *Censorin* ist etwas problematisch; *Geminus* übergeht sie ganz, und spricht sogleich von der Octaëteris, die in 8 Jahren 2922 Tage oder 99 Monate, volle und hohle abwechselnd, mit drey Schaltmonaten von 30 Tagen begriff; noch genauer war die ebenfalls von *Geminus* genannte Hekkädekateris von 198 Monden in 16 Jahren oder 5847 Tagen, die abermalen in eine noch längere Periode von 160 Jahren mit 58440 und 1979 Monaten vertheilt wurde. Noch ehe die Octaëteris späterhin durch einen *Eudoxus* und *Eratosthenes* verbessert wurde, erfand *Meton* seinen so berühmt gewordenen Cyklus, die Enneakädekateris von 235 Mondsmonaten in 19 Sonnenjahren oder 6940 Tagen, welche auf 110 hohle und 125 volle Monate vertheilt waren. Hundert Jahre nach *Meton* verkürzte *Kallippus* vier Metonsche Cykel um einen Tag, oder setzte sie auf 27759 Tage innerhalb 76 Jahren, das Jahr zu 365¼ Tagen genommen; an die Kallippische Periode, deren Epoche der 28. Jun. im J. 330. vor Chr. Geb. ist, sind mehrere Beobachtungen bey Ptolemäus geknüpft. Endlich nahm *Hipparchus*, 200 Jahre später, das Kallippische Sonnenjahr noch um den 300 Theil eines Tags kürzer an: so dass von Kallippus in 300 Jahren ein Tag zu viel gezählt worden wäre; wie es scheint, so nahm *Hipparch* in 304 Jahren oder in 4 Kallippischen Perioden, 111035 Tage und 3760 Lunationen an, wobey er das tropische Sonnenjahr nur um 6′ 24″ zu gross, hingegen den synodischen Monat bis auf wenige Decimalsecunden genau, in Ve gleichung mit den neuesten Bestimmungen zum Grund legte. Von allen obigen Mondscykeln ist vermuthlich bloss etwa die Octaëteris ins bürgerliche Leben der Griechen übergegangen, wiewohl überhaupt der eigentliche Volkskalender der Griechen nie zu einer Festigkeit gelangt zu seyn scheint, da selbst noch zu *Plutarch's* Zeiten (s. dessen Aristides) Abweichungen von 7 Tagen über den Anfang der Monate statt fanden. Untersuchungen über die Ordnung der athenienfischen Monate. — III. *Macedonische Zeitrechnung*. Der verschiedenartige Gebrauch der macedonischen Monate nach Alexanders Tode hat den Chronologen viel zu schaffen gemacht; *Usher* und *Noris* haben vieles Licht hierüber verbreitet, aber doch nicht alles ganz ins Reine bringen können. Unter den viererley Arten, wie die macedonischen Monate in den drey ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. in Syrien gebraucht wurden, ist für den Astronomen die Seleucidische Aera die merkwürdigste, die sich, wie aus ihrer Vergleichung mit der Hedschra erhellt, vom 1. Oct. 312. vor Chr. Geb. oder vom Siege des *Seleucus* bey Gaza an datirt; nach dieser Aera rechneten die Syrer selbst, die Juden unter syrischen Regenten (die griechischen Jahre in den Büchern der Maccabäer sind auch solche Seleucidische Jahre), die Chaldäischen, und später auch die arabischen Astronomen. — IV. *Dionysische Zeitrechnung*, nicht die gewöhnliche christliche, sondern die nach einem altägyptischen Astronomen *Dionysius* so genannte, dessen sieben Beobachtungen das Almagest, welches sie aufbewahrt hat, an Dionysische Monate knüpft; der Anfang dieser Zeitrechnung, so wenig bestimmtes man sonsten von ihr weiss, war nach Ptolemäus der Sommer des J. 285. vor Chr. Geb. *Dionysius* scheint das Jahr vom Eintritt der Sonne in den Krebs angefangen, und seine Monate nach der Zeit abgemessen zu haben, welche die Sonne in jedem Zeichen zubringt, dabey aber von keiner sehr vollkommenen astronomischen Theorie ausgegangen zu seyn. — Einen nicht unbeträchtlichen Theil des ganzen Werks machen die *Erläuterungen und Zusätze* von S. 277 bis 407. aus; diese sehr reichhaltigen Zugaben enthalten die Belege astronomischer Rechnungen, die nähere historische, literarische oder chronologische Aufführung einzelner Materien, eine Vergleichung der *Zachschen* Sonnentafeln mit den alten des Ptolemäus, und die Ehrenrettung dieses verdienten Alexandrinischen Astronomen gegen *La Lande*, auch etwas über den poëtischen Auf- und Untergang der Sterne, welchen die Griechen unter dem gemeinschäftlichen Namen φασις begriffen, ob schon auch zuweilen im engeren Sinne φασις, das Sichtbarwerden in der Morgendämmerung, von κρυψις, dem Verschwinden in der Abenddämmerung, unterschieden wird. Ungemein schätzbar sind die vom Vf. auch in diese Zusätze verwebten ausführlichen Untersuchungen über den *römischen Kalender*. Rom hatte unter Romulus ein sehr regelloses Jahr von 10 ganz ungleichen Monaten, und bestand wahrscheinlich nach *Plutarch* aus 360, nicht aber, wie *Censorin* und andere versichern, bloss aus 304 Tagen: denn um 60 Tage irrte sich kein altes Volk. Der erste Gesetzgeber der Römer war auch der erste Verbesserer ihres Kalenders; *Numa* fügte nämlich zu den 10 Monaten des Romulus noch den Jan. und Febr. hinzu, und gab dem März, May, Quintilis und October 31., den übrigen Monaten aber 29, bloss dem Febr. 28 Tage, also dem ganzen Jahr 355 Tage, da das Mondenjahr eigentlich 354 Tage haben sollte, ein Fehler, der von den Römern lange nicht erkannt wurde; irrig macht *Plutarch* den Februar zum zweyten Monat in Numa's Jahre, da er offenbar der letzte war. Ursprung und Erklärung der *Nonae*, *Idus* und *Kalendae*, die sich ebenfalls zunächst auf ein Mondenjahr bezogen. Einschaltungsart des Numa; diese war sehr einfach; man schob, einige Jahrhunderte lang, seit Numa hie und da einen Monat ein, um den Anfang des Jahrs so gut, wie möglich, in der Nähe der Bruma zu erhalten, und *Livius* sowohl als *Plutarch* haben sehr Unrecht, wenn sie dem Zeitalter Numa's schon die k nstvolle weit später aufgekommene 24 jährige Schal periode (wovon unten) zuschreiben. Eine zweyte Verbesserung

-ung erhielt der römische Kalender ungefähr um die Zeit der Decemvirn, wo die Römer gewissermaſsen die Octaëteris der Griechen copirten, und in 8 Jahren 90 Tage einschalteten, aber aus diesen 90 Tagen vier Monate von 22 bis 23 Tagen bildeten; ein solcher kurzer Schaltmond hieſs Merkedonius. Doch auch bey dieser Einrichtung übersah man immer noch, daſs das Jahr einen Tag zu viel, oder 355 statt 354 Tage hielt. Um auch diesem Fehler abzuhelfen, wurde im Jahre 563. nach der Erbauung Roms als dritte Verbesserung die 24jährige Schaltperiode eingeführt, oder in 24 Jahren ein Schaltmond, nebst ein paar Tagen von andern Monaten, zusammen 24 Tage ausgelassen: so daſs auf 24 Jahre nur 8766 Tage fielen, mithin genau so viele, wie im Julianischen Kalender. Man hatte bereits die Vollkommenheit des letztern erreicht, und es hätte für die Römer keiner neuen Abänderung bedurft, wenn nicht die Priester theils aus Unwissenheit, theils im Einverständnisse mit den Patriciern aus politischen Absichten, von den Vorschriften des 24jährigen freylich etwas verwickelten Cyklus so willkürlich und so häufig abgewichen wären, daſs bey der vierten und letzten Kalender-Verbesserung durch *Julius Cäsar* dem Verwirrungsjahre (708 nach Rom's Erbauung) in welchem die Reform vorgenommen wurde, sogar 445 Tage gegeben werden muſsten. J. Cäsar, unterstützt von *Scriba*, *M. Flavius* und *Sosigenes*, hatte bey dieser Reform die gedoppelte Absicht, den bis zur Herbstnachtgleiche zurückgewichenen Jahresanfang wieder an die Bruma zu binden, und für die Zukunft eine leichte, richtige und feste Schaltregel einzuführen; die genauesten und umständlichsten Nachrichten auch über diese Kalenderverbesserung giebt, wie gewöhnlich, *Censorinus;* schon *August* muſste indeſs die von den Priestern bald wieder verdorbene Julianische Jahrform wieder herstellen. Der Vf. hat in seiner Darstellung des römischen Kalenders überhaupt manche Schwierigkeiten besser, als seine Vorgänger, aufgelöst, und besonders gezeigt, wie schief selbst einige klassischen Schriftsteller, weil sie keine Astronomen waren, die Sache vorgetragen haben. — Noch andere Excursus in den Zusätzen zu des Vfs. Schrift betreffen, 1) *das Alter des Sternbildes der Waage.* Die Griechen zählten freylich nur eilf Sternbilder im Thierkreise, weil sie die Scorpionsscheeren weiter gegen die Jungfrau hin ausdehnten; aber die Waage ist gewiſs nicht, wie *Hygin* und andere behaupten, römischen, sondern morgenländischen Ursprungs, und von den Aegyptern oder Chaldäern an den Himmel versetzt. Vielleicht verwechselten die Griechen, wie *Buttmann* scharfsinnig vermuthet, ihre ursprünglichen χηλαι (Wagschalen) allmälich mit χελυς, χελωνη, das auch von Schaalthieren gebraucht wird, und machten daraus Scheeren des Scorpions. Eben so falsch leiteten die Römer die Hyaden nicht von ὑειν, sondern von ὑς ab, und übersetzten das griechische Regengestirn sonderbar genug durch *suculae*, und noch jetzt wollen einige den Bärenschwanz im Alterthum bis zum *Arcturus* ausgedehnt wissen, wiewohl *Arcturus* nicht von ουρα, sondern von ουρος, Hüter, abstammt. 2) *Ueber die altpersische, oder Jezdegirdische Aera.* Das altpersische Jahr hatte völlig die Form, wie das altägyptische, nur daſs die Perser alle 120 Jahre einen ganzen Monat von 30 Tagen einschalteten, wodurch ihr Jahr genau sich an den Julianischen Kalender anschloſs, der in einem gleichen Zeitraume 30 Schalttage zählt. Der Schaltmonat selbst aber rückte alle 120 Jahre einen Monat vorwärts, und hatte demnach in 1440 Jahren das ganze persische Jahr durchlaufen. Seit der Thronbesteigung *Jezdegird's* am 16. Jun. des J. 632. nach Chr. Geb. wurden die fünf Ergänzungstage, die das persische Jahr, wie das ehmalige ägyptische, hatte, und die sonst auf andere Art angehängt worden waren, immer auf den Schluſs des achten Monats fixirt, aber zugleich hörte man auf, nach 120 Jahren einen Monat einzuschalten: so daſs nunmehr der Neuruz, oder der Neujahrstag der Perser eben so, wie der 1 Thot der Aegypter, beweglich wurde. *Gatterer* in seinem Abrisse der Chronologie S. 238. giebt von dieser persischen Aera sehr ungegründete Vorstellungen. 3) *Ueber die Priorität der beiden atheniensischen Monate, Mämakterion und Pyanepsion*, eine genaue kritische Untersuchung von *Buttmann*. Weil die meisten Stellen der Alten, auch eine Steinschrift bey *Chandler*, setzen den Pyanepsion vor dem Mämakterion; zwey Stellen, die eine bey *Aristoteles*, die andere bey *Ptolemäus*, welche das Gegentheil anzuzeigen scheinen, werden näher beleuchtet.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Maurer: *Sophoclis Philoctetes*, e Brunkiana potissimum recensione cum commentario perpetuo *Jo. Henr. Christ. Barby*, Profess. Berol. 1803. 238 S. 8. (16 gr.)

Der Zweck dieser Ausgabe, die lehrbegierigen Jünglingen zum Hausgebrauche bestimmt ist, fordert einen correcten Text und bey schwierigen Stellen die nothwendige Zurechtweisung. Beides verspricht die Vorrede; und zwar ist, um das erste zu erreichen, der Text der gröſsern *Brunkischen* Ausgabe, mit Ausnahme weniger Stellen, und zwar nach des Herausg. Versicherung *quam acuratissime fieri potuit*, wiederholt; die Anmerkungen aber theils aus den Scholien, theils aus andrer Commentaren, theils aus des Vfs. eignen Bemerkungen zusammengesetzt. Und da ferner der Philoktet nur solchen Jünglingen in die Hände gegeben werde, die in der griechischen Sprache schon gröſsere Fortschritte gemacht haben, so habe es zweckmäſsig geschienen, für diese eine *varietatem lectionis* beyzufügen, nicht der offenbaren Schreibfehler, *eam tamen, quae cum textus veritate quodammodo certare posset.*

Um nun bey dem ersten anzufangen, so müssen wir bemerken, daſs der Text, weit entfernt ein gereinigter Abdruck des *Brunkischen* zu seyn, vielmehr durchaus von widrigen, zum Theil sinnstörenden Druckfehlern entstellt wird. So steht v. 75. προς θιαφθερῶ und nach ξυνων ein Comma statt der vollen Interpunction; v. 79. γαρ statt και. v. 87. Λαερτίου και st. Λαερτίου,

τίων, welcher Fehler auch in den Anmerkungen wiederholt ist. v 91. δόλοισι st. δόλοισιν. v. 96. πατρος st. πατρός. v. 251. ist ein ganzes Wort κακῶν ausgefallen, und v. 310. ἂν nach ἡνίκα. v. 314. Ατρεῖδαι und Ωδυσσεως. v. 329. παῖ Πόλαντος st. ποίαντος v. 330. ἐξελωβήθην u. s. w. Schlimmer sieht es noch mit der Richtigkeit der Accentuation aus. v. 5. τῶν ἀνασσόντων ὑπὸ st. ὕπο. v. 12. ἡμὶν st. ἡμῖν. v. 34. ἀλλ' st. ἀλλ'. v. 33. φύλλας st. φυλλάς. v. 70. σοι st. σοί. v. 81. γὰρ τοι, und vieles andre ähnlicher Art, was nicht immer auf die Rechnung eines fahrläſsigen Setzers kommen dürfte. Denn auch in den Anmerkungen findet man Unrichtigkeiten der Betonung mit Consequenz. So S. 10. ἄπον, S. 14. ἐπιπέσων. v. 254. wird πόλλ' in πολλά aufgelöst. v. 322. πανωλέθρας von πανωλέθροις. v. 343. ποικιλοστόλος von ποικιλοστόλῳ, und S. 50. δῆγμα von δήγματι formirt.

Was nun ferner die Auswahl der *Varietas lectionis* betrifft, die allerdings zur Bildung des kritischen Urtheils junger Leser eine nützliche Zugabe wäre: so ist sie, wenn man das, was aus *Brunks* Anmerkungen wörtlich entlehnt ist, abrechnet, überaus dürftig ausgefallen. v. 24. wird zu ὡς κλύῃς bemerkt, *ita Brunkium recte dedisse pro* ὡς κλύοις, aber warum der Conjunctivus hier dem Optativo vorzuziehen sey, wird dem wiſsbegierigen Jünglinge zu errathen überlassen, der vielleicht, in seiner Verlegenheit, den Grund in dem Zusatze *ex cod. optimae notae* zu finden glauben wird. Von neuem aber und noch mehr wird er in dem folgenden Verse in Verwirrung gesetzt werden, wo er liest: *perperam legitur* εἴη, *Brunk restituit* ἴῃ, *quoniam* ει *semper producitur*, *et optativus modus hic contra structurae legem adhiberetur*, und dann den Zusatz: *Recte Schol. illud* ἴῃ *exponit* προβαίνοι *i. e.* διανύοιτο. Der Optativ soll hier nicht statt finden — warum? wird nicht gesagt — und doch soll die Erklärung des Scholiasten, ja die eigne des Vfs., welche beide den Optativus gebrauchen, richtig seyn. — Im 36. v. ist *Brunks* Versetzung ἀνδρὸς τέχνημα statt τεχνήματ' ἀνδρὸς für die einzig richtige Lesart erklärt, da sie doch ohne allen Zweifel irrig ist, wie viele ähnliche Stellen der Tragiker zeigen. S. *Porson ad Eurip. Orest.* 1051. — v. 55. ἐκκλέψεις. *vulgo perperam* ἐκκλέψῃς. Worin der Irrthum liege, wird wiederum nicht gesagt, nicht einmal durch eine weitere Verweisung angedeutet. v. 77. wird *Reisken's* Vermuthung τάλανα mit den Worten zurückgewiesen: *sed quis ferat istam tautologiam* ὦ τάλανα (*sic*), ὦ δύστανα γένη βροτῶν? Dass die Ohren der Attiker solche Tautologie ertrugen, zeigen alle Seiten ihrer Tragödien: so dass es mit dieser Verbesserung sehr gut stehen würde, wenn sich nichts anderes dagegen einwenden liesse. Dagegen wird eine ganz unnütze Vermuthung von *Wakefield* v. 320. συντυχὼν κακῶν Αὐτῶν 'Ατρειδῶν st. 'ανδρῶν 'Ατρ. mit dem Prädicate einer *admodum ingeniosa conjectura* beehrt, das ihrem Urheber selbst, der solcher Conjecturen, auf einem Fusse stehend, zu hunderten ausschüttete, viel zu vornehm gedünkt haben würde. Etwas weiterhin v. 333. wird eine Vermuthung von *Locella* ἦ τέθνηχ' ὁ πηλέως γόνος st. εἰ τέθ. mit einem Urtheil des Beyfalls begleitet; und der Grund beygefügt: *quaerit enim Philoctetes, quo fato exstinctus sit Achilles*. So fragt er allerdings, wenn man *Locella's* Lesart aufnimmt. Aber ist die Erklärung einer Conjectur auch ein Grund für ihre Richtigkeit? oder ist darum die gemeine Lesart verwerflich?

Auch in der Zusammensetzung des Commentars dürfte man bisweilen ein scharfes Urtheil vermissen. Die Quellen, aus denen der Herausg. vorzüglich schöpfte, waren die Anmerkungen von *Brunk*, *Camerarius*, *Gedike* und *Struve*, die bisweilen wörtlich, bisweilen im Auszuge mitgetheilt werden. Des Herausg. eigne Zusätze beschränken sich vorzüglich auf Worterklärungen und grammatische Bemerkungen, auch über unbedeutende Dinge, die wohl bey Jünglingen, *qui jam majores in literis graecis progressus fecerunt*, als bekannt vorauszusetzen wären, wie z. B. v. 3. Μηλιῶ *contr. ex* Μηλιέα. v. 33. τῳ *attice pro* τινι. v. 37. κείνου *jonice pro* ἐκείνου. So ist das Ueberflüssige auch in andern Dingen nicht gespart, wie v. 141. was bey dem Worte ὠγύγιος, worüber jedes Wörterbuch die nöthige Auskunft giebt, über den König Ogyges gesagt wird, welcher im Jahr vor Chr. G. 1796. gelebt haben soll. Zu dem unnützen kann auch füglich die Anführung untauglicher Erklärungen gerechnet werden. So ist v. 20. bey den Worten βαιὸν δ' ἔνερθεν . . . ἴσως ποτὸν κρηναῖον nur die Erklärung zuzulassen, welche βαιὸν als Adverbium mit dem nächsten Worte zu verbinden fordert; dennoch ist auch *Struvens* Einfall βαιὸν ποτὸν mit aufgeführt. Eben nicht mehr der Anführung werth war v. 49. *Gedikens* Vermuthung φράζ' ἐλευθέρῳ λόγῳ st. φράζε δευτέρῳ λ. welches durch *Oedip. Tyr.* 282. hinlänglich bestätigt wird. — Als eine Probe der gegebnen Worterklärungen stehe hier v. 10. κατέχειν — *ut Latinorum tenere apud poëtas dicitur de molesta sive non molesta dominatione et quasi imperio alicujus rei.* Warum *apud poëtas*? auch die Prosaisten haben diesen Gebrauch. Und warum an eine *molestam sive non molestam dominationem* denken, da das Verbum nichts anders bedeutet, als *inne haben*? Hier wäre der gewöhnliche Ausdruck gewesen: αἱ τοῦ Φιλοκτήτου δυςφήμιαι κατεῖχον τὸ στρατόπεδον. Dass übrigens, wie in derselben Anmerkung gesagt wird, κατέχειν hier wohl auch *retinere* bedeuten könne, als ob Philoktets Klaggeschrey das Heer, wir wissen nicht wie, beschäftigt oder aufgehalten habe, verbietet schon der Zusatz von πᾶν und ἀεὶ zu glauben. v. 43. ἢ 'πὶ φορβῆς νόστον ἐξελήλυθεν billigt der Herausg. *Brunks* Erklärung, die allzu gesucht ist, um Beyfall zu verdienen. νόστος ist hier nichts anders als ὁδός, wie *Iphig. Aul.* 1261. *Rhes.* 427. *cf. Huschke Comm. Orphei Argon.* p. 12.: so dass, wie auch der Scholiast meynte, ἐπὶ φορβῆς νόστον ἐξέρχεσθαι nichts anders bedeutet, als sich aufmachen, um Nahrung zu hohlen. v. 73. muss bey den Worten οὔτε τοῦ πρώτου στόλου nicht ἐπὶ, sondern τὶς oder εἰς verstanden werden. v. 137. verstehen wir die bey γνώμα und τέχνας gemachten Bemerkungen nicht: *doricae formae sunt, quae praecipue in choris Tragicorum frequentantur*, *quia hi chori ab initio ad dies festos pertinebant.* — Am Schlusse ist ein Auszug aus *Gernhard Observationibus in Sophoclis Philocteten.* Lips. 1802. angehängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Junius 1807.

NATURGESCHICHTE.

London, b. Joh. White: *Flora graeca, sive plantarum rariorum historia, quas in provinciis aut insulis Graeciae legit*, investigavit et pingi curavit *Joannes Sibthorp*, Prof. Oxon. Characteres omnium, descriptiones et synonyma elaboravit *Jac. Ed. Smith*. 1806. gr. folio. Vol. I. fasc. 1. tab. 1—50.

Was von Pflanzenforschern und Kennern des Alterthums mit gleicher Sehnsucht seit zwanzig Jahren erwartet wurde, die Frucht der wiederholten Reise eines gründlichen und gelehrten Botanisten durch Griechenland und Kleinasien, davon ist nun das erste Heft in unsern Händen, und Rec. hält es für seine Pflicht, dem botanischen und antiquarisch-philologischen Publicum so früh als möglich von der Art, wie Vf. und Herausgeber ihren Plan ausgeführt haben, Rechenschaft zu geben.

Die historische Botanik erkennt eine sichere und bestimmte Nomenclatur als nothwendige Grundlage. Spürt man den Benennungen der Pflanzen bis zu ihren Quellen nach: so findet man diese bey den Griechen, besonders bey *Theophrast* und *Dioskorides*. Wie nothwendig es sey, über die Pflanzen, welche diese Schriftsteller benannt haben, zur Gewissheit zu kommen, das hat man zu allen Zeiten, aber niemals stärker und lebhafter eingesehn, als bey Wiederherstellung der Pflanzenkenntniss im sechzehnten Jahrhundert. Die gelehrten Venetianer, *de' Gabrieli* und *Michell* (von Anguillara und Marini gerühmt), die Stifter des ersten botanischen Gartens zu Padua, unterhielten in Kandia und auf andern Inseln des ägäischen Meeres Rhizotomen, wie die römischen Kaiser zu Galens Zeiten; diese sammleten für die venetianischen Patrizier griechische Pflanzen. *Anguillara*, *Alpini*, *Belon* und *Amatus Lusitanus* durchreisten zu gleicher Zeit den Orient. Das herrliche Haus der Fürsten Este zu Ferrara sandte alljährlich Schiffe mit Pflanzensammlern ins Morgenland. Der östreichische Gesandte *Busbek* und sein Arzt *Quakelbeen* schafften eine grosse Anzahl neu entdeckter Pflanzen aus dem Morgenlande nach Wien. Durch diesen rühmlichen Wetteifer kam es dahin, dass *Mattioli*, *Cesalpini*, *Anguillara* und *Columna* die Botanik des Alterthums zu einer beträchtlichen Vollkommenheit bringen konnten. Aber seit dem sechzehnten Jahrhundert ist, wenn wir *Tournefort* allein ausnehmen, fast nichts weiter geschehen; und man darf sich also auch nicht wundern, dass *Linné* in diesem Fache die grösten Schwächen zeigte:

dass seine *Baccharis Dioscoridis*, *Crepis Dioscoridis*, *Laurus Persea* u. s. f. die falschesten Benennungen sind.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, diesen Mängeln abzuhelfen, bewog den verewigten *Sibthorp*, in Begleitung des grossen Pflanzenmalers *Bauer*, im J. 1785. eine Reise durch Griechenland und Kleinasien zu machen, von welcher er 1787. zurückkehrte. Vor vierzehn Jahren ging er zum zweyten Mal dahin, und brachte eine Sammlung von tausend Pflanzenarten zurück, die Bauer trefflich gemahlt hatte. Zu bedauern war es, dass er bey seinem frühen Absterben keine Beschreibungen hinterliess; er hatte aber in seinem Vermächtniss die Einkünfte seines Landguts zur Herausgabe dieses Werks bestimmt, und die Wahl der Vollstrecker seines Vermächtnisses konnte auf keinen würdigern Herausgeber fallen, als auf den berühmten Besitzer des Linnéischen Herbariums, *Smith*. Dieser, um sich ganz genau nach dem Willen des verewigten *Sibthorp* zu richten, durfte von den zu diesem Werke bestimmten tausend Tafeln keine einzige weglassen. Daher kam es, dass wir eine Menge ganz allgemein bekannter, hundertmal abgebildeter Pflanzen, freylich ganz köstlich und vortrefflich dargestellt, wieder erhalten.

In diesem ersten Hefte sind solche gemeine Pflanzen folgende: tab. 1. *Corispermum hyssopifolium*. 2. *Phillyrea latifolia*. 3. *Olea europaea*. 4. *Fraxinus Ornus*. 10. *Veronica triphyllos*. 12. *Lycopus exaltatus*. 14. *Rosmarinus officinalis*. 20. *Salvia Horminum*. 25. *Salvia Sclarea*. 32. *Valeriana Cornucopiae*. 37. *Gladiolus communis*. 39. *Iris florentina*. 40. *Iris germanica*. 47. *Cyperus flavescens*. 48. *Cyperus fuscus*.

So gern wir diese in dem kostbaren Werke entbehrt hätten: so äusserst erwünscht sind uns andere. tab. 5. *Veronica gentianoides* fand der Vf. auf der höchsten Spitze des asiatischen Olymps. (Rec. sieht sie jetzt in der Blüthe, und findet, dass sie viel schöner in der Natur ist.) tab. 6. *Veronica thymifolia, corymbo terminali, foliis linearibus revolutis incanis, caulibus fruticulosis diffusis*. Auf der Höhe der weissen Gebirge in Kreta. tab. 7. *Veronica glauca, floribus solitariis, foliis cordatis inciso-serratis, caulibus procumbentibus, laciniis calycinis utrinque dentatis*. Auf dem Hymettus bey Athen. tab. 8. *Veronica agrestis var. byzantina*. Würde Rec. geradezu für *V. filiformis* erklären, wovon sie sich fast durch nichts unterscheidet. tab. 9. *Veronica Cymbalaria* ist *hederaefolia β. L.* tab. 11. *Pinguicula crystallina, corolla inaequali, nectario obtuso petalo breviori, laciniis calycinis oblongis, scapo basi glabro*. Von der Insel Cyprus.

Cyprus. tab. 13. *Ziziphora capitata*, eben daher. tab. 15. *Salvia pomifera*, ziemlich gemein in Griechenland. tab. 16. *Salvia calycina*, *foliis ovatis crenatis reticulato-venosis incanis, calycibus trilobis dilatatis retusis mucronulatis.* Ist *Salvia orientalis frutescens, foliis circinnatis, acetabulis Moluccae. Tournef. cor.* 10. Vom Hymettus bey Athen. tab. 17. *Salvia triloba.* tab. 18. *S. ringens, foliis interrupte pinnatis crenatis subrevolutis rugosis, ramis floriferis paniculatis, corolla declinata recurva.* An den Abhängen der Berge nicht selten. tab. 19. *S. viridis.* tab. 21. *S. Forskolei*, auf dem Olymp und am Bosphorus. (Rec. wundert sich nicht, dass sie in der Mitte von Deutschland den Winter im Freyen aushält.) tab. 22. *S. Sibthorpii, foliis cordatis crenatis lobatis rugosis scabris, caulo subaphyllo ramoso, staminum appendiculis dilatatis.* Auf dem Peloponnese und Zakynthus. Kommt der *S. Verbenaca* sehr nahe. tab. 23. *S. multifida, foliis cordatis multifidis incisis glabris, caule folioso simplici, staminum appendiculis retusis.* Ist *Horminum sylvestre inciso folio, caesio flore, italicum. Barrel.* 220. Von den Wiesen bey Constantinopel. tab. 24. *S. clandestina.* tab. 26. *S. crassifolia.* Soll *S. candidissima Vahl.* seyn; aber Rec. zweifelt. Erstere hat runde Blätter; die der letztern sind einer Spanne lang und schmal. Jene hat eine violette Ober- und schmutzig-gelbe Unterlippe, *Vahl's* Pflanze ist ganz weiss. Der Vf. fand sie auf Cypern, aber äusserst selten. tab. 27. *S. argentea.* Die Blume ist nicht weiss, wie *Vahl* sagt, sondern aschgrau mit gelblicher Unterlippe. *Sibthorp* fand sie auf dem Parnass. t. 28. *Morina persica*, wächst auch auf dem Parnass. t. 29. *Valeriana angustifolia*, bey Athen. t. 30. *Valer. Calcitrapa.* t. 31. *Valer. orbiculata, floribus monandris subcalcaratis, foliis inferioribus petiolatis cordato-orbiculatis denticulatis.* Auf Cypern. t. 32. *Valer. Dioscoridis, floribus triandris, foliis omnibus pinnatis, radicalium foliolis ovatis dentato repandis, radice tuberosa.* Diess ist das Φοῦ *Diosc.* I, 3., die wichtigste Pflanze in diesem ersten Heft. Dioskorides Beschreibung und diese Figur passen genau zusammen; die Wurzel knollig, wie ein kleiner Finger stark; die Blätter gleichen denen des *Smyrnium Olus atrum* (ἱπποσέλινον) [nicht ganz]; die Blüthen klein und fleischfarben. Diese Wurzel hat einen viel angenehmer gewürzhaften Geruch, als unser Baldrian. Da *Val. Phu L.* gar nicht in Griechenland und Kleinasien wächst, Dioskorides aber seiner Pflanze ausdrücklich Pontus als Vaterland anweiset: so verschwindet jeder Zweifel, wenn man liest, dass *Hawkins*, *Sibthorps* Begleiter, diess Gewächs in Lycien fand. t. 34. *Valer. vesicaria.* t. 35. *Crocus aureus, stigmate incluso trifido, lobis sublinearibus denticulatis, radicum tunica membranacea.* Ist *C. vernus mosiacus primus. Clus. pannon.* 228. t. 36. *Ixia Bulbocodium.* Hiebey führt der Vf. *Sisyrinchium Theophrasti Columna.* an, ohne sich zu bestimmen. Aber Theophrast's σισυρίγχιον (*hist.* 7, 13.) ist sicher *Iris Sisyrinchium* t. 42., die der Vf. auch als sehr gemein in Griechenland angiebt. Denn Theophrast sagt ausdrücklich, es sey der Zwiebel eigen, nach oben sich zu vermehren (τὸ ἄνω αὐξάνεσθαι). Das Gegentheil geschieht bey *Ixia Bulbocodium.* Von *Gladiolus communis* ist tab. 38. eine schöne Abart mit weisser Unterlippe, auf welcher die mythischen *VV* oder *AA* des Hyacinthus sehr zierlich zu sehn sind. *Bauer* fand diess interessante Gewächs auf Cypern, und *Sibthorp* machte eine eigene Art: *Glad. triphyllus* daraus, weil die Blätter auch viel schmaler sind. Rec. ist überzeugt, dass *Nikanders* ὑάκινθος (*Athen. dipnos.* 15, p. 683. *Casaub.*) eigentlich diese Abart ist. Von Nikander entlehnten den Mythos die spätern, und die römischen Dichter trugen ihn auf den in Italien gewöhnlichen *Gl. communis* über. tab. 41. *Iris tuberosa.* Hier ist der Vf. offenbar im Irrthum, wenn er diess Gewächs für die λογχῖτις *Diosc.* 3, 161. hält. Der alte Pflanzenforscher sagt: „Die Blumen sehn den Hüten oder den Larven der Schauspieler ähnlich, sind von dunkler Farbe; aus ihrer Oeffnung hängt ein weisses Zünglein hervor. Die Samenkapsel ist dreykantig und der Same spitzig, wie eine Lanze." Diess alles findet sich durchaus nicht bey der *Iris tuberosa.* Bloss die Farbe der äussern Kronenblätter ist dunkel; die Samen sind rund und platt, keinesweges lanzetförmig. Die λογχῖτις *Diosc.* ist ohne Zweifel *Serapias Lingua*, wie *Cesalpini* (10, 21.) zuerst, und dann *Columna* (*ecphras.* 1, t. 322.) erwiesen. tab. 43. *Schoenus mucronatus.* Hier hätte ὁλόσχοινος *Theophr.* und *Diosc.* angeführt werden sollen. t. 44. *Cyperus comosus, culmo triquetro nudo, umbella foliosa, spiculis linearibus longissimis, tuberibus ovatis.* Hiezu hätte κύπειρος ὁ ἕτερος *Theophr. hist.* 4, 11. gehört: denn die Knollen sind gewürzhaft. t. 45. *Cyperus radicosus, culmo triquetro nudo, umbella foliosa, spiculis lanceolatis, foliis patentissimis rigidis recurvis.* t. 46. *Cyp. difformis.* t. 49. *Cyp. mucronatus.* t. 50. *Scirpus dichotomus.*

Die Kupfer sind, wie man von *Bauer's* und *Sowerby's* Kunst erwarten wird, unvergleichlich. Mit Sehnsucht sehn wir der Fortsetzung entgegen.

GESCHICHTE.

Marburg, in d. akadem. Buchh.: *Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit.* Als Handschrift für seine Zuhörer herausgegeben von D. *Ludwig Wachler*, Consistorialrathe u. Prof. d. Theologie u. der histor. Wissensch. zu Marburg. 1806. IV u. 242 S. 8.

Der verdienstvolle Vf. ist so glücklich, seinen Vorlesungen über dieses Lehrbuch drey halbe Jahre widmen zu können, welches von dem Eifer zeugt, den er bey seinen Zuhörern zu beleben weiss, einem Eifer, der nicht auf jeder Universität einheimisch ist. Dieser Umstand hat wohl vorzüglich darauf Einfluss gehabt, dass man hier die Data mehr *rubrikenmäßig* hingestellt, als weiter ausgeführt findet, indem der Vf. bey einer sorgfältigen Erläuterung in seinen Vorlesungen dessen nicht bedurfte. Er wollte

seinen

seinen Zuhörern nichts mehr als einen blossen Leitfaden in die Hände geben, der ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen sollte. Dieser Zweck ist auch möglichst erreicht, und wird bey einer neuen Auflage noch mehr erreicht werden. Ueberhaupt billigt Rec. die Grundsätze sehr, von welchen der Vf. bey seinen Vorträgen ausgeht. „Wissbegierde, sagt er in der Vorrede, und Forschungsgeist sollen durch Andeutungen und Aussichten gereizt, die den muthigen und verständigen Fleiss lohnende Ausbeute soll an einzelnen Beyspielen bemerklich gemacht, und zum Quellenstudium, zur Kritik, und zum vernünftigen Skepticismus soll Anleitung gegeben werden." Die Literatur ist nur sparsam angebracht, welches wir nicht missbilligen, da der Schwall von Quellen und Hülfsmitteln den Zuhörer nur in Verwirrung setzt. — Wie gewöhnlich macht der Vf. *drey* Hauptabtheilungen. I. *Alte Geschichte*, von Moses bis auf den Untergang des weströmischen Reiches, 1500 Jahr vor Christo, bis 476 nach Chr. II. *Mittlere* Gesch. bis zur Entdeckung Amerika's, von 476 — 1492. III. *Neuere* Gesch. bis auf unsere Zeiten. — Für die beiden letzten Abtheilungen hat er noch besondere *Grundrisse* entworfen, die eine Art von Tabellen sind (S. 196 — 242.).

Dass in einem Buche, welches alle Zeiträume der Geschichte umfasst, manches vorkomme, worin der Beurtheiler nicht einerley Meinung mit dem Vf. ist, kann nicht befremden. Zum Beweise, dass Rec. mit Aufmerksamkeit gelesen, legt er dem würdigen Vf. einige Stellen, die ihm auffielen, zur weitern Prüfung vor. S. 51. heisst es: „Fixirung der militärischen Politik des röm. Staates. *Einführung des Truppensoldes; Anfang der stehenden Armee. Die Armee bestand anfänglich aus* 4 *Legionen*, (*zu* 4000 *Infant. und* 300 *Kavallerie*), *und kostete ungefähr* 329000 Thlr. (?) der Betrag für Weizen, Kleidung und Waffen vom Solde abgezogen." An eine *stehende* Armee ist in diesen Zeiten noch nicht zu denken. Wenn man in's Feld rücken wollte: so wurde, nach dem Herkommen, der *delectus* gehalten, und der *Sold*, der im J. Roms 349. zum ersten Mal gereicht wurde, änderte in jener Verfassung nichts ab, wie man aus der Beschreibung der folgenden Kriege bey den römischen Historikern ersieht. Der Sold wurde bloss zur Unterstützung für die ärmere Klasse eingeführt, welche vor diesem Zeitraume, wie jeder andere römische Bürger, auf eigene Kosten dienen musste. Livius sagt diess ausdrücklich L. IV, 59.: „der Senat beschloss: *ut stipendium miles de publico acciperet, quum ante id tempus de suo quisque functus eo munere esset.* Das Folgende: „*Die Armee bestand anfänglich*" u. s. w. verdient ebenfalls eine Berichtigung: denn die Stärke der ins Feld rückenden Truppen war niemals gleich. Noch schwieriger möchte die Berechnung des Soldes für jene Zeiten seyn. Denn *Silber* wurde damals, als die Truppen zum ersten Mal Sold empfingen, noch nicht gemünzt (wie Livius IV, 60. sagt: *et quia nondum argentum signatum erat, aes grave plaustris quidam ad aerarium convehentes*) und scheint überhaupt damals bey der Bezahlung des Soldes nicht gebraucht worden zu seyn; das *aes grave*, oder das *Kupfer* aber, welches man theils gemünzt hatte, theils zuwog, ist, seines fallenden und steigenden Werthes wegen, viel schwerer zu berechnen. Was aber die Schwierigkeiten vermehrt, ist, dass bey dieser Gelegenheit von keinem röm. Schriftsteller, soviel sich Rec. erinnert, erwähnt ist, wie viel jeder einzelne Fussgänger von jenem *aes grave* täglich oder monatlich erhalten habe. In spätern Zeiten bekam der Fussgänger nach *Polyb.* VI, 37. zwey Obolos. — Auf eben dieser Seite (51.): „Finanzwesen. Einnahme: directe Steuern (Tributa), nach dem Vermögenszustande bey eintretenden Staatsbedürfnissen ausgeschrieben, *wahrscheinlich lange nicht in Geld geleistet.*" Aus dem oben angeführten Kapitel des Livius erhellet, dass die Steuer oder der Tribut, den man zum Behufe des Soldes ausgeschrieben hatte, in *Gelde* entrichtet wurde. *Indicto jam tributo*, heisst es, *patres bene coeptam rem perseveranter tueri, conferre ipsi primi*, und weiter hin *aes grave plaustris ad aerarium convehentes.* Wir führen mit Fleiss diese Stelle an, vieler anderer nicht zu erwähnen, weil der Vf. einige Zeilen vorher des *Soldes* gedacht hatte. S. 108.: „die *Germanen* scheinen bey einer allgemeinen Bewegung der Völkerstämme, *vom Ocean herauf*, theils an dem Süduser der Donau, theils am rechten Rheinufer, theils im Innern des Landes sich niedergelassen zu haben, theils über den Rhein gegangen zu seyn. Die Dunkelheit in ihrer ältesten Geschichte wird nie aufgehellt werden. Die Römer machten ihre Bekanntschaft, als die Teutonen, aus dem Küstenlande an der Nord- und Ostsee, am Rheine herauf nach den Pyrenäen, und neben ihnen die Cimbern an der Donau herauf bis zu Italiens Gränze 113. v. Chr. vordrangen" u. s. w. In dieser Stelle scheinen Rec. mehrere Unrichtigkeiten zu liegen. Zuerst ist der Ausdruck: *vom Ocean herauf*, so unbestimmt, dass man sich wundern muss, denselben vom Vf. gebraucht zu sehen. Aus den Beysätzen indessen vermuthet Rec., dass der Vf. annimmt, die Germanen seyen von Süden her gekommen. Das letzte aber läuft den bekannten Angaben bey den Alten so entgegen, dass wir nicht beypflichten können. Ferner machten die Römer nicht zuerst im J. 113. v. Chr. Bekanntschaft mit den Germanen beym Vordringen der Cimbern und Teutonen, wie auch in andern Handbüchern und Compendien angeführt wird, sondern schon im J. Roms 531., wo der Consul Marcellus die Gallier, Insubrier und Germanen schlug. Es heisst nämlich in den *Fastis Capitolinis* bey diesem Jahre: *Marcellus Cos. de Galleis. Insubribus. et Germaneis. isque. spolia. opima rettulit.*

Doch der Vf. bedarf solcher Winke nicht, um bey einer neuen Auflage alle Aufmerksamkeit darauf zu richten, seinem Buche diejenige Vollkommenheit zu geben, nach welcher er unablässig zu streben scheint.

Wien,

Wien, b. Rehms W.: *Sitten und Gebräuche der Römer.* Durch die Geschichte und in Kupfern dargestellt von *J. Carl Unger.* — *Erster* Band, bestehend in sechs Heften. 1805. 8. mit Kpfrn. Das einzelne Heft gegen 4 Bogen. (4 Rthlr.)

Der Vf. wollte in dieser Schrift durch Aushebung auffallender Züge aus der Geschichte zur lebendigen Ansicht der röm. Sitten führen, und auf diese Art nicht nur den kalten Verstand, sondern auch das Herz des Lesers beschäftigen. „Unter dem Bilde des handelnden Römers soll, nach des Vfs. Ansicht, die Jugend unsere eigenen Sitten vergleichen und beurtheilen lernen; und da der Mensch überall, zu allen Zeiten und unter jeder Verfassung in Ansehung seiner körperlichen und geistigen Aeusserungen, wenigstens im Allgemeinen, sich gleich bleibt: so kann es auch nicht an Folgerungen fehlen, die sich aus der nützlichen Betrachtung jener Triebfedern, die den Römer zuerst so herrlich gross, und dann so verächtlich klein machten, ergeben müssen." Der Vf. hat seine Gegenstände so bearbeitet, dass dieses letztere bey jungen und selbst ältern Lesern durch die Lectüre dieser Schrift leicht bewirkt werden kann. Ob sie gleich kein systematisch geordnetes Ganze ist: so stellt sie doch die Sitten und Gebräuche der Römer so gut, und zum Theil auch so lebendig dar, dass sie ihres Eindrucks nicht verfehlen —; belehren und unterhalten wird. Studirenden und auch ältern Lesern aus den gebildeten, wenn gleich nicht gelehrten, Klassen kann sie empfohlen werden. Zu loben ist es, dass der Vf. die nöthigen Citate vom Texte entfernt und hinten angehängt hat. Jedes Heft behandelt nur Einen Gegenstand aus der Geschichte der römischen Sitten, und ist mit zwey Kupfern geziert, die gut gewählt und brav ausgeführt sind. Der Stil des Vfs. ist leicht, und hie und da blühend; an Provincialismen fehlt es zwar nicht, aber sie kommen hier seltner, als bey andern östreichschen Schriftstellern vor. So wie die meisten von diesen, so verbindet auch Hr. *Unger* das Vorwort *ohne* nicht mit dem Accusative, sondern dem Dative. Stimmen wir gleich übrigens in manchen Ansichten mit dem Vf. nicht überein, und wäre auch manches in historischer Hinsicht zu berichtigen: so wünschen wir doch, dass diese Schrift guten Absatz finde, und lieber gelesen werde, als so manches schale und geschmacklose Product, was die Absicht, zu unterhalten, ankündigt, so schlecht die Unterhaltung auch seyn mag.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Frankfurt a. d. O.*, b. Apitz: *Gedächtnissübungen oder Auswahl einiger kurzerklärten biblischen Sprüche und denselben beygefügte Liederverse über die wichtigsten Lehren und Vorschriften des Christenthums*, wie auch *einiger kurzen Denksprüche und Gebete zum Gebrauche in Schulen.* Herausgegeben von *C. F. W. Herrosee*, königl. Hofprediger und Inspector in Züllichau. (ohne Jahrz.) 54 S. 8. — Das Büchelchen entstand aus einer Anleitung, welche der Vf. zum Gebrauche der Zöglinge im Schullehrerseminar in Züllichau entworfen hatte; zu Nutz und Frommen auch für andere Schullehrer übergab er sie dem Drucke. Den Inhalt giebt der weitläuftige Titel vollständigst an. Das Ganze ist in zwey Jahrgänge getheilt, so dass auf jede Woche ein erklärter (mehr paraphrasirter) Bibelspruch, und ein oder einige Liederverse (aus dem Berliner Gesangbuche) kommen. Das ganze Verdienst einer solchen Arbeit besteht darin, dass die Sprüche nützlich, die Liederverse dazu passend gewählt, und die erstern kurz, richtig und deutlich erklärt worden sind. Gegen das Nützliche in der Wahl der Sprüche in dieser Sammlung hat Rec. nichts einzuwenden; sie sind unter gewisse Rubriken gebracht, welche alle zur christlichen, praktischen Religions-Erkenntniss gehören; nur in Ansehung der Kürze und Deutlichkeit empfehlen sich nicht alle Erklärungen derselben. Wie weitläuftig, und eben dadurch undeutlich, ist nicht gleich der erste Spruch über *Daseyn Gottes* (Röm. I, 19. 20.) erklärt, wenn es heisst: „*Dass man weiss, dass Gott sey* (das Daseyn eines Gottes) *ist ihnen* (auch solchen Menschen, die keinen schriftlichen Unterricht darüber empfangen hatten, auch den Heiden) *offenbar* (bekannt geworden): *denn Gott* (selbst) *hat es ihnen offenbaret, damit, dass Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewge Kraft und Gottheit, wird ersehen* (denn ist Gott selbst, seiner Gestalt und Beschaffenheit nach, auch gleich unsern Augen unsichtbar, so liegen uns doch seine Werke vor Augen, aus welchen das Daseyn und die unendliche Macht und Hoheit Gottes) *so man es wahrnimmt* u. s. w. (sobald man nur darauf achtet, sehr leicht und sicher erkannt werden kann) *also, dass sie* (auch selbst die Heiden, wenn sie etwa über das Daseyn Gottes unwissend geblieben wären) *keine Entschuldigung* (ihrer Unwissenheit) *haben* (würden).

Berlin, b. Maurer: *Grundsätze und Bekenntnisse zum* Gebrauch *beym christlichen Religionsunterricht für Confirmanden.* Entworfen von *C. F. W. Herrosee*, kön. Hofpred. u. Insp. zu Züllichau. 1805. 75 S. 8. (4 gr.) — Der Vf. versichert in der Vorrede, dass die Religion Jesu in der Zusammenstellung ihrer Nothwendigkeit und Wirksamkeit, die er in diesem Unterrichtsbuche beabsichtigt und ausgeführt habe, seinen Confirmanden jederzeit sehr wichtig, und ihm selbst von Neuem sehr hochachtungswerth geworden sey. Rec. will das gern glauben, kann aber nicht sagen, dass er den Plan des Vfs. ganz neu und einzig gefunden, oder sich gedrungen gefühlt habe, ihn dem Gange anderer würdigen Männer in dergleichen Lehrbüchern weit vorzuziehen. Nachdem nämlich der Vf. in der Einleitung von der Bestimmung des Menschen, und von der Religion als Hülfsmittel, sie zu erreichen, geredet, und eine kurze Geschichte Jesu, als des Stifters der christlichen Religion, so wie dieser und der Reformation gegeben hat, giebt er dem *ersten* Abschnitte seines Unterrichts die Ueberschrift: *Die Religion macht mich weise*, in welchem er das Hauptsächlichste der Glaubenslehren, beständig in praktischer Hinsicht, so wie in dem *zweyten* Abschnitte: *die Religion macht mich gut, und befestigt mich zugleich im Guten*, die Sittenlehre des Christenthums zusammenfasst, und endlich mit dem weit kürzern, aber auch in der That durch die vorhergehenden ziemlich entbehrlich gemachten Abschnitte schliesst: *Die Religion macht mich froh, zufrieden, getröst und glücklich.* Ueberall sind die angeführten Schriftstellen nach der angezeigten Methode des Vfs. erklärt; das Ganze ist wohl geordnet, und der Vortrag deutlich und leicht verständlich: so dass die Arbeit des Vfs. immer verdient, von denjenigen, welchen es um ein gutes Buch zum Religionsunterrichte für Confirmanden zu thun ist, mit auf die Wahl genommen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Junius 1807.

STATISTIK.

Paris, b. Agasse: *Essai historique sur le commerce et la navigation de la Mer-Noire*, ou voyage et entreprises pour établir des rapports commerciaux et maritimes entre les ports de la Mer-Noire et ceux de la Mediterranée. Ouvrage enrichi d'une carte etc. An. XIII = 1805. XVI u. 300 S. 8.

Der Vf., ein Kaufmann in Marseille, giebt Nachricht von dem durch ihn unter dem Schutze der französischen Regierung eingeleiteten Handel nach den russischen Häfen, im schwarzen Meere, und den mancherley Vortheilen die daraus seinem Vaterlande zuwachsen können. Man kann das Buch in dem gegenwärtigen Zeitpunkte (April 1807.) nicht lesen, ohne innig zu bedauern, dass der Krieg die wohl berechneten kaufmännischen Speculationen, die den Wohlstand in zwey grosen Reichen befördert haben würden, wenigstens eine Zeitlang gehemmt hat. Obgleich aber der Kaufmann auf seinen Comptoir es zur Zeit nicht brauchen kann: so wird es doch in der Bibliothek eines Statistikers eine ehrenvolle Stelle bekommen. Der Verlust, den verschiedene Eigenthümer der Schiffe und Ladungen bey dem Handel nach dem schwarzen Meere erlitten hatten, bewog den Vf. die merkantilischen und nautischen Nachrichen, die er sich auf seinen Reisen in Polen und Russland und während der Zeit, dass er mit den südlichen Gegenden dieser Länder Handlung trieb, sammelte, und deren Unkunde jenen Verlust hauptsächlich herbey gezogen hatte, bekannt zu machen. Das Ganze ist in 54 Kapitel abgetheilt, aus welchen wir nur einige Haupt-Momente ausheben wollen. Bis 1774, oder den Frieden von Kainardgy, den Russland mit der Pforte schloss, waren die Türken seit 1476. als sie Caffa eroberten, die einzigen, welche das schwarze Meer beschifften. Der Vf., der um jene Zeit sich in Constantinopel aufhielt, welche Stadt er nach einem zehnjährigen Aufenthalt 1781. verliess, war auf die Veränderung in dem Commerz, wodurch Constantinopel mit Cherson und Taganrock in Verbindung gekommen war, und russische Waaren einen mehr ausgedehnten Verschliess bekommen hatten, aufmerksam geworden, und so wohl der französische als russische Gesandte ermunterten ihn, einen Plan über die zwischen dem südlichen Russland und Frankreich zu eröffnenden Handlungs-Verbindungen auszuarbeiten; der Plan erhielt den Beyfall der französischen Minister, und der König von Frankreich gab dem Vf. Geld zu einer Reise in Polen und Russland, um sich von dem Lokalen und den etwanigen Hindernissen des Handels zu unterrichten. Der Vf. bereisete darauf die Krim oder Taurien. Cherson, das 1778 neu angelegt war, hatte schon 1781., als der Vf. hier war, grosse Summen gekostet, um die Luft, die durch die benachbarten Moräste verpestet wird, zu reinigen. Die ersten Schiffe die hier landeten, kamen aus Constantinopel, und verkauften ihre Ladungen von Orangen, Citronen, Baumöl, Weine u. a. um baares Geld, weil sie keine russischen Producte zum Gegentausch antrafen. Erkundigungen, die der Vf. einzog und die ihm bereitwillig mitgetheilt wurden, belehrten ihn, dass die Exporten und Importen dieselben seyn könnten, die in den Häfen der Ostsee sind, ja dass die Güter aus dem Inneren Russland leichter nach Cherson als nach einem Hafen an der Ostsee gebracht werden können. Wenn man *Storch's* hydrographische Karte von Russland ansieht, und die Mehrheit der Gewässer, die dem schwarzen Meere zufliessen, bemerkt, so wird man sehr geneigt, dem Vf. Recht zu geben. Ueber die Handlung der Städte, die zwischen Cherson und Petersburg liegen, werden einige Notizen mitgetheilt. Der Handel von Constantinopel nach Taganrock hat zwar Schwierigkeiten, die der nach Cherson nicht hat, indessen auch an der andern Seite Vorzüge. Alles Eisen und Caviar beziehet Constantinopel seit 1774. aus Taganrok. Die Masten aus Kasan könnten auf Flössen nach Caffa gebracht werden, wenn der Kanal zwischen der Wolga und dem Don, den schon Peter der Grose projectirte, zu Stande gekommen wäre. In diesem Falle, meynt der Vf., könnte auch Taganrok eine Niederlage der persischen und indischen Waaren für Europa werden. In Petersburg, wohin er noch in demselben Jahr, als er von Cherson abgereiset war, kam, überreichte er dem Feldmarschall Potemkin und dem Grafen Woronzow einen Plan, wie dem Handel von Cherson Lebhaftigkeit zu verschaffen wäre. Die Kaiserin Katharina II. durchlas selbst den Plan, und machte Bemerkungen dazu, die der Feldmarschall beantwortete. Die Erlaubniss, dass die in den Häfen des schwarzen Meers sesshaften Ausländer die russische Flagge auf ihren Schiffen wehen lassen möchten, fand die meiste Einrede, und die Kaiserin antwortete nur darauf, dass mit der Zeit alles geschehen sollte. Ihm allein wurde es vergönnt, sich unter den kaiserlichen Schiffen eine Fregatte auszusuchen, die zu einem Kauffahrteyschiffe taugte, und sie zu befrachten. Der Handel mit Holz und Korn, der bisher verboten war, wurde frey gegeben, ein Zoll-Tarif für die Häfen und Gränzörter des Reichs bekannt gemacht, und ein Bank-Comptoir zur Auswechselung der Assignationen oder Banknoten gegen Kupfer in Cherson errichtet. Nach seiner Rückkunft in Cherson 1782. erhielt

hielt er das Bürgerrecht, richtete sein Handlungshaus ein, und übertrug die Geschäfte seinem Bruder und dessen Compagnon. Denn er selbst reisete nach Warschau, um wegen des mit den südlichen Provinzen von Polen zu treibenden Handels Nachricht einzuziehen. Die Einschränkungen und Hindernisse, die Preussen und Oestreich dem polnischen Ausfuhr-Handel in den Weg gelegt hatten, machten es für die Polen sehr wünschenswerth, dass sie an der Küste des schwarzen Meers Abnehmer ihrer Produkte fänden, und es konnten der Niester, Bog und Nieper zu diesem Zweck benutzt werden. Der König von Polen unterhielt sich selbst hierüber mit dem Vf., und gewährte ihm alle seine Bitten, die auf den neuen Handlungsweg Bezug hatten. Auch die russische Kaiserin begünstigte ihn, so weit als der gemeinschaftliche Vortheil von Russland und Polen dadurch befördert werden konnte. Bald nach des Vfs. Abreise wurde zu Bohopol eine Post errichtet, die mit der zu Olviepol auf russischem Gebiete in Verbindung treten sollte. Er begab sich von Warschau nach Versailles, legte den Ministern de Castries und Vergennes die Schriften vor, die er in Russland und Polen übergeben hätte, mit einer Uebersicht seines Benehmens, und der Hoffnung die er sich von dem Handel verspräche. Die Bitten, die er seinem Könige vorgetragen hatte, wurden bis auf eine um Verkürzung der Quarantäne-Zeit für die aus dem schwarzen Meere ankommenden Schiffe gewährt. Von dem Fürsten Potemkin erhielt er 1784 u. 1785. mehrere Pässe für seine Schiffe, damit sie mit der russischen Flagge segeln durften. In Toulon kaufte er fünf Schiffe, und zwey davon segelten 1784. beladen mit Gütern mancherley Art nach Cherson. Sie waren die ersten, die gerades Weges aus dem mittelländischen ins schwarze Meer giengen, und die Vortheile des Commerztractates benutzten, der 1783. zwischen der Pforte und Russland geschlossen wurde. Gleich nachdem durch diesen Tractat Russland das Recht erhalten hatte, auf dem schwarzen Meere, und aus demselben in das Mittelmeer zu segeln, anderer Vortheile hier nicht zu gedenken, begehrte Oestreich 1784. ein gleiches für seine Schiffe und erhielt es. Die für Rechnung des Vfs. nach Cherson abgehenden Capitäns erhielten von ihm die Weisung, keine Waaren in Constantinopel zu verkaufen, weil dieser Handel der französischen Flagge vorbehalten bleiben sollte, und auch über andere Punkte Instruction und Notizen. Der Vf. hatte das Vergnügen, dass vier Schiffe aus Cherson 1784. nach Marseille zurück kamen, die Hanf, Weizen, Roggen, Unschlitt, und Proben von Pottasche, Honig, Wachs, Schweinsborsten, Häuten u. s. w. am Bord hatten. Am meisten bemühete er sich, das Arsenal in Toulon mit den nöthigen Masten und Hanf zu versehen. Jener Artikel wurde aus Privatwäldern in Ukraine oder Litthauen geholt, und nicht eher als nach geschehener Ablieferung in Cherson oder dem nahen Glubok bezahlt, dieser aus Staradub oder Briansk. In dem Laufe des J. 1785. setzten sich mehrere auswärtige Handlungshäuser in Cherson nieder, und trieben Handlung mit Polen, oder auf der Donau, oder mit der Türkey. Durch dieses Leben kamen auch russische Kaufleute in die Stadt. Ein Mastmeister wurde 1785. von Toulon nach Litthauen geschickt, der auf dem Gute des Fürsten Poniatowsky zu Bobruisk an dem Flusse Beressina Mastbäume aussuchte, fällen, und auf Flössen diesen Fluss und den Nieper hinunter nach Cherson transportiren liess. Die Fahrt dauerte 57 Tage. Der Mastmeister, der einen lesenswürdigen Bericht über die Fahrt aufgesetzt hat, glaubt, dass sie leicht in 40 Tagen vollendet werden könnte. Die Mastbäume wurden in Toulon von derselben Art als die von Riga gebrachten befunden, und waren doch viel wohlfeiler als jene. Der Handel wurde lebhafter, und der Vf. schickte zwey Brüder nach Cherson, die in der polnischen Ukräne sich niederlassen sollten, nebst geschickten Handwerkern, die das Einsalzen des Rindfleisches, das Fassbinden, das Unschlitt machen, und die Direction der Flösse verstanden. Jetzt nahmen schon mehrere an dem Handel Antheil, und 1785. giengen 20 Schiffe von Marseille nach Cherson, und 15 kamen von Cherson in Marseille an. Der Vf. erhielt 1786. die Ehre, für sich und seine Erben in den Adelstand erhoben zu werden. Wie sehr er sie verdient habe, beweiset auch die Einladung des französischen Gesandten in Petersburg, ihm bey Abfassung des zwischen Frankreich und Russland zu schliessenden Handlungs-Tractats mit seinen Einsichten persönlich zu helfen. Er begnügte sich damit, ihm schriftlich einige Bemerkungen mitzutheilen, und der Tractat kam 1787. zu Stande. Dieses Jahr raubte dem Vf. zwey Brüder, und andere bey seinem *Comptoir in* Cherson bedienstete Personen, die insgesammt an bösartigem Fieber starben. Die Sterblichkeit war so gross, dass der Handel nach einen gesunderen Ort verlegt werden sollte. Inzwischen brach 1787. ein neuer Krieg zwischen Russland und der Pforte aus, an welchem auch der deutsche Kaiser Theil nahm. Der Vf. wurde dadurch genöthiget, seinen Handel nach Cherson aufzugeben, und seine Brüder und die übrigen Personen, durch die er den Handel, zu welchem er 7 Schiffe ausgerüstet hatte, betrieben hatte, nach Frankreich zurück zu berufen. So bald der Friede 1792. geschlossen war, in welchem das Land zwischen dem Bog und dem Niester an Russland abgetreten, und der letzte Fluss zur Gränze des russischen und türkischen Reichs gemacht wurde, reisete der am Leben gebliebene Bruder des Vfs. wieder nach Cherson, an den auch 1792. Waaren aus Marseille geschickt wurden, gegen welche er andere zurück sandte. Allein die Kaiserin wurde durch die Decrete des National-Convents 1793. so sehr gegen Frankreich aufgebracht, dass sie die Einfuhr aller französischen Fabrikate verbot, und der Bruder des Vfs. sich nach Constantinopel begeben musste. Die Kaiserin starb 1796., und Paul I., ihr Nachfolger, publicirte 1797. einen Zoll-Tarif, der den Handel sehr beschränkte. Durch den Krieg zwischen Frankreich und der Pforte 1798. wurde der Handel auf dem schwarzen Meere aufs neue unterbrochen. Endlich erschien Bonaparte, der der zerrütteten Welt den Frieden gab. Oestreichsche Schiffe befuhren zuerst wieder 1801. das schwarze

Meer,

Meer, und der Vf. säumte auch nicht, seine alten Handlungs-Verbindungen zu erneuern, als Alexander I. mit Frankreich Frieden schloss. Aber der Krieg mit der Pforte legte dem Handel unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Sie wurden endlich gehoben durch den Frieden 1802., und jetzt waren die Speculationen der Kaufleute an der Küste des Mittelmeers auf die Häfen am schwarzen Meere gerichtet, um mit dem daselbst vorhandenen Vorrathe an Korn den Mangel in andern Reichen zu ersetzen. In dem J. 1803. segelten 900 Schiffe nach dem schwarzen Meere, nämlich 500 nach Odessa, 200 nach Taganrok und die übrigen nach Caffa, Kosolow und Sevastopol, die meisten mit Ballast beladen, weil man fürchtete, dass Waaren keinen Absatz finden würden. 815 von diesen Schiffen segelten noch in demselben Jahre wieder ab, grösstentheils mit Weizen *(blé)* beladen, 186 nach Triest, 144 nach Messina, u. s. w. Obgleich seit dem Frieden 1792., der das Gebiet, worauf Odessa, vorher Kojabey genannt, liegt, an Russland brachte, an diesem Orte der Handel blühender geworden war, als in Cherson, so hatte doch der Vf. sein Handlungshaus nicht von Cherson nach Odessa verlegt. Die meisten zu exportirenden Waaren kommen den Nieper herunter, und da Cherson an dem Nieper nicht weit von seinem Ausfluss ins Meer liegt, können sie hier wohlfeiler gekauft werden, als zu Odessa 180 Werste davon. Das Klima an jenem Orte hat sich gebessert, Lebensmittel und Hausmiethen sind wohlfeil. Nur stehet seinem Flor das seichte Wasser des Nieper an der Stelle, die man die Fuhrt bey Kisimis nennt, entgegen, wo keine Fahrzeuge, die mehr als 6 Fuss tief gehen, passiren können. Kaufleute und Schiffer haben daher Glubok an dem Ausfluss des Nieper als einen bequemen Handlungsort vorgeschlagen, worauf aber die Regierung zur Zeit noch nicht geachtet hat. Odessa, welchen Namen die Stadt 1796. erhielt, liegt sehr bequem für den Handel mit Bessarabien und für die Exportation der Producte aus den ehemals polnischen Provinzen Russlands. Hieher ist das Lazaret von Cherson verlegt, und hier muss auch der Einfuhrzoll für die Waaren, die nach Cherson gehen, erlegt werden. Importirte Waaren, die nach fremden Ländern durchgehen, bezahlen gar keinen Zoll. 1803. wurden so viele ausländische Waaren zur Consumtion für das alte Polen eingeführt, dass 1804. noch viele unverkauft waren. Obgleich die Einfuhr der gebrannten Wasser verboten ist, so darf doch Rum importirt werden, ist aber einer schweren Abgabe unterworfen. Mehrere englische Schiffe aus Malta holten 1804. Korn und gepökeltes Rindfleisch zur Verproviantirung jener Insel von hier. Die spanischen Piaster gelten ungefähr 160 Copeken. Man kann aber mehr bekommen, wenn man sie nach Moskwa schickt. Die meisten Lebensmittel und Brennholz sind sehr theuer. Da die Zahl der Häuser und Magazine der Volksmenge, die sich auf 9 bis 10,000 beläuft, wenig angemessen ist, so sind die Miethen sehr theuer. Schiffe in Odessa sind selten, und gewöhnlich miethet man in den Städten am Mittelmeere, wohin die Waaren gebracht werden sollen, die Schiffe, die sie aus Odessa abholen. Folgende Einrichtung verzögert die Expedition der Geschäfte auf dem schwarzen Meere. Alle Schiffe müssen vor Constantinopel anlegen, um sowohl der Pforte als dem russischen Minister die nöthigen Erklärungen zu geben, und die Pässe einzulösen. Obgleich der Aufenthalt nur von kurzer Dauer ist: so entstehet doch, ausser dass die Benutzung eines günstigen Windes verloren gehen kann, wegen der dadurch nöthig gewordenen Quarantäne in beiden Meeren ein Zeitverlust von 3 Monaten, wovon nur wenige Tage zum Löschen der Ladungen angewandt werden können. Vielleicht wird die Pforte hierin nachgiebiger, und die Spedition der Fahrzeuge so geschwinde geschehen als zu Helsingör, wo sie nur ein paar Stunden erfordert. Ausser der Türkey treibt Triest den stärksten Handel auf dem schwarzen Meere. Livorno und Genua haben gleich grossen Antheil daran. Corfu schickt Oel, Rosinen u. s., Messina Wein, Orangen, Citronen, Mandeln, Oel und andere Producte, erhalten dafür Korn, und bezahlen den Ueberschuss in baarem Gelde. Unglücklicher weise hemmte den Handel von Marseille nach dem schwarzen Meere der neue Krieg 1803. Dessen ungeachtet segelten dahin 1804. zehn Schiffe mit Wein und andern Waaren aus Marseille, und brachten russische Waaren zurück. Grössre Vortheile für den Handel verspricht sich der Vf., wenn dieser Hafen wieder zu einem Freyhafen erklärt, und mit der Gegenwart des Kaisers beehrt werden sollte. Endlich sind noch nautische Bemerkungen für die Seefahrer auf dem schwarzen Meere hinzugefügt. Ungern vermissen wir bey unserm Exemplar die auf dem Titel und in dem Buche angeführte Karte worauf 1) die innere Schifffahrt eines grossen Theils von dem europäischen Russland und dem ehemaligen Polen, 2) Europa, um die Wege des russischen Handels vermittelst des baltischen und schwarzen Meers nach den Häfen am Mittelmeere anzuzeigen, 3) die Katarakten des Niepers dargestellt sind. Wir fürchten fast dass sie noch nicht heraus gekommen ist. Denn Hr. *Ehrmann*, der diesen: *Historischen Versuch über den Handel und die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere*, oder Reisen und Unternehmungen um Schifffahrts- und Handels-Verbindungen zwischen den Häfen des schwarzen Meeres und denen des mittelländischen Meeres zu begründen. 1805. 184 S. — in dem 28sten Bande der *Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* übersetzt hat, hatte die Karte auch noch nicht gesehen, und erinnert, dass sie dem Buche nachfolgen sollte. Hr. *Ehrmann*, ohne es in der Vorrede zu sagen, hat das Buch an vielen Stellen abgekürzt. Dem Kaufmann, für den der Vf. hauptsächlich schrieb, würde es nützlich gewesen seyn, wenn Hr. *Ehrmann* die nach §. 40. S. 155. seiner Uebersetzung im Original noch vorkommenden Nachrichten von den russischen Münzen, Wechseln, Gewichten und Massen, die fingirten Rechnungen über Ankauf und Fracht von Korn, Hanf, schwarzer gewaschener Wolle, Unschlitt in Odessa, und über Verkauf von Kaffee, Champagner Wein und andern Weinen an demselben Orte mitgetheilt hätte. Andere weggelassene oder abgekürzte

kürzte Stellen übergehen wir mit Stillschweigen. Aber das können wir nicht verschweigen, dass die Eile, womit Hr. *E.* übersetzt hat, sich an mehreren Stellen nur gar zu deutlich offenbart. S. 53. *alle Arten von Getreide und Körnern* sollte heissen *Weizen und alle Kornarten: aux blés et à toutes sortes des grains.* Hr. *E.* übersetzt allenthalben *blé* durch *Getreide.* Es bedeutet *Weizen*, und an dieser Stelle wird es deutlich genug von andern Arten des Getreides unterschieden. S. 55. die französische Orthographie *Kiovie* war nicht beyzubehalten, sondern in *Kiow* oder *Kijow* zu ändern. *Palolien* ist ein Druckfehler statt *Podolien.* Bey Pocutien war zu erinnern, dass eine solche Woywodschaft nicht existirt, und dass die, welche der Vf. im Sinne gehabt hat, sich nicht bestimmen lässt. Allein Anmerkungen zu schreiben, verstattete die kurze Zeit nicht. Ebendas. statt *starke Leinwand* lies *grobe Leinwand, toiles grossieres.* S. 70. *Verbindlichmachung* ein undeutsches Wort statt *Verpflichtung.* S. 70. Z. 16. *der kaiserliche Bothschafter hatte verlangt, daß es ihm — zustehen müsse.* Nach der grammatischen Construction ist *ihm* auf den Bothschafter zu ziehen; es bezieht sich aber auf das vorhergehende Subject, den Kaiser. Das Original kann nicht missverstanden werden. S. 84. *die Ufer des Dniepers bestehen an dieser Stelle, die 19 Meilen lang und ungefähr den vierten Theil so breit ist, aus Felsen.* Demnach würde der Fluss 4¾ Meilen breit seyn. Eine ungeheure Breite, die sich aber nach dem Originale auf ¼ Meile reducirt, *elle comprend un espace de dix-neuf lieues, sur un quart de large environ.* S. 150. *die Pforte leidet es ungern, daß Rußland mehrere seiner Unterthanen an den Freyheiten Theil nehmen läßt, welche die russische Flagge in den ottomannischen Meeren genießt.* Wie kann die Pforte es übel nehmen, dass die den russischen Unterthanen bewilligten Vortheile von mehrern derselben genossen werden? Die Frage würde man nicht aufwerfen können, wenn Hr. *E.* mit einigem Nachdenken *ihrer Unterthanen* übersetzt hätte. Aus den Zeitungen ist auch bekannt, dass von Seiten der Pforte darüber Beschwerde geführt worden ist. S. 155. *Holz zu mosaischer Arbeit. Masqueterie* ist *eingelegte Arbeit;* Mosaisch oder richtiger Musivisch ist ganz anderer Art. S. 178. 180. hat Hr. *E. aterrer landen* übersetzt; es heist aber, sich zur See dem Lande nähern. — S. 181. Lächeln wird der Seemann über den Rath, bey entstandenem Sturm auf dem schwarzen Meere sich nach dem Kap (nach welchem?) zu begeben, bis der Wind sich gelegt hat. Wenn Hr. *E.* auch die Redensart *se mettre à la cape*, nicht verstanden hat, so durfte er doch nicht *la cape* mit *le cap* verwechseln. Der Vf. räth, dass das *Schiff beyliegen* soll. Diesen Ausdruck den Lesern zu erklären, halten wir für überflüssig. — Ebend. soll die Gestalt gewisse Schiffe verhindern, *das Kap zu halten* und zu laviren. Kein deutscher Seemann wird die Phrase verstehen, und Hr. *E.* wird selbst nicht sagen können, was er sich dabey gedacht hat. *Tenir la cape* ist eben so viel als *se mettre à la cape, beyliegen.* — S. 182. wird den Schiffern gerathen, die Lage worin sie sich mit dem Canal vor Constantinopel befinden, genau zu beobachten, weil wenn sie sich *dem Kap zu sehr nähern* würden, die Strömungen das Schiff werfen würden. Auch hier ist von keinem Kap die Rede, *si on mettait à la cape de trop près, wenn man zu nahe beylegte*, nämlich zu nahe an dem festen Lande. In der Nautik scheint Hr. *E.* nicht viele Stärke zu besitzen. Er versteht die französischen Kunstwörter nicht, und er gebraucht auch nicht die rechten deutschen. Er spricht irgendwo von Schiffen, die viel oder nicht viel Wasser *halten*, und er wollte sagen *ziehen.* Denn dieses Wort wird von Schiffen, die tief oder nicht tief ins Wasser gehen, gebraucht.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Kindestreue, Geschwisterliebe, Dankbarkeit und Edelmuth.* In merkwürdigen Scenen aus der neuesten Zeitgeschichte. Ein Sittenspiegel für Deutschlands Jugend. Von *Carl Lang.* (1806.) 138 S. 8. Mit color. Kpfn. nach franz. Originalen. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. stimmt in die Klage mit ein, dass der Deutsche Charakter mehr und mehr entarte und jene Kraft verloren habe, die ihn sonst auszeichnete. Nicht mit Unrecht behauptet er, dass man, wenn man in die jetzige Lebensweise eines sehr grosen Theiles der Deutschen tiefer eindringe, bey ihnen ein unruhiges Drängen und Treiben nach falschem, erkünsteltem Glück, ein Schwanken in Grundsätzen, Gleichgültigkeit gegen das *Heiligste*, und Verlust des Vertrauens zur eigenen *Kraft* bemerke. (Erscheinungen, die gegenwärtig nicht nur unter den Deutschen, sondern unter den meisten Völkern Europa's wahrzunehmen sind, und den Geist unsers Zeitalters charakterisiren.) Der Vf. ist ganz recht daran, wenn er wünscht, dass jeder Redlichgesinnte dazu beytragen möchte, die Würde eines edlen, festen, treuen Gemüthes der Jugend tief einzuprägen. Er versichert, diese Absicht liege seinem Buche zu Grunde. Man sollte, der Vorrede gemäss, erwarten, Hr. *L.* werde in demselben aus der Geschichte des Vaterlandes kräftige Beyspiele in einer kräftigen, das Herz ergreifenden Sprache aufstellen, und dadurch auf das Gemüth seiner jungen deutschen Leser zu wirken suchen. Diess geschieht indess nicht. Von Deutschen ist in seinem Buche nicht die Rede. Lauter französische Helden sind es, die er vorführt. Seine Erzählungen stützen sich — wie er in der Vorrede bemerkt, — auf Thatsachen, die aber erweitert sind, um das Ganze zu beleben, welche Erweiterungen oft Veranlassung zu nützlichen Bemerkungen herbey geführt haben. Rec. wird sich schwerlich irren, wenn er glaubt, dass die *zehn* in diesem Büchelchen enthaltenen Erzählungen aus dem Französischen übersetzt sind, was der Vf. wohl hätte bemerken sollen. Wäre die Darstellung in denselben lebendiger und kräftiger, die Sprache correcter und ein Theil des Inhaltes interessanter und wichtiger: so nähme dieses Büchelchen unter den besseren Jugendschriften einen Platz ein. Indess wird es auch so, wie es ist, keine unnütze Lectüre für die Jugend seyn. Die Kupfer sind nicht übel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Junius 1807.

CLASSISCHE LITERATUR.

Stuttgard, b. Löflund: *Philologie.* Eine Zeitschrift zur Beförderung des Geschmacks an griechischer und römischer Sprache und Literatur, und eines gründlichen Studiums derselben. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von M. *Carl Victor Hauff*, Prof. u. Prediger im Kloster Bebenhausen. *Erstes* Stück. 1803. 216 S. *Zweytes* Stück. 1803. 264 S. *Drittes* Stück. 1804. 184 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Nach einer sorgfältigen Entwickelung der Bedeutung, welche das Wort *Philologie* zu verschiedenen Zeiten bey den Alten gehabt hat, bestimmt der gelehrte Herausg. dieser schätzbaren Zeitschrift ihren Zweck dahin, dass sie, wie auch schon der Titel verheisst, das Studium des griechischen und römischen Alterthums befördern solle, nicht nur um der Sprache willen, in welcher die Schriften der Alten verfasst sind, sondern auch in Beziehung auf die Materie und die übrige, ihnen eigenthümliche, Form. Alles, was ihre Geschichte, ihre Gebräuche, ihre Gelehrsamkeit, ihre Ideen betrifft, alles, was irgend ein Mittel seyn kann, den Geschmack an dem classischen Alterthum zu beleben und eine umfassendere Einsicht desselben zu verschaffen, soll in die Gränzen dieses Instituts aufgenommen werden. Die vornehmste Rücksicht sollte, wie billig, den Werken der besten und schönsten Zeit gewidmet seyn, ohne aber doch die Schriftsteller einer früheren oder spätern Periode auszuschliessen. Dem wahren Philologen ist nichts unbedeutend. Auch die einzelnen Fäden, die das Alterthum verloren hat, gehören zu dem grossen Gewebe desselben, und es ist nicht Einer, an welchen sich nicht etwas Wissenswerthes anknüpfen liesse. Wie vieles ist nicht wohl ehedem als unnützes Bruchstück in den Winkel geworfen worden, das, von glücklichen Blicken entdeckt und aus dem Dunkel hervorgezogen, zur Grundlage oder Ausfüllung eines anziehenden Ganzen gedient hat!

Die richtigen Bemerkungen, welche der Herausg. über das Studium des Alterthums und die Bildung der Jugend durch dasselbe dieser vorläufigen Abhandlung eingewebt hat, beurkunden seinen Beruf zu dieser Unternehmung. Mit williger Anerkennung der mannichfaltigen Vortheile, die aus der im Ganzen misslungenen Umschaffung der Sprach- in Real-Schulen für den jugendlichen Unterricht erwachsen sind, erklärt er sich doch mit grossem Nachdruck gegen die Uebel der Gemeinnützigkeit, die man der jugendlichen Bildung zum Ziel stecken wollte. Zum Glück erkennt man an den meisten Orten den Schaden, der aus dem Blendwerke dieser Erziehungs-Reform hervorgeht, und man kehrt immer mehr und mehr, nicht aus Trägheit, sondern aus Einsicht des Bessern, zu dem alten Wege zurück. Noch ist nicht alles verloren, wenn schon vieles. Gewiss kann man nicht genug eilen, der Jugend jene überaus deutlichen, alles erklärenden, jede eigne Mühe bannenden, kraft- und geistlosen Kinderschriften aus den Händen zu winden, welche die Trägheit nähren und das erschlaffte Gemüth zuletzt, einem *caput mortuum* gleich, unempfänglich machen gegen jede fermentirende Idee. Sie haben ihr das düstre Heiligthum der Bibel verschlossen, die vordem oft allein hingereicht hat, Menschen gross und stark zu machen, und an ihrer Statt, ich weiss nicht, welche Geschichten von Fritzchen und Karlchen untergeschoben; sie haben den Homer verboten, der den Alten statt einer Bibel diente, und dafür Campens Robinson eingeführt. Was Wunder, wenn das heutige Geschlecht zu dem ältern in demselben Verhältnisse stände, wie Salzmann's menschliches Elend zu der Bibel, und der Robinson zum Homer? und wenn es noch nicht so weit gekommen ist, ist es das Verdienst der pädagogischen Ikonoklasten, oder derer, die, mit Verschmähung der weichlichen Kost, in die dunkeln Hayne des Alterthums flohen, um beym nüchternen Eichelmahl Stimmen der Götter und Helden zu hören?

Von ganzem Herzen unterschreiben wir das Urtheil des Vfs. (S. 24.) über den Verfall des Studiums der alten Literatur: „Nur der Mangel an Gelegenheit und Anstalten; völlige Niederdrückung des Geistes; Erstickung der Freyheit zu denken und zu handeln; Abstumpfung des Gefühls von dem, was schön, edel und wahr ist; gewaltsamer Widerstand, der den natürlichen Anlagen des Menschen geleistet würde; Geringschätzung aller Cultur und der dazu erforderlichen Mittel; Verachtung aller wissenschaftlichen Einsichten — nur diess ist im Stande, das Studium der alten Literatur so lange aufzuhalten oder zu verdrängen, bis sich der Mensch aus dieser traurigen Lage wieder empor gearbeitet hat, und sich äusserliche Umstände ereignen, die ihn von neuem erheben."

Wir zeigen die übrigen Aufsätze dieser Zeitschrift in der Ordnung an, in der sie die vor uns liegenden Hefte liefern. *Das erste Buch der Jahrbücher des Tacitus*, von Cap. 1—54., im *zweyten* Hefte fortgesetzt vom Prof. *Drück.* Was ursprünglich zum Privatgebrauche bestimmt war, wird hier öffentlich mitgetheilt, um zu zeigen, wie bey Uebertragung der Eigen-

genthümlichkeiten dieses Schriftstellers die Klippe der Modernisirung und peinlichen Anhänglichkeit an die Form des Originals vermieden werden könne. Uns scheint es, dass, wenn diese Ueberfetzung ihr Ziel auch noch nicht erreicht hat, sie dennoch durch weitere Ueberarbeitung dazu gebracht werden könne, lesbar und treu darstellend zu seyn. Vor allen Dingen aber müssen Affectationen getilgt werden, wie hier S. 55.: „Nicht Cinna's, nicht Sylla's Herrschaft war langwührig (langwierig); auch *Pompejus's* und *Crassus's* Macht ging bald an Cäsar, *Lepidus's* und *Antonius's* Heere an August über." Unverständlich ist uns der Schluss des 6ten Cap.: „es sey eigenthümlicher Charakter der Herrschaft, dass sie nicht anderst ihr rechtes Verhältniss habe, als wenn man nur Einem verantwortlich sey." *Ut non aliter ratio constet, quam si uni reddatur.* Eher möchte es heissen: "Es sey das Wesen der Monarchie, dass man, um zu bestehn, nicht mehr als Einem Rechnung ablegen dürfe." Auch der Schluss des 8ten Cap. ist misslungen. — *Mythische Vorstellungen von Seele und Geist, in Beziehung auf die nachmaligen philosophischen Begriffe von denselben*, vom Prof. *Bardili*. Der Vf. bemüht sich, zu zeigen, dass schon in den sinnlichen Vorstellungen, welche die ältesten Dichter von der Beschaffenheit der Seele geben, die Meinungen enthalten waren, welche die Philosophen späterhin über diesen Gegenstand aufgestellt haben. — *Beurtheilung der Schlachtrede des caledonischen Heerführers Galgacus*, in *Taciti Vit. Agric.* c. 30—32., vom Prof. *Pauli*. Indem der Vf. die Vortrefflichkeit dieser Rede im Allgemeinen anerkennt, glaubt er doch, den Schriftsteller tadeln zu müssen, weil er dem Barbaren römische Cultur und seine eigne Denkungsart geliehn habe. Uns dünkt, dass, wenn man einmal den alten Geschichtschreibern das Recht zugesteht, ihrer Erzählung durch erdichtete Reden pragmatischen Zusammenhang zu geben, man nicht sowohl *dramatische* als *epische* Wahrheit von ihnen verlangen müsse. Ist nur im Ganzen also der Charakter des freyheitliebenden Römerfeindes treu dargestellt: so darf man dem Geschichtschreiber über einzelne Sätze und Ausdrücke, die mehr ihm als dem Redenden angehören, eben so wenig den Process machen, als dem Homer über die epische Ausschmückung der Reden, die er seinen Helden in den Mund legt. — *Ad Franciam*, eine alcäische Ode vom Prof. *Drück*. — *Ueber die Elegie der Alten und die vornehmsten alten elegischen Dichter*, von *C. P. Conz*. Da sich hier dem Vf. die wichtige Frage darbot, ob alle Gedichte, die im elegischen Sylbenmasse gedichtet sind, auch deshalb elegisch genannt zu werden verdienen, und worin die mannichfaltigen Gedichte, die in dieser Form aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, zusammen stimmen: so hätten wir gewünscht, der Vf. möchte etwas tiefer greifen, als er gethan zu haben scheint, wenn er (S. 149.) eine Vermischung mehrerer Arten von Gefühlen als ein charakteristisches Merkmal der Elegie auszeichnet, und ihren Unterschied von der Ode also angiebt: „Die Empfindungen der Elegie sind von einem gemässigtern Grade: es seyen Empfindungen des Leids oder der Freude; wenigstens verschmähen sie mehr die Steigerung der Kunst, und den daher zu leitenden höhern Aufwand der Diction. Ein freyerer, mehr natürlicher Gang, eine ungeschmücktere Sprache, eine leichte Verknüpfung bey dem ungebundnern Laufe der Ideen nehmen wir mit Recht als Hauptmerkmale der Elegie an. Dadurch unterscheidet sich dieselbe hinlänglich von der Ode und von dem Liede, *zwischen welchen beiden sie mitten inne steht*." Diese Aufzählung von Merkmalen, wenn es auch damit seine vollkommenste Richtigkeit haben sollte, lässt uns über das Wesen der Elegie noch vollkommen ungewiss. Bey der Anwendung auf die elegischen Dichter des Alterthums findet der Vf., dass die Elegieen des Tyrtäos und Kallinos sich dem Wesen dieser Gattung nur in so fern nähern, als sie einzelne Züge der Schwermuth in sich fassen; doch könne man auch sagen, sie hätten mit dieser Dichtungsart auch noch einen freyen, kunstlosen Schritt und den Uebergang verschiedener Empfindungen in einander gemein. Bey den einzelnen Dichtern werden Proben in deutschen Uebersetzungen gegeben, in denen man die bekannte Gewandtheit des Vfs. nicht vermisst. — *Ueber die Worte des Turnus* beym *Livius* I, 50.: *ni pareat patri, habiturum infortunium esse*, vom Prof. *Franz*. Der Vf. hält die letzten Worte für Anspielung auf eine Gesetzformel, und übersetzt, nachdem er von der väterlichen Gewalt und dem Ausdruck *infortunium* gehandelt hat, „über den ungehorsamen Sohn ergehe die Strafe der väterlichen Gewalt." Wir sind überzeugt, dass der Vf. diese Worte in einem zu ernsten Sinne genommen hat. Turnus tadelt, nach seiner strengen Art, den Tarquinius, viel Zeit über eine Sache verloren zu haben, bey der eine gesetzmässige Untersuchung und Rechtserkenntniss gar nicht Statt finden dürfe; und um seinen Tadel zu schärfen, bedient er sich des comischen Ausdrucks der Drohung, *infortunium habeat*. Denn dass der Ausdruck comisch-hyperbolisirend sey, erhellt aus der von dem Vf. auch angeführten Stelle in *Terent. Adelph.* II, 2.: *si attigisses, ferres infortunium;* nach dem Gebrauche der griechischen Comiker: εἰ ἔθιγες, οἰμώξας ἄν. Nur nach dieser Erklärung schliesst diese politische Scene, wie sie schliessen soll, auf eine pikante Weise. — *Idee zu einer kurzen Darstellung der alten Literatur und ihrer vornehmlich neuern Bearbeitung — besonders zur Anordnung derselben in einer Zeitschrift*, von dem Herausg. Der Titel dieses Aufsatzes ist nicht gut entworfen. Der Vf. bemüht sich, die Unentbehrlichkeit literarischer Kenntnisse bey einem gründlichen Studio der Philologie zu zeigen, beurtheilt die verschiedenen Methoden, nach denen sie mitgetheilt werden können u. s. w. Diejenige, welche S. 185. empfohlen wird, möchte doch leicht zu unnützen Wiederholungen führen, wenn der Lehrer erst die ganze Reihe der alten Schriftsteller nebst ihren Ausgaben, und dann wieder besonders die Hülfsmittel zum Studium eines jeden angeben solle. Dieselbe Inconvenienz, und noch dazu eine nachtheilige Zerstückelung wird entstehen, wenn, wie der Vf. will, die Autoren scientifisch geordnet,

und

und doch bey jedem von den Eigenthümlichkeiten des Zeitalters, dem er angehört, gehandelt werden soll.

Das *zweyte* Stück eröffnen *Briefe an einen jungen Mann über Cicero's Bücher von den Pflichten*, vom Prof. *Bardili*. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass *Garve* bey seiner Bearbeitung dieser Schrift des *Cicero* mehr den Philosophen für die Welt, als den Fürsprecher eines der abstractesten Moralsysteme in den Augen gehabt habe. Um das, was jener nicht berührte, oder doch nicht sorgfältig genug erläuterte, zu ergänzen, verspricht der Vf. einen Ueberblick der stoischen Philosophie in ihrem Zusammenhange mit beständiger Hinweisung auf den so oft missverstandenen Sektenstil dieser Schule. Eine Probe hievon ist in diesem Briefe eine gründliche, überall mit den Stellen der Alten belegte Entwickelung der Begriffe von der Natur, dem höchsten Gute, der Vernunft. Schön und treffend ist (S. 33.) die Bemerkung über Cicero's Philosophieen: „Es ist merkwürdig, dass ein Cicero, der vorher, unstet in seinen philosophischen Ansichten, sich dem Probabilismus der neuen Akademie in die Arme geworfen hatte, nun doch zuletzt, als trostloser Patriot, unter den Trümmern seiner schönsten Plane, sich nach dem Stoicismus umsieht, und, dem Ende seines Lebens näher, als er selbst vermuthete, *gerade diesen* noch zum väterlichen Vermächtnisse für seinen Sohn bestimmt, gleich als ob er dem jungen Manne hätte zu erkennen geben wollen, alle Convenienz der Umstände, welche Kratipp, sein damaliger Lehrer zu Athen, als ein Meister in der peripatetischen Weisheit, zum Behufe der Tugend noch erheischen möge, sey durch *seine* Erfahrungen so ganz unzulässig befunden worden, dass er sie jetzt lieber, bey seiner Idee vom höchsten Gute, gar nicht mehr in Rechnung bringe; folglich sich von nun an mit der Stoa, und durch dieselbe mit seinem eignen Geschicke, einzuverständigen gedenke." II. *Juvenis ad rivum*, eine aus *Ramlers* lyrischer Blumenl. III, 21. übersetzte Ode von *Drück*. III. *Fortsetzung der Verdeutschung des ersten Buchs von Tacitus*, von Ebendems. IV. *Fortsetzung der Abhandlung über die Elegie der Alten*, von *Conz*, hauptsächlich von *Properz*, *Tibull* und *Ovid*; von keinem viel mehr, als das Bekannteste. In einem *Anhange* über die Göthe'schen Elegieen in den Horen verfolgt der Vf. den romantischen Faden, der sich durch diesen Kranz elegischer Amaranthen schlingt. V. *Zween Briefe von Markus Brutus an Cicero und Atticus*, vom Prof. *Märklin*. Der XVI. und XVII. der *Epistolarum ad Brutum*. Mehr eine geschmeidige Paraphrasirung, als eine, die volle Würde und Energie des Originals nachbildende, Uebersetzung. Es ist ein guter Gedanke des Uebers., vor die Worte: *quaerenda esse arma*, statt des Punctes nur ein Comma zu setzen, und sie als Nachsatz anzusehn; wodurch auch der nächste Satz: *scilicet, ut illo prohibito*, in eine bessere Beziehung mit dem vorigen kömmt. VI. *Ueber einige Charakterzüge der frühesten äsopischen Fabel, in Vergleichung mit einigen Regeln der Theorie*, von dem Herausg. Als einleitende Abhandlung zu einer künftigen Literatur der Fabel. Der Vf. zeigt auf eine befriedigende Weise, dass das Wesentliche der alten Fabel nicht die Moral, sondern ihre Uebereinstimmung mit dem wirklichen Vorfalle des menschlichen Lebens war, um dessen willen sie gedichtet wurde. Alles ist mit einem grossen Reichthum von Belesenheit ausgestattet, aber viel zu weitläuftig in der Entwicklung bekannter Sätze, und vorzüglich in Rücksicht auf den erwähnten Zweck über die Gränzen einer vorläufigen Einleitung schreitend. VII. *Euthyphron, ein platonisches Gespräch*, übersetzt von *Fr. Ast*. Der Vf. erklärt (S. 223.), dass für ihn und mehrere die Unechtheit dieses Gespräches entschieden sey; doch sey es das Werk eines redlichen Sokratikers. Die Gründe seines Glaubens giebt er nicht an. Aber echt oder unecht, immer hätte es in einem etwas straffern Stile übersetzt werden sollen.

Das *dritte* Stück enthält folgende Aufsätze: I. *Meierotto's und J. F. Fischer's Lehrart zusammengestellt und geprüft*. Ein Beytrag zur Methodik, vom Prof. *Pauli*. Diese Vergleichung ist um desto unterrichtender, da beide Schulmänner, bey übrigens gleichem Streben nach Gründlichkeit, dennoch in den meisten Dingen, welche die Methode betreffen, von einander abweichen. Der Vf. stellt ihr Verfahren in Contrast, indem er seine eignen Bemerkungen und Urtheile damit in Verbindung setzt, nach den verschiedenen Gegenständen des Schulunterrichts. II. *Zweyter Brief über Cicero's Werk von den Pflichten*. Nach einigen Bemerkungen über den Ausdruck *finis bonorum et malorum*, verweilt der Vf. bey einer Stelle des Cicero *de Off.* III, 3., wo er, nach dem Vorgange einiger von *Hieron. Wolf* angeführten Handschriften, lesen will: *convenienter naturae vivere, id habet hanc, ut opinor, sententiam, naturam cum virtute congruere semper; caetera autem, quae secundum naturam essent, ita legere, si ea virtuti non repugnarent.* Hr. *B.* hält *naturam*, was gewöhnlich fehlt, für einen nothwendigen Zusatz, wodurch er genöthigt wird, *legere* durch *legenda esse* zu erklären. Uns scheint es, dass Cicero gar wohl so schreiben konnte, wie ihn die gewöhnlichen Ausgaben schreiben lassen. Indem er die Uebereinstimmung der Begriffe von *natura* und *virtus* als bekannt voraussetzt, drückt er das Pflichtgebot der Stoa mit einem andern gleichgeltenden in gewöhnlicher Sprache aus, seinen Ausdruck mit einem urbanen *ut opinor*, ὡς ἔοικε, vorbereitend. Die Worte aber *cum virtute congruere*, die Hn. *B.* anstössig scheinen, weil man nicht sagen könne, *homo cum virtute congruit*, können ohne allen Anstoss so erklärt werden: *ita vivere, ut vita cum virtute congruat.* — III. *Oratio die principis natali VI. Nov.* 1799. *habita* a M. *F. F. Drück*, Professore. Der Redner setzt mit Nachdruck, aber nicht mit gänzlicher Unparteylichkeit, die Nachtheile auseinander, unter denen der Mittelstand in Rom seufzte. Im Ganzen stimmt die Darstellung des Vfs. überein mit einer Behauptung von *Heyne* (*Opusc. Academ.* T. III. p. 355.): *Nulla fuit Romanorum libertas, saltem nullus ejus fructus, nisi potentibus, nobilibus, opulentis; at ii, qui non nisi mediocribus fortunis* ute-

uterentur; *aut nullis*, *tam misera erant conditione*, *quam nostro tempore ii*, *qui in simili fortuna et loco constituti sunt*. *Quid? quod nemo nostrum est in mediocri fortuna constitutus*, *qui non libertate majore et meliore gaudeat*, *quam civis romanus e plebe* etc. IV. *Fortsetzung der Abhandlung über die äsopische Fabel.* Vorzüglich über die Veränderungen, welche die äsopische Fabel bey veränderten Zwecken erlitten hat; auch über den Unterschied des Bildes, der Handlung, des Beyspiels der Parabel; von den handelnden Wesen in der äsopischen Fabel u. s. w. V. *Pacuvius Calovius*, *der Demagog von Kapua*, eine Rhapsodie nach Livius XXIII, 2. 3. 4. in freyen achtzeiligen Stanzen bearbeitet von *Bührer*. Mit ziemlicher Leichtigkeit und äusserer Lebhaftigkeit führt uns der Vf., allzu eilfertig, durch eine Reihe von Begebenheiten, die uns in der Erzählung des römischen Historikers lebendiger ansprechen. VI. *Fünf Epigrammen aus der griechischen Anthologie*, in das Lat. übersetzt vom Prof. *Drück*. Wir wollen dem ersten (*Crinagorae* Ep. XXXIII. Anal. II. p. 149.) die Uebersetzung von *Grotius* gegenüber setzen:

Mens vesana, quoad spebus suspensa caducis
Tolleris ad nubes, divitiisque inhians
Continuas aliis alia irrita somnia? — Sortem
Mortali proprium scito dedisse nihil.
Ista igitur permitte animi ludibria stultis,
Adque Heliconiadum munera certa redi.

Grotius T. I. u. 309. ed. Bosch.

Quo precor usque citis, quas spes tibi subjicit, alis
O anime ad coeli nubila summa volas,
Divitiasque tibi semper, nova somnia pingis?
Parce, parant homines absque labore nihil.
Pieridum placeant tibi munera; qui velit, amens
Obscuris animum pascat imaginibus.

VII. *Lacus Turicensis.* Uebersetzung von Klopstock's Ode: *Der Zürchersee*, von Ebendems. VIII. *Einige Bemerkungen über den Oedipus* (Tyrannus) *des Sophokles*, von *C. P. Conz*. Dieser Aufsatz kann als eine Fortsetzung oder Erweiterung dessen angesehn werden, was der Vf. in *Stäudlins* Beytr. zur Philos. und Gesch. der Relig. IV. S. 51 ff. schon vor mehrern Jahren über die Vorwürfe geurtheilt hat, die man dem griechischen Dichter von Seiten der Wahl seines Thema zu machen pflegt. Ganz richtig bemerkt hier Hr. *C.*, dass aus dem ganzen Stücke die Lehre hervorgehe, der Rath der Himmlischen müsse obsiegen, und die Orakel in Ansehn bleiben. So wird Oedipus Unglück schon auf den Leichtsinn des Lajos gegründet; und Oedipus selbst erscheint nicht tadellos, da er sich herausnimmt, das Schicksal zu meistern, und den untrüglichen Seher Tiresias, den Dolmetscher der Götter, als einen Betrüger behandelt. Dass der Dichter aber dennoch alles so einzurichten gewusst, dass unser Mitleiden gegen den Unglücklichen dadurch nicht geschwächt wird, ist nicht zu übersehn; ja, es ist vielmehr diess des Dichters grosse Kunst, dass die Vergehungen des Oedipus, als psychologische Erscheinungen, eben so nothwendig sind, als die von der Nothwendigkeit angesponnene Reihe seiner Unglücksfälle. Die wahre Tendenz der Tragödie geben die Chöre bestimmt an, und Hr. *C.* hat sie mit Geschicklichkeit benutzt. Aber nicht beypflichten können wir ihm, wenn er den Mord des Lajos deshalb mit zu den bestrafenswerthen Sünden des Oedipus rechnet, weil er jenes Königs Uebermuth mit unpassender Strafe gezüchtigt habe. Schwerlich möchten die Alten den Sohn eines Königes getadelt haben, der einem trotzigen Gebote den Gehorsam verweigert, und dann den erschlägt, der zuerst Hand an ihn legt. Die Ermordung des Gefolgs aber (Sklaven und Knechte, eine *misera canaglia*, in den Augen der alten Ritter), das ohne Zweifel seinen Herrn gegen den Fremdling zu vertheidigen gesucht hatte, kam vollends gar nicht in Betracht. IX. *Uebersetzung der Horazischen Epistel an Scäva*, I. Ep. 17., von ebendems.; als ein Versuch, ob nicht der Hexameter des Horazischen Briefstils auch in unsrer Sprache darzustellen wäre. Dieser Versuch ist schon öfter gemacht worden, und, wenn wir es sagen dürfen, mit entschiednerem Erfolg. *Hier* ist doch wohl vorzüglich nur die leichte Nachlässigkeit des Originals nachgebildet, und wir glauben übertroffen worden.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Lange: *Ueber die Nervenübel*, ein Taschenbuch für das schöne Geschlecht, nebst einem Anhange für das männliche über Hypochondrie, Gicht und verwandte Uebel, von Dr. *August Ferdinand Wolff*, königl. preuss. Medicinalrathe und Stadtphysicus in Warschau. 1806. VIII u. 172 S. 8. (16 gr.)

Der durch mehrere literarische Arbeiten bekannte Vf. erörtert in der vorliegenden Schrift die Ursachen der Hysterie auf eine, für die Klasse von Lesern, für welche er schrieb, genügende Weise, und ertheilt sehr vernünftige diätetische Vorschriften. Der Arzt wird durch die Lectüre des Werks nicht sehr belehrt werden; für ihn ist es aber auch nicht geschrieben. Der Anhang über Hypochondrie, Gicht u. s. w. ist nach denselben Grundsätzen und aus dem nämlichen Gesichtspunkte verfasst. — Die theoretischen Ansichten über diese Uebel eignen sich in einer solchen Zusammenstellung nicht für eine genaue Kritik; die vorgeschlagenen diätetischen Massregeln sind sehr zweckmässig. Am Ende der Schrift erwähnt der Vf. eines Geheimmittels, das unter der Aufschrift: *l'eau médicinale du Citoyen Husson*, *ancien Officier au service de France*, *residant à Sedan* etc., verkauft wird, und von einigen Podagristen mit auffallender Erleichterung ihrer Schmerzen genommen wurde. Der Vf. fand bey den mit diesem Mittel angestellten Versuchen seine schmerzstillenden Kräfte (in kleinern Gaben, in grössern wirkt es als ein drastisches Purgiermittel) bestätigt. — Nach einer genauen Untersuchung hält er es für eine mit spanischem Weine ausgezogene Tinctur der *Gratiola officinalis*, womit auch die von *Alyon* in seinem *Cours de Chymie* angegebene Bereitungsart dieses Geheimmittels übereinstimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Junius 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Barth u. Grafs: *Topographische Chronik von Breslau. Erstes* Quartal mit 4 Kupfern u. einer Vignette. 1805. 13 Bogen oder Numern 4. *Zweytes* Quartal mit 3. Kupfern. *Drittes, viertes, fünftes* und *sechstes.* ebend. 1806. (der Bogen 1½ gr.

Ebend. Schlesien ehedem und jetzt, eine Zeitschrift von *Oelsner* (ausserordentl. Prof. am Elisabethanischen) und *Reiche* (ausserordentl. Prof. am Magdalenäischen Gymnasio in Breslau). *Erster* Band *Januar — Juny* 1806. 1½ Alph. 8. *Zweyter* Band *July — October*, unterbrochen durch die Belagerung, wird aber wieder fortgesetzt, so wie auch die topogr. Chronik. (Das Quartal, à 16 bis 18 Bogen, 16 gr. pränumerando.)

Nr. 1. beschäfftigt sich nur mit Breslau. Nr. 2. mit ganz Schlesien, und ist, ungeachtet seines provinciellen Titels, von allgemeinerem Umfange. Nr. 1. liefert nach einer etwas bombastischen Einleitung in mehrern Stücken jedes Quartals zuvörderst die Geschichte von Breslau: Ursprung der Stadt, Geschichte unter Polen, den Herzogen von Schlesien etc. bis 1740. Sodann in den übrigen Numern (71 u. f.) die Beschreibung Breslaus, der Lage, Strassen, Gassen, Kirchen, Schulen u. s. w. Noch ist das Werk nicht vollendet, sondern etwa erst zur Hälfte gediehen. Alles ist in einem guten Stile erzählt und Rec. muss der Darstellung des Vfs. seinen Beyfall geben. Auch hat er die Vorarbeiten eines Klose und anderer musterhaft, so wie manche Chronik des XVII. Jahrhunderts, fleissig benutzt, indess doch auch manchmal etwas zu flüchtig gearbeitet und sich manche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen, die eine gerechte Rüge verdienen. Zum Belege führt Rec. nur folgendes an: S. 82. 83. erwähnt der Vf. nur eines Marstalles, ungeachtet derer zwey sind. S. 97. schreibt er Portkrame, statt Partkrämereyen, (weil sie in Parten, Partieen, nicht *en gros* verkaufen.) Die Stadt Breslau und ihre Verfassung nennt der Verf. immer einen Bürgerstaat. Rec. möchte, trotz aller Freyheit und Unabhängigkeit der Bürger, in so fern sie doch nie ganz bey Breslau legalisirt ward, dieses Wort nicht brauchen. Nach S. 144. war der Magistrat in Justizsachen unumschränkt unter öftreichischer Regierung, ohne daran zu denken, dass die Appellation von dem Breslauischen Magistrate so gut nach Prag (an die Appellations-Kammer), oder nach Wien (an die böhmische Hofkanzley) gieng, als von den einzelnen Regierungen, Zwölfergerichten etc., wenn Parteyen mit der Sentenz nicht zufrieden waren. S. 351. heisst es von der Kapelle zu Allerheiligen auf dem Elbing, dass sie ganz aus der Geschichte verschwunden wäre. Ist es dem Vf., der in Breslau lebt, wohl unbekannt, dass der Magistrat das Hospital zu Allerheiligen von den Werkstücken des ehemaligen Vincenzstifts mit erbauet und dass dort noch einige merkwürdige Bilder davon vorhanden sind. (Siehe *Gomolke* Merkw. I. 164.) Sollte nicht das Hospital zu Allerheiligen gewissermassen das Andenken der zerstörten Kapelle erhalten? S. 267. sind die Domschule und das Seminarium, zwey ganz verschiedene Anstalten, verwechselt oder in einander geworfen. S. 449. Maria Magdalena und die Domkirche sollen gleichzeitig seyn. S. 57. wird der jetzt fälschlich sogenannte Gutegraupenthurm getadelt und geschmacklos genannt. Der verewigte Oberbaudirector *Pohlmann* war andrer Meinung und lobte ihn wegen seines Ebenmasses. Die Kupfer sind meistens Abdrücke aus *Thebes*, *Kundmanns* und *Gomolkes* Schriften. Da die letztern selten zu werden anfangen, so ist diess weiter nicht zu tadeln. Heinrichs IV. Grabmahl ist von einer andern Seite, als in *Gomolke*, welches jedem Liebhaber der Geschichte angenehm seyn wird. Gut wäre es, wenn der Vf. auch Heinrich II. Grabmahl in Kupfer stechen liesse, da er es S. 347. mit Recht beklagt, dass der Abt *Schröter* dieses Denkmahl der Vorzeit den Augen des Publicums entzogen. Der König Johann von Böhmen auf dem Kupfer des Hn. *Cosandrer* ist den Königen im Telemach vor dem 9. 11. 19. Buche nicht unähnlich, ein wahrer Anachronism.

Das Journal Schlesien ehedem und jetzt hat zwey Hauptzwecke: erstens die alte Geschichte Schlesiens, zweytens den gegenwärtigen Zustand und die gegenwärtige Geschichte des Landes und insbesondere der Stadt Breslau. Zum Behuf des ersten Zweckes steht dem Redacteur Hn. *R.* ein Schatz von 1100 ungedruckten Urkunden und mehrern historischen Manuscripten, welche Hr. *O.* ihm zu verschaffen gewusst, zu Gebote, und der freye Zutritt zum Gebrauche des reichen und alten Breslauer Archivs. Hat das Journal Beyfall, so verspricht Hr. *R.* den *Eschenloer*, eine ungedruckte Hauptquelle der Geschichte des Königs Georg von Podiebrad, zu ediren. Jeder Geschichtsfreund sollte daher den Fortgang dieses Journals befördern: denn dass die böhmische, polnische und deutsche Geschichte durch die Ausgabe des *Eschenloer* unendlich gewinnen würde, da dieser redliche Mann als Rathssecretär Augenzeuge und Theilnehmer von so vielen Verhandlungen war, ist augen-

augenscheinlich. Doch nicht blofs der Zukunft wegen; sondern auch schon desshalb, was Hr. *R.* in den bereits erschienenen 10 Stücken seines Journals geleistet hat, verdient dasselbe Beyfall und Unterstützung. Man findet nämlich darin einen lesenswerthen Aufsatz von dem ersten Glückstopfe in Breslau 1517. (S. 13—26.) Sodann folgt in mehrern Stücken fortgesetzt: eine interessante Reisebeschreibung von dem schlesischen Ritter *Nicolaus von Popplau*, welcher Deutschland, England, Portugal und Spanien 1483 bis 86. durchreiset ist, voll von naiven Erzählungen und Anecdoten von Richard III., Isabella und Ferdinand dem Katholischen und andern Regenten, z. B. S. 275.: „Es dienen und fürchten alle Edelleute die Königin (Isabella) mehr, denn den König; der König befleissiget sich alle Stunden, wie er der Königin Befehl und Gebot erfüllen möge. Wo der König jemandem Briefe giebt, werden dieselben ohne Verwilligung nicht gesiegelt, denn sie überlieset zuvor alle selbst und zerreisst sie auch in Gegenwart des Königs. — Was die Königin mit dem Kardinal schafft, muss er (der König) thun — darum redet man in Catalonien und Arragonien dem Kardinal sehr schändlich nach." Diess nur zur Probe. Ausser diesem hat Hr. *R.* mehrere Briefe von Kaiser Carl IV. geliefert; in einem läst er die Wasserraben verfolgen, wie Friedrich der Grosse von Preussen und Joseph II. die Sperlinge. S. 210 folg.: Die Genealogie der piastischen acht Conrade von Oels gewinnt, durch 11 Urkunden belegt, ein ganz anderes Ansehn, als ihr *Ehrhardt* und *Pommersberg* gegeben. (S. 253. 372. 460. 545.) Ein Beytrag zur Geschichte des Petrus Danus. S. 109. und 209. M. Johann Weinrichs, Deputirten, Abgeordneten der Stadt Breslau an Papst Paul II. Bericht an den Rath 1463. (S. 169.) Ueber die ältesten Münzen in Schlesien vor dem Könige Wenzel II. Die Münzen wurden auch hier jährlich umgeschmolzen, man findet Spuren, dass auch in Polen und Schlesien, wie in Russland, Pelzwerk ein Surrogat des Geldes gewesen. (S. 341. 429. 517.) Das neue breslauische Stadtwappen; — es war von Carl V. und Ferdinand I. für 18000 Ducaten erkauft. Die Stadt hatte die Nebenabsichten, sich von den Herzogen zu Oels Podiebrader Linie ein Gebiet zu erkaufen und eine Reichsstadt zu werden. Diess sind, nebst noch einigen andern Aufsätzen, diejenigen, die Hr. *R.* dem ersten Hauptzwecke gewidmet hat, und man siehet es wohl, dass seine Versprechungen nicht leere Worte sind. Mit dem zweyten Hauptzwecke scheint es dem Vf. vielleicht wegen der Lage der Dinge weniger glücken zu können. S. 11. verspricht er für den Theil seiner Zeitschrift Schlesien jetzt: 1) eine jährliche Uebersicht der Geschichte Schlesien's von dem nächstverflossenen Jahre unter allen Beziehungen, 2) eine monatliche möglichst vollständige Chronik von Breslau. Zu ersterem scheint der Raum zu klein zu seyn, und die gedruckten Geschichten seiner Zeit haben immer etwas Verdächtiges an sich. Höchstens wahrhafte Bruchstücke kann man ohne Scheu liefern. Bey dem zweyten wird Hr. *R.* wohl immer einige Lücken finden, da auch bey der grössten Gefälligkeit doch immer entweder zu viel oder zu wenig von manchen Stücken zur Publicität kommt. Indess liefert auch hier Hr. *R.* sehr schätzbare Beyträge, z. B. die Beschreibung des Grünberger Kreises, der durch seinen Weinbau merkwürdig ist. Ferner tragen die Recensionen über statistische Werke von Schlesien alle das Gepräge der Sachkunde an sich, und wenn gleich manchem Leser die Notizen über die Taxen, Häuserverkauf und andere Particularia von Breslau weniger interessant seyn dürften, so ist es doch nicht zu läugnen, dass dergleichen Notizen von mehrern Jahren aus verschiedenen Provinzen gesammelt, sehr fruchtbare Resultate geben und durchaus nicht als überflüssig und unnütz angesehen werden können.

Mannheim, b. F. Kaufmann: *Musophélie*, ou *Avantages des sciences et des études perfectionnées pour l'état;* et de ce que le dix neuvième siècle devroit faire pour elles. Par le Prof. *Burrmann*, Directeur de l'Academie Elect. de Commerce. 1805. 147 S. 8. (15 gr.)

„*La science est trop chargée. On perd le courage d'être savant: et souvent le gout de l'étude, en parcourant une grande bibliotheque.... Deux mille volumes pourroient contenir tout ce qui est digne d'être su. La génération, qui fera cet extrait et brûlera les bibliothèques, aura fait un pas de géant vers la perfection des connoissances.*" Wird ein Mann, der diess niederschreiben konnte, etwas Würdiges über die Wissenschaften und die verbesserten Studien vorbringen können? — Wir würden nichts weiter zu sagen haben, wenn nicht auch *das* einiges Interesse hätte, die Anmassung in ihrer Eitelkeit zu sehen.

Zweyerley ist man nach dem Titel berechtigt von dieser Schrift zu erwarten, *erstlich*, dass sie die Verbindung der Wissenschaften mit dem Wohle des Staates darthue; *zweytens*, dass sie Vorschläge mittheile, wie die Studien zu verbessern seyn. Von beiden findet sich in der That einiges unter vielem andern.

Was das Erste betrifft, so lesen wir den Erfahrungssatz, dass die Macht und der Glanz einer Nation mit ihrer literarischen Cultur wachse und abnehme. Es wird nämlich gesagt, was Niemand bestreitet, dass sich beides in alten und neuen Zeiten zusammen fand; aber von der innern Verbindung, von den Ursachen, warum, und der Art und Weise, wie das Eine das Andere bewirkt — kein Wort. Noch weniger findet sich eine Spur von Betrachtung über die Verbindung, worin die Vervollkommnung des Staates, als organischer Gesellschaft, mit der Pflege der Wissenschaft in engerm Sinne stehen möge. Und wo im Einzelnen die Nothwendigkeit der Wissenschaften für einige Klassen der Bürger, und ihre Nützlichkeit für alle dargethan werden soll, ist nicht etwa die Rede von der höhern Bildung des Geistes, wodurch sie den Staatsbeamten — den Gesetzgeber, den Richter, den Geistlichen, den Erzieher, den Arzt — über die handwerksmässige Verwaltung ihrer Amtsge-

geschäfte erheben; auch nicht von ihrem mittelbaren Einfluss auf das Herz und die Sitten der niedern Klassen einer Nation: sondern nur von den Vortheilen, welche der Kaufmann, der Manufacturist, der Subalternofficier, der General, aus der Arithmetik, der Geographie, der Chemie, der Mathematik, u. s. w., ziehen könnte. Alles ist oberflächlich und ohne Ordnung behandelt. Wir geben zum Belege dieser Behauptung die Gedankenfolge des Vfs. in dem *zweyten* Kapitel, einem der kürzesten, S. 10 — 20. Die angegebene Absicht war, zu zeigen, dass die Wissenschaften (hier *les lettres*) alle gesellschaftlichen Verhältnisse des Individuums verbessern. Statt dessen erfahren wir zuerst, was dem Vf. Philosophie ist, nämlich, *la douce lumiere des sciences qui rend l'homme heureux en l'éclairant*, etc.; darauf, dass die Perfectibilität dem Menschen angeboren ist, mit welchem Satze eine bunte Vertheidigung des Luxus in Verbindung gesetzt wird; ferner, dass das Erziehungswesen in Frankreich „*depuis sa regénération sociale*" sehr verbessert worden, in England aber sich in schlechtem Zustande befindet; auch, dass das Spiel der Jugend sehr schädlich ist. Mit dem letzten Blatte endlich kommt der Vf. zu dem, einigermassen zur Sache gehörigen, Ausspruch: *l'homme qui a de l'instruction et qui l'aime, ne manque jamais de ressource et de consolation dans l'infortune.*" Er belegt diesen, wenigstens nicht neuen, Satz mit dem Schulmeisteramte des Tyrannen Dionysius, wogegen ein König, wie Jugurtha, nichts wusste, als — König zu seyn, oder zu sterben. Zum Beschlusse wird dem Gelehrten, wenn er nur bescheiden und nicht ungesellig ist, versprochen, dass er früh oder spät erhalten werde „*la fortune du mérite, l'auream mediocritatem d'Horace.*" — Der Vf. gefällt sich darin, seinem Werke berühmte Namen der alten und der neuen Welt einzumischen, wobey er nicht selten etwas neues sagt. So war es, um ein Beyspiel anzuführen, Pericles, der sich unsterblich machte durch die Sammlung der Homerischen Gedichte („*les débris d'Homère*"), und Pascal war ein Misanthrop; „*dont les études trop bornées avoient desséché l'âme.*" Und dergleichen in einer Schrift, welche zehnmal umgeschrieben wurde!

Wir verweilen noch einen Augenblick bey den Massregeln, die das neunzehnte Jahrhundert zum Besten der Wissenschaften und Studien ergreifen soll. Die wirksamste ohne Zweifel ist die schon oben erwähnte, der allgemeine Bücherbrand. Doch soll nicht verloren gehen, was die Bücher Gutes enthalten. Ausser jenem Extract von 2000 Bänden soll auch noch, zum Behufe des Unterrichts, die Quintessenz einer *Encyclopädie aller Wissenschaften* verfertigt werden. Von ihr erwartet der Vf. die wahre, alles umfassende, Bildung des Gelehrten. „*Le savant doit savoir un peu de tout, ou il ne sera nulle part vraiment savant.*" Wir erhalten zugleich den Entwurf zu dem mathematischen Theile dieser Encyclopädie, und ein ausführliches Programm der Handlungselemente für die Schulen Frankreichs, das der Vf. der französischen Regierung vorlegt, und zugleich in seiner *Com-plor-Encyclopädie*, 4 Bände in 4., auszuführen versucht hat. — Eine andere Massregel zum Heile der Wissenschaften, und zur Ausdehnung ihrer wohlthätigen Wirkungen ist, die Weiber an denselben Antheil nehmen zu lassen. Was für Bildung können sie ohne Gelehrsamkeit haben? Ihr „*esprit naturel n'est sans culture scientifique qu'une source de platitudes.*" Die „*jeunes demoiselles*" müssen die Universitäten besuchen, um, so gut als die Männer, an der Spitze eines Departements oder einer Stadt, in dem Tribunal und auf dem Katheder ihren Platz zu nehmen. Es ist dem Vf. gründlicher Ernst damit. „*Comme si la moitié du tems*, sagt er, *qu'une elegante de vingt ans a dissipé à la toilette ou dans des cercles non moins oiseux, n'eût pas été plus que suffisante pour en faire un professeur d'université.*" — Wir erwähnen nichts von der eignen Art, wie der Vf. einen dirigirenden Minister erziehen will, um noch zu sagen, dass von der Freyheit der Presse verständig geredet wird, nachdem vorher gegen Descartes die Thierseelen, gegen die Materialisten die Menschenseelen, und Gott gegen die Atheisten in Schutz genommen worden.

Im Feuer der Composition „belagern die Gedanken Haufenweise den Geist." Der Vf. hat die glücklichen darunter, die hier keine passende Stelle fanden, der Welt nicht verloren gehen lassen; er will sie in einem besondern Bande mittheilen. Unter andern schönen und nützlichen Sachen, z. B. einer Diätetik für Gelehrte, einer Epistel in Versen an Mad. Lalande wider den Atheismus, werden wir darin nicht nur die Möglichkeit einer allgemeinen philosophischen Sprache einsehen, sondern auch das unfehlbare Mittel, sie bald zu besitzen, kennen lernen, und — der Grausame, warum so lange schweigen zur Zeit der Noth! — ein Mittel erhalten, das Bombardiren der Städte abzuschaffen.

Das Buch ist in französischer Sprache geschrieben, weil sie, wie auf dem beygefügten deutschen Titel gesagt wird, die schicklichste ist, um Gegenstände von allgemeinem Interesse in das Ausland zu verbreiten.

NEUERE SPRACHKUNDE.

PENIG, b. Dienemann u. Comp.: *Dictionnaire des Proverbes, Idiotismes et Expressions figurées de la Langue françoise avec les proverbes allemands.* Par *Jean François Augustin Belin*, Bachelier en Droit et Maître de Langue au College Electoral et Provincial de Meissen. 1805. 190 S. 8. (21 gr.)

Der Titel kündigt deutlich genug an, was man in dieser Schrift zu suchen hat, jedoch fehlt ihm zur Vollständigkeit die Rubrik: *des Expressions populaires*, wovon wirklich nicht wenige vorkommen. Ueber den Zweck seiner Arbeit hat Hr. *B.* nicht für gut gefunden uns in einer Vorrede zu belehren, vielleicht weil er sich selbst keines bestimmten Zieles bewusst war. Rec. muss seiner Seits bekennen, dass ihm überhaupt der Nutzen einer *solchen* Sammlung (die sich wohl auf mehrere Bände ausdehnen liesse,) nicht sehr be-

bedeutend erscheint, da, wie sich schon erwarten läfst, eine grosse Anzahl Phrasen darin aufgenommen werden müssen, welche für den edleren Schriftstil nicht zu brauchen sind und in klassischen Autoren nie gefunden werden. Was soll nun der *Deutsche*, für den wohl Hr. *B.* geschrieben hat, mit ihnen anfangen? Aber auch diess abgerechnet, so dient das Ganze weder zu einer belehrenden und interessanten Vergleichung des Geistes beider Sprachen, noch zu einem sichern Führer für denjenigen Sprachfreund, welcher zum Behufe der mündlichen Rede (des sogenannten Parlirens) mit den besondern französischen Ausdrücken des gemeinen Lebens und des familiären Umganges bekannt zu werden wünscht. Der Vf. hat nämlich nirgends angegeben, was klassische, familiäre, sprichwörtliche und Volkssprechweise ist, — eine Nachlässigkeit, die strenge Rüge um so mehr verdient, als den gemeinschaftlichen Beziehungen der franz. und der deutschen Phrasis der genau entsprechende deutsche Ausdruck nicht selten fehlt, folglich dieser, der entweder nur eine Beschreibung der franz. Idee, oder eine Uebersetzung, oder eine Redensart aus dem Schriftstile darstellt, jenen Unterschied nicht einmal errathen läfst, geschweige gar, dass eine Erklärung seines Sinnes die richtige Anwendung lehrte. Folgende Beyspiele, in welchen wir den jedesmaligen Charakter der franz. Phrasis durch Inclavirung andeuten wollen, mögen unsere Leser selbst in den Stand setzen, über die Wahrheit des letztern Vorwurfes zu entscheiden: *Il a bridé son âne*, (*son* **cheval**), *par la queue*, (*sprichw.*): „*er hat seine Sachen verkehrt angefangen.*" So unser Vf.; allein die paffende, gleichfalls sprichwörtliche deutsche Redensart ist: „*er hat das Pferd beym Schwanze aufgezäumt.*" — *On vous en garde dans un petit pot à part*, (*fam.*): „*das ist nicht für deine Nase.*" — Diese Phrasis wird von demjenigen gesagt, welcher von einer gemeinsamen Last und Beschwerde sich ausschliessen möchte; also im Deutschen: „*Man wird dir nichts Besonderes machen.*" — *Il tire le diable par la queue*, (*sprichw.*): „*er lebt kümmerlich.*" Wir Deutsche: „*er nagt am Hungertuch*, — *er leidet Hunger und Kummer.*" — *Il avaleroit la mer et les poissons*, (*fam.*): „*er ist unersättlich.*" W. T.: „*er isst den Pfaffen sammt der Kutte.*" — *Il est rouge comme un coq*, (*fam.*): „*er ist feuerroth.*" W. T.: „*er wird so roth wie ein Truthahn*," oder auch: „*es lauft bey ihm sogleich der Topf über.*" — *Il est au berniquet*, (*niedriger Volksausdr.*): „*seine Sachen stehen schlecht.*" Unser deutscher Pöbel sagt: „*er ist auf dem Hund.*" — *Il est fourré de malice*, „*er steckt durch und durch voll Bosheit.*" Der eigentliche sprichwörtliche franz. Volksausdruck ist: *c'est un innocent f. d. m.*, deutsch: „*er hat es Faustdick hinter den Ohren.*" — *Il a perdu le goût du pain*, (*Volksausdr.*): „*er ist gestorben.*" Richtiger: „*es thut ihm kein Zahn mehr weh.*„ — *Il mange et boit à bon compte*, *il se réjouit à b. c.*, (*sprichw.*): „*er zehrt auf Konto los, ohne sich um die Zahlung zu bekümmern.*" Wir Deutsche sprechen: „*er denkt: der über uns zahlt alles.*" Wie man aus diesen Proben sieht, so hat der Vf. öfters den passenden deutschen Ausdruck verfehlt. Manche sprichwörtliche franz. Phrasen stimmen wörtlich mit den deutschen überein; allein selbst in solchen Fällen erhält man bisweilen nur den Sinn überhaupt, wie z. B. *on lui a bien* (*tüchtig*) *lavé la tête*, (*sprichw.*): „*man hat ihm einen harten Verweis gegeben.*" — Diess mag genug seyn, obgleich Rec. noch eine ansehnliche Reihe solcher und ähnlicher Proben beybringen könnte. Indessen geht aus dem Angeführten doch so viel hervor, dass Hr. *B.* eine noch zu mangelhafte Kenntniss unserer Sprache besitzt, um von ihm etwas Befriedigendes auf dem selbst gewählten Wege erwarten zu dürfen. Es bleibt daher immer noch einem andern hierin geübtern und gewandtern französischen Sprachlehrer die Gelegenheit offen, sich Verdienste um uns zu erwerben, sey es entweder durch, von Zeit zu Zeit erscheinende, Fortsetzungen der (J. H.) *Meynier'schen Uebungen über die gewöhnlichsten Gallicismen* etc. (Nürnberg und Altdorf 1793.), im Falle dieser Schriftsteller nicht lieber selbst den unfehlbar und sicher zu hoffenden Dank einärnten wollte, — oder durch das grössere Geschenk eines nach einem reif durchdachten Plane bearbeiteten, vor den gemeinen und gewöhnlichen lexicographischen Fabrikarbeiten sich auszeichnenden *deutsch*-französischen Idioticons.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Erfurt*, in Comm. b. Knick: *Allgemeine Rechen-Tabellen vorzüglich für Accise-Cassencontrolleurs aller Preussischen Provinzen.* Zum Besten einer armen Wittwe herausgegeben von *Friedrich Franz*, Königl. Preuss. Accise-Auffeher in Erfurt. 1806. 4. 4 Bog. Schreibpap. (8 gr.) — Folgende Aufgaben sind in diesen Tabellen berechnet: Wenn ein Stück kostet 1-2-3-4-11 pf., dann 14-15-18-20-21-28 pf., 5 gr., $5\frac{1}{2}$ gr., ferner wenn ein Stück kostet 9 gr., 18 gr., 1 Rthlr. 19 gr., und 2 Rthlr. 9 gr., wie viel da 2 Stück bis 100, bis 1000 und bis 20,000 Stück betragen. Sodann, wenn ein Stück kostet 5 Rthlr. 20 gr., 8 Rthlr. 16 gr., 10 Rthlr. 16 gr. wie viel da $\frac{4}{16}$ bis 100 Stück betragen. Weiter, wenn ein Scheffel kostet 1 gr., wie viel 2 bis 100 und bis 20,000 Scheffel betragen. Noch weiter, wenn der Centner kostet 2 gr. 9 pf., 3 gr. 9 pf., 15 gr. und 20 gr., wie viel $\frac{1}{16}$ Centner bis 95 Centner kosten. Und endlich verschiedene Sätze nach Conjuncturen vom Kaffee, wenn das Pfund kostet 10-$10\frac{1}{4}$-$10\frac{1}{3}$-11-$11\frac{1}{4}$-$11\frac{1}{3}$-$16\frac{1}{3}$ gr., wie viel da 2 bis 600 Pfund betragen. — Ueber Tabellen dieser Art läfst sich nichts besonders sagen; man ist zufrieden, wenn sie correct gedruckt sind. Allenfalls mögen sie für Invaliden, die beym Acciadienste angestellet sind, nützlich seyn. Zum Besten der armen Wittwe wollen wir indessen dem Herausgeber einen reichlichen Debit seiner Tabellen von Herzen wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Junius 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

Halle und Leipzig, in d. Ruff. Verlagsh.: *Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengeschichte* aus näherer Beleuchtung ihrer Quellen. Nebst Materialien zu einer neuen Erklärung des *ersten Buchs Mose. Zweyter* und letzter Theil oder *Vorgeschichte* von D. *Johann Gottfried Hasse*, K. Pr. Consistor. Rath und Professſ. zu Königsberg. 1805. XVI u. 327 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man kennt aus dem *ersten* Theile (der von einem andern Rec. Jahrg. 1803. Nr. 247. angezeigt worden ist) die Art des reichhaltigen Stoffes, welchen diese Schrift darbietet. Gelehrsamkeit und Scharfsinn sind für wunderliche Ansichten aufgeboten, welche die Gewähr ihrer Verwerflichkeit für den ersten Blick jedes Unbefangenen an sich tragen. Der Vf., dem allein diese Einsicht mangelte, hat die Kinder seiner Phantasie wenigstens so reichlich ausgestattet und so zu schützen versucht, dass diese Mitgift und ein sehr besonnener Angriff gegen Ansichten anderer, der Bibelerklärung mannichfaltigen Gewinn verspricht. Aus den Untersuchungen zieht sie ihn, nicht aus den Resultaten des Vfs. Dieser sieht recht scharf die Splitter und Balken im Auge anderer, aber seine Balken sieht er nicht. Mit Schätzung erkennt man die Umsicht und Ueberlegung, mit welcher er Gründe gefunden und siegreich ausgeführt hat, bis sie in Verhältnifs zu der fixen Idee gerathen, die einen sonst hellen Geist beherrschend umfieng. Wir werden gar bald auf diesen Punkt geführt. Denn den besten polemischen Theil, den Beweis, dass die *Genesis* nicht aus ein paar in einander geschlungenen Urkunden zusammengesetzt sey, giebt erst der *zweyte* Excurs von S. 212. an, und die eigentliche Fortsetzung seines Werks hat der Vf. der Fortführung seiner Ideen über die Lage des Paradieses im Bernstein-Lande, in — Preussen gewidmet. Dort hatte er uns im *ersten* Theile im Schosse der Erde die Bäume des Lebens gezeigt, und alles, was 1 B. Mos. Kap. 2 u. 3. betrifft. Das *zweyte* Dutzend von Entdeckungen beginnt hier S. 20. mit 1 B. Mos. Kap. 4., und führt sie bis zu Kap. 20. fort, als dem Punkt, von wo die Erzählung mit dem übrigen mythischen Alterthum zusammenzustimmen aufhöre, und, was noch ferner als mythisch erscheine, auf hebräischem Grund und Boden gewachsen sey. Dafs diess denn nun auch wahre *Entdeckungen*, und wohl noch in keines Menschen Seele gekommen sind, beurkunde sogleich der Schluss der Einleitung, welche zugleich auch einem ausführlichen Lobe des Ackerbaues und seiner Wichtigkeit gewidmet ist: „Es ist also das erste Buch Mose eine *Geschichte des Ackerbaues* im Allgemeinen, wie er aufgekommen, und insbesondere, wie er zu den Hebräern verpflanzt worden ist." „In der *Genesis* wird erzählt, wie man nach einem alten Philosophem die Entstehung aller Dinge durch *Elohim* (den Demiurg, Gott ohne Namen) sich denken könne, mit Bezug auf den Sabbath (Einkleidung des Vfs.); wie die ersten Menschen noch keine Ackerfrucht gezogen haben, wie aber unter *Jehova* (dem *jetzigen* Schutzgotte) der *Ackerbau* in einer schönen Gegend (im Paradiese) aufgekommen, schwer Eingang und gleich Anfangs Abneigung und Widerspruch gefunden habe; wie er auf die Vorfahren und Urväter der Hebräer, auch ungeachtet einer grossen Fluth, und trotz aller Hindernisse, Gegner und Feinde, fortgeerbt sey; wie *Jehova* mit diesen auch bey ihrer Nomadenschaft (denn zu Ackerbauern gehören auch Nomaden) immer herumgezogen, sich und den *Ackerbau* ihnen unentbehrlich gemacht hat, *folglich seine Gottheit* einem Abraham, Isaak und Jakob und dessen Nachkommen immer wirksamer, thätiger und einleuchtender als die andern Götter vor Augen getreten sey, bis sie *unter* (und durch) *Mose* einsehen gelernt hatten, dass nichts gemeinnützigeres, besseres und edleres so wie für einzelne Bürger, also auch für einen ganzen wohlgeordneten Staat sey, als *Ackerbau*, mithin *Jehova der Gott des Ackerbaus* der einzige wahre Gott, selbst jener (unbenannte) Elohim, der Weltschöpfer sey." — Nun liest man zwar in allem den folgenden nicht viel vom Ackerbau, aus dem einfachen Grunde, weil in der *Genesis* davon sehr selten die Rede ist. Aber diess hindert unsern Vf. nicht, theils in dem ganzen ersten Excurse S. 156 — 195. ausführlich abzuhandeln, wie, was von Abraham bis zu Mosis Gesetzgebung in der hebräischen Urkunde erzählt ist, die Tendenz habe, zu zeigen, dass Jehová, der Gott des Ackerbaus, der gröſste und mächtigste Gott und der Schutzgott der Abrahamiten oder Hebräer geworden sey, theils zwischen der Schöpfung und Abraham den Ackerbau wenigstens überall anzubringen, wo er sich, sey es auch, so zu sagen, mit den Haaren herbey ziehen liess. So sind nach der *sechszehnten* Entdeckung S. 61. „die *Nephelim (Titanen)* und *Giganten* (Riesen) der alten Welt nicht bloss Mythe, sondern starke Menschen vor der Fluth und Gegner des *Ackerbaus*" und die mit Recht unter die schwersten Stellen gerechneten ersten vier Verse des 6. Kap. erhalten so ein Licht, welches bisher aller Augen verborgen gewesen ist: „Als sich die *Ackerbauer* (Söhne Adams) in ihrem Laude

Lande zu mehren anfiengen, und Töchter bekamen, fanden die Söhne der *Elohim* (*Nicht-Ackerbauer*) die Töchter der Söhne Adams (der Ackerbauer) schön, und heiratheten sie nach Belieben. - Dabey sprach Jehova (der Gott des Ackerbaues): Mein Lebensodem (zum Ackerbau Kap. 2, 7.) kann nicht lange in dem Adam (dem Ackerbauer) verweilen, weil er sich zu sehr fleischlich vermischt u. s. w." דון wird hierbey von دان *sequiorem esse, morari*, abgeleitet, und בשגם הוא בשר von שגם in der Form *Paël: conjungit: dum conjungit ille carnem.* Der Vf. bemerkt, ם könne nicht das *Suffixum* und jenes Wort nicht von שגה oder שגג seyn, weil הוא das Beziehungswort von אדם ist. Aber dergleichen Absprünge vom *Genus* sind ja häufig genug, und wenigstens die Construction, welche der Vf. annahm, ist ganz unhebräisch, da es dann heissen müsste בשגמו. Indessen gleichwohl ist Cain, sowohl Ackerbauer, als *Gegner* des Jehova; S. 22. „Trotz des Grolls der Eva über den Ackerbau und gegen Jehova wird Cain doch ein Ackerbauer nach seines Vaters Weise. Die Mutter scheint dieses übel genommen, und Abel als Muttersöhnchen vorgezogen zu haben. Daher wahrscheinlich der erste Grund des Hasses Cains gegen Abel." „Cain wird aber nicht bloss Ackerbauer, sondern zeichnet sich auch dabey aus, er scheint zuerst *Eisen* zum Behuf des Pflügens geschmiedet, und den Ackerbau vervollkommnet zu haben, vergl. قان, für قين, *cudit ferrum*, und قين *faber ferrarius*." Weit gezwungener wird für den Namen הבל *Abel* die Bedeutung: *Viehhirte* aufgefunden. Es wird von יבל in *Hiphil* היבל oder הובל *ducere* (*gregem*) abgeleitet; wovon ܡܘܒܠܐ *pastor ovium, gregis custos* bey *Castellus* S. 798., und womit αἰπόλος dasselbe Wort sey. - Dass diese beiden Personen übrigens hier als die Stifter der beiden Haupt-Lebensarten der alten Welt aufgestellt werden, ist eine bekannte und wahrscheinliche Annahme. Unserm Vf. sind die Aratoren bedeutungsvoll: *Georgier*, und er fährt S. 26. fort: „Hier erhebt sich die Frage: wo finden wir in der alten Geschichte diese beiden Lebensarten zuerst ausgezeichnet, und von andern z. B. Jägern, Städtern, und in der Monarchie lebenden Menschen unterschieden dargestellt? und jeder Alterthumsforscher muss mir zugestehen — *bey den Scythen* — *über dem schwarzen Meere, vom Hypanisflusse bis an den Don*. So wären wohl *Cain* und *Abel* die Stifter dieser *Ackerer* und *Nomaden?* Ich behaupte es, aber nicht auf Gerathewohl, sondern aus folgenden Gründen: 1) Gerade dahin, wo Adam und Eva nach unserer Angabe, nachdem sie das Paradies verlassen, sich jetzt befinden, wo wir den Aufenthaltsort Cains und Abels geographisch uns denken müssten, setzen die Alten einstimmig und unabhängig von der hebräischen Urkunde die *Georgier* und *Nomaden* der Scythen." Freylich wenn man einmal Adam und Eva von der Bernsteinküste an der Ostsee mit ihren Preussischen Pelzen (denn diess sind dem Vf. Th. I. S. 227. die sogenannten Feigenblätter, und sie zu machen, sind S. 232. die Künste eines *Prometheus*) flugs durch ganz Polen über die Riphäen nach der Gegend des schwarzen Meeres hin gerückt hat: so ist bis zu den Scythen nur noch ein Katzensprung, und der Kaukasus, der Mittelpunkt aller Bevölkerung nach der Fluth, ist dann auch nicht fern. Die übrigen Gründe sind, dass die Scythen mit jenen Lebensweisen für vom Jupiter, Zevs, Jehova gestiftet ausgegeben werden, d. i. ihr Ursprung an die Wiege der Menschheit reiche; und dass Scythien bey den Alten das Mutterland der *Chalyber* und des *Eisens* sey, das Cain geschmiedet!

Manche der Entdeckungen zerfallen in mehrere Mythen, Kap. 4. und 5. in sieben, Kap. 6 — 9. wieder in sieben, Kap. 10 — 22. in neun, die Schritt für Schritt mit den Mythen der Alten vom ehernen und eisernen Zeitalter stimmen. Cain wird mit Lycaon, Henoch mit Heniochos, die Thurmbauer zu Babylon mit den Giganten, Nimrod mit Sisyphus, Jehova's Besuch bey Abraham mit Jupiters und Mercurs, des Botens der Elohim, Besuche bey Philemon und Baucis, der Brand von Sodom und Gomorrha mit dem Phaëtontischen Erdbrande, Loths Weib mit den Heliaden, die Opferung Isaak's mit der Iphigenia in Tauris verglichen. Die Vergleichungspunkte sind bald sehr künstlich gesucht, bald entwickelt sich leichter eine gewisse Aehnlichkeit, welche allerdings manche mythische Sagen verschiedener Völker der Vorwelt in einander schlingt. Noch eine Probe von diesen, oft mit der geschrobensten Etymologie verbundenen Vergleichungen mag seyn, dass S. 52. mit den zehn Menschenaltern Gen. 4, 25. die zehn Söhne des aus der Erde gebornen Euenor im Critias des Plato zusammengebracht werden. Ein *Adams* Sohn sey also *Euenor*, und gleichsam *Euens* Mann. *Leucippe*, der Name der Frau des Euenor, wolle auch soviel sagen als *Eua*, חוה, denn — حوي ist: *colore praeditus fuit!* — An den Anführungen der classischen Schriftsteller fehlt es bey diesen Vergleichungen nicht: der Vf. hat dabey viele Belesenheit bewiesen. Die schwere Stelle Kap. 4, 7. ist nicht als eine allgemeine moralische Predigt genommen, welche man damals gar nicht verstanden habe, sondern als Räsonnement Cains, worin er sich selbst über den ohnursachlichen Groll gegen seinen Bruder Vorwürfe mache, die Jehova in den Mund gelegt werden. שאת ist mit תיטיב verbunden, nach der bekannten Art dadurch das Adverbium zu umschreiben: wenn du gut machst das Darbringen, reichlich opferst, wie die LXX. haben: ἐὰν ὀρθῶς προσενέγκῃς. Der Nachsatz: καλῶς ἔχῃ sey wie 1. Sam. 11, 14. zu suppliren: und das folgende: Du liegst vor der Thür der Sünde — warum nicht: *an* der Thüre der Sünde? — du ergiebst dich derselben, erliegest ihr. So beyfallswerth jene Verbindung des היטיב wenigstens als Versuch ist: so hart ist die Annahme einer solchen Ellipse. Und gleich darauf v. 8. wird eine eben so harte angenommen, bey ויאמר. Hr. *H.* übersetzt: das *gedachte* er dem Abel. בלבו, was hier ausgelassen seyn soll

soll, ist es gar oft: aber nicht in diesem Sinne. Und ist denn das כלכה משה wirklich so gewiss eine Glosse?

(*Der Beschluss folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Der Scheintod und das Rettungsverfahren.* Ein chimiatrischer Versuch von *J. F. Ackermann*, Doktorn der Medicin und Chirurgie, Professorn der Anatomie und der Physiologie an der Spezialschule der Arzneiwissenschaft zu Mainz, u. s. w. 1804. 17 Bogen. 8. (20 gr.)

Kein Arzt, sagt der Vf., der zum Beystande scheintodter Menschen herbeygerufen wurde, kannte bis hieher seine Bestimmung. So, wie in Behandlung der Krankheiten, folgte er auch hier seiner Routine, und in unsern Tagen ist das Losungswort bey dergleichen Vorfällen: man muss reizen! Da man aber unter Reizen gewöhnlich nur die Anwendung flüchtiger Mittel versteht, welche, indem sie den Körper durchdringen, mechanisch auf das Nervensystem wirken: so thut man in den meisten Fällen etwas, was eher dazu beyträgt, den schwachen Funken des Lebens, der alsobald wieder zu lodern beginnt, wenn der Scheintodte dem ihm eignen Medium wieder übergeben wird, auszulöschen als von neuem anzufachen. — Das ganze Streben des Arztes muss dahin gehen, die Erregungen in dem Gefässsystem — welche das Resultat eines chemischen Processes sind, der durch die Verbindung des Sauerstoffs des Mediums mit den Bestandtheilen des organischen Körpers besteht, und in Scheintodten entweder gar nicht oder sehr schwach vor sich gehen, — wieder in Gang zu bringen und bis auf den gehörigen Grad zu vermehren. Was man also vorzüglich zu thun hat, ist, den Sauerstoff an den scheintodten Körper und das Blut zu leiten und dem letzteren beyzumischen. Nur muss derselbe in einer elastischen Form an dasselbe übertreten, wenn er beleben soll, weil er durch die Grade einer langsamen Verbrennung durchgeführt werden muss, von welcher allein die Phänomene des Lebens abhängen. Man bezweckt diess auf dreyerley Weise, 1) indem man ihn in Gestalt eines Gas in die Lungen bringt, 2) dasselbe in concentrirterem Zustande den Gefässen der Haut zuführt, und 3) den dem thierischen Körper eigenthümlichen Wärmegrad erzeugt. Um diess zu befördern, müssen die der Wiederbelebung sich entgegen stellenden mechanischen Hindernisse weggeräumt, die Oberhaut sorgfältig gereinigt und gewaschen und durch Reiben für den Uebertritt des Sauerstoffs empfänglicher gemacht, die Mundhöhle und der Rachen gereinigt, der Kehlkopf leise erhoben und durch sanftes Lufteinblasen durch Mund und Nase erforscht werden, ob auch in der Gegend der Kehlöffnung kein Hinderniss sey, wodurch der Luft der Eingang verwehrt wird, was man daraus sieht, wenn der Thorax sich dabey etwas erhebt. (Von den hierzu vom Vf. vorgeschlagenen Alternativen, Mund oder Blasebalg, sollte die erstere, gerade aus chemischen Gründen, vielmehr *widerrathen* worden seyn.) Findet man hingegen, dass die Erhebung der Brust nicht erfolgt und die einzubringende (hier beschriebene) Röhre nicht in die Stimmritze eindringt oder dennoch keine Luft in die Lungenzellchen hinein geblasen werden kann: so muss sogleich, ohne Verzug und Bedenken, die Laryngotomie vorgenommen werden. — Das Lufteinblasen ist nicht als eine Nachahmung des Athmens, sondern als ein Mittel, das Blut in den Lungenzellchen zu oxygenisiren an zu sehen. Daher ist es nicht gerade nöthig, nach geschehenem Einblasen die Luft durch einen gelinden Druck auf die Brust und obere Bauchgegend wieder aus zu treiben, obgleich anderer Gründe wegen dieser Handgriff nicht zu verwerfen ist. Zur Einbringung des Sauerstoffs in die Lungen kann man sich entweder der, überall anzutreffenden, atmosphärischen Luft, oder des Sauerstoffgas, oder einer Mischung von ungefähr 0,80 atmosphärischer Luft und 0,20 oxygenirtem salzsaurem Gas, bedienen. Verfahren mit allen drey Mitteln (wovon leider die letzteren nicht überall zu haben seyn können und zu kostbar seyn werden); man hat von dem reinen Sauerstoffgas hier keine Gefahr zu besorgen, denn was dem Gesunden gefährlich ist, ist es oft dem kranken Körper nicht, und nirgends scheint es so dringend erfordert zu werden, als im Scheintode. Auch von dem letzterwähnten Gas hat man hier die, an Lebenden davon beobachteten, krampfhaften Zuckungen und Zusammenschnürungen der Luftwege nicht zu fürchten: denn diese rühren von der Einwirkung auf das Nervensystem her, welches in Scheintodten ganz gelähmt ist und nur erst durch das Gefässsystem seine Kraft zu wirken, erhalten muss: vielmehr bewirkt es oft das, was Sauerstoffgas und atmosphärische Luft nicht ausrichten konnten, weil sich in ihm der Sauerstoff ungefähr in dem Grade der Expansion befindet, dass er, ohne zuvor eine schwache Verbrennung zu erleiden, sogleich der Saftmasse anhängen kann. Die trockne Erwärmung ist der nassen vorzuziehen, weil das Wasser, durch sein Verdünsten, der Oberfläche der Haut wieder Wärme entzieht, und hauptsächlich, weil das Wasser selbst schon als ein Oxyd anzusehen ist, welches, wenn es nicht selbst wieder zersetzt wird, der Oberfläche des Körpers keinen Sauerstoff zuleiten kann, vielmehr die unmittelbare Berührung der Haut mit der äusseren Luft unterbricht. Um Sauerstoff auf die Hautoberfläche des scheintodten Körpers anzubringen, schlägt der Vf. vor, die übersalzsaure Kochsalzsäure, für sich oder mit etwas Baumöl zum Linimente gemacht, einzureiben, oder, in Ermangelung derselben, warmes Baum- oder Nuss-Oel, weil die Oele sich an der Atmosphäre säuern und den nach und nach angesammelten und noch nicht fest mit sich vereinigten Sauerstoff an das Blut abgeben. (Die von dem Vf. zu eben diesem Zwecke vorgeschlagene Bedeckung des Körpers mit einer Mischung aus gleichen Theilen fein gepülverter Eisenfeile und zerstossenen

Schwe-

Schwefels möchte wohl in den allermeisten Fällen nicht angewandt werden können.) Reizmittel auf das Nervensystem können bey Scheintodten nur da angezeigt seyn, wo man, ohne, dass sich die von jenem abhängenden Bewegungen zeigen, anhaltende Erregungen im Gefässsysteme bemerkt. Wo diese aber sich auf keine Weise äussern, muss man sorgfältig alle reizende Einwirkung auf das Nervensystem vermeiden. Ist man jedoch durch die Anwendung der oben angezeigten chemischen Mittel so glücklich gewesen, Lebensbewegungen in dem Gefässsysteme hervor zu bringen: so, dass man hoffen kann, der Vorrath des Sauerstoffhalbgas in dem letzteren sey schon so gross, dass ein Theil desselben leicht in das Nervensystem übergehen könne, um dort die nöthigen Erregungen zu bewirken: so muss man allerdings den Gebrauch der Reizmittel zu Hülfe nehmen. Vorzüglich ist dabey auf den Sinn des Geruches zu wirken: die Anwendung derselben auf die Nerven der übrigen Sinne vermag weit weniger; besonders räth der Vf., alle Reize auf Gesicht und Gehör möglichst zu entfernen, da diese Sinnen, bey ihrer grosen Empfänglichkeit und Fortpflanzung der Eindrücke, gar keine Fähigkeit besitzen, Bewegungen nach aussen zu erzeugen, worauf es bey Wiederbelebungsversuchen vorzüglich ankommt. Die mittelst einer Sprütze und einer Röhre zu bewerkstelligende Anwendung von Brechmitteln, unter denen der Brechweinstein, jedoch nie in geringerer Gabe, als zu einem Scrupel oder halben Quentchen, vorzuziehen ist, räth der Vf. bestimmt nur in jenen Fällen, wo bey offenbaren Zeichen der wirklich vorhandenen Erregung in den Wegen des Kreislaufes die von der Nervenwirkung abhängende Respiration, auch bey angewandten Nervenmitteln, nicht erfolgen will. — Die Elektricität verwirft er beym Scheintode ganz. Dagegen empfiehlt er den Galvanismus vorzüglich, als ein dabey nie unversucht zu lassendes Mittel, ob er gleich Gründe anführt, warum er denselben nicht als Prüfungsmittel des wahren Todes gelten lassen könne. Dann muss aber die Säule wenigstens aus hundert Plattenpaaren bestehen, und er gerade durch den Stamm des grosen sympathischen Nerven geleitet werden. Zu diesem Ende lässt er ein messingenes, der ganzen Länge nach, die beiden Enden ausgenommen, mit einem trockenen lackirten Holze überzogenes, an dem einen Ende cylindrisch abgerundetes und gut vergoldetes, Stäbchen mit eben diesem Ende in den Mastdarm schieben, das andere Ende aber mit der Hydrogenkette der Säule durch einen Haken verbinden; ein zweytes, ganz dem vorigen gleiches, nur an dem einen Ende sich in ein kleines übergoldetes Knöpfchen endigendes, Stäbchen wird mit der Oxygenkette verbunden, und ohne Berührung des Backenfleisches, der Zunge, oder des *velum palatinum*, bis in die Rachenhöhle und mit der inneren Wand des Schlundkopfes in Berührung gebracht. Wenn durch keinen andern Nervenreiz die Verrichtung des Athemholens hergestellt worden ist: so ist noch Hoffnung, dass es hierdurch geschehen werde, falls die chemischen Verhältnisse entweder noch zugegen oder in dem Organismus wieder hergestellt sind: ist aber diess nicht geschehen; so hilft der grösseste Reiz, folglich auch der Galvanische, nicht.

Da dieser wesentliche und gedrängte, aber dennoch nicht vollständige, Auszug bereits mehr Raum eingenommen hat, als Rec. erwartete: so muss er dasjenige, was der Vf. im *ersten* Abschnitte über die Theorie des Scheintodes u. s. w. in *neun* Kapiteln vorträgt, den Lesern zur eignen Prüfung überlassen.

KIRCHENGESCHICHTE.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Der Chursächsische Kirchenstaat vor der Reformation.* Ein Beytrag zum Abriss der Chursächsischen Kirchenverfassung und zur nähern Erkenntniss der Reformation Lutheri. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten, für Schul- und Rechtsgelehrte, auch für Freunde der Sächsischen Statistik bearbeitet, von *Christian Gotthelf Fix. Erster* Theil. 1806. 148 S. 8. (16 gr.)

In der Einleitung (von 18 S.) beschreibt der Vf. den Zustand der Meissnischen Länder vor der Eroberung K. *Heinrichs* I. und der Einführung des Christenthums. Er schildert daher hauptsächlich die Verfassung und die Sitten der Sorben. Manches ist zu positiv erzählt, was doch nur auf Traditionen oder Muthmasungen beruht. So möchten wir z. B. den Beweis für die Behauptung (S. 12.) sehen, dass *Karl der Grosse um das* J. 805. *zwey feste Schlösser im Anhältischen unweit Halle, und zu Magdeborn, einem Dorfe unweit Leipzig*, habe anlegen lassen, um die Sorben desto gewisser in der Sklaverey zu erhalten. Auch sollte nicht eben daselbst *Ludwig* der deutsche Kaiser genannt seyn, welches er niemals war. In der Schrift selbst wird von dem *Bissthum Meissen, und der damit verbundenen Zeiten- und Kirchengeschichte vor der Reformation*, Nachricht gegeben. Der gleich anfänglich vom *Osterlande* gegebene Begriff ist viel zu unbestimmt. Auch hier (S. 21.) wird *Heinrich* I. fälschlich *Kaiser* genannt, und gleich darauf (S. 22. Anm.*) ist die Stiftung des Erzbisthums *Magdeburg* ins J. 937. mithin um 31 Jahre zu früh, angesetzt. Sonst ist viel Fleiss auf die Geschichte *der Bischöfe von Meissen*, bis auf den Abgang des letzten, im J. 1581. auf die Abzeichnung ihres Kirchensprengels, und selbst auf die damit verbundene politische Geschichte dieser Gegenden unter der Regierung der Markgrafen von Meissen, Landgrafen von Thüringen und Kurfürsten von Sachsen, ingleichen auf den religiösen und wissenschaftlichen Zustand ihres Gebiets, gewandt worden. Die auch hier (S. 77. Anm.**) wiederholte alte Angabe von vielen tausend gelehrten Emigranten aus der Prager Universität hat *Pelzel* längst widerlegt. Von S. 135. an, hat der Vf. noch einige Anmerkungen über die Beschwerung der Ausübung des Christenthums mit vielen Ceremonien beygefügt, und gezeigt, dass *Luther* hierin der christlichen Freyheit ihr volles Recht habe wiederfahren lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Junius 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

Halle und Leipzig, in d. Ruff. Verlagsh.: *Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengeschichte* aus näherer Beleuchtung ihrer Quellen. — — Von *Johann Gottfried Hasse*, u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 137. abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte* Excurs S. 196—300. ist ganz für den Beweis bestimmt, *daß die Genesis nicht aus verschiedenen in einander geschlungenen Urkunden zusammen gesetzt sey*, und durch den Columnentitel: *Urkundenprüfung* ausgezeichnet. Wirklich ist diese Prüfung der zwey oder drey Urkunden, aus deren, aus einander gerissenen, Theilen nach *Eichhorn* und *Ilgen* die *Genesis* zusammengesetzt seyn soll, so gründlich, scharfsinnig und überlegt, und Hr. *H.* ist so genau, wie niemand vor ihm, in das Detail besonders der *Ilgenschen* Hypothese eingegangen, dass ihm ganz vorzüglich das Verdienst gebührt, jene Hypothesen in ihrem Nichts dargestellt zu haben. Dass aber der Vf. in Hn. *Ilgen* Bestreitung so oft durchgefallen ist, war nicht bloss Mangel an Geschmack, sondern wahre Inhumanität eines, der Selbsterkenntniss beraubten, Mannes, der überall durch zu weit getriebene Hypothesen selbst viel ärgere Blössen giebt, und der wenigstens immer den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit seiner Gegner hätte ehren sollen, wie man ihn an ihm ehrt. Hr. *H.* weiset die Willkür, mit welcher viele Stücke ohne irgend einen Gottesnamen zu der einen oder andern Urkunde gerechnet worden sind, die Unanwendbarkeit dieser Hypothesen ohne Aenderungen der Gottesnamen des beglaubigtesten Textes, die Aufhebung dieses, angeblich unterscheidenden Charakters durch die Menge der Aenderungen und vorgeblichen Versehen des Sammlers bey *Ilgen*, die Zerreissungen des innigsten Zusammenhanges des Texts zum Behuf der Gottes-Namen-Hypothesen, die Härte der Voraussetzung, dass diese Urkunden in Ordnung, Folge und Worten zufällig so zusammen getroffen seyn, wie sie hier in einander geschoben erscheinen, welches ohne ein Wunder gar nicht denkbar sey, und endlich das Unzureichende der Gründe, welche aus einer erkünstelten Verschiedenheit der Phraseologie, Einkleidung und des Charakters entlehnt werden, in jedem einzelnen Falle nach. Die von *Eichhorn* angegebenen Unterschiede der Urkunde Jehova und Elohim, seyen bloss Abweichungen des Vortrags, die keine Regel geben, und die von *Ilgen* angeführten, seyen undienlich und nichtig, weil nach seinem eigenen Geständniss das, was er dem Elohist zuschreibe, auch oft bey dem Jehovisten vorkomme. Das oder jenes einzelne Beyspiel von Weitläufigkeit, Kürze oder Bestimmtheit beweise nichts, da sich ihnen immer ein anderes entgegen stellen lasse, und diese Eigenschaften natürlich in einem so alten Buche, bey dem Elohisten so wie bey dem Jehovisten vorkommen. Die Züge, welche *Eichhorn* und *Ilgen* als Merkmale der Verschiedenheit des Charakters anführen, seyen nicht treffend, also nicht beweisend. Nach jenem solle die Jehova-Urkunde ihre Genealogieen ethnographisch, die Elohim-Urkunde chronologisch, und letztere Beschaffenheit nach *Ilgen* nur der erste Elohist haben. Gleichwohl gehöre die grosse Völker-Genealogie *Gen.* 10. nach *Ilgen* dem ersten Elohisten an, und Kap. 11, 10 ff. Kap. 25, 1 ff. werde mit Unrecht einer von beiden Urkunden zugeschrieben, da darin kein Gottesname vorkomme. Die Jehova-Urkunde solle die Geschichte der Erfindungen, die Elohim-Urkunde Familien-Geschichte enthalten: gleichwohl seyen dem Jehova die Erfindungen zuwider. Lieder sollen nach *Eichhorn* der Jehova-Urkunde gehören: gleich wohl stehe *Gen.* 9, 27. אלהים. *Ilgen* theile die Lieder dem Elohisten zu, und mache von diesem Charakter wohlweislich keinen Gebrauch. Elohim solle nach *Ilgen* wenig, aber mit Nachdruck und Würde sprechen: indessen wie kurz und präcis rede Jehova *Gen.* 17, 1. und wie weitläufig Elohim v. 5.? Die Jehova-Urkunde solle mehr unedle Züge in die Charaktere der Handelnden mischen: aber der Elohist habe dergleichen auch von Joseph, und der Jehovist auch sehr edle; gerade so wie es die Wahrheit der Sache mit sich brachte. *Ilgen* habe von den, angeblich am unrechten Orte stehenden, Ueberschriften nicht bewiesen, dass sie am unrechten Orte stehen, und nicht bedacht, dass dergleichen Ueberschriften in den andern Büchern auch vorkommen. Man müsse z. B. K. 37, 1. hinzu verstehen; *wie oben gedacht*, v. 2.: seine Geschichte ist *weiter*. Eben so seyen die, als Grund für jene Hypothesen, in der *Genesis* nachgewiesenen Wiederhohlungen gleichfalls in den übrigen Büchern zu finden, und seyen theils Wiederhohlungen der Einkleidung nach Homerischer Weise, theils Recapitulationen, Nachträge, Reassumtionen z. B. Kap. 39, 1. oder absichtlich des Nachdruckes wegen. Manche Wiederholungen bleiben auch bey der Annahme jener Urkunden. Ihretwegen habe *Ilgen* seinen *zweyten* Elohisten geschaffen; aber gleichwohl müsse derselbe von den drey Erzählungen der Entstehung des Namens Bethel zwey auf sich nehmen. Bloss dieses zweyten Elohisten wegen zerreisse *Ilgen* mit grösster Gewaltthätigkeit von neuem den Text, setze zu, nehme weg.

weg, was ihm beliebe, verändere, versetze, dass jedem ein Grauen vor einer solchen metzelnden Kritik ankommen müsse. Der Hauptgrund dazu, der Wechsel der Namen Jakob und Israel, sey unbeweisend. Denn er könne ja selbst nach einer gewissen Regel erfolgen, ohne dass sich daraus ergebe, dass jeder derselben einem andern Vf. angehöre. Aber er sey zufällig; man vergleiche nur Kap. 35, 20—29., wie oft er da wechsele, und so überall in der zusammenhängenden Erzählung der Geschichte Josephs, einem, keine Zerstückelung erlaubenden Ganzen, in welcher allerdings manche Verschiedenheiten des Vortrags bloss auf die Rechnung eines unbeholfenen Erzählers kommen. Fälle wie Kap. 49, 2—7. wolle *Ilgen* zwar ausnehmen, aber ihrer seyen zu viele, als dass sie nicht die vorgebliche Regel umstossen sollten. Gerade das zusammenhängendste Stück der *Genesis*, die Geschichte Josephs, solle also der Grund der Annahme ihrer Zerreissung in Stücke eines zweyten Elohisten werden. Aber damit dieser vorgebliche zweyte Elohist nicht bloss am Ende der *Genesis*, sondern auch früher erscheine, werde rückwärts etwas für ihn aufgesucht, und ihm aus der *Eichhornischen* Jehova-Urkunde alles das zugetheilt, wobey ein, allerdings oft sehr gegründeter Anstoss gegen die *Eichhornische* Vorstellung genommen werden konnte. So stürze ja aber *Eichhorn's* Hypothese durch *Ilgen*, und die *Ilgensche* durch *Eichhorn* zusammen. Sie seyen beide unnütz und gewähren die verheissenen Vortheile nicht; die *Ilgensche* sey schädlich, da sie überall zerreisse, die Schwierigkeiten der Erklärung mehre, und eine beyspiellose Kritik nöthig mache. Man solle nur den, nach diesen Hypothesen zerstückelten Text mit dem Originale vergleichen, und man werde sehen, wie dieses auf jede Weise verdorben werde, und Gewalt leide. Hr. *H.* hat S. 273 ff. S. 289 ff. S. 294 ff. den nach *Ilgen* zertrennten Text nach dessen Uebersetzung und mit dessen Anmerkungen abdrücken lassen, und gezeigt, wie unnatürlich dadurch eine zusammen gehörige Erzählung, und so oft ein und eben derselbe Vers zertheilt werde, und wie so oft, damit nur die beiden Urkunden zu Stande kommen, ein oder mehrere Verse beiden Urkunden angehören müssen. Hr. *H.* macht S. 276—277. auch den artigen Versuch „K. 15. welches nach Hn. *Ilgen einer* Urkunde, dem Eliel Haschscheni, ob gleich Jehova so vielmal darin vorkommt, und also *einem* Vf. gehört, ohne solche Gewaltthätigkeiten, wie sich Hr. *Ilgen* erlaubt, nach denselben Gründen in *zwey* Urkunden zu zerschneiden, und wir hätten *zwey* Vf." Hr. *H.*, der nur überall seine Galle über Hn. *Ilgen* ausschüttet, hätte der Gerechtigkeit und der Vollständigkeit halber auf eben die Weise zeigen müssen, dass gerade durch eben dieselben Arten eines gewaltthätigen oder künstelnden Verfahrens die Hypothesen *Astruc's* und *Eichhorn's*, zu Stande kommen, wenn es auch bey ihnen nicht so auffallend häufig, als bey *Ilgen*, angewendet ist. *Astruc*, aus dem die *Eichhornische* Vorstellung fast ganz entlehnt, nur weiter ausgeführt und ausgeschmückt ist, scheint Hr. *H.* gar nicht näher zu kennen. Er erwähnt ihn nicht. Mangel an Geschmack und Urtheil ist es, dass zwischen den angeführten triftigsten Gründen die seichtesten stehen, z. B. S. 263. „Hr. *Ilgen* lässt, wie es scheint, den Jakob balsamirt und beklagt werden, wie er schon begraben ist." S. 265. „dass Hagar den Ismael noch *getragen* habe, ist nicht erwiesen; gesetzt aber, sie hätte es gethan — wer kann es ihr denn wehren? wenn sie es nicht gekonnt hätte, so hätte sie es auch nicht gethan." S. 248. „Wenn vom Anfang an zweyerley Urkunden in einander liefen: so wäre es zwar seltsam, aber doch erträglich; aber dass am Ende noch eine dritte sich eindrängt, mitspricht ohne sich anzumelden, das ist ganz ohne Gleichen. So ein ungebetener Gast muss zu der Thür wieder heraus geworfen werden, wo er herein gekommen ist."

Aber weit weniger als in seiner Polemik, leistet der Vf. in seinem eigenen Aufbaue, in der Ausführung, dass die *Genesis* das Werk Eines Mannes und ein Ganzes für sich sey, welcher der Anfang des zweyten Excurs S. 196—212. und der ganze dritte S. 301—323. gewidmet ist. Diese Behauptung ist zwar verschränkt genug durch die Annahme vieler Anmerkungen, Glossen, Erklärungen alter Namen von andern Händen, vieler Zusätze, Vermehrungen, Parallelen, Fortsetzungen, und der Ueberarbeitungen der Redacteurs, Sammler oder Ordner. Durch das Vage solcher Annahmen wird der Willkür die Thür am weitesten geöffnet, und dabey kann man, wenn es mehr um rednerische Wiederholung hergebrachter Voraussetzungen zu thun ist, als um Festhaltung der Untersuchung und begründeter Wahrheit, um Entscheidung, wo triftige Gründe sprechen, oder um Zurückhaltung des Urtheils, wo Entscheidungsgründe mangeln, dann am leichtesten das Entschuldigungs-Förmelchen: *de gustibus non est disputandum*, anbringen. Auch unserm Vf. S. 304. „*schmeckt* die Behandlung der Begebenheiten der *Genesis* ganz nach mosaischer Manier." Gerade auf solchen Wegen geht die Literatur rückwärts, nur durch forschende Prüfung schreitet sie vorwärts. Denn dieser Fortschritt lässt sich nicht nach der Grösse des Resultats schätzen, welches durch die tiefere Untersuchung gewonnen wird, sondern nach der Zuverlässigkeit der durch sie erworbenen Erkenntniss, die bey der Vorwelt oft darin besteht, auszusagen, was wir von ihr z. B. vom vor-mosaischen Zeitalter und dessen Gebräuchen, *nicht* wissen, und dass eine Jahrhunderte oder Jahrtausende fortgeerbte Tradition, wenn man sie auch mit einem wohlklingenderen Namen: Uebereinstimmung aller Völker und Zeiten, nennen möchte, in dem Felde historischer Forschung keine feste Grundlage für den Fuss dessen ist, der wirklich stehen und nicht ferner unhistorisch Erzählungen von Länderfluthen und Menschenzerstreuung für *Berichte* halten will. Wenn es einmal nöthig ist, Ueberarbeitungen der Redacteurs, Sammler und Ordner anzunehmen: wem gehört dann die so hoch angeschlagene, aber eben so oft unterbrochene als gehaltene, Einheit der Oekonomie der *Genesis* an? dem ursprünglichen Vf. einzelner, auf man-

mancherley Hauptstücke geschriebener Aufsätze, oder jenem umarbeitenden Sammler, der sie in späterer Zeit — unter David oder Salomo? geordnet und in ein Ganzes verbunden haben soll? Hr. *H.* hat für jene Einheit der Oekonomie manches Eigenthümliche vorgetragen. Er macht die Chronologie geltend, die Ausführung der Ueberschriften z. B. *Gen.* 2, 4. welche Ueberschrift bis Kap. 6, 8. reiche, und Inschrift sey, nicht Anzeige von Urkunden, welche der Schriftsteller einrücke, nicht Titel von Quellen, die er benutze. Am Ende jedes Abschnittes seyen die historischen Belege, Genealogieen und Documente gestellt, wie sie ein gründlicher Geschichtschreiber unserer Zeit nach der Geschichtserzählung gebe, z. B. Kap. 5. 11, 10 ff. 25. 35. und man bemerke die Einlenkungen nach der Einschaltung solcher Documente z. B. Kap. 25, 19. und Kap. 37, 1. Nachträge dessen was vorher nicht anzubringen gewesen oder vergessen sey, habe man Kap. 6, 1. 9, 18. 11, 1 — 9. und Kap. 35, 9 — 15. Nach einer Lücke in der Geschichte, wo nichts Merkwürdiges erfolgt war, mache der Vf. den bey allen guten Historikern gewöhnlichen Uebergang אחר הדברים האלה. Wir fragen nochmals, der Vf. oder der Sammler? Vergass Hr. *H.*, dass durch eben diesen Uebergang, den er so echt historisch findet, auch die einzelnen Perikopen in den *Evangelistarien*, und demnach auch z. B. in der *Philoxenianischen* Version zusammengehängt sind? Wenn sich ein chronologischer Faden durch die *Genesis* zieht, eine Ausführung der gegebenen Stammbäume: wie wenig kann man im Ernste daraus für die Identität des Vfs. der *Genesis* folgern, mag man sie nun mit Hn. *H.* im Ganzen für das Werk Eines Mannes halten, welches durch fremde Hand umgestaltet worden, oder für ursprünglich einzelne Aufsätze, bey welchen die Annahme ihrer Beziehung auf einander noch mehr Schwierigkeit hat? Ist es denn so leicht und natürlich anzunehmen, dass eine alte Schrift ursprünglich ein, durch einen so hohen Grad der Einheit, als man vorgiebt, zusammengehöriges, Ganzes, dann in einzelnen Stücken zerstreut, und hierauf wieder durch einen oder nach Hn. *H.* mehrere spätere Sammler zusammen geordnet und verbunden worden sey? Die Willkür der Annahme zweyer groser, für sich zusammenhängender, einer Jehova- und einer Elohim-Urkunde, von so ähnlichem Inhalte, dass sie in einander geschoben und eingearbeitet werden können, hat Hr. *H.*, wie wir fasten, mit kräftigen Gründen bestritten. Aber da er, um mit eben solcher Willkür die Einheit der *Genesis* zu vertheidigen, den von *Astruc* so verdienstlich bemerkten Unterschied jener Gottesnamen als Merkmal der Hand verschiedener Vff. durchaus und in jedem einzelnen Falle verwirft: zu welchem wunderlichen Mittel muss er, ungeachtet aller jener Voraussetzungen der Veränderungen, Vermehrungen und Ueberarbeitungen, seine Zuflucht nehmen, um jene vorgebliche Einheit zu retten. Man hat längst die wahrscheinliche Idee gehabt, dass jene beiden verschiedenen Gottesnamen von verschiedenen Vorstellungen vielleicht verschiedenen Gegenden von der Gottheit ausgehen möchten: Hr. *H.* hat darin den Weg ausgefunden, den „eigenen Wechsel jener Gottesnamen, den er zugiebt, auf eine andere Art befriedigend zu erklären, ohne den innigsten Zusammenhang der Erzählungen zu zerreissen." Er lässt Einen und eben denselben Vf. vortragen, was die zwey verschiedenen Gottheiten, der Elohim, und der „Brodgott," der Gott des Ackerbaus" Jehova gethan und angeordnet haben. Von diesen geschrobenen Erklärungen, die in ihrer Durchführung in den einzelnen Fällen eben so harte Contraste geben, als die Zerreissung der Erzählungen und Verse bey *Eichhorn* und *Ilgen* hart ist, haben hier nur noch ein paar Beyspiele Platz: S. 50. „Eva will keinen Sohn als Ackerbauer haben, und als sie den zweyten bekömmt, erklärt sie, dass sie ihn, *von* und *für* Elohim habe. Daher sind auch Seths Nachkommen für Elohim, und erklären sich (Kap. 5, 29.) gegen Jehova." Nach S. 294. war dem Abraham die Opferung Isaaks vom Elohim befohlen, aber er hielt sie nach der Vorstellung vom Jehova für unerlaubt. Nach S. 162. hat Jehova die Lea fruchtbar gemacht, aber Elohim die Rahel unfruchtbar. S. 151. „Kap. 21. kömmt die Sara mit Isaak nieder, nach *Jehova's* Willen (v. 1.) und mit Begünstigung des *Elohim* (v. 2.), denn *beide* hatten ihr Hoffnung zur Nachkommenschaft gemacht (K. 17. 18.) und sie verheissen, *beide* müssen es erfüllen. So wie aber der *Beschneidung* Erwähnung geschieht (v. 4.), die Abraham mit Isaak vornimmt, wie Hagar (die mit sammt ihrem Sohne, der weder Ackerbau trieb, noch treiben sollte, sondern ein *Bogenschütze und Jäger* war (v. 20.), nun überflüssig zu seyn schien) ausgetrieben wurde, wirkt gleich *Elohim* (v. 17.) und *sein Bote!*!"

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Trampens E.: *Journal für anatomische Varietäten, feinere und pathologische Anatomie*, von *Ph. Fr. Meckel*. *Erster* Band *erster* Heft. 1805. 144 S. 8. m. Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der schon als Schriftsteller vortheilhaft dem Publikum bekannte Sohn des berühmten Vaters liefert in diesem bis jetzt einzigen Hefte, theils von letzterem geerbte, theils selbst ausgearbeitete Aufsätze. Der *erste* zur *ersten* Klasse gehörende entwickelt die sonderbare Missbildung eines Mädchens, bey welchem Spaltung der Schaambeinvereinigung und der Harnblase einen Vorfall der letztern, vielleicht auch die vorhandenen doppelte Geschlechtstheile, zwey Mutterscheiden mit zwey Scheidenklappen und eine in zwey Hälften vollkommen getheilte Gebärmutter veranlasst hatte. Jede Hälfte der Gebärmutter, für sich bestehend und von der andern getrennt, hatte nur eine Muttertrompete und einen Eyerstock. Es ist zu bedauern, dass nicht untersucht wurde, ob nicht jeder der beiden Kitzler auch nur einen Schenkel hatte. Die grosse widernatürliche Trennung am untern Theile des Rumpfes dieses Kindes scheint die Oeffnung des Mastdarms an seinem gewöhnlichen Orte gehindert zu haben,

ben, dieser endigte sich auf der linken Seite in einen blinden Sack. Dafür war unter der Vereinigungsstelle des Hüfftdarms mit dem blinden Darm ein widernatürlicher Anhang des dicken Darmkanals, der unter dem Nabel im obern Theil der gespaltenen und auswärts umgestülpten Harnblase sich öffnete. Was in den untern Theilen der Harn und Genitalienwege widernatürlich getrennt war, das zeigte sich oben bey den Nieren widernatürlich vereinigt, beide Nieren waren zusammen geflossen. Die linke Niere hatte sich aber mit ihrem Einschnitt auswärts gewendet; gegen die Seite hin, wo das Hüftbein kleiner, als das der rechten Seite, der Schenkel dieser linken Seite statt mit Muskeln bloss mit Fett versehen sich zeigte, und unten ein Klumpfuss vorhanden war. Da ohne Ausnahme bey angeborenen Klumpfüssen der linke immer der schlimmere ist: so wäre es nicht uninteressant, bey vorkommenden Sectionen nachzusehen, ob nicht auch immer die linke Niere in solchen Fällen etwas abnormes zeige? Die *zweyte* und *dritte* Beobachtung dieser Abhandlung betrifft Kinder mit Haasenscharten und sechs Fingern, bey deren einem eine durch eine Scheidewand getheilte Gebärmutter, bey einfacher Mutterscheide, bey dem andern eine völlig doppelte Mutterscheide bey einer in ihrem Grunde durch eine kurze Scheidewand entzwey getheilten Gebährmutterhöhle statt fand. Diese Beobachtungen sind weitere Belege für den Satz, dass der grössere Theil von Missgeburten weiblichen Geschlechts sind; auffallend war dieses dem Rec., weil er unlängst auch ein Kind zur Section erhielt, bey dem nicht nur bey einer Haasenscharte und gespaltenem Rachen ebenfalls sechs Finger (aber nicht sechs Zehen), sondern auch wiedernatürlich gebildete Geschlechtstheile statt fanden, und zwar war es ein Knabe, bey dem die ganze Ruthe völlig in die Haut des Hodensacks eingewachsen war, ohne dass sonst in ihrem Baue, oder dem Baue der übrigen Geschlechtstheile etwas Widernatürliches sich gezeigt hätte. Die *zweyte* Abhandlung, welche wie die folgenden, vom Vf. selbst ausgearbeitet wurde, betrifft die Krankheiten des Mutterhalses und hauptsächlich des äussern Muttermundes. Dass bey Vorfällen der Gebärmutter häufig der Hals derselben widernatürlich sich verlängere, zeigt der Vf. Bey Anführung der Fälle, wo der Muttermund verwachsen war, scheint er eine im höhern Alter vorkommende, schwerlich durch Entzündung, sondern mehr durch gänzliches Aufhören der Schleimsecretion in der Gebärmutterhöhle zunächst bedingte Art von verschlossenem Muttermunde vergessen zu haben, die Folge von der Leblosigkeit des Organs Aehnlichkeit mit dem in diesem Alter so häufig vorkommenden Verschlossenseyn der Muttertrompeten - Mündungen hat. Den Fall, wo die vordere Lippe des Muttermundes mit der vordern Wandung der Scheide ganz verwachsen ist, und nur die hintere Lippe in die Scheide herabragt, bemerkt der Vf. mit Recht als einen solchen, der einen minder erfahrenen Untersucher täuschen kann. Ueber Polypen und Auswüchse der Gebärmutter führt er mehrere schätzbare Bemerkungen an. Die der innern Fläche des Gebärmutterhalses zeigen durch ihre gefurchte Oberfläche ihr Zusammengeflossenseyn aus mehreren Wurzeln an, in ehmals geschwängert gewesenen Gebärmüttern sitzen sie immer an der vordern Wandung der Höhle des Mutterhalses, vielleicht, wie der Vf. vermuthet, weil dieser Theil am leichtesten durch den Druck des Kindskopfes seine Elasticität verliert. Beobachtungen über die Priorität der pathologischen Ausartung des Muttermundes beym Gebärmutterkrebs und einige Bemerkungen über Chanker an dem Gebärmuttermunde, ohne Angegriffenseyn der äussern Geschlechtstheile und der Scheide, schliessen diese Abhandlung. Die *dritte* Abhandlung beschäftigt sich mit einer epidemisch vorkommenden Verschliessung des Muttermundes bey schwangern Schafen, und Ausstossung ohne Gefahr des Lebens des ganzen Foetus durch einen Bauchabscess, nachdem die Wehen zur gewöhnlichen Zeit eingetreten waren, nach einigen Tagen aber wieder aufgehört hatten. So gut als für diese Schafe sorgt selten die Natur in ähnlichen Fällen für die menschliche Mutter. Die *vierte* Abhandlung betrifft die Varietäten des Harnsystems, besonders der Nieren. Merkwürdig bleiben immer die Beobachtungen, dass bey Leiden des Respirationsorgans zuweilen die Nebennieren vergrössert gefunden wurden, dass die Niere selbst an einem tiefern Orte liegen kann, und die Nebenniere doch am gewöhnlichen; dass bey verwachsenen Nieren ihre innere Ränder sich vorwärts drehen; dass die Lage der Niere den Ursprung ihrer Blutgefässe, nicht dieser jene zu bestimmen scheint. Dem Rec. drang sich bey Durchlesung dieser Schrift nur ein Wunsch auf, der, dass sich der Vf. an *Isenflamm's* und *Rosenmüller's* Beyträge zur Zergliederungskunst angeschlossen haben möchte? Ihm wäre doch der Dank des Publikums für seine Beobachtungen geblieben, und der Physiologe hätte in einer der Fortsetzung werthen Sammlung vereint erhalten, was in mehreren zerstreut leichter der Aufmerksamkeit entgeht.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, (ohne Angabe des Verlegers): *Die Bildsäule Peters des Grossen.* Schauspiel in 1 Akt. 1804. 40 S. 12. (4 gr.) — Aller Wahrscheinlichkeit nach entstand das vorliegende Schauspiel aus einer Anekdote, die als solche sich recht hübsch hören lässt, zum Schauspiel jedoch gar zu dürftig ist. Die Geschichte vom verlorenen Sohn in der Bibel hätte der Vf. weit besser zu einem dramatischen Stoff nutzen können, als diese Anekdote von einem verlornen Sohn!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Junius 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, im Verl. d. Realschul-Buchh.: *Die Anweisung zum seligen Leben*, oder auch *die Religionslehre*. Durch *Joh. Gottl. Fichte*. In Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1806. — 1806. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Buch hat eine erfreuliche und eine unerfreuliche Seite. Erfreulich war uns der Anklang Platonischer Ueberzeugungen, sammt der Lebendigkeit des Vortrages, die auch gewiss auf die meisten Zuhörer und Leser dieser Vorlesungen gewirkt haben. Unerfreulich war uns das philosophische System, zu welchem der Vf. sich jetzt bekennt, und welches mit jenem Anklange nicht ganz harmonirt. Wir wollen uns näher darüber erklären.

Im Gastmahl des Plato sagt Diotime: „Die Liebe hat die Gewalt, den Göttern das Menschliche, den Menschen das Göttliche zu offenbaren." Sie ist das Band des Himmels und der Erde, des menschlichen Wesens höherer Trieb, der Geist seines Wirkens und Vollbringens. „Ich forschte, sagt Plato anderwärts, ob ich ein Thier sey, mannichfaltiger an Gestalt und gieriger wie Typhon, oder ein reineres und sanfteres Wesen von milderer göttlicher Natur." — Wenn auf diese Frage ihm für seine göttliche Natur ein festes unwandelbares *Ja* ertönte, und dieselbe beglaubigte: so war es die Liebe, welche es aussprach. Sie erhebt über die sichtbare Natur, durch sie sucht der Mensch Wahrheit und Schönheit, strebend nach einem Besseren, als er selbst, und ist in diesem Bestreben *vernünftig*. Wäre jenes Suchen und Streben nicht in ihm, er hätte auch keine Vernunft. Das Bessere als er selbst, der Urquell aller Wahrheit und Schönheit, ist *Gott*. Religion, Tugend, Kunst, haben deswegen ihre Wurzel in der Liebe. Ja es giebt überhaupt kein *menschliches* Leben ohne sie, sondern nur ein *thierisches*, mit Begier und Wildheit eines Typhon. In diesem Sinne sagen wir mit dem Vf.: „Das Leben ist Liebe, die ganze Form und Kraft des Lebens besteht in der Liebe und entsteht aus der Liebe." (S. 2.) Aber es giebt nach dem Ausspruch des grofsen Griechen eine doppelte Liebe. „Die älteste ist ohne Mutter, eine Tochter des Himmels, *Urania;* die andere jüngere, eine Tochter des Zeus und der Dione, heisst *Pandemos*." Um der jüngern Pandemos willen, die oft mit ihren Werken der älteren Urania entgegen wirkt, fragen wir den einzelnen Menschen (nach S. 5.): „Offenbare mir, was du wahrhaftig liebst, was du mit deinem ganzen Sehnen suchest und anstrebest; — und du hast mir dadurch dein Leben gedeutet." Nicht, als ob jene ältere mutterlose Tochter des Himmels ganz aus dem Menschenleben vertilgt seyn könnte, ohne dass noch eine Spur ihrer Gestalt in den Umkreis desselben fiele: — denn alsdann würde das Leben kein Leben eines Vernunftwesens mehr seyn; aber sie stehet nur, gleich dem verfinsterten Monde, oft im Erdschatten, ihres ursprünglichen reinen Lichtes beraubt, verachtet oder gar gehasst. Von dem Vf. ist dieser Gedanke (S. 300.) ausgedrückt: „Auch der Teufel hasset das Gute nicht schlechthin darum, weil es gut ist, wodurch derselbe völlig undenkbar würde: sondern aus Neid, und weil er selbst es nicht an sich zu bringen vermag." Plato bezeichnet das Verhältniss dieser beiden Aphroditen dadurch: dass er die Urania zur *ältesten* Liebe macht. Alles Himmlische ist älter und stärker, als das Irdische, und das Irdische kann nur Gewalt und Stärke gewinnen durch Verläugnung des Himmlischen. Hört aber diese Verläugnung auf, und tritt das ursprüngliche Verhältniss wieder ein: so gewinnt der Sterbliche das verlorne Leben der ältesten Liebe wieder. Urania strahlet alsdann in ihrem ursprünglichen Glanze, und löset die Vernunft von den Banden der Finsterniss. Die Vernunft, mit der Freyheit ihr eigenthümliches Daseyn wiederfindend, richtet des Menschen Auge, Willen, Herz, auf Gott, auf das Wahre, Gute, Schöne; und es entstehet ein göttliches Leben. Freyheit, Vernunft, Liebe, sind in diesem Leben Eins; in ihm allein ist Fülle, Vollendung, Seligkeit. Alles Andere verschwindet dagegen, und wird freudig für dasselbe hingegeben. Treffend beschreibt Plato einen Uebergang zu demselben. „Wer begeistert wird durch Schönheit, erinnert sich der wahren, göttlichen, und seine Seele erhält die verlornen Flügel wieder (Freyheit). Wenn die Flügel der Seele anfangen zu wachsen, fühlt er, gleich zahnenden Kindern, Schmerz. Sieht er aber die Schönheit: so hört der Schmerz auf. Er giebt alles hin für den Gegenstand seiner Liebe. Die Götter nennen die Liebe *geflügelt*, weil sie nothwendig *fliegen* muss." Mit diesen Worten mögen wir die Aeusserung *Fichte's* (S. 258.) zusammenstellen: „Das Schöne kann niemals am Vergänglichen und Irdischen sich vorfinden, oder auf dasselbe übertragen werden. Die Urquelle der Schönheit ist allein in Gott, und sie tritt heraus in dem Gemüthe der von ihm Begeisterten." Gleich darauf sagt der Vf., als er von einer bestimmten Gestalt, die etwa in Marmor dargestellt wäre, spricht: „Der Stein bleibt ewig Stein, und ist des Prädicats der Schönheit durchaus unempfänglich; aber die Seele des Künstlers war schön, als er sein

Werk empfing, und die Seele jedes verständigen Beschauers wird schön werden, der es ihm nachempfängt; der Stein aber bleibt immerfort nur das, das äussere Auge Begränzende, während jener innern geistigen Entwickelung." — So ruhet in der menschlichen Seele, die durch angeborne Liebe zum göttlichen Schönen hingezogen wird, alles Schönen Maſs, und das Schöne der sichtbaren Welt ist nur ihr Zeichen und Wort, ihre in Erz oder Stein gebildete Hieroglyphe.

Mehrere Stellen des Buches lassen sich auf diese Weise der Lehre des Plato gegenüber stellen, — von welchem der Vf. S. 142. mit Unrecht behauptet, er möge eine Ahndung solcher Weltansicht haben; so wie von *Jacobi*, er möge zuweilen an diese Region streifen; da vielmehr beide Philosophen diese Ansicht auf das Tiefste in ihrer Eigenthümlichkeit gefasst und dargestellt haben, so dass der Vf. darin nur ihr *Nachhall*, nicht ihr *Vorhall* seyn kann. — Wir wollen einige Stellen auszeichnen. (S. 10.) „Der geliebte Gegenstand des wahrhaftigen Lebens ist dasjenige, was wir mit der Benennung Gott meynen, oder wenigstens meynen sollten; der Gegenstand der Liebe des nur scheinbaren Lebens, das Veränderliche, ist dasjenige, was uns als Welt erscheint, und was wir also nennen. Das wahrhaftige Leben lebet also in Gott und liebet Gott." — (S. 13.) „Ueber der Sehnsucht nach dem Ewigen, worauf alles endliche Daseyn ruht, und von ihr aus kommt es entweder zum wahrhaftigen Leben, oder es kommt nicht dazu. Wo es zum Leben kommt, und dasselbe durchbricht, wird jene geheime Sehnsucht gedeutet und verstanden, als Liebe zu dem Ewigen; der Mensch erfährt, was er eigentlich wolle, liebe und bedürfe. — Der wahrhaftig Lebende hat es ergriffen, und besitzt es nun immerfort — in aller seiner Fülle, und ist darum selig in der Vereinigung mit dem Geliebten. — Wo es zum wahrhaftigen Leben noch nicht gekommen ist, wird jene Sehnsucht nicht minder gefühlt, aber sie wird nicht verstanden" — Daraus entspringt die Jagd nach Glückseligkeit, welcher sich die Menschen überlassen, deren Anfang und Fortgang bis S. 18. treffend geschildert wird. (S. 288.) „Die Liebe ist höher denn alle Vernunft, und sie ist selbst die Quelle der Vernunft und die Wurzel der Realität" (indem ohne Gotteserkenntniss und Liebe alles zum Schatten und Scheine wird) „und die einzige Schöpferin des Lebens." (S. 289.) „Die Liebe ist, so wie überhaupt Quelle der Wahrheit und Gewissheit, eben so auch die Quelle der vollendeten Wahrheit in dem wirklichen Menschen und seinem Leben.", (S. 293.) „Es ist durchaus vergeblich, dem, der in der Liebe ist, zu sagen: handle moralisch: denn nur in der Liebe geht die moralische Welt auf, und ohne sie giebt es keine; und eben so überflüssig ist es, dem, der da liebt, zu sagen: handle; denn seine Liebe lebet schon durch sich selbst, und das Handeln, das moralische Handeln, ist bloss die stille Erscheinung dieses seines Lebens." —

Als das minder Erfreuliche müssen wir jetzt des philosophischen Systemes erwähnen, welches als Gerüste diese Anweisung zum seligen Leben tragen und unterstützen soll. Schon bey Gelegenheit einer andern Schrift des Vfs., (Grundzüge des gegenwärt. Zeitalters s. A. L. Z. 1806. Nr. 243.) haben wir erinnert, dass er manches aus der Schellingischen Philosophie sich angeeignet zu haben scheine, und dadurch in Verlegenheit und Widerspruch gerathe. Auch in diesem Buche ist uns ein Aehnliches fühlbar geworden. Bey Gelegenheit jener vorhin von uns angeführten Worte: „das Leben sey Liebe, und die ganze Form und Kraft des Lebens bestehe und entstehe aus der Liebe," wird (S. 2.) gesagt: „Die Liebe theilet das *an sich todte Seyn* gleichsam in ein zweymaliges Seyn, dasselbe vor sich hinstellend, — und macht es dadurch zu einem Ich oder Selbst, das sich anschaut und von sich weiss, in welcher *Ichheit* die *Wurzel alles Lebens* ruhet. Wiederum *vereinigt* und *verbindet* innigst die Liebe das getheilte Ich, das ohne Liebe nur kalt, und ohne alles Interesse sich anschauen würde. Diese letztere Einheit, in der dadurch nicht aufgehobenen, sondern ewig bleibenden Zweyheit, ist nun eben das Leben." — Hiernach also wäre das *Seyn an sich* todt; es wurde lebendig durch die vermöge der Liebe vor sich gehende Trennung zur Ichheit, und Vereinigung der getheilten Ichheit. Nach S. 6 u. 7. aber wird Seyn und Leben als Eins angesehen, ein todtes Seyn wird verworfen, das Leben und Seyn wird dem Tode und Nichtseyn entgegengesetzt. Ein Schwanken zwischen diesen beiden *Aussagen*: das Seyn ist an sich todt, und wird erst durch Theilung zur Ichheit, lebendig; — und: alles Seyn ist lebendig, und es giebt kein anderes Seyn als das Leben — herrscht mehr oder weniger im ganzen Buche. Nach S. 63. bedeuten Denken und Leben — Nichtdenken und Todtseyn — ganz dasselbe. Das Denken ginge also nach der ersten Aussage aus der Liebe, aus der Ichheit hervor; nach der zweyten Aussage wäre es jedwedem Seyn eigenthümlich. Nach der ersten Ansicht gilt, was S. 65. steht: „Liebe sey nur da, wo da ist das klare Bewusstseyn," also auch, wo da ist Denken, Leben; — nach der zweyten Ansicht wird, wie S. 109 u. 110. steht, das lebendige unmittelbare Leben, oder das göttliche Seyn, im *Bewusstseyn* zum stehenden und todten Seyn verwandelt.

Wir machen hiebey bemerklich: Wenn in der Ichheit und im Bewusstseyn die Wurzel alles Lebens ruhet: so sind Persönlichkeit, Freyheit, das Erste und Höchste des Lebens; und wir werden, indem wir Gott lieben, unsere Persönlichkeit und Freyheit erhöhen, weil auch er nicht *das Eine* ist, sondern *der Eine*. Hat aber das Leben seine Wurzel anderwärts, und ist die Ichheit und das Bewusstseyn nur ein Spalt oder Bruch dieses ursprünglichen Lebens: so wird Persönlichkeit, Freyheit, aufgehoben durch die Liebe zu Gott, überhaupt durch Fortschritt zum Höheren; die Fülle und Seligkeit wird sich uns offenbaren, wenn wir unsere Persönlichkeit und Freyheit sammt dem Bewusstseyn, verlieren. Was wir oben mit platoni-

tonischen Stellen verglichen haben, stammt aus der ersten Vorstellungsart; vieles Andere im Buche stammt aus der zweyten, und der Vf. sucht vergebens beide zu amalgamiren. So ist nach S. 89. das wahrhaftige und unaussprechlich selige Leben ein Erblicken des göttlichen Lebens und Daseyns mit einem Eintauchen voll Liebe und Genuss in dieses also begriffene Leben. Die Gottheit und das aus ihr fliessende selige Leben läſst sich nur durch das eigentliche reine und wahre Denken und schlechthin durch kein anderes Organ, ergreifen; (S. 35.) nur durch das reine und selbstständige Denken *wird* man eine *eigene* Person, und dieses ist allein das Auge, dem Gott sichtbar werden kann. Das reine Denken ist selbst das göttliche Daseyn. (S. 36.) — Nach diesen Aeusserungen erhebt also die Persönlichkeit zu Gott, und Gott selber muss persönlich seyn, weil sein Daseyn das reine Denken ist. Aber S. 237. lesen wir: „So lange irgend ein Ich noch in irgend einem Punkte der Freyheit steht, hat es noch ein *eigenes* Seyn, welches ein einseitiges und mangelhaftes Daseyn des göttlichen Daseyns, mithin eigentlich eine Negation des Seyns ist." Diese Stelle widerspricht der frühern. Wir wollen dem Vf. noch etwas mehr ins Einzelne folgen, gelegentlich die Mängel seines systematischen Weges bezeichnend.

Das eigentliche und wahre Seyn „wird nicht, entsteht nicht, geht nicht hervor aus dem Nichtseyn." (S. 77.) „Innerhalb dieses Seyns kann nichts Neues werden, nichts Andres sich gestalten, noch wandeln und wechseln; sondern wie es ist, ist es von Ewigkeit her, und bleibt es unveränderlich in alle Ewigkeit." (S. 78.) „Das Seyn ist als eine in sich selbst geschlossne und vollendete und absolut unveränderliche Einerleyheit zu denken. Durch ein solches Denken kommt man noch keineswegs zu einem *Daseyn*, zu einer Aeusserung und Offenbarung dieses Seyns." (S. 79.) „Unmittelbar und in der Wurzel ist — Daseyn des Seyns das — Bewusstseyn oder die Vorstellung des Seyns." (S. 80.) Dieses Daseyn wird auf der folgenden Seite als ein „Seyn ausserhalb des Seyns" charakterisirt. Wir verstehen diess also: durch das Daseyn des Seyns, durch das Heraustreten des Seyns aus sich selbst, durch das Bewusstseyn entsteht die Objectivität; und verbinden damit die Aeusserung S. 73., das eigentliche höhere Denken erschaffe ohne alle Beyhülfe des äussern Sinnes sein rein geistiges Object schlechthin aus sich selbst. Dieses Object, so wie überhaupt alle Objectivität ist aber nicht in der absoluten Einheit des Seyns enthalten, sondern nur in seiner Offenbarung (Manifestation), dem Daseyn nämlich. Die Duplicität gebiert sich in der Einerleyheit durch die Form der Einerleyheit. Es ist (S. 83.) „das *Bewusstseyn* des Seyns, die einzig mögliche Form und Weise des *Daseyns* des Seyns, somit selber ganz unmittelbar, schlechthin und absolute, dieses Daseyn des Seyns. Das Wesen des Seyns bleibt übrigens was es war; aber das Daseyn des Seyns, die Form, ist ein Selbstbewusstseyn seiner (des Daseyns) selbst, als blossen Bildes, von dem absolut in sich selber seyenden Seyns." (S. 84.) Nach S. 80. beruht die Genesis des *Daseyns* = *Bewusstseyn*, auf der logischen Kopula. (Dieses metaphysische Kunststück, auf die Kopula, und den Satz A = A, Gott und die Welt zu bauen, ist aus der neuern Philosophie hinreichend bekannt und in seiner Nichtigkeit beleuchtet.) Dass dieses so sey, kann das Wissen sehr wohl begreifen und einsehen, aber es kann nicht begreifen und einsehen, wie es selber entstehe, und wie aus dem innern in sich selber verborgenen Seyn ein Daseyn, eine Aeusserung und Offenbarung desselben folgen möge. „Diese unabänderlich bestimmte, und lediglich durch unmittelbare Auffassung und Wahrnehmung zu ergreifende *Weise* da zu seyn, des Wissens, ist das innere und wahrhafte reale Leben an ihm." (S. 86.) „Das reale Leben des Wissens ist daher, in seiner Wurzel, das innere Seyn und Wesen des Absoluten selber, und nichts Anderes; und es ist zwischen dem Absoluten oder Gott, und dem Wissen, in seiner tiefsten Lebenswurzel, gar keine Trennung, sondern beide gehen völlig in einander auf." (S. 88.) (Analog dieser *Fichte*'schen Auseinandersetzung ist diejenige, welche *Schelling* von der Selbstrepräsentation des Absoluten giebt, in dem die Form, aus der Fülle seiner Absolutheit, als ein Selbstständiges, ohne sein Zuthun, fliesst. Phil. u. Rel. S. 28.)

Mit dem bis dahin abgeleiteten Leben des Wissens sind wir noch nicht aus dem göttlichen Seyn getreten, sondern vielmehr im innern Seyn und Wesen des Absoluten selber geblieben. Im reinen Denken wird unsre Vereinigung mit Gott erkannt. (S. 90.) Vermöge dieser Vereinigung ist „das Wissen, oder — Wir — dies göttliche Daseyn selbst." (S. 101.) Die schwierigste Aufgabe ist nun, wie wir aus dem göttlichen Daseyn herauskommen, sonst bleiben wir immer in ihm, es giebt kein anderes Leben, als in ihm, und sonach nur ein *seliges* Leben, kein *unseliges*. Was ist also da *ausser* Gott? „Es ist ausser Gott gar nichts wahrhaftig da, denn — das Wissen." (Wie kann es *ausser* ihm seyn, wenn es das göttliche Daseyn selbst ist? Das geschieht durch die Form. Sie macht, dass das Wissen 1) *in* Gott ist, 2) *ausser* Gott ist. Mit seiner Wurzel ist es in Gott, mit seinen Blättern und Zweigen ausser Gott.) „Dieses Wissen ist das göttliche Daseyn selber, schlechthin und unmittelbar, und in wiefern wir das Wissen sind, sind wir selber in unserer tiefsten Wurzel das göttliche Daseyn. Alles Andere, was noch als Daseyn uns erscheint — die Dinge, die Körper, die Seelen, wir selber, in *wiefern wir uns ein selbstständiges und unabhängiges Seyn zuschreiben* — ist gar nicht wahrhaftig und an sich da; sondern es ist nur da, im Bewusstseyn und Denken, als Bewusstes und Gedachtes, und durchaus auf keine andere Weise." (S. 98.) (Hier wird das *eigene* Seyn als Negation des Seyns kenntlich gemacht, wodurch denn in der Folge die Persönlichkeit als eine solche Negation erscheint. Gott hat nach dem Vf. kein selbstständiges und unabhängiges Seyn: denn dieses ist gar nicht da; Gottes Daseyn ist ein Selbstbewusstseyn der Form, als blossen Bildes von sich selbst, (S. 84.) aber

er

er ist kein *eigenes* Seyn. Auch wir sind wieder dieses göttliche Daseyn selbst, weil wir das Wissen sind! (S. 101.)) Dadurch gelangen wir nun noch nicht aus der Einerleyheit zur Mannichfaltigkeit, die wir doch in der Wirklichkeit finden (S. 101.) und der Vf. geht an die Lösung der Aufgabe: aus welchem Princip, und woher, kommt Mannichfaltigkeit in das an sich einfache Seyn?

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Kopenhagen* u. *Leipzig*, b. Schubothe: *Ueber die vom Himmel gefallenen Steine der Alten, Bäthylien genannt, in Vergleichung mit den in neuern Zeiten herabgefallenen Steinen*, von Dr. *Friedrich Münter*, ordentl. öffentlichem Lehrer der Theologie zu Kopenhagen u. s. w. Eine Verdeutschung aus dem Dänischen von *Johannes Ambrosius Markussen*. 1805. 33 S. 8. (6 gr.) — Die hier übersetzte Abhandlung findet sich in der Sammlung von Schriften der Kön. Dänischen Gesellsch. d. Wiss. vom J. 1804 abgedruckt. Der gelehrte Vf. betrachtet die Aërolithen als einen Gegenstand, wo der Geschichtforscher Hand in Hand mit dem Naturkundigen gehen kann, und, ohne gerade aller im Alterthum erwähnten meteorischen Steine vollständig zu erwähnen, beschränkt er sich auf solche Nachrichten, welche hauptsächlich dazu dienen, die Vorstellungen der Alten über diese Art von Meteoren aufzuklären, und woraus erhellt, dass jene Steine gerade zur nämlichen Klasse von Luftsteinen gehören, wie die in neuern Zeiten genauer beobachteten. Die mit Auswahl hier zusammengedrängten Stellen der Alten, und die bedeutenden Winke, welche der Vf. zur Erklärung derselben giebt, eröffnen ein weitläuftiges, noch wenig angebauetes Feld zu antiquarischen sowohl als physikalischen Untersuchungen in diesem Fache. — Die Verehrung der Steine, worüber die *orphischen Gesänge*, *Theophrast*, *Plinius*, und andere Schriftsteller so vieles enthalten, ist beynahe so alt als die Welt, und der Ursprung jener Verehrung ist vielleicht gerade in gewissen vom Himmel gefallenen Steinen zu suchen. Sobald man anfing, feurige Lufterscheinungen, und die damit, wie in neueren, so vielleicht schon in den frühesten Zeiten manchmal verbundenen, vom Himmel gefallenen Steine zu beobachten, so erzeugte sich leicht die Meinung, jene Feuermassen und Steine kommen von höhern Regionen, von den Sternen des Himmels her, welche das Alterthum für beseelte Wesen hielt; man nannte daher auch solche Steine λιθους εμψυχους, und glaubte sie der Gottheit nahe verwandt als den Sitz höherer Dämonen, oder Gotteswohnungen, בית אל, woher in der Folge der griechische Name βαιθυλοι, im Diminutiv βαιθυλια entstanden seyn mag. (Da, wie der Vf. erweist, die ältesten Erzählungen von dieser Art Steine sich aus Phönicien, Syrien und dem Orient herschreiben, so ist eine orientalische Ableitung des griechischen Namens eben nicht so ganz unwahrscheinlich). Nach dem Vf. soll schon der Stein, 1 Mos. 28., auf welchem Jacob geruht hatte, und den er durch Salbung weihete, indem er dem Steine, so wie der ganzen heiligen Stätte, den Namen Bethel gab, hieher gehören. Deutlicher ist eine Stelle in den Fragmenten des *Sanchuniathon* bey *Eusebius*, nach welcher einer von Uranos Söhnen Bäthylus hiess, und der Gott Uranos (eine Andeutung des himmlischen Ursprungs dieser Steine) die Bäthylien erfand, als er beseelte Steine hervorbrachte. Nach *Priscian* hiessen diese Steine auch *Abaddir* אבן אדיר oder göttliche Steine, und noch *Augustinus* redet von solchen bey den Numidiern verehrten Abaddiren. *Hesychius* hat das Scholion: βαιθυλος· ουτως εκαλειτο ὁ δοθεις λιθος τῳ Κρονῳ αντι Διος. *Plinius* bey seiner Beschreibung der *gemmae Cerauniae* (*Hist. Nat.* 37, 9.) führt eine Gattung derselben an, bey den Griechen Bätyli genannt, durch die man Städte und Flotten bezwingen zu können geglaubt habe. — Der Vf. stellt nun mehrere Zeugnisse der alten Schriftsteller zusammen von Steinen, von welchen entweder ausdrücklich gesagt oder auch nicht gesagt wird, dass sie vom *Himmel* gefallen seyen, und welche theils der Gegenstand öffentlicher Verehrung in den Tempeln waren, theils von Privatpersonen aufbehalten wurden, und ihnen als eine Art von Orakel dienten. Zur erstern Gattung gehört z. B. der berühmte Stein des Sonnengottes *Elagabalus*, welchen der Kaiser dieses Namens nach Rom brachte (*Herodian. Hist.* 5, 3.), der Stein, den nach *Appian* (*de bellis Annib.* c. 56.) die Pessinuntiner in Galatien als Heiligthum der Cybele verehrten, und der nach Liv. 29, 10. im zweyten punischen Kriege nach Rom gebracht wurde; von Beyspielen aus Griechenland gehören hieher die Steine, welche man in dem Tempel der Grazien zu Orchomenos verehrte, und die schon zur Zeit des Königs *Eteocles* vom Himmel gefallen seyn sollen (Pausan. II, 38.), ein αγαλμα λιθινον μητρος Θεων, das dem *Pindar*, wie sein Scholiast Ode 3 v. 137. meldet, vor die Füsse gefallen seyn soll, worauf er nahe bey seinem Hause der Rhea eine Statue, und die Thebaner dieser Göttinn einen Tempel baueten (vergl. das obige Scholion bey *Hesychius*), die grosse von mehreren Schriftstellern (Plin. hist. nat. 2, 38.) erwähnte Steinmasse, *die bey* Ägos Potamos niederfiel u. s. w. Unter den Steinen der zweyten Gattung, die Privatpersonen heilig waren, verdient insbesondere ein Stein des trojanischen Sehers *Helenus* genannt zu werden, welcher durch heftige Bewegung mit den Händen sich dahin bringen liess, ein Orakel von sich zu geben (*Orpheus de Lapidibus*) und ein anderer Stein, von dem ein Arzt, Namens *Eusebius*, nicht weit von der Stadt Emisa der Besitzer war (*Photii Biblioth. cod.* 242.) und der zugleich ein Beweis ist, dass noch im sechsten Jahrhundert dieser Aberglaube nicht ausgestorben war. Zuletzt zeigt noch der Vf. wie genau alle jene von den Alten beschriebenen Bäthylien (sonst auch Brontia, Ombria, Ceraunia genannt) nach ihrer Gestalt und andern Umständen mit den neuerdings genauer geprüften meteorischen Steinen zusammenstimmen, und daher mit diesen höchst wahrscheinlich einerley Product gewesen sind. Die neuern meteorischen Steine sind rauh, uneben und von Farbe schwarz oder aschgrau; von den Pessinuntinischen berichtet *Arnobius*, er sey uneben und *coloris furvi atque atri* gewesen; die Bäthyli des *Plinius*, eine Gattung der gemmae Ceraunia, waren rund und schwarz, der Stein bey Ägos Potamos hatte *colorem adustum*, des *Elagabalus* Stein war schwarz, und der Siderites in den orphischen Gesängen ebenfalls schwarz, hart und derb. Das Herabfallen der neuern Steine war oft mit feurigen Meteoren begleitet; war vielleicht der Komet, der in der Nacht sich zeigte, als der Stein bey Ägos Pot. herunter fiel, eine strahlende Lufterscheinung, und deuten vielleicht auf etwas ähnliches die Sterne, welche man über den auf Münzen abgebildeten Steinen findet, und der herabfahrende Stern, welcher nach der Erzählung in *Photius Bibl.* nachher der Bäthylus des Arztes *Eusebius* ward?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Junius 1807.

PHILOSOPHIE.

Berlin, im Verl. d. Realschul-Buchh.: *Die Anweisung zum seligen Leben*, oder auch *die Religionslehre.* Durch *J. G. Fichte.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 139. abgebrochenen Recension.*)

Es giebt, sagt der Vf., gleichsam einen Akt des göttlichen Daseyns, — *Daseyen* — und in diesen *Akt* kann das Princip der Spaltung nicht fallen, sondern nur *außer demselben;* doch muss es mit dem Akte verknüpft seyn, und nothwendig aus ihm folgen. (S. 105.) Gott ist schlechthin das absolute Seyn, unmittelbar durch und von sich; nun ist er *unter andern* auch da; äussert und offenbaret sich; dieses Daseyn ist er auch von sich, und hierin gehen Seyn und Daseyn in einander auf. (S. 105.) Aber das Seyn darf in dem *bloßen Daseyn* mit dem Daseyn nicht vermischt werden; wenn das Daseyn *bloß* ist, muss man beides von einander unterscheiden, damit das Seyn *als* Seyn, und das Absolute *als* Absolutes heraustrete. „Diese Unterscheidung (des *bloßen* Daseyns nämlich von dem Seyn) und dieses *Als* der beiden zu Unterscheidenden ist zunächst — in sich selber absolute Trennung und — das Princip aller nachmaligen Trennung und Mannichfaltigkeit." (S. 106. 107.) Das *Als* der beiden liefert nicht unmittelbar ihr Seyn, sondern es liefert nur, *was* sie sind, ihre Beschreibung und Charakteristik, es liefert sie im Bilde; jedes von den beiden ist zu begreifen und zu charakterisiren nur durch das Zweyte, dass es nicht ist, was das andere ist, und umgekehrt. (S. 107.) (Daseyn und Seyn werden von dem Vf. entgegen gesetzt. Das ist also eine Antithesis zwischen Daseyn als Daseyn, und Seyn als Seyn: Das *Als* thut nichts zur Antithesis, sondern ist bloss ein *Zeichen* der Fixirung des Begriffs. Das *Als* kann deswegen auch nicht des Begriffes Charakteristik und Beschreibung liefern. Die Antithesis charakterisirt beide Begriffe negativ. *Daseyn* also ist nicht was *Seyn* ist, und umgekehrt.) In dem Bewusstseyn, als einem Unterscheiden, erfährt das ursprüngliche Wesen des göttlichen Seyns und Daseyns eine Verwandlung. Das göttliche Leben im Leben wird durch den Begriff (welcher aus jenem Unterscheiden hervorgegangen seyn soll) zu einem stehenden und vorhandenen Seyn, zu einem Objectiven. (S. 109.) Das lebendige Leben ist es, *was* verwandelt wird, und ein stehendes, ruhendes und todtes Seyn ist die *Gestalt*, welche es in dieser Verwandlung annimmt. (S. 110.) (Des lebendigen Lebens *Gestalt* also ist das todte Seyn. Wir begreifen nicht, wie die reine Negation des lebendigen Lebens, das *todte Seyn*, und — weil alles Seyn lebendig ist, zugleich das *Nichtseyn*, zur *Gestalt* werden könne, oder wie sich das Leben in den Tod, das Seyn ins Nichtseyn *verwandeln* lasse. Bey dem Vf. muss diess indess geschehen, weil er sonst nach seinen Prämissen zu Nichts kommt, und also genöthigt ist, die Negation in eine Position umzuschaffen.) „Jenes stehende Vorhandenseyn ist der Charakter desjenigen, was wir die Welt nennen, der Begriff ist der eigentliche Weltschöpfer, vermittelst der aus seinem innern Charakter erfolgenden Verwandlung des göttlichen Lebens in ein stehendes Seyn." (S. 110.) (Der Begriff thut hier etwas wahrhaft Unbegreifliches, um nicht zu sagen *Unmögliches:* denn er macht durch seine Verwandlung das göttliche Leben todt, und das einzig und allein, weil er das *Als* zum göttlichen Seyn und Daseyn ist. (S. 111.) *Jenseits* des Begriffes ist nichts, als der lebendige Gott, in seiner Lebendigkeit. (S. 110.) „Die Reflexion, eine Kraftanwendung des Daseyns und Bewusstseyns, folgt daraus, dass ein *Als* des Daseyns seyn soll: dieses Soll aber ist gegründet unmittelbar in dem lebendigen Daseyen Gottes. Der Grund der Selbstständigkeit und Freyheit des Bewusstseyns liegt freylich in Gott; aber eben darum, weil er in Gott liegt, ist die Selbstständigkeit und Freyheit wahrhaftig da, und kein leerer Schein. Durch sein eignes *Daseyn*, und zufolge des innern Wesens desselben, stösst Gott zum Theil, d. h. in wiefern es Selbstbewusstseyn wird, sein Daseyn aus von sich, und stellt es hin, wahrhaftig selbstständig und frey." (S. 112.) (Man merke sich diese Aeusserungen. Gleichwie die Welt das todte göttliche Leben ist: so ist Freyheit und Selbstständigkeit ein ausgestossener Theil des göttlichen Daseyns. Wenn der Grund dieser Ausstossung nicht in Gott läge: so wären Freyheit und Selbstständigkeit gar nicht wahrhaftig da. Gott stösst sie aber nur aus, in wiefern sein Daseyn Selbstbewusstseyn ist; in wie fern Gottes Daseyn kein Selbstbewusstseyn ist, wird auch aus ihm nichts ausgestossen. Hieraus folgt, dass Freyheit und Selbstständigkeit sich selbst vernichten müssen, um als ein Theil des göttl. Daseyns sich mit demselben zu vereinigen. Das göttl. Daseyn ist nur dann vollkommen, wenn es seiner selbst sich nicht bewusst ist. Das Princip der Unvollkommenheit, nämlich Selbstbewusstseyn, Freyheit, Selbstständigkeit ist aber im göttlichen Daseyn selbst, nämlich in jenem Apfel der Erkenntniss, jenem *Als*, jenem Weltschöpfer, dem Begriff.)

Hiernächst giebt es nun nach dem Vf. eine doppelte Spaltung des göttlichen Daseyns. Die erste spaltet die durch die Form des Wissens überhaupt, aus dem göttlichen Leben entstandene, stehende Welt; — die andere spaltet nicht unmittelbar das Object, sondern

dern nur die Reflexion auf das Object. Jene geht auf die Objecte selber, diese ist nur eine Spaltung und Eintheilung der Ansicht des Objects. Das Resultat der ersten Spaltung ist Unendlichkeit, das Resultat der zweyten eine Fünffachheit. (S. 128. 129.) Diese fünf Weisen, die Welt zu nehmen, sind zugleich die verschiedenen möglichen Stufen und Entwickelungsgrade des innern geistigen Lebens. (S. 130.) Die erste und niedrigste Stufe ist, wenn man dasjenige für die Welt und das wirklich Daseyende hält, was in die äusern Sinne fällt; die zweyte Ansicht ist, wenn man die Welt erfasset, als ein Gesetz der Ordnung und des gleichen Rechts in einem Systeme vernünftiger Wesen. Die dritte Ansicht ist die der wahren Sittlichkeit, worin das Gesetz nicht das Vorhandene ordnet, sondern vielmehr das Nichtvorhandene innerhalb des Vorhandenen *erschafft.* Ihr ist das Heilige, Gute, Schöne, wahrhaft real und selbstständig, und die Menschheit soll es in sich darstellen. Die vierte Ansicht ist die der Religion, welche beschrieben werden müsste, als die klare Erkenntniss, dass jenes Heilige, Gute und Schöne keinesweges unsere Ausgeburt, sondern die Erscheinung des innern Wesens Gottes in uns, als dem Lichte, unmittelbar sey. (Auf dem dritten Standpunkte, wenn der Mensch wahrhaft das Heilige, Gute und Schöne ehrt, kann er diess nicht für seine eigne Ausgeburt halten, und ist sonach religiös. Der Ausdruck: *Erscheinung des innern Wesens Gottes in uns*, wird bey dem Vf. durch seine frühern Expositionen begründet, und hat etwas Pantheistisches, welches schwerlich den Charakter der Religiosität ausmachen möchte. Was in uns selbst erscheint, brauchen wir nicht mehr zu suchen und zu ehren. Gradezu heisst es S. 146.: „*Was ist Gott? Er ist* dasjenige, was der ihm ergebene und von ihm begeisterte *thut.*" Gott ist also ein Menschenthun, eine Menschenhandlung, und er ist es auch wieder, der dieses Thun und diese Handlung begeistert hat. Ein Thun hätte also das Thun begeistert, der Mensch sich selbst, und verehrte also in Gott nur sich selbst.) Die fünfte Ansicht ist endlich die aus dem Standpunkte der Wissenschaft. Sie sieht das *Wie* alles Vorhergehenden, und wie sich denken lässt, mit den Augen des Vfs. (S. 133 – 146.) Die doppelte Spaltung, die eine reale unendliche, die andere ideale fünffache, hat nach dem Vf. ihren Grund in der Form des an sich ewig sich gleichbleibenden Seyns. Diese doppelte Spaltung macht die beiden Theile der Form aus. (S. 226.) Das Seyn ist in Rücksicht seines Genommenwerdens (auf die fünffache Weise) völlig indifferent. Das Reale geht in dieser Beziehung nur bis zur Möglichkeit, und nicht weiter. Es setzt daher durch sein Daseyn eine von ihm in seinem innern Wesen völlig unabhängige Freyheit und Selbstständigkeit seines Genommenwerdens. Es stellt sich selbst hin, als diese absolute Freyheit und Selbstständigkeit sich selbst zu nehmen, und da die allgemeine Form der Reflexion *Ich* ist, setzt es ein selbstständiges und freyes Ich. (S. 228.) Freyheit ist die Wurzel des Daseyns, (S. 229.) doch ist sie nicht unmittelbar real: denn die Realität geht in ihr nur bis zur Möglichkeit. Sie erfolgt aus den fünf Standpunkten des geistigen Lebens, aber sie ist weder jenseit der fünffachen Spaltung, noch diesseit der Spaltung. Das Ich hat vermöge seiner Selbstständigkeit und Freyheit auch einen Affect für die Selbstständigkeit, eine Liebe derselben, und einen Glauben daran. Ist die Möglichkeit der fünf Standpunkte des Lebens aber zur Wirklichkeit erhoben: so ist das Mass der Freyheit verbraucht, mit dem Seyn verschwindet nothwendig auch der Affect und die Liebe und der Glaube, um einer weit heiligern Liebe, einem weit beseligendern Glauben Platz zu machen. (S. 231.) Daraus folgt denn, dass Selbstvernichtung die Besitznehmung vom dritten Standpunkte der Weltansicht, der reinen und höhern Moralität ist. (S. 241.) Man muss das *Daseyn* aufgeben, dessen Wurzel die Freyheit ist, um das *Seyn* zu gewinnen, in dessen Vollendung die Realität ruhig abfliesst. Nach S. 252. wird der Mensch dieses göttlichen Seyns und seiner Seligkeit durch die *höchste* Freyheit theilhaftig. — (Der Vf. fühlt sich dieser letzten Aussage nach wider seinen Willen gedrungen, dennoch die Freyheit zur Theilnahme des göttlichen Lebens und der Seligkeit mitwirken zu lassen. Er hätte sich richtiger ausgedrückt, wenn er gesagt hätte: es giebt eine doppelte Freyheit, wie es eine doppelte Liebe giebt; Freyheit und Liebe sollen im Menschen nicht untergehen, sondern in ihrer Ursprünglichkeit und Reinheit sich darstellen. — Da Gott selbst, nach S. 223., als das innere Wesen des Absoluten, die absolute Verschmelzung des Wesens mit der Form nicht aufheben kann, die Form aber das *Daseyn* ist, welches seine Wurzel in der Freyheit hat: so kann nach dem eignen Systeme des Vfs., selbst Gott die Freyheit nicht aufheben; also auch nicht das daraus *entspringende eigne* Seyn, und die geforderte Selbstvernichtung, die Besitznehmung der reinen und höhern Moralität, (S. 241.) ist sonach für Gott und Menschen unmöglich.)

In der bisher gegebenen genauen Darlegung des in diesem Buche enthaltenen Systemes, sind die Schwächen desselben, wie wir sie auffassen, hinreichend angedeutet. Wir stehen auf dem fünften Standpunkte, fragend nach dem *Wie*, und können uns nicht damit begnügen, wenn jemand uns dasselbe zu enthüllen Anstalt macht, statt alles *Wie* ein blosses *Dass* zu setzen, welche Methode S. 285. naiv genug empfohlen wird. Ob nun das Philosophische des Buches, welches nach S. 39. noch nie in der Welt vorhanden gewesen, oder — das nicht erst aus *Fichte*'scher Philosophie Enthüllte, und mit ihr nicht Harmonirende schon sonst bekannt Gewesene — das Beste desselben sey, — mögen die Leser entscheiden. So bleibe es auch den Theologen überlassen, die *Fichte*'sche Erklärung des Anfangs des Evangeliums Joh. zu würdigen. Was wenigstens S. 169. gesagt wird, die vernunftwidrigen Träume von Emanation wären erst später entstanden, als das Evangel. Joh., lässt sich nicht historisch behaupten. Emanationslehre ist Charakter der orientalischen Philosophie überhaupt. Auch war der Name γνωσις schon zur Zeit der Apostel bekannt (1 Tim. 6, 20.) wenn es auch nicht vollkommen gewiss, sondern nur wahrscheinlich gemacht werden kann, dass diese Benennung zum Unterschiede von der griechischen Philo-

Philosophie etwa 300 J. vor C. Geb. in Alexandrien seit der Regierung des Ptolemäus Lagi aufgekommen. Die Sekte der Gnostiker hingegen, welche im zweyten Jahrhundert Aufsehen machte, existirte noch nicht zur Zeit der Apostel.

Wie wir diese Anzeige mit platonischen Gedanken angefangen haben, wollen wir sie auch mit denselben schliessen. Plato sagt: „Alle Liebe und Begierde beziehen sich auf etwas das nicht bereit ist, was sie *selbst nicht sind*, das sie entbehren." Uns scheint mit diesen Worten das Wesen der Liebe ausgesprochen. Hr. *F.* sagt dagegen: „Liebe ist der *Affect des Seyns*, das Gefühl einer Liebe *zu sich selbst*." (S. 200.) Diese Aussage scheint uns dem Wesen der Liebe zuwider. Liebe zu Gott ist Liebe zu einem Höhern als wir selbst sind, dem wir uns durch Liebe nähern, den wir uns befreunden, der wir aber selbst nicht seyn können. Unser Thun wird dadurch göttlich, d. h. es entspringt aus dieser Liebe zu Gott, von welcher wir begeistert sind. Das göttliche Thun ist nicht Gott, so wenig wie das menschliche Thun der Mensch selbst ist. Ueberfliegend ihr Ziel wollen die Schwärmer mit Gott Eins werden, sein Wesen ausmachen, eigentlich *in ihm* leben, und es spricht z. B. Jacob *Böhm*: „So du heilig lebst, so bist du selber Gott." Aber die freye Vernunft des Menschen soll von der Liebe Gott entgegen geführt werden mit Andacht, Ehrfurcht und Entzückung, findend darin ihres Lebens Wärme und Licht, — und in diesem Sinne sagt der so eben erwähnte Schriftsteller an einem andern Orte schöner und wahrer: „Der freye Wille ist eine stille Liebe."

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Der Geist der Religion.* Eine philosophische Anthologie. Herausgegeben von *Joh. Hugo Wyttenbach.* 1806. 227 S. 8. (20 gr.)

Eine Sammlung dessen, was berühmte Männer über einen und denselben Gegenstand gesagt, kann eigentlich nicht recensirt werden. Nur die Absicht und Zusammenstellung des Sammlers kommen in Betracht. Hr. *W.* hat der seinigen den Satz *Jacobis* zum Grunde gelegt, der S. 227. die Anthologie beschliesst: „dass der beste Mann auch immer die beste Religion habe." Verschieden modificirt, aber im Wesentlichen nicht verändert, muss sich diese Wahrheit, welche so alt als die Welt ist, in den ungleichartigsten Individuen aussprechen. Die Reihe der Männer, aus denen Hr. *W.* Stellen aushebt, ist bunt genug, und hätte sich noch leicht vermehren lassen. Zuweilen, scheint es, möchten einige kräftigere Stellen ausgehoben seyn, indessen ist keine eben ihres Platzes unwürdig. Zu loben ist die Consequenz, mit der Hr. *W.* statt der Vorrede ein paar Stellen aus *Stolberg* und *Voss* anführt, wodurch die anthologische Objectivität des Buches vollendet wird. Wir haben mit Vergnügen das Ganze durchblättert, und wollen unsern Lesern einige Parallelstellen aus Autoren mittheilen, bey denen die Parallele vielleicht überraschen mag.

Boccaccio, Calvin.

Bocc.: „Gott, der in den verborgensten Winkeln des Herzens liest, sieht nur stets auf die Reinheit der Gesinnung." — *Calvin*: „Das Gesetz Gottes ist gleichsam in das Herz eines jeden geschrieben und ihm eingedruckt. — Das Gesetz Gottes lehrt uns, dass Gerechtigkeit und ein gerader Sinn Gott nur gefallen. — Wahre Ehre erweisen wir der Gottheit nur durch Gerechtigkeit, Heiligkeit und Reinheit der Seele."

Spinoza, Luther, Plato, Aristoteles.

Spin.: „Verwirft der alle Religion, welcher behauptet, man müsse Gott als das höchste Gut erkennen und ihn als solches mit freyer Seele lieben? Dass nur hierin unsre höchste Glückseligkeit und Freyheit bestehe, dass der Lohn der Tugend, die Tugend selbst, und die Strafe des Lasters, das Laster sey?" — *Luth.*: „Das Gesetz Gottes erfüllen, heisst mit Lust und Liebe sein Werk thun, und frey, und ohne des Gesetzes Zwang göttlich und wohl leben, als wäre kein Gesetz oder Strafe. Wer in wahrer Zuversicht gegen Gott lebt, thut alles fröhlich und frey, nicht um viel guten Verdienst und Werke zu sammeln, sondern, dass es ihm eine Lust ist, Gott zu wohlgefallen, und umsonst Gott dienet, sich daran begnügend, dass es ihm gefällt." — *Plato*: „Der Mensch soll sich bestreben, so weit es ihm gegeben ist, sich Gott ähnlich zu machen. Gerechtigkeit, ein heiliger Sinn und Weisheit machen ihn Gott ähnlich." — *Arist.*: „Wer seiner edleren Natur gemäss lebt, und ihre Sorge sich angelegen seyn lässt, und in jeder Rücksicht denkt und handelt, wie es eines vernünftigen Wesens würdig ist; nur der ist Gott angenehm. Der Tugendhafte ist also ein Freund der Gottheit."

Fichte, Spalding.

Fichte: „Moralität und Religion sind absolut Eins, beides ein Eingreifen des Uebersinnlichen, das erste durch Thun, das zweyte durch Glauben." (Appell. an das Publikum wegen ihm beygem. atheist. Aeusserungen.) — *Spald.*: „Die Gemüthsverfassung, da der Mensch im vollständigsten und weitesten Verstande des Worts *gut* seyn will, da er diess gleichsam zu seinem Elemente macht, in welchem er zu leben wünscht, in welchem ihm wohl ist, diese Gemüthsverfassung setze ich als den ersten Keim aller zuverlässigen Religionsempfindung voraus."

Pascal, Sterne.

Pasc.: „Die wahre Natur des Menschen, sein wahres Gut, die wahre Tugend und die wahre Religion, sind Begriffe, deren Erkenntniss unzertrennlich ist." — *Sterne*: „Moral und Religion sind so genau mit einander verbunden, dass man die zwey Tafeln nicht einmal in Gedanken trennen kann, (obgleich mit der That der Versuch oft genug gemacht worden) ohne beide zugleich völlig aufzuheben oder zu übertreten."

Schwedenborg, Voltaire.

Schwed.: Dass der Mensch seinen ganzen Gottesdienst auf das fromme Aeussere setzt, wenn er in den Tempel ist, macht ihn nicht heilig, wenn sein Inneres nicht heilig ist. Das Aeussere kann auch bey dem Bösen seyn, so wie bey dem Guten, und die Religion

derer,

derer, welche nur darauf gegründet ist, ist leer, d. i. ohne Erkenntniss des Guten und Wahren, und doch sind das Gute und Wahre das Heilige, das man wissen, glauben und lieben soll, weil es von Gott kommt, und diess nur das Göttliche in ihm ist. Das heilige Innere also ist: das Gute und Wahre lieben, weil es gut und wahr ist, das Gerechte und Aufrichtige, weil es gerecht und aufrichtig ist; so sehr der Mensch alles das liebet, um so geistiger und vollkommener ist auch sein Gottesdienst." — *Volt.*: „Die Moral, welche zu jeder Zeit und an allen Orten dieselbe ist, sprach in allen Jahrhunderten im Namen Gottes. Sie ist das Gesetz des Trajans, des Sokrates; dieses Gesetz erleuchtete den Zoroaster und begeisterte den Plato; von einem Ende der Welt zum andern ist sein Zuruf: bete Gott an, sey gerecht, und liebe dein Vaterland."

NEUERE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Anfangsgründe der französischen Sprache*, in einer fasslichen Darstellung der einfachsten Regeln, mit Uebungen im Buchstabiren, einer Sammlung von Wörtern und einer Auswahl von Gesprächen und Erzählungen für Kinder und junge Anfänger. Von *E. M. de Servais*, Licentiaten d. Rechte u. vormal. Advocaten. 1804. 154 S. kl. 8. Mit einer Vorrede. (6 gr.)

Nach der Vorrede geht die Absicht des Vfs. dahin, „*Kindern* und überhaupt allen, die noch *keinen Begriff* von der franz. Sprache haben, das *Aussprechen* und *Buchstabiren* auf eine leichte und einfache Art in kurzer Zeit beyzubringen," und er meint, dass eben diese *Kinder* nach dem Gebrauche seiner Schrift sich leicht in jede *gute* franz. Grammatik werden *einstudiren* können, *besonders* aber in diejenige, welche *er selbst* „mit schätzbarem Beyfall des gelehrten Publikums *herauszugeben die Ehre hatte*." Am Schlusse bemerkt er, dass der Mangel eines Buches dieser Art ihn einzig bewogen habe, ein solches mit Dialogen, Redensarten und Anecdoten, (Rec. setzt hinzu: auch einigen wenigen Sprichwörtern), zu versehen. Rec. kennt zwar die Grammatik nicht, welche Hr. *de S.* die Ehre gehabt hat, zu ediren, aber nach dem gegenwärtigen Producte zu urtheilen, mag ihr Ertrag an Ehre eben nicht sehr bedeutend seyn. Der Vf. irrt schon sehr, wenn er einen Mangel an dergleichen Elementarunterrichtsbüchern voraussetzt: denn *J. J. Meynier*, (der Vater des bekannten fleissigen Schriftstellers, *J. H. Meynier*), gab bereits 1760 ein *Nouvel A B C* etc. heraus, welches Letzterer in einer neuen Ausgabe 1792 zu Nürnberg erscheinen liess und das weit mehr dem Zwecke entspricht, nicht zu gedenken, dass wir Deutsche Syllabirbüchlein genug besitzen, in welchen neben unserer Sprache zugleich auf die französische Rücksicht genommen wird. Aber wie sonderbar ist seine Logik! Man höre den Syllogism: weil ein Mangel an dergleichen Kinderschriften ist, also war es nothwendig, die Seinige mit Dialogen, franz. Uebersetzungsaufgaben u. s. w. auszustatten. Diess allein beweist, dass der Vf. keinen Beruf hat, für Kinder zu schreiben, und die ganze Arbeit (nämlich nach der gegebenen Tendenz betrachtet), bestätigt diess unwiderlegbar, so dass es unbegreiflich wird, wie Hr. *de S.* nur die Möglichkeit des Ueberganges eines Kindes vom Pronunciren und Syllabiren zum Uebersetzen langer, zusammenhängender, französischer Aufsätze in einem und demselben Cursus sich denken konnte, besonders da gerade in dem Haupttheile des Ganzen die äusserste Dürftigkeit und Magerkeit herrscht und ausser den theils fehlerhaften, theils schwankenden, grösstentheils aber unzureichenden Angaben über die Aussprache, (welcher Uebungen im Abtheilen der Wörter nach Sylben in alphabetischer Ordnung folgen), über den Begriff der Redetheile, über die Formation des Singulars und Plurals, des männlichen und weiblichen Geschlechts, nebst kurzen sogenannten (praktischen) Uebungen, sowohl im Decliniren und Conjugiren, als in einzelnen Redetheilen, sich auch nicht Eine grammaticalische Regel findet. Nimmt man daher die Schemata der Conjugationen weg (davon nur zwey irreguläre, nämlich *aller* mit *s'en aller* und *venir*, gegeben sind, — das Einzige, was überhaupt hierüber vorkommt), so dürfte alles Uebrige, insofern es zum Zwecke der Schrift unmittelbar gehört, nicht einmal das Drittheil des Ganzen ausmachen. Ueberdiess sind Ungleichheit der Orthographie, falsche Accentuation, vernachlässigte Interpunction und ein schleppender und geschmackloser Stil Vorwürfe, welche man den franz. Erzählungen bald mehr, bald weniger machen muss. Rec. will nur Einiges zur Bewährung seines Urtheils anführen. *Oi*, lehrt der Vf., soll theils wie *oé*, theils wie *oè* gesprochen werden, den doppelten Laut aber von *oa* oder *oè* sollen haben: *moi*, *toi*, *soi*, *voix*, *bourgeois*, *avoir*. *C* vor *a*, *o*, *u*, wie *qu* oder das deutsche *k* und doch ist *c* in *second* mit *gu* angegeben. — Der Artikel wird als ein *kleines Wort* aufgeführt, und die Pronoms sollen die Stelle eines Nennworts vertreten. — Der Vf. verwirft die Declination im Französischen und nimmt also auch keine Casus an. Dem Rec. bleibt es unbegreiflich, wie mit dieser zur Mode gewordenen gelehrten Annahme eine gründliche, fassliche und schnell zum Ziele schreitende *Elementarunterweisung* vereinigt werden kann. — Ferner findet man: *appeller* (mit zwey *ll*) und doch *appeloit* und *appelé* (*apploit* erscheint öfters z. B. S. 121. 125. 132.), aber dann wieder: *jette*, *jetter*, *jetta*; auf gleiche Art *enfants*, dagegen *contens* (im Pluriel). — Die Accente fehlen häufig, besonders der Circumflex der dritten Person Singularis im *Imp. subj.* Man s. S. 119. 121. 124. 130. u. m. a. Als Fehler des Stils wollen wir noch anzeigen: S. 115. *Ainsi Rosalie ne fut pas seulement*, (statt: *non seulement*.) — Eben daselbst: *elle rendit heureux tous ceux qui voulurent profiter de son exemple*. S. 116. *Le père crut qu'il étoit plus sage d'attendre encore etc.* — S. 152. *Déjà fleurissoient la violette et la primevère.* — S. 153. *Il gâte et il attriste tout le jardin.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Junius 1807.

PÄDAGOGIK.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer; Frankfurt, b. Mohr: *Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik*, von *F. H. C. Schwarz*, ord. Prof. der Theologie zu Heidelb. und Kurbadischem Kirchenrath. 1805. VI u. 230 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. wollte in diesem, zunächst für seine Vorlesungen bestimmten, Lehrbuche den Weg, welchen er in seiner *Erziehungslehre* betreten hat, in einer möglichst bezeichnenden Ueberſicht zeigen. Da der, dieser Absicht gemäſs zusammengedrängte, Reichthum des Inhaltes keinen Auszug leidet: so sey es uns genug, den *Geist des Ganzen* zu charakterisiren, und die *Anordnung der Theile* mit Andeutung der Hauptgedanken vorzulegen.

Jenes wird uns am besten gelingen, wenn wir mit einer der vielen Stellen beginnen, in welchen sich die Idee des Vfs. vom Zweck des Erziehungsgeschäftes umfassend ausdrückt. Wir wählen den 3. §. der Ueberſicht, S. 225: „Die Natur des Menschen, in derselben das Edle, was die Gottheit in dem Kinde angelegt hat und entwickelt haben will, ist das Ziel aller Bildung. Unterricht und Erziehung sind nur dann wahr, wenn sie mit dieser göttlichen Idee zusammenstimmen. Alles, was sie auſserdem etwa bewirken, ist höchstens nur ein überhin gegossener Schein der Vortrefflichkeit: dieser zerflieſst, das Machwerk zerfällt, der Mensch verliert, was ihm von auſsen gegeben war, und eine gestörte oder verdorbene Natur bleibt zurück. Nur in der Herausbildung des Göttlichen tritt er selbst vortrefflich hervor." Also *Ausbildung des Göttlichen* in dem Menschen ist der höchste Zweck der Erziehung. Das Göttliche aber soll nur in der Natur des Menschen, oder seinem Naturell gemäſs entwickelt werden. Darum muſs die Erziehung jeden nach seiner Individualität behandeln. „Die Individualität eines Menschen durch die Erziehung zernichten wollen, ist ein Frevel gegen die Natur, d. i. gegen die Gottheit selbst." Der Erzieher, der diesen Namen verdienen will, muſs das *Urbild* des Zöglings vor Augen haben, d. i. die Idee desselben, die in Gott ist, oder auch die höhere Natur desselben. Nach diesem Urbilde ist das Naturell des Menschen angelegt. „Dieses zeigt gleichsam ein Dessein auf, nach welchem der Mensch gebildet werden soll, um ganz er selbst und ein edler Mensch zu werden. Die höchste Bildung jedes Menschen ist hiernach Freyheit in der vollendeten Gestalt des Individuums. Dieses ist die Offenbarung des Urbildes in der Erscheinung." Die Erziehung eines Menschen seinem Urbilde gemäſs, ist die vollkommenste Bildung desselben; sie ist Erziehung zur *Vortrefflichkeit*, welche das Allgemeine der Menschheit in der Individualität aufstellt, und die *Brauchbarkeit* nicht ausschlieſst. Sie beweiset ihre Vollendung, wenn der Gebildete sein Urbild selbst gefunden hat. — Diese leitende Hauptidee ist nicht kalt und scharf, bloſs theoretisch, vorgelegt: sondern sie hat das Ganze durchdrungen, und spricht aus dem Ganzen an, lebendig und belebend. Besonnene Wärme für das Edle in der menschlichen Natur ist der entschiedenste Ausdruck dieser Erziehungslehre. Die Unbefangenheit der Beobachtung und die Reife der Erfahrung vereinigen sich so innig mit der Einheit und Erhabenheit der Idee, daſs schwer zu entscheiden wäre, ob sie mehr das Gepräge eines tiefen und von jedem Schulsysteme freyen philosophischen Sinnes, oder des geübten, nichts gering achtenden, praktischen Erziehers an sich trage.

Daſs die Vorschriften einer Erziehungslehre, die von diesem Geiste belebt ist, die „Allseitigkeit und Freyheit des Geistes in seiner Individualität" zum Ziele der Erziehung macht, weder auf ein Abrichten und Lernenlassen, noch auf einseitige Uebung einzelner Vermögen oder Kräfte gerichtet seyn werden, ist wohl von selbst zu erwarten. Es wird vielmehr darauf gedrungen, daſs die Erziehung sey *Bildung der Menschenkraft;* daſs auch der Unterricht dem Erzieher nur als Mittel diene, auf die *Kraft* des Zöglings erregend und bildend zu wirken. Darum wird die Erziehung, die hier gelehrt wird, im Gegensatz gegen das atomistische oder materiale Verfahren, *dynamisch* genannt. Mit diesem Begriffe besteht keine Einseitigkeit. Denn nothwendig ist die Erziehung, wenn sie in Wahrheit die eine, alle ihre Aeuſserungen in sich vereinigende, Menschenkraft im Auge behält, *einfach und umfassend.* Sie zerstreut sich nicht im Mannichfaltigen; sie verliert nicht das Ganze des Menschen über der Uebung des einzelnen Vermögens. Sie weiſs zu schätzen, was irgend eine besondere Methode, irgend ein Uebungsstoff Gutes hat, ohne deſswegen das Einseitige zu übersehen. Sie weiſt jedem seinen Ort an. Diese Hinsicht auf das Ganze ohne Vernachlässigung des Einzelnen; diese Schätzung des Einzelnen, ohne seine Beziehung auf das Ganze zu verlieren, scheint uns ein groſser Vorzug der vorliegenden Erziehungslehre. Ueberall tritt die Idee des Menschen in ihrer Einheit hervor; überall, wo das Einzelne einer besondern Beachtung bedurfte, wird es bald wieder aus seiner Bestimmtheit herausgehoben, und

und in Verbindung mit jener Einheit dargestellt. Es findet sich kein Blatt, das nicht den Erzieher an die Nothwendigkeit der Einheit und Allseitigkeit des Erziehungsgeschäftes erinnere, oder vor den Nachtheilen der Zerstückelung und Einseitigkeit warne. So wie die Idee der Erziehung, das Göttliche in jedem Menschen seiner besondern Natur gemäss zu entwickeln, über das eitle Bestreben erhöhet, den Zögling zum *Menschen überhaupt*, und demnach Alle zur Gleichförmigkeit zu erziehen; eben so bewahrt sie vor der Verkehrtheit, nur einen besondern Hang nähren, *eine* Tugend vor andern stärken, nur *eine* Aeusserung der Geisteskraft üben zu wollen. So wie eben diese Idee vor dem herrschenden Einflusse irgend eines Schulsystemes der Philosophie bewahrt; eben so setzt sie in den Stand, ausser der Einseitigkeit auch die gute Seite der bisherigen pädagogischen Systeme zu erkennen. Auch für diese letzte Bemerkung liefert unser Vf. den Beweis, sowohl im Ganzen seiner Darstellung und Beurtheilung dieser Systeme, als auch besonders in der Billigkeit, womit er das humanistische System, das nur in die Erlernung der alten Sprachen das Heil der Menschenbildung setzt, neben dem neuern würdigt, welches die formale Bildung der Denkkraft als die einzige Erziehungsweise betrachtet.

Dieser umfassenden Ansicht des Erziehungsgeschäftes gemäss wird die Erziehung schon in der Einleitung erklärt, als „allseitige Entwicklung der Kräfte des Menschen, von dem Anfange seines Daseyns an, nach dem Gange der Natur. Leib und Geist, und in diesem Erkenntniss-, Willens- und Gefühlvermögen — alles dieses muss jedes für sich und durch sich unmittelbar, und für das andere und durch das andere mittelbar gebildet werden, wenn man mit Wahrheit behaupten will, dass das Kind erzogen worden. Mit andern Worten: die Erziehung ist *die Bewirkung eines geistigen Organismus, welchen der Erzieher in dem Naturorganismus seines Zöglings hervorbringt.*" — Im Fortgange der Betrachtung finden wir folgende Erklärung: „Erziehung ist die Bewirkung der vollkommensten Bildung des Menschen... Da in der Aufstellung des Göttlichen in dem Menschen nur allein sein Vortreffliches bestehen kann, so ist die einzige wahre Erziehung die zur Vortrefflichkeit." — Endlich, nachdem alle Vorbegriffe und Bedingungen der Erziehung erörtert worden, findet sich an der Spitze der Abhandlung der Pädagogik selbst die Erklärung derselben, als „der absichtlichen Entwicklung des Innern in dem Menschen nach einer göttlichen Idee," die wir demnach als diejenige anzusehen berechtigt waren, worin der Vf. seine Idee von Erziehung nicht beziehungsweise, sondern bestimmt und umfassend ausdrücken wollte.

Wenden wir uns nun zu der Ordnung, in welcher die Erziehungslehre nach ihren Hauptrücksichten in diesem Buche vorgetragen wird; so dringt sich in Hinsicht auf das Ganze die Frage auf: warum stellte der Vf. Pädagogik und Didaktik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, *neben* einander? Niemand ist mehr überzeugt, als er selbst, dass der Unterricht nicht bloss in Wechselwirkung mit der Erziehung steht, sondern ganz *in* und *unter* ihr befasset wird, als ein Hauptmittel des Erziehers, auf das Gemüth des Zöglings zu wirken; niemand weiss mehr, dass nur durch diese Ansicht des Unterrichts, und das mit ihr verbundene Bestreben, im Unterrichten zu erziehen, das Lehren gesegnet, und der Lehrer über das drückende Gefühl eines blossen Lehrmeisters zur edlern Schätzung seines Berufes erhoben werde. Der Vf. sagt selbst, dass die immer noch herrschende Trennung der Erziehung von dem Lehrwesen den Mangel von Humanität, bey dem vielen Thun und Treiben in beidem, genugsam erklärbar mache. Deswegen aber hätte er auch in dem Aeussern der Darstellung die Trennung meiden, und vielmehr, wie es die Sache selbst erfordert, den Unterricht, als *in* der Erziehungslehre enthalten, der umfassenden Einheit derselben unterordnen sollen. „Die Ausdehnung des Lehrwesens in unsern Zeiten" scheint uns kein hinreichender Grund dieser Trennung.

In *Pädagogik* und *Didaktik* zerfällt also das ganze Buch. Diesen beiden Haupttheilen sind, ausser einer *Einleitung*, worin die einseitigen Erziehungssysteme zusammengestellt und gewürdigt werden, einige vorbereitende Abschnitte, welche die leitenden Ideen des Ganzen enthalten, vorausgeschickt. 1) *Grundbegriffe der Erziehungslehre*, unter welcher Ueberschrift der Mensch als Kraft in ihrem Werden betrachtet, und von Stärke, Schwäche, Tugend, Trägheit, Streben, Entwicklung und Anlage gehandelt wird. 2) *Die Menschenkraft.* Vom Naturell und der Entwicklung des Menschen *in* demselben. Statt der alten Temperamentenlehre die Anwendung des alles durchgreifenden Gegensatzes des Positiven und Negativen, durch welchen nicht bloss der Charakter der beiden Geschlechter bestimmt wird, sondern auch, ohne Aufhebung des Geschlechtscharakters, in jedem Geschlechte wieder positive und negative Naturen angenommen werden. 3) *Bildung.* Der Ableitung des Hauptgedankens: die Bildung des Menschen muss als eine Entwicklung des Göttlichen in ihm erscheinen, fehlt es an Klarheit. Von der Liebe, als der wirkenden Kraft in aller wahren Menschenbildung und der höchsten Offenbarung des Göttlichen in dem Menschen, also dem Geiste der Humanität. 4) *Erziehung.* „Sie fängt mit dem Werden des Menschen an, und beweiset ihre Vollendung, wenn der Gebildete sein Urbild selbst gefunden hat." — In der *Pädagogik*, als dem ersten Haupttheile, lässt der Vf. auf einen Abriss der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Organismus die Darstellung der *speciellern Entwicklung* folgen, und zwar 1) in der *Kindheit.* Sinnenentwicklung. Aufmerksamkeit, und weitere Aeusserungen der Humanität. Das Positive der Tugend des Kindes ist die Liebe; sie offenbart sich als Frohsinn, Fleiss und Frömmigkeit. 2) *Das Knaben- und Mädchenalter.* Weitere Entwicklung der Sinne und der Geisteskraft in verschiedenen Aeusserungen. Die Idee der Sittlichkeit und der Gottheit. „Die Talente entfalten

alten sich, der Charakter entscheidet sich in der Individualität, und in beiden tritt, wenn alles gut geht, in dem Knaben und Mädchen, das Göttliche ihrer Anlage zugleich als freye Selbstbestimmung hervor. Der junge Mensch wird während dieses Alters sich der Hauptideen der menschlichen Bestimmung bewusst. Aber noch spielt er eben so sehr, als er ernstlich sinnt und denkt" u. s. w. 3) *Das Jünglingsalter.* Entwicklung des jungen Menschen zur Reife an Leib und Geist. Vortreffliche Zeichnung eines vierfachen Ideals für den Mann und für das Weib nach der Natur - Abtheilung in das Positive und Negative. So wie hier, wird überall in dem Buche auf die Verschiedenheit der Natur des Weibes von der männlichen Rücksicht genommen, und die dadurch begründete Verschiedenheit in der Erziehung beider Geschlechter gezeigt. Wir können uns nicht enthalten, den Schluss dieser Geschichte der naturgemäsen Entwicklung des Menschen herzuschreiben: „In dem Kinde erscheint das Naturell rein, aber nur als erste Anlage, in dem Knaben und Mädchen spielt es in mancherley Aeusserungen, bis es sich in dem Jünglinge und der Jungfrau immer bestimmter entscheidet. Der Anfang und das Ende der Jugend haben viel Aehnlichkeit miteinander; da sich in der Zwischenzeit die Kraft unter vielfachen Eindrücken vielfach versucht, so tritt endlich wieder als Charakter durch freye Selbstbildung die Naturanlage, welche man in der Kindheit durchblicken sah, veredelt hervor. Der Kampf mit der Welt ist geendigt, der junge Mensch ist ein freyer Erdenbürger geworden, die göttliche Idee steht in ihm da zur ewigen Fortbildung seines Geistes." — Darauf folgt, nach dem Versuche einer *Zeichenlehre*, d. i. wie sich die Haupttendenzen und Mischungen der Anlagen, oder der eigentlich göttliche Beruf, in dem jungen Menschen erkennen lassen, die *Erziehung.* Zuerst im Allgemeinen; Hauptgesetz: „Das Naturell des Kindes soll so entwickelt werden, dass das Vortreffliche desselben zur rechten Zeit möglichst schön erscheine." Von dem Formalen und Materialen der Erziehung: „Die Form der Erziehung ist im Allgemeinen Freundlichkeit und Ernst in der Liebe; ... die Materie der Erziehung ist die Erweckung und Bildung aller Anlagen zur vollendeten Humanität, folglich die Entwicklung alles Göttlichen des Menschen." Von der Rücksicht auf das Positive und Negative in dem Zögling. Anwendung auf die verschiedenen Alter und Geschlechter. — *Unarten. Verbildungen. Verdorbenheiten.* „Die Unarten sind die einseitigen Richtungen, der Bestimmung zuwider, welche in böse Gewohnheiten übergehen." In ihnen soll ein radicales Verderben der menschlichen Natur erscheinen. Jeder Tugend der Kindheit sollen zwey Unarten zur Seite stehen, weil die Tugend die Indifferenz zwischen zweyen Einseitigkeiten sey. Es ist hier nicht der Ort, uns in eine Prüfung der Behauptungen des Vfs. von dem radicalen Verderben der menschlichen Natur, und von dem Wesen der Tugend einzulassen. Wenn aber darauf der Tugend überhaupt zwey Grundunarten, eine negative, Sinnlichkeit (Trägheit) im engern Sinne, und eine positive, Bosheit, zur Seite gestellt, und beide aus der radicalen Trägheit (Sinnlichkeit) abgeleitet werden: so ist diess unlogisch, da Bosheit, auch beym Kinde, nicht als Trägheit, sondern vielmehr als Willkürlichkeit erscheint.

Der *zweyte* Haupttheil des Buches, die *Unterrichtslehre*, zerfällt der Ausführung nach in die allgemeine und die angewandte; der Vf. aber hat diese Eintheilung nicht so ausgedrückt, sondern jenen, den allgemeinen Theil, unter der Ueberschrift: *Begriff der Unterrichtslehre oder Didaktik*, abgehandelt. Folgendes diene zur Bezeichnung des Hauptinhaltes: Der Unterricht, wie die Bildung überhaupt, bezweckt die Entwicklung des Höheren in dem Menschen; er endigt mit der Erregung der freyesten Selbstthätigkeit in der vollkommensten Bildung. Der materiale und der formale Unterricht werden nur zum Behufe der Lehre geschieden; in der Wirklichkeit sollen sie immer zusammen fallen. Der formale Unterricht, insbesondere als Geistesbildung, begreift unter sich die *Mathetik*, Lehre von der Bewirkung des Auffassens, und die *Technik*, Lehre von der Bewirkung des Ausübens. Die Mathetik theilt sich in (niedere) *Aesthetik* und *Logistik*, welche zu bewirken suchen, dass das Gegebene aufgefasst werde, jene, mit dem Sinne, diese, mit dem Denken; und in *Mnemonik* und *Phantasieübung*, welche zur Absicht haben, das Gegebene geistig einbilden zu lassen, jene, zum freyen Reproduciren, diese, zum freyen Produciren. Die Technik enthält die Bildung *des productiven Triebes*, und die Bildung *der Geschicklichkeit im Darstellen.* Die Nothwendigkeit der Verbindung aller dieser besondern Rücksichten des Unterrichts, sowohl der Theile der mathetischen und der technischen Bildung unter sich, als auch dieser beiden miteinander wird eindringlich dargethan. „Nur in der Vereinigung beider wird das Gemüth in seiner Fülle bildend und schaffend, der Mensch im höhern Sinne des Wortes frey, seine Bildung vollkommen und zur andern Natur." Dann von der *Methode*, oder „der Art und Weise, wie die Aufmerksamkeit erregt, concentrirt, und zu gehöriger Stärke angestrengt werde, damit zunächst der Gegenstand des Unterrichts am besten gefasst, hierdurch aber im Ganzen eine vollendete Bildung bewirkt werde." — In der *angewandten Unterrichtslehre* wird der Unterricht mit besonderer Beziehung auf das frühere Alter nach jener vierfachen Eintheilung der Bildung in ästhetische, logistische, mnemonische und Phantasiebildung, in Verbindung mit dem Technischen, ausführlicher abgehandelt. — Nachdem hierauf vom Stoffe des Unterrichtes geredet, und abermals darauf gedrungen worden, dass aller materiale Unterricht, wenn er dem Zwecke der Erziehung entsprechen soll, in den formalen, der die Uebung der Kraft beabsichtigt, eingehen müsse: so wird noch, weil man doch auf die Forderungen der Wirklichkeit Rücksicht zu nehmen habe, Anleitung gegeben, jeden einzelnen Unterrichtsgegenstand, den man zu verlangen pflegt, mit

dem

dem formalen möglichst in Verbindung zu bringen. — Das Ganze schliesst mit einer vortrefflichen Uebersicht.

Wir glauben nicht, dass ein nützlicheres Buch, als dieses, in den Händen des Erziehers seyn könne, weil ihm keines die Idee der Erziehung zur Humanität im edelsten Sinne lebendiger vorhalten, keines ihm einen grösern Reichthum von Betrachtungen, Erfahrungen und Winken in gedrängterer Vereinigung geben, und keines ihn vor der Gefahr, bey der Ausübung seines Berufes in Einseitigkeiten zu fallen, sicherer bewahren wird.

GESCHICHTE.

Prag, b. Barth: *Acht und zwanzig genealogische Tafeln der böhmischen Fürsten, Herzoge und Könige*, mit Anmerkungen erläutert, nebst einer chronolog. Tafel der Böhmisch-Mährischen Fürsten und Markgrafen, dann einem allgemeinen Register von *Wenzel Dinzenhofer*, Lehrer der Rechte. 1805. XXX S. Vorr. XXVIII Tafeln. Anmerkungen 200 S. Böhm. Mähr. Fürsten und Register 50 S. 4.

Ein klassisches Werk für böhmische kritische Geschichte, dessen verstorbener Vf. durch dasselbe in der historischen Literatur von Böhmen fortleben wird. Weleslawins, Balbins und Hübners genealogische Tafeln legte er zum Grunde, aber sie sind durch *Ds*. Belesenheit und kritisches Urtheil gar sehr verbessert und vervollständigt worden. Sein S. IX — XXX. vorausgeschicktes Verzeichniss der von ihm gebrauchten Schriftsteller und Quellen gewährt einen guten Ueberblick der historischen Literatur von Böhmen. Die XXVIII. Tafeln theilen sich ab in III. allgemeine Geschlechtstafeln: I) Des Przemyslischen Stammes bis zum K. Wratislaw I. II) Des Przemyslischen Stammes von Wratislaw I. bis zum Erlöschen dieses Geschlechts. III) Des Luxemburgischen und Habsburgischen Stammes bis auf Anna, Gemahlin des Kaisers Ferdinand I., und in XXV. specielle Geschlechtstafeln, auf welche sich sodann die Anmerkungen beziehen. Was man dem Vf. vorzüglich vorwerfen könnte, wäre, dass er sich auf böhmische Schriftsteller und Quellen allein beschränkt; da doch ein genealogischer Schriftsteller die nöthigen Erläuterungen und Beweise auch aus den Schriften andrer, besonders benachbarter, Nationen herholen muss. So z. E. hätte *D.* die Behauptung Tafel VII., dass Adelheit eine Tochter des Almus gewesen, aus *Pray hist. regum I.* S. 124. bestätigen können. Auf der VI. Tafel kommt eine Serblische Prinzessin, angeblich die Tochter des Beli Urosch, als Gemahlin Conrads, Herzogs von Znaym, Luitolds Sohn, vor, von welcher die Serblischen Annalen nichts wissen, aber auch die böhmischen Schriftsteller verschiedener Meinung sind (S. 61. S. 66.). Was auf der Tafel XI. Artikel: Ottokar I., behauptet wird, dass dessen zweyte Gemahlin, Constantia oder Cunigunde, die Tochter oder Schwester Belas III., Königs von Ungern, gewesen; hätte leicht durch ungrische Schriftsteller genauer dahin berichtigt werden können, dass sie Constantia geheissen, und K. Belas III. Tochter, K. Emerichs Schwester, gewesen. Der Gemahlin Ottokars II., Taf. XIII., Cunigunde, Vater hiess nicht Ladislaw oder Hostislaw, sondern eigentlich Rostislaw Mstislawitsch, von Geburt ein galizischer Prinz, späterhin Herzog des Machower Banats bey Belgrad. Die Anmerkungen des Vf. sind oft polemischen Inhalts wider die Behauptungen andrer Schriftsteller, z. E. auch wider *Cornova* und *Pelzl*, doch immer im bescheidenen Ton abgefasst: trotz *aller* Discussionen wird die ältere böhmische *Genealogie* aus begreiflichen Ursachen immer mit Dunkelheit überzogen bleiben. *Pelz'ls* Kronika Czeska, ein Hauptwerk in der böhmischen Geschichte, ist von unserm Vf. nicht gebraucht worden, vermuthlich aus Unkunde der böhmischen Sprache. Bey allen Mängeln bleibt diess Werk ein Haupthülfsmittel zum gründlichen Studium der böhmischen Geschichte. Die hinten angehängte chronologische Tafel dient zur Erläuterung der Geschichte Mährens, und ein gutes Register vermehrt die Brauchbarkeit des Werkes.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Leipzig*, b. Leo: *Bunte Bilderlust*, zum angenehmen Genuss. Ein Weihnachtsgeschenk für die belehrende und bildende Unterhaltung teutscher Knaben und Mädchen von *Karl Lang*. 1806. 44 S. 4. mit illuminirten Kupfern. (1 Rthlr.) —. Sechs Erzählungen in einer moralisch sentimentalen Manier, die das Bild des Charakters und Verhaltens der ländlichen Knaben und Mädchen, in allgemeinen attestatmässigen Zügen zusammensetzt, wie S. 26.: „In der ganzen Schule war bald kein Knabe geschickter, als der junge Walter. Im ganzen Dorfe hatte er bey allen Verständigen das Lob eines ausgezeichnet sittlichen Betragens, und wer ihn erst innerhalb der vier schlechten Wände, welche seine Mutter und ihn beherbergten, sehen, seinen Eifer um die Liebe dieser armen aber guten Mutter, seine Bemühungen, jede von ihren Leidens- und Kummerstunden erträglicher zu machen u. s. w." In der Kunst aber zu individualisiren, Gesinnungen und Sitten sich in lebendiger Handlung aussprechen zu lassen, hat Hr. *Lang*, so wie in der Erfindung der Geschichte, nur wenig gethan. Gute oder anfangs fehlerhafte, und durch die Umstände gebesserte, junge Leute finden Gönner und Wohlthäter, und gedeihen endlich zu einer glücklichen Heirath. Diess ist das allgemeine Thema, nur der Spieler in der letzten Erzählung verdirbt elendiglich. Eine noch höhere Simplicität herrscht in den Bildern. Jedesmal ein ländlicher Knabe, oder Mädchen, in einer sehr undulistischen Manier gezeichnet, mit lockern Gewändern, und mit Strümpfen, die auf Regen deuten, sitzen an einer Wand oder an einem Breterwerk, und haben mit irgend einem Thier, Katze, Huhn und dergleichen etwas zu schaffen, in welcher Nebenfigur der ganze Bezug auf die Geschichte liegt; aus den Gesichtern und Stellungen aber lässt sich übrigens sogar nichts herauslesen, dass man die Bilder untereinander vertauschen könnte. (Das 5te etwa ausgenommen.) Diese bunte Bilderlust ist also wahrscheinlich nur eine mässige Lust für unsere Knaben und Mädchen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. Junius 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, in d. Himburg. Buchh.: *Mars*, eine allgemeine Zeitung für Militairpersonen und Freunde des Militärs. I. II. u. III. Band. 1804. 1805. 8. (4 Rthlr.)

Es giebt so viele Sachen von Wichtigkeit, die noch nicht öffentlich zur Sprache gekommen, und dem Officier doch so sehr nützlich sind, dass es einem militär. Journale wohl niemals an wirklich zweckmässigem Stoffe fehlen kann. Die zu diesem neuen Journale gewählten Gegenstände sind folgende: Merkwürdige Veränderungen bey den verschiedenen Armeen; militärische Erfindungen; Kriegsgeschichte; edle Handlungen; Beyspiele der Tapferkeit und Vaterlandsliebe; Biographieen merkwürdiger Militärpersonen; gedrängte Auszüge wichtiger militärischer Auffätze; Anzeige der besten militärischen Werke; Geschichte militärischer Lehranstalten und Garnisonschulen; herausgekommene Karten; merkwürdige militärische Rechtsfälle; Aufführung und Würdigung neuer militärischer Ideen; Psychologische Erfahrungen; militärische Mahlerey; Hospital-Einrichtungen; Proviant-Fuhrwesen; Intelligenzblätter u. s. w. — Mehrere dieser wichtigen Gegenstände sind noch so wenig bearbeitet, dass es blos von den Vffn. abhängt, ob sie etwas Neues und wirklich Nützliches liefern wollen. In wie weit dieses in den vorliegenden drey ersten Bänden gelungen ist, wird nachfolgende nähere Darstellung zeigen.

Die im *ersten* Bande aus *Woltmann's* Geschichte und Politik entlehnten Skizzen der französischen Feldherrn, namentlich Dumourier, Moreau, Pichegrü, Hoche und Bonaparte, passen ganz für diese Schrift; eben so die Militär-Capitulation zwischen Frankreich und der Schweiz von 1803.; der jetzige französische Militär-Etat; die französische Ingenieurschule zu Mezieres; neue Vorschläge, das Planzeichnen auf bestimmte Zeichen zurückzuführen; Anzeige des preussischen Kriegslexicons. Dänemarks neues Militärsystem; Baierische Verordnung über die Wahl der Subjecte zum Militär; Charakteristik preussischer Generale; Entstehung, Fortschritte und jetziger Bestand der russischen Armee; Reform in der Kriegsverwaltung der k. k. östreichschen Staaten; zweckmässige Ausstellung der Siegeszeichen; über Invaliden; französischer Militärcharakter u. s. w. Die Bemerkungen zu den neuen Vorschlägen, das Planzeichnen auf bestimmte Zeichen zurückzuführen (Bd. I. Heft 1. und Bd. II. Heft 4.), werden bey jedem richtig denkenden und erfahrnen Militär Beyfall finden. Warum will man doch Künsteleyen einführen, die höchstens für die Musse des Friedens, nicht aber für den Krieg passen? Wenn die üblichern Manieren nicht taugten, warum richteten sich denn die grössten Feldherrn nach ihnen, warum bedienten sich ihrer die bewährtesten Officiere? Rec. ist keinesweges ein Feind nützlicher Neuerungen, er ist daher auch dieser nicht abhold; aber mancher General würde über das mühselige Strichzählen, um den Böschungswinkel der Höhen zu finden, ausser Stand gesetzt werden, das Terrain schnell und richtig zu übersehen. Eine solche Genauigkeit fordert der Krieg nicht; ein geübtes Auge ist mehr denn Strichzählen. Die Vff. haben diesen Vorschlag trefflich berichtigt.

Die durch alle drey Bände laufende Beurtheilung des *v. Scharnhorst'schen* Handbuchs der Artillerie bringt manche Gegenstände zur Sprache, die äusserst wichtig, aber noch viel zu wenig öffentlich behandelt sind, wie z. B. die wissenschaftliche Bildung des Officiers. Immer berührt man bey dieser Sache noch Extreme, selten wird die Mittelstrase gehalten. Es ist allerdings eine sehr gerechte Forderung, dass derjenige, der zum Officier avanciren will, die dazu erforderlichen Kenntnisse durch ein Examen vorher darthun muss. Fähigkeiten sind für den Officier *selbst* nicht genug; sie sind das Grunderforderniss eines jeden jungen Mannes, um zu einem Officier sich geeignet zu machen, *allein* folglich viel zu wenig für den, der wirklich schon avanciren will. Es ist Obliegenheit des Staats, dafür zu sorgen, dass ein jeder junge Mann die Gelegenheit zur Ausbildung seiner Fähigkeiten erhalte. Ist diese vorhanden, so hängt es lediglich von einem jeden jungen Manne selbst ab, ob er avanciren will, oder nicht; und es stimmt eben sowohl mit der Gerechtigkeit, als auch dem Interesse des Staats überein, dass unter den Lernenden keine Anciennetät Statt finde, sondern dass allein die grösste Geschicklichkeit entscheide. Die gehörige Ausbildung und Prüfung der jungen Leute, ehe sie Officiers werden, hebt die lästige Nothwendigkeit, das Avancement der Officiere nicht nach der Anciennetät Statt finden zu lassen, von selbst auf. Wenn ein jeder Officier ein geschickter Mann seyn muss: so ist die Anciennetät die erste Gerechtigkeit; aber sie bleibt auch so lange eine Ungerechtigkeit gegen die einzelnen Geschickten, als man noch Leute ohne Kenntnisse zu Officiers annimmt. Diese Ungerechtigkeit lässt manches Talent für den Staat ungenutzt, da hingegen Verdienstlose die ersten Stellen erreichen und dem Staate

Staate grofsen Nachtheil zufügen. Zwar hat auch die Beförderung der jungen Leute zum Officier *nach Verdienst* seine Schwierigkeiten, da auch die Prüfenden Menschen, und als solche wohl fähig sind, Ungerechtigkeiten zu begehen; allein diese Schwierigkeiten können kein Grund seyn, bey jungen Leuten, die Officiere werden wollen, das Verdienst nicht entscheiden zu lassen. Es kommt nur darauf an, dafs man in der Wahl der Mittel zur Hebung dieser Schwierigkeiten glücklich ist. Wenn z. B. der Monarch selbst die Examinatoren der auf dem Punkt des Avancements stehenden jungen Leute bestimmt, oder sie durch den General-Stab ernennen läfst, ohne dafs sie vorher jemand kennt, wenn hierzu mehrere ausgezeichnete Männer in der Armee ein für allemal bestimmt sind, so dafs es denen, die zum Vortheile ihrer Günstlinge Connexionen suchen, unmöglich wird, solche zu finden: so werden der ungerechten Begünstigungen bald weniger werden, und es wird schwer fallen, ohne erwiesene Geschicklichkeit Officier zu werden. Wenn der Monarch die Conduiten - Listen in der Art benutzte, dafs er die darin besonders gerühmten unvorgesehen auf die Probe stellte, ob das angegebene Lob auch auf Wahrheit beruhe: so würde er immer das wahre von dem falschen Verdienst richtig unterscheiden, und ungerechte, dem Staate nachtheilige, Begünstigungen weit sicherer verhüthen können. Sehr richtig ist übrigens bemerkt, dafs es nöthig sey, junge Männer, die Officiere werden sollen, über den gemeinen Unterofficier zu erheben. Eine auszeichnende Kleidung und Behandlung würde aber den vorgeschlagenen Titel: *Lieutenant futur* füglich ersparen lassen, da der Name bey der Sache gerade das wenigste ist. Eben so würde das Gesetz, dafs kein einziger Mann eher Officier werden kann, bevor er die zu diesem Posten nöthigen Grundkenntnisse in einer Prüfung bewiesen hat, den, wenn gleich sehr gut gemeinten, doch in der Ausführung sehr schweren Vorschlag des Hrn. *von Scharnhorst* entbehrlich machen, *dafs nämlich die jungen Leute nach zwey bis drey Jahren Officier werden, aber keine Anciennetê erhalten sollen.* Es ist das Unrecht auf der Seite des Staats, wenn er, jenem Gesetze ungetreu, Leute zu Officieren macht, deren Unwissenheit sie, nachdem sie schon Officiere geworden sind, für ihren Posten unbrauchbar und des fernern Avancements unwürdig macht; er schafft dadurch unglückliche lästige Wesen, und schadet der Würde des Officierstandes selbst; er kann alle diese Uebel sicher verhüten, wenn er nur jenem Gesetze treu handelt. — Sehr richtig und schön ist, was im *dritten* Hefte des 1. Bds. über die zweckmäfsige Ausstellung der Siegeszeichen gesagt wird. Gewifs würde die Ausführung der Idee des Vfs., die bravsten Soldaten und Anführer von allen Regimentern der Armee in der Residenz um die eroberten Siegeszeichen feyerlich zu versammeln, und so diese Veteranen öffentlich zu ehren und zu erfreuen, einen grofsen Eindruck auf den Geist des ganzen Heers machen, und den gleichgültigen Sinn des gemeinen Soldaten zum Enthusiasmus erheben.

Eben so schön ist das in dem nämlichen Hefte über *Invaliden* gesagte, und es ist nicht zu läugnen, dafs der preussische Staat bisher für seine Invaliden das Mögliche, aber eben, weil seine Militär - Verfassung mit seinen übrigen Kräften in einigem Misverhältnifs stand, doch noch viel zu wenig that, als dafs der Anblick der Invaliden den jungen Krieger bey dem Gedanken an sein Alter und an seine Invalidität ganz beruhigen, und ihn zum Heldenmuth anfeuern könnte. Im Ganzen genommen sind die Invaliden in Rücksicht ihrer Würdigkeit zu wenig von einander abgesondert, und die ganze Verfassung an sich selbst gestattet jene Absonderung zu wenig; es fehlt nämlich an hinlänglicher Verschiedenheit der Versorgungsarten, oder richtiger, *man versorgt nicht genug nach Verdienst.* Und dann ist die eigene Rohheit sehr vieler Invaliden das gröfste Hindernifs, um sie anständig und belohnend zu versorgen. Die Invaliden - Häuser und Compagnieen fassen bey weitem nicht alle Invaliden; viele Veteranen wünschen in ihren letzten Tagen auch ein anderes als militärisches Brod, weil jenes gewöhnlich reichlicher als dieses ist; es ist aus diesem Grunde auch zum Gesetz gemacht worden, geringe Civil - Bedienungen den invaliden Unterofficieren und Soldaten vorzugsweise vor anderen, die nicht Soldaten waren, als Versorgung zu geben. Aber ein jeder dieser Posten, und sey er auch noch so geringe, erfordert mehr Kenntnifs, als die mehresten Invaliden besitzen, sie erfordern mit unter weit mehr Thätigkeit, als der gewöhnliche Garnisondienst; und da die mehrsten Invaliden zu abgelebt und ungeschickt sind, als dafs sie den Civilposten gehörig vorstehen könnten: so ist ihre Versorgung im Civil mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; und so bleibt es kaum vermeidlich, dafs auch manchem qualificirten Invaliden eine angemessene Versorgung im Civil unrechtmäfsiger Weise versagt wird. Dieses ist die Folge des Vorurtheils, welches beym Civil gegen die Invaliden im allgemeinen wegen der Unbrauchbarkeit so vieler derselben statt findet. Will der Staat mit Ernst und Zuverläffigkeit seine Invaliden nach Würdigkeit versorgt wissen, so mufs er 1) die allzuhäufigen Exemtionen vom Kriegsdienste, wodurch die Zahl der Supplicanten um die, für Invaliden sich passenden Stellen so entsetzlich grofs wird, möglichst einschränken, 2) bestimmen: diese und jene Stellen sollen schlechterdings mit keinen anderen, als gedienten Militärpersonen besetzt werden, 3) mufs er aber auch dafür sorgen, dafs seine Invaliden im Militär - Dienste nicht ganz ableben und für jedes andere Amt unbrauchbar werden; und 4) dahin sehen, dafs es nie an solchen Subjecten unter den Invaliden fehle, welche sich zur Verwaltung eines Civilpostens gehörig qualificiren, und welche auch die gehörige moralische Zuverläffigkeit besitzen. Den Civilbehörden ist es nicht zuzumuthen, dafs sie sich mit unbrauchbaren Menschen quälen sollen, da sie ja ebenfalls für ihre Aemter verantwortlich sind. Man hört über diesen Gegenstand von den Militärpersonen oft sehr unrichtige Urtheile fällen, weil sie mit den Dienstverhältnissen des Civils

zu

zu wenig bekannt sind, als dass sie dieselben gehörig zu würdigen und sich zu überzeugen im Stande wären, dass man auch im Civil keine unbrauchbare Menschen dulden könne. Wird man den Unterofficier und gemeinen Mann in Unterrichtsanstalten bey den Regimentern im Rechnen, Schreiben und Lesen mehr ausbilden, wird man auch vom Officier selbst so viel Bildung verlangen, als es die Pflicht und die Würde seines Standes erfordern; so wird derjenige, welcher in seinem Berufe für den Kriegsdienst unbrauchbar wurde, im Civil immer eine anständige und ausreichende Versorgung finden, statt dass mancher solcher Officiere und Soldaten jetzt, weil sie nicht zu gebrauchen sind, sich mit einer sehr kärglichen Pension behelfen müssen, und mit Unrecht über Ungerechtigkeit klagen.

Vortrefflich, und dem Rec. wie aus der Seele geschrieben, ist das, was über die öffentliche Ehrung der Invaliden gesagt wird. Es ist ein empörender Anblick, wenn man unter den Waffen grau gewordene Krieger in einem weit schlechteren Aeusseren als die noch jungen Soldaten, und daher von diesen wie von der übrigen Welt mehr bedauert als geachtet, traurig herumschleichen sieht. Der Soldat, der wirklich mit Ehre und Ruhm unter den Waffen grau geworden ist, sollte das ehrenvollste Aeussere in seiner Kleidung tragen, Schildwachen müssten ihm selbst Achtung mit den Waffen bezeigen; sein Anblick, sein ganzes Schicksal müsste den jungen Krieger mit gegründeter Hoffnung für sein Alter beleben, und ihn zu Heldenthaten anfeuern. Aber sehr viele Invaliden haben auch kein anderes Verdienst, als das einer langen, vielleicht schlechten Dienstzeit, viele haben dazu gar keinen moralischen Werth, und an diesen müsste der junge Krieger eine Warnung vor einem unrühmlichen Leben wahrnehmen. Eine Würdigung der Invaliden ohne Unterschied, ist eine Ungerechtigkeit gegen das wahre Verdienst und eine nachtheilige Begünstigung der Verdienstlosigkeit, die das Alter keinesweges entschuldigt. Alle diese noch viel zu wenig zur Sprache gekommenen Gegenstände, wird das jetzige allgemeine Unglück hoffentlich gründlich ans Licht stellen, und ihre weitere Behandlung wird dem Vf. zur Ehre gereichen.

Die im *ersten* Hefte des *dritten* Bds enthaltene historische Darstellung von der Entstehung und dem Wachsthum des französischen Haupt-Kriegs-Depots steht sehr an ihrem Orte; nicht minder der Aufsatz über das Verkaufen der Officierstellen bey der östreichischen Armee, der manche schiefe Ansichten berichtigt. Interessant ist die gegebene Nachricht über das Rekrutenwesen in Frankreich, und über die Art des Avancements der Officiere bey der franz. Armee, welche freylich von der bey den deutschen Armeen üblichen sehr abweicht. Das erste Avancement wird nämlich durch das Gouvernement besetzt, das zweyte durch die Wahl der Kameraden des vacanten Platzes, und das dritte durch die Anciennetät. Wird z. B. die Stelle eines Capitains vacant, so ernennt, ohne Ansehen des Alters und Ranges, der Kriegsminister einen Lieutenant dazu; kommt eine zweyte, so wählen alle Capitains ohne alle Rücksicht drey Lieutenants; die Staabsofficiere bestimmen dann, wer es seyn soll. Bey der dritten Vacanz wird ohne Anfrage der älteste Lieutenant gewählt. Man hat dadurch das Avancement nach der Anciennetät zu vermeiden gesucht, das wahre Verdienst sieht sich dadurch begünstigt, der Verdienstlose in der Regel nach Recht zurückgesetzt. Doch liegt noch einiges Willkürliche in der Sache, und ungerechte Begünstigungen sind daher auch nicht unmöglich. Aber wo ist in der Welt eine Sache ohne Mängel? Die beste ist diejenige, welche die wenigsten Mängel hat, die bessere also auch jene, wo die Anciennetät nicht eiserne Regel *ohne Rücksicht auf Verdienst* zur Verdrängung des wahren Verdienstes ist. Rec. wenigstens ist überzeugt, dass es keine bessere Art des Avancements als jene geben könne, da die Wahl *mehrerer*, welche dabey Statt findet, den Ungeschickten und Ungesitteten nicht leicht treffen, und so ein jeder stillschweigend genöthigt wird, sich des fernern Avancements würdig zu machen. Diese Art macht die Anciennetät, auch in dem angenommenen Falle, dass alle, die Officiere werden wollen, geschickte Leute seyn sollen, ohne Nachtheil und selbst ohne Unrecht entbehrlich.

Der im *zweyten* Hefte des *dritten* Bds u. f. enthaltene Aufsatz über das Tirailliren ist eine richtige Beleuchtung dieses nur zu wenig gekannten Gegenstandes, und dient zur Berichtigung mancher falschen Ansichten desselben. — Sehr an ihrem Orte steht die mitgetheilte Nachricht über die seit einigen Jahren in Berlin existirende Academie für Officiere; sie ist gewiss eine sehr gute Anstalt, aber für eine Armee, wie die preussische, bey weitem nicht hinreichend: denn sie fasst ja nicht mehr als 40 bis 50 Lernende. Sie kann für den Generalstab freylich wohl die gehörigen Subjecte bilden; sie genügt aber nicht, um die zu sehr vernachlässigte wissenschaftliche Cultur des Officierstandes, überhaupt genommen, zu heben. Dazu geschieht viel zu wenig, und das Wenige auch nicht einmal recht. Billig sollten und müssten in einer jeden Inspection wenigstens dergleichen Akademieen seyn; aber nicht, so wie sie bis jetzt bestanden, wo man im Winter einigen oberflächlichen Unterricht in der Geometrie, Fortification und Planzeichnen gab, und im Sommer das wenig Gelernte wieder vergessen liess. Dieser Unterricht hat nach den gesammelten Erfahrungen sehr wenig genutzt, und es möglich gemacht, dass in vielen Regimentern an wirklich gut unterrichteten Officieren ein zu grosser Mangel war, als dass er dem Staate nicht hätte nachtheilig werden müssen. Man bilde in der grossen Academie zu Berlin die in der Armee sich befindenden besondern Talente zu Lehrern für die Inspectionen oder Divisionen aus; man bestelle diese Geschickten zu Lehrern; man belohne sie als solche durch besonderes Avancement und erhöhte Gage: so werden auch in der übrigen Armee Anstalten entstehen, in welchen Officiere in den ihnen nöthigen Wissenschaften Unterricht erhalten. Man setze diese Anstalten unter die Oberaufsicht der gro-

grofsen Militär-Akademie zu Berlin, man fordere jährlich Rechenschaft durch öffentl. Prüfungen: so wird die wissenschaftliche Cultur des Officierstandes sehr bald erhöht, und Verdienstlosigkeit, die der Würde des Militärstandes so sehr wehe thut, auf immer verbannt werden. Mögen diese Anstalten jährlich auch 50 und 60000 Rthlr. kosten, was thut dieses? Was ist *Geld*, das man bey andern Sachen noch so zwecklos verschwendet, gegen *geschickte Officiere?* Jetzt, da die jungen Leute bey so vielen Regimentern nicht einmal Gelegenheit finden, sich die nöthigen Vorkenntnisse zu verschaffen, kann mancher talentvolle junge Mann an dem Unterrichte jener Akademie nicht einmal Theil nehmen. Und was sind denn überhaupt die wenigen dort Lernenden für eine Armee von beynahe 250000 Mann? Die Officiere brauchen nicht *alle* Gelehrte zu seyn — bis dahin erstreckt sich auch die Forderung des Rec. nicht — sie müssen aber dasjenige wissen, was den eigentlichen Werth des Officiers ausmacht, und welcher bey weitem mehr, als der gewöhnliche Parade- und Wachtdienst in sich fasst.

Der im *vierten* Heft des *dritten* Bds enthaltene Vorschlag zu Errichtung einer Creditkasse bey den Regimentern, zur Unterstützung unbemittelter Officiere ist sehr zweckmäfsig; allein er wird, wie so manches andere ähnliche Gute, noch lange frommer Wunsch bleiben. Man glaubt nicht, wie schwer selbst das Gute Eingang findet, wenn seine Ausführung den Eigennutz berührt.

GESCHICHTE.

PRAG, b. Widtmann: *Geschichte des K. Böhm. Appellationsgerichts*, von *Jos. C.* Grafen *v. Auersberg*, k. k. Hofrath bey der obersten Justizstelle. 1805. *Erster* Theil. 175 S. *Zweyter* Th. 214 S. 8.

Der Vf., jetzt Präsident des Landrechts in Böhmen, ward im J. 1800. selbst als Rath des k. Böhm. Appellationsgerichts angestellt, nachdem er vorher in gleicher Eigenschaft beym westgaliz. Appellationsgericht gestanden hatte. Gewohnt, nicht blofs beym Mechanischen des Dienstes stehen zu bleiben, sammelte er Materialien zu einer Geschichte der böhm. Gesetzgebung, und giebt vorläufig diese Geschichte des böhm. App. Ger. als eine Probe heraus, die den Wunsch erregt, jede Stelle in der Monarchie möchte einen Mann aus ihrem Mittel aufzuweisen haben, der die Fragen dem Publicum beantwortete: welches war die ursprüngliche Bestimmung dieser Stelle? welche Veränderungen gingen mit derselben vor? wie entsprach sie der Erwartung des Monarchen und des Publicums? welche waren ihre Mitglieder, und welche darunter zeichneten sich vorzüglich aus? Rec. enthält sich aller Zergliederung der verschiedenen Rücksichten, in denen diess nützlich seyn könnte, und begnügt sich, dem Vf. seinen Dank dafür abzustatten, dass er mit Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers, dem dieses Buch gewidmet ist, ein so treffliches Muster in dieser Art aufgestellt habe.

Bey dem Umstande, dass in Böhmen vorher von den adligen Tribunalen gar keine Appellation Statt fand, von den Städten aber zuweilen an den Magdeburger und Leipziger Schöppenstuhl appellirt wurde, verordnete K. Ferd. I. im J. 1548. das böhm. Appellationsgericht, bestehend aus 1 Präsidenten und 3 Räthen vom Herrnstande, 2 vom Ritterstande, 4 Doctoren der Rechte, und 5 Bürgern von Prag. — Die Bürger wurden nach und nach ausgeschlossen, nicht aber die Doctoren bürgerlichen Standes, welche nach wie vor bis auf den heutigen Tag Sitz und Stimme auch bey den obersten östr. Gerichten haben. Ferd. II. unternahm im J. 1628. eine Reform des Collegiums, wornach es aus acht Gliedern vom Herren- und Ritterstande, und acht Doctoren nebst einem Präsidenten bestehen sollte; auch die Glieder vom Herrn- und Ritterstande mussten sich einer Prüfung unterziehen: alle sollten — nach dem damaligen Geiste des Hofes — katholisch seyn. Eine dritte Reform geschah 1644. durch Ferd. III. (Gelegentlich kommen S. 30—32. triftige Bemerkungen über die Rechte der Präsidenten bey Justiztribunalen vor.) Im J. 1651. ward dieser Appellationskammer die deutsche Lehnshauptmannschaft übertragen. Die vierte Reform kam vom K. Joseph II. im J. 1783. Nachdem der Vf. die Liste aller Präsidenten, Räthe und Subalternen seit der Entstehung des Gerichts fortgeführt hat, giebt er S. 136. von seinem jetzigen Wirkungskreise, S. 143. vom Appellationsprocess, und S. 159. vom Besoldungsstande des mehrgedachten Tribunals eine befriedigende Auskunft, und vergleicht am Schlusse die neue Verfassung mit der alten.

Der *zweyte* Theil enthält einen nach den Tagen des Calenders eingerichteten Nekrolog oder biograph. Nachrichten von den verstorbenen oberen und subalternen Mitgliedern dieser Justizstelle. Folgende Biographieen sind auszuzeichnen: S. 24. des Grafen Wenzel Spork, Protectors der Prager Tonkünstler-Wittwengesellschaft. S. 58. des Grafen Joh. Buquoi, Urhebers des Armen-Instituts. S. 106. des Wenzels Budowetz von Budowa (enthauptet am 21. Jun. 1621.). S. 123. des Grafen Prokop Lazanzky, der am 5. Aug. 1804. mit dem Ruhm, einer der treuesten und wackersten Minister seines Souverains gewesen zu seyn, sein Leben schloss. S. 157. des Joh. Jacob v. Weingarten, eines fruchtbaren Schriftstellers; endlich S. 200. des Grafen Leopold Clari, zuletzt k. k. Staatsministers. Eine offene Denkart, Eifer für den Dienst, und Einsicht in das Justizfach zeichnen den Vf. vortheilhaft aus. Eine Stelle aus der Biographie des Budowa (S. 109.) mag hier einen Platz finden: „Budowa ein Mann, der unter der Regierung des Kaisers Ferd. I. erzogen, und unter Maximilian II. an die Gewissensfreyheit zu sehr gewöhnt worden, war immer an der Spitze derjenigen, welche ihre Gerechtsame zu vertheidigen beflissen waren. Als man ihm im Gefängnisse den Rath gab, den beleidigten Kaiser um Gnade zu bitten, antwortete er: ich will lieber sterben, als das Vaterland sterben sehen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Junius 1807.

MATHEMATIK.

Berlin und Stralsund, b. Lange: *Vorstellung der Gestirne auf vier und dreyssig Kupfertafeln*, nebst einer *Anweisung zum Gebrauche*, und einem *Verzeichniß von 5877 Sternen, Nebelflecken und Sternhaufen*, von *J. E. Bode*, Königl. Astronom, Mitglied der Akademieen der Wiss. zu Berlin, London, u. s. w. *Zweyte* sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1805. 127 und 132 S. 4. (6 Rthlr.)

Auch mit französischem Titel:

Représentation des Astres sur trente-quatre planches en taille-douce, avec une *Instruction sur la manière de s'en servir*, et un *Catalogue d'étoiles* etc. par *J. E. Bode* — *Séconde* Edition. 1805. 4.

Der *Flamsteedsche* Himmelsatlas, den der Vf. im J. 1782. nach *Fortin* um den dritten Theil verkleinert, und mit Verbesserungen und Zusätzen auf 34 Blättern sammt einem beygefügten Sternverzeichnisse heraus gab, war lange Zeit das wohlfeilste und vollständigste, was man in diesem Fache in Deutschland hatte, bis vor einigen Jahren ein Werk von ungleich grösserer Ausdehnung, die Uranographie eben desselben Vf. mit 20 Sternkarten in grösstem Format, und einem Catalog von 17000 Sternen hinzu kam. Da das letztere Werk für manche Kenner und Freunde der Sternkunde noch zu kostbar seyn dürfte, und der Text zu dem früher erschienenen Himmelsatlas nicht mehr zu haben war, so entschloss sich der um die Gestirnbeschreibung höchst verdiente Vf., diesen Atlas noch einmal sorgfältig revidirt und stark vermehrt herauszugeben. — Die Anzahl der *Karten* zu dieser neuen Ausgabe ist geblieben; 26 derselben stellen die einzelnen Sternbilder bis zum 38 Grade südlicher Abweichung vor, so dass die Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung für das J. 1780. eingetragen, zugleich aber auch punktirte Linien für ihre Länge und Breite gezogen sind; die erste und 28ste Tafel enthalten die nördliche und südliche Halbkugel, für die gegenwärtige Zeit entworfen; Taf. 29. stellt noch vollständiger die südlichen Gestirne nach *de la Caille* vor. Auf Taf. 30. und 31. werden merkwürdigere Stellen des Himmels, wie die sternreichen Gegenden des Siebengestirns, der Hyaden, der Praesepe, auch mehrere bis aufs J. 1782. bekannte Nebelsterne, Sternhaufen und Doppelsterne, letztere nach *Christian Mayer*, besonders abgebildet. Taf. 32. giebt eine den Anfängern in der Astrognosie nützliche Nachweisung der vornehmsten Sterne durch zusammengezogene Linien und Figuren, und Taf. 33. und 34. liefern einen bey Erklärung alter Schriftsteller brauchbaren Entwurf der nördlichen und südlichen Halbkugel des Himmels für die Zeiten der alten Griechen und Römer, nach einem marmornen Globus im Farnesischen Pallaste zu Rom, den auch *Bentley* in seinem *Manilius* hat abbilden lassen. Schon der Anblick der Karten zeigt, was für eine starke Vermehrung die Karten der neuen Ausgabe in Vergleichung mit den ältern erhalten haben; die letztere begriff etwas über 5000 Sterne, unter die einzelnen Sternbilder vertheilt; in der neuen sind noch 5000 von *de la Lande* (oder dessen Neffen *Le Français*) und andern Astronomen beobachtete Sterne hinzugekommen, aber gleichfalls für das J. 1780. eingetragen worden, da es, wie der Vf. erinnert, bey dem Endzwecke dieser Karten auf das Jahr, für welches sie zunächst entworfen sind, eben so wenig als auf die strengste Genauigkeit beym Eintragen in einem so beschränkten Raume ankommt. Manche Oerter von Sternen der vorigen Ausgabe hat indess der Vf. wirklich verbessert, so weit Correcturen auf schon gestochenen Kupferplatten möglich waren. Auch die meisten Sterne des neuen der gegenwärtigen Ausgabe angehängten *Piazzischen* Sternverzeichnisses (wovon unten) sind zwar eingetragen; aber mehrere derselben fehlen, und dagegen, wie der Vf. selbst bemerkt, und Rec. durch verschiedene Vergleichungen bey einigen Blättern sich versichert hat, stehen viele andere in der neuen Ausgabe der Karten, aber nicht in jenem Sternverzeichnisse, und sind ohne Zweifel aus des Vfs. grösserem Werke, seiner Uranographie vom J. 1801., an gehörigen Orten eingeschaltet. Vielleicht dürfte doch einigen Lesern, besonders solchen, die einen mehr wissenschaftlichen Gebrauch von diesem Himmelsatlas machen wollen, ein Dienst damit geschehen seyn, wenn der Vf. etwa in einem Anhange zu dem *Piazzischen* Catalog die gerade Aufsteigung und Abweichung derjenigen Sterne, die nicht in diesem Verzeichnisse, aber doch in den Karten vorkommen, wenigstens auf Minuten hin hätte nachtragen wollen. Die Karten liefern übrigens auch eine beträchtliche Anzahl von Nebelflecken und Sternhaufen; schon die erste Ausgabe hatte 130 derselben enthalten. — In der *Anleitung zur Erläuterung und zum Gebrauche der Karten* ist dem deutschen Texte gegenüber durchaus auch der französische beygefügt, da die vorige Ausgabe nur deutschen Text hatte. Der *erste* Theil dieser Anleitung lehrt die Verzeichnungsart und Einrichtung der Karten genauer kennen, und enthält eine nähere, auch mit mythologi-

schen Nachweisungen verbundene, Beschreibung jedes einzelnen Sternbildes mit der Anweisung, die Sterne in demselben kennen zu lernen, eine umständliche Anzeige von allen auf den letzten Karten abgebildeten Sternhaufen, Nebelflecken, veränderlichen und doppelten Sternen, einige astronomische Tafeln, und die Auflösung einiger astronomischen Probleme mittelst der im Atlas befindlichen Karten. Von ganzen Sternbildern begreift die neue Ausgabe folgende eilf erst nach dem J. 1782. am Himmel eingeführten, durch *Le Monnier*, das Rennthier und den Vogel Einsiedler, durch *Hell* das *Herschel'sche* Teleskop und die Georgsharfe, durch *de la Lande* den Aerntehüter, den Mauerquadranten, den Luftballon und die Katze, und durch den Vf. die Friedrichsehre, die Elektrisirmaschine und die Buchdruckerwerkstatt. (In dem Verzeichnisse der 86 in den Karten aufgeführten Sternbilder nach der Ordnung, wie sie in gerader Aufsteigung auf einander folgen, fehlt, zwischen dem Löwen und der Luftpumpe, die in Taf. 26. abgebildete Katze.) Unter den Tafeln lehrt die Ite und IIte wie Theile des Aequators in Zeit, und diese in jene zu verwandeln sind; Taf. III. giebt den Ort der Sonne in Graden und Minuten für jeden Tag des Jahrs auf die Mittagsstunde in Berlin, eigentlich für die Jahre berechnet, welche mitten zwischen zwey Schaltjahren fallen, aber mit geringer Veränderung auch für andere Jahre brauchbar; Taf. IV. liefert, ebenfalls für die Mitte zwischen zwey Schaltjahren, den östlichen Zeitabstand des Widderpunkts von der Sonne für jeden Tag des Jahrs; diese beiden Tafeln der vorigen Ausgabe mussten, wegen des im J. 1800. ausgelassenen Schalttages, völlig umgearbeitet werden. Taf. V. enthält die halben Tagbogen der Sterne auf Stunden und Minuten berechnet, für die nördlichen Polhöhen von 40 bis 62 Grad, und für nördliche und südliche Declination der Sterne von 1 bis 32 Grad; es ist dabey die Wirkung der Strahlenbrechung mit in Rechnung gezogen. Die Probleme, welche mit Hülfe der Sternkarten auf eine angenehme und leichte Art sich auflösen lassen, sind hauptsächlich folgende: eine Mittagslinie mittelst der Fixsterne zu ziehen, den Ort der Sonne, die nie auf- und untergehenden, und die im Meridian stehenden Sterne zu finden, die Culminationszeit eines Sterns, dessen Mittagshöhe, auch Auf- und Untergang, und aus ähnlichen Erscheinungen die Stunde der Nacht zu berechnen, den Stand der zu gleicher Zeit sichtbaren Gestirne auf jede Stunde der Nacht durch die beiden Planisphären der ersten und 27sten Tafel für unsere Zeiten, und durch Taf. 33. und 34. auch rückwärts für das Zeitalter der Griechen und Römer zu finden. Der *zweyte* Theil der Anleitung begreift das angehängte Sternverzeichniss, wovon auch ein besonderer Abdruck im nämlichen Verlage unter folgendem Titel ausgegeben wird:

Berlin, b. Lange: *Verzeichniß der geraden Aufsteigung und der Abweichung von 5505 Sternen*, nach den Beobachtungen des Hn. D. *Piazzi*, in Palermo, und von 372 der vornehmsten Nebelflecken und Sternhaufen nach den Beobachtungen verschiedener Astronomen, für den 1. Januar 1800., zusammengetragen von *J. E. Bode*. 1805. 132 S. 4. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Catalogue de l'ascension droite et de la déclinaison de 5505 étoiles, d'après les observations de Mr. le D. *Piazzi*, à Palerme, et de 372 nébuleuses et amas d'étoiles, pour le 1. Janv. 1800. rédigé par *J. E. Bode*. 1805. 4.

Der ersten Ausgabe des Himmelsatlas von 1782. hatte der Vf. theils einen grösseren Catalog aller in die Karten damals eingetragenen Sterne, theils die genaueren Ortsbestimmungen von 282 der vornehmsten Fixsterne nach *Bradley* und *de la Caille* beygefügt; statt dessen giebt er nun das gegenwärtige höchst schätzbare Verzeichniss, das neueste und genaueste in solcher Vollständigkeit, das man für jetzt besitzt, und wofür ihm die praktischen Astronomen um so mehr Dank wissen werden, da die grössere Schrift, aus der es entlehnt ist, nur in weniger Händen seyn kann. Diess Verzeichniss ist nämlich ein Auszug aus dem berühmten Werke, dem das Nat. Inst. in Paris den astronomischen Preis vom J. 1803. zuerkannt hat: *Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae ineunte seculo XIX., ex observationibus habitis in specula Panormitana ab anno 1792. ad 1802. Panormi* 1803., 812 S. Fol. Von den 6748 Sternen, welche diess Werk enthält, und welche *Piazzi* mit seinen vortrefflichen *Ramsdenschen* Instrumenten, einem fünffüssigen Mittagsfernrohr, und einem eben so grossen ganzen Kreise meistens mehrmalen beobachtet hat, liefert der Vf. bey weitem den wichtigsten Theil, da die von ihm übergangenen 1243 Sterne nur von der achten, oder auch einer geringeren, von *P.* unbestimmt gelassenen Grösse sind. Ausser der geraden Aufsteigung und Abweichung, welche bey *Piazzi* auf Tausend- und Hunderttheile der Secunde, hier aber nur auf ganze Secunden zur Ersparung des Raums angesetzt sind, ist auch bey jedem Sterne seine Grösse nach *P.* Beobachtungen, sammt der jährlichen Veränderung der Declination und Rectascension, und der Nr. der *Bodeschen* Uranographie (Berlin 1801.) beygefügt. Nicht weniger angenehm wird den Freunden der Sternkunde das auf den *Piazzischen* Catalog noch folgende Verzeichniss von 372 Nebelflecken und Sternhaufen seyn, welche von den 2500 durch *Herschel* entdeckten und in *acht* Klassen vertheilten nur die kenntlichsten aus den *fünf* letztern Klassen, von der *vierten* bis zur *achten*, enthalten; die von der *vierten* Klasse nennt *Herschel* planetarische Nebelflecke, Sterne mit milchfarbigem Nebel, mit kurzen Schweifen und andern merkwürdigen Gestalten; die übrigen bis zur *achten* Klasse sind sehr grosse, reichhaltige, gedrängte und dichte Haufen kleinerer oder gemischter Sterne, die gleichförmig oder ungleich zerstreut sind, und worüber das nähere in den Berliner astronomischen Jahrbüchern zu finden ist. Der Ort dieser Sterne nach gerader Aufsteigung und Abwei-

weichung, und deren jährlicher Aenderung ist, nach *Herschel's*, *Messier's*, *Méchain's* und anderer Beobachtungen, ebenfalls auf den 1. Jan. 1800. angesetzt. Die genauere Ortsangabe dieser Art von Sternen kann zu verschiedenen lehrreichen Betrachtungen führen, dergleichen der Vf. selbst in den Denkschriften der Berliner Akademie von 1794. und 1795. angestellt hat; er bemerkt z. B. dass beynahe alle neblichte Stellen von der *sechsten* bis *achten* Klasse, die sich durch Teleskope noch in Sterne auflösen lassen, in der Milchstrasse oder nahe bey derselben sich befinden, mithin noch zu dieser Milchstrasse, wovon auch unser Sonnensystem mit seinen Tausenden von Kometen und Planeten ein Theilchen ist, zu gehören scheinen; dass hingegen in ungleich grösserer Anzahl die übrigen Nebelflecken überall am Himmel zerstreut angetroffen werden, folglich weit jenseits *unserer* Milchstrasse liegen müssen, und selbst vielleicht eigene Milchstrasen bilden.

St. Petersburg, gedr. b. der Kais. Akad. d. Wiss., und Berlin, in Commiss. b. Quien: *Anleitung zu der astronomischen Bestimmung der Länge und Breite*, zum Gebrauche der Herren Officiere vom Generalstabe, auf Befehl Sr. Kaiserl. Majestät entworfen von *Friedr. Theodor Schubert. Zweyte* vermehrte Ausgabe. 1803. 83 S. 4. (mit 2 Kupfert.) (2 Rthlr.)

Die Veranlassung zu dieser in unsern Blättern bisher noch nicht erwähnten Schrift ist auf dem Titel angedeutet. Der berühmte Vf. hatte von seinem Monarchen den Auftrag erhalten, einige Staabsofficiere mit astronomischen Kenntnissen und Beobachtungsmethoden so weit bekannt zu machen, dass sie bey Vermessung der Provinzen zur astronomischen Orientirung der Hauptpunkte gebraucht werden könnten. Es gelang ihm auch, eine Anzahl derselben so zu bilden, dass bereits durch ihre trigonometrische und astronomische Arbeiten die Geographie des russischen Reichs viel gewonnen hat. (Vergl. *Bode's* astron. Jahrb. auf 1807.) Der Vf. wünschte nun, nach geendigtem mündlichen Unterricht, seinen Zöglingen einen kurzen Abriss des wichtigsten, und zugleich eine Sammlung aller Tafeln, die zu den praktischen Rechnungen erfordert werden, in die Hände zu geben, und erhielt vom Kaiser den Befehl, einen solchen Abriss auf Kosten des Staats durch den Druck bekannt zu machen. Dem Vf. selbst unerwartet, erschien eine russische Uebersetzung dieses Abrisses von Hn. *Roumovsky;* diess veranlasste ihn, das Werk umzuarbeiten, und es auch für Auswärtige mehr nutzbar zu machen; in dieser *zweyten* Auflage, mit der zugleich eine russische Uebersetzung erscheint, sind daher mehrere Zusätze, die weitere Ausführung und zum Theil die Beweise der Hauptsätze hinzugekommen. Die ganze Anleitung verbindet mit der fruchtbarsten Kürze so viele Präcision und Deutlichkeit im Vortrage, auch eine solche für Anfänger hinreichende Vollständigkeit in den analytisch- trigonometrischen Beweisen, dass man wünschen muss, das Werk nicht nur in den Händen recht vieler Militärpersonen zu sehen, denen es zunächst bestimmt ist, und die sich dadurch in den Stand gesetzt sehen würden, für die Geographie einzelner Staaten ungemein viel nützliches zu leisten, sondern dass überhaupt Liebhaber der Stern- und Erdkunde, die etwa mit den nöthigsten Vorkenntnissen versehen sind, und für die andere bloss den Astronomen bestimmte Schriften, wie z. B. die treffliche Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung von *Bohnenberger*, zu weitläuftig seyn möchten, vielfachen guten Gebrauch davon machen könnten. — Nach vorläufiger Erklärung einiger Hauptbegriffe der sphärischen Astronomie handelt das *erste* Kapitel *vom Gebrauche des Spiegelsextanten*, eines Werkzeuges, um dessen nützliche Verbreitung in Russland der Vf. grosse Verdienste hat; wie Mondsdistanzen und Sternhöhen damit zu nehmen sind; Berichtigung des Instruments und Correction der Höhen, an Beyspielen nachgewiesen. II. *Berichtigung der Uhr.* Ueber diesen Gegenstand ist der Vf. besonders ausführlich, und man kann es auch angehenden Beobachtern nicht oft genug sagen, dass eben so viel auf die richtige Bestimmung der Zeit einer Beobachtung, als auf die letztere selbst ankommt, oder dass vielmehr das Beobachten selbst etwas viel leichteres ist, als die Berichtigung der Zeit. Von den Mitteln, die Voreilung oder Verspätung einer Uhr zu finden; täglicher Gang derselben aus Sternverschwindungen, correspondirende Höhen, einzelne Höhen, Mittagsverbesserung, Interpolation der zur Zeitberichtigung nöthigen Elemente aus astronomischen Jahrbüchern. III. *Bestimmung der geographischen Länge* durch Chronometer, Monds- und Sonnenfinsternisse, auch Sternbedeckungen. Auf die mühsamere Berechnungsart der beiden letztern, um daraus die Länge der Oerter herzuleiten, lässt sich der Vf. mit Recht nicht ein, und verweist sie an eigentliche Astronomen, so wie er es überhaupt vermeidet, seine Leser in ein gar zu ermüdendes astronomisches Detail zu führen. Dagegen wird umständlicher von der Längenbestimmung durch Mondsdistanzen gehandelt, die *Bordasche* Formel dafür erwiesen, und solche auf besondere Fälle in ausführlichen Berechnungen angewendet. IV. *Bestimmung der Polhöhe* durch Sterne in der Nähe des Pols, durch Mittagshöhen der Sonne und der Fixsterne, durch eine Anzahl einzelner Sonnen- und Sternhöhen, woraus zugleich die Zeit, und die Breite des Orts gefunden wird, endlich durch Circummeridianhöhen. Für letztere Methode giebt der Vf. statt der gewöhnlichen Formel, die bloss Abweichung und beyläufige Breite des Orts erfordert, eine andere, welche die Höhe des Gestirns selbst enthält. Der Vf. erwähnt hiebey keiner Correction wegen der veränderlichen Abweichung der Sonne zwischen dem Mittage und der Zeit der Beobachtung. Es ist wohl nicht überflüssig, darauf Rücksicht zu nehmen, da zu gewissen Zeiten des Jahrs die Abweichung um so viele Secunden sich ändert, als der Abstand der Beobachtung vom Mittage Zeitminuten beträgt, und da man die Höhen öfters nicht so ganz nahe um den Mittag haben kann. Indess ist es etwas sehr

fehr leichtes, jene Correction mit in Rechnung zu nehmen, wenn man, um durch Subtraction oder Addition der Abweichung zur reducirten Höhe die Aequatorshöhe zu erhalten, nur diejenige Abweichung der Sonne jedesmal wählt, die im Augenblicke der Beobachtung selbst statt hatte. V. *Bestimmung der Mittagslinie*, zuerst beyläufig durch Schattenlängen, oder besser, durch correspondirende mit einem Sextanten genommene Sonnenhöhen, dann noch genauer, durch Sterneulminationen. Anwendung des Diopterlineals bey einem Messtische zu gleichen Zwecken. VI. *Zeichnung geographischer Karten*, kurz, deutlich und vollständig sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht, und mit besonderer Beziehung auf Russland vorgetragen, und ein wichtiger Zusatz, den diese neue Auflage vor der ersteren voraus hat. Der Vf. lehrt hier, der Hauptsache nach, die bekannte *Bonnesche* Methode, die auf der Abwicklung einer Kegelfläche beruht, und bey der die Meridiane als gerade Linien, die Parallelen als Kreise erscheinen; Beweis der hieher gehörigen Formeln, sowohl der genaueren, wie man sie für grössere Länderstrecken, z. B. für Russland oder Europa, als der abgekürzten und einfacheren, wie man sie für Provinzen von kleinerem Umfange, z. B. Finnland, braucht. Auch dieser Abschnitt, so wie die vorhergehenden, ist durch ausführliche Muster von Berechnungen nach den vorgetragenen Formeln hinlänglich erläutert. — Noch folgt die Erklärung und die Art des Gebrauchs der beygefügten für den Zweck, wozu sie bestimmt sind, hinreichend vollständigen Tafeln. Taf. 1. enthält die *Bradleysche* Refraction, Taf. 2. die Sonnenparallaxe für den ersten Tag jedes Monats, und von zwey zu zwey Graden der Höhe. Die mittlere Parallaxe ist hier zu 8″, 47 angenommen; wahrscheinlich ist sie doch etwas grösser; sie wird von den meisten Astronomen gegenwärtig auf 8″, 7 gesetzt. Taf. 3. Verbesserung der Mondshöhen sowohl durch Refract als durch Parallaxe; beide Correctionen sind hier mehrerer Bequemlichkeit beym Gebrauche zusamm gezogen. Taf. 4. u. 5. Zeit in Bogentheile des Aeq tors, und diese in jene zu verwandeln. Taf. 6. Sche bare, bereits durch Präcession, Nutation und Aber tion verbesserte gerade Aufsteigung, und mittl bloss durch Präcession verbesserte Abweichung für der vornehmsten Sterne, auf den 1. Jan. und 1. eines jeden Jahrs von 1804 bis 1820. voraus berec net, die Rectascension auf Centesimalsecunden der Z die Declination nur auf einzelne Secunden; da von d Declination der Fixsterne bey Sextantenbeobacht gen wenig Gebrauch gemacht wird: so schränkte s der Vf. bey dieser auf wenigere Genauigkeit e Von dieser Tafel, die, wie die folgenden, auf d russischen Kalender alten Stils gestellt ist, kann v züglich zur Berichtigung der Uhren häufige Anw dung gemacht werden. Taf. 7. 8. 9. Mittlere Rec scension der Sonne in Zeit für den Petersburger Me dian, auf den Mittag jedes ersten Monatstages un auf Hunderttheile von Secunden in Zeit berechnet nebst der mittlern Bewegung der Sonne in Zeit, u jene mittlere Rectascension für jeden besondern Zei punkt zu finden, und der Verwandlung der so gefun denen Rectascension in mittlere Sonnenzeit. Die Tafeln dienen, um bey Nacht durch Sterneulminatio nen die Zeit zu berichtigen. Taf. 10. Correction des Mittags aus correspondirenden Sonnenhöhen. Taf. 11. Correction des Mondhalbmessers in verschiedenen Höhen. Taf. 12. Culminationszeit von 18 Sternen auf jeden ersten Monatstag, auf Viertelstunden genau berechnet, um bloss eine vorläufige Kenntniss von dieser Zeit zu verschaffen. Einige der obigen Tafeln sind vom Vf. berechnet, andere aus den neuesten astronomischen Schriften entlehnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Altenburg*, in d. Rink'schen Buchh.: *Deutschland unter Rudolph von Habsburg bis Siegmund.* Ein Lesebüchlein für alle Stände, zum Beweise dass unsere Zeitgenossen, in Vergleichung mit jenen, unter den besten Fürsten zu leben das Glück haben. 1804. 145 S. 8. (10 gr.) — Das Aushängeschildchen: *ein Lesebüchlein für alle Stände* ist Rec. immer verdächtig: denn unter hundert Fällen, giebt es kaum *zehn*, wo es passt. So ist es auch mit dem gegenwärtigen Buche. Der Vf. nahm einige unserer grösseren Handbücher, machte daraus, für den gewählten Zeitraum, einen Auszug in einer Sprache, welche gemeinnützig seyn soll, und glaubte nun, ein vortreffliches Stück Arbeit geliefert zu haben. Wenn er aber nun einmal auf diese Art verfahren wollte, so hätte er nur einen *genauen* Auszug machen, und nichts von seinen Kenntnissen und Urtheilen hinzu thun sollen. Denn dass diese von grosser Unwissenheit des Vfs. in der Geschichte zeugen, könnte Rec. mit mehreren Stellen des Buches beweisen. Zur Probe nur folgende: S. 7. „Seit Karl dem Grossen hatte man keine Schritte vorwärts gethan u. s. w." Nun wahrlich, wer so etwas behaupten kann, der muss Deutschland unter den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern, welche ja bekanntlich noch *vor Rudolphen* regierten, schlecht kennen. — S. 18.: „Werner von Eppenstein war eben zum Erzbischofe von Maynz erwählt worden, und musste nach Rom gehen, um den *Priestermantel* zu holen, denn dieses mussten jetzt die deutschen *Bischöfe* nach dem Willen der Päpste thun." Also den *Priestermantel?* Wahrscheinlich hatte der Vf. von dem *pallium* gelesen, welches sich die *Erzbischöfe* in Rom holen mussten, schlug sein Lexicon auf, fand *pallium* durch *Mantel* übersetzt, that nun, weil von einem Geistlichen die Rede war, den andern Theil der Composition Priester hinzu, und so entstand *Priestermantel*, mithin ein ganz neues Factum in der deutschen Geschichte. Kurz dieses Lesebüchlein zeigt Lesern aus allen Ständen, dass es unter unsern Zeitgenossen noch immer Leute giebt, die schon *lehren* wollen, ehe sie *gelernt* haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Junius 1807.

NATURGESCHICHTE.

Erfurt, b. Hennings. Dr. *J. J. Bernhardi's Beobachtungen über Pflanzengefäße und eine neue Art derselben.* 1805. 82 S. 8. M. 2 Kpfrt. (14 gr.)

Nicht leicht wird man in einer Schrift von so geringem Umfange eine grössere Menge neuer, anziehender, lehrreicher Bemerkungen, neben so vielen übereilten, gewagten, halb wahren oder ganz falschen Behauptungen finden, als in dieser. Rec. gesteht ohne Rückhalt, dass die Untersuchungen über die mannichfachen Formen der Pflanzen-Gefäse sehr fruchtbare Folgerungen gestatten, dass die Einwendungen, die Hr. *B.* gegen manche neuere Entdeckungen macht, auf scheinbaren Gründen beruhn, und einer ernsthaften Beherzigung werth sind, und dass in dem Ganzen ein rühmliches Bestreben sich von Vorurtheilen zu befreyen und seinen eignen Gang zu wählen, sichtbar wird. Aber mit diesen Vorzügen ist eine der Naturkunde immer nachtheilige Bemühung verbunden, alles zu zerreissen, was sich verbinden läst, überall mehr Mannichfaltigkeit zu zeigen, als die Einfachheit der Natur gestattet, und dadurch den Gesichtspunkt zu verrücken oder zu verdunkeln, aus dem man die Forderungen der Vernunft befriedigen kann. Man hatte bisher wahrscheinlich zu machen gesucht, dass nur zwey Urformen in vollkommnern Pflanzen vorherrschen: die Zellform und die Schraubenform: man hatte die mannichfaltigen Erscheinungen aus diesen beiden herzuleiten und zu zeigen gesucht, dass die Zellen, wenn sie durch den Trieb der Säfte in die Länge gezogen werden, in die Form der Röhren, dass die Schraubengänge, wenn sie verwachsen, in die Form der Treppengänge übergehen, und, wenn sie wieder verschwinden oder eben erst entstehen, sich als wurmförmige Körper zeigen, auch bisweilen, bey sehr starkem Antriebe, zerreissen und sich in Ringform darstellen. Diess alles gab allgemeine Uebersichten, diess beruhte auf Beobachtungen, diess befriedigte die Ansprüche der Vernunft auf Einheit in der Mannichfaltigkeit. Dagegen kämpft nun Hr. *B.*, indem er eben so viel eigene Gefäse, als Formen annimmt, indem er die Anstalten der Natur ohne Zweck, die Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen ohne Zusammenhang und die Verschiedenheit der Formen ohne innern Entstehungsgrund darstellt. Man erlaube uns hierüber ins Einzelne zu gehen.

Wir müssen schon die Ordnung des Vfs. umkehren, und zuerst die Mannichfaltigkeit prüfen, die er in die Zellform bringt. Er giebt zwar zu, dass *Hedwigs* lymphatische Gefäse der Oberhaut wohl Scheidewände des Zellgewebes seyn mögen; aber er behauptet doch, dass die eigenthümlichen Säfte sich in eigenen Kanälen oder Röhren bewegen. Ja er geht so weit, zu behaupten, (S. 67.) dass, wer sie läugne, dadurch nur seine Unfähigkeit zu dergleichen Untersuchungen verrathe. Rec. will, aus Hochachtung für Hn. *B.* seinen Unwillen zurückhalten, und bekennt im Gegentheil ganz unbefangen, dass das Daseyn dieser eigenen Saftgefäse von dem Vf. mit den scheinbarsten Gründen unterstützt worden ist. Man findet diese Saftgefäse bey manchen Gewächsen, z. B. bey den Euphorbien, dem Mohn und den Syngenesisten nur in der Rinde, in andern, z. B. den Contorten, Fichten und Kürbissen in der Nähe der Bündel von „Luftgefäsen." Wo sie sehr weite Mündungen haben, kann man deutlich bemerken, „dass ihre Wände aus einem gedrängten Zellgewebe bestehen. Man könnte sie daher als Höhlungen, als Kanäle im Zellgewebe betrachten, wenn durch diese Vorstellung etwas gewonnen wäre." Und warum sollte damit nichts gewonnen seyn? Lücken im Zellgewebe, wie sie so häufig erscheinen, sind doch eben so wenig eigene Gefäse, als die grossen Zellen in der *Sagittaria* u. a., deren Wände aus Zellgewebe zusammengesetzt sind. Sehr genau bestimmt der Vf., dass diese sogenannten Gefäse sich nicht in den Wurzeln finden, (natürlich, weil hier keine solche Ausdehnung statt finden kann) dass sie nur in den jüngern Trieben der *Periploca* und *Asclepias* vorkommen, dass in den Sumach-Arten die obern Theile der Aeste mit denselben versehen seyn. Der Saft bewegt sich in diesen Gefäsen nicht eigentlich abwärts: diess ists, was der Vf. auf einleuchtende Weise darthut. „Es wird dieser Saft vielleicht aus dem Safte des Zellgewebes der Rinde und des Marks abgesondert und in diese Gefäse, als Behälter, niedergelegt." Diese Vorstellung ist gewiss richtig und verdient allgemeinen Beyfall. Nun aber gränzt an diese wohl begründete Behauptung eine zweifelhafte, nämlich, dass in der Rinde überall kein Absteigen statt finde. Der Vf. schränkt sie aber selbst sogleich wieder ein, so dass man hierbey nicht aufs Reine kommt. Wir werden dergleichen schwankende Behauptungen und Widersprüche gegen das einmal Bekannte noch in der Folge bemerken. So wird gleich bey der folgenden Betrachtung

tung über die Gefäfse des Bastes behauptet, dafs fich Luftgefäfse (Schraubengänge) in ihm erzeugen, und gleich nachher heifst es, man könne nicht beweifen, dafs die Luftgefäfse vorher Baftgefäfse gewefen feyn. Uebrigens fey der Baft voller zuführender Gefäfse, die, in der *Afclepias fyriaca*, als einfache Röhren, ohne alle Querwände erfcheinen. Diefs foll vermuthlich eine Einwendung gegen die Erklärung der auffteigenden Kanäle aus geftreckten Zellen feyn. Allein diefe Erklärung bleibt dem Rec. doch noch die wahrfcheinlichfte, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Man beobachte den Fruchtftiel der Jungermannien: diefer befteht, bey mäfsiger Vergröfserung betrachtet, aus lauter parallelen faft ununterbrochenen Kanälen. Unterfucht man fie näher, fo wird man doch Zwifchenwände gewahr, wie fie *Schmidel* (*icon. et anal.* t. 48. fig. 5. 14.) trefflich darftellt. 2) Man beobachte *Vaucher's* Polyfpermen, die in der Jugend gegliederte, im Alter ununterbrochene Röhren darftellen (*Vaucher* tab. 10. fig. 1—3. *Dillwyn* tab. 29. B. C.). Man vergleiche damit andere Conferven, welche *falfch gegliedert* genannt werden. In der Jugend befteht die ganze Röhre gleichfam aus einem zufammenhängenden *Mutterfchlauch*: diefer zieht fich im Alter zufammen und macht Abfätze, die auch in der Röhre fichtbar werden, und ihr das Anfehen der Gliederung geben. (*Roth catal.* 3. p. 204.) 3) Man fehe felbft Hn. *Bernhardi's* Zeichnungen von diefen Gefäfsen nach. Was Taf. 2. fig. 4. b. als ein Haufen ununterbrochener Röhren erfcheint, das zeigt fich Taf. 1. fig. 3. b. fchon in Abfätzen, wodurch man auf Scheidewände fchliefsen kann. Und fo ift es wirklich. Man verlaffe fich nicht auf den äufsern Schein: man fpüre der Entftehung der auffteigenden Kanäle in den zarteften Pflänzchen nach, und man wird fie urfprünglich durch Scheidewände unterbrochen finden, die fich in der Folge mehr und mehr verlieren.

Aber wir wenden uns nun auch zu der zweyten Urform, der Schraubengänge. Hier haben wir es mit noch weit mehrern Irrthümern und paradoxen Behauptungen zu thun. Zuvörderft behauptet der Vf., die Schraubengänge feyn in einem eigenen zarten Kanal eingefchloffen, aus welchen fie fich aber leicht herausziehn laffen, weil fie mit ihm gar nicht zufammenhängen. Das Dafeyn eines folchen äufsern Kanals läfst fich aber eben fo wenig erweifen, als das Dafeyn des innern Ganges, welchen *Hedwig* in den Schraubengängen annahm. Was der Vf. dafür anfieht und nur zu fchön abbildet, ift das umgebende Zellgewebe, deffen geftreckte Zellen freylich gewöhnlich zunächft die Bündel von Schraubengängen umgeben, die aber zuverläffig nicht befondere gefchloffene Röhren bilden, die jeden Spiralgang befonders einfchliefsen. Es kann auch Niemand dergleichen Röhren zugeben, wer die Bündel, in denen die Schraubengänge neben einander liegen, jemals näher unterfucht hat, und wer bedenkt, dafs gerade das Durchfchwitzen der aufgefogenen Flüffigkeiten in das die Schraubengänge umgebende Zellgewebe eine nothwendige Bedingung der Vegetation ift, die bey einem folchen einhüllenden Kanal unmöglich ftatt finden kann. . . Der Hauptpunkt aber, wodurch fich der Vf. von allen bisherigen Pflanzenforfchern unterfcheidet, ift feine Idee von der Verfchiedenheit der Treppen- und Schraubengänge. Jene feyn ununterbrochene, undurchbohrte Kanäle mit hervorftehenden Falten, deren Zweck doch gar nicht einzufehen ift. Sie entftehen, fagt er S. 38., niemals aus den Schraubengängen, und S. 24. giebt er ausdrücklich eine folche Entftehung durch Uebergang zu. So wenig Rec. fich in diefen Widerfpruch finden kann, eben fo wenig weifs er zu reimen, was der Vf. gegen die Querritzen in den Treppengängen und für feine Querfalten oder Erhöhungen fagt. Rec. fieht deutlich, wenn das Sonnenlicht auf die Treppengänge fällt, Ritzen und Oeffnungen, aber keine Erhabenheiten: auch reifsen die Treppengänge nur durch diefe Ritzen, und daffelbe Gefäfs, welches eine Strecke lang Schraubengang war, wird oben Treppengang. Es ift daher unbegreiflich, warum man noch die Treppengänge für etwas anders als veränderte, an den Seiten verwachfene Schraubengänge nehmen will. Früherhin war behauptet worden, auch in den jüngften Trieben finden fich immer nur Schrauben- in den ältern Treppengänge. Hr. *B.* meint, die Farrenkräuter ftehn *dem* entgegen. In ihren zarteften Wedeln fey die Treppenform fchon unverkennbar. Um Vergebung: die zarteften Wedel zeigen die Schraubenform, aber freylich anders als in andern Gewächfen, ungefähr fo wie in der *Mufa*, *Canna*, *Saccharum* und *Renealmia*: *d. h.* als Bänder, die mit feinen Querritzen durchbohrt find und fich fpiralförmig winden. Diefe Form ift fo verfchieden als die Form der Schraubengänge in den Kürbisfarten, wo immer mehrere Fäden neben einander liegen, und fich durchkreuzen. Das alles aber find Abänderungen einer Grundform. Wenn wir nun auch in den Farrenkräutern, noch mehr in den Pteroiden (*Lycopodium* und *Stachygynandrum Belvif.*) und Palmen faft nichts als Treppengänge finden: ift es denn vernunftwidrig, zu fagen, dafs hier die ganze Oekonomie fchon auf eine frühere Verwachfung der zarteften Fafern hinführt? Ift es nicht viel beffer, diefs anzunehmen, was der Chemismus jener Gewächfe fo trefflich erläutert, als jede Erfcheinung vereinzelt, ohne Zweck und ohne Zufammenhang, für eine eigenthümliche Form zu halten?

Mit diefer Behauptung des Vfs. hängt eine andere zufammen, welche die Lage der Schraubengänge betrifft, und die noch unrichtiger ift als die vorige. Nicht im äufserften Umkreife des Splints find nach ihm bey Holzpflanzen die Schraubengänge zu fuchen, fondern in der Nähe des Marks. Treppengänge, gefteht er, find im Splint; aber die Schraubengänge, aus welchen jene niemals entftehen, finden fich doch nur in der Nähe des Marks. Hierbey verwirrt er fich dann fo fehr, durch Verwechfelung von Baft und

Splint

Splint und durch Widersprüche gegen die Natur, dass man erstaunen muss. Wir wollen sehen, ob wir die Sache klarer machen können. Zuvörderst bemerke man, dass wir von Holzpflanzen sprechen und nicht von Sommer-Gewächsen, bey denen allerdings die Schraubenängeg in der Nähe des Markes in kreisförmigen Bündeln stehen. Aber bey diesen Gewächsen ist ja von Splint auch nicht die Rede. Bey allen Holzpflanzen aber wächst das Holz von innen nach aussen: alle Jahre setzen sich an dem äussern Umfange neue Gefässe an, die, als die jüngsten, allemal in der Schraubenform erscheinen. Man untersuche im Frühjahre, wenn der Saft eintritt, die jungen Zweige der Bäume, und es kann nicht anders seyn, man wird allemal im äussern Umfange des Splintes, niemals in der Nähe des Marks, die Schraubengänge antreffen. Was Rec., und mehrere hundert Zuhörer mit ihm, seit zehn Jahren immer auf gleiche Weise gesehen hat, darüber bleibt ihm kein Zweifel mehr; zumal, wenn die ganze Vegetation dafür spricht. Unbegreiflich ist dem Rec., wie Hr. *B.* den Wurzeln die Schraubengänge abläugnen kann. In den Wurzeln der Sommer-Gewächse sind sie viel schöner und grösser als im Stamme. Unbegreiflich ist, wie der Vf. noch von Verwandelung des Bastes in Holz sprechen kann, da *du Hamels* Versuche längst widerlegt sind.

Hr. *B.* nimmt noch ringförmige Gefässe an, die nichts als abgerissene Theile der Schraubengänge sind, und in Gräsern in sie übergehen. Er gestattet endlich noch halsbandförmige Gefässe, die nichts als Treppengefässe von beträchtlicher Grösse oder Kanäle sind, an deren Wänden sich festere Stoffe niedergeschlagen haben. Die Kupfer sind sehr schön gearbeitet, aber hier und da ist die Natur verschönert, und besonders bey Taf. 2. fig. 7—12. hat dem Zeichner die Einbildungskraft eben so den Pinsel geführt, wie wir diess den Mirbelschen Zeichnungen vorwerfen mussten.

SCHÖNE KÜNSTE.

HADAMAR, im Verl. d. N. Gelehrten-Buchhandl.: *Adam, oder das verlor'ne Paradies.* Ein Gemälde des ersten bestraften Ungehorsams, von *Stephan Christoph Stausebach.* 1805. IV und 140 S. gr. 8. (10 gr.)

Wenn eine Menge bunter oft verzeichneter Figuren und grell aufgetragener Farben, übrigens ohne Plan und Haltung, ein Gemälde genannt zu werden verdienen, so ist auch vorliegendes Produkt ein Gemälde. Gleich der Anfang des Werks spricht den Charakter des Ganzen aus:

„Sanft wie das Gelispel süsstönender Wellen entschlüpften die ersten harmonischen Stunden der glückseligen Jugend in Edens Gefilden. Adams *brünstige* Seele — *so duldend* und Gottes Geheimniss umschliessend (?) — stieg oft, stark von Gottes Wunder ergriffen, vollen Flugs zum Himmel empor — und hing mit *nassem Blicke* am fernen Blau des hohen Gewölbes. Wonnetrunken *forschte* sein Auge Bilder der sanften Unschuld *herbey* — und — die geheime Quelle seines Innern entsiegelnd — erwachten aufs neue *so starke* und edle Gefühle *des ersten gottgeschaffnen Mannes* in ihm!!

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Wien: Der Taubstumme, und dessen Brauchbarmachung zu bürgerlichen Handwerken und andern Gewerben.* Eine Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Taubstummen (in Wien). Von *J. M. Weinberger.* 28 S. 4.

2) *Ebend.: Versuch über eine allgemein anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdezeichen der Taubstummen.* Eine Einladungsschrift u. s. w. von *J. M. Weinberger.* 49 S. 4.

Hr. *W.*, der Vf. dieser zwey Schriften, zeigt sich in denselben als ein Mann, der über die behandelten Gegenstände reiflich nachgedacht hat, ein gebildetes Denkvermögen besitzt, und aufmerksam angehört zu werden verdient. Man muss dem Wiener Taubstummen-Institute zu dem Besitze eines so einsichtsvollen und dabey so humanen Mitarbeiters aufrichtig Glück wünschen. Unstreitig gehört die gedachte Anstalt unter die vorzüglichsten dieser Art, und die Nachrichten, die der Vf. in beiden Schriften über den gegenwärtigen Zustand derselben ertheilt, verdienen gelesen zu werden. Kurz, aber interessant, sind die Notizen, die er in Nr. 1. über die Entstehung der Taubstummen-Institute mittheilt. Die Kunst, die Taubstummen zu unterrichten, soll schon im 16ten Jahrh. erfunden worden seyn. In Spanien sollen zwey handschriftliche Urkunden existiren, welche beweisen, dass die Taubstummen damals nicht nur im Lesen, Sprechen, Schreiben, Rechnen und in der christlichen Lehre unterrichtet worden sind, überdiess noch die lateinische, griechische, italiänische und spanische Sprache verstanden haben sollen, sondern auch dadurch in den Stand gesetzt worden sind, Geistliche und Soldaten zu werden, Güter zu verwalten, und väterliche Lehen zu beherrschen. Der erste Schriftsteller, welcher über die Methode des Taubstummen-Unterrichts geschrieben hat, ist *Juan Pabbo Bonnet.* Den Spaniern gehört demnach das Verdienst der wohlthätigen Erfindung, Taubstumme zu bilden. Das meiste Aufsehen machte indess das Pariser Institut für solche Unglückliche, an welchem der ehrwürdige *l'Epée vierzig* Jahre lang unentgeldlich arbeitete, und dabey seine Glücksgüter zum Besten dieser Unglücklichen auf die edelste Art verwandte. Nach seinem Tode übernahm die Regierung diese wohlthätige Anstalt, übergab sie der Leitung des Abbé *Sicard,* und setzte die Anzahl der aufzunehmenden Zöglinge auf hundert fest. Sie vergrösserte sich aber bald so stark, dass man sich gezwungen sah, noch eine zweyte Anstalt der Art zu Bordeaux unter der Direction des Hn. *Saintsernin* zu errichten, die bereits über 60 Zöglinge zählt. Auch ausserhalb Frankreichs entstanden bald ähnliche Institute, namentlich zu Leipzig, Berlin, Zürich, Kiel und London, später zu Prag, Gröningen, Genua, und die kleine Anstalt in Bayern, die im J. 1805. nur acht Zöglinge zählte. Seit 1802. besteht auch zu Waitzen in Ungarn eine Taubstummen-Anstalt, die nach der Wiener eingerichtet, und durch patriotische Beyträge der Nation, so wie des östr. Kaisers für 30 Zöglinge gegründet worden ist, deren Anzahl aber bis auf 60 anwachsen dürfte. Das Wie-

Wiener k. k. Taubstummen-Institut wurde schon im J. 1779. unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia während der Mitregentschaft ihres unvergesslichen Sohns und Nachfolgers Josephs II. errichtet. Anfangs war es eine Freyschule, worein die Monarchin sechs arme taubstumme Knaben, und sechs solche Mädchen in die Versorgung aufzunehmen befahl, bis im J. 1782. Joseph als Alleinherrscher ein eignes Institut für Taubstumme anlegte, in welches anfangs 30, nach Verlauf von zwey Jahren aber 45 Taubstumme in die unentgeldliche Verpflegung aufgenommen werden konnten, welches auch jetzt noch immerfort der Fall ist. Gegenwärtig steht diese wichtige Anstalt unter der vortrefflichen Direction des Hn. *Joseph May*, und besitzt ausser ihm drey Lehrer, worunter sich unser Vf. befindet. Die Grundgesetze des Instituts hat Hr. *Weinberger* am Ende beider Schriften abdrucken lassen, und dabey auch eine Uebersicht der Vermächtnisse für dasselbe mitgetheilt, die vom J. 1795—1805. 1304 fl. 16 Krzr. betragen, und als Anfang eines festen Fonds angesehen werden. Lesenswerth ist die Charakteristik, die der Vf. von dem Taubstummen entwirft. Auch hat er nicht Unrecht, wenn er behauptet, dass man in den Werken, die über diese Unglücklichen im Druck erschienen sind, eine der wichtigsten Fragen unberührt gelassen habe, die nämlich: *Wie wird der Taubstumme für das bürgerliche Leben brauchbar gemacht? Wodurch sichert man ihn vor Armuth, und wie bringt man selbst das mittelmässige Talent des Taubstummen dahin, dass er sich selbst sein Brot verdienen kann?* Mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigt sich nun unser Vf., und bemerkt ganz richtig: „So lange man dem unglücklichen Taubstummen nicht dazu verhilft, dass er den Mangel der Sprache durch eine vorzügliche Geschicklichkeit und Brauchbarkeit ersetzt, womit er sich bey Handwerkern und Fabrikanten einigen Vorzug verschaffen kann: so lange wird derselbe auch nicht vor Mangel gesichert, und immer mehr vom Mitleide der Hörenden, als von seiner Geschicklichkeit zu leben gezwungen seyn." Hr. *W.* erzählt darauf, durch welche Mittel die Direction des Wiener Taubstummen-Instituts in den Stand gesetzt ist, die Zöglinge desselben zu guten und brauchbaren Bürgern zu bilden. Nach statistischen Berechnungen beläuft sich die Anzahl der Taubstummen in der östr. Monarchie, Ungarn ausgenommen, auf 2000. Von diesen sind nur 1107 in dem zur Aufnahme in das gedachte Institut erforderlichen Alter von 10 Jahren. Auf Kosten des Staates erhalten, wie schon bemerkt worden ist, 45 taubstumme Kinder in der Anstalt Nahrung, Pflege und Unterricht in der Religion (durch einen eigenen Katecheten) und in andern gemeinnützigen Kenntnissen. Das Institut nimmt nebenbey auch taubstumme Kostgänger an, welche jährlich für Kost, Kleidung, Pflege und Unterricht die unbedeutende Summe von 150 fl. zahlen. Taubstumme Juden, die nicht ganz in die Anstalt aufgenommen werden können, kommen mit manchen andern, die bey ihren Aeltern oder Anverwandten leben, blos zum Unterrichte in die Schule. Die Zöglinge des Instituts bleiben 6 bis 8 Jahre in der Versorgung desselben. Während dieser Zeit stellt man mit ihnen die mannichfaltigsten Versuche an, um zu erfahren, zu welcher Manufactur, Fabrik oder Kunst dieser oder jener Zögling Anlage und Fähigkeit besitze. Der Taubstumme der Wiener Anstalt lernt Zeichnen theils im Institute, theils in der k. k. Akademie der bildenden Künste, und sieht alle Arten Gewerbe, so wie tausenderley Handwerks- und Kunstproducte um sich, wo ihn bald das eine, bald das andere zur Nachahmung auffordert. Das Beyspiel der erwachsenen Ausgetretenen, die bey verschiedenen Handwerkern oder in Fabriken arbeiten, und von Zeit zu Zeit das Institut besuchen, trägt viel zur Ermunterung und Aneiferung der kleinern bey, und durch das freye Anerbieten von geschickten Meistern oder Fabrikanten in Wien wird die Wahl und bessere Brauchbarmachung der Zöglinge unendlich erleichtert. Man giebt manchen derselben zu einem Meister auf eine Zeitlang auf die Probe; tritt er zu ihm förmlich in die Lehre: so handelt die Instituts-Direction mit dem Lehrherrn im Einverständniss; man unterstützt sich gegenseitig; der Sprach- und Religionsunterricht wird bey dem Lehrling fortgesetzt, und die möglichst vollkommene Ausbildung desselben auf diese Weise vollendet. Das Wiener Taubstummen-Institut zählt bereits eine beträchtliche Anzahl Schneider, Schuster, Leinweber, Tuchmacher, Bandmacher, Zeugschmiede, Feilenhauer, Tischler, Drechsler, Sattler, Lakirer, Uhrblatt-Schmelzarbeiter, Buchdrucker, Cattun-Modelstecher, Kupferstecher, Erzverschneider und Porcellan-Mahler. Taubstumme Adelige oder Söhne von Honoratioren, die in dem Wiener Institute gebildet worden sind, dienen als Beamte in k. k. Aemtern. Taubstumme Mädchen sind bis jetzt theils in herrschaftliche und andere Dienste getreten, oder befinden sich bey ihren Aeltern, und leben von ihren im Institute erlernten Handarbeiten, als Weissnähen, Stricken, Netzen u. dgl., oder sie sind Seiden- und Goldstickerinnen und Bandweberinnen. Das Wiener Institut hatte vor Jahren eine Bandfabrik und Buchdruckerey. Erstere musste, nach Anordnung des Instituts-Arztes, des berühmten D. *Gall*, aus Sanitätsgründen aufgehoben werden; diess geschah auch im J. 1803. mit der Buchdruckerey, da sie mit der ökonomischen Verwaltung des Institutes niemals auf eine vortheilhafte Weise bestehen konnte. Hr. *W.* untersucht unter andern auch die Frage: ob man nicht verschiedene Handwerker in ein solches Institut aufnehmen, oder dasselbe mit irgend einer Fabrik in Verbindung bringen sollte. Er ist nicht dafür, und unterstützt seine Meinung mit einigen guten Gründen. Rec. glaubt indess, dass seine Behauptung Einschränkungen erlaube, und dass es, um jene Frage verneinend oder bejahend zu beantworten, grösstentheils auf Local-Umstände ankomme.

In der Schrift Nr. 2. theilt Hr. *W.* die Früchte seines Nachdenkens und seiner Beobachtungen über eine allgemeine anwendbare Mimik in Beziehung auf die methodischen Geberdenzeichen der Taubstummen mit. Wohl nicht mit Unrecht behauptet er, dass man in den ältesten und neuen Schriften, die über die methodischen Geberdenzeichen in Beziehung auf den Unterricht der Taubstummen handeln, bey den vorgeschlagenen und befolgten Lehrmethoden nicht von Beobachtungen über die natürliche Denkart der Taubstummen, sondern von mehr oder weniger einseitigen Fragmenten ihrer National-Sprache, keinesweges aber von philosophischen Principien einer *allgemeinen Sprachwissenschaft* ausgegangen sey. Wir enthalten uns, dem Vf. in das Detail seiner Abhandlung zu folgen, und begnügen uns mit der allgemeinen Bemerkung: dass er seinen Gegenstand scharf aufgefasst, mit psychologischer Gründlichkeit behandelt, und dabey viel Belesenheit zugleich verrathen habe. Wir empfehlen diese Schrift allen, die sich für die Angelegenheit der Taubstummen, so wie für das Studium der menschlichen Sprache überhaupt interessiren. Der Vf. verbreitet sich am Ende seiner Abhandlung auch über die Wichtigkeit und den Nutzen der Tonsprache beym Unterrichte der Taubstummen. *Heinike* war der grösste Eiferer für den Unterricht in der Tonsprache bey diesen Unglücklichen. Da er aber hierüber äusserst dunkel und absprechend schrieb, so nahm der Director des Wiener Taubstummen-Instituts *Kempelens* Werk; *Mechanismus der menschlichen Sprache*. (Wien, b. Degen 1791) zur Hand, und arbeitete gemeinschaftlich mit dem berühmten Vf. desselben an der Ausbildung der Tonsprache bey den Zöglingen des Instituts. Seit dieser Zeit wird in der gedachten Anstalt die Tonsprache in Verbindung mit der Schriftsprache immerfort geübt. Wenn gleich, wie Rec. aus Erfahrung weiss, die artikulirte Sprache der Taubstummen immer sehr unvollkommen bleibt, und die Anstrengungen derselben dabey etwas Aengstliches und Unangenehmes haben: so stimmt doch Rec. mit dem Vf. darin überein, dass der Unterricht in der Tonsprache für Taubstumme ungemein wichtig und von grossen Vortheilen sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Junius 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Vofs. Buchh.: *Reise um die Welt* in den Jahren 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804., auf welcher der Verfasser die vorzüglichsten Inseln in der Südsee und die englischen Colonien zu Port-Jackson und Norfolk-Eiland besucht hat. Von *Joh. Turnbull.* Aus dem Englischen übersetzt von *Ph. Chr. Weyland*, herz. sächs. Weimar. Legationsrath. Des *Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen — Sieben u. zwanzigster* Band. 1806. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Keine eigentliche Reise um die Welt, sondern um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Neu-Holland, den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln, und von da auf demselben Wege nach England zurück, wird hier unter einem zu viel versprechenden Titel, den englische und deutsche Offenheit hätte verwerflich finden sollen, verkauft. Dank jedoch den Freunden des Vfs., die ihn überredet haben, dieses bloss für ihre Belehrung bestimmte Buch drucken zu lassen! Zu einer Handlung an der Nordwestküste von Amerika wurde von Privatmännern im J. 1800. ein Schiff, das nicht über 120 Tonnen hielt, ausgerüstet, auf welchem der Vf. die Ladung und das ganze Handelsfach zu besorgen hatte, und das auf dem Wege dahin auch andere Speculationen nicht aus der Acht lassen sollte. Zu Port Jackson blieb der Vf., um die aus England mitgebrachte Ladung abzusetzen. Der Capitain segelte mit dem Schiffe nach der Nordwestküste von Amerika. Nachdem aber diese Speculation fehlgeschlagen war, wollte er in der Basse's Strasse eine Ladung von Häuten (von Seekälbern oder Robben, die zur Zeit der Entdeckung der Strasse in zahlloser Menge daselbst angetroffen wurden) einnehmen, welches durch gewisse daselbst ans Land gesetzte Leute besorgt werden sollte, und die Lebensmittel, die in Port Jackson für keinen Preis zu haben waren, auf den Gesellschafts-Inseln erhandeln. Weil auf diesen Inseln wohl Schweine sind, aber kein Salz zu haben ist: so wurde dadurch eine Reise nach den Sandwich-Inseln, wo Salz im Ueberflusse ist, nothwendig. Das Schiff aber scheiterte auf den Fahrten zwischen den Gesellschafts-Inseln, und Capitain und Vf. kehrten auf einem andern Schiffe nach Port Jackson zurück. Von dem Einkauf und Verkauf der Häute ist nicht weiter die Rede, und der Vf. scheint die Absicht, eine in Handlungs-Rücksichten vortheilhafte Reise zu machen, nicht erreicht zu haben. Seinen durch widrige Schicksale verlängerten Aufenthalt in Otaheiti hat er dazu benutzt, den Charakter der Einwohner und den Zustand der englischen Missionarien genauer kennen zu lernen. Eben so wichtig und neu ist das, was er von den Sandwich-Inseln berichtet. Der jetzige Zustand von Europa läfst nicht erwarten, dass die Britten in diese entfernte Weltgegenden bald wieder Schiffe absenden werden. Die Amerikaner fangen an, sich in den Besitz des Handels nach Nordwesten von Amerika zu setzen. Ihnen aber verdanken wir noch zur Zeit keine Seereisen. Wir wollen jetzt dem Vf. auf seiner Fahrt folgen, und einige seiner vornehmsten Bemerkungen (denn das Buch ist zu reichhaltig, als dass wir nicht darauf unser Versprechen beschränken müssten) ausheben. Er erreichte bald, nachdem er am 1. Jul. 1800 Portsmouth verlassen hatte, Madera, wo die Betteley sehr lästig war. Um das neue Schiff, welches in einem sehr lecken Zustande war, auszubessern, wurde zu St. Salvador auf der Küste von Brasilien angelegt. Bekanntlich darf nur Rio Janeiro von fremden Schiffen besucht werden. Der Vf. hatte also wohl keinen hinlänglichen Grund, auf den Gouverneur sehr unwillig zu werden, dass er dem Schiffe nur vier Tage zu den nöthigen Ausbesserungen verstatten wollte. Mehr Grund scheinen seine Beschwerden über den Vorzug, der den Spaniern gegeben wird, zu haben. Kurz vor seiner Abreise lief ein mit 100000 Dollars und einer reichen Ladung bepacktes spanisches Schiff ein, um auf portugiesischen Schiffen nach Europa geführt zu werden. Auf dem Cap verweilte der Vf. einen Monat. Zufriedenheit und Gefühl von Unabhängigkeit werden als die Hauptzüge in dem Charakter der Einwohner angegeben. Durch die Strasse von Bancca (Banck's) segelte das Schiff nach Port Jackson, fand aber daselbst durch die Ankunft mehrerer englischer Schiffe den Markt mit Waaren überfüllt, und die Kolonie selbst fast ganz von Gelde entblösst. Die schon angeführte Ursache bewog den Vf., in Sydney zu bleiben, wo er Gelegenheit hatte, sowohl die Colonisten als die Eingebornen zu beobachten. In der Stadt wohnen wenigstens 2600 Menschen, wovon 450 Militär- und Civilbeamte sind. Die meisten Kolonisten sind Irländer, die wegen Aufruhrs hieher verbannt sind, und sich, wenn von einem Feinde ein Angriff geschähe, zu ihm schlagen würden. Hat nun gleich zur Zeit die Colonie ihre vornehmste Schutzwehr in ihrer Armseligkeit: so ist doch eine Verstärkung des Militärs, die auch zur Beschützung der Civilobrigkeit nöthig wird, sehr anzurathen. Die Colonie leidet oft Mangel an Fleisch und andern Lebensbedürfnissen, woran die falsche Oekonomie der Regie-

gierung Schuld seyn soll, die den Preis des Fleisches so niedrig setzet, dass keine Herden von Schweinen unterhalten werden. Die Verbrecher sind durch die Transportirung und harten Arbeiten, wozu sie angehalten werden, in moralischer Hinsicht wenig gebessert; und die Eingebornen, obgleich es ihnen an natürlichen Talenten nicht fehlt, haben noch nichts von den Colonisten gelernt, ausgenommen, dass sie Angeln und andere zum Fischfang nöthige Geräthschaften gebrauchen. Der Hang zu einer unsteten Lebensart, und die Abneigung gegen alle gesellschaftliche Ordnung ist ihnen von der Natur so tief eingeprägt, dass selbst Kinder eines Eingebornen, die von einem Colonisten von ihrer Kindheit an nach europäischer Art erzogen wurden, als sie herangewachsen waren, das civilisirte Leben verliessen, und zu den Ihrigen zurückkehrten. Da der Handel in der Colonie so schlecht war, und die Regierung selbst ihre Waaren mit 25 Pro Cent Verlust verkaufte: so entschloss sich der Vf. auf die Nachricht, dass in Norfolk Eyland noch etwas Geld vorräthig wäre, dahin abzugehen. Er hielt sich daselbst zehn Monate auf, und war nachher auf seiner letzten Reise von Otaheiti noch einmal auf der Insel, wo alles in blühendem Zustande, und der Gouverneur mit seinen Verbesserungsplanen noch immer beschäftigt war, und Ackerbau und Schweinezucht von ihm sehr ermuntert wurden. Indessen sind auch die Nachtheile, unter denen das gefährliche Anlanden an dieser und den beiden benachbarten Inseln Philipp und Nepean nicht der geringste ist, so gross, dass die tausend Colonisten wahrscheinlich die Insel verlassen werden. In Otaheiti hat sich seit der Zeit der ersten Reisenden zwar nicht die Natur, aber die Lage der Einwohner, und zum Theil ihr Charakter geändert. Der Vf. kam das erste Mal auf diese einst für so glücklich gehaltene Insel, als schon seit geraumer Zeit ein durch die tyrannische Familie des Pomarre veranlasster Krieg dieselbe dergestalt verheert hatte, dass gar kein Schwein und wenig andere Producte zum Tausche angeboten wurden. Nur Feuergewehre und Pulver hatten in den Augen der Einwohner einigen Werth. Alle andere Dinge wurden als unbedeutende und unnütze Kleinigkeiten verworfen. Der Hang zu dem Ava und andern berauschenden Getränken ist bey den Einwohnern so gross, dass sie die Zeit, wenn die von den Europäern gepflanzten Weinstöcke Trauben tragen, und ihnen nach der gegebenen Erklärung ein hitziges Getränke bereiten würden, nicht abwarten konnten, sondern sie bey den Wurzeln aufrissen, in der Meinung, den Geist durch Kauen wie aus den Avawurzeln heraus zu ziehen; und da sie in dieser Meinung getäuscht wurden, vor Aerger und Rache die Weinstöcke zerstörten. Die Bemühungen und das Betragen der englischen Missionarien, die die Heiden zum Christenthum bekehren wollen, werden sehr gelobt. Aber *sie predigen tauben Ohren, und verrichten ihre Werke vor Blinden.* Indessen sind ihre Bemühungen doch nicht ganz fruchtlos gewesen. Die unzüchtigen Geberden und Stellungen in den Tänzen haben aufgehört. Der Sonntag wird in der Gegend, wo sich die Missionarien aufhalten, mit vieler Ruhe und Stille zugebracht. Sie selbst werden als gute Menschen geschätzt und geliebt, obgleich die Religionslehren, die sie vortragen, dem Verstande der Zuhörer unbegreiflich sind. So lange sie Geschenke geben können, wird diese Achtung fortdauern. Durch die Werkzeuge, die sie eingeführt haben, sind die steinernen Aexte und Fischergeräthschaften, deren sich die Eingebornen vorher bedienten, abgeschafft, und eine Seltenheit geworden. (Wie unglücklich werden die Otaheitier seyn, wenn es ihnen einmal an diesen Werkzeugen fehlen sollte! Die Ermordung der Missionarien würde die erste unglückliche Folge seyn, die um desto gewisser geschehen würde, da die Civilisirung des Volks keine Fortschritte gewonnen hat, und die Oberhäupter, nach deren Beyspiel sich das Volk richtet, aus Furcht ihren Einfluss zu verlieren, mit schelen Augen auf die Missionarien sehen. Mit dem Gebrauche und der Verfertigung ihrer eignen Werkzeuge unbekannt, würden sie, in Ermangelung der europäischen, in den kläglichsten Zustand gerathen. Sollten die Versuche, ihre Denkungsart zu verändern, gänzlich fehlschlagen: so kann man doch von der Humanität derer, die sie an europäische Bedürfnisse gewöhnt haben, erwarten, dass sie selbst nach Zurückberufung der Missionarien jene nicht gänzlich entziehen, sondern den Abgang derselben gelegentlich ergänzen werden.) Ausser Otaheiti besuchte noch der Vf. in der Gruppe der Gesellschafts-Inseln Huaheine, Ulietea und *Marre.* Auf der zweyten sowohl als der ersten Insel traf er einen englischen Matrosen an. Der auf der zweyten nahm mit einem Otaheitischen Mädchen seine Zuflucht zu dem Schiffe, aus Furcht, von den Einwohnern ermordet zu werden. Dass sie sehr bösartig gesinnt waren, erhellet aus den Versuchen, die sie machten, und die ihnen auch glückten, einige von den Deportirten aus Botany-Bay, die dem Capitän des Schiffes, nachdem einige von seinen Matrosen daselbst entlaufen waren, auf die Bedingung mitgegeben worden, dass er sie wieder zurückbrächte, zum Davonlaufen zu verführen, und sich des ganzen Schiffes auf eine gewaltsame Weise zu bemächtigen. Der Vorgang bestätigte ihn in der schlimmen Meinung von dem Charakter der Südsee-Insulaner, dass er ein Gemisch von Bosheit und Verstellung sey, und in der guten von dem eines englischen Matrosen, dass, wenn er auch aus andern Ursachen missvergnügt ist, er doch in schwierigen und gefährlichen Fällen seiner Pflicht unabweichlich getreu bleibt. Auf Marra wurde der Vf. durch den Anblick zweyer Aussätzigen, die, weil sie Priester waren und ihr Zustand als eine unmittelbare Wirkung Gottes angesehen wurde, von ihren Mitbrüdern mit vieler Achtung behandelt wurden, in Erstaunen gesetzt. Von hier segelte das Schiff nach den Sandwich-Inseln, und erreichte zuerst Woahu, wo es sich indessen nur einige Tage aufhielt, weil es nur wenig Salz einzuhandeln im Stande war; theils wegen des geringen Vorrathes, theils wegen des zu hohen Preises, der durch die vielen von den

den Amerikanern eingeführten Meubeln und Hausgeräth veranlasst worden ist. Die vielen Europäer, die sich in den Diensten des Oberhaupts der Inseln, Tamahama befinden, und durch die er Häuser im europäischen Geschmack zu bauen, Schiffe auszurüsten, Kriege zu führen, und Handel mit Nordamerika zu treiben angefangen hat, wurden hier durch den Schiffszimmermann vermehrt, der heimlich entwich, und zu dessen Zurückforderung der engl. Capitän sich zu schwach glaubte. Attowaie war noch unter der Herrschaft eines Königs, den Tamahama von Woahu verdrängt hatte, der aber auch hier Gefahr lief, von dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Tamahama unterjocht zu werden. Er ist entschlossen, wenn ein Angriff erfolgen, und für ihn unglücklich ablaufen sollte, mit den Europäern auf der Insel, die ein zu einer langen Reise ausgerüstetes Schiff erbaueten, auf demselben in See zu stechen, und auf einer unangebauten Insel in Westen, oder auf Otaheiti in Süden einen Zufluchtsort vor dem Tyrannen zu suchen. Während seines Aufenthaltes am Bord des Schiffes hatte er Gelegenheit, sich von der Treue und Ergebenheit seiner Unterthanen auf eine ihm sehr angenehme Weise zu überzeugen. Durch seine Gegenwart wurden sie auch ermuntert, sich mit den Matrosen in einen Handel einzulassen, und der Vorrath von Salz ward ansehnlich vermehrt. Weniger Salz, aber eine ausserordentliche Menge von Yamswurzeln erhielt man in Onehow, der andern dem rechtmässigen Könige von Attowaie getreu gebliebenen Insel. Auf Owaihi erfuhr der Vf. viel von dem grossen Manne der Südsee, Tamahama, aus dem Munde des Engländers Young, der schon 14 Jahre auf der Insel zugebracht hat, und das Vertrauen des Oberhaupts in einem vorzüglichen Grade geniesst. Tamahama selbst war mit den Chefs der Inseln nach Mauwi gereiset, wo er ein königliches Schloss bauen lässt. Persönliche Bekanntschaft mit ihm hat der Vf. nicht gemacht. Allein die Erzählungen Youngs und anderer Engländer in Owaihi flössten ihm eine grosse Bewunderung dieses ausserordentlichen Mannes ein. Seitdem der Capitän Vancouver ihm ein Schiff hat bauen lassen, hat er sich zum Besitzer einer Flotte von mehr als 20 Schiffen, von denen jedes 25 bis 50 Tonnen enthält, und zum Herrn einer bedeutenden Seemacht, mit welcher er sich die ganze Gruppe der Sandwichinseln unterwerfen kann, emporgeschwungen. Durch den häufigen Verkehr mit den Europäern haben seine Unterthanen mechanische Künste gelernt. Die Deportirten von Botany Bay pflanzten Zuckerrohr, und machten Branntewein daraus. Den übeln Folgen, die aus dem Genuss dieses geistigen Getränks unter den neuen Ansiedlern entstanden, wusste Tamahama durch eine kluge Verordnung vorzubeugen. Seine Schiffe segeln nach der Nordwestküste von Amerika mit Feuergewehr, Schiesspulver, Eisenwaaren und Zeuchen von verschiedener Art, die sie von Europäern und Anglo-Amerikanern erhandelt haben; der einheimischen Producte, Sandelholz, Perlausterschalen und Perlen nicht zu gedenken. Bald werden sie auch einen Handel mit China eröffnen, wenn die Einwohner in der Schifffahrtskunst noch besser unterrichtet sind. Dass sie darin mehr Fortschritte machen werden, ist nicht zu bezweifeln. Sie sind weit sinnreicher, mehr aufgeklärt, und in Künsten mehr erfahren, als die Otaheitier. Ihre Spiesse, Keulen, Matten, Kalabassen, Fischangeln und anderes Geräthe sind weit vollkommener, als die in Otaheiti. Ihre Kanoes übertreffen an Stärke und Schönheit alle übrigen auf der Südsee. Die englische Sprache haben mehrere erlernt, so dass sie sich darin verständlich machen können. Die Otaheitier können noch nicht einzelne englische Wörter nachsprechen. Mehrere in Otaheiti im Schwange gehende schändliche Gebräuche, z. B. der Kindermord, sind auf den Sandwichinseln unbekannt. Der Vf. räth daher der Missionsgesellschaft, mit der Bekehrung dieser Insulaner einen Versuch zu machen, wenn gleich die Otaheitier von Natur sanfter und geschmeidiger sind. Die auf den Inseln ansässigen Europäer könnten auch das Vorhaben befördern.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Halle, in d. Ruff. Verlagshandl.: *Praktische Anweisung zum Sprechen der französischen Sprache*, oder die Kunst, diese Sprache nach einer neuen und fasslichen Methode gründlich verstehen, sprechen und schreiben zu lernen, von *G. F. Le Mang*, Sprachlehrer an der neuen Stadtschule in Köthen. [Nebst einem französ. Nebentitel.] 1805. XII u. 224 S. 8. (16 gr.)

2) Strasburg u. Paris, b. König: *Französische und deutsche Gespräche.* Ein Versuch, durch praktische Anweisung Anfängern im Französischen das Sprechen zu erleichtern. *Vierte* verb. u. mit neuen Gesprächen verm. Original-Ausg. 1803. VIII u. 280 S. 8. (16 gr.)

3) Halle, in Comm. d. Ruff. Verlagsh.: *Interessante französische Briefe*, nebst *deutschen Nachahmungen* zur Bildung des Verstandes und Herzens, oder *die Kunst, mit dem Geiste der französischen Sprache ganz vertraut zu werden*, als nothwendiger Anhang der prakt. Anweisung zum Sprechen der franz. Sprache, von *Grégoire Ferd. Le Mang*, Professeur de la langue françoise à Coethen. 1806. XXIV u. 451 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf dem Gebiete des praktischen Sprachunterrichts, besonders was das methodische Verfahren betrifft, dem Schüler auf eine leichte und angenehme Art zum gewandten Gebrauche der französischen Sprache im geselligen Umgange zu verhelfen, scheint uns Hr. *L. M.* ganz in seinem Wirkungskreise zu seyn, von welchem aus seine zweckmässige Thätigkeit vorzüglich denjenigen sehr nützlich werden muss, die den Vortheil geniessen, unmittelbar von ihm selbst Anleitung zum französischen Sprechen zu erhalten. Seine unter Nr. 1. angezeigte Schrift kann daher nicht

nur

nur denen ein willkommenes Geschenk seyn, welche im wirklichen Besitze fester grammatischer Grundkenntnisse stehen, folglich auch die nöthigen propädeutisch-mechanischen Uebungen in ihrer Gewalt haben, und überdiess mit einem gewissen Vorrathe von Wörtern und Phrasen sich zu versehen wussten, sondern auch selbst solchen bedauernswürdigen Sprachfreunden, die in Hinsicht jenes erstern Erfordernisses wenig oder gar nicht der Erwartung entsprechen, und den wichtigen Verlust auf jenem Wege einigermassen durch den Erwerb des französischen Sprachtactes zu ersetzen suchen, — das Einzige, was noch ihrer Anstrengung werth seyn mag. Nur müssen wir als nothwendige Bedingung des unfehlbaren Eintretens jedes zu hoffenden Vortheiles, sowohl bey der einen als bey der andern Gattung der genannten Schüler, die Leitung solcher Lehrer voraussetzen, die, wie Hr. *L. M.*, mit der erforderlichen Geschicklichkeit in der Handhabung gewisser didactischer Kunstgriffe zugleich den *nämlichen* achtungswürdigen *Eifer* für das Interesse ihrer Berufspflichten verbinden. — Die Schrift umfasst 52 Lectionen, d. h. kurze, über verschiedene und interessante Gegenstände der geselligen Unterhaltung sich verbreitende französische und deutsche Gespräche, welche von der 28sten Lection an mit nützlichen Sprachbemerkungen begleitet werden. Jedem Dialog folgt immer eine sogenannte *Praktik*, d. h. eine veränderte Anwendung seines Stoffes in der Form deutscher Uebersetzungsaufgaben, die jedoch im Ganzen wieder dialogisches Gepräge haben, aber in fortlaufender Zeilenordnung gegeben sind, und ausser einer (oft nur zu freygebigen) Menge von Wörtern und Phrasen nebst ihren deutschen Bedeutungen noch zum Theil mit ergänzenden instructiven Noten ausgestattet erscheinen. Als Anhang kommt zuletzt eine in alphabetischer Folge unter deutschen Rubriken aufgeführte Reihe von *sinnverwandten Wörtern* und *einigen besondern Redensarten.* Von den erstern werden manche auch schon in den Anmerkungen der Lectionen gelegentlich mitgetheilt. Was die letztern betrifft, so gönnt Rec. mehrern von ihnen den Platz nicht, den sie einnehmen, theils weil sie gar zu bekannt und in dem schlechtesten Lexicon zu finden sind, theils weil sie wegen ihrer Unvollständigkeit doch nicht befriedigen, und man überhaupt in einem solchen Lehrbuche kein Vocabular sucht.

Dem Lehrer, der die methodisch-praktische Anweis. des Hn. *L. M.* zum franz. Sprechen sich angeeignet hat, empfiehlt Rec. als einen trefflichen, gehaltreichen, und verständig bearbeiteten dialogischen Stoff die unter Nr. 2. genannte Schrift, welche Gespräche aus den mannichfaltigsten Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, ja selbst des feinern Umganges, enthält, und in der That eine anschauliche und fruchtbare Kenntniss von dem wahren Geiste der französischen und der deutschen Sprache giebt. Richtig wird in der Vorrede bemerkt, dass ihrem Gebrauche die Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten grammaticalischen Regeln vorangehen müsse, und eben deswegen wurde die in den vorigen Ausgaben befindliche, auf die theoretischen Principien des Französischen sich beziehende Einleitung diessmal weggelassen, und an deren Stelle eine lehrreiche *Sammlung von Germanismen und andern fehlerhaften französ. Redensarten der Deutschen* gesetzt, welche daher an der Spitze des Ganzen steht. Der Gespräche sind 97, von denen einige unter dem Titel: *Erklärung der Wörter*, einzelne lexicographische Anmerkungen haben, die aber, wie Rec. glaubt, überflüssig seyn möchten. Für eben so überflüssig hält er auch die am Schlusse auf ungefähr 26 Seiten beygefügten theils französischen, theils deutschen Anekdoten, Geschäftsbriefe, vertrauliche Briefe und Maximen, die, so wenig auch an ihrem Werthe als Uebersetzungsstücken auszusetzen ist, gleichwohl keinen bestimmten Plan erkennen lassen, indem ihre Zahl für den Zweck der Uebung im Vertiren aus einer Sprache in die andere zu gering ist, und ihnen überdiess alle Anmerkungen fehlen. — Mit der Anzeige, dass die *Voltaire*'sche Orthographie im Französischen herrscht, verbindet Rec. noch die von ein paar nicht gleichgültigen Druckfehlern, nämlich S. 150. oben: *Je les ai donné (s)*, und S. 151. *L'as-tu trouvé (e) jolie?*

Nr. 3., welche wieder eine Arbeit des Hn. *le Mang* ist, begreift 137 verschiedenartige Briefe in sich. Den Anfang macht jedes mal ein französischer, der alsdann unter der Rubrik *Nachahmung* in einer meistens gut gerathenen freyen deutschen Uebertragung mit unwesentlichen, fast nur auf die eigenen Namen sich einschränkenden Abänderungen wieder gegeben wird. Ersterer ist mit Noten versehen, letztere dagegen hat diese sparsamer, eben weil jener ihre passenden Wörter und Phrasen schon darbietet. Eine supplirende Fortsetzung der in Nr. 1. befindlichen Wörter- und Phrasensammlung ist gleichfalls der Schrift angehängt. Eine Einleitung giebt ausserdem auch gedrängte Belehrungen über Form und Materie des Briefstils. — Wie es scheint, soll diese Schrift dem Zwecke des Rückübersetzens zu Statten kommen; allein dazu gehört, wie Rec. an einem andern Orte gezeigt hat, eine etwas ernstlichere Zurüstung, wenn gleich die Möglichkeit nicht bezweifelt werden darf, dass jener auch ohne diese *zufälligerweise* hier und da in Erfüllung gehen kann. — Uebrigens wollen wir Hn. *L. M.* auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, der französischen Accentuation, die besonders in Nr. 1. nicht die correcteste ist, mehr Sorgfalt zu widmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Junius 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Reise um die Welt* in d. J. 1800 — 1804. — — Von *Joh. Turnbull*. Aus d. Engl. übers. von *Ph. Chr. Weyland*. u. s. w.

(Beschluss der in Num. 145. abgebrochenen Recension.)

Nachdem ein guter Vorrath von Salz angeschafft und Wasser an Bord gebracht war, segelte der Vf. im Jan. 1803 wieder nach Otaheiti. Auf dem Wege dahin landete er auf einigen niedrigen Inseln, die vielleicht vorher von keinem Europäer besucht waren, und wie die daselbst vorgefallenen Ereignisse beweisen, von einem verrätherischen und grausamen Volke bewohnt werden. Es ist zu bedauern, dass die geographische Lage dieser Inseln nach Länge und Breite nicht genau bestimmt, noch die Fahrt durch dieses Labyrinth durch eine Karte erläutert wird. Bey fortgesetzter Fahrt kam das Schiff an die kleine Insel *Mätia*, 50 Seemeilen nordwärts von Mäatea, so wie diese gegen 20 Meilen östlich von Otaheiti liegt, und darauf zum zweitenmale nach Otaheiti. *Reineckes* Karte von Australien 1801 hat die erste und zweyte dieser Inseln nicht, und ist überhaupt weder zuverlässig noch vollständig. Der Vf. und der Capitain trennten sich auf eine Zeitlang in Otaheiti. Jener blieb auf der Insel, um Schweine zu schlachten und einzusalzen, dieser segelte mit dem Schiffe nach den windwärts gelegenen Inseln, um Schweine einzukaufen, weil sie in Otaheiti selten waren. Zum Einkaufen der Schweine gebrauchte der Vf. hauptsächlich die Ausreisser von den Schiffen, die sich hier niedergelassen, und in ihrer Erwartung, ein gemächlicheres Leben zu führen, getäuscht waren. Von solchen schlechten Menschen hatte er nicht weniger Uebels zu befürchten als von den Eingebornen. Diese sind insgesammt sehr habsüchtig und diebisch. Am meisten wird die königliche Familie Pomarre, sein Sohn Otoo und seine Gemahlin Edeah, vom Geize beherrscht. Die Rückkunft eines Oberhauptes von den *Mottos*, kleinen sandigen Inseln, die wie Badeörter in Europa zur Wiederherstellung der Gesundheit besucht werden, veranlasste Feste und Tänze, welche die Geschäfte des Vfs. unterbrachen. Nachdem der Vf. statt drey Wochen, die der Capitain zu seiner Excursion für hinreichend gehalten hatte, zwey volle Monate auf die Rückkehr des Schiffes gewartet hatte, kam endlich statt des Schiffes eine aus den Trümmern desselben erbauete Barke an, und die Mannschaft darauf in einem sehr erschöpften Zustande. Das Schiff war an einem Felsenrief gescheitert, die Mannschaft rettete sich ans Land der nah gelegenen Insel, und suchte, so viel sie konnte, von der Ladung zu retten. Allein in der folgenden Nacht hatten die Otaheitier die die Reise mitgemacht, das Boot, die Flinten und die Munition, womit man sich gegen die Eingebornen wehren wollte, gestohlen. Aus den Bretern des Verdeckes von dem Schiffe wurde eine Art Barke zusammengesetzt, auf welcher sich 18 Personen, die nichts weiter als einige wenige Flinten, einen kleinen Vorrath von Pulver und 10 Gallonen Wasser am Bord hatten, einschifften. Nach einer fünftägigen Reise erreichte endlich dieses elende Fahrzeug Otaheiti. Die Matrosen, grösstentheils deportirte Verbrecher von Botany Bay, kündigten nicht allein dem Capitain den Gehorsam auf, sondern überredeten auch die Eingebornen, nicht mehr für ihn zu arbeiten. Nachdem ihnen aber die Eingebornen ihre Habseligkeiten abgenommen hatten und sie arm geworden waren, kehrten sie zu ihrer Besinnung und Pflicht zurück. Eine Fahrt von 9 Tagen nach *Eimeo* lief fruchtlos ab, weil die Einwohner für die Schweine, deren sie viele haben, und die von grösserer und wilderer Art sind, als die auf Otaheiti, keine andere Waaren als Flinten und Schiesspulver annehmen wollten. Als der Vf. Otaheiti verliess, waren zwey Missionarien in Missions-Angelegenheiten in Eimeo. Vermuthlich haben sie daselbst noch weniger ausgerichtet, als in Otaheiti. Denn die Einwohner sind nicht so gastfrey und freundlich gegen Fremde, als auf dieser Insel, woran auch die mindere Fruchtbarkeit Schuld seyn mag. Die Volksmenge, die sich noch vor einigen Jahren in Otaheiti auf 15000 belief, ist zu 5000 gesunken, und grassirende Krankheiten, gegen die das unwissende Volk keine Mittel gebraucht, drohen die Insel in eine Einöde zu verwandeln. Durch den Verkehr mit den Europäern und die Verbindung mit Botany Bay ist der moralische Charakter der Einwohner schlechter geworden. Aber er hatte schon vorher ansteckende Flecken. Dahin rechnen wir, dass häufig Menschenopfer gebracht werden, väterliche Gewalt und Kinderpflicht unbekannte Dinge sind, das Greisenalter allgemein verachtet ist, und eine Gesellschaft, unter dem Namen der Erroys in Ansehen stehet, die es sich zur Pflicht macht, Weiber in Gemeinschaft zu besitzen, und alle Kinder, sobald sie zur Welt kommen, zu ermorden. Was andere Reisende von der ausschweifenden Lebensart und dem freyen und unanständigen Betragen der Frauenzimmer erzählt haben, hat der Vf. nicht gegründet gefunden. Wenn die Insel nicht so fruchtbar, und das Meer nicht so ergiebig an Fischen wäre, so würden die Einwohner oft Hunger leiden. Denn ihre Trägheit

heit ist so grofs, dafs sie sich den beschwerlichen Arbeiten des europäischen Ackerbaues nicht unterziehen werden, und der Druck der Oberhäupter setzt alles Eigenthum in Gefahr genommen zu werden. Der Ehrgeiz dieser Oberhäupter ist auch Schuld an den vielen Kriegen. Denn sich selbst überlassen, leben die Otaheitier friedlich und einträchtig unter einander. Der Vf. sah nie Zänkereyen oder Schlägereyen, obgleich sie sich im Ringen und Balgen öffentlich sehen lassen, wobey mancher sehr unsanft zu Boden geworfen wird. Die Menschen, die man den Göttern opfert, werden nicht von den Priestern hingerichtet, sondern von den Personen, die um den König sind, und die Schändlichkeit der That durch Verrätherey und List gegen die unschuldigen Opfer vermehren. Da sie alles Uebel den Göttern zuschreiben, so fürchten sie sie zu beleidigen und zu vernachläfsigen, und sind daher sehr freygebig gegen sie. Nachdem der Vf. volle 4 Monate auf eine Errettung aus der unglücklichen Lage, worin er sich auf Otaheiti befand, gewartet hatte, kam endlich ein Schiff, das nach Port Jackson bestimmt war, und das ihn und den Capitain an Bord nahm. Aller Unwille gegen das Schiffsvolk, so gerecht er auch war, hörte jetzt auf, und die Habe wurde unter die Abreisenden und Zurückbleibenden getheilt. Auf der Fahrt hielt sich das Schiff bey *Eua*, der östlichsten der Freundschafts-Inseln, einen Tag auf, um Kokosnüsse und Seltenheiten von den Einwohnern einzuhandeln. Man erhandelte aber nur wenig Nüsse, Bananen, Brodfrüchte und Zuckerrohr. Es herrschte Mangel, der vielleicht durch den verderblichen Krieg, der mehrere Jahre auf diesen Inseln geführt ist, veranlafst wurde. In den Blicken der Einwohner lag viel Wildheit, die gegen die Sanftheit der Otaheitier sehr abstach, und der Vf. wiederholt auch hier die Bemerkung, dafs die Südsee Insulaner in ihrem Verkehr mit den Fremden gegen Recht und Unrecht vollkommen gleichgültig sind. In Norfolk Eiland erlaubte man den Otaheitiern, die am Bord des Schiffes waren, ans Land zu gehen, und ihre Bemerkungen über die neuen Gegenstände belustigten nicht wenig die Passagiere auf dem Schiffe. Hier erzählte dem Vf. Hr. *Harris*, ein Missionar, der die Marquesas-Inseln verlassen hatte, dafs einige Missionarien auf Tongatabu ihr Leben eingebüfst hätten, die übrigen aber durch die Ankunft eines spanischen Schiffes, das sie an Bord genommen, gerettet wären. (Von diesem *Harris* weifs man aus *Wilson's* Missionsreise dafs, ob er gleich zur Mission für die Marquesas bestimmt war, er doch nicht Muth genug besafs, das Geschäft zu übernehmen, sondern gleich durch den ersten Besuch davon abgeschreckt wurde.) Bey der zweyten Ankunft in Neu-Südwallis, nach einer Abwesenheit von 2 Jahren, war dem Mangel in der Colonie durch die Vorräthe, die man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Räumung dieses Ortes dahin geschickt hatte, abgeholfen. An einer steinernen Brücke über den Flufs wurde gearbeitet. (So weit haben es die Holländer in ihrer afrikanischen Colonie mit dieser fast unter dem nämlichen Grad der Breite, noch nicht gebracht.) Eine neue Niederlassung auf van Diemens Land war angelegt. Ein Cutter von ungefähr 60 Tonnen war beynahe aufgebauet, und ein anderer nicht so grofses auch fast fertig. Steinkohlen hatte man am Flusse Hunter ostwärts von Port Jackson gefunden. Obgleich der Boden am Hawkesbury bey der ersten Urbarmachung 60 Scheffel von einem Morgen (acre) abgeworfen hat, so kann man doch nicht mehr als 15 Scheffel auf den Morgen im Durchschnitt für die ganze Colonie annehmen. Die Zeit der Arbeit der Verbrecher ist auf 10 Stunden des Tages und an den Sonnabenden auf 6 festgesetzt. Zweymal im Jahre erhalten sie Kleidungsstücke. Sie werden auch bey freyen Menschen in die Arbeit gegeben. In dem Waisenhause werden auch die Kinder von den Verworfensten unter den Verbannten aufgenommen. Kurz vor der Abreise des Vf. hatten 200 von diesen Elenden einen Aufstand erregt, der in der Geburt erstickt und an den Anstiftern nachdrücklich bestraft wurde. Da das baare Geld selten ist, so werden die Waaren gegen andere ausgetauscht. Branntwein, Thee, Zucker und Tabak werden am meisten gesucht. Den eingerissenen Monopolen suchte der Gouverneur durch eine Verordnung zu steuern. Zur Zeit ist die Colonie in keinem blühenden Zustande. Weder die freyen Leute noch viel weniger die Missethäter taugen dazu, das Land urbar zu machen. In Ansehung der ersten ist die Regierung sehr getäuscht worden. Die Regierung hat übrigens auf eine zweckmäfsige und weise Art für die Bedürfnisse der Colonie gesorgt, und wenn sie es sich noch ferner angelegen seyn läfst, zum Ackerbau *und zur Viehzucht* zu ermuntern, so werden in wenigen Jahren die Lebensmittel daselbst wohlfeiler seyn, als im Mutterlande. Sie hat eine Manufactur von groben wollenen Zeugen angelegt. Aus dem einheimischen Flachse wird Leinewand und Segeltuch fabricirt, und in Paramatta werden irdene Geschirre, obgleich von der schlechteren Sorte, gefertiget. Es war auch schon eine Wassermühle, die einzige in der Colonie, vollendet. Die Uneinigkeit unter den Beamten der Regierung ist der Aufnahme der Colonie sehr schädlich. Der Vf. verliefs sie, nebst seinem Capitain mit frohem Herzen, und ohne weitere Unannehmlichkeiten erblickte er, nach einer Abwesenheit von 4 Jahren und 31 Tagen, die Küste von England.

STATISTIK.

SCHWERIN: *Mecklenburg-Schwerinscher Staatskalender* auf das Jahr 1807. XXVIII und 231 S. 8. (16 gr.)

Die im November 1806 in Mecklenburg eingetretene einstweilige Regierungs-Veränderung hat auch auf den Umfang dieses, als muster- und meisterhaft längst bewährten, Staatscalenders Einflufs gehabt. Als jene Veränderung ausbrach, war er bereits zum Drucke fertig; allein der Herausg., bekanntlich Hr. Regierungs-Rath *Rudloff* zu Schwerin, übergab den ersten, das

das Staats-Personale enthaltenden, Theil nicht dem Druck, sondern beschränkte denselben für diessmal auf den *zweyten*, den wir hier näher charakterisiren. — Die dem Zeitcalender folgende Genealogie der jetzt regierenden europäischen Fürsten-Häuser ist in alphabetischer Ordnung abgefasst, und alles ist weggelassen, was sich auf bisherige deutsche staatsrechtliche Verhältnisse, z. B. Reichstags-Collegien, Comitial-Rang u. dgl. bezog, obgleich es Rec. scheint, dass hier zu wenig darauf Rücksicht genommen ist, dass unsere Fürsten doch allemal *deutsche* Fürsten geblieben sind. Die, durch neuere Ereignisse mediatisirten Fürsten-Häuser sind, wie billig, beybehalten, und nur im Drucke durch die Gattung von Lettren von den souveränen Häusern unterschieden. Der rheinische Bund ist S. XVIII mit seinem Protector, Fürsten Primas und dessen Coadjutor aufgeführt; allein Rec. würde nicht allein die zu demselben gehörigen Fürsten angegeben, sondern auch Frankfurt und nicht Aschaffenburg als Residenz desselben bemerkt, und überdiess den Fürsten Primas als souveränen Fürsten seiner Staaten aufgeführt haben. So wenig in der vorigen deutschen Verfassung die Residenz des Kur-Erzkanzlers die Residenz des deutschen Bundes war, so wenig ist sie es jetzt, zumal da Frankfurt auch mit die Residenz des Fürsten Primas ist; der Thronfolger von Sicilien heisst nicht Erbprinz, sondern Kronprinz und die von Baden, Berg und Hessen Darmstadt nicht Erbprinzen, sondern Erbgross-Herzöge, und der Bergische hat noch ausserdem den Titel eines Herzogs von Cleve; der (S. XII) Fürst von Lichtenstein hat bekanntlich bis jetzt von dem Titel eines *souveränen* Fürsten keinen Gebrauch gemacht. — Die *einheimischen Notizen* bieten auch diessmal eine reichhaltige Ausbeute statistischer Materialien, besonders in Rücksicht auf Flächeninhalt und Volksmenge der Herzoglich Mecklenburg-*Schwerinschen* Lande dar. Ersteres enthält mit Einschluss der Herrschaft Wismar, nach den hier gegebenen genauen Berechnungen, 640,304,331 Mecklenburgische Q. Ruthen (6118 Ruthen auf eine Meile gerechnet), von welchen auf die ritterschaftlichen und Privat-Besitzungen 315,155,618 und das übrige auf die Domänen kommen, nämlich auf die Schwerinschen 138,694,775, die Güstrowschen 59,666,293, auf das Fürstenthum Schwerin 18,738,053 und auf die Herrschaft Wismar 5,612,881 Q. Ruthen; das Ganze beträgt, ohne Wismar, $204\frac{1}{3}$ Q. Meilen, die Domänen allein $83\frac{17}{18}$ Q. M.; in keiner dieser Angaben ist aber der Areal-Inhalt der Städte mitbegriffen. Die Volkszahl betrug nach öffentlichen Zählungen, mit Ausschluss der Juden und Kinder unter 5 Jahren im Nov. vor. J. 295,489 Menschen, aber auf die Q. M. etwa 1400 Seelen; von jener Summe kommen auf die Städte 86,305 Menschen, also zwischen dem 3ten und 4ten Theil der ganzen Volksmenge; Rostock hat die stärkste Population 13,756, Schwerin 9801, Güstrow 6434, Wismar 6254, Bützow 3667 Einwohner. Das Jahr 1806 ist, besonders in Vergleichung mit dem Jahre 1805 der Population nicht vortheilhaft gewesen; es wurden in demselben 1056 Menschen weniger aufgezählt, 2034 weniger geboren und 223 Paare weniger, als im vorhergehenden getrauet; dagegen starben aber 471 Menschen mehr. Dieses nachtheilige Verhältniss äusserte sich auch in einzelnen Krankheiten, die Blattern nahmen z. B. im J. 1806 97 und andere Epidemien 37 Menschen mehr, als 1805 weg, wogegen im letztgedachten Jahre 9 Mütter mehr im Kindbette starben als im J. 1805, obgleich der Geburten ungleich weniger waren. Uneheliche Kinder wurden überhaupt 855, 16 mehr, als 1805 geboren, Zwillinge 160 und 6 mal Drillinge. Die Total-Summe der Gebornen war 11857, der Gestorbenen 8752 Menschen und der Copulirten 2698 Paare; es ward mithin auf den $24\frac{10}{11}$ 1 geboren, es starb auf den $33\frac{66}{87}$ 1, und auf jeden $109\frac{1}{2}$ Menschen ward ein Paar getrauet. Sehr detaillirt ist die Uebersicht des städtischen Nahrungszustandes; alle Städte, mit Ausnahme von Wismar, enthielten 12,975 Häuser, von welchen ein beträchtlicher Theil zu 10,529,485 Rthlr. neue $\frac{2}{3}$ in der städtischen Brandassecurations-Gesellschaft eingezeichnet ist; alle Städte, mit Ausschluss jedoch der beiden Seestädte Rostock und Wismar, haben einen Ackerbau von $25{,}839\frac{1}{4}$ Morgen und 10,544 vierspännige Fuder Heu; die in den Städten befindlichen Künstler und Handwerker sind bey jeder genau angegeben, einige Handwerker sind sehr stark besetzt, z. B. in gesammten Städten sind 1885 Schuster, 724 Schneider, 453 Tischler bloss an Meistern ohne Gesellen, wobey zu bemerken, dass gerade von diesen Handwerkern auf den mehrsten Landgütern auch ein Meister vorhanden ist. Die Mecklenburgische Literatur hat im J. 1806 eine Ausbeute von 65 Werken geliefert (eigentlich sind es 66, weil der zweyte Abschnitt des *ersten* Theils des Mecklenburgischen Civil-Rechts des Assessors *von Kamptz* übersehen ist), die Theologie 4, die Juriprudenz 10, Staats-Recht, Geschichte und Statistiks 11, Arzney-Gelehrsamkeit 7 u. s. w. Den Schluss macht der zwey und zwanzigste Jahrgang der Meckl. Schwerin. Annalen; sie enthalten nicht gleich angenehme Begebenheiten, sondern neben manchen erfreulichen Werken des Friedens auch das chronologische Detail beunruhigender Kriegsscenen und ihre Wirkungen, welche dem, durch so manche, auch im Laufe des Jahrs 1806 vom Herzoge erlassene, weise, gerechte und milde Verfügung erweckten, angenehmen Eindrucke nur zu bald folgen; die hier angeführten Verordnungen wegen Entschädigung des Dorfschulmeisters bey Anlegung eigener Dorfschulen und die genaue Bestimmung der Züchtigung mit Rohrhieben, athmen unter andern einen nachahmungswürdigen Geist der Gerechtigkeit und Humanität. Die auf die Annalen eines jeden deutschen Staats im Jahre 1806 wirkende Auflösung des bisherigen Reichs-Verbandes hat auch im Mecklenburg-Schwerinschen manche Verfügungen bewirkt; schon im September ward das bisherige öffentliche Kirchengebet für den Kaiser aufgehoben, den Notarien die Erwähnung der Römer Zinszahl und der kaiserlichen Regierung in ihren Instrumenten untersagt, den Facultäten der Akademie Rostock aufgegeben,

ben, in ihren Doctor-Diplomen der Anführung der kaiserlichen Autorität sich zu enthalten, und insonderheit die Juristen-Fakultät angewiesen, die Notarien nicht weiter Kraft kaiserlicher Autorität zu creiren und zu beeidigen; die wesentlichere Folge dieser Veränderung der Reichsconstitution, die provisorische Errichtung eines eigenen Oberappellations-Gerichts, ist bekanntlich gleich nach der französischen Besitznahme des Landes ausgesetzt worden.

Schliesslich bemerkt Rec. nur noch, dass für das Herzogthum Meckl. *Strelitz* kein Staatscalender für das Jahr 1807 erschienen ist.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Jäger u. Könitzer: *Cours de Mythologie* avec des notes allemandes, explicatives, historiques et géographiques dedié *aux Dames*. Avec figures.

Auch unter dem Titel:

Cours de Mythologie à l'usage *de la Jeunesse* avec des Notes etc. VI u. 232 S. 8. (20 gr.)

Dieses Büchlein, dem man, wie so vielen andern, dadurch eine ewige Jugend zu verleihen suchte, dass man das Jahr seiner Geburt im Dunkeln liess, kündigt sich nur als Theil eines grossen encyklopädischen Werks an. Da nämlich die Herrlichkeit der französischen Sprache und ihre Nothwendigkeit für den Deutschen immer mehr einleuchte, so könne, urtheilen die Vorredner, eine Gesellschaft von Gelehrten, der Zweck ihrer Verbreitung nicht kräftiger befördert werden als wenn man die zur Erziehung wesentlich gehörigen Wissenschaften, als da sind die *Moral*, die *Naturgeschichte*, *Geographie*, *Geschichte*, *Technologie*, *schöne Künste* u. s. w. in *französischen classischen* Büchern mit deutschen Anmerkungen abfasset. Aus diesem Gesichtspunkte haben sich denn obgedachte Gelehrte entschlossen, einen Cursus jener Wissenschaften zu liefern, *ausgezogen aus den berühmtesten französischen Werken*, und deutsche erklärende Anmerkungen beyzufügen. Bevor wir nun alle diese Herrlichkeiten, eine *französische Moral* aus *französischen* Werken u. s. w. erhalten, giebt man uns als Vorläufer einen Cursus der Mythologie *für Damen und für die Jugend*, geschöpft aus *Noël Dictionnaire de la Fable*, aus *Demoustier*, aus *Ovid* (ist der auch ein französischer Autor?) u. s. w. Man sucht darin, wie bey jedem folgenden Cursus (also auch der Moral?) Belehrung mit *Amusement* zu verbinden! Man hat in der Fabellehre alles zu vermeiden *gesucht*, was die Schamhaftigkeit und Sittlichkeit beleidigen könnte, ob es uns gleich bedünken will, dass man nicht durchaus ganz glücklich um diese Klippe herumgeschifft ist. Der Eingang nennt die Mythologie *un tissu d'imaginations bizarres et un amas de faits sans vraisemblance*, das indess doch nützlich, zum Verständniss der alten Schriftsteller und selbst der neuen Dichter sey. In der That finden wir dieser Vorstellung gegenwärtige Mythologie angemessen, die ein sehr buntes Chaos von Fabeln aller Zeiten, Localitäten und Schriftsteller darbietet, bey deren jeder diess und jenes zu erinnern seyn möchte, wenn es frommte, bey dem Wust des grossen Haufens der mythologischen Handbücher zu verweilen. Viel ist hier zusammengedrängt, das steht nicht zu läugnen, nicht bloss aus der Mythologie, sondern auch aus den Alterthümern, der Geschichte, Länderbeschreibung u. s. w., *sonderlich* in den zahlreichen deutschen Noten; nur *dass* das Ganze durch alle diese ohne Wahl aufgerafften, und übel verbundenen Baustoffe kein brauchbares Gebäude geworden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kempten*, b. Dannheimer: *Zum Andenken Johann Arnold Günthers*, weiland Senators der Reichsstadt Hamburg. Von *C. J. Wagenseil*, k. Bayerschem Stadtcommissär und Policey-Director zu Kempten. 1806. 48 S. 8. — Wenn die politischen Veränderungen unserer Zeit das alte Band der Einheit unter Deutschlands Gauen lösten, und sie immer mehr unter sich zu isoliren und zu trennen drohten, so werden auch Erscheinungen, wie diese, wo einem am Ausflusse der Elbe gestorbenen Biedermanne von einem andern an den Quellen der Iller wohnenden ein Kranz am Grabe aufgehängt wird, immer seltener werden. Der Vf. lernte *G.* einst in Göttingen kennen, und die Freundschaft, welche die Jünglinge beym Antritte ihrer wissenschaftlichen Laufbahn vereinigte, erhielt sie ungeachtet der ganz entgegengesetzten Richtung, auf der sie sich dann von einander entfernten, ohne sich je wieder zu sehen, stets mit Wärme vereinigt und äusserte nicht nur auf ihre eigene Ausbildung, sondern auch auf ihre öffentlichen Verhältnisse die vortheilhafteste Wirkung. In den aus *G.* Briefen angeführten Stellen, womit Hr. *W.* seine Erzählung zu beleben sucht, findet man daher die angenehmsten Belege dazu, wie manches Gute aus dem Wirkungskreise des einen auch in den des andern überging. Doch welcher wissenschaftlich gebildete Mann sollte nicht selbst diese angenehme Erfahrung gemacht haben, und es daher nicht mit uns bedauern, unsern Jünglingen die Gelegenheit zu ähnlichen günstigen Verbindungen durch den, nun fast überall eingeführten, Bann bloss auf Landesuniversitäten zu studiren, abgeschnitten zu sehen, wobey der Süddeutsche nicht mehr mit dem von Norden kommenden zusammentreffen und selbst oft der nahe angränzende, z. B. der Schwabe, nachdem er zu Bayern, Würtemberg oder Baden gehört, sich mit dem andern verfremden soll, eine Beschränkung, die nothwendig bald Einseitigkeit in wissenschaftlichen Verhältnissen hervorbringen muss und selbst auf den Staat nicht ohne nachtheiligen Einfluss bleiben wird. Welche glückliche Berührungspunkte der Deutsche sonst im ganzen allgemeinen Vaterlande fand, zeigt sich auch aus der kurzen Erzählung von *G.* Aufenthalte zu Wetzlar, Stuttgart, Regensburg, Wien, Berlin u. m. a. Städten, wo er sich vorzüglich zu dem Manne bildete, der seiner Vaterstadt in der Folge so nützlich war und auch als Schriftsteller noch in einem weitern Kreise thätig zu wirken suchte, wie auch unsere A. L. Z. an ihm sich eines geschätzten Mitarbeiters erfreuete. Ihn näher kennen zu lernen, wird daher jedem Vergnügen gewähren, obgleich diese Darstellung seines Lebens und Charakters lebhafter und interessanter seyn könnte, wenn auch manche Reflexion, wie z. B. die über *Kants* Moralprincip, dessen Name selbst falsch geschrieben ist, weggeblieben wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Junius 1807.

GESCHICHTE.

Kopenhagen, auf königl. Kosten gedruckt b. Seydelin: *Antikvarisk Undersögelse over de ved Gallehus fundne Guldhorn*, af *Peter Erasmus Müller*, Professor i Theologien ved Kiöbenhavns Universität. Et af Videnskabernes Selskab kronet Priisskrivt. 1806. 126 S. gr. 4. mit 5 Kupfern. (kostet b. Brummer 1 Rthlr. 8 gr.)

Ebendaselbst, b. Brummer: *Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldnen Hörner*, von *P. E. Müller* etc., aus dem Dänischen übersetzt von *W. H. F. Abrahamson*, Lehrer der kön. Dän. Land- und Artilleriekadetten. 1806. 115 S. gr. 4. mit 5 Kupfern. (1 Rthlr. 22 gr.)

So bedauernswerth auch der unersetzliche Verlust war, welchen die königl. Kunstkammer zu Kopenhagen durch den im J. 1802. geschehenen Diebstahl der beiden goldnen Hörner erlitt: so hat doch eben dieser Umstand dazu beygetragen, ihnen eine Publicität zu verschaffen, welche sie sonst so leicht nicht erhalten haben möchten. Wenigstens scheint die königl. Societät der Wissenschaften von diesem Diebstahle zu der Preisaufgabe für 1804. „über die Bedeutung der auf diesen merkwürdigen Kunstwerken des Alterthums befindlichen Figuren und über den wahrscheinlichen Ursprung derselben" Anlass genommen zu haben. Diese Aufgabe lösete Hr. Prof. *Müller* in vorliegender Schrift auf eine wahrhaft preiswürdige Art, und erhielt auch die dafür ausgesetzte Prämie. Die Schrift zerfällt in 6 Abtheilungen, aus denen wir das interessanteste ausheben. — I. *Entdeckung*, *Literaturgeschichte und endliches Schicksal der goldnen Hörner*. (S. 5 u. ff.) Das erste wurde den 20. Jul. 1639. kaum eine Meile von der Westseite neben dem Dorfe *Gallehuus* in Jütland von einem Mädchen, welches sich mit dem blossen Fusse daran stiess; das andere den 21. Apr. 1734. ungefähr 25 Schritt von der Stelle, wo das erste gelegen, beym Lehmgraben etwa einen halben Schuh tief in der Erde von einem Bauer entdeckt. Beide gaben bald nach ihrer Entdeckung zu einer Menge der sonderbarsten Hypothesen und Träumereyen über ihren Ursprung und die Bedeutung ihrer Figuren Gelegenheit, bey deren Anführung und Widerlegung es nicht der Mühe werth war, so lange sich zu verweilen, als dieses von dem Vf. wahrscheinlich der Vollständigkeit wegen geschieht. *Ole Worm* sah' es unter andern als ein Zeichen der *Gottlosigkeit* und *Unverschämtheit* des Prof. *H. Ernst* in Soröe an, dass dieser es wage, das zuerst gefundene Horn auf eine nicht allegorische Art zu erklären und sogar zu behaupten: *Dänemark* sey nicht dessen Vaterland, sondern K. *Waldemar* I. habe es nach der Eroberung von *Arkona* und der Zerstörung des Tempels *Svantewitt* als Beute mitgebracht. Von *Grams* kleiner Abhandlung über beide Hörner hätte Rec. etwas ausführlicheres zu lesen gewünscht, da sie nur als Manuscript auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen sich befindet und von dem Vf. das Wichtigste von Allem, was bisher über diese Alterthümer geschrieben worden, genannt wird. — Am 4ten May 1802 wurden sie von einem Diebe, der sich Nachschlüssel zu den vielen sie verwahrenden Thüren verschafft hatte, gestohlen und sehr schnell in Schuhschnallen, Halsketten etc. umgewandelt, so dass man, als er eingezogen wurde, nur noch einige Kettchen und Goldklumpen vorfand. II. *Von dem Lande, wo wahrscheinlich die goldnen Hörner verfertigt worden.* (S. 35 u. ff.). Wider fast alle andere Schriftsteller, welche aus dem Umstande, dass die Hörner im Norden gefunden worden, schlossen, sie müssten auch daselbst verfertigt worden seyn, behauptet unser Vf.: schon die Materie der Hörner, wie vielmehr die darauf befindlichen Figuren, gäben zu erkennen, dass sie aus der Ferne her in den Norden gekommen seyn müssten. Und woher? Nicht aus Griechenland, Aegypten oder Italien, weil der Stil, worin die einzelnen Figuren gezeichnet sind, derselbe ist, der überall, wo die zeichnenden Künste ihre frühesten Versuche wagten, angetroffen wird und ein Gemisch von griechischen, ägyptischen und barbarischen Kunstideen verräth; nicht aus Britannien oder Irland, weil die Zeit der Verfertigung der Hörner, nach den Figuren zu urtheilen, in die Periode der brittischen Geschichte *vor* der Ankunft der Römer daselbst fällt, wo das Volk noch zu wild war, zu wenig Gold, und zu viel Unkunde in Kunstsachen hatte, als dass diese Kostbarkeiten bey ihm hätten verfertigt werden können; auch nicht aus Ankona, weil die Buchstaben auf einer von den Kreuzherren eroberten Fahne, welche *Thunmann* (Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischen Völker, Berlin 1772.) so glücklich erklärt hat, zwar einige, aber doch nur sehr unbedeutende, Aehnlichkeit mit einigen Buchstaben der Inschrift des einen Hornes haben, die meisten aber ganz von ihnen verschieden sind. Das Volk der *Celtiberer* im alten Spanien ist, nach dem Vf., das einzige, bey dem die Entstehung der Hörner mit Grund gesucht werden kann. Dieses Volk wohnte in einem Lande, dem es nicht an Gold fehlte, um dergleichen goldne Kleinodien verfertigen zu können; bey ihm konnte ein solches Gemisch von grie-

griechischen, ägyptischen und barbarischen Kunstideen, als die Figuren voraussetzen, Statt finden; seine Sitten und Gebräuche, seine Kultur und Religion stimmte, nach unverwerflichen Zeugnissen, mit dem, was die Figuren andeuten, überein, und das Alphabet dieses Volkes hat mit der auf dem einen Horne befindlichen Inschrift eine auffallend unverkennbare Aehnlichkeit. (S. 51 ff.) III. *Ursprüngliche Bestimmung der goldnen Hörner, Auslegung der Inschrift und der Figuren.* Die abgebildeten Figuren erinnern zu deutlich an abgöttische Bilder und Gebräuche, als dass man zweifeln könnte: die Hörner hätten nicht eine religiöse Bestimmung gehabt. Die Figuren auf beiden Hörnern sind sich einander völlig gleich und bestehn in der deutlichsten Abbildung der Schlangenverehrung, in einem Centaur, in Menschen mit Thierköpfen, Thieren mit Menschenköpfen, Menschen mit drey Köpfen und vielen andern monströsen, keiner Auslegung fähigen, Figuren. Auf dem einen Horne wird das Aufschneiden des Bauches beym Menschenopfer deutlich vorgestellt. Bey der Erklärung dieser Figuren nimmt der Vf. an: dass zwar jedes der einzelnen Bilder seine Bedeutung für sich gehabt, dass sie aber gleichwohl nicht (wie *Worm, Egard, Randulph* u. a. meinten) in der Absicht aufgetragen wären, um ein zusammenhängendes Ganze abzubilden. Der Vf. geht nun die verschiedenen Figuren durch, und man muss dem Scharfsinne sowohl, als der antiquarischen Belesenheit, welche er bey deren Erklärung beweist, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. IV. und V. *Nähere Beschreibung des 1734. und des 1639. entdeckten Hornes.* Dieses wog 6¼ Pfund, jenes 7½ Pfund und die Masse beider bestand aus dem allerfeinsten Golde; das schwerste war überdiess beschädigt und an dem einen Ende abgebrochen; beide waren an beiden Enden offen. Zur Erklärung der Inschrift auf dem zuletzt gefundenen benutzte der Vf. des verdienten Prof. *Tychsen* in Rostock Abhandlung, welche dieser der Gesellschaft der Wissenschaften zu Stockholm eingesendet und worin er aus der Ueberschrift von *turditanischen* und *celtiberischen* Münzen ein ganzes celtiberisches Alphabet zusammengebracht hat. Hr. *M.* findet in dieser Inschrift die Namen von 4 celtiberischen Gottheiten, und weiss auch hier seine Auslegung sehr glaubwürdig zu machen. Nur die aufgelötheten und erhöheten Figuren sind dem Vf. allegorisch; von den eingegrabenen glaubt er, sie seyen nur, um den leeren Raum zu füllen, angebracht. VI. *Wie die goldnen Hörner nach Norden gekommen seyn können.* (S. 116 u. ff.) Wahrscheinlich durch Druiden, welche sich am Ende des celtiberischen Krieges dem Joche der Römer entzogen, die Schätze ihres Tempels aus Spanien mitnahmen, und diese durch irgend einen Reiseunfall (etwa bey einem Schiffbruche durch einen Raub der Küstenbewohner?) in Jütland zurücklassen mussten. Die *Anmerkungen zu den fünf Kupfertafeln* beschliessen dieses interessante Werk. Die beiden ersten Kupfer stellen die Hörner in natürlicher Grösse dar; sie sind von dem Hofkupferstecher *Lahde* gestochen, und Rec., der die Hörner vor beynahe 20 Jahren sah, findet sie, soweit er sich der Originale erinnert, ungemein ähnlich. Die andern Kupfer enthalten Münzen und Amulete, nebst der auf Malta gefundenen Goldplatte, in deren Figuren sich grosse Aehnlichkeit mit den Figuren der Hörner zeigt. Das fünfte stellt das celtiberische Alphabet nach *Tychsen* dar. Die Kupfer des Originals sind übrigens dieselben, welche der Uebersetzung beygefügt sind.

Durch die Uebersetzung dieser schätzbaren Schrift hat sich Hr. *Abrahamson* ein Verdienst um die deutsche Literatur erworben; Rec. glaubt sie den Freunden der Alterthümer als eine angenehme und belehrende Unterhaltung empfehlen zu dürfen; sie ist verständlich, fliessend und treu, obgleich nicht frey von allen Sprachunrichtigkeiten. Das dänische *i Anledning* ist durchgehends mit *in Anlaß*, statt *betreffend, auf Veranlassung* übersetzt. Selbst die Redensart: *eine natürliche Anleitung* (statt *Veranlassung*) *zum Aberglauben* (S. 104.) ist unrichtig, obgleich *Reißler* und fast alle Dänischdeutsche so übersetzen. *Indtil nu* heisst nicht *bis hiezu* (S. 44. 45. u. a. a. O.), sondern *bis jetzt.* Doch das sind Kleinigkeiten, die dem Werthe einer solchen Schrift keinen Abbruch thun.

Greifswald, b. Eckhardt: *Protocolle*, gehalten in den Versammlungen der Pommerschen Stände an Ritterschaft und Adel auf dem Landtage zu Greifswald. 1806. 146 S. 4.

Diese Protokolle geben den besten Aufschluss über die Verhandlungen des ersten allgemeinen *Landtags*, der nach Einführung der schwedischen Verfassung in Pommern gehalten ward. Die neue Ordnung der Dinge ward, ohne dass die Stände um ihre Meinung befragt wurden, einseitig von dem König geschaffen. Dass die bisherige schwedisch-pommersche Verfassung, ein Ueberrest halb barbarischer Zeiten, höchst erbärmlich war, und dass die Aufhebung der Leibeigenschaft Gustav Adolphs IV. Regierung dem Andenken seiner pommerschen Unterthanen unvergesslich machen wird, darüber sind wohl alle Stimmen der Verständigen einig. Wir zweifeln jedoch, ob die neue Organisation ganz für das Land passend sey, ob sie für alle Bedürfnisse desselben zweckmässig sorge, überall auf das Local und den Charakter des Volks die gehörige Rücksicht nimmt. Selbst auf dem Landtage äusserte einer der einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Männer, die daselbst erschienen, der Freyherr *Reinhold Schulz von Ascheraden* eine ähnliche Besorgniss. (S. 63.) Auch konnte sich Rec., nachdem er die Protokolle durchgelesen hatte, der Frage nicht erwehren: ob es nicht besser gewesen wäre, sie nicht bekannt zu machen? In Zeiten, wo die Sitten einfach sind, wo die Liebe zum Vaterlande in heiliger Reinheit alle Gemüther entflammt, da kann die Publicität aller öffentlichen Verhandlungen, wie sie durch Schwedens Gesetze gesichert ist, von grossem Nutzen seyn: man kann voraussetzen, dass Jeder nur seine Ueberzeugung von dem allgemeinen Besten aussprechen, dass er das Urtheil seines Volks, den Rich-

Richterstuhl der Nachkommen, scheuen werde: anders aber ist es in verdorbnen Jahrhunderten, wo Alle nur sich und das Nächste bedenken; wo kein Mittel verschmäht wird, Gunst zu erjagen, und Niemand sich um die Nachwelt und den Ausspruch der Geschichte bekümmert; man muss besorgen, dass das Bewusstseyn, jede Aeusserung kommt zur Kenntniss des Regenten, die Freymüthigkeit überhaupt zügeln und manchen verleiten werde, statt auf das allgemeine Beste, darauf Rücksicht zu nehmen, wie er gefalle. Eine solche Furcht scheint bey der schwedischen Verfassung desto gerechter zu seyn, da die Repräsentation auf gar keinen festen Grundsätzen ruht, und viele Personen daran Theil nehmen, die in Diensten der Krone stehn. Der pommersche Landtag war ganz die Copie eines schwedischen Reichstags, das auf dem letztern übliche Ceremoniel ward fast mit zu ängstlicher Pünktlichkeit befolgt: wir übergehn daher die Reden, die Beschickungen der Stände unter einander und Alles, was nicht zu den Geschäften gehört. Die Sitzungen nahmen am 6. Aug. 1806. ihren Anfang. Zuerst ward eine Adelsmatrikel, nach dem Muster der schwedischen, errichtet: in dieselbe wurden alle im Lande befindliche Edelleute, die ein Landgut oder ein Haus in den Städten besassen, aufgenommen. Der Adel ward, wie in Schweden, in 3 Klassen vertheilt; in die Ritterklasse wurden, ausser den Commandeurs vom Nordstern- und Schwertorden und ihren Nachkommen, alle Geschlechter aufgenommen, die schon vor 1600. beweislich vom Adel waren. In der ersten Klasse sind 7 Grafen und 11 Freyherren, in der zweyten 32, und in der dritten 80 Familien recipirt. Ueber die Art der Anordnung finden wir keine Aufschlüsse: denn sie widerspricht den aufgestellten Grundsätzen, und es müssen erweislich ältere Geschlechter jüngern nachstehn. Die schwedische Ritterhausordnung ward, jedoch mit einigen vom König genehmigten Zusätzen, eingeführt. Auch ward zur Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten der Ritterschaft ausserhalb den Landtagen eine aus 6 Mitgliedern bestehende Ritterhausdirection niedergesetzt. Am 9. August wurden die Stände durch die bekannten Punkte von den Vorkehrungen des Königs zur Aufnahme der Provinz unterrichtet: hierüber fanden gar keine Discussionen Statt. Dagegen erschien an demselben Tage eine Deputation des neuerschaffenen Bauernstandes mit dem Vorschlage, dass die Stände die schwedisch pommersche Staatsschuld von etwa 240,000 Rthlr. Hamburger Banco, (die nach einer Stelle S. 70 die Kammer jährlich 13 Procent kostet,) übernehmen möchten. Wenn man auch annehmen will, dass der Bauernstand diesen Beschluss fasste, um für die Aufhebung der Leibeigenschaft und das ihm ertheilte Recht der Landstandschaft, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen: so bleibt es doch auffallend, dass diejenigen Staatsbürger, die von den Finanzen des Landes und der Staatswirthschaft so gut wie gar keine Kenntnisse hatten, ganz unerwartet mit einem solchen Antrag auftraten. (Auf dem Reichstag von Norrköping 1800. konnte der Bauernstand nur durch eine barsche Strafrede, die an Gellerts Fabel vom Amtmann erinnert, bewogen werden, ihr Ja zur Bewilligung zu geben.) Nur wenige Mitglieder des zahlreichen Adelstandes äusserten sich über den zur Sprache gebrachten Gegenstand, und die Meisten auf eine verwirrte und unzusammenhängende Art. Von einigen ward mit Recht erinnert, dass man über einen solchen Antrag sich unmöglich eher äussern könne, als bis der künftige Steuerfuss regulirt und festgesetzt sey, und man wisse, welchen Theil besonders die neu erschaffenen Stände an den Bewilligungen nehmen würden. Sonderbar war es daher, dass andre Mitglieder bereits mit Vorschlägen zum Vorschein kamen, wie die benöthigten Summen aufgebracht werden sollten. Am richtigsten wird die ganze Angelegenheit in dem Dictamen des Hn. *C. P. F. von der Lanken* entwickelt: er bewies die Unmöglichkeit, dass das Land, da es bereits mit einer Schuldenlast von 300,000 Rthlr. bedrückt sey, sich noch in neue Verbindlichkeiten einlassen könne: rieth aber, dass die Stände die Garantie über sich nehmen möchten, um der Kammer bessere Bedingungen zu verschaffen und dadurch ihrer Verlegenheit abzuhelfen. Endlich ward einmüthig beschlossen, dass die Sache von einem engen Ausschuss näher erörtert werden sollte. — Der Priesterstand erklärte am 11., dass auch er den Antrag des Bauernstandes nicht nur höchst billige, sondern auch bereit sey, an der Garantie der neuen Staatsschuld nach seinem Vermögen Theil zu nehmen. — Der Ausschuss des Adels suchte einen Mittelweg einzuschlagen: die Stände sollten die Garantie übernehmen, wenn der König zur Bezahlung der Zinsen gewisse Domanialgüter bestimmen und bey dem Plus, das nach 2 Jahren durch eine neue Verpachtung der Kammergüter in den Finanzen zu erwarten sey, einen Amortissementsfonds von wenigstens 10000 Rthlr. Hamburgisches Banco auswerfen wolle. Diesem Vorschlage traten auch die übrigen Stände bey; allein der König war mit den Bedingungen, die man machte, nicht zufrieden. Nichts desto weniger erklärte er am 13. Aug.: dass in Zukunft Bevollmächtigte der Stände Theil an der Verwaltung der Staatseinkünfte nehmen und zugleich die Bezahlung der Landesschulden besorgen sollten; diese Bevollmächtigten — aus jedem Stande drey — sollten sich die für die Deputirten beym schwedischen Bank- und Reichsschuldenwesen vorgeschriebne Instruction zur Richtschnur dienen lassen. — Eine solche Verfügung ist, da die Stände sich noch nicht zur Theilnahme an der Staatsschuld anheischig gemacht hatten, etwas unerwartet: es kommt darauf an, ob die auf dem pommerschen Staat haftenden Schulden wirklich zum Besten des Landes contrahirt und für die Bedürfnisse desselben verwandt waren? Konnte das durch einen ofnen *compte rendu* dargethan werden, so mussten ohne Zweifel die Einwohner sie tragen: war diess aber nicht der Fall, waren sie bloss durch die kriegerischen Umstände veranlasst, so mussten sie von Schweden aus berichtigt werden, und Pommern war höchstens zu einem verhältnissmässigen Beytrage ver-

verbunden. (Man vergl. das *dictamen* des Hn. *W. v. Bagewitz*, S. 84.) Nachdem der König die Bedingungen der Stände abgelehnt hatte, ſchien die ganze Sache abgemacht zu ſeyn: ſo ward ſie auch von den einſichtsvollſten Mitgliedern angeſehen; allein die Mehrheit beſchloſs, auf's Neue über eine Modification des Antrags zu berathſchlagen. Nach langen Debatten ward endlich eine vom Landmarſchall, dem Grafen *Delagardie*, gemachte Propoſition angenommen: die Stände verbaten ſich die Staatsſchuld gemeinſchaftlich zu übernehmen: die Kammer ſollte ſie dagegen zu geringern Zinſen umſetzen, und durch Ueberſchuſsgelder ſo viel möglich jährlich von dem Kapital abzutragen ſuchen. (Der erſte Vorſchlag war offenbar weit zweckmäſsiger: eine Specialhypothek würde die Anleihe ſehr erleichtert haben; und wenn die Kammer, was doch leicht geſchehen kann, einmal nicht im Stande iſt, die Zinſen zu zahlen, woran ſollen die Stände ſich halten?) Dieſe Propoſition hatte der König ſchon im voraus genehmigt und der Landmarſchall zog die Einwilligung aus der Taſche. Wir laſſen dahin geſtellt, ob dieſs ganz zweckmäſsig war: wie leicht konnte ein ſolches Verfahren den Gedanken erregen, daſs der ganze Landtag bloſse Formalität ſey, und die Beſchlüſſe gar nicht von der Verſammlung abhingen! In Zeiten, wo die oberſte Staatsgewalt der Liebe, des Patriotismus und der allgemeinen Ueberzeugung von der Weisheit ihrer Maſsregeln ſo ſehr bedarf, ſollte man billig alles entfernen, was dieſe Gefühle zu ſchwächen droht. — Die übrigen Stände conformirten ſich dem Beſchluſs des Adels: und darauf ward die Inſtruction für die Bevollmächtigten des Landkaſtens entworfen. Auf Antrag der Stände verſprach der König noch, daſs die Kammer Maſsregeln nehmen ſolle, um das angeliehene Kapital mehrere Jahre ungekündigt zu behalten, und daſs die Schuld nicht im Lande contrahirt werden ſollte. Der letzte Theil dieſes Antrags iſt eben ſo unpolitiſch als verderblich; und es läſst ſich kein Grund denken, als daſs man den Geldſtock nicht zu ſehr vermindern wollte: jede bedeutende auswärtige Schuld iſt aber ein heimlicher Krebs, der, wie Schwedens Beyſpiel zeigt, den Wohlſtand eines Landes nie empor kommen läſst: wie leicht wäre es nicht geweſen, die ganze Schuld in ſichre Staatsobligationen verwandelt, zu einem Theil des Umlaufkapitals zu machen! Auſser den königl. Reſolutionen auf einige Anfragen des Adels, meiſtens die Ritterhausordnung betreffend, findet ſich über die neue Organiſation des Landes nichts weiter in dieſen Protokollen: ein Antrag des Hn. *v. Buggenhagen*, das Tribunal als höchſtes Gericht, unabhängig von Schweden, zu erhalten, durfte nicht einmal zur Propoſition gebracht werden! Man ſieht deutlich, wie ungewohnt das Ganze den Pommeranern war und wie wenig ſie ſich in das neue Coſtüme zu finden wuſsten: es fehlte manchen Mitgliedern nicht an Einſicht und Scharfblick, aber kein Einziger war im Stande, ſeine Ideen kräftig darzuſtellen, ſie leicht und klar zu entwickeln. — Der Abdruck iſt ſehr fehlerhaft.

GROSS-WARDEIN, b. A. Gottlieb: *Magyar Orſzág polgari hiſtoriajára valo Lexicon* etc., d. i. *Lexikon für die bürgerliche Geſchichte von Ungern* bis zum Ende des 16ten Jahrh., verfaſst von weiland *Franz Budai*, ref. Prediger zu Szováth, herausgegeben von *Eſaias Budai*, Prof. der Geſch., der griech. Sprache u. der Beredtſamkeit am reform. Collegio zu Debretsin. *Erſter* Band. 1804. 627 S. *Zweyter* Band. 1805. 754 S. *Dritter* Band. 1805. 768 S. 8.

Der Vf. dieſes Werks, geb. den 8. Nov. 1760., geſt. den 28. Oct. 1802., war ein ſehr fleiſsiger vielerley Wiſſenſchaften treibender Landgeiſtlicher, der ſich als Gegner der Kantiſchen Philoſophie durch bittere Streitſchriften nicht vortheilhaft ausgezeichnet hat. Rühmlicher für ſein Andenken iſt dieſes Werk, in deſſen Titel der Herausgeber noch hätte bemerken ſollen, daſs es eigentlich ein biographiſches Lexikon ſey: auf Länder und Völker bezieht es ſich nicht. Indeſſen würde es einem weſentlichen Bedürfniſs der ungriſchen Literatur abhelfen, wenn es weiter als bis zum XVI. Jahrhundert gienge: und ohne Zweifel hätte der Vf. eine Fortſetzung bis zum Schluſs des XVIII. Jahrhunderts hinzugefügt, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Allein auch in dieſer Geſtalt und Ausdehnung kann uns das Werk willkommen ſeyn: denn es iſt mit Fleiſs und Einſicht, und mit gehöriger Benutzung der beſten Quellen, die dem Vf. nur zu Gebote ſtanden, bearbeitet, und iſt zur erſten Belehrung und zum Nachſchlagen über bedeutende Männer Ungerns, die bis zu Ende des XVI. Jahrhunderts *lebten*, ſehr brauchbar. Die Quellen hat der Vf. nicht angeführt, um das Werk nicht noch mehr zu vergröſsern: er wollte ſie aber in einer literariſchen Vorrede, die nicht fertig geworden, aufzählen und kritiſch würdigen. Dem verſtorbenen Vf. eines ſolchen Werks Mängel nachzuweiſen, iſt zwar leicht, führt aber zu keinem reellen Zweck in Rückſicht auf den Vf. ſelbſt. Rec. fügt alſo bloſs wenige Bemerkungen hinzu, um das Buch näher kennen zu lehren, und künftigen Herausgebern oder Fortſetzern einige Winke zu geben. Nur wenige Artikel ſind ſo überflüſſig, wie der I. B. S. 457. von Büdöskúti, von dem nichts vorkommt, als daſs er 1532. lebte und einige Güter beſaſs. Hingegen bey Joh. de Ceſinge, oder Janus Pannonius, fehlen die Ausgaben ſeiner Gedichte. Daſs der ungriſche Name Geiſa, Geiſe, ſo viel heiſse als Göza, wuſste der Vf. noch nicht (II. S. 103.), ſo wenig als daſs der Name Bela nur die Ueberſetzung ſey von Albert. (I. S. 355.) In dem Artikel Joh. v. Hunyad treibt der Vf. den Patriotismus zu weit, indem er dieſen Helden durchaus nicht von walachiſchem, ſondern von ungriſchem Geblüte abſtammen laſſen will, und ſogar läugnet, daſs Woik Buti ein walachiſcher Name ſey. Von Stephan Báthori iſt mehr eine ganze Lebensbeſchreibung, als ein Lexikons-Artikel geliefert. Hingegen ſind mehrere berühmte Namen ausgelaſſen, als z. E. Simon Keza, Jo. de Kukullö — auch iſt auf die vorzüglichern Fürſten und Helden der Nebenländer Ungerns wenig oder gar keine Rückſicht genommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Junius 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Utrecht, b. Wild und Altheer: *Hieronymi de Bosch Poemata.* 1803. XXXVI u. 366 S. 4. (mit dem Bildnifs des Vfs.)

Der Name des Vfs. diefer reichhaltigen Sammlung wird fchon feit langer Zeit in feinem Vaterlande und von Ausländern mit vorzüglicher Achtung genannt. Bey feinem erften öffentlichen Erfcheinen, als Herausg. der *Carmina juvenilia* von *Hooft*, kündigte fich die begeifterte Liebe für die alte Literatur, der Wunfch, jedes empfängliche Gemüth damit ebenfalls zu erfüllen, und vorzüglich die Vorliebe für die lateinifche Poefie und ihre Priefter an, die fich in der Folge, in öffentlichen und Privatverhältniffen, noch mehr und fchöner entwickelt, und nicht wenig dazu beytragen hat, den alten Ruhm der niederländifchen Gelehrfamkeit aufrecht zu halten. Umgänglich, gefällig, von feltner Lebendigkeit im Gefpräch gelingt es ihm oft, in die Seelen fähiger Jünglinge den Funken feines eignen Enthufiasmus zu werfen, und fein Herz öffnet fich leicht einem jeden, den er auf der ftillen Bahn des literarifchen Ruhmes findet, ohne Mifsgunft und Anmafsung. So fchildert ihn fein vieljähriger Freund, der berühmte Herausg. der *Bibliotheca critica* in einer lefenswürdigen Zueignungsfchrift, und fo ftellt er fich uns felbft in diefer Sammlung feiner Gedichte dar, deren viele fchon einzeln in den Händen der Liebhaber waren. Ein grofser Theil von ihnen ift durch freundfchaftliche Verbindungen entftanden, und die meiften diefer Klaffe zeichnen fich durch fchöne Fülle der Empfindung und der begeifterten Sprache aus. Mit Recht fagt daher der Vf. von fich in der dem Ganzen vorgefetzten Elegie, die verfchiednen Gattungen feiner poetifchen Beftrebungen mufternd:

Uberiore tamen manabant carmina venâ,
Candida amicitiae quae mihi vincta dabant.
Nam quoties feftis celebraret fi qua diebus
Prima Sodalitii tempora amica fides,
Non tacitus conviva fui, fed plectra movendo
Publica laetitiae certaque figna dedi.
Sic quoque primus eram fociorum extollere laudes,
Queis facer Aonidum corda feriret amor.
— — — — — — —
Seu defolato conabar adeffe fodali,
Mutua et ingenio pectore damna queri,
Cum lacrymis lacrymas vellem mifcere fideles,
Et focii luctus arte levare lyrae.

Einige gröfsere Gedichte eröffnen die Sammlung, und unter diefen zuerft, als ein πρόσωπον τηλαυγές, ein Lehrgedicht *de aequalitate hominum*, das zuerft im J. 1793. mit einer Dedicationsfchrift an *Wyttenbach*, *de Bofch's* vieljährigen Freund und Hausgenoffen, erfchien. Diefes Gedicht ift in zwey Gefänge getheilt. In dem *erften* fchildert der Dichter mit erhebender Würde, bisweilen mit Lucrezifcher Alterthümlichkeit, und immer auf den Spuren des Alterthums einherfchreitend, die Wunder der goldnen Zeit, die Eigenthümlichkeiten der menfchlichen Natur, ihre angeftammte Vortrefflichkeit und das tief in ihr liegende Gefühl gleicher Anfprüche. Dann zeigt er, wie durch des Menfchen thörigten Dünkel felbft der edle Saame zerftört werde. (v. 347.)

Sed nos perverfi primos exftinguimus ignes,
Incorrupta quibus ratio prodiret et infons;
Ponimus in vafto vix dum veftigia mundo,
Quin praeceptoris teneras vox perfonet aures,
Qui nos falfa docet, divinaque fubruit almae
Munera naturae, fenfimque erroribus implet
Innocuos animos, dum vanam amplectimur umbram.
Illius, quae nos nafcentes integra virtus
Sufcepit; tanta eft humanae infcitia mentis,
Quae dum molitur peregrina atque ardua quaeque,
Quam debet fervare viam plerumque relinquit.

Mit erhöhtern Tönen fingt er weiter von den Uebeln, die aus der Verwilderung des menfchlichen Gefchlechts entftehn, und von der Wohlthätigkeit der Gefetze, die den ungeftümen Trieb in feine Schranken zurückfcheuchen. Dann vergleicht er die Güter der gefetzmäfsigen Freyheit mit der Sclaverey. Die letzte wird mit lebendigen Farben gefchildert. So heifst es von dem, welcher angeftammte Kraft unter dem Joche der Tyranney zu gebrauchen vergifst, v. 595.

At magis infelix, animi dum robore poffet
Arma per obftantes qui victor ferre catervas,
Sub pedibusque fuis fceptrum calcare tyranni,
Degener obfcoeno volvens in pulvere fefe,
Abnegat humanae cariffima pignora vitae,
Immemor atque fui decorisque oblitus avorum
Procumbit, facram ut taurus votivus ad aram.
Gorgonis huic dicas vultum injeciffe timorem,
Inque pigri pecoris formam vertiffe virilem. . . .

Der *zweyte* Gefang preift die Glückfeligkeit eines Staates, in welchem die Tugend wohnt, mit der Klugheit und Mäfsigung vereint; wo die Weifeften an dem Ruder fitzen, und die Menge ihnen willig folgt. Begeiftert ruft er bey der Betrachtung eines folchen Volkes aus v. 246.:

Felices populi! queis fub moderamine legis
Edoctos ufu contingit habere patronos,

Qui non immemores qua sede locaverit ipsos
Publica vox populi, populum quoque moribus ornant,
Et nihil antiqua de libertate remittunt;
Concilia et coetus hominum qui jure tuentes
Quemque suum servare locum, sua munera obire,
Quod patriae prosit, laetentur et oppida, curant.
Queis ducibus cives sic conjunguntur in unum,
Ut, non sorte pares, tamen una mente ferantur,
In medioque foro regnet fraterna voluntas:
Ut qui sceptra tenet, tenet et quicunque ligonem,
Mutua conservent socialis pignora vitae.

Zunächst folgt ein anderes philosophisches Lehrgedicht, *Ethica philosophiae criticae ad virum amicissimum Paulum van Hemert*, (das auch im J. 1799. durch den Druck bekannt gemacht war), in welchem die Bewunderung der *Kantischen* Sittenlehre in der würdigsten Sprache strahlt. Mit Vermeidung einer trocknen Entwicklung subtiler Gründe, bemüht sich der Dichter die edle und einfache Würde des Systems darzustellen, das jedes ältere an Erhabenheit übertreffe, und, wenn es nur allgemeiner anerkannt werde, die Menschheit auf eine höhere Stufe erheben müsse. Indessen hat sich der Vf. nicht mit einem bloſsen Panegyricus begnügt. Er hat auf die Gründe Rücksicht genommen, welche die gemeine Erfahrung der Wahrheit des *Kantischen* Moralprincips entgegensetzt (der Dichter nennt sie *inertis indolis et pravae deliria mentis*); und indem auf der einen Seite durch die Anführung dieser Gründe *in einem fremden Munde* die Form des Gedichtes an Mannichfaltigkeit gewinnt: so scheint auf der andern die Begeisterung des widerlegenden Dichters, der ihnen mit dem vollen Gefühl der Ueberlegenheit entgegen tritt, durch den Widerstand selbst verstärkt und erhöht. — *Ad Cornelium.* Ein Sermon mehr in *Juvenal's* als Horazens Manier, doch ohne bittre hyperbolisirende Misanthropie. Die Verderbniſs der Sitten treibt den unmuthigen Dichter aus der Stadt auf das Land; und hierher ruft er auch den Freund von der Bahn verderblicher Ehrsucht ab. Das Costum in dieser satirischen Epistel ist durchaus römisch, und das ganze Gemälde in die Hauptstadt der Welt zurückgeschoben; ein Verfahren, das der Vf. gern befolgt; wodurch er den Uebelstand vermeidet, neue Sitten mit einem ganz fremden Gewand zu umhängen und die poetische Sprache seiner Römer in eine bloſse Phraseologie zu verwandeln. — Von den *Gelegenheitsgedichten*, die beynah zwey Drittheile des ganzen Bandes füllen, zeichnen wir nur einiges aus. Ein *Genethliacon* S. 102. (auf die Geburt *David Jacob van Lennep*) ahmt durch seine Refrein-Verse:

Jam cunas adferte novas, jam sternite lectum,
Molliter in plumis ut membra tenella quiescant.

und

Crescenti puero lallantes vertite cunas,
Molliter in plumis ut membra tenella quiescant.

das Catullische Parzenlied geistreich nach, und ist überhaupt voll gemüthlicher Freude und Theilnahme, wie man sie in den Gedichten neuer Latinisten selten findet. Denselben Knaben, dessen Wiegenlied der Vf. im J. 1774. sang, begrüſste er, voll der Freude, seine Wünsche und Weissagungen erfüllt zu sehn, im J. 1790. mit einer Elegie, als der Jüngling mit einer Sammlung seiner jugendlichen Gedichte den Schauplatz der gelehrten Welt betrat. Mit Vergnügen findet man hier S. 147. die schöne Elegie an den Genius von *Hugo Grotius* wieder, mit welcher der Vf. den *ersten* Band seiner griechischen Anthologie geschmückt hat. Ueberall aber erfreuen den Leser schöne Ergieſsungen eines dankbaren und wohlwollenden Herzens gegen Freunde und Lehrer, und die noch edlern Aufwallungen einer neidlosen Freude an der Blüthe der Wissenschaften und dem Ruhme ihrer eifrigen Beförderer. Ob nun dieſs gleich vorzüglich von den Freunden der klassischen Literatur gilt: so ist doch auch den Dichtern der holländischen Sprache, einem *Gerard Lennep* und *Rhynvis Feith* ihr Lob nicht entzogen. Auch dem öffentlichen und häuslichen Schmerz ist hier mehr als eine gefühlvolle Elegie gewidmet; dem letztern vorzüglich drey auf die Schwestern des Dichters, die sich kurz nach einander in das Grab folgten. Den Schluſs macht eine kleine Sammlung erotischer Elegien, *Elissa* betitelt, voll tibullischer Anmuth und Zärtlichkeit; dann einige Uebersetzungen griechischer Stellen und ganzer Gedichte; auch eines englischen. Von allen kann man *Wyttenbach's* Urtheil mit Recht unterschreiben: *nemo in iis nec antiquitatis colorem, nec orationis latinae elegantiam, nec lumina doctrinae, nec modorum concinnitatem desideret.*

Es wäre zu verwundern, wenn so wohlwollenden und humanen Gesinnungen nicht auch *Wohlwollen* und Humanität von allen Seiten entgegen käme. Dieſs ist auch in der That der Fall bey dem Vf. dieser Gedichte. Nicht leicht dürfte bey einem neuern Werke die alte holländische Sitte, die Glückwunschgedichte der Freunde vorzusetzen, schöner strahlen als hier. Viele, zum Theil berühmte Namen, ein *Oosterdyk*, *van Eldik*, *Rau*, *Waſsenbergh*, *Ruardus*, *Nodell*, *Bosscha*, *Hoeufft*, *van Lennep*, *van Hemert*, *Kaldenbach*, *van Ommeren*, *Nieuwland* (der zu früh verstorbene, dem der Vf. in dieser Sammlung selbst S. 266. eine Grabschrift gewidmet hat), *Huschke* und andre mehr, haben hier den Tribut ihrer Freundschaft niedergelegt. Wir führen von dem zuletzt genannten (der jetzt als Professor der griechischen Sprache in Rostock, vormals in Holland lebte) ein kurzes, schmeichelhaft gewendetes Epigramm an:

Cum mea depositum trepidaret tollere plectrum
Musa juventutis fida ministra meae,
Mox iterum tacitas jussit mutescere chordas,
Carminibus, Boschi, victa, poëta, tuis.
Sic rapidis nubes superat Jovis armiger alis,
At volucrum longe turba relicta stupet.

Noch müssen wir der Vorrede mit einigen Worten Erwähnung thun, an die uns der Ausgang dieses kleinen Gedichtes erinnert, indem er sich eine Freyheit erlaubt, die auch *de Bosch* in seinen Gedichten nicht vermieden hat, und in seiner Vorrede in Schutz nimmt. Die Veranlassung giebt ihm ein Ausspruch von *Ruhnkenius*, welcher selbst hierin dem Urtheile sei-

seines Freundes Laur. van Santen folgte, worin er den Muretus tadelte, der, mit Vernachlässigung der sogenannten *positio debilis*, einen kurzen Endvocal vor dem Doppelbuchstaben *st* kurz gebraucht hatte. Der Vf. zeigt durch eine ziemlich ausführliche Induction, dass die Regel der Grammatiker, die eine solche Kürze vor dem *st*, *sc*, *sp* nicht gestatten wollen, von den besten Dichtern des römischen Alterthums ohne Bedenken verletzt worden sey. Zu diesen kann indess *Virgilius* wohl kaum gerechnet werden. Denn in dem einem Beyspiele, das aus der *Aen.* XI. 309. angeführt wird, wird die Position durch die nach dem Dactylus eintretende Pause vernichtet; welches auch bey einigen andern Beyspielen bucolischer Verse der Fall ist. In der Ciris aber v. 130. konnte *Virgilius* statt *nisi Scylla* auch *ni Scylla* geschrieben haben. Auch die besten unter den neuen lateinischen Poeten werden zu Hülfe gerufen; ja *Santenius* selbst, der in seinen eignen Gedichten jene Regel vernachlässigte, die, nach Hn. *B.* Wahrnehmung, erst nach *Ovid* allgemein beobachtet wurde. Gelegentlich auch einige Worte über die Quantität von *Batavus*, wo *Schrader* mit mehr Eigensinn als Wahrheit die Penultima nur als Länge gelten lassen wollte, und über die erste Sylbe in *reperio*, *repello*, *refero*. Zugleich wird hier *Virgils: Quos ego: sed motos* .. gegen *Schraders* Verbesserung, *Vos ego.* durch die Vergleichung des Terenzischen: *quem quidem ego si sensero! Sed quid opus est verbis?* Andr. I. 1. 137. hinlänglich gerettet. Beym *Horaz* Serm. I. 1. 29. schlägt der Vf. statt des viel bestrittenen *perfidus hic campo*, vor: *pervigil hic campo miles* .. zu lesen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: D. *W. A. Stütz Schriften, physiologischen und medicinischen Inhalts. Erster* Band. 1805. XIV u. 374 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Sechs grössere Aufsätze und einige nur kurz hingeworfne, gar nicht ausgeführte Gedanken am Schlusse des Buches, machen den Nachlass eines jungen Mannes aus, der bey einem Vorrath von gelehrten, besonders naturwissenschaftlichen Kenntnissen mit Eifer, Wärme und Liebe vorzüglich für das wissenschaftliche Gewand der Heilkunde arbeitete. Inzwischen bemerkte man schon an seinen frühern schriftstellerischen Versuchen eine rege, lebendige Phantasie, die leicht ergriffen wurde und zu Sprüngen verleitete, um auf Resultate zu kommen, die sich beym ruhigen, unbefangnen Denken aus den Vordersätzen nicht ergeben. Noch sieht man den Vf. von diesem Fehler nicht frey: im Gegentheil muss mit ihm der Leser mehr als einmal einen *salto mortale* aus der idealen Welt in die reale wagen, nachdem er die vom Vf. zum leichtern Uebergange versprochne Brücke, lange vergeblich gesucht hat. — Der *erste* Aufsatz: *Das Geschäft des Naturforschers* entspricht seiner Ueberschrift nur erst auf den letzten fünf oder sechs Seiten; den grössten Theil füllt die, in Hinsicht auf die Sprache ganz vorzüglich lesbare, Naturphilosophie des Vfs., eine eigenthümliche auf modificirten *Kantischen* Dualismus erbaute, sehr modificirte *Schellingische* Triplicitäts-Lehre. Sehr viel Fleiss ist verwendet auf die Nachweisung der physisch-chemischen Substrate für die angenommenen idealen Thätigkeiten, aus denen durch gegenseitiges Wirken, durch wechselseitigen Kampf, durch unaufhörliches und ins Unendliche fort abgestuftes Streben sich zu neutralisiren und immer wieder zu entzweyen, die Natur entspringt. Der Vf. nennt sie die evolvirende und involvirende, positive und negative Thätigkeit, und mag von keiner dritten, vereinigenden, etwas wissen, sondern producirt durch die wechselseitige Beschränkung beider. Dabey wird auch das Phlogiston der Chemiker vor *Lavoisier*, in seine Rechte eingesetzt und ihm als Gegensatz des Sauerstoffs mit diesem unter den Producten die erste Stelle eingeräumt; nicht bloss, weil die dualistische Basis einen Gegensatz nöthig macht; sondern weil sich für das Daseyn des Phlogiston eben so viele physisch-chemische Beweise finden, als für die Wirklichkeit des Sauerstoffs. Dieser ist der empirische Repräsentant der idealen involvirenden (negativen) Thätigkeit, das Phlogiston entspricht der entgegengesetzten idealen evolvirenden (positiven). Es kommt nun dem Naturforscher zu, heisst es S. 46., „aufzusuchen und auszumitteln, in welchen materiellen Substraten, sich die genannten entgegengesetzten Thätigkeiten, als Producte ihrer Wechselwirkung, für den äussern Sinn ausdrücken, aus einander zu setzen und zu scheiden, jene, welche mehr den Ausdruck und die Wirkung der einen Thätigkeit von sich geben u. s. w. Ferner muss er die reihenweise Steigerung der sich hieraus ergebenden beiden Abtheilungen der Naturkörper darstellen. . . . Den Unterschied und den wechselseitigen Zusammenhang ihrer Gestaltung nach aussen, so wie die einander correspondirenden Verhältnisse im Innern unter sich und zu andern Producten aufdecken; ihre in einander greifende Thätigkeiten im einzelnen Organe wie in grossen Weltorganismen. . . . und endlich die ordnungsvolle Zusammenstimmung aller in Eins und zu einem Ganzen dem innern Sinn aufschliessen." . . . und alles diess nicht bloss durch die Beobachtung und Erfahrung, denen jedoch der Vf. Werth und Unentbehrlichkeit nicht abspricht, sondern mit Hülfe des „Genius, der über die Erscheinungswelt erhaben, sich der hohen Gesetzmässigkeit, als Ausfluss des Urvollkommnen, erinnert, woraus er selbst entsprossen ist." Doch der Vf. begnügt sich nicht, nur die Methode anzugeben; er stellt auch ein Beyspiel der Ausführung auf in Nr. II. S. 51 fg. *Bruchstücke zu einer künftigen Physiologie des Erdorganismus;* ein Beyspiel das nicht zur Nachfolge ermuntert. Wie schwankend und unsicher ist der Gang des Vfs., wie inconsequent und ins Blaue hineingewagt sind seine Sprünge. „In allem Seyn und Wirken stellt sich eine *Gesetzmässigkeit* dar, die auch dem oberflächlich Schauenden unverkennbar ist; alles *Seyn und Wirken geht aber vorüber*, und nur die überall herrschende *Gesetzmässigkeit bleibt. So ist sie das wahre Absolute*, immer Bleibende, das in keiner Zeit verschwindet, in keinem Raume begränzt wird, sondern als das Urvollständige, als die erste und letzte

letzte Urſache, Werden und Seyn, Zeit und Raum, Denken und Ausdehnung ſchon in und unter ſich hält, einerſeits ſie beſtändig evolvirt, und ſie andrerſeits immer wieder involvirt, um ſie aufs neue wechſelsweiſe zu evolviren und wieder zu involviren und ſo unausgeſetzt immer fort." Von dieſem kecken und unverſtändigen Satze, in dem Phyſik und Metaphyſik aufs bunteſte vermengt, das Götliche und Menſchliche in der Welt verkehrt unter einander geworfen wird, geht die Unterſuchung aus, die ſich jetzt mehr als in Nr. I. der *Schellingiſchen* Vorſtellungsart nähert. Die Hauptſätze des Syſtems erſcheinen nochmals vor den Augen des Leſers, und nun wird aus dem angenommenen Standpunkt der Erdorganismus nach ſeinen verſchiednen Bildungsſtufen producirt, das heiſst: die mannichfaltigen Gebilde und Erſcheinungen vom himmliſchen Lichte bis zum vergänglichſten Stäubchen der Erde, die durch Beobachtungen und Verſuche dem Menſchen bekannt wurden, ſind durch Heraushebung einzelner, brauchbarer Merkmale und Eigenſchaften der beſondern Gegenſtände ſo in Reih und Glied geſtellt, daſs ſie als Producte der, in den mannichfaltigſten Verhältniſſen und Stufen, ſich (unvollkommen) neutraliſirenden, urſprünglichen Thätigkeiten erſcheinen. Ausführlich ſind die Klaſſen des Thierreichs behandelt, ihre Verſchiedenheiten nach ihrem Urſprunge aus den Thätigkeiten feſtgeſetzt und überall ſorgfältig die einzelne Klaſſen u. ſ. w. vereinigenden Gebilde nachgewieſen. Welches Glaubens der Leſer auch ſey, dieſs Tableau wird er nicht ohne Vergnügen betrachten, nicht ohne Nutzen für die pragmatiſche Behandlung ſeiner Kenntniſs von der Natur. Es iſt ein Seitenſtück zu *Treviranus*, der freylich viel vollſtändiger, fleiſsiger und vorſichtiger gearbeitet hat. — III. S. 154. *Von der Kunſt.* Alle Kunſt iſt Eine und die nämliche, die verſchiednen Künſte ſind nur verſchiedne Geſtalten der Einen. Kunſt iſt die durch den freyen Geiſt mit Nothwendigkeit bewerkſtelligte Reproduction eines Abſoluten. Wie die Natur, der Geiſt und die Philoſophie, ſo theilt ſich auch der Stamm der Kunſt in zwey Aeſte, deren jeder das *Eine* Abſolute unter dem Typus des Endlichen ausdrückt: entweder im Realen, — (bildende Künſte, die ſich auf Zeichnung reduciren) — oder im Idealen, wenn ſie die Formen des Geiſtes in ihren Bildungen geiſtig reproducirt, — (redende Künſte, die Dichtung zur Grundlage haben). Die Menſchen in Geſellſchaft zuſammen lebend bilden ein für ſich zuſammenhängendes Ganze, eine Natur gleichſam in der Natur — den Staat, in dem als idealen Organiſm und relativen Abſoluten, ſich die genannten Künſte angeſiedelt finden. Aber als in einer eigenthümlich für ſich beſchloſsnen Totalität erheben ſich aus der Idee der Kunſt neue, der beſtimmten Sphäre angemeſsne Modificationen, als Kunſtzweige (Künſte für ganze Völker, organiſche Totalitäten, ſociale oder ethniſche Künſte.). Die erſte iſt die Staats - und Regierungskunſt, aus der abgeleitet werden die Kunſt des Ackerbaus und die Staats - Arzneykunſt, die dasjenige im organiſchen Allgemeinen übt, was die ihr untergeordnete Heilkunſt im Individuellen thut. — So iſt die mühſame und freudenleere Zeugung, ſo die ſchrecklichkünſtliche Geburt der Heilkunſt beſchaffen, die ſich nun noch weiter miſshandeln laſſen muſs, um neben andern göttlichen Künſten, auch als Kunſt ein elendes Leben hinzuſchleichen. Aber ſie hat ſich für die erduldeten Leiden gerächt. Wo der Vf. als Heilkünſtler auftritt, da erſcheint er, wenigſtens als ſchriftſtelleriſcher Heilkünſtler, gar nicht vortheilhaft. Die vierte Nr. S. 189. *Ueber das Gemeinſchaftliche in Krankheiten*, iſt eine ſehr unreife Frucht, oder ein nicht wohl gerathenes Kunſtwerk. Einige Krankheitsgeſchichten mit ſehr weitläuftigen, an leeren Wiederholungen gar nicht armen Epikriſen, aus welchem allen zuſammen erhellt, daſs die Rheumatismen, zu deutſch *Flüſſe*, in ſehr verſchiedner Form, als Kopfweh und Schlagfluſs, als Halsweh und Kolik u. ſ. w. erſcheinen. Dagegen ſind die Nr. V. S. 213. *Erſten Beyträge zu einer meteorologiſchen Medicin* allen praktiſchen Aerzten dringend zum Studium anzuempfehlen, die die phyſiſchen Quellen des Gemeinſchaftlichen in Krankheiten, und überhaupt den Einfluſs aller Auſsendinge auf den menſchlichen Organismus in allen Lagen und Verhältniſſen ſeines Beſtehens wollen kennen lernen. Wenn doch der Vf. das mit ſo vielem Fleiſse und ſo trefflichen, bey Aerzten ſo ſeltnen Kenntniſſen der Phyſik, bearbeitete Bruchſtück, weiter ausgeführt, wenn er doch ſeine kurze Lebensdauer allein dieſer Art der Naturforſchung gewidmet hätte. Eines Auszugs iſt die gedrängte, ſehr ſachreiche Darſtellung nicht *fähig*, die gröſstentheils erzählend und beſchreibend, nur mit wenigen ſogenannten naturphiloſophen Räſonnements verwebt iſt. Eben ſo überzeugend als aus den bisherigen Aufſätzen geht aus dem letzten VI. S. 246 fg. *die Gegengenſätze im thieriſchen Organismus* das ſchöne Talent des Vfs. zur philoſophiſchen Beobachtung und Beſchreibung der Natur hervor, das ſich nur bey dem Hange, mehr ſeyn und leiſten, und als Naturſchöpfer auftreten zu wollen, nicht entwickeln konnte, und darum neben mancher duftenden Blüthe und mehrern reifen Früchten ſo viele taube tragen muſste, die ſchon am Baume welken und ſeine Geſtalt nicht zieren. Wenn es uns gelungen iſt, den Geiſt zu charakteriſiren, der aus dem Werke ſpricht, ſo bedarf es weiter keiner Auszüge aus dieſem Abſchnitte, um die *Meta-* oder *Para* - Phyſiologie des Vfs. darzuſtellen, der ſich im Ganzen treu bleibt, und auch dem empiriſchen Phyſiologen nicht bloſs ein Schaugericht vorſetzt. Er hätte damit ſchlieſsen und die unter den Namen von *Miſcellen* S. 367 fg. mitgetheilten Lückenbüſser, wenn ſie einmal nicht zurückbehalten werden ſollten, an einen andern Ort ſtellen ſollen. Zum Schluſs muſs Rec. noch bekennen, daſs er aus der *Schellingiſchen* Schule noch nichts las, das in Hinſicht auf klaren, deutlichen, gemeinfaſslichen Vortrag der Schrift des Hn. *Stütz* an die Seite könnte geſetzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam* illustrata a *Benjamin Weiske*, AA. M. Scholae Port. Conr. Vol. *primum*. Cyri disciplinam. L. I—IV. continens. 1798. CXXVI u. 210 S. Vol. *secundum*. L. V—VIII. continens. 1798. 254 S. Vol. *tertium*. Cyri Expeditionem continens. 1799. XXXIV und 316 S. Vol. *quartum*. Historiam graecam et Agesilaum continens. 1801. XXXVI u. 475 S. Vol. *quintum*. Oeconomicum, Convivium, Hieronem, Apologiam Socratis et Memorabilia continens. 1802. XVI u. 456 S. Vol. *sextum*. Reliqua Xenophontis continens, libros de rep. Lacedaemoniorum et Atheniensium, de Vectigalibus, de re equestri, de Officio Magistri Equitum, de Venatione: quibus accesserunt Epistolae ex Allatii Sylloge et Fragmenta, praetereaque notae ineditae Valesii, Varr. Lectt. e margine exempli Villoisoniani, omnes Gabrielii Emendatt. in Cyri Discipl. ex ipso Gabrielii exemplo petitae et duo indices. 1804. XXX u. 510 S. 8. (8 Rthlr. 8 gr.)

Nach einer vieljährigen und vertrauten Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Schüler und Freund des Sokrates, von dem der verdienstvolle Herausg. die meisten Schriften öffentlich und zu wiederholten malen erklärt hatte, beschloss er, durch diese nach einem eigenthümlichen Plane eingerichtete Ausgabe, die Resultate seiner Untersuchungen und Studien in das Publikum zu bringen, um theils, so viel an ihm läge, die Lectüre der Freunde des *Xenophon* zu leiten und aufzuklären, theils auch, durch dieselben erleichternden Bemühungen, die Anzahl der Liebhaber zu vergrössern. Er setzte hiebey, wie auch der Titel seines Werkes besagt, Leser voraus, die nicht mehr an den Anfangsgründen nagen, sondern einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern besitzen, um nicht bey jeder Zeile das Wörterbuch zu Rathe ziehn zu müssen, oder bey den gewöhnlichsten Eigenthümlichkeiten der Sprache anzustossen. Die Anfänger bedürfen einer andern Art von Hülfe. Von ihnen ist überhaupt nicht zu erwarten, dass sie irgend einem Schriftsteller, dessen Gedanken ihnen in einzelnen Worten mühsam zugezählt werden, *Geschmack* abgewinnen; am wenigsten einem, der nicht durch glänzende Gedanken und einen schimmernden Stil besticht, sondern durch die über dem Ganzen wehende, das Ganze durchdringende sittliche Grazie und Anmuth die Herzen gewinnt. Aber um diese Tugenden eines Schriftstellers zu fühlen, muss uns seine Sprache schon zu einem durchsichtigen Medium geworden seyn; wir müssen den Körper der Worte vergessen können, um den aus der Tiefe herausstrahlenden Geist zu fassen; und je mehr uns jenes Vergessen gelingt, desto vollkommner wird die Erscheinung des letztern seyn. Nun ist aber kein Schriftsteller des Alterthums von allen äussern Schwierigkeiten so bar und rein, dass nicht auch der Geübtere anstossen sollte; und die Werke des Xenophon bieten, bey aller Leichtigkeit des Ausdrucks, dieser Schwierigkeiten nicht wenige dar. Indem nun der Herausg. sich solche Leser des Xenophon dachte, die ihn um sein selbst willen und mit Genuss zu lesen wünschen und vermögen, beschränkte er sich in der Bearbeitung desselben auf dasjenige, was zur Beförderung eines solchen Zwecks dienen kann, mit Beyseitesetzung der Rücksichten, die den Gelehrten und Philologen von Profession leiten und bestimmen könnten. Die meisten bisherigen Ausgaben der einzelnen Werke sind nach solchen Rücksichten verfertigt; die der sämmtlichen aber begnügten sich grösstentheils mit der Wiederholung des Textes und der lateinischen Version. Eine Ausgabe mit berichtigtem Texte, mehr *belehrenden* als *gelehrten* Anmerkungen, einer Anleitung zur richtigen Kenntniss und Schätzung des Autors überhaupt und seiner einzelnen Schriften, mit Beurtheilung seiner Kunst, seiner Mängel wie seiner Vorzüge, und mit Würdigung mehr der Gedanken als der Worte — eine solche Ausgabe war noch zu wünschen; und eine solche wollte Hr. *W.* den Freunden des Xenophon geben.

Diese Ausgabe ist daher von einer Seite reichlicher, von der andern sparsamer ausgestattet als die bisherigen. Derjenige, der den Autor im Ganzen, und jedes seiner Werke als ein Ganzes betrachten und darstellen wollte, konnte mannichfaltigen Untersuchungen nicht ausweichen, welchen der nicht begegnete, der nur die Aufklärung und Berichtigung einzelner Stellen beabsichtigte; und wir wollen es dem Herausg. gern glauben, dass er hier, um seinem Plane und sich selbst Genüge zu thun, grosse Schwierigkeiten zu besiegen gefunden habe. Indessen ist diese Mühe nicht ohne Frucht geblieben. Die sorgfältigen Einleitungen, mit denen das Ganze und jede einzelne Schrift ausgestattet ist, sollten sie auch hier und da etwas Entbehrliches bieten, sind doch, um ein allgemeines Urtheil über alle zu fällen, mit so vielem eigenthümlichen, scharfsinnig geführten und nützlichen Untersuchungen angefüllt, sie bringen so manches zur Sprache, was bisher nur flüchtig angedeutet und darum oft gemissbraucht war, und dienen im Ganzen so redlich, den Leser in den richtigen Gesichtspunkt zu stellen, dass wir es für unsre Pflicht halten, sie als die vornehmste und eigenth-

lichste Zierde dieser Ausgabe zu rühmen und auszuzeichnen. Wir wollen also auch, der Ordnung gemäss, von ihnen zuerst reden, und dann auch der kritischen Bearbeitung und was bey der Erklärung einzelner Stellen geleistet worden, Erwähnung thun.

Die ganze Sammlung der Werke *X.* wird, wie billig, mit dem Leben des Schriftstellers aus dem *Diogenes Laertius* eröffnet, von den Anmerkungen des Heraüsg. begleitet. Hier hat ihm wohl die §. 13. flüchtig hingeworfne Sage, als habe Xenophon des Thucydides Werk, das noch unbekannt gewesen, zum Ruhme befördert, da er es hätte unterschlagen können, unverdienter weise Sorgen gemacht; und es scheint uns unnütz zu fragen, wie und auf welche Weise X. zu dem Besitz der Werke des Thucydides gelangt sey. Hr. *W.* vermuthet, die Sage sey aus einem unrichtig verstandenen Lobe X. entsprungen, indem jemand gesagt haben möge, dass, wenn er die Geschichte des ganzen pelopon. Krieges hätte schreiben wollen, er wohl den Ruhm seines Vorgängers hätte verdunkeln und in Vergessenheit bringen können; eine Vermuthung, die wir weder bestreiten noch unterschreiben mögen. Aber welchen Ursprung auch diese Sage gehabt haben möge: so scheint sie uns nur aus dem Gesichtspunkte betrachtet werden zu dürfen, in den sie der englische Dichter stellt (*Hayley on History. Epistle.* I. 249.), wenn er des Thucydides Vortrefflichkeit rühmend sagt:

But to untimely silence Fate devotes
Those lips i yet trembling with imperfect notes,
And base oblivion threatens to devour
Ev'n this first offspring of historic power.
A generous guardian of a rival's fame
Mars the dark fiend in his malignant aim:
Accomplish'd Xenophon, thy truth has shewn
A brother's glory sacred as thy own.

Der Biographie folgt zunächst eine *Disputatio de ingenio Xenophontis scriptoris, et de usu, quem ejus libri et olim praestiterunt et nunc praestare possunt.* Von dieser Abhandlung sagt der Vf. in der Vorrede S. XVI.: *haec disputatio vires meas vehementer exercuit. Utinam alii tantos ex ejus lectione fructus capiant, quantos ego in elaboratione suscepi labores. Neque tamen me poenitet, tantum studii in ea posuisse. Nam si quid ipse judicare possum, habebunt in ea lectores optimam* εἰσαγωγὴν *in libros Xenophontis. Haec certe laudem spectavi, et hac re, ut debui, superiores editores longe post me reliquere volui.* Wir sind der Meinung, dass der Vf. seine Arbeit im Ganzen richtig beurtheile, wenn schon manches Einzelne hätte anders gefasst, oder besser ausgeführt werden können; wie sich bey einem solchen vielumfassenden, und fast neuen Gegenstande nicht anders erwarten liess. Mit der vorurtheilsfreyen Gerechtigkeitsliebe, die man nicht immer bey den Herausg. der Alten findet, bemerkt er die schwachen Seiten des *X.* wie seine Tugenden, und unter den erstern vornehmlich, dass es ihm an Tiefsinn und Schärfe der Beurtheilungskraft bey abstraktern Gegenständen, an Ausdauer bey strengen Untersuchungen und Geduld gefehlt habe, daher sich bisweilen in seinen Schriften Mangel der Anordnung und Vertheilung, unnützes Verweilen auf der Oberfläche der Dinge und eine nicht genug gezügelte Redseligkeit merken lasse. Weit weniger gegründet scheint uns ein andrer Tadel des Geschichtschreibers über den Mangel moralischer Anwendungen. *Nos quidem*, heisst es S. XLVII. *non dubitamus laudare magistram vitae, quae modesto quodam orationis ornatu discipulis placeat, neque modo attentos et dociles eos reddat, sed etiam demonstret, quo maxime debeant animum intendere, quid penitius sit cognoscendum, quid propter alia et propter rerum inter se nexarum seriem non omnino praeteriri possit. Et . . . . magistra illa vitae, historia, quae hoc nomine se dignam esse velit, non solum in superiora tempora nos reducere debet, ut illis hominibus interesse et pro facultate nostra, intuendis eorum exemplis, discere possimus, sed melius tuetur personam suam, si nobis hac in re operam suam commodat et utilitates inde capiendas demonstrat.* Wir läugnen nicht, dass wir von dem pragmatischen Geiste der alten Geschichtschreiber eine andre Vorstellung haben, als dass wir dasjenige bey ihnen vermissen sollten, was sie, hätten sie es geben wollen, auch am leichtesten gefunden haben würden. Warum finden wir wohl diesen Mangel praktischer Anwendungen gerade bey den vortrefflichsten unter ihnen; und warum keimen sie so üppig auf, gerade in den Zeiten des Verfalls? Und ist die Erzählung von jenen darum weniger *belehrend*, weil sie weniger *lehrend* ist? Uns scheint es nicht so. Das, was in der Geschichte jener Heroen wahrhaftig belehrt, indem es zugleich bildet, ist die lebendige Anschaulichkeit des menschlichen Lebens in politischen Verhältnissen, es ist der reine, sittliche, edle Sinn, der die Erzählung durchdringt, die Weltklugheit des Erzählers und seine Kenntniss des menschlichen *Herzens*, die ohne sich in Reflexionen auszusprechen, wie ein beseelender Geist das Ganze durchströmt und hält und veredelt. Alle diese Eigenschaften sind in Xenophon's historischen Werken zu finden, vorzüglich in der *Anabasis*, und nicht minder befriedigend in *einzelnen Abschnitten* der hellenischen Geschichte. Grösstentheils aus denselben Quellen hätte die Beurtheilung des *Nutzens* der Xenophonteischen Schriften überhaupt abgeleitet werden sollen, ein Gegenstand, über welchen sich der Vf. von §. 31. an weitläuftig verbreitet. Hier wird nun zwar die richtige Seite berührt, aber allzu schnell wieder verlassen, um die materiellen Vortheile aufzuzählen, die hier zu gewinnen seyn möchten; selbst mit Anzeige der Tugenden, die er etwa besonders empfehle, und der Laster, denen er entgegen arbeite; ja, wie §. 33. ob er nicht wichtige Tugenden einzuschärfen verabsäumt habe. Nach diesem Masstabe wäre die *Scheda regia* des *Agapetus* dem Thucydides vorzuziehn, und das *Enchiridion* des Epiktet wäre ohne Widerrede das nützlichste unter allen Werken des gesammten Alterthums. Derselbe Gesichtspunkt wird in mehrern dieser Einleitungen angegeben, ohne Zweifel in einer vortrefflichen und lobenswerthen Absicht; uns aber mag es genug seyn, unsre Ansicht hier ein für allemal erwähnt zu haben.

Die Reihe der Xenophontischen Werke wird mit der sogenannten *Cyropaedie*, oder wie sie Hr. *W.* nach dem Vorgange des Cicero betitelt (s. *Praef.* p. XVI etc.) der *Disciplina Cyri* eröffnet. In der vorausgeschickten Abhandlung wird sorgfältig die Meinung über die historische Glaubwürdigkeit des Werkes geprüft, und wie

wie man erwarten kann bestritten, nicht ohne Zuziehung der Alten, welche der Cyropädie nicht als einer *historischen Quelle*, sondern als einer *philosophischen Dichtung* erwähnen, welcher darum auch *Plato* seine Republik entgegen gesetzt habe (s. *Suid. in* Ξενοφῶν.). Den Zweck des Werkes bestimmt Hr. *W.* dahin, dass es lehren solle, durch welche Mittel im Krieg und Frieden die Herrschaft erworben und erhalten werden könne. Die *Anabasis* folgt zunächst, ein Werk, das mehr als irgend ein andres, durch die lebendige Darstellung kühner Thaten und ausdauernden Muthes unter verzweifelten Umständen das Gemüth erhebt, und zugleich, vornehmlich in der zweyten Hälfte, ein anziehendes, aber melancholisches Bild von der thörichten Verworrenheit des Lebens aufstellt; ein Werk, das auch wegen der Anschaulichkeit der Darstellung und der epischen Ruhe, welche die ganze reiche Fülle der Begebenheiten umfasst, zu den schönsten Denkmälern der historischen Kunst des Alterthums gerechnet werden muss. In der *Einleitung de aestimanda Cyri expeditione* stiess Hr. *W.* zuerst auf die Frage von dem wahren Vf. des Werkes, ob *Themistogenes* (wie aus *Histor. Hellen.* III. 1. 2. gemuthmasst wird), oder *Xenophon.* Was *Morus* hierüber in dem *Examine quorundam locorum Historiae Gr. Xenophonteae* c. 6. beygebracht, wird hier zweckmäsig wiederholt, und theils erweitert, theils berichtigt. Nicht vergessen ist die Uebereinstimmung der Gesinnungen in mancherley Dingen mit der Cyropädie, so dass offenbar das, was die letztere in idealischer Vollkommenheit aufstellt, hier auf den jüngern Cyrus angewendet und gleichsam ausgedeutet wird. Was uns betrifft, so können wir nicht umhin, die hier widerlegte Meinung für das Geschöpf einer übertriebnen Scepsis zu halten, die in der höhern Kritik nur allzu oft das Paradoxe mit entschiedner Vorliebe ergriffen hat. Wenn man, um die Schwierigkeiten der angeführten Stelle in der *Hellenischen Geschichte* aufzulösen, dem Xenophon die *Anabasis* abspricht, so bemerkt man nicht, dass dem dreisten Schnitt eine Menge von andern Schwierigkeiten entkeimen, die nicht mit gleicher Dreistigkeit abzuthun sind. Wer könnte die Menge von Kleinigkeiten, die in diesem Werke von den Handlungen, Reden, Gedanken und Ahndungen des Xenophon erzählt werden, wer könnte sie gewusst, wer könnte ein Interesse gehabt haben, sie so zu erzählen, wie es hier geschieht? Und ist nicht das ganze Werk eine *Apologie des X. bey den Spartanern*, um die er etwas besseres verdient zu haben glaubte, als die Verleumdungen, über die er sich hier durch die genauste Anführung aller Umstände reinigt? — Zu dem, was die Einleitung über die Glaubwürdigkeit der Erzählung beybringt, setzen wir hinzu, dass sie wohl am meisten auf dem Tone einer schönen Offenherzigkeit, auf der Einfachheit und Einfalt des Vortrags beruhe, der nach keinem Schmucke trachtet und kein Interesse irgend einer Verfälschung zeigt. Der Vf. glaubt, dass dem Xenoph. vielleicht hier und da in einzelnen Urtheilen etwas menschliches könne begegnet seyn; wie z. B. in der Beurtheilung des Meno des Thessaliers, in den Lobpreisungen des jüngern Cyrus, und in der Darstellung der Tapferkeit des griechischen Heers. Wie viel diese Vermuthungen gelten, möchte bey dem Mangel an andern Quellen schwerlich zu bestimmen seyn.

Andre Untersuchungen boten sich bey der *hellenischen Geschichte* dar. Der Vf. erklärt sich gegen die Meinung, als ob dieses Werk nur eine Sammlung von Denkwürdigkeiten sey, zum Gebrauche für den künftigen Geschichtschreiber; vielmehr sey es wirkliche Geschichte, doch keinesweges in allen Theilen zur Genüge ausgeführt. Manche meynten, es fehle ihm die Feile der letzten Hand; wogegen Hr. *W.* erinnert, es sey überhaupt zu zweifeln, ob Xenophon seine Werke überarbeitet habe. (Dem S. XXIX. beygefügten Grunde möchten wir nicht viel Kraft beylegen: *nam qui in gymnasiis, venationibus, bellis aetatem contrivit, eum minime est credibile, velut hominem umbratilem saepe vertere stilum aut scripta ante composita corrigere.*) Der wahre Grund sey vielmehr des Autors hohes Alter, und noch mehr die Sünden der Abschreiber, welche offenbar vieles verstümmelt und ins kurze zusammengezogen. Aus dieser Hypothese glaubt der Vf. auch die scheinbare Vernachlässigung des *Epaminondas* erklären zu können, wobey er sogar die Länge dieses Namens zu Hülfe ruft, dem der bequeme Abschreiber lieber den kürzern der Böotier untergeschoben habe. Wir gestehen, dass wir uns nicht sehr zu dieser Hypothese hingezogen fühlen: so wie wir auch in dem Alter des Autors kein hinlängliches Mittel zur Auflösung dieser Schwierigkeiten sehn. Ist nicht die *Anabasis*, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch später geschrieben? und lässt sich da ein geschwächtes Alter muthmassen, wo so vieles herrliche, wie z. B. die Geschichte der Anstrengungen von Phlius, dem Leser entgegen strahlt? Aber wohl ist bey der Ungleichheit des Vortrags und der Behandlungsweise in der *hellenischen Geschichte* die Ungleichheit des mannichfaltig zusammengesetzten, höchst intrikaten Stoffes — wie der einer deutschen Reichshistorie — nicht zu übersehen; auch die Lückenhaftigkeit der Nachrichten nicht; eine Schwierigkeit, die, bey dem damaligen Zustande der Dinge, nur durch die rastlose Thätigkeit eines Thucydides überwunden werden konnte. Und wenn es hierbey noch einer Hypothese bedarf, könnte nicht Xenoph. die verschiedenen Theile dieses Werkes auch zu verschiedenen Zeiten geschrieben haben? dasjenige ausführend, was ihm jedesmal bekannt ward, den Umständen folgend, auch wohl bisweilen der Vorliebe und Laune? Anfang und Form des Werks ist dieser Hypothese nicht zuwider.

Der *hellenischen Geschichte* hat der Vf. den *Agesilaus* zugesellt, mit vorausgesetzter *Defensio* gegen *Valkenaers* mehrmals wiederholte Zweifel an der Echtheit dieses Werkes, denen auch *Wyttenbach* beytritt (*ad Julian. Or.* I. p. 161. ed. Lips. *in libello de Agesilao, quem recte arbitror Valkenarium Xenophonti abjudicasse*). In der That glaubte *Valkenaer* seiner Sache fast gewiss zu seyn, und die Autorität der alten Zeugnisse schreckte ihn nicht. S. *ad Herodot.* III. 134. Indessen werden die Gründe, die er gelegentlich hingeworfen, hier auf eine genügende Weise widerlegt; was ihm für andre ausserdem zu Gebote gestanden, wissen wir nicht. Was etwa vermuthet werden kann, ist von dem Vf. nicht übergangen. Ueber den Unterschied des Vortrages urtheilt er

so

so: *tametsi autem unum quodque genus scribendi sibi constare debet, neque auctor hujus libelli, ubi a narratione discedit, eam tenuitatem servat, ut Xenophontem statim agnoscas, tamen, ut in longiori oratione, is qui Xenophontem lectitarit, facile intelliget, Agesilaum recte inter ejus opera numerari. Paulo sublimior et comtior, et paulo etiam brevior est ejus dictio quam in reliquis libris.* Statt eignem Urtheils fügen wir *Schneiders* kräftige Beystimmung an, dem wohl schwerlich jemand Kenntniss der Xenophontischen Eigenthümlichkeit abstreiten wird. Dieser sagt in der *Descriptio Encomii Agesilai* S. 267. *Ceterum Weiskii disputationi, qua auctoritatem hujus encomii contra Valkenarii dubitationem asserere conatus est, tam plane assentior, ut si quid forte in lectoris assidui Xenophonteorum scriptorum animo resederit scrupuli, id omne docta Weiskii disputatione exemtum iri confidam. Mihi quidem Xenophontis libris a prima juventute statim assueto, nihil unquam hic liber habere visus est, quod ab ingenio miti et animo pio gratoque viri alienum atque abhorrens existimari jure possit.*

Aus den Einleitungen zu Xenoph. *kleinern Schriften* wollen wir nur einiges ausheben, was dem Vf. eigenthümlich ist, oder uns zu Bemerkungen Veranlassung giebt. Von dem *Symposium* glaubt er, dass es dem eben so betitelten Gespräche des *Plato* absichtlich entgegengesetzt sey (einen solchen Gegensatz beider Gespräche nahmen auch die Alten an), indem das letztere eine Jugendarbeit seines Vfs., Xenophon's Schrift hingegen, wie seine meisten Werke, im Alter geschrieben scheine. Anders urtheilte *Wieland* (Att. Mus. IV, 1. S. 76.), der dieses fröhliche und anmuthige Werk für eine der ersten Früchte der glücklichen Musse hält, die Xenophon nach Vollendung seiner kriegerischen Laufbahn genoss; doch ebenfalls des Glaubens, dass Xenoph. durch das erdichtete *Symposium* des Plato veranlasst worden, die Geschichte eines wirklichen Gastmahls zu schreiben. Dass Xenoph. Schrift vor dem *Protagoras* des *Plato* geschrieben war, ist aus T. I. S. 347. *C. D.* dieses Gespräches gewiss, wo die tadelnden Anspielungen auf Xenophons Werk nicht versteckt sind. Eben so sichtbar sind in Xenoph. *Gastmahl* die tadelnden Beziehungen auf die Arbeit seines Rivals. Die Untersuchungen eines der neusten Uebersetzer dieser Schrift, *A. G. Beckers*, über die Zeit, in welcher das *wirkliche*, vom Xenophon beschriebene Gastmahl gehalten worden, scheinen nicht zur Kenntniss des Vfs. gekommen zu seyn. — Die Echtheit der *Apologie des Sokrates* ist eben so wie der *Agesilaus* von *Valkenaer* (*ad Xen. Mem. Socr.* III, 3. 9.) in Anspruch genommen worden, und *Wyttenbach* (*ad Julian. Or.* I. p. 153. ed. *Schäf.*) stimmt auch hier ihm bey. Hr. *W.* hält sie, wie *Schneider*, für echt, ohne doch die Meinung des letztern anzunehmen, dass sie einen Theil der Memorabilien ausgemacht, und durch Zufall von diesen getrennt worden. Vielmehr vermuthet er, doch ohne dieser Vermuthung einen soliden Grund unterzulegen, dass Xenoph., nach seiner Rückkehr aus Asien, Lobschriften auf edle, um ihn verdiente Männer geschrieben; daher diese Schrift mit den Worten Σωκρά-τους δὲ καὶ ἄξιον, oder wie es eigentlich hätte heissen sollen: καὶ Σωκράτους δὲ ἄξιον beginne. Eben diese Anfangsworte aber, so genommen, wie sie wirklich heissen, nicht so, wie sie zu Gunsten der Hypothese heissen sollen, sind *Schneiders* Vermuthung bey weitem günstiger, wie wohl auch diese, wegen der gleichen Stellen in den Memorabilien, nicht ohne Schwierigkeiten ist. Es ist aber vielleicht erlaubt anzunehmen, dass diese *Apologie*, eben so wie der *Oeconomicus* und die Memorabilen, zu einem *Corpus* sokratischer Schriften gehöre, die Xen. in Einer Hauptabsicht, aber mit verschiedenen Rücksichten, nicht ohne Beziehung auf einander verfertigte. — Zu ähnlichen Untersuchungen und Vermuthungen führte die Schrift über *die spartanische Republik*, deren Echtheit Hr. *W.* ebenfalls in Schutz nimmt. Dass der Stil etwas verschieden sey, läugnet er zwar nicht; doch müsse man daraus nicht zu viel schliessen wollen: *Ostendi enim alibi, non simplicem neque unius formae Xen. esse stilum. Nusquam enim est tam rebus copiosus et verbis amplus tamque perspicuus et simplex, tam aequabili tractu fluens, et ob haec plerisque lectoribus jucundus, quam in Cyri disciplina. In reliquis omnibus reperitur vel paulo vel aliquanto adstrictior.* In Rücksicht auf den Inhalt stimme die Lobpreisung der spartanischen Sitten mit Xen. Denkungsart überein. Die Schrift ist übrigens von den Abschreibern nachläsig behandelt worden, und Hr. *W.* glaubt überzeugt zu seyn, dass man vieles weggelassen habe, was der Vf. bey seinen Zwecken nicht übergehn durfte. Da ihm dieses auch bey mehrern der kleinen Schriften Xen. der Fall zu seyn *scheint*: so vermuthet er dass sie vielleicht aus Einer *Handschrift* geflossen seyn möchten, deren Urheber nach Gutdünken vieles weggeschnitten, und unter andern die Eingänge und Epilogen, als eine unnütze Zugabe unterdrückt hatte. — Der zunächst folgenden Schrift: *de republ. Atheniensium*, ist eine Abhandlung zugegeben, *de scopo et forma ejus libri et de utriusque caussis, qua praecipue docetur, gravissimam hanc videri fuisse et ex parte nunc etiam esse populi Atheniensis censuram, eamque raptim ex indignatione auctoris effusam.* Dass dieses Werk, wie Hr. *W.* richtig bemerkt, die Verheissung des Titels nicht erfüllt, ist wohl weniger die Schuld des Vfs. oder der verstümmelnden Abschreiber, als derer, die ihr eigenmächtig einen unangemessenen, den ersten Worten der Schrift entlehnten Titel gaben. Der Herausg. — dem die Echtheit derselben nicht zweifelhaft ist, vermuthet, dass Xen. sie im Unmuthe auf das Papier geworfen, als er von seinem Exil Nachricht bekommen. — Zu den frühern Arbeiten Xenoph. rechnet er auch die Schrift *über die Einkünfte*, die er selbst noch vor sein Exil und seine Abreise zum Cyrus setzt. Der Zweck derselben sey, die Athenienser zum Frieden mit andern Staaten zu bewegen, und zu zeigen, dass man, um grössere Vortheile zu erhalten, keinen Krieg, sondern nur eine zweckmässige Benutzung der Einkünfte, vornehmlich der Bergwerke, nöthig habe. Auch lasse sich vermuthen, dass Xenophon sie zum Gebrauche gewisser obrigkeitlicher Personen geschrieben habe.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta*, in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam illustrata a *Benj. Weiske* etc.

(Fortsetzung der in Num. 149. abgebrochenen Recension.)

Nachdem wir also, so weit es die Grenzen unserer Blätter erlauben, von diesen schätzbaren *Einleitungen* Rechenschaft gegeben haben, in denen sich der Scharfsinn, der Fleiss, die Umsicht und das Bestreben, nichts, was zweckmäsig und nützlich seyn möchte, zu übergehen, auf eine für den Vf. höchst rühmliche Weise zeigt, gehen wir auf die Beurtheilung des Textes und die Erklärung einzelner Stellen über.

Um nun hier das Verdienst dieser Ausgabe gehörig zu würdigen, müssen wir vor allen Dingen erinnern, dass der Herausg. für solche Leser arbeitete, welche, die Mühseligkeit kritischer Untersuchungen scheuend, zwar einen richtigen Text begehren, aber nicht Lust haben, diese Richtigkeit selbst zu erforschen, aufzuspüren und zu prüfen. Auf ein Sammeln verschiedener Lesarten, wie die *Zeune*'schen und *Schneider's* Ausgaben darbieten, war daher sein Fleiss keinesweges gerichtet, ob es ihm schon bisweilen (nach *Praef.* T. I. p. V.) *unangenehm war, keine alten Handschriften zu besitzen, aus denen er neue Lesarten mittheilen könnte; nicht eben weil er diess für sehr nöthig und nützlich hielt, sondern weil er sich gern den Meinungen mancher Menschen gefügt hätte.* Späterhin änderte sich indessen seine Meinung über diesen Gegenstand, und er vermisste den Gebrauch der Handschriften je länger je mehr, und aus bessern Gründen, als zuerst. Und wie sollten sie auch entbehrt werden können, wenn man nach Richtigkeit des Textes strebt, dessen Fehler oft nicht einmal geahndet werden können, wenn nicht die Handschriften den Weg zeigen? Auch erhielt er in der Folge (*Praef.* T. III. S. IV.) einige kritische Subsidien von *Fischer*, und späterhin (*Praef.* T. VI. S. XXIV.) andere aus dessen Nachlass; und, was dieser Ausgabe einen vorzüglichen kritischen Werth giebt, verschiedene Sammlungen aus *Villoisons* Händen, die in einer Juntinischen Ausgabe des *Xenoph.* mit zahlreichen Varianten am Rande, und den unedirten Anmerkungen von *Henr. Valesius* bestanden, und dem letzten Bande dieser Ausgabe, nach dem Willen des Gebers, ganz und unverstümmelt angehängt sind.

Da von diesen kritischen Hülfsmitteln erst gegen das Ende der Arbeit Gebrauch gemacht werden konnte: so begnügte sich der Herausg., die vorhandenen zu benutzen, und zwar so, dass er kritische Untersuchungen nur da anstellte, wo die Lesart Einfluss auf den Sinn hatte, oder wo er selbst vernachlässigte Fehler verbesserte; übrigens aber, was andere aus Handschriften, alten Uebersetzungen oder andern Hülfsmitteln gesammelt haben, mit dem *grössten Fleisse* benutzte, und was ihm das Richtige schien, ohne weitere Rechenschaft zu geben, in den Text setzte. Dann fügt er hinzu (*Praef.* T. I. p. VII.): *ex iis ipsis, quae copiosius passim ad crisin verborum disserui, conjecturam quis capere potest, quam curiose omnia excusserim, quamque nihil ab aliis editoribus traditum sine rationibus idoneis vel servandum vel mutandum putarim.* und wiederum S. VIII.: *quae adjicere placuit, ut intelligerent lectores, etiam ubi nihil monuerim de textu, me curasse, ut, quantum assequi possem, genuinus etiam in minimis daretur.*

Bey der uns obliegenden Prüfung dieser Versicherung nun haben wir sie in so weit bewährt gefunden, dass der Vf. überall, und vorzüglich von dem *dritten* Theile an, der kritischen Beschaffenheit des Textes da, *wo der Sinn gefährdet war*, keine oberflächliche Sorge widmete, dass er mehrere Stellen gerettet, andere glücklich verbessert, bey noch andern den richtigen Weg der Verbesserung angedeutet; dass aber auf der andern Seite in der grammatischen Berichtigung des Textes, *wo es bloss der Richtigkeit des Ausdrucks galt*, vieles vernachlässigt worden, was aus den vorhandenen Hülfsmitteln und bey dem Vorsatze, auch in den *geringsten Dingen* einen berichtigten Text zu geben, hätte verbessert werden können. Wir wollen, um dieses Urtheil zu begründen, eine Reihe von Stellen anführen, bey denen die bessern Lesarten der Handschriften oder alten Ausgaben unbeachtet geblieben, ja manches dieser Art, was von den Vorgängern schon gebillligt und in den Text erhoben war, übersehen oder zurückgewiesen ist. *Cyropaed.* II, 2. 4. καὶ ὁ μάγειρος οἰόμενος, wo *Zeune* aus dem *Cod. Guelph.* und dem Rande der Steph. A. ὁ ἄρταμος aufgenommen; welcher Lesart (die nun auch in *marg. Villois.* gefunden wird) schon lange vorher *Valken. ad Herod.* VII, 181. p. 590. ihr Recht auf den Text vindicirt hatte; so wie gleich darauf δυςφορούμενος ἀνέτρεψε st. δυςθετούμενος, die Glosse statt des echten Wortes beybehalten wird. IV, 1. 10. πῶς νῦν γε ὑπομείνοιεν st. ὑπομείναιεν. Zur Vertheidigung jener Form führt der Herausg. aus IV, 5. 12. ἀπαγγείλοι an, wo der *Cod. Guelph.* aber ebenfalls ἀπαγγέλλοι liest. Andere bieten ὑπομένειαν als

als die attischere Form dar. IV, 5. 15. ὁ μὲν θεὸς προφαίναι πολλὰ ἀγαθὰ st. der bessern Lesart des *Cod. Guelph.* καὶ ἀγαθά. *G. Sluiter Lectt. Andoc.* p. 143. IV, 5. 33. ἃ σοί τἂν νομίζωμεν ... γενέσθαι st. νομίζομεν des *Cod. Guelph.* V, 1. 7. καὶ νῦν σοῦ ἀκούσας, ὅτι καλή ἐστιν, εἰ πεισθ. ἐλθεῖν θεασ. st. εἰ νυνὶ σοῦ ἀ ... ἐστιν ἐλθεῖν πεισθ. θεασ., welches *Zeune* nicht ohne Grund aus demselben Codex aufgenommen. V, 2. 6. εἰσιέναι ἐκέλευσε τὸν Κῦρον, ὅπως νομίζει ἀσφ. st. εἰς. τὸν Κῦρον ἐκ. ὅπως νομίζει. V, 2. 26. καὶ σφόδρα γε, εἴπη δύναιτο συμμίξαι. st. καὶ σφόδρ' ἄν, εἴ πη γε δ., wo durch die Partic. ἂν das vorhergehende Verbum ἐπιβῆναι zurückgerufen wird. V, 3. 44. ὡς μηδένα ... λυμανεῖται st. λυμαίνητε, wie die Syntax mit dem *Cod. Guelph.* zu lesen gebietet. V, 3. 58. die Worte εἰ δέοι διωγμοῦ, die, wenn sie echt wären, nach διώκειν δέοι zu setzen wären, müssen, da einige Handschriften sie auslassen, wenigstens verdächtig scheinen. *Schneider* hat sie ganz ausgestoſsen; *Zeune* durch Klammern bezeichnet; Hr. *W.* gar nichts dabey erinnert. V, 4. 16. ὡς δ' ἐγνωμένους εἶναι st. des unbezweifelt richtigen ὄντας. Gleich darauf §. 18. τοὺς θεραπεύοντας st. θεραπεύσοντας. An beiden Stellen hatte *Zeune* das Richtigere gewählt. VI, 2. 20. ἄλλους δὲ μισθοῦνται, und ἄμεινον μαχομένους ὑπὲρ σφῶν ἢ αὐτοί. st. μαχουμένους. VII, 5. 73. οὔκουν ἀδικίᾳ γε ἕξετε, ὅτι ἂν ἔχοιτε st. ἔχητε. VIII, 1. 6. χρῆσθαι ὅ τι βούληται st. ὅ τι ἂν βούληται. — *Expeditio Cyri.* I, 2. 2. προσήεσαν εἰς Σάρδεις st. des gelehrtern παρῆσαν. So VII, 4. 4. παρῆσαν ἐπὶ ταῖς κώμαις oder εἰς τὰς κώμας. *Hist. Gr.* III, 5. 6. παρεῖναι εἰς Ἁλίαρτον. Vergl. *Valken. ad Herodot.* I. p. 10. — I, 3. 14. ὧν πολλοὺς ἔχομεν ... ἠρπακότες st. ἀνηρπακότες, wie *Cod. Parif. et Eton.* liest. Nur allzu oft haben die Abschreiber die einfachen Wörter statt der zusammengesetzten geschrieben, selten umgekehrt. I, 5. 3. πολὺ γὰρ ἀπέπτα ἀποφεύγουσα. Die treffliche Lesart ἀπέσπα wird nicht erwähnt, die keiner weitern Nachhülfe bedarf. Gerade so sagt *Lucian D. D.* XX, 5. ἤδη πολὺ προϊόντες ἀπεσπάσαμεν τῶν ἀστέρων. *Aelian H. A.* X, 48. τῶν μὲν συνθηρατῶν ἀποσπᾷ πολύ. Mehreres giebt *T. Hemsterh. ad Lucian* T. II. p. 306. ed. *Bip.* und *Wyttenb. Bibl. crit.* T. III, 1. p. 104., der auch die Stelle des *Xen.* nicht übergangen hat. I, 7. 4. wird bey den Worten ἐγὼ ὑμᾶς διδάξω, die unbezweifelt richtige Lesart ἐγὼ ὑμ. εἰδὼς διδάξω nicht erwähnt. Auch *Zeune* verschmähte diesen Zusatz, den er thörichter Weise für eine Glosse hielt, mit der jemand die in ἐγώ enthaltene Kraft habe ausdrücken wollen. I, 8. 6. καὶ ἱππεῖς μετ' αὐτοῦ ἑξακόσιοι. Die *Codd. Parif.* u. *Eton.* ἱππεῖς τούτου ὅσον. Das letzte Wort scheint uns ein richtiger Zusatz. So III, 4. 3. ἀπεῖχον τῆς χαράδρας ὅσον ὀκτὼ σταδίους und öfters. S. *Sturz. Index* T. III. p. 341. — I, 10. 5. ὅτι βασιλεὺς σὺν στρατεύματι st. σὺν τῷ στρατεύμ. — II, 3. 13. Die Lesart des *Cod. Parif. et Eton.* ἵνα ἤδη πολλὰ προφαίνοιτο τοῖς Ἕλλησι δεινὰ εἰς τὴν πορείαν, welche zierlicher ist, als daſs sie dem Zufall dürfte beygemessen werden, hätte eine Anführung verdient. *Schneider* hat sie ohne Bedenken in den Text erhoben. II, 5. 9. πᾶσα ἡμῖν st. πᾶσα μὲν ἡμῖν. II, 5. 15. ὥστε πεῖσαι λέγων, ὡς ἡμεῖς σοὶ ἐπιβουλεύοιμεν. Die richtige Lesart ist die der alten Ausgabe und des *Cod. Guelph.* ἐπιβουλεύομεν. So §. 25. λέξω τοὺς πρὸς ἐμὲ λέγοντας, ὡς σὺ ἐπιβουλεύεις ἐμοί. und II, 6. 2. πείσας τὴν αὐτοῦ πόλιν, ὡς οἱ Θρᾷκες ἀδικοῦσι τοὺς Ἕλληνας. — II, 5. 17. ἐν ᾗ ἡμᾶς μὲν βλάπτειν ἱκανοὶ ἂν ἦμεν. Der richtige Gebrauch der Modorum fordert durchaus εἴημεν, wie *Cod. Parif. et Eton.* liest. — II, 5. 39. Ἀρίαιε, καὶ ἄλλοι st. καὶ οἱ ἄλλοι, was *Zeune* für die richtige Lesart erklärte. — II, 6. 6. ἐξὸν δὲ ἐχθυμεῖν, βούλεται πονεῖν, ὥςτε πολεμεῖν. Die letzten Worte scheinen uns unnütz, und der Concinnität zuwider. Der *Cod. Eton.* läſst sie weg. — III, 1. 3. πυρὰ ἔκκαυσαν st. πῦρ ἀνέκαυσαν. III, 1. 10. σαφὲς πᾶσιν ἐδόκει εἶναι st. πᾶσιν ἤδη ἐδ. III, 1. 35. ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἅπαντες ἐπιστάμεθα st. μὲν δὴ πάντες. III, 2. 33. καὶ αὐτίκα ἔξεστι ποιεῖν st. ἔξεσται, wie ein *Cod. Parif.*, *Muretus* Conjectur bestätigend, liest. III, 4. 32. ἐδίδαξε τοὺς Ἕλληνας τῇ ἀνάγκῃ κατασκηνῆσαι. Es scheint ungereimt, zu sagen, daſs Tissaphernes die Griechen *durch Nothwendigkeit* gezwungen habe, ein Lager aufzuschlagen. Richtiger die *Codd. Parif.* u. *Eton.* ἡ ἀνάγκη, welches auch *Schneider* vorgezogen hat. — IV, 2. 7. ἡ δὲ σάλπιγξ ἐφθέγξατο st. ἐπεφθέγξατο. IV, 2. 16. καὶ προςελθόντας st. προελθόντας. IV, 3. 27. καὶ κελεύει ποιεῖν ὅ τι ἂν παραγγέλλῃ st. παραγγέλῃ. *quodcunque imperavisset.* und §. 30. ἑταίρων st. ἑταρῶν. Vergl. §. 19. — IV, 4. 14. ist die Stellung der Worte ὑπὸ τῆς αἰθρίας, δίκην ἐδίδοσαν, κακῶς σκηνοῦντες sehr unbequem; ein Uebel, dem durch die Lesart beym *Suidas:* δίκην ἔδοσαν, ὑπὸ τῆς αἰθρίας κακοσκ. abgeholfen wird. Diese Ordnung billigte *Porson.* Vielleicht aber hat sich die wahre Lesart in den *Codd. Parif.* u. *Eton.* erhalten, ὑπὸ ἀπασθαλίας, welche Worte dann mit den vorhergehenden verbunden werden müssen. — IV, 4. 22. ἐπύθοντο πάντα st. ταῦτα. IV, 5. 17. καὶ ἦν μὲν σκότος, οἱ δὲ πρ. st. σκότος ἤδη, οἱ δέ. IV, 5. 29. ἐκοιμήθησαν ἐν πᾶσιν ἀφθόνοις ἀγαθοῖς οἱ στρατιῶται. Statt ἀγαθοῖς haben einige der besten Handschriften πάντες; woraus erhellt, daſs jenes Wort ein Glossema ist. So sagt *Lucian* T. VIII. p. 319. *ed. Bip.* ἐν ἅπασιν ἀφθόνοις βιοῦντας. Vergl. *Steph. Thes.* T. IV. p. 149. A. — Gleich darauf §. 30. bieten statt πρὶν παραθεῖεν αὐτῷ ἄριστον die besten Codd. αὐτοῖς, welches einen reichhaltigern Begriff giebt: *ihm und seinen Gefährten.* IV, 5. 36. περὶ τοὺς πόδας σακκία περιδεῖν. auch hier ist die Glosse statt des richtigern περιειλεῖν im Texte geblieben. Doch kann für jenes die Autorität des *Suid.* T. III. p. 93. angeführt werden. — IV, 7. 2. ἐπεὶ δὲ ἡ πρώτη τάξις ἔκαμνε. mehrere Codd. ἀπέκαμνε. IV, 7. 27. καὶ τὴν ὁδόν, ἣ εἰς πορεύσοιντο. st. ἣν πορεύσονται. wie gleich vorher οὗ σκηνήσουσι. — IV, 8. 3. ἐξικνοῦντο δὲ οὐδὲ οὕτως, οὐδ' ἔβλαπτον οὐδένα. Der Herausg. schlägt, statt οὕτως, ἄλλως vor. Aber die Stelle scheint in dem *Cod. Eton.* richtig gelesen zu werden ἐξικνοῦντο δ' οὔ, οὐδὲ ἔβλ. — IV, 8. 8. ἕως οὗ ἐπὶ τὰ ὄρη. Da die besten Handschriften nach ἕως οὗ noch ἔστε hinzufügen: so ist wohl kein Zweifel, daſs auch hier, wie oft, die echte und unechte Lesart zusammengestellt ist, und man ἕως οὗ streichen müſse. So *Schneider* auf *Porson's* Vorschlag. Gleich darauf §. 10. ist wiederum die Lesart der Handschriften ὅταν τεταγμ. ε. φ. ταύτην διεσπασμένην ὁρῶσιν vorzuziehn. V, 2. 20. πάν-

παγχάλεπον st. πάνυ χαλεπόν. V, 8. 10. ὁπόσα γ' ἐβούλου st. βούλεται. Da in einem Codex βούληται gefunden wird: so erhellt, dass manche ὁπόσ' ἂν gelesen haben. VI, 4. 3. ὁ εἰς γῆν ἀνήκων st. εἰς τὴν γῆν. VII, 1. 21. νῦν εἰ βούλοιο st. νῦν ἂν εἰ β. VII, 5. 5. καὶ ἀποδόμενος τὰ σαυτοῦ ἱμάτια st. τὰ ἑαυτοῦ, welches von der zweyten Person mit attischer Eleganz gebraucht wird. VII, 5. 7. ἐπειδὰν ἐπὶ θάλατταν ἀπέλθοι st. ἀπέλθῃ. VII, 7. 30. ταχὺ ἄν σοι παραγίγνεσθαι st. παραγενέσθαι, und ἐκ τῶν νῦν γενομένων st. γεγενημένων. Noch mehrere Stellen hier anzuführen, die wir uns aus den andern Xenophontischen Schriften bemerkt haben, würde überflüssig seyn. Bey den meisten der hier erwähnten haben wir, wie auch schon bey einigen ausdrücklich gesagt worden, *Schneider's* Urtheil mit dem unsrigen übereinstimmend gefunden.

So wie nun hier und da die sorgfältige Benutzung der handschriftlichen Hülfsmittel vermisst wird, so ist auch überhaupt, vornehmlich in den ersten Bänden, die Aufmerksamkeit auf die grammatische Richtigkeit des Textes nicht immer hinlänglich geschärft gewesen, und es ist keine kleine Anzahl von Stellen übrig geblieben, die, nach den Vorschriften der Grammatik, auch ohne Zustimmung der Handschriften theils sogleich verbessert, theils wenigstens bemerkt werden konnten. So *Cyrop.* III, 3. 6. ἐνόμιζε γάρ, εἰ ἕκαστος τὸ μέρος ἀξιέπαινον ποιήσειε, τὸ ὅλον αὐτῷ καλῶς ἔχειν. muss entweder ἕξειν oder τὸ ὅλον ἂν αὐτῷ κ. ἔχειν geschrieben werden. IV, 1. 16. ὅπως μὴ ἀναγκάσωμεν αὐτούς. Man lese mit *Schneider* ἀναγκάσομεν. Derselbe Fehler ist hier sehr häufig unbemerkt geblieben. IV, 2. 26. ὅπως τὴν νίκην διασώσωμεν st. διασώσομεν. IV, 2. 46. ποιησώμεθα st. ποιησόμεθα. IV, 5. 53. ἡγήσωνται st. ἡγήσονται. V, 1. 22. ὑμεῖς δὲ ὅπως γιγνώσκητε, οὕτω καὶ ποιεῖτε, wo γιγνώσκετε erforderlich ist. V, 2. 23. ἐπικρατήσῃ st. ἐπικρατήσει. V, 4. 14. ξενίσωμεν st. ξενίσομεν. V, 5. 43. βουλευσώμεθα st. βουλευσόμεθα. VII, 5. 82. ἀπολαύσωμεν st. ἀπολαύσομεν. *Anabasis Cyri* I, 4. 16. ἐπαινέσητε st. ἐπαινέσετε. III, 3. 19. ἀνιάσωσιν st. ἀνιάσουσιν. IV, 1. 22. χρησώμεθα st. χρησαίμεθα, wie *Cod. Eton.* liest. V, 6. 21. ἐκπλεύσῃ st. ἐκπλεύσει. VI, 3. 13. μαχώμεθα u. κινδυνεύσωμεν st. μαχούμεθα u. κινδυνεύσομεν. — *Histor. Graeca* V. 3. 7. βλάψῃ st. βλάψει. *Convin.* VIII, 25. καρπώσηται st. καρπώσεται. *Hiero.* V, 1. μηχανήσωνται und ἐπιθυμήσῃ st. μηχανήσονται u. ἐπιθυμήσει. Ausserdem würden auch folgende Stellen eine Bemerkung oder Verbesserung verdient haben. *Cyrop.* IV, 4. 3. Ὁ δὲ διηκούετο ἡδέως πάντων. Der Herausg. hat diese Lesart des *Cod. Guelph.* ohne Bemerkung im Texte behalten, ungeachtet diese Form des Mediums nicht vorkömmt. Die ältern Ausgaben lesen διήκουε. *Schneider* vermuthet διήκουέ τε. Wir vermuthen διήκουε τότε ἡδέως π., welches sich auf das nächste ἔπειτα δὲ gut bezieht. V, 4. 30. ἄν τι δέοι. *Schneider* verbessert richtig δέῃ. V, 5. 34. οὐ γὰρ . . ἦρχον διὰ τὸ κρείττω αὐτῶν εἶναι. Wer hätte glauben sollen, dass *Stephanus* einzig richtiges κρείττων wieder aus dem Texte ausgestossen und bestritten werden würde? VI, 1. 17. ἡμεῖς μὲν γὰρ . . . φρουρήσειν ἡμῖν ἀναδεχοίμεθα τὰ ἐγγύτατα χωρία. Nicht ohne Grund wundert sich *Schneider*, dass diese Lesart bis jetzt so gar keinen Anstoss gegeben, und verbessert ἀναδεχόμεθα. Richtiger wäre vielleicht ἀναδεχοίμεθ' ἄν, wo zugleich die Ursache der Verdorbenheit in die Augen fiel. *Fischer Comm. in Cyrop.* p. 380. nimmt den Optativ in Schutz, ohne doch den Mangel der Partikel zu bemerken. Eben so möchte wohl auch §. 27. st. καὶ ἄλλοθεν ὁπόθεν δύναιτο gelesen werden müssen ὁπόθεν ἂν δύναιτο. *Schneider* liest ἐδύνατο. VI, 3. 25. ἢν μὴ ἀγαθοὶ ἔσονται. Sonderbar sind hier verschiedene Lesarten vereinigt, die sich in dieser Verbindung schwerlich vertragen möchten, ἢν . . ὦσι und εἰ . . ἔσονται. VIII, 1. 44. καὶ γὰρ ὁπόταν ἐλαύνοιεν τὰ θηρία. Diesen Solöcismus hebt die Lesart des *Cod. Altorf.* ὁπότε. *Anabasis* I, 6. 9. ὡς μηκέτι δέοι τοῦτον φυλάττεσθαι, ἀλλὰ σχολὴ ἡμῖν. Hr. *W.* schiebt vor ἡμῖν *Hutchinson's* Vermuthung εἴη ein. Der *Cod. Eton.* bietet ᾖν. Hieraus verbesserten wir, den Vorschriften der Syntax gemäss, ὡς μηκέτι δέῃ (so *Stephanus*) τ. φ. ἀλλὰ σχολὴ ᾖ ἡμῖν, und finden nun dasselbe bey *Herrman. Obss. in Aeschyl.* p. 21. *Schaefer. Meletem.* p. 109. und *Buttmann* in *Schneider's* Ausgabe. II, 3. 20. ὑπέσχετό μοι βουλεύσασθαι. Trotz *Zeune's* Widerspruch scheint doch *Stephani* βουλεύσεσθαι die richtige Lesart zu seyn. Jener vergleicht I, 2. 2. ὑποσχόμενος μὴ πρόσθεν παύσασθαι, wo aber παύσεσθαι ebenfalls nah genug liegt. II, 4. 19. οὐδὲ γάρ, ἂν πολλαὶ γέφυραι ὦσιν, ἔχοιμεν ἄν, ὅποι φυγόντες ἡμεῖς σωθῶμεν. Aeltere Ausgaben und Handschriften lesen σωθείημεν, welches *Schneider* als das Sprachrichtigere aufgenommen hat. Beide Lesarten waren vielleicht ursprünglich nur in Einem Buchstaben verschieden, wenn sich *Xen.* etwa der attischen Form des Optativs σωθεῖμεν bedient hatte. Vergl. *Brunk ad Soph. Oed.* T. 1046. — I, 9. 18. καὶ ἅ πέπατο αὖ τις. Statt αὖ, wovon wir nicht sehen, welche Kraft es hier haben könne, dürfte vielleicht ἂν zu lesen seyn. I, 9. 20. φίλους γε μὴν ὅσους . . . ἱκανοὺς κρίνειε συνεργοὺς εἶναι, ὅ τι τυγχάνει βουλόμενος κατεργάζεσθαι. Die Gesetze der Sprache scheinen τυγχάνοι zu fordern. II, 1. 13. εἰ οἴει ἄν, τὴν ὑμετέραν ἀρετὴν περιγενέσθαι. Diese fehlerhafte Interpunction ist auch in die Schneidersche Ausgabe übergegangen. ἂν ist mit περιγενέσθαι zu verbinden. IV, 2. 1. καὶ ἦν μὲν δείλη, ἤδη δ' ἐκέλευον αὐτοὺς ἐμφαγόντας πορεύεσθαι. Die *Codd. Paris.* u. *Eton.* lesen οἱ δ' ἐκ, und ihnen folgend *Zeune*: δείλη ἤδη, οἱ δ' ἐκ, welches *Schneider* mit Recht in den Text erhoben hat. Gerade so ist IV, 5. 17. verdorben: καὶ ἦν μὲν σκότος, οἱ δὲ προσῄεσαν. Eine Pariser Handschrift schaltet ἤδη nach σκότος ein, wodurch beide Stellen einander vollkommen ähnlich werden. IV, 4. 22. ἐπεὶ δὲ ἐπύθοντο πάντα (besser ταῦτα mit dem *Cod. Paris. et Eton.*) οἱ τῶν ὁπλιτῶν στρατηγοί, δοκεῖ αὐτοῖς ἀπιέναι . . . μή τις ἐπίθεσις γένηται. Das hier sich unerwartet eindrängende Präsens verwandelt *Schäfer Meletem.* p. 8. in ἐδόκει. Statt γένηται geben die besten Handschriften γένοιτο. VII, 3. 43. ἡγήσομαι τοῖς ἵπποις, ὅπως . . μὴ . . σημήνῃ, wahrscheinlich σημαίνῃ. — *Historia Graec.* I, 1. 35. εἰ μή τις σχήσοι. *Wolf* verbessert σχήσει. I, 7. 19. ἂν ὑμεῖς γέ μοι πείθοισθε. Schon *Stephanus* verbessert, den Solöcismus verbannend, πείθησθε. Den nächsten Paragraphen, um dieses hier gelegentlich zu erin-

erinnern, glauben wir durch veränderte Interpunction so klar machen zu können, als er jetzt dunkel und verworren ist. Wir schreiben nämlich: καὶ ὅθεν μάλιστα τἀληθῆ πεύσεσθε, καὶ οὐ μετανοήσαντες ὕστερον εὑρήσετε σφᾶς αὐτοὺς ἡμαρτηκότας τὰ μέγιστα εἰς θεούς τε καὶ ὑμᾶς αὐτοὺς (ξυμβουλεύω δὲ ὑμῖν, · ἐν οἷς ... ἐξαπατηθῆναι ὑμᾶς) καὶ τοὺς ἀδικοῦντας κολάσεσθε u. s. w., bey welcher Interpunction die Verwunderung über die Participien δόντες und πιστεύοντες st. δοῦναι und πιστεύειν, und zugleich die Vermuthung einer Lacune gehoben wird. II, 3. 14. würden wir das Comma nach ἐβούλοντο tilgen, und es nach ξυνελάμβανον setzen, indem wir uns den Genitiv τῶν Φρουρῶν von dem ausgelassenen τινὰς abhängig denken: οὓς ἐβούλοντο ξυνελάμβανον, οὐκέτι τοὺς π. „sie ergriffen, wen sie Lust hatten, nicht mehr die Nichtswürdigen und Schlechten u. s. w. Gleich darauf §. 18., wo μὴ συῤῥύησαν verderbt ist, liest *Matthiae in Miscell. phil.* T. II. p. 92. συῤῥυείησαν. II, 3. 34. εἰ δὲ ἐκείνη ἐπιχειρήσειέ τις; es muss ohne allen Zweifel mit *Stephanus* εἰ δ' ἐν ἐκείνῃ gelesen werden. II, 3. 56. ὅτι οἰμώξειεν. Die Sprachrichtigkeit fordert οἰμώξειεν ἄν, wie *Matthiae* verbessert l. c. p. 106. II, 4. 40. μάλιστα δ' ἂν γνοίητε, εἰ ἀναλογίσαισθε. Mehrere alte Ausgaben lesen ἀναλογίσεσθε, welches uns richtig scheint. Denn sehr oft folgt auf diese Weise das *Futurum* nach εἰ, so dass der Optativ mit ἂν vorausgeht oder folgt. III, 2. 27. Φράσας τοῖς ὑπηρέταις. Die vermisste Hülfe einer bindenden Partikel bietet hier *Castalio* an, welcher καὶ Φράσας hat, wodurch alle Schwierigkeiten verschwinden. IV, 1. 8. οὕτω καὶ Φίλον ἄνδρα εὐεργετεῖν δύναιτο. Man schreibe δύναιτο ἄν. V, 1. 14. εὖ δ' ἴστε, ·ὅταν ὑμῶν ἐγὼ ἄρχω, εὔχομαι ... Der Herausg. hat bey diesen Worten nichts bemerkt. *Morus* vermisste nach ἴστε entweder ὅτι oder ὡς, und *Schneider* hat eine Lacune bezeichnet. Sollte man nicht lesen können: ἴστε, ὅτι, ἂν ὑμῶν ἐγὼ ἄρχω, ... VI, 2. 9. μεγάλην ἂν ἰσχὺν προβάλλοιεν. Richtiger liest *Schneider* προσβάλλοιεν. *se hostibus magnum robur esse addituros.* VI, 2. 28. πολλάκις ... ἐπανήγαγεν ἂν τὸ κέρας. Der Herausg. möchte hier mit einigen Vorgängern ἐπανῆγεν lesen, nimmt aber ἂν in Schutz, welches jene tilgen wollen. Wenn man ἂν beybehält, so ist die Veränderung unnöthig: da eben durch ἂν die oftmalige Wiederholung der in dem Verbo bezeichneten einfachen Handlung ausgedrückt wird. In diesem Falle wird ἂν bald mit dem Imperfectum, bald mit den Aoristen verbunden. VII, 3. 1. σχεδὸν δέ τοι. Man lese mit *Schneider* δέ τι. VII, 4. 22. ἐνόμισεν ἑλεῖν ἂν τοῦτον. Mehrere Ausgaben lassen ἂν aus, wie uns dünkt mit Recht. Denn Archidamos glaubte nicht, dass er den Hügel *einnehmen werde*, sondern *beschloss, ihn einzunehmen. De Vectigal.* c. 4, 32. ὅσῳ περ ἂν πλείους ἐργάζωνται, τόσῳ πλεῖον τἀγαθὰ εὑρήσουσί τε καὶ Φορήσουσι. Uns scheint πλείονα τἀγαθὰ mit *Stephanus* die richtige Lesart. Das letzte Zeitwort wird von dem Herausg. mit Recht als anstössig berührt, und wir können uns von der ihm hier geliehenen Bedeutung *aliis praebere* überzeugen. Leicht bietet sich aber ποριοῦσι dar, *suppeditabunt*, *praebebunt*. *Oecon.* c. 3, 2. ὅταν δέονται, wie in den meisten Ausgaben statt δέωνται gefunden wird. Wir bemerken auch, dass hier und da die Accentuation, vorzüglich bey den enclitischen Wörtern, eine Verbesserung erlaubt. So *Cyrop.* V, 1. 22. muss des Gegensatzes wegen geschrieben werden: καὶ πρὸς σὲ δέ μοι δοκοῦσι .. und wiederum §. 25.: ὡς σὺν σοὶ μέν. . . VIII, 7. 11. εὐδαιμονίαν δὲ σοὶ ἀλυποτέραν, nicht δέ σοι. Dagegen ist §. 9. καὶ τὴν βασιλείαν μὲ ἤδη statt με fehlerhaft. *Anab.* II, 5. 9. muss wiederum σὺν μὲν γὰρ σοὶ πᾶσα (man schalte μὲν mit den Handschriften ein) ἡμῖν. . und §. 11. καὶ σὲ βουλήσεσθαι. Dagegen §. 14. εἰ δέ τίς σε λυποίη st. δέ τις σὲ zu schreiben ist. Aehnliche Veränderungen fordert *Oeconom.* c. 2, 1. und 12. c. 11, 2. c. 12. 5. c. 20, 29. Endlich möchte man auch noch wünschen, dass auf die grosse Ungleichheit der Orthographie, die sich bis jetzt leider in allen Ausgaben des Xenophons findet, einige Rücksicht genommen worden wäre. Es ist doch gewiss ein Uebelstand, wenn z. B. im *Hiero* c. 6, 2. auf der einen Zeile ξυνῆν und auf der andern darunter συνῆν gelesen wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Gotha, in d. Becker. Buchh.: *Abendstunden im Familienkreise guter und gebildeter Menschen.* Herausgeg. von *Karl Stille.* — *Erster* Band. 1804. VIII u. 350 S. *Zweyter* Bd. 1805. 348 S. 8. (Jeder Bd. 1 Rthlr.)

Diese Beyträge zu einer durchaus reinen und schuldlosen Unterhaltung werden ältern und jüngern Lesern beiderley Geschlechts sehr willkommen seyn. Dass der Vf. seine Moral anziehend zu machen und vorzutragen weiss, ist aus seinen frühern Schriften schon bekannt, an welche sich diese *Abendstunden* würdig anschliessen. Zu dem *ersten* Bande haben, wie der Herausg. in einer Nachschrift sagt, ausser ihm noch der verst. Kreissteuereinnehmer *Weisse*, der Rector *Schollmeyer*, und der Pastor *Griesing* Beyträge geliefert. Die Bilder der Zauberlaterne (vom Herausg.) sind besonders sinnig und unterhaltend, und Pächter Martins kleine Beyträge zur Philosophie fürs Haus — Beyträge zur echten Lebensphilosophie. — Im *zweyten* Bande finden sich einige Aufsätze von Hn. Dr. *Collenbusch* und Hn. Diac. *Schuderoff*, welche den übrigen von den erstgenannten Mitarbeitern nicht nachstehen. Was der Herausg. in der Fortsetzung der Zauberlaterne von dem heutigen Recensenten-Wesen und Unwesen sagt, ist leider in vielen Fällen nur allzuwahr!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam* illustrata a *Benjamin Weiske* etc.

(Fortsetzung der in Num. 150. abgebrochenen Recension.)

Wenn wir bisher dasjenige, was man in kritischer Rücksicht an dieser Ausgabe vermisst, bemerkt haben, so ist es ganz und gar nicht unsre Meinung, ihr dadurch den kritischen Werth abzusprechen, oder die Bemühungen herab zu setzen, die der Herausg. auf die Berichtigung des Textes gewendet hat. Vielmehr hat er an vielen Stellen, wo Schwierigkeiten des Sinnes zu sorgfältiger Betrachtung aufforderten, die kritischen Hülfleistungen andrer richtig geschätzt, selbst scharfsinnige Verbesserungen aufgestellt, und da, wo es ihm nicht gelang das Wahre zu finden, doch meist den Sinn mit glücklicher Divination geahndet. Wir halten es für Pflicht, *einige* der gelungenen Vermuthungen hier anzuführen. *Cyrop.* I, 4. 4. bemerkt er nach ἡσυχαίτερος μὲν ἦν eine Auslassung einiger Worte, die der Gegensatz ἐν δὲ ταῖς συνουσίαις fordert. I, 4. 16. ἐπεθύμησε καὶ αὐτὸς st. ἐπ. αὐτός, aus *Philelphi* Uebers. und dann wieder §. 18. ἃ οἱ πάππος st. ἃ ὁ π. I, 5. 3. bemerkt er wiederum eine Lücke nach τὰ μὲν. . . In demselben Paragraphen muss übrigens τοὺς Μήδους aus den Handschriften und ταῦτα τὰ ἔθνη nach *Fischers* Verbesserung geschrieben werden. IV, 3. 9. ὅσα δεῖ ἵπποις ἔχουσι χρῆσθαι, so liest der Herausg. statt ἵππους, aber mit dem uns unverständlichen Zusatz: *vidi deinde non ita magna cum voluptate in marg. Steph. et in Guelph. a pr. manu* ἵπποις *esse scriptum.* IV, 6. 4. ἆρα βέβληκα μιᾷ δὶς ἐφεξῆς, statt, wie andre, ein ausfüllendes Substantiv für μιᾷ zu suchen, sondert es Hr. *W.* von dem Texte ab, wozu einige Handschriften stimmen, die es auslassen. Doch bleibt dunkel, wie das Wort entstanden, und wir sind deshalb nicht abgeneigt zu glauben, dass es vielleicht ursprünglich νὴ δία geheissen haben könne. V, 2. 25. ἡμᾶς μόνους ἐνόμιζε st. ὑμᾶς. VI, 1. 10. τὰ δ᾽ ἑορτήν. Der Herausg. vermisst etwas vor dem letzten Worte, und unter mehrern bot sich ihm τάδε δ᾽ ἑορτὴν an, wie späterhin *Schneider* in dem Altorf. *Cod.* gefunden hat. VI, 1. 38. εἰ γὰρ γένοιτο . . . ὅ τι ἐγὼ σοὶ ἐν καιρῷ ἂν γενοίμην αὖ χρήσιμος. Mit Recht vermisst der Herausg. dass in dieser Wortverbindung ἐν καιρῷ überflüssig seyn würde, und erklärt daher die Worte αὖ χρήσιμος für ein Glossem. Aber αὖ kann nicht zu einer Glosse gehört haben. Wir vermuthen daher, dass hier, wie noch in einigen andern Stellen des Xenoph. zwey verschiedne Lesarten zusammen geflossen, nämlich: ὅ τι ἐγὼ σοὶ ἐν καιρῷ ἂν γενοίμην und ὅ τι ἐγὼ σοὶ ἂν γενοίμην αὖ χρήσιμος. VII, 1. 2. richtig verbessert hier der Herausg. καὶ παραμηριδίοις (st. παραπλευριδίοις) χαλκοῖς τὰ δ᾽ αὐτὰ ταῦτα παραμηρίδια ἦν καὶ τῷ ἀνδρί statt καὶ παρ. ἦν τῷ ἀ. VII, 3. 17. setzt er die Worte ὁ δὲ Κῦρος . . . φασιν, aus guten Gründen vor den 16. §. Doch bleibt diese Stelle auch so noch entstellt und lückenhaft. — In der *Anabas.* I, 7. 8. hat er zuerst auf die Schwierigkeiten der Worte οἵ τε στρατηγοὶ aufmerksam gemacht. *Schneider* hat sie als unecht bezeichnet. Weniger sind wir I, 8. 6. von der Unechtheit der Worte λέγεται δὲ καὶ τοὺς ἄλλους Πέρσας ψιλαῖς ταῖς κεφαλαῖς ἐν τῷ πολέμῳ διακινδυνεύειν, welche hier eingeklammert sind, überzeugt. Zwar ist es, wie man so gleich zugeben muss, der gemeinen Lesart nach, ungereimt, wenn es erst heisst, die den Kyros umgebende Garde sey durchaus mit Helmen gerüstet gewesen, ihn, den König allein, ausgenommen, der *mit blossem Haupte* focht; und dann gleich darauf: es werde erzählt, *die andern* Perser hätten auch mit blossen Häuptern gestritten. Aber diese Ungereimtheit verschwindet doch, wenn man liest καὶ τοὺς παλαιοὺς Πέρσας. Kyros ahmte der Perser *alte* Sitte nach, die nicht mit Helmen, sondern *mit Tiaren* das Haupt im Kampfe bedeckten. S. *Brisson de R. Pers.* p. 659. nr. XXIV. Diess aber heisst ψιλαῖς ταῖς κεφαλαῖς κινδυνεύειν. wie denn auch Kyros in jener Schlacht diese Hauptbedeckung wirklich trug. *S. Ctesias* beym *Plut. V. Artax.* c. XI. — III, 4. 15. καὶ αἱ ἄλλαι τάξεις st. καὶ ἄλλαι τ. IV, 4. 11. κατακειμένων δέ, ἀλεεινὸν ἦν χιὼν (man schreibe ἡ χιὼν aus dem *Cod. Eton.*) ἐπιπεπτωκυῖα, st. ἐλεεινὸν, was doch einer der Uebersetzer der *Anabasis* in Schutz nimmt. Beide Wörter werden auch beym *Heliodor* I, 1. verwechselt, wo *Coray* S. 2. nachzusehn ist. IV, 7. 7. θᾶττον γὰρ ἄλλως ἀναλώσουσι τοὺς λίθους, statt ἀληθῶς. — Sinnreich ist IV, 8. 27. die Verbesserung ἠγωνίζοντο δὲ παῖδες μὲν στάδιον τῶν Λακεδαιμονίων οἱ πλεῖστοι, statt τῶν αἰχμαλώτων. Doch ihre Zuverlässigkeit zu verbürgen wagen wir nicht. παῖδες können die *Lieblinge* der Soldaten seyn, deren, nach Xenoph. Erzählung, viele waren; und diese stritten nur *im Wettlauf*, der keine besondern Vorübungen forderte; während dass bey den *andern gymnischen* Uebungen Griechen auftraten. Dadurch wäre der Zweifel beantwortet, wie so plötzlich die Barbaren zu diesen Spielen geschickt geworden. Dass aber *Unfreyen* ein Geschäft der *Freyen* verstattet worden, darf in diesem Falle, wo man sich über so viele andre Regeln hinaussetzte, so sehr nicht Wunder nehmen. War doch selbst der Platz nur für den Augenblick,

blick, und ohne alle Vorbereitung gewählt, und, was sonst verboten war, den Weibern das Zuschauen erlaubt: denn dass §. 27. ἑταιρῶν st. ἑταίρων zu schreiben sey, scheint uns unbezweifelt. Ueberhaupt aber zeigt die ganze Schilderung, dass die *augenblickliche Kurzweil*, welche den Zwang verbannt, nicht aber *ein heiliges Geschäft*, dem unverbrüchliche Gesetze zum Grunde liegen, beabsichtigt wurde. V, 6. 12. εἰ μὲν μέλλει πλοῖα ἔσεσθαι, ὡς ἀριθμῷ ἕνα μὴ καταλείπεσθαι. Hr. *W.* versetzt die Worte: ἱκανὰ ἀριθμῷ, ὡς ἕνα μὴ κ, doch zweifelnd, ob nicht ἀριθμῷ ἕνα mit Nachdruck gesagt sey: *ne numero equidem unus*, *nam* ἀριθμὸς *est homo inutilis*. Diesen Zusatz hätten wir hier gern entbehrt. Zu dem folgenden §. vermisst der Herausg. einen Zwischensatz. Wir glauben, dass er von jedem leicht hinzugedacht werden könne. VII, 2. 18. ἐπεὶ δὲ θορύβου . . . καταφανεῖς εἶεν; diesem Satz hilft der Herausg. durch verbesserte Interpunktion auf, indem er richtig bemerkt, dass der Nachsatz mit den Worten ἐπεὶ δὲ ᾔσθετο anfängt. *Histor. Graeca* I, 6. 4. τοῖς ἐκεῖ, καὶ κινδυνεύοιεν, st. τοῖς ἐκεῖ, κινδ, und §. 5. ξυμβουλεύετε τὰ ἄριστα ὑμῖν δοκοῦντα . . II, 3. 29. ὅσῳ πολεμίοις μὲν ἄνθρωποι καὶ σπένδονται st. πολέμιοι. II, 4. 42. Der Herausg. hat diese Stelle nach *Wyttenbachs* annehmlichen Verbesserungen edirt. Da indess κύνας nur aus *Leunclav's* Conjectur in den Text gekommen, und die Handschriften auf mannichfaltige Weise abweichen, so darf man vielleicht vermuthen, dass Xenoph. die Vergleichung gar nicht so ausgeführt; sondern mehr andeutungsweise hingestellt, etwa nur mit den Worten: οὗγε ὥσπερ κλοιῷ δήσαντες, παραδόντες τῷ ἠδικημένῳ τούτῳ δήμῳ, οἴχονται ἀπιόντες, welche sogleich jeden Athenienser an Solon's bekanntes Gesetz erinnern mussten. Das übrige konnte später erklärungsweise hinzugefügt worden seyn. IV, 4. 5. καὶ μητέρες ἰοῦσαι. Hr. *W.* vermuthet ἱκετεύουσαι, mit gefälligem Schein, wenn auch eine Veränderung nicht gerade nothwendig seyn sollte. IV, 4. 6. καὶ εἰ μὲν δύναιντο. IV, 8. 4. ἔστι δὲ οὐχ οὕτως ἔχον, ὡς, εἰ τῇ ν., was ohne Zweifel die leichteste und schicklichste Art ist, die Lücke auszufüllen. Was aber weiterhin von mangelndem Zusammenhange der Rede erinnert wird, scheint uns minder gegründet. Die Worte ἔστι δ' οὐχ . . . ἐχθροὺς ποιεῖν werden vom *Derkyllidas* parenthetisch hinzugefügt, damit, weil *er der Unfälle* erwähnt, die Abydener nicht eine gänzliche Schwäche der Kräfte von Sparta argwohnen möchten. V, 4. 44. οἱ μὲν οὖν πελτασταὶ καὶ ὀλίγοι ὄντες οἱ πρῶτοι. Der Herausg. versetzt die Copula π. ὀλίγοι ὄντες καὶ οἱ πρ. vielleicht kann sie auch doppelt stehn. VI, 2. 27. εὐθὺς μὲν γὰρ τὰ μὲν ἄλλα ἱστία αὐτοῦ κατέλιπεν statt τὰ μεγάλα. VII, 4. 8. den Anfang dieses bis jetzt dunkeln Perioden erhellt die Verwandlung von ὑμῖν in ἡμῖν, und ὑμέτερα in ἡμέτερα. *De Lacedaem. rep.* I, 2. προέχουσαν εὐδαιμονίᾳ τὴν πατρίδα ἀπέδειξεν st. ἐπέδειξεν. II, 12. τὸν τορώτατον τῶν εἰρένων st. ἀῤῥένων, mit *Cragius*, dessen Verbesserung der Aufmerksamkeit seiner Vorgänger entgangen war. II, 15. hierher versetzt der Herausg. zuerst die Worte καὶ τῶν μὲν αὖ παιδικῶν ο. ἐπ. die bisher c. III, 6. gelesen wurden. — X, 7. τοῦτον ἐκεῖ ἀπέδειξε μηδὲ νομίζεσθαι st. μήτε. Auch ἐκεῖ hält er für verdorben, wir glauben mit Recht. Sollte es nicht τοῦτον ἐκεῖνος, *Lykurgus* nämlich, geheissen haben? *de Vectigalibus* II, 1. ἁπάντων ὧνπερ εἶπον st. ὥσπερ. Gleich darauf §. 2. εἰ ἀφέλοιμεν μέν, ὅσα μηδὲν ὠφελοῦντα τὴν πόλιν ἀτιμίας δοκεῖ τοῖς μετοίκοις παρέχειν glaubt Hr. *W.* dass τι nach ἀτιμίας ausgefallen sey; wir würden noch lieber glauben, dass δόξαν vor δοκεῖ verloren gegangen. III, 1. ναυσὶ καλλίστας καὶ ἀσφ. ὑποδ. ἔχει, st. ναῦς. III, 6. οὐδὲν ἄλλο ἢ ψηφίσματα st. οὐδέν, ἀλλὰ ψ. sehr glücklich. IV, 2. οὕτω δὲ πάλαι ὀρυσσομένης st. παλαιά. *Oecon.* I, 15. ὅσοι δὲ τυράννων st. ἀπὸ τυρ. I, 22. καὶ πάνυ γε χαλεπῶν δεσποινῶν st. δεσποτῶν. VI. καὶ ἐπιστήμην κρατίστην τὴν. γεωργίαν, st. κρ. γεωργ. VIII, 4. τοῖς δὲ φίλοις ἀηδέστατον ὁρᾶν st. ἀκλεέστατον, worauf auch *Wyttenb. Bibl. cr.* II, 2. p. 54. gefallen war. XI, 23. der Herausg. hat zuerst erinnert, dass in dem Anfange dieses Paragraphen etwas ausgefallen seyn müsse. Dieses könnten die Worte ἢ πολεμοῦντες gewesen seyn, die nach den Schlussworten des vorigen Satzes ἢ πολεμίους leicht übersehen werden konnten. Diese Beyspiele mögen zur Probe genügen. Doch ist es der Billigkeit gemäss zu erinnern, dass es leicht gewesen, sie zu vermehren, und dass, wenn sich unter den nicht bemerkten, schönere und ausgezeichnetere Proben des Scharfsinns finden sollten, diese von uns, aber nicht aus Mangel an gutem Willen übersehen worden.

Da uns nicht alle kritischen Versuche des gelehrten Herausg. auf gleiche Weise befriedigen: so wollen wir auch einiger Stellen Erwähnung thun, in *denen* wir ihm nicht beypflichten; auch einiger, wo er Mängel oder Dunkelheiten unberührt gelassen. Das letztere ist selten geschehn; eher möchte man sagen, dass es ihm bisweilen begegnet, indem er alles mit allzu grosser Aengstlichkeit prüfte und abwog, Mangel an Klarheit, Unzusammenhang und Lücken zu finden, wo Lesern mit weniger mikroskopischen Augen nichts anstössiges erscheint. Auch Irrthümer, die aus einer solchen Quelle fliessen, gebieten Achtung; und der Beurtheilende fürchtet nicht, diesen zu nahe zu treten, wenn er seine Zweifel äussert.

In der *Cyropädie* I, 2. 26. wird von den Persern gesagt, indem ihre Mässigkeit gerühmt wird, αἰσχρὸν καὶ τὸ ἀποπτύειν καὶ τὸ ἀπομύττεσθαι. Hr. *W.* lobt *Camerarii* Uebersetzung welche *propalam* hinzusetze, indem offenbar der Autor ἐν φανερῷ oder ähnliche Worte hinzugesetzt habe. Jener nahm sein *propalam* aus VIII, 1. 42. wo es allerdings heisst ἐμελέτησε δὲ καὶ ὡς μηδὲ πτύοντες, μηδὲ ἀπομυττόμενοι φανεροὶ εἶεν, ohne dass doch darum eine Verstümmlung unsrer Stelle nothwendig hervorleuchtete. Denn da Xenoph. hinzusetzt, dass die Perser durch grosse Mässigkeit den Feuchtigkeiten ihres Körpers einen andern Ausweg verschafften: so will er wohl nichts anders anzeigen, als dass Ausspucken und Schneuzen an sich, als ein Zeichen unmässigen Lebens betrachtet und für schimpflich gehalten worden. So hat es auch *Varro* verstanden, welcher (beym *Nonius in Siccus*) schrieb: *Persae propter exercitationes pueriles modicas, eam consequuti*

sequuti sunt corporis siccitatem, ut neque spuerent, neque emungerentur, sufflatove corpore essent. — I, 16. 12. die dunkeln Worte ὥσπερ καὶ ὑπὲρ τῆς στρατηγίας sind hier ohne Bemerkung entlassen. *Fischer* und *Schneider* billigten mit Recht *Muretus* Verbesserung καὶ τούτων ὑπὲρ τῆς στρατιᾶς. Da das letzte Wort (der *Cod.* Altorf. liest στρατείας) verschrieben worden war, setzte jemand ὥσπερ καὶ hinzu, um wenigstens einen scheinbaren Sinn zu erkünsteln. II, 1. 5. die Worte: ὁ Βαβυλῶνά τε ἔχων, καὶ τὴν ἄλλην Ἀσσυρίαν möchte er für den Zusatz eines Grammatikers halten, *quia non apparet, cur tale quid Cyro narretur.* Allerdings möchte dem Kyros dieser Zusatz unnöthig gewesen seyn; aber der epische Stil der Geschichte verschmäht ihn nicht. Wie vieles dergleichen haben sich nicht selbst die Tragiker erlaubt! II, 1. 11. ὡς εἰς χεῖρας συμμίξοντας τοῖς πολεμίοις. εἰς, welches *Zeune* auf die Autorität des *Cod. Guelph.* von dem Texte ausschliesst, nimmt der Herausg. in Schutz, weil es dem Erzähler eine Zweydeutigkeit zu vermeiden diene. Diese Zweydeutigkeit leuchtet uns nicht ein. Wenn εἰς von Xenoph. Hand ist, so sind, wie es bisweilen geschehn, (s. *Wyttenb. ad Select. Hist.* p. 414.) zwey verschiedne Wortfügungen von ihm vermischt worden, εἰς χεῖρας ἰέναι und τὰς χεῖρας συμμῖξαι. II, 2. 29. ποίῳ ποτέ σε ἔργῳ ἀνὴρ οὗτος ἀνήρτηται. Der Herausg. zeigt sich, gegen diese treffliche Verbesserung *Murets* und *Leunclavs*, der *vulgata* ἀνήρηται geneigt, fragend, ob nicht Cyrus mit hyperbolischem Scherz ἀναιρεῖσθαι für *enecare amore sui* oder *tollere enecatum et perditum amore* gesagt habe. Gesetzt, man habe so sagen können, würde nicht diese Fortsetzung des Scherzes, mit einer solchen Uebertreibung zumal, die frostigste Ertödung desselben seyn? III, 3. 23. καὶ τὸ λοιπὸν δὲ . . . . ἀνέμενον τοὺς πολεμίους. Hr. *W.* hält diese Stelle für verdorben, indem er einen Satz vermisst, (der unsers Bedünkens in den Worten περιεβάλλοντο πολλὴν καὶ παντοίαν λείαν deutlich enthalten ist) und die Copula vor δῃοῦντες tilgt; wodurch er folgenden Sinn erzwingt: *Etiam postea, quoties castra movebant, etiamsi abundarent rebus necessariis, vastabant agrum et hostes exspectabant.* Hätte Xenoph. dieses ausdrücken wollen, so dürfte er doch wohl eher, zur Vermeidung der Dunkelheit gesagt haben, ἐδῄουν τὴν χώραν, ἀναμένοντες τοὺς πολεμίους. Wir glauben, dass es keiner Veränderung bedürfe, wenn man den Sinn so fasst: sie erwarteten den Feind (den sie ruhig erwarten konnten), denn sie hatten (von den vorigen Plünderungen) alles in Ueberfluss, und plünderten (noch überdiess immer von neuem) das umgebende Land. IV, 2. 22. ermahnt Kyros die Seinigen in begeisterter Rede: sie möchten dem Feinde keine Zeit lassen; er müsse gar nicht glauben, dass er mit Menschen zu thun habe, ἀλλὰ γέῤῥα καὶ κοπίδας καὶ σαγάρεις ἅπαντα καὶ πληγὰς ἥκειν νομιζόντων. Hr. *W.* findet hier keinen Anstoss; *Schneider* aber vermuthet πανταχόθεν ἥκειν. Mit geringerer Veränderung wohl τὰ πάντα. S. *Fischer ad Weller* T. II. 2. S. 193. — V, 2. 34. wo die Wirkungen der Furcht auf eine grosse Menge geschildert werden, bestreitet Hr. *W.* mit Recht die Lesart ἐκ πολλῶν δὲ καὶ πονηρῶν χρωμάτων, ohne uns doch zu überzeugen, dass χρημάτων ohne Fehler sey. V, 3. 12. hält er die Worte τῇ δὲ τῇ χώρᾳ πρόβολον εἶναι τοῦ πολέμου für untergeschoben; wir glauben mit Unrecht; sie hängen mit ἐπιτετειχίσθαι auf das genaueste zusammen. V, 3. 50. καὶ οὐδεὶς τῇ αἰτίᾳ οὔτε αἰσχύνεσθαι, οὔτε φοβεῖσθαι ὁμοίως. Der Herausg. möchte das letzte Wort, das er vergebens zu erklären versucht, an einer andern Stelle lesen. *Schneider* will es mit *Stephanus* in ὅμως umändern, oder gänzlich tilgen. Vielleicht ist ὅλως zu schreiben. V, 4. 17. αὐτοῖς δὲ εἵπετο σὺν τοῖς ἄλλοις, ὡς ᾤετο συμφέρειν. Der Herausg. sagt nicht, wie er die letzten Worte fasst, aber *Schneider* nimmt ὡς für ἕως. Ob diess wohl der attische Sprachgebrauch erlaubt? (S. *Brunk ad Eurip. Phoen.* 89.) Wir meynten ὅσον ᾤετο συμφέρειν. VI, 2. 14. ταῦτα δὴ ὁρῶντες οὐ θαῤῥεῖτε. Weil Kyros vorher nur einiger Fürchtenden Erwähnung gethan hatte, vermuthet der Herausg. ὁρῶν τις οὐ θαῤῥεῖ. Sollte nicht jeder Zuhörer von selbst den Plural in dieser Beschränkung gefasst haben? VI, 3. 17. εἰπόντος δὲ Κύρου, ὅτι τούτων μὲν τοίνυν ἅλις εἴη. Der Herausg. ruft τοίνυν, welches mehrern Ausgaben fehlt, zurück, und hält diese Worte für *oratio recta*, in welchem Falle aber ἂν unentbehrlich scheint. Für τοίνυν möchten wir τανῦν lesen. S. *Koen. ad Greg. Cor.* p. 49. — VIII, 3. 6. καλέσας δὲ τούσδε τοὺς ἐφιππείους. Diese Lesart ruft der Herausg. wieder zurück statt κάσας, wie *Brodaeus* aus *Polluc.* VII. 68. und den nächsten §§. wo κάσα und κάσαν von Xenoph. gebraucht wird, verbessert; ja, er will auch hier καλέσα und καλέσην geschrieben wissen. Da nun aber jedermann begreift, wie bey der ersten Erwähnung dieses Kleidungsstückes die Abschreiber κάσας in καλέσας verschreiben konnten, zumal dieses Wort, von καλεῖν abgeleitet, auch einen Sinn zu geben schien, nicht aber, wie es bey der zweyten und dritten Erwähnung erst habe verschrieben werden können: so fällt es uns schwer, dieser Kritik beyzupflichten. Man vergleiche übrigens *Hesych.* κάσας *et Intrpp.* VIII, 3. 8. verbessert *Hermann ad Viger.* S. 757. ὁ δὲ συμβουλεύσας, ὁπότερος ἂν βελτίων εἴη, καὶ εἰπών, ἥν μου κ., ἔφη, ὅτι . . . Wir suchten den Mangel des *verbi finiti* an einer andern Stelle: ὁπότερος ἂν β. εἴη, ἀπῄει εἰπών . . . . wo die Ursache der Auslassung in die Augen fällt, καὶ konnte dann aus ἀπ entstanden seyn. Die folgenden Worte des Pheraulas verstehen wir so: „Wenn du über mich klagst, dass ich dir die Wahl gelassen habe, und es kömmt der Dienst wieder an mich, so werd' ich mich dann nicht so gefällig gegen dich zeigen." In κατηγορήσῃς liegt eine anmuthige, auch unsrer Sprache nicht fremde Ironie, als ob der Ursache habe zu klagen, der sich einer ausgezeichneten Gunst zu rühmen hat. — In der *Anabasis* I, 9. 15. τοιγαροῦν πολλὴ ἦν ἀφθονία αὐτῷ τῶν ἐθελόντων κινδυνεύειν, ὅπου τις οἴοιτο Κῦρον αἰσθήσεσθαι. αὐτῷ, welches *Zeune* aus den besten Handschriften aufgenommen hatte, stösst Hr. *W.* wieder aus, weil Xenophon geschrieben haben würde ἀφθονία Κύρῳ τῶν ἐθ. . . . οἴοιτο αὐτὸν αἰσθ. Diess wäre allerdings das gewöhnliche gewesen. Aber jene Anordnung hat, bey dem Schein der Nachlässigkeit, eine grössre Emphase, da nach dem Fürwort der Name

mit

mit Bedeutung steht. Nicht anders spricht Xenophon §. 31. ἀποθνήσκοντος γὰρ αὐτοῦ, πάντες οἱ παρ᾽ αὐτὸν φίλοι . . μαχόμενοι ἀπέθανον ὑπὲρ Κύρου. II, 3. 3. καὶ τοῖς ἄλλοις στρατηγοῖς ταῦτα ἔφρασε. Der Vorschlag ταὐτὰ zu schreiben, scheint uns hier und an mehrern andern Stellen unnütz, wo die Structur der Rede die Vorstellung von einer Wiederholung schon involvirt. S. III, 1. 24. V, 1. 3. VII, 2. 2. — II, 5. 39. τοὺς δὲ ἄνδρας αὐτοὺς, οἷς ὤμνυτε, ὡς ἀπολωλέκατε. Hr. *W.* schreibt mit *Zeune* ὧς st. οὕτως, selbst etwas zuverlässigeres wünschend. *Schneider* schliesst die lästige Conjunction, die auch in einem Pariser *Cod.* fehlt, vom Texte aus. Uns schien sie das Ueberbleibsel eines zur Hälfte verloschenen Adverbii: οἷς ὤμνυτε, ἀθέως ἀπολωλέκατε. Die Energie der Rede würde diese Lesart nicht verunstalten. III, 2. 38. τὸ δὲ λοιπὸν . . . βουλευσόμεθα, ὅτι ἂν, ἀεὶ κράτιστον δοκοίη εἶναι. Der Herausgeber wünscht Uebereinstimmung der *Modorum*, und schlägt βουλευσοίμεθα vor, sich nicht erinnernd, dass gerade in dieser Wortfügung, der Indicativus Praesentis oder Futuri gewöhnlich vorausgeht. III, 5. 13. ὥστε οἱ πολέμιοι οὐ προσήλαυνον, ἀλλ' ἐθεῶντο καὶ ὅμοιοι ἦσαν θαυμάζοντες. Sehr gut bemerkt Hr. *W.* dass es nur ein οἷοι nach ἦσαν bedürfe, um der Stelle ihre Integrität wieder zu geben. Eben dieses Wort entdeckte *Porson* in dem verschriebenen ὅμοιοι. IV, 1. 28. εἴ τις καὶ τῶν γυμνητῶν ἢ ταξιαρχῶν ἐθέλοι συμπορεύεσθαι. Hr. *W.* vermuthet τοξοτῶν; aber *Halbkart* zeigt, dass man nur mit dem *Cod. Paris.* ἢ ausstreichen dürfe, um einen untadelhaften Sinn zu gewinnen. γυμνῆτες ταξίαρχοι sind die Anführer der leichten Truppen, wie λοχαγοὶ πελτασταὶ die der Peltasten. Demselben Gelehrten verdankt eine andre Stelle IV, 2. 28. wo Hr. *W.* ein Glossem vermuthete, eine genügende Aufklärung. IV, 5. 13. statt καὶ εἰς τὴν νύκτα ὑπολύοιτο schreibt der Herausg. καὶ εἰ εἰς τὴν ν. weil in einigen Handschriften καὶ εἰ τὴν ν. steht. Der hieraus entstehende Missklang scheint uns unerträglich. V, 5. 20. ἐπεὶ δὲ οὐκ ἀνέῳγον τὰς πύλας ἢ ἡμᾶς οὐκ ἐδέχοντο, αὐτὸ τὸ χωρίον ταύτῃ εἰσελθόντες. So diese Ausgabe; die *Zeunische*, ohne Anzeige einer Variante, εἰς τὸ χ. Aeltere Ausgaben die wir nachschlugen, entbehren die Präposition ebenfalls. Sollte nicht aber αὐτὸ in αὐτοὶ zu verwandeln seyn? Da die Stadt von den Einwohnern nicht geöffnet wurde, so drangen die Griechen *von selbst* ein. VI, 6. 13. Εἰ οὖν οὗτος . . ἡμᾶς Βυζαντίου ἀποκλείσει . . . χαλεπόν ἐστι καὶ μένειν καὶ ἀποπλεῖν· So liest Hr. *W.*, *Zeunen* folgend und dem *Cod. Eton.*, statt ὥστε χαλεπὸν εἶναι. Aber jene Lesart, die sich, unsers Wissens nur in der einzigen Handschrift findet, hat ganz das Ansehn einer willkürlichen Verbesserung, die dem auffallenden Anacoluthon abhelfen sollte. Der Fehler könnte auch wohl in dem Anfange des Perioden liegen, in welchem man ΕΙΟΥΝ nur in ΕΥΘΥΣΟΥΝ zu verändern braucht, um die richtige Wortfügung wieder herzustellen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Hildburghausen*, b. Hanisch W. in Comm.: *Freyes und offenes Glaubensbekenntniss eines aufgeklärten Christen, der auch hoffet selig zu werden.* Verfasst von einem alten Sächsischen Landprediger. 1805. 64 S. 8. (6 gr.) — Der alte sächsische Landprediger, den Rec. lieber für einen jungen Prediger halten möchte, stellt hier ein negatives Glaubensbekenntniss in Hinsicht derjenigen kirchlichen Dogmen auf, die der aufgeklärte Christ nicht glaubt, und auch nicht für biblisch hält. Er glaubt an keine Trinität, keine Gottheit Christi im eigentlichen Sinne, also auch an keine zwey Naturen in Christo, an keine Genugthuung desselben im kirchlichen Sinne, an keine sichtbare Himmelfahrt, an keine Höllenfahrt Christi u. s. w.; auch an keine eigentlichen Wunder und Weissagungen. Da der Glaube ganz subjectiv ist: so bleibt es dem Vf. überlassen, was er seines Theils glauben oder nicht glauben kann: allein dass er seinen Nichtglauben zum Charakter eines *aufgeklärten Christen* machen will, ist ein Irrthum, in den er nicht gerathen seyn würde, wenn er etwas mehr Nachdenken und Umsicht angewandt hätte. Hiernach wären nämlich ein geistreicher *Storr* und andre ihm ähnliche Theologen, die alles, oder doch grösstentheils alles das glaubten, was des Vfs. aufgeklärter Christ nicht glaubt, keine aufgeklärten Christen gewesen, welches zu behaupten eine Absurdität seyn würde. Ein aufgeklärter Gläubiger oder Christ ist vielmehr derjenige, der keinem blinden Glauben zugethan ist, sondern seinen Glauben *mit Gründen* vor sich und seiner Vernunft verantworten zu können glaubt. Sein Glaube ist für ihn ein *wohl gegründeter* Glaube, und er ist auch für andere ein *aufgeklärter* Glaube, wenn er ihnen durch wahrscheinliche Gründe erwiesen wird. Dagegen ist derjenige ein unaufgeklärter Gläubiger, der nicht weiss, warum er etwas glaubt, und der seinen Glauben nicht mit Gründen erweisen kann. Es ist ein grosser Missgriff des gemeinen Lebens, den Unglauben für den Charakter der Aufgeklärtheit in Glaubenssachen zu halten, da der vernünftige Gläubige eben so viel und noch mehr wahrscheinliche Gründe für seinen Glauben anführen kann, als mancher Ungläubige für seinen Unglauben, also jener in der That aufgeklärter heissen muss, als dieser. — Wenn übrigens der Vf. mit einigen der neuesten Theologen einen blossen Scheintod Jesu annimmt: so ist dieser der Geschichte und den Umständen zu Folge gar nicht wahrscheinlich. Eher hätte er eine wirkliche Auferstehung Jesu bezweifeln können, weil seine Erscheinungen nach der Auferstehung sehr auffallend sind, weshalb auch die Theologie einen veränderten verklärten Körper Christi nach der Auferstehung hat annehmen müssen. — Wenn er ferner gegen die Höllenfahrt S. 59. einwendet, dass die biblische Beweisstelle dafür nicht von der Hölle, sondern *von der Höhle des Grabes* handle: so hat er nicht an 1 Petr. 3, 19. gedacht, wonach Christus oder doch wenigstens sein Geist allerdings in den Scheol gefahren ist. So liesse sich auch noch an andern Beyspielen zeigen, dass der Unglaube des Vfs. nicht der aufgeklärteste ist, d. h. nicht auf den bündigsten Gründen beruhet, wenn es hier der Raum erlaubte. Dagegen stimmt Rec. völlig mit dem Schluss dieser Schrift überein, den er noch zuletzt anführen will: „Und nun rufe ich noch allen und jeden zu: *so ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihrs thut. Wer Gott fürchtet und recht thut*, der ist ihm angenehm. *Wer recht thut, der ist gerecht*, und wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit." Diess sind allerdings die Grundsätze, die zur Seligkeit führen: denn einen allein seligmachenden *Glauben* giebt es nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Junius 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Xenophontis Atheniensis scripta in usum lectorum graecis litteris tinctorum Commentariis ad rerum et verborum intelligentiam illustrata a Benjamin Weiske* etc.

(*Beschluss der in Num. 151. abgebrochenen Recension.*)

In der *Hellenischen Geschichte* I, 6. 27. zweifeln wir nicht, dass die Worte ἐπὶ τῇ Μαλέᾳ ἄκρᾳ, ἀντίον τῆς Μιτυλήνης aus dem vorigen Satze zur Unzeit wiederholt sind; wenn aber Hr. *W.* auch den Worten αὗται δ' εἰσὶν ἀντίον τῆς Λέσβου das Verdammungsurtheil spricht, so ist diess wohl mehr, als man bedarf. Etwas weiter hin §. 32. ὅτι ἡ Σπάρτη οὐδὲν μὴ κάκιον οἰκεῖται verwirft *Schneider* das unnütze μή, und *Wolf* verbessert οὐδὲν μὲν κ. Diesen Vorschlag führt Hr. *W.* nicht an, ob er gleich die Verdorbenheit der Stelle anerkennt. Uns scheint *X.* οὐδαμῇ κάκιον geschrieben zu haben. So III, 5. 1. οὐδαμῇ διανοούμενον ἀπιέναι. — II, 1. 8. ἐν ᾗ τὴν χεῖρα ἔχων οὐδὲν ἂν δύναιτο ποιῆσαι. Der Herausg. will ἐν ᾗ ἄν τις, was vielleicht unnöthig ist. Mit derselben Ellipse sagt *Soph. Oed. T.* 314.: ἄνδρα δ' ὠφελεῖν ἀφ' ὧν Ἔχοι τε καὶ δύναιτο κάλλιστος πόνων. Vgl. *Herm. ad Viger.* p. 725. — II, 1. 32. glaubt er, dass vor ἀπέσφαξε etwas ausgefallen, weil Philokles nicht antworte, und auch nicht gesagt werde, dass er es nicht thue. Uns scheint weder das eine noch das andre nöthig. Lysander fragt nicht, um sein Urtheil nach der Antwort zu bestimmen, sondern mit Bitterkeit, um seinen Zorn auszuschütten, und Philokles war, was er auch antworten mochte, zum Tode bestimmt. Auch II, 2. 16. vermuthet er in den Worten τοιούτων δὲ ὄντων eine Auslassung. Aber kann nicht πραγμάτων hier eben so gut hinzugedacht werden, als II, 4. 29. bey οὕτω δὲ προχωρούντων. II, 4. 22. οἱ δὲ λοιποὶ ἄρχοντες, καὶ διὰ τὰ τοιαῦτα προσακούειν, τοὺς μεθ' ἑαυτῶν ἀπήγαγον. Wir glauben weder, dass nach καὶ etwas ausgefallen, noch dass eine Versetzung der Worte nöthig sey. Nach Besiegung der städtischen Armee waren Soldaten zurück geblieben, um die Todten zu begraben. Während dieser Zeit, indem sich die Soldaten beider Heere mischen, ermahnt Kleokritos die Städter zum Frieden. Nach Vollendung des Geschäfts führen die Feldherren die städtischen Truppen, weil sie nichts mehr zu thun haben, und weil sie überdiess diese bedenklichen Aufforderungen hörten, nach Athen zurück. III, 2. 14. πορευόμενοι δὲ καὶ οὗτοι. Die letzten Worte sind ohne Zweifel verderbt. *Morus* glaubte καὶ tilgen zu müssen; Hr. *W.* schlägt καὶ αὐτοὶ vor. Keines von beidem hilft dem Uebel ganz ab. Der Zusammenhang fordert: πορευόμενοι δ' ἑκάτεροι, nämlich Derkyllidas und Pharax. IV, 1. 33. εἰ μή τι . . . ξυλλέξομαι. Der Herausg. schreibt mit *Castalio* ξυλλέξωμαι, um durch den Conjunctiv die Ungewissheit der Sache auszudrücken. Vor allen Dingen hätte dieser Conjunctivus bey εἰ grammatisch gerechtfertigt werden müssen. IV, 8. 12. ἐνόμιζον, εἰ ταῦτα διδάσκοιεν Τιρίβαζον . . . ἢ καὶ ἀποστῆναι ἂν πρὸς ἑαυτοὺς πείσειαν τὸν Τιρίβαζον, ἢ παῦσαι γ' ἂν τὸ Κόνωνος ναυτικὸν τρέφοντα. Die Schwierigkeiten dieser Stelle, über die man vorzüglich *Wolf's* Anmerkungen zu Rathe ziehn muss, dürften durch folgende Verbesserung wohl ziemlich verschwinden: ἢ καὶ ἀ. ἂν πρ. ἑ. πεῖσαι αὐτὸν Τιρίβαζον, ἢ παῦσαί γ' ἂν τὸν τὸ Κ. ν. τρ. Sie hoffen, auf diese Art entweder den Tiribazos zu bewegen, *selbst* zu ihnen überzutreten, oder doch wenigstens den (Pharnabazos), der die Seemacht des Konon unterstützte, davon abzuhalten. IV, 8. 33. ἀντεπεστράτευε, καὶ ἐπορεύετο, καὶ ἐδῄου τὴν χώραν. Dieses Polysyntheton scheint uns nicht ohne Kraft zu seyn, und wir können dem Herausg. nicht beystimmen, welcher statt ἐπορεύετο ein Zeitwort vermisst, dem der Begriff von feindlicher Verwüstung anhänge. Wenn es hiesse πορευόμενος ἐδῄου, so wäre wohl alles ohne Anstoss. Nun aber sagt die Vulgata dasselbe, nur mit grösserer Kraft. In den folgenden Worten: εἴ τι που λαμβάνοι ἀπ' Ἀθηναίων πλοῖον, tilgt Hr. *W.* mit mehrern die Präposition; wie es uns scheint, mit Unrecht. πλοῖον ἀπ' Ἀθηναίων wird hinlänglich durch die Beyspiele geschützt, welche *Wesseling ad Diodor.* IV. 46. p. 289., *Heinrich ad Musaeum* p. 52. anführen. V, 1. 3. οὐδεὶς ἐκεῖνον τῶν στρατιωτῶν ὃς οὐκ ἐδεξιώσατο. Hr. *W.* möchte ὅστις. Aber eben so sagt *Sophocl. Oed. T.* 272.: ἃ σοὶ οὐδεὶς ὃς οὐχὶ τῶν δ' ὀνειδιεῖ τάχα. VI, 3. 8. ὥστ' ἐοίκατε τυραννίσι μᾶλλον ἢ πολιτείαις ἡδόμενοι. billigt er Schneiders Vorschlag ἡδομένοις. Die gemeine Lesart bedarf aber einer kritischen Nachhülfe nicht. S. *Schäfer ad Longum.* S. 367. — VI, 5. 42. ἐλπίζειν δὲ χρή, ὡς ἄνδρας ἀγαθοὺς μᾶλλον ἢ κακοὺς αὐτοὺς γενήσεσθαι. Ueber das müssige ὡς wird hier nichts erinnert; Portus streicht es aus. Vielleicht war es ursprünglich χρὴ ὅμως, ἀ. VII, 4. 20. νομίζοντες, οὕτως ἂν μάλιστα ἀποβαλεῖν τοὺς Ἀρκάδας. Zu den mannigfaltigen Verbessrungsversuchen fügt der Herausg. noch ἀποκαμεῖν, was keinen unbequemen Sinn giebt. Näher aber liegt doch ἀπολαβεῖν: *existimabant, se Arcades sic optime comprehensuros esse, si illi a duabus simul partibus impugnarentur.* S. über diese Bedeutung von ἀπολαμβάνειν *Valken. ad Herod.* p. 724. Der nachlässigere Uebergang von einem Subjecte zu einem andern wird

wird in Xenoph. Stil nicht auffallend seyn. In der *Lobschrift auf den Agesilaus*, die der *Hellenischen Geschichte* als eine schickliche Zugabe folgt, I, 25., wird zu den Worten τοὺς τοξότας ἐπὶ στοίχων ἰόντας nichts erinnert. *Wyttenbach ad Julian. Orat.* I. p. 161. *ed. Lips.* schlägt ἐπὶ σκοπὸν oder ἐπὶ στόχον ἱέντας vor. II, 8. νομίζων ἐκ τῶν τοιούτων ἀνθρώπων προθυμότατα τοῖς πολεμίοις μάχεσθαι, bemerkt der Herausg. ganz richtig den Fehler in ἀνθρώπων und schreibt ἀνθρώπους. Vielleicht richtig. Vielleicht aber schrieb Xenoph. ἐκ τῶν τοιούτων ἂν πρ. τ. π. μάχεσθαι, er hoffe, dass solche Gründe die seinigen am meisten *entflammen würden* mit Bereitwilligkeit zu streiten. Die nächsten Worte: καὶ μέντοι οὐκ ἐψεύσθη, scheinen hinlänglich anzudeuten, dass kein allgemeiner Satz vorausgegangen. Sehr häufig aber sind die Irrthümer, zu denen die Abkürzung von ἄνθρωπος Veranlassung gegeben hat. II, 15. συνελκύσαντες τοὺς τῶν πολεμίων νεκροὺς εἴσω φάλαγγος. Der Herausg. schlägt vor τοὺς ἐκ τῶν πολεμίων ν., welches die Wunde dieser Stelle schwerlich heilt. Wir dachten: τοὺς τῶν ἀπολομένων νεκρούς, *die Leichname der Gebliebenen.* — *Oeconomicus* c. XIII, 14. καὶ οὓς ἂν τοιούτους γνῷ ὄντας, μηδ' ἐπιχειρεῖν ἐπιμελητὰς τούτων τινὰς καθιστάναι. Wir verstehn nicht hinlänglich, wie Hr. *W.* diese Stelle zu retten sucht. Hr. *Schneider* liest ἐπιχειρῶ. Uns bot sich ἐπιχειροίμ' ἂν an, welches, der attischen Urbanität angemessen, auch zugleich die Quelle der Verdorbenheit zeigt. XIII, 16. ὅπως ἐκδιδάσκεις. πῶς mit dem Herausg. zu lesen, hindern uns *Heindorf's* Bemerkungen zu *Plat. Lysis* p. 25. und *Charmid.* p. 101. c. XX. 9. ὅταν τε αὖ διὰ στενοπόρων ἴωσιν, οὐ πάνυ χαλεπὸν εὑρεῖν. . . . Hr. *W.* verwirft die Verneinungspartikel mit Stephanus; und es lässt sich erklären, wie sie entstanden sey. Doch könnte man auch auf ἴωσί που fallen. *Convivium.* II, 9. *Heusde in Spec. crit.* p. 18. liest ῥώμης δὲ καὶ ἰσχύος, worauf auch Lange gefallen ist. Derselbe erinnert S. 90., dass Wyttenbach II, 24. ὥσπερ ὁ μανδραγόρας τοὺς ἄνθρακας st. ἀνθρώπους lese. Man vergl. *T. H. ad Lucian.* T. I. p. 333. *ed. Bip.* — VIII, 17. πρὸς δὲ τούτοις πιστεύῃ, μήτ' ἂν παρά τι ποιήσῃ, μήτ' ἂν ἀμορφότερος γένηται, μειωθῆναι ἂν τὴν φιλίαν. Der Herausg. fühlte, dass, wie man auch die gemeine Lesart παρά τι ποιήσῃ, die noch überdiess durch eine dem Xenoph. ungewöhnliche *Tmesis* auffällt, wenden und erklären möchte, sie doch nie dem Sinne genüge, und setzt mit richtiger Ahndung des Wahren hinzu: *Exspectes hic potius modum alterum quo pulcritudo minui possit.* Diese Erwartung wird befriedigt werden, wenn man liest: μήτ' ἂν παρακμάσῃ, weder wenn er *verblüht*, noch wenn er aus einem andern Grunde seine Schönheit verliert. So §. 13.: ἢν δὲ καὶ ἀμφότεροι (*Heusde in Spec. crit.* p. 114. liest ἀμφοτέρου) στέρξωσι, τὸ μὲν τῆς ὥρας ἄνθος ταχὺ δήπου παρακμάζει. c. IV, 17. οὐδὲ μέντοι ταύτῃ γε ἀτιμαστέον τὸ κάλλος, ὡς ταχὺ παρακμάζον. *Hier.* II, 5. τὸ μὲν οὖν τὸ πλῆθος περὶ τούτου λεληθέναι, ὥσπερ εἶπον, οὐ θαυμάζω. Der Herausg. hat das ungriechische der Redensart λελ. περί τινος nicht berührt. Schwerlich dürfte sie durch ein Beyspiel oder eine Analogie zu rechtfertigen seyn; daher wir vermuthen, dass Xenoph. τὸ μὲν οὖν πλῆθος περὶ τούτου οὐδὲν εἰδέναι geschrieben habe. Wenn ου in οὐδὲν durch die vorhergehende Sylbe verloren gegangen war, so konnte der Rest der Worte ΔΕΝΕΙΔΕΝΑΙ sehr leicht in ΛΕΛΗΘΕΝΑΙ verändert werden. II, 18. οὐδέν τι μᾶλλον τούτου θαῤῥεῖ. Hr. *W.* erklärt den Genitiv durch ἕνεκα. Sollte man aber nicht vielmehr τοῦτο schreiben müssen? So Cyrop. VII, 5. 9. ὃ λέγεται φοβερὸν εἶναι . . τοῦτο μάλιστα θαῤῥεῖτε. Vergl. *Heindorf. ad Plat. Phaedr.* p. 228. — VIII, 10. Von den allen Bürgern so verhassten Söldnern: οὐ γὰρ τυράννοις ἰσοτίμους, ἀλλὰ πλεονεξίας ἕνεκα νομίζουσι τούτους τρέφεσθαι. Die mannichfaltigen Versuche, das verdorbne ἰσοτίμους mit irgend einem Substantivum zu vertauschen, oder die noch mislungern, es zu erklären, werden von dem Herausg. mit Recht gemissbilligt: *optandum est*, setzt er hinzu, *ut vera lectio e codd. proferatur . . . nam vulgata peculiari quadam depravatione videtur orta.* Bis dieser Wunsch erfüllt wird, schlagen wir vor zu lesen: οὐ γὰρ τυράννοις εἰς ὅτι οὖν ἄλλο, ἢ πλ. ἕνεκα. . . Eine ähnliche Verbesserung des Herausg. *de Vectigal.* III, 6. haben wir oben angeführt. Mit noch geringerer Veränderung glauben wir *de Rep. Lacedaem.* c. XII, 5. eine anerkannt verdorbne Stelle herstellen zu können: ὅτι δὲ οὔτε περίπατον, οὔτε δρόμον ἐλάσσω ποιεῖσθαι, ἢ ὅσον ἂν ἡ μόρα ἐφήκῃ, ὅπως μηδεὶς τῶν αὑτοῦ ὅπλων πόῤῥω γίγνηται. Auch hier ahndet Hr. *W.* den richtigen Sinn, indem er vorschlägt, nach ἐλάσσω die Worte οὔτ' αὖ πολλῷ μείζω einzuschalten. Da aber die folgenden Worte hinlänglich zeigen, dass Xenoph. nur habe sagen wollen, wie weit jeder habe gehen *dürfen*, nicht wie weit er habe gehen *müssen*, so glauben wir den Sinn vollkommen herzustellen, wenn wir οὔτε δρόμον ΜΑΣΣΩ ποιεῖσθαι vorschlagen: keiner darf seinen Gang oder Lauf weiter ausdehnen, als seine Mora reicht, um sich nicht zu weit von den Waffen zu entfernen. Dass aber diese Form des Wortes der Sprache *Xenophon's* nicht fremd ist, bezeugt Suidas: μάσσων· μακρότερος. Ξενοφῶν· ἂν μὴ πολὺ μάσσων ὁδὸς ᾖ.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über den *erklärenden* Theil dieser Ausgabe zu sagen, in welchem, ob wir es gleich zuletzt berühren, doch nicht ihr kleinstes Verdienst besteht. Es war des Herausg. vorzüglichstes Bestreben, so viel als möglich, keine Stelle zu übergehn, die einem geübtern Leser Schwierigkeiten darbieten könnte, und zugleich auf die Beurtheilung der Kunst des Schriftstellers im Ganzen, und die Richtigkeit seiner Gedanken im Einzelnen zu leiten. Hiezu dienen zum Theil die ausführlichen, jedem Abschnitte vorgesetzten Argumente, und die bequemern Abschnitte selbst, die er, ohne die alte Eintheilung in Kapitel aufzuheben, dem Zusammenhange der Sachen gemässer eingeführt hat; theils die reichhaltigen Anmerkungen, die mit wenigem Prunke der Worte und gelehrter Ausstattung, das Nothwendige in belehrender Kürze, nicht ohne Schärfung und Erweckung des eignen Nachdenkens, anzuzeigen pflegen. Niemand wird daher diese Ausgabe ohne Nutzen gebrauchen, und überall wird man Gelegenheit fin-

finden, die gewissenhafte Sorgfalt, die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Vfs. zu schätzen. Hierbey darf nicht übersehen werden, dass er sich oft von seinen Vorgängern verlassen sah, wenn ihm ihr Urtheil am erwünschtesten gewesen wäre, und also oft zuerst die Bahn brechen musste, so dass sich ihm das, was er, bey so mannichfaltigen Hülfsmitteln und eignen vorbereitenden Studien, für leicht gehalten hatte, während der Arbeit selbst mit den grössten Schwierigkeiten und den beschwerlichsten Dornen umzog. Ein billiger Beurtheiler wird diesen Umstand nicht übersehn, und wenn er den Erklärungen des Herausg. bisweilen den Beyfall versagt, so wird er nicht vergessen, dass er ihnen weit öfter Aufklärung und Belehrung verdankt.

Es ist aber hauptsächlich Ein Fehler, den wir, so wie bey dem kritischen Verfahren des verdienstvollen Herausg.; so auch in seinen Erklärungen am häufigsten wahrnehmen, dass er von seinem Schriftsteller eine übergrose Deutlichkeit fordert, ihm nichts schenken will, alles daher mit der dialectische Wage prüft, und darüber seinen natürlichen und gesunden Blick, so wie sein Gefühl des Schönen trübt und verwirrt. Wir wollen hiervon einige Beyspiele anführen, wie sie uns in die Augen fallen. Cyrop. II, 4. 15., wo Astyages den jagenden Kyros beobachtet, τὸν δέ τινα καὶ ἐπαινοῦντα αὐτὸν ἠσθάνετο οὐδ' ὁπωστιοῦν φθονερῶς, vermisste Hr. *W.* etwas bey dem Worte ἠσθάνετο, das ihm nach εὐφραίνετο und ἥδετο zu unbedeutend schien. Diese scharfsinnige Bemerkung veranlasst ihn die Worte οὐδὲ φθονερῶς mit ἠσθάνετο zu verbinden, wodurch, unsers Bedünkens, ein weit grösserer Nachtheil entsteht. Nach dieser Erklärung soll οὐδ' ὁπωστιοῦν φθονερῶς bedeuten *cum magno favore*, so wie οὐδεὶς φθόνος *libenter* bedeutet; welches hier der Zusatz von ὁπωστιοῦν nicht erlaubt. Auch war es wohl der Bemerkung werth, wenn Kyros biederherzig und frey andre Knaben *ohne die geringste Missgunst* rühmte (S. II, 3. 12.), nicht aber konnte dasselbe vom Astyages gesagt werden. Und sollte nicht ἠσθάνετο ganz füglich mit einiger Emphase bedeuten: *es blieb ihm nicht unbemerkt?* wo jeder weitere Zusatz, ob mit Billigung oder Missbilligung, unnütz war. Cyrop. IV, 2. 28. schildert der Schriftsteller die Wirkung, welche der Anblick des persischen Heeres bey den Lydiern hervorgebracht: τῶν δὲ πολεμίων . . . οἱ μὲν ἐθαύμαζον τὰ ὁρώμενα, οἱ δὲ ἐγίγνωσκον ἤδη, οἱ δὲ ἤγγελλον. . . Hr. *W.* tadelt hier mehreres, unter andern auch, *non satis apparere, cur tantum mirati quidam, non terrore percussi dicantur; praesertim cum ante dictum sit* (§. 21.) *fore, ut quidam (prae terrore ac stupore) nec supplicare, nec fugere possint.* Was Kyros, um den Muth der Seinigen zu erhöhen, mit Verachtung des Feindes, voraus verkündigt, muss wohl nicht nothwendig nach seiner ganzen Ausdehnung in Erfüllung gehn. Uebrigens schildert hier Xenoph. die Empfindungen des Heeres, wie er soll, in richtiger Ordnung mit lebendiger Kraft. Zuerst seine *Verwunderung*, da man noch nicht recht weiss, was man sieht; dann das *deutlichere Erkennen;* dann die Verbreitung der Nachricht und ihre Wirkung. Nicht anders ist die Folge L. V, 4. 7. ὁ δὲ Κῦρος τὸ μὲν πρῶτον ἐθαύμασεν· ὡς δ' ἔγνω τὸ πρᾶγμα. . . Cyrop. VII, 3. 8. als Kyros zum Abradatas tritt mit rührender Anrede, ἅμα ἐδεξιοῦτο αὐτόν, καὶ ἡ χεὶρ τοῦ νεκροῦ ἐπηκολούθησεν. Diese Mischung des unerwartet Schrecklichen mit dem Rührenden hat den Alten ein ruhmwürdiges Beyspiel von Pathetischem geschienen; aber der Herausg. urtheilt anders, indem er sagt: *sed nimis tetrum et horridum praebet animo spectaculum, ut, si res vera est, malim fere silentio praetermissam; sin ficta, non magis feliciter, meo quidem sensu, ficta sit, quam si in theatro Medea coram populo pueros trucidet.* So wird also auch, um bey diesem Beyspiel zu bleiben, die *Erzählung* jenes Kindermordes in des Euripides Trauerspiel, noch mehr die *Beschreibung* von Oedipus Blendung beym Sophokles, auf die sogar die eigne Erscheinung des von Blut triefenden folgt, und endlich alle Schilderungen von Mord und Wunden, mit denen die Iliade angefüllt ist, tadelnswerth seyn! — In der *Anabasis* I, 5. 16. verwandelt der Commentator die Vorstellungen des Kyros an die entzweyten Griechen in heftige Drohungen, als ob er sage: *se vel cum paucis hos seditione distractos, ni ab incepto desistant, adoriturum, ut ipse sine dubio concidatur.* Von einer solchen Drohung war Kyros, unsers Bedünkens, weit entfernt; aber die *für ihn* und *die Griechen* nothwendigen Folgen des Zwistes stellt er mit Nachdruck dar. Die Worte ἐν τῇδε τῇ ἡμέρᾳ ἐμέ τε κατακεκόψεσθαι sind eine, in allen Sprachen gewöhnliche, Hyperbel, um das unvermeidliche einer Folge zu bezeichnen; weiter hin aber muss in den Worten, die dieses Urtheil begründen sollen, βάρβαροι πολεμιώτεροι ἡμῖν ἔσονται τῶν παρὰ βασιλεῖ ὄντων, vielleicht ὑμῖν gelesen werden. Dann ist der Sinn ohne alle Verworrenheit: „Wenn ihr gegen einander die Waffen ergreift, so glaubt, dass ich an demselben Tage ein Opfer des Schwertes bin, und ihr nicht lange nach mir. Denn wenn es mir unglücklich geht, so werden diese Barbaren (meines Heeres), die ihr hier um euch seht, feindlicher gegen euch seyn, als die Soldaten des Königs." In den *Histor. Gr.* VII, 1. 38. argumentirt der Commentar bey dem Spotte jenes Arkadiers über den bekannten goldenen Platanus des persischen Königs: ἐπεὶ καὶ τὴν ὑμνουμένην ἂν χρυσῆν πλάτανον οὐχ ἱκανὴν ἔφη εἶναι τέττιγι σκιὰν παρέχειν, womit der hyperbolisirende Spötter doch wohl nichts anders als die Kleinheit und Erbärmlichkeit dieses so oft, als Beweis grossen Reichthums, angeführten Kunstwerks verhöhnen wollte. Der Commentar aber sagt: *sententiae acumen interpretes neglexerunt: de quo mihi sic videtur: platanus est ex arboribus, quae maxime propter umbram expetuntur: cicadae autem frequenter versantur in arboribus. Quod vero cicadae, non aviculae cujusdam, hic maxime fit mentio, id opinor spectare ad Athenienses, qui cicadarum quasdam imagines gestabant in ornamentis capitis. De sensu totius Allegoriae magis etiam dubito: sed tamen hunc esse opinor: maximas illas divitias et luculenta inde Timagorae data dona non posse (aut potuisse) eundem tutum praestare.* Wozu ist es nöthig,

nach

nach einer Allegorie umzuschaun, da der Geschichtschreiber die Meinung des Redenden mit den Worten: τὸ τῶν χρημάτων πλῆθος ἀλαζονείαν αὐτῷ δοκεῖν εἶναι, so deutlich angezeigt hat? — Nicht zu billigen scheint uns auch der Tadel der Kürze in des jungfräulich-sittsamen Autolykos Worten: *Conviv.* c. IV, 13. p. 122., so wie die Ausdeutung mancher Scherze, wie *Cyrop.* II, 2. 16. IV, 1. 23. und VIII, 4. 22., wo der Schriftsteller wiederum getadelt wird, die Tendenz des Scherzes nicht durch irgend ein bestimmtes Wort gedeutet zu haben.

Wir bemerken noch, dass dem *sechsten* Bande, ausser den schon oben erwähnten kritischen Zugaben, die aus mehrern Handschriften gesammelten Varianten aus der sehr seltnen lateinischen Uebersetzung der *Cyropädie* von *Julius Gabrielius Eugubinus* (Venet. 1569.), über welchen die Vorrede zum VI. Bande schätzbare literarische Nachrichten ertheilt, und zwey brauchbare Register der Worte und Sachen angehängt sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in Comm. b. Hirschfeld: *Jugendphantasieen.* Herausgegeben von *J. G. Petrick* u. *K. G. Prätzel.* 1805. 219 S. 8.

Beide Vf. verrathen Anlage zur Dichtkunst; aber sie gehören mehr zu den leidenden Gränz-Genie's, wie sich *Richter* in seiner Vorschule ausdrückt, also zu denen, die mehr sagen *wollen*, als sie sagen *können.* Bey fortgesetzter Bildung könnte jedoch der Damm durchbrochen werden, und sie zu mehrerer Klarheit kommen. Hr. *Petrick* sagt unter andern vom Schicksal:

> Hoch über den Welten in *purpurner* Nacht,
> Im unermesslichen Raum
> Waltet schweigend des Schicksals Macht,
> Und *brütet im schrecklichen Traum,*
> Und rüttelt furchtbar im finstern Schosse
> Die Welten und der Menschheit Lose.

Da sollte den armen Menschen fast bange werden! Es scheint, als habe *Schiller's* Taucher dem Vf. bey diesem phantastischen Griff in den unermesslichen Raum vorgeschwebt. Wenigstens *die purpurne Nacht* mag er von ihm entlehnt haben, die aber im Meeresgrunde denkbarer, als über den Welten ist. Auch die Ausdrücke: *Das Unglück schreitet schnell; was tief aus der Tiefe der Seele stammt, das plaudert die Zunge nicht;* ferner: *es sprizzet zum Himmel den wüthenden Geifer; es rauschen die Wasser all' von hinnen; das Auge starrt verlassen in die Gräber nieder, seine theuern Geliebten kehren nimmer wieder,* u. s. w., sind — mehr oder weniger — *Schiller'sche* Purpurlappen, die der Vf. auf seinen Mantel geflickt hat. — Hr. *Prätzel* scheint mehr *Bürger* zum Vorbild genommen zu haben. Seine Muse verräth indess eine gewisse Laune, die ihr eigenthümlich zu seyn scheint. Nur sinkt diese zuweilen zu Plattheiten herab, z. B. wenn es heisst:

> Willst du der Dichter bunte Zahl vermehren,
> So lass dich, Freund, nicht *Klopstocks* Flammenstrahl,
> Nicht hüpfende (?) Hexameter bethören,
> Die *Voss* dem greisen Mäoniden *stahl,* (So?)
> Verweile nie bey *Ramlers Stachelbeeren,*
> In *Schillers bunt gefleckten* Musensaal, u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Harlem,* b. Loosjes: *Proeve, om de Verheffing van het diep vervallen Fabrykwezen te vereenigen met de belangen van den Koophandel, Zeevart en Landbouw.* Door *Pieter Vreede.* 1802. 60 S. gr. 8. (12 Str. holl. oder 8 gr.) — Dieser wohlgerathene *Versuch, das tiefgesunkene* (holländische) *Fabrikwesen wieder zu erheben und die Angelegenheiten des Handels, der Schifffahrt und der Landwirthschaft* (dieses Landes) *damit zu vereinigen,* wurde durch eine im Anfange des Jahres 1802. erschienenes Schrift: *Vrye beschouwing van gedaane Voorstellen en verzoeken, om, gelyk men zegt, ter aanmoedeging van onze inlandsche Fabryken, den invoer van buitenlandsche Manufacturen tegen te gaan en te belemmeren,* das bey echt patriotisch gesinnten Holländern viele Sensation erregte, veranlasst. Gegen den Vf. jener *freyen Betrachtung* etc. sucht Hr. *V.* anschaulich zu machen, dass ein Volk, welches bloss im Besitze eines grossen Handels mit auswärtigen Producten wäre, ohne Fabriken und Landwirthschaft zu haben, eben so sehr mit der Zeit in Unthätigkeit gerathen und die geringe Volksklasse gleichsam an den Bettelstab bringen würde, wie es in Spanien seitdem der Fall gewesen, dass es die Gold- und Silber-Bergwerke in Peru und Mexiko durchwühlt und gleichsam allen Eifer für die Beförderung seiner National-Producte in der europäischen Heimath erstickt habe. England sey, wie bekannt, dadurch reich und mächtig worden, dass es Fabriken und Landwirthschaft, im strengsten Sinne des Wortes, mit dem allgemeinen Welthandel zu Lande und zur See, seit etwa zwey Jahrhunderten verbunden habe. In dieser Rücksicht bleibe, unter den gegenwärtigen Umständen Hollands, nichts anders übrig, als dem rühmlichen Beyspiele der Deutschen und Engländer in diesem Punkte zu folgen, damit man nicht nöthig habe, sich von diesen beiden Völkern ausschliesslich kleiden zu lassen. Zwar wusste der Vf. zu gut, dass der Arbeitslohn, in Betracht der herrschenden Theurung in Holland, fast noch einmal so hoch, wie in Deutschland komme; dagegen hätten die Holländer auch die rohen Producte, die zu den Manufakturen und Fabrikaten erfordert würden, aus der ersten Hand, und gewönnen durch directe Verarbeitung derselben zum Theil dasjenige selbst, was sie gegen den Werklohn der Deutschen verlieren müssten. Ueberdiess würde das Opfer eines höher bezahlten Tagelohnes an ihre eigene Fabrikanten nicht so gross als der Schade im Ganzen seyn. Nachdem nun Hr. *V.* alle Einwürfe für und wider das Anlegen, oder Erweitern der schon seit mehreren Jahrhunderten zum Theil noch bestehenden Fabriken erwogen und aufgelöset hat, zeigt er mit vieler Einsicht als das Resultat seiner Untersuchung, dass die Land- und Viehwirthschaft, zumal in Rücksicht des Flachs- und Hanfbaues, auch der Schafzucht, möglichst verbessert und erweitert, und sonach der Grundstein zum Wiederaufleben der holländischen Fabriken gelegt werde, wozu die Ereignisse im Anfange des Jahres 1807. gleichsam die eiserne Nothwendigkeit zeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Junius 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. N. Soc. Buch- u. Kunsth.: *Epigrammatische Anthologie.* Herausg. von *Carl Julius Schütz.* 1806. *Erster* Theil. XIV u. 296 S. gr. 12 (1 Rthlr.)

Der Titel dieser Anthologie, die sich ihrer Gestalt und Bestimmung nach, ganz genau an *Matthissons lyrische Anthologie* anschliesst, und auch gewiss den Freunden derselben ein willkommener Pendant seyn wird, ist, gleich dem Titel dieser, zu allgemein: denn er besagt nicht, dass hier bloss *deutsche* Epigramme gesammelt worden. In der Vorrede aber heisst es S. VII.: „Die deutsche Literatur ist in dieser kleinen Dichtungsart fast reichhaltiger als irgend eine andere; desto verdienstlicher schien mir eine *klassische Auswahl*; welche unsere sämmtlichen Epigrammatisten, von *Opitz* an, der, obwohl er als solcher meist nur Uebersetzer war, doch auch mit *dieser* Gattung unsere Poesie zuerst bereichert hat, bis zu den Dichtern der Xenien, umfasste."

Ueber Begriff und Umfang des *Epigramms* selbst hat der Herausg. sich zwar nicht ausdrücklich erklärt, das als Motto auf die Rückseite des Titelblattes gesetzte Epigramm *Klopstocks* auf das Epigramm lässt aber erwarten, dass er sich nicht bloss innerhalb der Sphäre des satirischen Epigramms halten wolle. Mit Recht, indem wir, besonders seit *Herder* jene zarte Blüthe des griechischen Epigramms unter uns bekannter machte, an ähnlichen, theils lieblich heitern, theils sanft rührenden, Erzeugnissen eines gemüthlichen poetischen Lebens so reich geworden sind, dass eine Blumenlese davon nicht nur möglich, sondern selbst zur Ehre unserer Literatur und unsers — Gemüths zu wünschen ist. Nichts desto weniger dürfte aber doch eine strengere Auswahl hier zu treffen seyn, als selbst *Herder* bey seiner griechischen Sammlung traf: denn *Lessing* ist durch *Herder* noch gar nicht widerlegt. Folgende Stelle *Lessings* dürfte vornehmlich hier zu beherzigen seyn: „Was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schliesst, das wird doch wohl ein Sinngedicht heissen können? — Warum sollte es ein Sinngedicht heissen, wenn es etwas weit besseres heissen kann?" Oder auch — setzt Rec. hinzu — etwas weit anderes heissen muss? — Es ist nicht zu läugnen, dass auch der Herausg., wie einst *Herder*, manches aufgenommen hat, was mehr *Spruch* ist als Epigramm. Aber, kann der Herausg. sagen, sich auf *Herder* berufend: „Wir Deutschen sind vorzüglich reich an Sinnsprüchen, die uns statt wahrer Epigramme gelten. Unter den dreytausend Sinngedichten, die *Logau* gedichtet hat, werden sich wahrscheinlich drittehalb tausend Sinnsprüche finden, die vom wahren Epigramme wohl nichts als etwa die Kürze und den scharfsinnigen Ausdruck haben dürften." Hierüber werden wir weiter unten unsere Meinung sagen.

Nicht aber bloss Epigramme, sondern eine *Anthologie* von Epigrammen bietet uns der Herausg. dar. Diess berechtigt uns, eine Sammlung des vorzüglich Schönen, eine, wie er selbst sagt, klassische Auswahl zu erwarten. Rec. muss bekennen, dass er hier fast durchgehends seine Erwartung befriedigt sah. Nur wenige Stücke wünschte er *nicht* aufgenommen, als er die Sammlung zuerst durchlas; als er sie nachher vergleichend las, kam ihm nur bey *Wernicke* und *Logau* der Wunsch, diess oder jenes Stück *mehr* aufgenommen zu sehen: der Herausg., muss man also gestehen, hat mit feinem Geschmacke gewählt.

Mit dem Verdienst einer geschmackvollen Wahl aber nicht begnügt, hat er zu diesem auch noch das andere der nachhelfenden verbessernden Kritik gefügt. Der erste Dichter, auf den wir beym Aufschlagen der Anthologie stossen, mag uns die Beyspiele liefern, ob wir das Alte oder das Neue lieber möchten. — *Andr. Gryphius* ist es, der uns in die Hand fällt.

Auf den Albin. *Original.*

Albinus bittet mich schier jeden Tag zu Gaste;
Warum dann komm' ich nicht? Weil ich nicht gerne faste.

Gastfreyheit. *Anthologie.*

Albinus bittet mich schier jeden Tag zu Gaste;
Ich komme nicht. Warum? Weil ich nicht gerne faste.

Eine kleine, aber sehr gute Aenderung, denn, abgerechnet die Sprache, erhält durch sie das Ganze mehr Handlung und Leben, wird dramatischer.

An Flora. — *Original.*

Du zeuchst als Jungfer auf, und *meinst* uns zu betrügen;
Dein Kind spricht noch kein Wort, und straft dich dennoch Lügen.

Die Jungfrau. — *Anthologie.*

Sie tritt als Jungfer auf, und glaubt uns zu betrügen?
Ihr Kind spricht noch kein Wort, und straft sie dennoch Lügen.

An Cassandra. — *Original.*

Ihr wünscht nur eigen Lob von meiner Faust zu lesen,
Ihr seid die Schönheit selbst *Cassandra doch gewesen.*

Dichter-Galanterie. — Anthologie.

Ihr wünschet Euer Lob von meiner *Hand* zu lesen?
„Ihr seid die Schönheit selbst, *Aurelie*, — *gewesen*."

An Eugenien. — Original.

Den Spiegel schenk' ich Euch, O Spiegel höchster Zucht,
In dem ihr schauen mögt, was ich bisher gesucht.
Kann jemand euch was mehr, Wohl-edle Jungfrau, geben,
Als diess *in dem ihr euch seht gehn und stehn und leben?*
Doch könnt ihr, wenn ihr gebt *was ich so hoch* begehrt,
Mir geben, *was in euch mir doppelt mich gewährt.*

An Eugenie.

Bey Ueberreichung eines Spiegels. *Anthologie.*

Nichts Schönres weiss ich dir, Eugenie, zu geben,
Als diess, *worin du siehst dich selber blühn und leben.*
Auch *du* kannst, wenn du giebst, *was mein Gemüth begehrt*,
Mir Etwas geben, was mich *doppelt* mir gewährt.

An diesen Beyspielen sey es genug. Die letzte Veränderung ist eine der grössten, die der Herausg. gemacht hat, und kann also um so mehr zum Beweise dienen, dass er durchgehends mit schonender Behutsamkeit dabey verfahren sey. Die meisten Veränderungen betreffen bloss einzelnen Ausdruck und Stellung, oft nur die Interpunction, oder die, meist bloss in *Namen* bestehende, Ueberschrift, wodurch aber sehr häufig das ganze Epigramm gewonnen hat. In fast keinem Falle wird man das Alte wieder gegen das Neue vertauschen wollen, und darum der eben so scharfsinnigen als glücklichen Kritik des Herausg. gerechten Beyfall nicht versagen, denn sie trägt zur Erhöhung unsers Vergnügens nicht wenig bey.

Nun fragt sich aber, ob der Herausg. bloss Vergnügen, oder auch Unterricht beabsichtigt habe? Wenn auch den *letzten*, wie sich aus der chronologischen Ordnung der Dichter, die er beobachtet hat, schliessen lässt, wodurch diese Sammlung vor jeder andern, die mehr zufällig als planmässig entstanden ist, einen nicht geringen Vorzug erhält; so kann er Ansprüche erregen, die zu befriedigen er vielleicht nicht willens war: denn gesetzt, es fiele einem ein, diese Sammlung nun als Historiker der deutschen Poesie zu benutzen, würde dieser nicht verlangen, die Originale mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt zu finden, da ihm das Verfehlte so wichtig wie das Gelungene ist, und das Veraltete ihm durch keine noch so treffliche Verbesserung vergütet werden kann? In diesem Falle aber dürfte der Herausg. wahrscheinlich einen Unterschied machen zwischen dem gelehrten Historiker der Poesie und dem Liebhaber derselben, für welchen letztern sein Werk bestimmt sey. Jener muss ohnehin, wenn er nicht bloss den Geist des Dichters will kennen lernen, die Originale haben, für diesen, wenn sein Wisstrieb noch nicht befriedigt seyn sollte, ist hinlänglich dadurch gesorgt, dass der Herausg., was von *Matthisson* nicht geschehen ist, vor jedem Dichter eine kurze Notiz von dessen Leben und Schriften mitgetheilt hat; man ist also angewiesen, vergleichen zu können, sobald man dazu Neigung hat. Ohne alle Zuziehung der Originale aber ist die Sammlung reichhaltig genug, *um den Geist der Dichter daraus erkennen, und die allmälige Ausbildung dieser Dichtart unter uns und ihre erlittenen Veränderungen beurtheilen zu können.* In *dieser* Hinsicht ist denn auch zu rechtfertigen, dass der Herausg. sich nicht streng an eine Theorie des Epigramms, auch die erschöpfendste nicht, gebunden hat, denn, vorausgesetzt, *dass nur jedesmal die Dichter selbst das Aufgenommene für ein Epigramm gegeben haben*, lernen wir dann zugleich daraus, was von Zeit zu Zeit als Epigramm *galt*, und wie es nach und nach andere Gestalt und Farbe annahm. Sehr wünschenswerth dürfte darum gewesen seyn, dass der Herausg. von denen, die auch *über* das Epigramm geschrieben haben, ihre Meinungen mitgetheilt hätte. Vielleicht wollte er nur nicht von seinem Vorgänger, Hn. *Matthisson*, abweichen. Abweichungen, wie die vorgeschlagenen, dürften aber wohl eben so wenig abschrecken, als die, welche Rec. noch vorschlagen will. Der Herausg. hat einige Epigrammendichter gänzlich übergangen, z. B. *Grevelinger*, *Homburg*, *Hofmannswaldau*, *Günther*, *Canitz*, *Haller*, und mochte dazu seine guten Gründe haben, weil ihm um klassische Auswahl zu thun war: aber sie nennen, kurze Notizen von ihnen geben, und seine Gründe, warum er von ihnen nichts mitgetheilt, anführen, möchte er doch. Rec. glaubt, dass dieses die Nützlichkeit der Sammlung noch erhöhen würde.

Die Dichter, von denen hier Epigramme mitgetheilt worden, sind: 1) *Opitz*, 2) *Weckherlin*, 3) *Zeiler*, 4) *Olearius*, 5) *Flemming*, 6) *Logau*, 7) *Tscherning*, 8) *Andr.* und 9) *Chr. Gryph*, 10) *Wernike*, 11) *Hagedorn*, 12) *Kleist*, 13) *Ewald*, 14) *Lessing*. Wir wollen nach der Reihe, wie sie hier aufgeführt sind, von jedem, ausser *Kleist*, *Hagedorn* und *Lessing*, etwas zur Probe mittheilen.

1. *Grabschrift eines Bettlers.*

Ich lebte ohne Haus; todt hab' ich eins dahier;
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin ich reich dafür;
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist meine Ruh'.
Im Leben ging ich bloss, und jetzt deckt man mich zu.

2. *Auf einen schlechten Redner.*

Du hast alles Volk bewegt, wie du zu reden angefangen,
Alle die dich nur gehört, sind augenblicks davon gegangen!

3. *Warnung.*

Vertraue deinem Feinde nicht,
Wie sauer oder süss er spricht.

4. *Beschützer.*

Es wird doch Niemand sich der Eulen Schutz ergeben,
Wenn auch schon in der Welt kein Adler sollte leben.

5. *Bey Erbrechung eines Briefes* der Geliebten in Gegenwart seiner Freunde.

Wofür seht ihr diess an, ihr Mitgesellen ihr?
Für eine blosse Schrift? für schlechte Wort und Grüsse?
Nein, nicht so! Weit gefehlt! Auf diesem Blättlein hier
Ist jeder Buchstab süss, sind alle Sylben Küsse.

6. *Unsere Zeit.*

Die Alten kommen fröhlich singen,
Von grossen deutschen Heldendingen,

Die

Die ihre Väter ausgeübt.
Wenn Gott nach *Uns* ja Kinder giebt,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

6. *Das Zeitalter.*

Unsre Welt ist Schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul!
Will sie Gott zu Ehren bringen
Muss er sie durch Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Fluth,
Diese Welt erfordert Gluth.

6. *Der May.*

Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

7. *Das Alter.*

Das *Herz* wird kühl sobald
Das Alter 's *Haupt* ergreift;
Wenn's auf dem Berge reift,
Ist's in dem Thale kalt.

8. *An den Autor des Trauerspiels Crösus.*

Dein Crösus rührt uns nicht; er würde kaum bewegen,
Wenn man im Ernst dich selbst sollt' auf den Holzstoss legen.

9. *Geist der Zeit.*

Die Esel wollen jetzt zu Pferden,
Die Frösche zu Delphinen werden;
Die Eule greift den Adler an,
Der Sperling trotzt den Nachtigallen;
Ein Spiel, das kurze Zeit gefallen,
Unmöglich aber dauern kann.

10. *Auf ein modisches Sonnett.*

Der Abschnitt? gut! der Vers? fliesst wohl! der Reim? geschickt!
Die Wort'? in Ordnung! Nichts als der Verstand *verrückt!*

10. *Die moderne Poesie.*

Zwar les' ich selten fort vom Anfang bis ans Ende,
Doch klopf' ich lachend in die Hände,
Und denk', es sind nicht schlechte Sachen;
Aus Narrenschellen sich ein Glockenspiel zu machen.

13. *La Rose.*

La Rose nahm ein Buch des Leibnitz in die Hand,
Und schalt die Deutschen dumm, da er es nicht verstand.

13. *Die Verführung.*

Das erste Weib ward durch den Teufel,
Durchs Weib der erste Mann verführt;
Seitdem hat stets die Frau der Teufel,
Den Mann die Frau regiert.

Jedes der ausgehobenen Stücke spricht ziemlich treu den Charakter des Dichters aus; *Opitz* gemüthvoll; *Weckherlin* witzig; *Zeiler* spruchreich; *Olearius* erfahrner Verstand; *Flemming* zärtliche Galanterie; *Logau* beissend, sarkastisch, vielgewandt; *Tscherning* Lebensbeobachter; die *Gryphe* kräftiger Spott; *Wernicke* lachender Scherz, scharfes Salz, männlicher Schlag; *Ewald* naiv, voll drolliger Einfälle, feiner Wendungen. — Zugleich läfst diese Auswahl *auf den Geist des Ganzen* schliessen, der bis hierher herrscht: das satirische Epigramm hat das Uebergewicht, des verständigen Spottes ist aber mehr als des muthwilligen, und mehr Gemüth und Mannheit als bloss tändelnder Scherz. Reichthum genug; es fragt sich aber: ob wir doch wirklich *so* reich sind, als der Herausg. uns hält? Das Entlehnte nämlich ist noch nicht unser. Von *Opitz* gesteht der Herausg. das Entlehnen zu, aber die andern haben nicht weniger entlehnt als dieser schlesische *Bodmer*, und selbst von dem, der die Sammlung schliesst, von dem gewiss an Witz sehr reichen *Lessing* würde sich zeigen lassen, dass vielleicht kaum ein Dutzend Epigramme völlig sein eigen sind. Es ist freylich misslich über das Eigenthumsrecht eines witzigen Einfalls zu streiten, da die Spätern vielleicht nirgends so gegründet sagen können, als hier: *pereant, qui nostra ante nos dixerunt!* Manche sind indess offenbar fremdes Eigenthum, z. B. S. 60. N. 3. gehört *Owen* an. S. 34. N. 2. ist dasselbe Epigramm. Rec. führt *dieses* darum an, weil es an letzterer Stelle *Weckherlin* zugeschrieben ist, da es doch, so viel er weiss, ebenfalls wie das erste *Flemmingen* gehört. (So ist auch aus Versehen N. 3. S. 34. *Weckherlin* zugeschrieben, was *Morhofen* gehört.) — Desto unbedingter unterschreibt Rec. folgende Aeusserung in der Vorrede S. X. flg.: „Mehrere dieser Epigramme haben *eine so überraschende Anwendbarkeit auf unsere Tage*, denen überhaupt mancher alte deutsche Satiriker zurück zu wünschen wäre, dass ich nicht unterlassen konnte, es auch in ihrer Ueberschrift, wo die ursprüngliche nichtssagend war, durch eine kleine Variante anzudeuten, wie *zeitgemäss* sie sind. Denn auch *das* ist in dem Zwecke dieser Sammlung, es ihren Lesern recht fühlbar zu machen, wie sehr diese leidige Zeit, die, mit dem kräftigen Sinngedichte des wackern *Logau* zu reden, unsere Nachkommen einmal nicht werden besingen, wohl aber beheulen können, des *Witzes* bedarf, und wie sehr es ihr daran gebricht."

LITERATURGESCHICHTE.

UPSALA: *Catalogus librorum Bibliothecae Academiae Upsaliensis.* Sectio prior. (ohne Jahrz.) 1040 S. 4.

Endlich ist der *erste* Theil eines Werks ausgegeben, das lange erwartet ward und woran bereits seit vielen Jahren gedruckt ist. Es fehlt auch noch ein Haupttitel, so wie eine Vorrede, die über den Plan und die Art der Einrichtung Rechenschaft ablegt. Da die Bibliothek zu Upsala die erste in Schweden und in frühern Zeiten aus der Kriegsbeute mancher Länder bereichert ist, so muss jedem Literator die Erscheinung ihres Catalogs, den wir dem Fleisse des Hn. Bibliothekars und Prof. *Aurivillius* verdanken, höchst willkommen seyn. Wenn gleich manches Hauptbuch, fast in allen Fächern der Literatur, vermisst wird und andere, wie es aus leicht begreiflichen Ursachen mit den meisten Theilen der Rechtswissenschaft der Fall ist, nur kärglich besetzt sind, so gehört diese Büchersammlung doch im Ganzen zu den vorzüglichsten Europas: man findet die Classiker fast aller Nationen, und selbst in den Redekünsten; die meisten Dichter der Franzosen, Italiäner, Engländer, Deutschen, selbst mehrere span., holländ. und dänische sind in guten Ausgaben vorhanden. Ein vorzügliches Hülfsmittel ist dieser Catalog aber für die Kenntniss der schwed. Literatur, die beynahe vollständig zu seyn scheir

scheint. Die *erste* Abtheil. enthält ein alphabetisches Verzeichniss der Bücher, deren Vf. sich genannt haben oder sonst bekannt sind: im letzten Falle ist die Bemerkung *An.* hinzugefügt: die Pseudonymen sind zwar meistens unter dem falschen Namen aufgeführt, doch ist der rechte in Klammern beygefügt. Dissertationen sind nicht angegeben: nur bey schwed. Gelehrten sind einige namentlich (Rec. weiss nicht, welche Regel der Vf. hierin befolgt haben mag) und die übrigen bloss im Allgemeinen bemerkt; da vorauszusetzen ist, dass Upsala alle schwed. Diss. besitzt, so hätte Hr. *A.* sie, unserm Bedünken nach, ganz weglassen, dagegen aber zugleich eine Fortsetzung des *Lidén*schen Catalogs (der 1778. und 1779 zu Upsala in 2 Octavbänden erschien) und die wenn wir uns nicht irren, den Upsalaschen Bibliothekaren von Amtswegen obliegt, entweder besonders, oder wenn diess die Kosten unmöglich machten, als ein Supplement zu dem Bibliothekscatalog liefern sollen: so erbärmlich ein grosser Theil der Dissertationen auch ist, die jährlich die Noth auf den schwed. Universitäten erzeugt, so wichtig ist doch im Ganzen dieser Zweig der schwed. Literatur: sie enthält gewissermassen das Wichtigste, was die ersten Gelehrten des Reichs (statt vieler andern nennen wir nur einen *Ihre*, *Thunberg*, *Porthan*, *Norberg*) für die Wissenschaften geleistet haben und wird leider zu oft übersehen. Es werden nur die Bücher, die bis zum Jahr 1796 vorhanden waren, aufgezählt: wenigstens ist dem Rec. kein neueres Werk aufgestossen. Hin und wieder, wiewohl selten, sind literarische Bemerkungen hinzugefügt: z. B. bey *Marsden's catalogue of dictionaries* etc. London. 1796. *Hujus editionis* LXII *tantum exemplaria impressa sunt.* S. 1011 folgt das Verzeichniss der Musicalien; die Universität besitzt eine ziemliche Anzahl von den Meisterwerken älterer und neuerer Componisten und manches dürfte für die Geschichte der Musik von Wichtigkeit seyn. Der Druck ist ziemlich ökonomisch und die verschiedenen Ausgaben, Uebersetzungen von einem Schriftsteller, sind mit Abkürzungen unabgesetzt bemerkt: Numern sind nicht beygefügt, daher sich auch die Zahl der Bände, die die Bibliothek enthält, nicht bestimmen lässt. Vermuthlich wird in der *zweyten* Abtheil. ein nach den Materien eingerichtetes Verzeichniss derjenigen Bücher, deren Vf. ganz unbekannt sind, Sammlungen, die nicht einen Urheber haben, z. B. der Memoiren der Akademieen der Wissenschaften, Zeitschriften, gelehrten Zeitungen u. s. w. geliefert: Rec. schliesst diess aus den hin und wieder vorkommenden Hinweisungen auf solche allgemeine Artikel z. B. itineraria, eine Einrichtung, die uns sehr unbequem scheint und wovon wir den Grund nicht einsehen können. — Wir wünschen, dass die Fortsetzung dieses nützlichen und den Literatoren aller Länder willkommenen Werks bald und rascher, als bis jetzt, erfolgen, und Hr. *A.* zugleich einen räsonnirenden Catalog der handschriftlichen Schätze der Bibliothek liefern möge, der er mit so vielem Ruhme vorsteht. Vielleicht dürfte unser Wunsch durch einen schnellern Absatz der *ersten* Abtheil. am leichtesten erreicht werden, und dazu würde nicht wenig beytragen, wenn eine *gute* deutsche Buchhandlung sich entschliessen wollte, eine Partie Exemplare in Commission zu nehmen.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Hallein*, b. Laurent: *Kleine Naturlehre und Naturgeschichte für Kinder.* Von einem Freunde der Jugend. 1805. 70 S. 8. (3 gr.) — Solcher Jugendfreunde, als der Vf. ist, wird unsere Jugend mit grossem Vortheile entbehren können. Es ist eine der erbärmlichsten Handarbeiten, die er uns liefert, wie wir sie in grosser Zahl haben, und gegen welche die Kritik nie zu scharf seyn kann. — Auf 70 Seiten, so viel! und noch dazu mit Einwebung von Gedichten z. B. des *Claudius*'schen Liedes vom Reisen (nach der Ueberschrift: „*Abgekürzt vom Hn. Claudius*" sollte man glauben, *Claudius* selbst sey nicht der Vf., sondern der Abkürzer). — In der Naturlehre die vierzehn und eine halbe Seite begreift, lernen wir, dass das Wasser in „*Meer- oder Seewasser*, — *Erdewasser* — und *Luftwasser*" (er meint ohne Zweifel *danziger Luftwasser*) abgetheilt werde; dass das Brunnenwasser den Menschen friedlich mache (da wird der ewige Friede nicht mehr weit seyn: denn es geht überall stark aufs Wassertrinken los) dass „*das Thau mit Salzschwefel vermischt ist;*" dass sich in allen Körpern Feuer befindet; (es muss doch die Körper nicht sogar leicht verzehren können!) dass die Sonne die Metalle erzeugt; dass die Sterne uns (ach wie lieblich kindlich!) wie kleine Lämpchen vorkommen. Dieser Abschnitt schliesst mit der pathetischen Nachrede: „betrachtet oft, in heitern Nächten die unzähligen Himmelskörper, die *über euern* Häuptern — — — dahinschwimmen." — Der Vf. will nur das *bekannteste* erwähnen; (welches er treulich gehalten hat) daher enthält das Thierreich unter den Säugthieren, Fledermaus, Ratte, Hausmaus, Katze, Hund, Pferd (bey welchem der Vf. sich als Versifex zeigt) Rind, Schaf, Ziege und Schwein; und damit hat er die Säugthiere abgethan. Unter den Vögeln, sind Haushahn und Henne, durch Ueberschriften sorgfältig getrennt; die Nachtigall singt nur darum Abends und Morgens und in der Nacht; weil sie Menschen und Thiere fürchtet; das Rothkehlchen trägt Blätter auf todte Leichname. — die Spinnen (bey den Insecten) kann man „*ohne Gefahr verbeissen und verschlingen,*" wobey wir eine gesegnete Mahlzeit dienstfreundlichst anzuwünschen, uns keinesweges entbrechen mögen. — — Die Würmer füllen 16 Zeilen und eben so viel Zeilen macht die herzbrechend einfältige moralische Apostrophe, womit der Vf. die Kinder vom Thierquälen abzuhalten sucht, wie er denn in Moralien sehr stark ist. — Im Pflanzenreiche haben die Bäume 11 Zeilen — und — sieh wie sorgfältig! — das Holz insonderheit noch 7 Zeilen. Dann kommt *eine* Seite von den nützlichen Feldfrüchten, und dann auf 11 Seiten die Giftpflanzen — das Beste im Buche, wenn anders etwas guts darin wäre. — Endlich die Mineralien, unter welchen das Glas mit aufgeführt wird, und die Steine, wobey Marmor, Kalksteine und Schiefer gar klüglich unterschieden werden; auf 7[1] Seite. Der Vf. will scharf beurtheilt seyn, aber nicht einseitig. Anlangend das Erstere, wird zwar der Vf. glauben, es sey hier geschehen, aber Rec. glaubt es nicht; das zweyte betreffend, werden beide eben so entgegen gesetzter Meinung seyn! — „Um mich fasslich zu machen, heisst es in der Vorrede, musst ich mich aller Hypothesen, und aller Entwicklung scharfsinniger Systeme enthalten;" welches gar höchlich zu bedauern ist; ein scharfsinniges System von diesem Vf. wäre doch sehr wünschenswerth!!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. Junius 1807.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Nürnberg, b. Raw: *Des Tiruwalluwer Gedichte und Denksprüche.* Aus der Tamulischen Sprache übersetzt von *Aug. Friedr. Cämmerer*, d. Weltw. Doctor und kön. dän. Missionar in Trankenbar. 1803. 192 S. 8. (12 gr.)

Das Verdienst der von Halle nach Indien gegangenen Missionarien, ihre Nebenstunden zu Bekanntmachung der dortigen Gelehrsamkeit anzuwenden, ist von Anfang herein grösser, als es insgemein anerkannt wird. *Ziegenbalg*, *Walter* und *B. Schulz* haben schon in den ältern gedruckten Berichten und noch bereit liegenden Handschriften manche schöne Nachrichten gegeben, und manches alte Vorurtheil berichtigt; aber sie wurden zu wenig benutzt, und öfters wurde nachher, bey *Dow*, *Sonnerat* und *Jones* als neue Aufklärung angepriesen, was jene längst vorher auch, und wohl noch besser und genauer, gesagt hatten. Da sich also jetzt nächst Hn. *John* auch Hr. *C.* als würdiger Nachfolger an jene nur zu sehr verkannten verdienstvollen Männer anschliesst: so verdient sein Unternehmen überhaupt die Aufmunterung des öffentlichen Beyfalls. Seine Auswahl unter einer Menge Schriftsteller ist zuerst auf ein berühmtes, etwa 900 Jahr altes, Lehrgedicht gefallen, welches von den Indiern sehr hoch verehrt wird, dem europäischen Geschmack aber schwerlich allgemein behagen möchte. Die Einleitung enthält eine dichterische, abenteuerliche und wunderbare Erzählung von der Herkunft des Verfassers, welche als feine Spötterey über das Unwesen der Absonderung der verschiedenen Stände bey den Indiern Aufmerksamkeit verdient. Er war nämlich der Sohn eines Braminen Perali, welchen sein Vater Wilamoli von Jugend auf sorgfältig erzog, und in allen Wissenschaften unterrichtete. Da aber der Vater einmal einen hellleuchtenden Stern auf ein Haus in einem Parreierdorfe niederfallen sah, worin eben ein Mädchen geboren war: so sah er im Weissagergeiste voraus, dass dieses dereinst mit dem Sohne verheirathet werden würde. Dieses bevorstehende Unglück des ganzen Geschlechts klagte er den übrigen Braminen, verschwieg aber die Besorgniss wegen seines Sohnes, aus Furcht, sogleich von der Zunft ausgeschlossen zu werden. Sie liessen also gleich den Vater des Mädchens kommen, thaten ihm Vorstellung darüber, und er war auch so ehrerbietig, das Kind zum Opfer herzugeben, welches sie gleich hinrichten wollten, auf Wilamoli's milderen Rath aber in einer Schachtel auf einen heiligen Fluss aussetzten. So schwamm es in einer andern Gegend ans Land, und ward von einem kinderlosen Braminen erzogen. Der junge Perali war indessen erwachsen, ging als heiliger Philosoph auf Reisen, ward in dem Hause jenes Braminen wohl aufgenommen, und mit der vermeinten Tochter verheirathet. Er erkannte sie aber nach mehrern Jahren einer glücklichen Ehe an einem Mahlzeichen für das ausgesetzte Kind, und verliess sie. Der Pflegevater glaubte, sie müsste durch eine Beleidigung Ursach gegeben haben, und befahl ihr, ihm zu folgen, um ihn zu versöhnen und zurück zu bringen, oder bey ihm zu bleiben. Sie fand ihn auch unterweges, und that alles Mögliche; aber vergebens, er blieb unerbittlich, und nach einigen Tagen, da sie fest schlief, ging er wieder heimlich davon. Sie getrauete sich nun nicht wieder zum Vater, und ward aus Mitleiden von einem andern Braminen wieder als Kind aufgenommen. Nach dessen Tode erbte sie auch mit den leiblichen Kindern so viel, dass sie ein Ruhehaus für Pilgrimme bauete, sie unentgeldlich mit Milch und Früchten bewirthete, und oft mit der Erzählung ihrer Schicksale unterhielt. Nach einigen Jahren kehrte auch ihr Mann da ein, und erkannte sie nach ihrer erzählten Lebensgeschichte, ward unruhig und konnte gar nicht schlafen, ging aber doch früh, ohne ein Wort zu sagen, davon. Sie ward darüber niedergeschlagen, glaubte ihn beleidigt oder nicht hinlänglich nach seiner Erwartung bewirthet zu haben, ging ihm nach und bat um Vergebung, indem sie sagte, er mache es ja fast wie ihr gewesener Mann. Dieses rührte ihn endlich, die tugendhafte Unschuldige wieder anzunehmen, und sie versprach ihm Gehorsam und Treue, wovon sie auch die schwere Probe ablegte, auf seinen Befehl ihre sieben Kinder im Walde auszusetzen. Dieses waren drey Söhne und vier Töchter, alle nachher grosse Weise und Gelehrte, daher schon damals jedes ihr zum Abschiede einen gelehrten Trostspruch sagte; z. B.: Gott erhalte ja den Frosch in Steinritzen, belebe das Innere des hartschaligen Eyes, bilde feine Adern in Pflanzen, schaffe saure, süsse, bittere und schmackhafte Früchte u. s. w. Es ward eins von einem König, eins von einem Korbflechter, Braminen, Abtrittsfeger u. s. w. aufgenommen, und von der einen Tochter Aweiar haben wir auch eine Sammlung Denksprüche schon ins Deutsche übersetzt. Der jüngste Sohn *Tiruwalluwer* lernte bey einem Parreier das Weben, und da er erwachsen war, ging er, um eine gute Frau zu finden, mit Reis und Früchten von Dorf zu Dorf, und bat die Mädchen um Zubereitung eines Gerichts, ward aber überall abgewiesen, bis endlich ein junges Mädchen sich freywil-

willig dazu erbot, welches er denn auch fogleich heirathete. Nach einiger Zeit reiste er nach Madurei, wo der König ein Freund der Gelehrfamkeit war, und Weltweife mit einander um den Preis wetteiferten. In diefer Abficht fchrieb er das Buch von 1330 Verfen, wovon aber Hr. *C.* die letzten 260 über den Eheftand wegen ihres fchmutzigen Inhalts nicht mit überfetzt hat. — Gleich im Anfange findet fich ein greller Abftich der Demuth, womit der Dichter die Hülfe des Gottes Pulleiar anfleht, gegen den Stolz der Verficherung, dafs, wer fein Gedicht gefafst habe, gar keiner andern Weisheit bedürfe, und alle Fragen beantworten könne. Dem Inhalt nach gehört das Meifte zur Sittenlehre und Lebensklugheit für alle Menfchen überhaupt. Ohne weiter Ordnung nach den Gegenftänden zu beobachten, find immer 10 Sprüche unter eine gemeinfame Ueberfchrift gebracht, z. B. Hoheit der Weifen, häusliches Glück, Gaftmale, Dankbarkeit, Geduld, böfe Nachrede und Gefchwätz, Erkenntlichkeit, Wohlthätigkeit, heiliges Leben, Diebftahl, Wahrheit, Zorn, Todtfchlag, Verläugnung, Freundfchaft, Eigenfinn, Unzucht, Trunk, Spiel, Arzneymittel, Adel, Geiz, Ackerbau, Armuth u. f. w. Die Grundfätze an fich felbft haben meiftens das Gepräge der Wahrheit, und Hr. *C.* vergleicht fie hin und wieder mit Ausfprüchen Chrifti und Pauli. Der Vortrag zeigt mehr gefunden Verftand als gefälligen Witz oder Scharffinn, und das Dichterifche mufs aufser dem Silbenmafs der Grundfprache nur etwa in einigen Gleichniffen gefucht werden. Bisweilen macht auch die Eigenthümlichkeit indifcher Lehren einen widrigen Eindruck, z. B. S. 46.: „Es ift ein grofses Verbrechen, einem Gefchöpfe das Leben zu nehmen, um deffen Fleifch zu geniefsen; das Gegentheil nenne ich wahre Liebe, die man einem jeden fchuldig ift." Noch feltfamer aber mufs die braminifche Naturphilofophie auffallen z. B. S. 3.: „Wenn es nicht regnet, fo mufs der Reichthum und Segen des weiten und unermefslichen Meeres abnehmen, er befteht in Perlen und Corallen. Im Sonntag des Maymonats, wenn der 15te Stern des Bärenhüters erfcheint und ein Regen kommt, wird die Perle erzeugt; wenn der 11te Stern des Löwen erfcheint und Regen erfolgt, wird die Koralle erzeugt; daher folgt, dafs ohne Regen die Pracht des Meeres verfchwindet."

Befonders handelt ein gröfserer Abfchnitt S. 66 — 130., doch auch nicht ohne Einfchiebung allgemeiner Hauptftücke, von den Pflichten und Klugheitsregeln der Könige, Staatsmänner, Gefandten und Feldherrn, z. B. gehörige Zeit und Ort zu wählen, geprüfte treue Diener in Gefchäften zu gebrauchen, wachfam, gerecht, gütig und freundlich, mit Fleifs und Thätigkeit, und felbst im Unglück ftandhaft zu handeln. Freymüthig, und ohne die fonst den Morgenländern oft eigene knechtifche Furcht und Zurückhaltung, wird darüber gefprochen, und mancher gute Grundfatz aufgeftellt; aber die gebrauchten Bilder fallen bisweilen in das Unedle oder zu Niedrige. So wird z. B. der König mit einer Krähe verglichen, welche die Eule bey Tage angreift, bey gefundenem Frafs fchreiet, um auch die ihrigen zu verforgen; mit einem Storch, der ganz einfältig und gleichfam fchlafend am Ufer auf die Fifche lauert; mit einem *dummen* Büffel, der auch bey fchlimmem Wege feine Laft fortbringt; der Feldherr mit einer Katze, vor deren Anblick eine Menge Mäufe laufen was fie können u. dgl. S. 116. wird deutlich des Vergröfserungsglafes erwähnt, und diefes wäre alfo eine Merkwürdigkeit für die Gefchichte der Erfindungen, wenn es mit dem angeblichen Alter des Dichters feine Richtigkeit hätte.

CLASSISCHE LITERATUR.

MAGDEBURG, b. Keil: *Encyklopädie der claffifchen Alterthumskunde;* ein Lehrbuch für die obern Claffen gelehrter Schulen; von *Joh. Chr. Ludw. Schaaff,* Lehrer am Pädagogium zu Lieben Frauen in Magdeburg. *Erfter* Theil. 1806. XVI u. 363 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Bey dem ihm anvertrauten Unterrichte in der claffifchen Alterthumskunde, während eines halbjährigen Curfus, hatte der Vf. eine Zeit lang das *Efchenburg*fche Handbuch der claffifchen Literatur zum Grunde gelegt. Eine durch fortgefetztes Studium der Quellen und Hülfsmittel veränderte Anficht, verbunden mit den wechfelnden Bedürfniffen feiner Schüler, machte ihn auf mehrere Abänderungen, fowohl im Plane, als in deffen Ausführung aufmerkfam, und veranlafste ihn zu der eignen Abfaffung diefes Lehrbuchs, wobey ihm befonders der Rath und die Erinnerungen des Probfts und Schulraths *Rötger* behülflich wurden. Bey der Gefchichte der claffifchen Literatur war es feine Abficht, eine nach Zeitaltern geordnete Ueberficht des ganzen Ganges der gelehrten Cultur der Griechen und Römer zu liefern, und dabey überall den gegenfeitigen Einflufs der politifchen Begebenheiten und der Literatur bemerkbar zu machen. Er wählte daher die Anordnung der Schriftfteller nach den einzelnen Zweigen der Wiffenfchaften, jedoch mit möglichfter Beybehaltung der Zeitfolge. Ohne einige Unbequemlichkeit ift diefe Behandlungsart nicht, ob fie gleich den Vortheil gewährt, die Schriftfteller der nämlichen Gattung beyfammen zu finden, und, was in jeder geleiftet ift, beffer zu überfehen. Denn es giebt der alten Autoren nicht wenige, die verfchiedenartige Werke geliefert haben, und deren Anführung daher wiederholt werden mufste. Auch waren bey den Alten felbft jene Gattungen nicht fo fcharf abgegränzt, wie es erft durch die fpäterhin entftandenen theoretifchen Gränzbeftimmungen der Fall wurde. Die Gefchichte der griechifchen Literatur ift von dem Vf. in fechs Perioden getheilt, wovon die letzte bis zur Eroberung Conftantinopels geht; und die römifche Literatur in fünf Zeiträume, bis zur Regierung des Romulus Auguftulus. Jeder Periode ift ein kurzer Abrifs der politifchen Begebenheiten und des Zuftandes der Cultur, der Sprache und der Literatur

ratur vorausgeschickt. Der auf diese summarische Darstellung verwendete Fleiss und die Benutzung der besten neuern Aufklärungen und Hülfsmittel, sind unverkennbar; und die Charakterisirungen der Schriftsteller sind, bey aller Kürze, meistens treffend und fruchtbar genug, um die darin gegebenen Winke zur weitern Ausführung des Lehrers zu benutzen, dem auch fast überall die besten Quellen näherer Belehrung nachgewiesen sind. Die sogenannten Schulautoren gehören glücklicherweise zu den wichtigsten Schriftstellern ihrer Nation, und bey ihnen mussten selbst subjective Rücksichten eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung veranlassen; aus ihnen wurden auch die wichtigsten Citate entlehnt, um dem Schüler zu zweckmässiger Benutzung der Quellen Gelegenheit zu geben. Bey den bibliographischen Notizen schränkte sich der Vf. auf die Anzeige der Hauptausgaben ein, und fügte die Angabe einer oder einiger Handausgaben, Erläuterungsschriften und Uebersetzungen hinzu. Im Ganzen kann man gewiss auch in dieser Rücksicht mit der getroffenen Auswahl zufrieden seyn; dass hierin nicht durchaus gleiches Verhältniss und gleiche relative Vollständigkeit beobachtet werden konnte, war unvermeidlich. Ohne hier berichtigen, ergänzen, oder an Auslassungen erinnern zu wollen, schränkt sich Rec. auf einige zufällige kleine Bemerkungen ein.

Archilochos wird S. 20. Erfinder des Jamben genannt, vielleicht mit Hinsicht auf den bekannten Vers des Horaz:

Archilochum proprio rabies armavit jambo,

wo aber das *proprio* wohl nur von dem Eigenthümlichen und Schicklichen des Jamben für die Satire zu verstehen seyn möchte. — Die äsopische Fabel hätte S. 24. wohl etwas bestimmter, als durch „lehrreiche und witzige Einfälle" bezeichnet werden sollen. — An Beobachtung der Zeit- und Orts-Einheit war zur Zeit des *Aeschylus* noch nicht gedacht; es lässt sich also (S. 30.) nur sehr uneigentlich sagen, dass er diese Einheiten *vernachlässigt* habe. — Die *Parabasen* in der alten Komödie der Griechen wären S. 34. nicht bloss zu nennen, sondern mit wenig Worten zu erklären gewesen. Diess Nämliche fand Rec. öfter zu wünschen Gelegenheit, wo die blossen Winke und Andeutungen nicht jedem Lehrer genügen möchten. — Bey der S. 48. angeführten Schrift *Bentley's* über die Briefe des *Phalaris* war auch die seines Gegners *Boyle* nicht zu übergehen. — S. 70. wird gesagt, man sey mehr über den Verfasser des Parischen Chronikons, als über dessen Echtheit verschiedener Meinung. Es ist aber diese letztere vornehmlich, die am umständlichsten und scharfsinnigsten vor 20 Jahren von einem Engländer *Robertson* bestritten, und von *Hewlett* vertheidigt wurde. Die angeführte Schrift des Prof. *Wagner* aber ist nicht, wie hier stehet, nach dem Englischen von *Chandler's* Ausgabe dieser Chronik, sondern eine durch *Robertson's* Bestreitung ihrer Echtheit veranlasste eigene Untersuchung und Widerlegung. — Der Charakter und die Vielseitigkeit des *Epigramms* wird durch die S. 80. gegebene Erklärung: „Ausdruck der Lehre oder der Empfindung bey einem gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstande" nicht erschöpft. — *Ovid's* Verwandlungen werden S. 150. eine durch den Faden der Chronologie *kunstlos* verbundene Reihe mythischer Erzählung genannt." Die Anreihung derselben ist doch wohl mehr künstlich, als immer natürlich genug, und ihr anderweitiger Werth hätte nicht verdient, übergangen zu werden. — Dergleichen Kleinigkeiten liessen sich mehrere anmerken; sie benehmen aber dem Werthe des Ganzen nichts, dessen Behandlung überall einen nicht bloss mit so mannichfachen Notizen, sondern auch mit ihren Gegenständen und den vornehmsten Hülfsquellen genau bekannten und überaus fleissigen Sammler und reifen Beurtheiler verräth. Uebrigens ist beiden Hauptabschnitten eine wohl geordnete *chronologische Uebersicht* angehängt.

Nicht weniger Empfehlung verdient der *zweyte* Theil dieses *ersten* Bandes, welcher einen lehrreichen Grundriss der *Mythologie der Griechen und Römer* enthält. Mit Recht bemerkt der Vf., dass wir an Hülfsmitteln dieses Studiums zwar Ueberfluss, aber auch Mangel haben, weil viele der trefflichsten Bemerkungen in beyläufig gegebenen Winken bestehen, andere aber in Streitschriften verborgen sind, und noch andere nur in Beziehung auf gewisse Hypothesen als Wahrheit gelten wollen. Bey der Ausarbeitung nahm der Vf. stets auf die neuerlich gemachten Forderungen Rücksicht, so wie sie namentlich von *Siebelis* aufgestellt sind. Gleich in der Einleitung wird die Entstehungsart und der verschiedene Charakter der Mythen bey den Griechen und ihrer Aufnahme bey den Römern sehr gut entwickelt. Von der classischen Mythologie oder der Fabellehre giebt er den sehr richtigen Begriff: sie sey eine historisch-philosophisch geordnete Sammlung alles dessen, was der sich bildende Grieche und Römer empfand, dachte und erfuhr, so weit diess aus den noch vorhandenen Sagen erkennbar ist, nebst einer Darstellung der Veränderungen in diesen Sagen durch verschiedene Zeitalter. Mit zweckmässiger, wirklich musterhafter, Aussonderung des Nothwendigsten und allgemein Brauchbarsten, und zur Beförderung des Verständnisses der Hauptschriftsteller des Alterthums, hat der Vf. die vornehmsten mythischen Vorstellungen, mit steter Rücksicht auf ihre allmälige Ausbildung, abgehandelt, die Hauptstellen aus den Classikern nachgewiesen, und die vorzüglichsten Abbildungen derselben namhaft gemacht. Auch sind Proben von Deutungen einzelner Mythen angegeben, um zu zeigen, wie gelehrte Alterthumskenner den wahrscheinlichen Ursprung und Sinn derselben zu erforschen gesucht haben. Im *ersten* Theile wird mit der *mythischen Kosmologie* der Anfang gemacht, zuerst in Ansehung der Welt- und Länderkunde, und dann der theo-kosmogenischen Versuche der Griechen; im *zweyten* folgt die eigentliche *Götterlehre*; im *dritten* die *Heldensage*, mit vorausgehender Urgeschichte des Menschengeschlechts, nach altgriechisch-mythischer Vorstellungsart. Rec. hat Beruf und Veranlassung gehabt, mit den meisten neuern zahl-

zahlreichen Verfuchen mythologifcher Lehrbücher fich bekannt zu machen; keines von allen aber fand er fo trefflich auf das Bedürfnifs der Zeit und des jugendlichen Unterrichts berechnet, als das gegenwärtige. Uebrigens verfpricht der Vf. im *zweyten* Theile diefes Lehrbuchs das Wiffenwürdigfte aus den griechifchen und römifchen Alterthümern und aus der Archäologie abzuhandeln.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Oehmigke: *La Henriade.* Avec des Notes historiques à l'usage des premières Classes des Collèges. Publiée par *J. G. Müchler.* — *Troisième* édition corrigée et augmentée. 1805. 156 S. 8. *Vie de Voltaire.* V S. Nebft einer Préface. (10 gr.)

Die beiden erftern Ausgaben find Rec. nicht zu Geficht gekommen, daher er auch über die Zuläffigkeit des der angezeigten *dritten* Ausgabe beygelegten Prädicates: *augmentée*, nicht mehr fagen kann, als was der franzöfifche Vorredner, Hr. *Mila*, der zugleich Herausgeber ift, darüber felbft mitzutheilen für gut gefunden hat, nämlich dafs er eine fkizzirte Biographie über *Voltaire* hinzugefügt, und die Noten, welche in andern Editionen der *Henriade* gewöhnlich am Schluffe derfelben ftehen, fogleich unter den Text gefetzt hat. Uebrigens bemerkt eben diefer noch, dafs „*Mr. le libraire Oehmigke*" die Correctur nicht übernehmen wollte, Hr. *Müchler* aber, der Urheber der beiden erftern Auflagen, wegen feines Alters fich nicht damit befaffen konnte, und deswegen Hn. *M.* um Uebernehmung der Correctur bat. Diefer erfüllte nun wirklich die Bitte, und zu Folge feiner Verficherung foll der gegenwärtige neue Abdruck möglichft correct feyn. Rec. fand es indeffen nicht fo, vielmehr ift die Reihe von Druckfehlern, davon manche, befonders in Hinficht der falfchen oder ganz vernachläffigten Interpunction, den Sinn entftellen, nicht klein. So z. B. in der *Vie de Voltaire* S. III. Z. 10 von unten heifst es: *Dès qu'il eût ce dernier emploi il ne voulut pas que ce fut;* in der *Histoire abrégée des Evénements* etc. S. 1. vom zweyten Abfatze an, welcher beginnt: *La France* etc. Z. 4. Hierher gehört nach den Worten: *faux zèle* ein Semicolon. S. 2. Z. 2. Nach *le sein* mufs das Comma weggeftrichen werden. Z. 7. v. u. *au lieu d'accabler ... de l'autorité* etc. Es foll heifsen: *d'acc. sous le poids de l'aut.* Ferner in der *Idée de la Henriade* S. 7. Z. 8. *tels que* ftatt *telles que.* Z. 6. v. u. *on croit pouvoir* [ftatt *devoir*] *dire* etc. In der *Henriade* felbft im erften Gefange S. 12. Z. 11. *de ces tours* ft. *de ses tours.* Z. 11. v. u. *On eut* [ft. *eût*] *dit* etc. — Endlich in den *Anmerkungen* S. 114. not. *a.* Z. 9. *On ne doit dont point.* etc. Diefs *dont* ift wegzuftreichen. S. 117. not. *b.* Z. 2. und 3. *de château* foll heifsen: *de ce château.* S. 130. not. *b.* Z. 2. *qui se trouvèrent tout* ft. *tous.* — Rec. hat nur die wichtigern Fehler ausgehoben, und will dabey erinnern, dafs die Accentuation kein befferes Schickfal erfuhr; fo ift u. a. das Verbum *régner* gewöhnlich falfch accentuirt. Was die Anmerkungen befonders betrifft, fo find fie gröfstentheils fehr abgekürzt worden, und daher keineswegs fo vollftändig, als fie Rec. in einer niedlichen ftereotypifchen Ausgabe (Paris 1801.) befitzt, welche aufser der *Henriade*, der *Idée* derfelben, der *Histoire abrégée* und dem *Essai sur les Guerres civiles de France* noch den *Voltaire*'fchen *Essai sur la Poésie Epique* enthält, bequem in der Tafche getragen werden kann, und doch nicht mehr als 45 Krzr. koftet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, in d. Stage. Buchh. in Augsburg: *Adolph der Naffauer*, Kaifer und König der Deutfchen. Für Wahrheitsfreunde, Patrioten und denkende Köpfe jetziger Zeit. Von *Joh. Georg Leuchs*, d. Rechte Doctor zu Nürnberg. Ohne Jahrz. XIV u. 64 S. 8. (8 gr.) — Der Vf. ift mit der Schilderung, welche der berühmte *Schmidt* in feiner Gefchichte der Deutfchen vom Kaifer Adolph entworfen hat, durchaus nicht zufrieden, und vermifst dort fowohl hiftorifche Treue, als nöthige Kritik. Wenn man aber einen Mann, wie *Schmidt* ift, tadeln will, fo mufs man gründlicher zu Werke gehen, als es der Vf. gethan hat. Leere Declamationen beweifen nichts. Was werden z. B. Gefchichtskenner zu der Behauptung S. 16. fagen: „So ward Adolph Kaifer durch die einftimmige, unerfchlichene (?) und kluge Wahl der Churfürften, und durch die Krönung zu Aachen. Der Geift des biedern Rudolphs, feines Vorgängers, der unter völlig gleichen Verhältniffen, wie er, auf den Thron gekommen war, und der gleiche erhabene und perfönliche Eigenfchaften in feiner Perfon vereinigt hatte, freuete fich der Nachfolge feines Zöglings, und das unbefangene Deutfchland frohlockte." War es denn dem Vf. unbekannt, dafs Adolphs Vetter, der Erzbifchof von Mainz, Gerhard von Eppenftein, alle mögliche Ränke gebrauchte, um ihn zur Krone zu verhelfen, wohin vorzüglich das gehört, dafs er jedem Wahlfürften insgeheim denjenigen vorfchlug, von welchem er wufste, dafs er ein Feind deffelben war, und fich die Verficherung ertheilen liefs, jedem andern die Stimme zu geben, nur dem nicht, den Gerhard zuerft vorgefchlagen? Wirklich ernannte Gerhard mehr den Adolph zum Könige, als dafs er ihn wählen liefs. Wollte der Vf. diefes, was aus guten Quellen bekannt ift, ungeachtet fie *Schmidt* nicht anführt, widerlegen: fo mufste er andere Quellen nennen, worin das Gegentheil dargethan wird. Aber davon keine Spur. — Eben fo wenig kann man mit Adolphs Charakterfchilderung S. 3. zufrieden feyn: „Wahre Vaterlandsliebe, *ftrenge Erfüllung der Pflicht*, feltene Grofsmuth, echte Tapferkeit, *anhaltender Eifer für jede gerechte Sache*, eine fchöne Geftalt, mehr im regelmäfsigen Verhältniffe des Körperbaues, als in einer aufserordentlichen Leibesgröfse, und ein angenehmes gefälliges Wefen gegen Vornehme und Geringe waren Eigenfchaften, die ihn eines längern und ruhigern Befitzes des deutfchen Thrones würdig machten." Wie möchte wohl der Vf. Adolfs Gerechtigkeitsliebe in deffen Betragen gegen Albrechts des Ausgearteten Söhne finden, und in dem Kaufe von Thüringen und Meiffen, welchen Zeitgenoffen und Nachkommen als eine grofse Ungerechtigkeit angefehen haben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. Junius 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der östreichischen Monarchie.* Herausg. von einer Gesellschaft östreichischer Gelehrten. *Erster* Bd. 1806. 344 S. 8.

Der Hofr. *Grellmann* hat bekanntlich 3 Bände statistischer Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der östr. Monarchie (den *dritten* 1802.) bey dem genannten Verleger herausgegeben. Er war, wie Rec. erfuhr, im Begriffe, den *vierten* ans Licht zu stellen, als ihn sein Ruf nach Moscau aus Deutschland, und sein zu früher Tod aus seiner literarischen Wirksamkeit abrief. Die Materialien zum *vierten* Bande waren bereits geordnet; ob sie aber erscheinen werden, muss die Zukunft lehren. Mässigung, kluge Umsicht und politischer Tact leiteten den verstorbenen *Grellmann* bey seinem Unternehmen: seine *drey* Bände enthalten viele, zum Theil starke, Wahrheiten, aber nie trat er dem regierenden Hause, nie den Rechten der Krone zu nahe; die zwey ersten Bände waren von der östr. Censur tolerirt, nur der *dritte* war, wegen derber Wahrheiten, die dem intoleranten Theil des unger. Clerus gesagt waren, verboten, aber es liess sich die dereinstige Aufhebung dieses Verbots hoffen. Nun tritt hier ein Fortsetzer *Grellmanns* auf, der sich als solchen in der Vorrede ankündigt, der aber zu diesem Unternehmen weder den statistischen Ueberblick aller Theile der Monarchie, noch die Bescheidenheit und Vorsicht seines Vorgängers mitbringt. Dieser Band beschäfftigt sich hauptsächlich mit Ungern, auf andere Länder ist fast keine Rücksicht genommen. Vieles ist allzuheftig gesagt, das ein kluger Redacteur im Texte oder in Noten gemildert und berichtigt hätte; der Redacteur that diess aber nicht nur nicht, sondern fügte einige noch heftigere und unzweckmäsigere Noten hinzu. So z. B. hätte ein bescheidener Red. gewiss den S. 143. stehenden Ausfall auf das gesammte deutsche Ministerium in Wien gemildert und berichtigt: denn wenn auch einzelne deutsche Minister, in Rücksicht Ungerns, wirklich so gedacht hätten und denken sollten, so ist dieses doch nicht bey Allen; vielleicht auch nicht bey der Mehrheit der Fall. Mehrere biedre deutsche Minister wünschen mit Recht, dass Ungern mehr zu den Bedürfnissen der ganzen Monarchie beytrage, aber sie wollen nicht alle Lasten dem Bürger und Bauer allein aufgebürdet wissen, vielmehr wünschen sie, dass, wie in den deutschen Erbländern der Mittelstand kräftiger bey seinem Eigenthume und seinen Rechten geschützt, und der Clerus und Adel zur Theilnahme an den öffentlichen Lasten gezogen werde. Unter dieser Bedingung dürfte jeder deutsche biedere Minister geneigt seyn, den Colonialzustand, worin dieses Reich durch das Zollsystem gehalten wird, nach und nach abzustellen — den Colonialzustand, worüber die Ungr. Stände allerdings mit Grund klagen könnten, sobald sie sich zu den Bedingungen der Aufhebung desselben einlassen wollten. Auf wechselseitige Annäherung, Gründung und Befestigung des Zutrauens kommt es also an, nicht aber auf Erbitterung und Entfernung beider Theile. Was soll man in dieser Rücksicht von dem Red. denken, der S. 115 f. eine Note aus *Remer* beybringt, die das Ungerechteste und Schreiendste enthält, was wider so manche rechtschaffene Fürsten des Hauses Oestreich, wider einen Ferdinand I., Maximilian II., Carl VI., Maria Theresia, Leopold II., Franz II. vorgebracht werden kann, und die selbst Josephs II. treffliche Anstalten und Verbesserungsversuche in ein verhasstes Licht stellt? Nach *Remer* hätte ein inländischer König dem Reiche mehr Heil gebracht, als die Verbindung mit Oestreich — diese *Remer*'sche Meinung theilt aber kein rechtschaffener, in der Geschichte bewanderter Magyar — vielmehr hat noch unlängst Hr. *v. Engel* in der Zeitschrift von und für Ungern I. 1802. S. 149. klar genug angedeutet, was aus Ungern durch Zapolya und seine Partey für ein elendes Land geworden sey. Rec. glaubt gern, dass auch der Red. nicht *Remers* Meinung billige, wie er denn auch diess mit keiner Sylbe äussert, aber er verweilte bey dieser politischen Ansicht, um dem Red. für künftige Fälle mehr Umsicht und Klugheit zu empfehlen, zumal da er nach seiner Aeusserung gesonnen ist, jährlich zwey solche Octavbände erscheinen zu lassen. Schriftstellerische Freymüthigkeit, welche wirken und nicht schädlich, sondern nützlich wirken soll, muss Mässigung und Welterfahrung zu Gefährtinnen haben.

Rec. wendet sich nun zu dem Inhalte dieses Bandes, der, wie er mit Vergnügen sagt, viel Gutes und Nützliches liefert.

I. *Bruchstücke aus einem ungedruckten Werke über den Zustand der Bauern in Ungern* von *Gregor v. Berzevitzi*, dem Vf. des Werks von Ungerns Industrie und Commerz (Weimar b. Gädike 1802. S. A. L. Z. 1804. N. 259.). Der Vf., selbst ein Güterbesitzer im Zipser-Comitate, schrieb ein latein. Werk: *de conditione et indole Rusticorum in Hungaria;* da das Werk ohne Wissen und Einwilligung der k. ung. Hofkanzley nach der Censur-Verfassung nicht hätte gedruckt wer-

den können, und diese Einwilligung von dem ung. Censur-Referenten Hofrathe *B. v. Püchler* schwerlich zu hoffen war, so blieb es ungedruckt, ward aber von mehrern Freunden des Vfs. copirt, und solch eine Copie kam auch dem Herausg. in die Hände. Leider theilt er uns nicht das Ganze mit den angehängten Tabellen, sondern nur ein Bruchstück mit. Das latein. Werk hat *drey* Abschnitte, 1) von der Entstehung und den Schicksalen der Bauern in Ungern; 2) von ihrem Zustande; 3) von ihrer Beschaffenheit in sittl. ökonom. Rücksicht. Nur den *zweyten* Abschnitt und einiges aus dem *ersten* hat diessmal der Herausg. verdeutscht, vielleicht aber trägt er das andere nach, wozu ihn Rec. hiermit auffordert. Die Verbesserungen des Zustandes der Bauern, die der Vf. in Ungern im Allgemeinen wünscht, sind längst in den deutschen Erblanden praktisch und gesetzlich eingeführt. Sehr richtig bemerkt er, dass das ungr. Civilrecht ein verkapptes Lehnrecht sey. (S. 7.) Die Schicksale der Bauern in Ungern in den ältern Zeiten bis zur Verfassung des Tripartitums, und von da bis zum Theresianischen Urbarium, liessen sich gründlicher darstellen, als es vom Vf. S. 8. folg. bis 17. geschieht. Hingegen wird sehr deutlich und arithmetisch nach dem Theres. Urbarium gezeigt, dass ein sogenannter ganzer Bauer, der 24 Joch Acker, 12 Tagewerk Wiesengrund, einen Hausplatz von ½ Joch besitzt, für sich, seine Familie, seine Abgaben und Leistungen jährlich wenigstens 265 Fl. braucht, während seine Einnahme, mit Anwendung aller ökonom. Sorgfalt, aus diesem Feldbau nicht höher als auf 180 Fl. berechnet werden kann. Er muss also schlecht leben, und das Fehlende durch anderweitige Industrie, z. B. Fuhren um Geld, Leinwand- und Hanfzubereitung, Bienenzucht u. s. w. ersetzen. Hieraus erscheint also die Nothwendigkeit, den ungr. Bauer noch mehr zu erleichtern; eine Nothwendigkeit, worüber speciellere Auskunftsmittel in dieser Abhandlung vermisst werden. Ein Schritt hierzu wäre, nach der Meinung des Rec., dass die Abgaben zur Domestical-Casse, d. h. zur Bezahlung der Comitatsbeamten und der adeligen Justiz und Civilverwaltung dem Bauer abgenommen, und dem Adel aufgebürdet würden, zu dessen Nutzen jene Verwaltung besteht. Eine Erleichterung der Zahl der Roboten wäre ebenfalls sehr nöthig. Von S. 33. an, zeigt der Vf., dass auch die Art der Vertheilung der Lasten dem Bauer drückend, öfters unverhältnissmässig und ungerecht sey; aber nirgends lässt sich der Vf. in specielle Angaben ein, wie dem Uebel abzuhelfen sey. So z. B. erinnert der Vf. mit Recht, dass die jetzt übliche Einfangung der Rekruten mit vieler Willkühr, Misshandlung und Gewaltthätigkeit verknüpft sey: aber er sollte deutlicher sagen, dass die Josephinische Conscription wieder herzustellen und hierauf die Rekrutenaushebung und Vorrufung in billigem Verhältnisse zu gründen sey. Er erinnert, dass die Contributionsconscription, d. h. die jährliche Verzeichnung der der Contribution unterworfenen Gegenstände äusserst willkürlich und unzuverlässig, und mit vielen wissentlichen Verhehlungen und Betrügereyen verknüpft sey, und dass der Contribuent, der Grundherr und der adelige Conscriptor geslissentliche Unwahrheiten sagen und niederschreiben, (S. 39. u. 40.) aber er sagt nicht deutlich: dass hier nur die Josephinische Grundausmessung, und die Contributionsbeschreibung durch königliche und nicht durch adelige Comitats-Beamte helfen könnte. Er erinnert, dass der Bauer selten Gerechtigkeit findet, zumal wenn er wider seinen Grundherrn klagt, weil das forum dominale aus lauter Adeligen besteht: (S. 20.) aber er sollte bestimmter fordern, dass alle Urbarialklagen vor königl. und nicht vor Comitatsbeamten verhandelt werden sollten, und dass zu dem Ende in jedem Comitate ein königl. Comitats-(Kreis-) Hauptmann zu bestellen, und ihm und einem eigen bestellten Armenfiscal (Syndicus) alle Verhandlung der Urbarial-Conscriptions-Rekrutirungs- und Contributionsangelegenheiten übertragen werden möge.

II. *Ueber die ungerisch-nordische Handlungsgesellschaft.* Der Plan hierzu ist schon während des Reichstags 1802. vom Hn. v. Schweikard entworfen worden, der in der damals gedruckten Ankündigung behauptete, schon 13000 Antheile Tokayer nach Russland versendet zu haben. Eine neuere gemässigtere Ankündigung erschien unterm 11. May 1804. unterzeichnet vom Fürsten v. Bretzenheim, der für Lindau das Cameral-Dominium Regéz und Patak erhalten hat, von 2 Grafen Esterházi, und von andern. Der Vf. dieses Aufsatzes macht triftige Bemerkungen zu diesem Plane. Er erinnert mit Recht, dass über die Direction dieser Gesellschaft und über die eigentliche Vertheilung des Gewinnes eine absichtliche Dunkelheit verbreitet sey, vielleicht weil v. Schweikhard diese Direction führen soll, der, wie er gut bemerkt, eben nicht berechtigt sey, ein unbedingtes Zutrauen zu fordern. Rec. hat übrigens bisher nicht viel von der Wirksamkeit dieser Gesellschaft und deren Resultaten gehört, und enthält sich daher aller weitern Bemerkungen, wie die Aufsicht des Staats dahin zu richten wäre, dass diese Gesellschaft zwar die Mittel und Wege des Handels erleichtern und vervielfachen, aber zu keinem drückenden Monopol führen solle. (vergl. S. 60.)

III. *Ueber den ungerschen Reichstag vom J.* 1802. Zwey Aufsätze, wovon der erstere mit starker brittischer, der andere S. 118 f. mit heftiger und übertriebener Freymüthigkeit abgefasst ist. Da die Leser der A. L. Z. aus den Ergänzungsblättern 1806. die Verhandlungsgegenstände dieses Reichstags kennen: so wird Rec. nur kurz das Wesentliche dieses Aufsatzes berühren. Der erste Aufsatz giebt uns im ersten Kapitel Nachricht von der Einrichtung der ungerschen Reichstage überhaupt, die, obwohl auf vier Blättern zusammengedrängt, doch viel treffende Winke enthält. Das Unterhaus, oder die zweyte Tafel, und in dieser die Comitatsdeputirten führen die Hauptstimme in allen Verhandlungen. (Es liessen sich noch mehr Betrachtungen anstellen, z. B. warum die städtischen Deputirten so gar wenig sprechen, und so wenig in der

der politischen Wagschale wiegen.) In den folgenden Kapiteln wird der Gang des Reichstags vom J. 1802. erzählt, zum Theil auch der geheimere Gang desselben. In unserm Zeitalter, wo regierende Häuser und ständische Verfassungen gleich häufig ihren Untergang finden, giebt diese Geschichte hinlänglichen Stoff zum Nachdenken, was die Beherrscher des unger. Reichs, noch mehr aber dessen Reichstagsrepräsentanten, für das Wohl der ganzen Monarchie und für die Festigkeit der unger. Ständeverfassung selbst zu thun hätten. Die Bemerkung des Vfs. S. 112., dass die Oppositionspartey, die sich der Hofpartey entgegenstellte, durchaus aristokratischen Sinnes gewesen, ist leider! wahr, und läst am Ende das Resultat besorgen, das S. 117. angegeben wird: Ungern wird früher oder später eine militärische Reform erhalten. Der Vf. des zweyten Aufsatzes von S. 118. an, entwickelt die bey diesem Reichstage begangenen Fehler der Hofpartey genauer, die der vorige Aufsatz nur andeutete. So viel Uebertriebenes auch darin ist, so erregt er doch den Wunsch, dass doch endlich Hof und Stände zu dem schönen Zwecke der Erleichterung des gemeinen Mannes, der bürgerlichen Freyheit durch alle Menschenclassen, der Befreyung der Industrie und des Handels von allen Fesseln, sich vereinigen mögen.

IV. *Gallerie aller Heiligen, von Joh. Simonides, Rector zu Briess, ein Beytrag zur Geschichte des Judicii delegati zu Presburg* 1674. Drey östr. Regenten Rudolph II., Ferdinand II. und Leopold I. haben sich durch Intoleranz und Befolgung jesuitischer Rathschläge eine Menge Ungelegenheiten, Unruhe und Gefahren zugezogen; es hält daher für einen unpartheyischen Historiker schwer, in der Geschichte eines Bochkaj, eines Gabr. Bethlen, eines Tököli u. s. w. die Gränzlinie zwischen Rebellion und zwischen gesetzmässiger Nothwehr wider despotischen Gewissensdruck zu ziehen. Das Judicium delegatum zu Presburg 1674. und das Caraffaische Blutgericht zu Eperies bleiben ewige Schandflecken in Leopolds I. Regierungsgeschichte. Vergebens suchte man alles durch das Wort Rebellion zu bemänteln: die Akten beider Vorgänge sprechen laut die wahre Absicht aus, den Protestantismus gewaltsam zu unterdrücken. Von den mehr als 300 Predigern und Schullehrern, die 1674. nach Presburg citirt worden, und worunter sich Simonides, damals schon evang. luther. Prediger zu Neusohl, befand, ist es nach allen Thatsachen klar, dass sie nicht für politische Schuld, sondern für ihr Glaubensbekenntniss gelitten (daher der jedoch immer unpassende Titel: Gallerie aller Heiligen). So viele Akten wir auch schon über den ganzen Vorgang haben: so war es doch gut gethan, auch den Bericht des S. im Auszuge bekannt zu machen. Der Herausg. hat Noten und Anmerkungen beygefügt, die meistens aus *Ribini* und *Klein* gezogen sind, und kein tieferes Studium der protest. Kirchengeschichte verrathen. So z. B. ist es wohl ausgemacht, dass der Exjesuit Kellio und der erzbischöfl. Secretär Lapsansky nicht eine Person gewesen, wohl aber ist wahrscheinlich, dass Kellio der eigentliche Vf. der unter Lapsanskys Namen erschienenen Schrift wider diese Prediger sey.

V. *Leutschauer Chronik von Casper Hain. Wagner* hat schon in *Analectis Scepusii* Auszüge desselben gegeben, der Herausg. gedenkt sie ganz abdrucken zu lassen, vorzüglich wegen der bey *Wagner* ausgebliebenen Aufschlüsse über die Fortschritte der Reformation in Ungern. Rec. ist überhaupt sehr für den unverstümmelten Abdruck alter Denkmähler, und billigt die Absicht des Herausg. Von Caspar Hain dem Redacteur derselben hätte er gleich anfangs mehrere Nachricht erwartet, als dass er zu Anfang des 18. Jahrh. gelebt habe. Dass er Spervogels und Türks Vorarbeiten benutzt habe, ist gewiss, aber eben desswegen hätte der Herausg. sich von beiden und von Hain selbst mehrere Copieen (da manche mehr, manche weniger enthalten) verschaffen, und in kritischen Noten nachweisen sollen, was davon benutzt oder weggelassen, oder geändert worden. So hätte er sich und den Lesern Aufschluss verschafft, welchem Vf. eigentlich die eingewebten lateinischen Stellen (S. 227.) gehören? In diesem Bande geht der Abdruck bis zum J. 1530.

VI. *Kurze Uebersicht des durch Unterhandlungen der Stände und durch Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungern*, soll im nächsten Bande fortgesetzt werden. In diesem Bande ist die Uebersicht bloss historischen Inhalts, und geht bis auf Rudolph II. Wie seicht hier gearbeitet worden, erhellt daraus, dass der Vf. kaum zwey Zeilen auf Maximilian's II. Regierung wendet, dessen liberaler Denkart und dessen Generalen Schwerdi u. s. w., jedoch eigentlich der Protestantismus in Ungern die stärksten Fortschritte verdankt. Die Geschichte der prot. Kirche, welche zu Göttingen erschien, hätte dem Vf. zum Muster und Leitfaden einer gründlichern Behandlung dienen können.

VII. *Oestreichische Staatsanzeigen.* Ein aus allerhand Quellen zusammengeraffter Artikel, enthaltend Verordnungen und Aktenstücke vom J. 1804. die die Zeitungen grösstentheils geliefert haben oder die auch aus den Annalen der Ö. L. und den Intellig. Blätt. der A. L. Z. genommen sind, und dennoch keine auch nur solche Uebersicht der östr. Staatsmerkwürdigkeiten vom J. 1804. gewähren, als sie Hr. *Schwaldopler* in seinem historischen Taschenbuche von den Jahren 1801. u. ff. darbietet. Wir würden daher dem Hn. Herausg. rathen, diesen Artikel seines Buches nicht fortzusetzen.

JUGENDSCHRIFTEN.

LIEGNITZ u. LEIPZIG, b. Siegert: *Mythologischer Kinderfreund* oder *Anleitung, die mythologischen Dichtungen der Alten zu verstehen und anzuwenden.* Nach einem durchaus neuen Plane für die Jugend bearbeitet. 1803. XVI u. 288 S. 8. M. 15 Kpfrn. (1 Rthlr.)

Der Vf. will seine jungen Leser in den Stand setzen, den Gang der Phantasie einer ungebildeten und dann unge-

ungemein cultivirten Nation, so wie der kennen zu lernen, die von ihr ihren Religionscultus bekam, zu sehen, wie diese Phantasie das Wahre mit dem Unwahren, Vorfälle des Alterthums mit Vorstellungen des Dichters und seiner Zeitgenossen vermischte, und ihnen endlich Gelegenheit geben, selbst in den Geist der Alten einzudringen, selbst dem nachzuspüren, was jenen Mythen zum Grunde liegt, was sie so lange in Ansehen erhielt, in wie weit sie für bildende Künste benutzt werden können, wie sie der Dichter noch benutzen kann, und wie sie die alten wirklich benutzten. Er fängt nach einer allgemeinen Einleitung über Entstehung der Mythen von dem ältesten Göttergeschlecht an, geht dann zu den jüngern über, denen er zugleich die Heroengeschichte einflicht, und schliesst am Ende noch einige eigenthümliche Mythen der Römer und das Unentbehrlichste aus der ägyptischen Mythologie mit an. Es ist wahr, dass der Vf. es sich nicht so leicht gemacht hat, als die gewöhnlichen Fabricanten von Mythologieen, und dass man seinem Büchlein den Fleiss und die Anstrengung ihres Urhebers deutlich, vielleicht zu deutlich, anmerkt; daher wir auch viel Nützliches und Gutes in demselben finden. Diess hindert uns aber nicht zu bekennen, dass wir weder dem Plan noch der Ausführung recht Geschmack abzugewinnen im Stande sind. Der durch das Ganze laufende Dialog des P. Redlich mit drey Söhnen von zehn bis dreyzehn, und mit einer Tochter von vierzehn Jahren, veranlasst unnütze und lästige Weitläuftigkeit. Die Unterhaltung mit Kindern dieses Alters ist viel zu abstract, räsonnirend und philosophirend; selbst der Vortrag nicht gewandt und anziehend genug, wiewohl ihn der Vf. bisweilen durch scherzhaften Ton zu beleben bemüht ist und durch eingestreuete Blumen aus den alten Dichtern wirklich belebt hat; die Partieen der alten Fabellehre, welche Lüsternheit in den jugendlichen Gemüthern erzeugen könnten, sind nicht immer sorgfältig genug der Kenntniss entzogen, oder durch die Art der Darstellung unschädlich gemacht worden, obgleich von den *nequitiis* der irdischen Venus mit einer ernsten und strafenden Miene gehandelt wird. Bey einzelnen Ansichten und Aeusserungen, so wenig wir sie alle unterschreiben, verweilen wir nicht. Da fast alle Lieferanten solcher Schriften die mythologischen Namen auf das unverantwortlichste verhunzen, so muss man froh seyn, in diesem Buche nur hier und da auf Wörter, wie folgt, *Pyrisphlegton*, *Tenarum*, *Hyppolytus*, *Biton* (Bion), *Venus Pandaemos*, u. s. w. zu stossen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Ueber die National- und Finanzwirthschaft der östreichischen Monarchie nach dem Frieden von Presburg*, von Dr. *Franz Geier*, Professor der Staatswirthschaft zu Würzburg. 1806. 122 S. 8. — Seitdem der dänische Staatsrath *v. Eggers* über das Kapitel der östr. Finanzen angehört worden, hatte Hr. *v. Plessen*, mecklenburgischer Abgesandter bey der ehemal. Regensburger Reichsversammlung (A. L. Z. 1806 Nr. 298.) Hr. *v. Dornhof*, Advocat zu Trient, und andere Ausländer ihre Stimmen über diesen Zweig der östr. Staatsverwaltung abgegeben: dem Beyspiele derselben folgt nun auch unser Vf. Dieser Fleiss ausländischer Gelehrten müsste für die inländischen beschämend seyn, wenn diese nicht triftige und nöthigende Gründe hätten zu schweigen. Zu der ersten Klasse der triftigen Gründe gehört 1) dass um bestimmte Vorschläge zu machen, bestimmte Grundangaben nöthig sind, als z. B. über die Zahl der im Umlauf befindlichen Bankozettel, über die Summe des im Staatsschatz wirklich vorräthigen baaren Geldes, über den jährlichen Ertrag der Bergwerke, über das Total der Einnahmen und Ausgaben, über den Capitalwerth und den Ertrag der Domänen, der Güter der Geistlichkeit u. s. w.; 2) dass die Männer, denen diese Angaben bekannt sind, auch fähig wären zu helfen, wenn theils nach den äussern Zeitumständen der Zeitpunkt da wäre, theils sie in manchen Dingen durchzugreifen nicht von anderer Seite verhindert wären. Die nöthigenden Gründe übergeht Rec. — Bey diesem Stillschweigen lassen sich die inländischen Finanzkundigen es gerne gefallen, dass Ausländer sich an diesem Gegenstande versuchen; ja sie lassen den Schriften derselben, wofern diese von gesunden Grundsätzen der Finanzpolitik ausgehen, alle Gerechtigkeit wiederfahren. Von allen den Schriften, welche Rec. hierüber gelesen, gefällt ihm die vorliegende am wenigsten. Der gedrängte Inhalt derselben ist folgender. 1) Man zwinge die Unterthanen, auf 20 Jahre lang, allem Gebrauche von Gold und Silber zu entsagen, und alles Gold und Silber gegen Obligationen zu 2 pro Cent. in die Münze abzulieiern. „Eine Nation zu diesem Entschlusse, zu dieser *spartanischen* Tugend zu bringen, liegt wohl nicht ausser der Möglichkeit einer Regierung, die seit vielen Jahrhunderten ihre hohen Begriffe von *Redlichkeit* und *Gerechtigkeit* in ganz Europa zum Muster aufstellte. (S. 50.) (Wer fühlt nicht den Widerspruch, der in diesen Worten liegt? Nein, auf solche Extreme, die die Nation arm machten, um sie reich zu machen, verfällt eine redliche und gerechte Regierung nicht.) 2) Man vervollkomme alle Zweige der Nationalindustrie. Nun aber wie? a) Man lasse kein Gold und Silber aus dem Lande, sondern zwinge die Ausländer, für alle Forderungen östr. Producte zu nehmen! b) Man verbiete *alle* ausländische Bedürfnisse der Einbildung und der Weichlichkeit. c) Man verbiete die Anlegung aller Capitalien im Auslande. 3) *Man verpachte alle Steuern an die Nationen selbst* und erspare alle Einhebungskosten. (S. 99. 100.) 4) Man errichte eine *Nationalindustrie-Assecuranz*, eine Art Bank für die Capitalisten, ein Magazin von Materialien für alle Gattung Arbeit, eine Niederlage von Waaren, (die sonach dem Ausländer für seine Forderungen aufgedrungen werden sollen), eine Nationalindustrie-Commission, und eine Nationalpachtung aller Domänen und Regalien. — Wider Ersparungen, ausserordentliche Steuern, Lotterieen und andere Operationen zieht der Vf. zu Felde, und hält seine Vorschläge für die allein zum Zwecke führenden. Rec. glaubt es sey genug, ihren wesentlichen Inhalt charakterisirt zu haben, um zu zeigen, dass es dem Vf. nicht nur an allen Grundangaben zur Lösung des Problems, sondern auch an den ersten Elementen der Finanz- und Handelspolitik, ja sogar des natürlichen Eigenthums- und des allgemeinen Staatsrechts mangle.

